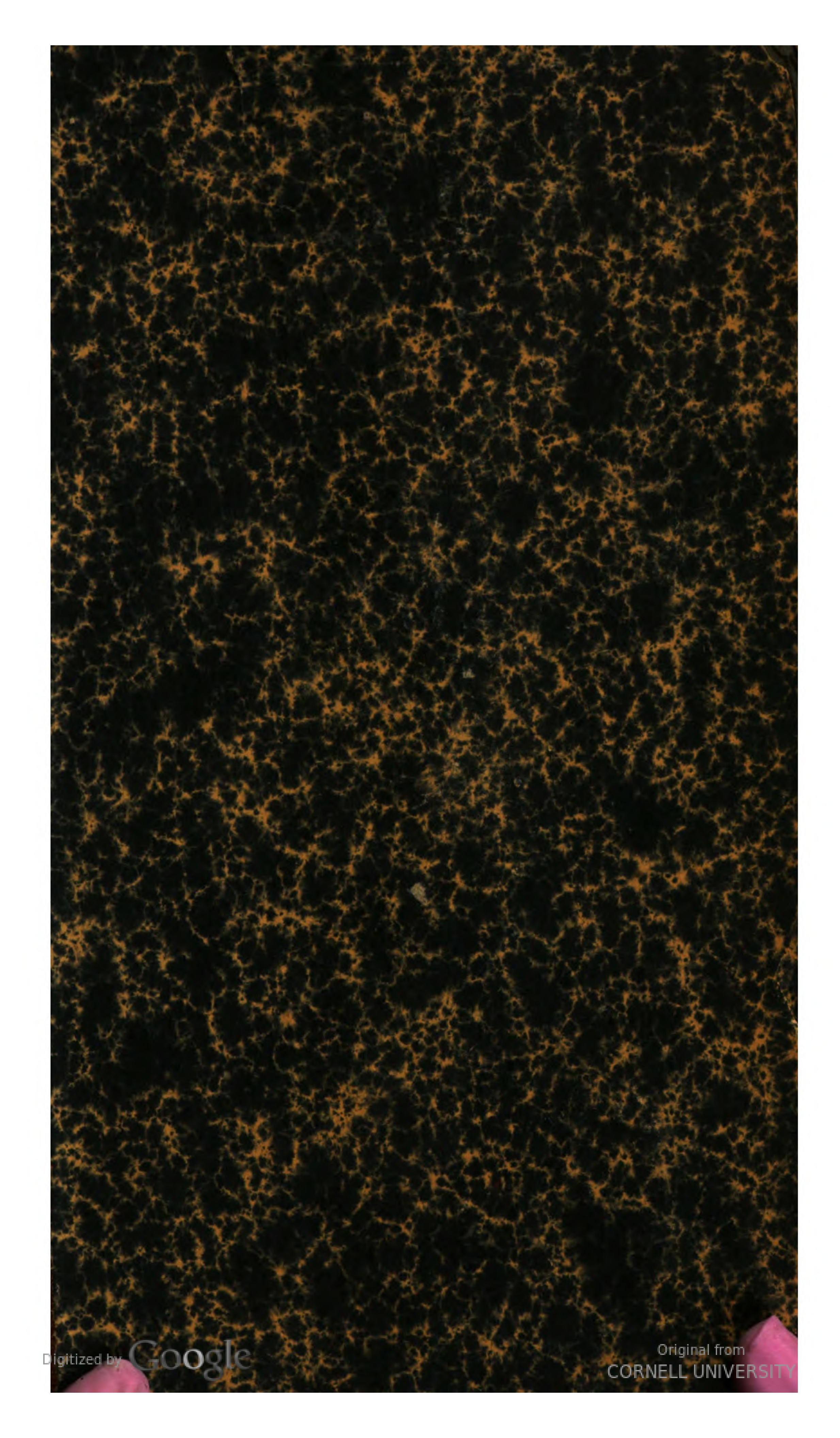
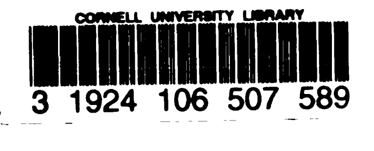



CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 106 507 589


CORNELL UNIVERSITY LI
3 1924 106 5

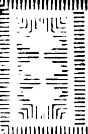
Westermanns Monatshefte



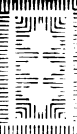
60. Jahrgang. 119. Band. 1. Teil

September 1915 bis November 1915

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig



Inhalt des hundertneunzehnten Bandes



1. Teil. September 1915 bis November 1915

Namen- und Sachregister

Literarische Rundschau

Dramatische Rundschau von Dr. Friedrich Düsel

Kunstblätter und Einschaltbilder

September:



Verzeichnis der Mitarbeiter





Gummidruck von George Westermann

Ernst Bischoff-Culm: Der Kaiser

Nach dem in der Kunsthandlung von Ernst Arnold in Dresden erschienenen Kunstblatt
Zu dem Aufsatz »Das kurische Ostpreußen« von Carl Meißner





Band: 119.I Sept. 1915

Die eine Sekunde

Von Marie von Ebner-Eschenbach



Die Trauergäste hatten den Friedhof verlassen, nur ein Geschwisterpaar, ein stattlicher alter Mann und eine schlanke, viel jüngere, wenn auch längst nicht mehr junge Frau, waren noch an dem mit Blumen überreich geschmückten Grabe stehengeblieben.

Der Spätsommerabend begann kühl zu werden, aber der Mann ließ sein weißhaariges Haupt unbedeckt, hielt seinen Hut in den gekreuzten Händen und blickte unverwandt zur Erde nieder. Er war groß und breitschultrig, schon etwas gebeugt, die hohe Stirn von Falten durchfurcht. Auf seinem bartlosen gebräunten und energischen Gesicht lag ein Ausdruck von lächelnder Wehmut, eine Rührung, eine Weichheit, die ihm beinah etwas Jugendliches gaben. Seine Schwester betrachtete ihn schweigend.

Ist — die da unter Blumen ruht, eine der vielen gewesen, die er einst geliebt hat, eine der vielen, vielen, von denen er geliebt wurde? Es flog ihr nur durch den Sinn, hinterließ nicht die Spur eines Zweifels. Nein, nein, die Herzensruhe dieser stillen, klaren Frau hat er nie gestört, sie ja auch im Leben eher gemieden als aufgesucht. Was bewegt ihn jetzt? und warum ist er bei der Nachricht ihrer Erkrankung so rasch hierhergeeilt?

Sie sprach diese Gedanken nicht aus, sie mahnte nur zum Aufbruch, denn es war spät geworden und Zeit, den Heimweg anzutreten.

»Gehen wir,« sagte er, blieb aber noch einen Augenblick stehen, schwenkte seinen Hut mit einer großen, feierlichen Gebärde grüßend vor dem Grabe und murmelte leise: »Dank!«

Dann gingen sie lange nebeneinander hin, über Feld- und Wiesenwege, an kleinen, freundlichen Gehöften vorbei, der Straße zu, die, mählich aufsteigend, durch eine villenreiche belebte Ortschaft zu ihrer Behausung führte. Sie war Eigentum der Schwester, ein netter, wohnlicher Bau ohne überflüssigen Zierat, lag mitten in einem liebevoll gepflegten Garten und hatte eine traumhaft schöne Aussicht über die Stadt, den Fluß mit seinen Auen, den langen, dunklen Zug der bewaldeten Berge.

Die Geschwister waren rüstig gewandert und dennoch erst bei einbrechender Nacht zu Hause angelangt. Sie hatten wenig und nur von gleichgültigen Dingen gesprochen. Nun, nach dem Abendessen, saßen sie am Tisch in der verglasten Veranda, beim sanftgedämpften Licht der elektrischen Lampe. Beide rauchten; er, zurückgelehnt in seinen Lehnsessel, sie, aufrecht in dem ihren. Die Zigarre zwischen den Zähnen,



strickte sie mit feinen, geschickten Fingern emsig an einer Kinderjacke. Ihr Bruder unterbrach das Schweigen plötzlich. Seine klaren, blauen Augen sahen die Schwester fragend an: »Theo, sag' mir, bin ich sentimental?«

Sie mußte lachen: »Nein, mein Lieber, wirklich nicht.«

»Nun — und doch, und doch —«, wiederholte er mehrmals. »Die Frau, die wir heute begraben haben, ist nie meine Geliebte gewesen, aber das größte Glück, das ich je durch eine Frau erfahren hab', hat sie mir geschenkt.«

Er schwieg wieder, und sie fragte nicht; sie fragte nie und erfuhr doch alles von ihm, oft mehr als sie zu erfahren wünschte. Sie rauchte und strickte weiter und sann über das Rätsel nach, das er ihr aufgegeben hatte. Das ganze Dasein der Entschlafenen war so ruhig und ereignislos verlaufen, lag klar vor aller Augen, es konnte ein Geheimnis nicht bergen. Sie hatte ihn als den großen Künstler, der er war, bewundert, für seine Arbeiten das feinste und tiefste Verständnis gehabt — persönlich nahe schienen sie einander nie getreten zu sein.

Jetzt begann er wieder: »Ich hätt' sie so gern noch gesehen vor ihrem Tod, ich hab' ihr was sagen wollen ... Du warst zu klein, du hast nichts davon gewußt, und später, wie du groß geworden bist, war's lang vergessen, daß ich als sechzehnjähriger Bub verliebt gewesen bin in die schöne, ältere Kusine.«

»Nein, davon hab' ich nicht die geringste Ahnung gehabt.«

»Verliebt,« fuhr er fort, »und dabei so unschuldig mit meinen sechzehn Jahren, wie's heutzutag kein Zwölfjähriger mehr ist. Und diese Liebe und diese Unschuld, die haben miteinander eine inbrünstige Anbetung zuweg' gebracht. Ich hätt' mich für ein gutes Wort von ihr schinden, brennen, steinigen lassen. Ich war ein übermütiger Bub, dem die Haut alle Augenblick zu eng geworden is, sie war ruhig, majestätisch und dabei so lieblich, und sie hat so schön gesungen! Und wenn sie gesungen hat, was ich am liebsten gehabt hab' und heut noch hab': Lieder von Schubert, da war manchmal in ihrer Stimme etwas voller Sehnsucht, und da hab' ich Wonnequalen ausgestanden und — genossen. Gesagt — nie ein Wort. Aber mein dummes Gesicht hat verraten, was in mir vorgegangen ist, und die Vettern und Basen haben mich mit großer Roheit und Grausamkeit ausgespottet. Manchmal hab' ich mir's gefallen lassen, manchmal nicht, und wenn nicht, dann hab' ich ihnen mit Antworten aufgewartet, die ihnen die Lust genommen haben, ihre Schnäbel an mir zu wetzen. Dazu hat dann sie gelächelt, und das war bitter für diese Gimpeln, die weniger oder mehr alle in sie verliebt gewesen sind.«

Er unterbrach sich und fing nach einer Weile wieder lebhaft an: »Erinnerst du dich noch der großen Familienversammlungen, die's alle Sommer beim Großonkel in Ungern gegeben hat?«

»Freilich, 's ist lange her, es war immer sehr schön und festlich.«

»Also, noch viel länger her, als wie du dich erinnerst, sind einmal die Eltern der Johanna mit ihr zu uns gekommen, damit wir die Fahrt nach Ungern zusammen unternehmen. Eisenbahnen hat's da hinunter noch nicht gegeben, so sind drei Wägen eingespannt worden; ein offener für die zwei Väter, zwei Gläserwägen, einer für die Mütter, einer für die Johanna, für die Zofe und — für mich. Es war Hochsommer und sehr heiß, und die Tante hat — noch im Grab soll sie dafür gesegnet sein — die Hitze nicht vertragen. So ist bestimmt worden, daß wir in der Nacht fahren, bei Mondenschein und Sternenglanz. Alles war prächtig, nur hat mich gewurmt, daß der alte Johann, bevor er zum Kutscher auf den Bock gestiegen is, eine Pistole zu sich gesteckt hat. Teufel auch! Das hätte mir einfallen sollen, eine Pistole in meiner Brusttasche hätte sich gut gemacht. Indessen — ich hab's halt versäumt gehabt, und nachdem der Wagenschlag ins Schloß gefallen war, da hat's in meinem Herzen nur noch Platz für eine große Glückseligkeit gegeben. O Wonne ohnegleichen! Jetzt werde ich mit ihr sein, eine ganze Nacht, weit fort von der Welt, von allen andern Menschen. Eine ungeheure Lustigkeit hat mich gepackt, das tollste Zeug ist mir eingefallen, ich hab' drauflos erzählt und geplauscht, und wenn sie über meine Witze gelacht hat, war ich betrunken vor Stolz.

Die Kammerjungfer hat im Anfang bescheiden mitgekichert, dann is sie eingeschlafen, die gute Person, und jetzt waren wir sozusagen allein. Da aber hat es mich überkommen: Herr Gott im Himmel, wenn ich doch ein Mann wär', der von gescheiten Sachen mit ihr spricht, nicht nur ein Junge, ein Bub', der sie lachen macht mit seinen Späßen ... Auf einmal war es aus mit meiner Fröhlichkeit; ich nehm' mich zusammen, sie soll sehen, daß mir auch ernste Dinge im Kopf herumgehen, und ich frag' sie, ob sie sich denken kann, daß ich ein Geheimnis hab', das ich mit mir herumtrag', schon lang, ich weiß gar nicht wie lang, und daß ich es ihr anvertrauen will. Im Anfang hat sie nicht recht gewußt, was sie aus meinen Reden machen soll, war aber bald gewonnen und hat sich gar nicht sehr gewundert, wie ich geschworen hab', daß ich — die Eltern sollen tun und sagen, was ihnen beliebt — nichts andres werd' in der Welt als ein Bildhauer. Zwei Jahre, in Gottesnamen, büffel ich noch, dann, wenn's nicht anders is — geh' ich durch, zum großen Meister in Paris, und dort werd' ich ein Lehrling, ein Schüler — ein Könner. Was ich alles zusammenbramarbasiert hab', weiß ich nicht mehr, aber ich erinner' mich, daß sie gesagt hat: ‚Daß du Talent hast, sehen ja alle.' — ‚Nur ausbilden soll ich es nicht,' hab' ich aufgeschrien, ‚nur als Spielerei soll ich's betreiben ... Sie bilden sich ein, mich schon herumgekriegt zu haben, sie irren sich. Wie sie sich irren, is mein Geheimnis, und das hab' ich dir jetzt anvertraut.'

Sie hat gemeint, es wird zum Durchgehen nicht kommen, zu einem so verzweifelten Schritt werden mich die Eltern nicht treiben. Für meine verschwiegenen Qualen war sie voll Teilnahme, hat wissen wollen, wann ich zum erstenmal gefühlt hab': Das ist mein Beruf; und wie mir war, als die Flamme zum erstenmal geknistert hat? ... Ja, wenn ich's gewußt hätte — und ob das je einer gewußt hat? Was war mir auch an der Vergangenheit gelegen? All und alles nur an der Zukunft. Von der hab' ich gesprochen, von meinen großen Plänen, von allem, was ich tun und leisten will. Voll Aufmerksamkeit hat sie zugehört, manchmal nur meinem Eifer kleine Dämpfer aufgesetzt, ist immer stiller worden und sagt endlich: ‚Es muß sehr spät sein, ich möchte nicht ganz unausgeschlafen ankommen. Laß mich jetzt schlafen, und schlaf auch du!' Und hat sich in die Ecke gelehnt. ‚Gute Nacht.'

Das hat mich furchtbar gekränkt. Ich sag' ihr alles, was ich von mir nur weiß. Meine ganze Seele is Feuer und Flamme, jeder Nerv, jeder Blutstropfen hell wach und sie sagt: Schlaf! Na — wenn sie's sagen kann ... Also schluck' ich meinen Zorn hinunter und meinen Schmerz und würg' heraus: ‚Gute Nacht.' Sie muß gemerkt haben, daß sie mir wehgetan hat, und sagt noch einmal sehr lieb und herzlich: ‚Gute Nacht.'

Ich hab' mich in meinen Winkel gedruckt und mich geschämt, weil das Weinen mir nah' war, und hab' sie immerfort angeschaut. Sie konnt' es nicht bemerken, auf meiner Seite war's ganz finster, auf die ihre ist das volle Mondlicht gefallen. Herrgott, wie schön war sie in diesem weißen Glanz! ... Der heilige Ernst auf ihrer Stirn und um den Mund mit den vollen, weichen, sanften Lippen, die sich manchmal ganz leise bewegt haben. — Ich schau' und schau' und rühr' mich nicht, aber in mir tobt ein Aufruhr. Ja, ich werd' es erreichen, ich werde schöne Schöpfungen Gottes nachschaffen ... Verworren und nebelhaft waren meine Gedanken, aber etwas hat werden wollen, und in dieser Nacht is ein Keimlein entstanden ... dasselbe, aus dem zwanzig Jahre später die Vittoria Colonna herausgewachsen is, die mir so viel Ehr' eingetragen hat.

Also: ich druck' mich in meinen Winkel und schau' ... und rühr' mich immer nicht. Und jetzt seh' ich, daß sie die Händ' hebt und ganz langsam ihren dünnen Schleier zum Hutrand hinaufschiebt, sich zu mir beugt immer näher ... Ich fühl' ihr Gesicht nah an meinem, und — mir vergeht der Atem — ihre Lippen liegen auf meinen Lippen, einen wunderbaren, kleinen, kurzen Augenblick. Dann richtet sie sich wieder leise auf, lehnt sich zurück und macht die Augen zu ...

Ich war tot — gestorben vor Glück, hoch weggeflogen über die Welt. Ich war wie einer, an dem ein himmlisches Wunder geschehen ist. Was soll der noch auf Erden? was kann ich noch erleben, was will ich noch erleben? Ja, ja, liebe Theo, es gibt



in der Welt der Vergänglichkeit Dinge, die nicht vergehen. Der Augenblick is in meinem Leben das, was nicht vergeht. An Glück in der Liebe hat es mir nicht gefehlt. Edle, stolze Frauen, so manche, die heute noch für unnahbar gelten, haben mir schöne Stunden und Tage geschenkt. Ich bleib' ihnen dankbar, aber manchmal, wenn ich nachdenk', geschieht mir's doch, daß ich mich frag': ‚War's die oder die? War's früher oder später, da oder dort?' ... Der Augenblick, die eine einzige Sekunde steht immer da in meiner Erinnerung, immer gleich groß und einzig und funkelt wie ein Stern, in den alle andern ihr Licht ergossen haben ...

Die Kammerjungfer is aufgewacht, hat sich entschuldigt, daß sie geschlafen hat: ‚Nur weiter, ich leiste Ihnen Gesellschaft,' sagt die Herrin, und bald merk' ich an ihren leisen, regelmäßigen Atemzügen: sie schläft sanft und tief. Ich hab' sie nicht mehr deutlich sehen können, denn der Mond war schon blaß geworden, und der Morgen hat gegraut, aber ihren Kuß hab' ich immer noch auf meinem Mund gefühlt und die Wonne ihrer Nähe still und lautlos genossen.

Wir sind im Schritt und langsam einen Berg hinaufgefahren. Der Weg war gut, der Berg war nicht steil, der Wagen wie eine Wiegen. Manchmal hat ein Rad geknarrt, manchmal hat ein Pferd geschnaubt. ... Nach allen den ausgestandenen Gemütsbewegungen haben meine gesunden sechzehn Jahre ihr Recht gefordert — ich hab' nicht mehr viel von mir gewußt, bis mir zuletzt nur noch geträumt hat, daß ich wach bin.

Wirklich bin ich's worden über viel Lärm und Geschrei, das sich um unsre Wägen herum erhoben hat. Wir waren angekommen, und so früh am Tag es noch gewesen is, alle Hausleute, alle Gäste waren auf und haben uns willkommen geheißen. Man kennt die ungrische Gastfreundschaft. Was das Haus vermocht hat — und es hat viel vermocht — is zur Unterhaltung der Gesellschaft geschehen. Alle waren hochzufrieden, lustig und vergnügt, nur ich der unglücklichste Mensch, denn ich hab' zusehen müssen, wie die Johanna umringt und gefeiert worden is, wie alle Herren, die jungen und die alten, ihr gehuldigt haben, indessen ich zu den Adoleszenten gesteckt worden bin. Ich war in dem Gewühl ganz getrennt von ihr, hab' mich auch fern gehalten, war wütend über sie, weil sie den Leuten so gut gefallen hat, bin ihr ausgewichen in meiner Eifersucht, ich dummer Bub', während mein ganzer Mensch mit Leib und Seel' nur eine Sehnsucht nach ihr war.

Einigemal hat sie mich gefragt: ‚Was ist dir denn?', und ich hab' trotzig geantwortet: ‚Nichts.' Sie hat mich verwundert angesehen, nicht traurig, nicht vorwurfsvoll, nur — verwundert.

Die Eltern haben's in dem Getreib nicht lang ausgehalten, wir sind nach Haus gefahren, die andern sind geblieben, auch nach den Festlichkeiten, weil die Tante krank geworden is. Im Herbst hat man sie dann nach dem Süden geschickt. Sie hat sich nicht mehr erholt; das weißt du ja.«

»Gewiß,« sagte die Schwester. »Es war so traurig, ihr langes Siechtum, und daß sie in der Fremde hat sterben müssen und daß sie die Verheiratung Johannas nicht mehr erlebt hat. Du warst damals in Paris, zwei Jahre schon.«

»Ja, ja. Die ersten Lehrjahre in der Schule bei meinem großen Meister waren schon durchgemacht, und auch, was man so das Leben nennt, hatt' ich kennengelernt. Und mir eingebildet: Das is, das is das wahre, das reiche, das unerschöpfliche Leben. Damals aber, wie ich den Brief bekommen hab', in dem du mir geschrieben hast, daß die Johanna Braut is, hat's mir doch einen starken Ruck gegeben, und an dem Abend hab' ich mich gelangweilt in der heitersten und der hübschesten Gesellschaft. Die Nacht im Reisewagen is vor mir aufgestiegen in ihrer Glorie und hat das Geflimmer und Geflimmsel um mich her jämmerlich verdunkelt ... Nicht für lang, es hat wieder Feuer gefangen ... Feuer — in jener Nacht war's eine Flamme, die ihr himmlisches Licht in meine Seele ergossen hat. Und ich hab' gewußt, und ich hab' mir gemerkt: Vergleiche nie ... Das wirst du nie wieder empfinden, ebensowenig wie du je wieder sechzehn Jahre jung werden kannst, ebensowenig wie eine zweite Johanna geboren werden kann.«

»Sie war sehr, sehr lieb,« sagte die Schwester, »aber du verklärst sie. Ich habe nicht gewußt, daß mein Bruder ein Dichter ist.«





Ernst Bischoff-Culm: Am Haff

Zu dem Aufsatz »Das kurische Ostpreußen« von Carl Meißner



»Ach was! das is jeder echte bildende Künstler. Die Alhambra, der Moses, die Sixtinische Madonna sind gedichtet gewesen, bevor sie erbaut, gemeißelt, gemalt worden sind. Doch das gehört auf ein andres Blatt. Ich hab' sagen wollen: Eins hab' ich mir vorgenommen. Wenn ich sie wiederseh', frag' ich sie: ‚Warum hast du mich damals geküßt? Aus Mitleid? Aus Reue, weil du gemerkt hast, daß ich gekränkt bin? ... Aus Liebe? Aus einem plötzlichen, vorübergehenden Gefühl von Liebe? Sag' mir, warum!' Ja, ja, fest und oft hab' ich's mir vorgenommen. Aber wie ich sie zum erstenmal wiedergesehn hab', da war sie eine junge Frau und eine junge Mutter und so voll Hoheit in dieser doppelten Würde, daß ich meine Frag' nicht herausgebracht hab', wie heiß sie mir auch auf den Lippen gebrannt hat. Auch später is es mir so gegangen. Eine Art Rechenschaft verlangen von ihr — von dieser Frau — das geht nicht. Auch hab' ich gewußt: Nach der Frag' kämen andre, die ich nicht stellen darf. Also: schweigen — meiden. Meiden, das besonders wichtig. Hab' mich denn ferngehalten, mich nur unbändig gefreut, wenn ich gehört hab', daß sie in Begeisterung geraten is über eine oder die andre meiner Arbeiten. Oder wenn sie mir's geschrieben hat. So gewußt wie sie, was ich in meiner Kunst gewollt hab', hat niemand, niemand, niemand! Dabei bin ich durch's Leben spaziert mit meiner unbeantworteten Frag'. Hab' zuletzt auch gar nicht mehr fragen wollen. Nur wie sie schwer krank geworden is, da war's bald bei mir ausgemacht: Sie soll nicht sterben, bevor ich, der Greis, ihr, der Greisin, gesagt hab': Du hast mich einmal, vor langer Zeit, über alle Begriffe glücklich gemacht. Na — ich bin zu spät gekommen.«

Er biß sich auf die Lippen, eine Röte überflog sein energisches Gesicht, seine Stimme war rauh. »Daß mir's so leid tut, is sentimental. Hol's der Kuckuck, ja, ich bin ein alter Narr, ich bin sentimental.«

Die Augen der Schwester ruhten nachdenklich auf seinen bewegten Zügen. Sie legte die Zigarre weg und reichte ihm über den Tisch ihre Hand: »So sei in Gottes Namen sentimental.«

Der General

Die kleinen Feuer, ängstlich bewacht,
Starben im schwarzen Atem der Nacht.
Die Mannen ruhen und Pferde.
Wie Daunen dehnt sich die Erde.

Und ist der Krieg viele Monde schon alt,
Noch manchem hat er nicht Ruhm gezahlt.
Noch brennen viel Herzen, viel brave —
Der Leutnant seufzt im Schlafe.

Da klopft es an seine Schulter stark:
»Herr Kamerad, hat Er Mut und Mark,
So besteig Er mein Roß ohne Wanken.
Die Seinen werden's Ihm danken.«

Der Junge fährt auf. Und der Mond blickt fahl.
Auf schwarzem Rosse ein General.
Aus der Tiefe zwei Augen blitzen —
Da mußte er mit aufsitzen.

Sie reiten wie Wolken im Wetterhauch,
Kein Graben hemmt, nicht Stachel und Strauch.
Im Galopp noch ein freier Hügel —
Da stoppt der Schwarze die Zügel.

»Sieht Er den wogenden Strom, Kamerad?
Noch spinnt keine Brücke den rettenden Pfad.
Kommt eure Attacke gelaufen,
So müssen hier alle ersaufen.

Wirft der nächste Abend den Scharlachschein,
So kann Er hier strahlender Sieger sein.«
Und er nickt und lächelt verstohlen:
»Dann will ich den Lohn mir holen.« —

In bleichender Nacht, es dämmert kaum,
Da schrickt der Leutnant aus schwerem Traum.
Er sah seine Mutter weinen —
Doch furchtlos weckt er die Seinen.

Die Rosse wiehern, der Morgen weht.
Feldein eine seltsame Straße geht:
Wo die Hufe den Boden geschlagen,
Hat er wildrote Nelken getragen ...

Und als der Abend in Scharlach glüht,
Ist in Fahnen und Waffen der Sieg erblüht.
Der Leutnant lächelt in Schmerzen —
Rot rinnt ihm ein Brünnlein vom Herzen.

Ein Reiter sprengt an im Abendstrahl:
Auf schwarzem Rosse der General.
Und während die Brüder gesungen,
Sind beide im Dunkel verklungen ...

Emil Hadina



Dies Jahr

I

War schon ein Jahr wie keines!
Wann war ein Volk so bedroht?
Absank Kleinliches, Kleines
In der erhabenen Not.

Heilige erste Wochen,
Da der Heerbann erging,
Als wir vorgebrochen!
Flammender, schützender Ring. —

Nirgends noch ein Erkalten,
Kam auch das Lodern zur Ruh.
Unsere Heere halten,
Halten und siegen dazu!

Herr, du schufest uns Helden,
Führer voll Klugheit und Kraft.
Noch Jahrhunderte melden,
Was dies Jahr wir geschafft.

II

Wirbel von allem Empfinden,
Trauer um Wunden und Tod,
Jubel und Kränzewinden,
Siege blutigrot.

Aber Arbeit immer,
Stunde um Stunde getan,
Stand es besser — schlimmer:
Zug — Ziel — Plan!

Drum überm Dunkeln und Hellen
Wob sich Gewißheit und Stolz:
Keine Axt kann uns fällen,
Eisern ist deutsches Holz!

Gehen die Stürme zur Neige,
Breitet der deutsche Baum
Ruhig mächtige Zweige
Weiter nur über den Raum.

Carl Meißner

Geständnis eines Kriegsfreiwilligen

Ich hab' gelernt, was Arbeit ist und Brot.
Und fragt man mich: Gehörst du zu den Helden?
So wüßte ich nichts anderes zu melden
Als die paar Worte: Ich kenne den Tod.

Wenn sich nur meine Seele schmückt,
Gern lass' ich andern Tressengold und Orden.
Wenn ich nur weiß, daß reifer ich geworden,
Und daß sich etwas in mir vor sich selber bückt.

Ich hab' noch keine Heldentat vollbracht.
Ich bin zum Held wohl nicht geboren.
Und doch hab' ich mein ganzes Herz verloren
An diesen Krieg in einer Nacht.

Fred Hein, freiw. Luftschiffer



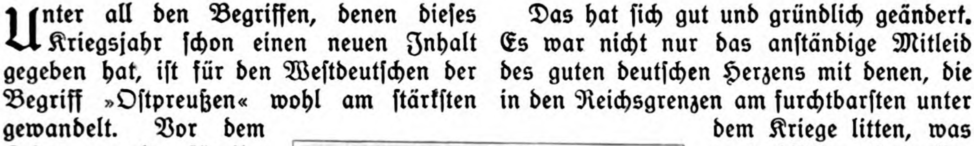
Die Flüchtlinge von Memel
»Wachtfeuer«, Künstlerblätter zum Kriege 1914/15. Zirkelverlag, Berlin W

Das kurische Ostpreußen

Nach Gemälden und Zeichnungen von

Ernst Bischoff-Culm

Von Carl Meißner



Unter all den Begriffen, denen dieses Kriegsjahr schon einen neuen Inhalt gegeben hat, ist für den Westdeutschen der Begriff »Ostpreußen« wohl am stärksten gewandelt. Vor dem Kriege war das für ihn eine Gegend, wo die Wölfe heulten — was sie in Wirklichkeit doch nur ganz selten dort noch taten —, und wo trunkfeste Männer wohnten, mit deren Dialekt man nett ein bißchen ulken konnte. Sich reinrassig fühlende Germanen blickten ein wenig überlegen auf dieses vielleicht doch nicht so ganz zuverlässige Stammesgemisch mit Masuren und Litauern — und gar Kuren, von denen kaum einer von uns was Rechtes wußte.



Bildnis des Künstlers

Das hat sich gut und gründlich geändert. Es war nicht nur das anständige Mitleid des guten deutschen Herzens mit denen, die in den Reichsgrenzen am furchtbarsten unter dem Kriege litten, was tausendfältig Tatwillen und Tat weckte; nein, wie diese Menschen ihr Unglück trugen, das schuf auch eine Hochachtung, die zum erstenmal vielleicht das Wort von »unsern ostpreußischen Brüdern« ganz aufrichtig empfinden ließ. Eine stille Kraft zum Leiden, eine unpathetische Ergebenheit ins Unabänderliche, die vielleicht gerade aus dem polnisch-litauischen Einschlag kam, eine einfache Art der Klage, wie sie auch Ernst Bischoff-Culms »Ankläger« (S. 19)

ausdrückt, und doch ein zähes, der Wirklichkeit gewachsenes Sichanpassen kam da zutage und zeigte allen: hier war aus langhundertjähriger deutscher Einwanderung und alten Volksteilen wenigstens zum Teil eine Rasse, ein Menschenschlag von Widerstandskraft und Eigenwert »glücklich fertiggemischt«.

Tausende von Flüchtlingen strömten ins Reich. Der besondere Zustand öffnete die Herzen, und man lernte sich eigentlich zum erstenmal richtig kennen und schätzen. Denn trotzdem Ostpreußen, besonders der Teil, von dem nachher ausschließlich die Rede sein soll, mehr Naturschönheit und Eigenart besitzt als z. B. das vielbesuchte Dänemark, und trotzdem auch das Kunstschöne, das die Reise vorher mit Danzig, der Marienburg und dann mit Königsberg usw. bietet, weit Dänemark aufwiegt: Reise- und Sommerfrischeziel war es bisher doch nur für wenige »Westler« gewesen. Auch das wird im Laufe der ersten Friedensjahre eine gute Form der »Hilfe für Ostpreußen« sein, daß der Reichsdeutsche gern sein Sommerreisegeld an diesen historisch gewordenen Stätten ausgibt.

Am schwersten in den Invasionszeiten, die heute schon gottlob Geschichte zu werden beginnen, hat das südöstliche, überwiegend masurische Ostpreußen gelitten — daß die Masuren protestantische Polen sind, die, stark mit Deutschen vermischt, lange ganz zum Reich gehören, darf man ja, nachdem so viel über Masuren geschrieben worden, wohl für bekannt halten —; minder schwer traf der Kriegswinter die litauische Bevölkerung, die um Tilsit und von dort nordwärts überwiegt. Die Wasserbarre des Kurischen Haffs, das sie im Rücken hatte, schien die Besetzung ihrer Gebiete, solange man in Rußland weitergehende Vormarschpläne hegen konnte, strategisch wertlos zu machen. Erst als man diese Pläne, dreimal schwer geschlagen, aufgeben mußte, kam der sinnlose Märzeinfall ins Memeler Land, der kaum mehr als ein tatarischer Raub- und



Heimkehr von der Arbeit (Dünen)





Kirchgang

Plünderzug war. Und nun bekam auch das kurische Ostpreußen etwas vom Kriege zu sehen. Den Winter über war die kurische Nehrung mit ihrer guten Poststraße, solange die Bahn über Tilsit gestört war, die sichere Verbindungslinie zwischen Memel und Königsberg gewesen. Nun aber kam der Strom der Flüchtlinge von Memel über die Nehrung geflutet.

Ernst Bischoff-Culm, das Haupt der kleinen sommerlichen Niddener Malerkolonie, hat in der Zeichnung für die »Wachtfeuer«, die am Beginn dieser Arbeit steht, eine Welle aus diesem traurigen Strom gefaßt. Ja, so war's, wie unser Bischoff es gezeichnet hat; keiner kennt das hier so wie er — so sagen mir die Niddener, die es erlebt haben, nun alles wieder friedlich liegt und die Fischerkähne in der Sommersonne sich vor dem Fenster schaukeln, und nur manchmal 140 Kilometer weit — ganz, ganz fern aus Feindesland von der Dubissa oder der Windau her Kanonendonner herüber verschlagen wird. Ja, so wars vor allem die ersten Tage: Schnee, Sturm und Kälte; man hätte keinen Hund vor die Tür jagen mögen. So kamen sie, und wenig hatten sie gerettet; manche hatten kaum etwas auf dem Leibe. Alle Häuser lagen voll, wo nur ein warmes Plätzchen zu finden und zu schaffen war. Das nördlichste Stück vom Haff, wo der Memelstrom durchfließt, von Schwarzort bis Memel, war offen, aber hier war noch an der letzten schmalen Stelle eine feste Eisbrücke nach dem östlichen Ufer. Und so teilte sich denn bei uns in Nidden der Zug der Flüchtlinge. Die nicht vom Lande wegwollten und die so elend waren, daß sie Wagen brauchten, z. B. die Frauen mit den kleinen Kindern, die zogen weiter nach Rossitten und brauchten so meist zwei Tage bis nach Cranz und zur Bahn nach Königsberg. Die Mutigeren aber kamen von hier



Junge Litauerin

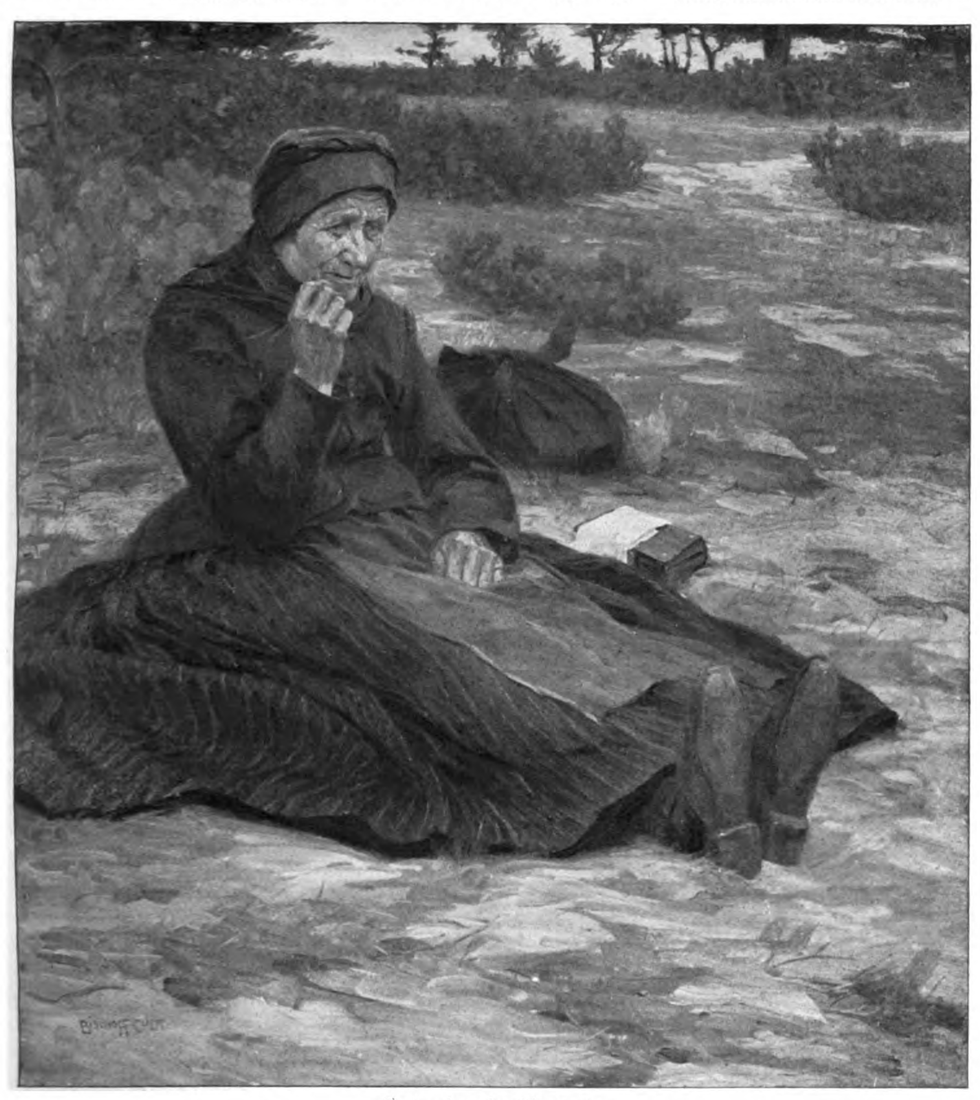
zu Fuß und mit Schlitten in drei Stunden herüber übers Eis nach Karkeln — bis drüben hin sah man den langen Zug —, und von da konnten sie mit der Kleinbahn über Labiau noch am selben Tage nach Königsberg. Am elendesten ging es den Leuten aus Memeler Land. Da hatten manche ihren Hof hinter sich aufbrennen sehen, hatten alles verloren oder waren doch in Sorge um ihr Alles, um Vieh und Hof und Acker. Die Städter, und darunter die vielen Memeler Juden, die meist ursprünglich aus Rußland stammten und darum das Fliehen besonders nötig hatten, die waren schwieriger, und mit der nötigen Bescheidenheit hatte es da manchmal seinen Haken. Da hieß es dann wohl auch nicht bloß weiche und offene Hand — auch feste Hand haben.

Hilfe kam schnell, oft von weither. Liebesgaben und Regierungshilfe. Wir sind eben nicht nur ein warmherzig werktätiges Volk, sondern auch gut organisiert. Und wir hier haben das dann gekocht und gebacken, daß all die Tage und Nächte die Herde und Öfen nicht kalt wurden. Sogar in der Nacht auf Sonntag, was unsern frommen Leuten hier als eine große Sünde gilt. Und es ging! Zwölf Tage haben wir kaum ein Bett gesehen. Und alle Tage kamen Neue. Aber sie wurden schließlich alle satt und konnten weiter. Und auch warme Sachen kamen, und wir gaben her, was wir irgend entbehren konnten. Manchen freilich gefiel es zu gut bei uns, und wir mußten sie »bringen«. Andre freilich mußten abrasten. Vor allem die Frauen mit den Säuglingen. Viele von den Tausenden waren mit den Kräften und den Nerven ganz zu Ende. Vier wurden hier wahnsinnig: ein Mann und drei Frauen. Und als einmal blinder Feuerlärm ausbrach und es hieß, die Russen kämen, da sprangen manche durch die Fenster. Aber es waren nur ein paar Strümpfe angesengt. So kam das Lächerliche mitten zwischen die Arbeit und all das Traurige. Von den Tagen erzählen noch unsre Enkel.

So erlebten auch die »Kuren« Weltgeschichte und ein Stück vom Kriege. Wohl hatten sie, als die Russen in Tilsit waren, vom Osten nahe übers Wasser schwer die Kanonen donnern hören, wohl sahen und sehen sie im Westen über die Ostsee Kriegsschiffe fahren und denken an ihre Männer und die Jungmannschaft, die bei der Marine ist, während die Greise und die Jungen



Großvater und Enkel



Rastende alte Litauerin

weiterfischen, so gut es geht. Unmittelbar hat sie, trotzdem sie fast das nächste Küstenland an Rußland besitzen und auch von der Landgrenze nur 10 bis 20 Kilometer entfernt sind, der Krieg noch nicht berührt. Wasser rundum vereinsamt, aber schützt auch. Ist es doch gerade ein halbes Jahrtausend her, daß die Geschichte mit ihnen zugleich zum letztenmal diesen Boden betrat. Die Ordensburg in Rossitten, die heute ganz verschwunden ist, war schon früher erbaut. Nach 1400 aber gab es einen Schriftwechsel zwischen dem Vogt von Grobin, dem Komtur zu Goldingen, die unter dem livländischen Meister standen, und anderseits dem Komtur von Memel und dem Hochmeister von Marienburg. Die Kurländer wollten nicht dulden, daß ihnen ihre lettischen »Czinslute« wegliefen, und die preußischen Ordensleute ließen sie nicht ungern auf der Nehrung siedeln. Damals kam also die Hauptmenge. Sie nannten sich »Kuren«, lediglich weil sie aus Kurland kamen. Mit dem alten kriegerischen Volke der Kuren, das zwei Jahrhunderte früher der Orden in Kurland vorfand und das fast ausgestorben ist, haben sie also schlechtweg nichts zu tun. Sie sind Letten, die noch heute nur einiges Dialektische von der Sprache der Letten in Kurland unterscheidet. Nur Namen wie Groß-

Kuhren und Neu-Kuhren erinnern heute noch an südlichere Ansiedlungen in Samland. Ihre Sprache herrscht heute nur noch von Nidden ab nördlich auf der kurischen Nehrung, untermischt mit Litauisch und Deutsch, rein fast nur noch in den Dörfern Preil und Perwelk.



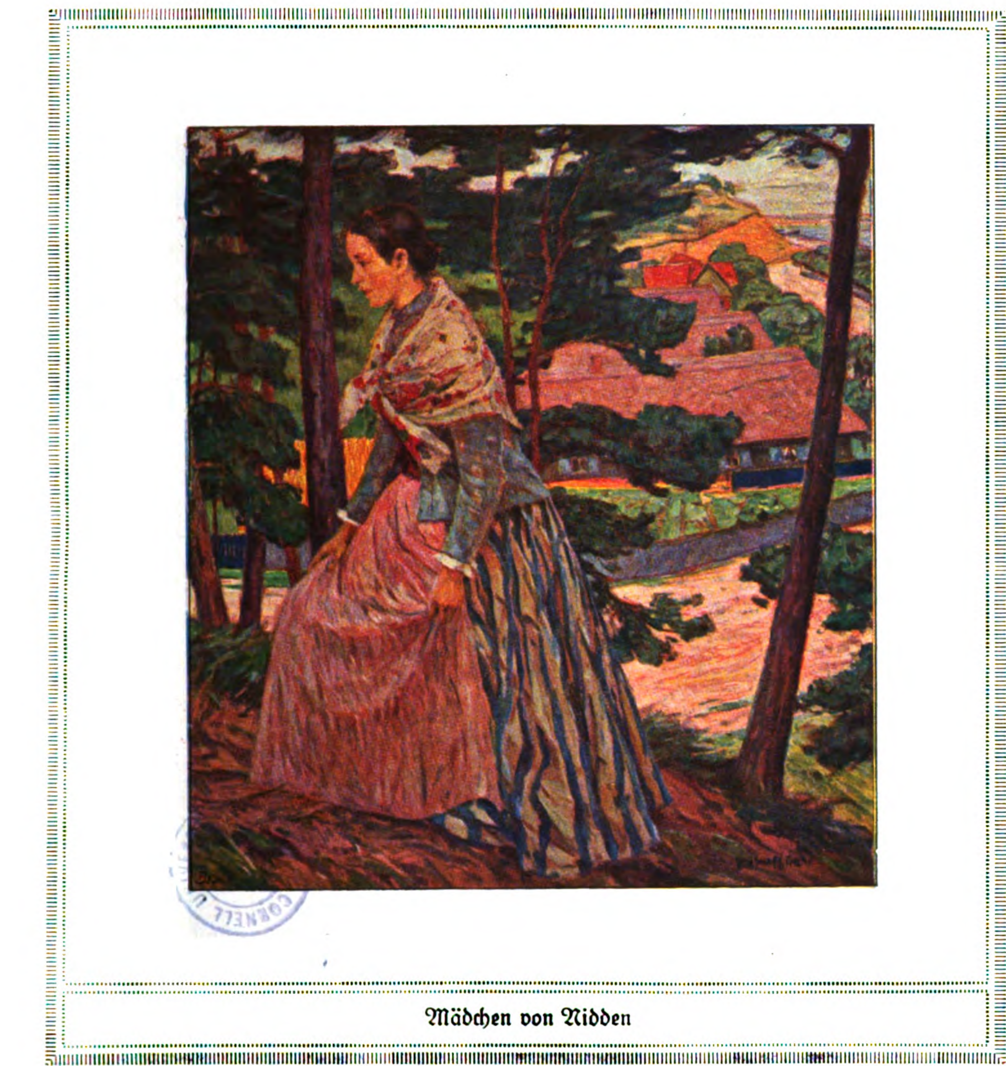
Heimwärts

Aber diese friedlichen Leute, die ein halbes Jahrtausend in der Weltgeschichte kaum vorkommen, hatten derweil mit der Erdgeschichte um so härtere Berührung. Ihr Kampf ging gegen die langsam aber unabwendbar sich heranarbeitenden feindlichen Sandmassen, hinter denen der Westwind als schließlich stets siegreicher Heerführer stand. Ach, sie unterlagen immer — von acht Dörfern, die die Wanderdünen verschüttet haben, wissen wir aus geschichtlicher Zeit —, bis ihnen im letzten Jahrhundert der Staat zu Hilfe kam und zähe Menschenarbeit dem Feinde langsam an bedrohten Stellen Halt gebot. —



Walddorf

Die kurische Nehrung, dies schmale Band zwischen Haff und Ostsee, war nie eine »wohlgegründete, dauernde Erde«. Das Kurische Haff war in Alluvialzeiten ein Mündungstrichter der Memel, die Njemen im Oberlauf, hier (im Unterlauf) Ruß geheißen, ein Delta, das statt der heutigen Nehrung südlich von einem breiten Ausstrom zwei breite Inseln abschlossen. Es geschah dann im Zeitenlauf eine Senkung, die dem Strom und dem Meere die Überspülung freigab. Die unterseeische Barre hob sich — wohl durch Anschlickung und Ansandung — wieder über den Meeresspiegel. Der treibende Sand verschluckte die verschiedene »Tiefe«, nur nördlich das Memeler Tief hielt sich die Memel offen. Ein Laubwaldgürtel fesselte das niedrige Land. Dann kam schon tief in historischer Zeit die zweite Senkung, die bis 1800 an-



Mädchen von Nidden

hielt. Zunächst hemmte eine Barre im Meer versunkener Wälder noch die ausschließliche Herrschaft des Sandes und gestattete dahinter einen neuen Nadelwaldanwuchs. Aber die Barre brach und sank tiefer, und nun siegte der Westwind, der den Sand vor sich hertrieb. Er baute zunächst am Meer eine gewaltige Düne auf, trieb sie Jahr um Jahr weiter über die Fläche und begrub Wälder, Kirchhöfe, Dörfer unter seinem gelben Totentuch. Acht Dörfer hat die Wanderdüne, Sandkorn um Sandkorn — im Jahre etwa 3 bis 6 Meter vorrückend — verschüttet. Noch im neunzehnten Jahrhundert Kunzen, Neuegeln, Neupillkoppen. Die Verschüttung Karwaitens, seines Heimatdorfes, besang der Dichter Rhesa, der Schöpfer des Königsberger Rhesianums, 1797 im empfindsamen Charakter der Zeit, aber doch so anschaulich, daß die merkwürdigen Naturvorgänge fast körperlich vor einem stehen:

Weil', o Wanderer, hier und schaue die Hand der Zerstörung!
Wenig Jahre zuvor sah man hier blühende Gärten,
Und ein friedlich Dorf mit seligen Wohnern und Hütten
Lief vom Walde herab bis zu des Haffes Gestade.
Aber anjetzt, was siehst du? Nur bloßen Boden und Sand! — Wo
Ist das friedliche Dorf, wo sind die blühenden Gärten?
Ach, dem Auge entfällt hier eine Träne der Wehmut.
Siehst du dort die Fichte und eine ärmliche Hütte,



Die Alten

Vor dem Falle gestürzt, mit grauem Moose bewachsen?
Dies nun ist der traurige Rest von allem geblieben.
Hinter dem Walde empor hob steil ein Berg sich mit Flugsand,
Der die Tannenwipfel und weit die Flut überschaute,
Stürmend trugen die Winde am Hang und Gipfel den Sand ab
Und bedeckten den Wald, des armen Dörfchens Umschattung,
Ach, kein sperrender Damm hielt jetzt den Vortritt des Berges,
Und allmählich verschlang er Teich' und Gärten und Häuser.
Neben dem Wald im Dunkel und Grau'n vieljähriger Eichen
Stand die Kirche des Dorfs, geziert nach älterem Volksbrauch,
Rings von Grabeshügeln umdrängt der friedlichen Toten.
Sieh, dort ragt eine Spitze hervor, gerötet vom Spätlicht!
Hier versank die Kapelle. Dort rettete man die Geräte
Und den heiligen Altar. Die frommen Bewohner des Eilands
Floh'n zu anderen Dörfern mit den armseligen Resten,
Die sie dem Berge entzogen, zu bauen dort ihre Hütten.
Traurig erzählt der Sohn dem Enkel, was hier geschehen,
Weiset die Stätte ihm noch, wo seine Väter gewandelt,
Tief versank ihr Gebein, und droben grünet kein Frühling.

Die unbeirrbar zähe Konsequenz dieses Angriffs kommt — wir drücken heute eben alles militärisch aus — durch die einheitliche Führung. Im Gegensatz zur Frischen Nehrung, auf der das Spiel verschiedener fast gleichwirksamer Windtriebkraft oft bewegtere Dünenwellengestalt schuf, ist der Weststurm, der mächtig im Frühling und Herbst weht, hier über die matteren, im Winter und Sommer häufigen Ostwinde unumschränkter Herr. Er trieb die Hochwelle der Wanderdüne im Verlauf etwa zweier Jahrhunderte über die ganze Nehrungsbreite. Er gibt ihren Formen die großzügige Einfachheit, die wuchtige Monumentalität, die Ernst Bischoff-Culm auf seiner Hochdüne (S. 20) im farbigen Holzschnitt gestaltet hat. Da fast jeder Maßstab fehlt, so ist es nötig, zu sagen, daß die höchsten Stellen dieses Kammes einige sechzig Meter über Haff und Meer stehen. Wir sehen zur rechten den Fallwinkel des Sandgeriesels dem Haff zu, der an den steilsten Stellen 50 Prozent erreicht. Auf der Antriebseite ist der Steigungswinkel ungefähr von sieben bis zu dreißig Grad unterschieden. Weht einmal der Ostwind besonders lange, so wird der Kamm umgekämmt. Aber in der Gesamtaktion des Westwindes bedeutet der kleine Rückschlag nichts. — Nur wenn das niedrigstehende Himmelsgestirn von Aufgang oder Niedergang feste Lichter und Schatten in diese unwirkliche Welt zeichnet, in der nur **eine** Naturgewalt, der Wind, herrscht, bekommt sie so bestimmte Formen,



Am Grabe

wie sie Bischoff gibt. Am geisterhaftesten ist sie im schattenlösenden vollen Mittagslicht: ein Traum am hellen Tag, besonders da, wo sie ihre Haken — ein Umfassungsversuch des Haffs — schon ins Haff vorgetrieben hat. Da löst sich die Welt — von der mittleren Hochdüne gesehen — in unbestimmt hingewischte Flächen auf. Kein Maßstab, keine Form mehr, nur Wind, Wasser, Sand. — »Ehe Gott die Welt erschuf«, sagt' ich dort neulich zu mir. Das Gefühl dabei war stark und der Gedanke nur halb töricht. Denn wenn Gott zu Beginn die Feste von den Wassern schied — die Wasser sind da, wo aber ist hier die Feste?

Als hier der Mensch sich zu tun unterfing, was der liebe Gott hier sozusagen vergessen hatte, da gab es schwere Mühe. Der drohende Wall der Wanderdüne stand, als die Arbeit im neunzehnten Jahrhundert nach und nach an den dringendsten Stellen begann, schon sehr nahe am Haff. Dreierlei tat not. Erstens den Nachtrieb neu vom Meer ausgespülten Sandes zu hemmen. An einem Steckzaun häufte sich der meilenlange, heute etwa fünf Meter hohe Dünenwall am Meeresstrande auf. Dazwischen konnte nun wieder auf weite Strecken zunächst Buschwald, und zwar nicht nur Kiefern, sondern in flachen Tiefstellen, die die Feuchtigkeit hielten, auch Birken- und Ellernwald aufgepflegt werden. Die zweite Aufgabe war, die Wanderdüne selbst zu hemmen, wo sie die lieblichen Dorfoasen, die alle auf der Haffseite liegen, bedrohte. Auch das gelang. Das Strandgras schaffte es nicht.



Wiederkehr

Aber die quadratische Besteckung, vor allem mit totem Holz — in die Quadrate wurde dann in eingelegter Schneide die Krüppelkiefer gepflanzt — besiegte allmählich das herrische Element. So wurde Nidden, so wurde Pillkoppen gerettet und der sichernde Waldgürtel um Schwarzort und Rossitten verbreitert. Der Dünenbauinspektor Epha in Rossitten, der klug und zäh die Hauptarbeit geleitet hat, gilt denn auch als »lieber Vater« auf der Nehrung. Eine dritte Gefahr bleibt noch abzuwenden. Nördlich von Preil und Perwelk, den ärmsten Dörfern der Nehrung, droht die Wanderdüne mit ihrem Einrieseln ins Haff allmählich auch die Ausflußrinne der Memel, die an der Nehrung entlanggeht, zu versanden. Da muß noch gesteuert werden. Weiter südlich läßt man jedoch auf weite Strecken ruhig die Wanderdüne nach Osten ins Haff abwandern und sich selbst ersäufen. Es ist dort breit genug, um sie allmählich zu verschlucken — und im Westen gibt ihr vorrückender Wall nicht nur einst verschüttete Kirchhöfe und Fundamente von Wohnstätten frei, sondern auch brauchbare Weideflächen. Das geht aber langsam, es ist also noch keine Gefahr, daß diese wundersame Natur in absehbarer Zeit verschwinde.

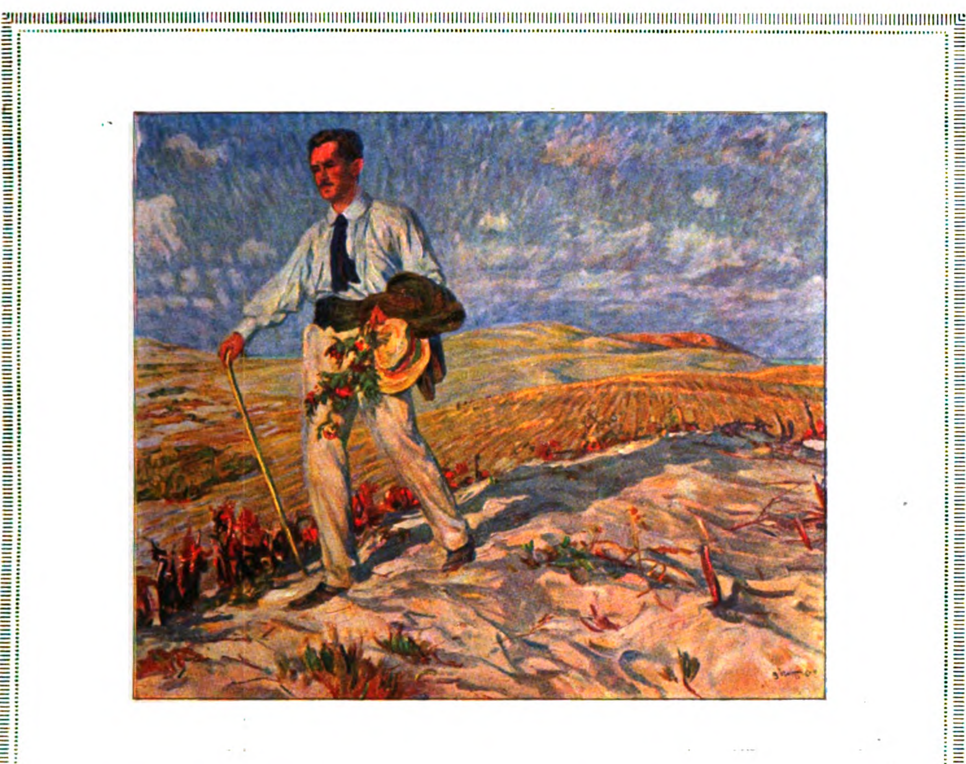
Graulich machen mit den »Gefahren«, die sie heute noch bergen soll, ist leicht. Da haben wir erstens die alten, einst verschütteten Bäume. Die Rinde hat sich im Sande gehalten, der Stamm ist verschwunden. Trittst du unglücklich, Wandersmann, so rutschest du hinein und mußt elendiglich



Sonntag

erſticken! Aber ſeit einem Menſchenalter iſt nichts derart mehr geſchehen. Da haben wir die »Triebſandſtellen«. An Stellen, die vom Druck der weitergerieſelten Wanderdüne befreit ſind, ſoll aus älteren Schichten Waſſer aufquellen, und Fuhrwerke ſollen durch die drüber ſchwimmende Heideſchicht eingebrochen ſein. Aber auch da iſt das letztemal zu lange her, als daß es noch wahr wäre. Dann ſind da noch die urehrwürdigen Elche. Vielleicht ſtoßen ſie! Und vom Krähenfang her ſoll zwiſchen die vielen guten Fiſche, die man bekommt, eine »Taube«, die zur Gattung »corvus« gehört, ſich gelegentlich auf den Gaſttiſch verirren. Ich habe es nicht erlebt. Und dann haben wir ſchließlich die »Zanderbowle« — aber nein, die Sage von dieſem ſchauerlichen Getränk iſt wohl Privatphantaſie unſers Malers. Man weiß hier bei oſtpreußiſchem Maitrank und noch beſſeren Sachen gut zu leben. Freilich auch das birgt Gefahren ...

Gegenſätzliche Natureindrücke ſteigern ſich aneinander. Es iſt erſtaunlich, wieviel tiefer man, heimkehrend aus der erhabenen Wüſtenwelt der Hochdünen, die leiſe karge Lieblichkeit dieſer Dorfoaſen am Haff empfindet, zu denen nur hier und da der Kupſten (graugrüne ſelbſtangewachſene Flächen) und die Palwe (halbbewachſene Dünenhügel) einen Übergang bilden. Aber es iſt nicht lauter Gegenſatz: der Wind, der draußen im großen herrſcht, treibt hier im kleinen ſein Spiel zwiſchen den Fiſcherhäuſern auf kleineren Flächen weiter. In einem Tagebuch, das Ernſt Biſchoff-Culm 1889 als neunzehnjähriger Akademiker ſchrieb — er iſt am 13. März 1870 in Culm geboren, wuchs in Elbing auf und ſtudierte dann zunächſt an der Königsberger Akademie, ſpäter in Berlin und Paris —, in dieſem Tagebuch, das er ſchrieb, als er zum erſtenmal ein Stück kuriſcher Nehrung abwanderte, finde ich die Sätze: »Der Wald iſt vom



Bildnis des Dichters Walther Heymann (†). Original im Rathaus zu Berlin

Haff zurückgetreten, und jene Bodenformation zeigt sich hier schon im Dorf zwischen jeder Hütte, die so charakteristisch für eine Nehrung ist. Jeder Blick entzückt das an solche Bildung noch nicht gewöhnte Auge. Wie hat hier die Natur selber Bilder zusammenkomponiert! Eigenartig geformte Weiden und phantastische Kiefern wechseln mit den Hütten ab, die halb unter einer Sandstauung liegen. Die Menschen und ihre Tracht gehen damit zusammen. Herrliche Fischertypen fanden wir.«



Gastwirt Hermann Blode mit Enkelkind

Dieser jugendliche Malerenthusiasmus, der schon so gut das Wort zu finden weiß, der weiß, was er sieht, hat ein Menschenalter vorgehalten. Viel gute künstlerische Tat ist in ständiger Entwicklung aus ihm erwachsen. Bischoff hat auch in Belgien und Nordfrankreich gemalt, und malerisch vornehme Architekturbilder aus seiner Jugendstadt Elbing zeugen von vielartigem Können. Aber vor allem ist er doch Menschenmaler, und vor allem hat es ihn immer wieder, oft Jahr um Jahr, nach Nidden gezogen. »Sieh mal«,



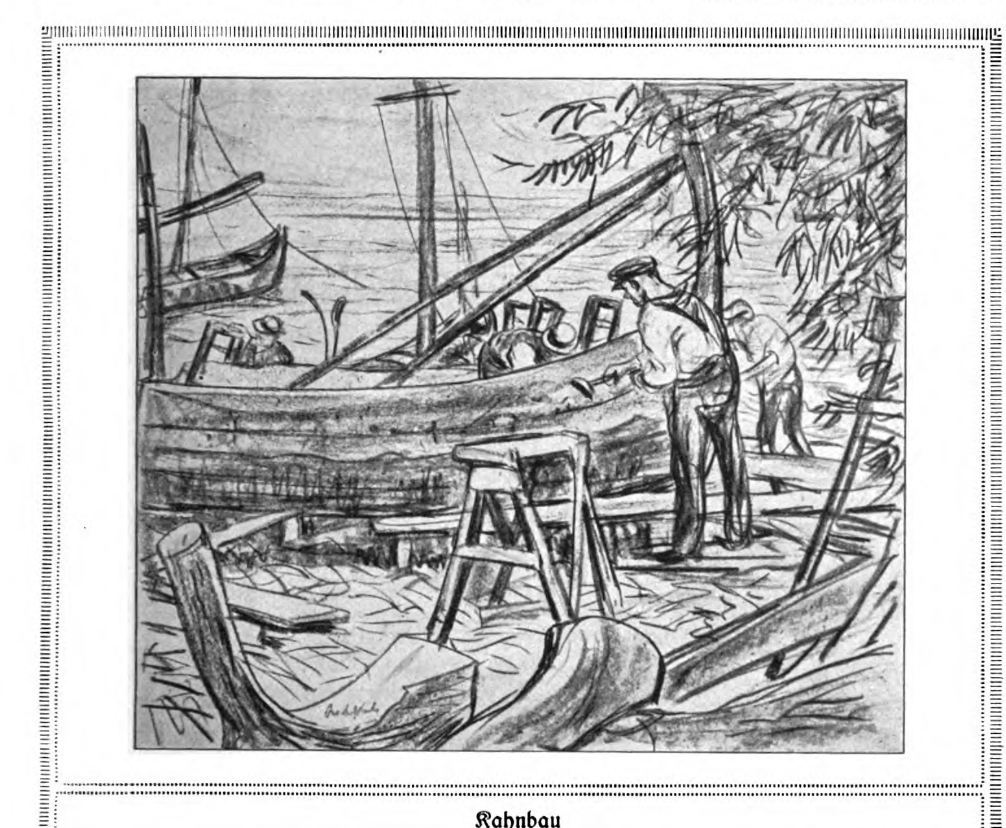
Singende Kirchgängerinnen

sagte er mir ungefähr, »so geschmackvolle Lüfte, wie die Franzosen sie an ihrer Nordküste haben, wo der Ton eigentlich immer stimmt, und wie ich sie ja auch in Nieuport gemalt habe, so viel valeursichere Natureleganz haben wir dort im Nordosten ja nicht. Aber wir haben da andres. Und darum muß man da auch anders malen.«

Wer die Bilder dieser Seiten betrachtet, der wird den Künstler sich entwickeln sehen und selber fühlen, was dort »anders« ist. »Die Singenden Kirchgängerinnen« und »Auf der Heide« (s. die Abbildungen auf dieser Seite), »Junge Litauerin« (S. 10), Großvater und Enkel (S. 10), auch noch »Rastende alte Litauerin« (S. 11) sind Schöpfungen früherer Nidbener Jahre. Dem Künstler war damals der gedämpfte Ton matteren Tageslichts, der nicht alles zum höchsten Leuchten bringt, lieb. Er stimmte ihn zu der stillen,



Auf der Heide



Kahnbau

sinnigen Art dieser Menschen — habe ich doch in diesen vierzehn Tagen hier kein einziges Mal lauten Kinderjubel beim Spiel auf der Dorfstraße gehört! »Leichtfertig« sind sie hier nicht mit dem Leben, das ihnen die Natur nicht bequem macht. Namentlich die Alternden neigen zu einem Frommsein, das von der Vorliebe für Sektiererei mit muckerischen Zügen nicht frei ist. In diesen Bildern stand dem Künstler der Wunsch im Vordergrunde, das völkisch und seelisch Besondere dieser Menschen naturgetreu zu gestalten.

Eine Art Übergang ist der »Sonntag« (S. 16). Ein bißchen Sonntagsfrohsinn. Sie gehen spazieren! Die Schürze erinnert noch an den Arbeitsalltag der tätigen Hände, auch wenn die heute einmal ruhen oder Blumen pflücken. Gesang? Weltlichen wenig! Es gibt nur ein paar kurisch-lettische Lieder hier. Die von jenseit des Haffes einheiratenden Litauerinnen bringen eher etwas davon mit. Aber das rein malerische Problem war hier dem Künstler fast schon interessanter. Rot fehlt ganz im Bild. Hellblau, schwarz und grün geben die eigentümliche Farbharmonie.



Ein Ankläger
»Wachtfeuer«, Künstlerblätter zum Kriege 1914/15
Zirkelverlag, Berlin W

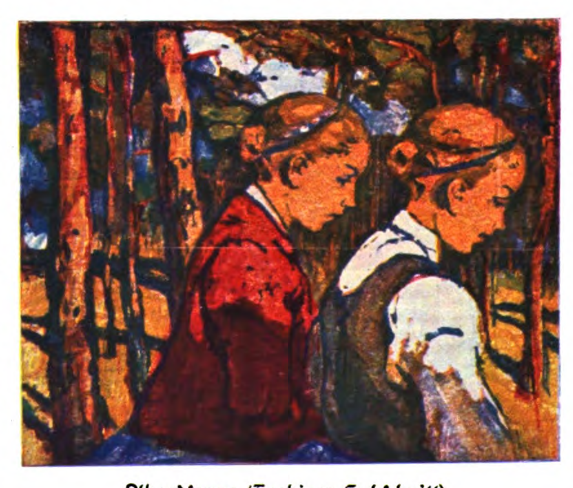
Das malerische Trachten nach Höchststeigerung des Lichtes und der Farbkraft und zugleich die Neigung, Seelisches weniger völkisch gebunden, sondern mehr als allgemein menschliches Symbol zu geben, beherrscht die späteren Schaffensjahre. »Walddorf« (S. 12) — Fichtenwald und Fichtenwaldlicht ganz in Ostseeluft — und das Einschaltbild »Mädchen am Fenster« geben vorwiegend das erste. — »Kirchgang« (S. 9), »Heimkehr von der Arbeit« (Dünen, S. 8) vor allem aber »Heimwärts« (S. 12 oben) vereinigen beide Tendenzen. Diese gehende Frau erscheint mir von den hier veröffentlichten Schöpfungen Bischoffs — in Museen in Magdeburg, Königsberg, Berlin und Charlottenburg ist viel seines Besten — als die allerreifste und, da sie neueren Datums ist, als Beweis, daß dieser Fünfundvierziger nicht sicheren Acker weiter anbaut, sondern sich noch entwickelt. Die einfachste Formel des Bildgedankens ist hier erreicht. Alles ist wirklich und alles symbolisch. Das ist der Art natürlich verwandt, in der Millet seine Menschen in den Raum stellt, so daß sie nicht mehr Daseinsaugenblicke, sondern Lebensläufe darstellen.



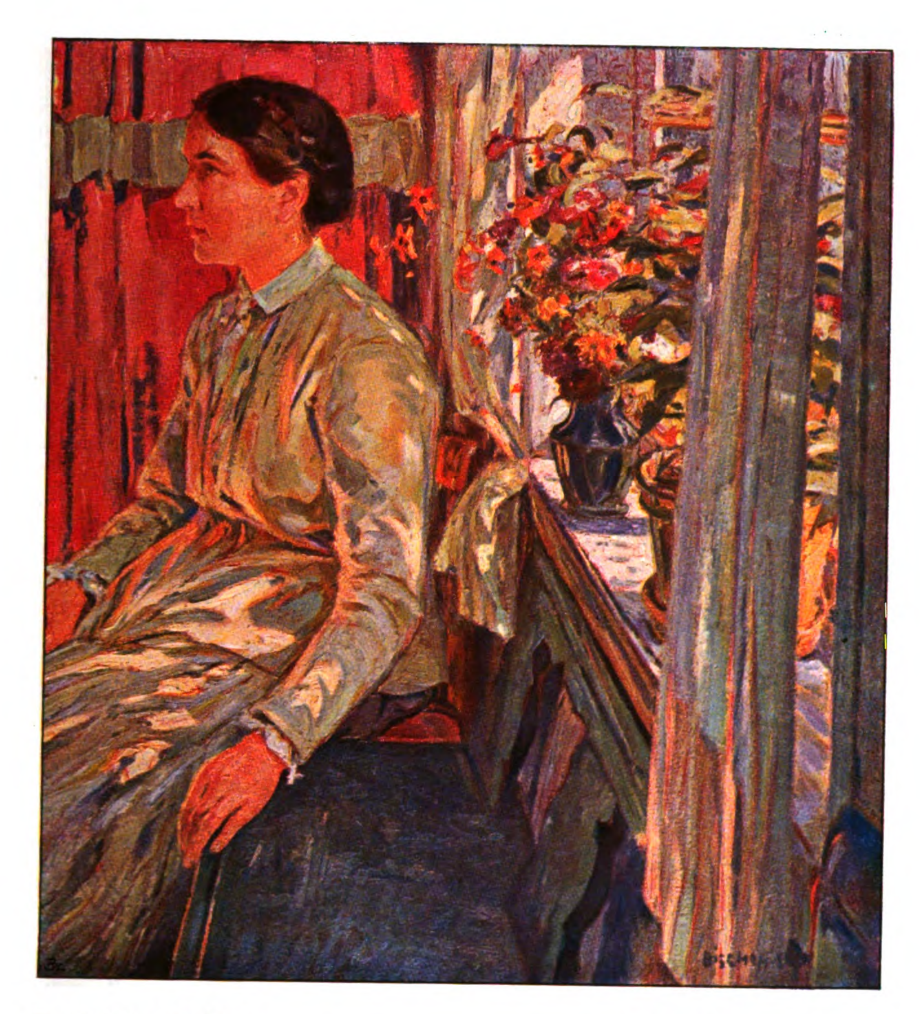
Die Hochdüne

»Menschen an sich« im Bildnis darzustellen, blieb ihm immer eine nahe Aufgabe. Unsre Abbildungen zeigen da ein heiteres und ein tragisch gewordenes Bildnis. Der Großvater mit dem Enkelkind, Hermann Blode (S. 17 unten), der hier in Nidden an seinem Malergasthaus ein Atelierchen für die gern gesehenen Gäste aufgebaut hat; Walther Heymann (S. 17 oben), der Lyriker, dessen »Nehrungsbilder« so viel von dieser Natur wissen, die der Kriegsgefallene nun nie wiedersieht ...

In Bischoff-Culms Entwicklung ist nichts Gewaltsames und nichts Gemachtes. Ist er einmal, vom Zeitwollen verlockt, Umwege gegangen, bald fand er wieder seinen eignen Weg. Vollkommene Phrasenlosigkeit und tiefe Ehrlichkeit bei großem Können ist wohl das Hauptmerkmal dieser starken, sicheren, gesunden Begabung. Und so hat ihn denn der Krieg nicht wie andre lahmgelegt. Unsentimental, keusch und knapp starke Gefühle auszudrücken, ist ihm ebensogut möglich wie »reine Malerei«. Die »Flüchtlinge« (Einschaltblatt) und »Wiederkehr« (S. 15), rasch entstandene Gelegenheitsblätter, sind in der Verteilung von Flecken und Flächen ebenso sicher wie die langsam vor dem Kriege gereifte Radierung »Die Alten« (S. 14). Freilich schöner wäre es ja, wir wären erst wieder so weit, daß die jungen Mädchen wieder so unbekümmert versonnen durch die »Abendsonne« schreiten könnten wie hier auf dem lieblichen Holzschnitt am Schluß dieser Seiten. Die Zeit komme und mit ihr noch manch vollreifes Werk unsers Meisters!



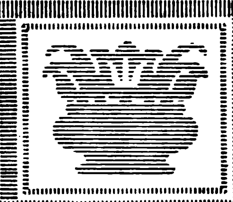
Abendsonne (Farbiger Holzschnitt)



Ernst Bischoff-Culm: Mädchen am Fenster

Zu dem Aufsatz »Das kurische Ostpreußen« von Carl Meißner



Ein Spiel im Wind

Roman von Heinrich Lilienfein

I

Eine gute Weile stand er nun schon so im Erker neben ihr, und Edith wagte nicht, ihn zu stören, obwohl der Kaffee, den sie ihm eingegossen hatte, in der Schale verdampfte. Während sie an ihrer Handarbeit stichelte und dazwischen an ihrer Tasse nippte, sah sie hin und wieder verstohlen auf die hagere, unbewegliche Gestalt des Vaters. Seine linke Hand lag fest um den Fensterriegel, die rechte hatte sich als Faust in die Tasche der Joppe eingebohrt. Die zugekniffenen, von dichten Brauen überbuschten Augen schienen hinter das winterliche Nebelgrau zu greifen, das die Ferne verbarg. Heere der Vergangenheit oder der Zukunft mochte er draußen in der Ebene gegeneinanderschieben, Punkte bestimmen, Linien ziehen, die sie verbanden. Grimmig paßte dazu die eine senkrechte Falte, die von der Nasenwurzel bis unter die angegraute Haarbürste die hohe und spitze Stirn spaltete, und der zusammengepreßte Mund, so viel der Schnauzbart mit seinen niederhängenden langen Enden davon sehen ließ.

Die winzige Schere, die auf dem Schoß des jungen Mädchens lag, benutzte einen unbewachten Augenblick und fiel klirrend auf den Boden. Der Oberst zuckte leicht zusammen und wandte sich mit einer ruckhaften Bewegung zu dem kleinen Tisch, der zwischen ihnen stand. Nicht nur im Ausdruck, sondern auch in ihrer natürlichen Bildung zeigten die Augen, die jetzt über Edith hinstreiften, eine merkwürdige Verschiedenheit: das rechte war groß, blickte offen, stolz und fast gütig; das kleinere, linke war von mißtrauischer, beinah stechender Schärfe. Er nahm die Tasse, leerte sie mit einem Zug und wollte sich wieder zum Fenster kehren, als recht vernehmlich an die Tür des Speisezimmers geklopft wurde.

»Herein!« klang es kurz und spröde aus dem Mund des Obersten.

Gleichzeitig schob sich schon die alte Agnes durch die Tür. Gelassen lag ihr derbes Bauerngesicht unter dem graugesprenkelten Scheitel. Ebenso gelassen näherte sie sich dem Erker, und doch hielt sie längs der weißen Schürze ein gefaltetes Papier, das sich sofort als Depesche kennzeichnete.

Edith war drauf und dran, aufzuspringen. Aber sie besann sich noch, hielt stille und ließ Spannung und Freude nur in den jungen, neugierigen Augen spielen. Nachricht von Alex! Endlich doch noch! Licht für die trostlos herandämmernden Weihnachtstage!

Oberst Rauter nahm lässig das Telegramm aus der Hand der Alten. »Auf was warten Sie?« fragte er die Alte, die ruhig stehenblieb.

Sie ließ sich weder einschüchtern noch zum Rückzug bewegen. »Ich denke mir,« meinte sie bedächtig, »'s ist vom Herrn Alex. Er kommt wohl auf die Feiertage. Und da möcht' ich gern wissen —«

»Sie brauchen auf nichts zu warten und nichts zu wissen, ehe ich es für gut finde!«

Ohne auf Ediths bittenden Blick zu achten, harrte Agnes aus. »Ich werd' also dem Herrn Leutnant sein Zimmer droben vollends zurechtmachen,« erklärte sie unerschütterlich. »Ich denk' mir, wenn er schon telegraphiert, ist er ehstens selber da!«

Der Oberst schien mit dem linken, bösen Auge die zähe Alte durchbohren zu wollen. Dann zuckte er nur die Achseln. »Machen Sie, was Sie wollen! Eins merken Sie sich: Umstände jeder Art verbitt' ich mir!«

Die Alte war vollkommen befriedigt. Mit einem Schmunzeln auf den breiten Lippen nickte sie Edith leise zu und ging, wie sie gekommen war.

Hatte schon bei ihrem unverhofften Eintreten Ediths Herz freudig gepocht: jetzt, wo die letzten Worte des Obersten die Hoffnung zur Gewißheit machten, wurde das Stillsitzen fast zur Unmöglichkeit. Der schlanke Nacken, der sich zwischen dem aschblonden, zu einem einfachen Krönchen aufgewundenen Haar und der blauen Bluse abzeichnete, war nur zum Schein über die Stickerei gebeugt. Das etwas bleichsüchtige, längliche Gesichtchen, aus dem zwei weiche Augen mit scheuen und doch so



neugierigen Blicken in die Welt hinaustasteten, röteten sich von verhaltener Erregung. Schon hatte sie sich mit dem Gedanken fast abgefunden, daß ihr Bruder in diesem Jahr über das Fest ausbleiben würde. Sie wußte ja, daß er und Papa wieder einmal nicht zum besten standen. Und nun kam er doch! Eine ungemischte Freude würde es ja kaum werden: peinliche Reibereien und Auftritte, die waren so gut wie gewiß. Für sie blieb es gleichwohl eine beglückende Aussicht: Alex, das hieß soviel als Schwatz und Lachen und Betrieb und Jungsein! Und danach dürstete sie ja so in den düsteren, eintönigen Wintermonaten, die neben dem schweigsamen Vater so langsam hinschlichen. Ob er sich gar nicht, auch nicht ein bißchen auf Alex freute? Es schien nicht so. Er stand regungslos wie zuvor. Nur daß sein Blick nicht mehr in die Ferne griff, sondern links drüben haftete — auf dem Giebel des schräg gegenüberliegenden Hauses: wegen dieses Hauses auf der andern Seite der Panoramastraße hatte er mit der Stadt und dem Besitzer, einem Kommerzienrat Bleiberger, prozessiert. Nichts von dem Ausblick in die Ebene, die er liebte, wollte er sich verbauen lassen. Er hatte den Rechtsstreit verloren. Wenn er auf den unseligen Giebel schaute, statt dran vorbeizusehen, war seine Stimmung hoffnungslos — das kannte Edith. Aber wann Alex ankam, mußte sie doch wenigstens erfahren. Hüttemanns würden Augen machen! Maia und Irmgard ...

»Für wann hat sich Alex denn angemeldet, Papa?« Sie wunderte sich, wie mutig sie war.

Der Oberst löste sich vom Fenster. Seine Augen begegneten sich mit denen Ediths, die gleich wieder schüchtern von ihm abglitten, als sollte er ihren frohen Glanz nicht sehen. Er holte die Depesche aus seiner Tasche. »Lies selbst!« Er legte das Telegramm neben sie und räusperte sich, als wollte er noch etwas hinzusetzen. Doch er ließ nur die Spitze seines Schnauzbarts zwei-, dreimal durch die hohle Hand gleiten. Dann ging er mit straffem Schritt nach der Tür seines Arbeitszimmers ...

Edith ergriff hastig die Depesche und las: »Ankomme 6, 45.« Schon war sie in die Höhe, und als der Oberst die Tür hinter sich zuzog, stob sie aus dem Speisezimmer.

Mit auf dem Rücken verschränkten Händen wanderte Oberst Rauter nebenan durch seine Stube. Obwohl die Uhr auf dem Schreibtisch eben erst drei dünne, silberhelle Schläge hören ließ, dunkelte es schon. Die hohen Büchergestelle, der Gewehrschrank, der Waffenschmuck über dem Diwan, ein paar mächtige Landkarten — alles verschwamm schon in dem dezemberlich frühen Dämmern. Der Oberst sammelte sich zur Arbeit. Sein eigentliches Gebiet waren strategische Studien. Als Soldat mit Leib und Seele hatte er von Jugend auf keinen lieberen Traum gekannt, als dereinst in einem künftigen Krieg seine Anlagen betätigen zu können. Nicht nur wie hundert andre fühlte er sich zum Schlachtendenker und -lenker berufen: er war ein Berufener; aber ein körperliches Leiden, das im Gefolge schwerer seelischer Erschütterungen auftrat, zwang ihn, als er kaum mit der Führung eines Regiments betraut war, einer glänzenden militärischen Zukunft zu entsagen und seinen Abschied zu erbitten. Nur ein rastloses theoretisches Forschen blieb ihm als spärlicher Ersatz. Über seine geschichtlichen Streifzüge verlor er den Blick für die Gegenwart und ihre Forderungen nicht. Im Angesicht der immer verwickelteren politischen Lage Europas war er im letzten Frühjahr aus dem engeren Fachkreis in die breite Öffentlichkeit getreten. Seine von gediegenen Kenntnissen und echter Vaterlandsliebe getragene Schrift »Deutschland im kommenden Weltkrieg« hatte Aufsehen erregt, Gegner und Freunde auf den Plan gerufen. Seit dem Herbst arbeitete er an einer zweiten Schrift, die noch eindringlicher auf die Gefahren in West und Ost hindeuten und das allgemeine Gewissen zur Wachsamkeit schärfen sollte.

Ehe die Schreibtischuhr im schwarzen Marmorgehäuse die nächste Viertelstunde abrief, setzte er sich nieder. Die Gedanken, die er sonst so unerbittlich zusammenzureißen wußte, gehorchten ihm nicht. Er stand wieder auf und warf sich in den rohrgeflochtenen Schaukelstuhl neben dem kaminartigen Ofen in der Ecke. Die glutenden Kohlen hinter dem Marienglas warfen einen rötlichen Schimmer auf das knochige Gesicht, täuschten der gelben Haut eine trügerische Farbe an. Und unter der Wärme, die ihn überströmte, schien sich die starre Ge-

spanntheit seiner Züge etwas zu lösen. Das gute Auge triumphierte über das böse; eine schmerzliche Verzweiflung drängte sich vor. So gut wie Edith, wie die unerschütterliche alte Agnes hatte er auf diese Botschaft von Alex gewartet. Aber freuen — freuen konnte er sich nicht, als sie endlich eintraf. Nicht weil er bis in die jüngste Zeit manchen Strauß mit dem Jungen hatte auszufechten gehabt und in Zukunft noch manchen mit ihm ausfechten würde. Das waren ja nur Symptome. Der Grund der gegenseitigen Unverträglichkeit lag tiefer. Er liebte den Jungen. Vielleicht nicht ganz so wie er Edith liebte, die von klein auf sein heimlicher Liebling war, aber mit der ganzen Wärme eines krankhaft verschlossenen Gemüts. Und dennoch entfernten sie sich Jahr um Jahr weiter voneinander, statt sich näherzukommen. Gewiß war er selber mitschuldig — durch seine Zurückhaltung, die ihm nun einmal eigen war, durch die mißtrauische Strenge, die an seinem und fremdem Herzen fraß und doch nur das Ergebnis bitterster Erfahrung war. Dieses Mißtrauen, diese Strenge — nährten sie sich nicht aus Tatsachen, aus Wahrnehmungen, die sich immer erneuerten? Nach seiner Art hatte er den Sohn bilden wollen, nur nach der seinigen, und doch schlug immer wieder, immer entschiedener daneben eine andre durch, die er niederdrücken und ausrotten wollte. Unendlich mühselig war dies Ringen gewesen und sollte doch vergeblich sein? Was er wollte, ging über seine, über jede Kraft. Es war und blieb nicht nur sein Blut, das in den Adern der Kinder floß, sondern eines — das er verabscheute. Und das verabscheute verlangte sein Recht trotz ihm, gegen ihn. Alex gehörte ihm nicht mehr ... Und Edith? Glitt nicht auch sie von ihm fort — von dem Herben, Alternden, Lebensunlustigen — — fort und hinüber zu ihr!? Ihr Kind, nicht sein Kind allein — ihr Kind! ...

Es war wie ein Schatten, der aus der Dämmerung sich formte und aus der Glut des Kamins sein Leben nahm: eine schlanke, biegsame Gestalt von verführerischer Leichtigkeit — fragend-unschuldige und gleich darauf boshaft aufblinkende Augen — ein Lächeln, das ihn im Stuhl sich aufbäumen machte. Ohne daß er es wollte, bildeten seine Lippen einen Namen. »Gisberte!« murmelte er; und als er sich hörte, preßten seine Hände wie Schraubstöcke sich um die Armlehne des Rohrsessels. Durfte sie ihn überwinden — in seinen Kindern, auch noch in Edith? — — Solange noch ein Rest von Kraft in seinem Körper, in seiner wunden Seele war, durfte sie es nicht! Die frühere strenge Entschlossenheit band seine Züge, und der stechende Blick des linken Auges beherrschte sie.

Noch wenige Minuten verharrte er in der Dämmerung, aus der nur noch das Feuer im Kamin und sein vom Widerschein getroffenes, gespanntes Gesicht vortrat. Dann schritt er zum Schreibtisch, machte Licht und griff nach der Feder.

In einem weiten Bogen, von Gärten und vornehmen Einfamilienhäusern umsäumt, wand sich die Panoramastraße am Fuß des sogenannten Heisterbergs hinan. Das letzte Haus an der Bergseite, mit seinem Garten schon an den Wald reichend, war das Rautersche. Die hohe Steinmauer, die seinen Baugrund gegen die Straße stützte, das Gittertor, hinter dem die Treppen wie in einem Schacht emporstiegen, erhöhten den burghaften Eindruck, den der runde dicke Turm, der Erker im ersten Stock, das gedrängte Schieferdach mit seinen Kaminen ohnedies hervorrief. Ungleich anspruchsloser mutete ein Landhäuschen an, das in derselben Straße, aber unten in der Ebene stand — kurz vor dem Eingang in die eigentliche Stadt. Zwei ebenmäßige, stattliche Weimutskiefern wuchsen im schmalen Vorgarten. Bis unter das Dach war die Hauswand mit dichtem Efeu übersponnen. Die Haustür und die Fenster schienen sich des üppigen Rankenwerks nur gerade zur Not noch zu erwehren.

Es war schon vollkommen dunkel, die Laternen brannten, und Schneeflocken rieselten erst vereinzelt, dann immer dichter und zahlreicher, als Edith, wohlvermummt in Pelzkragen und Pelzmütze, die Panoramastraße herunterlief und auf das Haus mit den Weimutskiefern lossteuerte. Die niedrige Eisentür zum Vorgarten stand offen. Der eine Flügel der Haustür desgleichen und die Glastür dahinter nicht minder. Diese dreifach offenen Türen waren mehr als ein Zufall, waren ein Sinnbild. Das

Hüttemannsche Haus war im besten Sinn ein offenes Haus: ohne mit Glücksgütern gesegnet zu sein, übte es eine fast unerschöpfliche Gastlichkeit.

Die ersten, auf die Edith bei ihrem Eintritt in den von einer Erdöllampe mäßig erhellten Flur stieß, waren zwei Jungen von elf und dreizehn Jahren, die auf den steinernen Fliesen unverkennbare Vorübungen für das nahe bevorstehende Schlittern machten. Nick und Nack — so wurden sie statt Konrad und Friedrich allgemein gerufen — konnten im Eifer ihrer wichtigen Tätigkeit der wohlbekannten Besucherin nur gerade vertraulich mit den blonden Zottelköpfen zunicken. Gleichzeitig schoß aus einer Tür eine kleine rundliche Dame, begleitet von zwei jungen Leuten.

»Ei — Edith! Nett, daß du auch vorbeikommst!« Frau Hüttemann, immer freundlich und immer eilig, hatte nur gerade für einen Händedruck Zeit. »Theo ist eben angekommen. Er hat über die Weihnachtstage einen Freund mitgebracht!« Sie wies auf die beiden Studenten, die Edith etwas linkisch begrüßten, und strebte schon der Treppe zu.

Edith trat ins Wohnzimmer. Sie brauchte nicht weiter zu gehen. Jenseits des langen Tisches, der mit seinen Tassen und den Überresten eines Weihnachtsstollens bewies, daß man eben noch die Ankunft der Studenten würdig gefeiert hatte, stand Irmgard vor einem hohen, altmodischen Pfeilerspiegel und prüfte an ihrem Spiegelbild die Wirkung eines weißen Seidenkleids.

»Du kommst wie gerufen, um dein Urteil abzugeben!« rief sie Edith entgegen, ohne sich mit mehr als dem flüchtigsten Blick von ihrer verliebten Selbstschau zu trennen.

»Grüß' Gott, Rauterchen!« klang eine tiefere, ruhige Stimme, und Maia, die den Rock der jüngeren Schwester absteckte, erhob sich aus ihrer gebückten Stellung, um Edith mit vertraulichem Nicken die Hand zu reichen. »Wir schneidern Irmgards Kleid für den Silvesterball bei Bleibergers. Ich behaupte, das Kleid wirkt so am vornehmsten. Nur mit den feinen weißen Spitzen aus Muttis Kramtruhe. Irmgard will eine breite farbige Schärpe dazu.«

»Weil ich's ohne die langweilig und matt finde. Du gehst immer von dir aus, Maia! Du kannst dir so was Gesetztes leisten, aber für mich —«

»Sehr freundlich!« Maia lachte ohne eine Spur von Empfindlichkeit. »Und deine Meinung, Dith?«

Edith fühlte sich in der Schiedsrichterrolle nicht recht wohl. Sie überlegte zögernd und musterte Irmgard, die den Kopf mit den braunen Haarschnecken über den Ohren gegen die Schulter neigte und das scharfgezeichnete hübsche Lärvchen mit den kecken dunklen Augen herausfordernd der Schiedsrichterin zukehrte. Ediths Blicke irrten ziemlich hilflos zu Maia, die gleichmütig beiseite stand. In der langen, unvorteilhaften Hausschürze war sie fast ein plumpes Gegenbild zu ihrer Schwester, gar nicht bestechend, weder durch ihre derbere Gestalt noch durch die von Sommersprossen entstellten unscheinbaren Züge.

»Ich glaube fast, Irmgard hat recht,« entschied Edith zaghaft. »Eine kräftige Farbe müßte dabei sein.«

»Na also!« triumphierte Irmgard.

»Ihr trefft euch natürlich im Bunten, das hätte ich mir denken können!« Maia ergab sich, und ihre Schwester lief ins Nebenzimmer, um die ersehnte Schärpe herbeizuholen.

Edith hatte schon Gewissensbisse wegen ihres Schiedsspruchs und näherte sich Maia. »Sei mir nicht böse!« bat sie.

»Unsinn! Wo werd' ich?«

»Vielleicht hast auch du recht; es käme darauf an —«

»Nichts da! Da hat sie glücklich sich zu einer eignen Meinung aufgeschwungen, und gleich fängt sie an umzufallen. Die ganze Dith! — Aber du hast ja noch gar nicht abgelegt!« unterbrach sie sich. Sie wollte ihr ohne Umstände aus Mantel und Pelz helfen.

»Nein, nein! Laß nur!« wehrte Edith lebhaft. »Ich muß gleich wieder fort! Alex kommt!« Ihre Augen leuchteten auf. Endlich kam sie dazu, ihre Neuigkeit anzubringen.

»Alex? Wirklich?« ließ Irmgard, die eben zurückkehrte, sich angeregt vernehmen. Und, wie um den Eindruck der Teilnahme, den ihr Ausruf erwecken konnte, zu verwischen, warf sie, wieder an den Spiegel tretend, ein »Wann denn?« möglichst gleichgültig hinter sich.





Ernst Bischoff-Culm: Die Flüchtlinge

Zu dem Aufsatz »Das kurische Ostpreußen« von Carl Meißner



Ernst Bischoff-Culm: Die Flüchtlinge

Zu dem Aufsatz »Das kurische Ostpreußen« von Carl Meißner

»Um dreiviertel sieben,« berichtete Edith.

»Um dreiviertel sieben!« rief Maia. »Und da willst du gleich wieder fort? Es sind ja noch gute zwei Stunden bis dahin. Setz' dich mal gefälligst! Du mußt doch Mamas Stollen versuchen.«

Edith, so wohl sie sich sonst hier fühlte und so einladend Mutter Hüttemanns Stollenkunstwerk sein mochte, wollte sich nicht zum Bleiben bewegen lassen. »Ich muß noch Besorgungen machen. Ich halte es jetzt nicht aus, stillzusitzen. Ich dachte, eine von euch würde mit mir kommen.«

»Ich kann unmöglich weg,« versicherte Irmgard, die mit ungeteilter Aufmerksamkeit bemüht war, die violette Schärpe so flott wie möglich um die Hüfte zu raffen.

»Aber an den Zug kommst du doch? Alex würde sich gewiß freuen —«

»Kann's nicht versprechen.«

»Dich mag ich gleich gar nicht bitten, Maia!« sagte Edith enttäuscht. »Du siehst so bedenklich aus —«

»Allerdings! Ich habe noch einen Packen Hefte zu morgen zu verbessern. Meine Kleinen machen jetzt, vor den Feiertagen, dreimal soviel Schnitzer wie sonst, und ich komme vor lauter Schneidern zu nichts.« Sie war ernstlich gesonnen, abzulehnen. Aber Edith schaute so betrübt drein. »Na — weil du's bist —«

Edith ließ sie nicht ausreden, sondern umarmte sie in der Freude ihres übervollen Herzens.

»Das war wohl schon für Alex bestimmt!« Maia machte sich lachend los. »Ich bekomme immer Liebkosungen, die für dritte Personen bestimmt sind.«

»Pfui — wie kannst du so etwas sagen!«

Doch Maia war schon nach dem kleinen Zimmer nebenan gegangen, das das ihrige hieß, aber es nur sehr mit Einschränkung war. Während sie sich zum Ausgehen rüstete, mußte Edith sich wegen der Schärpenfrage noch einmal von Irmgard zu Rate ziehen lassen, wobei es freilich genügte, daß sie die Ansicht des geschmackvollen, aber eigenwilligen Persönchens guthieß und bewunderte.

Im Flur gab es noch einen Aufenthalt. Frau Hüttemann schoß diesmal aus der Tür des Salons, die sie geheimnisvoll hinter sich zuhielt, um die dort für den Heiligen Abend sich aufspeichernden Schätze zu decken. Sie lud Edith zum zweiten Feiertag ein. »Nach dem Abendbrot. Zum Kuchenessen und Musizieren und was sonst noch draus wird.«

Edith getraute sich nicht, anzunehmen. »Papa wird immer unzugänglicher für so was. Daß ich abends mal ausgehe, sieht er sowieso nicht gern. Und Alex —«

Als Frau Hüttemann erfuhr, daß der Leutnant erwartet werde, wollte sie von einer Absage erst recht nichts hören. »Natürlich kommt ihr beide! Der Herr Oberst wird's schon nicht abschlagen — verlaß dich drauf!« —

Der Vorgarten war schon eingeschneit. Die beiden Kiefern waren über und über bestäubt, und die Flocken wirbelten und flimmerten nur so. Bis zum Zaun hatten Nick und Nack eine richtige glatte Schlitterbahn gezogen. Es gab keine Gnade. Maia und Edith mußten, ehe sie hinausgelassen wurden, je dreimal hinunterschleifen.

Das kurze Ende Panoramastraße, das sie noch vor sich hatten, war ungebahnter Weg. Sie mußten durchstapfen und, da der Wind durch die Gärten frei und frech daherfuhr, sich durch das tolle Schneegestöber durchkämpfen, ehe sie in den Schutz der ersten richtigen Häuserzeile kamen. Dann erst gab's Arm in Arm ein rüstiges Ausschreiten.

»Eigentlich ist mir's viel lieber, daß du mitgekommen bist, Maia,« meinte Edith überzeugt.

»Du — ich hab' dich im Verdacht, daß du Irmgard das gleiche Kompliment machen würdest.«

»Das ist nicht dein Ernst. Irmgard und ich verstehen uns längst nicht mehr so gut wie du und ich, das weißt du selber.«

»Das sind ja richtige Geständnisse. Ich bedanke mich, Dith!« Maia verbeugte sich belustigt.

»Irmgard ist immer nur mit sich beschäftigt. Du lebst viel mehr für die andern und gibst einem was von dir und —«

»Nun hör' aber auf! Das sind ja faustdicke Schmeicheleien!«

Während sie sich so halb neckend, halb ernsthaft unterhielten, waren sie nach einigem Kreuz und Quer durch ein paar Seitengassen plötzlich in die von Licht, Lärm und fröhlichem Getümmel erfüllte Wilhelmstraße eingebogen, die Hauptverkehrsader



der kleinen Stadt. Entlang an glänzenden Schaufenstern wimmelte es von Menschen, die der niederrieselnde Schnee erst recht betriebsam und heiter zu stimmen schien. Lastwagen, Radler, Jungens mit Schlitten trieben es auf dem ohnehin schmalen Fahrdamm so bunt, daß die elektrische Straßenbahn nur mit unausgesetztem Klingeln, unter allerhand Stockungen sich durchwand. Wo eine geräumigere Hauseinfahrt oder sonst ein Winkel es erlaubte, standen große und kleine Tannenbäume zum Verkauf. Alte Weiberchen mit piepsenden Stimmen und geschwätzige Händler, die sich heiser schrien, boten an den Ecken Wunderkerzen, Stehaufchen, Postkarten an. Edith und Maia ließen sich geduldig mit vorwärtstragen.

Bei der alten Egidienkirche, die mit ihrem spitzen gotischen Turm sich heute wie ein halb ehrwürdiges, halb spaßhaftes Zuckerspielwerk ausnahm, mündete die Wilhelmstraße in den Egidienplatz. Hier erreichte der vergnügliche Umtrieb seinen Höhepunkt. Zwischen Bretter- und Leinwandbuden, die bei flackerndem Licht Lebkuchen und Waffeln, Spielzeug und Trödelkram zu Kauf und Schau stellten, drückte und schob sich jung und alt.

Vom Turme der Egidienkirche löſten sich dumpfe Schläge.

»Dreiviertel sechs! Wir müssen umkehren.«

»Kind, noch eine volle Stunde! Was sollen wir so lange an der Bahn!« widersprach Maia. »Durch die Lange Aue sind wir in zehn Minuten dort. Aber vom Trubel haben wir genug, dächt' ich. Ich schlage vor, wir gehen noch ein paar Schritte die Alexandersteige hinauf. Das tut gut!«

Edith war's zufrieden. Sie ließen den summenden Weihnachtsjahrmarkt hinter sich und gingen, hinter dem Rathaus durch, wieder in stillere Straßen. Ein langgestrecktes, verödetes Gebäude, an dem sie vorüberkamen, war die Töchterschule, wo Hüttemann als Leiter und Maia in einer der unteren Klassen als Hilfslehrerin waltete.

»Du läufst ja, daß kein Mitkommen ist,« klagte Edith, die in der Tat kaum mehr Schritt halten konnte.

»Das ist nur das schlechte Gewissen, weil ich meine unkorrigierten Hefte zu Hause weiß!«

»Zwei Fenster sind noch hell,« stellte Edith fest. Mit einem von Grauen und alter Anhänglichkeit gemischten Gefühl hatte sie sich noch einmal nach dem bejahrten dunklen Kasten umgewandt, der auch sie vor anderthalb Jahren noch beherbergt hatte. Auf der Schmalseite des steinernen Würfels lagen wirklich zwei Scheiben im Licht.

»Das kann nur Doktor Bunge sein,« meinte Maia, sich gleichfalls umblickend. »Wahrscheinlich hat er sich wieder einmal in der Bibliothek über irgendeiner Scharteke vergessen.«

»Der gute Bunge!« warf Edith mit einem gewissen überlegenen Mitleid hin.

»Du, diesen Ton verdient er aber doch nicht,« entgegnete Maia schärfer, als es sonst ihre Art war. »Ich weiß wohl, du und Irmgard, ihr haltet es für furchtbar erwachsen, über alles, was Schule heißt, zu witzeln und die Nase zu rümpfen. Auch über Bunge, obwohl ihr einst für ihn schwärmtet, daß ihr seinen Namen nicht aussprechen hören konntet, ohne rot zu werden bis über die Ohren!«

»Um Gottes willen, Maia!« Beschwichtigend drängte sich Edith an sie. »Ich kenne dich ja gar nicht wieder. Du wirst ja ordentlich giftig. Ich nehme alles zurück.« Edith beugte sich vor, um ihr in die Augen zu sehen.

»Na ja! Schon gut!« Maia schob sie weg. Sie lachte über ihren Eifer und geriet dabei in eine leichte Verwirrung, die sie nicht ganz verbergen konnte. Eine Andeutung, die Irmgard unlängst gemacht hatte, fiel Edith ein. Als ob Maia für den »schönen Arnold«, wie sie als Schülerinnen den temperamentvollen Oberlehrer immer genannt hatten, eine kleine Schwäche hätte. War vielleicht doch etwas Wahres daran?

Sie hatten das Basteitor erreicht. In hoher Wölbung führte es unter einem Überrest der ehemaligen Stadtmauer durch. Dahinter zog die Alexandersteige sich am Klingenberg hinan, wie jenseits der Stadt die Panoramastraße am Heisterberg. Es hatte zu schneien aufgehört. In einem leichten Dunstschleier lagen die weißen Dächer unter ihnen. Über dem Markt schwamm der Widerschein der Budenlampen wie ein blasses Gewölk. In das schmale Tal zwischen dem Klingenberg hüben und dem Heisterberg drüben schmiegte sich die innere Stadt; dann wuchs sie mit ihren neueren

Straßenzügen — die Flucht der Laternen, die hundertfältig heraufschimmerten, wies ihr hingestrecktes Bild — an den Berghängen hin und hinaus in die Ebene, bis hinter dem Bahnhof die Lichtspur in der nächtlichen Finsternis sich verlor. Aus irgendeiner fernen Dorfkirche da draußen in der Ebene wehte der Wind das Läuten einer Glocke herüber, und vom nahen Wald, aus den Tannen, kam ein leises, unbestimmtes Rauschen.

Die Unterhaltung war ins Stocken geraten. Maia ließ den Frieden des Winterabends, in dem es wie nahende Weihnachtsstimmung klang, glänzte und wisperte, auf sich wirken. Sie hatte kein Bedürfnis, zu reden. Bei Edith trat an Stelle der bisherigen aufgeregten Munterkeit ein beklommenes Gefühl. Sie wurde kleinlaut und mutlos. Über der wohligen Behaglichkeit des Hüttemannschen Heims, das ihr immer, ob sie sich sorgte oder freute, eine zwar engbegrenzte, aber liebevolle Zuflucht bot, über dem fröhlichen Umtrieb der Stadt, des »dummen, guten alten Nestes«, wie es Alex hieß, hatte sie die bevorstehende Ankunft des Bruders erst recht nur in rosigem Freudenschein gesehen. Jetzt bekam sie es mit einem Male mit einer leisen Angst, und die legte sich trostlos, kalt und grau nicht nur auf das Nächste — daß sie sich vor dem Zusammensein des Vaters mit Alex, vor Zank und Unfriede bangte —, sondern auf Gegenwart und Zukunft, auf ihr ganzes Leben, das so kümmerlich und farblos hinfloß.

Gerade noch zu rechter Zeit entdeckte Maia, daß Edith Grillen fing. Aufrichten und helfen, ein bißchen schulmeisterlich, aber aus echtem Herzensbedürfnis, war ihr Element. Sie zog sie wieder nahe an sich heran, brauchte nicht lange zu forschen, um den ihr nur zu bekannten, trüben Anwandlungen ihrer »Dith« zu Leibe zu gehen. An sie, die Reifere, um drei Jahre Ältere, hatte Edith, statt an die gleichaltrige Irmgard, sich gerade im Lauf des Jahres mehr und mehr angeschlossen. Und Maia, wenn sie auch über der Beständigkeit dieser wachsenden Zuneigung manchmal ihre Zweifel äußerte, dankte ihr die Freundschaft mit allem, was ihr kräftiges, gesundes Herz zu geben hatte. Ohne die Geschichte des Rauterschen Hauses in den Einzelheiten der Menschen und Verhältnisse zu kennen, wußte sie genug, um zu begreifen, wie gefährlich und immer gefährlicher ein Zerwürfnis der Eltern in das Leben auch der Kinder hinübergreifen konnte, ja mußte. Sie kannte den Obersten kaum. Aber sie kannte Edith, ihre weiche, bestimmbare, jedem Einfluß zugängliche Natur. Hinter der Härte und Verschlossenheit ihres Vaters ahnte sie, auch wo sie nicht gutheißen konnte, eine Absicht, eine wenn auch noch so versteckte, sorgenvolle Liebe zu seinen Kindern, zumal zu Edith. Heute wie sonst, wenn Edith schwarz sah, verzagte, über ihn und ihr freudloses Gefangensein klagte, machte sie ihr Mut, suchte den Obersten zu verteidigen, bearbeitete sie scheltend, scherzend, mit allgemeinen Weisheiten — wie es kam. Und Edith schmiegte sich an sie, sog dankbar die stärkenden Worte in sich — ebenso schnell wieder zu neuer Zuversicht bereit, wie noch eben zu traurigem Verzagen.

Bei der letzten Laterne auf der Alexandersteige hatten sie gewendet und schritten, ganz ins Gespräch vertieft, wieder langsam talwärts, als die Uhr auf der Egidienkirche sie mit ihrem brummenden Schlag aufhorchen machte. Halb sieben! Nun hatten sie sich doch noch richtig verplaudert! Im Sturm galt es die Verspätung einzuholen.

Es gehörte nicht viel Scharfblick dazu, um in dem jungen Manne, der es sich in einem Abteil zweiter Klasse des von Norden nach Süden stürmenden D-Zugs als einziger Fahrgast bequem gemacht hatte, trotz oder wegen seiner bürgerlichen Kleidung den Offizier zu erkennen. Außer der strammen Haltung, die auch nicht verlorenging, als er das gegenüberliegende Sitzpolster zur Stütze seiner Füße machte, sprachen dafür der durch die lange Fahrt in nichts beeinträchtigte tadellose Scheitel, der sich durch das braune, vollwüchsige Haar zog, der leicht nach oben gedrehte dünne Schnurrbart und zum Überfluß — wenn man den spitzen Helmkoffer zu seinen Häupten übersah — das Einglas, das, ins rechte Auge geklemmt, der einen Hälfte des sonst weichen, gefälligen Gesichts den bekannten starren Ausdruck gab. Von der Abfahrt in Berlin am Morgen bis weit über Mittag hatte er seine Aufmerksamkeit einer jungen Dame gewidmet. In Begleitung eines älteren Herrn, der durch einen majestätischen



dunklen Zwickelbart, eine hervorragend prächtige Glatze und kavaliermäßiges Auftreten zu wirken wußte, fiel sie ihm gleich beim Einsteigen auf. Ihr Begleiter suchte bald ein Gespräch anzuknüpfen. Die Hoffnung, daß auch sie sich daran beteiligen möchte, erfüllte sich nicht. Sie blieb durchaus gleichgültig, schien gar nicht zuzuhören, würdigte den Fahrtgenossen kaum eines Blicks und bot ihm nur Gelegenheit, ihren vollen, blendenden Wuchs, eine üppige Last von rotblonden Haaren über kühlen Augen zu bewundern. Ihre teilnahmlose Zurückhaltung verleitete ihn erst recht, nicht lockerzulassen. Es fügte sich von selbst, daß man zusammen speiste und sich einander vorstellte. Die Herrschaften hießen von Wulffenberg, wohnten am Kronprinzenufer in Berlin und waren auf der Reise nach Wiesbaden. Der Vater zeigte sich mehr und mehr von einer verbindlichen, fast allzu verbindlichen Zutraulichkeit, und er war sehr beschlagen, besonders im Gebiet des Sports, wo er mit aller Welt auf du und du zu stehen schien. Die Tochter öffnete nach wie vor kaum den Mund zu einer gelangweilten, nichtssagenden Bemerkung. Als sie bald nach Tisch ausstiegen, da sie noch eine Zwischenstation machen wollten, bot die junge Dame mit einem halben Lächeln nur eben die Fingerspitzen, während Herr von Wulffenberg seine aufrichtigste Freude über die angenehme Bekanntschaft aussprach und die Hoffnung auf eine gelegentliche Fortsetzung in Berlin oder wo es sei ...

Leutnant Alex griff nach dem noch unberührten Packen von Zeitungen und Zeitschriften, die er auf dem Anhalter Bahnhof zusammengekauft hatte. So schnell wie möglich wollte er die kleine Verstimmung über seinen Mißerfolg bei Fräulein Betty von Wulffenberg fortlesen. Das gelang ihm, zumal da er auf der weiteren Fahrt allein blieb, so gründlich, daß er erst knapp eine halbe Stunde vor dem Ziel die Entdeckung machte, wie nahe er der Heimat war.

Er warf seine Blätter beiseite. Mit Hilfe eines Taschenspiegels begann er erst seinen äußeren Menschen zu ordnen. Dann, nach der ernsteren Miene zu schließen, auch den inneren. Vor allen Dingen: er durfte nichts davon merken lassen, daß er nicht aus seiner südwestdeutschen Garnison kam, sondern aus der Reichshauptstadt. Seinem Burschen in der Garnison hatte er die schärfste Weisung gegeben, das anmeldende Telegramm von dort rechtzeitig, nämlich heute am Mittag, abzulassen. Hauptsache war: den Zaun der Zähne weislich hüten! Der alte Herr durfte unter keinen Umständen Wind bekommen.

Der Zug bremste. Er sprang auf, wischte am Fenster. Wahrhaftig — jenseits der Gleisstränge ließen sich Umrisse von Bergen erkennen, bekannte Umrisse sogar. Auch die ersten Häuser hinter verschneitem Feld. Er wechselte die Handschuhe, zog den Mantel an. Den weichen Filzhut mit dem Dachspinsel drückte er in die Stirn; etwas schief — nicht zu unternehmend, aber auch ja nicht zu bieder.

Mit einer letzten Anstrengung rollte der Zug pustend in die Bahnhofshalle. Die Scheibe niederlassen und einen Dienstmann herwinken, war eins. Schon entdeckte er auch Edith und neben ihr Maia Hüttemann. Er schwenkte die Hand, aber sie achteten nicht darauf. Sie hatten sich zu zuversichtlich auf die Uniform gespitzt. Er stieg aus. Da Edith, sich auf den Zehenspitzen reckend, noch immer und fast schon enttäuscht die Fenster längs der Wagenreihe absuchte, konnte er unbemerkt neben sie gelangen.

»Tag, die Damen!« ließ er sich so beiher vernehmen.

»Alex!« Edith fuhr herum. »In Zivil! Da konnten wir lange suchen! — Wie freu' ich mich, daß du da bist!« Sie flog ihm an den Hals.

»Danke gleichfalls! Aber die Leidenschaft 'n bißchen zügeln! Bin daheim zu allen Exzessen bereit!« Er spöttelte, gab sich überlegen und gesetzt. Aber die Augen zwinkerten vergnügt und befriedigt. »Ich begrüße Sie, Fräulein Maia!« Er drückte ihr die Hand. »Nett, daß Sie mitgekommen sind und das Kleine beaufsichtigen!« Die drei Jahre, die er vor der Schwester voraushatte, äußerten sich stets in dem Wohlwollen eines Onkels.

Man setzte sich im Gedränge nach dem Knipshäuschen in Bewegung.

»Wie steht's zu Hause?« erkundigte sich Alex bei Maia. »Alles munter? Auch Fräulein Irmgard?«

»Da steht sie ja mit Theo!« Maia deutete hinter die Sperre.



Es ging an ein neues Begrüßen. Alex und Theo waren von der Schule her befreundet. Der Leutnant ließ die Freundschaft nicht mehr so recht gelten, aber der Student, ein treuherziger, harmloser Junge, gab sie nicht dran. Irmgard, obwohl mit besonderer Höflichkeit von Alex begrüßt, stellte sich so, als hätte sie sich nur zufällig angefunden. Doch ließ sie es sich gefallen, daß er mit ihr den Vortritt nahm.

Vor dem Bahnhof, auf der gegenüberliegenden Seite des Platzes, hielten die wenigen Kraftwagen. Auf sie steuerte der Leutnant mit seiner Begleiterin zielsicher los. Sobald der Dienstmann noch das Gepäck aufgeladen hatte, ging es im Flug durch die Straßen. Alex war so aufgeräumt und so gesprächig — niemand merkte ihm die weite Reise an.

Schon lichteten sich die dichten Häuserreihen. Auf ein Zeichen von Alex hielt das Auto vor den verschneiten Weimutskiefern. Der Leutnant stieg aus und war den Schwestern behilflich, ehe Theo ihm zuvorkommen konnte. Noch ein Rufen und Winken. Der Wagen ratterte weiter, straßaufwärts.

»Du, Alex, es wäre gut, wenn du, ehe wir Papa begrüßen, die Uniform anzögst,« brachte Edith zögernd vor. »Du kennst ihn ja —«

»Bah! Werde mich hüten!« Es huschte trotzig über sein Gesicht. »Ich fühle mich behaglicher so. Habe gar keine Lust, gleich Zugeständnisse zu machen!«

»Tu's mir zulieb!« bat Edith.

Ehe noch die Antwort erfolgen konnte, fuhren sie vor dem Rauterschen Hause vor. Oben an der Treppe tauchte eine Laterne auf: dahinter stand Agnes, in neuer Schürze, die mit dem Schnee ringsum wetteiferte, und schmuckem Faltenhäubchen.

»Agnes! Altes treues Möbel! Immer gut bei Sache?« Alex machte eine Bewegung, als wollte er sie umarmen.

»Es geht so, Herr Alex!« Die Alte wich ihm würdevoll aus. Nur ein Brummen, zärtlich-mürrisch, ließ auf ihre Gefühle schließen. »Und das Gepäck?«

Der Leutnant deutete unter sich, wo der Wagen noch wartete. Er trat mit Edith ins Haus. Der Oberst hatte Umstände verboten. Gleichwohl hing ein Willkommkranz aus Tannenreisern über der Flurtür, und bei weiterem Vordringen zogen von der Küche im Erdgeschoß verheißungsvolle Düfte her.

»Da werd' ich mich doch noch 'n bißchen feiner machen müssen!« meinte Alex, als sie die Treppe hinaufstiegen. »Wieviel Zeit hab' ich noch bis zum Abendbrot?«

Edith sah auf die Uhr. »Noch gute zehn Minuten. Du weißt, Papa ist so pünktlich —«

»Na ja! Werden sehen, was sich machen läßt! Ihr habt mich oben einquartiert wie sonst?«

»Natürlich, in deinem alten Zimmer. Ich bringe dich hinauf.«

»Unnötig! Danke schön!« Er ließ Edith im ersten Stock hinter sich, war mit wenigen Sprüngen, als hätte ihn die Erinnerung wieder zum Schuljungen gemacht, oben ...

Auf die Minute trat der Oberst aus seiner Tür ins Speisezimmer. Nichts an ihm zeugte von Erwartung. Nur die Friesjoppe hatte er mit dem Gehrock vertauscht. Nicht aus besonderer Rücksicht, sondern weil abends die Hauptmahlzeit genommen wurde und er sich da keine Bequemlichkeit durchließ. Der Rock machte ihn noch hagerer und im Gesicht gelblicher, kränklicher.

Edith war zur Stelle. »Alex wird gleich hier sein,« beugte sie entschuldigend vor.

Oberst Rauter trat, ohne zu antworten, hinter seinen Stuhl. Zwischen den drei Gedecken stand eine Schale mit gelben Margeriten, die Agnes eingeschmuggelt hatte. Es zuckte leicht zwischen seinen Brauen, aber er sah drüber weg. Das Licht der Schirmlampe fiel nur auf die Tafeldecke und die Stühle; im übrigen lag der weite, ernste Raum mit seinen wenigen Möbeln aus dunklem Eichenholz in der Dämmerung. Das Schweigen wurde nur vom schweren Pendelschlag einer Standuhr unterbrochen. Es fing eben an drückend zu werden, als noch zur rechten Zeit draußen Schritte hallten.

Alex trat ein. Im Waffenrock, wie Edith' gleich dankbar bemerkte. Sogar ohne das Einglas, das auch nicht nach dem Geschmack des alten Herrn war. »Guten Abend, Papa! Hoffentlich leiblich wohl?«

Ein ernsthaftes Nicken, ein Händedruck, und der Oberst nahm Platz.

Agnes erschien mit den Speisen wie auf Kommando. Aus eigner Machtvollkommenheit schickte sie ein Vorgericht voraus, das



der Leutnant liebte: Pastetchen nach ihrem Rezept. Der Oberst, dem sie zuerst gereicht wurden, sah strafend zu ihr hinauf. Sie zuckte mit keiner Wimper, blickte nur auf die Platte, die sie in weißbehandschuhter Hand hielt.

Nicht gerade angeregt, aber auch nicht zu steif verlief die erste gemeinsame Mahlzeit. Die Unterhaltung drehte sich in der Hauptsache um das Infanterieregiment, bei dem Alex stand. Auch der Oberst hatte ihm bis zum Major angehört, ehe er an den Rhein versetzt worden war, von wo er nach seinem Abgang sich in die stille Stadt am Rand der Ebene und des Waldgebirges zurückgezogen hatte. Aus Anhänglichkeit an die freundlichsten Jahre seines Lebens hielt er sich gern über das Regiment auf dem laufenden. Nachher glitt das Gespräch zu allgemeinen militärischen Fragen hinüber. Rauter sprach seine sehr bestimmten Ansichten über die Entwicklung der einzelnen Waffen, über diese und jene Persönlichkeiten meist in einem schrofferen Tone aus, als er selber wußte. Der Leutnant hielt mit seinem Widerspruch zurück und rettete sich in Gemeinplätze. Edith, die nicht mitreden konnte, ließ ihre blauen Augen von einem zum andern gehen; ihr Mund zeichnete die steigende oder fallende Stimmung der Unterhaltung ohne Willen getreulich nach.

Zum Nachtisch trug Agnes statt der gewohnten Früchte einen Pudding auf. Auch über diese erneute Übertretung seines ausdrücklichen Gebots unterdrückte der Oberst sein Mißfallen. Aber es klang doch drohend durch die Gereiztheit, mit der er einen eben angeschnittenen Gesprächsgegenstand wieder aufgriff.

»Das geringschätzige Urteil über die Nützlichkeit der Kavallerie im Ernstfall ist nun mal Infanteriestil. Darin sündigen wir alle. Zur Verteidigung, noch mehr zur Aufklärung und Verschleierung bleibt die Reiterei doch unentbehrlich!«

»In der Aufklärung wird sie jedenfalls von den Fliegertruppen weit überholt,« meinte Alex diesmal hartnäckiger als bisher.

»Ergänzt, mehr nicht!« Der Oberst klirrte ungeduldig mit dem Siegelring am kleinen Finger gegen den Tellerrand. »Du weißt, wie ich darüber denke. Die ganze Militärfliegerei ist einstweilen ein Sport. Eine Verheißung bestenfalls. Der Feind wird die Burschen aus der Luft herunterholen, ehe sie recht aufgestiegen sind. Nicht ein Kavalleriepferd werden sie überflüssig machen!« Er sprach absichtlich geringschätziger als er dachte. Mit abweisender Schärfe. Die Schwäche des Leutnants für das Flugwesen kannte er ja nur zu genau. Schon im Frühjahr und später war Alex' Wunsch nach einem Flugkommando, in dem der Vater nur die wankelmütige Veränderungssucht sah, ein Hauptanlaß zu Mißhelligkeiten geworden.

Auch Edith erkannte die gefährliche Klippe nur zu wohl. Sie rückte bestürzt auf ihrem Stuhl hin und her, bot dem Bruder, um ihn abzulenken, den Pudding zum zweitenmal an.

Doch der Leutnant achtete nicht darauf. Er glaubte sich für seine Verhältnisse schon lange und ausgiebig genug in Geduld geübt zu haben. »Ich glaube doch, Papa,« erklärte er höflich, aber mit Nachdruck, »man denkt über den Wert der Flugwaffe an entscheidender Stelle heute sehr viel höher.«

»Dann irrt man sich an entscheidender Stelle. Wie so manchmal. Und wird die Kosten bezahlen.« Der Oberst stieß seinen Stuhl unsanft zurück und stand auf. Ohne ein Wort weiter ging er in sein Zimmer.

Alex und Edith sahen sich verdutzt an.

»Heißt das, daß die Tafel aufgehoben ist?« fragte der Leutnant, am Schnurrbart zupfend.

»Du hättest nicht gleich wieder davon anfangen sollen,« erwiderte Edith. »Du weißt doch —«

»Sehr genau weiß ich, wie er darüber denkt. Aber ich kann ihm nicht helfen. Er wird sich doch an den Gedanken gewöhnen müssen, daß ich nicht länger das Pflaster trete. Diesmal bring' ich die Sache zum Klappen. Verlaß dich drauf!«

»Alex, du wirst doch nicht noch einmal damit — —?« Bestürzt, ungläubig sah sie ihn an.

»Ob ich werde! Dein Wohl, Kleines! Und auf die Fliegerei!« Er hielt ihr das Glas zum Anstoßen über den Tisch und lächelte spöttisch und verwegen.

»Nein, Alex! Ich bitte dich — —«

Ebenso unerwartet, wie er fortgegangen war, trat der Oberst wieder ins Speisezimmer — eine Zigarrenkiste unter dem



Arm, Aschenbecher und Knipser in der Hand. Er setzte sich wieder an den Tisch, bot Alex an, versah sich ausnahmsweise selbst. Sogar »echte« hatte er vorgesetzt. Der Leutnant bediente sich. Fast beschämt. Die Streitfrage war vertagt. Edith atmete erleichtert auf. In friedlichem Plaudern verstrich der Abend. —

Die zwei Tage bis zum Fest gingen schnell vorüber.

Ohne Fährnisse, aber auch ohne Fröhlichkeit vollzog sich die Bescherung am Heiligen Abend. Der Oberst hatte sich für seine Person seit Jahren alle Geschenke verbeten. Nur die Geschwister bauten sich gegenseitig ihre Gaben auf, und er legte ein Geldgeschenk dazu. Während die Kinder mit gedämpften Worten einander dankten, stand er eine unglückliche Weile unter dem Lichterbaum. Er litt unter seiner Freudlosigkeit, fühlte sich fremd und einsam. Zum Schluß wurde noch Agnes bedacht, aus deren Augen allein etwas wie Andacht glänzte. Das Essen, das sich anschloß, verlief in fast lautloser Stille. Unmittelbar darauf zog sich der Oberst, früher als sonst, auf sein Zimmer zurück.

Jetzt erst löste sich für Edith und Alex der Bann unfreier Nüchternheit.

Im oberen Stockwerk hatte Edith außer einem kleinen Schlafgemach das Turmzimmer inne. Dorthin brachen sie auf, um es sich gemütlich zu machen. Edith hatte vorgearbeitet: ein Strauß von Fichtenzweigen mit braunen Zapfen zierte den Tisch, und Tannenreiser steckten überall, wo sie sich hatten anbringen lassen: in Vasen und an den Wänden. Der Teekessel brauchte nur unterfeuert zu werden. Der Leutnant richtete sich in der Sofaecke ein. Edith kuschelte sich gegenüber in einen Großvaterstuhl mit zwei Ohrenlehnen: das Erbstück aus dem Nachlaß einer Tante erhob sich würdevoll über die Sesselchen aus Korbgeflecht.

Edith goß Alex eben die dritte Tasse Tee ein, als er mit einer gewissen Umständlichkeit aus irgendeiner Tasche ein Päckchen zutage förderte. »Daß ich's nicht vergesse,« sagte er lässig und doch nicht ganz ohne Verlegenheit. »Da hab' ich noch was für dich!« Damit schob er das seidenpapierumwickelte Ding zu Edith hinüber.

»Für mich? Noch etwas?« Fragend besah sie es, nahm es mit einem ungewissen Blick auf ihn zwischen die Finger.

»Immer los!« ermunterte er. »Färbt nicht, zerbricht nicht, macht kein schreckhaftes Geräusch.«

Edith schälte aus der Hülle ein niedliches Ledergehäuse. Als der Deckel aufsprang, lag eine feine silberne Halskette vor ihr, in die ein Brillantgeschmeide, einfach und vornehm, gefaßt war. Staunen und Entzücken waren gleich groß. »Alex, was fällt dir ein! Wie komm' ich dazu? Du hast mich ja schon so reichlich beschenkt!«

»Ne, ne! Nicht von mir! So überschwengliche Vorstellungen wirst du nicht von meinen Leutnantsersparnissen haben.«

»Aber von wem denn?« Ihre Stimme zitterte vor verhaltener Aufregung.

»Von Mama,« versetzte Alex kurz entschlossen. »Mit Grüßen für dich!«

»Von — — Mama — —?!« Edith setzte den Schmuck erschrocken auf den Tisch zurück. »Du — wenn das wahr ist — es wäre übrigens kein hübscher Spaß — natürlich darf ich das nicht annehmen.«

»Und warum nicht? Sprechen wir einmal vernünftig und der Reihe nach, um dir das Wunder glaubhaft zu machen.« Er gab sich einen Ruck und saß aufrecht. »Also erstens: ich habe sie vor vier Tagen gesprochen. In Berlin nämlich. Von dort kam ich vorgestern.«

»Von — Berlin?« stammelte Edith immer bestürzter. »Du kamst von Berlin? Und du hast — sie gesprochen?« Sie machte so große, ratlose Kinderaugen, wie nur sie es konnte.

Er weidete sich ein Weilchen an ihrer Betroffenheit. »Jawohl. Stimmt Wort für Wort,« fuhr er dann fort. »Ich hatte dienstlich dort zu tun. Kurz und gut: ich habe mein Kommando nach Döberitz zu den Fliegern so gut wie in der Tasche. Nur die Zeit ist noch unbestimmt, verstehst du — und ich —«

»Aber Papa wird doch nie einwilligen! Und du wirst doch nicht ohne seine Erlaubnis —«

»Allerdings werd' ich! Standesamtlich-notorisch werd' ich im März mündig. Er wird mir das bißchen Zuschuß entziehen. Dafür wird Rat werden.« Mit ungewöhnlicher, eigensinniger Entschiedenheit schnitt er die weitere Auseinandersetzung über diese



Frage ab. Dann, als er gewahr wurde, wie sich Ediths Augen mit Tränen füllten, wurde er gleich wieder sanft und zutunlich. »Also, wir wollen von Mama sprechen, Schwesterchen. Wir sind beide in einer sehr allgemeinen, jedenfalls nichts weniger als zutrauenerweckenden Vorstellung von ihr erzogen. Versuche von ihrer Seite — ziemlich weit zurückliegende, das räume ich ein —, mit uns, die wir doch schließlich ihre Kinder sind, in Fühlung zu kommen, wurden unnachsichtlich vereitelt ...«

»Müssen wir von diesen — schrecklichen Dingen sprechen, Alex? Gerade heute?« Edith fühlte es sich wie einen unheimlichen Schatten über die mühsam eroberte Gemütlichkeit dieser Weihnachtsstunde senken.

»Wenn du nicht willst, Edith ...« Er zuckte die Achseln, war aber bereit, abzubrechen. Er nahm wieder eine von den Zigaretten, die Edith auf dem Teetisch nicht hatte fehlen lassen, und steckte sie an. Es entstand eine Pause.

»Du hast vielleicht recht,« begann sie endlich wieder zaghaft. »Wir müssen davon sprechen.« Sie kämpfte ihr Widerstreben nieder. »Wenn wir früher manchmal daran rührten — nahmst du nie ihre Partei, Alex.«

»Erstens rührten wir begreiflicherweise sehr selten daran,« erklärte er. »Und dann — die Vorgeschichte, was wir so beiläufig von Tante Emmchen selig erfuhren, solange sie uns Rangen aufziehen half — das allerdings konnte nicht für Frau Gisberte einnehmen.«

»Um so mehr für Papa,« eiferte Edith.

»So dachte ich auch. Zumal, solange das mit dem eignen Denken noch begreiflich haperte. Aber was wissen wir, genau genommen, von dieser Vorgeschichte? Die dürftigsten Umrisse! Daß zwischen den beiden, als sie sich heirateten, kein ganz geringer Altersunterschied bestand. Daß unsre Mutter, eine junge, lebenslustige Frau, bei einem für sie zu ernsten, schwerblütigen Manne nicht fand, was sie suchte — Verständnis für ihren geistreichen, beweglichen Sinn —, und sich durch die Freundschaft mit Martiz entschädigte.«

»Es war wohl mehr als eine Freundschaft, Alex.«

»Mag sein. Auch nicht. Jedenfalls hat Papas Empfindlichkeit die Sache verschlimmert. Hätten überzeugende Schuldbeweise vorgelegen, das Ehrengericht würde sich gegen einen Austrag mit Waffen nicht so gesträubt haben, wie es anfangs tat —«

»Du hast mit diesen Dingen früher nicht so Bescheid gewußt —«

»Oh, man erfährt so mancherlei. — Der Konsul von Martiz bekam einen Schuß in die Brust und unser alter Herr seinen in den Arm. Dann erst wurde die Geschichte schlimm. Frau Gisberte floh zu dem verwundeten Martiz, pflegte ihn ... Ich weiß bestimmt, daß der Prozeß, der folgte, ihr kein Vergehen in der Ehe nachweisen konnte. Nur die Entfremdung und die Flucht nach dem Zweikampf ermöglichten die Scheidung.« Auch Alex hatte sich in die Erregung hineingesprochen, ohne daß er es merkte.

Ediths Kopf ruhte fast starr an der Sessellehne. Das Gesicht, womöglich noch blässer als sonst, war mit einem ratlos unglücklichen Ausdruck nach oben gekehrt. Wohl hatten die bangen Fragen, die sich an das Zerwürfnis ihrer Eltern knüpften, nie ganz in ihr geschlummert, zumal nicht, seit sie die Kinderschuhe vertreten hatte und deutlicher begriff, was es hieß, mutterlos zu sein. Doch sie hatte sich vor dem Traurigen immer gleich wieder scheu zurückgezogen, alles in einer unklaren, mädchenhaften Halbheit verschwimmen lassen. So rücksichtslos und scharf wie in den Worten des Bruders waren die Begebnisse nie vor sie gestellt worden. Die Achtung vor dem Vater, die Liebe zu ihm, so schwer sie ihr mitunter durch seine Strenge und Herbheit gemacht wurde, der Glaube an sein Recht lehnten sich auf in ihr gegen ein verändertes Sehen und Empfinden.

»Sie ist später seine Frau geworden,« sagte sie wieder nach einer Pause wie in heftiger Überlegung vor sich hin.

»Sie wurde sogar mit Martiz sehr wenig glücklich. Er muß bei blendenden gesellschaftlichen Manieren ein sehr unsicherer Kantonist gewesen sein. Zudem krank. Offenbar lebte sie auf, als er vor einigen Jahren starb. — Aber ich kann nicht finden, daß diese Ehe sie schuldig spricht.« Der Leutnant sagte das bedeutend ruhiger und nachdenklicher. Die Unterhaltung war ihm wider Willen zu tragisch geraten. Er strebte wieder in gleichmütigere Gefilde. »Regen wir uns nicht weiter auf, Edith!

Wir ändern ja nichts mehr an dem, was schon geschehen ist.«

»Und wenn sie so wenig Schuld trifft — warum überließ sie uns ganz Papa? Warum wuchsen wir nur bei ihm auf, und warum versuchte sie später nie mehr, uns überhaupt nur zu sehen?«

»Auf alle Fragen weiß ich nicht zu antworten. Sie wird sich von der Nutzlosigkeit solcher Versuche überzeugt haben. Du kennst Papa — Als sie wieder verheiratet war, verboten wohl die Verhältnisse von selbst —«

»Und du, wie kam es, daß — du sie besuchtest? Oder sie trafst?«

»Das kam, wenn du willst, nur aus der Neugier.« Alex hatte sein verschmitztes, leichtmütiges Lächeln wiedergewonnen. »Ich lernte zufällig in Berlin bei einem Kameraden einen ehemaligen Rittmeister kennen. Merkwürdiger älterer Herr — Gerland heißt er. Es stellte sich heraus, daß er bei ihr verkehrt. Und ich war nun einmal in ihrer Nähe. Und da packte es mich ... Jedenfalls wurde ich mit offenen Armen aufgenommen. Und sie ist bezaubernd, Edith! Und noch jung, zum Verlieben ...« Er wurde immer beredter. »Sie lebt in großem Stil. Martiz war ja reich genug. Feudale Wohnung am Lützowufer. Eine Wolke von Kunst und Künstlern — man kommt sich ordentlich dumm vor. — Sie fragte übrigens sofort nach dir. Konnte nicht genug über dich erfahren. Du würdest auch bezaubert sein!«

Edith schüttelte abwehrend den Kopf.

»Am Tage darauf wollte sie ins Engadin fahren. Wintersport — ah, wer das auch so könnte! Übrigens — sie hofft auch dich mal zu sehen.« Er hatte offenbar noch manches auf der Zunge, aber er brach ab. Edith sah gar zu verstört aus. Hatte er ihr doch zuviel zugemutet? Er gab sich Mühe, wieder eine unverfänglich muntere Plauderei in die Wege zu leiten wie in der ersten halben Stunde, wo sie vertraulich und gemütlich beisammengesessen waren in der festlich aufgeschmückten Turmstube. Er schwärmte von Berlin: vom Bummel unter den Linden, einem Abend im Metropoltheater, einem neuen Prachtcafé am Potsdamer Platz.

Auch Edith strengte sich redlich an, den früheren Ton wiederzufinden. Aber es wollte ihr nicht gelingen, ihre Benommenheit zu überwinden. Wieder und wieder wurde sie unaufmerksam. Ihre Gedanken irrten zurück, kreisten um das, was sie zuvor gesprochen hatten.

Es wurde an die Tür geklopft. Agnes steckte ihren Kopf herein. Sie bot gute Nacht, wollte noch einmal ihren Dank für die Weihnachtsgaben abstatten, besonders für das »viel zu noble« Kleid, das ihr »unser Fräuleinche« ausgewählt hatte.

Kaum war sie draußen, so brach auch Alex auf. Mit herablassender Zärtlichkeit tätschelte er Ediths Wangen. »Keine Grillen mehr fangen, Kleines! Ist die nutzloseste Beschäftigung von der Welt. Erfahrungstatsache. Wir zwei verstehen uns und halten zusammen. Es war ein reizender Abend. Anheimelnd, wie immer in deiner Kemenate, Turmfräulein!« Er zupfte sie — eine alte Liebhaberei — an ihrem blonden Haarkrönchen und verstieg sich sogar zu einem Kuß auf ihre Stirn. In der Leidenschaftlichkeit, mit der sie seine Liebkosung erwiderte, zitterte die ungewohnte Aufregung ...

Edith blieb allein zurück. Sie trat an das Mittelfenster, das, rechts und links von zwei schmäleren Scheiben unterstützt, bei Tage dem Turmzimmer einen Überfluß von Licht zuströmen ließ. Sie zog den Vorhang zurück und öffnete einen Flügel. Ein Strom kalter Luft wehte ihr entgegen. Am Himmel funkten klar und scharf die Sterne. Drüben an der Dachrinne des Bleibergerschen Hauses blinkte es wie von Eiszapfen. So wohl ihr die eisige Frische tat, so gern sie sich im Blick auf die schlafende Stadt und die nächtliche träumende Weite beruhigt hätte, sie durfte sich dem grimmigen Frosthauch, der gegen sie drang, nicht aussetzen, mußte das Fenster gleich wieder schließen.

Sie wandte sich zurück ins Zimmer. Ihre Augen hafteten auf dem nahen kleinen Nußbaumtisch, den sie sich zum Schreiben eingerichtet hatte, auf einer Photographie des Vaters, die sie besonders gern mochte: er trug große Uniform; die Züge, fast im Profil, waren beherrscht von dem guten, weitoffenen Auge, das ihre Verschlossenheit freundlich aufklärte. Heute sah sie das Bild anders, sah auch in ihm nur Strenge, Mißtrauen, Verbitterung. Sie ging vorüber. Und stand von neuem still, mit klopfendem



Herzen. Auf dem Tisch, neben ihrer Tasse, lag die Halskette in ihrem Ledergehäuse, wie sie sie zuvor erschrocken weggeschoben hatte, und eins der Steinchen blitzte ihr entgegen. Sie hatte nicht den Mut, danach zu greifen, aber es war, als griffe das unwillkommene Geschenk nach ihr, wollte sie nicht loslassen. Die Frau, die es ihr schickte, war ihr bisher nur wie ein Schemen gewesen, dem kaum die flüchtigste Erinnerung aus früher Kindheit etwas wie Leben verleihen wollte. Zum erstenmal schuf ihre erhitzte Phantasie aus Alex' Reden, aus dem Funkeln des zierlichen Geschmeides, aus fremden, ungekannten Gefühlen eine Gestalt, die, wie sie meinte, körperhaft an ihr vorbeischlüpfte, sie berührte ...

Mit einem leisen Laut, halb Schreck, halb Sehnsucht, floh sie in ihr Schlafzimmer.

Hüttemanns hatten ihre nächsten Freunde für den zweiten Feiertag erst nur zu einem zwanglosen Zusammensein nach dem Abendbrot einladen wollen. Dann war man im Familienrat darüber einig geworden, daß es hübscher wäre, es würde schon zu einer einfachen Mahlzeit gebeten. Nicht als ob es sonst über das Fest an Umtrieb gefehlt hätte: es ging am Heiligen Abend und am Christfest lebhaft genug zu. Die zwei Mädels, Nick und Nack, Theo und sein Freund, der Forstreferendar Otto, und Richard, der Geologe, die beiden Eltern — das gab allein schon zehn Köpfe und doppelt so viel Füße, die das enge, kleine Haus stattlich bevölkerten.

Ehe noch ein Gast da war, füllten sie denn am Abend des zweiten Feiertags schon fast allein den Salon, in dem außer dem hohen Christbaum ein Klavier, ein langer Gabentisch und die ehrwürdige rote Plüschgarnitur sich behaupten mußten.

Atemlos von den jüngsten Anordnungen saß die Hausfrau in einem der ungetümlichen Plüschsessel, und Vater Hüttemann steckte mit Hilfe Maias und des Forstmannes schnell noch einige neue Lichter an Stelle der herabgebrannten auf die silberbehangenen Zweige des Weihnachtsbaums, als die paar Gäste hintereinander eintrafen. Die ersten waren Professor Graumüller, ein Kollege von der Mädchenschule, mit Frau und Tochter. Der Professor, ein dicker munterer, hitziger Herr, der sehr viel wußte und noch mehr besser wußte, die Gattin entsprechend stiller und schüchterner, das Fräulein, nicht mehr ganz so jung als sie sich gab, etwas mit der Zunge anstoßend und schwankend zwischen lyrischem Schmachten und erstaunlichem Klugreden. Ihnen auf dem Fuß folgte Stadtvikar Emsmann, ein stiller, zäher Verehrer von Irmgard, anspruchslos, immer dienstbereit, ein Meister lächelnden Schweigens. Das Händeschütteln ringsum wollte kein Ende nehmen, und die Ankömmlinge waren längst nicht durch damit, als Edith und Alex eintrafen.

Edith trug ein grünes Kleid mit schmalem hellem Pelzbesatz. Um den Hals schlang sich — sie hatte im letzten Augenblick der Versuchung nicht widerstehen können — das silberne Kettchen mit seinen flimmernden Steinen. Während Alex — seine Uniform und die forsche Tracht des Forstmannes stachen munter von den schwarzen Röcken und lichten Blusen ab — mit Irmgard plauderte, sah Edith sich angeregt und neugierig um und wechselte ein paar Worte mit Maia, die mit einer gewissen Beharrlichkeit die Tür zum Flur im Auge behielt. Edith wollte sie eben fragen, ob noch wer käme, als sich in der Tat die Tür noch einmal auftat: ein Kopf, überwallt von ungebärdigen rötlichbraunen Haaren, zwei lebhafte und zugleich zerstreute Augen hinter einem Kneifer waren sichtbar und drängten eilfertig in den überfüllten Salon. Maias Miene hellte sich zusehends auf.

»Na, endlich!« sagte sie unbefangen. »Ich dachte schon, er würde uns glücklich wieder vergessen haben.«

Edith hatte sofort den einst angeschwärmten Doktor Bunge erkannt, der sich zu den jungen Mädchen heranarbeitete.

»Guten Abend, Fräulein Maia!« Er streckte schon von weitem seine Hand zum Gruß vor. »Um ein Haar wär' ich um eine Stunde zu spät gekommen. Ich hatte mich so festgelesen —« Er unterbrach sich, fuhr hinüber zu Irmgard, begrüßte sie, stellte sich dem Leutnant vor und war ebenso schnell wieder zurück.

Maia zog Edith heran, die sich halb hinter ihr versteckte. »Sie kennen doch Fräulein Rauter?«

»Fräulein Rauter?« wiederholte Bunge. Er schien sich nicht zu entsinnen, verbeugte sich hastig.



»Sie werden doch Ihre ehemalige Schülerin erkennen,« half Maia lachend nach.

Er trat zurück, griff sich in den krausen kurzen Vollbart, forschte in seiner Erinnerung und zugleich in Ediths halb verlegenem, halb schalkhaftem Gesicht. Dann überflog ein ehrlich-herzlicher Schein seine Züge. »Aber natürlich! Nur für Menschen hab' ich kein Gedächtnis. Sonst für das tollste Zeug. Entschuldigen Sie!« Er streckte auch ihr, wie einer alten Bekannten, die Hand hin.

Edith schlug leicht ein. »Wie sollten Sie auch jede von uns behalten haben!« meinte sie, nur um etwas zu sagen.

»Jede! Wie das wieder klingt!« neckte Maia. »Als wär' sie die nächste beste! Sie müssen doch noch wissen, Doktor Bunge, daß Irmgard Hüttemann und Edith Rauter —«

»Nun hör' aber auf, Maia!« Edith hielt ihr empört den Mund zu.

Sie hätte vielleicht trotzdem Maia nicht zum Schweigen gebracht, wenn nicht eben jetzt Vater Hüttemann, der Frau Professor Graumüller am Arm führte, mit einem »Zu Tisch! Zu Tisch!« auf die geöffnete Tür des Wohnzimmers gewiesen und, der drangvoll fürchterlichen Enge mutig sich entwindend, dorthin vorangeschritten wäre.

Zwei rotüberbänderte Tannenkränze mit brennenden Kerzen schwebten zu seiten der Hängelampe über der langen Tafel, an der bald, unterstützt von Maia und Irmgard, die für die Tischordnung verantwortlich waren, jeder nach einigen Fährlichkeiten den vorgesehenen Platz ausfindig machte. Bunge hatte ungefähr in der Mitte des Tisches Edith zur Rechten, Maia zur Linken. Der Leutnant saß gegenüber zwischen Lenchen Graumüller und Irmgard, die er von vornherein entschieden bevorzugte. Oben hatte der Direktor unter den elterlichen Herrschaften den Vorsitz: er strahlte von sonnigem Behagen und nickte einem um den andern zu; den Wink seiner Frau, die den Professor Graumüller zum Nachbar hatte, sich die verschobene weiße Halsbinde zurechtzurücken, begriff er nicht im mindesten. In den Gegenvorsitz teilten sich Nick und Nack, denen sich nach aufwärts die übrigen anschlossen — bis zu dem Stadtvikar an Irmgards, dem Forstmann an Maias linker Seite. Das Ganze war familienhaft und einfach, ohne eine Spur von förmlichem gesellschaftlichem Anstrich. Der Tischwein stand in Karaffen bereit. Das Küchenmädchen und eine Aushilfe reichten langsam und bedächtig den Hasenbraten, von dem Vater Hüttemann stolz verkündete, daß ihn sein Forstbeflissener gestiftet habe.

Bunge, wißbegierig wie immer, wandte sich gleich an den Jäger, wollte eine Menge wissen, was der beim besten Willen in der Kürze gar nicht beantworten konnte, und vergaß darüber, seinen Damen Wein einzugießen. Er wurde sein Versäumnis erst gewahr, als Alex ihm bereits bei Maia und Edith zuvorgekommen war und mit einem höflichen »Gestatten Sie!« die Karaffe gewandt auch über sein Glas neigte. »Danke! Danke! Ich trinke keinen Wein!« wehrte er schnell.

»Doch nicht Abstinenzler?« fragte der Leutnant arglos und doch mit einem Anflug spöttischen Bedauerns.

»Allerdings! Ausgesprochener!« Obwohl Maia, die ihre Schwester im Verdacht hatte, Alex durch eine boshafte Bemerkung zu seinem Beginnen irgendwie angestiftet zu haben, den Doktor durch eine geschwind hingeworfene Frage abzulenken suchte, ließ dieser sich umgehend in die schönste Debatte ein. Er war ein leidenschaftlicher Grundsatzmensch und, gefährlich beschlagen, hatte er gleich das schwerste Rüstzeug der Wissenschaft zur Hand, warf mit statistischen Zahlen und medizinischen Kenntnissen um sich, bis er jäh innewurde, daß er allein sprach und seine Rede zum Gegenstand allgemeiner lächelnder Aufmerksamkeit wurde.

»Bunge! Doktor und Kollege!« drohte der Direktor schmunzelnd zu ihm herunter. »Wenn Sie recht hätten, würde auf der Hochzeit zu Kana der Wein in Wasser verwandelt sein, nicht umgekehrt. Es hilft Ihnen nichts: steigen Sie flugs in die Kanne!«

Das Lachen kam zur rechten Zeit. Bunge tat das Beste, was er tun konnte: er lachte mit. Er hatte Humor genug, um sich selber einzugießen und mit einem Schluck auf das Wohl des Hauses Hüttemann zu strafen. »Da hab' ich mich ja nett hereingeritten!« meinte er, als er mit Maia anstieß.

»Das kommt davon, wenn man immer gleich mit vollen Segeln losfährt, ob es sich lohnt oder nicht,« erwiderte sie. »Und



mit meiner Freundin Edith haben Sie's nun erst recht verdorben. Mit der mußten Sie doch zuerst anstoßen. Nicht wahr, Dith?«

»Ist das wahr?« Er drehte sich aufrichtig bestürzt zu Edith. »Wie mach' ich das nur wieder gut?« Er bot ihr das Glas zum Anklingen zerknirscht hin. »Sind Sie sehr übelnehmerisch?« erkundigte er sich dabei.

Sie stieß flüchtig mit ihm an. »Wenn ich ja sagte, wäre es zuviel. Und wenn ich nein sagen würde —«

»Sie reden ja wie ein Diplomat!« Er streifte sie durch den Kneifer mit einem prüfenden Blick. Er besann sich jetzt schon deutlicher auf sie. Der Wechsel von Scheu und Neugier in ihren Augen; der unschlüssige, anmutige Mund, dessen Lippen sich nicht fest aufeinanderschließen mochten; gelegentlich eine Schelmerei, ein halbentschiedenes Wort, das ebenso schnell zurückfloh, als es sich vorwagte — alles noch so biegsam, jedem Gepräge nur zu willig, halfen ihm auf die Spur. »Jetzt bin ich schon fast im Bilde, Fräulein Rauter! Sie machten mir manchmal als Schülerin Pein: ich ärgerte mich, weil Sie in ihren Antworten so oft auf das Rechte lossteuerten und sich dann durch den ersten besten Einwurf zum Umfallen bringen ließen. War's nicht so?«

»Sie treffen den Nagel auf den Kopf, Doktor Bunge,« mischte sich Maia ein, die mit einem Ohr zugehört hatte.

»Du bist abscheulich, Maia! Mich auch noch anzuschwärzen!«

»Da fällt mir ein,« fuhr Doktor Bunge, einmal im Zug seiner Erinnerungen, fort, »Sie waren es auch, Fräulein Rauter, die mich zusammen mit Fräulein Irmgard in einer Literaturstunde mächtig bedrängten.«

»Davon weiß ich ja gar nichts mehr.«

»O ja,« fuhr er, seiner Sache noch sicherer, fort. »Wir lasen Schillers Jungfrau —«

»Wehe! Weh' mir! Welche Töne! Wie verführen sie mein Ohr!« zitierte der Leutnant über den Tisch herüber, während Irmgard neben ihm aufhorchend und kokett den Kopf vorneigte.

»Sie treffen's! Auf die Szene genau, Herr Leutnant!« bestätigte der Doktor. »Ich suchte zu erklären, wie Johanna nach dem Auftritt mit Lionel ihrer göttlichen Sendung durch eine menschliche Schwachheit sich abtrünnig fühlte. Darauf behauptete Fräulein Irmgard Hüttemann — so ungefähr —: die Liebe spreche zugunsten, nicht zuungunsten der Jungfrau ...«

»Edith war mit von der Partie. Was sagst du dazu, Edith?« rief Irmgard mit schnippischer Pfiffigkeit ihre einstige Helferin an.

»Jawohl! Das sagte ich schon!« stimmte Bunge bei. »Sie, Fräulein Rauter, eilten Ihrer Freundin zu Hilfe. Vorsichtig zwar, ein bißchen diplomatisch, aber sehr ernsthaft. Entsinnen Sie sich jetzt?«

»Wir müssen Ihnen schön kindisch vorgekommen sein!« stieß Edith heraus. Nun hatten ihre Wangen sich wirklich gerötet, und die Verzweiflung, daß der volle Angriff sich mit einem Male wieder ihr zuwandte, malte sich so unverhohlen in ihrem Gesicht, daß das Lachen erst recht allgemein wurde.

»Ich fand es gar nicht einmal so kindisch,« bestritt Bunge lebhaft. »Im Gegenteil, es war echt weiblich.«

»Sehr gut!« bestätigte Alex mit gekräuselten Lippen.

»Ein zweifelhaftes Kompliment — in diesem Zusammenhang,« meinte Maia dagegen.

»Durchaus nicht! Ich freute mich im Grunde rechtschaffen über meine Mädels. Wenn sie auch im Geist der Dichtung irrten — sie fühlten ganz richtig, daß die Liebe an sich auch ein Unbedingtes sei und auch ihr absolutes Recht habe. Und schließlich ist es allemal Idealismus und gut und schön, wenn man an ein Unbedingtes glaubt und es behaupten will. Für das Bedingte, Reale, Kleinliche sorgt die Wirklichkeit früh genug!« Nun sprach Bunge mit dem ganzen Feuer unbekümmerter Überzeugung, die ihm die Herzen seiner Schülerinnen allemal im Sturm eroberte. Die langen Arme an dem schmächtigen Körper schnitten nur so durch die Luft; alle Augenblicke mußte er den Kneifer festhalten, oder er wühlte die Haare zurück. Edith, deren so bestimmbare Natur sich keinem starken Eindruck entziehen konnte, fühlte sich auch jetzt einen Augenblick erwärmt und eingenommen, aber gleichzeitig störte sie das Formlose dieses Ausbruchs, sah sie das Lächeln, in dem Alex und Irmgard sich begegneten, und das kühlte sie merklich ab. Maias Herz gab dem eifern-



den Doktor vollen Beifall. Doch auch ihr war bange dabei: es war immer gefährlich, wenn er so losgebunden war, und sie verstand ihn zu gut, um den andern wieder einen billigen Triumph über sein Draufgängertum zu gönnen.

Diesmal kam Hilfe von Professor Graumüller. Selber ein Hitzkopf, lauerte der nur darauf, um aus dem friedlichen Gespräch mit Frau Hüttemann, das zudem durch allerhand Hausfrauenwinke Störungen erlitt, ins Gefecht zu kommen. Er lehrte Naturwissenschaften an der Töchterschule, und das Wort »Idealismus« war für ihn ein rotes Tuch.

»Nun machen Sie's aber gnädig mit Ihrem idealistischen Feuerwerk, Kollege!« brach er plötzlich ungestüm los. »Da hab' ich Sie wieder einmal auf frischer Tat! Sie und Ihresgleichen verderben uns immer schon auf der Schule die besten Köpfe mit Ihrer Drachensaat —«

»Oho, Drachensaat!« unterbrach ihn Bunge, nur einen Augenblick verdutzt. »Seien Sie vorsichtig, Herr Professor! Ihnen schwant so etwas von Jason. Drachenzähne! Riesen wuchsen daraus! Riesen!«

»Mein Gott, jetzt sind die bei den Riesen!« seufzte Frau Direktor Hüttemann ehrlich bestürzt auf. »Papa, ich glaube —« Sie winkte dem Direktor zu, die Tafel mitaufzuheben, da man ohnehin die süße Speise schon hinter sich hatte, und diesmal verstand er ihre Zeichen, nickte beruhigend zurück. Ehe Professor Graumüller die plötzlich aus seiner Drachensaat entstandenen Riesen durch einen neuen, beißenden Ausfall zur Strecke bringen konnte, hatte sich Hüttemann erhoben. »Meine lieben Freunde,« sagte er mit seiner milden, pastoralen Stimme, »Weihnachten müßte nicht das Fest des Friedens, und ich müßte nicht der Vorsitzende der Ortsgruppe der Freunde eines dauernden Weltfriedens sein, wenn ich dulden dürfte, daß hier noch weiter Drachen gesät und Riesen geerntet werden. Ehe das geschieht, wünsche ich Ihnen allen — gesegnete Mahlzeit!«

Der Wunsch des Direktors fand heitere Zustimmung. Man erhob sich. Theo hatte die Tür zum Salon wieder geöffnet, und im vollen Licht seiner Kerzen grüßte der Christbaum einladend herüber.

Da jetzt auch das anstoßende Arbeitszimmer von Vater Hüttemann offenstand und die Herren nacheinander sich dorthin zu einer Zigarre locken ließen, gab es mehr Bewegungsfreiheit. Unter der Anleitung von Maia und Irmgard vertieften sich Edith, Fräulein Graumüller und der Stadtvikar, der nicht rauchte und daher endlich dem Leutnant einen bescheidenen Vorsprung in Irmgards Gunst abzugewinnen hoffte, angelegentlich in die Besichtigung des Gabentisches, auf dem nach alter Sitte die einzelnen Bezirke durch stattliche Pfefferkuchenherzen mit zuckergespritzten Buchstaben bezeichnet waren. Als Edith mit der Geschenkeschau annähernd durchwar, mußte sie selber aufzählen und beschreiben, was sie bekommen hatte.

»Und das?« Maia wies fragend auf die Halskette.

Edith faßte etwas verlegen an den Schmuck: »Ja — die! Das errätst du nicht, von wem ich die habe.« Sie neigte sich flüsternd zu Maias Ohr. »Alex hat sie mir aus Berlin mitgebracht. Denk dir, er war vor Weihnachten dort. Ich erzähl' dir ein andermal, warum. — Von meiner Mutter!«

Maia glaubte nicht recht zu hören. »Von deiner Mutter?« Sie zog die Stirn kraus. Mit einem ganz andern Ausdruck als zuerst ruhten ihre Augen auf dem Kettchen, das sich so kleidsam um Ediths schlanken Hals schloß. »Dann hätt' ich mir aber an deiner Stelle das Ding nicht umgelegt,« sagte sie offenherzig, beinahe rauh. »Oder weiß dein Vater davon?«

Edith verneinte. »Ich trag' sie nur dies eine Mal!« beteuerte sie. Sie hatte wohl ihre Bedenken gehabt. Große sogar. Aber in letzter Minute hatte sie doch nicht widerstehen können. Jetzt, wo Maia die Sache so tragisch nahm, war sie beschämt, war schon halb irre an sich und wollte klein beigeben. Da trat Irmgard zu ihnen und von der andern Seite Alex, der sich mit ihr auf dem Wege begegnete, den Stadtvikar abzuwimmeln. Das Unglück wollte es, daß auch sie gleich nach der Herkunft der Halskette fragte, die sie schon bei Tisch durch Zeichensprache hatte erfahren wollen.

»Geheimnis!« tuschelte der Leutnant und legte den Finger an den Mund.

In Edith rührte es sich trutzig. Was



brauchte ihr Maia mit ihrer Ernstnehmerei die harmlose Freude zu verderben? »Ach was! Geheimnis! Warum auch? Meine Mutter hat sie mir geschickt.«

»Sieh mal, das lob' ich mir!« erklärte Irmgard prompt. »Die hätt' ich auch genommen.«

Maia ging, ohne noch etwas zu sagen, weg. Sie traf mit ihrem Vater zusammen, der eben sich von einer neuen hitzigen Erörterung zwischen Doktor Bunge und Professor Graumüller losgerissen hatte und die schallende Zwietracht der beiden streitbaren Kämpen mit dem vorgesehenen Musizieren schleunigst dämpfen wollte. Es dauerte nicht lange, so saß Maia am Klavier; Theo, der Student, mit dem Cello vor einem Notenpult. Der Direktor stimmte seine Violine. Die alte Weihnachtsweise »Es ist ein Ros' entsprungen« klang dreistimmig feierlich auf. Ein Vergnügen für sich war es, dabei den biederen Vater Hüttemann zu beobachten, der leise den Takt mit dem Fuß klappte. Sein Gesicht wiegte sich in seliger Verklärung, und die langen Haarringel fielen über die Geige.

Nachher sollte Irmgard singen. War es Alex' Gegenwart, war es nur eine eigenwillige Laune — sie ließ sich nicht dazu bewegen. Nicht einmal von ihrer Mutter, die ihrem Verzug zärtlich zuredete. Ritterlich sprang Stadtvikar Emsmann für sie ein, allerdings nur mit ein paar fidelen Liedchen zur Zupfgeige, die mitzubringen er für alle Fälle gebeten war. Er machte es besser und freier, als von seinem überbescheidenen, stillen Wesen zu erwarten war.

Der Christbaum war längst herabgebrannt. Trotz lauter Einsprache des Direktors begann die Familie Graumüller den Aufbruch, und er wurde dann auch sofort allgemein. Das Abschiednehmen war aber nicht mit einem Male getan. Dem vielseitigen Händeschütteln in der Stube folgte die Wiederholung im Flur, und sie pflanzte sich bis unter die Haustür, ja durch Nicks und Nacks Hinzutun bis ans Vorgartentor fort ...

Edith und Alex waren die einzigen, die sich die Panoramastraße aufwärts davonmachten. Der Leutnant schlug den roten Mantelkragen bis über die Ohren hoch, und Edith schlüpfte zutiefst in den warmgefütterten Abendmantel und unter das Kopftuch, um sich vor der Grimmkälte der sternhellen Dezembernacht zu bergen, die aus den Gärten und von den Bergen her hauchte und knisterte. Sie waren noch keine zehn Schritt gegangen, als sie beide hinter sich Laufen und Rufen hörten. Atemlos stand, als sie sich umdrehten, Doktor Bunge vor ihnen.

»Gnädiges Fräulein, es war schon schlimm, daß ich Sie beim Willkomm nicht erkannte; nun hätt' ich auch fast noch versäumt, mich zu verabschieden.«

Edith gab ihm lächelnd die Hand. Er schwenkte noch den breitrandigen Hut gegen den Leutnant, der ziemlich steif aufstach, und segelte in seinem schwarzen Radmantel wieder die Straße hinunter.

»Echter Schulmeister!« stellte Alex im Weitergehen fest. »Prinzipienreiter und Rappelkopf, wie im Buch! Brrr!«

Edith entgegnete nichts. Sie war drauf und dran, Bunge zu verteidigen. So sehr sie sich ihm entwachsen dünkte, es hatte ihr Spaß gemacht, die Bekanntschaft mit ihm zu erneuern. Aber Alex hatte auch nicht so unrecht, und seine hochfahrende Ablehnung löschte ihr Wohlgefallen wieder aus oder dämpfte es doch.

»Überhaupt,« fuhr der Leutnant nach einer Weile fort, »du nimmst mir's nicht übel, Kleines, und verstehst mich nicht miß: Irmgard ausgenommen und allenfalls Maia, und alles Gute und Liebe abgerechnet, ist doch das Hüttemannsche in corpore und singulariter — der Schulmeister hat mich schon lateinisch angesteckt — erschrecklich bieder und hausbacken.«

»Pfui, Alex!« empörte sich Edith nun doch. »Es ist häßlich, so was zu sagen! Und gleich hinterher! Ich bin froh, daß ich das wenigstens habe, und der Abend war reizend. Du bist eben zu anspruchsvoll geworden.«

»Nicht bös gemeint! Nur erste säuerliche Reaktion nach zuviel Süßigkeiten.« Alex bot ihr den Arm. Sie nahm ihn an, obwohl sie ihm eigentlich noch zürnte. Er hatte entschieden unrecht, wenngleich ... Sie dachte die Menschen durch, auch Maia. Sie hatten sich nicht ganz so herzlich getrennt wie sonst. In dem schroffen Urteil Maias über die Halskette, und daß sie die einmal trug — war da nicht auch eine übertriebene Biederkeit drin? — Auch von

Alex' zweitem Machtspruch war schon ein Fünkchen zu ihr übergesprungen.

In den Tagen zwischen Weihnachten und Silvester, die nie so recht Werktage sind, machte das scharfe Frostwetter den Verkehr von Alex und Edith mit der Hüttemannschen Jugend erst recht rege. Der »Halbmondsee« in der Langen Aue war zugefroren. Der Leutnant begnügte sich einstweilen statt der Schneeschuhe mit den Schlittschuhen und steckte mit Irmgard zusammen, die ihm gnädig einräumte, sie zu schieben, zu ziehen, im Schlitten zu fahren, wie es gerade ihr Wunsch war. Theo und seine älteren Brüder stellten sich abwechselnd Maia und Edith zur Verfügung. Zu ihnen gesellte sich auch Doktor Bunge. Obwohl ein glänzender Eisläufer, der sich auf allerlei Kunststücke verstand, war er, wie wenigstens Maia behauptete, seit Menschengedenken nicht auf der Bahn gesehen worden, und sie neckte Edith damit, daß sie versicherte, er käme nur ihretwegen. Edith lachte sie aus, ließ sich aber seine Gesellschaft ganz gern gefallen ...

Oberst Rauter war nachsichtiger als sonst. Schon dem abendlichen Besuch bei Hüttemanns hatte er keinen Widerstand entgegengesetzt. Er sah sonst nicht sonderlich gut auf diese vertrauliche Bekanntschaft, obwohl sie schon über Jahre hin dauerte: der Direktor, den er allerdings menschlich nur oberflächlich kannte, war nicht ein Mann nach seinem Sinn; gleichwohl tat er sich Gewalt an und ließ den freundschaftlichen Umgang der Kinder bestehen — selbst wenn er, wie jetzt in den Feiertagen, sich wieder einmal über Gebühr ausdehnte. In dem ernsten, düstern Haus oben in der Panoramastraße herrschte überhaupt etwas wie Burgfrieden. Nicht als ob das dem Obersten innerlich leicht geworden wäre. Er litt sogar mehr als sonst. Seine in sich zurückgescheuchte, vergrabene Liebe war eifersüchtig auf die herzliche Gemeinsamkeit der Geschwister, klagte Edith an, daß sie sich so willig zu Alex hinziehen ließ, und wieder Alex, in dessen Benehmen er wenig mehr als pflichtmäßige Artigkeit, die gebotene Rücksicht auf die Schrullen eines kränkelnden, frühzeitig alternden Mannes wahrzunehmen glaubte. Aber er hatte von Natur ein starkes Gefühl für Gerechtigkeit. So sehr es sich im Laufe der Jahre verdunkelt hatte: es suchte sich jetzt gerade krampfhaft gegen unbillige Anwandlungen zu behaupten. Nur sein einsames Zimmer wußte um die Kämpfe, die neben den Schlachten der Geschichte und der Zukunft in ihm geschlagen wurden, hörte in mancher vorgerückten Stunde noch sein unterdrücktes Murren ...

Der letzte Tag im Jahr neigte sich zum Ende.

Der Oberst liebte den Silvesterabend nicht. Am liebsten hätte er sich so zeitig wie möglich niedergelegt und die Jahrwendnacht verschlafen. Für die Kinder war er auch bald genug unsichtbar geworden. Edith hatte sich angeboten, ihm, wie es öfters geschah, noch vorzulesen. Es waren dies die besten Stunden, die sie miteinander hatten: sie lasen irgendeinen wertvollen Briefwechsel, eine Lebensbeschreibung, und wenn er sie unterbrach, zu dem Gelesenen Bemerkungen machte, seine eignen treffenden und scharfsinnigen Gedanken äußerte, dann staunte sie, wie sich alles klärte, weitete und verdeutlichte, trat ihm näher, meinte beglückt, sich mit einem größeren, heißeren Herzen zu berühren, das sich sonst sorgfältig verbarg und verschloß ... Heute dankte er ihr. Er wollte sich so tief wie möglich in seine Arbeit einspinnen.

Es gelang ihm auch. Die Gedanken drängten sich ihm entgegen; er brauchte sie nur zu fassen und in die ihm natürliche knappste Form zu zwingen. Früher als ihm lieb war, störte der Schall der Mitternachtsglocken, die aus der Stadt heraufwogten, ihn auf. Einen Augenblick zog es ihn ans Fenster — wie droben Edith, die aus ihrer Schlafstube ins Turmzimmer geschlüpft war und ins weihevolle Brausen der Glocken hinauslauschte —, aber er gab der törichten Lockung nicht nach.

Er war froh, als das Brummen und Summen der Glocken abebbte. In der Stille, die eintrat, ruhte er sich aus. Wieder länger, als er wußte. Denn als er auffah, wies der Zeiger der Uhr auf seinem Schreibtisch schon auf die erste Stunde. Er schaltete die Lampe aus. Es war eine seltsame Gewohnheit von ihm, sich im Dunkeln auszukleiden, und er wandte sich nach dem rückwärtsgelegenen Schlafzimmer. Dann trat er mit einem schnellen Entschluß doch noch ans Fenster.



Die Straße lag öde und finster. Nur schräg drunten, bei Bleibergers, fiel aus erhellten Scheiben ein gedämpfter Schein. Der Oberst achtete nicht darauf. Er sah zu, wie am Himmel windgejagte Wolken mit den Sternen um die Herrschaft stritten und bisweilen hinter der einen oder der andern der Mond aufleuchten wollte oder ihren Rand silbern umsäumte. Über der nahen und fernen Ebene huschte es, nur seinem scharfen Auge erkennbar, wie Schatten, die das Spiel am Himmel nachzeichneten. Die gewaltsam niedergehaltene Stimmung der Jahrwendnacht — jetzt, wo der Glockenschall lange verklungen war, löste sie sich auch bei ihm in leisen, schwermütigen Fragen an das Kommende. Neunzehnhundertunddreizehn! Was die Zahl verbarg — so ungewiß und äffend war es, wie die huschenden Wolkenschatten da draußen. Ungewiß? Für ihn, für sein bißchen Dasein nicht. Er hatte für sich nichts zu hoffen, wollte nichts hoffen als neue Enttäuschung und Bitterkeit, ein weiteres Hinkränkeln und, wenn es gut ging — vielleicht ... Doch was lag an seinem kleinen Sein oder Nichtsein? Was braute für Völkerschicksal hinter der eben erwachten Zahl? Entlud sich die Spannung, die Schwüle, die immer drückender über den Nationen lag und sie kranken machte an heimlichem Haß, an schnöder Geldsucht, an zersetzender Geistreichelei, an sittlicher Fäulnis — entlud sie sich im unabwendbaren, erlösenden Kriegsgewitter? Besann sein Vaterland, sein Deutschland, dies einzige, an dessen Wert und Sendung keine Zweifel reichten, sondern sein letzter unerschütterlicher Glaube hing, sich auf seine Kraft? Rang es die Feinde nieder in Ost und West, stieg gereinigt und groß, wie er es träumte, aus der Not und Prüfung siegreicher Schlachten? Wenn solches sich hinter dem wesenlosen Namen des neuen Jahres barg — dann wollte er doch leben! Ach, nur dies ungeheure Schicksal noch erleben, für das er gedacht und gesorgt, gemahnt und gestritten! Ein Seufzer wie eine inbrünstige Bitte stieg ihm aus tiefster Brust ...

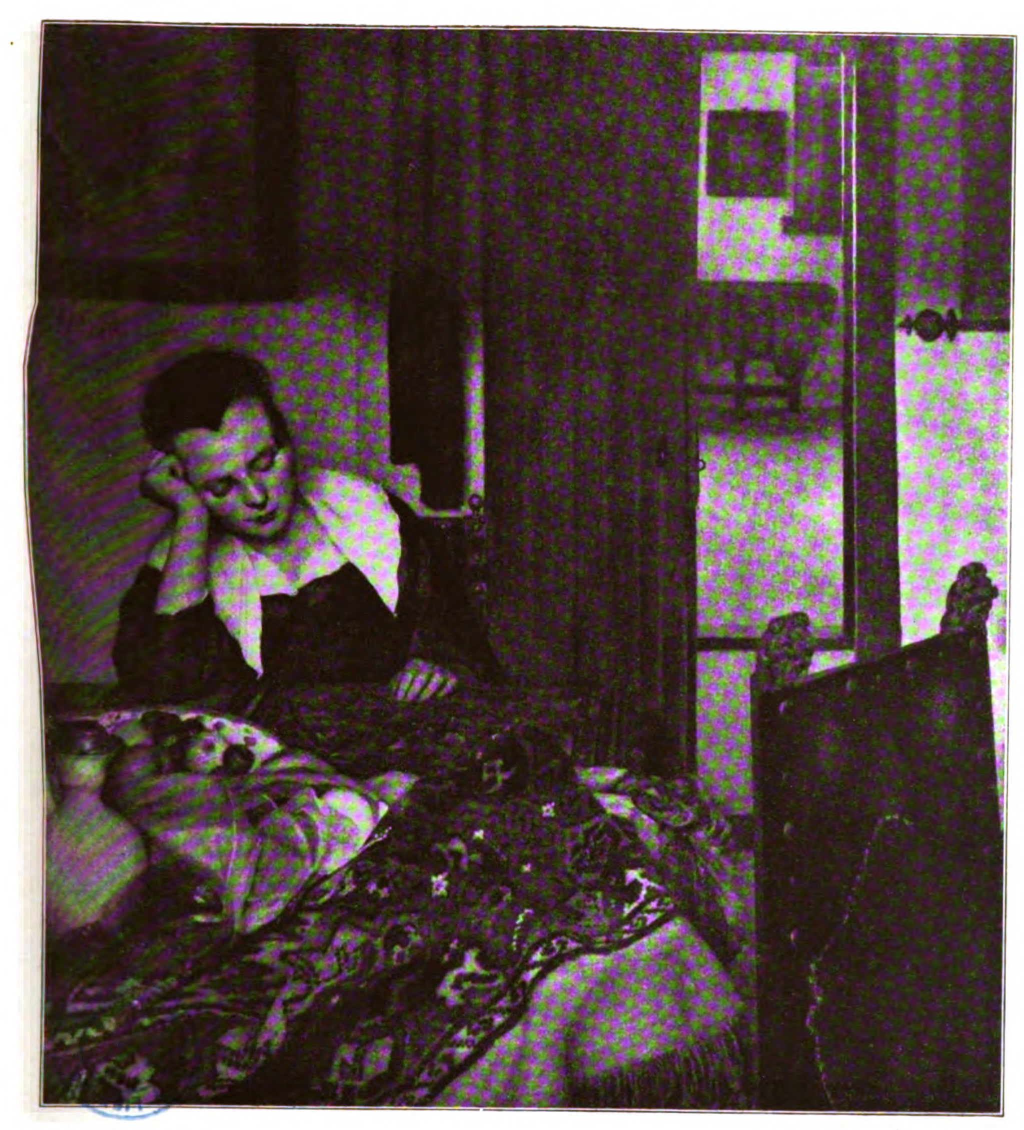
Während der Oberst noch sinnend in sich abklingen ließ, was die Silvesternacht nun doch noch Weihevolles auch in ihm aufgerührt hatte, hallten Schritte schnell und flüchtig von der Straße herauf. Noch halb befangen in seinen Zukunftsgedanken, beugte er sich unwillkürlich vor. Er meinte das leise Klirren eines Säbels zu hören. Gleich darauf schnappte das Schloß im Tor, drunten an der Mauer; die Angel knirschte leise. Noch näher neigte er sich gegen die Fensterscheibe, daß sie seine Stirn berührte. Die Schritte kamen wahrhaftig die Treppe herauf. Er konnte nur einen Schatten erkennen, der ins Haus eilte, doch fraglos Alex' Schatten! ...

Was ihm noch eben Herz und Kopf heiß gemacht — wie zerblasen war es, wie ausgelöscht. Ein kühler Schauer lief ihm über den Leib, und dann stieg ihm das Blut ebenso rasch wieder siedend zu Kopf. Sein erster Gedanke war, ins Treppenhaus zu treten und den Heimkehrenden sofort zu stellen. Noch rechtzeitig besann er sich, hielt sich zurück. Man hinterging ihn im eignen Hause! Bei wem hatte der Junge sich herumgetrieben? Doch wohl bei jemand, bei dem ihn sein alter querköpfiger Vater nicht vermuten sollte ...

Noch eben so weit und frei auf Großes gerichtet, verlor er sich in die grübelnde, mißtrauische Kleinlichkeit, die ihm von vornherein das Maß nahm, Leichtes und Schweres nicht unterschied, ihm und den Seinigen das Leben vergällte. Sein Auge streifte über die Bleibergersche Villa, deren Fenster sich gerade eins ums andre verdunkelten — Nein! Der Verdacht war unsinnig. Die Beziehung zu denen da drüben, zu dem tollpatschigen Benno, seinem ehemaligen Klassenkameraden, hatte Alex längst aufgegeben — noch vor dem Prozeß ... Doch das »Wo« war am Ende nicht das Wichtigste. Und es würde sich ja aufklären. Morgen. Und morgen, da wollte er Fraktur mit dem Jungen reden. Noch war er der Herr. Man sollte ihn nicht länger ungestraft zum Dummen machen.

In strammer Haltung, dröhnenden Schrittes ging der Oberst nach seiner Schlafstube. —

Es war spät am andern Morgen, als Alex erwachte. So vor einer Stunde oder länger mochte es an seine Tür geklopft haben. Es war wohl Edith, die annahm, er würde zum gemeinsamen Frühstück mitkommen. Er hatte »Ja!« gerufen, sich um-



Jan Vermeer: Mädchen am Tisch

Zu dem Aufsatz »Jan Vermeer van Delft« von Dr. Georg Jakob Wolf

gedreht und war wieder eingeschlafen. Jetzt schien die Sonne durch die dichten Vorhänge, und vom Dach fielen gluckſend die Tropfen. Das Wetter mußte umgeschlagen haben: es taute. Wie war das doch gewesen gestern abend? Der Ball — na, der war ja ziemlich fad gewesen wie alle Bälle. So viel, wie er gehofft, hatte er nicht einmal mit Irmgard zusammensein können. Aber nachher ...? Kurz nach zwölf waren sie aufgebrochen. Früher als die andern. Er schloß sich ihr an, begleitete sie selbstverständlich die Straße hinunter ... Und da war es denn so gekommen, wie es eben so kommt ... Erst hatten sie gescherzt, sich zum Spaß Arm in Arm geführt. Aus dem Lachen wurde ein Flüstern, und, hast du nicht gesehen, hielt er sie an sich gedrückt, küßte sie ... Sie sträubte sich. Nur leise. Nachher küßte sie wieder. Effektiv! ... Ein richtiger verliebter Koller ... Und dann, kurz vor Hüttemanns Gartentor, entwischte sie ihm, war drin, ehe er sie wieder erreichte ... Köstlich war's gewesen ... Und er hatte sie ja gern! Sehr! Schon damals, als ihr die schwarzen Schulmädelzöpfe noch über den Rücken baumelten — dem eigensinnigen, koketten Racker! O ja, sehr gern ... Aber ein großmächtiger Unsinn war es doch. Was sollte nun draus werden? Wie dachte sie selber sich das Weitere? Verlobung? Barmherziger! Die war ja rein unmöglich! Aber was sonst? Wie weiter? ... Alex warf sich im Bett hin und her. Als sich dadurch die Last nicht verflüchtigte, stand er wohl oder übel auf. Der Kopf brummte ihm. Das war der vermaledeite Punsch und das andre Zuckerzeug. Und wieder die fatale süße Küsserei! ... Er steckte den Kopf in die Waschschüssel. Das tat vorübergehend gut. Irgendwie würde die Sache schon werden. Vielleicht nahm auch sie's nicht tragisch. Donner auch, es mußte doch nicht gleich um Verlobung und Heirat gehen, wenn man sich 'n bißchen schnuckelte! ... Aber die Hüttemanns! Das Bürgerlich-Solide war doch da mal drin! Letzten Endes auch in Irmgard. »So'ne«, wie sie in Berlin sagten, waren das nicht, sondern »so 'ne« ... Er mußte lächeln. So ganz danach war's ihm freilich nicht ... Mit gewohnter Peinlichkeit kleidete er sich vollends an und ordnete mit Bürste und Kamm den leise schmerzenden Scheitel.

Spät genug war's, als er in den ersten Stock hinunterging. So unbefangen, als er vermochte, trat er ins Speisezimmer. Edith war nicht da. Nur Agnes, die den Frühstückstisch bis auf eine, nämlich seine Tasse, abräumte.

»Bin wohl Nummer letzt?« fragte er die Alte.

»Allerdings.« Sie machte ein bedenkliches Gesicht. »Der Herr Oberst waren schon vor acht da. Noch früher als sonst.«

»So. Hm!« Der Leutnant rieb sich die Stirn. »Prosit Neujahr auch, Agnes!« Er streckte ihr die Hand hin.

»Prosit Neujahr, Herr Alex!« gab sie bedächtig zurück. »Ich glaub', wir können's brauchen. Schon heut!« Sie sah bedeutungsvoll nach der Tür ihres Herrn.

»Wieso? Ist was los?« Er setzte sich an den Tisch.

»Er muß schlecht aufgewacht sein, der Herr Oberst. Als ich ihm ein gutes Jahr wünschte — er mag's ja so nicht gern, aber 's ist doch christenwürdig —, sah er mich an, ich will nicht sagen, wie —«

»So ein Geunke!« warf Alex hin. »Schäm' dich, Agnes!« Es war ihm jedoch gar nicht so zumut, wie es scheinen sollte. Der alte Herr hatte doch nicht Lunte gerochen? Das fehlte noch, um die Schüssel vollzumachen. »Und Edith?« fragte er, als die Alte noch immer stehenblieb und verteufelt anzüglich den Kopf hin und her bewegte.

»Das Fräuleinche hat auf Ihnen gewartet. Über eine Stunde. Dann ist sie geschwind hinuntergelaufen zu Hüttemanns, gratulieren. Ob Sie nachkommen möchten, hat sie hinterlassen.»

»Werd' mich hüten!« brummte Alex in sich hinein. Agnes, noch immer den Kopf schüttelnd, trollte sich. Er würgte recht und schlecht an seinem Frühstück. Richtig hatte ihn die alte dumme Person angesteckt: er brachte und brachte den Blick von der Tür zum Zimmer des Obersten nicht los. Ihm ahnte Unheil. Kater! Gewiß war es nur der Kater. Der mußte verlüftet werden.

Er machte sich bald aus dem Staube, gondelte nach der Stadt zu. Um nicht bei Hüttemanns vorbeigehen zu müssen, schlug er bei der Kehre der Panoramastraße einen Weinbergsweg ein, auf dem man mit einigem Zeitverlust auch in die innere Stadt

gelangen konnte. Den auftauenden Boden mußte man mit in Kauf nehmen, sich an die Sonne halten ...

Pünktlich um ein Uhr wurde gegessen. Alex ließ es nicht an sich fehlen. Nach dem ersten Blick auf den Vater fand er es geraten, alle Neujahrswünsche zu unterdrücken. Nur zu Edith hinüber formte er mit den Lippen ein lautloses »Prosit Neujahr!« Es ging über die ganze Mahlzeit bedrückend stumm und steif zu. Der Oberst berührte so gut wie gar nichts. Dafür ließ er die Enden seines Schnauzbartes unaufhörlich durch die Finger laufen und wandte kein Auge vom Tischtuch, bis Agnes zum zweiten Male abgegangen war.

»Du warst gestern abend noch aus?« sagte er plötzlich knapp und scheinbar ruhig zu Alex. »Bei wem?«

Dem Leutnant blieb der Bissen im Halse stecken. »Gestern abend? Ach so — na, ja — — Wollte dich nicht behelligen. Es war nur — —« Seine weiteren Entschuldigungsgründe gingen in einem sehr gelegenen Husten unter.

»Bei wem?« wiederholte Rauter noch nachdrücklicher. Er zerrieb ein Stückchen Semmel zwischen den Fingern seiner linken Hand, während die rechte am Bart blieb. Edith sah fassungslos vor sich nieder.

Alex gewann seine Haltung wieder. In trotziger Ruhe tippte er mit der Serviette den Mund und hob die Augen gegen den alten Herrn. »Ich war bei Bleibergers gebeten,« sagte er dann gleichmütig.

Das Antlitz des Obersten zuckte und wurde um einen Ton dunkler. Aber er beherrschte sich mit erstaunlicher Gewalt. Nur die Nasenflügel zitterten. Er stand auf. »Ich habe mit dir zu reden, Alex.« Militärisch kurz winkte er dem Leutnant zu, ihm in sein Zimmer zu folgen.

»Mir sehr willkommen!« Alex erhob sich unmittelbar nach ihm, schritt hinter ihm drein. Eine Bewegung von Edith, die ihn noch aufhalten, noch bitten wollte, sich zu mäßigen, beantwortete er mit einer entschlossen abwehrenden Gebärde. Schon schloß sich die Tür hinter den beiden.

Edith saß fürs erste noch wie festgebunden auf ihrem Platz am Tisch. Dann trieb es sie in die Höhe. Die Worte von nebenan, anfänglich gedämpft, wurden vernehmlicher, drangen Schlag auf Schlag, aber nur teilweise verständlich, herüber. Sie konnte sich nicht täuschen: das gefürchtete Ungewitter, das so lange ausgeblieben war, daß sie die Tage her sich schon in der törichten Hoffnung eingewiegt hatte, es werde diesmal gar nicht dazu kommen — nun brach es doch los! War da, ehe sie es noch recht begreifen konnte, wie und woher ... Sie mußte den beiden nachstürzen, sie mit flehenden Worten zu begütigen suchen. Sie kam nur vor bis an den Erker, wo sie sich mit der Hand gegen den kleinen Tisch stützte, sich angstvoll horchend vorbeugte. Alex sprach hastig, laut und überstürzt. Der Oberst wurde nie lärmend: seine Stimme klang spröde, herrisch — nur mitunter mischte es sich darein wie ein einzelner zerrissener Trompetenton. Nur so viel konnte Edith dem Wortwechsel entnehmen: es ging nicht mehr um den gestrigen Silvesterball. Alex hatte noch seinen bestimmten Wunsch, unter die Flieger zu gehen, in die erregte Aussprache geworfen; er machte die Absicht wahr, mit der er schon angereist kam, und aus dem gelegentlichen Zank wurde eine grundsätzliche, alle gegenseitige Unzufriedenheit aufwühlende, erbitterte Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn.

Die Tür wurde aufgerissen, der Leutnant kam über die Schwelle. Er war blaß. Das Einglas hatte er starr ins Auge geklemmt; er pfiff leise durch die verkrümmten Lippen. »Ich packe!« stieß er im Vorbeigehen hervor. »Alles erledigt. Reise nach zwei Uhr.« Ehe Edith etwas erwidern konnte, war er aus dem Zimmer.

Der Oberst trat von innen an seine Tür, um sie zu schließen. Edith kam ihm zuvor, eilte auf ihn zu. Alle Scheu, die sie sonst von Zärtlichkeiten abhielt, vergessend, drängte sie sich mit Schluchzen an ihn. Im Schmerz trat die ganze haltlose Kindlichkeit ihres Wesens in ihre Züge, und kindlich stammelte sie auch daher, was ihr einfiel — unzusammenhängende, bittende Worte, die bald den unseligen Besuch bei Bleibergers, bald die Fliegerwünsche des Bruders in ein milderes, versöhnlicheres Licht rücken sollten. Alex würde doch sicherlich noch mit sich reden lassen, und daß er die Einladung zu der Silvesterfeier angenommen habe, sei gewiß unbedacht, aber nicht bös gemeint gewesen. Alte gute Bekannte habe er dort noch einmal treffen wollen... Unversehens,



arglos schlüpfte Irmgards Name ihr mit über die Lippen.

Mit einem wiederholten »Schon gut! Schon gut!«, das freundlicher gemeint war, als es herauskam, hatte der Oberst bis hierher ihre Aufregung zu beschwichtigen gesucht, ohne auf ihre Reden zu hören. Bei Irmgards Namen merkte er auf. Er löste Ediths Arm von seiner Brust, trat zurück. Erschrocken stutzte sie vor dem Auflodern einer jähen Flamme in seinem Blick. Sie ahnte nicht, wie blitzgleich sein mißtrauischer Sinn einen Argwohn ergriff und Schlüsse zog. Nur verworren schwirrte es ihr durch den Kopf, sie könnte, statt zu helfen, neues Unheil angerichtet haben. Mit einem finsteren Nicken schob er sie aus seiner Stube.

Sie preßte die Hand vor die Augen. Nur eine Sekunde. Dann flog sie hinaus und hinauf zu Alex. Er war schon mitten im eiligsten Einpacken. Trostlos, untätig stand sie dabei, wußte nichts mehr vorzubringen. Er bat sie, Agnes zu verständigen: sie mußte in der Nachbarschaft um ein Auto telephonieren.

Kaum zwanzig Minuten später fuhr der Kraftwagen vor. Der Leutnant war fertig; er half der völlig kopflosen Edith in den Mantel. Agnes trug mit fortgesetztem Kopfschütteln und Brummen das Gepäck hinunter. Die Geschwister folgten. Ein Händedruck von Alex für die Alte. Das Auto sauste die Straße hinunter, und sie schaute mit ihrem unwirschen, guten Faltengesicht hinterdrein, als glaubte sie nicht, daß es so sein könne ...

Die Sonne schien aus blauem Himmel. Auf die Gärten, die noch tief im Schnee lagen, auf die Dächer, die wie frischgewaschen hervorlugten, in die Rinnsale des Tauwassers, durch die die Räder zischten. Es flimmerte von Licht über den bewaldeten Höhen und über der Ebene. Bei Nacht und Nebel, und doch wie anders, waren sie vor zehn Tagen den umgekehrten Weg gefahren.

Bei Hüttemanns stand jemand am Fenster. Soviel Edith im Vorbeifahren wahrzunehmen glaubte, war es Theo, der sie auch erkannte und mit Zeichen der Verwunderung des Leutnants Gepäckstücke auf dem Wagenverdeck bemerkte.

Alex schaute absichtlich geradeaus, hielt die Zähne zusammengebissen. Erst zwei Straßenzeilen weiter sagte er so beiläufig: »Grüße Hüttemanns, Irmgard und die übrigen!«

Edith nickte gedankenlos. Schon kamen die Hotels am Bahnhofsplatz in Sicht. Gleich der Bahnhof selber ...

Bis zuletzt hatte der Oberst erwartet, Alex würde, wenn er auch auf der von ihm angekündigten umgehenden Abreise bestand, sich wenigstens noch verabschieden. Als nach dem Treppauf und Treppab im Hause, nach der An- und Abfahrt eines Kraftwagens drunten, die er nur zu deutlich hörte, tiefe Stille eintrat, konnte er nicht mehr zweifeln, daß Alex ohne Abschied sein Daheim verlassen hatte. So manche Fehde er mit dem Sohn ausgefochten hatte — diesmal stand er vor einem Bruch, der unheilbar zu sein drohte. Aber noch ließ er die grausame Folgerung nicht voll auf sich wirken. Er klammerte sich an die Überzeugung, daß Alex' beharrlicher Wunsch nach einem Wechsel der Waffe nicht allein in einer veränderlichen Laune begründet sein könne. Der Verdacht einer Liebesgeschichte, den Ediths unschuldige Bemerkung in ihm entzündet hatte, verdichtete sich ihm im Handumdrehen zu einer felsenfesten Gewißheit. Nach Art jener tätigen Naturen, die eine Unbill des Geschicks vor dem Verbrauch ihrer Energie lahmlegt, sammelte sich seine ganze Denktätigkeit in diese eine Richtung. Aus einer albernen, aussichtslosen Liebelei erklärte sich der wachsende Ungehorsam, die Hinterhältigkeit, die offene Auflehnung des Jungen: als Flieger mochte er von einem beschleunigten Vorwärtskommen, von einer früher erzielten Lebensstellung träumen, und die jüngere Hüttemann — er kannte sie fast nur vom Hörensagen, und schon hatte er das bestimmteste Bild von ihr —, sie steckte als treibende Kraft hinter diesem Eigensinn. In der Genugtuung über seine Entdeckung vergaß er für den Augenblick fast den Schmerz über die Losreißung des Sohnes. Sowie er damit im reinen war, war er auch entschlossen, zu handeln. Es galt, das törichte Einverständnis der jungen Leute im Keim zu zerstören. Dann war noch immer Aussicht, daß Alex sich eines Besseren besann, mit der Zeit wieder einlenkte.

Ungefähr um dieselbe Stunde, da Edith dem Zug, der ihr den Bruder so jäh und hoffnungslos entführte, mit Tränen in den



Augen nachwinkte, setzte sich Oberst Rauter nach schwersinnigem Wandern zwischen seinen vier Wänden an den Schreibtisch und schrieb an den ahnungslosen Vater Hüttemann:

Sehr geehrter Herr!

Obwohl von einer persönlichen Bekanntschaft zwischen Ihnen und mir kaum die Rede sein kann, halte ich mich für berechtigt und verpflichtet, in einer Angelegenheit, die Ihr und mein Haus zu gleichen Teilen angeht, an Sie zu schreiben. Mein Sohn Alex beteiligte sich gestern abend ohne mein Wissen an einer Silvesterveranstaltung im Hause des Kommerzienrats Bleiberger. Ich habe sichere Gründe für die Annahme, daß ihn zu diesem mir unliebsamen Schritt eine unüberlegte Neigung zu Ihrer Tochter Irmgard verleitete. Sie sowenig wie ich verhehlen sich, daß bei dem Alter und der Laufbahn meines Sohnes jedes ernsthaftere Einverständnis der jungen Leute eine für beide Teile schädliche, phantastische Täuschung und Torheit wäre. Es bedarf keiner Bitte von meiner Seite, um Sie zu veranlassen, in diesem Sinne, wenn nötig, auch auf Ihr Fräulein Tochter einzuwirken.

Hochachtungsvoll
Rauter, Oberst a. D.

Als der Oberst seine schiefliegenden, abgerissenen Buchstaben im Überlesen nochmals zusammensetzte, schwiegen die Bedenken nicht ganz. Als gesunder, nicht von Bitterkeit zerrissener und zerquälter Mann hätte er ein solches Schreiben kaum gebilligt: es wäre ihm weder zweckmäßig noch taktvoll genug, vielleicht sogar unwürdig und kleinlich erschienen. Ein Rest ähnlicher Erwägungen machte ihn auch jetzt noch stutzen. War es nicht auch ein Gefühl persönlicher Abneigung gegen den weltfriedfertigen Töchterschuldirektor, das ihn so schroff vorgehen ließ? Er konnte sich nicht verhehlen, daß er damit dem weiteren Verkehr zwischen beiden Häusern überhaupt ein Ende machte. Er wußte, was er Edith nahm ... Aber dann — — Früher oder später wäre das doch geschehen. Man hatte dort andre Ansichten von den Dingen, vielleicht auch von solchen wie den vorliegenden — wie hätte es sonst so kommen können? Nichts war für Edith gefährlicher als diese Wildlingswirtschaft, zu der in seiner verdüsterten Vorstellung das Leben da drunten in dem immer fröhlichen, immer offenen Haus sich mit einem Male auswuchs. Und dann dachte er wieder an Alex. Um seinetwillen mußte er durchgreifen. Für Halbheiten war da kein Raum.

Er überschrieb den Brief, siegelte ihn ...

Edith schritt in trauriger Langsamkeit die Panoramastraße wieder herauf. Verstört wie sie war, hatte sie es nicht über sich gebracht, im Vorbeigehen bei Hüttemanns einzutreten, ihnen die traurige Kunde von der plötzlichen Abreise des Bruders, anderthalb Tage vor Ablauf seines Urlaubs, zu bringen. Sie sah ihren Vater sich entgegenkommen. Seine hohe, leicht vornübergeneigte Gestalt im Pelzmantel, auf den Stock gestützt, war nicht zu verkennen. Er trug einen Brief in der Hand. So selten er sonst das Haus verließ — sie wunderte sich nicht einmal über seinen ungewohnten Ausgang. Beinahe dicht beim Briefkasten, in den er eigenhändig sein Schreiben steckte, trafen sie sich. Sie schloß sich schweigend ihm an, und schweigend kehrten sie zum Tor in der Mauer zurück.

Erst nach einem trübseligen Abend, kurz ehe sie ihm gute Nacht sagte, erklärte er ihr mit dürren Worten: »Ich habe Gründe, über die wir ein andermal reden, dich zu bitten, deine Beziehungen zum Haus Hüttemann nicht weiter zu pflegen.«

Edith war wie versteinert. Sie blieb ihm die Antwort schuldig, sah ihn nur aus weiten Augen verständnislos-verzweifelt an, so daß es ihm doch ins Herz schnitt. Aber er war heute keiner mildernden Zusätze, keiner Zugeständnisse fähig. Auch auf ihn drückte das Geschehene — gerade weil er vielleicht an seiner Gegenmaßnahme und ihrem Erfolg schon irrezuwerden anfing — jetzt in seiner vollen Schwere ...

Und sie traf nach allem Vorgefallenen dieses Letzte, zunächst Unerklärliche, nur noch wie ein dumpfer Schlag, der ihre Trostlosigkeit vollkommen machte. Das neue Jahr hatte ihr gleich am ersten Tag so gut wie alles vollends genommen, woran ihr verlassenes Leben mit Freude hing.

(Fortsetzung folgt.)

Jan Vermeer van Delft: Auf dem Balkon

Original in der Kgl. Gemäldegalerie zu Dresden

Zu dem Aufsatz »Jan Vermeer van Delft« von Dr. Georg Jacob Wolf

Aufn. Herm. Boll, Berlin

Max Koner: Kaiser Wilhelm II. (um 1890)

Eine vaterländische Bildnissammlung

Von Heinz Amelung

In schweren Tagen, wie sie über unser Vaterland hereingebrochen sind, wendet man den Blick doppelt gern zurück in vergangene große Zeiten unsers Volkes, und mit besonderer Vorliebe verweilt unser Auge auf jenen hochragenden Gestalten, die im Dienste des Staates, der Kultur, der Künste und Wissenschaften, der Technik sich ausgezeichnet haben. »Die billigste Forderung eines auf die Tagesereignisse aufmerksamen Publikums ist wohl die, seine Zeitgenossen, die sich bedeutende Namen erworben, in wohlgetroffenen Bildnissen vor sich zu erblicken.« Diese von Goethe aufgestellte Forderung erfüllen längst



Aufn. Herm. Boll, Berlin

Friedrich Georg Weitsch: Alexander von Humboldt

unsre illustrierten Blätter. Aber was für die bedeutenden Zeitgenossen gilt, das hat noch weit mehr Geltung und Berechtigung für die Männer, die den Bau, in dem wir jetzt wohnen und heimisch sind, mit starker Hand errichten halfen. Ein wichtiges Mittel, das Andenken an diese Führer der Nation und ihre Verdienste im Volke lebendig zu erhalten, besteht zweifellos darin, ihre äußere Erscheinung der Nachwelt im Bilde vorzuführen. Dadurch wird am wirksamsten das Interesse angeregt, sich mit dem Lebensgange jener Männer, ihrer Bedeutung in ihrer und für die folgende Zeit, ihrer Stellung im Gesamtbilde der deutschen Entwicklung vertraut zu machen.

Nun ist unter den vielen Vaterlandsfeiern des Jahres 1913 sang- und klanglos und leider fast unbeachtet ein Ereignis vorübergegangen, dessen Bedeutung weit über den Tag hinausreicht: die Begründung der **Bildnissammlung der Berliner Nationalgalerie**. Und doch ist dies neue Museum bestimmt, das **Pantheon deutschen Ruhmes** zu werden. Ähnlich, aber in bedeutenderem Umfange als die Walhalla bei Regensburg, soll es »der Nation ihre großen Männer und deren Wirksamkeit gegenwärtig erhalten.« Dies Ziel hat bereits Kaiser Wilhelm I. aufgestellt, als er den Kultusminister aufforderte, Vorbereitungen zu treffen zur Errichtung einer Bildnisgalerie. Der Kaiser beklagte damals, daß z. B. von Stein, Hardenberg, Humboldt sich nirgend Bildnisse fänden. Leopold von Ranke erhielt den Auftrag, ein Gutachten über eine solche Sammlung abzufassen; aber dies Schriftstück wurde zu den Akten gelegt, ohne daß es seinen Zweck erfüllt hätte. Damals befand sich gerade die Nationalgalerie im Bau, und es lag der Gedanke nahe, in ihr eigne Räume für Bildnisse zu schaffen. Wie unpraktisch das äußerlich machtvoll wirkende Gebäude, für dessen Errichtung mehr als drei Millionen Mark aufgewendet wurden, im Inneren für Museumszwecke war, erkannte man schon, bevor es fertig war, aber doch zu spät. Um es seiner ursprünglichen Aufgabe nicht gänzlich zu entziehen, konnte man den Plan einer gesonderten Aufstellung der Bildnisse nicht durchführen, da die beiden einzigen großen Säle von vornherein für die Kartons von Cornelius bestimmt waren.

Einen Ausweg aus der schwierigen Lage fand man nicht. Auch das Suchen nach andern geeigneten Räumlichkeiten war vergeblich. Die Folge war, daß die ganze Angelegenheit ins Stocken geriet, und zwar so gründlich, daß man es sogar unterließ, das Wichtigste — die Bilder nämlich — anzukaufen. Da war es der damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm, der 1878 als Protektor der königlichen Kunstsammlungen die Wiederaufnahme des Planes betrieb. »Wenngleich die Entscheidung über den Plan einer Porträtgalerie noch aussteht,

glaube ich annehmen zu können, daß er im allgemeinen und an sich als feststehend betrachtet werden kann, und daß es sich nur darum handeln wird, die Einzelheiten seiner Ausführung näher zu bestimmen.« Er sprach dann dem Kultusministerium das dringende Ersuchen aus, den tatsächlichen Anfang zur Ausführung eines Planes zu machen, der ihm sehr am Herzen liege, und den er vor einer Versäumnis bewahren möchte, die später vielleicht nicht wieder gutzumachen wäre. Nun kaufte und bestellte man zwar verschiedene Bildnisse hervorragender Männer der Diplomatie, des Heeres, der Künste und Wissenschaften; aber da ein gesonderter Platz für diese Kunstwerke nicht zu schaffen war, wurden sie in die Bestände der lediglich nach künstlerischen Gesichtspunkten geordneten Nationalgalerie eingereiht. Sie vergrößerten hier nur die Raumnot, erfüllten aber keineswegs die Aufgabe, der sie dienen sollten. Der Sinn ihrer Anschaffung blieb unklar; von einem Gesamteindruck konnte nicht die Rede sein. Immerhin war jetzt doch ein Grundstock vorhanden, auf dem — wenn auch langsam — hätte weitergebaut werden können. Aber nichts geschah in nahezu dreißig Jahren, als daß einzelne Bildnisse angekauft wurden, wenn sich die Gelegenheit dazu bot.

Erst im Jahre 1907 tauchte der alte Gedanke in einer Denkschrift wieder auf, die der Generaldirektor Dr. **Wilhelm Bode** dem preußischen Landtage über die Erweiterungs- und Neubauten bei den Königlichen Museen in Berlin vorlegte. Auch Tschudi wies 1909 im Katalog der Nationalgalerie auf die geplante Ausscheidung einer »National-Porträtgalerie« hin. Endlich war die Sache wieder in Fluß geraten, und nun sollte sie schließlich doch noch so weit vorankommen, daß sie sichtbar in die Erscheinung treten konnte. Im März 1910 beantragte Direktor **Justi** die Abzweigung der Bildnissammlung aus dem Rahmen der Nationalgalerie und ihre Unterbringung in der Schinkelschen Bauakademie. Mit diesem Vorschlag war das Haupthindernis, die Raumfrage, für den Anfang wenigstens gelöst. Der Kaiser sowie die in Betracht kommenden Ministerien stimmten zu, und der Landtag, der die Vorlage verständnisvoll begrüßte, bewilligte die erforderlichen Geldmittel, so daß die »Bildnissammlung der Königlichen Nationalgalerie« zum Regierungsjubiläum des Kaisers eröffnet werden konnte.

Wie das Bildnis schon in den Anfängen künstlerischer Nachbildung erscheint, so ist auch der Gedanke, Sammlungen von Bildnissen anzulegen, schon früh aufgetaucht. Im alten Rom wurden zum Beispiel wächserne Ahnenbilder bei Begräbnissen im Trauer-



Aufn. Herm. Boll, Berlin

Ludwig Knaus: Hermann von Helmholtz
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin

zuge getragen, um das Alter und die Vornehmheit der Familie öffentlich zu zeigen Der Adel aller Länder hat schon seit Jahrhunderten Wert darauf gelegt, in möglichst lückenloser Folge die Bildnisse der Familienglieder in Ahnengalerien zu vereinigen. Auch die Papstmonumente im Petersdom bilden eine einzigartige Bildnisreihe. Sammlungen zur Ehrung des Verdienstes gab es bereits im griechischen und römischen Altertum. Zahllose Heiligenbilderreihen entstanden im Mittelalter. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert schuf man in Italien häufig Bilderreihen von uomini famosi; die Gemälde des Justus von Gent im Urbino sowie Raffaels Bildnisgruppen »Die Disputa« und »Die Schule von Athen« gehören dazu. In dem ersten großen Museum, das im siebzehnten Jahrhundert zu Florenz entstand, legte man gleich auch eine Sammlung von Künstlerbildnissen an. Damals war in Deutschland längst der Sinn für die Bildniskunst rege geworden. Schon in ganz frühen Erzeugnissen des Buchdrucks finden wir Bildnisse in Holzschnitten, wenn auch noch in primitiver Ausführung. Gar bald wurde das Kupferstechen und Holzschneiden durch unsre großen Meister, wie Dürer, auf eine erstaunliche Höhe gebracht; sie schufen Bildnisse von großartiger Charakterisierung, Bücher mit ganzen Reihen von Bildnissen hervorragender Männer wurden herausgegeben. Stärker als in Deutschland, wo der Dreißigjährige Krieg die Weiterentwicklung der Kunst und Kultur hinderte, konnte sich in den Niederlanden ein werktätiges Interesse am Kunstleben entfalten. Hier schmückten die Gilden und Zünfte ihre palastartigen Korporationshäuser mit kostbaren Gemälden, namentlich mit Bildnissen ihrer bedeutenden Mitglieder, wodurch stattliche Sammlungen entstanden. Bei uns beschränkte sich im achtzehnten Jahrhundert die Teilnahme am Kunstleben auf wenige, bevorzugte Kreise; nur selten erweckte die Bildniskunst größere Aufmerksamkeit, so als Anton Graff seine Bildnisse malte, dann in der ersten Blütezeit der Silhouette und in den Jahren, da Lavater sein physiognomisches Werk veröffentlichte. Erst die Freiheitskriege brachten, wie in so vielen andern Verhältnissen, so auch in der Teilnahmlosigkeit an den Fortschritten der Kunst eine gründliche Umwälzung. Standbilder pour le mérite errichtete man nun nicht



Aufn. Herm. Boll, Berlin

Reinhold Begas: Helmuth Graf von Moltke




Aufn. Herm. Boll, Berlin

Christoph Amberger: Georg Frundsberg

ausschließlich Fürsten und höchstens noch siegreichen Feldherren, sondern auch großen Männern bürgerlicher Herkunft und Betätigung. Heute besitzt fast jede Familie eine Bildnisgalerie in Photographien und Ölgemälden; aber der umfangreichen Sammlungen, die für die Allgemeinheit wertvoll sind, gibt es immer noch nur wenige. Genannt seien die Büsten von Professoren der Berliner Universität, die Schauspielerbildnisse im Wiener Hofburgtheater und im Berliner Deutschen Theater, die sehr schnell angewachsene Bildnissammlung der Historischen Landeshalle zu Kiel, dann König Ludwigs Walhalla und Lichtwarks Bildnisgalerie von bedeutenden Hamburger Persönlichkeiten in der dortigen Kunsthalle.

Ganz andre Ziele als diese Galerien mußte von vornherein eine deutsche vaterländische Bildnissammlung verfolgen: sie soll sich weder auf einzelne Stände noch auf bestimmte Landesbezirke beschränken, noch auch (wie die Walhalla) im Raum beengt sein. Der jetzige Bestand freilich »darf durchaus nur als Anfang betrachtet werden, als Versprechen«. Mit diesem Vorbehalt ist das neue Museum, das Professor Hans Mackowsky zu leiten und auszubauen berufen ist, ausdrücklich eröffnet worden. »Nach dem Interesse jedoch, das S. M. der Kaiser und König, die königliche



Aufn. Herm. Boll, Berlin

Eduard George: Karl Blechen



Aufn. Herm. Boll, Berlin

Adolf von Menzel: Graf Bernstorff

Mit Genehmigung von F. Bruckmann A.-G. in München

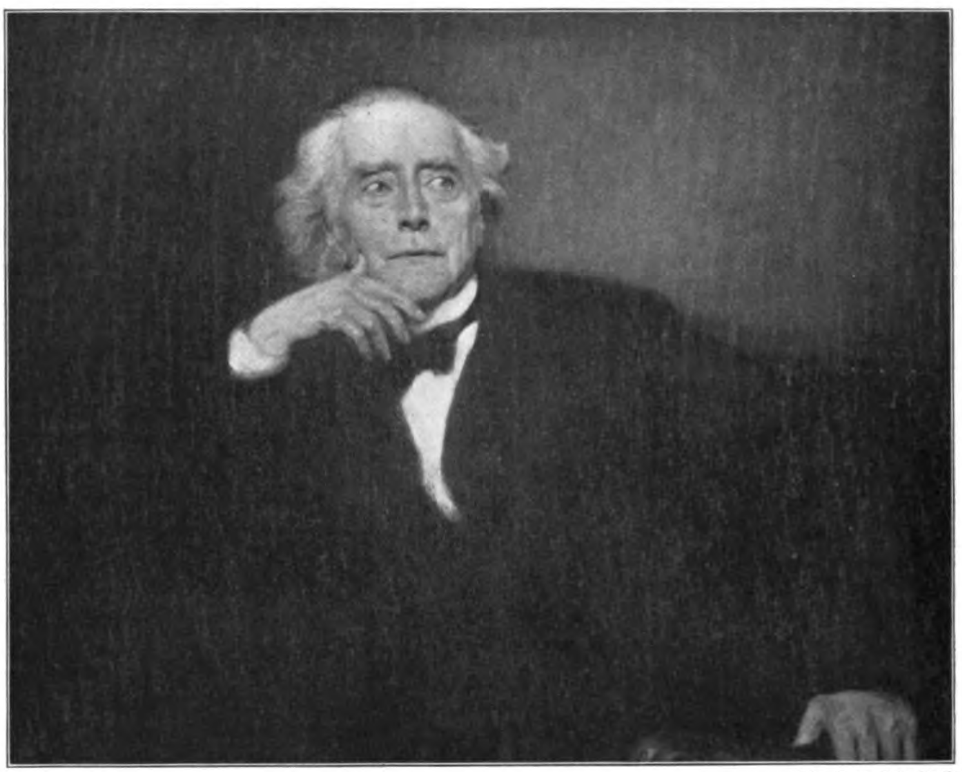
Staatsregierung und der Landtag der Monarchie für den Plan der Bildnissammlung bewiesen haben, steht zu hoffen, daß im Laufe der nächsten Jahre weitere Räume sowie Mittel zum gleichartigen Ausbau der Sammlung bereitgestellt werden.« Dieser Wunsch wird gewiß auch in Erfüllung gehen, trotzdem sich die Verhältnisse seit der kurzen Zeit des Bestehens der Galerie von Grund auf geändert haben. Aber es handelt sich hier um eine im wahrsten Sinne des Wortes nationale Angelegenheit; und wenn dieser gewaltige Krieg erst glücklich für uns durchgefochten ist, dann müssen und werden auch die ideellen Güter des Volkes mit besonderer Liebe und Sorgfalt gepflegt werden. Neue Helden hat ja diese große Zeit hervorgebracht, zu denen das deutsche Volk stets mit Verehrung, Dankbarkeit und Bewunderung aufblicken wird. Ihnen wird man einen Ehrensaal einräumen müssen, der ein Hauptanziehungspunkt für das heute leider fast noch unbekannte Museum werden könnte. Viele, viele Lücken sind in den Reihen noch zu schließen. Beinahe komisch ist es, festzustellen, daß man auch jetzt noch, wie vor vierzig Jahren Kaiser Wilhelm I., klagen muß, daß kein Bildnis von Stein und von Hardenberg vorhanden ist.

Im allgemeinen macht die Sammlung einen sehr erfreulichen und verheißungsvollen Eindruck. Vaterländischer Geist durchweht die schönen Räume, von deren Wänden uns die Züge der großen Führer unsers Volkes grüßen. Wer sich eine Stunde reinen Genusses bereiten will, eine Ablenkung von dem Ernst der Gegenwart, der begebe sich in diese wahrhaft vornehme Gesellschaft. Ein willkommener Begleiter wird ihm der von Professor Hans Mackowsky bearbeitete »Führer« (Berlin, Bruno Cassirer) sein, der dem Inhalt wie der drucktechnischen Ausstattung nach ein kleines Kunstwerk für sich darstellt. Darin sind nicht die Gemälde und Skulpturen trocken aufgezählt; vielmehr ist jede der im Bilde vorgeführten Persönlichkeiten, ihr Wirken und ihre Bedeutung für die deutsche Geschichte und Kultur kurz charakterisiert, oft durch glücklich gewählte Zitate.

Den Vorraum beherrscht die überlebensgroße Gestalt Friedrichs des Großen. Schadows Original des hier aufgestellten vergoldeten Gipsabgusses befindet sich, in Marmor ausgeführt, im Ständehause zu Stettin. Das erste Kabinett ist dem preußischen Königshause gewidmet. Abgüsse nach den Schadowschen Büsten Friedrich Wilhelms III. und seiner edlen Gemahlin Luise finden wir hier. Wie sang doch Clemens Brentano in seiner tiefempfundenen »Kantate auf den Tod der Königin Luise von Preußen«?

Ewig, ewig wird sie leben;
Ist sie nicht der Zeit geblieben,
Hat sie uns doch Kraft gegeben,
Daß wir sie auf ewig lieben.

Zu früh starb die herrliche, schöne Frau, um die gewaltige Volkserhebung noch zu erleben, die der schmachvollen Fremdherrschaft ein Ende bereitete; in der Zeit der tiefsten Erniedrigung ihres Landes mußte sie Abschied nehmen von der Welt, auf der sie wenig Glück, aber viel herbes Herzeleid erfahren hatte. Ein hohes Gut aber hatte sie sich für alle Zeiten gesichert: die Liebe des ganzen Volkes.



Aufn. Herm. Boll, Berlin

Max Koner: Ernst Curtius



Aufn. Herm. Boll, Berlin

Eduard Magnus: Jenny Lind

Dein Haupt scheint wie von Strahlen mir umschimmert;
Du bist der Stern, der volle Pracht erst flimmert,
Wenn er durch finstre Wetterwolken bricht!
(Heinrich von Kleist.)

Luisens Sohn, den ersten Kaiser des neuen Reiches, begrüßen wir in einer 1876 entstandenen Marmorbüste von Joseph von Kopf, die nach dem Urteil des jetzigen Kaisers das ähnlichste Bildnis seines Großvaters darstellt. Dankbar erinnern wir uns bei der Betrachtung der Büste der Kaiserin Augusta (von Bernhard Römer) gerade in diesen Kriegszeiten der großen Verdienste, die sich die hohe Frau um die Begründung und den Ausbau des »Roten Kreuzes« erworben hat. Die Züge unsers Kaisers hat

Prof. Max Koner kurz nach dem Regierungsantritt sehr glücklich auf die Leinwand gebannt; dies Bildnis hat sich den Ruf erworben, daß es die geistige Wesensart Wilhelms II. um 1890 am besten wiedergebe.

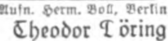


Aufn. Herm. Boll, Berlin
Ludwig Bokelmann: Klaus Groth
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin

Wir betreten den zweiten Raum; Mitgliedern der Berliner Akademie der Wissenschaften in der Zeit Kaiser Wilhelms I. ist er vorbehalten. Die Auslese aus der großen Zahl bedeutender Gelehrter ist freilich noch recht knapp und zufällig. Neben den drei Physikern Helmholtz, Neumann und Weber, den Historikern Mommsen, Droysen, Ranke sind der Philosoph Eduard Zeller, der Archäologe Ernst Curtius und der Ägyptologe Richard Lepsius vertreten. Vermißte man schon vorher Bildnisse Kaiser Friedrichs III. und unsrer Kaiserin, so merkt man hier noch deutlicher, wie entwicklungs- und erweiterungsfähig die Sammlung ist. In diesen Raum hat sich der verstorbene Chef des kaiserlichen Zivilkabinetts Hermann von Lucanus verirrt; sein Bildnis von Anton von Werner hat hier ein bescheidenes Plätzchen gefunden.

Das nächste Zimmer beherbergt Generäle aus den Feldzügen von 1866 und 1870/71. Die meisten dieser Bildnisse sind auf Bestellung entstanden; das scheint ihrer künstlerischen Ausführung nicht zugute gekommen zu sein. Am lebhaftesten interessieren hier natürlich das ganz Geist gewordene Bildnis Moltkes (eine Marmorherme von Reinhold Begas) und die Büste des Altreichskanzlers (gleichfalls von Begas). Im »Führer« lesen wir dazu Bismarcks prophetische Worte, die er am 6. Februar 1888 im Reichstage sprach, und die so herrlich in unsern Tagen Geltung erlangt haben: »Wenn wir in Deutschland einen Krieg mit der vollen Wirkung unsrer Nationalkraft führen wollen,





Aufn. Herm. Boll, Berlin
Hermann Weiß: Theodor Töring



Aufn. Herm. Boll, Berlin
Eduard von Heuß: Peter von Cornelius



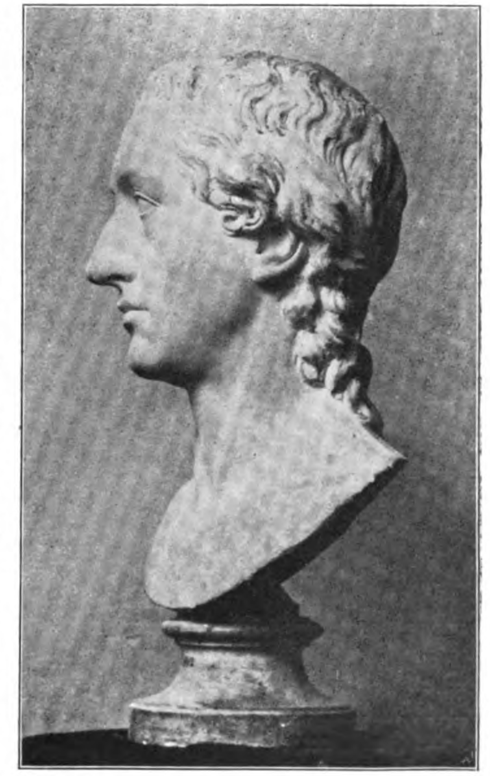
Aufn. Herm. Boll, Berlin
Karl Stauffer-Bern: Conrad Ferdinand Meyer

so muß es ein Krieg sein, mit dem alle, die ihn mitmachen, alle, die ihm Opfer bringen, kurz und gut, mit dem die ganze Nation einverstanden ist; es muß ein Volkskrieg sein, der mit dem Enthusiasmus geführt wird wie der von 1870, wo wir ruchlos angegriffen wurden ... Ein Krieg, zu dem wir nicht vom Volkswillen getragen werden, der ... wird auch mit vollem Schneid und vielleicht siegreich geführt werden, wenn man erst einmal Feuer bekommen und Blut gesehen hat. Aber es wird nicht von Hause aus der Elan und das Feuer dahinter sein wie in einem Kriege, wenn wir angegriffen werden. Dann wird das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine aufbrennen und von Gewehren starren, und es wird kein Feind wagen, mit diesem Furor Teutonicus, der sich bei dem Angriff entwickelt, es aufzunehmen.«

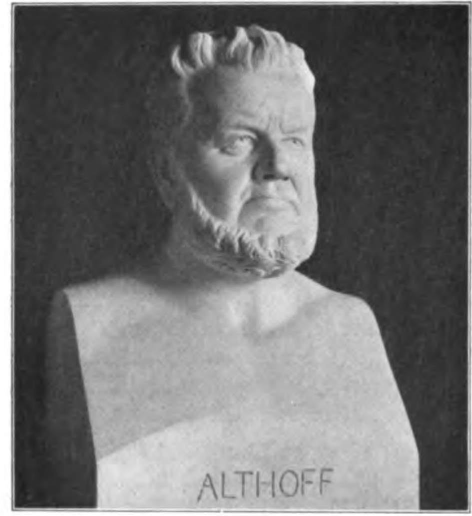
Im vierten Raum sind Zeichnungen und Büsten von Dichtern, Gelehrten, Diplomaten, Technikern zur Schau gestellt; darunter befinden sich vier Aquarelle Menzels, die Marmorbüste Hinzpeters, des Erziehers unsers Kaisers, mehrere famose Kreideskizzen Fritz Werners, die lebensvolle und lebenswahre Skizze Fontanes von Max Liebermann, eine Meisterbüste Adolf von Hildebrands, den bahnbrechenden Elektrotechniker Werner von Siemens darstellend, sowie der prachtvoll getroffene Kopf Conrad Ferdinand Meyers von Stauffer-Bern. Nicht übersehen wollen wir hier Ernst von Wildenbruch, dessen patriotische Dichtungen jetzt so starken Widerhall in unsrer Seele finden. Wie würde er jubeln, hätte er den Strom vaterländischen Empfindens miterlebt, den unsre Feinde wider ihren Willen im deutschen Volke entfesselt haben!

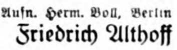
Aber wenn an Deutschlands Pforte
Not und Unheil lauernd späht,
Oder wenn mit schnödem Worte
Lästernd uns der Fremde schmäht,
Wenn ihr dann, zum Kampf gezwungen,
Einen braucht zu Hieb und Stich,
Wo die Jüngsten stehn der Jungen,
Suchet da, ihr findet mich ...

Künstler aus der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts sind im nächsten Raum ver-



M. G. Klauer: Goethe





Aufn. Herm. Boll, Berlin
Friedrich Schaper: Friedrich Althoff

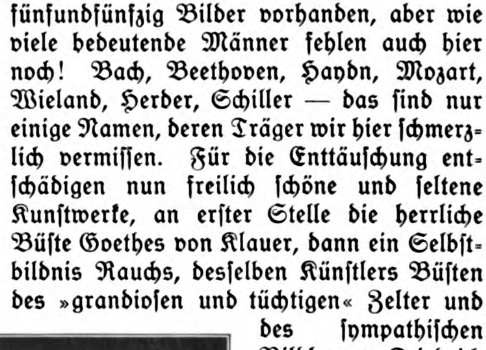


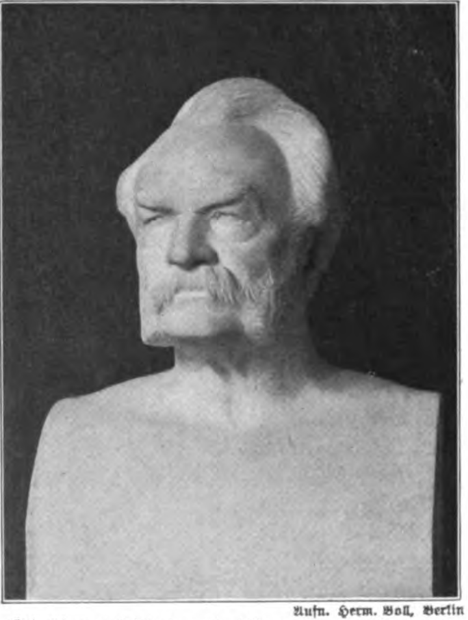
Aufn. Herm. Boll, Berlin
Ernst Freese: Georg Hinzpeter

einigt: Hoffmann von Fallersleben in der Bibliothek zu Corvey, der jugendliche Menzel, der Schauspieler Theodor Döring in zwei seiner Glanzrollen, Friedrich und Christiane Hebbel, Richard Wagner und Reinhold Begas (beide von Lenbach), Klaus Groth, Ludwig Knaus (Marmorbüste von Otto Lessing), Franz von Lenbach (originelle Büste aus rotem Marmor von C. A. Beermann). Als einzige Ausländerin hat hier die »schwedische Nachtigall« Jenny Lind Aufnahme gefunden. Gern sehen wir sie hier, der Apollonius von Maltitz in einem Sonett »Als sie Goethes Haus besuchte, am 27. Januar 1846« die Verse widmete:

Was Sprache ist, dir ward es alles eigen,
Aus uns spricht selbst Begeisterung beklommen,
Wie eine Huld beglücket uns dein Kommen,
Um dich sind Rührung, Seligkeit und Schweigen …

Die zwei nächsten Säle bieten Bildnisse aus der Zeit Goethes und der Romantik. Da sind nun zwar schon fünfundfünfzig Bilder vorhanden, aber wie viele bedeutende Männer fehlen auch hier noch! Bach, Beethoven, Haydn, Mozart, Wieland, Herder, Schiller — das sind nur einige Namen, deren Träger wir hier schmerzlich vermissen. Für die Enttäuschung entschädigen nun freilich schöne und seltene Kunstwerke, an erster Stelle die herrliche Büste Goethes von Klauer, dann ein Selbstbildnis Rauchs, desselben Künstlers Büsten des »grandiosen und tüchtigen« Zelter und des sympathischen Bildhauers Friedrich Tieck, Eduard Georges Bildnis des durch die Jahrhundertausstellung neu entdeckten Landschaftsmalers Karl Blechen, eine Reihe Skizzen von Samuel Diez, das köstliche Bild der Brüder Grimm von Elisabeth Jerichau, Tischbeins Lessing-Bildnis, die Büste Kants von F. Hagemann, Graffs Selbstbildnis, die schönen Bilder des Naturforschers Alexander von Humboldt sowie des genialen Malers und Zeichners Peter von Cornelius.





Aufn. Herm. Boll, Berlin
Adolf von Hildebrand: Werner von Siemens




Strindberg in Berlin

Nach eignen und fremden Erinnerungen

Von Franz Servaes

Viele Jahre hat Ibsen in München gelebt und brachte es dort bis zur Höhe einer stadtbekannten Kaffeehausfigur — innerlich blieb er fast völlig unberührt. Knapp ein Jahr weilte Strindberg in Berlin, war außerhalb seines kleinen Kreises der Bevölkerung völlig unbekannt — und erlebte eine Krisis für sein ganzes Leben. Statt München könnte in Ibsens Leben allenfalls auch eine andre Stadt stehen; Berlin wäre aus Strindbergs Dasein schlechterdings nicht wegzustreichen.

Berlin und Strindberg — sie *mußten* in jener Zeit geradezu einander finden. Gärung hier und Gärung dort, es war im Beginn der neunziger Jahre. Eine neue Geisteswelt sollte entdeckt werden. Das junge, in der deutschen Reichshauptstadt zusammengeströmte Geschlecht wollte es so. Eine Jugend trat auf den Plan, die wirklich jung war. Wenn schon an Jahren, so erst recht in ihrer Gesinnung. Allen Verhöhnungen zum Trotz glaubte diese Jugend, daß wirklich die Welt mit ihr noch einmal von vorn anfange. Je mehr wir alle erzogen waren im Respekt vor der Vergangenheit, desto feuriger waren wir entschlossen, unsre Kräfte ausschließlich der Zukunft zu widmen. Diese schwebte uns vor wie ein vor das Ende der Menschheitsentwicklung gesetztes Paradies: gleichsam ein Land der erfüllten Ideale.

Es war die Zeit der Zukunftsutopien, der sozialistischen Schwärmereien, der revolutionären Träume und des nietzscheanischen Übermensch-Glaubens. Und es war die Zeit der freien Bühne, der literarischen Manifeste und des neuen naturalistisch-idealen und antialkoholisch-trinkfreudigen Dichtergeschlechts. Viel wollten wir alle aus eigner Kraft und fühlten uns doch erst wahrhaft stark, wenn wir uns des Zusammenhanges mit den großen modernen »Umsturzdichtern« des Auslandes berühmen konnten, den Zola und Goncourt, den Tolstoi und Dostojewski, den Björnson und Ibsen, den Strindberg und Maupassant. Doch das waren Götter, die in weiter Ferne thronten, die sich bestenfalls einmal vorübergehend unsern verehrenden Blicken zeigten, aber sich doch nicht unter uns mischten, da wir als jugendliche Schwärmer erst zu beweisen hatten, was wir zu leisten vermöchten.

Jedenfalls war es von aufstachelnder Bedeutung und reizte uns zur Begeisterung, als einer der Gefeiertsten und Umstrittensten, einer der gewaltigsten Sturmrufer, der »wie ein riesenhafter Dachs der Urzeit in großer nebelvoller Höhle neue Welten träumte«, als *August Strindberg*, der Schwede, damals etwa 44 Jahre alt, zu längerem Aufenthalt nach Berlin kam und wie ein Gleicher unter Gleichen, wie ein Kamerad unter Kameraden mit uns verkehrte. Auch andre Skandinavier von teils berühmtem, teils streitbarem Namen kamen ja damals zu uns und bewegten sich in unsern Kreisen: die Dichter Arne Garborg, Gunnar Heiberg und Gabriel Finne aus Norwegen, Ola Hansson und Adolf Paul aus Schweden, der dänische Barde mit dem weißen Löwenhaupt Holger Drachmann, der schonensche Philosoph und Naturforscher Axel Lidforß; dazu eine Menge Maler und bildende Künstler, wie die Brüder Sinding, Fritz Thaulow, Wilhelm Krogh, Axel Gallén und, durch seinen Ausschluß aus dem Berliner Künstlerhaus zu raschester Berühmtheit emporgetragen, Edvard Munch. Doch sie alle konnten uns nicht das sein, was Strindberg für uns bedeutete. In diesem verkörperte sich gleichsam die ganze Bewegung, die unter uns selber gärte. Er war schlechthin ein faustischer Mensch mit wahrhaft elementarischen Explosionen, ein Feuerherd, an dem sich unaufhörlich neue Flammen entzündeten. Als er zu uns stieß, empfanden wir alle, ebenso lebendig wie unwillkürlich, daß jetzt erst die Zeiten sich für uns vollendeten. Alles Leben gewann plötzlich an Feuerkraft und Innerlichkeit.

Daß Schwedens größter dichterischer Revolutionär nach Berlin kommen müsse, war schon im Herbst 1891 das beständige Ge-

spräch, wenn wir jungen deutschen Schriftsteller uns im Hause seines Landsmannes Ola Hansson in Friedrichshagen versammelten. Ich hatte Hansson und seine lebensprühende Frau, »die Marholm«, im Frühling vorher in Berlin auf der Durchreise kennengelernt, und als ich sie im September in Kopenhagen wiedertraf, dazu überredet, ganz zu uns herüberzukommen. Rasch bildete sich ein Kreis um sie, dem u. a. Fritz Mauthner, die Harts, Wille, Bölsche, Arne Garborg, Adolf Paul, Dr. Schleich und der blutjunge, durch Klavierspiel und trunkene Reden alle Welt betörende Pole Przybyszewski angehörten. Das große Wort führte die Marholm, deren vor lustiger Bosheit funkelnde Augen anfeuernd hervorlugten aus dem vollsaftigen Hunnengesicht mit der aufgestülpten Nase und den aufgeworfenen Lippen. Stundenlang konnte sie erzählen, und das war meist ein amüsantes Niedersäbeln, wie man es sonst nur bei dem von ihr so ingrimmig befehdeten Georg Brandes, dem dänischen Sturmvogel, erleben konnte. Bloß einer fand schrankenlose Gnade, ja Preis und Bewunderung bei ihr: Strindberg. Ihre Gefolgschaft ihm gegenüber war so unbedingt, daß sie selbst seine Weiberverachtung mitmachte und sich als die glühendste Verfechterin des Dogmas gebärdete: daß das Weib seine geistige Existenz nur von Mannes Gnaden genösse und weniger durch Schule und Unterricht als durch die Offenbarungen der Liebe empfinge. Sie verstand dann beredt ihrem schweigsamen Ola zuzuzwinkern und scheute vor keiner ziemlich handgreiflichen Andeutung zurück, welcherart ihre eignen Erfahrungen in diesem Punkte wären.

Von diesem Kreise aus wurde also für Strindberg eifrig gewirkt. Er war in Berlin hauptsächlich durch die Freie-Bühnen-Aufführung seines »Vaters« bekannt geworden, hatte jedoch an diesem Lager keinen festen Rückhalt gewonnen, da er sich herausnahm, gegen Ibsen zu frondieren und diesen hochgepriesenen nordischen Magus gar als »Blaustrumpf« (célèbre bas-bleuiste sagte er in einer französischen Zeitschrift) zu verspotten. Es war somit schon ein außergewöhnliches Entgegenkommen, als ein Mann wie Paul Schlenther sich entschloß, für eine endlich durchgesetzte, von dem ehrgeizig-rührigen Sigmund Lautenburg im Residenztheater veranstaltete Mittagsvorstellung von »Fräulein Julie« den Einführungsvortrag zu übernehmen. Freilich wurde Strindberg hier etwas gönnerhaft behandelt und, am Ibsenschen Maßstabe gemessen, deutlich auf den zweiten Platz gestellt. Seine Gemeinde muckte auf, konnte sich aber getrost zufriedengeben, da die Aufführung selbst, mit Rittner und der Bertens, einen derart tiefgehenden Eindruck machte, daß alles Drumherumgerede zerbröckelte und Strindbergs Name einen festen, ganz durch sich selber tönenden Klang bekam. Dies geschah am 3. April 1892.

Ein halbes Jahr später, gegen Ende September, traf Strindberg in Berlin ein. Adolf Paul hat in seinem lesenswerten und dokumentenreichen Buche »Strindberg-Erinnerungen und -Briefe« (München, Langen) erzählt, wie das sich endlich so fügte. Das Hauptverdienst gebührt Ola Hansson. Diesem war es endlich gelungen, nicht bloß »den Bären aus seiner Höhle aufzuscheuchen«, sondern ihm auch in der Fremde ein sicheres Asyl zu bereiten. Eine Kleinigkeit war das nicht. Denn als es endlich so weit war, daß Strindberg wollte, fehlten die Mittel, es zu ermöglichen. Der Dichter, in seinem Vaterlande gehaßt, verfolgt und verleumdet, stand ohne alle Barmittel da. Seine Berliner Verehrer waren gleichfalls arme Schlucker. Doch gelang es durch einen von Hansson in der ersten Nummer der »Zukunft« veröffentlichten Artikel so viel Geld zusammenzubringen, daß die Reise und die ersten Unterhaltungskosten des Dichters gewährleistet wurden. Und so kam der daheim arg Verschuldete und zweimal Gepfändete — der, um sein Leben zu fristen, Bilder malte und zu Spottpreisen verkaufte; dessen gediegenste Zukunftsaussicht es bereits schien, sich irgendwie als Photograph zu etablieren — er kam in unsern Kreis, und ich erinnere mich noch genau des herbstlichen Nachmittags, als er uns in der Wohnung Ola Hanssons zum erstenmal gegenübertrat.

Zu etwa sechs oder acht waren wir versammelt, als Strindberg unter uns erschien. Er trug eine Art Jägerjoppe, machte aber auch im schlichtesten Gewande durchaus den Eindruck einer Aristokratennatur. Zurückhaltend und würdevoll stand er da, sprach nur mit leiser Stimme, stets verbindlich und höflich, aber ohne alle unterstrichene Be-



flissenheit. Dabei hatte er, mit seinem hochstehenden Haarwald über der Sturmbockstirn, den gigantischsten Kopf, den ich jemals gesehen habe. Alles in ihm war Auflehnung, Eigenwille, Streitbarkeit. In den etwas unruhigen Augen zuckte Mißtrauen. Doch mitten in diesem revolutionären Antlitz blühte wie eine Rosenknospe der Mund, ein weicher, verträumter, frauenhafter Mund voll Zärtlichkeit und Selbstbetörungen. Wir alle verstummten zunächst vor diesem Angesicht. Es hatte zugleich etwas Ehrfurchtgebietendes und Mitleiderregendes, etwas Zutrauliches und Starres, etwas Predigerartiges und Gorgohaftes. Die Marholm war's, die zuerst den Bann durchbrach. Ihr munteres Erzählertalent schuf allmählich eine ausgeglichene Temperatur, sie wußte auch Strindberg zum Sprechen zu reizen, und nicht ungern ließ er sich alsbald über allerhand, das sein Schaffen betraf, aus. Als dann später Przybyszewski — als Techniker ein Dilettant, aber als Chopindeuter ein Genie — sich ans Klavier setzte und ein von magischen Blitzen durchleuchtetes Hagelwetter niederprasseln ließ, dann zu heroisch-feierlichen Tönen sich aufschwang, endlich in sehnsüchtigen Rhythmen sich zärtlich erging, schmolz die Beklommenheit fast völlig dahin, und bis in die Nacht hinein saßen wir bei Trunk und Reden mit erhitzten Hirnen beisammen.

Nicht lange sollte die Friedrichshagener Idylle währen. Nach wenigen Wochen schon sprach Strindberg von »Friedrichshölle« und beehrte das Hanssonsche Ehepaar mit seinem tiefen Argwohn, der sich bald bis zum Haß auswuchs. Es gehört zur Tragik dieses Dichterlebens, daß für dauernde Freundschaften darin kein Raum war. Gegenüber Hanssons drückte es ihn, daß er diesen Leuten zu sehr zu Dank verpflichtet war. Er empfand das als eine Art von Abhängigkeit, und die konnte er nicht ertragen. Zudem glaubte er durch den Übereifer dieser Freunde mehr geschädigt als gefördert worden zu sein. Des Dichters aristokratischer Stolz litt darunter, daß durch den Aufsatz in der »Zukunft« seine finanzielle Zerrüttung aller Welt kundgetan und gar eine öffentliche Sammlung eingeleitet worden war. Er bedachte nicht, daß er durch seine heftigen Klagen selbst hierzu den Anlaß geboten, und daß nur dieser Weg sich als wirklich zum Ziele führend erwiesen hatte. Jedenfalls war die lautere Absicht des Hanssonschen Ehepaars, dem bedrängten, geliebten und bewunderten Freunde zu helfen, über jeden Zweifel erhaben. Wäre Strindberg nicht sein Leben lang mit so viel abgründigem Mißtrauen geschlagen gewesen, er hätte ganz besonders in diesem Falle das Rechte wohl erkennen müssen. Freilich stieß ihn Frau Marholms laute Art an sich schon zurück. Er erblickte darin Herrschsucht und wähnte dahinter den verkappten Versuch, sich seiner gesamten Persönlichkeit zu egoistischen Zwecken zu bemächtigen. Er umgab sie mit phantastischen Vorstellungen und taufte sie mit infernalischem Witz »Frau Blaubart«. Jedenfalls war im November der Bruch bereits vollzogen, und Strindberg, schon um dem wahren geistigen Bewegungszentrum näher zu sein, zog nach Berlin.

Er wohnte hier zuerst in einem Pensionat in der Neuen Wilhelmstraße (gemeinsam mit Adolf Paul), dann in der Potsdamer Straße 27a, dann im Lindenhotel in der kleinen Kirchgasse. An allen drei Orten war er von Schulden bedrückt, denn die Ergebnisse der Sammlungen waren bald aufgebraucht, und die eignen Verdienste an Honoraren und Tantiemen blieben beschämend klein. Geld war ja überhaupt in dieser ganzen Gesellschaft nicht vorhanden. Es herrschte eine Art von Gütergemeinschaft. Wer gerade Geld hatte, half den andern aus; wer keins hatte, scheute sich im geringsten nicht, von den »Brüdern« zu nehmen. »Wenn Strindberg Geld kriegt, kriegt auch Paul und Przybyszewski«, heißt es bereits im ersten der von Adolf Paul veröffentlichten Briefe. Und wohl in jedem wird gefragt: »Hast du Geld gekriegt?«, oder: »Kann H. nicht angepumpt werden?«, oder: »Ich besitze keinen Pfennig mehr. Hilf mir, so helfe ich dir!« Selbst von »Hungertod in Sicht« oder »Kann man nicht A. B. (einen Verleger) vergiften?« ist mit galgenlustiger Übertreibung gelegentlich die Rede. Indes darf man sich die Zeiten trotzdem nicht etwa schwarz ausmalen. Vom Hungertode mag zuweilen in erregter Phantasie die Rede gewesen sein — vom Verdurstungstode jedenfalls niemals. Zu trinken (und auch zu rauchen) gab es immer, und zwar gut und reichlich, und manche liebe Nacht lang bis



in den grauenden Morgen. Als aber erst das »Schwarze Ferkel« entdeckt war (eine von Strindberg so genannte Probierstube für Weine und zahllose Schnäpse in der Neuen Wilhelmstraße), kam Organisation in die Gelage. Jetzt war ein allabendliches Hauptlager aufgeschlagen, in dem vor allem Skandinavier und Polen den Ton angaben, aber auch trinkfeste Deutsche: Dehmel, genannt »Der wilde Mann«, Scheerbart, Bierbaum, zu finden waren. Natürlich auch Damen — doch davon später. Der Gesamtton an diesen Trinkabenden war ein orgiastischer. Jegliche Art von Umsturz in Kunst und Gesellschaft, und selbst auch im staatlichen Leben, wurde in visionären Predigten verkündet und gefeiert. Dann wurde gebrüllt, gesungen und getanzt. Dann plötzlich von Strindberg oder einem andern unter allgemeinem Stillschweigen hell und zart auf der Laute geklimpert. Dann wieder losgerast. Wer eigentlich bezahlte, ist niemals mit Sicherheit festgestellt worden. Doch scheint der Wirt, trotz zerbrochener Fensterscheiben und eingeschlagener Glastüren, allemal auf seine Kosten gekommen zu sein.

Daß Strindberg in Berlin viel gearbeitet hat, bezweifle ich. Er sammelte mehr »Eindrücke« und »Erlebnisse« in sich auf. Immerhin werden allerhand Projekte von Dramen und Romanen eifrig erörtert, und im damals begonnenen »Antibarbarus« sollte es gar eine Revolution der gesamten Wissenschaften geben. Wichtiger ist, daß es zu neuen Aufführungen Strindbergischer Dramen kam, und daß zumal mit der Vorstellung der »Gläubiger« im Residenztheater (am 22. Januar 1893) ein durchschlagender und weitergreifender Erfolg erfochten wurde. Wer dieses Stück damals ein- oder mehreremal gesehen hat, wird den Eindruck dieser Vorstellungen in seinem Leben nicht wieder loswerden. Eine intellektuelle Erregung griff Platz, die alle Nerven berührte und in Schwingung versetzte. Dinge, Gesichter, Gebärden, Untertöne wurden plötzlich neu oder gaben lange gehütete Geheimnisse preis. Und man stand wie an der Wiege einer neuen Schauspielkunst. Rosa Bertens, Josef Jarno, Rudolf Rittner waren niemals größer, niemals ursprünglicher, unmittelbarer, einschneidender als hier in einem unvergeßlichen Trio. Damit war ein Maßstab aufgestellt, an dem vieles bis dahin in Ehren Gehaltene zerbrach. Selbst die umwälzende Wirkung Ibsens schien hier in manchem noch überboten zu werden.

Dazu kam, daß dieser tiefgehende Eindruck kaum von jemand erwartet worden war. Der Dichter selbst war seiner Sache so unsicher gewesen, daß er aus dem Theater entflohen war. Er saß in einer Nische des Berliner Ratskellers und begoß seine Aufregung mit Rotwein. Dorthin zog dann die Schar der Gratulanten. »Da waren Brahm, Schlenther, Neumann-Hofer, Reicher, Lautenburg, Paul Block, die eigentliche Triebfeder der ganzen Vorstellung, und viele andre. Alles war ein Herz und eine Seele, und Lautenburg, freigebig und nobel, leerte sein Glas darauf, daß Strindberg noch in dieser Saison bei ihm mit dem Stücke wenigstens 30 000 Mark ‚machen' werde.« Kann man sich wundern, daß, wo ein Theaterdirektor so phantasierte, der Dichter selber in Rauschstimmung geriet? »Geld, so viel ich will!« prahlte er wie ein aufgeregtes, gutgläubiges Kind — und hat doch später zähneknirschend sich darein finden müssen, daß ihm sein Direktor, nicht etwa für das Residenztheater, sondern für die Gesamtaufführungen der »Gläubiger« in ganz Deutschland, nur magere 3000 Mark als Abschlagsumme bot. Der Dichter schäumte empor und wollte den Fehdehandschuh aufheben. Mußte er, der wohl ein Dutzend zugkräftiger Dramen zu vergeben hatte, sich solches bieten lassen? »Man müßte alle Berliner Theater besetzen und sie dann um die Wette laufen lassen«, vermaß er sich. Das klang damals wie Größenwahn — und war doch nur eine Vorwegnahme tatsächlicher Ereignisse um etwa zwanzig Jahre ...

Aber war und blieb der Dichter auch arm, dem vom Ruhm Gekrönten sollte doch der beseligendste Erfolg, den das Glück zu verschenken hat, nicht fehlen: die Gunst liebender Frauen. Er war ja nun freilich als »Weiberhasser« abgestempelt und hatte soeben erst, zur Skandalisierung seines Heimatlandes, die für ihn unerträglich gewordenen Bande einer fünfzehnjährigen Ehe zerbrochen. Man müßte indes die Frauen nicht kennen, wenn man annehmen wollte, daß dies abschreckend gewirkt hätte. Ganz im Gegenteil! Diesen Mann zu bekehren, ihn zu trösten und zu unterjochen, war ein lockend winkender Siegespreis. Und manch-



eine suchte ihn zu erhaschen. Gewiß war Strindberg mitnichten der Mann, dies besonders schwer zu machen. »Obwohl man mich Frauenhasser nennt, habe ich immer das Weib geliebt«, bekennt er mit rührender Offenherzigkeit in einer seiner selbstbiographischen Schriften. Seine Freunde haben dies immer gewußt. Beruhte doch sein ganzer sogenannter Weiberhaß nur auf dem dunklen Bewußtsein seiner verhängnisvollen Schwäche gegenüber dem Weibe. Er war nichts weniger als eine Eroberernatur — aber ein wundervolles Objekt, sich erobern zu lassen. Obwohl von Mißtrauenswallungen verfolgt bis in die letzten Intimitäten des Liebesrausches hinein, war er doch in der Gradheit seiner Natur von einer solch kindlichen Hingabefähigkeit, verehrungssüchtigen Schwärmerei und aufgestachelten Ritterlichkeit, daß er einer geschickt agierenden Schönen, die alle Register der Sanftmut, Zartheit, Beseeltheit sowie auch der Sinnlichkeit und Mänadenhaftigkeit, dann endlich der stolzen Keuschheit und Sprödigkeit zu ziehen verstand, rettungslos vor die Füße sinken mußte. Darum ward er denn auch das Opfer nicht gerade der Besten und Edelsten des weiblichen Geschlechts. Aber dies konnte gar nicht anders sein. Eine schlichte, wahrheitsliebende Frau von wenig kompliziertem Wesen hätte ihn, wenigstens in damaliger Zeit, nimmermehr fesseln können. Und obwohl er die Reinheit mit seinen obersten Seelenkräften fraglos suchte, waren doch bei der Wirrnis und Zerrüttung, in der er sich befand, die unteren, allen Verkehrtheiten zugeneigten Triebe viel zu stark in ihm, als daß er nicht nach einer Portion Dirnentum geradezu verlangt hätte. Es war hier, tief in ihm selber, ein unlöslicher Konflikt. Und zu seinem Unglück gebrach es ihm durchaus an dem sicheren Instinkt, ein Weib sich zu wählen, das ihn hätte stützen und führen können. Mit verhängnisvoller Hand langte er immer wieder nach denen, die ihn herabziehen, jedenfalls sein inneres Zerwürfnis verstärken, verewigen mußten.

Adolf Paul spricht von »fünf Romanen«, die Strindberg in Berlin gehabt habe. Er rechnet hier auch das Abenteuer mit »Frau Blaubart« mit hinein. Bei dem fürchterlichen Haß, mit dem Strindberg sich gegen diese Frau später gewandt hat, ist die Möglichkeit jedenfalls nicht abzuweisen, daß er auch hier »gewisse« Gefahren für sich befürchtet habe. Ich bin überzeugt: ohne Grund. Aber für seine besondere Phantastik gegenüber dem Weibe wäre diese Entgleisung recht bezeichnend. Der zweite Roman war kurz, aber, wie es scheint, genußvoll. Er betrifft eine schöne blonde Norwegerin, die, von zwei Landsleuten begleitet, eines Nachts im »Schwarzen Ferkel« erschien. Strindberg, rasch bis zur Tollheit verliebt, machte sie ihren Rittern abspenstig und behielt als Siegestrophäe ein geraubtes rotseidenes Taschentuch zurück, das hinterher in seinen Phantasievorstellungen noch vielfach umhergeschwenkt wurde. Numero drei: die Gattin des finnischen Dichters Tavaststjerna, eine begabte Schauspielerin, die nach Berlin kam, um dort aufzutreten, und eine Zeitlang dem Dichter aufs heftigste den Kopf verdrehte. Ganz besonders im Dezember 1892, als Strindberg die »Katerphantasie« hatte, nach Weimar zu reisen, um dort zu »arbeiten«, verfiel er für die wenigen Tage seines dortigen Aufenthalts ganz einer verliebten Bezauberung, unter der er zugleich stöhnend wehklagte und selig benebelt war. Viertens: abermals eine Norwegerin — doch von ihr muß man etwas ausführlicher sprechen.

Sie war eine der merkwürdigsten, faszinierendsten Persönlichkeiten des damaligen literarischen Berlin, die schöne und geistvolle, heiß in unentdecktes Neuland hinausstrebende Dagny Juel, die sich den immerhin nicht ganz einwandfreien Ehrennamen »Aspasia« erwarb. Aber dieser Name war im besten Sinne verdient. Es war eine Freieste der Freien, eine Suchende, eine Schenkende. Und eine Bestrickende, eine ewig Wetterleuchtende. Unendliche Anregung und Anmut zitterte von ihr aus, von ihrem Geist, von ihrer Weibheit, von ihrer seelischen Beschwingtheit. Sie war lang und schmal und schlangenhaft geschmeidig. Weiche lichtbraune Haarwellen ringelten sich über die Schläfen, in den Augen lag eine trunkene Schwärmerei, in den schmalen Lippen eine betörende Hinterlist. Jeder fühlte, daß dieses Weib eine Meisterin des Truges sein müßte; und jeder nicht minder, daß es göttlich sein müßte, sich von ihr betrügen zu lassen. Bloß wer ewige Werte, »Treue«, von ihr verlangte, war unweigerlich und wahrhaft der Betrogene.



Zu der kleinen Gruppe solcher Törichten muß vor allem Strindberg gezählt werden. Er hat sich an Aspasia richtig die Dichterflügel verbrannt. Auf einen kurzen Rausch folgte ein langer Katzenjammer, auf die Verblendung der Liebe die noch viel größere Verblendung des Hasses. Nennt er als Entzauberter ihren Namen, so spuckt und geifert und dolchsticht er. Er kann es nicht begreifen, daß die behende entschlüpfende Wildkatze nicht eine brave, anhängliche Haushündin war. Und da er immer gleich Feindschaft witterte, wo eine Freundschaft in die Brüche gegangen war, so erblickte er in Aspasia wie in Frau Blaubart die beiden hetzerischen Oberpriesterinnen des feindlichen Lagers. Aber während er der Friedrichshagenerin nur ganz ausnahmsweise noch nachschnüffelte, spürte er mit seinen Ideen und Phantasien alleweil um die norwegische Berückerin herum, voll Eifersucht, wem sie sich wohl zuneigen werde, ob Edvard Munch oder Axel Lidforß oder — und der gewann schließlich das Rennen — Stanislaw Przybyszewski. Da Strindberg sich mit allen diesen Freunden und Zechkumpanen auf völlig originale Weise gesondert verzankte, kann man nicht einmal sagen, daß Aspasia mit der Schuld belastet sei, diese Freundschaften gesprengt zu haben.

Wie sie mit Strindberg selbst auseinanderkam, ist unaufgeklärt und geht auch niemanden etwas an. Jedenfalls wurde Raum geschaffen für die fünfte, und diese verstand es, ihre Schlinge etwas dauerhafter zu knüpfen. Eine junge Wienerin war es, Tochter eines Groß-Journalisten, auch selber ein wenig journalistelierend, was aber ihrer gewinnenden Weiblichkeit kaum einen Abbruch tat. Auch daß etwas östliche Blutfärbung in ihre Adern mit eingemischt war, erhöhte nur ihren Reiz. An eigenwilliger und fruchtspendender Geistigkeit mit Aspasia nicht im entferntesten zu vergleichen, war die von Strindberg »Maria« Getaufte ihrer Rivalin doch jedenfalls an verschlagener und zäher Ehrgeizigkeit überlegen. Doch hinter einem allerliebsten Schimmer von Jungfräulichkeit wußte sie dies geschickt zu verbergen. Jedenfalls hat auch »Maria« ihre großen literarischen Eroberungen gemacht und dauernde Unterpfänder daraus für ihr Leben davongetragen.

Strindberg lernte seine künftige Gebieterin im Hause eines äußerst rührigen und vielgewandten Berliner Schriftstellers kennen, der sich ihm in vieler Beziehung nützlich zu machen wußte. Er hat sie auch später des öfteren dort getroffen, eine Zeitlang tagtäglich. Es war zunächst eine glückliche Zeit, und das Erstaunen des berühmten Dichters über den ihm entgegengetretenen »neuen weiblichen Typus« (»weich, füllig, dunkel — und ein Racker!«) sucht vergebens das Entzücken hinter scheinbarem selbstbewußtem Kritizismus zu verbergen. Mit der ganzen Überlegenheit einer jungen Dame von guter Erziehung (die sie in einem französischen Kloster empfangen hatte) und mit der kühl lächelnden Unbefangenheit einer beruflich Eingeweihten und vielfach Siegverwöhnten verstand es Maria ausgezeichnet, die eifrigen Bewerbungen des genialen Mann-Kindes auf sich zu lenken und mit hold verwirrtem Zögern zu erwidern. Strindberg jubelte auf. »Sie liebte ihn! Da er geliebt wurde, konnte er sich ja sagen: Ich bin also nicht so schlecht, da jemand zu mir hinaufsehen, Gutes von mir glauben kann. Und damit erwachte das Selbstgefühl, die Hoffnung, die Zuversicht. Er fühlte sich wieder jung, war bereit, einen neuen Frühling zu beginnen.« Mit diesen rührenden Worten hat der Dichter selbst etwa zehn Jahre später seine ersten Empfindungen in dieser neuen Liebe geschildert. Und wenn das Buch »Entzweit«, dem diese Worte entnommen sind, auch gewiß nicht als reine selbstbiographische Quelle genommen werden kann, so darf es doch mit Vorbehalten immerhin benutzt werden: als eine in hundert Äußerlichkeiten naiv gefälschte und durchsichtig verlogene, aber in den eigentlichen seelischen Ereignissen oft verblüffend aufrichtige Bekenntnisschrift. Jedenfalls lernt man das Hin und Her dieser Liebe daraus hinreichend kennen: das kampfgerüstete Belauern der beiden Kontrahenten, ihr selig-bitteres Spiel um die Macht und das immer wieder erfolgende Unterliegen des Mannes — dieses Selbstquälers und Selbstungewissen gegenüber einem seiner Sache völlig gewissen und von Skrupeln nicht bedrängten Weibe.

So wogte denn das Treffen längere Zeit unentschieden auf und ab, und mehrere andre von den fünfen, zumindest Aspasia und Frau T., tauchten vor den phantastischen



Jan Vermeer van Delft: Die Dame mit dem Perlenhalsband

Original im Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin

Zu dem Aufsatz »Jan Vermeer van Delft« von Dr. Georg Jacob Wolf



Begehrlichkeiten des dichterisch erregten Mannes zeitweilig auf und warfen ihn in inneren Widerstreit. Strindbergs Erregbarkeit mußte sich hierdurch immer hochgradiger steigern. Er war in dreifaches Feuer genommen und wußte nicht ein noch aus. Adolf Paul erzählt von einem besonders tumultuarischen Frühlingsabend im »Schwarzen Ferkel«, als Strindberg, der gerade hoch bei Kasse war, Sekt auffahren ließ, wodurch indes nur die in ihm schlummernde Streithahnstimmung voll entfesselt wurde und böse hervorschlug. Er ließ sich sogar dazu hinreißen, eine sehr anmutige und kluge Dame, die Gattin seines Freundes, des norwegischen Malers und Schriftstellers Krogh, seines trefflichen Porträtisten, in unschöner Weise zu beleidigen, und es entstand daraus ein peinliches Tohuwabohu, in dem Krogh, Holger Drachmann und Gunnar Heiberg vergeblich einsprangen, während Munch und Strindberg in vorübergehenden Tobsuchtsanfällen sich ergingen. Zum Schluß brach bei Strindberg der alte glimmende Weiberhaß wieder aus. Er schwur hoch und teuer, daß er sich niemals ins Joch der Ehe begeben, die Verlobung sofort auflösen und fortan mit den Weibern nur sein Spiel treiben werde. Er schwelgte förmlich in einem Rausch von Freiheit und Manneshoheit. Doch nur, um tags darauf einer um so gründlicheren Verkaterung anheimzufallen. Da sollte er plötzlich drei Stelldichein auf einmal haben, mit Aspasia, mit Frau T. und mit der Braut. Er entschloß sich, »krank zu werden«, und legte sich rücksichtslos zu Bett. Mochten die Dinge gehen, wie sie wollten! Die Freunde mußten einspringen und alles in Ordnung bringen. Diese glaubten mit weiser Korrektheit zu handeln, wenn sie die legitimen Ansprüche der Braut voranstellten und die beiden andern Damen höflich fortkomplimentierten. So wurde Maria die Siegerin. »Kühl bis ans Herz hinan« nahm sie ihre Rechte in Besitz und bereitete alles für die Abreise nach dem erst kürzlich wieder deutsch gewordenen Helgoland vor, wo Anfang Mai 1893, noch nach englischen Bräuchen, die Vermählung stattfand. Paul und Przybyszewski hatten mit Blumensträußen, zu denen sie sich von Strindberg selber (!) das Geld ausgeborgt hatten, dem Paare am Lehrter Bahnhof das Ehrengeleit gegeben, und so hätte der Dichter in aller Vergnügtheit abreisen können, wenn er nicht tags zuvor — dem ersten Gatten seiner ersten Frau begegnet wäre, was er nicht umhinkonnte, als ein böses Omen zu deuten. Keineswegs mit Unrecht, wie die Folgezeit lehren sollte.

Hiermit war Strindbergs Berliner Zeit fürs erste abgebrochen, doch keineswegs beendet. Berlin hatte viel zu weite Kreise um des Dichters ganze Existenz gezogen, als daß es aus seinem Dasein so rasch hätte verschwinden können. Es bleibt noch etwa ein Jahr lang heimlicher Mittelpunkt. Seine Bücher begannen hier zu erscheinen, die »Beichte eines Toren« und der Roman »An offener See«; auch im Bühnenleben wollte sich allerhand anspinnen. Selbst von der Begründung eines eignen Strindberg-Theaters war vorübergehend die Rede. Der Dichter fühlte sich beinahe schon als Direktor und bestellte bei Dehmel und Przybyszewski Einakter. Auch Geld wurde gesammelt. Es ist sogar einmal von ganzen zweihundert Mark die Rede. Das waren freilich rasch platzende Seifenblasen. Aber die menschlichen Beziehungen zu Berlin spannen sich weiter fort, und wiederholt hat der Dichter im Laufe des nächsten Jahres seine Schritte an den Ort gelenkt, wo er so tolle Rauschzeiten durchlebt, so viel und heißblütig gestritten und geträumt und so unvergeßbare Schicksalsbande angeknüpft hatte. Der ganze Roman seiner zweiten Ehe trägt das Signum Berlin, gleichviel ob London und Österreich und im letzten schrillen Nachspiel Paris sich späterhin zum Schauplatz entwickelten. Es ist ein vielfach trübes Bild, das sich in dieser zuckenden Seelenwirrnis vor uns entschleiert. Doch vom wahren Strindberg erfahren wir hier vieles: es ist der Mann, der sich selber die Binde vor die Augen legt, um wie ein Märtyrer in sein »Inferno« zu schreiten.

Immer hat ihn das Rätselvolle angezogen. Immer hat's ihn verlockt, sich neue und stets undurchsichtigere Rätsel selbst zu schaffen. »Wer bist du? Was bist du eigentlich?« Mit diesen Fragen bedrängt er schon früh die Braut. Aber das Dunkel beseligt ihn ebenso, wie es ihn plagt. Er will das Problematische, weil er sich selber problematisch ist. Er ist hierin, wie in so vielem, der ausgesprochene Antipode Goethes.



Selbst der Drang nach Klarheit und Einfachheit, nach vertrauensvollem Anschluß an die Realität fehlt ihm. »Wie könnte man das Elend des Lebens ertragen,« fragt er einmal höchst charakteristisch, »wenn man es nicht als Unwirklichkeit behandelte?« Doch wer sich daran gewöhnt, sich die Wirklichkeit ins Traumhafte umzudeuten, dem wandeln leicht die Träume, die Einbildungen sich zu Wirklichkeiten. Mit andern Worten: die Grenze zwischen Realität und Irrealität wird verwischt, und, mag auch der Geist sich stark und kühn entfalten und einer höchsten Selbstbefreiung zustreben, es lauert hinter ihm der Wahnsinn. Wie bei Goethe alles zuchtvolle Persönlichkeit, so war bei Strindberg alles ungezügelte Subjektivität. Er suchte seine Kräfte dadurch zu steigern, daß er sie hemmungslos entfesselte. So wuchsen sie über ihn hinaus und beugten ihn schließlich unter ihr Joch. Er wurde zum Spielball seiner eignen üppig-reichen Begabungen.

Dieser Mangel an innerer Führung, an wahrhaft männlicher Direktion hat ihn so schwach gemacht gegenüber dem Weibe und ließ ihn gegenüber weiblichen Schlichen, mochte er sie schon tausendmal theoretisch durchschauen, praktisch stets aufs neue unterliegen. Seine Liebesempfindung war aus lauter »Stimmungen« zusammengesetzt. Diesen nachzugehen, dünkte ihn höchst souverän. Aber er brachte sich damit sozusagen um jeglichen Kredit. Und niemals wußte er, ob er eigentlich liebte oder haßte, ob er anbetete oder verachtete, ob er sein Weib schön fand oder häßlich. »Du warst schön,« sprach er denn wohl zu ihr, »solange ich dich liebte; vielleicht hat meine Liebe dich schön gemacht, nicht nur in meiner Neigung. Jetzt bist du die häßlichste und elendeste Person, die ich in meinem Leben getroffen habe.« Und in solch grimmige Verstimmungen redete er sich hinein, daß die Einbildung völlig mit ihm durchging, bis er nicht bloß seinem jungen Weibe alles Böse wider ihn zutraute, sondern auch selbst von bösem, ja verbrecherischem Trachten ergriffen wurde. Und ob dies auch stets nur Phantasie blieb, es klingt doch entsetzlich, wenn etwa in »Entzweit« zu lesen steht: »Als sie an den Fluß kamen, dachte er einen Augenblick daran, sie ins Wasser zu stoßen; tat es aber nicht ... Er hoffte, sie werde fallen und sich wehtun, von den Hafenarbeitern gestoßen werden; wünschte, ein Strolch würde sie umarmen und küssen — so grenzenlos war sein Haß.« Er sieht in ihr den »Vampyr mit den kalten, drohenden Augen«, nennt sie seine »Gefängniswärterin«, seufzt und stöhnt und ächzt unter ihrer steten Bewachung. Und so bilden sich auch hier immer deutlicher, immer herrischer krankhafte Verfolgungsideen, die sich um so bedrohlicher auswachsen, je mehr das Individuum, das sie hegt, mit dichterischen Kräften ausgerüstet ist.

Es ist kaum noch irgendwelchem Zweifel unterworfen, daß Strindberg zu manchen Zeiten, wo die Verfolgungsideen ihn gepackt hatten, geradezu irrenhausreif war. Vorstellungen krankhafter Art begleiteten ihn nicht bloß in der Liebe, auch in sehr vielen andern Lebensbeziehungen. Als er nach kaum vierwöchiger Ehezeit von London aus zum erstenmal vor seinem jungen Weibe geflohen war und allein in Hamburg saß, kamen die Wahnideen wie eine Sturzwelle über ihn her — um so stärker, als auch das Gespenst der vorjährigen Cholera neuerdings umzugehen schien und die Menschen erschreckte. Da saß der Bedauernswerte wie gelähmt in seiner Stube, dünkte sich als Gefangenen, ohne zu wissen, für welches Vergehen er zurückgehalten werde. Ganz ähnlich empfand er einige Wochen später in Mondsee, als er allein bei den Eltern seiner Frau, übrigens sehr wohl aufgenommen, weilte. Da dünkte er sich, ohne fliehen zu können, »in einer Schlangengrube, in die der Satan ihn gelockt habe«. Recht bezeichnenderweise drückte sich die wahnhafte Furcht des Dichters vor allem in der Angst vor dem Irrenhause aus. Seine Selbstkritik war also noch stark genug, um das Bedenkliche seines Zustandes ahnend zu erfassen, aber doch zu schwach, um auf Grund solcher Erkenntnis die gefährliche Wallung von sich abzuschütteln. Einen typischen Anfall dieser Art erlitt Strindberg im August 1893 in Pankow bei Berlin, als er voll Unruhe und inneren Zwiespalts auf seine Frau wartete, mit der er sich versöhnen sollte. Wenn er über die Dorfstraße ging und Menschen an den Fenstern stehen sah, so bildete er sich ein, daß sie »den Fremdling heimlich mit wilden, verzerrten Blicken betrachteten«. Und als ihm gar ein Freund gesagt haben soll, daß manche Leute in Pan-



kow davon lebten, Irre bei sich zu beherbergen, wurde er vollends davon überzeugt, daß man ihn dorthin in eine Falle gelockt habe, um ihn zu beobachten. Und die Folge: »Er wagte es nicht, einen originellen Gedanken auszusprechen, kein Paradoxon zu sagen; und jedesmal, wenn er in die Versuchung kam, etwas von der Hochzeitsreise zu erzählen, kniff er sich ins Knie.« Lauter eigne Geständnisse, deren dokumentarischen Wert man nicht wird entkräften können. Wenn Häckel später einmal »keine Spur von Verrücktheit« bei Strindberg zu erkennen vermochte, so hat er gewiß von diesen Tatsachen keine Kenntnis gehabt.

Doch es ist keineswegs meine Absicht, Strindberg schlechtweg für verrückt zu erklären. Dafür ist sein Fall zu verwickelt, zu schillernd. Dafür sind die einzelnen Zeiten viel zu wechselvoll. Dafür blieb seine Dichterkraft zu unversehrt. In manchen Perioden, zumal denen hoher Schöpfung, hat zweifellos sein Genius seinen Wahnsinn völlig zu besiegen vermocht. Indes, der Kampf wider das drohende Gespenst kehrte immer wieder und erforderte heroische Anstrengungen. Eine gewisse Farbe des Wahnsinns ist gewiß, doch keineswegs durchweg zu deren Nachteil, vielen Werken Strindbergs aufgedrückt. Die fehlende innere Ordnung spricht ebenso dafür wie der Mangel an folgerechter Struktur, vor allem aber der manchmal zu grandioser Wucht sich erhebende Ton von Besessenheit, der, alle Widerstände niederrennend, mit metaphysischem Hellblick und wahrhaft prophetischer Überzeugungsstärke sich ausbreitet. Das Blitzgefunkel des Witzes, die verwegene Kühnheit der Antithese, der rasche Umschlag von Kälte und Hitze der Leidenschaft sind gleichfalls Anzeichen eines extremen Gemütszustandes, der nachtwandlerisch über gefährliche Grate gleitet. Das ungemein Anziehende und Faszinierende der Strindbergischen Dichterindividualität beruht gerade auf derlei zu bangender Bewunderung hinreißenden und genialischen Mischungen. Man sei hier weder blind, noch moralisch, noch gesundheitsfanatisch! Je seltener und schillernder derartige Phänomene sich zeigen, desto hingebender und vorurteilsloser wollen sie begriffen sein.

Strindbergs zwei letzte Monate in Berlin und Umgebung, etwa von Mitte August bis Mitte Oktober 1893, gehören jedenfalls zu seinen merkwürdigsten. Von jenen Pankower Irrenhausphantasien war schon die Rede. Sie paßten zu der eigentümlichen Dunkelheit der Empfindungen, die ihn damals umgab. Er war ganz von dem Gefühl durchdrungen, »das Leben habe keine volle Wirklichkeit, sondern sei ein Traumstadium«. Die Ungewißheit seines ganzen Zustandes drückt sich darin aus; zumal während er die von ihm verlassene, halb mit brennender Sehnsucht, halb mit grauender Furcht zurückerwartete Frau kommen fühlte. Was sollte nun werden? Und welcherlei Schuld traf ihn an dem bereits Gewordenen? »Er fühlte sich gewissermaßen nicht verantwortlich, leugnete allerdings nicht seine Schlechtigkeit, wußte aber auch, daß in seinem Inneren ein hochstrebender Geist lebte, der unter der Erniedrigung, in körperliche Menschengestalt gebannt zu sein, litt.« Das Weh des Genius, der aus dem Erdenwust, an dem er klebt, hinausstreben möchte und der Tränen weinen muß, wenn er trotz allen Anstrengungen machtlos wieder zurücksinkt, dieses faustische Leid ist dem Dichter damals in besonders fühlbarer Weise nahegekommen. Und immer wieder ist es dieser widerspruchsvolle Punkt: der eignen verliebten Schwäche und des selbstquälerischen Argwohns gegenüber dem Weibe. Wenn ihm seine junge Frau nach langer Trennung endlich jubelnd an den Hals fliegt, dann ist er sofort in ihrem Bann, von allen Seligkeiten durchschauert und zwei Tage lang ein verliebter Tor. Aber alsbald beginnt wieder das entwürdigende Spiel des gegenseitigen mißtrauischen Belauerns, wobei verschlossene Türen, Balkone zum Entweichen, verdächtige Geräusche eine peinvoll-lächerliche Rolle spielen. Aufs neue wollen die Gatten auseinanderstreben. Da offenbart sich, daß sie durch werdende Fleischesbande fürs erste aneinandergekettet sind. Sie machen sich gegenseitig wütende Vorwürfe. Eine seelische Haltlosigkeit offenbart sich, die wahrhaft erschreckend wirkt. Abermals denkt Strindberg trotz allem an heimliches Entweichen und wird nur mit Mühe von seiner Frau bewogen, sie wenigstens in ihrem jetzigen Zustande nicht zu verlassen. Er bleibt bei ihr und reist mit ihr zusammen zunächst nach Brünn, dann nach Ardagger in Nieder-Österreich, wo die Großeltern der



Frau ihnen ein kleines Bauernhaus zur Verfügung stellten. Strindbergs Stimmung war anfangs furchtbar. Alles Vergangene, selbst was er ehemals am unwilligsten ertragen hatte, erschien ihm rosig gegenüber der jeweiligen Gegenwart. »Immer neue Marterkammern«, so jammerte er, hielte das Schicksal für ihn bereit. Bis sich schließlich, zumal unter dem Einfluß der winterlichen Stille auf dem Lande, die aufgepeitschten Nerven wieder beruhigten und eine gehaltenere Stimmung sich anbahnte. In seinen Briefen an die Berliner Freunde spricht er von frischen Arbeiten und allerhand Plänen. Erfolge, die er in Frankreich gewinnt, wo Victor Cherbuliez in der »Revue des deux Mondes« einen Essay über ihn veröffentlicht, stimmen ihn hoffnungsvoll. Die Berliner Dinge, namentlich auch Aspasia, interessieren ihn gleichzeitig lebhaft. Der eignen Frau gedenkt er selten und ohne Liebe, mit weit größerer Innigkeit der verlassenen Kinder aus erster Ehe. Die Geburt eines neuen Kindes (im Mai 1894) erwähnt er nur ganz nebenher.

Vorher, nur für kurze Zeit, war er noch einmal in Berlin gewesen. Es wird wohl (abgesehen vielleicht von zufälligen Durchreisen) das letztemal gewesen sein. Allmählich vollzieht sich jetzt die innere und äußere Ablösung, wie von dem Weibe, das Berlin ihm zugeführt hat, so auch von der Stadt selber. Schon begann seine mystische und bigotte Periode sich vorzubereiten. Das entfernte ihn immer tiefer von der Stadt der praktischen und nüchternen Vernunft. Eine Zeitlang schienen zwischen Strindberg und Berlin sämtliche Fäden zerrissen zu sein. Bis dann doch die innere Annäherung wieder erfolgte und jene entdeckerfrohe Strindberg-Begeisterung ausbrach, die in den zwei letzten Jahren den Berliner Spielplan fast beherrscht hat. Was der Dichter zu Lebzeiten vergeblich erhoffte, das ist in unsern Tagen und besonders in diesem Kriegsjahr schier überreich in Erfüllung gegangen. Strindberg wurde geradezu Mode, und wohl alle größeren Theater zeigten sich bestrebt, den ehemals verkannten oder nur von einer geringen Gemeinde bewunderten Dichter einem breiteren Theaterpublikum näherzubringen. Selbst das allem Modernen gegenüber so zurückhaltende Königliche Schauspielhaus hat mit der Aufführung des Märchenstückes »Schwanenweiß« dem Genius des befreundeten Schwedenreiches seinen Zoll entrichtet. Vor allem aber haben Reinhardt mit Aufführungen von »Scheiterhaufen«, »Totentanz« und »Wetterleuchten«, das Theater in der Königgrätzer Straße durch Vorführung der »Kronbraut«, der »Königin Christine«, von »Rausch« und »Ostern«, das Lessingtheater von »Nach Damaskus«, das Deutsche Künstlertheater von »Luther« sich bedeutende Verdienste um die Einbürgerung Strindbergs innerhalb des deutschen Theaterbetriebes erworben. Und gleichzeitig ist auch die deutsche Schauspielkunst, wie ehemals mit Rudolf Rittner und Rosa Bertens, so jetzt mit Friedrich Kayßler, Paul Wegener und Albert Bassermann, mit Irene Triesch, Lina Lossen und Gertrud Eysoldt in den eigentümlichen Darstellungsstil Strindbergs immer tiefer hineingewachsen, ohne vielleicht die letzten Tiefen bis jetzt erschlossen zu haben.

Vielleicht ist mancher geneigt, mit einem Seitenblick des Tadels zu sagen: »Möchte Strindberg dieses noch erlebt haben!« Doch da möchte man wirklich erwidernd fragen: »Hätte er solches denn wohl erleben können?« So viel werden unsre Betrachtungen über Strindbergs Berliner Zeiten wohl gelehrt haben: daß es vielleicht niemals einen Dichter gegeben hat, der sich selber und seinem gesunden Erfolge durch seine disharmonische Persönlichkeit dermaßen im Lichte stand wie der menschlich so fragwürdige Held dieser paar Seiten. Man möchte geradezu sagen: es war ein Glück, daß er bereits verstorben war, als die große Welle kam, die seinen Ruhm und seine Leistungen emportrug. Sein Sterbliches mußte erst völlig verbrannt werden, damit sein Unsterbliches triumphieren konnte. Denn jetzt erst kann von ihm gelten, was der erregte Dichter einmal zornmütig seinen Feinden entgegenschleuderte: »Sie vernichten sich selbst, denn wer mich anrührt, der stirbt, wie wenn man unvorsichtig an einem elektrischen Akkumulator fingert ... Mich kann man doch nicht ausrotten!«

Nein, ausrotten kann man ihn nicht. All seinen großen menschlichen Unzulänglichkeiten zum Trotz wird er als schöpferischer Geist von leuchtender Spannweite seinen Platz im Gedächtnis der Menschheit behaupten.





Ansicht der Stadt Delft

Aufn. Bruckmann, München

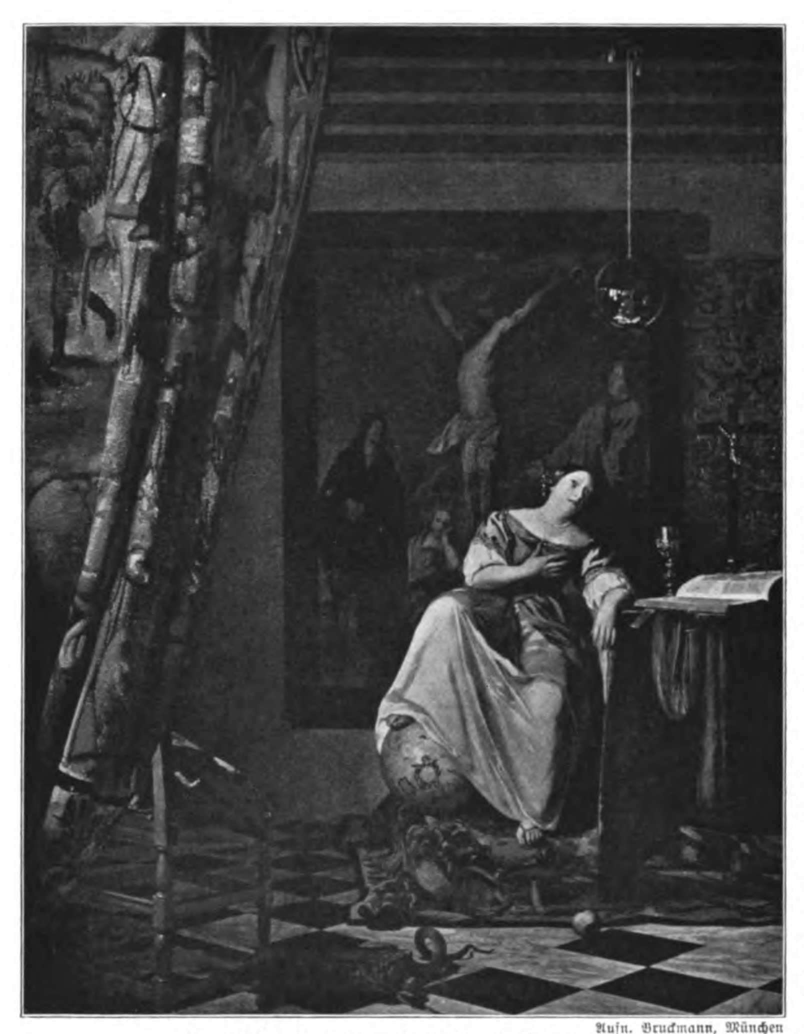
Jan Vermeer van Delft

Von Dr. Georg Jacob Wolf (München)

as geruhsame, anmutige, saubere Städtchen Delft! Wie ein Symbol des Friedens steigt sein Bild auf im Braus kampfdurchtoster Tage, wie ein Märchen aus ferner Zeit! Da ist noch Stille und Stetigkeit, Gleichmaß und Ruhe, ein behäbiges Eingebautsein in die Tradition, als könnten die Jahrhunderte, die über die Stadt hinweggezogen sind und in der Zukunft über sie wegziehen werden, diesen Mauern und diesem Wasser, diesem Land und seinen Menschen und ihrem Wesen nichts anhaben. Das Wort, daß alles fließt, scheint für Delft keine Geltung zu haben: heute noch sieht die Stadt aus wie im Jahre 1667, da der ehrenwerte Dirk Evertz van Bleyswyck seine »Beschrijving der Stad Delft« herausgab.

Man kommt immer gern wieder, wenn man einmal in Delft gewesen ist. Es kann sich ereignen, daß man an einem süddeutschen Junitag, wenn man zum erstenmal im Jahr den Duft der Lindenblüte in der Nase verspürt, von einem unbändigen Heimweh nach der kleinen holländischen Stadt an der Schie befallen wird und von einer starken Sehnsucht, unter den süßduftenden blühenden Linden an der Oude Delft, dem Kanal, der das Städtchen von Nord nach Süd durchzieht, ziellos hinzuwandern, dieses und jenes Bild der Stadt mit berauschtem Blick zu umschlingen, in Kirchen einzutreten, vor dem Prinsenhof zu träumen und ferne Zeiten und längst vergangene Menschen zu neuem Leben auferstehen zu lassen.

Große, gespensterhafte Schatten steigen auf. Da ist der Mann, der in seinem Wappen den Wahlspruch führte: »Saevis tranquillus in undis«, Wilhelm von Oranien, der Schweiger zubenannt, dessen wechselreiches, tatenvolles Leben in Delft von der Hand eines Meuchelmörders, des Balthasar Gerards aus Burgund, durchschnitten wurde, als man das Jahr 1584 nach Christi Geburt zählte und den 10. Juli schrieb. In der Nieuwe Kerk ist Wilhelm von


Aufn. Bruckmann, München

Allegorische Darstellung des Neuen Testaments

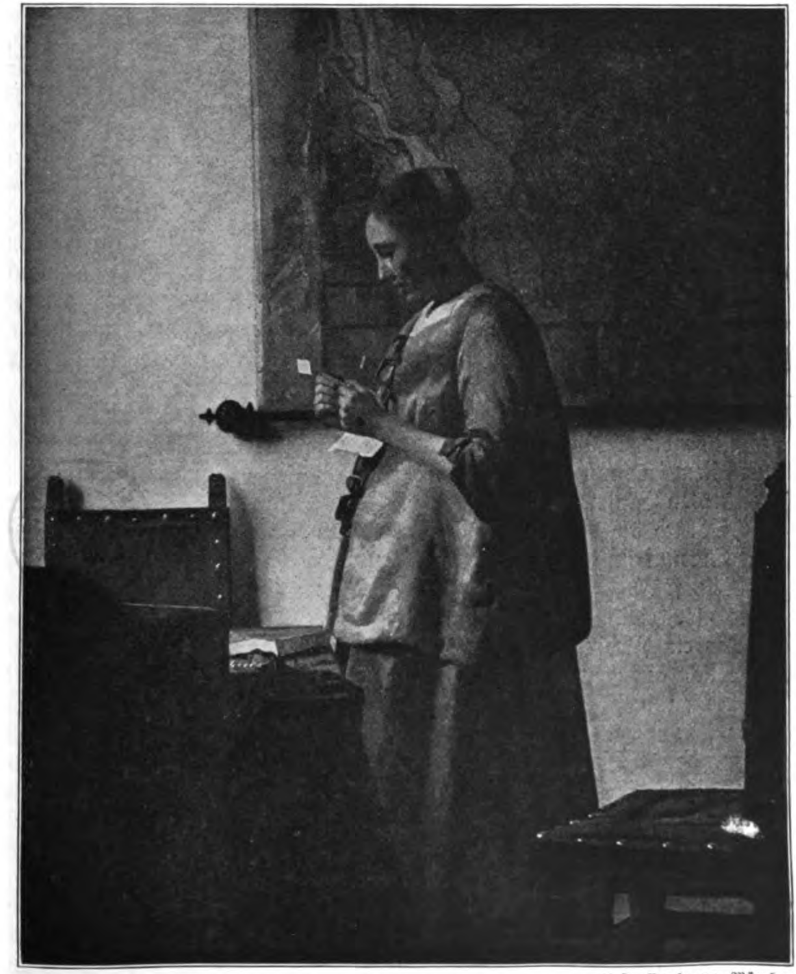
Oranien bestattet worden, und über seinem Grab erhebt sich ein wundervolles Denkmal, das zu seinem Gedächtnis die Vereinigten Provinzen durch den kunstvollen Hendrik de Keyser errichten ließen. Ein andres Grab, vor dem man lange sinnend stillesteht, ist in der Oude Kerk: es birgt die irdischen Reste jenes holländischen Seehelden Maarten Tromp, der 1652 die englische Flotte bei den Dünen schlug und dann — ein Stückchen voll saftigen holländischen Humors! — durch den Kanal segelte mit einem Besen auf dem Hauptmast seines Admiralschiffes: ein sehr sinnfälliges Zeichen, daß er dieses Gewässer von den Feinden reingefegt habe ...

So strömen einem Geschichten und Erinnerungen zu, wenn man durch die Gassen und entlang den Grachten der Stadt Delft geht, es wehen seltsame Stimmungen um dich, und bist du etwa gar zu Schiff nach Delft gekommen, auf der unterhaltsam-romantischen Wasserfahrt von Rotterdam her und an Overschie vorbei, so bist du besonders vorbereitet, diese Stimmungen in dich aufzunehmen. Dann wirst du vielleicht imstande sein, die »Stadt der Plateelbacker«, wie man in Holland Delft nennt wegen seiner einst blühenden und neuerdings langsam wieder in Flor kommenden Fayencefabrikation, mit den Augen zu sehen, mit denen sie ihr größter Sohn schaute: Jan Vermeer, der Maler. Mehr als ihren alten berühmten Blauweiß-Fayencen, so gesucht die auch sind, dankt die Stadt ihren Ruhm bei allen Kunstfreunden ihrem begeisterten Maler, der auf seiner berühmten »Ansicht der Stadt Delft«, die eine Perle der Gemäldegalerie im Haager Mauritshuis bildet, sozusagen die Synthese der Stadt und ihrer Stimmung gab. Das ist nicht eine biedere, tüchtige Ansicht, wie sie bei Merian in seinem Theatrum Europaeum zu finden ist, wo die Sachlichkeit als höchste Tugend gilt, aber es ist auch nicht ein beliebiger Ausschnitt, wie ihn alte und junge Impressionisten aus einem Stadtbild nehmen, sondern dieses Bild tut das Wesen Delfts



kund und öffnet einen Spalt in die Stadtseele. Es mag August oder September sein, eine späte, mildsonnige Nachmittagstunde voll Ruhe und Behagen, der Himmel mäßig bewölkt, die Luft klar und rein, so daß alle Umrisse und Linien durchsichtig und scharf hervortreten. Jan Vermeer ist durch das Osttor gekommen, er hat jenseit des Rotterdamer Kanals haltgemacht und seinen Blick verliebt über die Stadt hingleiten lassen. Sein empfindsames Malerauge, das von jeher lieber auf den Tatsachen und Zuständlichkeiten des Daseins ruhte, als daß es in mystische Fernen schweifte oder in den Bereich der Phantasie sich verstieg, war erquickt von dem wundervollen Zusammenklang der Farben und Formen, von Ruhe und Stimmung in diesem Stadtbild, und so geschah die Konzeption eines Architektur-Landschaftsbildes, von dem zweieinhalb Jahrhunderte später Wörmann in seiner »Geschichte der Malerei« unbestritten behaupten konnte, daß in dieser einfachen Ansicht eine Wahrheit der Licht- und Luftbeobachtung und zugleich eine Kraft und ein Feuer der Farbe seien, wie in keinem zweiten Landschaftsbilde der Welt. Keine Wiedergabe kann den Zauber dieses Bildes auch nur ahnen lassen.

Eine Stunde in dem Saal IX der Haager Galerie vor dem Bild zugebracht, bewirkt, daß man alles um sich her vergißt, daß alles schal erscheint neben diesem Wunderwerk des Pinsels. Da taucht selbst Rembrandts berühmte »Anatomie«, die im Nachbarsaal ihren Ehrenplatz hat, ins Dunkel zurück, so stark und zauberisch ist die Helligkeit, Leuchtkraft und Farbenfreude dieser Leinwand. Die Verteilung des Kolorits ist so, daß links, wo man ein Stück Ufer mit einigen Gestalten sieht, das Rot vorherrscht, das Vermeer vielleicht von Rembrandt übernahm; bei den Figürchen findet man natürlich auch eine Frau in Gelb und Blau gekleidet, in den Lieblingsfarben Vermeers, im Mittelgrund aber, wo sich die Stadt mit ihren roten Mauern und blauen Dächern auftut, herrschen die Mitteltöne vor, während die obere Hälfte des Bildes von Blau, Weiß und Grau be-



Aufn. Bruckmann, München

Das lesende Mädchen



Spitzenklöpplerin
Nach einer Aufnahme aus dem Kunstverlage von Ad. Braun & Ko. in Dornach i. Elsaß

stimmt wird: alles in guten Übergängen und von einer heiteren, starken Gesamtwirkung getragen. Prachtvoll ist die Luftperspektive, und die Sonne, um derentwillen Vermeer das Bild eben in dieser Stunde und in dieser Beleuchtung gemalt zu haben scheint, ist restlos eingefangen, sie blitzt und funkelt aus allen Ecken und aus jedem Stein der braunroten Häuser, sie spielt auf dem Wasser, huscht durch die Zweige und schimmert auf den Gewändern der winzigen Menschlein — diese späte Augustnachmittagssonne von Anno sechzehnhundertsiebzigundsoundsoviel, die uns ein Zauberer und Hellkünstler fein säuberlich auf einer Leinwand konserviert hat bis zu diesem Tag.

Es ist noch ein zweites Freilichtbild Vermeers, der sonst die Stuben und Innenbeleuchtungen liebte, erhalten, das eine Abschilderung Delfts gibt, eine Straßenansicht, gemeinhin »Das Gäßchen« genannt, ein wunderliebliches Stadtbild, das der Galerie Six in Amsterdam gehört. Es ist farbig völlig bestimmt von dem Braunrot der Backsteine, die weiß gefugt und mit zahlreichen Fenstern und Fensterläden untermischt zu einer Stufengiebelfassade ansteigen, daneben sieht man unter leicht bewölktem, hellem Himmel die Hofeingänge zweier nachbarlicher Häuser, im Hintergrund überschneiden sich ein paar niedrigere Giebel. Im Hausflur, in dessen kühles Dunkel man hineinsieht, sitzt eine Frau mit weißem Kopftuch, mit einer Näharbeit beschäftigt, zwei andre Frauen verrichten im Freien häusliche Tätigkeit. Mit außerordentlichem Geschmack überschneidet der Bildrand die oberste Stufe des Giebels. In wahrhaft feinmalerischer Sorgfalt ist den Einzelheiten der Fassade in Form und Farbe nachgegangen, und es ist so übel nicht, wenn vor diesem Bild von einem »Porträt der Fassade« gesprochen wurde. Darüber hinaus ist ungemein viel Stimmung in dem Gemälde. Die Seele der kleinen, sauberen holländischen Stadt ist in ihm; so konnte dieses Gemäuer nur ein Mann malen, der seine Heimat über alles liebt, der sie kennt in allen ihren Regungen, der sie in jeder Stunde des Jahres andächtig belauscht. Vermeer und Delft gehören zusammen, und wenn auch die Kunstgeschichte von dem Jan Vermeer (oder van der Meer) van Delft oder dem Delftschen Vermeer nur zum Unterschied von den gleichnamigen Haarlemer und Utrechter Meistern spricht, so hat dies über die Unterscheidungsabsicht hinaus doch einen tieferen Sinn, den Sinn, daß hier ein echter, wahrer Heimatsmaler vor uns steht.

Daß Jan Vermeer aus Delft gebürtig ist, das ist das Wichtigste, was wir von den wenigen beglaubigten Daten, die aus Vermeers Lebensgeschichte uns überliefert sind, wissen, und es bleibt durchaus die Hauptsache, denn diese Stadt, aus der der Meister kaum jemals in seinem Leben hinausgekommen ist, hat sein Wesen und sein Werk bedingt. Wilhelm von Bode und der vortreffliche C. Hofstede de Groot haben zusammengetragen, was sie aus Vermeers

Lebens- und Werdegang in Erfahrung bringen konnten. Es ist nicht sonderlich viel, und Vermeer steht demzufolge nicht als Persönlichkeit, nicht als Charakter vor uns. Kein Bildnis, kein Brief, kein Ausspruch von ihm sind uns übermittelt — aber haben wir denn nicht sein Werk, das beredt genug ist, um manche Lücke in dem Lebensbild zu füllen, manchen Zweifel zu heben?



Herrin und Dienerin
Original im Besitz des Herrn James Simon in Berlin

Jan van der Meer (oder Vermeer, wie sein Name in der Zusammenziehung lautet) ist im Jahre der Schlacht bei Lützen geboren, das ist uns verbürgt: im Kirchenbuch der Stadt Delft ist der 31. Oktober 1632 als sein Tauftag eingetragen. Die Wirren und Kämpfe des Dreißigjährigen Krieges, die in ihren Wirkungen auch nach Holland drangen, erfüllten seine Jugend. Daß der alte Michjel Janszoon Mierevelt, der als Hofmaler des Prinzen von Oranien in Delft arbeitete und dort eine große Werkstatt mit Gehilfen, mit »Malknechten« unterhielt, auf Vermeers früheste Anfänge in der Malerei Einfluß gehabt haben könnte, ist kaum wahrscheinlich. Denn Mierevelt starb schon 1641, und damals zählte Jan Vermeer erst neun Jahre. Eine einzige Quelle nennt Carel Fabritius (1620 bis 1654) als Vermeers Lehrer; aber Hofstede de Groot und nach ihm die meisten, die über den Delfter Meister geschrieben haben, sind geneigt, dieser Quelle zu glauben. Demnach wäre Vermeer ein Enkelschüler Rembrandts, denn Fabritius hatte im Atelier des großen Meisters in Amsterdam das Handwerk erlernt und galt als einer der Begabtesten, die aus dieser heiligen Stätte hervorgingen zu eignem Werk. Auch der Lebensgang des Fabritius ist nicht durchaus geklärt, und die Liste beglaubigter Werke aus seiner Hand ist verschwindend klein: Hofstede de Groot hat deren in seinem stolzen Vermeer-Fabritius-Werk, das 1907 bei Scheltema et Holkema in Amsterdam erschien, nur acht zu verzeichnen, von denen »Tobias und sein Weib« im Museum Ferdinandeum in Innsbruck und »Die Wache« im Schweriner Museum vielleicht am bekanntesten und wohl auch am bedeutendsten sind. Carel Fabritius starb jung im Jahre 1654, ein Opfer der furchtbaren Explosion des Delfter Pulverturms, die einen Riesenbrand veranlaßte und der die Hälfte des damals noch ganz gotisch aussehenden Städtchens zum Opfer fiel.

Als dieser Schicksalschlag über die Stadt hereinbrach, war Vermeer schon verheiratet und Mitglied der Sankt-Lucas-Gilde. In die Gilde trat er am 29. Dezember 1653 ein, geheiratet hatte er, kaum zwanzigjährig, im April des nämlichen Jahres. Im Verlauf der Zeit gelangte er innerhalb der Gilde zu Ehren und Würden, mehrmals war er ihr Dekan (1662, 1663, 1670, 1671), und gemalt hat er wohl auch fleißig, obwohl die ganze Art seiner Arbeit ein rasches, flottes Schaffen ausschloß. Seine Bilder scheinen besonders in seiner Frühzeit gesucht und auch von Delfter Bürgern gern gekauft und gut bezahlt worden zu sein. Als am 11. August 1663 der französische Chevalier de Monconys auf einer Reise durch Hol-


Aufn. Bruckmann, München
Bildnis eines Mädchens (Ausdrucksstudie)

land den Delfter Meister in seiner Kunstwerkstatt besuchte, hatte der kein einziges Gemälde vorrätig; dagegen sah Monconys ein kleines Bildchen Vermeers bei einem Bäcker in Delft, der 600 Livres dafür gezahlt hatte, »obgleich die Darstellung nur eine einzige Figur enthalten habe«. Später scheinen sich indessen die Verhältnisse Vermeers sehr verschlechtert zu haben, wohl eine Folge der ständigen Vergrößerung seiner Familie und der wachsenden Bedürfnisse für seine acht Kinder. Wir hören von der Aufnahme von Darlehen, die Bilder gingen auch nicht mehr so reißend weg wie früher, und als Vermeer im Spätjahr 1675 starb, da waren die Finanzen der Familie in bedenklicher Unordnung. Im Dezember dieses Jahres mußte Vermeers Witwe eines seiner Werke ihrer Mutter verpfänden, zwei andre gab sie einem Bäcker an Zahlungsstatt. Ob die im Jahre 1676 in der Hand des Haarlemer Kunsthändlers Jan Coelembier befindlichen sechsundzwanzig Werke Vermeers aus dem Nachlaß des Künstlers stammten, ist nicht zu erfahren, aber es scheint doch recht unwahrscheinlich; sie scheinen dann, zusammen mit der Vermeer-Sammlung des Delfter Buchdruckers J. A. Dissius, in die Hand eines unbekannten Sammlers gelangt zu sein, der sie am 16. Mai 1696 mit ziemlich jämmerlichem Ergebnis in Amsterdam versteigern ließ.

Seit jener Zeit war Vermeers Ruhm im Sinken. Wenn die Art des Meisters auch viele seiner Zeitgenossen und Spätere nachahmten (Pieter de Hooch, Koedijck, Vrel, Jan van der Laen), er selbst blieb doch verschollen, verkannt. Bis auch für ihn Wahrheit wurde, was Julius Lange einmal sagte: daß die Sonne des Ruhmes, die für jeden Künstler nach seinem Tode früher oder später im Westen untergeht, im Osten neuerdings aufsteigen muß zu historischer Ewigkeit.

Es ist das unbestreitbare Verdienst des unter dem Decknamen W. Bürger schreibenden Franzosen Thoré, eines Freundes des Malers Rousseau und der andern Künstler von Barbizon, Vermeer »wiederentdeckt« zu haben. 1858, 1859 und zusammenfassend 1866 in der »Gazette des Beaux-Arts« beschäftigte er sich voller Begeisterung mit dem Delfter Meister. Natürlich wurde er in seiner überschäumenden Entdeckerwonne unkritisch und schrieb dem Vermeer Bilder zu, die dieser nicht gemalt, und die selbst für ein wenig geschultes Auge nicht als Arbeiten Vermeers in Frage kommen sollten.

Aber was tats? Inzwischen setzte die Vermeer-Forschung auf wissenschaftlicher Grundlage ein, und da es ihr nicht möglich war, das Leben und Werden Vermeers in allem zu ergründen, so hielt sie sich mit erprobten stilkritischen Grundsätzen an sein Werk. Hofstede de Groot hat die Schlußsumme dieser Forscherarbeit gezogen und


Aufn. Bruckmann, München
Bildnis eines Mädchens (Ausdrucksstudie)



Das Gäßchen (Delft) Aufn. Bruckmann, München

uns den vorläufig endgültigen Vermeer-Katalog, der wohl so bald keine Ergänzung erfahren wird, gegeben. Es sind insgesamt vierunddreißig Gemälde Vermeers, die wir nunmehr kennen; in ihren Besitz teilen sich öffentliche und private Sammlungen in Europa und Amerika. Am besten ist die Galerie im Haag bedacht, denn sie besitzt vier Werke Vermeers. Ihr folgt das Rijksmuseum in Amsterdam mit dreien, das Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin hat deren zwei, ebenso viele die Galerie in Dresden, je ein Werk nennen das Städelsche Institut in Frankfurt am Main, das Museum in Braunschweig, die Galerie des Louvre in Paris, die Nationalgalerie in London, die Galerie in Budapest, das Metropolitan-Museum in Neuyork ihr eigen; der Rest gehört privaten Sammlern, von denen sich Graf Czernin in Wien, James Simon in Berlin (»Herrin und Dienerin«), die Sammlung Six in Amsterdam und die Galerie des Herzogs von Aremberg in Brüssel der besten und gesichertsten Werke rühmen können.



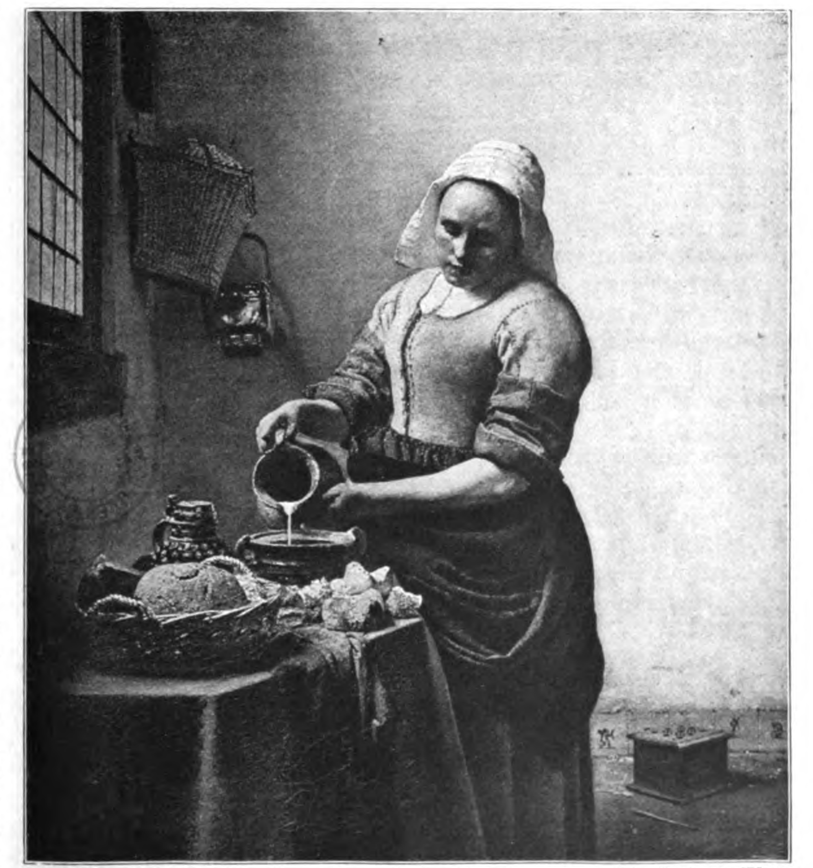
Aufn. Bruckmann, München

Bad der Diana

Von den vierunddreißig dem Vermeer zugeteilten, zum Teil schön und deutlich signierten Bildern trägt ein einziges eine erkennbare, leserliche Jahreszahl. Es ist das Gemälde »Der Antrag« (auch »Auf dem Balkon« oder »Bei der Kupplerin« s. unser farbiges Einschaltbild) in der Dresdener Galerie. Dieses Gemälde ist mit 1656 datiert, es handelt sich also um eine Arbeit des Vierundzwanzigjährigen, ein Jugendwerk, in dem in manchem noch der Zusammenhang mit Rembrandt verspürbar ist. In den Rahmen des »holländischen Sittenbildes« eingespannt, ist es eines der stärksten Werke dieser Art. Mit seinen lebensgroßen Halbfiguren und mit der fanfarenfrohen Sieghaftigkeit, mit der Blau, Gelb, Rot, Weiß, Schwarz in ungebrochenen Farben vor den graugrünen Hintergrund gestellt sind, steht es auch im Gesamtwerk des Vermeer vereinzelt da. Er hat später nichts mehr gemalt, das an Farbigkeit dieser Jugendarbeit gleichgekommen wäre, und niemals mehr hat er mit solcher Festigkeit und Folgerichtigkeit den Grundsatz der Lokalfarben durchgeführt. Dabei ist in diesem Gemälde doch schon der ganze spätere Vermeer im Keim beschlossen, namentlich das grelle, leuchtende Zitronengelb im Kleide der jungen Frau deutet auf die in allen seinen späteren Werken in Erscheinung tretende Lieblingsfarbe Vermeers hin. Diese Farbe, überhaupt der Akkord der kühlen Farben Blau-Gelb-Weiß (zu denen als starker Kontrast manchmal Zinnoberrot tritt), der gern auf ein silbrig-mattes Perlgrau abgestimmt wird, ist ganz Vermeers Eigentum. Diese koloristischen Momente sind, von gewissen poetisch-idyllischen Stimmungen abgesehen, das Neue, das Vermeer in die holländische Kunst brachte, das, was niemand vor ihm konnte und was er keinem

andern abgeguckt, sondern aus den mystischen Tiefen des unergründlich-geheimnisvollen Künstlertums, das dem Genie in schöner Selbstverständlichkeit in den Schoß fällt, hold-unbefangen geschöpft hatte.

Indessen ist »Der Antrag« kaum das erste, früheste Bild Vermeers überhaupt. Wilhelm Bode, der sich der bisher ziemlich krausen Chronologie des Vermeerschen Gesamtwerks erfolgreich angenommen hat, glaubt und unterstützt seine Anschauung mit guten, einleuchtenden Gründen, daß das Figurenbild »Christus bei Maria und Martha«, das der Sammlung Coats in Skalmorlie-Castle (Schottland) gehört, ebenso wie »Das Bad der Diana« in der Haager Galerie der frühesten Zeit Vermeers angehören. In der Tat ist hier in der Gruppierung der Licht- und Schattenpartien, in dem etwas schematisch angewandten Hell-Dunkel die Abhängigkeit von Rembrandt noch augenfälliger als bei dem Dresdner Bild; es ist da auch eine gewisse Unfreiheit und Hast im Tempo, die man bei späteren Werken Vermeers vergeblich suchen wird. Etwa gleichzeitig mit dem »Antrag« mögen dann die von Bode »Phantasieköpfe«, von Walter Cohen (Bonn) »Ausdrucksstudien« genannten, einander sehr ähnlichen Mädchenbildnisse der Galerie Aremberg (Brüssel) und des Mauritshuis im Haag entstanden sein. Das sind Wunderwerke des Kolorits! Das pikante Rosa des Fleischtons und das vorherrschende Zitronengelb und Himmelblau der Bekleidung werden durch ein prachtvoll weißlich-helles Licht zu einem farbigen Klang von unvergeßlicher Einheit zusammengefaßt und vor dem dunklen Hintergrund abgesetzt. Das Ungewöhnliche, Außerordentliche des Kolorits steigert den träumerisch-mystischen Eindruck, der von den Bildnissen selbst ausgeht. Die »Spitzenklöpplerin« des Louvre, zu der sich Vermeer offenbar des gleichen Modells bediente, scheint mir bald nach jenen beiden Studienköpfen gemalt zu sein (man merkt zumal an dem Stilleben der Garne und Klöppelwerkzeuge, die zu einem leuchtenden Farbenstrauß vereinigt sind, wie sehr und wie rasch der Künstler in die Meisterschaft hineinwuchs) — für alle andern Gemälde indessen fehlt uns der Maßstab der Beurteilung, wo wir sie der Entstehungszeit nach unterzubringen hätten. Vielleicht müssen wir die beiden Landschafts-Architekturstücke an den



Die Köchin

Aufn. Bruckmann, München



Herr und Dame beim Wein

Aufn. Bruckmann, München

Schluß von Vermeers Schaffen stellen, und vielleicht gehört dahin auch das seltsame allegorische Gemälde »Das neue Testament«, dessen Reiz und Wesen mehr zu fühlen als zu erklären ist — für die Datierung der zwei Dutzend übrigen Bilder steht uns also ein Spielraum von beinahe zwei Jahrzehnten, die Zeit von 1658 bis 1675, zur Verfügung.

Früh gereift, zäh festhaltend an dem Erreichten, hart und eigensinnig in seiner Eigenart ist Vermeer jung »fertig«, seine Entwicklung schließt ab, eine Periodenbildung tritt bei seinem späteren Schaffen nicht ein. Das ist in gewisser Hinsicht ein Vorzug, namentlich da Vermeer kein langes Leben geschenkt war und sein Schaffen ein außergewöhnlich sprödes, langsames, zögerndes war. Alle diese erhaltenen Bilder der letzten zwei Jahrzehnte — es trifft kaum mehr als eins auf jedes Jahr — haben ihre Gemeinsamkeit nicht nur hinsichtlich der Technik, sondern auch der Motive und der Stimmungen. Den äußeren Rahmen bilden fast immer Stuben, oft zwei oder drei ineinandergehende, mit feiner Perspektive und interessanten Beleuchtungsproblemen, bewirkt durch das einfallende Licht und seine räumliche Disposition. Meier-Gräfe spricht von einem »bis zum äußersten Raffinement getriebenen Sinn für Raumverteilung, der aus der Illusion des Zufälligen ein ebenso starkes künstlerisches Mittel machte wie das der großen Komposition« — auf alle Fälle scheint dieses Raffinement am Werk gewesen zu sein, vielleicht aber ist die Wirkung durch die Unbewußtheit und selbstverständliche Sicherheit des Genies zu erklären.

Die Räume Jan Vermeers sind mit schönen, schweren Möbeln, mit reichen, bunten Decken und Teppichen, an deren Abschilderung der Meister lebhafte Sorgfalt wendet, mit Schildereien, Gemälden, Spiegeln und Landkarten üppig ausgeziert. Zuweilen ist der Boden mit quadratischen Platten belegt, und dann stellt das Schwarz-

Gelb oder das Weiß-Violett des regelmäßigen Nebeneinanders der Rauten eine besonders fesselnde Aufgabe der koloristischen Bezwingung. Diese Räume beleben Holländer der Zeit Vermeers. Das heißt: sie füllen sie mehr, als daß sie sie beleben, denn sie sind selten in Bewegung, sondern sitzen allein oder zu zweien — mehr als zwei sind es fast nie — am Tisch, beim Wein, an einem Musikinstrument, ein Kavalier bietet etwa seiner Dame ein Glas Wein an, ein Maler sitzt vor dem Modell im Atelier, eine Dienerin überreicht einen Brief. Daneben erscheinen jene Bilder, bei denen das räumliche Moment mehr ins Stillebenartige verkehrt wird. Da schaut man die eingeschlafene Magd am Tisch, das Mädchen, das sich in die Lektüre eines Briefes vertieft, die Frau, die sich mit Perlen schmückt, die Köchin, die Milch eingießt, wohl auch den Geographen und den Astronomen bei ihren Studien. Hierher gehören auch die wenigen Bildnisse, die man Jan Vermeer zuschreibt, und von denen recht eigentlich nur das schön und streng gemalte Frauenbildnis der Budapester Galerie sicheren, begründeten Anspruch auf Echtheit erheben darf.

Briefleserin   Aufn. Bruckmann, München

Vermeer — das erkennt man daraus leicht — ist in seinen Motiven nichts weniger als »interessant«, und so erkläre ich es mir, daß ihn die romantische Zeit, die auch in der Malerei den Roman, die Anekdote, das Mystische und die »Idee« haben wollte, nicht liebte und nicht verstand. Wir Späteren, wir lieben und verehren Jan Vermeer, obwohl auch seine Motive für den Sensiblen der Zauber einer stillen Delfter Anmut umschwebt. Wir beugen uns vor dem unüberbietlichen Kolorismus Vermeers. Stunden, vor seinen Bildern versonnen, bescheren unserm Auge zweifellos einen der feinsten Genüsse farbigen Sehens. Muther hat recht: wir verdanken diesem ganz Großen eine Bereicherung und Verfeinerung unsers Sehvermögens, wir dürfen seine Werke als einen Markstein in der Geschichte des Farbenempfindens verehren.

Siegestraum

Im Traume sah ich wilder Rosse Herde.
Sie kam herangebraust wie ein Orkan;
Aufspritzte rauchend feuchtzerstampfte Erde.

Hellwiehernd, nüsternblähend, schaumumstoben,
Gebiß und Flanken zitternd, drängten sie
Um mein Gewand, bis sie mich aufwärts hoben.

Mich trug ein Rapp. Wie fegten Schweif und Mähne,
Als vorwärts stob die freiheitstrunkne Flucht
Wie Pfeilgeschwirr von straffgespannter Sehne!

Und stürmisch jubelnd flog mein Herz voran
Der wilden Rosseschar auf dunkler Heide
Als blutrot Banner über schwarzem Plan!

Margarete Sachse

Zum 18. August 1915

Dies ist der Tag, an dem wir Rosen binden,
Der einzige in dieser harten Zeit,
Und unsre Hände, die sich faltend finden,
Sind wie die Herzen zum Gebet bereit;
Und alle Lippen, alle Herzen sagen:
Herr, der du Spender aller Gnaden bist,
Erhalt ihn uns in diesen schweren Tagen,
Erhalt ihn uns noch lange, lange Frist!

Denn wahrlich, was du uns an ihm gegeben,
Das fühlten wir noch nie so tief wie jetzt.
Er ward als Zeichen unserm armen Leben,
Als unerreichtes Beispiel eingesetzt.
Wir liebten ihn in vielen stillen Jahren,
Nun weihn wir ihm das glühendste Gebet,
Und wir verehren in den weißen Haaren
Die Dornenkrone Seiner Majestät.

Wollt' uns Kleinmütige ein Leid vernichten,
Kam Schmerz, der jählings uns zu Boden schlug,
Sahn wir auf ihn — auf diesen Held der Pflichten,
Der still sein langes, schweres Leben trug,
Für seine Völker immerdar sich mühte
Und nur in Arbeit Einsamkeit vergaß,
Und dessen große, schmerzgereifte Güte
Freude verschenkte, die er nicht besaß.

Denn wie uns auch das dunkle Los gefallen,
Und was uns auch dein Ratschluß aufbewahrt,
Die tiefste Qual, die ärgste Pein von allen,
Er kannte sie, denn ihm blieb nichts erspart.
Da schworen unsre Herzen es im stillen,
Da schworen offen wir beim heil'gen Schwert,
Die Pflicht zu tun nach deinem großen Willen,
Lebend und sterbend unsers Kaisers wert!

Und niemals wollen wir die Hoffnung mindern,
Ob Glück, ob Schmerz uns widerfahren mag —
Wir säen aus. Und unsern Enkelkindern
Wird einst der Mühen blühender Ertrag. —
Du Herr, vor dessen Antlitz alle treten,
Und der selbst Herrschertaten richtend mißt,
Erfülle dies Gebet, das alle beten:
Erhalt ihn uns noch lange, lange Frist!

Alma Johanna Koenig (Johannes Herdan)



Kaiser Franz Josef I.

Zum fünfundachtzigsten Geburtstage Kaiser Franz Josefs — Nach einem Ölgemälde von John Quincy Adams

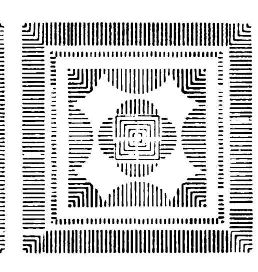
Verlag von J. Löwy in Wien, 1915



Das Geisterhaus

Erzählung aus dem Feldzug

Von Georg v. d. Gabelentz



In der Glockenstube des Kirchturms von N. saßen Offiziere des Generalkommandos auf herbeigetragenen Stühlen und spähten in das ferne Dunkel. Sie unterhielten sich, indessen aus der Richtung der französischen Festung Kanonendonner herübergrollte.

Bald hier, bald dort zuckten die Blitze krepierender Granaten auf, Leuchtraketen standen sekundenlang am Himmel und ließen ihr gespenstisches Licht in Gestalt mächtiger weißer Schirme herniederfallen. Dazwischen tastete plötzlich von irgendwoher lautlos der weiße Geisterarm eines Scheinwerfers über Höhen und Täler, Wälder, Dörfer und Äcker, um ebenso rasch zu verschwinden. Der Wind trieb den kalten Abendnebel des Flusses durch die Gassen des Städtchens, so daß die Herren sich in ihre Mäntel hüllten. Tauben, aus ihrer Ruhe aufgeschreckt, raschelten im Gebälk des Turmbodens und schielten ängstlich gurrend auf die Laterne zu Füßen der Offiziere und die späten Gäste ihres Asyls. Ab und zu flatterten die Tierchen zwischen den Steinsäulen der Turmspitze ins Freie hinaus, umkreisten einmal die Kirche, kehrten zurück und suchten zuweilen am glatten Metall zweier Glocken Halt zu finden. Das Kratzen ihrer Füßchen an der Bronze gab einen merkwürdigen Ton. Gleichmäßig knackte und schnarrte aus dem Dunkel darüber das Räderwerk der Turmuhr.

Die Herren plauderten über dies und das, über den Krieg, Jagd und Pferde, vor allem über die Aussicht baldigen Vorwärtskommens. Man war des ewigen Stellungskampfes müde, währte doch nun schon dies Schuften und Graben im nassen Lehm, dies Sichbelauern und Überfallen Monate. Ein Leutnant brummte ärgerlich, man werde allmählich selbst zum Maulwurf bei solcher Arbeit, und unsre armen Kerle wüßten schon kaum mehr, wie es über der Erde aussähe.

Da lachte einer. »Über der Erde? Na, ich danke, da kann's manchmal böser ausschauen als drunter.«

Man kam auf die letzte offene Feldschlacht zu sprechen, das sei doch immerhin ein frisches und Männern würdiges Drauflosstürmen gewesen. Besser auf freier Wiese unter der Sonne zu fallen, als hinter Lehmwänden verschüttet zu werden. Und im Gespräch entstand vor den Augen der Plaudernden die Schlacht noch einmal. Man entsann sich verschiedener Einzelheiten, frischte die Erinnerung an Heldentaten der Truppen auf. Auch grausige Ereignisse kamen zum Vorschein.

»Mein Gott,« philosophierte einer, »man gewöhnt sich in einem Kriege an alles, an Tote, Verwundete, an Feuer und Minen und platzende Granaten. Das wird einem schließlich so alltäglich. Ich wüßte wirklich nicht, worüber ich noch erschrecken könnte.«

Die meisten gaben dem Redner recht.

»Und doch gibt es solche Dinge,« warf Graf Andreas ein. »Auch ich habe mich bald genug an den Anblick Toter und Verstümmelter gewöhnt. Aber ich versichere Ihnen, mir erschien einmal am Tage einer bösen Schlacht nicht diese selbst als das Furchtbarste, viel grausiger war nach Beendigung des Kampfes das merkwürdige Erlebnis in einem Gartenhaus, denn es lag fast jenseit der Grenze alles Erklärbaren.«

Und Graf Andreas erzählte:

Ich hatte noch am späten Abend, von meinem Chauffeur begleitet, im Auto der Brigade einen Befehl übermittelt und sollte in ihrer Mitte den Morgen abwarten, da nachts mit einem Wagen bei abgeblendeten Lichtern und auf den schmalen zerfahrenen Wegen durch die Menge der sich drängenden Kolonnen, Munitionstransporte, Furagewagen, Feldküchen, Lazarettwagen und dergleichen doch nicht zurückzukommen war. Auch waren im Schotter des Weges an vielen Stellen Granatlöcher gerissen, die man nur bei Tageslicht ungefährdet passieren konnte.

Die Herren des Brigadestabes saßen im Weinkeller eines Pachthofs, geschützt vor dem Feuer, das der geschlagene Feind noch





immer nicht ganz eingestellt hatte. Bald hastig, bald gleichsam nur noch in müdem Überdruß geiferten einzelne Geschütze ihren feurigen Zorn herüber. Als sich durch mich die Zahl der Herren vermehrte, überlegten sie, ob im Keller auch für meine Person Platz sein würde. Unmöglich. Das wenige Stroh reichte kaum für den Brigadestab und einige schwerverwundete Soldaten aus, die der Regimentsarzt dort in Sicherheit gebracht und verbunden hatte. Ich mußte also woanders nach einem Nachtquartier suchen. Einer der Herren gab mir zum Trost seine letzte Zigarette und sagte, in der Nähe stände in Obstbaumanlagen versteckt ein Gartenhaus, belegt sei es am Ende noch nicht, und wenn es auch kein granatensicheres Unterkommen gewähre, so könne ich doch immerhin für die Dauer der Nacht dort hineinkriechen. Mein Auto würde am besten hinter einen Schuppen des Pachthofs gefahren.

Während der Brigadeadjutant kurz Meldung und Gefechtsbericht niederschrieb, die er mir mitgeben wollte, suchte ich meinen Chauffeur, wies ihm in der Ferne unter Bäumen das Häuschen und schickte ihn voraus, um dort für uns Nachtquartier zu machen. Er stapfte davon mit der Ruhe, die ihn noch in keiner Lage verlassen hatte, und die ihn darum zu einem vorzüglichen, sicheren Fahrer machte. Indessen kehrte ich noch einmal zum Brigadestab in den Keller zurück.

Halbdunkel herrschte unter den hohen Gewölbemauern. Eine Laterne und zwei dreiarmige Kaminleuchter waren aufgetrieben worden, ihr Flackerlicht zuckte über Steinquadern und staubbedeckte Spinnweben. Einige leere Fässer wurden als willkommene Sitze für die Herren herbeigeholt. Auf eine Kiste hatte der General Karten, Helm und Fernglas geworfen. Während er einen Teller warmer Suppe aus der Feldküche löffelte und eine Scheibe Brot dazu aß, studierte er eins der Kartenblätter, dem ein Generalstabsoffizier auf Grund der Meldungen mit Buntstift die neuen Stellungen der vordersten Linien aufzeichnete. Allerlei Ortsnamen schwirrten durch die Luft. Tabakrauch kräuselte sich über den Lichtern, Offiziere in kotbespritzter Uniform tauchten in die Helligkeit der Leuchter und verschwanden wieder. Ein Arzt wusch sich die blutigen Hände in einem Eimer. Ordonnanzen brachten Verlustanzeigen der Regimenter, flüchtig auf Papier gekritzelt, andre erschienen mit Meldungen oder holten sich die Befehle ab. Kurz, überall waltete das geschäftige Treiben eines Abends nach der Schlacht.

Mittlerweile war der Gefechtsbericht niedergeschrieben, den ich am andern Morgen zum Kommandierenden General mitnehmen sollte. Ich schob ihn in die Tasche und trennte mich mit kurzem Händedruck von den Herren, das Gartenhaus aufzusuchen.

»Es scheint ja, der Feind gibt die nutzlose Schießerei ins Dunkel auf,« bemerkte der General. »Da werden Sie hoffentlich ungestört bleiben.«

Ich dankte für den Wunsch, er sollte sich leider nicht erfüllen.

Ob es andern so geht, ich weiß es nicht Auf mich aber wirkt eine Mondnacht immer, als spannten sich in ihr Märchenbrücken zu Fernen voller Geheimnisse. Eine dunkle Nacht ist mir langweilig, das gleichmäßige Schwarz lähmt und ermüdet mich. Zwingt mich der Dienst, draußen zu bleiben, so bin ich froh, wenn ich irgendwo das Blinken eines Lichts oder einer Laterne sehe und nicht wie in einer finsteren Höhle herumzutappen brauche.

Wie anders, wenn der Mond scheint! Und an jenem Abend erstrahlte er in einem Glanz, wie ich glaubte es noch nie gesehen zu haben. Gleich blanken Silberpfeilen schossen seine Strahlen herab und trafen alles mit ihrer Helligkeit. Versunken in einem Meer flüssigen Silbers lag weit drunten das Tal, das der regengeschwollene Fluß in lichten Bogen durchströmte; schwarzverschattete Täler und Schluchten senkten sich dort hinab. Von silbernen Fäden durchflochten, reckten sich hier und da die kahlen Wipfel alter Eichen, Eschen und Ulmen gegen den Himmel. Aus dem Glutinneren zerschossener Häuser wolkte Rauch, und seine Trauerfahnen wurden vom Winde um Fensterhöhlen und geborstene Giebel geweht.

Durch die Hecke eines Gartens sah ich dunkle Gestalten beschäftigt. Sie gruben und schaufelten, hin und wieder trug mir der Wind abgerissene Worte zu. Körper Gefallener lagen daneben. Gott weiß warum, mir fiel plötzlich Hamlet ein und die Szene der Totengräber. Neben den



Leichen saß einer in Mantel und Mütze am Boden. Beim Schein einer kleinen Laterne — er hätte wegen des Mondes ihrer kaum bedurft — notierte er nach den Erkennungsmarken die Namen der Toten, die man begrub, diese Namen, die bald und vielleicht auch nur für kurze Zeit alles sein sollten, was von den leblosen Gestalten übrig sein würde. »Wieviel sind es schon?« fragte ich.

Ein bärtiger Landwehrmann wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn. »Besser nicht zählen,« gab er zur Antwort.

Von irgendwo klangen lustige Töne einer Mundharmonika herüber, es war ein bekannter Walzer. Unsre Soldaten haben eine unverwüstliche gute Laune. Der Weg erwies sich als grundlos, von Rädern zerfahren, von tausend Füßen zerstampft. Immer in Gefahr, auf dem schlüpfrigen Lehmboden auszurutschen und in den Graben zur Seite oder in ein Granatloch zu fallen, mühte ich mich weiter. Wie dankte ich dem Mond sein helles Leuchten! Schon wuchs mit weißen Kalkmauern das Gartenhaus in der Ferne aus dem Baumgewirr hervor. Wenn sich nur nicht etwa schon andre dort eingenistet hatten ... Da — Geräusch eines Laufenden? Ich sehe auf, jemand stürzt spornstreichs vom Haus her auf mich zu — mein Wagenführer ist's. Ganz gegen seine sonstige militärische und gesetzte Art fuchtelte und winkte mir der Kerl schon von weitem mit den Armen und konnte, atemlos, kaum ein Wort hervorbringen.

»Sind Franzosen hinter Ihnen her?« rief ich ihm zu, indem ich ihn unwillkürlich erwartete. Ich glaubte bei Gott, der Mann wäre irgendwo in einen Hinterhalt unter versprengte Franzosen gefallen, so unwahrscheinlich das auch sein mußte.

Keuchend stand mein Fahrer vor mir. »Unmöglich! Wir können nicht in das Haus!« stammelte er. »Um Gottes willen, gehen Sie nicht hinein!«

Was konnte diesen ruhigen, bedächtigen Jungen so in Aufregung versetzt haben? Alles Blut war ihm aus dem Gesicht gewichen, seine Hände zitterten, und die Augen standen ihm starr im Kopf.

»Donnerwetter! Reden Sie deutlich!« befahl ich. »Was ist Ihnen denn passiert?«

»Gehen Sie nicht in das Haus, Herr Graf, um alles in der Welt!« bat er.

»Zum Teufel, warum denn nicht?« fuhr ich ihn an.

»Es ist bewohnt!« stieß er hervor.

Bewohnt? Na ja, darauf war ich gefaßt gewesen. Doch mit Kameraden ließ sich ja reden.

Ich lachte ihn aus und wollte weitergehen, indem ich bemerkte: »Also bewohnt ist es? Darum die Aufregung? Und was schadet denn das?«

Er stellte sich mir in den Weg. »Es sind keine lebenden Menschen!« rief er.

»Was denn? Ratten und Mäuse!« spottete ich.

»Gespenster!« raunte er mir zu.

»Gespenster?« gab ich zurück. Den Mann mußte ich falsch verstanden haben.

»Ja, Gespenster! Ganz bestimmt!« antwortete mir mein Fahrer. Er wurde allmählich ruhiger. Ich aber ärgerte mich über den Kerl, der sich einbildete, einen mit solchem Wahnsinn schrecken zu können, und der mich hier unnötig mit seinen Einbildungen aufhielt. Wahrlich, ich hatte keine Lust, mir wegen der Phantasien eines ungebildeten und abergläubischen Menschen ein trockenes Nachtquartier entgehen zu lassen. Darum schob ich ihn ärgerlich beiseite.

»Lassen Sie mich mit Ihren Verrücktheiten in Ruhe, Mensch, Sie sind toll geworden!« sagte ich. »Ihre Gespenster werden wir mit leichter Mühe herausschmeißen.«

»Es ist aber kein Unsinn, es ist reine Wahrheit. Ich habe sie ja doch gesehen,« widersprach er.

»Ich will Ihren Quatsch nicht mehr hören! Es ist ja Unsinn!« schrie ich ihn an. »Vorwärts!«

Damit setzte ich meinen Weg fort, während der Bursche hinter mir drein zögerte. Ich glaubte seinen Mienen anzusehen, daß er sicher vor der Tür des Hauses Reißaus nehmen werde, und war entschlossen, ihn zum Mitgehen zu zwingen.

»Man könnte sicher woanders noch Unterkommen finden,« versuchte er nach einigen Schritten noch einmal meinen Willen umzustimmen. Ich aber dachte: Ah — ich werde dir nun erst recht nicht nachgeben und der Sache auf den Grund gehen. So lange ich nun schon im Felde stand und bei Tag und Nacht durch Belgien oder



Frankreich fuhr und ritt und lief, Gespenster waren mir noch zu keiner Stunde begegnet. Und wenn — nun, mancherlei Schrecken hatte ich schon gesehen, warum sollte ich nicht auch einmal mit einer eingebildeten Geisterwelt Bekanntschaft machen? — Die Aussicht gewann allmählich sogar einen prickelnden Reiz und verführte mich, etwa so, wie man mit einer gewissen waghalsigen Lust sich in ein verbotenes Abenteuer stürzt, bei dem es auch um Kopf und Kragen gehen kann.

Meinem Chauffeur gab ich keine Antwort mehr, er sollte nicht glauben, daß ich seine Worte sehr ernst nehme, seinen Behauptungen irgendein Gewicht beilegte. Ich wollte mir beileibe keine Blöße vor ihm geben. Es war ja klar, daß der Mann Unsinn schwatzte, daß er log, daß er betrunken oder durch den Eindruck der voraufgegangenen Schlacht in einen krankhaften Geisteszustand versetzt worden war, daß er mit offenen Augen geträumt hatte. Ich besann mich, wie es ja oft genug beobachtet worden war, daß Soldaten im Felde »Gespenster« sehen, daß sie in der Dämmerung oder im Nebel Bäume für Reiter, Kornmieten für Häuser, Getreidepuppen für feindliche Posten ansprechen, daß sie in einem Pflug ein Maschinengewehr, in einer mit Lappen bekleideten Vogelscheuche einen Franktireur zu erkennen behaupten.

Das alles zog mir durch den Sinn. Und doch überkam mich, als wir dem weißen Haus näherrückten, mit einem Male ein unbehagliches Gefühl. Man hat es, wenn man beim Angriff oder auf Patrouille eine von feindlichen Geschossen bestrichene Fläche überschreiten muß. Ich möchte es nicht Angst nennen, aber man befindet sich in der Gewalt, gleichsam in den Klauen einer Macht, gegen die man wehrlos ist und vor der es kein Entkommen gibt.

Ich habe gefunden, daß es in solchen Lagen am besten ist, nicht zu überlegen, weder rechts noch links zu schauen, sondern einfach draufloszustürzen. So tat ich es auch an jenem Abend. Ohne mich weiter nach meinem Fahrer umzusehen, dem ich laut den Beinamen eines albernen Narren gab, durchschritt ich die Lindenallee, an deren Ende, in helles Mondlicht wie in Totenlaken gehüllt, das Gartenhaus lag. Seine grün gestrichenen Holzläden waren geöffnet, auch mehrere Fenster. War es jetzt nicht mehr bewohnt, so mußten doch noch bis vor kurzem Leute darin gewesen sein. Vielleicht hatten sie die Flucht ergriffen, als unser Angriff überraschend nähergekommen war.

Da das Häuschen im Schutz eines Hügels lag, schien es von Granaten verschont worden zu sein: nicht ein Dachziegel war zerschlagen. Ich sah das auf den ersten Blick. Aus dem Schornstein quirlten friedlich schwache Rauchwölkchen.

Ich querte mit meinem Chauffeur einen kiesbestreuten Platz. In seiner Mitte spiegelte der Kreis eines flachen Wasserbeckens die Mondscheibe wider. Über den Rand des Wassers lag hingestreckt ein toter französischer Offizier. Sein linker Fuß war mit einem Verband umwickelt. Er hatte sich wohl fiebernd über das Becken gebeugt, um zu trinken, und hielt den Kopf mit dem herabhängenden blonden Schnurrbart halb ins Wasser eingetaucht, als sei er unersättlich. Sein vorgestreckter rechter Arm schien aus der Tiefe des Springbrunnens etwas heraufholen zu wollen. Neben dem Toten schwamm das Käppi in Wellen flüssigen Silbers. Von einem Baumast am Rande des Platzes krächzte eine Krähe mit gierigem Schnabel herab und flüchtete, als wir näherkamen, ins Gehölz.

Zwischen mehreren weißgestrichenen Kästen, in denen zu Kugeln gestutzte Lorbeerbäume wuchsen, gewahrte ich einen geräumigen, aus Latten gezimmerten Holzkäfig. Ein Affe rannte am Boden dieses Käfigs mit wahnsinniger Ruhelosigkeit im Kreise umher. Das Getöse des Kampfes, das Lärmen und ungewohnte Gewimmel von Soldaten mußte ihn verrückt gemacht haben. Er zitterte am ganzen Körper, biß im Vorbeilaufen in die Gitter, rüttelte mit geklammerten Fingern an den Stäben und schien in sinnloser Furcht sich befreien zu wollen. Mir tat das geängstigte Tier leid, ich riß nicht ohne Mühe die verschlossene Tür seines Gefängnisses auf, damit es entkommen möchte, dann wandte ich mich wieder der Pforte des Hauses zu.

Ihre Flügel standen offen. Ich sprang die beiden Steinstufen zum Eingang empor und fand mich in einem Vorraum, auf den von rechts und links mehrere Türen mündeten. Beim Schein des Mondlichts blickte



ich umher. Nichts Auffälliges war hier zu bemerken. An einem Kleiderhaken hing ein französisches Offizierskäppi neben andern Hüten, ein Spazierstock lehnte darunter, in einer Ecke baumelte an einem Geweih eine Jagdflinte, Angelgerätschaften lagen am Boden. Ich wollte schon die erste Tür zur Seite aufstoßen, da raunte mir mein Begleiter zu: »Hier unten ist alles leer, sie sitzen oben.«

»Gut,« befahl ich, »so kommen Sie mit herauf!« Scharf vorausblickend schritt ich dem Hintergrund des Ganges zu. Sonderbar, aber mit einem Male hielt ich die Aufgeregtheit meines Fahrers nicht mehr für eitel Narrheit.

Eine knarrende Holzstiege führte in den ersten Stock und nach einem zweiten kleinen Flur, dessen Wände mit Kupfern in schwarzen Rahmen bedeckt waren — galante Kupfer der Rokokozeit, soviel ich erkennen konnte.

»Hallo!« rief ich laut. »Ist jemand im Haus?«

Ohne Antwort zu finden, verhallte meine Stimme. Man hätte mein Rufen im letzten Zimmer hören müssen. Ich sah mich um, wir waren wirklich allein.

Merkwürdiger Geruch erfüllte den Korridor und legte sich beklemmend einem auf die Brust. Es gibt nichts, womit ich diesen fatalen Geruch vergleichen könnte. Ich fühlte, wie er mir in die Nase drang, ich schmeckte förmlich diese seltsame giftige Luft, sie drohte mir den Atem zu versetzen und brannte mir in der Lunge. Obgleich durch die giftigen Dämpfe der Schein unsrer elektrischen Lampen geschwächt wurde, sah ich diese Schwaden dennoch um mich herumhuschen, wie wenn unsichtbare Geister mutwillig Wölkchen her und hin bliesen. Diese Wölkchen wirbelten und kreisten an den Wänden des Korridors entlang und schienen gegen die Decke einen Ausgang zu ertasten. Ich suchte nach der Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung, aber die Dämpfe übten einen so unerträglichen Druck auf mein Gehirn, daß ich einige Stufen der Holztreppe wieder hinabwich, drunten die reinere Luft zu schöpfen. Sobald ich aus dem Bereich der gelben Dämpfe kam, leuchtete meine Taschenlampe besser, meine Lunge und mein Kopf schmerzten weniger. Einen Augenblick lehnte ich mich tief atmend an das Geländer der Treppe. Mein Fahrer stand unter mir mit weitgeöffneten, erschrockenen Augen, er hatte sich nur einige Stufen emporgetraut.

»Was mag das sein? Hier muß irgend etwas brennen,« fragte ich ihn.

Er zuckte die Achseln. »Nichts brennt hier,« flüsterte er, »dieser Dampf war schon vorhin da. Besser, wir gehen weg.«

In ungewöhnlichen Lagen ist man auch mit seinen Handlungen unberechenbar. So befreite ich meine Pistole aus dem Leder, ohne zu wissen, gegen wen ich sie verwenden konnte. Und doch bildete ich mir ein, daß die Waffe mir notwendig sein werde. Ich sah, daß mein Chauffeur gleichfalls den Revolver aus der Manteltasche zog. Dann lief ich noch einmal die Treppe empor, rannte an das nächste Fenster und stieß es auf. Der leichte Wind blies die Kälte und Reinheit der Nachtluft herein, die Dämpfe zerflatterten in ihr, wie ich erwartet, und mein Kopf wurde freier. Zu unsrer Rechten schien eine Tür nur angelehnt. Ohne etwas zu sagen, wies mein Chauffeur — er stand noch immer auf dem Treppenabsatz — lebhaft mit der Hand auf sie hin. — Kein Laut drang aus dem Zimmer. Ich zögerte einige Sekunden, dann riß ich die Tür vollends auf und — prallte im selben Augenblick zurück.

Mir gegenüber saß der französische Offizier mit dem langen Schnurrbart, der drunten am Brunnen gelegen, inmitten einer fremden Gesellschaft. Das hellste Mondlicht flutete durch die unverhüllten Fenster über sie hin. Zwei Männer und zwei Frauen waren um einen Tisch versammelt. Ein Greis mit einer dichten Mähne weißen Haares und mit dem bezeichnenden Knebelbart, wie ihn Napoleon III. getragen, kehrte mir die Seite zu. Neben ihm auf einem Sofa, der jüngere Mann in französischer Offiziersuniform, ich erkannte in ihm bestimmt den Toten aus dem Garten wieder. Er hatte den Arm um die Hüfte eines jungen Mädchens gelegt, das sich an seine Schulter schmiegte. Eine Dame in grauem Haar lehnte in einem bequemen Stuhl und wandte mir den Rücken, so daß ich ihr Gesicht nicht sehen konnte.

Meine Blicke hafteten eine Weile auf dem Antlitz des jungen Mädchens. Es mochte sechzehn oder siebzehn Jahre zählen, und man hätte es bildhübsch nennen kön-



nen, wäre das feingeschnittene Gesicht nicht so leichenfarben gewesen und hätten die offenen Augen nicht so unnatürlich starr zu dem Offizier emporgeschaut. Sie trug das Haar in zwei dicke blonde Zöpfe geflochten, die über ihren Nacken bis auf das Sofa herabfielen.

Stumm, ohne Regung saßen diese vier Menschen zur Seite eines Kamins, in dem noch Kohlen und Scheite glimmten, vor dem mit Gläsern, Tellern und Flaschen gedeckten Tisch.

Menschen? O nein, das waren keine Menschen wie wir und andre. Ihre Mienen waren furchtbar, sie zeigten alle dasselbe gleichsam versteinerte Lachen. Aber kein Ton kam über ihre Lippen. Dies lautlose Lachen, diese gespenstische Heiterkeit ihrer Züge waren abscheulich und verwandelten die kalkweißen Gesichter in verzerrte Masken.

Glauben Sie mir, ich mußte mich mit aller Kraft zusammennehmen, um nicht davonzulaufen, und da mir das Schweigen der Gesellschaft entsetzlich war, empfand ich plötzlich den Drang, laut meine eigne Stimme zu hören.

Unwillkürlich hob ich die Waffe und rief die Phantome an. Es war ein Versuch, festzustellen, ob diese Wesen da von Fleisch und Blut waren, oder ob ich am Ende nur, wie mein Fahrer behauptete, Geister vor mir hatte, vielleicht Erscheinungen, Spiegelbilder, die in Luft zergehen würden, wenn man sie anzupacken den Mut hätte. Niemand erwiderte meinen Gruß.

»Antwort! Stehen Sie auf! Reden Sie, oder ich schieße!« schrie ich noch einmal, obgleich ich im Grunde gar keine Gegenrede erwartete.

Die Gesellschaft gab auch diesmal keine Antwort auf meinen Zuruf. Da wich ich einen Schritt zurück von der Tür, noch immer die Waffe gegen die Tischrunde gerichtet.

»Kommen Sie fort von hier,« flüsterte ich meinem Begleiter zu.

Auch wenn die da drinnen nicht gewesen wären, der schwelende gelbe Dampf hätte es mir unmöglich gemacht, im Eingang des unheimlichen Raumes stehenzubleiben. Schon wollte ich mich umwenden und hinabeilen, da krachte ein Schuß neben mir, und sein Echo schallte aus allen Räumen des kleinen Hauses zurück. Mein Chauffeur hatte in der Aufregung seinen Revolver abgefeuert. Die Kugel zerschlug klirrend eine Flasche auf der Tafel, roter Wein spritzte umher, färbte das Tischtuch wie mit Blut und lief in roten Linien von der Stirn des jungen Mädchens über ihre Wange herab.

Immer unbewegt blieben diese stummen Gäste sitzen. Sie fuhren nicht auf, sie fielen nicht zu Boden, sie verwandelten sich auch nicht in Dunst und Rauch. Nur ihre Mundwinkel verzogen sich spöttisch. Ich meinte bestimmt, es zu sehen.

Da packte ich den Arm meines Fahrers, und halb betäubt von dem Dampf zog ich ihn auf den Flur zurück. Neben der Treppe hockte der befreite Affe auf dem Geländer. Er fletschte die Zähne gegen uns Eindringlinge, und seine zusammengekauerte Gestalt zeichnete sich scharf ab vom mondbeschienenen Rahmen des Fensters. Lautlos war er hinter uns her ins Haus geschlichen, statt, wie ich erwartet hatte, in den Wald zu flüchten. Ohne uns um das boshafte Gebaren des Tieres zu kümmern, stolperten wir die halbdunkle Treppe hinab, und diesmal hielt sich mein Chauffeur mir dicht an den Fersen. Auch mir war jede Lust vergangen, unter einem Dache, in der Nachbarschaft dieser gespenstischen Herrschaften eine Nacht zuzubringen. Ich hätte das Gefühl nicht überwinden können, gleichsam Seite an Seite mit dem leibhaftigen Tode sitzen zu müssen.

Hundertmal besser war es, unter freiem Himmel zu schlafen, wenn es auch geschehen mußte inmitten von tausend erschossenen Soldaten. Es waren doch Menschen gewesen wie ich. Sie hatten gekämpft, geschrien, hatten Schmerz gefühlt und waren gestorben, waren tot, konnten niemand mehr schrecken, indessen jene — — —

Als wir über den mondhellen Platz liefen, lag der französische Offizier wieder drunten regungslos am Wasserbecken, wie wir ihn vor wenigen Minuten verlassen hatten.

Es gibt Stunden im Menschenleben, in denen man bereit ist, an alles zu glauben, daran zum Beispiel, daß ein altes Weib in die Zukunft sehen kann, daß eine Mumie lebendig aus ihrem Holzsarg aufsteht, daß nachts sich die Pforten der Geisterwelt öffnen und Gespenster durchs Dunkel schwe-



ben, die Menschen zu schrecken. An das alles glaubt man.

Hinter dem Gartenhaus stieg eine Obstbaumanlage bergan, und dort, nur wenige Schritte weiter, bot ein offener, zum Teil mit trockenem Holz gefüllter Schuppen einigermaßen Schutz gegen den Wind. Einige Bündel Heu lagen am Boden, ich machte mir's auf ihnen bequem, so gut es ging, streckte mich im Schutz meines Mantels aus und nahm mir vor, an das grauenhafte Zimmer im Gartenhaus nicht zu denken, sondern den Versuch zu machen, einzuschlafen. Mein Fahrer konnte sich von den Eindrücken des Geschehenen nicht befreien, er lief noch eine Weile unruhig vor der Baracke auf und ab. Irgend etwas schien ihn stark zu beschäftigen. Vermutlich trieb ihn die Neugier, nach einer Erklärung für das Abenteuer zu suchen, doch ich war viel zu müde, ihm zu helfen oder mich um ihn zu kümmern. Ich ließ ihn gehen und war wirklich bald eingeschlafen.

So sonderbar das auch erscheinen mag, es war kein Wunder. Der Tag einer Schlacht mit seinen Schrecknissen und der übergroßen Anspannung aller seelischen und körperlichen Kräfte bringt das fertig. Man hat das Gefühl, daß er einen auspumpt, den letzten Tropfen Blut aus Herz und Hirn saugt. Soldaten lassen sich zwischen Haufen von Leichen in blutbetautes Gras fallen, sie nehmen sich nicht die Mühe, auf die Toten auch nur einen Blick zu werfen, und schlafen ein, obgleich noch immer Granaten über sie wegheulen. Reiter träumen im Sattel auf ihren Pferden. Artilleristen schlummern auf der Protze, während sie in eine neue Stellung rasseln. Und sie träumen ruhig von Heimat, von Sonne, vom Tanz mit einem Mädel, von lustigen Festen.

So schlief ich denn auch, den Kopf auf ein Reisigbündel gelegt, fest und traumlos. Ich wollte sie vergessen, diese Männer und Frauen aus dem Gartenhaus, und sie erschienen mir auch nicht. Sie waren ja tot und würden sich so wenig jemals wieder regen wie die Soldaten, die ich auf dem Herweg drüben hinter der Hecke hatte begraben sehen. Sie waren nicht mehr zu fürchten, auch nicht der Franzose, den ich erst drunten am Wasserbecken auf dem Rasenplatz und dann wieder droben am Kamin zu sehen gemeint hatte.

Mit einem Male rüttelte mich mein Chauffeur am Arm, daß ich erschrocken die Augen aufschlug. Der grelle Widerschein eines Feuers blitzte zu mir empor. Da sprang ich auf und stürzte vor den Schuppen.

Unter uns stand das Gartenhaus in Flammen. Mein Begleiter starrte in das hellerleuchtete Innere, und sein Gesicht verzerrte der gleiche Ausdruck von Entsetzen wie vor einer Stunde, als er seinen Revolver auf die gespenstische Gesellschaft abgedrückt hatte. Ich trat neben ihn und konnte ohne Mühe durch die Fenster sehen.

Drinnen saßen wie vordem um die gedeckte Tafel die Frauen und Männer, unter ihnen der Offizier mit dem langen Schnurrbart. Sie wurden ebenso vom Vollmond wie von den Flammen beleuchtet, die aus der Diele emporzuzüngeln schienen. Aber sie waren nicht mehr tot und reglos, sie bewegten sich. Deutlich sah ich, wie ihre Köpfe sich bald nach rechts, bald nach links drehten und neigten, wie ihre Gesichter sich wendeten, als suchten sie im ganzen Zimmer herum.

»Sie suchen uns,« raunte mein Fahrer. Und wirklich schienen sie mit einem Male alle durchs Fenster auf uns zu starren. Der Gedanke durchfuhr mich plötzlich, mich vor diesen Augen zu verstecken, ins Dunkel des Schuppens zurückzutreten, aber ich blieb stehen, unfähig, mich zu bewegen. Ich täuschte mich nicht. Ihre Arme reckten und bogen sich gegen das Fenster, ihre Finger streckten sich bald aus, bald krümmten sie sich in die rote Glut hinein, ihre Schultern bewegten sich, als wollten diese Wesen aufstehen und wären doch an die Sitze gefesselt. In ihren Zuckungen lag etwas von den krampfartigen Bewegungen frischer Äste, die man ins Feuer wirft.

Der Affe fegte zwischen ihnen umher, sprang über das Sofa, über die Stühle, warf in sinnlosem Rasen das Geschirr vom Tisch herab. Und die Flammen flackerten näher an die Toten heran. Fast hätte ich den Toten da zugerufen, sich zu retten.

Schon leckten und versengten feurige Zungen das Tischtuch, schon schwelte die Ecke des Sofas, Flämmchen tanzten an den Zöpfen des jungen Mädchens herauf. Jetzt zuckte ein gelber Feuerpfeil nach dem Knebelbart des alten Herrn, da sprang ihm der Affe auf die Schulter, als wollte er ihn



aufrütteln, er krallte sich in das Haar des Greises, und es geschah etwas Gräßliches. Der alte Mann, der Tote, erwachte wie aus einer schweren Betäubung. Er erhob sich plötzlich kerzengerade von seinem Stuhl, immer noch gegen uns starrend, und zugleich ertönte ein markerschütterndes Geheul, ein Geheul, das ich nie vergessen werde. Noch nie hatte ich solche Töne gehört. Sie waren unendlich viel gräßlicher als der Schrei von Verwundeten und Sterbenden, als das Mordgebrüll eines Nahkampfes. Sie hatten mit irgendwelchen Lauten aus menschlichen Kehlen nichts mehr gemein.

Dieser grauenhafte Schrei gellte über den Garten hinaus durch die Nacht und erstarb dann in einem schrillen Kreischen, das der Wind in den nahen Wald warf.

Gleich darauf, als habe dieser Schrei sie gesprengt, zerbarsten die Fensterscheiben des Zimmers, roter Glutqualm kochte und knatterte und wirbelte auf. Der alte Mann sank in sich selbst zusammen, als drücke ihn der Affe in die Glut nieder. Dann verhüllten graue Wolken das Innere. Wenig später krachten die Decken des Hauses herab. Ein Funkenregen stob aus den Öffnungen der Fenster, so daß wir schnell zurückweichen mußten, und bald ragte an Stelle des Gartenhauses nur noch eine qualmende Ruine, mit Glut gefüllt, in das Mondlicht. Weder von den Bewohnern noch von ihrem Affen war mehr die geringste Spur zu sehen. —

Wir verbrachten die Nacht in unserm Wagen, und ich war froh, als ich mit dem Grauen des Morgens davonfahren konnte, auch habe ich die verwüstete Stätte seitdem nicht mehr wiedergesehen.

Heute möchte es mir zuweilen fast scheinen, als sei das Erlebnis in jener Nacht nach unsrer Schlacht nur eine abscheuliche Einbildung, ein Machwerk überreizter Nerven gewesen. Seltsamerweise können wir beide uns zum Beispiel nicht besinnen, ob wir am andern Morgen den toten Offizier am Wasserbecken gesehen haben oder nicht.

Aber man vermag am Ende eine Erklärung zu finden — hat man doch im Laufe dieses Krieges öfter schon von der jäh tötenden Wirkung der giftigen Gase aus gewissen Granaten gehört.

Vielleicht war eine solche verirrte Granate unter den friedlich Beisammensitzenden in ein Zimmer des Erdgeschosses gedrungen, ich hatte ja dieses nicht durchsucht. Ihre Dünste waren durch die geborstene Decke gejagt worden und hatten die Gesellschaft mitten unter fröhlichem Gelächter im Nu getötet.

Aber der Doppelgänger am Brunnen? Was weiß ich? Gesehen hab' ich ihn.

Der Brand konnte allmählich entstanden sein, durch die Granate hervorgerufen, oder auch durch den wahnsinnig gewordenen Affen, der sich nicht geflüchtet, sondern unter Angstgekreisch seinen Herrn gesucht und eine glühende Kohle aus dem Kamin herausgeworfen hatte.

Vielleicht aber genügt diese Annahme nicht, und mein Chauffeur hat doch recht, der dabei bleibt, in jenem Gartenhause wirklich Gespenster erblickt zu haben. Oder haben wir beide geträumt?

Finale

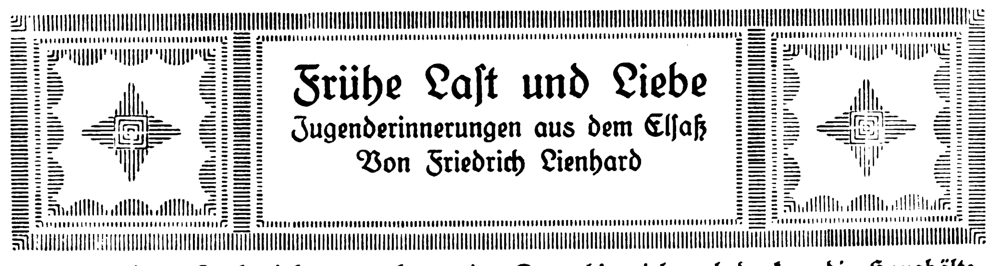
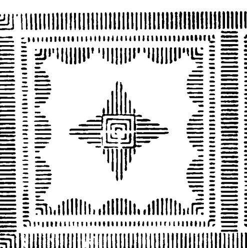
Und heute mit der Abendpost
Da sank das letzte Röslein Trost
Gebrochen nieder.
Ein heißer Brief zurückgesandt,
Und ein Vermerk von fremder Hand —
Er kehrt nicht wieder.

In blauen Schatten träumt der Raum.
Sie weinen still. Ein Schluchzen kaum
Durchsticht die Stille.
Denn er war heller, starker Schein;
Und seiner soll man würdig sein,
Das war sein Wille.

Wie sonderbar die Glocken gehn,
Als sängen sie vom Auferstehn
Geheime Lieder ...
An Märchen hat er nie geglaubt —
Hoch ragt ein stolzes blasses Haupt:
Er kehrt nicht wieder ...

Emil Hadina



Frühe Last und Liebe

Jugenderinnerungen aus dem Elsaß

Von Friedrich Lienhard

Aus meinen Knabenjahren tauchen mir Einzelheiten auf, die vielleicht weder wichtig noch besonders reizvoll scheinen. Aber doch erhielt meine erste Liebe durch die Besonderheit des Elsasses eine eigenartige Färbung.

Adelheid von Schorn spricht einmal in ihrem Erinnerungswerk »Zwei Menschenalter« vom innigen Verhältnis zu ihrer Mutter und äußert dabei ein schönes Erfahrungswort. »Eine glückliche Jugend wirft ihren Schein über das ganze Leben. Ich glaube, daß jeder Mensch sein vollgemessen Teil an Liebe braucht, wenn er mit unzerknicktem Herzen die Kämpfe und Schmerzen des Lebens bestehen soll. Wer kann wissen, wie viel oder wie wenig ihm die späteren Jahre davon noch bringen werden? Alle Liebe, mit der ein Kind überschüttet wird, ist eine Stärkung, eine Aufspeicherung dessen, was wir bedürfen, um nicht zu unglücklich zu werden. Der Vorrat von Liebe, den unser Herz einheimst, kann gar nicht groß genug sein.«

An dieser Liebe hat es mir durch den frühen Tod meiner Mutter in wichtigen Jugendjahren gefehlt. Ein Teil meines Wesens war überhaupt lange auf heißer Suche nach kongenialen Herzen, bis sich das im Laufe des Lebens nach und nach ausglich, indem ich selber fähig ward, Liebe und Güte zu geben, nicht nur zu verlangen. Liebe ist Lebenswärme, die man braucht wie das tägliche Brot. Und ich verstehe eine Äußerung des sterbenden Björnson, daß er noch gern ein Buch über die Liebe geschrieben hätte.

Ein vielbeschäftigter Vater kann die Herzenskräfte nicht leicht ersetzen, die durch eine gute Mutter in ein Kind einströmen. Auf ihm selber liegt ja nüchterne Last genug. Mein Vater hielt als Haushalter seine Finanzen, als Lehrer seine Schule, als Gemeindeschreiber seine »Mairie« gewissenhaft in Ordnung und saß am Sonntag vor der Orgel. Der Witwer war mit zwei Jungen und einem eben geborenen Mädchen allein. Da gab's viel zu bedenken; die Haushälterin, eine Lehrerswitwe, war eben nur eine bezahlte Angestellte.

Der Riß muß für meines Vaters Temperament nach Mutters Tod äußerst schmerzhaft gewesen sein. Oft hallte sein gleichmäßiger Schritt auf den Steinplatten im Garten des Schillersdörfer Schulhauses bis tief in die Sommernacht hinein; er schritt einsam rauchend zwischen den wohlgepflegten Beeten auf und ab und überdachte sein Tagewerk, während die Bauern schon lange in den Federn lagen. Ein Bauerndorf in der Sommernacht macht nach dem geräuschvollen Tagewerk einen totenstillen Eindruck; nur die Frösche quarren in den Wiesen, und irgendwo bellt ein Hund. Spät klang das bekannte kurze Pochen durch die nächtliche Stille: Vater klopfte an der Ecke des Hauses sein Pfeifchen aus und blies rasch und kräftig durch das Rohr. Die abendliche Betrachtung war zu Ende; er verschloß Garten, Keller, Hintertor und Haus und ging nun selber zur Ruhe.

Einen Grundzug seines Wesens erahne ich aus meiner eignen Natur, da ich ihm in manchem gleiche. Ein Teil seines Wesens war von glutvoller Leidenschaftlichkeit; mächtiger jedoch war sein philosophisch-religiöses Bedürfnis; er vermochte Innen- und Umwelt in Harmonie zu bringen, indem er ordnende Gesichtspunkte fand. So war er in seiner kleinen Welt ein innerlich rastlos tätiger Baumeister. Bewegliche Phantasie und leichtschwingendes Gemüt im Einklang mit festem Willen und schöpferischem Verstand waren jener Art von Plänemachen und Räsonieren nicht abgeneigt, die ja wohl überhaupt in der süddeutschen Natur liegt. Bei seiner kräftigen Geistesanlage wäre der Dorfschulmeister mit der klaren und hohen Stirn zu größeren Aufgaben berufen gewesen; aber er fühlte sich am Platze in seinem tatkräftig beherrschten Hausstaat und ländlichen Pflichtenbezirk. Er hatte zu viel Natursinn, zu viel Drang nach Geschlossenheit, als daß er nach



der zerstreuenden Stadt gestrebt hätte. Die übliche Geselligkeit und gar Skatbrüderschaft jeder Art waren ihm ein Greuel, wenn er auch in Gesellschaft unbefangen heiter sein konnte und für jeden im Vorübergehen einen aufmunternden oder frischen, schalkhaften Zuruf bereit hatte. Nach der Schule nahm er seinen Stock, pfiff dem Hund und marschierte in seiner raschen Gangart durch die Wiesen nach dem Hopfenfeld oder dem Weinberg, band und ordnete dies und das oder wanderte sinnend kreuz und quer durch Wald und Flur.

Dieser philosophische Zug verdrängte freilich nicht ganz seine meist geistbeherrschte, oft aber auch jähzornig durchbrechende Heftigkeit eines reizbaren Nervensystems. Und da ich selber nicht leicht zu behandeln war, so konnte es nicht ausbleiben, daß zornig-gelaunter Vater und querköpfiger Sohn manchmal unschön aneinandergerieten. Was uns aber nicht abhielt, bei passender Gelegenheit wieder eifrig miteinander zu philosophieren über Gott, Welt und einige andre Dinge.

Es muß ja drollig genug ausgesehen haben: der lange Junge, um einen Kopf größer als der kleine Vater, schritt zunächst auf dem straßenfernen Pfad des kleinen Gartens zwischen Haselbüschen und Stachelbeeren; Papa seinerseits, rauchend und das Samtkäppchen auf dem Haupt, am andern Ende; allmählich rückten sie einander näher und »diskutierten« schließlich — so lautete der Fachausdruck — einträchtig auf dem Mittelpfad. Es liegt Symbolik drin: so geschah es später auch im Leben; wir gingen lange umeinander herum, bis wir uns endlich zusammenfanden.

Ich war in den mittleren Klassen des Gymnasiums äußerst seßhaft. Meine Leistungen ließen an Gleichmaß zu wünschen übrig. Im dumpfen Wogen meiner Gefühle und Phantasien wechselten glänzende Leistungen mit ungenügenden ab; die ungenügenden behielten die Oberhand. So blieb ich denn zwei Jahre in Quarta und abermals zwei Jahre in Obertertia sitzen.

Die Schuld lag nicht allein an mir. Meine damaligen Lehrer, von edlen Ausnahmen abgesehen, behandelten den mimosenhaft leicht sich zuschließenden Jungen weder mit Liebe noch mit Verständnis. Von einem Geschichtslehrer weiß ich, daß er mich kaum einmal einer Frage würdigte; er hatte seine Vorliebe für einzelne Schüler und stand als Westfale unserm elsässischen Charakter recht fremd gegenüber; übrigens wußte er oft packend zu erzählen. Mir, dessen Lieblingsfach früh schon Geschichte war, warf er kurzweg eine ungenügende Note aufs Zeugnis; er kannte mich so gut wie gar nicht. Ein andrer wandte sich mitunter mit einem eigentümlich mitleidig-verächtlichen Lächeln an mich: »Weißt du's vielleicht zufällig, Lienhard?« Auf solchen Ton gab der Gefragte meist gar keine Antwort.

Endlich aber löste sich der Bann der Verkennung. Wir hatten im deutschen Unterricht als Klassenarbeit ein Märchen frei zu erfinden und auszuarbeiten. Der Lehrer, übrigens ein besonnener und gerechter Mann, trug uns den allgemeinen Grundriß vor: drei Söhne werden vom alten Vater auf Taten ausgeschickt, für die edelste Tat wird ein Lohn ausgesetzt. Die Taten und den Lohn aus uns heraus zu ersinnen, war uns überlassen. Ich wählte einen Goldring mit der Inschrift »Des Edlen Lohn«, erfand drei Taten und gab am Schluß etwas Eignes hinzu: indem ich den Jüngsten, der belohnt werden sollte, die Gabe ausschlagen ließ; denn aus Freude an der Tat, nicht um Lohn, habe er so gehandelt, wie er es eben für recht gehalten. Dieser Schluß verblüffte; mein Klassenaufsatz wurde nicht nur den Schülern, sondern auch der Lehrerkonferenz als ungewöhnliche Leistung vorgelesen. Und plötzlich betrachtete man mich mit andern Augen. Ich war nun Jahre hindurch dauernd der Erste. Ein Lehrer, der mir früher deutlich zu Gemüt geführt hatte: »Na, von dir weiß man ja: du bist dumm, faul und —« — das dritte hab' ich vergessen —, versicherte mich jetzt in Sekunda, als ich immer an erster Stelle saß: »Ich hab's noch immer gesagt, Sie sind ein begabter Schüler.«

Diese Erlebnisse waren nicht geeignet, meine Achtung vor Menschenurteil zu fördern. Doch von jetzt an bis zur leicht bewältigten Abiturientenprüfung blieb meine Schülerlaufbahn unangefochten und mühelos.

Schwer aber, wie gesagt, wurden mir die mittleren Klassen. Man bedenke, daß der Knabe jeden Werktagmorgen gegen sechs



Uhr aufstehen und bei Wind und Wetter, Schnee und Hitze mit dem Bücherranzen auf dem Rücken volle anderthalb Stunden von Schillersdorf nach Buchsweiler wandern und abends wieder den Heimweg zurücklegen mußte, oft noch mit irgendeinem Paket oder Säckchen beschwert! Fahrräder gab's noch nicht; Abkürzungen durch den Wiesenweg des Reiherwaldes waren nur bei gutem Wetter ratsam; man marschierte sehr oft über Uttweiler. Da war denn der immerhin zartgebaute, wenn auch gesunde Knabe abends oft unbeschreiblich müde. Und sollte sich dann noch bis in die Nacht hinein seinen Schulaufgaben widmen!

Bei heiterem Wetter bot dieser Marsch viel Kurzweil. Da wurde gesungen, solange die Kameraden von Uttweiler und Menchhofen mitmarschierten, im Wald oder an der Mother Indianer gespielt, Geschichten erzählt, Vogelnester und Erdbeeren gesucht, verspätete Äpfel von den Bäumen geholt — und dann im Galopp das Versäumte eingebracht, damit man nicht zu auffallend spät ins Haustor einrückte. Aber bei starkem Schneegestöber oder peitschendem Regen oder Glatteis — potztausend, das gab manchmal ein mühsames Stampfen oder Patschen! Oft schritt uns der besorgte Vater entgegen und holte seine Jungens ab.

Ich sage bereits »uns«, denn mein jüngerer Bruder Albert und ein begabter Bauernsohn, Freund Heinrich Peter, hatten sich inzwischen meinen Märschen nach der Bildungsstätte angeschlossen.

Ach, es ermüdete wahrlich ungemein, dieses ewige Hin und Her, diese reizlose Unterrichtsweise, die mehr Drill und Dressur als Lebenswärme war! Das ernst-schöne Lebensspiel, das man mit allen Poren um sich und in sich spürte, war hier in ein Schema eingeengt. Und mein Vater war in seinem Eifer oft an falscher Stelle heftig. Er hatte meine Klassenlehrer um schriftliche Mitteilung gebeten, sobald sein Sohn schlapp sei oder Strafe verdiene — und ich Unseliger mußte dann diesen verklagenden Brief meiner Lehrer selber nach Hause tragen und in Vaters Hände legen!

Ich entsinne mich eines solchen martervollen Abends. Der Knabe war damals Quartaner, also ein etwa zwölfjähriger Junge. Ich hatte mit der Ablieferung des peinlichen Zettels gewartet, bis alle andern außer Papa und mir zu Bett waren. Was ich verbrochen hatte, weiß ich nicht mehr; vielleicht verbotenerweise in der Klasse ein Buch geöffnet (»gespickt« nannten wir dies heimliche Ablesen) oder ein schlechtes Extemporale geschrieben oder irgendeine Unart begangen, wie sie bei andern reichlicher und geschickter im Schwange waren als bei mir. Mein Vater las, hielt mir eine trauervoll-zornige Rede und zündete dann die Kerze an: er ging in die Schule hinunter und holte die Knute, einen derben Riemen von einem halben Meter Länge, das abgerissene Ende eines Glockenstranges. Einst zauberte dieses Leder melodisches Geläut hervor, jetzt pflegte es im Schulbetrieb unmelodisches Geheul zutage zu locken. Man kann sich die Gefühle des wartenden Knaben ausmalen! Dann kam er herauf, prügelte den Sünder nach Kräften durch, so daß mein Wehgeschrei durch die Nacht scholl — und nun konnten auch wir zwei zu Bett gehen. Unser Tagewerk war vollbracht.

Nun, man hatte vortreffliche Nerven und überstand auch diese Äußerungen altspartanischer Zucht. Der Knabe wimmerte und schluchzte noch eine Weile unter der Bettdecke, wo der jüngere Bruder bereits lag und den Vorgang bebend mit angehört hatte. Dann schlief er fest — um frühmorgens um sechs Uhr von neuem wohlgemut in die Bildungsanstalt zu trotten mit dem unterschriebenen Briefchen im Schulranzen.

Ein andres Mal — auch dieser Zug will mit epischer Ruhe erzählt werden —, als ich in abendlicher Müdigkeit vor meiner Grammatik saß und mit dem Schlaf rang, fiel es meinem Vater ein, mir noch eine Musikstunde zu erteilen. Ich setzte mich ans Klavier, er neben mich; aber ich konnte und konnte nicht in Schwung und Takt kommen. Mein Vater war seinen Kindern kein geduldiger Lehrer. Es regnete Püffe, die mein müdes und zerstreutes Gehirn vollends verwirrten. Schließlich hagelten auf den ungeschickten Klavierspieler solche Nüsse herunter, daß sein Kopf unmusikalisch genug auf den Tasten herumtanzte. Dabei schwor mein Vater Stein und Bein, er werde an einen so dummen Tropf im Leben keinen Unterricht mehr wenden. Ich weinte mich in meiner Stube aus, freute mich aber innerlich über den väterlichen Schwur. Denn von jetzt an hatte ich tatsächlich vor ihm

Ruhe; jetzt hatte ich Spielraum. Ich wartete nun einfach immer ab, bis er ausgegangen war: dann setzt' ich mich allein an das mir sehr liebe Instrument und ließ meinem Lerndrang freien Lauf. Lange Zeit später, als Papa einmal unvermutet nach Hause kam und oben ganz geläufig Klavier spielen hörte, fragte er verwundert: »Haben wir Besuch? Wer spielt denn?« Es war kein Besuch, es war nur sein talentloser Sohn, der allein besser lernte als unter Vaters Fuchtel.

Noch erstaunter war der gute Gestrenge über einen Vorfall am Nachmittag seines Geburtstages. Es mag in meinem vierzehnten oder fünfzehnten Lebensjahr gewesen sein; der kleine Zug ist bezeichnend für die nüchterne Scheu, die ich in allen gemüthaften Regungen meinem Vater gegenüber empfand. Es war mir zu seinem Geburtstag ein längeres Gedicht in regelrechten Strophen gelungen, ich wagte jedoch nicht, ihm die Huldigung zu überreichen. Endlich schob ich ihm das Papier, da er bald ausgehen wollte, heimlich unter den Strohhut; dann blieb ich beobachtend in der Nähe. Er nahm den Hut, sah das Blatt, las es und rief mich heran.

»Wo hast du denn das Gedicht da abgeschrieben?«

Ich, trotzig-verlegen: »Das hab' ich nicht abgeschrieben, das hab' ich selber gemacht.«

»Du?! Red' mir doch kein so dumm Dings daher! Du so ein Gedicht machen?!«

»Aber 's ist wahr! Ich hab's selber gemacht!«

»Wirklich?«

»Ganz gewiß!«

Und mein sonst so zurückhaltender Vater war so erstaunt und gerührt, daß er mich umarmte und küßte: »Komm her! Dafür kriegst du einen Kuß!«

Ich erinnere mich keines zweiten Kusses dieser Art.

Wir hatten uns von Herzen lieb, mein Vater und ich, aber wir waren durch und durch unsentimental miteinander.

Damals begann durch meine eigne Schuld eine Unterernährung meines Körpers, die mir lange Jahre zu schaffen machte.

Das kam so.

Wir bekamen gewöhnlich beim Ausmarsch morgens ein Stück trocken Brot mit, das uns in der Zehn-Uhr-Pause kräftigen sollte. Allein dieser eckige Gegenstand in der Hosentasche oder zwischen den Büchern war lästig; ich aß das Brot meist schon unterwegs auf und hungerte dann eben bis zum Mittagessen. Später gab Vater jedem von uns einen Sou (vier Pfennige); wir sollten dafür einen Weck kaufen. Das taten denn auch die andern; kauend standen sie in der Pause beisammen; es war vorn in der Hauptstraße von Buchsweiler beim Bäcker Kaufmann, wo das Seitengäßchen zum alten Gymnasium einsetzt. Ich aber sparte meist mein Geld, bis ich dafür ein Buch kaufen konnte. Denn ich war ein leidenschaftlicher Leser, erst von Indianergeschichten, dann von Reisebeschreibungen und Heldentaten, endlich von Poesie. In meines Vaters kleiner, fast nur französischer Bibliothek fanden sich höchstens zwei deutsche Bücher, die für mich in Betracht kamen: Schillers Sämtliche Werke in einem Lexikonband und Goethes Werke in drei entsprechenden Bänden und kleinem Druck. Ich verschlang die »Räuber« und den »Götz«. Aber mit jenem ersten erhungerten Geld erstand ich mir ein gebundenes Reclambändchen: Matthissons Gedichte. Freund Heinrich hatte an jenem Nachmittag Arrest; ich erwartete ihn am Waldrand unter einem Birnbaum und schwang ihm mit einem Jauchzen, das er ebenso geheulartig erwiderte, schon von fern mein erstes selbstgekauftes Buch entgegen. Das feine schmale Bändchen war mir so kostbar, daß ich es gar nicht unmittelbar anzufassen wagte: ich riß zwei weiße Blätter aus einem Schulheft und bettete das Kleinod dazwischen.

Was mich an diesem Lyriker entzückte, war der sprachliche Wohllaut und der Silberduft einer feinen Schwermut über den etwas allgemein gehaltenen Naturbildern. Zu meinen frühgekauften Lieblingen gehörte übrigens neben Klopstock auch der herbe Dramatiker Heinrich von Kleist.

Solche Schätze und mein eignes Dichten, das damals bereits zu quellen begann, ich weiß nicht wie, wurden vor Papas pädagogischer Strenge sorglich verborgen.

So baute sich der Knabe, wie schon das Kind, weiterhin seine innere Burg, von Freund Heinrich mit schwungvoller Teilnahme, vom jüngeren Bruder Albert mit ratloser Verwunderung betrachtet.



Die Sonntage von damals hatten zwar noch die Glocken der Kindheit; aber doch veränderten sie ihre Klangfarbe und schienen nüchterner zu werden.

Ich hatte bereits, wenn auch ohne Pedal, einige Vorspiele und Choräle auf der Orgel gewagt, zunächst unter dem Schutz des nahen Vaters; sehr zaghaft freilich: denn die Orgel in der großen Kirche dröhnte gewaltig, und jede Unachtsamkeit konnte schauerliche Mißtöne ins Gotteshaus hinausschmettern. Nun, es ging. Und so wurde ich denn kurzweg zum Organisten gepreßt, sobald Vater einmal unwohl war und sich der zugigen, ungeheizten Kirche nicht anvertrauen wollte. Das war mir anfangs, der ich einsam vor meiner Orgel saß, nur benachbart dem stramm danebenstehenden Blasebalgtreter — dem einäugigen, stets nach Schnaps duftenden Nachtwächter des Dorfes —, ein höchst unbehagliches Gefühl. Wie der knabenhafte Organist bei den ersten Malen mit seinem Orgelschlüsselbund — bang und wichtig zugleich durch das Dorf schreitend — in die Kirche und auf die abgenutzte Bank gekommen, die Register gezogen, sein Vorspiel begonnen und dann den unheimlich gedehnten Bauerngesang begleitet haben mag, weiß ich nicht mehr; weiß aber, daß es jedesmal ein herzaufregendes Ereignis war.

Einmal geschah mir dabei eine bittere Beschämung.

Es war am Reformationsfest; Papa lag erkältet zu Bett und ließ sich durch keine Beschwörungen aus seiner Zipfelmütze herausflehen. »Du gehst und spielst! Abgemacht! En route!« Ich mußte Orgel spielen. Unglücklicherweise beherrschte der Anfänger aber noch nicht das Reformationslied »Ein' feste Burg ist unser Gott«, das doch einzig auf diesen Tag paßte. Ich gestand es dem Pfarrer, einem jungen Vikar, den man ohne Beleidigung gleichfalls noch Anfänger nennen durfte, denn er war als Redner oft noch übler von seinem Papier abhängig als ich von meinem Notenblatt. Wir einigten uns endlich auf das erbauliche Lied »Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gut«, das ich geübt hatte; aber er war ärgerlich, denn seine Predigt war mit Recht auf die »Feste Burg« abgestimmt und eingelernt. So sprach er denn auch zum Eingang seiner Festrede mit starker Stimme den ersten Vers des wuchtigen Lutherliedes und fuhr dann boshafterweise fort: »So schallt es heute in allen protestantischen Kirchen!« Ich schrumpfte natürlich auf meiner Orgelbank vor Scham zu einem Nichts zusammen; denn in unsrer protestantischen Kirche war nur das kümmerliche »Sei Lob und Ehr'« über die Tasten gekrochen, womit der andächtigen Gemeinde klar bewiesen war, daß an der Orgel ein Stümper saß, der nicht einmal das Lutherlied spielen konnte!

Mit dieser bemerkenswerten künstlerischen und schöngeistigen Entfaltung des jungen Gymnasiasten ging gelegentlich auch noch Landwirtschaft freundlich Hand in Hand. Wir besaßen ein Hopfenstück von einigen hundert Stangen und halfen beim Umlegen der Stangen sowie beim »Hopfenzupfen« wacker mit: zehn Pfennig errang man für den gefüllten Korb! Auch Wiesen hatten wir bei Schillersdorf und Obersulzbach. Eigenartige Heustimmung über dem heißen Lande! Die Sonne über der elsässischen Ebene kann im Sommer kräftig brennen und kocht an den Hügeln einen guten Wein. Wie willkommen waren Trank und Atzung nachher im Schatten! Da konnte man ganze Wasserfäßchen leeren. Auch die Weinlese zu Rothbach wurde mitgemacht, in hohen Stiefeln, an denen manchmal die lehmige Erde so wuchtig klebte, daß man kaum noch von Stock zu Stock stampfen und Trauben schneiden konnte. Wir hatten dort auch ein unvergeßliches Pfirsichbäumchen, das rosige Früchte gab. Oft hatte sich schon die kühle Oktobernacht über das Land gelegt, wenn man mit den vollen Fässern langsam nach Hause fuhr. Himmel, wie schmeckte nach solchem Freilufttag der Imbiß!

So wuchs man sehr allmählich aus der Scholle ins Geistige empor: aus der Fron in die Freiheit.

Man sieht, über all diesem Heranwachsen lag etwas Gehaltenes, ein Druck, der die Kräfte mehr nach innen zwang und einer überschäumenden Lebenslust keinen Vorschub leistete. Wild tobten wir uns zwar in Spielen aus; da hatte man an Sonntagabenden oft Heimweh und Herzklopfen, so berauscht war man noch vom vertobten Tag. Aber im ganzen lag uns doch eine feste Faust im Nacken.



So waren denn auch die ersten Regungen und Reizungen der Liebe kein keckes, offenes Tändeln mit Tanz und Geselligkeit, sondern auch hier etwas Geducktes: mehr Innenwelt als Äußerung. Um diese Zeit erwachen ja die feinsten Lebensorgane. Jeder von uns geht da an Abgründen vorüber, in deren brodelnden Dunst wir mit süßem Grauen hinunterstarren oder hinüberblinzeln. Mit Hamlet mag man da wohl sagen: Ich selbst bin leiblich tugendhaft — muß aber auch sofort hinzufügen, daß man sich jedes Verbrechens für fähig halten könnte, gerade in der Dämonie der Geschlechtsbeziehungen.

Wie weit das Dämmergebiet der Geschlechtsgeheimnisse dem werdenden Jüngling mitzuteilen sei, darüber haben sich die Erzieher oft den Kopf zerbrochen. Gesundes Empfinden läßt diese Dinge im Untergrunde, erwähnt sie gelegentlich mit Ernst und Ehrfurcht, hütet sich aber vor Zynismus und Witzelei. So wenigstens scheint es mir der deutschen Natur zu entsprechen. Und wo der deutsche Witz dennoch einmal anfaßt, packt er derb zu, nicht lüstern, nicht geistreichelnde oder verbuhlte Werke auf den Geschlechtsreiz aufbauend wie der romanische Geist. Eine Summe von Leid, Schmach und Entartung ist zumal heute an dieser Stätte abgelagert, wo doch eigentlich ein Tempel und heiliger Hain sein müßte. Hier bekämpfen sich Gottheiten und Dämonen: seelische Liebe und tierische Triebe. Es kommt darauf an, daß das Göttliche den Sieg behält.

Da ist denn für den gesund empfindenden jungen Menschen das Erlebnis erster Liebe ein mächtiger, ja entscheidender Ansporn. Keine größere Wohltat kann zu irgendeiner Zeit des Lebens dem Erdenwandrer widerfahren als wahre Freundschaft und echte Liebe.

Es lohnt natürlich nicht, von dieser oder jener frühen Verliebtheit oder lüsternen Neugierde gegenüber einzelnen Gespielinnen zu sprechen. Als Knabe ist man im allgemeinen stolz und von der Minderwertigkeit des weiblichen Menschen überzeugt. Wer sich zuviel mit Mädchen herumtrieb, wurde verächtlich ein »Maibeschmecker« genannt. Aber nach und nach fing man doch an, sich mit diesem Zauber und Rätsel zu beschäftigen. Und schon in den ersten Gymnasialjahren war ich bis über die Ohren in eine anmutige Töchterschülerin verliebt, eine Juliette, die später irgendeinen französischen Kapitän in Algier geheiratet hat. Diese Liebe war ganz Erröten, Schüchternheit, allerstrengstes Geheimnis, höchstens meinem Busenfreund Heinrich unter schwersten Siegeln anvertraut. Ich wagte kaum mit der Angebeteten zu sprechen, wenn sie einmal in Onkels Haus kam, wo wir zu Mittag aßen. Alles an und in mir war staunende Verehrung dieser graziös, leicht und lieb mit ihren zwei langen Zöpfen dahintänzelnden, französisch gestimmten und fast nur Französisch redenden Städterin.

Aber dies war nur erst die Rosalinde des schüchternen jungen Romeo. Julia war noch nicht erschienen. Doch schon bereitete sich die neue Lebensbeziehung vor, die dieses Mädchen aus der Fremde in meine Nähe bringen sollte.

Mein Vater war im besten Mannesalter, als ihm die geliebte Gattin durch den Tod entrissen ward. Die Zeit milderte den Schmerz des spannkräftigen Witwers; die kostspielige Haushälterin wirtschaftete, so gut es eben ging, und ersetzte eine Mutter nicht. Und so kam es, wie es eben immer in solchen Fällen geht, wenn drei Kinder versorgt und erzogen werden sollen. Er sah sich nach einer neuen Gefährtin um. Eine Gefühlsepoche war zu Ende; eine neue Aufgabe stand vor dem Tor und wollte kühn und fest erledigt werden.

Seine Wahl fiel auf die hochgewachsene, rotblonde, als sehr tüchtig und sehr gutartig mit Recht gerühmte Tochter eines nicht unvermögenden Landwirts am vorderen Rande Lothringens, hart hinter den Vogesen, im sogenannten »Krummen Elsaß«.

Unser Eckchen zwischen Bastberg und Vogesen ist ja nun zwar ein Paradies, gesegnet mit Fruchtbarkeit und landschaftlicher Anmut; hier aber öffnete sich uns die Welt jenseits der blauen Berge. Meine Mutter war tot; aber erste Liebe besuchte mich nun vom Gebirge her. Denn das unbefangene Kind, das ich durch die neue Lebensbeziehung kennenlernte, war eine Verwandte meiner zweiten Mutter.

Die »Waldfrau«, wie ich sie später nannte, war in jener Zeit ein schlankes, gut gebautes Mädchen, einige Jahre jünger als ich, mit einem bewundernswert langen Zopf



von der Farbe der jungen Kastanie. Sie war ganz und gar keine Zwitschernatur mit leicht erklingendem Mädchenlachen, sondern eher herb als eigentlich hübsch, eine geduldige, wahrhaftige Natur, oft auch schwer, verschlossen und schweigsam. Ein Hauptreiz an ihrer Erscheinung mochte wohl der Umstand sein, daß sie sich ihrer Weibheit ganz und gar unbewußt war, ganz und gar ohne Ziererei, Koketterie oder dergleichen Getue — und dabei doch Weib von einer eigenartig scheuen, hindämmernden Jungfräulichkeit.

Sie schloß sich, ebenso wie ihre Brüder, uns Knaben in herzlicher Unbefangenheit als Spielgenossin an, wenn wir zu den Eltern unsrer zweiten Mutter in die Ferien kamen.

Um unser Hochlandsdorf war dort eine Landschaft ausgebreitet, die besonders zur Zeit der Kirschenblüte von überwältigendem Zauber war. Man sah das Dorf nicht mehr vor Blüten. Hier war eine ganz andre Stimmung als in den schweren elsässischen Bauerndörfern; hier wohnte ein andrer Volksstamm, nach Sprache und Brauch von unsrer Ebene abweichend, von leichterem fränkischem Geblüt. Pfalzburg war nahe; man sah Dagsburg und die Doppelhügel des Donon; der Grenzhof zwischen Elsaß und Lothringen schimmerte abends mit seinem vereinzelten Licht herüber in unser Haus unter dem alten Nußbaum. Oft fuhren wir mit Großvaters Pferd und Kalesche in die Umgegend oder auf den Kleeacker; wir sammelten, rechts und links am Henkel den Korb tragend, herabgefallenes Obst; wir suchten im nahen Bergwald, nach Schönburg zu, Erdbeeren und Himbeeren. Unsre Gespielin besorgte beim Dorfkrämer in der ihr eigentümlichen läßlichen Gangart Großmutters Einkäufe; und am Sonntag saßen und sangen wir in der kleinen Dorfkirche, deren feine Glockenschläge durch Blütenwald oder Herbstwind herüberklangen in unser letztes Haus.

Es war um unsre neue Freundin etwas eigenartig Gelassenes, Gleichmütiges, als ob sie gar nicht gespannt wäre auf die Wunder des Lebens, als ob sie ahnte, daß ihre Lebensaufgabe viel Entsagung und Einsamkeit mit sich bringen würde. Ihre Eltern waren Elsässer; aber der sehr französisch gestimmte Vater, in der Dietrichschen Fabrik zu Reichshofen Beamter, ertrug nur unwillig die deutsche Herrschaft: so wanderten sie, wie so viele andre, nach Frankreich aus. Und mir war es nun beschieden, im eignen Herzen die Spaltung der elsässischen Seele zu erleben.

Frankreich! Ein neues Land trat damit in unsre Vorstellung, ein Land, das seinen mächtigen Schatten noch immer über das Elsaß warf.

Aus Frankreich kam die Gespielin mit ihren Brüdern in das Hochlandsdorf zu unsern gemeinsamen Großeltern; wir unserseits, mein Bruder und ich, stiegen aus dem deutschen Elsaß herauf. Wir verlebten miteinander köstliche Tage und kamen uns trotz natürlicher Zuneigung doch nur langsam näher. Sie war mir ein unerlöstes Aschenbrödel. Nach dem Abschied, wenn sie dort nach Rieding und Saarburg in die französischen Sonnenuntergänge davongefahren war, blieb mir lange, lange ein Heimweh zurück nach diesem unauffälligen, gleichsam auf Entzauberung wartenden Mädchen aus der Fremde, das aus den etwas scheuen rötlichbraunen Augen eines Waldrehes oder einer Waldfrau in die Welt der Menschen schaute.

Es gibt zauberhafte Jugenderlebnisse, die ein ganzes Leben hindurch bereichernd in unserm Organismus bleiben; zu den Glocken der Rothbacher Ecke und den Knabenspielen von Schillersdorf gesellten sich hier die Ferientage von Büst.

Das zurückgebliebene kränkelnde Kind unsrer verstorbenen Mutter trug deren Namen Elisabeth und wurde nur zwei Jahre alt. Ich hab's oft auf den Armen getragen oder im Kinderwagen gefahren; das Seelchen hatte nicht Lebenskraft genug, sich auf diesem Planeten zu behaupten. Dafür kam Ersatz: gleich das erste Kind der zweiten Mutter war ein Mädchen, das den Namen Emilie Elisabeth erhielt. Diese Schwester ging den noch nachfolgenden fünf Brüdern voraus, in der weisen und gütigen Ahnung, daß sie uns allen von unersetzlicher Wichtigkeit werden würde, wie etwa die Schwester im Märchen den sieben Brüdern ein Segen ist: arbeitsam wie ihre Mutter, von klarem Verstand und von fürsorglicher Güte; dabei sachlich, einfach und unweichlich, wie es in unsrer Familie Brauch war.

Für mich freilich, den Ältesten, brachten jene Jahre eine Hauptlast: die Mitverant-



wortung für die kleinen Stiefgeschwister. Die neue Mutter war gegen Unarten zu nachgiebig; da sprang ich oft mit Zornmut dazwischen und ergänzte ihre Erziehung. Der Haushalt lag ganz auf ihren kräftigen Schultern; sie hatte keine Magd. Da mußte man denn in der Wartung der Kinder mithelfen. Schwere Jahre!

In mir aber waren, durch die Berührung mit dem Mädchen aus Frankreich und die gleichzeitig erweiterte Welt, Kräfte des Gemüts und der Phantasie gesteigert worden, die nun wirksam dem Druck in Haus und Schule entgegenarbeiten konnten. Liebe sucht Einsamkeit und Träumerei. Ich trieb mich, so oft ich entwischen konnte, im Sommerwald herum, in einer unsagbar holden Verzauberung dem leisen Waldwind lauschend, der aus gleichsam überirdischen Fernen kam. Ich verfolgte, abseits vom Pfade, den Lauf eines Wiesen- und Waldwassers und malte mir aus, daß ich an einem Präriefluß im wilden Texas entlangschritt. Wir belegten manche Landstriche mit phantastisch wohlklingenden Namen. Ich erzählte meinen Kameraden erfundene Geschichten mit endlosen Fortsetzungen; ich verfaßte Dramen und hatte noch kein Theater gesehen: wobei der Verfasser bekennt, daß ein Trauerspiel »Konradin« mit etwa fünf Seiten rasch und knapp erledigt war. Wir führten meine bemerkenswert kurzen Dramen selber auf: die Tür zum Hauptzimmer, worin ein paar Zuschauer saßen — Eltern und Bekannte —, bildete den Vorhang; mit Zweigen war leicht ein Wald hergestellt. Und mordsmäßig ärgerte ich mich einst, als bei einem tödlichen Schuß, den ich im Spiel abzugeben hatte, ein Pulverkanönchen im Hintergrund nicht loskrachte. Mein Gewehr bestand nämlich nur aus einem abgebrochenen Harkenstiel; aber Vetter Michel aus Menchhofen, der auch mit ins Gymnasium ging, sollte »hinter der Bühne«, sobald mein Wort erscholl: »Stirb, Verruchter!«, besagtes Böllerchen losbrennen. Wir versprachen uns einen Knalleffekt. Allein — die Streichhölzer versagten! Michel strich und strich an seinem Hosenboden, aber es war seiner Sitzfläche kein Feuer zu entlocken. Und ich stand und stand, mein unschuldiges Gewehr an der Backe, und wiederholte vergeblich: »Ha, Schurke, stirb!« Was tun? »Bum« rufen? Zu lächerlich! Ich schmetterte also wütend die Tür zu und fiel über den ingrimmig, aber erfolglos streichenden Michel her.

Ich habe mit dem Theater nie viel Glück gehabt.

Ein andres Drama, »Walladin«, schritt in Blankversen einher, nur ein Einakter, aber von würdiger Länge; es sollte mit Hilfe einiger Schulkameraden im großen Hause unsers Klassengenossen Petri zu Buchsweiler die Ehre der Aufführung erleben. Alle waren Feuer und Flamme, beklebten auch bereits emsig mit Silberpapier Harnische und Helme aus Pappdeckel. Aber die Lehrer kamen dahinter und verscheuchten Freund Mimus, indem sie das Spiel einfach verboten. Wir waren um eine Freude geprellt und bekamen keinen Ersatz für unsern Spieltrieb. Einmal machten wir sogar eine dichterische Zeitschrift, wobei ich Bilder und Inhalt meist selber malte und schrieb. Auch dies wurde von unsern Lehrern entdeckt und zerstört.

(Schluß folgt.)

Spätsommerabend

Feierndes Abendschweigen
Fällt auf die Tageshast.
Fruchtschwere Stauden neigen
Sich unter reifender Last.

Silbern verklingende Glocken
Mildern die Einsamkeit,
Zartblaue Berge locken
Mich in die Ferne weit.

Und meine Wünsche wehen
Über das stille Land,
Wehen, verwehen, vergehen,
Weil sie der tiefe Friede nicht verstand.

Robert Hohlbaum



Franz Hoffmann-Fallersleben: Stilles Heim

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1915



Das untere Schloß in der Eremitage mit den Wasserkünsten des oberen Beckens

Die Fahrt ins vorige Jahrhundert

Von Fritz Michaelis

ies ist die Geschichte von Amaranth und Phyllis, zwei merkwürdigen jungen Leuten unsrer Tage, die ins vorige Jahrhundert fuhren. Denn es war vor dem Kriege, und die Menschen waren noch leichtsinnig. War's Wunder, wenn da Amaranth Sehnsucht nach dem vorigen Jahrhundert bekam? Sagten doch seine Freunde von ihm, daß er um ein Säkulum zu spät geboren sei. Ihm war das 18. Jahrhundert die Zeit der Zeiten. Es gibt noch einige Stellen auf Erden, an denen der Geist der verstorbenen Zeit wie ein halbwacher Nachtwandler umgeht, und gewissen Sonntagskindern offenbart er sich dort lebendig und frisch. Die Kapitale des 18. Jahrhunderts ist freilich der Park von Versailles und seine Nachbarschaft, aber so weit trug Amaranths schmächtige Börse nicht, und er hätte seinem Wunsche, das 18. Jahrhundert zu besuchen, entsagen müssen, hätten ihm seine Freunde nicht gesagt, daß auch in geringerer Ferne Stätten zu finden seien, an denen Dornröschen Rokoko schläft und auf den Prinzen wartet, der es für Augenblicke erwecken kann. Amaranth horchte auf bei dieser Nachricht, und wie einen Liebestrank kosteten seine Lippen die Namen Eremitage, Fantaisie, Sanspareil. Dorthin sollte es gehen, Amaranth der Rokokophile hatte ein Ziel für seine Reise, das Schlössertrio in Oberfranken, nahe der Wagnerstadt Baireuth.

Schwierigkeiten, große Schwierigkeiten machte Amaranth die Frage der Begleitung, denn es stand bei ihm fest, daß er nicht anders als in Damengesellschaft zum vorigen Jahrhundert kommen dürfe. Vielleicht hätte er doch allein reisen müssen, wenn nicht Phyllis, ein sehr westliches Fräulein Groß-Berlins, sich hätte erweichen lassen. Es muß jedoch bemerkt werden, daß nicht ihre ehrbaren, jeglicher Romantik abholden Eltern sie auf diesen Namen getauft hatten, sondern es war Amaranth, eigentlich ein Doktor der brotlosen Kunst, der seine Gefährtin also benamset hatte nach der Tochter des Königs Krekops aus der hellenischen Mythe, sich selbst aber nannte er nicht Demophon nach dem kläglichen mythologischen Liebhaber der antiken Phyllis, sondern eben Amaranth mußte ihn seine Freundin nennen, den »Unverwelklichen«. Auch Phyllis wäre lieber mit Amaranth nach Gastein oder Ostende gefahren, und es bedurfte

mancher Versprechungen, um sie seinen Wünschen gefügig zu machen. Nach vielem Wenn und Aber saßen sie endlich im Berlin-Münchner D-Zuge und fuhren nach Baireuth. Als Phyllis ihm dergestalt nicht mehr entwischen konnte, wurde Amaranth übermütig und vertraute ihr an, daß die Reise nicht ins vorige, sondern streng genommen sogar ins vorvorige Jahrhundert gehe. Phyllis' Augen suchten die Notbremse! Um sie zu trösten, lenkte Amaranth ihre Aufmerksamkeit auf die Gegend, die draußen nahrhaft und agrikol vorbeiflog, er erklärte ihr mancherlei, wovon er bisher selbst nicht gewußt hatte, daß er es wußte, den Unterschied zwischen Sommer- und Wintersaat, woran man Roggen, Weizen und Gerste unterscheide, welches Feld mit der Hand, welches mit der Maschine gesät sei und dergleichen mehr. Phyllis hörte lernbegierig zu, und um ihr Interesse zu beweisen, zeigte sie mit dem Finger zum Fenster hinaus: »Und das, nicht wahr, ist Klee?« Es waren aber Runkelrüben.

Als endlich Amaranths Kenntnisse und ihre Wißbegierde erlahmte, griffen sie (hinter Leipzig) zu den Büchern aus Amaranths Reisetasche. Er hatte nur Werke mitgenommen, die zum vorigen Jahrhundert und zu Baireuth paßten. Nach zehn Minuten sahen beide auf, und sie gähnte über den Memoiren der Markgräfin Wilhelmine, er über dem »Titan« des Jean Paul. Daraus folgerten sie, daß wohl das Buch des andern interessanter sein müsse, und tauschten die Bände. Nach weiteren zehn Minuten war die Situation ganz anders; nun gähnte sie über dem »Titan« und er hinter den »Memoiren« der Markgräfin. Immerhin nahm ihre Fahrt früher ein Ende als die Reise der Lieblingsschwester des Alten Fritz, die Anno 1732 am 11. Januar von Berlin abfuhr, schon am 22. Januar in Baireuth ankam und inzwischen nur einmal umgeworfen und von ihren Koffern begraben worden war.



Markgräfin Wilhelmine von Baireuth
Aus dem Hohenzollern-Jahrbuch von 1902

Ohne sich in der Stadt umzusehen, fuhren die Reisenden zur Eremitage hinaus. Sie wählten den »Königsweg«, den Markgraf Friedrich anlegen ließ, als er 1740 seinen Schwager, den damals noch recht jungen Alten Fritz, zu Besuch erwartete. Einmal wollte Phyllis durchaus halten lassen, nicht wegen Wahnfried, das lin-

kerhand am Wege lag — sie ließen es links liegen —, sondern eines Schildes halber, das an einem Haus verkündete, dort wohne Friedrich Bärmann, der Zeremonienmeister. Man könne doch nicht gut, meinte sie, ohne einen Zeremonienmeister zur Markgräfin kommen. Aber Amaranth hielt dem entgegen, daß es der Gipfel aller Uneleganz wäre, mit einem gemieteten Zeremonienmeister ins 18. Jahrhundert zu fahren. Es wäre besser, alle Prätensionen fahren zu lassen und schlichtweg als jugendliche Reisende von Distinktion aufzutreten. So ließ sie es denn seufzend bleiben, aber sie widersetzte sich energisch, als Amaranth vor der Stadt halten lassen wollte, nur um ein niedliches Häuschen mit kurvigem Dach, das aus einem Zwiebelgarten hervorlugte, zu kaufen. So unterließ er denn auch das. Aber da, wo der Weg den scharfen Knick macht, bei der klassischen Kneipe der Rollwenzelei, waren beide einig, daß gehalten werden müsse, um Kaffee zu trinken und dem Andenken Jean Pauls zu huldigen.



Markgraf Friedrich von Baireuth
Aus dem Hohenzollern-Jahrbuch von 1902

Der Kaffee erhielt den Vortritt. Mit Entzücken bemerkte Phyllis, die schon ganz in der Luft des vorigen Jahrhunderts atmete, wie man hier den braunen Trank nicht in traditionslosen Tassen, sondern in prächtigen henkellosen Vasen schänkte, und sie zitterte bei dem Gedanken, die dicke Kellnerin — die Dicke gehört seit der seligen Rollwenzelin, die Meister Jean Paul betreute, zum Beruf — könnte ihr, der Landfremden, die Vase vorenthalten. Doch ihre Befürchtungen waren überflüssig; auch sie erhielten ihren Kaffee in Vasen. Amaranth verstieg sich sogar dazu, von Urnen zu reden, aber Phyllis verbat sich diese krematorienhafte Bezeichnung. In der Folge erwies es sich zwar als schwierig, aus den ungehenkelten Vasen zu trinken, denn der Kaffee war heiß und das Porzellan gar dünn. Aber es gelang schließlich doch, und nachher stieg man hinauf in das kahle Stübchen im Giebel, in dem Jean Paul gearbeitet hat an dem bretternen Tische, mit dem Blick ins kühlgrüne oberfränkische Land. Während Amaranth im Fremdenbuche auf berühmte Namen Jagd machte, entzückte sich Phyllis an dem Schwalbennest über der Tür mit den ängstlich schilpsenden Schreihälsen darin. Sag' deine Meinung, o Leser, wer von ihnen das bessere Teil erwählte!

Von hier war es nicht mehr weit zur

Eremitage. Markgräfin Wilhelmine, Friedrichs des Großen Schwester, ist zwar nicht die Gründerin des kleinen Bezirks, aber es ist vornehmlich ihr Geist, den der Reisende in diesem Park zu vernehmen glaubt. Schon 1715 begannen Baireuther Markgrafen, die gleich dem leuchtenden Vorbilde in Versailles ein Refugium nicht entbehren zu können glaubten, hier zu bauen und ließen, wie auch von ihrem Vorbilde die Fama behauptete, alle Baurechnungen sorgfältig verbrennen. Aber erst mit Wilhelmine wird die Eremitage zum Schmuckkästchen des Rokoko. »Ich habe zu sagen



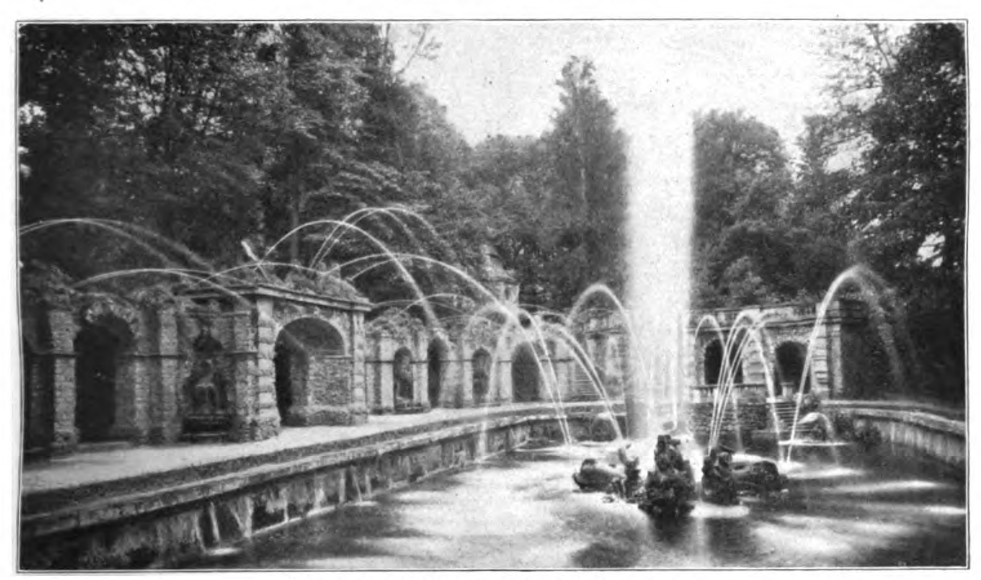
Konzert bei der Markgräfin Wilhelmine

Die Markgräfin sitzt am Flügel; der Flötenbläser ist Markgraf Friedrich — Nach einer Tischplatte aus dem Hohenzollern-Museum

vergessen,« schreibt sie in ihren Memoiren, »daß man am 3. Juli (1736) meinen Geburtstag gefeiert hatte; der Markgraf hatte mir ein prächtiges Geschenk an Juwelen gegeben, eine Vermehrung meines Einkommens und die Eremitage.«

Schwerlich konnte ein verliebter Mann der angebeteten Frau etwas Hübscheres schenken. Auch dies ist ein Zug des 18. Jahrhunderts, daß keine Fürstenliebe sich da ihre Stätte suchte, wo schon vor ihr eine Liebe geherrscht hatte. Jedes neue Königsliebchen forderte eine neue Stätte seiner Heimlichkeiten. Wenn die Könige liebten, bekamen die Bauherren zu tun. Versailles wäre nicht, hätte der Sonnenkönig nicht eines Gehäuses bedurft für seine Liebe zur Lavallière; als er in den Banden der Maintenon lag, errichtete man Groß-Trianon; Klein-Trianon hörte die Liebesschwüre Ludwigs XV., des Liebhabers der Dubarry, für die er auch den Kosewinkel von Luciennes errichtete, und in Deutschland verbarg noch Karl Eugen von Württemberg, der spätere unrühmliche Schwiegersohn der Markgräfin Wilhelmine, seine Liebe zur Hohenheim in der lauschigen Zweisamkeit der Solitude. Die Baireuther Eremitage aber, wie geschaffen für ein illegitimes Glück, war der Wohnsitz einer im Anfang wenigstens glücklichen jungen Frau. Schreibt sie doch, als eine Reise des Gatten sie zur Strohwitwe machte, betrübt in ihr Tagebuch: »Kann man vergnügt sein in der Abwesenheit dessen, den man liebt? Wirklich empfand ich kein wahres Vergnügen, als wenn ich bei ihm war und trachtete mehr mich zu zerstreuen als Freude zu finden.«

Desto größer ist ihre Freude, als er wieder zurückkehrt, und nachdem ihr Geburtstag nachträglich von ihm »durch ein allerliebstes Fest« mit Lampions und Schäferspielen gefeiert worden, geht es hinaus zur



Das untere Brunnenbecken der Eremitage

Eremitage, die sie bei dieser Gelegenheit beschreibt. »Sie liegt auf einem Berge, zu dem man auf einer Einfahrt, die der Markgraf hat machen lassen, gelangt. Beim Eintritt in die Eremitage erblickt man den Berg Parnassus, ein Gewölbe, von vier Säulen gestützt, über welchem Apollo mit den neun Musen sitzt. Dieses Gewölbe ist so kunstreich gemacht, daß man es für eine natürliche Höhle hält. An der einen Seite ist ein Laubgang, der zu einem andern künstlichen Felsen führt, in dem sich wieder unter Bäumen verborgen sechs Springbrunnen befinden. Unter diesem Felsen ist eine kleine Tür, durch die man in einen unterirdischen Gang kommt, der in eine Grotte führt, die mit sehr schönen und seltenen Muscheln geziert ist und ihr Licht von einer oben angebrachten Kuppel erhält; in der Mitte ist ein großer Springbrunnen, und rund umher sind Wasserfälle angebracht. Aus dem Boden, der ganz von Marmor ist, springt auch Wasser, so daß es sehr leicht ist, sich hier aufhaltende Personen unversehens zu durchnässen. Beim Ausgang aus der Grotte kommt man in einen kleinen Hof, der ganz von künstlichen Felsen, mit Bäumen und Hecken vermischt, umgeben ist; ein großer, in der Mitte befindlicher Springbrunnen hält ihn beständig kühl.«



Die Grotte in der Eremitage

Wilhelminens Stil nähert sich hier bedenklich dem des gewissenhaften Autors eines rosa gebundenen Heftchens über »Eremitage sonst und jetzt«, welches Amaranth und Phyllis beim Gärtner hoffnungsvoll erstanden hatten und das hübsch systematisch nacheinander die Wege, die Gebäude, die Bäume und die Wasserkünste aufzählt und sogar »beschreibt«. »Als ob die Eremitage unter den Hammer kommen



Der Ordenssaal im oberen Schloß der Eremitage

sollte,« meinte Phyllis. »Wär's nur so,« seufzte Amaranth, »dann könnte man sie kaufen.«

Das macht, sie waren tiefer in den Garten gedrungen und standen vor dem Halbrund des unteren Schlosses und stiegen zu dem vorgelagerten Bassin. Es sind nicht die Kaskaden von Saint-Cloud, nicht der steile Strahl von Sanssouci, es ist überhaupt nichts für Leute, die gern vergleichen, aber reizend und voller Rocaillerie ist es doch.

Im weiten Rund des Beckens rekelt sich faul und ungeschlacht der ganze wässerige Olymp, ein reines Findelhaus für Neptuns zwitterhafte Söhne mit einem Gefolge sandsteinerner Meerungeheuer, alle stumm und schlafend im niedrigen Wasser. Aber Amaranth fand den alten Zauberer, der nur einen Hahn umdrehte und Leben in die schläfrige Gesellschaft brachte. Die Ungeheuer bliesen die Pausbacken auf, die Tritonen schwellten den steinernen Brustkorb, daß er zu springen wähnte, dann ein Augenblick der Erwartung, und stolz jagten die Neptunskinder den glitzernden Strahl in die Juliluft. Das weckte den Ehrgeiz der Kleineren, und sie ruhten nicht eher, als bis auch sie einen dünnen Wasserbogen herausgepreßt hatten. Die Wasser stiegen in die Höhe, fielen ins Becken, kreuzten, verflochten sich zu blinkenden Maschen. Die hauchfeine Feuchtigkeit streifte Amaranth und Phyllis, die einzigen Zeugen, wie der Atem des lebendiggewordenen toten Jahrhunderts. Die Heiterkeit der tanzenden Wasser griff auf sie über, und das Lächeln ihrer Lippen, dem sie nicht wehren konnten, wurde zum herzlichen Lachen. »Man muß lachen,« meinte Amaranth wie entschuldigend, aber er verbesserte sich schnell: »Pardon, il faut rire.« Aber sein Wort löste den Zauber; es stutzten die Tritonen, die Wasser wurden dünner und bleicher, den Kleinen verschlug es den feuchten Atem, die Großen bliesen nicht mehr aus vollen Backen, die Wasser erstarben, und bald war alles still, starr und steinern wie zuvor. Da trat der Zauberer winkend aus dem Gebüsch — nüchterne Baedeker-Reisende hätten ihn für einen Parkwächter gehalten — und geleitete sie zur zweiten Stätte seiner Künste, der unteren Grotte.

Hatte oben die Grazie geherrscht, so fehlte hier nicht eine gewisse Größe. Dem Wasserscherz folgte die große Gebärde. Ein rechteckiges Becken ist in den Boden gebettet, und an der breiten Rückseite zieht sich eine Kolonnade von Tuffsteingrotten. Treppen



führen zu deren Höhe hinauf, und ein Altar ist errichtet, um Überblick zu gewähren. Wieder beschwor der Greis die Unterwelt, und die Wasser drängten zum Lichte. Eine Nymphe ist die Seele des Ganzen; sie eröffnet das Wasserkonzert mit einem Stoß in ihr Horn, ihren Brüsten entquellen wekkende Strahlen und erinnern die Knaben zu ihren Füßen an ihre Pflicht. Sie unterbrechen die stummen Spiele und stoßen den feisten Walfischen in die Weichen, daß auch die ihre Garbe in die Luft sprudeln. Davon werden die dicken Seeungeheuer bespritzt, die sich in die Ecken des Beckens gekauert haben, und sie geifern wütend ins Zentrum und fauchen dem Strahl der Herrin nach. Das weckt den Neid der Vettern, die sich auf den Pfeilern der Grotten gelagert haben, und mit mächtigem Druck jagen sie ihren Wasserbogen über den breiten, gepflasterten Weg hinweg und platschen den Genossen um die dicken Köpfe. Sie pressen so gewaltig, daß kein Tröpfchen vorher zu Boden fallen kann; der Weg ist überdacht von einem Wassergewölbe, und völlig trocken schreiten Amaranth und Phyllis dahin, indes sich über ihnen die glitzernde Architektur der Wasserstäubchen wölbt. Auch die Grotten sind lebendig geworden, sie formen glänzende Spiegelwasser, die sich wie gläserne Mauern vor den Tuffsteinen aufbauen. Vexierwasser irren durcheinander, und allenthalben quillt das feuchte Element hervor. Das Wasser liefert sich selbst ein Gefecht, ein Turnier zu Ehren der beiden, die gekommen waren, ein totes Jahrhundert zu wecken.

Nirgend aber blüht das Wasser üppiger und zierlicher als in der feuchten Heiterkeit jener Grotte, die die Markgräfin so trocken beschreibt. Nur ein Winkelchen ist festes Land, von dem man unbenetzt dem Ballett der Strahlen zuschauen kann, und Amaranth hegte Bedenken, ob man den Herrn von Voltaire, als er mit seinem königlichen Wirte hier zu Gaste war, just in dieses Eckchen genötigt hatte. Aus Hunderten von fadendünnen Strahlen baut sich eine Wasserpyramide auf, an den Seiten von schöngeformten Spiegelwassern umrandet und von einem kräftigen Hochstrahl inmitten der Grotte wirksam akzentuiert. Selbst das Wasser muß sich vom Geiste des Rokoko zügeln lassen; es ist kein Wasserobelisk, der gegen die gewölbte Decke sprudelt; eine Reihe von Mundstücken, die nacheinander eingesetzt werden, formt die Wassermenge zu kurvigen Säulen und Spiralen und läßt schließlich einen lichterbesteckten Kronleuchter auf ihr zur Decke schweben. Ein reizendes Wasserspielzeug ist das Ganze, nicht eben von großem Wert des Materials, ein wenig kitschig eher, wenn es trocken daliegt, aber von der sprühenden Nässe veredelt und erheitert.

Menschenleer und still lag der Park, die Wasser schliefen wieder, und am großen Becken saßen zwei alte Frauen und blickten schläfrig ins Sonnenlicht, von dem die Reisenden beim Austritt aus der Grotte ge-



Das Innere des Sonnentempels

blendet wurden. Hier wartete schon die Kastellanin auf sie, um ihnen die Heimlichkeiten der Schlößchen zu zeigen, die in das Grün des Parkes gebettet waren. Freilich sollte es, da es schon später als 5 Uhr war, die doppelte Taxe kosten, aber das konnte die aufs vorige Jahrhundert Versessenen nicht schrecken, und während sie durch die Buchengewölbe ihrer neuen Begleiterin folgten, sang Phyllis nach schnellgefundener Melodie die Eichendorffschen Verse vom Prinzen Rokoko:

Prinz Rokoko, hast die Gassen
Abgezirkelt fein mit Bäumen
Und die Bäume scheren lassen,
Daß sie nicht vom Wald mehr träumen.

Wo sonst nur gemein Gefieder
Ließ sein bäurisch Lied erschallen,
Muß ein Papagei jetzt bieder
»Vivat Prinz Rokoko!« lallen.

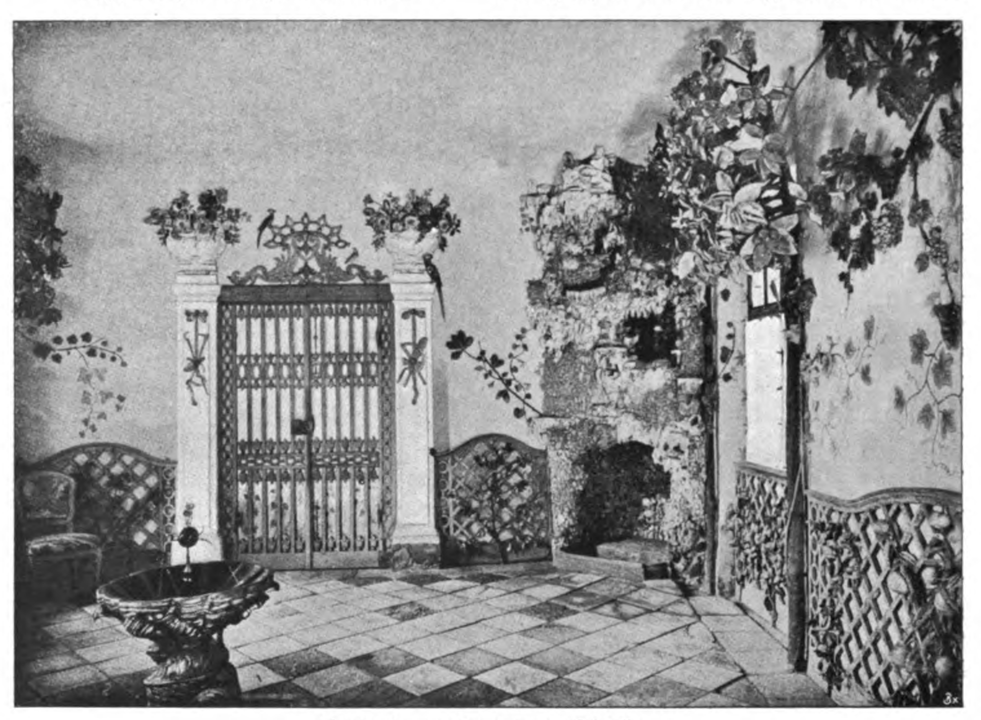
Quellen, die sich unterfingen,
Durch die Waldesnacht zu tosen,
Läßt du als Fontänen springen
Und mit goldnen Bällen kosen.

Und bei ihrem sanften Rauschen
Geht Damöt bebändert flöten,
Und in Rosenhecken lauschen
Daphnen frommentzückt Damöten ...

und als Amaranth einen Augenblick nicht achtgab, zog sie ihr Puderschächtelchen hervor und legte einen zarten Hauch auf die gesunde Farbe ihrer Wangen.

Die Frau Kastellanin unterschied sich wohltuend von den Führern, denen der arglose Reisende andernorts in die Hand fällt. Sie hatte die Memoiren der Markgräfin gelesen und hütete den kleinen Bezirk mit Verständnis und dem Quentchen Bigotterie, das auf den Landfremden so anheimelnd wirkt. Von der Fassade des Landschlößchens Aufhebens zu machen, war selbst Amaranth nicht gegeben, und so traten sie unverweilt in die verschnörkelte Gemütlichkeit des Häuschens ein.

Im Inneren des Häuschens ist jeder Gedanke an Repräsentation verbannt. Alles ist gemütlich, zierlich, sans souci. Ein großer Saal nimmt Amaranth und Phyllis auf, dessen Wände mit grauem und rotem Marmor bekleidet sind. Aber er wirkt weder festlich noch prunkvoll; man hat das Gefühl, auf dem Lande zu sein und die Prätensionen in Baireuth-Paris gelassen zu haben. Dieser Raum ist nicht Selbstzweck, er soll das Widerlager sein, das die Behausung der Fürsten von der Öffentlichkeit trennt.



Gartenzimmer im unteren Schlosse





Das römische Theater in der Eremitage

Gegen Osten sind ihm die Zimmer der Markgräfin angegliedert. Alle Räume sind klein und gemütlich. Von den Decken herab aber prunkt eine pausbäckige Mythologie, für die Wilhelmine eine Schwäche hatte. Die Bemalungen der Plafonds haben sicher manche Gesprächspause angenehm ausgefüllt. Klingt es nicht wie der Niederschlag einer solchen Unterhaltung: »Man muß es vielleicht sonderbar finden, daß ich zur Verzierung der Decken gerade diese historischen Gegenstände gewählt habe; aber ich liebe das Philosophische, und alle historischen Gegenstände, welche ich gewählt habe, stellen ebenso viele Tugenden vor, die man vielleicht besser im modernen Gewande als Sinnbilder hätte darstellen können, allein dann hätten sie das Auge nicht so erfreut.«

Namentlich zwei unter den Zimmerchen erregten Phyllis' helles Entzücken: das chinesische Kabinett, ohne das es dazumal nicht abging, und das Schreibzimmerchen der Markgräfin. Das chinesische war ein Geschenk des königlichen Bruders, der es auf dem Landwege über Sibirien kommen ließ. Schon der Transport muß ein Vermögen verschlungen haben. Es sind Porzellanplatten — für China wie für das Europa des Rokoko war Porzellan das unentbehrlichste Material —, auf denen erhabene Bildchen aus dem Alltag des Ostens mit verschwenderischer Goldauflage dargestellt sind. Diesem Schmuckkästchen eng benachbart, nur durch den entzückenden Musiksaal, eine Idylle in Weiß, Grün und Gold, von ihm getrennt, liegt das heimlichste Nest der Schloßherrin. »Es ist braun gefirnißt mit in Miniatur gemalten, natürlichgehaltenen Blumen; hier ist's, wo ich noch diese Memoiren schreibe und manche Stunde in Nachdenken zubringe« — mehr ringt sie sich über das reizende Gehäus nicht ab. Sehr fein harmoniert mit dem braunen Ton des Holzes der grüne Damast des Kanapees, das weibliche Eitelkeit zu einem eigenartigen Thron umgebaut hat. Es ist in eine Nische eingefügt, deren Seiten- und Rückwand mit Spiegeln ausgekleidet und die oben mit einem Baldachin abgeblendet ist. Aber hinter dem Baldachin besteht auch die Decke aus Spiegelglas. Wurde die Konversation der guten Sonnsfeld oder der Marwitz zu ennuyant, so sah die Markgräfin zur Decke, von der ihr die eignen teuren Züge herablächelten.

Für ihr Leben gern hätte Phyllis einen Versuch gewagt, aber die Kastellanin hielt sich zu dicht in ihrer Nähe.



Einen originellen Zierat erhielten die Wände im Jahre 1753, der in den 1742 endenden Memoiren noch nicht erwähnt werden konnte. Am 26. Januar 1753 brannte das Baireuther Schloß ab, und um die kostbaren Spiegel nicht einen Raub der Flammen werden zu lassen, warf man sie aus den Fenstern auf die Straße hinunter. Durch dieses eigenartige Rettungswerk erreichte man allerdings, daß keiner der Spiegel verbrannte. Der Markgraf Friedrich, dessen Unvorsichtigkeit die Feuersbrunst verschuldet hatte, ließ die Trümmer sammeln, und sie wurden, so unregelmäßig und zackig sie waren, in die Wandbekleidung von Wilhelminens Studierzimmer eingesetzt. Auch dieser Einfall paßt in den kleinen Raum, in dem man die Pulse des Rokoko klopfen zu hören meint. Hier steht auch der Schreibtisch, an dem Wilhelmine ihre Memoiren schrieb, über welche Gutzkow in seinem Roman »Fritz Ellrodt« — der Held ist der Minister des Markgrafen Friedrich — folgendes Urteil abgibt: »Es ist ein Buch, bewunderungswürdig um der Offenheit seiner Enthüllungen willen, unzuverlässig in allem, was mit dem überreizten Rachegefühl der Verfasserin zusammenhängt, abscheulich sogar da, wo die Pietät verletzt ist ... Schreiben hieß damals boshaft sein. Schrieb man doch nur französisch und ahmte Voltaire nach.«



Das Opernhaus in Baireuth

Mit Fug und Recht hängt das Bild derer, die der Markgräfin das Herz des Gatten stahl, nicht hier, sondern im rechten Flügel des Schlößchens, den der Markgraf bewohnte. Albertine von Marwitz muß zu ihrer Zeit eine Schönheit gewesen sein, die noch mit achtundvierzig Jahren stattlich auszusehen verstand.

Auf Betreiben der Markgräfin wurde auch das Halbrund des unteren Schlosses errichtet. Es zeigt sich von weitem recht stattlich mit seinem geschmackvollen Mittelpavillon und den seitlichen Kolonnaden, an denen auch Gontard, der Erbauer der Berliner Kolonnaden, tätig war. Das Material ist zwar ein wenig kitschig, denn man baute in Tuffstein, überwarf diesen mit Kalk und drückte bunte Kiesel und Schlacken hinein. Oben aber auf dem Gebälk der Säulen stellte man dreiundvierzig Büsten römischer Kaiser auf, aus Gips, und darum schmeckt das Ganze ein wenig nach Ausstellungsbauten. Man ging auch nicht mit der Absicht um, hier einen zweiten Schloßbau zu errichten, vielmehr war hier nur eine Orangerie geplant, und erst nachträglich wurden hier Wohnräume eingerichtet. Es wäre unrecht, mit dieser architektonischen Spielerei streng ins Gericht zu gehen. Im Inneren wechseln gemütliche Wohnräume mit allerlei Wunderlichkeiten ab. Da gibt es ein Zimmer — die Markgrafen schliefen früher darin —, das einen Sockel aus gemaltem Felsen hat, auf dem gewundene Bäume an den Wänden in die Höhe wachsen, ein Thronsaal ist da, zwar nicht groß, aber ganz stattlich für das Ländle, dem er galt, ein Zimmer, in dem sogar Napoleon eine Nacht lang nicht geschlafen hat, weil ihn nämlich die weiße Frau aus dem Bett warf; ein andres nennt man das Gartenzimmer, da es einen Springbrunnen in der Mitte und Quellen in den Wänden hat; Volieren und Kaskaden sind in den Ecken untergebracht, hölzerne Gitter auf die Wände gemalt, und plastische Bäume streben längs der Mauer in die Höhe und entfalten ein Laubwerk aus gipsernen Blättern und hölzernen vergoldeten Früchten. Papageien und Affen, gleichfalls modelliert und gemalt, treiben ihr Wesen im Grünen, und am blauen Himmel der Decke tummeln sich Vögel und Schmetterlinge. Es ist die Puppenstube des Rokoko.

Gediegener in Material und Geschmack ist das Mittelstück der ganzen Anlage, der

Sonnentempel. Hier wurden echter Marmor und echte Kristalle verwendet, und die Heiterkeit wird von reizenden Putten hineingetragen, die goldene Ranken in den Händen halten. Aber er ist nicht ganz geheuer, der Sonnentempel, und die Kastellanin schwor Amaranth, sie hätte schon öfters den Pavillon erleuchtet gefunden, obwohl kein Mensch in ihm gewesen sei.

Am meisten bedauerte Amaranth, daß die Bauten nicht mehr vorhanden waren, nach denen die Eremitage den Namen erhalten hat. Er mußte sich mit der Erzählung begnügen, daß es hier ehemals acht Eremitenhäuschen gegeben habe, in deren größten der Markgraf und die Markgräfin hausten, wogegen die Kavaliere in bescheideneren Hüttchen untergebracht waren, und mußte nachlesen, was Wilhelmine über das ihre zu sagen wußte. »Jeder Weg im Walde führt zu einer Einsiedelei oder zu sonst etwas Neuem; ein jeder hat seine eigne Einsiedelei, und sie ist immer von den andern verschieden. Die meinige hat die Aussicht auf die Trümmer eines Tempels, der nach dem Muster derer, die uns vom alten Rom übriggeblieben sind, gebaut ist. Ich habe ihn den Musen gewidmet; man findet die Porträte aller berühmten Gelehrten des Jahrhunderts darin, Descartes, Leibniz, Locke, Newton, Bayle, Voltaire, Maupertuis usw. Zur Seite ist ein kleiner runder Saal, zwei kleine Zimmer und eine kleine Küche, die ich mit altem Porzellan nach Raffael habe verzieren lassen.« Die Eremitage des Markgrafen aber, des Abtes der weltlichen Eremitengemeinde, trug einen Turm, von dem ein Glöckchen die Einsiedler zu gemeinsamer Mahlzeit oder zur Unterhaltung zusammenrief. Sie sind heute verschwunden, wie auch das japanische Häuschen, das zierliche Strohhaus und der grüne Salon. Selbst mit dem Tempel des Schweigens, der doch an die Vergänglichkeit des Irdischen erinnern sollte, hat die Zeit aufgeräumt. Dies war kein Gebäude, sondern eine kleine Talsenkung, zu der von allen Seiten steinerne Treppen mit geborstenen und zersprungenen Platten hinabführten. Unten lag in Scherben die Herrlichkeit der Erde: Säulen, Vasen, Statuen, Kaiserköpfe. Das lachende Jahrhundert bedurfte solcher Reizmittelchen, wenn es melancholisch werden wollte.

Die Fürstenloge des Opernhauses in Baireuth

Aber das römische Theater war noch vorhanden, und das schönste von allem, der große Bogengang aus Buchenhecken, in dessen grünen Dämmerungen sich Amaranth und Phyllis aufatmend ergingen. Hier war Natur, gezogene, gebändigte Natur zwar, aber kein Spielzeug mehr. »Denn«, so meinte Amaranth, »wenn die Romantik der Eremitage auch nicht geschminkt war, so war sie doch gepudert.«

Sie fuhren durch den lauen Sommerabend rokoko-gesättigt nach Baireuth zurück. Aber ohne daß sie es suchten, brachte ihnen der Abend noch mehr Erlebnisse aus dem Jahrhundert ihrer Sehnsucht. Sie

saßen in der Eule, der Künstlerkneipe Baireuths, in der sonst nicht der Markgrafen, sondern Richard Wagners Geist herrscht. Heute aber waren nur wenige Künstler im niedrigen Stübchen, und die Unterhaltung am Tische ging reihum. Das war etwas für Phyllis! Sie lauschte begierig, wie ein Mitglied der Wiener Hofoper von alten Zöpfen aus Maria Theresias Zeit erzählte, die erst »der Maßler« abgeschnitten habe, und ein Mitglied des Braunschweiger Theaters revanchierte sich darauf mit Zöpfen, die noch gar nicht abgeschnitten waren. War's da ein Wunder, daß Amaranth und Phyllis meinten, als sie im Mondlicht die Baireuther Friedrichstraße mit den stattlichen Bürgerhäusern des 18. Jahrhunderts entlang gingen, es müßte ihnen der Geist Jean Pauls begegnen?



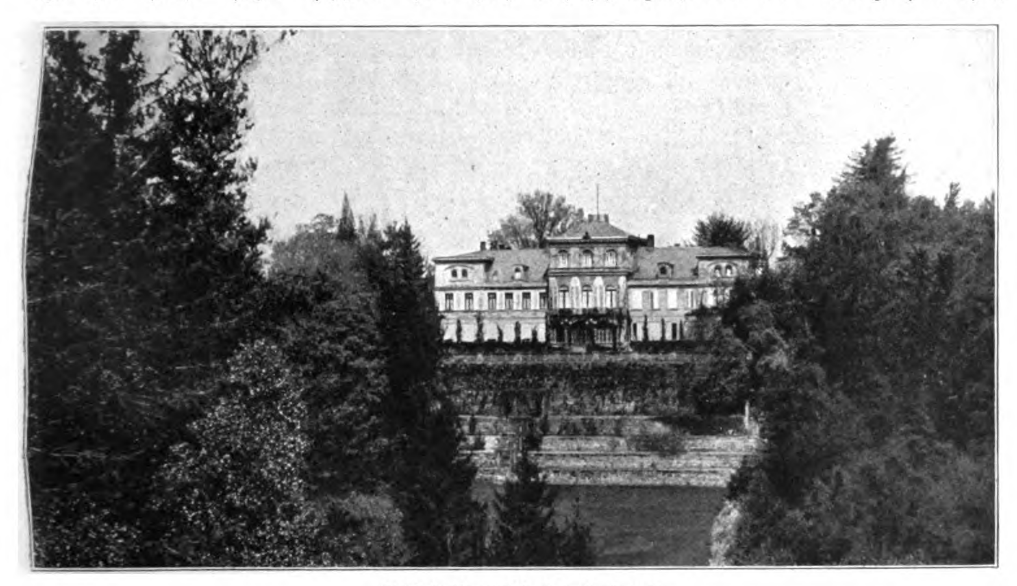
Mittelbau des Neuen Schlosses in Baireuth

Und es war nur logisch, daß sie am nächsten Morgen vor allem nach dem Opernhause gelüstete. Von außen bot sich das Haus in selbstbewußter Schlichtheit, ein wenig verschlafen, wie Theater im Sommer zu sein pflegen, und Amaranth und Phyllis bereiteten sich auf eine Enttäuschung vor, als sie im zweiten Stockwerk die Pförtnerin von ihren Salathäuptern wegholten, um sich das Innere zeigen zu lassen. Mit einer Laterne stiegen



Der Zedernsaal im Neuen Schlosse in Baireuth

sie in den Zuschauerraum hinein, wo die Frau sich auf Minuten entfernte, um den Kronleuchter anzuzünden. Im Flackerlicht der Kerze blitzte es bald hier, bald dort verheißungsvoll von altersgeschwärztem Golde. Obwohl beide Theaternarren waren, denen eine Schauburg ein vertrauter Aufenthalt war, erlebten sie hier für Sekunden einen Eindruck von außerordentlicher Stärke. Nie bisher waren sie in einem dunklen und stillen Theater allein gewesen. Die vertraute Umwelt wurde fremdartig und geheimnisvoll. »So muß Ludwig II. zumute gewesen sein,« sagte Phyllis hinterher, »wenn er sich ganz allein Wagner vorspielen lassen wollte und der Vorhang sich noch nicht gehoben hatte.« Doch bald bekamen sie Licht, nicht mehr die feierlichen Kerzen des Rokoko, aber auch noch nicht die eilige Elektrizität der Gegenwart. Fünkchen auf Fünkchen zuckten die Gasflammen auf, und das schwarzgoldene Flimmern wich langsam einer mäßigen Helligkeit, immer noch nicht stark genug, das Außerordentliche der Situation zu bannen. Ein Bibbiena hat diesen Zuschauerraum gebaut, ein Namensvetter des Renaissance-Kardinals, der die Calandria gedichtet hat, und auch in diesem Hause kichert der Geist der Calandria. Später ging der Künstler nach Berlin, was bei den engen Beziehungen der Höfe sehr natürlich war, wo er an dem Opernhause Knobelsdorffs zwar nicht bauen, wohl aber für Graunsche Opern und Ballette die Kulissen malen durfte. Das Haus hat der veränderten Zeit wenig Zugeständnisse gemacht; einzig ein sehr einfaches Parterre ist eingebaut worden, sonst ist alles noch so, wie die Markgräfin es am 24. Januar 1754, dem Glückstage ihres Bruders, eröffnete, als noch nicht jeder, der seinen Platz zahlen konnte, sondern nur der Hof und seine Gäste hineingehen durften. In den Zwischenakten erging man sich im Oval des heutigen Parketts und naschte an den Erfrischungen, die der Markgraf reichen ließ; wenn aber die Geiger den Bogen ansetzten, stieg der Hof die Treppen im Saale hinauf, der Markgraf und die Seinen arrangierten sich in der prächtigen Fürstenloge, die Kavaliere und Damen verteilten sich in die Logenreihen der drei oberen Ränge, unbeweglich mit Zopf und Gamaschen war im ersten Range die Leibwache aufgepflanzt, dann noch ein Tusch aus den koketten Trompeterlogen beiderseits der Bühne, und der Vorhang hob sich zu einem Operchen von Metastasio oder vielleicht auch vom Ritter Gluck.



Schloß Fantaisie bei Baireuth

Wie nach beendeter Vorstellung sich der Hof ins Schloß zurückbegab, wandten sich auch Amaranth und Phyllis dahin, aber sie fanden verschlossene Türen. Man erwartete den König zu Gaste, und wegen

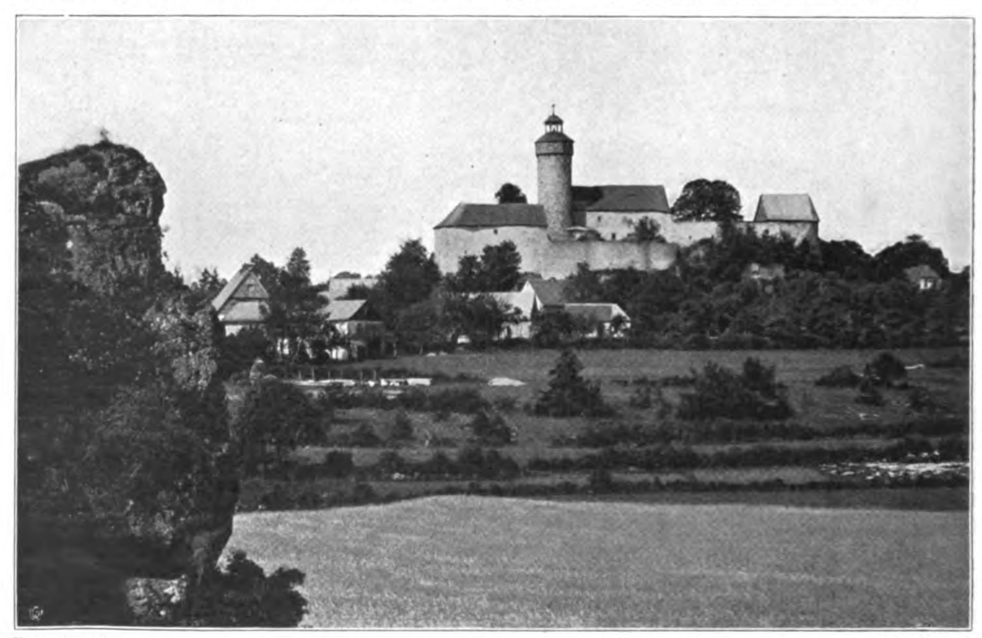
des Großreinemachens wurde niemandem das Innere gezeigt. Es erwies sich in der Folge, daß man umsonst Staub gewischt hatte — wobei Amaranth fürchtete, man möchte die Patina abreiben, die über dem 18. Jahrhundert liegt und die das Schönste an ihm ist —, denn der König kam nicht: statt seiner kam der Krieg.

Phyllis, die schon den großen Hofknix geübt hatte, um ihn im Schlosse bei schicklicher Gelegenheit anzubringen, mußte sich begnügen, ihre Aufwartung dem Schwiegervater Wilhelminens zu machen, der vor dem Schlosse, umgeben von den vier Flüssen seines Reiches und von seinem Hofnarren begleitet, zu Rosse sitzt und mit landesväterlichen Hängebacken die Huldigung gnädig annahm.

Ein Bimmelbähnchen setzte sie bald darauf draußen ab, weil sie nun Fantaisie, das zweite der Schlösser um Baireuth, besuchen wollten.

Der Markgraf begann hier im Jahre 1758 zu bauen, in demselben Jahre, in dem Wilhelmine starb, und wenn man es nicht besser wüßte, das Haus hätte gut zu einem trostlosen Witwer gepaßt, der mit seinem Schmerz allein sein will. Es ist heute in Privatbesitz, und Amaranth und Phyllis erhielten auf ihre Bitte wohl die Erlaubnis, Park und Garten, nicht aber das Innere des Schlößchens zu besichtigen. Phyllis war darüber ein wenig verschnupft, aber Amaranth gab dem Besitzer recht; solche Zudringlichkeiten brauchen sich nur Könige gefallen zu lassen. Auch sollte das Haus nur noch wenig von seiner ehemaligen Ausstattung enthalten.

Schwerlich sind schärfere Gegensätze in so enger Nachbarschaft denkbar wie Fantaisie und Eremitage. Es ist hier nicht, wie bei der Eremitage, gelungen, den Eindruck der rauhen Natur zu verwischen. Die Meereshöhe guckt allenthalben zwischen den Bäumen hindurch. Das Schloß liegt am steilen Abhange einer terrassierten Bodenschwelle und blickt von oben in einen umbuschten Teich hinein. Von den Anlagen des Markgrafen ist fast nichts mehr vorhanden; aber noch in jüngster Zeit muß mancherlei zu sehen gewesen sein, denn Baireuther, die durchaus nicht zu den ältesten Leuten gehören, wissen sich noch dieser oder jener verschwundenen Einzelheit zu erinnern. Aber auch das Wenige, das sich erhalten hat, spricht für das Fehlen jener drolligen Schöpferlaune, die sich auf der Eremitage so glücklich betätigt hat. Das Rokoko hat sich hier sozusagen verbürgerlicht; wohl gibt es sich noch immer vornehm und reserviert, aber es wirkt doch schon mehr patrizierhaft als königlich.



Sanspareil: Die Burg



Sanspareil: Das steinerne Theater

Lichtgrau und rosa prangt in der Erinnerung die Eremitage; grün und schwarz sind die Wappenfarben der Fantaisie; aber Buchengrün und Himmelblau muß der auf seine Palette nehmen, der ein Bild von Sanspareil geben will. Es gehört schon hartnäckige Liebe dazu, Sanspareil überhaupt zu finden, denn einmal wird es durch eine Sekundärbahn nicht ohne Erfolg verhindert, und dann bedarf es noch eines Marsches, den selbst tüchtige Läufer nicht unter zwei Stunden erledigen. Aber der Weg ist reizend, wenn man erst einmal der Bahn entronnen ist. Bald ist er schmal wie ein Rain zwischen zwei Äckern, bald breit genug für eine schwerfällige Kutsche; er zieht sich hoch am Abhang hin, klettert hinab zu den schilfumrahmten Ufern der Kainach, schlängelt sich durch einen Buchenhain und steigt auf Stufen durch dichtes Gebüsch. Ein Romantiker hat ihn gebahnt, den es wenig kümmerte, daß die gerade Linie die kürzeste Verbindung zweier Punkte ist; aber dem Romantiker ist ein besonnener Nützlichkeitsfreund nachgestiegen, der überall da, wo der Weg einen unlogischen Knick macht, säuberlich eine Wegmarke an den nächsten Baum gemalt hat. Die Kainach ist es nicht gewöhnt, fremde Gesichter zu sehen; sie eilte dem Paar hastig und neugierig entgegen, wobei sie wie ein übereifriges Kind über die eignen Beine stolperte. Aber da, wo der Weg nüchtern und eben wurde, und wo man flott hätte marschieren können, mußte natürlich ein Metzgerwagen kommen und der Kutscher unser Paar zum Mitfahren einladen. Bald wuchs der hohe Bergfried der Burg Sanspareil aus der Landschaft heraus.

Sanspareil ist die echteste Eremitage des Rokoko. Aus dem Mittelalter stammt die stattliche Burg, die ebenso wie das zu ihren Füßen kauernde Dorf früher Zwernitz hieß. Aber als Markgraf Friedrich und Wilhelmine einmal zur Jagd hier weilten, schlug die Geburtsstunde von Sanspareil. Hinter dem Orte bettet sich in eine Talmulde ein kleiner Buchenhain mit Stämmen, so schlank wie an den blauen Buchten um Kopenhagen, doppelt heiter und festlich in dem Ernst der Umgebung. Grotten und Felsen durchsetzten das Grün und mußten Rokokomenschen in helles Entzücken ausbrechen lassen. Das war die Natur, die sie brauchen konnten für ihre Spielereien, und das markgräfliche Paar beschloß, hier eine Eremitage zu errichten. Der kaiserliche General Diemar, des Markgrafen Gast, brach beim Anblick der entzückenden Landschaft in die Worte aus: »Ma foi, Mon-

seigneur, c'est sans parail« und wurde Pate der neuen Schöpfung, denn schon am 15. September desselben Jahres (1746) wurde den Untertanen durch eine Verordnung angezeigt, daß der Name Zwernitz in Sanspareil umgetauscht sei und man sich in Zukunft nur dieses Namens zu bedienen habe.

Freilich fanden Amaranth und Phyllis nur noch wenig von dem vor, was Wilhelmine in den folgenden Jahren errichten ließ. Aber auch diese Reste waren ihnen sans parail. Man müßte Geßners Idyllen in der Tasche haben, meinten sie, oder Kleists »Frühling« oder irgend etwas Bukolisches. Eigentlich ist nur noch das Rohmaterial vorhanden, dasselbe, das die Jagdgesellschaft begeisterte, und ihre Freude nährte sich mehr an den Gedanken, was eine schäfernde Geselligkeit hieraus machen konnte, als was übriggeblieben war. Eigentlich waren nur die natürlichen Grotten unzerstört, der hängende Fels der Mentorsgrotte, die Grotte der Sirenen, von der ehemals Treppen zu einem Belvedere führten, das gleich dem Äolusturm verschwunden ist, die Grotte der Sybillen und die Cybelengrotte mit ihren Steinsitzen. Aber als sie die Grotte der Kalypso durchschritten hatten, harrte ihrer eine große Überraschung: sie waren im Zuschauerraum des steinernen Theaters. Das war dem Berge von außen nicht anzusehen. Sogar die Geologie bekam hier kokette Einfälle, und das Rokoko wußte sie graziös zu nützen. Eine Reihe von Bogen aus unbehauenem Stein, mit Muscheln und farbigen Kieseln verblendet, rahmt als stämmige Kulissen die Szene ein; flüchtig behauene Bildwerke sind ihnen angeheftet, hier eine Medusa, dort das Haupt des Sokrates, und im Hintergrunde, wo ein Spalt den Blick ins Grüne gleiten läßt, der Gott, dem dies Tempelchen geweiht ist, nicht Apollon Musagetes, sondern mit Fug und Recht der große Pan. Die Versuchung war zu groß für Amaranth und Phyllis, sie konnten nicht widerstehen, und obgleich sie weder Löwe, Wand noch Mondschein hatten, mimten sie doch auf der kleinen Bühne die klägliche Komödia von »Pyramo und Thisbe, dem Fräulein schön« und hinterher ein Ballett eigner Erfindung. Von oben guckten die Buchen durch die steinernen Soffitten, und der große Pan ließ sich die Huldigung wohlwollend gefallen. Was kümmerte die beiden nun, daß so vieles von Sanspareil der Zeit zum Opfer gefallen war, sie vermißten weder das Markgrafen-, das Burggrafen-, das Referentenhaus noch das Denkmal der Penelope und das Monument des Ulysses. Selbst der Rokokopavillon am Rande des Hains hätte ihretwegen schon Ruine sein können. Das Theaterchen war ihnen genug; nirgendwo auf ihrer Fahrt ins vorige Jahrhundert hatte sich der Geist der verflossenen Zeit so sichtbar offenbart.

Desto jäher und herber war das Erwachen. Denn als sie aus den Revieren von Sanspareil den weiten Weg zur Eisenbahn hinabstiegen, zeigte ihnen nach der lachenden Vergangenheit die Gegenwart ein doppelternstes Antlitz; das Land hallte wider von Spionenfurcht und Kriegsgeschrei, und feindliche Flieger kreisten über Frankenland.

Weiße Rose in der Dämmerung

Traurig lehnst du dein Gesicht
Übers Laub, dem Tod ergeben,
Atmest geisterhaftes Licht,
Lässest bleiche Träume schweben.

Aber innig wie Gesang
Weht im letzten leisen Schimmer
Noch den ganzen Abend lang
Dein geliebter Duft durchs Zimmer.

Deine kleine Seele wirbt
Ängstlich um das Namenlose,
Und sie lächelt, und sie stirbt
Mir am Herzen, Schwester Rose.

Hermann Hesse

Franz Paczka: Zwei Mütter

Mit Genehmigung des Kunstverlages von Paul Sonntag in Berlin W

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1915



Die Heimat

Roman von Sophie Hoechstetter

I



Der junge Offizier pfiff etwas Pathetisches. Er hielt sich für einen Künstler im Pfeifen, und er war sehr heiter. Die Anrufung »Bist du es, Elsa von Brabant, erkennst du mich als deinen Richter an?« lag seinem Sinne fern, aber er pfiff die Melodie mit viel Gewalt, durchmaß seine Zimmer mit langen Schritten, denn er forschte, ob auch alles eingepackt und verwahrt sei. Wenn er an einem Spiegel vorbeikam, verfehlte er nicht, sich angelegentlich zu betrachten. Mit einem beinahe kindlichen Vergnügen stellte er fest, daß sein Gesicht abgemagert war und seine blauen Augen dadurch ganz schrecklich groß wirkten. »Du Lieber bist so blaß«, würde Carly vielleicht sagen. Ach, und darauf freute er sich über alle Maßen. Er wollte dann natürlich erwidern, daß er nie so gesund gewesen sei wie jetzt — aber es war doch so wundervoll, wenn Carly den kleinen, mütterlichen Ton hatte und eine weiche, zärtliche Gebärde. Wie habe ich überhaupt gelebt, ehe sie mich liebhatte, dachte er. Und in demselben Gedanken verwandelte er in der Großmut oder dem mystischen Glauben des Liebenden jede Stunde des Glücks aus fernsten Tagen in ein Geschenk jener Carly, die er am letzten Ostertag zum erstenmal geküßt hatte.

Die Bäume seiner Kindheit, die alten Gärten, alles, woran sein Herz von Anbeginn hing, war nur mit Carly vereint, ein Gedanke mit ihr geworden. Und morgen bin ich bei ihr, dachte er mit einem heißen Herzen und vergaß dabei nicht, die Spiegel zu befragen, ob er ihr auch noch gefallen würde.

Plötzlich war da ein Besuch. Eine feine, zierliche, höchst vornehme alte Gestalt. Erschreckt hielt Albrecht in seinem Pfeifen inne.

»Mein lieber Albrecht Erkinger, deine Türen stehen offen, und in der Tat, ich konnte niemand entdecken, mich zu melden.«

»Ich bitte sehr um Entschuldigung, lieber Onkel.«

»Keine Rede, keine Rede.« Der alte Herr entfernte das Einglas, ließ sich Hut und Stock abnehmen und ging mit kleinen Schritten auf das Sofa zu.

Eine Beklemmung befiel den Grafen Albrecht. Die Besuche dieses Vetters seines Vaters waren ihm stets mit einer nicht zu erklärenden Unfreude verbunden. Es kam die Vergangenheit. Aber nicht rührend, nicht stolz. Nicht wie ein Lied oder Lavendelgeruch, sondern wie eine Mode von vorgestern, die noch nicht Stil geworden ist, sondern uns abgeschmackt und kümmerlich dünkt. Warum ist mir der Onkel so etwas Unerfreuliches? dachte Albrecht. Und er richtete den Blick von den Wänden seiner Zimmer weg mit gewollter Freundlichkeit auf den weißhaarigen Sechziger, der da in beherrschter Haltung, ohne sich die geringste Lässigkeit zu gestatten, auf dem Sofa saß.

»Also deine Genesung darf als eine vollkommene bezeichnet werden, lieber Albrecht Erkinger?«

»Ich danke, Onkel Wedig, ja.« Beinah hätte er auf schön Münchnerisch gesagt: I bin widder xund. Doch da hätte gewiß der Onkel die Fassung verloren. Und was war noch an dem Onkel als Fassung und Haltung? Ein wohlgepflegtes Äußere. Der Mediatprinz, den, Gott sei Dank, in seiner ganz besonderen Distinktion nie ein Schauspieler kopieren konnte.

»Und wo wirst du deine Nachkur machen, Albrecht Erkinger?«

»Zu Hause, Onkel; wo denn sonst? Ich freue mich ganz enorm. Weißt du, ein Vergnügen war die Blinddarmentzündung und die Schneiderei nicht. Zum Verzweifeln, das Stilleliegen.«

»Das Klima zu Hause — ich weiß nicht recht.«

»Aber ich verstehe dich nicht, Onkel Wedig. Ich will nach Hause, wenn ich Zeit habe. Wir gehören zu dem Land, aus dem wir stammen.«

Der alte Herr hüstelte: »Ganz schön, nur wenn man nichts zu sagen hat — und meine Mittel — da zu Hause möchte man aus dem Vollen geben können. Es ist sehr angenehm, der Sohn eines Hauses zu sein,

aber der Bruder, der Schwager, das hat schon einen andern Ton.«

Und der alte Herr strich mit seinen gepflegten weißen Händen wagerecht durch die Luft, als wollte er die Worte wieder wegschieben, die er gesprochen.

Ich könnte mir alte Menschen denken, die Augen wie Flammen haben, dachte Albrecht. Augen, in denen alles noch glüht, was einem Glück und Eroberung war. Viel heißer müßten sie die Schönheit des Lebens empfinden, weil sie doch vor dem Abschied stehen.

»Du erwähntest vorhin, daß du nach Hause gehst, Albrecht Erkinger.« Der alte Herr lächelte ein wenig. »Ich nenne deine zwei Vornamen, weil ich es, offen gesagt, immer entsetzlich fand, wenn man dich Brecht nannte. Pardon für die Parenthese. Aber dein lieber Papa ist doch in Ostende. Wie geht es da zu Hause? Wer sorgt denn für dich?«

»Pa hat Assenhausens für den Sommer gebeten. Weißt du, Carly und Frau von Jastrow, Walter Assenhausens verwitwete Schwägerin.«

»Sonst noch jemand?« sagte der Prinz mit seiner etwas dünnen, hochmütigen Stimme, die Albrecht auf die Nerven fiel, wie es das Kratzen eines Messers tut.

»Nein, sonst sind keine Gäste. Weißt du, Frau von Jastrow besorgt jetzt Pa so das Weibliche im Haus.«

»Wie sagst du, lieber Junge?«

»Das Wirtschaftliche. Man tut selbstverständlich so, als sei sie Gast, aber sie ist wohl sozusagen in Stellung.«

»Hm!« Der alte Herr verzog den schmalen Mund zu einem Lächeln. »Ja, Geld gibt es bei den Assenhausens nicht. Walter hat sich mit seiner Heirat nicht rangiert.«

»Ach, pfui Deibel, wenn man deswegen heiratete!«

Albrecht sah, wie auf dem Gesicht des Onkels ein kleiner Zug von List sich malte. »Die Liebe kann ja auch mit einem Vermögen zusammenfallen. Nicht alle guten Familien sind verarmt. Ich würde es für richtig finden, wenn man eben gar nicht in Beziehungen zu Familien träte, die finanziell unmöglich sind. Der gute Assenhausen! Er will nach Schlesien reisen und sich in einem großen Magnatenhaus vorstellen. Er fährt über Berlin, sieht eine junge Hofdame und macht in Sanssouci — ausgerechnet in Sanssouci — eine romantische Heirat.«

»Ich finde das prachtvoll von Assenhausen,« schnitt Albrecht die Schilderung ab.

Der alte Herr lächelte nachsichtig. »Aber die armen Mädels, seine Schwestern! Wer kann sich an sie wagen — jung, schön, vornehm und arm.«

Albrecht wandte sich errötend zur Seite. Er konnte keine Antwort auf diese mitleidige Rede geben, sonst hätte er sich verraten. Aber sein Widerwille vor dem alten Herrn stieg. Diese Lebensbetrachtungen kamen ihm so feige und so kleinlich vor.

Der alte Herr hatte sich erhoben und ging mit leisen Schritten im Zimmer umher, als fürchte er, sonst einzurosten.

»Nun, wenn alle Menschen bei jeder Sache tausend Bedenklichkeiten hätten,« meinte Albrecht, »so gäbe es überhaupt keine Entschlüsse mehr auf der Welt —«

Wieder hüstelte der alte Herr. »Deinem Bruder Rudolf fehlt es zwar nicht an Unbedachtheit, wohl aber an Entschlüssen — ja, verzeih mal, lieber Albrecht Erkinger, aber hast du 'ne Ahnung, wie das eigentlich mit Rudolf noch werden soll? Ich begehe keine Indiskretion, nein, das weiß wahrhaftig jeder, daß ihm auf seinen Lebenswandel hin kein deutscher Standesherr die Tochter und das gute Geld gibt. Ich fürchte immer, er bringt euch mal eine von jenseits des großen Wassers mit einem Dollarschiff — er soll mächtig flirten mit Amerikanerinnen in Paris.« Der alte Herr fixierte Albrecht scharf und fuhr dann wieder in seiner listigen Weise fort: »Für dich wäre das ja — im Grunde — nun, du verstehst. Da müßte er nach dem Hausgesetz verzichten.«

Der junge Offizier nahm jählings eine dienstliche Haltung an. Nun wußte er deutlich, warum ihm dieser alte Verwandte so zuwider war. Sein Leben lebte von tatenlosen Mutmaßungen um die Angelegenheiten andrer, von der Weiterverbreitung der Sorgen andrer, und über ihn, den alten Junggesellen, war etwas wie Behagen ausgegossen, daß er um keinen Menschen zu sorgen hatte.

»Ich habe meinen Bruder seit drei Jahren nicht gesehen, ich kenne seine Privatangelegenheiten nicht.«



»Erfreulich, erfreulich,« murmelte der alte Herr, und Albrecht merkte, er hatte einiges von ihm erfahren wollen. Diese Hoffnung schien er noch nicht zu begraben. Verbindlich fragte er den Neffen, ob er den Abend mit ihm verbringen wollte.

Da lächelte Albrecht: »In einer Stunde geht mein Zug, ich fahre die Nacht durch und bin morgen etwas nach Sonnenaufgang im Park von Dietrichsdorf. Sechs Wochen Urlaub, ich mache die Manöver nicht mit.«

Da verabschiedete sich der alte Herr.

Generationen zwischen Menschen können stärker trennen als verschiedenes Vaterland oder verschiedene Rasse, dachte Albrecht. Und vom Hochmut der Jugend erfüllt, sah er den Alten gehen, den niemand liebte, niemand haßte.

»Hilmar!« Der Bursche kam. Er grinste über das ganze Gesicht. Er trug schon Livree.

»Nun, weint hier kein Schatz zum Abschied?«

»Nee, Herr Graf. Keine Ausländerei! 's muß schon eine Dietrichsteinerin sein.«

Albrecht hatte seine gute Laune wieder.

Er war lange schon aufgewacht, ehe er das Reiseziel erreichte. Im ersten Frühschein des Augustmorgens lag eine alte, feine Mainstadt; ihre Türme schienen wie zarte, nebelhafte Silhouetten. Dann ging es weiter — fern grauten die Waldberge des Frankenwaldes. Der Zug fuhr nun langsamer. Er mußte die Wasserscheide überschreiten.

Albrecht öffnete das Fenster. Er wollte die Luft der Heimat riechen. Mein Gott, so roch es nirgend als hier im Frankenwald, wo die Fichten und Tannen über den mächtigen, wild hingetürmten Schichten schwarzgrauen und rötlichen Schiefers wachsen. Die steilen Höhen lagen noch im Dunst des Morgens, kühl, verschlossen. Und Albrecht spähte hinüber nach der Waldstraße, da mußten bald die Grenz- und Hoheitszeichen zwischen Bayern und dem sächsischen Herzogtum kommen. Und dann — nun, dann war er zu Hause. Lebendigkeit kam über ihn, er kramte in seinen Sachen; der Hilmar schlief wohl. Er rannte hinüber nach der dritten Klasse — aber da stand Hilmar schon im Korridor, schrie »Guten Morgen, Herr Graf!«, und seine Backen waren fröhlich wie Päonien.

»Haben Herr Graf gesehen? Der Kupferhammer ist heruntergebrannt.«

»Donnerwetter, der Kupferhammer?« Ja, hier gab es oft Brände. Das Volk im Loquitztal fand es richtig, wenn in alten Gebäuden, die nichts mehr taugten, ein Feuerlein auskam. Sie zündeten es nicht selbst an, bewahre, aber wie leicht kann da, während die ganze Familie auf Arbeit ist, etwas passieren.

Der Zug hielt. Der rotbemützte Mann grüßte Albrecht, und der wechselte ein paar Worte mit ihm. Dann stand da der Wagen. Ein behäbiger Kutscher auf dem Bock. Albrecht mußte ein wenig lächeln. Die alte Dietrichsteiner Livree war gar so prachtvoll: purpurrot mit Gold, die Hausfarben. Aber Papa hielt streng auf alles, was Tradition betraf. Vor dem bösen Jahr 1806 waren Rot-Gold noch die Landesfarben gewesen. Und Schlagbäume und Wegweiser auf Dietrichsteiner Gebiet hielten die alten Farben noch fest, als wäre die alte Zeit.

Der Wagen fuhr aus dem Dorf um die Station, vorbei an ein paar Schuttplätzen von Porzellanfabriken, die die Erinnerung an die Papa so verhaßte Industrie brachten. Ein Wiesengrund öffnete sich, das berühmte Dietrichstal mit der Pracht erlesener Buchenwälder, die einzig in dieser Gegend waren — ein Geschenk des Kalkbodens, den hier eine Laune der Natur meilenweit zwischen den Schiefer geworfen hatte —, tat sich auf.

Und während Albrecht durch das stolze Buchental fuhr, dachte er mit einem Vergnügen, das ihm nicht ganz korrekt vorkam: Papa ist nicht zu Hause. Weiß Gott, es sind Ferien. Ich brauche nicht zu erzählen, ob ich auch fleißig die Kegelabende der Hoheiten besucht und die Prinzessinnen zu ihren Fahrten in die Depots des Roten Kreuzes begleitet habe.

Der Dietrichstein tauchte in seiner prachtvollen Wucht auf. Ein stolzer Kegel mit der gotischen Burg, um den das Städtchen gelagert war, erhob sich im Umriß bewaldeter Hügel. Die Talstraße bekam, sobald man den Blick auf die Burg hatte, noch mehr den herrschaftlichen Charakter, schöngeschnittene Hecken faßten sie ein. Jetzt, in der Morgenfrühe, war es noch sehr still im Städtchen. Nur Schulkinder und Dienst-



mädchen sahen auf das Fuhrwerk und grüßten, als sie den Grafen Albrecht erkannten. Er griff, wie es ihm in der Kindheit von seinem Vater befohlen war, auch bei dem geringsten Gruß höflich nach seinem Hut.

Der Wagen verließ das Städtchen wieder. Man kam durch ein weniger interessantes kurzes Tal rasch in eine veränderte Landschaft. Welliges Ackerland herrschte da vor — die Hügel waren ferngerückt, die Gegend fast einförmig. Man überschritt wieder die bayrische Grenze. Der Urgroßvater hatte hier, nach dem Zusammenbruch der fränkischen Dynastie, ein Rokokolustschloß gekauft, das Wilhelmine von Baireuth gern besucht haben sollte. Es hieß in jenen Zeiten »C'est bon« und war von den Dietrichsteinern in Dietrichshof umgetauft worden.

Als die Baumkoppen des Parks sichtbar wurden, stand Albrecht im Wagen auf. Er konnte es vor Ungeduld fast nicht mehr erwarten. Und als er in den Hof einfuhr, verließ ihn alle Haltung. Wie ein Junge sprang er aus dem Wagen, überrannte fast den alten Lakaien, durchlief den Flur und befahl: »Ist das Bad zurecht? Hilmar, auspacken, auspacken! Der gnädigsten Gräfin und Frau von Jastrow melden, ich würde pünktlich zum Frühstück dasein.«

Die Zimmer, die er betrat, erhielten selbst das Morgenlicht als eine melancholische Sache. Grünlichgrau waren die alten Fensterscheiben, Kastanien, die ihre verwirrten Zweige wie in fassungsloser Zärtlichkeit bis zur Erde trugen, warfen, trotz den Morgenstunden, eine kühle Dämmerung in die Räume. Aber Albrecht mochte das, denn es waren die Zimmer seiner Jugend, und alles stand um ihn, was er liebte, jedes Möbelstück, jedes Bild hatte eine persönliche Beziehung zu ihm.

Während er sich nach dem Bad wieder ankleidete, hörte er draußen Carlys Stimme.

Fünf Minuten später raste er über die Korridore, über den Vorsaal, die Rampe — hin zu dem Frühstücksplatz unter die Kastanien.

Da stand Carly. In einem weißen Kleid, sehr schmal, sehr schlank, über dem blassen Gesicht mit dem hochtoupierten goldbraunen Haar ein Lächeln.

»Mein Junge!« sagte sie, und als er sich über ihre Hände beugen wollte, kam sie ihm mit einer leisen Kopfneigung zuvor und küßte ihn auf den Mund.

Er sah, sie war wirklich ergriffen. Er kannte sie gar nicht oft so. Meist hatte sie seinem Überschwang gegenüber eine leise Abwehr. Er dachte, weil ihre Verlobung doch noch heimlich bleiben mußte, bis er mit fünfundzwanzig Jahren, das war leider so im Testament bestimmt, sein mütterliches Erbteil bekam. Also nächste Ostern.

Er strahlte sie an. Der Inbegriff von allem, was schön ist, war sie ihm. Sehr große Dame. Sehr voll Rasse. Ein kleiner Kopf, ein schöngerundetes Kinn, überhaupt ein vollkommenes Oval des Gesichts. Darin seltsame, grünliche Augen, die etwas Unergründliches hatten. Oft, als lächelten sie verächtlich über alle Dinge, dann wieder zärtlich warm. Er küßte ihre Haare, sie rochen wie Weichselholz, behauptete er.

Sie machte ihn darauf aufmerksam, daß der Diener wohl jeden Augenblick komme. Und dann sagte sie dies, was er sich ausgemalt zu hören: »Du bist so blaß, Lieber, es war nicht recht, daß du mir das mit der Operation nicht geschrieben hast. Da lagst du krank und voller Schmerzen und kritzeltest immer auf Karten, es sei kolossal viel Dienst, du könntest nicht schreiben.«

Er sah sich rasch um, ob der Diener nicht in Sicht sei, dann küßte er sie wieder. »Aber, Lie, ich habe jedesmal auch geschrieben, daß es ein gottserbärmliches Leben ohne dich sei — und das ist gänzlich die Wahrheit gewesen.«

Sie fuhren noch am gleichen Nachmittag miteinander in die Stadt Dietrichstein. Carly hatte Lust darauf. Notgedrungen mußte sie Frau von Jastrow als Ehrendame mitnehmen. Sie sagte, es sei notwendig, dem Personal mal auf die Finger zu sehen. Und Albrecht flüsterte Carly zu: »Wir schicken sie mit dem Wagen aufs Schloß und gehen miteinander durch die Stadt. Ich bin noch nie allein mit dir durch die Stadt gegangen.«

Frau von Jastrow hatte ein wissendes Lächeln, das Albrecht nicht ganz gefiel. Dann entledigte man sich ihrer, und die beiden gingen durch die kleinen drolligen Gassen, in denen für Albrecht jedes einzelne Haus etwas Vertrautes war. Carly staunte sein Gedächtnis an. Er lief in kleine Läden



und kaufte das unnützeste Zeug, belud sich mit Paketen und fragte in fabelhafter Gewandtheit die Ladeninhaber noch nach neuen Gartenzäunen, nach Söhnen beim Militär, nach Enkelkindern, begrüßte junge Leute, die ehrsam hinter Ladentischen standen, mit der Freudigkeit des Jugendbekannten.

»Ich wundre mich nur, daß du nicht auf du mit all denen stehst, die deines Alters sind.«

Er aber war voll Fröhlichkeit. Er dachte der alten Zeiten, wo er manchmal hier in den Gassen mit Jungens getollt hatte — in einer unbegreiflichen Lust, sich mit ihnen zu messen, so stark zu sein wie sie. Freilich, wenn es Papa dann erfuhr! Das war kein erhebendes Nachspiel. Einen Hang zum Niedrigen nannte Papa dergleichen. Und der mußte bekämpft werden.

»Wie aus einer Spielzeugschachtel ist das Städtchen,« fand Carly. »Furchtbar komisch. Und doch so streng gebaut, als hätte einst Herrenwille jedem seinen Platz zugewiesen. Man merkt es den Leuten noch an, Gehorsam steckt ihnen im Blute. Kannst du dir eine Revolution in Dietrichstein vorstellen? Ich nicht.«

Sie gingen zu Fuß den steilen Schloßberg hinan. Da waren wieder die Tafeln an Pfeilern in den Landesfarben, auf die Papa so große Stücke hielt und an denen sich sommers fremde Reisende ergötzten.

Dann taten sich die weitläufigen Tore, Höfe, Türme des Dietrichsteins auf, an dessen massiges Tudorschloß mancher spätere Herr ein Kavalierhaus oder einen heiteren Bau gefügt hatte.

Albrecht hob das Gesicht. »Ich rieche,« sagte er. »Ach, kennst du den Zauber von solchen alten Gerüchen, die Häusern und Dingen anhaften, fast wie eine Seele? Hier riecht es nach Schiefer — kühl und herb. Und doch ist noch etwas andres dabei, vielleicht der Duft der Heimat.«

Sie stand sehr hochmütig im Hof, als mißfiele ihr etwas. »Ja, es riecht nach Alter,« meinte sie dann. »Aber hast du bemerkt, daß der Lakai, der Sohn vom Kastellan, schlecht frisiert war?« Nein, er hatte es nicht gesehen. »Ich kann solche Nachlässigkeiten nicht leiden,« fuhr sie pedantisch fort.

Sie ging mit festen Schritten über den Hof. Sehr rasch. »Nun, Helene nimmt ja heute die Leute vor. Wenn sie ein paar Tage allein sind, ist immer gleich die Disziplin locker.«

Ja, Frau von Jastrow hatte eine strenge Aussprache mit der Wirtschafterin. Man hörte die Stimme bis in das kühle Eßzimmer hinein, wo Carly und Albrecht auf den Kaffee warteten.

»Helene regiert,« sagte Carly lächelnd. »Dann beben die Untertanen. Du glaubst gar nicht, wie es Helene glücklich macht, sich für alle in ihrer Kommißheirat ausgestandenen Mädchennöte Genugtuung verschaffen zu können. Es ist ihr eine Lust.«

»Die Leute sind das von Papa gewöhnt,« meinte er.

»Ja, euer Papa hat etwas Wunderbares. Weißt du denn eigentlich schon das Neueste? Wir haben gar noch nicht davon gesprochen.«

»Neues von Papa?« Er sagte es doch mit etwas Spannung. Carly sah über das Zimmer hin. Und Albrecht fühlte, in Gedanken tat sie alle Stücke hier weg, die ihr mißfielen. Gemälde betrübender Meister, Erzeugnisse pietätvoller Handarbeit, kurz, den häßlichen Kram, den Papa konservierte, wie der alte Kaiser in seinem Berliner Palais trübsinnige Stücke sogenannten Kunstgewerbes konserviert hat.

»Du weißt es nicht, Brechtelein? Nun, dein Vater trifft sich in Ostende mit deinem Bruder Rudolf. Der Gräfenthaler Onkel hat uns vorgestern mit seinem Besuch beehrt, und Helene entlockte es dem alten Herrn. Die Schulden, die Rudolf gemacht hat, das heißt die Summen, die er von deinem Vater einforderte, übersteigen alles Erhörte. Und seit drei Jahren lebt er im Ausland. Es soll ihm das Ultimatum gestellt werden, heimzukehren und hier ein entsagungsvolles Leben zu leben, die Verwaltung kennenzulernen und so weiter, oder die Agnaten beschließen seine Entmündigung. Ja, dazu ist Rudolf nach Ostende bestellt, wie ihr seinerzeit in das Schulzimmer bestellt wurdet, wenn keine Freuden winkten. Es tut einem ja leid für Rudolf, aber wenn es wäre, Brechtchen, dann —«

Und Albrecht sah wieder, wie Carly in Gedanken hier aufräumte, die Dinge, die einem gebildeten oder auch nur natürlichen Geschmack nicht entsprachen, entfernte. Aber diesmal hatte die Sache einen andern, tie-

feren Grund. Und es blitzte in ihm auf: ja, Carly wäre wohl am Platze als Fürstin zu Dietrichstein.

Er errötete. Zum zweiten Male in kürzester Zeit hörte er nun die Möglichkeit ausgesprochen, daß seine Lage sich ins Große verbessern könnte — auf Kosten des Bruders.

Er wurde etwas verlegen. Er mochte an diese Möglichkeit nicht denken. Carly las das wohl auf seinem Gesicht, denn sie sagte: »Ich habe Rudolf immer sehr fremd empfunden, doch nun sieben Jahre nicht gesehen. Diese Zeit kann einen Menschen verändern. Wenn er es wirklich so treibt, wie Onkel Gräfenthal sagt, wenn er alles Vermögen verspielt und an die Halbwelt wirft, dann müssen ihm Schranken gezogen werden.«

Albrecht versuchte es ins Scherzhafte zu ziehen. »Ach, du wirst mich wohl mal sehr an der Kandare halten, Carly? Du hast so etwas Strafendes im Ton, weiß Gott, ich bin froh, daß ich keinen Anlaß gebe.«

In ihren Augen war ein sonderbares Licht. Überhaupt diese Augen! Es schien ihm oft, als könnten sie kalt und grausam sein. Und das reizte ihn ein wenig. Er dachte: Ich möchte sie einmal erzürnen. Was sie dann wohl täte? Sicherlich nicht weinen wie ein Gretchen oder Käthchen. Sie würde entsetzlich hautaine, entsetzlich hochmütig sein — doch sie würde auch etwas tun. Was, blieb das Rätsel. Vielleicht würde ein dunkler Zorn aus ihren Augen brechen, vielleicht würde sie sein wie ein Ungewitter. In seine schönen Träumeraugen kam das flirrende Licht eines heißen Wunsches. Er beugte sich über sie, ergriff ihre beiden Handgelenke mit einem schmerzhaften Druck und sagte: »Ich möchte einmal mit dir kämpfen. Ich habe dich so wahnsinnig lieb, daß ich manchmal hart zu dir sein möchte.«

Sie bog den Kopf ein wenig zurück, wie in einem Gefühl von Lust. »Hart, Brechtelein — du?«

Brechtelein war nicht das schönste Wort. Er fühlte sich klein gemacht. »Allergnädigste,« sagte er. Sie küßte ihn. Das lief ihm immer wie ein Schauer den Rücken hinauf. Er fühlte sich ihr grenzenlos ergeben. Sie war ein paar Jahre älter als er, und das gab ihm manchmal einen kindlichen Zug gegen sie.

»Magst du nicht von der Angelegenheit mit Rudolf sprechen?« sagte sie dann. »Sieh einmal, dir ginge es doch am meisten ans Herz, wenn nach Papa hier alles verändert würde. Bei uns in Assenhausen war doch die Geschichte. Der Onkel hat alles verschleudert, was zu verschleudern war. Als Walter das Majorat antrat, hatte er infolge der vom Onkel her abzuzahlenden Schulden etwa die Einkünfte eines Schullehrers. Sein Leben lang wird er daran tragen. Kannst du wünschen, daß Rudolf mit dem Dietrichsteiner Besitz so umgeht?«

Er fand das alles klug und richtig, was Carly sagte, und doch bereitete ihm das Gespräch Zwang. Und obwohl er von ihren Worten erschrocken war, sagte er leicht, spielerisch, als wäre er selbst ein Verschwender: »Warum soll Rudolf sich nicht auf seine Art am Leben freuen — neben Papa hier wäre es nicht so leicht für ihn, und wirklich nicht amüsant. Aber, Lie, wahrhaftig, ich muß doch die alte Weißgerber begrüßen.«

Sie lächelte: »Das mußte kommen. Und die Plättfrau. Und den Kastellan. Und — und — Aber ich gehe mit dir, Brechtelein. Sonst vergehen Stunden, bis du all die Memoiren angehört hast. Denn deine Volkstümlichkeit ist grenzenlos.«

In der Halle stand noch immer Frau von Jastrow und regierte mit etwas keifender Stimme. Carly und Albrecht gingen wie Schatten im Hintergrund über die Szene nach dem Rittersaal mit dem schönen Spitzbogengewölbe. Da hingen die Wappenschilder all der Frauen, die Herrinnen hier gewesen waren, immer zusammen mit dem Schild des zugehörigen Dietrichsteiners. Carly war von Interesse erfüllt. Sie mochte diese heraldische Galerie gern. Prinzessin Hohenlohe, Schwedt, Solms, Altgräfin von Meran, Gräfin von Ulldal, Katzenellenbogen, Schwarzburg las sie halblaut. »Es gab keine Mesalliancen,« sagte sie, Befriedigung im Ton.

»Es gab keine Freiheit und keine Affekte,« antwortete Albrecht.

Da lächelte sie ihn heiter an. »Ja, Brechtelein, du mußt das wissen, ob man keine Affekte für Damen aus reichsunmittelbaren Häusern haben kann. Als Sozialist mußt du das natürlich am allerbesten wissen.«

»Du könntest heißen, wie du wolltest, Lie.«



»Aber ich wollte ganz gewiß nicht vor diesen Namen erschauern, als seien sie aus andern Welten, und wollte ihnen gegenüber ganz gewiß nicht stolz sein, Hinz oder Kunz zu heißen.«

Und wie sie so lächelnd die Front der Damen aus den Geschlechtern abging, die sich einst, im Frühnebel einer Gesellschaftsgestaltung aus der Masse gehoben hatten, fühlte er es, fast körperlich, daß da ein Einfluß von ihr ausging. Fast gezwungen sah er hinauf zu seiner Eltern Wappenschild. An dem leeren Platz daneben sollte stehen: Carly Anastasie, Gräfin zu Assenhausen. Und er wußte jählings, daß sie mit diesem Gedanken spielte, und daß ein Wille in ihr ihn treiben sollte, an Rudolfs Fernbleiben mitzuarbeiten.

Carly war stehengeblieben. »Ja, von der Gleichheit haben immer am feurigsten die Besitzlosen geredet. Nimm einmal Besitz nicht materiell. Glaube mir, wer sich selbst so beherrscht, seinen Willen hundertmal gebrochen hat, um ihm nur das ganz Große zu gestatten, schreit das Rezept nicht auf den Gassen aus, denn es ist unnachahmlich und niemals für die Vielzuvielen.«

Ihm gefiel das Wort: »seinen Willen hundertmal brechen, um ihm nur das ganz Große zu gestatten«. Er dachte, die Träumeraugen auf die alten Mauern gerichtet: Man tut es wohl unbewußt. Andern laufen Erinnerungen nach, an kleine Mädchen, an schwüle Stunden, an Scherze mit einer Sache, die das ganz Große sein muß. Er hatte manchen Willen der einsamen Stunden gebrochen. Weiß Gott, nicht aus Moral.

Sie fuhren nach Dietrichshof zurück.

Frau von Jastrow war guter Laune. Auch fuhr sie sichtlich gern mit dem Sohn des Fürsten. Sie mochte es leiden, wenn die Hüte flogen, die Frauen knixten.

Albrecht sah über das Land hin. Die veilchenfarbigen Schatten des Augustabends senkten sich. Der Dietrichstein verschwand.

Nach Tisch bat Albrecht, Carly möchte mit ihm in den Park gehen. Die Worte vom Nachmittag waren wie Blei in sein Herz gefallen. Wie einen Schrecken empfand er hinterher das Gespräch und sein Unwägbares in dem alten Saal.

Er mußte etwas warten. Er ging an der unverschnittenen Wand von Eiben auf und ab, die er liebte. Die Bäume werden noch stehen, wenn ich tot bin — bei den Hoheiten hätte ich Karten abwerfen müssen — ich muß mir einen neuen Tennisanzug bestellen — Carly wird noch mit der Jastrow reden — die Sache mit Rudolf ist sonderbar — ich muß mit Papa sprechen, ob wir nicht den Herbst heiraten können — es ist schwerer hier unter einem Dach, als ich glaubte — ich kann dieses kühle Lächeln von ihr nicht mehr aushalten — ja, warum will man Liebe? Weil man nicht allein sein könnte vor dem Schauer des Unbegreiflichen — dachte er.

Er hörte Carly kommen. Sie hatte eine weiße Tuchjacke an. Er schob seinen Arm in den ihren, ging tiefer mit ihr hinein in die Allee und suchte nach Worten. Es war ihm nicht so leicht, zu beginnen. Es schien ihm kaum möglich, das Unausgesprochene in eine Form zu bringen, irgend etwas warnte ihn davor, als wären Worte schon eine Wirklichkeit. Als wären Worte Steine, mit denen man ein Gebäude errichtet, das dann seine Wirklichkeit bekommt. Mühselig genug fing er endlich an: »Das mit Rudolf beschäftigt dich. Bei mir war gestern in München der Onkel Webig und redete auch von der Sache. Ich hatte kaum darauf geachtet, aber nun sprachst du auch davon.«

Er erwartete eine Antwort. Doch Carly blieb still. Endlich fragte sie: »Wolltest du mir etwas darüber sagen? Es geht dich doch schließlich nahe an.«

Er war gepeinigt, hilflos in seinem Inneren. Er wollte ihr sagen: Es ist mir ein unerträglicher Druck, wenn ich denke, du ersehnst diese Sache.

Er küßte sie. Schmerzvoll und wie in einem Bangen. Wohin war seine Fröhlichkeit geflohen? Und er dachte: Steigt mir irgendeine grundlose Melancholie aus der Seele auf, und ich tue Carly unrecht mit meinen Gedanken? Stumm gingen sie weiter durch den Park. Der Augustabend war schwül. In den Buchen lag vom Tage her die Wärme wie aufgespeichert, wie eine Last. Und sie kamen langsam über sich sanft hebendes Erdreich bis zu dem terrassenartigen Platz, der einen freien Ausblick über die Landschaft hin bot und über den Himmel.

Die Milchstraße in ihrer schimmernden Pracht war wie eine seltsame Lebendigkeit.



Ein ruheloser Himmel stand über dieser Nacht. Taumel und Sturz von Sternen. Und der Anblick verschloß ihm den Mund für Reden um Hab und Gut, Erbe und Aussicht. Und zugleich fühlte er doch die Heimat wie eine Kostbarkeit, etwas Unersetzliches:

»Wird der Stern, den ich gesehn,
Von dem Himmel mir gerissen,
Will ich einsam untergehn,
Wie ein Schwanenlied im Tode —«

»Was flüsterst du da, Brechtelein? Es rühren dich die Sterne?« Sie seufzte zu den kleinen Worten: »Ach, die Nacht ist schön. Laß uns gehen.«

Aber seine Arme hielten sie. An ihrem Herzen fragte er: »Ist dir denn nicht alles andre gleich? Der Besitz da drüben — eine Macht über Dinge — Ich habe meinen Willen hundertmal zerbrochen, wenn ich kleine Wünsche hatte. Ich will dich — ich habe dich so wahnsinnig lieb.« Und seine Sehnsucht, die ihr letztes Ziel nicht haben durfte, wob Worte aus Wünschen, Worte des Überschwangs, die von einem Ozean des Glücks fabelten. Sie war fortgerissen von ihm. Er fühlte, die trunkene Nacht machte sie ein wenig hilflos.

»Ja, du bist mir wohl ganz ergeben,« sagte sie einmal unter seinen Küssen. Klang ihre Stimme ein wenig müde? Aber das kam wohl von der späten Stunde. Er brachte sie bis an ihre Tür. Dort stand er, verbeugte sich korrekt und küßte ihre Hand.

Die Jungfer war mit einer Lampe dabei. Langsam ging er durch die alten, düsteren Korridore — es war ihm unmöglich, an Schlaf zu denken. So stieg er die schwere Eichentreppe mit dem phantastischen Podest wieder hinunter, durchschritt das Vestibül und öffnete eine der weißen Türen nach dem Park. Die Nacht leuchtete so wunderlich hell, vom schmerzlichen Licht des späten Augusthimmels überflossen.

Die Nähe der Frau, an der sein ganzes Herz hing, tat ihm wohl und wehe zugleich, und irgendein Unaussprechliches in sich selbst mußte er noch hinaustragen in die grenzenlose Weite.

Das Schloß mit den erloschenen Fenstern lag wie ein riesenhafter Sarg im Schatten der Bäume. Er spürte, hier stieg der rätselhafte Einfluß der Vergangenheit, dieses Weiterwirken einst gelebter Dinge aus allem, was war, mit sonderbarer Energie wieder aus seinen Tiefen.

Jäh dachte er, Carly könnte in alten, harten Zeiten gelebt haben. Wo man die, die man nicht mehr liebte, auf Blutgerüste schickte und ihrem schmerzvollen Untergang zusah, wenn man nicht mehr liebte, und der Hochmut es nicht ertrug, daß da jemand lebte, der einen einst besessen. In ihr war, was er heute wieder so sehr gefühlt, der heiße Machtwille von Herrschern, von Menschen, denen Macht das unerläßliche Attribut bedeutete.

Ich muß sie zu ihrem Herzen zwingen, dachte er, über die Gegenwart, die Zeitlichkeit eben verronnener Stunden hinausgehoben zu einer hellseherischen Einsicht.

Er raffte sich zusammen. Es war ihm plötzlich peinlich, wenn es jemand im Hause hörte, daß er wie ein später Gast sich hinausschlich oder wie ein romantischer Jüngling lange nach Mitternacht aus dem Park kam.

Ich habe dich um drei Uhr die Treppe heraufkommen hören,« sagte Carly am andern Morgen zu Albrecht. »Sollst du das? Du wirst dich erkälten. Man muß auf dich aufpassen, Leichtsinniger.«

Er sah, Befangenheit auf dem Gesicht, an ihr vorüber. »Ich konnte nicht schlafen —«

»Komme mal her!« Er gehorchte. Sie nahm ihn bei den Händen und sah ihm lächelnd in die Augen. Und ihm war, als freue sie sich ihrer Macht über ihn auf eine fremde Weise. Als freue sie sich, daß er sich die Nacht gequält. In ihren Augen lag eine sonderbare, ein wenig aufreizende Genugtuung. Er scheuchte eine Fremdheit fort, die über sein Herz kroch. Und drei Tage lang ging durch das alte Markgrafenschloß ein junges, frohes Blühen. Drei Tage war er vollkommen glücklich. Der alte Park und das alte Schloß taten ihre Zauber auf, Jugend triumphierte über den Staub der Zeiten, Lust verscheuchte Gedanken und Lasten. Die Blütenfülle des August — die zweiten Rosen, all die verschollenen alten Blumen, die noch entlegene Gärten füllen, lagen ausgebreitet. Und Frau von Jastrow war krank. Sie hätte mit nichts Albrecht eine größere Freude machen können, als mit

diesem Leiden, das ihr Leben sicher nicht gefährdete, sondern sie nur für ein paar Tage beseitigte.

Durch die Abende floß die schöne Stille des Landes — die Leidenschaft des alten Gartens, den sie dann kaum verlassen mochten. Es war, als berge er tausend Träume, die immer neu mit holden Augen, mit dem Dämmer des Geheimnisses kamen.

Und jeden Morgen, wenn Albrecht wieder Carlys bezaubernde Frische, den vornehmen Reiz ihrer Erscheinung sah, kam ihm die Welt vor wie ein ewig goldner Sonnentag.

Dann aber: Es war ihm lange auf dem Herzen gelegen, nun brach er endlich das Thema an. Sie saßen nach einem kleinen Spaziergang in der alten Bibliothek des Schlosses, und er gab sich Mühe, recht verständig und zugleich schonend gegen Carly von den wirtschaftlichen Dingen zu sprechen, die als Grundlage ihrer Ehe nötig waren.

»Ich bin kein Offizier mit Aussicht auf Karriere,« sagte er, bemüht, sie nicht etwa in einem Wahn über seine Befähigungen zu lassen. »Pferde sind nicht meine Passion, Kriegswissenschaften nicht mein Talent. Ich habe einen sehr liebenswürdigen Kommandeur, den Grafen Hochsattel, der es gut mit mir meint. Und meine Pflichten erfülle ich natürlich. Nur — höher als bis zum Regimentskommandeur kann ich es nicht bringen. Und dies würde ich wohl nur meinem Namen danken.«

Sie hatte eine schmale Falte zwischen den hochgewölbten Brauen. »Eine Hofstellung? Hofmarschall?«

»In Bayern — als Protestant? In meinem Alter?«

»Militärattaché an einer Botschaft?«

»Das bedeutete Jahre, in denen man noch lernen muß.«

Sie hatte sich ein wenig vorgebeugt, dachte nach. Dann sagte sie langsam: »Das Hofleben in München unter der Regentschaft ist überhaupt eine Sache ohne Reiz. Geh nach Berlin. Zu den ersten Dragonern. Oder, besser noch, nach Potsdam zu den Gardedukorps. Du hast in München in den drei Jahren bei den schweren Reitern deinem Vater bewiesen, daß du nicht die Art von Rudolf hast. Er wird seinen Sinn ändern und dich nach Potsdam lassen. Das Regiment Gardedukorps ist deinem Namen selbstverständlich offen, wir verkehren ungefähr absolut mit Menschen unsers Standes, dein militärischer Rang spielt nur dienstlich eine Rolle, und laß es meine Sorge sein, wie wir uns in die Hofgesellschaft einfügen. Mache das! Vielleicht schreibst du deinem Vater.« Sie sagte es lässig, als wäre es eine Kleinigkeit, den Vater um die dreißigtausend Mark Zuschuß zu bitten, die man wohl zum mindesten brauchte, als Verheirateter dem teuersten Potsdamer Regiment anzugehören und zu Hof zu gehen.

Albrecht hob mit einer scharfen Wendung den Kopf. »Du vergißt, daß ich als zweiter Sohn solche Ansprüche nicht stellen kann. Wir müssen uns anders einrichten, Carly. Selbst wenn Papa es bewilligen sollte, im Augenblick seines Ablebens bin ich wohl auf eine sehr kleine Apanage und mein mütterliches Erbteil gestellt. Darüber wollen wir uns doch keinen Illusionen hingeben. Es führte zu nichts.«

Er fühlte, wie eine heiße Röte in sein Gesicht schoß. Er konnte sich nicht recht helfen. Vielleicht hatte er schroff gesprochen. Vielleicht waren es die einfachsten Ansprüche ihrer Geburt, die Carly stellte. Aber wie sollte er seinem Vater gegenüber das durchsetzen?

Er fühlte wieder Carlys Augen wie in einem Erstaunen, einer Neugier auf sich. Dann lächelte sie ihr aufreizendes, kleines überlegenes Lächeln. »Du sprachst von dem Wunsch nach baldiger Hochzeit, Albrecht. Vorher aber muß doch das Notwendigste geordnet werden. Du bist deinem Vater gegenüber verschüchtert, weil er dich hart gehalten hat. Ich weiß das doch von dir selbst. Es war euch verboten, um etwas zu bitten, und so bist du ihm gegenüber stumm und verschlossen geworden. Dies hat seine Berechtigung. Daß ein Vater, der seine Kinder so behandelte, wie euer Papa es tat, das Vertrauen seiner Söhne nicht hat, ist seine Schuld. Aber hier handelt es sich um deine Rechte. Verlange sie! Und da du vielleicht eine alte Befangenheit deinem Vater gegenüber hast, so mache es lieber schriftlich.«

Albrecht trug von dieser ernsthaften Unterredung ein zwiespältiges Gefühl davon; und doch erfüllte es ihn mit Freude.

daß Carly eine nahe Zukunft für ihre Vermählung wünschte.

Nun saß er in dem alten Wohnzimmer des Erdgeschosses, das zu allen Tagesstunden von den Bäumen draußen ein melancholisches Licht bekam und wie eine große Abgeschlossenheit wirkte. An demselben tafelförmigen Rokokoschreibtisch hatten geduldige und ungeduldige Hofmeister mit ihm gesessen und sich bemüht, ihm Schulweisheit beizubringen. Die geduldigen saßen die Stunden ab, die ungeduldigen machten irgendwie ihrem Temperament Luft. Sie schrieben erbarmungslose Noten unter die mühseligen Rechnungen oder Übersetzungen, die er machte.

Also, der schwere Brief an Papa.

Er hatte noch kaum begonnen, da trat der Kastellan mit einem Eilbrief ein.

Der Brief war von Papa und aus Ostende. Papa und ein Eilbrief? In einem unklaren Schrecken riß Albrecht das Schreiben auf.

Lieber Sohn Albrecht,

ich habe gern Kenntnis genommen von Deiner völligen Gesundung und Deinem Erholungsaufenthalt in Dietrichshof. Rascher als ich geglaubt werden wir uns wiedersehen. Ich habe hier eine Zusammenkunft mit Rudolf zwecks einer Aussprache über verschiedene wichtige Punkte in Angelegenheiten, die eine Klärung heischten. Mit großer Genugtuung teile ich Dir mit, daß Rudolf sich jetzt ganz in Dietrichstein niederlassen wird, um sich in alle Zweige der Verwaltung einzuleben. Das Leben war wohl eine harte Schule für ihn, und ist er jetzt ein ernster, gereifter Mann geworden. Seine finanziellen Verhältnisse sind in die beste Ordnung gekommen, ja, ich darf sagen, sie haben eine glänzende Wendung genommen, indem ein Terrain, das er vor Jahren aus Großmut einem Bekannten, der seither verstorben ist, abnahm, von der belgischen Regierung zu hohem Preise für Hafenanlagen angekauft wurde.

Und ist es dieser Glücksumstand nicht allein, der mich mit Befriedigung erfüllt. Sondern in Rudolfs ganzem Wesen ist eine tiefgreifende Veränderung vorgegangen. Er hat die ernsten Pflichten eines deutschen Standesherrn begriffen und ist gewillt, seine Kräfte fürderhin ganz meiner Unterstützung in der Verwaltung zu widmen.

Meine Aufgabe hier ist also beendet, und werden wir schon morgen nach der Heimat abreisen. Verständige bitte Frau von Jastrow, daß sie das Nötige anordnet, und sage der lieben Nichte Carly, wie es mich freuen wird, wenn sie unser Leben als lieber Gast verschönt.

Tag und Stunde unsrer Ankunft wirst Du noch durch ein Telegramm erfahren.

Dein treuer Vater
Zu Dietrichstein.

Albrecht las diesen Brief zweimal. Weder in Freude noch in Erregung. Er dachte nur, einen seltsamen faden Geschmack im Mund: Der verlorene Sohn.

Alles war verziehen. Der Leichtsinnige, der seinen Vater fünfzehn Jahre lang mit einem wilden, wüsten Leben in seinen Gesinnungen beleidigt hatte, der von dem Geld, das aus der Dietrichsteiner Verwaltung mit größtem Bedacht herausgewirtschaftet wurde, Schauspielerinnen und Halbweltlerinnen wie Herzoginnen aushielt, lumpte und spielte wie nur irgendeiner, war ein gereifter Mann geworden und hatte seine Finanzen durch eine glückliche Spekulation geordnet.

»Und ist es nicht dieser Glücksumstand allein, der mich mit Befriedigung erfüllt.« Nie sprach Papa ein solches Deutsch, aber er schrieb es.

Was erfüllte noch mit Befriedigung? Hatte etwa Rudolf noch Aussicht auf eine große Heirat? Einerlei. Schön — oder vielmehr nicht schön: die Heimkehr des verlorenen Sohns.

Albrecht steckte den Brief des Vaters weg. Wer weiß, morgen kamen die Reisenden schon. Er hastete hinunter zu Carly.

»Bitte, Liebste, ich möchte eine weite Autofahrt machen. Es paßt dir doch?«

Er hatte Lie den Tag nicht verderben wollen — er hatte selbst noch einmal ganz frei und fröhlich sein wollen. Aber nun mußte er es heraussagen, denn Frau von Jastrow kam gerade ins Zimmer. Sie wurde von Bestürzung ergriffen. Worte wie Bohnern, Teppiche abnehmen, Lüften entflohen ihrem Mund. Dann sank ihre etwas hüpfende Gestalt jählings wie erschlagen auf einen Stuhl: »Durchlaucht und der Prinz! Ja, weiß Gott, Kinder, da



fahrt in Gottes Namen spazieren. Wenn wir dann alle unsre feierlichen Gesichter zu dem verlorenen Sohn machen müssen, wird's nicht amüsant.«

»Verlorener Sohn?... Was schreibt dein Vater?«

»Ich hole dir den Brief,« rief Albrecht.

»Ich komme mit dir, Brecht.«

Draußen auf der Hoframpe tickte schon das Auto. Hilmar, wahrhaft elegant in der Lederjoppe des Fahrers, stand wartend und pfiff. Albrecht sah ihn vom Fenster aus. Fröhlicher Kerl, dachte er. Und immer noch saß Carly an Albrechts Schreibtisch und las den Brief — zweimal, dreimal, als suche sie zwischen den Zeilen noch Verborgenes, Erklärendes. Doch der Brief war ja klar genug. Ihr Schweigen beunruhigte ihn. Ihr Gesicht schien so seltsam verschlossen. Er konnte nicht erraten, was sie dachte. Aufmerksam las sie wieder und wieder.

Er trat zu ihr. »Das kommt unerwartet,« sagte er mit etwas trockener Stimme.

»Ja, Albrecht, es überrascht.« Sie sah geradehin in die Luft. »Es ist jetzt nicht der Augenblick, daß du mit deinem Vater sprichst.«

»Aber es kommt mir eben: wenn er doch so glücklich über diese — Wendung mit Rudolf ist, wäre er meinen Wünschen vielleicht offener als sonst.«

»Nein — du irrst. Alte Menschen können nicht zwei Angelegenheiten auf einmal erfassen. Dies wird deinen Vater jetzt ganz erfüllen. Ich bitte dich — sprich jetzt nicht mit ihm. Es ist nicht die Zeit. Er würde vor diesem Ereignis deine Angelegenheit ganz nebensächlich behandeln, glaube mir.«

Ein rätselhafter Zug, wie von Abwesenheit, lag über ihrem Gesicht. Er dachte: Es ist Takt von ihr, daß sie nicht weiter von der Sache sprechen will.

»Fahren wir, Liebe?«

Sie wandte jäh das Gesicht. »Ja, Brechtelein, fahren wir. Es ist vielleicht für lange der letzte ungestörte Tag.«

Hilmar riß den Schlag auf. Selbst Carly mußte über sein freudeflammendes Gesicht lachen.

»In die Freiheit,« flüsterte Albrecht ihr zu. Und das Auto raste. Albrecht liebte dieses stürmische Tempo. Die glückliche Fahrt — —

Aber dann war ein andrer Tag. Albrecht stand am Bahnhof. Vor kaum einer Woche war er mit ganz andern Gefühlen hier gewesen. Da dünkte ihm das häßliche Gebäude schön, da fieberte er vor Eile. Jetzt wünschte er, es gäbe noch einen Aufschub, es möchte ein Telegramm kommen, ein Reisehindernis sein. Doch da kroch schon langsam der Zug heran und hielt. Ehe Albrecht noch den richtigen Waggon herausgefunden hatte, sah er schon den Leibjäger Papas stürzen.

Papa stieg aus. Etwas behutsam. Sein weißer Bart war kürzer geschnitten als sonst. Er sah sehr weltmännisch aus.

»Guten Tag, Albrecht.« Er ließ sich die Hand küssen. Nach ihm kam der Bruder. Er war etwas stark geworden und wirkte in seiner überragenden Größe sonderbar mächtig. Albrecht starrte ihn an. Er wußte nicht gleich, was da Sonderbares in dem Gesicht war. Der Hut hob sich von einem steilgescheitelten Blondhaar.

»Guten Tag, Albrecht. Nett, daß du hier bist.«

Man ging zum Auto. Wie mechanisch. Albrecht war es jäh, als sei er ein Gelähmter, ein Schuldiger, zwei machtvollen fremden Herren gegenüber.

Im Schloßhof standen sämtliche Leute. Das mußte so sein, wenn Papa kam oder abreiste.

Rudolf ging mit Albrecht hinter dem Vater her. »Etwas antiquiertes Personal,« sagte er halblaut. »Da wird Papa einmal ausmustern müssen.«

Das klang, als wäre von Pferden die Rede. In der Halle standen Carly und Frau von Jastrow. Frau von Jastrow hat die Allüren einer intriganten Magd, dachte Albrecht, und Carly zwingt. Er hatte sie noch nie so sehr als große Dame gesehen. Rudolf verbeugte sich sehr tief. Sein tadelloser Scheitel kam bis in die Nähe ihrer Hände. Aber er küßte sie nicht. Getreu einer lächerlichen Konvention, die das der unvermählten Dame gegenüber erst erlaubt, wenn sie am Rande des Grabes ist. —

Papa saß in seinem Zimmer und nahm Rapport entgegen. Frau von Jastrow berichtete. Dann wurde Albrecht gerufen.

»Du bist wieder völlig gesund?«

»Ja, Papa.«



»Du hast sechs Wochen Urlaub, wovon eine verflossen ist?«

»Ja, Papa.«

»Etwas lang. Du sollst die Manöver nicht mitmachen? Hm! Aber am fünfzehnten September inspiziert Seine Majestät der Kaiser die Truppen. Wir wollen sehen.«

»Ich habe Urlaub, Papa.«

»Wir wollen sehen.«

Pause. Es ist unerträglich, dachte Albrecht. Ich muß mit Papa sprechen. Ich kann nicht mit Carly so formell sein, wie vorhin bei dem gräßlichen Mittagessen.

Der Fürst strich sich den wohlgepflegten, glatten weißen Bart. Seine Haare waren noch eisenfarbig und standen steil wie eine Bürste. Die sehr beringten Hände zitterten leicht. Aber die Stimme hatte ihren etwas abgehackten, schnarrenden Klang, wie immer. »Du bist als Erwachsener noch niemals mit deinem Bruder zusammengewesen, Albrecht. Ich möchte dich darauf aufmerksam machen, daß ich auch von dir Formen erwarte, die seinem dir überlegenen Alter und seinem Hausvorrang entsprechen.«

Albrecht fühlte, wie ihm das Blut ins Gesicht schoß. Aber er bezwang sich und sagte: »Deine Erziehung, Papa, hat mich ja gelehrt, wie man sich Alter und Verdienst gegenüber zu benehmen hat. Im Augenblick sind wir hier wohl beide deine Söhne.«

Albrecht bemerkte einen interessierten Zug um seines Vaters Mund. Einen Augenblick sah er ihn fast lebhaft an. Dann legte sich das Gesicht wieder in seine steifen Formen. Langsam antwortete er: »Es war ein Rat, lieber Albrecht. Noch lebe ich und bin Gott sei Dank bei Kräften. Später wird manches für dich davon abhängen, welches Verhältnis du zu deinem Bruder gewonnen hast. Ich möchte mich zu der Angelegenheit gleich ein für allemal äußern. Du weißt, daß Dietrichshof ebenfalls zum Fideikommiß gehört und ich nicht etwa zu deinen Gunsten darüber testieren kann. Dies nur, weil du mir früher den Wunsch aussprachst, dort zu wohnen in späteren Zeiten. Dies wird von der Stellung abhängen, die du zu deinem Bruder gewinnst. Er legt mit Recht Wert auf seinen Rang, und es steht, wie gesagt, bei dir, ein für dich befriedigendes Verhältnis mit ihm zu suchen.«

Albrechts Selbstgefühl war an einer empfindlichen Stelle berührt. Er wußte genau, daß sein Vater jeden Widerspruch aufs übelste vermerkte, er wußte, daß er sich schadete, aber er konnte und mochte eine Erwiderung nicht zurückhalten: »Mein Bruder oder, wenn du willst, der Prinz, Papa, hatte bisher keine Meriten. Es soll mich freuen, wenn ich jetzt Gelegenheit habe, solche an ihm kennenzulernen. Bisher war sein Leben weder ein vorbildliches noch ein wertvolles. Pardon, ich kann nicht so schnell umlernen.«

Eine Pause folgte, eine von jenen enttäuschenden Pausen, die den demütigen, der einen Zorn erwartet hat. Einen Augenblick zitterte die beringte Hand auf der Schreibtischplatte. Aber der Zorn kam nicht, den Albrecht wünschte. Denn er hatte geglaubt, dies wäre vielleicht der einzige Weg, seinen Vater einmal zu einem eingehenderen Gespräch zu bringen, zu Auseinandersetzungen, die schließlich sein mußten.

Die alte englische Standuhr in dem schwarzbraunen Gehäuse tickte fast überlaut. Vom Hof herauf hörte man die Stimme der Frau von Jastrow. Wo mochte Carly sein? Mein Gott, wie sollte das werden, wenn sie nun hier, gebeugt unter das Joch der Konvention, ihre Dinge, ihre Gefühle verstecken mußten?

Endlich sagte der alte Herr: »Wenn du Lust hast, kannst du dir eine Zigarette anstecken. Bitte, reiche mir die Büchse. Ja, hm! Ich habe dich allerdings nicht um deine Auffassungen über Rudolf gefragt. Da du sie aber äußerst, will ich doch das Wort dazu nehmen. Merke genau, was ich sage: Was hinter Rudolf liegt, ist abgetan. Sein Konto ist beglichen. Er besitzt vollkommen mein väterliches Wohlwollen. Er tritt hier jetzt in die Stellung des zukünftigen Herrn ein. Gewiß seid ihr beide als meine Söhne gleich. Aber dank seiner Erstgeburt ist er dir einmal übergeordnet, und das hier ebenso, wie wenn ihr in der Welt steht. Dein Bruder wird Chef unsrer Linie sein, Herr über das Fideikommiß, und er ist dir auch jetzt, als Privatmann, an Mitteln sehr überlegen. Du wirst guttun, dir bei ihm über seine selbstverständlichen brüderlichen Gefühle hinaus Sympathien zu erwerben.«

Wieder brauste Albrecht auf: »Erst müßte ich erleben, daß die Antipathie, die mir sein



Viveurdasein erweckte, grundlos geworden ist. Ich habe keine Einblicke in sein verändertes Wesen getan. Selbstverständlich freue ich mich, wenn er dir, Papa, Garantien gibt, daß er nun zuverlässiger und anders geworden ist.«

Der alte Herr sah mit einem sonderbaren Blick über Albrecht hin. »Weltbildung erwirbt man nicht ohne eine bewegte Schule. Rudolf ist der vollendete Weltmann großen Stils. Ich lernte in Ostende seine Freunde kennen, die Blüte der englischen und altfranzösischen Aristokratie. Es war mir interessant, auch einmal die Pairschaft andrer Länder kennenzulernen. Daß Rudolf enge Fühlung mit europäischen Standesgenossen hat, ist wertvoll. Es weitet den Blick. Wir stehen im Zeichen internationaler Verbindungen. Die rote Gefahr des Sozialismus, der Proletarier aller Länder, gibt zu denken. Es ist gut, wenn wir Aristokraten manches von draußen hören —«

Albrecht mußte beinah ein Lächeln unterdrücken. Hatte am Ende Rudolf eine internationale Pairsgesellschaft gegründet, einen Wall gegen die rote Gefahr? Guter Papa!

»— — und in Anbetracht seiner großen gesellschaftlichen Beziehungen, besonders zu verschiedenen herzoglichen Häusern Englands, bewerte ich es doppelt an ihm, daß er nun sich hier der Verwaltung unsrer Besitztümer widmen will.«

Albrecht wollte etwas antworten. Da schnitt der alte Herr mit einer kühlen, sozusagen herrischen Handbewegung das Gespräch kurz ab. Die linke Hand mit den vielen Ringen stand einen Augenblick lang wagerecht in der Höhe des glatten, wohlgepflegten weißen Bartes.

»Du bist nun über meine Ansichten unterrichtet, es ist gut. Magst du klingeln? Ich habe den Finanzdirektor zum Vortrag befohlen. Er wartet unten.«

In einem natürlichen Impuls fragte Albrecht: »Heute, nachdem du zwei Stunden Bahnfahrt hattest und die andern Tage in Reiseunruhe warst, willst du schon Geschäfte erledigen, Papa?«

Der alte Herr hob die Augenbrauen. »Ich ersuchte dich, zu klingeln.«

Die Heimkehr des verlorenen Sohnes ... Ein bitteres Lächeln um den Mund, ging Albrecht über den Korridor. Wir reisen nach Assenhausen. Carly kann doch jeden Moment fort. Warum soll mich Walter Assenhausen nicht einladen können? Leere Zimmer hat er ja genug, dachte er. Wir wollen dieses Schauspiel hier nicht erleben, wie man den verlorenen Sohn feiert. Er dachte trotzig: Wenn er heimgekommen wäre, angeekelt von seinem bisherigen Leben, unglücklich in seiner Seele, mit leeren Händen, ein Verwundeter des Herzens oder des Stolzes — wie wollte ich ihm gut sein! Aber dieser von Hochmut und Kälte aufgeblasene Mensch mit den feierlichen Attitüden, mit dem Gesicht, das von Wohlleben fast feist ist —

In diesem Augenblick tauchte das Gesicht vor ihm auf. Rudolf kam über die Treppe. Eine massige und doch überaus elegante Gestalt, zum Tee umgekleidet, sommerlich hell, einen Modestrohhut in der Hand. Er hob ein wenig die schweren Lider von den großen kühlen Augen und sagte: »Papa arbeitet schon. Ich will mich heute den Damen widmen. Kommst du mit, Brecht? Wo nimmt man den Tee? Ich hoffe, im Freien.«

»Ja, in dem kleinen Burggarten.«

In dem kleinen Garten an der Front des alten Tudorbaues, dem steilen Mauerhang abgerungen, saßen schon »die Damen«. Rudolf nahm den Platz neben Carly ein. Frau von Jastrow war beflissen: wie eine junge Tochter, die zum erstenmal den Tee besorgt, benahm sie sich, übereifrig angelegentlich.

Mit der Selbstverständlichkeit, die vielleicht ein Pädagoge hat, ein Pastor oder ein regierender Herr, bestimmte Rudolf das Thema, das heißt, er erzählte.

Man kam während dieser Darstellungen nicht in die Notwendigkeit, selbst zu sprechen. Mit seiner volltönenden, getragenen Stimme sprach Rudolf. Sein seltsam glattes Gesicht mit dem steilen, hohen Scheitel, dem wie geplätteten Bart war für Albrecht etwas fast Peinigendes. Er mußte immer wieder hinsehen. Brach da nicht einmal irgendeine andre Note aus der wohlgepflegten Maske? Nein. Nur zuweilen eine Handbewegung. Die ähnelte verzweifelt denen von Papa — dieses wagerechte Durchschneiden der Luft, eine Gebärde, die auszudrücken schien: Alles ist unter mir, nichts wird mich erregen.

»Mein Freund Charles Somersett würde gewiß Ihren Beifall finden, gnädigste Ku-



sine,« wandte er sich plötzlich verbindlich an Carly.

In seiner Erregung hatte Albrecht während des zwangvollen Mittagessens nicht darauf geachtet, wie Carly und Rudolf einander anredeten. Dieses »Sie« überraschte ihn. War es eine Unsicherheit von Rudolf? Aber nein, er kannte dergleichen wohl nicht. Er, Albrecht, fühlte sich für Carly verletzt. Denn ihr Besuch hier war auf Grund eines wenn auch nicht mehr ganz nahen Verwandtschaftsgrades. Er wollte sagen: Carly hat uns doch immer das Du gestattet, doch dann fiel ihm ein: vielleicht hatte *sie* ihn in der fremden Form begrüßt.

Er sah, wie Rudolf sie bei seinen Worten mit einem leisen, unangenehmen Lächeln ansah. Sie antwortete gleichgültig: »Ich zweifle nicht daran, daß Sie in der Wahl Ihrer Freunde sehr glücklich sind.« Sie stand auf, ein lässiges Lächeln um den Mund. »Ich möchte etwas spazierengehen. Helene, du hast wohl nicht Zeit? Albrecht, kannst du mitkommen?«

Rudolf hatte sich in der gleichen Sekunde erhoben. »Darf ich mich anschließen? Oder befehlen Sie nur Albrecht?«

Man ging also zu dreien. Der Spaziergang fiel Albrecht auf die Nerven. Rudolf stellte in seiner undurchbrechlichen Art immerfort Fragen. Es wurde über einem langsamen, mit viel Stehenbleiben verbundenen Schleichen auf wohlgepflegtem Wege Zeit zur Rückkehr, da man sich zum Abend wieder umkleiden mußte. Denn Papa verlangte auch im kleinsten Kreis alle korrekte Form des Anzugs.

Es gelang Albrecht, seine Verlobte noch ein paar Augenblicke allein zu sprechen, als sie, in einem Abendkleid mit kleinem Ausschnitt, hinunterging.

»Lie, das halte ich nicht aus. Lie, warum sagst du mit Rudolf Sie?«

Zuckte ein flüchtiges Rot auf ihr Gesicht? »Er war mir so wie ein wildfremder Mensch beim ersten Sehen. Da kam es mir so heraus — schließlich ist es ja auch ewig her, daß ich ihn du nannte.«

Es war Albrecht eine Sekunde lang, als sei sie nicht aufrichtig. Aber er schämte sich dieses Gedankens. »Mein Gott, was bist du schön!« entfuhr es ihm.

»Nun, wenn es dir gefällt, habe ich auch eine Freude dabei, Toilette zu machen.«

»Laß uns doch über die Galerie gehen, es hat noch nicht zum zweitenmal gegongt.«

Sie bewilligte den kleinen Umweg. »Aber sprich nicht so laut!«

Er küßte sie rasch. Dann, das Gesicht noch nahe dem ihren, sagte er: »Ich renne morgen vor Tau und Tag nach Dietrichsdorf und schmiere eine Ölskizze aus dem Park hin. Gottlob, davon versteht Papa nichts. Sie ist der Vorwand, daß du morgen 'rüberkommst und mir hilfst oder rätst. Ein Gemälde, ich bitte, das ich der Prinzessin Adelgunde — nein, sagen wir lieber der Prinzessin Ludwig, denn die ist selbst Malerin, versprochen habe. Da sieht Papa ein, es ist eine würdige und ernste Sache. Dann müssen wir sprechen, Lie. Das ist ja furchtbar. Wir müssen so rasch als möglich hier weg — überlege dir, ob dein Bruder nicht so freundlich ist, mich einzuladen —«

Eine grausame Schmiererei stand auf einer improvisierten Staffelei im Park von Dietrichsdorf.

Als Carly kam, erbarmte sie sich des Bildes, damit man es doch wenigstens Papa zeigen konnte, und während sie sich eifrig bemühte, etwas Form und Umriß in das Farbenchaos Albrechts zu bringen, plauderten sie.

»Natürlich lädt dich Walter mit Vergnügen ein — aber was hilft es? Dein Vater läßt dich jetzt nicht fort. Der Anstand erfordert, daß du bei der Heimkehr deines Bruders freudig dableibst. Wir müssen uns für den Augenblick fassen. Dann erwäge, ob dir nicht der Hofrat mit etwas Nachdruck von deiner Seite eine Kur in Baden-Baden verschreibt. Da kannst du von Assenhausen aus täglich hinfahren — das heißt, du müßtest es so machen: in Baden wohnen und immer herüberkommen.«

»Du bist doch riesig klug,« sagte er begeistert. »Aber was hat man für Krankheiten in Baden-Baden? Ich ahne es nicht. Turgenjeff hatte das Heimweh dort — weißt du, das produktive Heimweh nach Orten, in denen ihm doch nicht wohl gewesen wäre —«

Sie wurden lustig. Das Gemälde für die Prinzessin bekam etwas Ausschweifendes.

(Fortsetzung folgt.)



Musikalisches Deutschtum

Von Prof. Dr. Hermann Freiherrn v. d. Pfordten

Wenn ein Weltkrieg tobt, wenn Millionenheere miteinander ringen, wenn im Heldenkampf die Existenz der Nation gerettet wird, darf da von Musik die Rede sein? Dürfen wir in der Gott sei Dank vom Greuel der Verwüstung verschonten Heimat Künste des Friedens pflegen? Ganz gewiß nicht, um uns über den furchtbaren Ernst der Zeit hinwegzutäuschen; ganz gewiß nicht, um uns, und sei es nur auf eine Stunde, über all das Herzeleid hinwegzusetzen, das auch der siegreichste Krieg in jedes Haus, in jede Familie trägt; ganz gewiß nicht, um uns nur zu erholen von all der Sorge und all dem Druck, der auf uns lastet. Auch darauf wollen wir uns nicht berufen, daß draußen im Feld musiziert wird. Wenn unsre junge Mannschaft mit Gesang dem Tod entgegengeht, oder wenn unverwüstlicher Soldatenhumor heitere Weisen in der Kampfpause erklingen läßt, so ist das etwas ganz andres. Das ist unwillkürlicher, unmittelbarer Ausdruck starker Empfindung; künstlerischem Zwecke dient es nicht. Um solchen handelt es sich aber für uns daheim. Was ist es mit der Tonkunst während des Krieges? Verliert oder behauptet sie ihre Bedeutung für uns angesichts dessen, was wir jetzt erleben? Die Beantwortung dieser Frage erheischt eine ehrliche Selbstprüfung. Es kommt ganz darauf an, was die Musik uns ist, was sie bis heute uns war. Wer in der Tonkunst nur Tonspiel erblickt, und sei es noch so schön, noch so reich, noch so geistvoll und interessant, der muß ihr jetzt Schweigen gebieten. Dazu ist jetzt kein Platz; das ist ein Luxus, den man sich gönnen mag, wenn nichts Größeres uns in Anspruch nimmt, wenn nichts Besseres uns beschäftigt. Selbst dann noch bleibt es bedenklich; jetzt müßten wir uns schämen, zu tändeln. Wer dagegen die Musik ernst nimmt, kann sie nicht missen. Dem ist sie unentbehrlich für sein ganzes Seelenleben; gleichviel was er erlebt, er braucht sie als ein Stück seiner selbst. Und gerade jetzt wird er sich dessen aufs neue bewußt. Wir können uns gar nicht vorstellen, was wir wären ohne unsre Musik. Sie ist uns nicht allein Ausdruck unsers Empfindens, sondern auch Pfand und Hort unsers ganzen Wesens. Aber freilich nur dann, wenn wir sie ernst und deutsch zugleich in uns tragen; nur dann, wenn unser Deutschtum auch musikalisch über jeden Zweifel erhaben ist.

Hier erheben sich neue Bedenken. Ist das nicht ein Irrtum oder doch ein ganz einseitig beschränkter Standpunkt? Die Musik wird doch immer gepriesen als die allmenschlichste unter den Künsten; es heißt doch, ihre Sprache sei eine Weltsprache, jedem empfänglichen Ohr und Herzen verständlich. Die großen Meister, sagt man, gehören doch nicht einer einzelnen Nation, sondern allen gemeinsam. So und ähnlich lauten die weitverbreiteten, gefährlichen Phrasen. Sie haben wesentlich dazu beigetragen, unser Stilgefühl zu verwirren und unser Nationalgefühl zu schwächen. Sie beruhen letzten Grundes auf der Überzeugung, die uns Deutschen von jeher verhängnisvoll war, alles wahrhaft Große müsse international sein. Die Konsequenz solcher Verirrung ist unerbittlich, sie führt dazu, die eigne Art zu verkennen, sich ihrer zu schämen und das Fremde anzubeten. Anders ist es auch gar nicht möglich. Denn internationale Größe in diesem Sinne gibt es nicht und kann es nicht geben. Für jedes Volk gibt es nur Eignes und Fremdes; und es muß sich für das eine oder das andre entscheiden. Und wir beobachten die Extreme: Mißachtung des Eignen und Vergötterung des Fremden, oder umgekehrt Verachtung des Fremden und Selbstverherrlichung. Beides beruht auf bedauerlichem Mangel an Unterscheidungsvermögen. Nur wer die Verschiedenheit erkennt und anerkennt, vermag sie auch zu bewerten.

In Zeiten friedlichen internationalen Verkehrs findet ein reger Austausch statt auf musikalischem Gebiete; da scheinen die Schranken beseitigt, die das Empfinden der Völker trennen. Aber sie scheinen nur. Denn die Völker sind deswegen doch nicht weniger voneinander verschieden; innerlich sind sie einander viel weniger nahegebracht, als die internationalen Schwärmer es glauben. Es ist ja recht schön, wenn sie sich gegenseitig kennenlernen; nur dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben. Es geht mit der Musik wie mit jedem andern Gut, das in den internationalen Verkehrsaustausch gebracht wird. Eindruck macht sie überall; auch der Fremde wird von ihr ergriffen; dazu ist der allgemein menschliche Gehalt in ihr stark genug. Wenn Meister Gluck es als sein Ideal bezeichnete, eine allen Nationen zusagende Musik zu schaffen, so scheint das ja in der Tat erreicht. Eine ganze Reihe großer Meister wird in der ganzen Welt gefeiert; sie scheinen tatsächlich nicht mehr ihrem Volk allein, sondern allen musikalischen Menschen zu gehören. Und doch ist ein gewaltiger Unterschied unverkennbar. Ganz richtig verstanden werden sie nur in ihrer Heimat; der Fremde vermag ihr tiefstes, eigentlichstes Wesen nicht zu erfassen. Der fremde Künstler vermag sie auch nicht vollständig richtig wiederzugeben. Hören wir nur, wie ein Franzose Mozart oder Beethoven spielt, wie ein Italiener Schubert oder Wagner singt. Das kann außerordentlich schön, fein, virtuos gelingen; aber es fehlt das Letzte, das



Entscheidende: es ist nicht deutsch. Und bilden wir uns vielleicht ein, daß wir es besser machen? Daß wir echt französisch oder italienisch musizieren können? Da müssen wir stärkste Selbstkritik üben. Wir behandeln fremde Musik ganz ebenso wie fremde Sprache, mit einer Mischung von Naivität und Eigensinn, mit einem Mangel an Stilgefühl, über das man lächeln und sich ärgern muß, weil es unausrottbar scheint. Das alles entspringt dem geringen Unterscheidungsvermögen und der internationalen Schwärmerei, die das Wesen und die Wurzeln der Musik verkennt.

Gerade weil die Musik unmittelbarer Empfindungsausdruck ist und als solcher dem ureigensten Seelenleben entspringt, kann sie gar nicht anders verstanden werden als national. Unsre besten und größten Meister wurzeln in unsrer nationalen Eigenart; ihre Kunst ist nur national denkbar und faßbar. Sie sind alle nicht nur große Künstler, sondern echte Deutsche; und nur als solche sind sie zu verstehen. Gewiß, wir haben noch weiter zu unterscheiden. Die einen bleiben so besonders deutsch, daß es niemand einfallen kann, sie als international zu preisen. Unsre Weber, Schubert, Schumann, Brahms, Bruckner, Wolf, Wagner, von vielen andern zu geschweigen, erscheinen uns rein deutsch und sollten deshalb unsre ganz besonderen Lieblinge sein. Aber da spukt eben wieder die internationale Phrase herein: Die »ganz Großen« sind das doch nicht; sie sind »nur« deutsch. Ich möchte wissen, ob es ein zweites Volk auf Erden gibt, das ein solches »nur« auszusprechen imstande wäre! Das gerade Gegenteil wird zutreffen; die Romanen sind uns da von jeher weit überlegen. Nun aber die andern, wie Händel, Mozart, Beethoven vor allem. Die stehen auf voller Höhe, die sind aus dem Nationalen emporgedrungen bis zum allgemein Menschlichen; das ist der Gipfel. Lassen wir's gelten; aber fassen wir es doch etwas anders. Der allgemein menschliche Edelgehalt, den jede Nation in sich trägt, mithin auch jede Kunst, insbesondere die Musik, offenbart sich in den »ganz großen« Meistern wahrhaft überwältigend. Doch aber auf nationaler Grundlage, doch aber in nationaler Prägung. Es ist dadurch der Ursprung ihrer Größe nicht verwischt noch verleugnet; es ist ihre Zugehörigkeit zu ihrem Volk dadurch nicht aufgehoben noch verdunkelt. Im Gegenteil: die Steigerung zur allgemein menschlichen Bedeutung vollzieht sich eben dadurch, daß die nationale Eigenart in ihrer ganzen Größe entwickelt wird. Statt zu lästern: »Das sind keine deutschen Künstler«, sollten wir erkennen: »So hoch trägt deutsche Kunst«. Oder fürchten wir dann Selbstüberhebung? Fürchten wir das, was wir glücklicherweise mit einem Fremdwort Chauvinismus nennen? Nein, die rechte Erkenntnis zeitigt gehörige Selbstzucht.

Stolz auf unsre großen Meister dürfen und sollen wir sein, und stolz darauf, dem Volk anzugehören, das sie sein nennt. Aber wir brüsten uns nicht: »Seht, so herrlich weit haben wir's gebracht; das ist deutsch.« Sondern wir schlagen an die eigne Brust und fragen uns ehrlich: »Sind wir ihrer wert? Sind wir so deutsch wie sie?« Ein Ideal tönen sie uns zu, das wir vielleicht nie erreichen, mindestens aber zu erstreben nie ermüden wollen. Sie wiegen uns nicht in Selbstgefälligkeit; sie weisen uns immer neu ein herrliches Ziel. So groß wie Beethoven, so rein wie Mozart, so gesund wie Weber, so innig wie Schumann, so keusch wie Brahms, so energisch wie Wagner — das sollten wir sein oder doch versuchen zu werden. Und wenn uns das zu schwer dünkt, wenn wir verzagen und versagen, wenn die eigne Kraft gar nicht ausreichen will, um das Ideal des Deutschtums zu verwirklichen, so wollen wir uns immer neu stählen und begeistern durch unsre deutsche Musik. Denn das ist ihre wahre Wunderwirkung: sie zeugt nicht allein von echtestem Empfinden, sie weckt es auch und läßt es in uns aufleben. Unsre großen Meister lassen es uns innewerden: »Das ist deutsch; so sollt ihr sein, und so könnt ihr werden!« Und wie freundliche Tröster treten die kleineren, bescheideneren Meister neben sie. Auch für sie ist Raum. Sogar unsre Fehler und Schwächen dürfen Musik werden; auch was an uns unbedeutend und unrühmlich ist, findet Gnade. Es nützt gar nichts, es zu beschönigen; und es braucht uns nicht niederzudrücken. Beides gehört zusammen wie Licht und Schatten. Nur daß wir nicht im Schatten haftenbleiben, sondern herausstreben ins helle Sonnenlicht.

So reifen wir zur Erfüllung unsrer Bestimmung und damit auch zur Gerechtigkeit gegen alles Fremde. Zur Genüge ist allzeit betont worden, was unsre ganze Kultur fremden Nationen verdankt. Zur Genüge haben wir Dank und Bewunderung dafür abgestattet. Nur zu groß war die Gefahr, uns darüber selbst zu verlieren, die Selbständigkeit unsrer Eigenart zu verkennen, als hätten wir alles von außen empfangen und nichts von innen dazugegeben, als friste unsre Kultur ihr Dasein nur von den Brosamen, die von fremder Herren Tische fielen. Es ist noch gar nicht lange her, daß die deutsche Sprache neben der griechischen und lateinischen, die deutsche Heldensage neben der klassischen Mythologie gar nicht genannt werden durfte. Und wie französische und englische Mode uns beherrschte, weil wir gar nicht daran dachten, ihr eignen Geschmack entgegenzusetzen, so galt auch unsre Musik als barbarisch gegenüber den glücklichen Romanen. Hört man

Hans Thoma: Spielende Kinder

Aus dem Besitz der Kunsthandlung von Karl Haberstock in Berlin W
Mit Genehmigung der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart

nicht heute noch immer wieder sagen: »Singen kann doch nur der Italiener, Theater spielen doch nur der Franzose!« Das »gelobte Land« liegt immer jenseit unsrer Grenzpfähle. Noch einmal frage ich: Gibt es wohl ein Volk auf dieser Erde, das sich selbst so niedrig einschätzt? Und nun ist die Gefahr nicht minder groß, ins andre Extrem zu fallen. Alles Ernstes versucht man, auszutilgen, was fremd klingt, alle Fremdwörter gewaltsam zu verdeutschen, alle fremde Kunst zu verbannen. Welche Torheit, welches Armutszeugnis! Also, wir können wohl gar nicht anders, als anbeten und verhimmeln, wenn wir überhaupt mit etwas Fremdem in Berührung kommen? Und darum soll es nun auf einmal keine fremde Kultur mehr für uns geben? Weil fremde Künstler uns schmähen, sollen ihre Werke nichts mehr gelten? Ständen wir wirklich endlich einmal fest auf eignen Füßen, dann brauchten wir nicht so ängstlich und nicht so heftig zu sein. Nein, es ist und bleibt unbestreitbar: unendlich viel haben wir von fremden Nationen zu lernen gehabt; außerordentlich groß ist ihr Einfluß gewesen auf unsre ganze Kultur, besonders auch auf unsre Musik. Wollen wir uns überzeugen, daß trotzdem echtestes Deutschtum ungefährdet bleibt, so blicken wir auf unsern Johann Sebastian Bach. Der hat von Italienern und Franzosen gelernt und ist doch kerndeutsch geblieben. So soll es sein: unsre Eigenart, unser Eigentum soll sich behaupten, um so siegreicher, je mehr sie von innen und außen gefährdet werden; das Fremde soll gewertet und verwertet werden zu Nutz und Frommen, nicht zu Schaden und Verderben unsers Wesens.

Unsre Meister haben wahrhaftig genug getan. Sie haben unser Deutschtum hindurchgerettet durch böse Zeit. Wie Hans Sachs in den »Meistersingern« es strafend verkündigt: »Welscher Dunst mit welschem Tand ward uns ins deutsche Land gepflanzt; was deutsch und echt, wußt' keiner mehr.« Das war die Zeit, in der ein Mozart verkannt und ein Bach vergessen war; da preßte das undeutsche Wesen dem Schöpfer der »Entführung aus dem Serail« den zornigen Ruf aus: »Das wäre ja ein ewiger Schandfleck für Deutschland, wenn wir Deutsche einmal mit Ernst anfingen, deutsch zu denken, deutsch zu handeln, deutsch zu reden und gar deutsch zu singen!« In wundervoller Einheitlichkeit ist damit alles zusammengefaßt, was unser Deutschtum ausmacht. Und da sind nun unsre Meister sich selbst und ihrer Nation treu geblieben und haben die schwerbedrohte deutsche Kunst »gehegt, so recht nach ihrer Art«, so daß sie »im Drang der schlimmen Jahr' doch deutsch und wahr« bleiben konnte. Längst ist anerkannt, daß die Volkserhebung, deren Gedächtnis wir im Jubiläumsjahr gefeiert haben, durch deutsche Kunst und deutsche Wissenschaft ermöglicht war. Aber so leicht war der Sieg nicht dauernd gewonnen. Nach dem großen Jahr 1870/71 konnte Richard Wagner ob seines Deutschtums in Deutschland verhöhnt werden, während Italien seinen Verdi wie einen Nationalhelden gefeiert hat. Und wieder drohte auch der deutschen Musik das Schicksal, von undeutschem Wesen überflutet zu werden. Nun lehrt die Not uns Einkehr in uns selbst. Wir sind die verantwortlichen Hüter deutschen Edelgutes. Wofür draußen in blutiger Schlacht gekämpft wird, wofür Tausende Gesundheit und Leben opfern, das ist nicht nur deutsche Macht und Ehre, deutsche Politik und Wirtschaft, sondern das ist das ganze Deutschtum, auch deutsche Wissenschaft und deutsche Kunst. Das ist der Geist, der den Sieg erstreitet gegen eine ihm feindliche Welt; das ist der Geist, den wir, die wir daheimbleiben müssen, hegen und pflegen sollen in der Heimat, mit treuem Sinn, unbeirrt von Zweifel und Kleinmut, gewissenhaft im Kleinen wie im Großen, getragen von dem Bewußtsein, daß wir unser von den Vätern ererbtes Deutschtum täglich neu erwerben müssen, um es wahrhaft zu besitzen. Das lehrt und hilft uns die deutsche Musik. Ganz gleich, ob in Theater oder Konzert, in der Kirche oder im stillen Kämmerlein. Im »Lohengrin« schmettert der König Heinrich sein zündendes »Für deutsches Land das deutsche Schwert!« in alle Herzen; »dann schmäht wohl niemand mehr das deutsche Reich«. Oder der biedere Stadinger im »Waffenschmied« singt von alter, köstlicher Zeit. Im Requiem feiern wir das Gedächtnis unsrer Toten; in der Heldensymphonie erheben wir uns zur wahren Größe der Empfindung. Deutsches Lied und Saitenspiel zeugt tausendfach von alledem, was uns so tief bewegt. Es bedarf aber keines anspruchsvollen Aufwandes. Als im Jahre 1809 die Franzosen Wien besetzten, flüchtete der greise Haydn an sein geliebtes Klavier und spielte die schlichte und doch so wunderbar ergreifende Weise, die er als Kaiserhymne geschaffen hatte und nach der wir jetzt singen: »Deutschland, Deutschland über alles!« Das dürfen und können wir alle auch.

Wenn dann der Friede erkämpft ist und die Sieger heimkehren, wollen wir ihnen mit gutem Gewissen entgegentreten und sie begrüßen mit dem Gelöbnis, unser neuerrungenes Deutschtum zu bewahren und zu bewähren, allüberall, auch in Kunst und Wissenschaft, auch in unsrer Musik, eingedenk des Bibelworts: »Halte, was du hast, daß niemand deine Krone raube!«



Literarische Rundschau

Diesseits und jenseits des Krieges

Paul Heyse: Letzte Novellen — Max Dreyer: Der deutsche Morgen — Erich August Greeven: Die letzten Brücken — Ludwig Finckh: Der Bodenseher — Hans Benzmann: Für Kaiser und Reich — Rudolf Herzog: Ritter, Tod und Teufel — Walther Flex: Sonne und Schild — Otto Riemasch: Fliege, du Adler! — Otto König: Glocken im Sturm — Alfons Petzold: Volk, mein Volk!

Selten ist es dem Menschengeschlecht vergönnt gewesen, sich so deutlich der Zeitenwende bewußt zu werden wie in den verhängnisvollen ersten Augusttagen des Jahres 1914. Was Goethe mit einem fast verwegenen Prophetenmut von der »Kampagne in Frankreich« gesagt hat: von jenen Tagen bräche eine neue Periode der Weltgeschichte an, und er dürfte sich rühmen, dabeigewesen zu sein, das gilt, wenn Menschenblick und -geist sich überhaupt eine Voraussicht anmaßen darf, in weit stärkerem und höherem Maße von jener ersten Augustwoche. Viele, auch nüchterne Gemüter haben das, je nach Temperament mit ehrfürchtigem Schauer oder heiliger Begeisterung, empfunden und offen ausgesprochen. Ob mit dieser Zeitenwende auch eine dauernde Herzen- und Charakterwende unsers Volkes oder gar eine allgemeine Kulturwende verbunden sein wird, ist eine Frage, die unser augenblickliches Gefühl wohl bejahen möchte, auf die sich unser Verstand aber, gewitzigt durch geschichtliche Erfahrung, einstweilen die bestimmte Antwort versagen muß. Denn so verschieden, so ungleichwertig an Ziel und Kraftaufwand die Zeiten auch gewesen sein mögen, es steigt bei solcher Frage doch immer wieder die Erinnerung an 1870 vor uns auf und damit die Enttäuschung, die unsre auf die Wiedergeburt einer nationalen Kunst und Literatur gespannten Hoffnungen in den folgenden Jahrzehnten erfahren haben.

Jedenfalls aber ist es für jetzt und gewiß noch für eine ganze Weile **die** Frage, die Kopf und Herz aller ernsteren, vorwärtsdenkenden Menschen in Deutschland am mächtigsten bewegt. Auf einer Reise, die mich im Frühsommer dieses Jahres, also nach zehnmonatiger Kriegsdauer, durch einen großen Teil Nord-, Mittel- und Süddeutschlands geführt hat, bin ich ihr immer wieder begegnet: alle tieferen Gespräche münden in sie, durch alle flüchtigeren Unterhaltungen zittert sie wie die elektrischen Wellen durch die Luft. Die Antworten, die sie findet, sind so verschieden wie die Ausdehnung, Spannungen und Energien jener Wellen. Neben jubelnder Hoffnungsseligkeit, die schon nach den Kränzen der goldenen Zukunft greift, bangt kleinmütig zweifelnde Zaghaftigkeit; neben neuerwachter, in frischem, ungestümem Schaffensdrang vorwärtsstürmender Jugend steht kühl oder mißtrauisch abwartend die Beharrung des Alters, das vorerst nur die Entwurzelung des Bestehenden und ihre Gefahren sieht. Freilich, daß es anders wird, daß etwas Neues sich begibt oder vorbereitet, verhehlt sich kaum einer, ob alt oder jung, von all den Denkenden und Schaffenden; und auch darüber ist man sich wohl einig, daß zwischen dem, was war, und dem, was nach dem Kriege an Kunst- und Kulturschöpfungen entsteht, noch ein andrer Unterschied zu erkennen sein wird als der der Zeit, daß uns allen, soweit wir uns noch des Glücks der Entwicklung erfreuen, mit dem einzigartigen Erlebnis dieses Krieges ein neues Auge wachsen wird, das anders auf vor-, anders auf nachkriegerische Werke antwortet.

Manchen, der noch wachstumskräftig genug gewesen wäre, der neuen Zeit seine neuen Früchte entgegenzutragen, werden wir dann mit Schmerzen vermissen; bei andern, deren frühen oder späten Heimgang wir vor der kritischen Schwelle des Krieges beklagten, werden wir die Gnade des Schicksals preisen, die den Vollendeten bittere Konflikte zwischen neugeborenem Zeitwillen und persönlichem Wollen oder Können ersparte. Auch aus künstlerischen Gründen werden wir solche reinliche Scheidung zwischen einst und jetzt, zwischen abgeschlossener und entwicklungsbereiter Generation als eine Wohltat empfinden. Nichts ist qualvoller für den mitgenießenden und mitempfindenden Beschauer, als wenn er in eine schöpferische Persönlichkeit, deren Stolz ihre natürliche Reife und Abgerundetheit war, noch kurz vor ihrem Ende einen jähen Bruch kommen sieht, der sie vor uns und vor sich selber entstellt.

Paul Heyse ist auch darin bis zuletzt ein Liebling der Götter geblieben. Als er am 2. April 1914 die schönheitsfreudigen Augen für immer schloß, noch bis in die letzten Wochen seines arbeitsreichen Lebens begnadet, dichterisch zu schaffen und sich im priesterlichen Dienste seiner Kunst über die trüben Beschwerden des Alters zu erheben, deutete kaum ein Wölkchen am politischen Horizont auf das Gewitter hin, das sich vier Monate später entladen und die Atmosphäre der Welt so gewaltsam verändern sollte. Und jenes andre Wetter am ästhetischen Himmel, das einst, zu Ende der achtziger Jahre, die Erde zu erschüttern meinte — wo war davon noch etwas zu spüren? Verweht und vergessen! Ihn, den großen Meister der Form und Harmonie, hatte es nur eine kurze Weile zu erregen vermocht; damals war er dem gefährlichen Magus aus dem Norden, der dem

Götzen der »Wahrheit« zuliebe alle andern Gottheiten entthronen wollte, mit dem Messer polemischer Tendenzdramatik zu Leibe gegangen. Dann aber hatte er sich um so überzeugter auf sich selbst besonnen und noch die Genugtuung erlebt, daß von dem Stil dieser künstlerischen Selbsttreue auch die bezwungen wurden, die sich in den Brausejahren des Naturalismus leidenschaftlich gegen ihn aufgelehnt hatten, als gälte es einem Todfeind aller wahren, echten Kunst den Garaus zu machen. Heyse hat durch jene Bewegung innerlich nicht die geringste Beeinflussung erfahren; er ist durch sie nur noch enger auf sich selbst zurückgeführt worden.

Tiefere Wandlungen gab es ja schon seit seinen Jünglingsjahren kaum noch für ihn. Er schöpfte sozusagen immer aus derselben Quelle, aber diese Quelle war ungemein ergiebig, weil sie aus den elementarsten, unversiegbarsten Gründen der Menschenseele gespeist wurde und eine unermüdliche Erfindungskraft das Schöpfrad im Gange hielt. Die Entstehungszeiten der Heysischen Novellen zu bestimmen, würde zu den schwierigsten Aufgaben einer Literaturgeschichte der Zukunft gehören, wenn etwa die Kritik dafür allein auf innere Merkmale der Werke selbst angewiesen wäre. Auch die **Letzten Novellen**, die wir von ihm haben — herausgegeben von seinem literarischen Nachlaßverwalter Dr. Erich Petzet (Stuttgart, Cotta) —, verraten gegenüber denen der sagen wir neunziger Jahre nichts von Ermüdung oder Erschöpfung. Zwar fehlt ihnen die farbenprächtige Glut und Leidenschaft der Jugend, aber in dem reinen Stil des künstlerischen Vortrags, in der sicheren Umrißzeichnung, in der reifen, bewußten Milde der Weltanschauung wie in der Wahl und Gestaltung ihrer fesselnden Probleme unterscheiden sie sich kaum von ihren um zwei oder drei Jahrzehnte älteren Geschwistern. In den Menschen und Schicksalen, die uns der Fünfundachtzigjährige in den drei Novellen — echten Exemplaren ihrer Gattung — vorführt, gibt der Dichter noch einmal vernehmlich Kunde von seinem Verhältnis zu den großen Lebensrätseln, zu der sittlichen Wertung menschlicher Überzeugungen und Handlungen und zu dem Glauben an eine jenseitige bessere Welt, und ein erneutes Bekenntnis zu der entscheidenden Macht der Liebe ist es, worin sein Lebenswerk harmonisch ausklingt. Der Herausgeber hat recht: so wenig unsre gewaltige, sturmvolle Zeit geeignet erscheinen mag für ein ruhiges Sichversenken in diese stillen Geschichten eines Dichters, der in abgeklärter Schönheit den edelsten Trost über Tod und Schicksal suchte und fand, der deutsche Geist, der auch sie erfüllt, ist unverkennbar. »Und mögen Paul Heyses letzte Novellen augenblicklich noch so wenig zeitgemäß erscheinen, auch sie legen Zeugnis ab von der aufrechten Kraft der Selbstbehauptung und dem tapferen Bekennermut, in denen der Dichter vorbildlich unserm Deutschtum angehört, das in diesen Tagen seinen großen Daseinskampf stark und — so vertrauen wir zuversichtlich — siegreich ausficht.« Es ist noch kein Hauch dieser neuen stahldurchströmten Zeit in den Novellen, aber auch nur dieser Zeitfremdheit verdanken sie die literarische Dauer, die ihnen vor manchem blutgetränkten Augenblickserzeugnis beschieden sein mag.

Heyses Novellen spielen in einer neutralen Zeit an einem Strand des Lebens, an den keine Welle der aufgewühlten Gegenwart schlägt: sie fliehen das Heute nicht, sie suchen es aber noch weniger. Man kann um hundert Jahre in der vaterländischen Geschichte zurückgehen, sich dort ohne nationalerzieherische Tendenz ansiedeln, die Dinge und Menschen in ruhigstem Glase widerspiegeln und doch der Gegenwart und all dem, was sie innerlich und äußerlich bewegt, unendlich viel näherkommen. Wir glauben mit ziemlicher Bestimmtheit zu wissen, daß **Max Dreyers** neuer Roman »**Der deutsche Morgen**« (Leipzig, Staackmann) vor dem Kriege entstanden, jedenfalls vor dem Kriege entworfen und vielleicht nur noch in seinen letzten Teilen von einigen Strahlen des Kriegsgestirns getroffen worden ist. Im übrigen hat er seinen Sporn aus der vaterländischen Jahrhunderterinnerung empfangen, an der unsre tatenentwöhnte Zeit sich noch bis vor kurzem aufrichtete: wie viele in den Jahren 1912, 1913 und 1914 erschienene Roman- und Novellenbücher ihre Stoffe aus den Befreiungskriegen gegen Napoleon empfangen haben, so schöpft Dreyer aus den unmittelbar darauf folgenden Friedensjahren, jener windstillen, schlaffen, zagen Zeit der verwelkten Hoffnungen, die in der Geschichte mit dem Namen der »Reaktionsjahre« gebrandmarkt sind.

Der den Hauptteil seiner Handlung trägt, ist der nicht mehr ganz junge Dr. phil. Jens Harling, Historiker seines Zeichens, ein Freund Niebuhrs, der sich vor kurzem an der Berliner Hochschule habilitiert und eben zum außerordentlichen Professor ernannt worden war, bevor er mit seinem Freunde Gebhard von Lynstedt, einem bei der Berliner Regierung beschäftigten Juristen, Großgörschen, Katzbach und Möckern mitmachte und dann, als sich der Korse noch einmal aufreckte, den Zwingherrn völlig und für immer darniederringen half. Beide waren mit freudigster Leidenschaft im Felde, beide ergaben ihr Leben stark und jung in die Größe jener Tage, beide tranken sich die Adern voll von dem gewaltigen Odem und nährten sich und wuchsen an der Macht der Zeit. Aber diese Kämpfer, die mit Geschichte

11*

gemacht hatten, fragten auch bewußt und fest nach dem, was weiter geschah. Taten sind wahrhaftig, aber Taten sterben. Was lebt, ist das Wort — und es lebt in seinen Künsten, und diese Künste feiern ihre höchsten Triumphe in dem Kongreß der Mächte, der »Kongreßluderei«, wie der alte Blücher wetterte. Wie ein flüchtiger Schatten zog dieser Gedanke schon über beider Sinnen, als sie bei ihrer Rückkehr aus Frankreich auf der Zaberner Steige den deutschen Morgen grüßten. Aber einstweilen hatte ihre Jugend und die Siegeszuversicht noch größere Macht, »und als die Sonne jetzt ihr erstes Licht über die dampfenden Gebreiten warf, blickten sie mit tieferem Atemzuge in das Land, das vor ihnen lag, in die Zukunft voll Arbeit, voll Kampf und reich am Segen notwendiger Erfüllung«. Doch bald fällt Rost und Meltau auf diese Hoffnungen. Der Bureaukratismus, die politische Heuchelei, die Knechtungen der Polizeiherrschaft schießen geil wie Unkraut empor. Jens Harling vor allem ist es, der, namentlich in seiner Eigenschaft als Universitätslehrer, der über die Geschichte des deutschen Bewußtseins und des deutschen Partikularismus liest, an seiner Person, seiner Überzeugung, seiner Liebe und seiner Freiheit alle Ränke, Schliche und Tücken der Demagogenschnüffelei zu schmecken bekommt. Es fehlt dem Dreyerschen Buche nicht an einer reichen und spannenden »Romanhandlung«, aber eine gestraffte Mannhaftigkeit im Blute sorgt dafür, daß dieses sozusagen »private Geschehen« sich in seinem Ernste und seiner Würde nicht zu weit von dem schicksalsschweren geschichtlichen Geschehen entfernt, bei dem es sich um Heil oder Unheil eines ganzen Volkes handelt. Selbst die humoristischen Gestalten oder die stark in ihren Eigentümlichkeiten ausgeprägten Sonderlinge und Schwärmer, die der Verfasser des »Probekandidaten« und der »Schelmenspiele« einführt, einem tiefwurzelnden Zuge seiner Begabung treu, selbst diese Gottlieb Rademaker aus Wittstock, Frau Micheline Böbeke, der ewige Student und Polizeispitzel Eulogius Weterstraat, Vater Sebald Schmidhammer, der junge teutonische Bär und Theologiebeflissene Hilmann Grotefoot aus Mecklenburg-Strelitz, der höchst gesunde Ableger eines Landpastors, sein jüdischer Widerpart Ahasver Rosenwanger, Leopold Weichselbaum, Papierfabrikant aus Köpenick, und wie sie sonst noch heißen mögen, fügen sich dem aus historischen und persönlichen Fäden geknüpften Gewebe gut ein. Und wiederum: so viel Dreyers fleißiges Studium aus den Büchern der Geschichte, oft unmittelbar und wörtlich, übernommen hat, es ist doch alles so mit selbsthaftem Leben erfüllt, daß nie der Eindruck einer lehrhaften Geschichtsklitterung entsteht. Jens Harlings, des deutschen Forschers, tragisches Schicksal, seine Verleumdung, seine Verfolgung, seine Standhaftigkeit, seine Untersuchungshaft in der Berliner Stadtvogtei, die Vergiftung seines rein persönlichen, tiefernsten, männlich-keuschen Liebeslebens und endlich sein Märtyrertod bei einem abenteuerlichen Befreiungsversuch seiner jungen Freunde, das alles ist durchaus bezeichnend, um nicht zu sagen mustergültig für die Zeit der feig im Dunkel schleichenden Demagogenverfolgung; aber die dichterische Kraft Dreyers sorgt dafür, daß niemals ein starres Paradigma daraus wird. Jens Harling, ein deutscher Mann und Vaterlandskämpfer wie einer, mußte dahin, ehe er den »deutschen Morgen« über die undeutsche Nacht hat siegen sehen; doch an seinem frühen Grabe stehen, wie Shakespeare es gern geschehen läßt, jüngere Leben, an deren ungebrochenem Mut sich unsre Hoffnung klammert, Vollender seiner Gedanken, Erben seines Werkes, Träger eines deutschen Vermächtnisses, Verlobte der vaterländischen Zukunft. Ein schönes Bild dieser Zukunft erscheint am Schluß des Romans, ein wahrhaftes Morgengesicht und Sonnenversprechen: an demselben strahlenden Frühlingstage, da sie das, was an Jens Harling vergänglich war, der Erde übergaben, hielt jemand in Berlin seinen Einzug, ein Junge, der selbst recht eigentlich wie der Frühling war. Kein lächelnder, holdseliger Knabe — nein, wie der deutsche Frühling so spröde und herbe und fast rauh. Aber die größten, hellsten, die zutraulichsten und unerschrockensten Knabenaugen brachte er mit. Die fragten: So sieht Berlin aus? Was kostet die Welt? Er stammte aus der trotzigen Freiheit altmärkischen Landlebens — nun sollte er hier in der Plamannschen Erziehungsanstalt, wo ein Friesen und ein Jahn deutschen Geist gepflanzt hatten, an Schulweisheit und Sittsamkeit gedeihen. Er wurde eingeschrieben: Otto, des Rittmeisters Karl Wilhelm Ferdinand von Bismarck und seiner Frau Gemahlin Wilhelmine Luise geborenen Mencken ehegeborener Sohn ...

Es klingen aus diesem »Deutschen Morgen« Blatt für Blatt Gleichklänge auf zur greifbaren Gegenwart und nahen Zukunft: auch wir ahnen oder wissen, daß nach dem das furchtbare Völkerringen beschließenden Frieden die Riesenarbeit eines Neuaufbaues unsers Volkslebens in politischer und gesellschaftlicher Gruppierung, in Wirtschaft und Sittlichkeit erst beginnt, und daß diese Arbeit nur getan werden kann, wenn das ganze Volk mit Kraft und Ernst und heiligem Eifer daran teilnimmt — mögen die Mahnungen und Warnungen, die daraus aufsteigen, nie zu Gespenstern, mögen sie alle nur zu Schutzengeln und guten Geistern unsers kommenden deutschen Tages werden!

Dreyers Unternehmen, uns das geschichtlich gewordene Wachsen und Ringen einer unwiderstehlich gewordenen Nationalidee ins Bewußtsein zu rufen, steht hoffnungsvoller da als das verwegene Beginnen, das gewaltige Geschehen von heute, das erst vor unsern Augen keimt, erzählend zu gestalten. Wer durchaus an »modernen Stoffen« festhalten will, tut einstweilen noch besser, das breite psychologische Gesellschaftsbild aus den Jahren vor dem Kriege oder die landschaftliche Idylle zu pflegen, selbst wenn er dem oberflächlichen Blick als rückständig oder kleinselig erscheinen sollte.

Erich August Greeven, der Verfasser des Romans »Die letzten Brücken« (Berlin, Egon Fleischel & Ko.), behauptet sich als eine starke Begabung und eine noch stärkere Hoffnung auch dann, wenn wir die Berechtigung hätten, die seelischen Stimmungen, aus denen er schöpft, schon als überwunden, zerstreut und verbrannt vom Wetterschlage des großen Schicksals zu betrachten. Ein Buch, in der Tat strotzend voll von dem typischen Leben, wie es dicht vor dem großen Kriege in Deutschland im Schwange war, wie es in unsern gebildeten Gesellschaftskreisen schwelte und brodelte. Die Geschicke von vier Menschen, deren jeder den Reiz des eigentümlich Persönlichen und die Bedeutung des Typischen in sich vereinigt und wiederum seine mannigfaltig abgestuften Spielarten zur Seite hat, erfüllen sich vor unsern Augen mit einer unerbittlichen, verhängnisvollen Folgerichtigkeit. Die letzten Brücken der Verständigung und Beziehung, die zwischen auseinanderstrebenden Menschen noch möglich sind, bauen sich auf, erfahren ihre entscheidende Belastungsprobe und stürzen allesamt ein. Was bleibt, ist Tod oder Einsamkeit. »Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe: darin ist alles enthalten«, bekennt zu Schluß des Buches Heinrich Berlekom, der Museumsdirektor und Kunstgelehrte, der sich in seiner Art so heiß und qualvoll bemüht, etwas von dem starken, hellen Leben der Wirklichkeit für sein papiernes Reich zu erobern. Eine bunte und vielfältige Welt zieht an dem Leser vorüber: die Welt kolonialer Gründer und wurzelloser, unsteter Frauen, die Welt unsrer jüngsten vielumstrittenen Kunstbestrebungen und die Welt zärtlichster und glühendster Herzensgefühle. Zuviel nicht des Großen, Kraftvollen, wohl aber des Kleinen, Zarten, Leisen und Zerfaserten ist in dies Buch von 450 Seiten gepreßt. Was Heinrich Berlekom von den Gemälden des französischen Malers Guirbonet sagt: »Er will den flüchtigsten Moment festhalten, den Gedanken, das Aufleuchten eines Gefühls, die Rapidität unsrer Zeit, und damit steigert er nur das Chaos und die tausendfältige Unrast der Erscheinungen um uns ins Unerträgliche«, das gilt leider auch von manchen Teilen dieses Buches.

Aber, wird der Verfasser einwenden, das gerade ist ja mein Thema, weil es das Thema unsers Lebens, unsrer Lebensschwingungen und -zuckungen vor dem Kriege war. War nicht wirklich alles um uns her so vielgestaltig, so zerfahren und zersplittert, so verwischt in den Grenzen von Leben und Traum, so durcheinandergewirbelt wie schwankende Nebel, daß die Menschen, die sich davon hinnehmen ließen, nirgend mehr einen Halt fanden? »Das primäre Gefühl des Menschen der Welt gegenüber ist immer das der Furcht, des Grauens«, sagt Heinrich Berlekom; und in seinem eignen Hause, an seiner Frau Maria hat er den traurigsten Beweis dafür. Doch hat sie ihre Ehe mit Heinrich nicht erst so gemacht? Früher, erinnert sie sich, war bei ihr alles Ja oder Nein, ihr Mann erst hat ihr hinter alle Worte und Gefühle so viele Fragezeichen gesetzt, daß sie nun selbst nicht mehr weiß, was wirklich ist. Einfachheit, Sicherheit, Entschiedenheit, Geborgenheit hat sie in der Ehe gesucht, aber nichts davon hat sie gefunden ... Immer zerbrechlicher werden die Brücken, die zwischen den Gatten hin- und herführen. »Es ist so weit, daß jeder Kuß, den ich wohl geben möchte,« gesteht sich Maria, »ins eigne Herz beißt.« Da zeigt sich nach Jahren die erste Hoffnung auf ein Kind und mit ihr der Schimmer einer Rettung und Heilung. Grauen, Angst und Erregung fallen wie eine tote Rinde von Maria ab, etwas singt, geigt, jubelt, schreit in ihr: Ein Kind, ein Kind! Etwas Neues hat von ihr Besitz genommen und brennt die alten Wunden aus. Wo war die Einsamkeit und die Leere ihres Lebens? Nun muß alles gut werden, nun müssen sich neue Brücken von ihm zu ihr spannen: Sein und Wirklichkeit halten endlich ihren Einzug in das Heim der bloßen Träume und Schemen, nun braucht sich Heinrich kein Bild mehr zu machen, das Leben selbst kommt zu Gaste ... Aber die Hoffnung zerschellt vorzeitig, und die Leere und Unrast des Herzens ist größer denn je. Er, bei dem Maria gerade in dieser Zeit hätte Halt und Stütze finden müssen, ist in sich selber viel zu mürbe und schwach, als daß er solche Hilfe leisten könnte. Eine selbstquälerische Verbohrtheit, eine seelische Vereisung hat von ihm Besitz ergriffen. Zwar entwirft er jetzt Pläne über Pläne, Programme über Programme, die darauf zielen, sein Museum in das werktätige Leben seiner Tage hineinzuziehen; als der Sporn aber zerfällt, erlahmt auch die Kraft. Sein krampfhafter Versuch, durch eine Rede bei der Eröffnung der Kunstausstellung der Jungen die Verbindung zwischen ihm und der Welt da draußen wiederherzustellen, nachdem er, wie er



selbst weiß, jahrelang abseits, fast außerhalb der Welt gelebt hat, scheitert jämmerlich. Er verstrickt sich in abstrakte Formeln und wird von den Jungen, Lebendigen mit Spott und Hohn in seine Einsamkeit zurückgestoßen. Als er dann mit Marias krankhaft sich verzehrender Leidenschaft für Christian Berlekom, den Selbstsicheren, immer Entschlossenen und Bereiten, seinen bündigsten Widerpart, das Schicksal gegen das eigne Haus stürmen sieht, kann er zur Abwehr keine Hand mehr rühren.

Zwei Brüder, so ungleich, wie nur denkbar! Christian selbst wundert sich, daß sie beide aus einer Mutter Schoß haben kommen können. Aber auch er, der immer ganz er, immer unmittelbar er, nur er ist, in allem, was er tut und nicht tut, er und seine afrikanische Plantage, er und seine Gründung, seine Arbeit, auch er schafft mit seinem brutalen Lebenswillen keine wahrhaft fruchtbaren Werte. In dem erbitterten Kampf, den er um den nackten Besitz führt, verbrennen Ehre und Wahrheit wie Zunder, und gleich einem verkohlten Aschenhäufchen bleibt das Glück derer auf der Trümmerstätte der Leidenschaft zurück, der er wohl für eine kurze Weile gegeben hat, was ihre Schwester Maria nie besessen hat: die starke Hand des erobernden und nehmenden Mannes, die aber auch bei ihm nicht fand, was allein sie von dem Fieber ihres Blutes hätte heilen können: Sicherheit und Treue. So steht auch hier am Ende ein Kreuz aufgerichtet — wie überall, wo Leben ist, meint Greeven ...

Es ist ein lebenstrotzendes, aber ein tief pessimistisches Buch, das Greeven geschrieben hat — ein Denkmal, aber hoffentlich auch ein Grabstein des labyrinthischen, schwer verwirrten, kläglich zerfaserten Lebens vor dem Kriege.

Ist Greevens Seelengemälde mehr als ein Bild vereinzelten, rein persönlichen Erlebens einer kleinen Gruppe von Menschen, ist es ein typischer Kulturausschnitt, so läßt sich die Frage nicht unterdrücken: Konnte das so weitergehen? Mußte nicht die Hand eines Mächtigen kommen, dieses Gespinst mit dem Schwerte zu zerschneiden? Worte des Schweden Gustav Fr. Steffen, auf diesen Krieg hin gesprochen, kommen mir in Erinnerung: »Das höhere Seelenleben des Menschen, seine Befähigung zur Güte und Selbstlosigkeit, sein Vermögen, tief zu fühlen, stark zu wollen und stark zu denken, versinkt unter dem Einfluß der einförmigen Bequemlichkeit und Sicherheit oder einförmigen Not und Unsicherheit des Alltaglebens in Erstarrung. Wenn der Krieg sowohl jede Bequemlichkeit wie jede Not auf einige Zeit wegfegt und anstatt dessen alle in eine gemeinsame Lebensgefahr und Lebensaufgabe hinausjagt, dann verscheucht er auch jenen Halbschlaf und facht die Flammen in der halberloschenen Glut wieder an ... In solchen Zeiten steht die sittliche und soziale Kultur eines Volkes himmelhoch über dem Niveau des Alltaglebens.«

Dies »Niveau des Alltaglebens« wollen wir nun aber keineswegs, vom überlegenen Standpunkt eines heroischen Augenblicks, verächtlich machen: am Ende gehört ihm doch die Kraft, wie ihm die Dauer eignet. Darauf aber kommt es an, daß es deutsch ist und daß es der Heimat die Treue bewahrt, mag es sonst noch so bescheiden und auf engen Kreis beschränkt sein. Die Lebensgeschichte, die der Schwabendichter **Ludwig Finckh** in seinem Buch »**Der Bodenseher**« erzählt (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), ist fast nicht mehr als ein landschaftlich kleinbürgerliches Idyll, und doch, wieviel tief- und tüchtigdeutsches Leben, wieviel Herzensreichtum, wieviel echte bodenständige deutsche Heimatpoesie, wieviel saftiger Volkswitz und feine Volksweisheit, wieviel Gegenwartsstolz und Zukunftshoffnung blühen in dieser Geschichte eines Schäfersohnes von der Achalm bei Reutlingen, der es mit Geduld, Ernst und Liebe vom Schafhüten zum Handwerk, vom Handwerk zur Kunst bringt und auf Redlichkeit und Treue sein Haus gründet. Einen kleinen schwäbischen »Grünen Heinrich« möchte ich Finckhs Buch nennen: im Persönlichen liegt so viel tiefsinnige Symbolik, im Humor so viel anmutiger Ernst, das Enge erweitert sich für den, dessen Blick nicht an der Oberfläche haftenbleibt, so leicht ins Ewige.

Vater und Mutter — sie haben ihren gleichen Anteil an dem, was sich Kaspar Achalm nennt und aus einem Hirten ein Künstler wird. Das weiß der Junge selbst: »Mein Vater aber, der als Hirt auf der Achalm den Tag- und den Nachthimmel über sich vergehen sah, ahnte den Geist in den Dingen um sich, sah tausendmal ein Leben werden und entfliehen und wußte vom Tode mehr, als ihm lieb war. Und ich bin sein Sohn.« Und doch ein »Bodenseher«? Ja — man muß das Wort nur recht verstehen. Vom Vater hat Kaspar in sich hineinsehen gelernt, und wenn es ihm nicht schwerfällt, von der Welt abgezogen zu sein und bei sich selber Einkehr zu halten, so dankt er es den Stunden mit dem Vater unter den Schafen. Denn der kindliche Geist hat einen goldenen Schlüssel, damit er sich die Welt aufschließt; was er erfaßt, gehört ihm, er ordnet es in sich und hütet es wie ein Drache seinen Schatz. Aber da war ja auch noch die Mutter! Soll man wirklich immerfort den Blick auf den Boden heften und zeitlebens sein kleines Feld beackern, wie es der Vater tat, der sein Lebtag kaum über die Achalm hinausgekommen? Die Mutter hätte das von ihrem Jüngsten unter

dreien selbst nicht mögen. Denn sie war eine Luft- und Himmelsguckerin, der kein Vogel zu hoch flog, und sie holte sich ihre Kraft und ihre Freude aus den Wolken, hinter denen silberne Brunnen für sie quollen. Herrlich, fast biblisch schön ist der Abschied geschildert, den Kaspar von der Mutter auf der Hochfläche von Eningen, im Wald über den Rutschenfelsen, nimmt, als der Weg in die Fremde geht: »Unter uns war ein Wiesental gebreitet wie eine grüne Decke, und ein lustiger Bach durchschnitt es wie mit einem silbernen Messer; die Blumen standen um ihn wie Kinder in Feiertagskleidchen und horchten ihm zu, ein Berghaupt reckte sich im Grunde herüber und musterte uns, und ein Habicht zog seine stillen Kreise; im Dickicht der Wälder aber schlief ein Brausen wie von fernem Sturmwind.« Die Richtschnur fürs Leben aber bekommt der Flügge doch vom Vater: »Zuerst sagst du: Ich will!, danach: Ich kann!, und zuletzt: Segne mich!«.

Und siehe, nachdem es sich erst eine Weile recht schief angelassen hat, geht dann bald alles gut und gerade. Das entscheidende »Ich kann!« lernt unser Kaspar freilich doch erst in der Heimat, in jenen besinnlichen Tagen, da er sie nach längerer Abwesenheit zum ersten Male wiedersehen darf. Die Mutter ist noch die alte, braun und blühend wie ein Sommertag, aber den Vater findet er gealtert. Und es durchfährt ihn: Daran sind wir Kinder schuld. Was muß er um uns gesorgt und gelitten haben! »Ich will ihm jedes Haar mit meiner Liebe aufwiegen.« Aber ach! er wagt nicht einmal seine Schläfe zu küssen, denn er fühlt die feine Wand, die zwischen ihnen steht, gewoben aus der Seide ungeschlafener Nächte. Als er zum zweiten Male wiederkehrt, ist er fast schon ein fertiger Mann, der kann, was er will, den die Kunst gesegnet hat. Und er versteht die Zusammenhänge dieses Lebens und wägt in frommem, ahnungsvollem Herzen die Geschicke seines großen deutschen Vaterlandes, wie Herr Christian, der von 1870 her in seinem Ring eine bleigefaßte Kugel trägt, die ihm beinah das Lebenslicht ausgeblasen hätte, sie ihm und seinen gerade in Kaisers Rock steckenden Brüdern erklärt: »Kinder, ihr habt es gut! Es war einmal keine Ehre, ein Deutscher zu sein.« Und er erinnert an den »Franzosensamstag«, den 25. März 1848, da eine Panik im Württembergischen und Badischen ausbrach, weil es hieß, französische Heere marschierten vom Schwarzwald heran: drei Tage hat das ganze Land Sturm geläutet! Gott sei Dank, das ist heute anders geworden. »Aber«, fuhr Herr Christian fort, und er nahm seinen Ring und legte ihn den drei Brüdern nacheinander in die Hände, »die Franzosen sind rachsüchtig; ich habe mit ihnen gefochten, ich kenne sie. Eine Niederlage brennt ihnen im Blut, solange die Welt steht; für sie gibt es keine Versöhnung. Der Deutsche ist nobel. Er hat schon lange vergessen, was Frankreich an ihm getan, zweihundert Jahre lang ... Leute, die nach dem Krieg geboren sind und nichts wissen, als Schalmeien blasen, behaupten, die Natur habe kein Augenmaß gehabt, Frankreich sei unerschöpflich reich und Deutschland sei arm. Das ist Gallimathias. Frankreich ist noch nie von den Deutschen verwüstet worden, das ist der wahre Grund. Deutschland ist der ganzen Welt Sündenbock gewesen, weil es eine Schafsgeduld hat und inmitten aller Länder liegt ... Seid auf eurer Hut! Frankreich will uns nur Wunden schlagen. Daß es euch nicht einmal so geht wie den Tapferen — daß Gott erbarm! — auf dem Kniebis, als die Franzosen die Schanze nahmen und ein Offizier sich noch beklagte: Ach, und wir haben so ruhig geschlafen, als sie kamen!« — Nein, sagen die Brüder, der Michel schlafe nicht, und die Franzosen seien durchschaut von oben bis unten. Das freut den alten Herrn und uns mit: dem Himmel sei Dank, daß sie wahr gesprochen! ...

Ludwig Finckhs »Bodenseher« (mit 16 farbigen Vollbildern von Karl Stirner) ist freilich ein Idyll, aber sein Dichter ist nicht in der kleinseligen Selbstgenügsamkeit befangen, an der Idyllendichter so leicht leiden. Er läßt seinen Helden nach Frankfurt und sogar nach Berlin kommen und dort erst — »Berlin hat Größe« — zur vollen Kraft und Selbstbewußtheit reifen. Dort freit er sich seine Eva zur edlen, treuen Lebensgefährtin, und die drei Kinder, die sie ihm schenkt — ihre Himmelsschlüssel hat sie die Großmutter getauft —, werden noch einen Schuß Berlin im Blut mehr haben als er, darum aber nicht weniger tüchtig und nicht weniger deutsch sein als ihr Vater ...

Die unbestrittene Herrscherin im Reiche literarischer Kriegsstoffe ist noch immer die Lyrik. Gerade ihre Formgebundenheit, der ihr innewohnende Zwang zur Verdichtung und die ihr vorbehaltene Kunst, »aussprechen, was allen gemein ist, oder dem Eigensten auch solch allverständlich Gepräge leihn, daß jeglicher drin staunend sich selber erkennt« — diese ausgeprägt lyrischen Eigenschaften machen sie zur schnellen künstlerischen Gestaltung kriegerisch-vaterländischer Gefühle, Stimmungen und Gedanken geschickt. Nachdem sich der Überfluß der Berufenen und Unberufenen einigermaßen geklärt hat, haben wir gerade in den letzten Monaten ein paar Gedichtbücher erhalten, die sich ihrer großen Aufgabe würdig erweisen.

Zwar ist es Hans Benzmann in den Kriegsgedichten »Für Kaiser und Reich« (München, Beck) nur selten gelungen, seine nach

schriftlichen oder mündlichen Berichten verfaßten Schlachtschilderungen völlig von prosaischen Wendungen oder gequälten Reimen frei zu halten, und Weniges nur ballt sich ihm zu mächtigen Bildern, wie dieser Krieg sie von der Kunst fordert, aber wenn man der Lyrik ein gut Teil Rhetorik und Novellistik zugesteht, so findet man in seiner Sammlung ein paar balladenhaft gestaltete Einzelbilder aus dem Heldenbuch und der Menschlichkeitsbibel dieses Krieges, die die Kampfzeit zu überdauern verdienen (»Der Kaiser geht über ein Schlachtfeld«). Zumal wenn Benzmann den Anschluß an volkstümliche Formen findet, wie im »Hauptmann Seyfried« und in dem Nachruf auf den in Flandern gefallenen Kunstmaler Walther Courtois, erhebt er sich beträchtlich über den lyrischen Durchschnitt.

Zu der Popularität der Kriegsgedichte **Rudolf Herzogs** (»**Ritter, Tod und Teufel**«; Leipzig, Quelle & Meyer) werden seine Verse es freilich nicht bringen. Dafür fehlt ihnen das heiße Miterleben des Kampfes und Sturmes, wie es Herzog zuteil wurde, fehlt ihnen das klangsatte Pathos des breiten Gefühls, das dem rheinischen Dichter so volltönend aus der Männerbrust quillt. Deutscher Heldenmut und deutsche Treue, deutscher Glaube und deutsche Pflichterfüllung, wie sie, gleich dem Ritter auf Meister Dürers Holzschnitt, zwischen Tod und Teufel unbeirrt dahinreiten, das sind die Tugenden, zu deren Preis er seine Laute schlägt. Das Liedmäßige, wie Storm es als Krone der Lyrik forderte, die still in sich selber selige, ganz in Gefühl und Melodie aufgelöste Stimmung ist ihm versagt, er liebt die vielgliedrigen Gedankengänge, hält sich gern an historisch überlieferte Begebenheiten, Charakterzüge und Anekdoten und verschmäht keineswegs die dem wahrhaft Lyrischen so fremde Pointe. Manchmal kommt es einem vor, als stelle er sich Themen und fühle sich zu einer den verschiedenen Truppengattungen und Kampfhandlungen gerecht werdenden Vollständigkeit verpflichtet. Kein Zweifel: er ist sich seines Berufs, seiner Sendung als Tyrtäus dieses Krieges bewußt, und seine Mannhaftigkeit weht vor ihm her wie eine Fahne im Winde. Doch wollen wir solche Gabe nicht unterschätzen. Ein Volkskrieg wie dieser kann das Pathos nicht entbehren, und vieles von dem, was sich in ihm begibt, läßt sich nicht anders festhalten als in der realistischen Freskomalerei, für die Herzog seinen eignen, zwischen Fontane und Liliencron liegenden Stil gefunden hat.

Unmittelbar aus dem Schützengraben und Kampfgetümmel kommen die Kriegsgesänge, die **Walther Flex**, der Körner unsers Krieges, in seiner Sammlung »**Sonne und Schild**« vereinigt hat (Braunschweig, Westermann) — das spürt man aus jedem ihrer Verse. Fest verbunden mit den Vätern, die die Leipziger Schlacht schlugen und auf den Kampffeldern Frankreichs bluteten, einig mit allen, die je für Deutschlands Freiheit und Macht fochten, ist dieser Dichter doch ganz erfüllt von der »loh entfachten« Begeisterungsglut gegenwärtiger Jugend. Das Vorwärts und Hurra hat bei ihm einen mächtigen, feurigen Jugendklang. Mit diesem unbekümmerten Draufgängertum aber verbindet sich eine innige Frömmigkeit und eine fast kindliche Keuschheit des Empfindens: »Ein jeder Schwertschlag Gottesdienst, und jeder Schuß ein Beten.« So gelingt ihm auch das Stille, Sanfte, Naive und Volkstümlich-Schlichte, wie's aus »Des Knaben Wunderhorn« tönt (»Ostdeutsches Kinderlied«), und zum Lob deutscher Frauengüte und -milde hat er ebenso schöne Worte gefunden wie auf den Tod seines geliebten Bruders (»Bruders Heldentod« und »Geburtstag der Kaiserin in Viéville«). Innig mit dem Leben der Natur verbunden, weiß er doch auch mit dem Nächsten das Weite, Hohe und Ewige zu verknüpfen, und über allem, was er dichtet, schwebt unsichtbar der hehre Glaube an Deutschlands Reinheit und Zukunft. Dieser Drang zum Jenseits, zum Begreifen oder frommen Verehren des Überirdischen trägt ihn über die Felderlebnisse hinaus und versöhnt die Friedensgedichte, die er in seine Sammlung aufgenommen hat, zur schönen vollmenschlichen Harmonie mit den kriegerischen. Wie die Religion aus dem Kriege emporwächst, wie der gerechte Kampf auf der Religion fußt, das erleben wir hier unter heiligen Schauern mit. Doch auch Balladen voll pulsenden Lebens und dramatischer Entwicklung fehlen der Sammlung nicht, wie Flex überall im Menschenleben Kampf und Auseinandersetzung, Reibung und Ringen sieht und alles gern in Handlung umsetzt. Mancherlei, Episches, Dramatisches und Lyrisches, hat er schon vor dem Kriege veröffentlicht; aber zu einer festen dichterischen Persönlichkeit, in der sich Weiches und Starkes zu hoffnungsvollem Bunde paaren, ist er jetzt erst durch diese Gedichtsammlung geworden.

Daß neben solcher auf dem Schlachtfeld erwachsenen oder doch ausgereiften Gedichtlese auch die Lyrik der Daheimgebliebenen, nur in Gedanken mit unsern Heeren Marschierenden ihre Berechtigung hat, beweisen die in demselben Verlage erschienenen Gedichte von **Otto Riemasch** (»**Fliege, du Adler!**«). Auch Riemasch ist in der Literatur kein Unbekannter mehr: schon als Gymnasiast veröffentlichte er seine ersten Gedichte, und seine Jugenddramen erfreuten sich der Förderung keines Geringeren als Erich Schmidts. Mannigfach bewegte Wanderjahre im In- und Ausland haben seine



Begabung dann bereichert und vertieft. Was er uns jetzt vorlegt, zeugt von einer ebenso ernsten wie innigen Versenkung in unser nationales Gefühlsleben, in unser Sorgen und Hoffen, Lieben und Hassen, Ringen und Streben. Eine leidenschaftliche Anteilnahme an allem, was uns dies letzte gewaltige Jahr gebracht hat, durchglüht seine Verse; alles, was unserm Volke geschieht, Schweres und Glückliches, möchte er mit ihm in engem Verein durchleben und durchleiden bis zum schicksalsvollen, siegreichen Ende:

Herr, ich bitte dich, laß mich noch leben,
Daß bis zum letzten der bittersten Tage
Ich alles mit meinen Brüdern trage!
Ruhe fände ich nie und nie,
Könnt' jetzt ich nicht hassen und jauchzen wie sie ...
Herr, wenn dich jemals Gebete trafen,
Laß mich nicht schlafen — laß mich nicht schlafen!

Das Warten und Sehnen, Hangen und Bangen, Trauern und Jubeln der Herzen daheim hat wohl niemand mit weihevolleren Klängen begleitet, niemand zu eindringlicheren Bildern gestaltet als Riemasch: schöner noch als seine Zorngedichte voll brausenden Feuers (»Die Uhr wird schlagen«) erscheinen mir die Stimmungsszenen aus dem Leben der Daheimgebannten, die bittersüße Sehnsucht des einsamen Vaters, der im Geiste um seinen Abendtisch die drei Jungen sitzen sieht, die doch draußen im Felde, auf dem Meere, in der Luft dem Feinde und Tode trotzen (»Und wenn ...«), oder der stille Friede des Dorfes, in dem ein Lämpchen Nacht für Nacht nach einem Vermißten ruft, der längst in fremder Erde schläft.

Tragen diese Gedichtbücher durchaus reichsdeutsches Gepräge, so überwiegt in zwei andern, die ich noch aus der Flut der viel zu vielen herausgreifen möchte, die österreichische Note. Mit besonderer landschaftlicher Betonung in den »Glocken im Sturm«, die Otto König schwingt (Stuttgart, Cotta). Da erwachen in lebendigen, ungekünstelten Versen, die sich im Rhythmus nur hier und da etwas an Lissauers »1813« geschult zu haben scheinen, noch einmal all die starken Volksstimmungen aus dem Beginn wie aus dem ferneren Verlauf des welterschütternden Krieges, und der Echtheit und Einfachheit der Empfindung entspricht die Kraft und natürliche Schönheit des Ausdrucks. Mehr als für das Deutsche Reich ist dieser Krieg für Österreich eine Probe innerer Einigung, eine Kraftbestätigung und Ernstbekundung: das klingt und jubelt durch diese Blätter, wenn Wien, der »gesegnet leichtsinnigen Stadt, versponnen in alter Musik«, ein Preislied gesungen, das Andenken Starhembergs und Eugens beschworen und der alte und junge Ruhm österreichischer Regimenter gefeiert wird, von den Deutschmeistern, Kaiserjägern, Windischgraetzern, Hessern und Rainern bis zur »Landwehr ohne Fahnen«. Aber auch »Denksteine« weiß dieser Dichter zu meißeln, Charakterbilder der Heerführer in knappen, markigen Zügen, weiß mit den bangenden, blutenden Herzen daheim gläubig zu beten und mit den Reitern im Felde dem Tode hohnzulachen.

Sanfter, friedlicher und »humaner« geht es in den Gedichten des andern Österreichers zu. Alfons Petzold, der »österreichische Arbeiterdichter des Krieges«, wie sein Verleger Eugen Diederichs ihn nennt, widmet seine Gedichte der Kriegszeit (»Volk, mein Volk!«) dem Gedächtnis seines Gesinnungsgenossen Ludwig Frank, der sein Leben für die Heimat ließ, und alle diese Verse, gesammelt in einer schwachen, doch geduldigen Hand, haben, wie es im Vorwort heißt, »eine rote Ader«. Das soll nicht heißen, daß sie irgendwie gegen die große, einheitliche Kampfstimmung rebellieren, die ganz Deutschland vom Schloß bis zur Hütte seit dem August 1914 erfüllt, wohl aber, daß sie, bewußt und gewollt unheroisch, die rein menschlichen Empfindungen des Zuhausegebliebenen in den Vordergrund rücken, dem Erschrecken und Seufzen der Kreatur, dem Mitleid und der Friedenssehnsucht, den Gefühlen der Kleinen, Schwachen und Stummen eine Stimme leihen. Der Herausgeber Paquet erinnert an den Eindruck eines Landhauses nach dem Erdbeben von Messina, das scheinbar unberührt an seiner Stelle stand, nur die Blumenstöcke auf den Simsen waren ein wenig durcheinandergefallen, und die Menschen in diesem Hause hatten einen Zug von Abwesenheit. So kündeten, meint er, die Verse des jungen österreichischen Arbeiterdichters von dem geistigen Erdbeben in Europa. Ja, das tun sie, und ihr Gefühl ist tief und rein, ihr Volkstum echt, ihre Bildkraft außergewöhnlich stark und eigenwüchsig, von einer oft rührenden oder ergreifenden Einfalt, ihr poetischer Ausdruck nur selten vom Papierdeutsch angekränkelt, und dennoch lehnt unser Zeitgefühl sich dagegen auf: sie stählen nicht, sie lähmen eher. Das aber kann und darf jetzt nicht die Aufgabe — jawohl, die Aufgabe! — unsrer zeitgeborenen Lyrik sein. Was tu' ich mit einem Vaterlandssänger, der in diesen Tagen auf die Forderung »Deutschland muß stärker werden! Kraft blüh' aus jedem Schuß und Streich!« keine andre Antwort findet als die:

Ja, es muß stärker werden,
muß gründen auf der Erden
der Menschheit goldnes Reich ...

F. D.





Josef Limburg: Zwei Engelsfiguren vor einer Familiengruft (Architektur: Hans von Pöllnitz)

Von Kunst und Künstlern

Ernst Bischoff-Culm: Der Kaiser — Ein neues Kaiserbildnis von Ernst Pickardt — Statuette der Kaiserin u. a. von Josef Limburg — Kaiser Franz Josef I. von John Quincy Adams — Bildnis Gerhart Hauptmanns von Karl Bauer — »Zwei Mütter« von Franz Paczka — »Spielende Kinder« von Hans Thoma — »Stilles Heim« von Franz Hoffmann-Fallersleben



Das »Kaiserbildnis« von Ernst Bischoff-Culm, das seine ostpreußischen Bilder begleitet, wird vielleicht auf den ersten Blick mehr Verwunderung als Befriedigung erwecken. Um der Absicht des Künstlers und dem Sinn des Blattes näherzukommen, müssen wir es uns vor allem abgewöhnen, solche Persönlichkeitsdarstellungen, wie hier eine versucht wird, schlechtweg »Bildnis« zu nennen. Der Ausdruck »Bildnis« setzt immer in erster Linie die Lebenstreue, die Wirklichkeitsnachbildung voraus: wer den Dargestellten einmal gesehen hat oder sich gar rühmen darf, ihn zu »kennen«, der will ihn nach dem Bildnis wiedererkennen und in möglichst vielen Einzelzügen die Ähnlichkeit feststellen können.

Nach dem allen steht der Ehrgeiz dessen, der diesen Kaiser Wilhelm II. radiert hat, nicht. Schon der Zusatz, den der Künstler seiner bei E. Arnold erschienenen Originalradierung gegeben hat, läßt darüber keinen Zweifel: »Kaiser Wilhelm, unser Hort in Sturm und Wetter«, so sagt niemand, der eben nur ein möglichst ähnliches, möglichst lebenstreues Bildnis des Herrschers und obersten Heerführers schaffen und verbreiten möchte. Vor dem Kriege hätte das auch wohl einem Künstler genügen können, nach dem Erlebnis dieses Krieges, das allen bloßen Repräsentationswert ausgelöscht hat, um Sein und Wesen an dessen Stelle zu setzen, muß er nach Höherem streben. Er muß sich fragen: Was hat diese Zeit aus dem Kaiser gemacht, und worin drückt sich sein Wesen dem Volke am besten aus? Wir alle wissen es: die gewaltigen Ereignisse, die der Gegenwart ihren furchtbar ernsten und erhabenen Ausdruck verleihen, sie haben die Person des Kaisers allen deutsch fühlenden Menschen innig nahegebracht. Die majestätische und doch menschlich schlichte Haltung Kaiser Wilhelms hat Empfindungen ausgelöst, wie sie in gleicher Stärke und Reinheit vorher nicht freigeworden waren. Im ganzen Volke, bei hoch und niedrig gibt es heute bei Nennung seines Namens einen vollen Klang, der tief in den Gemütern nachzittert, Mut und Zuversicht in ihnen weckt und zu starkem, entschlossenem Handeln aufruft. Von dem allen

möchte man etwas sehen und fühlen, wenn man sein Bild (nicht sein Bildnis) aus Künstlerhand empfängt. Und auch in der Art der Auffassung und Darstellung, in der Führung des Striches, im zeichnerischen oder malerischen Ausdruck soll das lebendige Gegenwartsbewußtsein wirksam sein. Mit andern Worten: das strengere, vielleicht auch zartere Empfinden, das sich mit künstlerischer Anschauung verbindet, wünscht das Abbild der erhabenen Person des Kaisers in einer für die Kunst der Gegenwart kennzeichnenden Originalarbeit, die dem von der Zeit erhöhten Gegenstand und unserm verjüngten Gefühl von ihm gleichermaßen gerecht wird.

Diesen Wunsch, dünkt uns, hat Bischoff-Culm mit seinem Kunstblatt erfüllt. Noch einmal: es handelt sich hier nicht schlechthin um ein Kaiserbild, sondern um mehr, um die Versinnlichung einer Idee, um die Darstellung einer ungeheuren, von Blitzen und Wettern durchrüttelten Zeitstimmung. Der Künstler hat, um diesen tragisch-heroischen Zeitstil zu treffen, aus dem altgermanischen und mythischen Anschauungskreis heraus geschaffen, ohne daß er nötig gehabt hätte, zu einem äußerlichen Symbol zu greifen. Die Gestalt ist von der Seite dargestellt. Sie schreitet in starkem Rhythmus dahin, entschlossen, kraftvoll, von der Unabänderlichkeit eines strengen und gewaltigen Herrscherwillens durchdrungen. Sturm bläht den Kragen des Offiziersmantels, den der oberste Heerführer über der Uniform der Gardekürassiere trägt. Die durchfurchten Züge sind ernst und voll tiefer Bewegung über das, was die Notwendigkeit gebietet. Keinen Triumphator voll Ruhmsucht stellt der Künstler dar, sondern die Verkörperung eines Herrscherwillens, der sich in Stunden der Gefahr vollkommen der Verantwortung für die Geschicke seines Landes und Volkes bewußt ist, der sich aber auch nicht biegen und beugen läßt. Kühn und groß ist die Behandlung des Hintergrundes, aus dem man Blitz und Donner, Sturm und Not, Flammenzeichen und Schicksalsstimmen herauslesen kann. Vom Haupte des schreitenden Kriegsherrn geht durch das Gewirr ungelöster Dunkelheiten ohne jede effekthascherische Nebenabsicht eine breite Lichtbahn aus, der Strahl einer zukunftsgewissen Hoffnung für alle vaterländischen Herzen.



Kaiser Wilhelm II.
Zeichnung von Ernst Pickardt
Nach der im Kunstverlage von Ludwig Möller in Lübeck erschienenen Radierung

Die Kunsthandlung von Ernst Arnold in Dresden und Breslau bringt das Blatt (Bildgröße 49,5 × 49,5 cm) in drei Ausgaben auf den Markt: die Vorzugsausgabe, gezählt (Nr. 1—15) und mit dem Namenszug des Künstlers versehen, kostet 100 *M*, die Künstlerausgabe, ebenfalls signiert und gezählt (Nr. 16 bis 50), 50 *M*, die Ausgabe auf gelbem Kupferdruck 25 *M*.

Zum Vergleich mit dem Bischoff-Culmschen Kaiserbild zeigen wir nebenstehend ein neues Kaiserbildnis von Ernst Pickardt, eine Kaltnadelradierung, die der Kunstverlag von Ludwig Möller in Lübeck in Künstlerdrucken auf Atlas (60 *M*), altem Papier aus dem Jahre 1828 (30 *M*) und auf Japan (30 und 10 *M*) herausgegeben hat. Auch hier prägen sich auf den ernsten Zügen des Herrschers die gewaltigen und erschütternden Ereignisse des letzten Jahres aus, und der durchdringende Blick der Augen, der fest auf den Beschauer gerichtet ist, spricht von der inneren Sicherheit, dem unbeugsamen Willen zum Durchhalten bis zum endgültigen Siege; im großen und ganzen aber überwiegt doch das Porträtartige und Persönliche das Stilistisch-Monumentale.

Um sich der Kühnheit der Bischoff-Culmschen Kaiserdarstellung voll bewußt zu werden, braucht man sie nur mit der Statuette der Kaiserin zu vergleichen, die Josef Limburg im Auftrage und zugunsten des Roten Kreuzes geschaffen hat. Hier herrscht durchaus die vornehme Ruhe, die friedliche Stille, das leidenschaftslose, dem stürmischen Weltgeschehen entrückte Gleichmaß der Seele, die wir an dieser hohen Frau ehren und lieben. Man könnte eine Katharina von Rußland, eine Christine von Schweden, vielleicht auch eine Maria Theresia ähnlich bilden, wie Bischoff-Culm es mit





Josef Limburg: Frühling

unserm Kaiser getan hat; bei einer Fürstin, deren Tugenden so in den sanften Eigenschaften der Fraulichkeit und Menschlichkeit aufgehen wie bei unsrer Kaiserin, wäre solche stark betonte Monumentalität übel am Platze. Josef Limburg hat im Schloß Bellevue unmittelbar nach dem Leben modelliert, und wenn er dem Sessel und der Haltung der Figur etwas Sakrales, etwas Heilig-Strenges gegeben hat, so verträgt sich das ebensogut mit dem Geist dieser Kriegszeit, deren ernstem Gedächtnis das Werk laut seiner Inschrift am Sockel gewidmet ist (»Kaiserin Augusta Viktoria, Schutzherrin des Roten Kreuzes. Erinnerung an die Kriegsjahre 1914/15«), wie mit der Bestimmung des Bildwerkes und dem Charakter der sonstigen Schöpfungen des Künstlers. Limburg war (geboren 10. Juli 1874 in Hanau) ursprünglich Kunsthandwerker und kam erst Mitte der neunziger Jahre nach einer Vorbereitung bei Professor Viktor Tilgner in Wien in die Bildhauer-Meisterschule von Professor Janensch auf der Akademie in Berlin. Um 1900 konnte er dank dem Preis der Michael-Behr-Stiftung nach Rom gehen, wo er selbständig zu arbeiten begann, und wie er sich hier bald das Vertrauen hoher kirchlicher Kreise gewann, so öffnete sich ihm in Petersburg und Berlin die vornehme Gesellschaft, so daß seine Arbeiten bald eine kleine Galerie einflußreicher und geistiger Persönlichkeiten umfaßten, darunter Halbfiguren des Papstes Pius X. und des Großfürsten Boris Wladimirowitsch, ein Marmordenkmal des Papstes Gregor XIII. im Vestibül des Collegium germanicum in Rom, Büsten des Kardinals A. Steinhuber, des Reichsbankpräsidenten Dr. Rudolf von Delbrück, des Straßburger Bischofs Freiherrn Dr. Franz Zorn von Bulach, des Grafen von Ballestrem, des Oberstleutnants Pochhammer, des Großindustriellen Borsig sowie der Schriftsteller und Dichter Oechelhäuser, Adolf Glaser und Viktor Blüthgen. Limburgs figürliche Darstellungen bevorzugen das Zarte, Hoheitsvolle, Ernste und Religiöse: so hat er die »Reue« und die »Junge Liebe« und für die Katholische Kirche in Zehlendorf bei Berlin eine Madonna mit Kind und den Heiligen Josef geschaffen, für den Park des Grafen Ballestrem auf Schloß Ober-Gläsersdorf in Schlesien die hier abgebildeten Figuren der vier Jahreszeiten und für



Josef Limburg: Sommer

die Familiengruft des Bergrats Pieler in Ruda (Oberschlesien) die beiden Schutzengel (S. 134).

Den 85. Geburtstag des Kaisers Franz Josef I. feiern wir in einem Gedicht von Alma Johanna König, der es nicht zum ersten Male gelingt, österreichischem Fühlen und Denken in edler poetischer Form erlösenden und erschöpfenden Ausdruck zu geben. Ihre Verse mag in farbiger Wiedergabe ein neues Kaiserbildnis von John Quincy Adams begleiten, das mit glänzender Technik alle koloristischen Reize der Uniform und des Ordensschmucks herauszuarbeiten versteht, ohne darüber Haltung und den Ausdruck des Kopfes zu vernachlässigen. Seinen zahlreichen Bildnissen aus der österreichischen Gesellschaft hat der beliebte Wiener Künstler hier ein neues äußerst charakteristisches und wirkungsvolles hinzugefügt.

Noch ein Bildnis bringt dieses Heft: in Mattkunstdruck den Kopf Gerhart Hauptmanns von Karl Bauer. Was seine Augen längst bemerkt haben, das scheint der Künstler, dem wir schon eine ganze Reihe



Josef Limburg: Winter

schöner und ausdrucksvoller Dichterbildnisse verdanken, hier mit Absicht betont zu haben: die mit den Jahren mehr und mehr hervortretende Ähnlichkeit Hauptmanns mit Goethe. Namentlich die Stirn, die Ohrpartie und der Hinterkopf mit dem zurückfliehenden Haar erinnern lebhaft an den Großen von Weimar, wie die neunziger Jahre ihn geprägt haben und wie Bauer selbst ihn uns auf Grund sorgfältigster physiognomischer Studien in Meisterblättern der Steinzeichnung lebendiggemacht hat. Vor all seinen Blättern denken wir an Wilhelm Bodes Wort: »Strenge Zeichnung ist stets die Kraft der deutschen Kunst gewesen, durch die sie die Tiefe der Empfindung in höchstem Maße zum Ausdruck zu bringen wußte.«



Josef Limburg Herbst

Allzu hastig, mitergriffen von der allgemeinen Bewegung, aber nicht miterhoben, hat sich die bildende Kunst in das Kampfgetümmel des Krieges gestürzt. Der wahre, unbeirrte Kunstfreund konnte an diesen Schöpfungen nur selten seine Freude haben. Wie unser Kunstschaffen und unser Geschmack vor dem Kriege beschaffen waren, fanden sie nur ganz vereinzelt einmal die Vorbereitungen in sich für die neuen Aufgaben, die der Krieg ihnen äußerlich und innerlich stellte. Wohl gelang einem unsrer Impressionisten oder auch derben Wirklichkeits-

maler hier und da eine glücklich beobachtete Szene vom Auszug der Truppen, vom Marsche oder auch vom Schlachtfeld selbst; aber weitaus das meiste davon blieb im Augenblick befangen, ohne dem inneren Erlebnis die Form zu geben, die es erst zum zeitlosen Kunstwerk erhebt. Fast ein volles Jahr des unerhörtesten Völkerringens, Blutvergießens und Leidens mußte ins Land gehen, ehe sich auch nur die Ansätze dafür zeigten. Selbst die Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1915, von der man doch am ehesten Früchte des großen Erlebens hätte erwarten dürfen, brachte dem Wunsche nach solchen Schöpfungen nur spärliche Erfüllung. Ein Bild aber finden wir in ihrer Sammlung, das ganz aus der Stimmung des Krieges geboren ist und doch schon über den Augenblickswert hinaus den Weg zu einer bleibenden künstlerischen Form findet. Das ist Franz Paczkas Ölgemälde »Zwei Mütter«. Der Vorgang ist so einfach, man möchte sagen so alltäglich wie möglich: zwei leidgetroffene Mütter begegnen sich in schmerzlicher Umarmung, tiefgebeugt flüchtet sich die eine, die ältere, an die Brust der andern, der jüngeren und aufrechten. Auch dieser steht der Schmerz und Gram auf der edlen Stirn und dem stronggemeißelten Antlitz geschrieben, aber ihr eigenstes, persönliches Leid ist schon aufgegangen, geläutert und verklärt in dem allgemeinen Leid ihres Volkes, und der Stolz des vaterländischen Opfermutes hat ihm eine erhabene Weihe gegeben. So darf die Jüngere die Ältere als Trösterin empfangen, gleich einer Mutter, die ihr Kind ans Herz zieht. Denn in ihr verkörpert sich ohne Zwang etwas von der Heldenhaftigkeit all der deutschen Mütter, die ihre Söhne fürs Vaterland hergeben mußten; in ihr, die sich auch in ihrer äußeren, idealer aufgefaßten Erscheinung von der in bürgerlicher Trauerkleidung dastehenden Frauengestalt abhebt, glauben wir den lebendig gewordenen Mutterschmerz des trauernden und doch opferstolzen, siegesbewußten Deutschlands zu erkennen. So darf dies Bild, eine der Zeit würdige Kunstschöpfung, Anspruch darauf erheben, ein bleibendes Denkmal ihrer innersten Stimmung und Gesinnung zu sein.

Mit zwei friedlichen Bildern, die von keinem Hauch des Kriegssturmes berührt werden und doch so durch und durch deutsch sind nach Gemütswert, Ausdruck und Technik, wollen wir den Beschluß machen. Die »Spielenden Kinder«, ein Bild voller Unschuldsglück und Sommerfreude, bedurften wohl kaum der Unterschrift Hans Thoma, so deutlich, so unverkennbar tragen sie die Art des lieben deutschen Meisters von Karlsruhe zur Schau. Gewiß sind eigne Kindheitserinnerungen des Künstlers aus dem Schwarzwald darin verarbeitet, aber das Ganze, wie es da vor uns steht, löst sich doch auch wieder von allem Örtlichen und Persönlichen los und wird ein Bild, in dem deutsche Kinderlust in deutscher Natur eine ebenso schlichte wie klassische Verkörperung findet. Nur ein Gedicht von Uhland kann sich mit dieser selbstverständlichen Deutschheit messen.

Bei Franz Hoffmann-Fallersleben, dem Sohn des vaterländischen Dichters, der uns das »Deutschland, Deutschland über alles« gesungen hat, ist vielleicht schon ein wenig Bewußtheit zu spüren, wenn er sein altväterisch-trauliches, von Rüstern umschattetes Häuschen »Stilles Heim« nennt, aber auch hier fühlen wir uns so daheim und zu Hause auf deutschem Boden, daß wir ganz zu fragen vergessen, ob das Motiv für dieses Werk nun in Oldenburg, an der Weser, in der Umgegend von Corvey oder tiefer in Westfalen zu suchen ist — genug, daß es eins der echtdeutschen Landschafts- und Stimmungsbilder mehr ist, die uns die dankbare Freude an unserm lieben Vaterlande stärken und den vor kurzem mit Ehren über die Schwelle der Sechzig geschrittenen Meister als einen berufenen Verkünder deutscher Heimatschönheiten erweisen. F. D.

Zur Front

Junge Pappeln im Morgenwind.
Unten rattern Kolonnen.
In allen Tümpeln am Wege sind
Blanke, spiegelnde Sonnen.

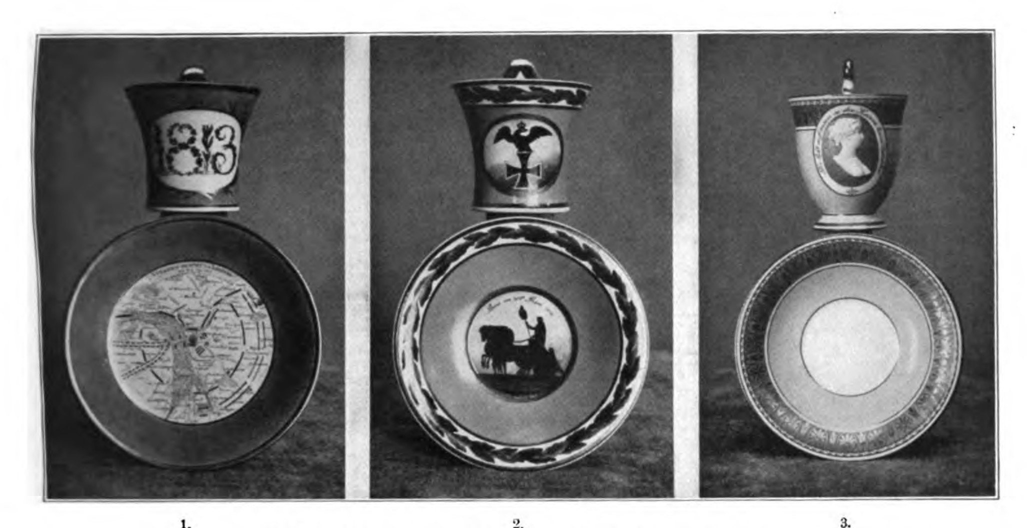
Grau die Wagen, die Männer grau,
Grau in Sommer und Helle.
Weithin unter dem lichten Blau
Wandert die graue Welle.

Knarren und Dröhnen in langem Zug,
Stampfen von schweren Tieren,
Pferdewiehern, ein Lied, ein Fluch,
Fahren, Reiten, Marschieren.

Geht die Reise zum Sieg? Zum Tod?
Aber noch einmal heben
Junge Augen vor Schlacht und Not
Gläubige Blicke zum Leben.

Lüning





1. 2. 3.

Gedenktassen aus der Zeit der Befreiungskriege:
1. auf die Schlacht bei Leipzig; 2. auf den Einzug in Paris; 3. auf die Königin Luise

Alte und neue Kriegsporzellane der Kgl. Manufaktur zu Berlin
Von P. A. Wolff

uf keinem andern Gebiet künstlerischer Betätigung läßt sich in den letzten Jahrhunderten der Krieg als gewaltiger Anreger eigenartiger Schöpfungen historisch so genau feststellen und verfolgen wie auf dem weiten und fruchtbaren Felde der Kunstporzellane, wie sie die berühmte Berliner Königliche Manufaktur von jeher gepflegt hat. Tritt uns doch in den Erzeugnissen dieser Art, die sie im Laufe der hundertundfünfzig Jahre ihres Bestehens in einer glanzvollen Folge hervorgebracht hat, nicht nur ein gutes Stück preußischer Kulturgeschichte entgegen, sondern es spiegelt sich in ihnen geradezu die politische Geschichte unsers Vaterlandes auf ganz besondere Art wider, wie Georg Lenz in seiner grundlegenden Behandlung dieses Gegenstandes (Hohenzollern-Jahrbuch, 1914) treffend bemerkt. Und so ist es denn ganz gewiß auch kein Zufall, daß wir solchen Kriegsporzellanen schon in der frühesten Periode der Manufaktur begegnen, die, bekanntlich eine Schöpfung Friedrichs des Großen, gerade in jenen Tagen von dem kriegerischen Geiste des Jahrhunderts besonders stark berührt wurde.

Merkwürdigerweise ist aus der ganzen friderizianischen Zeit der Manufaktur nicht eine einzige Arbeit bekannt, die auf bestimmte Ereignisse des Siebenjährigen Krieges Bezug nimmt, der doch die Welt so mächtig in Atem hielt. Dafür weist der Formenschatz der Berliner Manufaktur aus jener Zeit mehrere Serien von Porzellanfigürchen auf, die in ungemein bezeichnenden Darstellungen die »Grenadiers und Mousquetiers, die Fuseliers und die Offiziere« des Großen Königs der Nachwelt bildlich überliefert haben. In hervorragend günstigem Maße auf die Entstehung der Kriegsporzellane wirkte in der ersten Zeit des Bestehens der Berliner Manufaktur die sogenannte »Bataillenmalerei«, die man von Sachsens berühmter Manufaktur Meißen überkommen hatte, wo sie bereits in hoher Blüte stand. Für die meist recht flotten Schlachtdarstellungen wurden mit Vorliebe Rugendasche Kupferstiche als Vorbilder benutzt, die — der Gepflogenheit der Zeit entsprechend — vornehmlich zum Schmuck von Tabaksdosen in dieser Form eine gefällige Verwendung fanden. Das wertvollste Stück dieser Art, das in seiner ganzen Ausführung beträchtlichen künstlerischen Wert verrät, ist die Friedrichs-tabatiere der Sammlung Foerster. Sie ist auf dem Deckel mit der ungemein lebendigen Darstellung einer Reiterschlacht, auf dem Boden und an den Seiten mit Lagerszenen in farbiger Malerei geschmückt, die von grau schraffierten Zieraten auf rosa Grund eingerahmt werden. Im Inneren

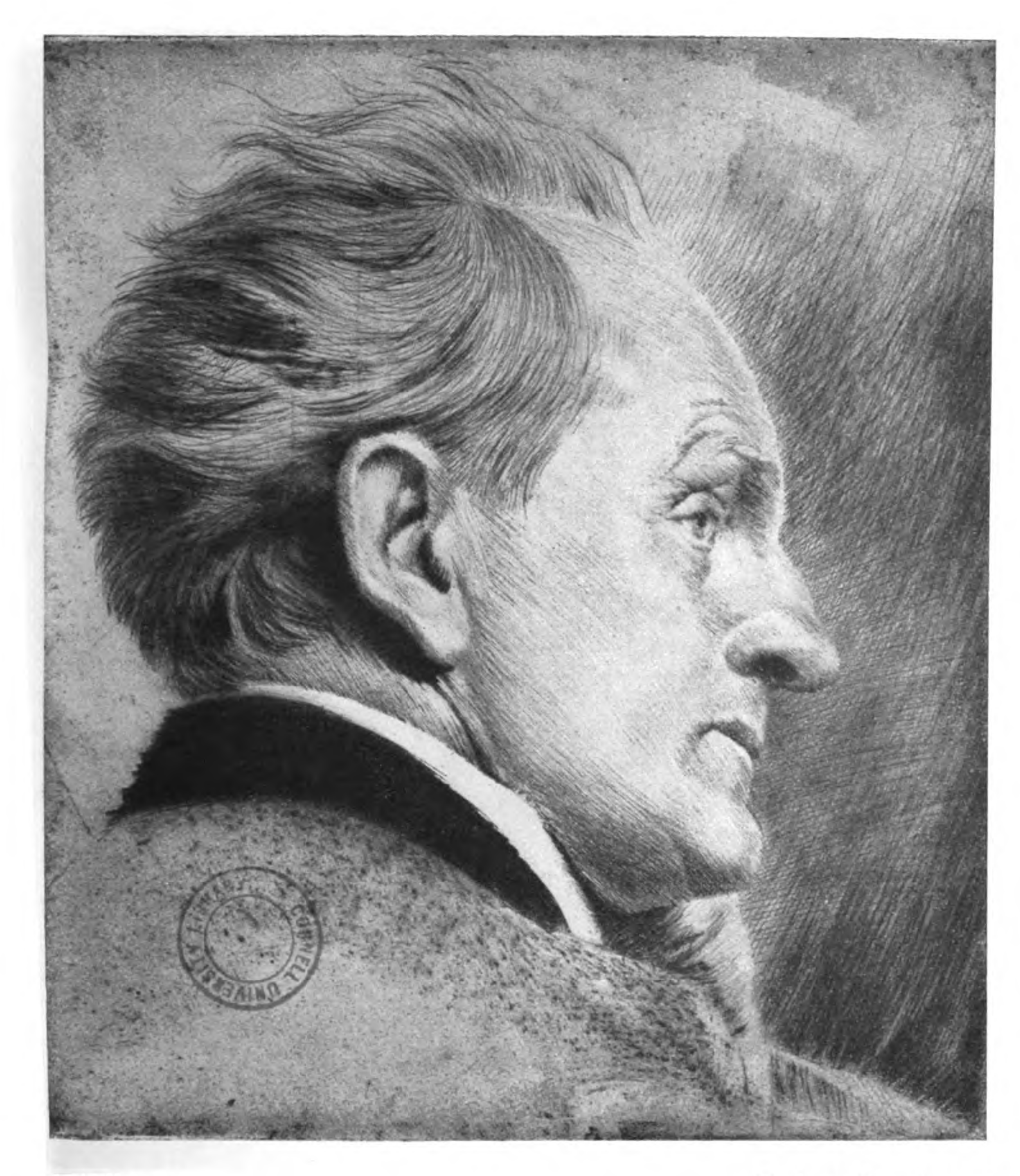


Zwei-Kaiser-Plakette von Professor Schley

des Deckels ist das ebenfalls farbig gemalte Hüftbild des Großen Königs nach Charles Amédée Philippe van Leo angebracht.

Erheblich günstiger noch dem Aufblühen des Kriegsporzellans sind die Regierungszeiten Friedrich Wilhelms II. und Friedrich Wilhelms III., die ja ganz erfüllt waren von großen kriegerischen Ereignissen. So ist der Erinnerung an die Koalitionskriege ein im Charlottenburger Schloß verwahrtes Frühstücksservice gewidmet, dessen einzelne Stücke auf grünem Fond in reicher figürlicher Darstellung österreichische, russische und französische Soldatenszenen zeigen, die durch lebendige Auffassung wie reizvolle Durcharbeitung der Einzelheiten bestechen und deren Vorwürfe durch Inschriften am Boden der verschiedenen Teile des Services genau erklärt werden. Unter den Kriegsporzellanen aus der Regierungszeit Friedrich Wilhelms III. verdienen die prunkvollen Teller eine besondere Hervorhebung, die Bilder der preußischen Armee nach Entwürfen des Malers und Kupferstechers Wachsmann aus dem Jahre 1801 und aus der Zeit der Freiheitskriege aufweisen. Sie sind aus dem Nachlaß des Königs an das Hohenzollern-Museum gekommen, für das sie heute einen ebenso seltenen wie kostbaren Besitz bedeuten.

Einen stärkeren und man darf wohl auch sagen eigenartigeren Widerhall als die kriegerischen Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts sollten die denkwürdigen Tage der ruhmvollen Erhebung des deutschen Volkes gegen Napoleon und die Befreiungskämpfe der Jahre 1813 und 1814 in den verschiedenartigsten Erzeugnissen der Königlichen Manufaktur finden. Sie dürfen in einer Zeit, da in Deutschland von einer bedeutsameren Entwicklung der Kleinkunst sonst nicht die Rede sein kann, als wert- und gehaltvolle Arbeiten von starken künstlerischen Reizen angesprochen werden. Namentlich gilt das von den meisten der damals besonders beliebten Gedenktassen, jenen kleinen Kunstwerken, die nach einer hübschen Sitte der damaligen Zeit den heimgekehrten Kriegern als Geschenke verehrt wurden, sich aber auch sonst zu Widmungszwecken großer Beliebtheit erfreuten. Davon legt schon für das ausgehende achtzehnte Jahrhundert eine im Hohenzollern-Museum aufbewahrte Gedenktasse auf Friedrich den Großen aus dem Jahre 1793 beredtes Zeugnis ab, ein Stück, das auch technisch bedeutsam ist, weil es als Beispiel eines vom Kupferstecher Fr. Berger an der Königlichen Manufaktur eingeführten Umdruckverfahrens auf Porzellan zu gelten hat. Die erste Beschreibung dieser Tasse, die sich nach Lenz im ersten Bande des »Journals für Kunst und Kunstsachen, Künsteleien und Mode« (Berlin 1810) befindet, mag wegen



Karl Bauer: Gerhart Hauptmann

ihrer merkwürdigen Fassung hier Platz finden. Es heißt da umständlich und ausführlich: »In einer modernen Einfassung, über welche oberhalb ein Lorbeerzweig liegt, sieht man König Friedrichs des Zweiten von Preußen Brustbild nach der rechten Seite gewendet, mit bedecktem Haupte, und dem ihm gewöhnlichen Kostüm. Dieser Medaillon ist mit Sonnenstralen umgeben und ruhet auf einem zierlichen Fußgestelle. Neben demselben erblickt man die Attribute, welche sich auf die erhabenen Eigenschaften des großen Monarchen beziehen. Als: zur Rechten liegt ein Löwe, der in seinen Vorderklauen ein aufgeschlagenes Buch hält, auf welchem das Geburtsjahr und Sterbejahr des Königs zu lesen sind. Hinter ihm stehet ein Buch, worauf eine Eule sitzt, welches bekannte Bilder der Gelehrsamkeit und Weisheit sind. Auf der linken Seite sieht man Minervens Schild und Spieß, ein königliches Diadem, ein Schwerdt und eine Wage, als Zeichen der Regierung und deren weiser Führung« usw.

Bedeutet dieses Stück schon für seine Zeit eine außerordentliche Seltenheit, so waren andre dieser Gedenktassen, wie sie zu Beginn des vorigen Jahrhunderts in großer Anzahl hergestellt wurden, auch weiteren Kreisen zugänglich. Namentlich die Tassen, die mit einem farbigen Plan der Schlacht bei Leipzig und der Jahreszahl 1813 aus



Widmungsschale von Professor Schmuz-Baudiß



Teller mit Eisernem Kreuz

grünem Siegeslaub oder mit den Bildnissen der siegreichen Monarchen und Feldherren geziert waren, fanden eine ebenso weite Verbreitung wie dankbare Aufnahme, obgleich sie künstlerisch sehr verschieden im Werte sind. Daneben wurde übrigens schon damals als Dekoration dieser Tassen gern das Eiserne Kreuz mit Lorbeer- oder Eichenlaub verwendet, und zwar in einer Aufmachung, die sich fast immer einer erfreulichen ernsten Einfachheit befleißigt.

Ebenfalls als Kriegsporzellane dürfen die prunkvollen Tafelgeschirre mit Schlachtendarstellungen aus dem zweiten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts angesprochen werden, die als Ehrengeschenke für die ruhmgekrönten Heerführer der Freiheitskriege bestimmt waren und von dem König der Manufaktur unmittelbar nach dem Friedensschluß, noch von Paris aus, in Auftrag gegeben wurden. Sie zeichnen sich in gleicher Weise durch Kostbarkeit wie Schönheit aus und werden der Bestellung des Kriegsministers vom 5. Oktober 1815 vollauf gerecht, die verfügte: »Alle diese Service würden des Gebers und der Empfänger würdig und von einer solchen Beschaffenheit sein müssen, daß sie der Allerhöchsten Absicht, den gedachten Prinzen und Generalen Allerhöchst Dero Erkenntlichkeit zu beweisen, auf eine angemessene Weise entsprächen.« Allen diesen Servicen gemeinsam ist das Eiserne Kreuz als charakteristischer Schmuck, das sich im Spiegel der Teller und Schüsseln in heraldisch korrekter Form angebracht

findet. Ähnlich geschmückt war auch das große für den Herzog von Wellington bestimmte Tafelservice aus dem Jahre 1819, das größte übrigens, das die Königliche Porzellanmanufaktur seit ihrem Bestehen angefertigt hat. Es ist auch dadurch noch bemerkenswert, daß an dem natürlichen Schmuck regend auf die künstlerische Schaffenstätigkeit der Manufaktur gewirkt und eine Reihe von Werken der Kleinkunst entstehen lassen, die an Wert und Bedeutung alles das um ein Beträchtliches überragen, was man sonst gemeiniglich unter kunstgewerblichen Kriegsandenken versteht.



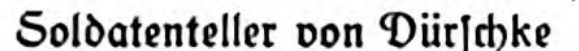
Soldatenteller von Dürschke

seines kostbaren Tafelaufsatzes kein Geringerer als Gottfried Schadow mitgearbeitet hat.

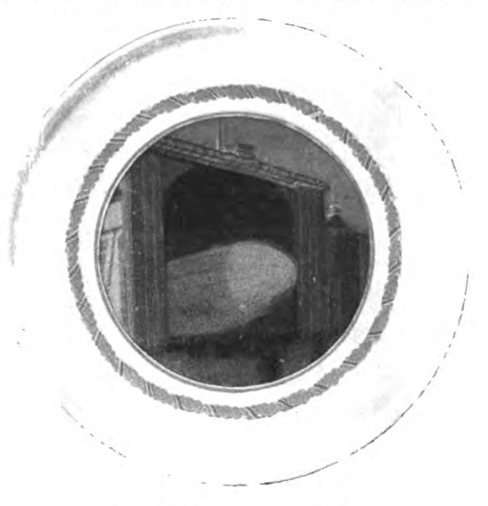
Recht gering ist die Ausbeute an Kriegsporzellanen aus den Jahren 1864, 1866 und 1870/71. Fielen doch die Kriege dieser Jahre in eine Zeit künstlerischen Niedergangs auch für die Berliner Manufaktur.

Erst der Weltkrieg der Jahre 1914 und 1915 hat wieder, zum weitaus größten Teile in überraschend glücklicher Weise, an-

Als das wertvollste und künstlerisch bedeutendste dieser neuzeitlichen Kriegsporzellane gibt sich die Widmungsschale von Schmuz-Baudiß zu erkennen, eine Arbeit von überaus origineller Erfindung des Entwurfs wie reicher Schönheit der Ausführung, als Ganzes von hoher plastischer Eindruckskraft, dabei von einer Fülle fein erdachter Einzelheiten in der Ausgestaltung. Das Stück zeigt, völlig in dem

Soldatenteller von Dürschke



Zeppelinteller von Dürschke

für die Berliner Manufaktur so charakteristischen »Königsblau« mit wirksamer Golddekoration gehalten, auf der Stirnseite des Schaftes, der die Schale trägt, die geflügelte Fackel als Symbol der Begeisterung, von Eichenlaubstäben flankiert. Vergoldete Schilder in Herzform, von Perlen umrahmt, vervollständigen den Schmuck des Werkes, der bei aller Sparsamkeit in den Einzelheiten der Feierlichkeit nicht entbehrt. —

Als ein recht glücklicher Einfall ist die Wiederaufnahme der einst so beliebten Gedenktassen in die Reihe der modernen Kriegsporzellane zu begrüßen. Am volkstümlichsten von ihnen verspricht die Hindenburg-Tasse zu werden, die das wohlgetroffene Bildnis des Feldmarschalls in Muffelfarben zeigt, ein recht gefälliges und ansprechendes Stück. Beträchtlich einfacher gehalten, aber vielleicht gerade darum sehr eindrucksvoll mutet die schöne Gedenktasse an, die auf dunkelblauem Grunde das Eiserne Kreuz — Malerei in Muffelfarben — in diskreter Umrahmung sehen läßt, während die hübsche Soldatentasse die mehr genrehafte Wiedergabe eines feldmarschmäßig ausgerüsteten jungen Kriegers in naturalistisch gehaltener Auffassung bringt. Verschiedene mit reicher Goldstaffage und gravierter Schrift versehene Stücke vervollständigen die Reihe dieser modernen Gedenktassen.

Künstlerisch reicher ist unter den jüngsten Kriegsporzellanen der Königlichen Manufaktur die Ausbeute an Tellern und Platten, die ja der freien malerischen



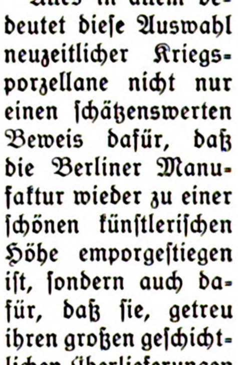
Soldatenteller von Dürschke



Soldatenteller von Dürschke

Behandlung der von den Künstlern gewählten Vorwürfe schon rein äußerlich besonders entgegenkommen. Einer besonders günstigen Aufnahme hat sich unter diesen Arbeiten der reizvolle *Bündnisteller* des Bildhauers *Hubatsch* zu erfreuen, der in kraftvoller Auffassung und energischer Darstellung an zwei charakteristischen Soldatenfiguren die bundesbrüderliche Vereinigung Deutschlands und Österreichs zur Wiedergabe bringt und die schlichte Inschrift trägt: »Ich hatt' einen Kameraden.« Technisch ganz ausgezeichnet geglückt ist daneben der *Zeppelin-Teller* von *Dürschke*, an dem vor allem die tadellos behandelten grauweißen Halbtöne der Wolken, durch die das riesige Luftschiff in ruhiger Majestät fährt, durch Zartheit der Farbengebung bestechen. Durch geschmackvolle Stilisierung ihrer Dekoration nehmen die beiden Teller für sich ein, die — der eine rund, der andre achteckig — als einzigen auffälligen Schmuck das *Eiserne Kreuz* tragen und in Gold- und Muffelfarben auf das vornehmste geziert sind. Damit auch die Liebhaber des sogenannten Kopenhagener Genres auf ihre Kosten kommen, fehlt in der Reihe der neuen Gedächtnisteller nicht ein Stück dieser Art, das auf Emaillegrund mit weißer Pâte einen nach links schreitenden Feldgrauen in realistischer Behandlung zeigt, wie sie auch das Soldatenbildchen auf der hübschen Schmuckdose verrät, die allein das einst so beliebte Dosengenre unter diesen Kriegsporzellanen neuesten Datums ansehnlich vertritt. Künstlerisch anspruchsvoller gibt sich die *Zwei-Kaiser-Plakette* von Professor *Schley*, die in sicherer Bildniswirkung die fein behandelten Reliefs der beiden verbündeten Monarchen — in Neubiskuit modelliert — zu ausgezeichneter Wirkung bringt, während eine in Scharffeuertechnik ausgeführte *Rote-Kreuz-Vase* von *Dürschke* der Liebestätigkeit unsrer barmherzigen Schwestern auf dem Schlachtfelde gewidmet ist und vornehmlich durch den ungemein tiefen und satten Ton der gut gegeneinander abgestimmten Farben (Rot und Blau) gefangennimmt.

Alles in allem bedeutet diese Auswahl neuzeitlicher Kriegsporzellane nicht nur einen schätzenswerten Beweis dafür, daß die Berliner Manufaktur wieder zu einer schönen künstlerischen Höhe emporgestiegen ist, sondern auch dafür, daß sie, getreu ihren großen geschichtlichen Überlieferungen und ihrer besonderen Sendung als königliche Anstalt, mit Erfolg ihr künstlerisches Schaffen in den Dienst vaterländischer Gedanken und Empfindungen gestellt hat. Möge die Folge dem guten Anfang entsprechen.



Deckelvase
Figurenmodell von Fritzsche; Malerei von Dürschke

Josef Limburg: Kaiserin Auguste Viktoria

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1915



Der deutsche Weltkrieg



Relief 1914/15 von Bruno Wendel

Der Sieger

Nach hundert Tagen sprengten unsre Feinde
Die eignen Wälle und Bastionen.
Dann flogen weiße Tauben auf die Rohre der Kanonen,
Und aus der Festung kroch die jämmerliche Bußgemeinde,
Ein Häuflein nur, von Kranken, Krüppeln, Wunden,
Verhungert, fiebernd, humpelnd und zerschunden,
Voran der greise Kommandant,
Bluttriefend, Kopf und Arm verbunden.
Vor unsern Fronten nahm er seinen Degen,
Er bog ihn mit dem Stummel seiner Hand
Und warf ihn höhnisch unserm General entgegen
Und knirschte nur: „Da, nimm!"
Er war so kühn und herrlich unbezähmt,
So stolz und königlich in seinem Grimm,
Daß unser General sich wandte wie beschämt.
Es war, als ob er knien wollte, „Freund" zu flüstern.
Jedoch er forderte sein Pferd
Und griff ihm grausam in die breiten Nüstern
Und ritt mit blankgezücktem Schwert
Steil aufgerichtet vor dem Wuchtgestampf der Heere
Durch die zerstörten Kasematten
Ein in die Stadt, die wir erobert hatten.
Und Blumen schmückten die Gewehre,
Und die Kapellen jubilierten;
Und während wir die Heimat jauchzen spürten
Und träumend Fahnen wehen sahn,
Ritt unser Feldherr schweigsam, ungestüm
Und wie ein Gott uns Jünglingen voran.
Doch keine Miene lächelte an ihm.

Otto Doderer



Aus dem Lazarettzug

Von Hans Freimark

Der Krieg. Das war zuerst Grauen, Erschütterung, Zerstörung. Viel menschheitsfrohes Glauben ward zertrümmert, und über die Trümmer irrte Ratlosigkeit und suchte nach Grundsteinen für eine Zuflucht. Die Siegesnachrichten kamen. Flaggenjubel bauschte sich über den Straßen. Strahlender schien die Sonne jeden Tag. Freilich, wer der Opfer dachte, die Siege kosten, der hatte keine reine Freude. Und schwerer wurde das Ringen. Und Tag für Tag empfand man es quälender, abseits zu stehen vom Neubereiten der Zeit, nur ein lässiger Zuschauer des Weltgeschehens zu sein. Plötzlich traf einen irgendwoher ein Aufruf des Roten Kreuzes und öffnete den Zugang zu befreienden Pflichten.

Verwandlung um Verwandlung. Glieder, die sich nur selten im Marschtakt geübt hatten, lernten Parade- und langsamen Schritt. Ein wenig nur, eben um bei Besichtigungen mit Ehren bestehen zu können, aber genug, um neue Empfindungen und Gefühle zu wecken. Hände, die keine Last gewohnt waren, lernten zufassen und festhalten. Und immer mehr des Neuen kam hinzu, wuchs und breitete sich aus, und ehe man sich's versah, stand man mitten in einer andern Welt, ein andrer. Anfangs noch etwas verwirrt und unsicher. Ein einzelner zwischen einzelnen. Ein paar fremde leere Stunden lang. Dann gab es Arbeit. Die bringt rasch nahe. Jede Hand reicht sich der andern in kameradschaftlichem Dienst. Und als der erste Abend in dem neuen Dasein sank, da war man mit allen vertraut durch das gemeinsame Tun. Am nächsten Tage meinte man fast, Gewohntes zu erfüllen, wenn man gleich den andern eifrig Besen und Scheuertuch handhabte. Die große Reinigung. Der Auftakt jeder Ausfahrt, und kein leichter. Die Hygiene ist eine strenge Göttin, und wir sollen ihr unerbittliche Diener sein. Was Menschenhände nicht vermögen, leistet der Dampf. Jeder Winkel ist rein, der Zug fahrtbereit. Müde empfängt einen das Lager. Leise wiegt es in den Stricken, darinnen es hängt. Und wiegt den Müden sacht in Schlaf.

Der Zug fährt durch die Nacht mit Räderrollen und Gestampf. Es weckt uns nicht. Erst gegen Morgen stört ungewohnte Helle. Die Erde zeigt uns ein andres Gesicht. Weite flachgewellte Felder, endlos, verschwimmend im Frühlicht. Es geht Ostpreußen zu. Den Schlachtfeldern. Doch erst der nächste Tag wird sie uns bringen. Noch fahren wir durch friedliches Land. Zu zweien oder dreien, wie Neigung es fügt, sitzen die Kameraden zusammen. Spiele vertreiben den einen die Zeit. Die andern plaudern. Irgendwoher klingen abgebrochene Melodien. Jemand singt zur Laute. Zuweilen findet sich ein Chorus dazu. Lustige Lieder. Auch unsre Pfleglinge bekommen sie mitunter zu hören, wenn wir heimfahren, und sie haben Freude daran. Das Leben grüßt sie wieder darin, und Heimat und Liebe. Unsre schönen Lieder. Und unser schönes Land. Es ist, als wollte der Himmel es uns in seiner ganzen Herrlichkeit offenbaren. Die Wolken, die ihn grau verhingen, lösen sich und fliehen auseinander. Tiefes, strahlendes Blau, wie es sonst nur Italiens Sonne gibt. Und mit einem Male ein bewegtes Widerspiel. Wellen. Das Frische Haff. In weitem Bogen schwingt sich der Strand. Dörfer glitzern am Rande, und unten am Horizont ein dunkler blauender Schatten, die Nehrung. Sieh! Sieh! Jeder möchte den andern mit der Schönheit verflechten, wie sie ihn entzückt, jeder seine eigne Freude steigern durch die des andern. Doch schließlich werden wir stumm. Stehen und schauen, bis das Auge müde und aus Tag Dämmern und Abend geworden ist.

In den Wagen entzünden sich die Lichter. Sparsamkeitshalber sind es auf der Hinfahrt Kerzen. Die kleinen Flämmchen flackern und zucken. Seltsame Schatten laufen über die Wände: Hände, die ins Ungewisse greifen, Häupter, die sich ins Unerkennbare recken. Und schwingend dazu die Melodie der Räder. Sachte nimmt sie uns Schauensmüde in die Arme und trägt uns fort, weit fort in eine zauberische Unermeßlichkeit. Stille beginnt zu spinnen und webt ihren weichen Mantel um uns. Seine Falten strömen leisen Duft aus. Erinnerungen. An das Früher, das Vorher. Aber so, als wäre es lange, lange vergangen, ein fernes, abgelebtes Leben. Legende und Sage. Wie von Träumen beginnt man davon zu reden.

zärtlich, verliebt. Sucht den Rhythmus jener Zeiten einzufangen. Dem oder jenem fallen ein paar Verse ein, die ihm den Sinn des Daseins deuteten: Goethe, George, Rilke. Und die Nacht wird weit. Wir hören die Stimmen, die vom Ewigen reden, stärker jetzt als je. Und die Zeit rollt um uns. Glanz kommt und geht vor unsern Blicken. Mondlicht tanzt über schneeige Ebenen. Nirgend Grenze, alles Licht.

Und wieder Abend. Über den masurischen Seen. Trübe verschwelt die Sonne. Rauch aus niederen Hütten zieht geduckt über die eisigen Flächen und hüllt sie in stickiges, modriges Grau. Und darüber der fahle, sterbende Schein. Stacheldrahtverhaue spreizen sich breit im Dämmer. Sie gleichen dürren Rosengärten, die auf den Lenzwind warten, daß er ihnen Blätter und Blüten bringe. Fast schön ist das gesträuchige Gewirr, jedes Schreckens entkleidet, den es hatte, wenn man es ehedem auf Bildern sah. Die Wirklichkeit ist nicht so grausam, wie unsre aufgestörte Phantasie ihr andichtet. Tod und Zerstörung sind ihr nur der dunkle Rahmen, den sie um die Bilder des Lebens fügt, damit diese um so heller strahlen. Das predigt auch Ostpreußen. Ganze Ortschaften in Trümmern, aber mitten darin ein Haus, völlig unversehrt. Und rings um das befriedete Stück Erde regsame Geschäftigkeit. Schon wachsen neben den zerschossenen, rauchgeschwärzten Mauern neue Wände auf, und neue Balken fügen sich zum Dach. Das Leben ist unbesiegbar. Ein Lächeln drängt sich auf die Lippen über das Grauen, das man empfand, als der Krieg uns aus dem Frieden riß. Was denn stürzte er um? Nur unsre Gewohnheit. Rüttelte uns auf aus der Alltäglichkeit. Menschen kamen in die Zeit und gingen aus ihr, ehe er war, und gehen und kommen jetzt wie zuvor, nur ihr Schreiten ist rascher, aber es ist auch größer geworden. Und ihre Herzen schlagen höher. Denn nun leben sie nicht nur sich, sie leben mit allen, die neben ihnen da sind, und das enge Dasein wird weites Werden und Wachsen.

Das Gemeinsame ist der stärkste Ton auch in unserm Tun. Jede Arbeit zu gleichen Lasten. Und wo der eine ratlos, hat der andre einen Ausweg gefunden. Drüben war es, jenseit der Grenze, auf einem kleinen Bahnhof. Rings Morast und Wege, die schlimmer als der Morast sind. Mühsam quälen sich die grauen Planwagen einer Trainkolonne durch den zähen Schlamm. Es windet und stiebt. Halb Schnee, halb Regen. Doch unsre Landstürmer gehen ihre Wacht ab, festen Schrittes, als sei der schönste Sonnenschein. Sie sind freundliche Wegweiser. Über verworfene Schienen hinweg, an zerfallenen Wassertürmen vorüber führen sie zu einem der Bauernhäuser, das einen Brunnen hat. Vorsichtig wird das Wasser, trotz der Empfehlung der Landstürmer, geprüft. Und dann beginnt das Fassen. Eimer um Eimer wird hochgewunden. Je zwei gehören einem Träger. Im Gänsemarsch geht es zurück zum Bahnhof. Da aber hat sich, wie zum Schabernack, ein Gütertransport vor unsern Küchenwagen geschoben. Einen Augenblick scheint ein langer Umweg über die Gleise das einzige Hilfsmittel. Doch es findet sich besserer Rat. Schon schwingen sich ein paar der Kameraden auf das Dach des Wagens, andre springen auf rasch herbeigeschaffte Tritte, und Eimer um Eimer schwebt empor. Wie von selber öffnen sich die Lippen zum Gesang. Die Kessel der Küche füllen sich, trotz der Beschwer, scheinbar schneller als sonst. Denn uns allen kommt der Befehl »In die Wagen!« viel zu früh.

Der Zug hat haltgemacht, weit drinnen in Russisch-Polen. Niedrige, rötliche Lehmwellen umgeben das langgestreckte Bahnhofshaus, das jetzt ein Schild in deutschen Lettern trägt. Noch liegt der Bahnhof still und verlassen im jungen Licht. Scharf schneiden die Hügelrücken in die Helle. Ein rasches, zwitscherndes Pfeifen grüßt den Morgen, lärmend fährt ein Schwarm Stare in die frischen Lüfte. Und gleichsam als hätte dieses erste Regen des Lebens den Widerhall erweckt, klingt von fernher Marschtakt. In langen Kolonnen zieht Jungmannschaft vorüber, hinaus an die Front, dem Kampf, dem Sturm, dem Siege oder den Wunden und dem Tode zu. Ihre braunen Gesichter blicken heiter, die Augen leuchten, lachend grüßen sie. Ob einer von ihnen ans Sterben denkt, ans Nichtwiederkehren? Ich weiß es nicht, ich glaube es nicht. Auch uns bleiben solche



Gedanken fern. Der Krieg ist Qual und Sorge nur für die, die daheim warten. Und wenn wir in irgendeiner unsrer Städte einen Trupp hinausziehen sehen, wird auch uns weh ums Herz. Die Schatten schreckender Nöte greifen uns an. Aber hier draußen weiß man von alledem nichts. Der Krieg ist hier nicht der furchtbare Zerstörer, er ist nur der gewaltige Umformer des Lebens.

Es ist Mittag geworden. Noch immer füllen die marschierenden Truppen das Bahngebäude, und schon nahen die ersten Wagen mit den Verwundeten. In Automobilen und Planwagen werden sie herbeigeführt. Alle auf Tragbahren gebettet. Viele und kräftige Hände sind vonnöten. Und obwohl alle zufassen, zögert sich die Abfahrt bis in den Abend hinein. Die Feldlazarette liegen weit entfernt, und die Wege zum Bahnhof sind schwierig, so kommen die Transporte nur schubweise heran, nach langen Pausen. Die Ankömmlinge vom Mittag haben sich bereits an ihr neues Heim gewöhnt, da ertönt noch einmal das Signal: Antreten! Durch die Regenfinsternis funkeln grelle Pünktchen: die Lichtbündel der Taschenlaternen. Aufblitzen und Ersterben ist fast eins. In den kurzen Sekunden heißt es zupacken. Mit den Tragen geht es zu den einzelnen Abteilen. Wieder das Emporzucken und Verlöschen der Lichter. Rasch müssen die Füße festen Stand auf den Trittbrettern der Wagen fassen. Noch einmal blinken die Laternen, dann werden die Bahren behutsam emporgehoben, um ihre Last aus Dunkel, Feuchte und Wind in Wärme, Helle und Geborgenheit zu tragen.

Unsre Pfleglinge sind meist recht still. Sie genießen schweigend Wärme und Helle und Speise und Trank. Und dann schlafen sie. Auch für uns tritt nach dem letzten abendlichen Besuch des Arztes und der Schwester die Nacht in ihre Rechte. Aber sie bringt uns keine Ruhe. Es heißt: auf der Wacht sein. Nur die Lampen, die nun an Stelle der Kerzen getreten sind, werden gedämpft. Gleich feinen Pendelschlägen gehen und wehen die Atemzüge der Schlafenden. Manchmal unterbricht ein Seufzen das gleichmäßige Ebben und Fluten der Lebenstakte, oder ein Traum tritt über die Lippen und wird seltsam versponnene Rede. Langsam, fast zu langsam treiben an unserm Wachsein die nächtlichen Stunden vorüber. Leise schreiten wir von Bett zu Bett. Verschränkte Arme, Gesichter zwischen die Hände geduckt, gebogene Knie, um die sich harte Finger ringen. Menschenbündel, regungslos gleich leeren Gehäusen, die der Geist verwarf. Doch plötzlich ein Ächzen, ein Paar Augen schlagen auf, groß, dunkel, in schmerzlichem Verwundern. Starren eine Sekunde lang, und dann kommt Besinnen. Ein tiefes Aufatmen öffnet die Lippen, und eine Bitte, ein Begehren folgt. Man nickt und lächelt: Leben fand sich wieder zurück in seine Hüllen, Geist wirkt wieder in seinem Bilde.

Der Morgen bricht an. Immer mehr Augen tun sich auf, immer heller arbeiten die Sinne. Von Lager zu Lager springen Fragen und Bescheid: Wo warst du im Gefecht? Wo du? Auch dort, links von dem großen Gehöft, gegen das die Russen anrannten. Links? Nein, rechts standen wir. Wir sind ihnen in die Flanke gefahren. — Ihr wart das? Sie haben sich tapfer gehalten. Aber als unsre Maschinengewehre losknatterten, da flogen die Hände hoch. 1400 Mann! Und staunend der andre: 1400 Mann! Ja, es war ein feiner Tag. — So geht ihr Reden. Es plätschert und rauscht um uns und die vielen Geschäfte solches Tages. Bruchstücke von Bruchstücken des großen Begebens, wie es der einzelne erfährt, trägt es uns zu und löst, was uns daheim als ein Geschehen erschien, in viele kleine Begebenheiten auf.

Das Mosaik des Krieges.

Auch wir kennen es. Vierundzwanzig Stunden später sind unsre Betten wieder leer, unsre Pfleglinge in einem Heimatlazarett wohlversorgt. Der Abschied geht schnell. Es ist nicht Zeit zu vielen Worten, kaum zu einem Händedruck an den oder jenen. Selten, daß aus dem flüchtigen Miteinander ein stärkerer Eindruck an den einen oder andern bleibt. Und dennoch steht man vor dem veränderten, vom Takt der Herzen nicht mehr durchtönten Raum wie vor einem zerstörten Tempel. Doch nur einen Augenblick. Dann greifen die Hände zu und beginnen aufs neue den Bau zu richten, der dem Leben dient.



Religion im Frieden — Religion im Kriege

Von A. l'Houet

Es ist ja zur Genüge bekannt, wir brauchen nur ein Jahr zurückzudenken: Deutschlands Götter waren im Begriff, zu sterben. Die Weltgeschichte hatte es schon so und so oft ihrem Publikum auseinandergesetzt, daß das die regelmäßige Ursache des Untergangs eines Volkes war. Die Griechen, die Römer, wir wissen, die Franzosen von heute, sie alle fingen an zu sterben, wenn ihre Götter starben. Und Deutschland mit all seiner Archäologie und all seiner Philologie, Deutschland mit einem Dutzend von ganzen Geschichtssystemen, in die jedesmal die gesamte Weltgeschichte hineinverstaut wurde wie Baumwollballen in einen Hafenspeicher: Deutschland glaubte alledem nicht! Deutschland, wie das ja nie ein Volk tut, wollte auch nicht aus der Geschichte lernen. Deutschland, wie das ja jedes Volk tut, glaubte auch, mit ihm würde die Geschichte eine Ausnahme machen. Deutschland glaubte, es würde leben können auch ohne Götter. Und die falschen Propheten, die das Land durchzogen, ihm zu verkündigen, sein Gott sei tot, fanden Beifall und Gemeinden. Um ein paar Linsengerichte verkauften wir unser Bestes, um ein Schock Silberlinge verließen wir unsern Gott.

Da kam der Krieg und brachte eine große Not.

Wie war es vorher mit dem Trost unsrer Religion im Frieden? Wir wissen, die Undankbarkeit aller kirchlichen Arbeit in unsern maßgebenden Großstädten war sprichwörtlich geworden. Die Gottesgleichgültigkeit unsrer Presse schrie zum Himmel. Bei dem breitesten Publikum innerhalb und außerhalb der Kirche aber ging es nach dem Gleichniswort: »Das aber unter die Dornen fiel, sind die, so es hören und gehen hin unter den Sorgen und Reichtum und Wollust dieses Lebens und ersticken und bringen keine Frucht.« Wie vieles, was maßgebend war, lebte in Reichtum und Sorgen dieses Lebens, unter dem seine Gottesebenbildlichkeit erstickte. Und der Bauer faßte seine Erlebnisse in der Stadt dahin zusammen: »De Stadtlüe glöwt an nix mehr! Se sün rein verlobbert!« Er wußte, daß er für seine Person wohl auch in den Nöten des Lebens log und betrog. Aber in der Stadt tat man das ohne Not, rein aus Wollust! Es ging unserm Volk wie dem Obstbaum, der aus Sand in immer fetteren Lehm hineinkommt, wie der Forelle, die aus dem reißenden, gefährlichen Gebirgsbach in den bequemen Teich hineingerät. Die Früchte werden immer mastiger und glänzender. Aber der Geschmack geht verloren. Alles hat dieselbe wässerige Süßigkeit, keine Sorte ist mehr zu unterscheiden. Und der Fisch wird ebenso glänzend und fett. Aber auf dem Markt wird er nicht mehr bezahlt. Also so war doch auch unsre Religion im Frieden geworden: Reichtum, Sorge dieses Lebens, Lehmobst, Teichforelle. Es ist aufs höchste tiefsinnig, wie Christus in seinem Säemannsgleichnis den Reichtum mit einem Dornstrauch vergleicht, unter dem des Menschen Gottähnlichkeit erstickt. Aber es wird wahrscheinlich dabei bleiben müssen. Junge Völker verachten das Gold wie Kinder, reden von dem »Fluch des Goldes«, vom »verächtlichen Golde«. Das berüchtigte »non olet« war ein spätrömisches Kaiserwort.

Da kam der Krieg mit seiner Not, Tausenden von Wunden, die er schlug und die nicht wieder heilen werden, Tausenden von gebrochenen Herzen, die sich nie wieder erholen werden, auch wenn man ihnen bis zum Überdruß versichert: Er starb auf dem Felde der Ehre! Und maßloseres Elend noch vielleicht haben Deutschlands Augen draußen mit angesehen, Elend, das sie nie wieder vergessen werden. Das alles war Not.

In solcher Not aber wachten und wuchsen Glaube und Religion wieder auf. Es ist in dieser Zeit tausendmal zitiert, Not lehre beten. Es ist auch weiter richtig: Not braucht nicht beten zu lehren. Die Not, wenn im Menschen nur zu wenig Anknüpfungspunkte noch für den Glauben sind, wenn zu dem Gotte seiner Jugend nur zu dünne Fäden noch zurückführen, kann den Menschen auch zerdrücken, kann ihn zerquetschen. Wir sehen das oft genug vor uns. Schwache, gänzlich gottfremd gewordene Naturen werden oft durch eine relativ geringe Not schon zerdrückt und zerquetscht. Liegen aber die Dinge nur einigermaßen günstiger, sind sein Gott und der Spruch vom Konfirmationsaltar noch nicht ganz und gar versunken, ist von diesen Felsen in der Brandung auch nur etwas noch zu sehen, dann arbeitet der Mensch darauf hin, erfaßt sie und ist damit gerettet.

Es ist ja Deutschland nicht bestimmt, beschert gewesen, oder welchen gewagten Ausdruck man sonst brauchen will, ein zweites Mal in einen Krieg einzutreten wie den Dreißigjährigen, einen Krieg, der ja alles verwüstet hat und der doch in Deutschland eine Blüte von Religion erzeugte, wie sie vielleicht einzig gewesen ist in seiner gesamten Geschichte! Einen Krieg, der Luthers Erbschaft so widerspruchslos wieder in den hellstbeleuchteten Vordergrund drängte, wie nie je vorher und nachher! »Ist all verbrannt, was drinnen stand, und ist mir nichts geblieben! Doch efeugleich wuchs aus dem Schutt der Name meiner Lieben!« Also wenn man dieses leichtfüßige Dichterwort, das beileibe nicht so

ernsthaft gemeint gewesen ist, einmal darauf anwenden will, dann ist es Deutschland damals danach ergangen. Wie die weiße Lilie aus der schwarzen Erde, so wuchs, während das ganze Land ein Schutthaufen war, gerade daraus von neuem einmal des Menschen Gottähnlichkeit hervor. Wir sehen ja jenen Teil von unsrer Geschichte gewöhnlich gar nicht so ernsthaft an. Wir zählen beim Dreißigjährigen Kriege die Zahl der erschlagenen Rinder und der verwüsteten Feuerstellen auf. Aber der kolossale unsichtbare Aufschwung von damals, der durch ganz entsprechende Werke unsrer Literatur bestätigt wird, wird übersehen. Wahrscheinlich mit dem Erbe des Dreißigjährigen Krieges hat Deutschland seine Kriege von 1813 und 1870 geschlagen. Mit ihm wird es auch, wenn Gott will, den jetzigen schlagen.

Also das ist und tut not. Notgebet ist ja noch nicht das wirkliche, nicht ein höchstes Gebet. Christi Gebete waren nie Notgebete. Ein Notgebet ist so etwas wie ein Notverband oder wie eine Nottaufe oder wie im technischen Leben ein Notdach oder eine Notbrücke. Aber ebenso sicher wie alle diese Notbehelfe noch nicht die richtigen Behelfe sind, ebenso sicher sind sie doch alle ganz unendlich viel mehr als gar nichts. Der Sanitäter, der nur einen Notverband bringt, ist wie ein Engel auf dem Schlachtfelde. Also genau ebensowenig und ebensoviel ist das deutsche Notgebet, das jetzt im Felde wie in der Heimat wie eine fromme Rauchsäule zum Himmel aufsteigt, Gott zu einem süßen Geruch. Das ist unsre jetzige *Religion im Kriege*.

Aber wir wissen, der Krieg brachte noch ein zweites. Der Krieg brachte, wie in vielen Stücken, so auch hier im besten Sinne eine Erhebung des Volkes mit sich.

Wie war, nochmals, unsre *Religion im Frieden*? Nicht: Wie war sie geartet? Sondern: Wer trieb sie? Wer verwaltete sie? Wer stand ihr vor?

Wir wissen, wir haben in Deutschland ja fast ausschließlich Staatskirchen. Wir haben Freikirchen nur in schwachen, immer wieder verfolgten und zerdrückten Ansätzen. Auch sie hat ja die Not zum Schluß ehern und stählern gehämmert. Wer sich des alten Rocholl in Breslau von der preußischen Freikirche erinnert, der weiß, er war ein Charakterkopf, trug eine Silhouette trotz allen deutschen hohen und höchsten Kirchenbeamten. Aber wie gesagt: Deutschlands Kirchen sind Staatskirchen! Deutschlands Religion pflegt der Staat.

Doch gerade Religion ist von jeher eins von den Gebieten gewesen, um dessen Kultur sich Staat und Volk einmal miteinander streiten. Die Pflege des Rechts hat man seit langem widerspruchslos dem Staat überlassen. Militär, Verwaltung, Polizei, sämtliches Schulwesen, Steuerwesen ist Staatssache. Aber weite Teile von der Kunst und vor allem die großen Gebiete der Moral und der Religion sind stets umstrittenes Gebiet gewesen, Gebiet, um dessen Kultur Volk und Staat sich beide bemüht haben. Gerade bei der Kunst liegen die Dinge nach allen bisherigen Erfahrungen ja ganz ersichtlich so, daß sie Höhepunkte stets nur erreicht hat, wenn Natur, Volkstum, Wind und Wetter aufs stärkste in sie hineinbrandeten. Was ist, um ein einziges Beispiel zu nennen, von dem berühmtesten aller staatlichen Akademiedirektoren, Cornelius in München Mitte vorigen Jahrhunderts, übriggeblieben? Wenig oder nichts! Und jedes kleine Volkslied und Volksmärchen aus irgendeinem Heide- oder Moorwinkel her entzückt uns bis heute und bleibt modern für alle Zeit. Und ebenso, vielleicht noch schärfer, liegen die Dinge bei der Religion.

Einen Staat ohne Religion, der, mögen seine Untertanen tun, was sie wollen, sobald sie nur gegen niedrige Rechtsforderungen nicht verstoßen, nichts dazu sagt, zeigt uns zurzeit Nordamerika. Nordamerika hat nur Frei-, hat nicht die geringste Staatskirche. Wir wissen alle, man merkt es ihm an. Ein religionsloser Staat ist im großen, was ein religionsloser Mensch im kleinen ist: in wirklich wichtigen Dingen ist auf ihn kein Verlaß. Für die reicht sein Verständnis nicht aus. In denen versagt er. Also es ist aufs höchste von Wert, daß unsre deutschen Staaten Religion treiben, daß wir staatliche Landesbehörden, staatliche Universitätsstühle für Kirche und Religion haben, daß in unsern höheren und niederen Schulen auch wöchentlich zwei bis sechs Religionsstunden gehalten werden. Aber es bleibt doch immer dabei: wie die höchste Poesie stets nur in der Hand des Volkes gedeiht, so gedeiht auch die höchste Religion stets nur in dieser Hand.

Es ist ganz vortrefflich, es ist ein Glück ersten Ranges, daß unsre gesamten zweiundzwanzig deutschen Staaten sich neben allen sichtbaren Dingen ihres Volkes auch um die es angehenden unsichtbaren kümmern, daß sie sämtlich unter ihren Ministerien auch stets ein Kultusministerium haben! Nochmals: das ist alles vortrefflich! Aber es bleibt dennoch bestehen: unter allen Betrieben, die je Staaten in der Hand hatten, hat Religion ihnen stets am wenigsten gelegen. Ehe man sich versieht, entartet sie in dieser Hand. Sie entartet in Wissenschaft, in Bureaukratie, in Rhetorik, in Parteistreitigkeiten, je nachdem. Jedenfalls, sie entartet. Es ist einmal so: Religion läßt sich nicht umsetzen in Gehorsam und Strammstehen, läßt sich nicht umsetzen in Gelehrsamkeit, nicht in noch so schöne oder scharfgeschliffene Worte! Zum Schluß wenden sich Tausende von der

Kirche überhaupt ab. Die von ihr angebotenen Andachten lesen sie nicht mehr. Die Verleger bleiben mit den Predigtsammlungen der erprobtesten Mitglieder der verschiedenen Kirchenräte und Oberkirchenräte hängen, während die Sammlung irgendeines Heidepastors, der zeit seines Lebens alle paar Jahre wegen Ungehorsams zum Disziplinarverfahren in die Hauptstadt reisen mußte, Auflage über Auflage erlebt. Das Ende ist, daß die jungen Leute, von dergleichen überhaupt nicht mehr angezogen, zuletzt aufs beste abgeschreckt werden, in andre Berufe hinein sich flüchten, obgleich sie wissen, daß da weniger Ideale liegen. Abgesehen von der Menge andrer Väter und Mütter, die von ihren Primanerjahren den Geschmack an der Religion verloren haben. Kommen sie zu Wohlstand, so wird ihnen die Kirche noch mal zu einem in Altgold schimmernden Dekorationsstück. Nun, das war auch nicht der Glaube, den Christus meinte.

Es ist klar, rennt gegen solche Bollwerke eine religionslose Presse an, so halten sie nicht länger, als eines Tags die halbverfallenen Bollwerke von Dover standhalten werden.

Aber da kam der Krieg. Und ganz Deutschland wurde auf einmal fromm in den Schützengräben. Auf einmal schuf das Volk sich wieder Religion, das Volk vom König bis zum Kärrner! Die ganze kirchliche Gelehrsamkeit schwieg auf einmal. Niemand hatte recht Lust, auf sie zu hören. Lehrer und Schüler fühlten auf einmal: was da gegeben war, das war eben keine echte Religion, waren Worte. Alle kirchlichen Staatsbureaus schalteten sich auf einmal wie von selbst aus. Sie gaben noch einige meist völlig mißratene Bittgebete für den Krieg. Die gesetzlichen Synoden schrieben sie nicht aus: sie hatten im Kriege ihrem Volke nichts zu sagen! Es war merkwürdig! Um in etwas noch mal ihre Macht zu zeigen, da jetzt für Disziplinarfälle und ähnliche Siege in nächster Zeit billigerweise nicht viel Gelegenheit war, hielten sie ihre Geistlichen, die natürlich alle mit hinauswollten, als »unabkömmlich« zurück. Im übrigen schwiegen sie. Sie ahnten, jetzt lag Deutschlands Religion in den Schützengräben und nicht bei ihnen. Sie ahnten, jetzt machte Deutschlands *Volk* Religion! Und mit mehr Glück als sie! Deutschlands Volksseele war wieder einmal befreit zu einem großen Werk. Eine Volksseele war wieder einmal frei geworden, unbeeinflußt, unverführt von den vielen Mächten, die so leicht immer die Seele eines Volkes verführen. Es ging einmal wieder nach dem Wort, das ebenso oft zitiert wurde, wie es selten zutraf, daß Volksstimme Gottesstimme sei. Deutschlands Volksseele, vom König bis zum Kärrner, machte das ganze Volk auf einen Ruck besser, als es Jahre vorher je gewesen war. Deutschlands Volksseele machte Deutschland wieder fromm. Das hat in nichts unsre Staatsreligion getan, unsre Staatsreligion gekonnt. Das war Volksreligion, als das Volk wieder einmal sprach. Das Volk stand auf. Das ist unsre *Religion im Kriege*.

Wir haben soeben eine bescheidene Sammlung solcher Volksfrömmigkeit erhalten, die unsre früheren Notzeiten geschaffen haben: »Morgenandachten auf alle Tage des Jahres«, aus alten und neuen Sammlungen (Bremen, Niedersachsenverlag, Carl Schünemann, 1915). Man vergleiche den Stoff. Ewig jung, funkelnd und glänzend wie Sage und Märchen zieht er an uns vorüber. In Friedenszeiten verbirgt er sich, in Notzeiten bricht er jedesmal wieder hervor. Man kennt Andachten meist gar nicht in solchem Gewande. Aber so ist Volksfrömmigkeit beschaffen. —

Wir dürfen nicht hoffen, daß alles von dieser Religion im Kriege bleibt, ihre ganze Frische, Kraft und Allgemeinheit. Einen Aufschwung in der Weise wie in den Türkenkriegen oder im Dreißigjährigen Kriege wird Deutschland kaum ein zweites Mal erleben, auch die Geneigtheit nicht, durch einen solchen Schmelzofen hindurchzugehen, in dem derartig sein Gold geläutert würde. Die Türkenkriege schufen damals Abraham a Santa Clara, der Dreißigjährige Krieg Christian Scriver. Aber es steht wohl zu hoffen, daß ein Teil dieser jetzt im Osten und Westen erarbeiteten unsichtbaren Schätze auf eine Zeit hinaus uns verbleiben werde. Es wäre eine der wertvollsten Errungenschaften aus unserm Kriege.

Eine Mutter

Ich will an deines Vaters Türe warten,
Mein Kind —, auf deinen ersten trauten Blick,
Kehrst du im Jubel jauchzender Standarten
Zu mir zurück.

Will deine Hände nehmen in die meinen,
Du großer, stolzer, starker, tapfrer Mann,
Und will aus übervollem Herzen weinen,
Was ich nur kann.

Die wunden, müden Füße will ich kühlen,
Das Haupt dir betten zur entbehrten Rast.
Und in den tiefen Träumen sollst du fühlen,
Daß du mich hast.

Willi Lichtenberg



Karte zu den Kämpfen in Kurland

Der Weltkrieg

Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloff (Gießen)

XII

(Mit einem Nachwort)

In jedem Kriege, der um hoher Ziele willen mit Einsatz aller Kräfte geführt wird, muß einmal ein kritischer Moment eintreten, von dem ab das Übergewicht sich immer deutlicher auf die eine Seite neigt. Oft ist ein solcher Augenblick nicht sogleich, sondern erst an seinen Wirkungen später erkennbar: wir dürfen heute annehmen, daß wir jetzt die kritische Periode durchmessen und einen unerreichbaren Vorsprung erlangt haben. Wie die Dinge liegen, konnte diese Entscheidung nur im Osten herbeigeführt werden, da hier die räumlichen Verhältnisse der Kriegführung größere Beweglichkeit und damit größere Veränderungsmöglichkeiten gewähren. Wenn im Westen Franzosen und Engländer in ihren Verschanzungen Angriff und Durchbruch erschweren, so sind sie anderseits durch dieselben Hindernisse gehemmt, so daß es möglich wurde, ihnen gegenüber zeitweilig nur eine verhältnismäßig schwache Macht zu lassen und unterdessen im Osten den Hauptschlag zu führen.

Der erste entscheidende Erfolg, der die Lage dauernd zu unsern Gunsten veränderte, war der Durchbruch am Dunajez und der weitere siegreiche Feldzug in Galizien seit Anfang Mai. Bis dahin konnte eine äußerliche Betrachtung die Siege Hindenburgs durch den Fall Przemysls und das Ausharren der Russen in Galizien als aufgewogen betrachten; seitdem haben die Russen auch auf diesem Felde schwere Niederlagen erlitten, ihre Eroberungen und wichtige eigne Provinzen aufgeben müssen.

Durch eine gewaltige Doppeloffensive sind die Erfolge des Mai und Juni im letzten Monat gesteigert worden. Die eine Offensive, geleitet von Erzherzog Friedrich und Hötzendorf, ging von Galizien aus nach Norden und umfaßte die Truppen vom Bug bis zur Pilica, die andre unter Hindenburgs Oberkommando umfaßte die zwischen Pilica und der Ostseeküste.

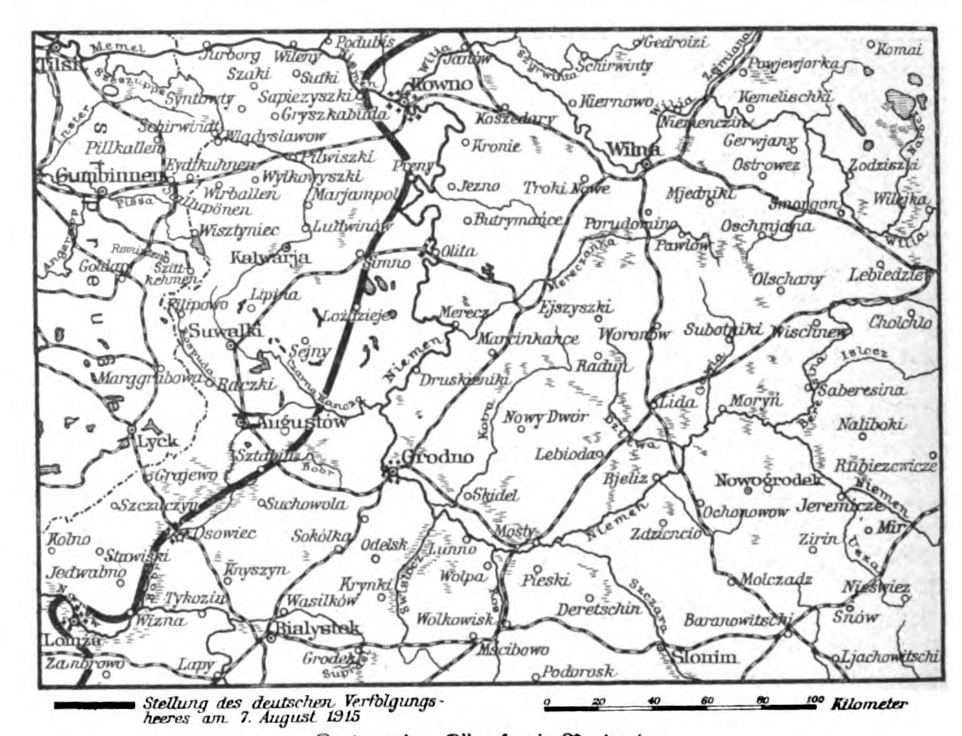
Nach der Wiedereroberung Lembergs und Galiziens bis zum Bug war die nächste Aufgabe, die Russen, deren Hauptmacht nach Norden gewichen war, zu verfolgen und zu vernichten. Schon während Mackensen vom San nach Osten zog, hatte ja Erzherzog Josef Ferdinand den Angriff über die Lubazowska nach Norden begonnen und die russische Grenze überschritten, nach dem Fall Lembergs schwenkte Mackensen ebenfalls nach Norden; Linsingen und anscheinend auch Böhm-Ermolli führten den Kampf in dem noch nicht befreiten Teile Ostgaliziens weiter, während Pflanzer die Wacht gegen Bessarabien beibehielt. Man erkennt sogleich die gewaltige Bedeutung des Mackensenschen Vormarsches: gelang es, die Russen zwischen Weichsel und Bug aufs Haupt zu schlagen, so waren ihre Armeen im Weichselbogen, die Weichselfestungen, ja die Narew- und Bobrlinie im Rücken bedroht und schwerlich lange zu halten. Die russische Heeresleitung erkannte sogleich die ihrer polnisch-litauischen Offensivstellung drohende Gefahr und suchte sie mit allen Mitteln zu beschwören. Zunächst nahm sie die Truppen links der Weichsel in gleichem Schritt mit denen auf dem rechten Ufer auf Iwangorod zurück, um eine Umklammerung von Osten her zu vermeiden; sodann suchte sie durch verzweifelte Angriffe auf die Bukowina und Ostgalizien die Verbindungen Mackensens zu bedrohen; endlich verstärkte sie durch allerlei Nachschübe die weichende Armee zwischen Bug und Weichsel, damit sie in festen Stellungen südlich der Bahnlinie Iwangorod—Cholm—Kowel diese für die Versorgung der Weichselfestungen schwer entbehrliche Verbindung decke. Vielleicht schmeichelte man sich mit der Hoffnung, auf der etwa 120 Kilometer breiten Front zwischen Bug und Weichsel die durch die zweimonatigen Kämpfe vermutlich ebenfalls geschwächten Verbündeten zu einem langwierigen Stellungskampf zu zwingen und sie ebenso wie bisher am Bobr und Narew aufzuhalten. Je länger der Aufenthalt, desto günstiger die Aussichten: die Russen hatten weit bessere Verbindungen nach ihrer Basis als die Verbündeten, die aus dem ausgesogenen Polen und Galizien nichts erhalten konnten, sondern allen ihren Bedarf aus dem inneren Österreich und Deutschland, zum Teil über die Karpathen, heranschaffen mußten, so daß sie voraussichtlich größeren Mangel als die Russen leiden mußten. Und zwangen endlich die Franzosen und Engländer durch einen neuen allgemeinen Angriff die Deutschen zu Truppensendungen nach Westen, so ließ sich vermutlich eine neue Offensive mit Erfolg unternehmen.

Zunächst schien die Rechnung nicht zu trügen. Zwar mußte man anfänglich vor den Verbündeten unter herben Verlusten von Abschnitt zu Abschnitt weichen und vermochte weder den Por, noch den oberen Wjeprsch, noch die Labunka zu halten, so daß Erzherzog Ferdinand in der ersten Juliwoche Krasnik und Mackensen fast Krasnostaw erreichte; aber dann gelang es, die Österreicher nördlich von Krasnik zurückzuwerfen, ihnen einige Tausend Gefangene abzunehmen (7. Juli) und in den nächsten Tagen sogar angriffsweise vorzugehen. Wenn die Vorstöße auch abgewiesen wurden und Mackensen weiter östlich einige örtliche Vorteile erfocht, so schien der ersehnte Stellungskampf hinter der Wolica und Chodel doch erreicht. Aber alle Entwürfe der Russen wurden durchkreuzt, da sie offenbar trotz allen üblen Erfahrungen die Stärke der Verbündeten, die Leistungsfähigkeit ihrer Eisenbahnen und die Initiative ihrer Heeresleitung unterschätzt hatten. Während Nikolai Nikolajewitsch sich auf eine zähe Defensive vorbereitete, holte sein gewaltigster Gegner zu einem neuen Schlage aus.

H i n d e n b u r g hatte, wie früher dargelegt, durch tätige Defensive möglichst starke russische Kräfte auf sich ziehen müssen, und wie sehr ihm das gelungen ist, erkennt man aus einer nachträglichen Mitteilung des Großen Hauptquartiers (vom 15. Juli), wonach im Frühjahr allein im Raum Prasnitz—Pultusk etwa zehn russische Korps versammelt und so der ersten Entscheidung in Galizien entzogen wurden. Der Vorstoß gegen Prasnitz, der im Februar begonnen

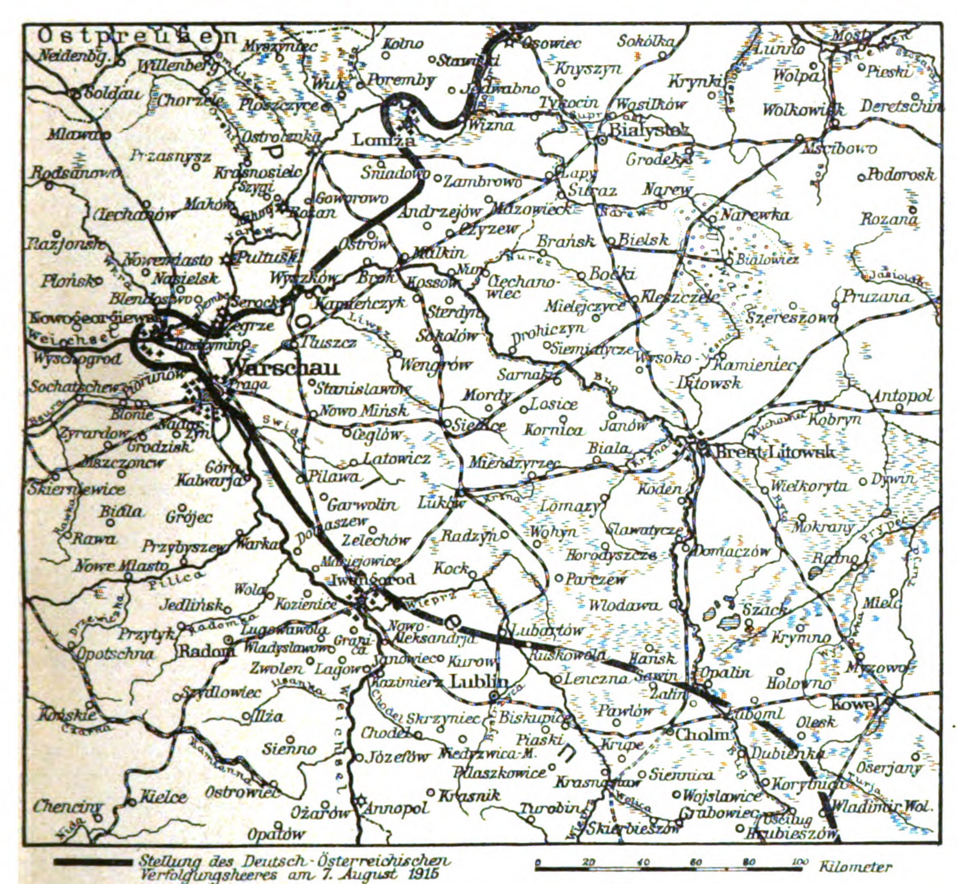






Karte zu den Kämpfen in Nordpolen

worden war und auf dessen Wichtigkeit wir seinerzeit hingewiesen haben, war deshalb aufgegeben worden. Aber nach ihren Niederlagen am Dunajetz und San zogen die Russen offenbar Truppen über Truppen von der Nordostfront nach Süden, in der Hoffnung, die durch so viele Festungen geschützte Fluß- und Sumpflinie von der Weichsel bis zum Niemen dennoch halten zu können. Im Süden ließ sich aber das Geschick nicht mehr wenden, und im Norden rief die Verminderung der Armee eine Katastrophe hervor. Denn um dieselbe Zeit erhielt Hindenburg Verstärkungen aus Galizien oder durch Neuformationen, so daß er gegen die geschwächte feindliche Linie zum Angriff schreiten konnte. In einer Zusammenkunft zwischen dem Kaiser, dem Chef des Generalstabs und dem Feldmarschall in Posen (Anfang Juli) mögen die letzten Verabredungen getroffen sein, am 14. Juli kam die ganze Front von Kurland bis über die Weichsel in Bewegung. Da in den Wochen vorher zahlreiche kleine Gefechte geliefert, aber größere Unternehmungen nicht begonnen waren, hatten die Russen anscheinend nicht an größere Kraftentfaltung geglaubt, sie wurden überrascht und erlitten gleich am ersten Tage harte Schläge. In Kurland trieb sie General von Below weit über die Windau zurück, eine andre Armee südlich des Niemen brach auf Kowno und Olita vor, General der Artillerie von Scholtz erstürmte zwischen Wisza und Skwa mehrere feste Stellungen und drängte auf Lomza und Ostrolenka vor, zwischen Pissa und Weichsel endlich nahm General der Artillerie von Gallwitz das vielumkämpfte festungsartig ausgebaute Prasnitz. Alle diese Armeen setzten in den folgenden Tagen ihren Vormarsch fort, täglich konnten Siege, Tausende von Gefangenen und sonstige Beute gemeldet werden. Die größten Erfolge wurden im äußersten Norden und zwischen Pissa und Weichsel erfochten. Below schlug bis zum 23. Juli die ihm gegenüberstehende fünfte russische Armee völlig und besetzte mit seinem äußersten linken Flügel Windau und Tukkum (40 Kilometer nordwestlich von Mitau; am 18. Juli), so daß die Hauptstadt Kurlands abermals bedroht war; mit dem rechten drang er weit über Schaule in der Richtung auf Dünaburg vor. Gallwitz nahm die Narewfestungen Rozan und Pultusk und überschritt den Fluß (23. Juli). Da auch die andern Gruppen



Karte zu den Kämpfen um Warschau und Iwangorod

im Vordringen blieben und die Armee zwischen Weichsel und Pilica sich näher an die Warschauer Werke heranschob und das linke Weichselufer bis zur Pilicamündung vom Feinde säuberte, so war das Ergebnis der ersten zehn Tage, daß das natürliche Hindernis, das unsre Fortschritte so lange gehemmt hatte, durchbrochen war und daß an die Umgehung der gesamten Festungsreihe von Kowno bis Iwangorod sowie an die Bedrohung der wichtigen Bahn Bialistock—Dünaburg gedacht werden konnte.

In denselben Tagen ergriff auch Mackensen, dem Erzherzog Josef Ferdinand unterstellt war, nach einer etwa einwöchigen Pause, die zur Heranschaffung schweren Geschützes und andrer Materialien erforderlich gewesen sein wird, aufs neue die Offensive. Um Mitte des Monats wurde somit auf der ganzen, mindestens tausend Kilometer langen Front vom Bug bis zur Ostsee gleichzeitig gefochten. Die Erfolge waren hier kaum geringer als dort: Mackensen trieb die Russen bis dicht an die Bahnlinie Iwangorod—Cholm (23. Juli), Generaloberst von Woyrsch warf sie links der Weichsel nach Iwangorod hinein und schloß die Festung im Süden eng ein. Da die russische Front auf dem linken Ufer weiter zurückgedrängt ist als auf dem rechten, so ist es vielleicht nicht ausgeschlossen, daß Woyrsch den Strom überschreitet, um den Russen drüben in Rücken und Flanke zu stoßen.

So wurde die russische Hauptmacht durch die neue Offensive von Norden und Süden binnen zehn Tagen erheblich zusammengedrängt, was ihre Umfassung und insbesondere die Bedrohung mehrerer wichtiger Bahnstrecken erleichterte. Gelingt es, die Operationen in der bisherigen Weise fortzusetzen, so ist die Vernichtung der russischen Truppen zwischen Bug und Weichsel zu erhoffen: eine Katastrophe, wie sie die Weltgeschichte noch nicht gesehen hätte. Schon

in diesen vorbereitenden Gefechten war der Verlust der Russen gewaltig: allein an Gefangenen verloren sie vom 14. bis 23. Juli 120 000 Mann, und die blutigen Verluste, die wiederholt als außergewöhnlich hoch bezeichnet werden, haben diese Zahl vermutlich noch übertroffen.

Noch ist nicht erkennbar, wie der Großfürst der seiner Armee drohenden Gefahr zu begegnen gedenkt. Da ihm Verstärkungen von Wert anscheinend nicht mehr zu Gebote stehen, haben ihm englische und französische Kritiker empfohlen, die Hauptmacht schleunigst hinter den Bug zu retten, damit die Verfolger ihre Kraft an den Bugübergängen und den leicht zu verteidigenden Engpässen des östlichen Sumpflandes verzehrten und sich bei tieferem Eindringen ins innere Rußland gar das Schicksal Napoleons bereiteten. Die Russen könnten dagegen im Herzen ihres Landes sich in aller Ruhe neu ausrüsten und zu gelegener Zeit eine vernichtende Offensive gegen die geschwächten Feinde unternehmen. Indessen, ein solcher Rückzug angesichts des nachdrängenden Feindes würde in den Nachhutgefechten bei der überlegenen Artillerie der Verfolger schwere Opfer erfordern und alle Festungen von Kowno bis Iwangorod mit ihren Garnisonen und Vorräten den Verbündeten ausliefern. Im Besitz der Buglinie und aller dieser Plätze, würden aber die Verbündeten eine so gewaltige Verteidigungsstellung innehaben, daß sie den Angriff der materiell und moralisch erschütterten russischen Armee gewiß nicht zu fürchten brauchten. Und weiter würde ein solcher Rückzug zur völligen Wegnahme der schon halb eroberten baltischen Provinzen und zur Besetzung der ukrainischen und andrer südlichen Länder führen, womit den Russen der schwerste Schlag beigebracht worden wäre. Endlich würde die Flucht auf altrussischen Boden als das Eingeständnis der Niederlage erscheinen und alle bisher niedergehaltenen revolutionären Triebe neu entflammen. Vollends unmöglich klingt ein andrer Rat der Freunde vom Vierverband: der Großfürst möge eine Stellung zwischen Brest-Litowsk und Grodno beziehen. Denn der Rückzug in diese Stellung würde ähnliche Opfer kosten und überdies die siegreiche Armee Belows in Flanke und Rücken haben.

Es scheint in der Tat, als ob der Großfürst die bisherige Strategie festhalten und sich diesseit des Bugs weiter verteidigen will. Dafür sprechen wenigstens seine heftigen Angriffe gegen die über den Narew vorgehenden deutschen Truppen in der letzten Juliwoche und das Ausharren vor der Front Mackensens und des Erzherzogs. Ein Erfolg ist ihm aber bisher nicht zuteil geworden. Immer stärker drücken die Deutschen in Kurland nach Osten und Südosten vor, schon scheinen auch Kowno und Olita ernstlich bedroht, und am unteren Narew rückt die Front rechts und links des Flusses den Weichselfestungen täglich näher. Wiederum erlitten die Russen täglich große Verluste, so daß die Zahl der Gefangenen während des ganzen Monats sich auf 220 000 erhöhte. Nicht weniger als 740 000 Mann hat somit die große Neuoffensive seit Mai bisher in die Hände der Verbündeten geliefert, mehr als Deutschland im Jahre 1870 in der ersten Kriegsphase aufstellte.

Die Leistungen der Verbündeten sind um so bedeutsamer, als gleichzeitig die *Italiener* größere Anstrengungen machten und stärkere Truppen beschäftigten als vorher. Wiederum richteten sie ihre Angriffe in erster Linie gegen den *Isonzo*, um nach Triest und Laibach durchzubrechen, aber wenn sie in den ersten Kriegswochen bald hier, bald dort ansetzten, so konzentrierten sie ihre Anstrengungen wesentlich auf die Umgegend von Görz und die Strecke bis zur Küste, also auf eine Front von etwa dreißig Kilometern. Zwei Phasen lassen sich unterscheiden: die erste vom Schluß des Juni bis 5. Juli, die zweite vom 18. bis 27. Juli. Beide Male versuchten die Italiener mit ihrer großen Übermacht die Österreicher durch Massenangriffe zu erdrücken; beim ersten Angriff führten sie etwa vier Korps, beim zweiten gar sieben heran, aber alle ihre Stürme waren umsonst: als die Italiener ermattet von den Angriffen abließen, standen sie auf ungefähr demselben Fleck wie zu Beginn des Krieges, und ungeheure Opfer waren vergeblich gebracht worden: nicht weniger als hunderttausend Mann hatte nach der österreichischen Schätzung die zweite Sturmperiode allein gekostet. Gegen die Kärntner Grenze haben sie ebenso wenig ausrichten können, und auf

Südtirol ist nach dem Urteil des Schweizer Obersten Müller ein Angriff fast aussichtslos, da die ganze Grenze zwischen Etsch und Sagura durch eine fortlaufende Kette von Verschanzungen gesichert ist.

Ebenso glänzend schnitten die Österreicher im Seekriege gegen Italien ab. Zwei große feindliche Kreuzer brachten ihre Unterseeboote zur Strecke, und zwei Überfälle der Kreuzerflotte auf die Küste südlich und nördlich von Ancona (am 23. und 27. Juli) störten den Eisenbahnbetrieb auf einer Strecke von etwa zweihundert Kilometern und fügten allerlei gewerblichen Anlagen großen Schaden zu. Ancona selbst wurde noch durch Fliegerangriffe heimgesucht (27. Juli). Sein Bundesbruch hat Italien bisher somit nur Schaden und seinen Freunden keinen Gewinn eingetragen, denn zu einer Beteiligung an der Dardanellenaktion, von der viel die Rede war, oder zu Sendungen nach Frankreich hat König Viktor Emanuel offenbar keine Truppen übrig.

Auf der Westfront wird der Juli dadurch gekennzeichnet, daß unsre Feinde zum ersten Male keinen Durchbruchsversuch gemacht, sondern sich mit Gefechten von nur örtlicher Bedeutung begnügt haben. Bei Ypern griffen die Engländer mehrere Male an, bei Souchez und Arras entfesselten die Franzosen Kämpfe, in deren Verlauf Arras, wo sich ihre Truppen sammelten, bombardiert und die Kathedrale zerstört wurde; in der Champagne, zwischen Maas und Mosel und in den Vogesen ging bald die eine, bald die andre Partei zum Angriff über. Besonders lebendig waren die französischen Vorstöße in den Vogesen, wo sie vom Schluchtpaß aus auf beiden Seiten der Straße nach Münster vorgingen, um nach Kolmar durchzubrechen, aber immer wieder abgewiesen wurden und mehrere Tausende an Toten einbüßten. Auch am Reichsackerkopf gab es heftige Stürme, die namentlich den französischen Alpenjägern herbe Verluste brachten.

Glücklicher waren die Deutschen an ihrer Druckstelle, in den Argonnen. Zu Beginn des Monats wurden die Franzosen im Ostgebiet, nordwestlich von Four de Paris, zurückgetrieben, zwei Wochen später (13./14. Juli) erlitten sie südlich von Boureuilles dasselbe Schicksal, und gleichzeitig wurde am Westrand ein Angriff unter Vernichtung mehrerer Tausend Mann abgeschlagen. Über siebentausend Gefangene allein ließen die Franzosen in diesen Tagen in deutschen Händen, und die blutigen Verluste übersteigen diese Zahl noch weit. So schiebt sich die deutsche Stellung immer näher an die Bahn Menehould—Verdun heran, und da zugleich auf den Maashöhen und im Priesterwalde einige Vorteile erfochten wurden, scheint der Ring um Verdun immer enger und fester zu werden.

Daß die Engländer und Franzosen einen größeren Angriff nicht gewagt haben, ist um so auffälliger, als den Russen jetzt eine wirksame Ablenkung hochwillkommen sein müßte. Vielleicht schreckten die früheren Erfahrungen von einer Wiederholung ab, namentlich da zu Anfang des Monats Juli wieder einige Korps vom Osten nach dem Westen gezogen wurden — ein Beweis von der gewaltigen Stärke der deutschen Macht und ihrer Überlegenheit —; vielleicht lag auch die Ursache in dem Mangel an Munition. Denn die Klage, daß die Artilleriemunition zu einer wirksamen Offensive nicht ausreiche, will seit Monaten nicht verstummen und beschäftigt in England die öffentliche Meinung etwa ebenso wie die Ergänzung der Armee. Hat doch die englische Regierung sogar zu Zwangsmaßregeln greifen müssen, um genügende Arbeitskräfte zur Munitionserzeugung zu bekommen.

Wenn sich bei unsern Feinden trotz allen amerikanischen Lieferungen solche Übelstände einstellen, so erscheint die Leistung unsrer Industrie und Heeresleitung, die uns davor bewahrt haben, um so größer: die Heeresleitung hat sich von der bei den Feinden üblichen Munitionsverschwendung freigehalten und nur an den entscheidenden Punkten keinen Schuß gespart; die Industrie hat sich mit unübertrefflicher Gewandtheit den Forderungen des Tages angepaßt, ihre Betriebe umgeformt und in den Kriegsdienst gestellt. Die wissenschaftliche Ausbildung unsrer leitenden Industriellen hat somit einen neuen glänzenden Triumph über die bloß praktische Schulung der englischen davongetragen, die sich weit schwerer in die neuen Aufgaben zu finden wußten.

Nicht mehr Erfolge als im Osten, Süden und Westen haben die Feinde im Süd-



osten zu verzeichnen. An den *Dardanellen* haben zahlreiche Angriffe und Gegenstöße stattgefunden, doch waren die englisch-französischen Versuche von vornherein weit schwächer angelegt als die früheren, weil ihre Kriegsschiffe aus Furcht vor den Unterseebooten sich nicht daran zu beteiligen wagten. Durch einseitige Landangriffe ist aber den vorzüglichen Befestigungen der Türken schwerlich beizukommen. Bisher wenigstens waren die opferreichen Kämpfe vergeblich, und zur See scheinen die Verbündeten trotz aller Vorsicht ebenfalls Schlappen erlitten zu haben. Wenigstens wird der Untergang großer Transportdampfer immer wieder behauptet, und die Vernichtung eines französischen Unterseebootes steht fest.

Auf dem *Weltmeer* haben sich die deutschen Unterseeboote im Handelskrieg den Feinden nicht weniger furchtbar gemacht als an den Dardanellen, und wie sehr Regierung und Handel in England ihre Tätigkeit empfinden, läßt sich aus den fortgesetzten Erörterungen der Presse und den Verschleierungsversuchen der Regierung erkennen: nur 98 englische und 95 neutrale Handelsschiffe sollten nach englischer Mitteilung den Unterseebooten seit dem Februar zum Opfer gefallen sein; tatsächlich sind 229 englische, 30 andre feindliche und 33 neutrale versenkt worden. Wenn England für diese Schädigungen durch einen Angriff mit Seeluftfahrzeugen gegen die deutsche Küste Rache zu nehmen suchte (4. Juli), so bewies der klägliche Ausgang des Unternehmens, daß es Deutschland auf diesem Gebiet des Kampfes nicht gewachsen ist.

Allen diesen Einbußen der Feinde steht als Gewinn gegenüber nur die *Eroberung Südwestafrikas durch Botha*, denn die Vernichtung des kleinen deutschen Kriegsschiffes »Albatroß« durch überlegene russische Streitkräfte (2. Juli) wird durch den Schaden, den die russischen Schiffe davongetragen haben, reichlich aufgewogen sein. Der Fall der deutschen Kolonie war bei der zehnfachen Übermacht, die Botha heranführte, unvermeidlich, und er beweist aufs neue, daß Deutschland zur Wahrnehmung seiner weltpolitischen Interessen dringend der Flottenstützpunkte bedarf, die auch im Kriege mit einer überlegenen Seemacht die Verbindung mit unsern Außenposten ermöglichen. Allgemein ist wohl die Auffassung, daß der Verlust Südwests nur vorübergehend ist und daß wir in Europa genügenden Ausgleich in die Hand bekommen werden, um England zur Herausgabe zu zwingen.

Alles das macht erklärlich, daß bei unsern Feinden am Schlusse des ersten Kriegsjahres eine etwas gedrückte Stimmung herrscht und die vertrauensseligen Vorstellungen über einen baldigen siegreichen Friedensschluß, die noch vor einem Vierteljahr gehegt wurden, fast ganz verschwunden sind. Ja, die französische Presse bereitet die öffentliche Meinung schon auf einen neuen Winterfeldzug vor. Die Beklemmungen, die die russischen Niederlagen hervorgerufen haben, haben wir bereits kennengelernt, und welche Wirkung man sich davon auf die öffentliche Stimmung verspricht, zeigt die Streichung der Gefangenenziffern in den deutschen Tagesberichten durch die englische und italienische Zensur. Die Aushungerung und Erschöpfung Deutschlands hat man als unmöglich erkannt, und wenn die Schilderhebung der Kautsky, Bernstein und Haase vorübergehend auf eine Abwendung der Sozialdemokratie von der kriegerischen Politik hoffen ließ, so ist dieser Wahn von der Sozialdemokratie selbst in dankenswerter Weise gründlich zerstört worden. Nirgend zeigen sich in Deutschland Hemmungen in der Weiterführung des Krieges, während in England der Kohlenarbeiterstreik, der das ganze Wirtschaftsleben und die Versorgung der Bundesgenossen störte, eine Gleichgültigkeit gegen den Krieg in Arbeiterkreisen offenbarte, wie sie in Deutschland nicht vorhanden ist.

Daß durch politische Veränderungen die Lage der Zentralmächte verschlechtert werden könnte, ist kaum noch zu erwarten. Von den neutralen Mächten hat *Schweden* seine Sympathie mit Deutschland immer lebendiger kundgetan und beim Untergang des »Albatroß« durch Unterstützung der gestrandeten Mannschaften und durch lebhafte Beschwerden in Petersburg wegen Verletzung der schwedischen Hoheitsgrenze betätigt. Ja, der schwedische Minister des Auswärtigen hat sogar öffentlich deutliche-



Warnungen gegen weitere Verletzungen der schwedischen Rechte an England und Rußland gerichtet und die schwedische Friedensliebe nicht für unerschöpflich erklärt.

Die stets umworbenen Balkanstaaten werden nach den russischen Niederlagen noch weniger Neigung als früher verspüren, sich durch Preisgabe der Meerengen an England und Rußland selbst Ketten zu schmieden. Griechenland insbesondere scheint sich immer mehr von der Entente zu entfernen und wird von dem gewissenhaften Beschützer der belgischen Neutralität und der Rechte der Kleinstaaten durch Beschlagnahme von Lemnos und Mytilene sowie durch die Blockade eines Teils seiner Küste schon fast als Feind behandelt. Bulgarien soll nahe vor einem Abkommen mit der Türkei stehen. Ein dunkler Punkt ist noch Rumänien. Zwar an einen Bruch mit den Zentralmächten ist nicht mehr zu denken, aber es ist zweifelhaft, ob es durch das Verbot der Munitionsdurchfuhr nach der Türkei die Belagerer der Dardanellen mittelbar begünstigt und somit eine unfreundliche Handlung gegen Deutschland und Österreich begeht.

An ein Eingreifen der Vereinigten Staaten wagen unsre Feinde selbst nicht mehr zu glauben. Allerdings hat der Notenwechsel über die »Lusitania« eine gereiztere Form angenommen, da Amerika Deutschland das Recht, die Nordsee als Kriegsgebiet zu behandeln, bestreitet und die Vorschläge Deutschlands, die von Amerikanern benutzten Passagierdampfer unter bestimmten Voraussetzungen schonen zu wollen, schroff abgelehnt hat. Aber so wenig wie die frühere Note wird diese eine Änderung der deutschen Kriegführung hervorrufen; gerade am Schluß des Monats sind wieder zahlreiche Torpedierungen erfolgt, und eine kühle amtliche Erklärung hat überdies ausdrücklich festgestellt, daß sich die Regierung durch die amerikanischen Wünsche nicht beirren lassen wird. Übrigens lebt Amerika auch mit England in Spannung, da die englische Kriegführung den amerikanischen Handel empfindlich stört, was namentlich von den Baumwollproduzenten als schwere Beeinträchtigung empfunden wird.

So berechtigt uns die militärische wie die politische Lage, mit fester Zuversicht ins zweite Kriegsjahr hinüberzuschreiten.

Nachwort

Seitdem diese am 28. Juli abgeschlossenen Zeilen in den Druck gegangen sind, haben sich die Dinge glänzend weiterentwickelt.

Im Osten haben auf dem südlichen Kriegsschauplatz die Truppen des Generals Woyrsch in der Tat die Weichsel zwischen Iwangorod und Warschau überschritten (28. Juli) und die Russen dreißig bis vierzig Kilometer weit zurückgetrieben; Mackensen hat unter andauernden Kämpfen den Wieprsch überschritten und sich Brest-Litowsk auf etwa achtzig Kilometer genähert. Auch die Festungsreihe hat nicht standhalten können: am 3. August eroberten österreichische Regimenter den westlichen Teil von Iwangorod, am folgenden Tage den Rest; Warschau links von der Weichsel wurde am 5. August von den Truppen des Prinzen Leopold von Bayern, des Oberkommandeurs zwischen Pilica und Weichsel, besetzt; Praga, das die Russen noch zu halten suchten, wurde am 8. August geräumt, nachdem deutsche Truppen den Fluß unterhalb Warschaus überschritten hatten. Im Norden ging es nicht minder vorwärts. Die Forts Dembe und Segrze am unteren Bug wurden erobert und Nowogeorgijewsk gänzlich eingeschlossen (8. August); die Generale Gallwitz und Scholz drangen mit immer größeren Massen über den Narew, um vermutlich zu beiden Seiten des Bug auf Brest-Litowsk zu marschieren. Seit dem Fall Lomzas (9. August) ist als einziges Narewbollwerk noch Wisna übrig, und an die Bobr- und Memelfestungen, besonders Kowno, rücken die Belagerungstruppen täglich näher heran. Endlich hat auf dem äußersten linken Flügel der Eroberer Kurlands, General von Below, Mitau genommen (1. August) und seinen Vormarsch gegen Wilna und Dünaburg fortgesetzt. So hat sich die Absicht des Großfürsten, links des Bugs standzuhalten, nicht durchführen lassen. Er befindet sich in eiligem Rückzug auf Brest, und die Verfolger sind ihm von Süden, Westen und Nordwesten auf den Fersen; die Besatzungen von Nowogeorgi-



jewsk, Wisna, Ossowez, Olita und Kowno hat er ihrem Schicksal überlassen. Wieviel er von seinen Truppen noch über den Bug bringen wird, läßt sich noch nicht sagen, aber eine Stellung auf dem rechten Ufer ist höchst unwahrscheinlich, da sie, wie oben ausgeführt, schwere Mängel haben würde. Ein weiterer Rückzug würde aber Brest schwer gefährden.

Auch in diesen kritischen Tagen haben die Feinde im Westen größere Kämpfe gescheut. Die Italiener und die Verbündeten vor den Dardanellen haben dagegen ihre verlustreichen Stürme fruchtlos fortgesetzt.

(Abgeschlossen am 10. August 1915)

Deutschland

In einem kleinen Orte Sachsens. Der Sohn meiner Wirtin, ein braver Zimmerer, kommt als schwerverwundeter Feldgrauer auf vierzehn Tage zum Erholungsurlaub. Aber er kann nicht faulenzen und faßt deshalb nach ein paar Tagen fest mit an. Die alte baufällige Scheune seines Vaters soll abgetragen werden, ein paar bäuerliche Hilfskräfte sind schon mit den Vorarbeiten fertig. Mit der schweren Axt in der Hand steht unser Feldgrauer oben im Gebälk, als er plötzlich nach Entfernung einiger Ziegel das Nest einer Spatzenfamilie entdeckt. Vier junge Schreihälse strecken ihm die gelben Hungerschnäbel bettelnd entgegen, noch ein Schlag gegen den Balken, und das Nest muß hinunterfliegen. Lachend aber läßt unser Krieger das Beil aus der hocherhobenen Hand langsam fallen, beugt sich brummend über die Schreihälse und quartiert sie auf einen Querbalken des gegenüberliegenden Stallgebäudes um. Und während ihm die Spatzeneltern piepsend um die Ohren flattern, brummelt er in sich hinein: »Die armen Viecher woll'n ooch läb'n!« — Deutschland!

* * *

Ein junger Bauernsohn kommt aus dem Lazarett in die Heimat zurück. Schon hat er seinem Vater einen Vormittag geholfen, den Acker umzupflügen, und sitzt nun ausruhend im Kretscham im Kreise einiger Bekannter. Natürlich erzählt er, die andern hören zu. Näher rücke ich meinen Stuhl heran und halte die Zeitung verdeckend vor mich hin, um heimlich mitlauschen zu können. Aber wie enttäuschte der flaumbärtige Krieger mich! Nicht von Haß und Kampf und Heldentaten sprach er — nein, vom Acker! Wie merkwürdig es doch sei, wenn man frühmorgens hinter dem Pflug herschreite und darüber nachdenke, wieviel arme Wesen so eine einzige Pfluglinie aufstöre und vernichte. Von den Würmern wolle er gar nicht reden — aber schon die Ameisen! Die gucken einen an, als ob sie einen anklagen wollten, weil man ihre Kammern kaputt macht und die ungeborene Brut umkommen läßt. Und die Käfer, die grünen und braunen und schwarzen, und die quietschenden Feldmäuse — es geht einem durch und durch, wenn der scharfe Pflug manchmal so ein armes Luderchen mit entzweischneidet. »Beinahe hätte ich«, wirft er noch nebenbei hin, »heute morgen ein ganzes Lerchennest durchpflügt, wenn ich nicht noch im letzten Augenblick die Karre rumgeschmissen hätte. Der Gaul hat mich nicht verstanden, auch mußte ich die Reihe nochmals zurück — aber die jungen Himmelstrillerer blieben heil, und ich habe sie nachher am Ackerrand unter einen Ginsterstrauch getan, wo die Alten sie schon finden werden.« — Deutschland! R. A.

Verantwortliche Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9.
Vertretung für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrkergasse 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Einsendungen nur nach Anfrage an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften“ in Berlin W 35 Lützowstraße 84 a. Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.





Farbenaufnahme von Aug. Rupp, Saarbrücken

Birken im Herbst



Ein Spiel im Wind

Roman von Heinrich Lilienfein

II


Beim Frühstückstisch der Hüttemannschen Familie am andern Morgen schlug der Brief von Oberst Rauter wie eine Bombe ein. Dem Direktor wurden beim Lesen die Augen hinter den Brillengläsern so rund und groß wie nie. In maßloser Verblüffung rieb er sich das gute, sanftmütige Prälatenkinn. Mutter Hüttemann, die für Nick und Nack eine zweite Auflage von Butterbröten strich, wurde erst aufmerksam, als er aufstand, ohne seine Kaffeetasse auszutrinken, und sie mit einer Feierlichkeit, die er sonst sich nur für Schulfestakte zu geben wußte, in sein Studierzimmer bat. Die Zurückbleibenden, zumal die Schwestern, blickten sich verwundert an. Nach einer Weile wurde Irmgard dazugerufen. Zuletzt auch noch Maia. Sie fand Irmgard mit verweinten Augen und mit an die Seite gedrückten Fäusten am Fenster stehend, die Mutter schwer atmend auf einem Stuhl mit einer Miene, als wäre sie an der Welt irregeworden oder müßte doch so tun. Vater Hüttemann, in der Mitte zwischen beiden, war, was vollends daheim zu den größten Seltenheiten gehörte, erhitzt von Zorn und Aufregung: er strich sich immer wieder die weißen Haare hinters rechte Ohr, obgleich sie dort so geordnet lagen wie hinter dem linken, und fuchtelte mit den Armen, daß die Röllchen mit ihren Beinknöpfen alle Augenblicke davonzuschießen drohten. Dazwischen griff er nach dem Brief des Obersten, las ihn satzweise sich und den Seinigen vor, als müßte er einer Klasse widerspenstiger Schülerinnen eingetrichtert werden.

Mehr noch als durch den Gegenstand des Schreibens wurde sein empfindliches, argloses Gemüt durch den Ton und durch Vorwürfe hinter den Zeilen gekränkt. Mit Recht oder Unrecht sah er darin eine Beleidigung seines Hauses, das sich den Rauterschen Geschwistern ohne die Spur von Hintergedanken geöffnet hatte. Daß Irmgard nicht ganz unschuldig war, bewies das verstockte Schweigen, das sie jeder Frage entgegensetzte. Es verstand sich von selbst, daß sie jede mögliche Beziehung zu dem Leutnant abzubrechen, ja jeden Gedanken an ihn auszurotten habe. Aber überdies, es mußte der bisherige freundschaftliche Verkehr zwischen den zwei Häusern von nun an aufhören. Dagegen erhob nun freilich Frau Hüttemann, die sich schon zusehends erholte, Einspruch. Doch der fand fürs erste kein geneigtes Ohr.

Als man mit gesenkten Köpfen auseinanderging, wollte Maia sich liebreich um Irmgard annehmen. Aber sie stieß auf

stummen Widerstand, ja auf trotzige Abweisung. Sie sah, daß sie da vorläufig nichts ausrichten konnte. Aber wie stand es mit Edith? Es war klar, daß es oben bei Rauters erst recht Sturm gegeben hatte; die plötzliche, vorzeitige Abreise von Alex ließ sich kaum mehr bezweifeln und hing damit zusammen. Da Edith nichts von sich hören und sehen ließ — einen um den andern Tag —, schrieb ihr Maia einen herzlichen Brief, schlug vor, sie wollten sich in der Stadt treffen, um sich auszusprechen, nannte eine Stunde und die Konditorei Posselt in der Wilhelmstraße, wo sie manchmal auf Stadtgängen sich gütlich taten. Es kam keine Antwort. Sehr wahrscheinlich hatte auch der Oberst ein Machtgebot ausgehen lassen, das den freundschaftlichen Umgang verbot. Aber sollte ihre Dith so schwach sein, nicht einmal ein schriftliches Lebenszeichen zu wagen? Ob sie noch einmal schrieb, sie geradeswegs aufsuchte? Nicht die Scheu vor irgendwelcher Unannehmlichkeit hielt sie davon zurück, nur der Gedanke, Edith müsse doch einen Weg zu ihr finden, dürfe und könne nicht so unselbständig sein, sich wehrlos der Tyrannei ihres Vaters zu fügen.

Der erste Schultag, ein Mittwoch, kam heran. Richtig starrte und blinkte er von neuem Frost bei klarstem Sonnenhimmel. Vom Morgen an mühte sich Maia in ihrem Klassenzimmer mit ihren achtjährigen Mädelchen ab. Aber sei es, daß den Kindern noch zuviel Feiertagsluft und Spielvergnügen im Kopf steckte, sei es, daß Maia mit ihren Gedanken nicht ausschließlich genug bei ihnen war und die Kleinen, schlau, wie sie waren, so was herausfühlten — der Vormittag ließ sich für beide Teile lang und sauer an.

In der Pause, während eine Kollegin ihr die Aufsicht im Hof über das Tollen und Schlittern der ihr anvertrauten Rotte abnahm, stieg Maia in den zweiten Stock hinauf, um dem Direktor das vergessene Frühstück zu bringen. Unterwegs traf sie Doktor Bunge, der sehr eilig die Treppe herunterfegte. Sie tauschten ein paar freundliche Worte.

»Kommen Sie am Nachmittag auf die Eisbahn?« fragte Maia, als sie sich trennten.

»Leider ganz unmöglich! Ganz unmöglich!« Er versicherte das mit einem so unverhältnismäßigen Aufwand von Energie und machte sich so geschwind aus dem Staub, daß Maia ihm verwundert nachschaute.

Ihr Vater empfing sie in bester Laune. Er war so ganz und so freudig Schulmann, daß ihm die Ferien immer zu lang wurden. Längst war er wieder der Alte. Sein Zorn war noch am selben Tag, wo er entbrannte, wieder verraucht. Den Brief des Obersten, den er mit flammender Entrüstung hatte beantworten wollen, hatte er einige Stunden mit sich herumgetragen, dann verlegt und jedenfalls — mit oder ohne Absicht — gar nicht erwidert. Wer ihn jetzt sein Brötchen verzehren sah, wußte, daß nur das Heitere vor seiner Seele Bestand hatte.

Die noch folgenden Unterrichtsstunden, Biblische Geschichte und Heimatkunde, gingen leichter und rascher vorüber. Gleichwohl stürmten die kleinen Mädel mit dem Glockenschlag zwölf, sobald Maia das Buch zugeklappt hatte, in die Freiheit hinaus. Als sie selbst etwas später und langsamer aus dem Schultor trat, sah sie auf der gegenüberliegenden Seite der Straße einen Mantel, Pelzkragen und Hut, die ihr bekannt waren. Es glänzte befriedigt in den warmen, klugen Augen auf: Edith! Also doch endlich!

Edith erspähte sie fast gleichzeitig, drängte ihr durch den Strudel von Schulmädeln, Lehrern und Lehrerinnen, der vor dem Eingang in den alten Kasten sich staute, entgegen. Ein Handschlag, und sie retteten sich über die Straße.

»Ich kann dich nur einen Augenblick sehen,« meinte Edith hastig und erregt. »Bloß begrüßen wollt' ich dich wieder einmal. Ach!« Nur ein vielsagender Seufzer erinnerte an das Vergangene.

»Nichts da!« Maia hielt sie entschlossen auf. »Du willst doch nicht etwa andeuten, daß das so bleiben soll wie diese acht Tage? Daß wir uns bestenfalls nur noch wie die Diebe in der Nacht sehen sollten? Verdruß hat's natürlich bei uns auch gegeben. Aber deshalb kannst du getrost kommen. Papa trägt nie nach — — Oder traust du dich nicht? Hast du dich wirklich so kleinkriegen lassen, Dith?«

»Du hast gut tapfer sein! Du kennst Papa nicht. Wenn er etwas verbietet —«



»So hast du nicht den Mut, ihm vorzustellen, wie ungerecht das ist. Ihn zu bitten — — Hör' mal, Dith, wir treffen uns am Nachmittag auf der Eisbahn.«

»Da kann ja keine Rede davon sein.«

»Davon auch nicht? Du drückst dich wohl überhaupt nur noch zu Hause rum? Eingesperrt! Ganz so siehst du aus.«

»Laß nur! Es ist schon nicht zu ändern ...« Edith wand sich wie ein verschüchtertes Reh und strebte von neuem, fortzukommen.

»Ich werd's ändern!« sagte Maia sehr entschieden. »Ich werde dich einfach abholen. Und wenn's sein muß, werd' ich mit deinem Vater ein Wörtchen reden. Verlaß dich drauf!« Es klang ordentlich kampflustig, und sie reckte ihre stämmige, standfeste Gestalt, die ihren Charakter so getreulich wie schmucklos nachbildete.

Edith sah sie ungläubig an und lächelte wehmütig. »Da würdest du auch nicht weit kommen, Maia. So gut du's meinst!« Im nächsten Augenblick stob sie eine Seitenstraße hinunter, drehte nur noch einmal den Kopf zu nickendem Grüßen.

Maia blickte hinter ihr drein. Da lief sie, als wär' ihr der böse Geist auf den Fersen. Sich so einschüchtern zu lassen! An keinen Widerstand, kein Anderswollen auch nur zu denken! Maia setzte ihren Weg fort. Ihr Mitgefühl, immer das Stärkste in ihr, war zu jeder Hilfe bereit. Sie hatte das mit dem Obersten erst nur mehr im Scherz hingesagt. Jetzt war es ihr Ehrensache.

Ein wenig schwül war es ihr doch zumut, als sie gegen halb drei Uhr, die Schlittschuhe am Riemen über dem Arm, die Panoramastraße hinaufwanderte. Es war nicht das erstemal, daß sie Edith im eignen Heim aufsuchte, aber häufig war es nicht geschehen. Edith selber traf sich lieber mit ihr im behaglichen Hüttemannschen Hause.

Agnes war denn auch ziemlich erstaunt, als sie vor Fräulein Hüttemann die Glastür öffnete. Noch erstaunter und bedenklicher, als Maia rundheraus ihr Begehren vortrug, den Herrn Oberst, wenn irgend tunlich, selbst zu sprechen.

»Den Herrn Oberst sprechen? Und jetzt? Nach Tisch?«

»Ich will Edith aufs Eis abholen, Agnes,« erklärte sich Maia noch deutlicher. »Dazu brauch' ich seine ausdrückliche Erlaubnis.«

Die Alte überlegte den Fall. Es war ein Wagnis. doch ihr gefiel das kecke Vorhaben Maias. »Recht so! Recht gut so!« brummte sie endlich vor sich hin. »Also ich soll Sie einfach melden?«

»Ja, bitte, Agnes.«

»Meinetwegen. Verderben kann's schon nichts mehr.« Sie stieg voran, die Treppe hinauf, Maia hinterher. Im ersten Stockwerk machte sie ein Zeichen, zu warten. »Und Sie wollen unser Fräuleinche nicht vorher sprechen? Sie ist droben ...«

»Nein, lieber nachher.«

Die Alte ging an die Tür des Herrenzimmers, pochte, trat hinein. Es war ein kurzes, aber beklommenes Harren für Maia, bis Agnes wieder erschien. Gleich hinter ihr in der Tür zeigte sich der Oberst in seiner ganzen Höhe. Unwirsch blickte er auf die Besucherin, als wollte er sie von dort aus abfertigen.

»Ich bitte um Entschuldigung, daß ich Sie störe,« sagte sie verbindlich, aber fest.

Er maß sie von oben bis unten. Aber er trat beiseite, lud sie mit einer Handbewegung in sein Zimmer. Während er sich mit dem Rücken gegen die Schmalseite seines Schreibtisches stellte, wies er sogar nach einem Stuhl an dem runden, schweren Tisch, über dessen dunkler Decke zwei mächtige Atlanten lagen.

Maia zog es vor, auch stehenzubleiben. »Edith bildet sich ein, Herr Oberst,« begann sie, nun doch mit einem leisen Schwanken in der Stimme, »Sie könnten es vielleicht nicht gern sehen, wenn sie mit mir zum Schlittschuhlaufen käme. Deshalb möchte ich — sie weiß noch nicht. daß ich hier bin — Ihre Erlaubnis einholen.«

Rauter hatte den rechten Arm vor die Brust gelegt; mit der Hand des linken stützte er das knochige Kinn und die Wange. Die ungleichen Augen unter den starken Brauen ruhten eindringlich auf dem jungen Mädchen. Er schwieg, als sollte sie fortfahren. Maia hielt seinen Blick aus und schwieg gleichfalls, bis doch er sich zu einer Antwort bequemen mußte. »Sie wissen, daß Dinge vorgefallen sind,« hob er endlich an, »die ich ungern mit Ihnen zur Sprache brächte. Ich schrieb darüber Ihrem Herrn Vater. Er antwortete nicht. Ich nehme



trotzdem an, er ist meiner Meinung in einer Sache, über die es nur eine Meinung gibt.« Er sprach verhältnismäßig ruhig, aber barsch und eigenwillig.

»Ich weiß das alles,« bestätigte Maia. Es reizte sie, ohne Rücksicht auszusprechen, was sie dachte — über seinen Brief und das übrige. Doch gleichzeitig sagte sie sich, daß sie daran nicht rühren dürfe, ohne ihr nächstes Ziel zu gefährden. »Nur sehe ich nicht ein,« fuhr sie tapfer fort, »warum auch Edith und ich unter den Folgen leiden sollen. Und ich kann mir auch gar nicht denken, daß das Ihr Wille ist.«

»Was wissen Sie von meinem Willen!« murmelte der Oberst. »Ich habe in der Tat Edith gebeten, den Umgang mit Ihnen und den Ihrigen abzubrechen. Ich hatte Gründe dafür. Finden Sie das so unbegreiflich?«

»Unbegreiflich nicht. Papa hat auch in der ersten Verstimmung das gleiche verlangt —«

»Und er weiß, daß Sie trotzdem hier sind?«

»Das nicht. Aber er darf es getrost wissen. Er ist zu gerecht, um auf einer solchen Ungerechtigkeit zu beharren.« Maia überwand alle Scheu. »Und das gleiche denke ich mir von Ihnen auch. Edith braucht ja doch auch Menschen und Freundschaft. Sie ist doch noch so jung. Da darf sie sich nicht abschließen.«

Der Oberst stand wieder vor seinem Schreibtisch. Er nahm ein beliebiges Buch auf, blätterte darin, schien nur ganz obenhin zuzuhören. In Wahrheit machten ihm, wie den meisten, die nicht gewohnt sind, Widerspruch zu hören, und ihn doch einmal über sich ergehen lassen, Maias Worte Eindruck. Sie trafen ihn dort, wo er empfindlich war: in seinem Gerechtigkeitsgefühl. Als sie geendigt hatte, legte er das aufgegriffene Buch wieder hin. Die Hände auf dem Rücken, näherte er sich ihr, schwieg aber noch immer. »Und was müßte ich nach Ihrer Ansicht tun?« fragte er dann plötzlich mit einem Anflug von Spott, aber freundlicher als bisher.

»Nicht ganz so streng sein,« erwiderte Maia geradezu. »Mehr Vertrauen schenken und mehr dafür empfangen!«

Es sprühte in seinen Augen, und gleich darauf schlossen sich seine Züge auf, ließen wie hinter dem ersten ein zweites, gequältes und verbittertes Antlitz sehen. »Das sagen Sie im Hinblick auf sich,« sagte er schwer und langsam. »Sie dürfen das verlangen. Aber Edith hat andre Eigenschaften. Ist unfertig, ist bestimmbar, ist ein Spiel im Wind. Ich habe darüber zu wachen, wache darüber, daß sie nicht — —« Er brach mitten im Satz ab. Ein tiefer Schmerz, eine sorgenvolle Angst hatten in seiner Stimme mitgeklungen, und er hatte mehr gesagt, als er sich erlaubte. Gleich trat er in seine Unnahbarkeit zurück, kehrte sich ab und sah durch das Fenster.

Maia achtete sein Schweigen. Sie hatte in sein zerrissenes Inneres geschaut und empfand ein brennendes Mitleid, eine Verehrung für ihn. Was sie schon immer geahnt hatte, verstand sie ganz: eine tödliche Enttäuschung hatte seine ursprünglich warmblütige, vornehme Natur verkümmert und verstarrt. Er liebte seine Kinder, liebte Edith besonders. Nur die Furcht, daß in ihnen, in ihr die alte Enttäuschung neu aufleben könnte, machte auch diese Liebe so hart und mißtrauisch. Wie gern hätte sie ihm gesagt, daß sie ihn verstand; daß auch sie Ediths Schwäche kannte und ihm helfen wollte, darüber zu wachen! Die Schlittschuhe, die sie noch immer am Arm trug, klirrten unversehens leise.

Der Oberst blickte sich nach ihr um. »Ach so. Wegen des Schlittschuhlaufens. Ich habe nichts dagegen,« sagte er kurz.

Maia wollte ihm danken. Aber sie brachte es nicht fertig. Sie ging nach der Tür. Er folgte ihr gemessen. Mit einem stummen Gruß wollte sie hinaus. Dann streckte sie ihm doch ganz freimütig, nur ihrem Herzen nachgebend, die Hand hin. Er drückte sie. Hastig, beinah verlegen. Unmerklich zuckte es dabei in seinem rechten, weitgeöffneten Auge. —

Edith saß in ihrem Turmzimmer an dem kleinen Tisch, den sie sich zum Schreiben eingerichtet hatte. Sie hatte einen leeren Briefbogen vor sich, die Feder in der Hand, den Kopf aufgestützt. Als Maia hereintrat, fuhr sie aus ihrem trüben, fruchtlosen Nachsinnen auf. »Du — du kommst wirklich?«

»Wirklich und leibhaftig! Mach' dich nur flugs fertig! Höchste Zeit, daß wir fortkommen!«

»Aber du weißt doch — —« Edith hielt

inne. Es fiel ihr auf — nicht daß eine lose Strähne über Maias Stirn hing, denn das gehörte schon so dazu —, sondern daß die sommersprossigen Wangen erhitzt waren und ein innerlicher Glanz in den Augen sie verschönte. »Du willst doch nicht sagen — du warst doch nicht etwa —«

»O ja, ich war und ich will sagen! Ich komme eben von deinem Vater. Ich fragte ihn, ob er dich nicht mit mir fortlassen will. Er hat nichts dagegen.«

»Du warst tatsächlich — du sprachst — jetzt eben — mit Papa?« Edith war so maßlos verwundert, wie nur sie es sein konnte. Fast sprachlos machte sie diese Heldentat. Maia mußte berichten und tat es in aller Kürze und Einfachheit. »Du, das vergess' ich dir nie, daß du das für mich getan hast!« beteuerte Edith gerührt und bewundernd und küßte die sich wehrende Maia nach allen Regeln ab. »Was bist du doch für ein famoser Kerl! So selbstlos und treu und mutig und —«

Maia preßte ihr die Hand vor den Mund. »Keine Lobhudeleien, bitte! Die mag ich nicht. Und verdien' ich auch noch lange nicht, bloß weil ich kein solcher Hasenfuß bin wie du. Bedank' dich bei deinem Vater! — Eins glaub' mir,« setzte sie ernst und überzeugt hinzu, »verbittert mag er sein, schroff und argwöhnisch. Aber im Grunde hat er ein großes, gutes Herz.«

»Ja, ja — ich glaub' es ja gern. Aber wenn du ahntest, was ich die Tage seit Neujahr ausstand! Und — und —« Sie blickte beunruhigt nach ihrem Schreibtisch. »Dann das mit — Mama —«

»Dith, daß ich dir's geradeheraus sage: das mit der Halskette war schlecht von dir! Und wenn du sie noch nicht wieder fortgeschickt hast — tu's! Du darfst, du mußt nur zu ihm halten. Er liebt dich und kennt dich viel besser, als du denkst, und meint es gut mit dir, auch wenn er zu streng und manchmal nicht so gerecht ist, wie er möchte. Und was immer deine Eltern auseinandergebracht hat: das Recht ist bei ihm. Dafür steh' ich!«

Edith nickte. Sie wollte das ja alles glauben. Nach wie vor. Trotz Alex ... »Was soll ich denn aber machen, Maia? Ich bin ja ratlos ... Sie — sie hat mir ja doch nun auch noch geschrieben. Sie will herkommen, Maia! Will mich sehen! In acht bis vierzehn Tagen — auf der Rückreise vom Engadin.«

»Da wird nichts draus, Dith!« sagte Maia nach kurzem Besinnen so nachdrücklich sie nur konnte. »Unter keinen Umständen darfst du sie sehen. Du antwortest ihr gar nicht ... Wir sprechen unterwegs noch davon. Wenn wir überhaupt noch aufs Eis wollen — fast lohnt es nicht mehr —«

»Doch, doch! Ich bin gleich fertig.« — Edith war im Nu angezogen. Im unteren Flur rief sie nach Agnes. »Bitte, die Schlittschuhe!«

Die Alte kam schneller, als ihr zuzutrauen war, und schmunzelte übers ganze Gesicht. »Dacht' ich mir's doch! Nur sich nicht unterkriegen lassen! Hart auf hart!« Sie hielt noch ein längeres Selbstgespräch, als die jungen Mädchen schon aus der Tür waren.

Der Weg bis zur Langen Aue war nicht nah. Aber für das, was die beiden zu bereden und sich zu erzählen hatten, drohte er nicht auszureichen. Edith berichtete alles. Mit doppeltem Vertrauen schmiegte sie sich an Maia. Alex' Besuch bei Frau Gisberte in Berlin, die Szene mit dem Obersten am Neujahrstag, die Abreise über Hals und Kopf, ihre hoffnungslose Verlassenheit — nichts überging sie. Nicht einmal, daß — wie sie nun auch längst mit Schrecken sich zurechtlegte — sie es gewesen war, die ihrem Vater unschuldig-schuldig den Verdacht eines Einverständnisses von Alex und Irmgard eingegeben hatte.

»Laß nur gut sein! Es mußte schon so sein. Wie weit die zwei — Alex mein' ich und Irmgard — miteinander sind, weiß ich nicht. Was Gescheites kann ja da nie draus werden, so gern sie sich vielleicht leiden mögen. Wenn nur nicht durch das Hineinreden erst recht eine aussichtslose Liebelei daraus wird!« ...

Der »Halbmondsee«, der im Winter als Eisbahn, im Sommer bei anspruchslosen Liebhabern zum Kahnfahren beliebt war, trug seinen Namen mit Recht. Inmitten der parkartigen Langen Aue, die die Stadt von einem noch in der Entstehung begriffenen Außenviertel trennte, schloß er sich in halbmondförmigem Bogen um eine Halbinsel, auf der die Christuskirche stand, ein neuerer, eigenartiger Bau, dessen massige Doppeltürme das Wasser und die von Bäu-



men umzogenen Ufer beherrschte. Von Norden sah die Kuppe des Heisterbergs herein, mit rostbraunem Laubwald, aus dem zu oberst das Gemäuer einer Burgruine ragte; von Südwesten der Klingenberg, bis zur scharfen Spitze hinauf von dunklen Tannen bestanden; beide lagen sie jetzt im vollen Licht der schon stark nach der Ebene geneigten Sonne, frostklar, kaum da und dort von einem Schnee- oder Reifsaum umflimmert. Die Fläche des Sees war schwarz von Menschen, jungen und alten, und obwohl bis zur Dämmerung und der Sperre höchstens noch eine Stunde war, stiegen zusammen mit Maia und Edith noch immer neue Ankömmlinge die steinernen Stufen zur Eisbahn hinunter.

Spät, wie es war, ließen sie sich die Dienste zweier Schlittschuhanzieher von Beruf gefallen. Dann ging es Seite an Seite mit verschränkten Armen hinein in den Strom der Läufer.

Eben liefen sie, um das Schwanenhaus biegend, die eine Spitze des Sees aus, als sie auf Irmgard und Theo stießen. Die Begrüßung fiel, abgesehen von Theo, der immer frisch und aufmerksam war, nicht sehr glücklich aus. Irmgard verhielt sich gegen die Schwester, noch mehr aber gegen Edith nur gerade so, daß es nicht für unartig gelten konnte. Edith war froh, als der Student sie bat, mit ihm zu fahren. Mit einem »Auf Wiedersehen, Maia!« ließ sie sich von ihm davonführen.

Maia und Irmgard standen eine Weile seitwärts am Ufer nebeneinander, ohne daß die eine oder andre gesprochen hätte.

»Daß du gleich wieder mit Edith so dicktätest, hätt' ich eigentlich nicht von dir gedacht!« bemerkte endlich Irmgard spitz.

»Ich habe nichts gegen sie,« entgegnete Maia ruhig. »Vaters Verbot wirst du doch sowenig wie ich tragisch genommen haben.«

»Davon red' ich nicht. Dir selber hätte der Stolz es verbieten können.«

»Kind, ich bin nicht so stolz wie du.«

»Dann die Rücksicht auf mich. Man braucht sie nur anzusehen, um zu wissen, daß sie uns die ganze Geschichte eingebrockt hat. Wer hätte den Oberst sonst darauf bringen sollen?« Ihr Gesichtchen glühte, und eigensinnig funkten die dunklen Augen.

Maia hörte sie an, ohne sie zu unterbrechen. Die Anklagen, soweit sie an ihre Adresse gerichtet waren, gingen zum einen Ohr hinein, zum andern hinaus. Nur die Wut Irmgards erschreckte sie, weil die ihr bestätigte, wie lebhaft und jetzt erst recht hartnäckig ihre Gefühle für den Leutnant waren. Maia wollte ihr gut zureden, Edith in Schutz nehmen, Irmgards bei aller verwöhnten Selbstherrlichkeit doch nicht unzugängliches Gemüt friedfertiger stimmen. Doch sie scheiterte, ehe sie recht beginnen konnte. Irmgard fuhr einfach davon.

Während sie noch allein am Ufer stand, wurde ihr eine zweite Überraschung beschieden: mitten in dem Schwarm der vergnügten Schlittschuhläufer tauchte, schon weither kenntlich, eine spitze Pelzmütze über einem krausbärtigen Gesicht, ein flatternder Radmantel auf — Bunge. Und neben ihm, von ihm geführt — Edith. Beide in lebhafter Unterhaltung. Der Doktor in fahriger Beweglichkeit, wie immer, wenn er so recht dabei war. Edith heiter, fast strahlend, als läge alles Schwere und Ernste längst in der Ferne. Was Maia bisher nur leichthin, mehr im Spaß vermutet, ja scherzend geäußert hatte, diesmal traf es sie mit schmerzender Gewißheit. Bunge, der am Mittag und Vormittag mit stürmischem Eifer versichert hatte, er könne sich unmöglich frei machen — er war doch gekommen! Ediths wegen! Er hatte sich in Edith verliebt. Maia fuhr ihnen aus dem Wege. Es wäre nicht nötig gewesen; von sich aus wurden sie ihrer auch so nicht gewahr, denn Bunge leitete eben Edith in der Kunst des Bogenlaufens an. Aber Maia, die sich so selten aus der Fassung bringen ließ, war für den Augenblick aus dem Gleichgewicht. Die Entdeckung, die sie an Bunge machen mußte, kreuzte sich mit einer zweiten im eignen Herzen: daß sie selbst ihn lieber hatte, als sie seither immer sich eingestehen wollte. Und daß Edith es war, und daß gerade heute — — Nein, das ging fürs erste auch über die Kraft ihrer mutigen Seele. Mechanisch zog sie auf der nächsten Bank sich die Schlittschuhe aus.

Der Himmel war von winterlich blutigem Rot überflossen und hauchte mit einem rötlichen Schein den See, die Läufer, die Doppeltürme der Christuskirche an, als Maia die Treppe hinauf- und dem Ausgang zueilte. Schon in der dunkelnden Allee der Langen Aue schämte sie sich. Die Gedanken



an sich dämmte sie mit aller Gewalt zurück. Sie hatte kein Recht an Bunge. Er hatte ihr nie etwas andres als gute Kameradschaft bewiesen. Einbildung war es, wenn sie etwa mehr empfand. Aber Edith — ahnte Edith, wie es um ihn stand? Würde sie je eine Neigung von seiner Seite würdigen, geschweige denn erwidern? War sie auch nur im allgemeinen reif genug, klare und starke Liebe für einen Mann zu hegen, und dann für diesen Mann, über den sie sich gar nicht immer zum schmeichelhaftesten vernehmen ließ? Das Helfenwollen, das Mitsorgen regte sich schon wieder in ihr, und sie schalt sich aus, daß sie so weggelaufen war. Aber umkehren mochte sie doch nicht mehr ...

Als die bimmlige Schelle zum Räumen der Eisbahn aufforderte, suchten Doktor Bunge und Edith vergebens nach Maia. Auch Irmgard und Theo zeigten sich nirgend mehr. Bunge bot sich an, Edith zu begleiten, und sie ließ es sich bis hinter die Lange Aue gefallen. Nahe am Bahnhof bat sie ihn, sich nicht weiter zu bemühen. Wurde ihr seine beredte, aufmerksame Gesellschaft zuviel? Wollte sie in der Stadt nicht mit ihm gesehen werden? Sie dachte überhaupt nichts Bestimmtes darüber. Nur tat es ihr leid, daß sie Maia verloren hatte, und sie hoffte sie noch einzuholen.

Doktor Arnold Bunge nahm seinen Weg nochmals durch die Aue, obwohl es ein Umweg war, und trug die Mütze in der Hand. Möglich, aber nicht wahrscheinlich, daß er sich jetzt doch mit der Frage über die Freiheit des menschlichen Willens beschäftigte. Jedenfalls hätte der Schulanfang, den er sehnlich herbeigewünscht hatte, nicht auf einen Mittwoch fallen sollen.

Unter den Hotels am Bahnhofsplatz war der »Europäische Hof« das erste. Der Empfangsraum verriet großstädtisches Vorbild. Ein Brunnenbecken aus Muschelkalk, überhöht von einem fischenden Knaben aus Erz, umsponnen von grünem Blattwerk, stand in der Mitte. Breite, bequeme Ledersessel, Lehnstühle aus Peddigrohr mit bunten Rückenkissen bildeten längs der Wände um leichte Tische, auf denen Gläser mit Frühlingsblumen prangten, einladende Gruppen. Blühende Blumen in Kästen, ausländische Blattgewächse in Kübeln waren zwischen diesen Gruppen und am Haupteingang geschmackvoll verteilt.

Es war Ende Januar. Die spärlichen Gäste hatten in der dem Speisesaal vorgebauten Glasveranda getafelt und sich dann überallhin verloren. Nur zwei von ihnen saßen in einer versteckten Ecke des Empfangsraumes: ein junger Mann, der nachlässig in einer Bilderzeitschrift blätterte, und ihm gegenüber eine Dame, die trotz der wohligen Wärme den Persianermantel leicht über die Schultern gelegt hatte. Mit geschlossenen Augen saß oder besser kauerte sie in ihrem Rohrsessel. Die kleinen gepflegten, reichberingten Hände hingen regungslos über die Armlehnen. Man hätte denken können, sie schlummere, wenn nicht bisweilen ihre Wimpern gezuckt, die Augen sich halb aufgeschlagen und einen raschen Blick auf den jungen Mann oder in die matt erleuchtete, in halben Farben spielende Umgebung gesandt hätten. Ihr Alter war kaum zu erraten. Die schwarzen Haare fielen in langen Fransen über die Stirn und ließen zwischen sich und den Brauen nur einen schmalen Streifen sehen, fein und weiß wie das ganze Gesicht und die Hände; ein helmartiger Pelzhut mit einer aufrechtstehenden Reiherfeder umhüllte den Kopf, doch quoll das Haar, über den Schläfen eigenartig geknotet, auch seitwärts in Büscheln über die Ohren, ja bis an die um ein weniges zu kräftigen Backenknochen. Diese Haartracht, die kurze, leicht nach oben geworfene Nase, ein Mund von launischem, spottlüsternem, unbestimmbarem Ausdruck gaben ihren Zügen einen Reiz, den man bald durch die Unregelmäßigkeit, bald durch ein herausforderndes Etwas, bald durch den Gegensatz der Farben des Haares und der Haut zu erklären versucht war, und der doch in dem Zusammenwirken all dieser Merkmale sich verbarg.

»Sie sollten mich allein lassen, Hendrik,« ließ sie sich jetzt mit halblauter, einschmeichelnder Stimme vernehmen.

Der junge Mann rührte sich nicht.

»Es muß gleich drei Uhr sein, und ich bat sie für diese Stunde. So hören Sie doch!«

»Muß ich?« fragte er gedehnt und schob sein Blatt auf den Tisch. »Eigentlich eine närrische Grille von Ihnen, eine erwachsene Tochter zu haben und sie auch noch wieder-



sehen zu wollen! Ich glaube noch immer, Sie binden mir da ein Märchen auf.«

»Sehr unrecht von Ihnen, Hendrik,« gab sie verweisend zurück. »Wieder ein Beweis, was für ein unerfahrener Künstlerjunge Sie sind und wie wenig Sie mich kennen. Die Vorstellung, daß ich erwachsene Kinder habe, paßt nicht in das falsche Bild, das Sie sich weiß Gott aus was für Phantasien über mich zurechtmachen. Bin ich schuld daran?«

»Natürlich sind Sie schuldig.« Er erhob sich, reckte seine untersetzte Gestalt, fuhr langsam über die fahlen, nicht blonden, nicht braunen Haare, die sich über der breiten Stirn emporbauten, lang und glatt nach hinten legten und über dem Nacken in dicker Fülle abstanden. »Ich werde Sie nie mit andern Augen ansehen. Ihre Versuche, mir durch Ihre mütterlichen Anwandlungen ehrfürchtige Scheu einzuflößen, verfangen gar nicht, Frau Gisberte.« Keck und leidenschaftlich entzündete es sich in den dunklen, schmalen Augen; die zwei tiefen Falten, die die Mundwinkel verlängerten, zitterten um das vorgeschobene, gedrungene Kinn, und er suchte ihre Hand zu fassen. »Im Gegenteil!« stieß er gedämpft hervor. »Meine Gefühle —«

»Hendrik, Sie wissen, daß ich von Ihren Gefühlen nichts wissen will.« Sie zog heftig ihre Hand an sich. »Ich fange an zu bedauern, daß ich Ihnen erlaubte, mich nach Berlin zurückzubegleiten. Ich hielt Sie für vernünftiger. Wenn wir gute Freunde bleiben sollen, besinnen Sie sich auf unser Abkommen! Sonst —« Sie drohte ihm mit dem Finger, und drohend sollten wohl auch die zusammengezogenen Brauen wirken, nur daß ein halbes Lächeln dagegen stritt. »Jetzt gehen Sie!« sagte sie gebieterisch. »Ich kann Sie nicht länger brauchen. Und lassen Sie sich nicht einfallen, uns zu stören!«

»Also werde ich nicht einmal das Vergnügen haben, diese — sogenannte Tochter kennenzulernen?« Er griff schmollend vom nächsten Sessel seinen Hut auf, einen runden, breitrandigen Maestrohut, und drückte ihn in die Stirn.

»Jetzt keinesfalls. Vielleicht später.«

»Ich setze mich also gehorsamst und geduldig ins Lesezimmer, bis meine Gegenwart Ihnen wieder genehm ist.« Er entfernte sich. In der Art, wie er den Kopf trug, in seinem Gang prägte sich ein Selbstgefühl aus, das nicht frei von Pose war, wie auch das starrgrimmige Gesicht etwas nach Beethovenmaske schmeckte und jedem zuzurufen schien: Ich beachte dich nicht, aber du hast allen Grund, mich zu beachten, schleunigst nach meinem Namen zu forschen und dir Hendrik Jöns zu merken! ... Er bog zwar augenfällig von den Glastüren des Hotelausgangs ab nach dem linkshin gelegenen Lesezimmer, aber nur, um auf einem Umweg in die Pförtnerklause zu gelangen, wo er sich einen Fahrplan geben ließ und ihn sehr wichtig studierte. In Wahrheit wollte er sich diese sagenhafte Edith nicht entgehen lassen.

Frau Gisberte sah ihm nach, bis er verschwunden war. Ihre Miene zeigte ebenso viel Wohlgefallen wie kühle Befriedigung. Sie schätzte seine musikalische Künstlerschaft ungemein hoch ein, hatte sich fest vorgenommen, ihn in Berlin zu »machen«, räumte ihm seither die Stellung eines bevorzugten Schützlings ein. Sie hatte ihm in diesem Jahr sogar gestattet, ihr ins Engadin nachzureisen, wo sie sich mit Bekannten aus verschiedenen Ländern das übliche Stelldichein gab und gern mit seinen Talenten prangte. In steigendem Maße nahm jedoch seine Dankbarkeit den Charakter leidenschaftlicher persönlicher Gefühle an. Diese Gefühle schmeichelten ihr zwar, waren ihr aus einem Bedürfnis ihrer Natur heraus bis zu einem gewissen Grad unentbehrlich, aber als sie ihn sich auf der Heimreise als Gefährten gefallen ließ, geschah es zugleich in der Absicht, ihn streng in die Schranken zu weisen, die ihre mütterliche Freundschaft zog. Das »Mütterliche« pflegte sie mit Betonung seit dem unerwarteten Besuch ihres Sohnes Alex. Wurde dabei der Rest einer ursprünglichen Anlage lebendig, war es nur eine noch ungekostete »Nuance«: auch der Einfall, Edith wiederzusehen, über den sie Hendrik Jöns erst unterwegs beiher unterrichtete, entsprang daraus. Und jetzt, da sie allein war, richtete sie sich vollends ganz und ungestört auf das Kommende ein. Ihre Neugier auf Edith wurde von Minute zu Minute eine prickelndere Spannung. Sie löste sich aus ihrer kauernden Haltung, prüfte ihren Anzug, suchte sich das Aussehen zu geben, das ihr

vorschwebte — nicht zu jugendlich und nicht zu würdig. —

Es war drei Uhr vorüber, als Edith im Geschwindschritt und dann wieder mit kurzem Anhalten, ganz in dem Tempo ihres aufgeregten Herzens, sich dem »Europäischen Hof« näherte. Doch war sie nicht allein. Maia war bei ihr, Maia, die alles aufgeboten hatte, um Edith von diesem bedenklichen Wiedersehen abzubringen, und doch sich schließlich hatte sagen müssen, daß sie nur bedingt berufen sei, Einspruch zu tun gegenüber Ediths so beharrlichem Wunsche, die Frau kennenzulernen, die ja doch ihre Mutter war. Ja, sie hatte, nur unvollkommen gewappnet gegen die Bitten von Menschen, die sie liebhatte, sogar dareingewilligt, die nicht sehr angenehme Aufgabe einer ungebetenen Begleiterin zu übernehmen.

Als sie das Hotel erreichten, war Ediths Erregung so hoch gestiegen, daß Maia sich mit der Frage nach Frau von Martiz an den goldbetreßten Pförtner wenden mußte, der, vorher unterrichtet, nach dem Empfangsraum wies. Hendrik, im Hintergrund, spähte über sein Kursbuch vor: nach flüchtigster Prüfung galt es ihm für ausgemacht, wer von beiden Edith sei; er schloß nach der Unruhe; Ähnlichkeiten konnte er in der kurzen Zeit nicht feststellen, nur Gegensätze, die ihn überraschten und anzogen.

Frau Gisberte war zuerst unangenehm enttäuscht, als sie statt eines zwei junge Mädchen auf sich zukommen sah; doch sofort war sie wieder völlig Herrin der Lage. Sie ging Edith entgegen, streckte ihr, jede Fremdheit gleich von vornherein ausschaltend, beide Hände zu. »Da bist du ja, mein Liebling! Wie hübsch von dir! Endlich — endlich!«

Edith war so verwirrt, so überwältigt, daß sie kein Wort vorbringen konnte. Sie beugte nur das erglühende Gesicht zu Frau Gisbertes Hand: ein scheuer Kuß auf diese Hand war das einzige, was ihr das zwischen Angst und kindlichem Gefühl geteilte Herz zuließ.

Schnell nahm Frau Gisberte ihren Kopf, zog ihn empor, küßte Ediths Wangen. »Sieh mal an — eine so große Tochter hab' ich!« stellte sie dann mit scherzhafter Verwunderung fest. Edith war nur mittelgroß, gleichwohl überragte sie die Mutter, die auch in der Schlankheit mit ihr wetteiferte. »Nun machen wir's uns aber gemütlich!« Frau von Martiz deutete nach den Sesseln, während ein wie aus der Versenkung aufgetauchter Kellner Edith den Mantel abnahm.

Maia stand noch immer abseits. Sie wollte die erste Begrüßung nicht stören. Frau Gisberte nahm auch keine Notiz von ihr, und erst, als der Kellner sich auch um sie bemühte, fiel es Edith ein, daß sie die Freundin einführen müsse.

»Darf ich dir Fräulein Maia Hüttemann vorstellen?« wandte sie sich mit einiger Ungeschicklichkeit an ihre Mutter.

»Ah — die Dame ist wohl — deine Erzieherin — Gesellschafterin?« verbesserte sich Frau Gisberte, während sie Maia gleichgültig betrachtete.

»Nein, nein — meine Freundin,« erklärte Edith rasch. »Sie war so lieb, mich zu begleiten.«

»Oh, da bitte ich sehr um Entschuldigung.« Geschmeidig reichte Frau Gisberte Maia die Hand. »Ich freue mich.« So aufrichtigen Tons sie das »Ich freue mich« sogar wiederholte, sie empfand diese Freundin als eine unliebsame Zugabe. Lag darin ein Mißtrauen Ediths? War es eine Aufsicht, die »er« zur Bedingung gemacht hatte? Wußte »er« von der Begegnung? All das schwirrte ihr durch den Sinn, während sie sich lächelnd mit den beiden jungen Mädchen um den Tisch niederließ. Sie würde bald dahinterkommen. »Was nehmen wir? Tee, Kaffee, Schokolade, oder was sonst?« fragte sie mit unbefangenster Liebenswürdigkeit; und als sie nur halbe Antworten erhielt, bestellte sie auf eigne Faust Kuchen und Tee. »Ich war noch nie hier,« fuhr sie fast ohne Übergang fort. »Ich kenne die Stadt nur vom Vorüberfahren. Ein bißchen klein und eng wohl alles?«

»Für deine Begriffe gewiß,« meinte Edith. »Großstädtisch ist's natürlich gar nicht. Aber die Lage ist schön, und die Umgebung —«

»Wo wohnt ihr denn eigentlich? Aler beschrieb mir so was, weit draußen, an einem Berg. Sehr abgelegen? Ich stelle mir ein altes Haus vor, in einem noch älteren verwachsenen, trübseligen Garten, mit einem halbtauben Diener und einem Kettenhund.« Sie schilderte das mit einer solchen



Mischung von Grauen und Schelmerei, daß Edith und sogar die schweigsame, bisher nur beobachtende Maia lachen mußten.

»Ganz so schlimm ist's doch nicht,« beteuerte Edith. »Das Haus ist noch nicht alt und liegt frei. Hund haben wir keinen, und unsre Agnes, die gute, ist recht hellhörig — nicht wahr, Maia?«

Maia nickte zustimmend.

»Ach so — Agnes! Immer noch! Die hatte ich vergessen.« Es huschte wie eine ferne ungute Erinnerung über Frau Gisbertes Stirn. »Nun verseht euch aber!« Der Kellner hatte den Tisch gedeckt. Sie goß den Tee ein, bot Gebäck an. »Auch Sie, Fräulein — Fräulein — Verzeihen Sie, daß ich den Namen nicht gleich behielt.«

Maia kam ihr etwas spröd zu Hilfe.

»Richtig!« rief sie. »Ich finde es übrigens riesig nett von Ihnen, Fräulein Maia, daß Sie meine kleine Edith begleiteten. Schutz- und Ehrengarde tut ihr wohl sehr not, was? Sie hat so was von einem verängstigten, halbflüggen Vögelchen, find' ich, und Sie sehen wie die Lehrerin aus, die ihm aufpaßt.« Es blinkerte wie ein goldgelber Funke in Frau Gisbertes Augen und konnte ebensogut naive Zutraulichkeit sein wie leiser Spott.

»Ich wollte nicht mitkommen,« sagte Maia bestimmt und offen, »aber Edith bat mich so.«

»Ich ließ ihr keine Ruhe,« bestätigte Edith. »Ich war so aufgeregt und — und —«

»Das versteh' ich ja doch sehr gut, Kind. Und ich bin Ihnen ja nur dankbar, Fräulein Maia. Wer weiß, ob ich Edith ohne Sie überhaupt zu sehen bekommen hätte? Du hattest einfach Bange vor mir, Liebling! Aber ganz so schrecklich bin ich wohl nicht, wie man mich dir gemacht hat. Oder?« Frau Gisberte beugte sich nahe an Edith heran, legte die Hand auf ihren Arm und machte das drolligste, halb verschämte, halb bittende Gesicht.

»Aber, Mama!« entfuhr es Edith in neuer, anmutiger Verwirrung.

Frau Gisberte streichelte sie leicht. »Siehst du! Nun ist sogar das ‚Mama' zum erstenmal heraus. Wenn du wüßtest — doch ich will nicht elegisch werden. Das ist nicht mein Fall ... Weiß ‚man' von unserm Zusammensein?« Sie gab dem »man« eine Betonung, daß es, so unvermittelt die Frage kam, nicht mißzuverstehen war.

»Ich fürchte, Papa hätte mir die Erlaubnis nicht gegeben,« gab Edith ausweichend zur Antwort.

»Um so höher darf ich also dein Kommen anschlagen.« Länger und unverhohlener als vorhin stoben die kleinen, fast tückischen Funken aus ihrem Blick, und die sonst so schmiegsam hinfließende Stimme irrte, wenn auch kaum merkbar, ab. »Ich meine,« fuhr sie schnell, wie sich verbessernd fort, »weil dein Herz dich trotzdem herführte. Und Ihnen« — sie kehrte sich so freundlich, wie bisher noch nicht, zu Maia —, »Ihnen bin ich besonderen Dank schuldig, daß Sie Edith in ihrem Vorhaben unterstützten.«

»Oh, wenn ich Maia nicht hätte! Mama, du glaubst gar nicht —«

»Sie sollen nicht besser von mir denken, gnädige Frau,« unterbrach Maia das Loblied, das Edith anstimmen wollte, »als ich verdiene. Da Dith nur heimlich Ihrer Einladung folgen konnte, durfte ich ihr nicht zureden. Sie hat nur nach ihrem Wunsch gehandelt.«

Frau Gisberte erwiderte nicht gleich. Nichts verriet, daß sie inzwischen sehr genau überlegte, diese Freundin Ediths sei, wie sie das instinktiv von Anfang an erraten, nicht die ihrige, und der Einfluß, den sie übe, entsprechend anzuschlagen. »Sie gebrauchten eben, wenn ich recht hörte,« begann sie wieder, noch freundlicher, zu Maia, »eine Abkürzung für Edith und nannten sie ‚Dith'. Ich finde das allerliebst und möchte es nachmachen — wenn ich darf?« Sie verneigte sich bittend von Maia zu Edith hin.

»So hat Maia mich getauft,« versetzte Edith lächelnd. »Und da sie mich nun mal so heißt und es lieb meint, laß ich ihr's hingehen.«

»Und mir, wenn ich's ebenso meine, auch. Abgemacht! — Alex muß dich übrigens auch sehr ins Herz geschlossen haben. Er sprach rührend von dir. Und ist selber ein lieber, frischer, forscher Junge: ich war ordentlich stolz auf ihn. Wie wird denn das nun mit seiner Fliegerei? Ist ‚man' dafür noch immer unzugänglich geblieben?«

»Ach, davon möcht' ich am liebsten gar nicht reden!« sagte Edith mit einem Seufzer. »Das sind traurige Geschichten. Er wird ja wohl auf seinem Willen bestehen.«



Frau Gisberte horchte gespannt zu, vermied es aber, Weiteres zu fragen.

Sie wußte auch so genug; das andre erfuhr sie gewiß bald von ihm selbst. Sie sprang jetzt auf ihre jüngste Reise über. In flotten Strichen, immer mit einer Würze von leisem Spott, gab sie eine Schilderung von allerhand kleinen Erlebnissen, von dem internationalen Sport- und Gesellschaftsbetrieb im Engadin. Je mehr sie merkte, daß die beiden jungen Mädchen ihr gern zuhörten, ließ sie ihrem Plaudertalent die Zügel schießen. Die »große Welt« von Sankt Moritz mit dem Hintergrund der von der Wintersonne umworbenen Schneeriesen ließ sie anschaulich aufleben. Ediths verwunderte, neugierige Augen hingen an ihren Lippen. Sie fand ihre Mama noch mit jedem Augenblick bestrickender. Wahrhaftig, dagegen war es wohl »klein und eng« hier in dem alten, dummen Nest. Und wie eng erst droben in dem Haus an der Panoramastraße! — Selbst Maia war gefesselt von dem, was sie hörte, und über der hinreißenden Lebendigkeit dieser Frau vergaß sie beinah eine Weile ihren festen Vorsatz, sich nicht blenden zu lassen.

Es wurde Zeit zum Abschiednehmen. Als die beiden dazu Anstalt machten, erhob Frau Gisberte zwar Einspruch, hielt aber ihre Gäste nicht hartnäckig auf: sie war eine viel zu gewiegte Kennerin, um nicht bei diesem ersten Wiedersehen das Aufhören im besten Zug für erforderlich zu halten.

Fast zu spät fiel es Edith ein, daß sie für das Weihnachtsgeschenk sich noch immer nicht bedankt hatte. »Für wie undankbar mußt du mich halten, daß ich dir für die schöne Kette, die du mir durch Alex schicktest —«

»Aber, Kind!« wehrte Frau Gisberte. »Wer spricht denn davon!«

»Oh, ich wollte dir schreiben, aber dann war es mir wieder zu schwer —«

»Es wird jetzt leichter werden. Nicht wahr? Und wir schreiben uns öfter. Vorausgesetzt, daß du manchmal für deine arme alte Mama ein paar Minuten übrig hast.« Das »arme alte Mama« brachte Frau Gisberte so heraus, daß alle drei lachen mußten. »Aber wann sehen wir uns wieder? Ich fahre jetzt nach Berlin. Im März, spätestens April, komme ich einige Wochen nach Wiesbaden oder Baden-Baden. Da müssen wir uns treffen. Mindestens mal für einen ganzen Tag. Du machst ein bedenkliches Gesicht, zweifelst daran ... Bah! Wenn man sich liebhat und eine Frau ist, gibt es Mittel und Wege gegen jedes Hindernis.« Sie spitzte pfiffig den Mund und neigte den Kopf. »Ich werde auch noch mit Alex darüber verhandeln. — Also — leb' wohl, Dith!« Frau Gisberte öffnete die Arme, und es wurde Edith schon gar nicht mehr schwer, sich von ihnen umfangen, sich küssen zu lassen und wiederzuküssen. »Und Sie, hoffe ich« — Frau von Martiz wendete sich an Maia —, »lassen mich von heute ab auch ein wenig als Freundin gelten.«

Maia erwiderte diese Aufforderung mit einem stummen, höflichen Gruß. Noch ein Umdrehen Ediths. Ein Winken zwischen Mutter und Tochter. Dann waren die Freundinnen wieder auf der Straße.

Jede dachte in ihrer Weise über das Erlebte nach, so daß sie schweigsam nebeneinander her schritten. An einer Straßenkreuzung standen sie still, um sich zu trennen.

Bei Edith war es wie ein Erwachen. »Ist sie nicht bezaubernd, Maia?« Noch ganz benommen flüsterte sie es, und ihre blauen Augen hatten einen verträumten Glanz. »Und war es nicht gut, daß ich hinging?«

Maia sah ernst und nachdenklich vor sich nieder. »Ich bin mit meinem Urteil noch nicht fertig, Edith.« Sie konnte jetzt nicht »Dith« sagen, nachdem Frau von Martiz noch eben die ihr entwendete Abkürzung gebraucht hatte. »Es ist da so viel — —« Sie stockte. Sie wollte sagen: was ich nicht vergessen kann und was mir nicht gefällt. Aber sie unterdrückte es.

Edith war schmerzlich enttäuscht. Ihr Herz, das sich zuerst in den Weihnachtstagen gegen Maias einseitiges, nüchternes Urteil leise aufgelehnt hatte, empörte sich diesmal laut. Maia war ungerecht, voreingenommen. Ihr lag das Freie, Weite, Weltmäßige nicht, das sie an ihrer Mutter so bewunderte. Nur verlockender, nur liebenswerter wurde Frau Gisberte durch diesen Widerspruch Maias. Statt sich Schritt für Schritt wieder dem väterlichen Hause zu nähern, das ihr fast so trüb und verwunschen schien, wie es vor der Einbildung ihrer Mutter stand, hätte sie umkehren, das aufregende Wiedersehen erneuern, verlängern mögen ...

Auch in dem beweglichen Sinn Frau Gisbertes, vielleicht sogar in ihrem Herzen hallte die Begegnung mit der Tochter nach. Als sie wieder allein war, kauerte sie sich wie zuvor, da sie das spannende kleine Abenteuer erwartete, in den hochlehnigen Sessel. Aber ihre Augen schlossen sich nicht, sondern funkelten ohne Beherrschung aus dem kapriziösen Gesicht. Sie war mit sich zufrieden. Weniger an Edith dachte sie, als daran, daß sie, wie schon Alex, so auch diese unbedarfte Kleine glaubte gewonnen zu haben. Noch nicht ganz, aber zu einem guten Teil — und »ihm« abgewonnen. Aus einer Laune, einem kleinen Abenteuer, wie sie es bisher mit Recht angesehen hatte, schöpfte sie den Geschmack an einer späten Genugtuung, die ihr zuwuchs, nachdem sie Jahre lang weder Zeit noch Lust gefunden hatte, sich an dergleichen zu versuchen.

So fand sie Hendrik, als er, des Wartens überdrüssig, in den Empfangsraum zurückkehrte.

»Na, wir werden reisen müssen?« rief sie ihm aufgeräumt entgegen.

Er gab nicht gleich Antwort, sondern betrachtete sie mit Blicken, als sähe er sie ganz neu. »Ich finde, daß Ihre Mutterrolle Ihnen wundervoll bekommen ist. Sie haben sich noch verjüngt und —«

»Fangen Sie wieder an, Hendrik?«

»Ich bemerke nur, daß Sie sich neben dieser ‚Tochter' zum mindesten wie die interessantere Schwester ausnehmen. Oder, um mich musikalisch auszudrücken, wie das Kapriccio neben dem Rondo.«

»Sie haben sich doch nicht etwa erlaubt?«

»Nur der Zufall erlaubte mir, die Damen zu sehen, als ich gerade beim Portier das Kursbuch nachsah. Aber wer war die zweite? Sie ging bedenklich ins — na, wie sagt man doch gleich? Ins —«

»Ins Putige, meinen Sie. Und Edith hat einen Stich davon mit abbekommen. Sonst könnten Sie mir keine so abgeschmackten Komplimente machen, Hendrik. Ich werde ihr manches abgewöhnen müssen. Oh, Sie brauchen nicht so ungläubig zu lächeln. Die Mutterrolle, über die Sie spaßen, liegt mir viel besser, als Sie denken.«

Noch nicht eine Stunde später fuhren Frau Gisberte und ihr Schützling nach Berlin weiter.

Auf den Hängen über der Stadt hatte der März in einer Sonnenlaune an den Hecken und an vereinzelten Mandelbäumen die Blüten aufgebrochen, und laue Winde spielten verheißungsvoll und trügerisch über die Gärten, als hätte nicht eben noch der Schnee sie begraben. Auch im Rauterschen Garten trieb und grünte es verstohlen. Die paar alten prächtigen Akazien freilich, zunächst am Haus, ließen sich noch nichts merken, aber höher hinauf schwellten sich die Zweige der Obstbäume; die Johannis- und Stachelbeerbüsche, die im Sommer streckenweise eine üppige Wildnis bildeten, schlugen schüchtern aus, und über den wuchernden Hecken zu oberst an der Mauer, über die fast schon der Laubwald des Heisterberges hereinwuchs, schimmerten weiße zarte Flocken. Vom ersten Stock führte ein Brückchen unmittelbar unter die Akazien. Nach Tisch ließ sich der Oberst bisweilen verleiten, drüberzuschreiten, und im heurigen Vorfrühling schien er sogar mehr Gefallen an diesen bescheidenen Ausflügen zu finden als in vergangenen Jahren. Er wanderte dann eine Weile unter den alten Bäumen umher, stieg auch wohl ein Stück auf dem gewundenen Pfad bergan und blieb sinnend bei einem ergrünenden Strauch oder unter knospenden Ästen stehen. Er war nie ein rechter Naturliebhaber gewesen. Auch jetzt war es nicht die Freude am regsamen Aufwachen der Natur, was ihn stillstehen, unter und über sich schauen ließ. Es überkam ihn nur in letzter Zeit manchmal ein unerklärliches Verlangen, etwas zu tun, was er selten oder gar nicht getan hatte; nach irgend etwas außer sich zu suchen, das er versäumt haben konnte... Seine neue Schrift »Wo steht der Feind?«, die den Weck- und Kampfruf der früheren aufnahm und mit zündenden Worten zur Wachsamkeit gegen die von England drohende Gefahr aufforderte, war glücklich zu Anfang des Monats abgeschlossen worden und befand sich schon in den Händen des Verlegers, der sie gleich nach Ostern herausbringen wollte. Die zähe, anhaltende Arbeit hatte ihn erschöpft, aber die Vollendung auch wieder tief befriedigt, und die gute Aufnahme von seiten des Verlags ermuntert. Ein letztes, zages Zutrauen zum Leben, um das er selbst nicht wußte, keimte in ihm, und vielleicht fühlte dies Keimen eine ferne Verwandt-

schaft mit dem des jungen Frühlings, so daß er darum sich öfter und lieber ins Freie locken ließ.

In seinem Verhalten zu Edith hatte schon länger eine günstige Veränderung eingesetzt. Er war duldsamer und nachsichtiger geworden. Die Unterredung mit Maia war nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Ihre Berufung an sein Gerechtigkeitsgefühl, ihre Mahnung, mehr Vertrauen zu schenken, um auch Vertrauen zu empfangen, klang in ihm nach. Je mehr er sich damit abfinden mußte, Alex so gut wie verloren zu haben — der Leutnant ließ ihn nichts wieder von sich hören, obwohl die angedrohte Entziehung der Zulage nicht ausgeführt worden war und der Oberst auch von anderweitigen Schritten, etwa beim Chef des Regiments, absah —, um so beängstigender war ihm der Gedanke, eine allzu große Strenge und Unnachgiebigkeit könnte ihm auch Edith für immer entfremden. Mehr als früher tat er seinen Grundsätzen Gewalt an, bemühte sich, sein Mißtrauen zu bändigen. Aber er beschränkte sich nicht darauf, daß er für manchen Wunsch und für manche Bitte von Fall zu Fall und auf Widerruf sich zugänglicher erwies: er ließ sie auch häufiger um sich sein. Nicht nur, daß er ihr, wie es auch sonst schon vorgekommen war, Briefe diktierte oder sich von ihr an den Abenden vorlesen ließ — unter seiner Anleitung hatte sie das Manuskript seiner neuesten Schrift abschreiben dürfen. Willig erklärte er ihr, was sie nicht verstand. Er beriet sich mit ihr über einzelne Wendungen, schweifte wohl auch über den Gegenstand hinaus und sprach mit einer verhaltenen Begeisterung, einer stoßweisen, elementaren Beredsamkeit von dem, was er für Deutschland hoffte und fürchtete, was ihm am deutschen Wesen teuer war und er in jedem, nicht auch zuletzt in ihrem Herzen gepflanzt und gepflegt sehen wollte. Man mußte seine eiserne Verschlossenheit, gerade in den zartesten und höchsten Dingen, kennen, um zu ermessen, was es bedeutete, wenn er sich dieses und andres abrang …

War Edith taub und blind für das nach wie vor seltene, aber doch offene Hervortreten seiner in sich zurückgescheuchten Liebe? Nicht ganz. Aber noch vor kurzer Zeit würde sie es deutlicher und dankbarer empfunden, höher bewertet haben. So sehr seine Strenge und Unnahbarkeit sie oft unglücklich gemacht und bedrückt hatte: seine Persönlichkeit war ihr doch immer als ein Unantastbares, Notwendiges erschienen, dem sie Achtung und Liebe zollte. Seit der Begegnung mit Frau Gisberte sah sie ihn, ob sie wollte oder nicht, mit andern Augen. Was sie am Weihnachtsabend Alex vorgeworfen hatte, tat sie selbst — sie verteilte in der ihr nur andeutungsweise bekannten Vergangenheit Recht und Unrecht zwischen ihrem Vater und ihrer Mutter zu gleichen Teilen. Ja, sie ging weiter: unter dem Eindruck, den Frau Gisberte bei ihr hinterlassen hatte und der durch einen heimlichen Briefwechsel nur bestimmter und nachhaltiger wurde, verteidigte sie bei sich die wiedergewonnene Mutter. War er der Mann gewesen, eine Frau wie diese mit ihrer berückenden Vielseitigkeit und Leichtigkeit zu verstehen und zu behandeln? Lag es nicht nahe, daß er mit seiner herben Schwere sie sich entfremdete, sich und sie durch Argwohn und Eifersucht in ein unheilbares Zerwürfnis erst hineinquälte? Wenn sie sich irgendwie schuldig gemacht hatte, war sie nicht unschuldig dazu getrieben worden? Es konnte nicht ausbleiben, daß solche Erwägungen sich zwischen Edith und ihren Vater drängten, ihr Herz von ihm entfernten, während das seinige sich ihr gütiger als je zu erschließen trachtete. Es gab Augenblicke, in denen sie sich Gewissensbisse darüber machte, sich Unaufrichtigkeit und Schlechtigkeit vorwarf, aber sie ließ sie so schnell wie möglich untertauchen in der Halbheit und Unklarheit, die so viel bequemer, ihrem Alter und mehr noch ihrem Charakter so viel natürlicher waren.

Niemand erriet und bedauerte das haltlose Sichtreibenlassen, in dem Edith sich gefiel, so wie Maia Hüttemann. Wie bitter tadelte sie sich, daß sie nicht bis aufs äußerste sich dem Wiedersehen im »Europäischen Hof« entgegengestellt hatte! Es gelang und gelang ihr nicht, eine klare Aussprache darüber herbeizuführen. Jeder Unterhaltung, die dahin zielte, setzte Edith einen stillen Widerstand entgegen, oder sie wich so aus, daß es kein Nachdrängen gab. Und noch ein andres kam hinzu, das das alte Vertrauen erst recht nicht wieder aufkommen lassen wollte: es war Ediths nicht



weniger haltloses und unklares Verhalten gegenüber Doktor Bunge.

Edith konnte oder durfte doch nicht mehr daran zweifeln, daß ihr einst angeschwärmter Lehrer ein nicht gewöhnliches Interesse für sie bewies. So wie er war, mußte Bunge, nachdem er erst seine Bedenken über verpönte, ihm bis dahin fremde Gefühle in irgendeinen Winkel seines quirligen Kopfes gedrängt hatte, fast blindlings auf dem Pfad seiner Neigung vorwärtsstürmen. Daß er sich bei Hüttemanns einfand, wenn er Edith auch nur von fern dort vermuten konnte, war beinah selbstverständlich. Aber damit begnügte er sich nicht. Wenn Edith, was jetzt hin und wieder geschah, in ein Konzert ging oder ins Theater durfte — er wußte es zu ermitteln, auf Umwegen oder aus Äußerungen, die sie selber harmlos hinwarf, und allemal richtete er es so ein, daß er auch da war oder sich auf dem Heimweg dazufand. Edith hatte die Erlaubnis erhalten, Singstunden zu nehmen; sie hatte eine nette kleine Stimme, die sie schon, als Irmgard nach der Schule Gesangunterricht nahm, auch gern etwas pflegen wollte, ohne doch mit diesem Wunsch bei dem Obersten durchzubringen. Bunge traf sie zufällig einmal, als sie mit ihrer Notenmappe unterwegs war, und er ließ es nicht bei dem einem Male bewenden. Er war nicht musikalisch, aber mit Feuereifer setzte er sich in den Besitz einer Unsumme von theoretischen Kenntnissen und förderte schon bei nächster Gelegenheit das wunderlichste musikalische Wissen zutage. Edith nahm diese, wie alle seine lebhaften Bemühungen, nicht gerade begeistert auf, aber sie tat auch nichts, ihn zu entmutigen, ja, eine gewisse spielerische Eitelkeit. die sie mitunter entwickelte, ohne sich dabei etwas zu denken, konnte wohl bei ihm den Anschein erwecken, als finde sie Gefallen an seinen Aufmerksamkeiten. Mit wachsender Besorgnis, die ebenso dem vertrauensseligen Bunge galt als der Art, wie Edith, naiv und unbekümmert, den Dingen ihren Lauf ließ, sah Maia diesem Treiben zu. Ihr eignes Empfinden für den Doktor hatte sie rücksichtslos in sich zur Ruhe gebracht; gleichwohl zögerte sie aus begreiflichen Gründen, gegen Edith sich so zu äußern, wie sie es sich und der Freundschaft, die sie für die beiden Menschen hegte, schuldig zu sein glaubte. Erst als es sich so fügte, daß sie Edith einmal von der Singstunde abholte — die Gesanglehrerin wohnte am Egidienplatz, in der Nähe der alten Hauptkirche — und sie wenige Schritte vom Hause Bunge begegneten, der mit sichtlich enttäuschter und betroffener Miene vorbeiruderte, ließ es Maia nicht länger zufrieden.

»Was hat er nur?« fragte sie, als sie ein halb verlegenes, halb mitleidiges Lächeln auf Ediths Lippen wahrnahm.

»Ach — es ist ganz gut so,« sagte Edith leichthin. »Er steigt mir neuerdings sogar in die Singstunde nach, und nun ist er verblüfft, daß ich schon Begleitung habe.«

»Aber, Dith!« meinte Maia in der ruhigsten, freundschaftlichsten Weise. »Wenn du das gut so findest und seine Begleitung nicht magst, solltest du ihm das einmal deutlich zu verstehen geben.«

Edith zuckte nur die Achseln.

»Du mußt doch merken,« fuhr Maia eindringlicher fort, »daß du Bunge nicht gleichgültig bist. Das sieht ja nachgerade ein Blinder. Und wenn du seine Gesinnung nicht erwidern kannst, kannst du doch keine Aufmerksamkeiten von ihm annehmen. Wie steht's denn damit?«

Edith wurde rot. »Wer denkt denn gleich an so was, Maia?«

»Du vielleicht nicht, aber er gewiß. Wie käme er, ausgerechnet Arnold Bunge, dazu, sich aus einer bloßen Laune plötzlich aufs Hofmachen zu verlegen? Es täte mir leid für ihn, Dith, wenn du dir darüber nicht selber Gedanken machtest und ihn warntest, eh' es zu einer demütigenden Enttäuschung für ihn kommt. Die verdient er nicht.«

Edith blieb die Antwort schuldig.

Die natürliche Folge dieses mißglückten Gesprächs war nur, daß Edith sich von Maia mehr und mehr unverstanden fühlte. Sie neigte sich Irmgard zu, mit der sie überhaupt neuerdings zusehends besser stand. Irmgard hatte selbst die Hand dazu geboten. Alex hatte nach längerem, peinigendem Schweigen ihr durch seine Schwester besondere Grüße bestellen, ja sogar einige Zeilen an sie gelangen lassen, die zwar ziemlich allgemein gehalten waren, aber doch allerhand sinkende Hoffnungen neu belebten. So sah Irmgard keinen Vorteil dabei, Edith länger zu grollen, und Edith, froh über diese Versöhnlichkeit, übertrug auf



sie einen Teil des Vertrauens, das sie Maia entzog, machte sie zur Mitwisserin ihrer heimlichen Beziehungen zu Frau Gisberte und ließ sich gern von ihr beraten. Mit Vorliebe trafen sie sich zu Kaffeesitzungen in der Konditorei von Posselt in der Wilhelmstraße. Dort wurde auch emsig nach einem Plan geforscht, der eine erneute Begegnung Ediths mit ihrer Mutter ermöglichen sollte. In jedem Briefe kam Frau Gisberte auf den Wunsch zurück, daß sie sich in den Ostertagen in Wiesbaden, wohin sie in der Karwoche zu übersiedeln gedachte, wiedersehen müßten; ihre beiden Kinder wollte sie dort, und zwar, wenn es irgend ging, für mehrere Tage bei sich sehen. Für Edith schienen sich der Ausführung eines so kühnen Unternehmens, wie es ein mehrtägiges Fernsein von Zuhause war, unüberwindliche Hindernisse entgegenzustellen, wäre nicht Irmgard, in der eine kleine Intrigantin steckte, mit einem verwegenen, allerdings nicht ganz uneigennützigen Plan herausgerückt. Sie und Maia wollten längst ihren Bruder Otto, den Forstmann, auf der Oberförsterei, die er stellvertretungsweise innehatte, besuchen. Die Ortschaft, in der er hauste, lag zwar nicht auf dem unmittelbaren Wege nach Wiesbaden, wohl aber zweigte die Seitenlinie, die dahin führte, von dieser Hauptstrecke ab. Auf Irmgards Betreiben wurde der Ausflug in die Oberförsterei für die Ostertage in Aussicht genommen. Es handelte sich darum, daß Edith von ihrem Vater die Erlaubnis auswirkte, die Hüttemannschen Schwestern zu begleiten. War er dazu zu bewegen, so gab sich das Weitere mühelos. Alex wurde dann veranlaßt, schon am Karfreitag aus seiner Garnison herüberzufahren; man traf sich mit ihm in der Stille bei Posselt oder sonstwo, um die Einzelheiten vollends zu bereden. So hatte auch Irmgard die Gelegenheit, ihn zu sprechen, was sie nur als sehr nebensächlich behandelte, und am Morgen des Ostersamstags fuhr man gemeinsam los. Es genügte, wenn Maia auf der Fahrt erfuhr, wie man's in Wirklichkeit vorhatte. Mochte sie dann zetern, wenn sie wollte, vereiteln konnte sie nichts mehr.

So fein und erfolgversprechend Irmgards Plan war — sie brauchte doch eine ziemliche Überredungskunst, ehe Edith sich damit befreundete. Im Verbergen und Verheimlichen hatte Edith wohl schon einige Übung erlangt, aber die Unwahrheit, wie es hier nötig war, geradezu zu sagen, kam sie schwer an. Sie sträubte sich auch, bis sie einsah, daß sich kein unverfänglicherer Ausweg bieten wollte. Und als sie endlich einwilligte, fand sie von Tag zu Tag den Mut nicht, dem Obersten ihre Bitte vorzutragen. Dann erging es ihr, wie es in solchen Fällen gewöhnlich geht: als Anfängerin in ihrer Kunst geriet ihr, was geschickt eingefädelt sein sollte, herzlich ungeschickt.

An einem der sonnenhellen, milden Nachmittage, als der Oberst nach Tisch über die Brücke in den Garten ging, folgte ihm Edith, was sie sonst nicht tat, langsam nach. Er hielt sich kürzer als sonst bei den Akazien auf, schritt den Berg hinan. Im Gebüsch versuchte sich ein Vogel mit verfrühtem Singen. Lichtes, kristallenes Gewölk krönte den Heisterberg. Vor einer Laube, in der er bisweilen im Sommer saß — schon Alex und Edith hatten sich als Kinder gern unter ihrem Rankenwerk verkrochen —, machte er halt, ließ Edith herankommen. Er sah sie fragend, aber nicht unfreundlich an, obwohl er es im allgemeinen nicht liebte, in seinen Gewohnheiten gestört zu werden. Nach einigen Bemerkungen über das Frühlingswetter brachte sie ihre Bitte rechtschaffen unbeholfen an. Der Oberst gab, wie er das in solchen Fällen meist hielt, zunächst keine Antwort. Sein Bescheid kam dann in der Regel später und unvermittelt. Edith mußte sich gedulden. Als ihr Vater seinen Anstieg noch fortsetzte, verzog sie sich wieder bergunter. Sie war nur mäßig mit sich zufrieden, denn statt einen außerordentlichen Wunsch, wie es der eines mehrtägigen Ausflugs war, allmählich vorzubereiten und mundgerecht zu machen, war sie mit der Tür ins Haus gefallen.

Tag um Tag verstrich. Die Osterwoche war da, der Leutnant verständigt und Frau Gisberte benachrichtigt. Aber Oberst Rauter kam nicht auf Ediths Bitte zurück, und sie wagte nicht, ihn daran zu erinnern. Irmgard schalt über diese Ungewißheit, die alles in der Schwebe ließ, und drängte zur Entscheidung. Ediths Zaudern nahm nur zu. Sie bekam es mit der Angst, er möchte ihren Heimlichkeiten irgendwie auf der Spur



sein. Und doch war sie selbst es, die durch ihr befangenes Benehmen auch einen andern als ihren Vater stutzig hätte machen müssen. Kam es ihr nur so vor oder war es wirklich so: er schien ihr mit einem Male wieder zurückhaltender und unnahbarer zu werden. Es konnte geschehen, daß er, wenn er mit ihr sprach, plötzlich innehielt und seinen Blick so durchdringend auf sie heftete, daß sie mit dem ihrigen nicht wußte wohin. Sie suchte sich nachher solche Wahrnehmungen auf jede Weise auszureden. Nur ihre Feigheit gab ihr dergleichen ein. Daß er von dem wahren Ziel des gewünschten Ausflugs eine Ahnung habe, war ja völlig ausgeschlossen. War er aber vielleicht ihrem Briefwechsel mit der Mutter auf der Fährte? Alle Briefe trug sie eigenhändig fort, fing die eintreffenden ab. Nicht einmal Agnes hatte sie eingeweiht, so sehr sie ihr traute. Wie sie die Alte kannte, würde sie wohl ein Auge zugedrückt, aber aus ihrer Mißbilligung kein Hehl gemacht haben.

Ediths quälende Unschlüssigkeit hatte den höchsten Grad erreicht, als der Oberst am Dienstagabend, als sie ihm in seinem Zimmer vorgelesen hatte — er saß dann gewöhnlich am Kamin und sie in seinem Schreibtischstuhl —, überraschend doch noch auf ihre Bitte zurückkam. Er stellte einige Fragen. Sie antwortete, so gut und ruhig sie es vermochte. Nach kurzem Bedenken gab er seine Einwilligung mit einem knappen »Meinetwegen«. Edith näherte sich ihm, um gute Nacht zu sagen und zu danken. Er hielt ihre Hand einen Augenblick fest. Wie es damals Maia geschienen, so schien es jetzt ihr, als träte, während er zu ihr aufschaute, ein zweites Antlitz hinter dem ersten vor — ein müderes, noch kränkeres, von zehrenden Zweifeln zerrissenes. Sie mußte sich zusammennehmen, um nicht bei ihm niederzugleiten, ihm schluchzend alles zu bekennen, ihn um Verzeihung zu bitten. Überhastig eilte sie aus der Stube. —

Als sie am nächsten Morgen zum Frühstück ins Speisezimmer trat, fand sie den Obersten schon dort. Er sah übernächtig aus. Die senkrechte Furche durchschnitt seine Stirn düster und drohend wie lange nicht. Er stand am Tisch, und seine Hand verdeckte mit schwerem Griff einen Gegenstand, den Edith nicht erkennen konnte.

Sie blieb mit stockendem Atem stehen.

»Ich habe da eine Postsendung an dich,« stieß er rauh und wie nach Worten ringend hervor. Dabei hob er die Hand. Mit Entsetzen sah Edith an der Aufschrift, daß Frau Gisberte die Senderin war. Der Oberst war nach einer schlechten Nacht früh aufgestanden, ruhelos im Hause umhergegangen und unglücklicherweise dazugekommen, wie Agnes den Boten der Paketpost abfertigte. Nur auf den Briefboten hatte Ediths vorsichtiges Aufpassen sich erstreckt. Das verräterische verschnürte und versiegelte Paket zitterte leise zwischen den Fingern des Obersten, während er es hin und her wendete, als sträubte er sich, an die Wirklichkeit dessen zu glauben, was er mit Händen griff.

Auch Ediths Augen klammerten sich ungläubig an die gefährliche Sendung. Sie tappte nach der Lehne des nächsten Stuhls.

»Ich bin genötigt,« fuhr er schleppend fort, »mir über den Inhalt mein eignes Urteil zu bilden.« Ohne eine Antwort abzuwarten, griff er nach dem Messer vor seiner Tasse und schnitt die Umschnürung auf.

Vor Edith drehte sich das Zimmer im Kreise. Sie sank auf den Stuhl, den sie hielt. Als sie wieder aufblickte, lag eine niedliche Geldtasche vor dem Oberst. Goldstücke quollen daraus hervor. Den verknitterten Briefbogen, der sie umschlossen hatte, hielt er in der Faust — weitab von den Augen. Sein Mund war wie im Krampf aufgeworfen, während er las und wieder las. Frau Gisberte hatte es sich reizend ausgedacht: sie schickte ihrem Liebling für die Osterreise nach Wiesbaden und sonstige kleine Bedürfnisse ein bißchen Taschengeld und sprach mit flüchtigen Worten ihre Freude über das bevorstehende längere Wiedersehen noch vor Ende der Woche aus.

Was weiter geschah, erlebte Edith nur, als ereigne es sich in der Ferne, in schwankendem Nebel. Sie hörte ein Ächzen, ein wundes Aufstöhnen, zornvoll und schmerzwild, das aus der Brust des Obersten hervorbrechen mußte. Er verdeckte sein Gesicht mit der einen Hand, während die andre den Brief Frau Gisbertes zerknüllte. Seine Gestalt suchte sich vergeblich wie gegen eine niederschmetternde Last zu stemmen, zu straffen — und wankte. Edith wollte rufen, ihm zu Hilfe springen. Sie war gelähmt, war wie angeschmiedet. Endlich hörte sie



J. Pradilla: Zum römischen Rennen

Zu dem Aufsatz »Spanische Malerei der Gegenwart« von August L. Mayer

Aus dem Besitz des Herrn Paul Frühauf in München

seine Stimme, auch nur wie aus weiter Ferne: »Es versteht sich, daß ich dir nichts in den Weg lege.« Und dann nach einer Pause oder doch nach einer vermeintlichen Pause: »Von heute an sind alle deine Schritte mir völlig gleichgültig. Du hast dich entschieden. Wirst das Weitere entscheiden.« Es klang auf wie Stahl und barst mitten in den Worten entzwei wie Stahl. Sie hätte aufschreien, ihn aufhalten, ihm zu Füßen stürzen mögen, aber sie hatte es gestern abend nicht gekonnt und konnte es heute noch weniger. Sie blieb sitzen, wie sie saß. Sie hörte nur noch, wie er sich dumpfen Schrittes nach seinem Zimmer hin entfernte, wie die Tür hinter ihm zufiel.

Dann fand sie sich in ihrem Turmzimmer droben wieder. Wie sie dahingekommen war, wußte sie nur dunkel. Agnes saß bei ihr, machte sich um sie zu schaffen. Sie schluchzte herzbrechend an der Brust der Alten, die, als sie sich aus Ediths Andeutungen das Vorgefallene deuten konnte, fast so fassungslos war wie ihr »Fräuleinche« selber und aus dem Murmeln und Kopfschütteln gar nicht wieder herauskommen wollte: »Oh, das hätten Sie ihm nicht tun dürfen! Das — wenn ich gewußt hätte!« wiederholte sie einmal ums andre. »Wenn Sie miterlebt hätten, was ich —! Er verdient's nicht um Ihnen! Oh, das hätten Sie ihm nicht tun dürfen!« Sie sprach nie über das, was sie »miterlebt« hatte, auch heute nicht, und ebensowenig kam je Frau Gisbertes Name über ihre Lippen. Aber so viel sie dem Obersten im Kleinen Widerpart hielt — in diesem Punkt stand sie felsenfest auf seiner Seite und war unglücklich über Ediths heimlichen Abfall, klagte sich an, daß ihre blöden Augen nicht rechtzeitig ihr hatten auf die Schliche kommen können.

Im Nebel, wie dieser böse Morgen, zogen auch die Tage, die nun folgten, an Edith vorüber. Nur da und dort ragten die Ereignisse in festeren Umrissen auf, drängten und stießen sich und sanken in die Vergangenheit.

Zwei-, dreimal versuchte sie zu ihrem Vater zu gelangen. Sie war nicht klar, nicht mehr vorurteilslos genug, war zu weich gegen sich, um auch nur annähernd zu ermessen, was sie ihm angetan hatte. Sie war nur von Mitleid erschüttert durch das, was geschehen war, von Furcht gepeinigt von dem, was nun werden sollte, und wollte ihm erklären, wie alles kam, ihn um Verständnis und Nachsicht und Vergebung bitten. Aber sie fand verschlossene Türen. Auch Agnes scheiterte an seinem unbeugsamen Willen: er wollte Edith nicht sehen. Zwischen ihm und ihr war jeder Verkehr abgebrochen. Die Mahlzeiten, die notwendigsten nur, nahm er auf seinem Zimmer, ließ sich außer seinen vier Wänden überhaupt nicht blicken, und dorthin drang nur Agnes vor. Stundenlang hallten nur seine Schritte durch das stille Haus.

Auch Edith lebte fast nur noch in ihrer Turmstube. Irmgard hatte sie durch Agnes verständigen lassen: aus dem Geplanten könne nichts werden. Gründe gab sie keine an. Zu einer Nachricht an Alex, an Frau Gisberte konnte sie sich nicht aufschwingen. An die Stelle des Mitleids mit ihrem Vater trat, als er ihr jeden Zutritt weigerte, nur zu rasch ihr Mitleid mit sich selbst. Gewiß — sie hatte hinter seinem Rücken mit der Mutter sich gefunden, hatte ihm mit diesem Osterausflug nicht wahrheitsgemäß berichtet. Aber hatte nicht die Angst vor seiner argwöhnischen Strenge sie auf solche Wege gedrängt? Sprach nicht die unnatürliche Härte, die er sie jetzt fühlen ließ, sie frei oder entschuldigte sie doch? Diese für ihre Begriffe maßlose Härte entfremdete ihn ihr vollends. Sie meinte ihn deutlicher zu sehen, und sah ihn doch nur verzerrt, mit all den Fehlern, die ihr sein Bild schon in den letzten Wochen mehr und mehr getrübt hatten. Nicht erfahren, nicht reif genug, um die Grausamkeit seines Geschicks zu fassen, ihr Leid gegen sein großes, das den Sinn eines ganzen Daseins zerstörte, abzuwägen, hüllte sie sich, wenn das Bedauern mit sich ihr die Zeit dazu ließ, in einen trotzigen, fast kindischen Groll.

Mitten hinein in das Dämmerleben, in dem ihr die Karwoche hinging, fiel mit der Ironie des Zufalls ein Schreiben von Arnold Bunge. Auf vier engbeschriebenen Seiten gestand er ihr seine Neigung — weitschweifig, beinah wissenschaftlich, und zum Schluß mit himmelstürmendem Schwung, über alle Bedenklichkeiten weg. Sie las die Sätze nur so obenhin, ohne rechten Zusammenhang. Auch die Erinnerung an Maias Warnung durchzuckte sie einmal un-

angenehm. Dann legte sie den Brief achtlos beiseite. Es war denn doch zuviel, auch darüber noch zu grübeln. —

Die Geschehnisse überstürzten sich. Am Osterfest berichtete Agnes von einer tiefen Ohnmacht, in der sie ihren Herrn in seinem Sessel am Kamin gefunden hatte. Der Arzt wurde gerufen. Das alte schleichende Leiden, das den Obersten schon gezwungen hatte, seinen Abschied vom Militär zu nehmen, trat mit äußerster Heftigkeit auf. Es sollte operativ eingegriffen werden, aber der Zustand des Kranken verschlimmerte sich so schnell, daß nicht daran zu denken war. Nur der Arzt und Agnes durften um ihn sein. Schon am Dienstag nach Ostern wurde er besinnungslos und phantasierte. Die jüngsten Ereignisse schienen dabei wie ausgelöscht: nur die strategischen und politischen Studien, in die er sich so gern flüchtend eingesponnen hatte, arbeiteten in seinem fiebernden Hirn. Sein fernster, längst begrabener Traum, die Kenntnisse, die er gesammelt, noch praktisch zu verwerten, wurde wieder lebendig: draußen auf der Ebene, die er, im Norden geboren, so liebte, kommandierte er, schlug Schlachten, führte den Krieg der Zukunft, den er nur mit wachsamer Vaterlandsliebe vorherverkündigen, aber nicht erleben sollte. Einmal nur wagte Edith sich bis an die Schwelle seines Krankenzimmers, aber sie floh wieder davon, als sie ihn so wirr und laut reden hörte ...

Der Arzt, ein junger, zuvorkommender Mann, suchte sie in ihrer Turmstube auf. Schonend bereitete er sie vor, sich auf das Ende gefaßt zu machen. Sie nahm es ohne volles Begreifen auf.

Es wurde an Alex gedrahtet.

Er kam — aber der Oberst hatte schon eine Stunde vorher ausgestritten und ausgelitten.

Ganz anders war das Wiedersehen, als es sich die Geschwister in ihren Plänen für die heimliche Reise zu Frau Gisberte ausgedacht hatten. Mit dem Bruder betrat Edith das Sterbegemach zum ersten und einzigen Male. Das Haupt weit im Pfühl zurückgeworfen, die hohe Stirn durchgraben von ihrer Falte, die Hände fest ineinandergeschlossen, lag der Oberst da. Die Augen hatte Agnes ihm zugedrückt. Edith sah nur das Abweisende, Unerbittliche in diesem steinernen, stummen Antlitz. Das namenlose Weh, das um den Mund seine Spuren wies, wo der dunkle Schnauzbart ihn nicht verdeckte, verstand sie nicht darin zu lesen. Oder ahnte sie doch etwas davon? Einen Augenblick durchfuhr es sie wie eine Anklage. Gleich wieder schlang das Gefühl der Fremdheit, der starren Abweisung diese Regung hinab. Und doch sprachen diese Züge für den, der sehen konnte, so beredt: einen letzten allzu grimmigen Ansturm der Verzweiflung, die sich in ihrer Liebe für immer bestohlen und beraubt sah, hatte die herrische, wehrhafte Seele wehrlos gemacht und mit dem zermorschten Körper darniedergebrochen.

»Er sieht doch sehr krank aus,« flüsterte Alex. »Er war es noch mehr, als wir wußten. Das erklärt so manches.« Der Leutnant tröstete sich auf Kosten des Verstorbenen, und auch Edith, die er fortführte — fort aus der atembeklemmenden Nähe des Todes. —

Die Vorbereitungen für das Begräbnis, eine Menge von Geschäften, von Beratungen über die Zukunft erfüllten die nächsten Tage. Ediths halbwache Fahrt im Nebel ging weiter. Maia und Irmgard kamen zu ihr, ganz bestürzt, voll Teilnahme. Zumal Maia war so herzlich, als wäre das bißchen Entfremdung in den letzten Wochen nie gewesen, und sprach so tapfer Trost zu. Ihre Worte drangen gleichwohl Edith nicht bis an die Seele. Sie fuhr mit auf den Friedhof. Schwarze Menschen standen ringsumher, auch Direktor Hüttemann unter ihnen, als verstünde es sich von selbst so. Eine kurze Trauerrede. Unzählige wohlgemeinte Händedrücke ...

Wieder daheim, ging es ans Packen. Die Auflösung des Haushalts, der Verkauf des Hauses mußten einstweilen auf später verschoben werden. Alex und Edith machten einen gemeinsamen offiziellen Abschiedsbesuch nur bei Hüttemanns. Um Edith lebte noch einmal, wenn auch nur unklar und flüchtig, das gastliche kleine Haus auf mit seiner behaglichen Wärme, seiner biederen, vielleicht beschränkten, aber anheimelnden Familienhaftigkeit: Hüttemann, der Vater, mußte sich wiederholt die Brille putzen und räusperte sich mehr als er sprach. Die gute runde asthmatische Hausfrau ließ ihren Tränen aufrichtig den Lauf. Nick und Nack



machten auffallend tadellose Diener und schossen davon. Steif ging es nur zwischen Irmgard und dem Leutnant her. Dafür trafen sich die zwei noch einmal »zufällig« außer dem Hause.

Auch Maia wollte ihre Dith noch einmal allein haben. Am Tag vor der Abreise bummelten beide zum letztenmal durch die Stadt und, wie vor den Weihnachtstagen, aus dem Klingentor hinaus und die Alexandersteige hinan.

Über der Ebene stand noch die Sonne, ihre Lichter spielten über die Stadt, das gute dumme alte Nest mit der Langen Aue, dem spitzen, durchbrochenen Turm von St. Egidien; über ein Meer von weißen und rosaroten Blüten, die das Tal umschimmerten; über die vertrauten Berge. Viel, viel hatte Maia für Edith noch auf dem Herzen, aber nur das Wenigste davon wollte ihr über die Lippen. Und doch fühlte keiner wie sie, nicht nur den Verlust Ediths, sondern auch die Sorge um sie. So ganz anders als sie für die Freundin es gewünscht und erhofft hatte, war vom Schicksal entschieden worden. Ihre Dith, die so zerstreut, bald gerührt, bald lächelnd, nur noch halb in der Gegenwart und halb schon in der Zukunft, neben ihr her wandelte, im Strom der jähen Ereignisse schwamm sie fort. Würde sie je etwas andres können, als so mitschwimmen? Als fliegen, haften, weiterfliegen, wie und wohin der Wind wollte? Würde sie begreifen, wie sie, Maia, es begriff, daß das beste Teil ihres Wesens doch und dennoch mit dem eins war, der unter der Erde von seiner Enttäuschung und Erbitterung ausruhte? Wenn sie zu ihm sich nicht zurückbesann — — Nein, Maia brachte es nicht über sich, ihr das so zu sagen, wie sie es empfand ...

Der Abschied von Agnes war das Letzte. Die Alte war traurig und in sich gekehrt. Sie konnte sich nicht dareinfinden, daß es so gekommen war. Nicht bei Edith sah sie eine Schuld; dazu hatte sie ihr »Fräuleinche« zu lieb. Sie haderte mit dem Schicksal, das ihr immer und immer vorkommen wollte, als hätte es Verrat geübt an ihrem toten Herrn. Für die paar Jahre, die ihr noch blieben, wollte sie zu ihrer Schwester aufs Land ziehen, ihr Erspartes und ein Legat, das der Oberst ihr ausgesetzt hatte, in der Stille verzehren. Eine Einladung zum gelegentlichen Besuch wollte sie nicht annehmen. »Aber wenn Sie sich einmal einen besseren Unterstand nicht wissen,« meinte sie zu Edith, als man vor dem eisernen Tor unten in der Mauer sich trennen mußte, »bei mir sind Sie und der Herr Leutnant Alex halt immer willkommen.« — —

Durch den hellen Aprilmorgen führte der Zug die Geschwister nach Wiesbaden, kaum zehn Tage später, als die heimliche, mißglückte Fahrt dorthin hatte vor sich gehen sollen. Die Stadt mit ihren Erinnerungen, die Vergangenheit — Menschen und Begebnisse, Lebendiges und Totes —, es versank wie Abgetanes, Überwundenes hinter ihnen in wogendem Frühlingsmorgendunst. Vor ihnen war nur Sonne. War Frau Gisberte, die ihre Kinder erwartete, im Gefühl eines fast zu leicht gewordenen Triumphs. Erst in ihren Armen glaubte Edith sich geborgen, meinte sie wieder aufzuwachen.

Die hohen Rüstern, die am Lützowufer das wohleingebettete Wasser der Spree säumen, spielten schon beträchtlich in braunen und gelben Farben, als Frau Konsul von Martiz in ihre dort gelegene Berliner Wohnung zurückkehrte. Über das Frühjahr und den ganzen Sommer war sie mit Edith gereist. Von Wiesbaden waren Mutter und Tochter, zu denen sich bald auch Hendrik Jöns gesellte, an den Genfer See gefahren. Als es da zu sommerlich wurde, ging es, mit Zwischenaufenthalten im Berner Oberland und am Rhein, an die Nordsee, nach Ostende und Blankenberghe. In Brüssel, wo Frau Gisberte, wie fast allerorten, Bekannte und Freunde hatte, wurde auf der Rückreise noch verweilt. Dann erst in Berlin das Winterquartier bezogen.

Eine Flut von Eindrücken war auf Edith eingedrungen. Das Hochgebirge und das Meer, buntes Weltgewimmel, Kunstsammlungen — sie wußte vor Schauen und Bewundern nicht wohin mit ihren lechzenden Augen. Immer dürftiger, immer schattenhafter und ferner lag ihr bisheriges Sein hinter ihr. Sie schwamm in Wonne. Im Übermaß des Glücks, im Unvermögen, all das Neue allein aufzunehmen und zu verarbeiten, schmiegte sie sich an die Mutter, die so leicht und mühelos von einem Genuß zum nächsten hinüberglitt, das Nippen im



Vorbeiflattern so meisterlich selbstverständlich übte. Das naive Erstaunen, die zärtliche Hingabe des jungen Mädchens war für Frau Gisberte der Reiz im Reiz. Dieses spätgewonnene Seelchen zu beherrschen, jede Nachwirkung früherer Einflüsse daraus zu verdrängen und nur sich in Überlebensgröße darin gespiegelt zu sehen: es war ein immer neues, immer feineres Auskosten auch der Genugtuung, die sie sich »ihm« gegenüber verschafft hatte. Und in der Tat, so viel Edith zu bewundern hatte, die Bewunderung für ihre Mama war unstreitig die größte, nachhaltigste, die keine Einschränkung zu dulden, ja noch immer wachsen zu können schien.

Und nun kam Berlin. Was Edith gegenüber der Riesenstadt in den ersten Wochen empfand, war fast ein Rückschlag. Noch hatte sie die zahllosen Eindrücke der langen Reise nicht bewältigt, und schon tat sich ein neuer, unermeßlicher Abgrund an Zerstreuungen, Vergnügungen, gesellschaftlichen Verbindlichkeiten vor ihr auf. Frau Gisberte plätscherte mit unverminderter Kraft, ja noch belebter, in dem vertrauten Strudel. Edith dagegen fühlte sich fürs erste noch am wohlsten, wenn sie sich aus dem Fluten und Ebben der Großstadt für ein Stündchen auf ihr Zimmer flüchten konnte.

Es war ein Schmuckkästchen von einem Zimmer, das die mütterliche Zauberkunst ihr eingerichtet hatte. Licht und gefällig und wohlig war alles: die zartgemusterten hellen Tapeten, die Bilder, die duftigen Vorhänge, die leichtgebauten Möbel, weiß gestrichen und mit buntblumigen Stoffen bespannt — gar nicht zu reden von der hübschen Schlafstube daneben mit ihrem eignen Badegelaß. Am liebsten saß Edith auf dem erhöhten bequemen Sitz am Fenster — neben und hinter sich das kleine Reich, das ihr gehörte; unter sich, in der Tiefe die herbstlichen Baumkronen und zwischen ihnen die leise ziehenden, bald matten und dunklen, bald, besonders an sonnigen Abenden, aufblinkenden Wasser des Kanals. Jenseits begrenzten die hohen Häuser, die sie am Anfang bedrückten, den schmalen Himmel. Vom Ufer herauf, von der Brücke herüber drang nur gedämpft das Tuten und Rattern der Wagen. Die betäubende Macht der Stadt kündigte sich gerade nur achtunggebietend an, so daß man sich am Rand des Ungrundes ein wenig gruseln und zugleich in seinem Armsessel um so geborgener fühlen konnte.

Nach dem Essen, das, wenn überhaupt im Hause, gegen drei Uhr eingenommen wurde, hatte Edith sich hierher zurückgezogen, während Frau Gisberte, wie gewöhnlich um diese Zeit, in ihrem Zimmer sich mit einem Buch auf den Diwan streckte. Ohne es zu merken, war Edith eingeschlummert. Als sie die Augen aufschlug, war der Himmel schon sanft gerötet, und der Widerschein lag drunten auf dem Spreewasser. Sie war im Traum in der Panoramastraße gewesen, und nun mußte sie sich erst durch einen Umblick vergewissern, daß sie nicht in ihrem Turm saß. Sie beeilte sich, von der geträumten Umgebung loszukommen. Es wurde ihr nicht schwer. Nur einen Possen spielte ihr der Traum: er erinnerte sie an einen Brief von Maia Hüttemann, den sie am Morgen erhalten und auf gelegenere Zeit in die Mappe auf dem Schreibtisch geschoben hatte. Rasch und obenhin begann sie zu lesen; nur allmählich steigerte sich ihre Aufmerksamkeit:

Meine liebe, schweigsame Dith!

Du hast mich die letzten Monate schlecht behandelt, aber ich mache Dir keine Vorwürfe. Schon als Du im April fortreistest, mußte ich mir sagen, daß das Leben, dem Du entgegenfuhrst, Dich mit vielen neuen Eindrücken bestürmen würde, die Dir zum Nachrichtgeben weder Zeit noch Stimmung übriglassen möchten. Ich bin vorläufig zufrieden, wenn Du mich, zumal jetzt in Berlin, nicht ganz vergißt. Von mir will ich heute nicht schreiben, sondern Dir gleich verraten, daß ich in einer diplomatischen Sendung zu Dir komme. Maia und diplomatisch — wie reimt sich das zusammen! wirst Du denken. Ich will mich denn auch so undiplomatisch wie möglich benehmen und lieber in altbewährter Weise sofort auf die Sache losgehen. Es handelt sich um Doktor Bunge. Er und ich sind, wie Du weißt, leiblich gute Kameraden, und so kam es neulich, daß er mich, nachdem ich ihn schon öfter ohne Erfolg wegen seines unerklärlich gedrückten und dann wieder nervös überreizten Wesens zur Rede gestellt hatte, zur Mitwisserin seiner Sorgen machte. Ich weiß jetzt, daß er kurz vor dem Tode Deines



Valentin de Zubiaurre: Der Bürgermeister von Torrecaballeros

Zu dem Aufsatz »Spanische Malerei der Gegenwart« von August L. Mayer

Vaters Dir in einem Briefe seine Neigung förmlich gestanden hat, ohne von Dir je eine Antwort erhalten zu haben. Hat dieser Brief Dich nicht erreicht, liebe Dith? Die Zeit war für Dich damals nicht danach, daß das, was er Dir anvertraute, Dich hätte in der rechten Stimmung treffen können. Er wußte nicht, was um Dich her vorging, und verwünschte nachher sein unverschuldetes Ungeschick. Aus Gründen, die Du begreifst, findet er nicht den Mut, das dort Ausgesprochene zu wiederholen. Was für Gesinnungen Du nun auch für Bunge hegst — Du kannst Dir sicherlich vorstellen, wie widerspruchsvolle Empfindungen das Ausbleiben einer Antwort auf ein solches Geständnis hervorrufen muß, und zumal bei einem so lebhaften, aber auch so empfindlichen Mann wie Bunge. Ich kann nicht glauben, daß der Brief verlorengegangen ist. Eher vermute ich, daß Du ihn damals nicht erwidern wolltest und konntest. Nach meiner Meinung — und ich denke, es ist im Grund auch die Deine — solltest Du es doch dabei nicht lassen. Auf günstigen Bescheid hofft Bunge wohl selbst nicht mehr. Aber ein klares, offenes Wort von Dir würde eine Wohltat für ihn sein. Meine Bitte, die natürlich nicht in seinem Auftrag erfolgt, geht deshalb dahin, Du möchtest ihm dieses Wort zukommen lassen — in Deinem eignen Interesse, und weil Ernst immer Ernst verdient. Kannst Du dich dazu nicht entschließen, so laß mich's wissen; ich bringe ihm dann, so schonend ich kann, bei, daß Du es für richtig hieltest, keine Antwort auch eine sein zu lassen.

Meine Eltern, Irmgard und die Buben tragen mir viele Grüße für dich auf. Ich bin in Gedanken viel öfter bei Dir, als Du ahnst. Wenn ich doch bei Dir einschauen, mit Dir plaudern dürfte! Dein Bruder Alex ist, wie ich annehme, jetzt auch in Berlin. Grüße auch ihn, aber, wie mir ein gewisser Jemand ausdrücklich aufträgt, nur von mir.

In alter Freundschaft und Liebe
Deine Maia.

P. S. Seit Du weg bist, habe ich es noch nicht ein einziges Mal über mich gebracht, die Straße hinauf bis zu Eurem Haus zu gehen. Ich denke mir, es müßte gar zu traurig am Berg stehen.

Es war Edith unfroh und zwiespältig zumute, als sie diese Zeilen ausgelesen hatte und sie auf ihren Schoß sinken ließ. Sie meinte, Maia vor sich zu haben, ihre gutgemeinten, eindringlichen Reden zu hören. Einen Augenblick hatte es sie sogar fast wie Sehnsucht nach ihrer schlichten, herzlichen Ehrlichkeit beschleichen wollen. Aber die Gegenwart und die unliebsame Erinnerung an eine Nachlässigkeit, wo nicht gar an Schlimmeres, was ihr zum Vorwurf gemacht wurde, stritt dagegen. Wie lag doch das Gewesene so unansehnlich und unwichtig hinter ihr, unter ihr! Wie bieder war das alles und, soweit es Doktor Bunge, den »schönen Arnold«, anging, wie lächerlich! Geradezu grotesk kam ihr der gute Mensch vor, wenn sie ihn sich neben ihre jetzige Umgebung hielt; und sein Antrag war eine alberne Anmaßung.

Aus dem Musikzimmer nebenan mischten sich in ihr Nachdenken leise Töne, die ihr klangen, als wären sie auf der Suche nach ihr. Hendrik, der sich oft um die Teestunde einfand, spielte. Er phantasierte über ein Thema von Schumann, zart und einschmeichelnd. Vielleicht wären auch ohne dies Zusammentreffen Ediths Gedanken von Bunge zu ihm übergesprungen. Jöns war auf der Reise so viel um sie und die Mutter gewesen, kam auch jetzt so häufig und zu jeder beliebigen Zeit ins Haus; es drehte sich fast das meiste, was getan und gesprochen wurde, um ihn — es war nur verständlich, daß er sie auch, wenn sie allein war, mitunter beschäftigte. An den Menschen Hendrik Jöns hatte sie sich erst allmählich gewöhnen müssen und wurde noch in seiner Gesellschaft bisweilen von einem leisen Unbehagen angewandelt: er war ungleich in seinen Stimmungen, über die Maßen empfindlich, alles eher als bescheiden und hatte in seinem Umgang mit Frauen eine mittlere schwankende Note zwischen Schmiegsamkeit und Sicherheit, die Edith beunruhigte, ohne daß sie sich den Grund zu deuten wußte. Als Künstler nahm er nächst ihrer Mutter in ihrer Bewunderung die höchste Stelle ein. Frau Gisberte sorgte freilich von vornherein und täglich aufs neue dafür, seine Bedeutung ins beste Licht zu rücken. Aber sein wunderbares Klavierspiel, das Schöpferische, das er im fremden und mehr noch im eignen



Werk auswirkte, nahm sie auch sowieso gefangen. Auch jetzt wieder, als die Töne vom Flügel zu ihr herüberperlten. Dann empfand sie ihn als etwas so Großes, Ganzes, daß jede Kritik an seiner Persönlichkeit verstummte; daß sie scheu an ihm hinaufblickte und sich nicht genug wundern konnte, daß dieser selbe Hendrik sich mit ihr überhaupt abgab, ja, daß er ihr neben der Mutter, besonders neuerdings ab und zu, mit Aufmerksamkeit und Interesse begegnete.

»Kind, wo bleibst du nur?« Es war Frau Gisbertes Stimme, die Edith völlig unerwartet aus ihrer sinnenden, lauschenden Versunkenheit aufweckte. Lautlos war sie eingetreten und streckte den Kopf über Ediths Schulter. »Wir wollen Tee trinken!« Sie gewahrte den Brief auf Ediths Schoß. »Geheimnisse, was? Oder darf ich?« Ehe Edith sich irgendwie äußern konnte, hatte sie Maias Zeilen erhascht. »Du hast doch nichts dagegen? Ah — von deiner Freundin Maia!« Sie war unnachahmlich darin, um etwas zu bitten und sich gleichzeitig die Bitte bereits selbst zu erfüllen.

Edith war überrumpelt. Frau Gisberte las mit wachsender Neugier. Von Zeile zu Zeile traten Belustigung, Spott, ein drolliges Erschrecken in ihren Zügen deutlich hervor.

»Aber, Liebling, das ist ja scharmant! Das ist ja — — Man hat dir einen regelrechten Heiratsantrag gemacht, und davon weiß ich bis heute kein Sterbenswort!«

»Es liegt so weit zurück,« entschuldigte sich Edith. »Ich hatte es so gut wie vergessen und —«

»Was ist denn dieser vorzügliche Herr, für den deine Freundin sich so ins Zeug legt?«

»Mama, es lohnte sich wirklich nicht, davon zu reden. Dieser Bunge ist ein ehemaliger Lehrer von mir —«

»Was? Ein Schulmeister? Ein Oberlehrer? Auch das noch!« Frau Gisberte war außer sich vor Entzücken. »Denk dir, welche Aussichten! Wenn ich mir ausmale — — Und ich als Schwiegermutter eines — eines — verzeih, es ist zu komisch!« Sie lachte hell auf in einem feinen, prickelnden Diskant.

Edith, ob sie wollte oder nicht, mußte zum wenigsten lächeln. Ganz so lustig fand sie die Sache nicht, aber sie durfte sich auch keine Blöße geben, indem sie sich ernsthafter zeigte.

»Weißt du, Dith,« begann Frau Gisberte, selbst ernster, »ich will dir keine Illusionen rauben. Aber es war doch hohe Zeit, dich aus dieser, vorsichtig gesagt, kleinbürgerlichen Atmosphäre herauszunehmen. Deine Freundin Maia in Ehren! Sie steckt nur selber zu tief drin. Gewiß ein braves Mädel, ausnehmend tüchtig, aber ich — ich hätte sie dir nicht ausgewählt ...« Sie wiegte leise den Kopf. Ihr Gesicht drückte zur Genüge aus, wieviel sie unterdrückte. »Und was soll denn nun geschehen?« fragte sie, den Brief hochhaltend. »Was antworten wir? Sagen wir am Ende — ja? Überlegen wir uns den Fall reiflich, Dith, und —«

»Aber, Mama, da ist doch nichts zu überlegen! Du denkst doch nicht von mir —«

»Na, na ... Also — nein? Grausame Enttäuschung für mich! — Ein Vorschlag: ich schreibe an den guten Mann.«

»Bitte, nicht!«

»Oder — ich schicke eine Zeile an Fräulein Maia. Du sollst damit nichts mehr zu tun haben. Wie kann man dich überhaupt mit solchen Dingen behelligen, Liebling! Du hast doch keine Ahnung von so was, wie?« Während sie schon die Schirmlampe auf Ediths Schreibtisch andrehte, sah sie hinter sich und kniff die Augen ein.

»Wie boshaft du bist!« Edith errötete nun erst recht über und über, als wäre sie nicht schon verwirrt genug gewesen.

»Also gut. Ich schreibe. Sofort. Du sollst gleich sehen, ob ich das Rechte treffe.« Frau Gisberte hatte ihren Bogen vor sich; bereits knirschte die Feder flink über das Papier. Und Edith hatte sich noch nicht halbwegs in ihren Gedanken mit dieser Lösung der Dinge befreundet, als sie ihr die Antwort, die sie hingeworfen hatte, zureichte. »Da! Einverstanden?«

Edith las:

Liebes Fräulein Maia!

Meine kleine Dith bittet mich, Ihnen zu sagen, daß sie wirklich auf die von Ihnen erneuerte Anfrage des betreffenden, sehr wohlmeinenden Herrn Lehrers nichts zu erwidern weiß. Das gute Kind denkt an nichts weniger als daran, voreilig über ihr



Herz zu verfügen. Tun Sie mir und ihr den Gefallen, nichts wieder davon zu erwähnen. Besuchen Sie uns doch mal. Sie werden selbst sehen, wie recht ich habe. Dith schreibt ein andermal.

Ihre Freundin
Gisberte von Martiz.

»Einverstanden?« wiederholte Frau Gisberte, die Edith beim Lesen verstohlen beobachtete.

So bereit Edith war, alles, was ihre vergötterte Mama tat und ließ, gutzuheißen, zögerte sie doch mit ihrer Zustimmung. Sie konnte sich nicht verbergen, daß dieser Ton in seinem Gemisch von Spott, Herablassung, Vertraulichkeit für Maia, auch wenn sie ihr zürnte, nicht der rechte war. Er mußte kränkend sein, war mißverständlich, zeigte sie selber in einem zu unfreien Licht.

Frau Gisberte ließ sie mit ihren Bedenklichkeiten nicht zu einem Ergebnis kommen. »Also — Schluß! Es ist schon das beste so.« Sie machte den Brief fertig, überschrieb ihn.

Während sie noch dabei war, trat Hendrik ein. »Das ist doch stark!« meinte er, sich vorwurfsvoll umblickend. »Man spricht von Tee und läßt mich einfach sitzen!«

»Sie haben recht, Hendrik,« pflichtete ihm Frau Gisberte bei. »Aber Sie ahnen auch nicht, warum wir Sie so sitzenlassen. Raten Sie! Er soll raten, nicht wahr, Dith?« Sie hatte sich im Stuhl umgedreht, die Arme gekreuzt über die Lehne gelegt und zwinkerte schlau.

Edith, die, um Jöns zu begrüßen, ihm zwei Schritt entgegengegangen war, blieb, bestürzt über diesen Vorschlag einer neuen Indiskretion, stehen. »Lieber nicht, Mama! Ich möchte nicht, daß —«

»Was ist denn los?« fragte Hendrik ungeduldig.

»Ach was, Dith! Sei nicht zimperlich! — Sie erraten es nicht, Hendrik. Edith hat einen richtigen Heiratsantrag erhalten. Den ersten, was, Dith? — Was sagen Sie nun?« Sie weidete sich an den Gesichtern der beiden, an Hendriks schlecht verhehlter Verblüffung und Ediths Verlegenheit. »So was will doch ernstlich erwogen und durchgesprochen sein. Das sehen Sie doch ein!«

Die Wolke des Unmuts auf Jöns' Stirn verdichtete sich noch. Er rückte energisch den Kopf, so daß die dicken Haare über seinem Nacken flogen — eine Lieblingsbewegung von ihm —, und legte die Arme über die Brust. »Ich darf nicht beanspruchen, in so zarten Angelegenheiten mitzureden,« erklärte er mit stolzer Zurückhaltung, der die Empfindlichkeit anzuhören war.

»Mein Gott, Hendrik, was soll das nun wieder! Sie verstehen doch gar keinen Spaß. Es ist, wie ich sage: ein bestsituierter Oberlehrer, früherer Lehrer von Dith, bittet um ihre Hand.«

»Da gratuliere ich —«

»Sie brauchen ja gar nicht zu gratulieren. Für wie geschmacklos halten Sie uns denn? Er hat schon seinen Korb. Ich sehe Ihnen an, Sie glauben noch immer, wir mystifizierten Sie. — Edith, ich darf ihm doch den Brief von Fräulein Maia zeigen? Er ist zu köstlich!« Frau von Martiz war schon dabei, ihm Maias Schreiben hinzureichen.

Doch diesmal kam ihr Edith zuvor, raffte den Brief schnell an sich. »Bitte, bitte, nicht, Mama!« sagte sie fast heftig. Die Freundin, Bunge, die ganze dumme Sache noch mehr ins Lächerliche ziehen zu lassen, widerstrebte ihr denn doch zu sehr.

»Gib doch her, Liebling!« drängte Frau Gisberte. »Du wirst dich doch vor Hendrik nicht genieren!«

Edith ließ sich die Zeilen nicht entwinden. Und Jöns, als hätte er nur darauf gelauert, seine Empfindlichkeit voll zu entfalten, legte sich selbst für sie ins Mittel. »Sie sehen, Fräulein Edith wünscht mich nicht weiter ins Vertrauen zu ziehen. Ich bitte, sie nicht zu drängen.«

»Na — denn nicht!« beschied sich Frau Gisberte mit halb ärgerlichem Lachen. »Was seid ihr doch für zwei ausgemachte Kinder! Jawohl — auch Sie, Hendrik!« Sie zupfte den Künstler an seiner schwarzen Flatterschleife. »Trinken wir Tee! Man wird gar nicht wissen, wo wir bleiben. Vorwärts!« Zwischen Jöns und Edith stehend, nahm sie beide an der Schulter.

»Ich muß mich entschuldigen,« sagte Hendrik kurz und in plötzlicher Eile. »Meine Zeit ist um. Ich habe eine Verabredung.«

»Sie wollen fort? Mit einem Male? Jetzt machen Sie mich aber wirklich böse!«

Jöns verbeugte sich bedauernd, machte eine grüßende Handgebärde und schritt,



Würde in jedem Zoll des untersetzten Körpers, nach der Tür zum Flur.

»Da haben wir's!« rief Frau Gisberte schmollend, während er verschwand. »Da hast du was Schönes angerichtet, Dith!«

»Aber er kann doch unmöglich gekränkt sein!« beteuerte Edith unglücklich. »Bloß weil ich ... Ich konnte doch nicht anders!«

»Künstler sind nun einmal feinfühlig, Kind! Wie sollten sie sonst Künstler sein! Du wirst das noch lernen müssen. Wohin denn?«

»Ich will ihn aufhalten. Er muß doch verstehen —«

Frau Gisberte hielt sie am Arm fest und sah sie unendlich spitzbübisch an. »Anfängerin, kleine! Nachlaufen — einem Mann, der mit aller Gewalt der Beleidigte sein will? Niemals! — Merkst du denn nicht, daß das nur schmeichelhaft für dich sein kann? Närrchen!« Sie stieß mit dem Finger an Ediths Stirn ... »Und nun nehmen wir den Tee einfach bei dir. Wir werden uns allein auch unterhalten.« Sie drückte auf die Klingel. »Wir werden uns Hendrik schon wieder versöhnen. Ich habe so allerhand vor, was ihm Freude macht, und du wirst mir dabei helfen.«

Gemütlich setzten sie sich auf dem kleinen bunten Sofachen nah zusammen. Meo erschien, der schwarze Diener — ein Prunkstück Frau Gisbertes, in seinem lilafarbenen Frack und Kniehosen, mit dem breiten fletschenden Staatsgebiß und dem krauswolligen Haar —, und wurde befohlen, den Tee aufzutragen. Das Gespräch drehte sich naturgemäß nur um Hendrik. Frau Gisberte erzählte seine Geschichte, die sie sich noch immer aufgespart hatte; allerhand rührende Zutaten und poetischer Schmuck hatten sich so im Lauf der Zeit über diesen an sich dürftigen Gegenstand bei ihr festgesetzt. Er war der Sohn eines aus Riga stammenden Kaffeehaus-Kapellmeisters und einer holländischen Handwerkertochter, die sich in Schweden kennengelernt, geheiratet hatten und dann, unter unglücklichen Umständen, wenig zueinander passend, durch die halbe Welt irrfahrteten. Frau Gisberte hatte ihn in einer Kurkapelle an der Nordsee entdeckt. Das heißt, nicht eigentlich sie, sondern ein Freund, ein reicher Amerikaner, der ihn dann auch drüben vollends ausbilden ließ, aber vor anderthalb oder zwei Jahren gestorben war. Jöns war eines Tags in Berlin wieder aufgetaucht, hatte sie aufgesucht — ziemlich abgebrannt, aber voller Pläne, entschlossen, sich durchzusetzen, es koste, was es wolle. Von da an hatte sie sich des talentvollen jungen Mannes angenommen. Sie fühlte sich verpflichtet, ihm die Stellung zu machen, die seinem Genie angemessen war. Erfüllt von dem Glauben an sein großes Können, sprach sie auch jetzt wieder in den höchsten Tönen davon und von seiner glänzenden Zukunft, an der sie arbeitete.

Edith hörte gläubig und teilnahmsvoll zu. Sie meinte ihm dies heute mehr denn je schuldig zu sein. Die Andeutung Frau Gisbertes, daß Jöns nur darum sich so seltsam benommen habe, weil er sich für sie ernstlicher, als sie bisher je gedacht, interessiere, ließ sie dabei nicht los. Sie überlegte sein früheres Verhalten, hielt das heutige damit zusammen, sträubte sich gleichwohl, Schlüsse für sich daraus zu ziehen, und war doch geschmeichelt. Und Frau Gisberte, als erriete sie, was in Ediths Kopf vorging, war nur noch unerschöpflicher in ihrem Erzählen.

Dann mußte man doch jäh abbrechen. Es war Zeit, höchste Zeit, Abendtoilette zu machen. Sie wollten ins Königliche Opernhaus. Erst auf der Fahrt dorthin kam Frau von Martiz dazu, auseinanderzusetzen, was sie vorhatte, um Hendrik eine Freude zu machen, und wobei Edith helfen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Regen

Der Regen fiel. Schon sank der Tag.
Wir marschierten bei rasselndem Trommelschlag.

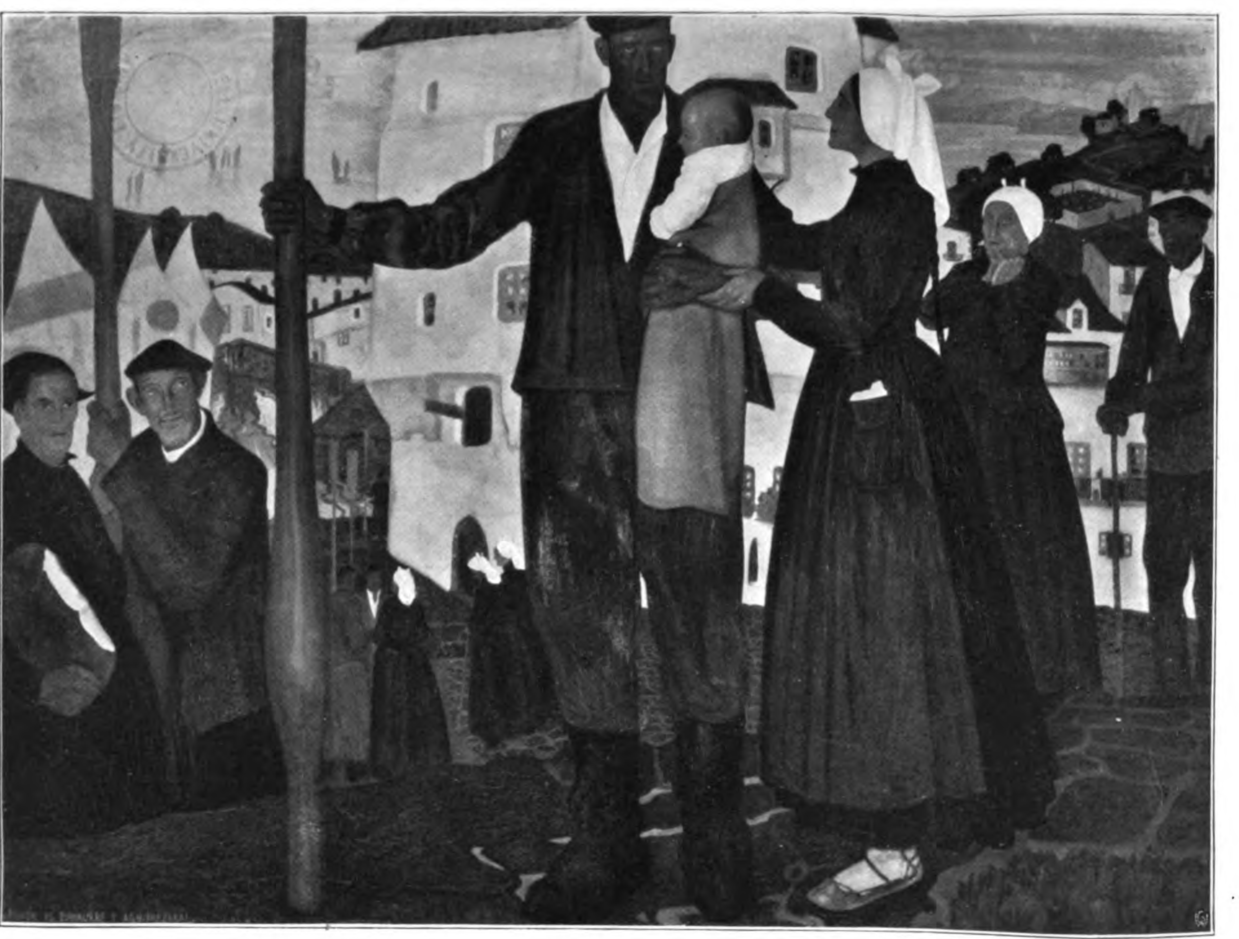
Die trockenen Felder atmeten Duft,
Der Brodem der Erde zog durch die Luft.

Wir schritten schweigend hinaus in die Nacht.
Wir haben alle dasselbe gedacht:

Wieviel Gräber dem Regen wohl offen sind,
Wieviel Toten er über das Antlitz rinnt.

Karl Adolf Mayer





Aufn. F. Bruckmann A.-G., München

Ramón de Zubiaurre: Der erste Sohn

Zu dem Aufsatz »Spanische Malerei der Gegenwart« von August L. Mayer



Parlado de Aquino: Geständnis

Spanische Malerei der Gegenwart

Von Dr. August L. Mayer (München)



Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß die spanische Malerei des neunzehnten Jahrhunderts nach Goyas Tod einen engen und wirklich innerlichen Anschluß an die Kunst der früheren Meister sehr vermissen läßt, während die übrige europäische Kunst, vor allem die klassische Malerei Frankreichs, in den großen spanischen Malern des siebzehnten Jahrhunderts, in erster Linie in Velazquez, ihre idealen Lehrmeister gesehen hat. Durch den Massenexport spanischer Kunstwerke seit dem Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts und infolge der besseren Reiseverhältnisse in Spanien hat man allmählich in Europa einen ganz neuen, viel klareren und besseren Begriff von der spanischen Malerei gewonnen. Es ist nun der interessante Fall zu beobachten, daß die spanischen Maler der jüngsten Zeit erst über diese Schätzung der älteren Kunst ihres Heimatlandes wieder einen Anschluß an die große national-spanische Kunst der vergangenen Jahrhunderte gefunden haben.



Garnelo y Alda: Meine Mutter

Die Künstler, die berufen gewesen wären, Goyas Erbe anzutreten, besaßen samt und sonders kein Verständnis für die großzügige, wahrhaft impressionistische und monumentale Kunst des großen Aragonesen. Auch Spanien hatte eben seine Biedermeierzeit, als deren Hauptvertreter unter den Malern man Alenza, Vicente Lopez und die Familie Madrazo betrachten darf. Die zahlreichen Bildnisse dieser Künstler sind bei aller Liebenswürdigkeit oft von einer unangenehmen Glätte und Süßlichkeit; das Beste haben sie in ihren Skizzen und Zeichnungen gegeben.

Das romantische Element wird vor allem





José Villegas: Spanische Zigeuner

durch den höchst fruchtbaren Villaamil, seinen Schwager Eugenio Lucas den Älteren und Rosales vertreten. Der bekannteste in diesem Trio ist Lucas, weniger wegen seiner oft wirklich sehr reizvollen phantastisch-romantischen Landschaften, die er als Ölgemälde sowohl wie einfach in Deckfarbenmalerei ausführte, als wegen seiner äußerlichen Nachahmungen Goyascher Schöpfungen: Prozessionen, Stiergefechte usw., und seiner Geschichtsbilder, die Zusammenstoppelungen aus bekannten Gemälden von Velazquez und Carreño sind.

Zwischen dieser Gruppe nun und jener der Geschichtsmaler, von denen gleich die Rede sein wird, steht der einzig wirklich originelle, der begabteste Künstler, den Spanien im neunzehnten Jahrhundert nach Goya gesehen hat: Mariano Fortuny (1839 bis 1874), der in seinen zum Teil weltberühmt gewordenen Schöpfungen, wie der »Sakristei«, den »Bücherfreunden«, eine Art Genremalerei pflegte, die keineswegs das rein Inhaltliche in den Vordergrund stellt, sondern ein feines koloristisches Empfinden, eine starke dekorative Begabung und einen prickelnden Vortrag offenbart. Freilich sind diese Werke letzten Endes doch nicht innerlich genug, um mehr zu sein als glänzende Virtuosenstücke. Das Beste gab dieser Künstler in jenen Bildern, wo er seine ausgezeichneten Studien des spanisch-afrikanischen Lichtes verwerten konnte, und es berührt fast tragisch, daß sein Hauptwerk, »Die Schlacht bei Tetuan« im Stadthaus zu Barcelona, unvollendet bleiben mußte.

Wieviel höher steht doch dieses großartig gedachte Werk als all die zahllosen Geschichtsbilder, die seit den sechziger Jahren auch in Spanien Mode wurden und die spanischen Ausstellungen wie die großen internationalen Kunstausstellungen in Paris und anderwärts überschwemmten! Die spanische Geschichte ist ja so reich an großen, wirklich packenden dramatischen Momenten, an grausamen Kriegsszenen und Inquisitionsgeschichten, daß es den damaligen Malern nicht schwerfiel, immer neue Motive für ihre Geschichtsbilder zu gewinnen. Und sie haben wirklich dann die ganze spanische Geschichte gemalt: in Lebensgröße, auf Riesenbildern blicken alle jene berühmten Personen der Weltgeschichte und der geschichtlichen Anekdote, vor allem in den Sälen der Modernen Gemäldegalerie in Madrid, auf den Beschauer nieder, der manchmal glauben könnte, hier in eine Schreckenskammer geraten zu sein, zeichnete sich nicht doch dieses oder jenes Stück teilweise durch eine ganz anständige Malerei aus, wie F. Pradillas »Johanna die Wahnsinnige am Sarg Philipps des Schönen«, Eduardo Rosales' »Isabella die Katholische diktiert ihr Testament« und Emilio Salas »Torquemada veranlaßt die Judenaustreibung«.

Ein Rückschlag gegen diese Geschichts-



malerei, die von der schlimmen inter-europäischen Genremalerei in Öldruckmanier begleitet war, blieb in Spanien ebensowenig aus wie in Frankreich und Deutschland. Allein es gab auf der Pyrenäenhalbinsel zuwenig Künstler, die eine Sezession ganz aus eigner Kraft bilden konnten, und so erfolgte die Neubelebung der spanischen Malerei allzusehr im Schatten der französischen Kunst. Die spanischen Künstler verleugneten nun, in ein andres Extrem fallend, äußerlich und innerlich ihre nationale Art und waren glücklich, es in der malerischen Fertigkeit mit den französischen Kollegen des Pariser »Salons« aufnehmen zu können.

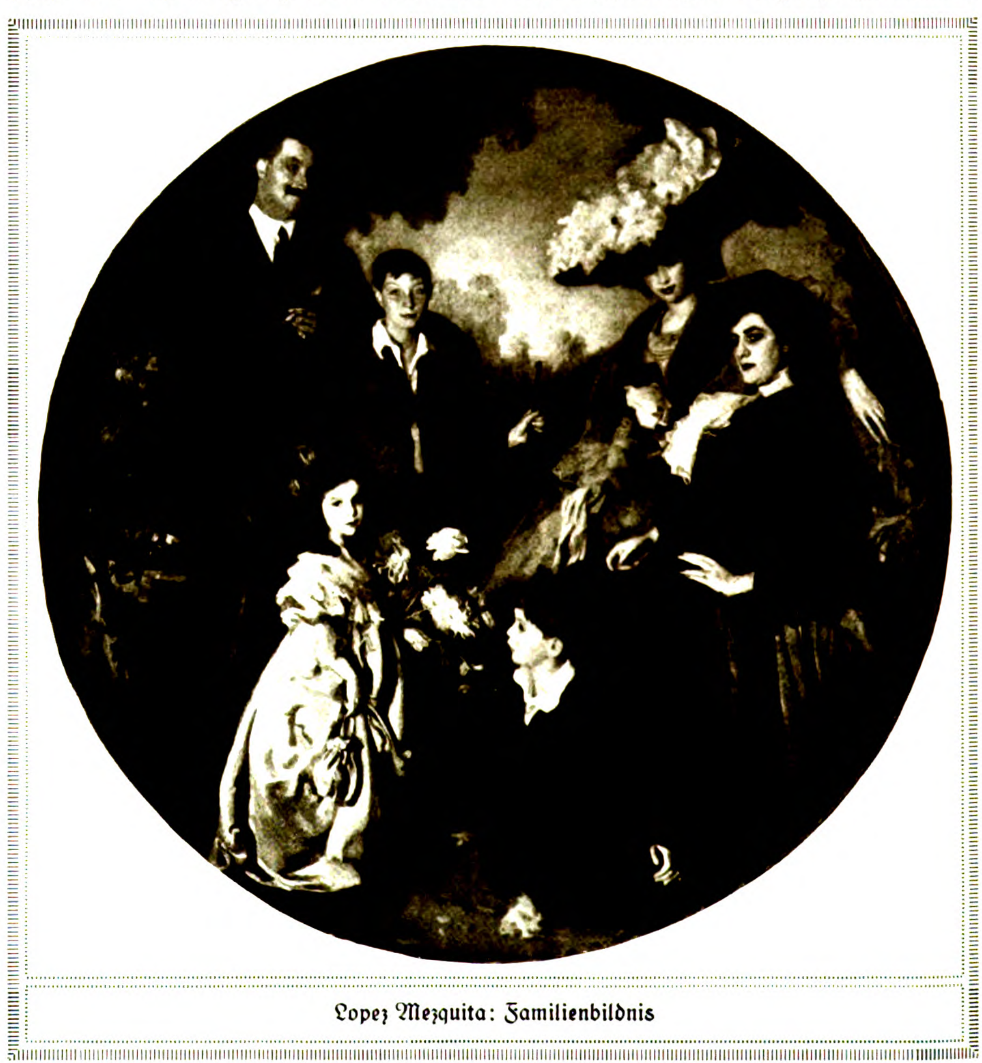
Eine gewisse Ausnahme bilden die Landschafter, unter denen der als Velazquezforscher mehr denn als Maler berühmte Aureliano de Beruete, ein Schüler von Carlos Haes, namentlich mit seinen älteren Werken einen Ehrenplatz einnimmt. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die spanische Landschaft immer wieder von neuem durch ausländische Künstler entdeckt werden mußte, seit den Tagen des Meisters Franz von Antwerpen und Grecos bis auf unsre Zeit. Noch immer harrt sie ihres großen Schilderers. Wenn auch Sorolla und Zuloaga ihr ein liebevolles Interesse zuwenden, so sind ihre Schilderungen doch nur Skizzen, mehr oder weniger geistvolle Aperçus oder zu sehr Theaterdekoration.

Wie der Valencianer Sorolla J. Bastida fast zu geschickt, in allen Sätteln gerecht ist, abgesehen von einigen wirklich guten Bildnissen aber nirgend in die Tiefe geht, so ist Zuloaga, man möchte sagen, zu kunsthistorisch. Sein Stil ist nicht, wie der Sorollas, nach den bewährtesten Pariser Rezepten gebraut, sondern eine Art geschickter, durchaus nicht unpersönlicher Kompilation von Spaniens größten Meistern Ribera, Velazquez, Greco und Goya. Wie dieser Künstler als Sammler seinen Landsleuten ein Beispiel gegeben hat, die Kunst ihrer Vorfahren ganz anders zu achten, als dies vorher der Fall war, so gehört er auch als Maler zu den Mitbegründern eines neuen nationalspanischen Stils. Sein großer Publikumserfolg beruht nicht zuletzt auf der Wahl seiner Motive: Stierkämpfer und Straßensänger, Dirnen und zerlumpte Bettler, Krüppel und stolze Señoritas, Kardi-



M. Cubells y Ruiz — Hafen in Bornos

näle und hilflose Krüppel in buntestem Wechsel und in schärfsten Gegensätzen. Dabei sei keineswegs die monumentale Begabung und das außerordentliche Kompositionstalent des Meisters geleugnet, den darin in gewisser Weise eine nahe Verwandtschaft mit unserm Franz Stuck verbindet. ganze Anzahl jüngerer Künstler größere Beachtung, denen eigentlich unsre Ausführungen gewidmet sind. Zur Gruppe der noch immer französierenden gehören Künstler wie Enrique Cubells y Ruiz und Gonzalez Bilbao, Lopez Mezquita, Claudio Castelucho, Joaquin Gonzalez Isabeta u. a.



Lopez Mezquita: Familienbildnis

National-spanische Bilder ganz andern Charakters schafft neben ihm Hermen Anglada y Camarasa, der seine Motive mit Vorliebe seiner Valencianer Heimat entnimmt, und blumig wie seine Heimat, »der Garten von Valencia«, sind auch seine Gemälde: bunt leuchtend, oft von großem dekorativem Reiz, manchmal gleich einem Feuerwerk blendend.

Neben diesen beiden verdienen dann eine

Ehe wir jedoch dieser mit einzelnen Arbeiten gedenken, müssen wir hier einige Künstler nennen, die die Entwicklung von der älteren Geschichts- oder Genremalerei zur modernsten Phase des Impressionismus mitgemacht haben: José Garnelo y Alda und José Villegas. Garnelo y Alda, der geschätzte Lehrer an der Madrider Academia de S. Fernando, der Schöpfer des »Tod des Lukanus« in der Madrider Mo-

dernen Galerie, erfreute erst vor kurzem seine Bewunderer mit dem ausgezeichneten Bildnis seiner Mutter in Schwarz, einem Werk, das letzten Grundes aufgebaut ist auf dem unermüdlichen Studium des Velazquez, besonders anziehend aber nicht nur wegen seiner malerischen Vorzüge, sondern auch wegen der unaufdringlichen, aber doch ungeheuer starken und tiefgehenden menschlichen Empfindung. (S. Abbild. S. 185 und das Einschaltbild im Novemberheft 1914 dieser Zeitschrift.) Villegas, der bekannte Direktor des Pradomuseums in Madrid, der einst vielfigurige Genrestücke im Geschmack Fortunys geschaffen hat, malt heute mit ungebrochener Arbeitskraft und Freudigkeit duftige Strandszenen, deren Motive vielfach der Gegend von Biarritz entnommen sind, und farbenfrohe Darstellungen von Zigeunern und Stierkämpfern.



Constantino Gomez: Platz in Albarracin

Eine Villegas in gewissem Sinne verwandte Erscheinung ist José Benlliure, nur daß er als echter Valencianer in vielen Punkten derber und großzügiger ist als der nervösere, prickelndere Wirkungen erstrebende, weichlichere Sevillaner Villegas.

Was für die deutsche neuere Malerei der vor kurzem verstorbene Münchner Marinemaler Hans von Petersen war, das ist für Spanien Juan Martinez Abades, der Maler des Meeres. Immer wieder ist die See für ihn der Vorwurf zu seinen großen, das oft beträchtliche Format glücklich beherrschenden Kompositionen.

Wie der schon genannte Cubells seine Motive mit Vorliebe aus dem Fischerleben wählt und in der Behandlung des Wassers manchmal allzu virtuosenmäßig anmutende Wirkungen erzielt, namentlich in den Mondlichtbildern, so glänzt Lopez Mezquita in großen, geschickt komponierten Gruppenporträten, die völlig im Pariser Stil gehalten sind. Viel glücklicher und freier wirkt er in seinen großen Darstellungen aus dem spanischen Volksleben, die freilich äußerlich eine gewisse Abhängigkeit von Zuloaga nicht verkennen lassen; doch erscheinen seine kastilischen Bauerngestalten ungezwungener als die Zuloagas.

Murillo Rams gehört zu den vielen begabten Künstlern, die im Gefolge der französischen Salonimpressionisten leider immer mehr in seichtes Fahrwasser geraten. Seine geschickt gemalte Szene »Nach der Taufe« läßt ihn besonders gut als Mitläufer Sorollas erkennen. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei dem auch im Ausland ziemlich bekannt gewordenen Carlos Vasquez. Mehr Virtuose ist der Landschafter Constantino Gomez, bei dessen unleugbarem Talent man bedauert, daß er die Sonderheiten der verschiedenen spanischen Gaue nicht markiger herauszubringen versteht. Auch von Muñoz Degrain, der im Ausland ja

ziemlich bekannt geworden ist, darf man gleiches behaupten. Der Katalonier Rusiñol (bekannt auch durch seine umfangreiche, sehr wertvolle Kunstsammlung auf seinem Landsitz Cau Ferrat bei Sitges) gehört noch immer zu den beliebtesten spanischen Landschaftern, doch ist seine Kunst nicht besonders anspruchsvoll.

Maltechnisch verraten die Bildnisse von Anselmo Miguel y Nieto ganz ungewöhnliche Kenntnisse. Der verhältnismäßig noch junge Künstler besitzt eine besondere Begabung für dekorative Wirkung; glänzend versteht er es, in leichter dekorativer Stilisierung schöne Frauen gefällig zu porträtieren. Leider gebricht es ihm immer noch an der nötigen Durchgeistigung seiner Werke; man darf ihn, wenn man sein bisheriges Schaffen überblickt, so etwas wie den Fritz August von Kaulbach Madrids nennen. Er ist denn auch der beliebteste Maler der schönen Madrider Frauenwelt.

Einer der allerbedeutendsten modernen Schilderer des spanischen Volkes ist aber Eduardo Chicharro geworden. Dieser Sohn Madrids (geboren 1873) begann seine Tätigkeit ganz im naturalistischen Fahrwasser seines Lehrers Sorolla, versuchte es dann etwas mit der Art der englischen Präraffaeliten, bis er sich vor etwa sechs Jahren ganz gefunden hat und, nun immer reifer werdend, seine männliche Kunst kraftvoll entfaltet. Seine Bauernszenen, den Dörfern des kastilischen Hochlandes entnommen, sind weder theatralisch-pathetisch noch bei aller Farbenfreudigkeit virtuosenmäßig dekorativ oder nur illustrativ. Sie besitzen alle die echt kastilische Zurückhaltung, einen großen Ernst, der mehr als einmal an Herbheit grenzt. Auch sein großes Gemälde »Schmerz« (s. Einschaltbild), das jüngst auch bei uns berechtigtes Aufsehen gemacht hat, ist ganz von dieser Art. Wie tief ergreifend, mit welch wundervoller Schlicht-



Murillo Rams: Nach der Taufe



José Ramon Zaragoza: Maisarbeiterinnen

heit und wahrhaft monumentaler Wucht ist hier der Schmerz der Familie um den dahingeschiedenen Vater, dessen Stuhl nun verwaist dasteht, zum Ausdruck gebracht! Chicharro erweist sich hier als ebenso bedeutender Menschenschilderer wie als Meister der großen Komposition und stilsicherer Maler. Die großen Anregungen, die auch er, gerade in rein malerischer Hinsicht, von den Altmeistern der spanischen Kunst erfahren hat, sind von ihm viel selbständiger verarbeitet worden, als wir das bei seinen berühmteren Kollegen Zuloaga, Sorolla u. a. feststellen können.

J. R. Zaragoza bietet in seinen Bildnissen Ausgeglicheneres als in seinen großen Kompositionen mit Motiven aus dem Volksleben. Er hat hier vielfach seine Studien außerhalb Spaniens gemacht, seine Modelle ähnlich wie der viel sicherere und geschicktere Manuel Benedito dem holländischen Fischervolk und den Bauern der Bretagne entnommen. Man spürt noch zu sehr die Atelierarbeit, es fehlt diesen Bildern die Selbstverständlichkeit und Sicherheit, wie sie etwa die sehr flüssig gemalten Stücke des Sevillaners Gonzalo Bilbao aufweisen, der besonders gern die Säle der Sevillaner Zigarettenfabrik zum Vorwurf seiner Arbeiten wählt. Fast allzu geschickt wiederum ist der in Barcelona tätige Claudio Castelucho, dessen temperamentvollen Bilder zu sehr die Nähe Frankreichs verspüren lassen. Auch der noch sehr junge Andreu aus Barcelona, eine der vielseitigsten und begabtesten unter den Hoffnungen des heutigen Spaniens, der mit seinen kunstgewerblichen Arbeiten erst jüngst in Deutschland berechtigtes Aufsehen erweckt hat, begibt sich in seinen durch raffinierten Farbengeschmack ausgezeichneten Bildern etwas zu sehr des nationalen Charakters. Dagegen versteht Roberto Domingo in hervorragendem Maße das große Nationalspiel, das Stiergefecht, in modernstem malerischem Vortrag zu besingen. Gewiß geht Domingos Kunst nicht tief, gewiß stellt er sich nirgend sehr hohe malerische Aufgaben. Aber es ist doch nicht nur eine sehr dekorative Kunst, seine Bilder fallen nicht nur angenehm durch ihr Format und ihren frischen Kolorismus auf, sie sind wirklich ehrlich gemeint, durchaus rassig empfunden und temperamentvoll hingeschrieben ohne den

faden Beigeschmack, das oft zu geleckte sentimentale und süßliche Wesen, das die Arbeiten eines Ribera zum Beispiel so unangenehm macht, jenes Künstlers, der meist im Pariser Salon seine Bilder ausstellt, wo ja »Carmen« und »Don José« in französisch süßlicher Aufmachung alljährlich in zahlreichen Varianten immer wieder auftreten.

Sehr gediegen ist die Kunst des J. Rodriguez Acosta. Kein Posieren und kein gezwungenes Stilisieren. Das frische Bildnis der kleinen Franziska Paquilla zeigt den Maler von einer ganz besonders liebenswürdigen Seite. Überaus nationalspanisch muß man sein Bild »In der Wallfahrtskirche« nennen. Es ist ein Musterbeispiel des guten religiösen Genrebildes, das die ganze Schärfe spanischer Naturbeobachtung und die starke, gleichfalls echt altspanische Religiosität in ebenso eigenartiger wie glücklicher Weise miteinander vereinigt. Auch in Italien versuchen sich hin und wieder Künstler an ähnlichen Motiven. Aber wie äußerlich, spielerisch wirken all jene Bilder neben einem solchen wahrhaft innerlich empfundenen Gemälde! Es lebt hier noch etwas von dem Geist der großen religiösen Maler Spaniens des siebzehnten Jahrhunderts, vor allem der Geist Zurbarans nach. Sie alle, die Gedrückten, sie schauen wirklich das Himmelreich.

Ein ähnlicher Zug geht durch Gemälde von Elias Salaverria, wie die »Fronleichnamsprozession in Lero«. Er steht freilich als Künstler nicht ganz auf gleicher Stufe mit Acosta, er kommt noch weniger vom Modell los, es fehlt ihm auch die wirklich monumentale Note. Seine Bilder wirken vor allem durch die Stärke der religiösen Empfindung, der Gläubigkeit dieser Bauern, die etwas eigentümlich Resigniertes besitzt.

Als ein Maler von ungewöhnlicher Begabung, gerade auf dem Gebiet der Kirchenmalerei, hat sich in der letzten Zeit der junge Favier Cortés zu erkennen gegeben. Sein »Ex voto«, mit dem er zuerst die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich lenkte, zeichnet sich sowohl durch seine großen malerischen Werte wie seine Monumentalität und echt spanische Herbheit aus. Vielleicht gelingt es diesem jungen vielversprechenden Künstler, die reine Kirchenmalerei wieder einer neuen Blüte zuzuführen, denn wenn auch, wie aus den bisherigen Ausführungen wohl zur Genüge





J. Rodriguez Acosta: In der Wallfahrtskirche



J. Rodriguez Acosta: Franziska Paquilla

hervorging, die Spanier in dem letzten Jahrhundert nicht zu der unpersönlichen, kraftlosen kirchlichen Kunst gekommen sind, wie etwa wir Deutsche oder die Italiener, so mußte man doch ein nicht unbeträchtliches Nachlassen der künstlerischen Kräfte auf diesem Gebiet gegen früher feststellen.

Wenn die bereits gewürdigten Maler Domingo und Chicharro in ihren Schöpfungen den Zusammenhang mit dem Impressionismus noch immer erkennen lassen und dem rein Inhaltlichen eine recht beträchtliche Rolle zuweisen, so versucht eine andre, kleine Gruppe, als deren Führer man Hermoso betrachten darf, eine mehr stilisierte und zugleich inhaltlich absichtslosere Malerei zu pflegen, eine Kunst, die das Lineare stärker betont und, wenn man so sagen darf, eine erhöhte Volkstümlichkeit erstrebt, ohne, wie schon betont, dabei die national-spa-



Elias Salaverria: Fronleichnamsprozession in Lero

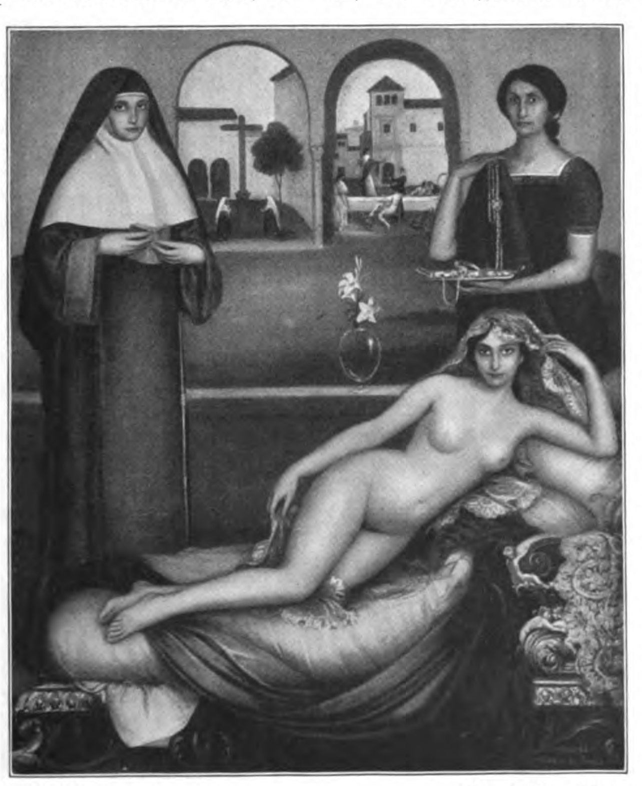
nischen Requisiten zu benutzen, also eine Malerei, die eine gewisse Verwandtschaft mit der unsers Hans Thoma und seines Kreises aufweist.

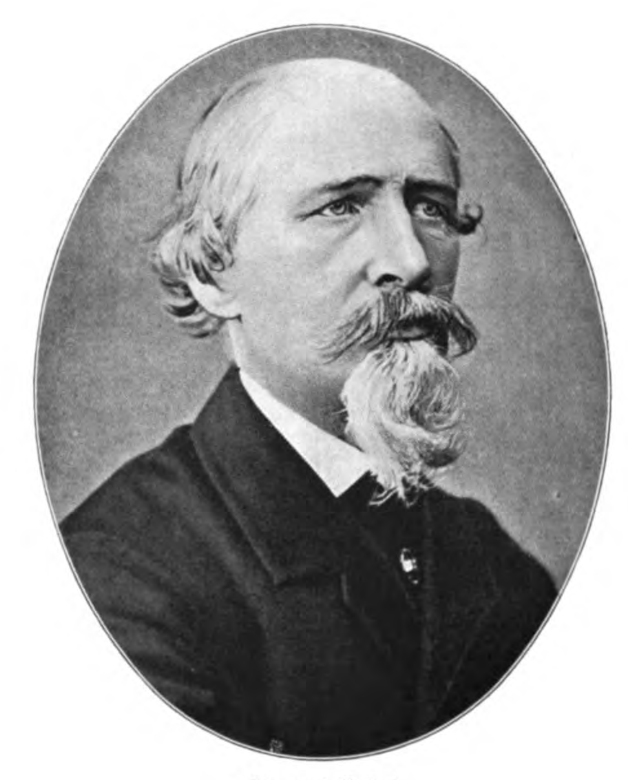
In schroffem Gegensatz zu der Art Hermosos steht die des Cordobesen Julio Romero de Torres. Dieser noch verhältnismäßig junge Künstler galt eine Zeitlang unter den kampflustigen jüngeren Elementen für die große Hoffnung der modernen spanischen Malerei. Er begann als pinselgewandter Schüler Sorollas. Doch freute ihn die geistlose Art dieser pseudomodernen, impressionistischen Malerei bald nicht mehr, und er versuchte nun, sich eine in jeder Hinsicht stark stilisierte Malerei aufzubauen. Jede Natürlichkeit, die bei Hermoso noch so angenehm berührt, wird bei ihm krampfhaft vermieden, seine Kunst ist in jeder Weise zu absichtlich, und das ist ihr Hauptfehler. Herbheit wird allzu leicht bei ihm zur Starrheit, und die gesuchte Monumentalität läßt einen kalt. Die Kraft des Künstlers reicht doch nicht zur Darstellung der großen allegorischen Gedanken, die er gern wiedergeben möchte. Alle seine Schöpfungen jüngeren Datums, seine große »Verherrlichung Andalusiens«, sein »Altarwerk der Liebe« (El Retablo del amor), dem wir hier die neue Fassung der »Himmlischen und irdischen Liebe« entnehmen, von Romero »Die beiden Wege« benannt, beweisen das wohl deutlich genug. Es ist ein im Grunde genommen müde und fast tragisch wirkender Klassizismus, der in den Werken dieses von Haus aus hochbegabten, ernsten Künstlers zutage tritt. Córdoba ist von jeher eine Pflegestätte der monumentalen Zeichenkunst gewesen, und so ist es eigentlich gar nicht verwunderlich, daß die Bestrebungen, einen neuen, auf zeichnerischer Monumentalität beruhenden Stil zu schaffen, gerade von dieser altberühmten Kalifenstadt ausgegangen sind.

Gewissermaßen einen Ausgleich zwischen der Richtung Hermosos und Romero de Torres bildet die Kunst der Brüder Ramon und Valentin Zubiaurre. Sie entstammen der baskischen Provinz, einem Land, das leider sehr wenig Maler von Bedeutung, dagegen eine Reihe recht tüchtiger Bildhauer hervorgebracht hat. Sie beide sind taubstumm, darin Leidensgenossen ihres großen Kollegen Francisco Fernandez Navarrete, genannt El Mudo. Vielleicht ist die eigentümliche Melancholie, die aus so vielen ihrer Werke herausklingt, der fragende, traurige Blick so vieler ihrer Gestalten letzten Endes aus dem körperlichen Gebrechen der beiden Künstler zu erklären, jedenfalls nicht aus ihrem spanischen Naturell. Auch das helle Grau, oft ins Grünliche oder noch mehr ins Hellblaue spielend, das meist den Hintergrund ihrer bäuerlichen Interieure bildet, hat etwas eigenartig Trauriges und Müdes. Wenn sie die kastilischen Bauernfrauen mit ihren schreiend bunten Trachten malen, so erhalten diese Farben keinen fröhlichen Charakter unter ihrem Pinsel, das Blau, Gelb und Rot

nimmt vielmehr einen merkwürdig ernsten Ausdruck an. Vielleicht wird man in Deutschland finden, daß die Kunst der Zubiaurre noch mehr als die Hermosos eine Art Übertragung der Malerei Hans Thomas oder Fritz Böhles ins Spanische ist. Was sie von der Kunst Hermosos scheidet, ist die viel größere Herbheit, der schon gekennzeichnete melancholische Zug, der dem heiteren Andalusier ja völlig fremd ist, und eine noch größere Monumentalität. Die scheinbare Primitivität der beiden Brüder beruht auf fast raffiniert zu nennender Berechnung. Manche ihrer Schöpfungen verlangt eigentlich gebieterisch das Fresko, und es wäre sehr zu wünschen, wenn diesen beiden sich immer erfreulicher entwickelnden Künstlern eine ganz große monumentale Aufgabe, ein großes Freskogemälde zuteil würde. Bilder, wie der »Bürgermeister von Torrecaballeros« (siehe das farbige Einschaltbild), die sehr bedeutende »Wallfahrt zur Einsiedelei«, das »Porträt meines Vaters« von Valentin, seine »Marienandacht«, die wie eine Wiedergeburt der großen herb-monumentalen Kompositionen Zurbarans wirkt, Ramons »Festtag in Garay«, »Der erste Sohn« (siehe das Einschaltbild in Doppeltondruck) und seine »Spinnerinnen« werden überall ernstester Beachtung sicher sein können.

Rückblickend kann man sagen, daß sich auch in der neueren spanischen Malerei viele der typischen Merkmale finden, die die ältere kennzeichnet: die große Vorliebe für starke und reiche Kontraste im Inhaltlichen sowohl wie im Farbigen, das Streben nach einer monumental-dekorativen Wirkung, wobei der Naturalismus durchaus kein störendes, hemmendes Element bildet. Es ist nicht uninteressant, daß sich sehr vieles in der so vielumstrittenen Kunst des Vaters des Kubismus, Pablo Picassos, der bekanntlich ein Spanier ist (er stammt aus Malaga), aus der spanischen Herkunft dieses Malers erklären läßt, so unwahrscheinlich dies vielleicht manchem auf den ersten Blick scheinen mag. Zeigt doch auch seine Malerei jenen Kontrastreichtum, das Streben nach dekorativer, stillebenhafter Wirkung, verbunden mit einem ganz sonderbaren Naturalismus, der seine Erklärung weniger in der Eigenart der spanischen Malerei als in der spanischen Plastik findet. Die Art, nicht nur Zahlen und Buchstaben, eine Holzvertäfelung so zu malen, als ob sie aus natürlichem Material in das Bild eingesetzt seien, sondern vor allem die merkwürdige Malerei der Haare und Bärte, die der Künstler neuerdings ja wirklich in vereinzelten Fällen in natura auf die betreffenden Bildstellen aufgeklebt hat (!), erinnern an die Gepflogenheiten spanischer Bildhauer, ihre Heiligenstatuen nicht nur in kostbare Gewänder einzuhüllen, ihnen gläserne Augen zu geben, der Mater dolorosa gläserne Tränen über die Wangen rieseln zu lassen, sondern wirkliche Haare und Bärte zu kleben, und so ist von der Rokokokunst eines Zarzillo zu der vielbesehdeten des Pablo Picasso nur ein Schritt.


Julio Romero de Torres — Die beiden Wege



Emanuel Geibel

Der Herold deutscher Ehren

Ein Gedenkwort zu Emanuel Geibels hundertstem Geburtstage

Von Friedrich Düsel

> Rosen gewann ich mir einst von den Frau'n als Sänger der Liebe;
> Jetzt von der Eiche zum Schmuck gönnt mir, ihr Männer, ein Reis!
> In der Zerstückelung Zeit das Panier aufwerfend der Hoffnung,
> Dreißig Jahre getreu rief ich nach Kaiser und Reich.

Das Jahr 1840 stand vor der Tür, als Emanuel Geibel aus Athen in sein Lübecker Elternhaus zurückkehrte.

Ein gefährlicher Zeitpunkt für einen Ankerlosen, der eine Weile auf dem hohen Meer des Lebens gefahren war, nun, da er in die Enge des heimatlichen Hafens zurückkehrte, aber noch immer kein festes Berufsziel vor Augen sah. Jählings, wie wenn plötzlich der Zapfen aus dem gärenden Fasse gestoßen wird, brausten bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. die patriotischen und sozialen Hoffnungen ans Tageslicht. Und die Literatur, voran die nach dem Bankbruch des »souveränen Feuilletons« neu zu Ehren gekommene Lyrik, machte sich unverzüglich zum Wortführer dieser Hoffnungen, Wünsche und Forderungen. Goethes Verachtung aller unmittelbaren Beteiligung des Dichters an der politischen Bewegung, das romantische Ideal der Zeitferne schienen für immer abgetan; weithin wehte auf dem Turm der Zeit die Fahne der politischen Tendenz.

Geibel, dessen erste Gedichtsammlung vor diesem Umschwung abgeschlossen war und bei ihrem Erscheinen im Jahre 1840 auf eine veränderte Zeit stieß, spürte, wie sich eine ähnliche Wandlung in ihm vorbereitete. Auch ihn zog es von der Romantik zum Zeitgefühl, von den Myrten zum Schwert. Wohl glühten nach wie vor die Sternbilder der ewigen Drei über ihm: Gott, Natur und Liebe, aber schon rechnete er es auch zum Beruf des Dichters, von dem dunklen Reigen seiner eignen Tage, von dem Streit und Begehr seines Volkes zu singen,

> Denn jede Zeit bewegen ihre Lieder
> Am tiefsten, sind sie gleich die größten nicht;
> Sie strahlen ihr verklärt im Spiegel wider
> Ihr lächelnd oder weinend Angesicht.

Darum »beglückt der Sänger, der mit ihr in Eintracht wallt durch große Zeit und, sich der Wünsche seines Volks bewußt, der Sehnsucht aller goldne Worte leiht!«

So ließ er denn im Spätherbst 1841 eine

Sammlung von zwölf Gedichten als »Zeitstimmen« erscheinen — schon aus dem »waldumrauschten Escheberg« im Habichtswald, wo der Schloßherr Baron von der Malsburg, ein Freund seines aus Franken stammenden Vaters, dem von Zweifeln und Unklarheit Gequälten nach dem Tode seiner geliebten, heiter beweglichen Mutter eine Freistatt bereitet hatte. In dieser neuen Gedichtsammlung weiht sich der unter dem Lenzhauch einer neuen Liebe zu frischem Leben Genesende selber, mit der ganzen Glut dessen, dem soeben eine neue Erkenntnis aufgegangen, dem Sänger- und Prophetenamt der Zeit: »Und da von Erz die Zeiten sind, so sei'n die Lieder auch von Erz.« Von diesem »Erz« ist nun freilich in der ersten Sammlung noch nicht viel zu spüren, und auch der Sturm und Drang der Zeit findet in den zwölf Gedichten, mehr balladenhaften Geschichtsbildern als feurigen Zeitklängen, nur einen schwachen Widerhall. Erst die 1843 erscheinende zweite, stark vermehrte Ausgabe wendet sich entschiedener der Gegenwart und ihren Kämpfen zu, ihr, die wie die Sphinx von Theben jedem Dichter ihr Rätsel zu raten gibt. Doch nicht, um sich mit den Aufgeregten, den Lauten und Lärmenden, den Zerstörern und Verneinern, die den Markt füllen, in das Getümmel zu stürzen, sondern mit dem Panzer einer gestählten Gesinnung und dem Schwert einer gläubigen Zuversicht ihrem Schwarm entgegenzutreten. Wohl litt auch er schwer an der Wirrnis und Kleinheit der Zeit, »wo Angst und Schwüle durch die Lüfte walten, indes nur fern und dumpf der Donner grollt«. Bitter klagt er die Welt an, daß sie in leere Nüchternheit gesunken, daß alles Große und Starke eingesargt und den Lebenden nichts geblieben sei als die schlimme Kunst, zu zweifeln und zu verurteilen: »Und wenn sich ein Gigant erhebt, so ist er's im Vernichten.« Mahnend und warnend wirft er wider solche Verwirrung der Geister das Panier der christlichen Tugenden, der Liebe, des Glaubens und der Hoffnung, auf. Sein bald, doch in anderm Sinne berühmt gewordenes Lied »Und dräut der Winter noch so sehr« ist ursprünglich als ein politisches Lied gesungen worden, und wenn er um den löwenstarken, die Welt bezwingenden Glauben fleht, der dem Allbarmherzigen noch auf dem Scheiterhaufen helle Jubelpsalmen singt, so denkt er dabei an die Wirren und Wehen der Zeit.

In der Bedrängnis seiner Seele, die nirgend Ruhe, nirgend Sicherheit sieht, dafür aber Lüge und Wahrheit, Recht und Frevel heillos durcheinandergewirrt, flüchtet er sich ratsuchend zum Kaiser Barbarossa. Denn die Alten, wahllos immer nur aufs Halten und Stützen bedacht, zeigen sich verstockt gegen alles lenzhaft Frische und Zukunftsträchtige, die Jungen schelten und meistern mit kecken Zungen, möchten alles verkehren und über den Haufen werfen, ohne doch, Sklave ihres eignen kleinen Ichs, das Herrschen gelernt zu haben, und verketzern jeden als Knecht, der nicht mit ihnen schreit. Der Alte mahnt zur Geduld und Eintracht: »Laß reifen, laß reifen!«, daß nicht der Fremdling an dem Zwist seine Sichel wetze, und vertröstet den Zagenden auf den Lenz, der kommen werde, plötzlich geboren über Nacht. Bis dahin solle der Sänger seine Sorgen auf den Herrn werfen und, das Ziel fest im Auge, seine Gabe mit Treue und Maß im befriedeten Kreise pflegen.

In diesem Zwiegespräch des Jünglings mit dem heiligen Alten einer großen vaterländischen Vergangenheit haben wir schon den ganzen Geibel der ersten vierziger Jahre. Nicht müde wird er, die gegeneinander Eifernden davor zu warnen, ihre Waffen in Deutschlands Eingeweide zu stoßen, während drohende Wetter am Himmel schweben und vor der Tür die Hufe des Feindes hallen; nicht müde, dem Haß und der Verneinung seinen Glauben und seine Liebe entgegenzuhalten; nicht müde, auf den Frieden zu hoffen, dessen Bogen er schon aus den Wolken erblühen sieht. Nichts scheint ihm gefährlicher, als schroff mit der Vorzeit zu brechen; nichts ist ihm so verhaßt, wie als händeringender Tribun den Lärm der Gasse noch zu vermehren; nichts so zuwider, wie in einer zügellosen Zeit das heilige Maß zu verlieren und immer nur Nein zu predigen:

Ja donnert Gott, Ja singt der Dichter,
Stell' etwas hin und laß sie schrei'n!
Der Teufel nur, der Splitterrichter,
Der selbst nicht schläft, sagt ewig Nein.

Keiner Partei untertan, allein seinem Stern getreu — »Rechts und links sind eitle Namen, aber vorwärts lautet gut« —, nichts von der Revolution, alles von einer gemäßigten, das gute Alte ehrfürchtig schonenden Reformation erwartend, sieht er das Amt seiner Sangesgabe im Bauen, Bilden und Versöhnen, quillt ihm doch der Dichtung Bronnen, fern von dem unbesonnenen Schwarm, der mit einem Hieb Altar und Herz zertrümmern möchte, »am Felsen, der die Kirche trägt«.

Bei einer solchen offen zur Schau getragenen Gesinnung konnte der Zusammenstoß mit den Wortführern der andersgearteten, von ungezügelten politischen Leidenschaften erfüllten Zeit nicht lange ausbleiben. Im November 1841 hatte Freiligrath aus seiner schönen Sympathie mit jeder Tapferkeit heraus ein Gedicht geschrieben, das die Erschießung irgendeines spanischen Parteiführers besang. Ausdrücklich verwahrte er sich dagegen, hiermit für dessen Person und Sache Partei ergriffen zu haben: der Dichter stehe auf einer höheren Warte als auf



den Zinnen der Partei. Dies Wort entflammte Georg Herwegh, den ungestümsten der jungen Zeitdichter, zu einer feurigen Verherrlichung der von Freiligrath Verschmähten:

Partei! Partei! Wer wollte sie nicht nehmen,
Die noch die Mutter aller Siege war!
Wie mag ein Dichter solch ein Wort verfemen,
Ein Wort, das alles Herrliche gebar!

Der Kampf war entbrannt, Geibel nahm den Handschuh auf und antwortete in dem ritterlichen, aber auch geharnischten Gedicht vom Februar 1842, das Herwegh und seinen Gesinnungsgenossen Kampf auf Leben und Tod ansagte und gegen die Flamme des Aufruhrs, die aus ihren Versen loderte, das Banner seiner Freiheit, einer geistigen, an deutscher Art und deutscher Treue genährten Freiheit aufrichtete. Ich singe, so schlossen diese volltönenden, stolzen und mannhaften Verse:

Ich sing' um keines Königs Gunst,
Es herrscht kein Fürst, wo ich geboren;
Ein freier Priester freier Kunst,
Hab' ich der Wahrheit nur geschworen.
Die werf' ich keck dir ins Gesicht,
Keck in die Flammen deines Branders;
Und ob die Welt den Stab mir bricht:
In Gottes Hand ist das Gericht;
Gott helfe mir! — Ich kann nicht anders.

Herwegh selbst fand dieses Gedicht zunächst zu schön, um dagegen zu schreiben. Dann aber trat ein Ereignis ein, das seinem Spott und Hohn zu bequeme Waffen bot, als daß er hätte schweigen können: gegen Ende 1842 gewährte Friedrich Wilhelm IV. dem Lübecker Dichter ein Jahrgehalt von 300 Talern, wie es Freiligrath schon seit einem Jahre genoß. Nun schnellte Herwegh gegen die beiden das »Duett der Pensionierten«, eine nicht unwitzige, aber bitterböse Parodie mit Räuber-Jaromir-Motiven aus der »Ahnfrau« und allerlei spanischen Anspielungen. Zum Glück hatte Geibel, dem es für einen »Pathetiker« auch sonst nicht an Humor fehlte, gute Laune genug, den Zwiegesang auf die neuen Kastor und Pollux, die Bedienten-Invaliden, mit zwei Kasperlepuppen in der Hand den Freunden selbst vorzumimen. Seine eigentliche Antwort dürfen wir in dem Dankgedicht lesen, das er noch im Dezember dem König widmete, Verse, in denen der Hanseat nichts von seinem aufrechten Dichterstolz preisgibt, nur die alten schon betretenen Wege, für die sich sein Herz entschieden, weiterzugehen verspricht, nun freilich sorgenentlastet, »vom Staube des niedern Marktes unberührt«. Auch wird schon leise der nationale Beruf angedeutet, den der König von Preußen nach seiner prophetischen Überzeugung unter den Fürsten Deutschlands zu tragen und zu erfüllen habe. Wenn ihm je, so schließt der Dichter, ein Blatt des Ruhmes die Stirn berühren werde, dem König werde es geweiht sein und unser aller Mutter — dem deutschen Vaterlande.

Dem galten früh, wie es sein Vater und die Gefährten seiner Jugend, die deutschen Romantiker, ihn gelehrt hatten, stammelnde Verse seiner werdefrohen Knaben- und Jünglingsjahre. Aber auch früh schon mischten sich in die schauernde Wonne, ihm anzugehören, »wie das Blatt dem Baume«, ihm seines Wesens Eigenbild zu verdanken, der Schmerz und die Sorge um den unvernarbten Spalt, der dem deutschen Schaft durch Mark und Rinde ging. Doch gleich tröstet ihn in solchen sorgenden Gedanken die Hoffnung, daß dereinst ein Morgen tagen werde, der den Riß für immer schließt. Und so beginnt er zur Eintracht zu mahnen; am begeistertsten in jenem Rheinlied, das er, zu Schiff im Morgenglanz bergauf fahrend, vorbei an Städten voll Geläut, an Burgen, hochumkränzt mit Wein, dem Sinnbild deutscher Kraft und Einigkeit, zusingt:

O heilger Strom, behüt' dich Gott! O deutsches Reich, sei stark und eins,
So weit das deutsche Wort erklingt, so weit man trinkt des deutschen Weins,
Halt fest zusammen, doch nicht wie ein Bettlermantel bunt geflickt,
Nein, einem Banner sei du gleich, in dreißig Farben froh gestickt.
Kein Haufen sei von rohem Stein, der formlos sich zusammenfand,
Nein, ein Gebäude stolz und hoch gefügt von eines Meisters Hand,
Mit Giebeln und Altan geschmückt, mit Bögen, Erkern, Zinn' und Turm,
Auf sichern Pfeilern aufgeführt zum Trotz dem Wetter und dem Sturm.

Und nun beschwört er die deutschen Fürsten, nicht am Strom der Zeit zu dämmen, sondern die Flut weise und mäßig zu benutzen, das Wort freizugeben und dem Volke zu trauen; ruft den Adel auf, dem Kampf für Wahrheit, Licht und Recht voranzuschreiten; ermutigt den Bürger, dem alten Recht ferner ein Wall zu sein, und ermahnt den Bauernstand, an seiner frommen Einfachheit, seinem Gottvertrauen und seiner Fürstentreue festzuhalten. Den Dichtern aber, die bisher nur zu oft selbstgefällig vor der Welt das bunte Schellenkleid getragen und dumpfen Sinnenrausch, Spott und Unfrieden gesungen haben, ruft er sein »Wacht auf!« zu:

Des Geistes Ritter sollt ihr sein, der Väter Glauben sei euch wert,
Ein klarer Spiegel euer Sinn, und euer Wort ein Flammenschwert.



Schon seh' ich fern am Horizont des neuen Tages goldnen Schein,
O laßt in seiner Frühe mich der ersten Lerchen eine sein!

Wie er hier zur Bekräftigung seines Gelübdes den Opfertrank des Weines in den Strom gießt, so bringt er ein Jahr später auf dem Drachenfels seinen dreimal gefüllten Römer dem deutschen Volke, dem einen, großen, wundervollen, dessen bunte Vielheit jüngst beim Brand Hamburgs wie korinthisches Erz zusammenschmolz, dem deutschen Geist voll Liebe, Kraft und Glauben und der Freiheit der Gedanken.

Es war die Zeit, da Thiers von den »natürlichen Grenzen Frankreichs« gesprochen und Nikolaus Becker, der schlichte Kölner Patriot, ihm und Lamartine zur Antwort das Trutzlied »Sie sollen ihn nicht haben«, Schneckenburger, der Württemberger, die »Wacht am Rhein« gesungen hatte, und schon die schleswig-holsteinische Frage sich erhob. Geibel, der sich als Lübecker mehr als andre zum Wächter der Elbherzogtümer bestellt fühlen durfte, war hier einer der ersten auf dem Plan. 1845 erschien als Einzeldruck, wie die Zeit sie liebte, sein »Ruf von der Trave«, später »Lübecks Bedrängnis« geheißen, ein zornentflammter Weh- und Weckruf des vaterlandsstolzen Hanseaten wider den Übermut Dänemarks, das der freien Handelsstadt die Straßen des Meeres, seines Lebens Adern, durchschneiden wollte.

Bald kam die Stunde, wo die Wolken sich zum Gewitter zusammenballten: König Christian VIII. ließ am 8. Juli 1846 seinen »Offenen Brief« ergehen, worin er allen seinen Untertanen, namentlich aber denen in Holstein, erklärte, seine Bemühungen auch ferner darauf richten zu wollen, daß die vollständige Anerkennung der dänischen Gesamtmonarchie gesichert werde. Diese Kundgebung wurde in Holstein mit Recht als Herausforderung aufgenommen. Große Volksversammlungen protestierten dagegen, und die holsteinischen Stände legten Berufung an den Deutschen Bund ein. Aber auch außerhalb Holsteins erhob sich eine nationale Bewegung, wie man sie so allgemein und lebhaft in deutschen Landen noch nicht gesehen hatte. Auf allen Gassen erklang das Lied »Schleswig-Holstein, meerumschlungen« des Schleswiger Advokaten Chemnitz; in unzähligen Adressen, in Vereinen und Ständeversammlungen sprach sich die öffentliche Meinung, ohne viel nach den alten Papieren und Pergamenten zu fragen, für die nationale Sache aus.

Auch Geibel mischte seine Stimme jetzt lebhafter in den Chor. 1846 ließ er zwölf Sonette erscheinen, in denen er jubelnd den sich regenden Geist der deutschen Einheit pries und spornte, nach »Sühne für so große Schande« rief und zum Schild und Schwerte lud, auch wenn Rußland und Frankreich dem trotzigen Herausforderer beispringen wollten. Und abermals schweift seine Vaterlandshoffnung hinaus in die Zukunft: nicht ein flüchtiges Zorngeflacker nur, nein, dauernder Mut zu großen Taten soll dem Volke aus seinen Worten aufgehen, und je nachdem es sich in dieser Frage entscheiden wird, ob für den Verrat seiner hilflosen Kinder oder zum grollenden Gericht an dem Bedränger, wird die harrende Weltgeschichte Deutschlands Bild zum Ruhm oder zur Schmach in ihren Teppich einweben. Auf den Brief selbst ließ Geibel in gesondertem Gedicht die Bedrängten selbst antworten, und dem vierfach wiederholten Kehrreim »Wir wollen keine Dänen sein, wir wollen Deutsche bleiben!« fehlte es nicht an schlagkräftiger Tageswirkung.

Für gewöhnlich lag solche »Aktualität« des Augenblicks weder in der Art noch in der Absicht der Geibelschen Lyrik. Wo andre sich Tagesereignisse wie die verschiedenen Reform- und Restaurationspläne Friedrich Wilhelms IV., die Berufungen von Patrioten, Dichtern und Künstlern nach Berlin, den Kölner Dombau, den Brand von Hamburg, die Ausstellung des heiligen Rockes in Trier, das Attentat des Storkower Bürgermeisters Tschech zum Stoffe wählten, hielt er sich an die großen Dauer- und Zukunftsfragen des vaterländischen Schicksals. Mit dem Einheitssehnen und -mahnen ging sein Traum und bald seine bewußte Verkündigung des deutschen Kaisertums Hand in Hand. Anfangs begnügte auch er sich mit dem ahnungsvollen »Brausen in tiefer Nacht« oder dem schönen, aber unklaren Bilde vom erwachenden Friedrich Rotbart, der im Waffenschmuck aus dem Kyffhäuser emporsteigt und aufs neue zu Aachen das heilige deutsche Reich gründet. Dann zeigte ihm ein »Gesicht im Walde« (1841) schon deutlicher die eisernen Kämpfe, die der deutsche Geist bis zu dieser Erfüllung auszufechten haben werde, und wie das Schwert des Sieges beschaffen sein müsse: »zweischneidig, der Griff als Kreuz gestaltet, die Kling' ein Strahl, der züngelnd niederfährt«; und vier Jahre später (»Eine Septembernacht«) läßt er durch den Mund Jürgen Wullenwebers sich selbst daran mahnen, daß Süd und Nord erst einig sein müssen, daß nur das Eisen den Weg zum Kaiserthrone bahnen könne, und daß ihm die Macht zur See nicht fehlen dürfe.

Wer aber soll das Schwert führen, wer die Krone tragen? Es war bezeichnend für die politische Lyrik auch noch der vierziger Jahre, daß sie der Antwort darauf aus dem Wege ging. Was dem Traum vom wiedererstehenden Kaisertum seine große Verbreitung verschaffte, war gerade seine Verschwommenheit. Sowenig



man sich über die Form seiner Verwirklichung klar war, ebensowenig hatte sich eine gemeinsame Ansicht darüber gebildet, wer die Einheit schmieden und die Führung der geeinten Nation übernehmen sollte. Geibel war zwar einer der ersten, die mit Entschiedenheit auf Preußen deuteten, aber später wurde auch er irre. In seinem »Julian«, dem Bruchstück eines erzählenden Gedichts von 1850, läßt er Rhein und Donau in vereintem Zukunftsahnen brausen und weiß für die im Staub zerschellte Krone, den von Motten zerfressenen Hermelin des deutschen Kaisers keinen würdigen Träger zu nennen. Denn den Traum, daß Friedrich Wilhelm die Krone aus der Hand der Frankfurter Nationalversammlung annehmen werde, hatte er ein Jahr zuvor im jungen Frühlingswald begraben müssen, bald nachdem ihn und viele Tausende von Patrioten die Kunde, »ein deutscher Kaiser sei gewählt am Main, und seine Boten sende ihm das Reich«, in den hellsten Jubel versetzt hatte. Doch

... Waisen blieben wir,
Wie wir's gewesen dreiundvierzig Jahr',
Und an den Weiden hängten wir aufs neu
Die Harfen auf, und durch die Saiten ging
Des Windes Seufzen. O wann bringt ein Tag
Dem Vaterlande die Gestirnung wieder!

Hatte er solange die fromme Hoffnung genährt, es werde die Eintracht aus Deutschlands Schoß gleich einem lächelnden Kinde erstehen, so weiß er jetzt, daß ihn ein Wahn betrogen hat, und eine bange Ahnung sagt ihm, daß »solche Frucht einst ungeboren mit scharfem Stahl aus Deutschlands Leib geschnitten werden müsse«.

Die »Deutschen Klagen vom Jahre 1844«, zehn Sonette, in denen er nach außen und innen, nach oben und unten das Bekenntnis seines gemäßigten Liberalismus abgelegt und statt des vielzüngigen Zeitungskrieges Einen Mann, einen Nibelungenenkel, statt der ewigen Zankesworte Krieg und Kugeln ersehnt hatte, fanden noch ein gleich geschlossenes Gegenstück in den »Sonetten für Schleswig-Holstein« (1846) — seitdem griff Geibel seltener zur Leier des politischen Sängers. Wohl hat er manch zornige Anklage wider die bei all ihren glänzenden Fortschritten in »Stoff und Wucht versenkte Zeit« erhoben — als aber das Jahr 1848 kam und mit ihm der offene Aufruhr, da fand sein Herz, so inbrünstig es seinen Gott immer wieder um Glauben und Geduld anflehte, keine Lust mehr an der Zeit:

Das ist mein Gram zu jeder Stund':
Sie bauen und legen keinen Grund,
Sie rechten sonder Maß und Huld
Und tilgen Schuld mit größ'rer Schuld.

Da kamen die Jahre unschlüssiger Qualen und Zweifel, denn wie er Wahnsinn hier, Verstocktheit dort walten sah, fühlte er sich selbst im grimmen Kampf zerspalten und konnte sich zu keinem der Heere schlagen; das Bild seiner Sehnsucht war gekommen, aber zum wüsten Greuel verzerrt. Doch aus dem Graus des entstellten Augenblicks sieht er schon, getreu seiner eignen Mahnung an das »priesterliche Geschlecht« der Dichter, im dunklen Heut den Geist der Zukunft nicht zu verkennen, den heiligen Funken in reinerem Gefäß erscheinen,

Bis endlich, wie die Schönheit aus dem Toben
Des Meers, die Göttin aufsteigt aus den Schlacken,
Unschuldig, auf der Stirn den Kranz von oben.

Als ein Mal hat der Dichter, der sich im wüsten Kampf des Tages zum Schweigen verdammt sah, diesen »Friedensschluß« aufgerichtet, als ein Zeugnis, daß auch er immer noch der Freiheit eigen, nur daß er im höheren Sinne ihrer Zukunft dichtet, während die Umstürzler sich zu Mundstücken des Tages gemacht haben. Sein Freiheitsideal war ja von jeher ein eignes. Aristides, Plato und Sophokles haben an seiner Wiege gestanden, die Demut vor der Gottheit und der Gehorsam vor dem ewigen Maß waren ihm eingepflanzt. Nicht aus der blutigen Saat des Mordes, sondern nur aus dem Geiste kann seine Freiheit aufgehen, und zwischen der Himmelstochter und der Götzin, der heiligen Lebensamme und dem Weib im blutigen aufgeschürzten Kleid, gibt es keine Versöhnung. Noch verhaßter als der Despot ist ihm der Pöbel, der sich den roten, zerfetzten Königsmantel umgeworfen hat. Offenbar zur Abwehr böswilliger Verdächtigungen ist das Distichon entstanden:

Unanhängig im Strom mein sittliches Selbst zu bewahren
Streb' ich, doch legt mir nicht auf, Sklave der Freiheit zu sein.

Nun vollends, wenn es sich um das Verhältnis des Einzelnen zum Staate handelt! Gesetzlos nicht und nicht geknechtet sein, das war es, was schon der Sänger der Vorwelt als einzig hohes Glück des Staates pries, und Geibel spricht es ihm nach. Nur wer sich zu bescheiden vermag aus Liebe zum Ganzen, darf in der Staatsgemeinschaft als groß und frei gelten. Noch weniger als die Pariser Freiheit hat Geibel ihre Revolutionsschwester, die allgemeine Gleichheit, im Sinne und Munde getragen. Eitel Lug schien es ihm, wenn er jenseit des Rheins dem Volke ein ewiges Brudertum verbriefen sah; »auf Erden werden Herren und Diener sein, solang' sich Berge türmen, Täler tiefen«, nur in der Seichtheit kann völlige



Edvardo Chicharro: Schmerz

Zu dem Aufsatz »Spanische Malerei der Gegenwart« von August L. Mayer

Gleichheit für alle gedeihen. Wie wenig sein gemäßigter Liberalismus aber mit Unterwürfigkeit und Liebedienerei gemein hat, beweist ein Sonett vom Jahre 1851, gerichtet an den Fürsten, dem er sein Jahrgehalt verdankte, der aber auch den Kaisertraum und die von ihm selbst gewedten Freiheitshoffnungen des Volkes so bitter enttäuscht hatte. Darin hielt er Friedrich Wilhelm IV. vor, wie gefährlich es sei, der vaterländischen Begeisterung erst mit eigner Hand den Damm zu öffnen und dann die Flut plötzlich wieder zu stauen und zu zerbrechen, denn kein Volk, das sich selbst noch achtet, lasse die Quelle seiner heiligsten Gefühle vergeuden. Vielleicht hat diese Verstimmung gegen Preußen ihm den Entschluß erleichtert, im Herbst 1852 an der Seite seiner jungen Frau der ehrenvollen Berufung nach München zu folgen, die König Max, »der Weisheit ernster Freund, den Musen hold, in Freiheit fromm«, an ihn hatte ergehen lassen.

Es ist dies Sonett von 1851 eins der wenigen politischen Zeitgedichte Geibels, die sich an eine bestimmte Person richten. Er war doch zu sehr über den Tag erhöhter Dichter, als daß er von den journalistischen Rechten und Formen, die mit dem Jungen Deutschland in die Literatur gekommen waren und von Lyrikern wie Herwegh, Dingelstedt und Hoffmann von Fallersleben keck benutzt wurden, häufiger hätte Gebrauch machen mögen. Was ihn im Innersten bewegte und woran sich seine volle Kunst entzündete, das waren die großen bleibenden Vaterlandsgedanken, die wie unverrückbare Sterne hoch über dem Schwall des Tages stehen. So hat er denn auch seiner 1871 erschienenen Sammlung älterer und neuerer Zeitgedichte den Titel »Heroldsrufe« gegeben und als Wappenspruch das bekannte Gelöbnis Schenkendorfs: »Will predigen und sprechen vom Kaiser und vom Reich«.

Das ist der Grundton auch dieser Geibelschen Gedichte, die von 1849 bis 1871 fast ein Vierteljahrhundert deutscher Geschichte umschließen. Sie beginnen mit Klagen über den zerronnenen Kaisertraum und über den ehrlosen Ausgang der schleswig-holsteinischen Unternehmung, ein Blatt der Schande, unter das die Konferenz von London mit dem Protokoll der Mächte vom 8. Mai 1852 ihr Siegel setzte:

Was sind zwei Herzogshüte,
Die man vom Reiche bricht,
Wenn Seiner Lordschaft Güte
Ein Lächeln uns verspricht ...

Aber um die »Bösen Träume«, die ihm ein weiselloses Volk, die blöde Uneinigkeit der deutschen Fürsten und Staaten und am Boden, als verschmähte, verstaubte und zerspellte Edelsteine der deutschen Krone, Nordmark und Westmark zeigen, um solche Gesichte, deren Gram durch den Hohn auf Fürst Schwarzenbergs, des Russenfreundes, Anmaßungen und Übergriffe nicht zu heilen war, rankt sich immer wieder die Hoffnung auf jenen »Morgen von Gott gesandt, der bei klingendem Schwerterstreich im zerstückelten Vaterland neu aufrichtet das deutsche Reich«, auf jenen Frühlingstag, da im deutschen Garten die Kaiserkrone blüht, auf den Regenbogen, der die Farben von Süd und Nord trotz den Lockungen und Drohungen des Erbfeindes in ein einziges Bild von Eintracht zusammenwölbt. Das Jahr 1859, das Geburtsjahr des Deutschen Nationalvereins wie überhaupt einer kraftvolleren und bewußteren preußischen Politik, das Jubeljahr der deutschnationalen Schillerfeiern, an denen sich auch Geibel mit einem Festgedicht beteiligte, ist besonders reich an solchen Hoffnungstönen. »O Waffenklang, o Frühlingsstimmen«, sang er im März ins deutsche Land hinaus, »wie lockt ihr heut so froh verwandt«:

Denn wie gelöst aus Schlummerbanden
Die Welt sich jüngt zu dieser Frist,
So bist auch du vom Schlaf erstanden
Und fühlst dich endlich, was du bist.

Damals auch entstand das seherische Gedicht von der »Läuterungsglut des Weltenbrandes«, das erst jüngst wieder, als wär' es eine Schöpfung dieser Tage, wie eine Feuerflamme durch alle deutschen Herzen lief:

... Wenn verbündet Ost und West
Wider dich zum Schwerte fassen,
Wisse, daß dich Gott nicht läßt,
So du dich nicht selbst verlassen ...

Zwei Jahre später ließ Geibel ein andres Gedicht (»Deutschlands Beruf«) in den jetzt gleichfalls wieder so viel zitierten Versen gipfeln:

Und es mag am deutschen Wesen
Einmal noch die Welt genesen —

aber erst, nachdem er betont hatte, daß in diesem deutschen Kaiserreich der Zukunft Macht und Freiheit, Recht und Sitte den Trieb jeder Selbstsucht zügeln würden. So wollen auch wir das Wort verstehen: nicht als eine übermütige Verkündigung schrankenloser Weltherrschaft, sondern als eine Zukunftsahnung der Freiheit und Gleichberechtigung aller Völker der Erde, soweit sie das erforderliche Maß von Gesittung erreicht haben. Das nur entspricht dem deutschen Wesen; das ist der Sinn der deutschen Weltpolitik, das der Sinn des deutschen Weltkrieges ...

Wieder, zu Anfang der sechziger Jahre, als der innere Zwiespalt heilloser denn je klaffte, und auch ein besonnenes Herz keinen andern



Ausweg sah als die Schärfe des Schwertes oder den Umsturz, wollte Geibels Mut verzagen, aber »er trug es und sang und hoffte« und warnte am Bilde Griechenlands Preußen und Österreich, die beiden Gewaltigen, die Gott zu Hütern des Reiches gesetzt, am fünfzigjährigen Gedenktag der Schlacht von Leipzig vor Eifersucht und Zwietracht, auf daß beider Pfad nicht in das Gefilde von Chäronea führe. Dann rief der Krieg von 1864 den alten Kämpen gegen die Dänen aufs neue in den Harnisch. Jauchzend schlug seine Brust dem Sturm und heiligen Feuerregen der Tat nach so viel bangen Stunden entgegen, und im April sang er sein schmetterndes Siegeslied von Düppel: »Der Feind ist geschlagen, und Schleswig ist frei!«

Doch die Tage des Konflikts gingen weiter mit ihrem trostlosen Silbenstechen, ihrem Mißtrauen und ihrer Verstimmung hüben und drüben, da überm Hader der Parteien keiner mehr ans große Vaterland dachte, und den, der lieber die Harfe zerschlagen als sie der Zwietracht der Volksparteien dienstbar gemacht hätte, die Zukunft mit Medusenblicken ansah, zumal als der eine Weile unter gemeinsamen Siegen verkittete Spalt zwischen Preußen und Österreich sich drohender auftat und das ganze Deutschland mit zerriß. Der »Schicksalstag«, den Geibel nahen fühlte, erschien bald. Während auf Böhmens Felbern die eisernen Würfel rollten, schwieg des Sängers Leier; erst am Jahresschluß des entscheidungsschweren Jahres 1866 erklingt sie wieder, um Trost und Balsam in die Wunden der Besiegten zu träufeln, zur Weisheit und Güte, zum Verstehen und Dulden der stammverwandten Eigenart zu mahnen und den Sinn auf den Tag der Erfüllung und Versöhnung zu lenken, »da des jungen Reichs Gebäude himmelan vollendet steigt, und des Kaisers Hand die Zinnen mit dem Kranz der Freiheit schmückt«. So hat er auch bei Eröffnung des ersten norddeutschen Parlaments, beim Aufziehen der Bundesflagge in Lübeck, wo er seit dem frühen Tode seiner Frau (1855) alljährlich längere Zeit weilte, und weiter noch oft und vielfach im bewegten Jahr 1867 zur Eintracht, zum Frieden und zum Maßhalten nach innen, zur Wachsamkeit und Festigkeit nach außen gemahnt und den neidischen, bald offen, bald heimlich wühlenden Friedensstörer im Westen vor dem Schwert deutscher Notwehr gewarnt. Dabei fehlte es nicht an ernsten Worten für Preußen: gewiß, mit Adlersflug solle es den andern voranfliegen, das sei sein Recht und sein Beruf, aber es müsse auch sich selbst freimachen von der Haft zu eng gewordener Formeln, müsse den Starrsinn abwerfen und fröhliche Blüten deutschen Wesens nicht gewaltsam mit der Schnur ziehen wollen. Doch auch den Brüdern überm Main, den noch immer zögernd und mißmutig beiseitestehenden Freiheitsmännern von 1848 und ihnen, die ihren großdeutschen Traum nicht vergessen konnten, hat er ernst ins Gewissen geredet, Deutschlands Macht und Herrlichkeit, Zucht und Familiensinn, Wissenschaft und Kunstfleiß vor ihren Augen leuchten lassen, ihnen Mut und Vertrauen zu dem werdenden Reich eingeflößt und immer wieder auf die Kaiserkrone hingedeutet, die dem allen erst die letzte Weihe geben könne.

Wir dürfen nicht vergessen: der dies sang, war ein Schützling des Königs von Bayern, ging bei ihm ein und aus und saß in seiner Tafelrunde. Solange König Max, »ein fürstlich Vorbild reiner Menschlichkeit«, lebte, hielt er seine milde und gerechte Hand über ihm; als er am 10. März 1864 die Augen zugetan hatte, von Geibel in einem tiefempfundenen Gedicht betrauert, wurde die Stellung des norddeutschen Dichters am Fürstenhofe bald erschüttert, besonders seit Wagner die Gunst des jungen Königs Ludwig fast allein für sich eroberte und Geibels eigner Zwiespalt durch den äußeren zwischen Nord- und Süddeutschland verschärft wurde. So bedurfte es nur eines Anstoßes, sein Verhältnis zu Ludwig II. zu lösen. Diesen Anstoß brachte das bekannte Lübecker Begrüßungsgedicht, das er dem König Wilhelm am 13. September 1868 vor seinem Gang in die Marienkirche darbrachte, und das mit dem Wunsche schloß, des Königs Auge möge es dereinst noch sehen, »wie übers Reich ununterbrochen, vom Fels zum Meer sein Adler zieht«. Dieses Wort griff eine bayrische Zeitung sofort auf und fragte, ob es denn ziemlich sei, daß der Gedanke eines deuschen Einheitsstaates, der eine mehr oder minder direkte Mediatisierung der Krone Bayerns in sich schließe, so gar eifrig von einem »Pensionär der bayrischen Kabinettskasse« befürwortet werde. Schon am 14. Oktober wurde dem Dichter denn auch durch ein Schreiben jener Kasse eröffnet, daß der ihm bisher bewilligte Ehrenbezug infolge der in seinen Gedichten neuerlich ausgesprochenen politischen Tendenzen durch Allerhöchste Kabinettsorder bis auf weiteres sistiert sei. In seiner würdigen, an den König selbst gerichteten Antwort wies der Gemaßregelte darauf hin, daß er die Grundanschauungen, die ihm das Allerhöchste Mißfallen zugezogen hatten, von jeher, lange vor seiner Berufung nach München, offen und unumwunden bekannt habe, und daß es allein an den Zeitgeschicken liege, wenn das Verlangen nach Kaiser und Reich seit den Ereignissen des Jahres 1866 eine bestimmtere Gestalt angenommen habe. Die ultramontane Presse Bayerns frohlockte und nannte Geibels Entfernung die »Morgenröte einer neuen Ära«. In Nord-

deutschland war man empört und machte Miene, eine Nationalsammlung für den Dichter zu veranstalten. Wie sie lehnte Geibel auch die hochherzige Einladung des Großherzogs von Sachsen-Weimar ab; denn schon seit dem Sommer, noch vor jener Begrüßung in Lübeck, hatte ihm König Wilhelm einen weiteren jährlichen Gnadengehalt von tausend Talern zugedacht. Auf die am 5. November bei ihm eingelaufene Mitteilung dankte Geibel mit den Worten, es hätte ihm kein willkommeneres Los zufallen können als die Vergünstigung, das schöne Geschenk dichterischer Muße aus der Hand zu empfangen, deren hohes Walten seit Jahren ein Segen für das gesamte deutsche Vaterland und für ihn selbst ein Gegenstand treuester und aufrichtigster Verehrung gewesen sei.

Der Zwiespalt in Geibels vaterländischen Gefühlen war damit getilgt, ehe noch die Macht der politischen Tatsachen die letzte Brücke über den Mainstrom schlug. Wie er dann — gleich dem von ihm besungenen Uhland ein »Herold deutscher Ehren«, der »den Freiheitsdrang in seiner Brust zu entschlossener Tugend gereift« — den heiligen Feuerzorn gegen Babel, die machtvolle Erhebung und die ruhmvollen Siege des über Nacht geeinten Vaterlandes bis zur Kaiserkrönung und Siegesfeier, aber auch die Totenopfer und die Trauer der Witwen und Waisen in Versen voller Kraft, Andachtsglut und Wohllaut gefeiert hat, braucht uns nicht ins Gedächtnis gerufen zu werden. Auch die jene Zeit noch nicht miterlebten, wissen es aus den Gedenkfeiern, die über ein Menschenalter hindurch von solchen Liedern ihre Weihe empfingen. Geibel hat auch nachher noch Glück und Not, Stolz und Gram des Vaterlandes, Bismarcks, »des Atlas mit der Schulter von Erz«, glänzenden Aufstieg, den Kulturkampf und die weltlichen Herrschgelüste des päpstlichen Stuhles, jesuitische Wut, altkirchlichen Hochmut und glaubenslose Verneinungssucht, den wachsenden Zwiespalt zwischen Kirche und Leben, Glauben und Dogma, Religion und Theologie, heiliger Überlieferung und realem Wissen der Zeit, hat die sozialen Kämpfe und ihre Verirrungen, schwächliche Fremdsucht und nebelhaftes Schwärmertum als getreuer Eckart in Tagebuchblättern des Nachlasses mit Sprüchen und Liedern einer aufrechten, frommen und lauteren Gesinnung begleitet; aber mit jenen vollen Garben des Spätsommers können sich diese Einzelhalme des herbstlichen Alters nicht mehr vergleichen.

Sie blieb lange hoch in Ehren, Geibels Vaterlandslyrik der siebziger Jahre, bis eine wahllose Verachtung alles Pathetischen in der Kunst mit dem Unechten auch viel Echtes in den Bann tat und das Schreckgespenst des »Hurrapatriotismus« einen wahren Kindermord unter allem Vaterländischen in der Dichtung veranstaltete. Die Zuchtrute der Zeit ist da, uns diese eitle Vermessenheit auszutreiben und manchem ihrer Opfer den Sockel wieder aufzubauen, der damals ihm mit Hohn und Spott zertrümmert wurde. Wenn nicht im Innersten unsers Herzens, da, wo Goethe, Mörike und Storm ihr Denkmal haben, so sollte doch dem Herold des Reiches ein Standbild in dem Hause errichtet werden, zu dessen Bau seine Begeisterung mehr als einen Stein beigetragen hat, und auch der Weihespruch dafür wäre schon gefunden:

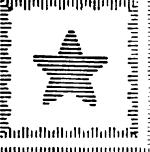
Wie aus Jupiters Stirn einst Pallas Athene, so sprang aus
Bismarcks Haupte das Reich waffengerüstet hervor.
Sei es der Göttin gleich, Germania! Pflanze den Ölbaum,
Sei dem Gedanken ein Hort, aber entwaffne dich nie.

Lübeck, im Mai 1874. Emanuel Geibel.



Der Kopf des Nana Sahib*

Novelle von Hans Hart



Dies ist die Geschichte des Brahminen Souracun, der mit Frau und Kindern in einem Dorfe am Ganges lebte, viele Stunden aufwärts von Cawnpore, im Dschungel. Von beiden Seiten wuchs grüne Wildnis ans Wasser. Klein war das Dorf und arm seine Bewohner. Auf den Wiesen weidete dürftiges Vieh, und die Reisfelder gaben nur kargen Ertrag. Auch Souracun hatte nur seinen Hochmut als wertvollsten Besitz. Hoch und schlank war er, hatte langsame und immer etwas feierliche Bewegungen, als trüge er sein Selbstbewußtsein als nicht leichte Last. Große verträumte Kinderaugen saßen in dem hellbraunen Gesicht, wie sie Menschen eigen sind, die viel in und von der Einbildung neuer und ungeahnter Veränderungen leben. Sein Weib war schön und reich an Anmut, glich einer Blüte, wie sie der Frühling aufsteckt, sobald die Unruhe und das Drängen im Dschungel beginnt, daß man nicht weiß, was die Nächte so laut und lärmend macht. Wieder war dieser Frühling im Lande. Rastloser und unruhvoller als sonst.

Wusch sich Souracun im Wasser des heiligen Stromes, wobei er umständlich und gewissenhaft verfuhr, sah er in diesen Wochen Menschenleiber flußabwärts schwimmen, willenlos den Wellen hingegeben, verkrümmt und gebogen in den mannigfachen Stellungen eines gewaltsamen Todes. Und Gerüchte gaben den Grund, warum der Ganges solche seltsame Fracht trug. Das Volk war aufgestanden und hatte Mord und Brand über Indien geworfen, so daß die Leichen der Engländer im Wasser trieben, Frauen und Männer, auch Kinder. In die Einsamkeit des Dörfchens freilich kam nur unbestimmte Nachricht von den Ereignissen, die rot und vernichtend über Indien hereingebrochen waren. Wenn aber abends die Männer unter dem Tamarindenbaum saßen und die Kühle genossen, von den kleinen und beschwerlichen Sorgen der Wirtschaft redeten und der Priester milde Gaben für seinen halbzerfallenen Tempel sammelte, weil die betelkauenden Bauern dann manchmal offenere Hände als gewöhnlich hatten, stand das große Geschehen wie eine Wolke über dem beschaulichen Geplauder, das um Korn und Reis und drückende Schulden beim Kaufmann ging. Söhne des Dorfes waren in den aufständigen Regimentern, die jetzt die Brandfackel durch alle Provinzen streckten.

Unter dem Tamarindenbaum war das große Wort meist beim Brahmanen Souracun, weil seine Vorfahren einst Fürstenmacht besessen hatten und seine Unruhe nach allen Neuigkeiten und Veränderungen griff. So ließ sich der sonst scheue und bedenksame Mann von seiner Einbildungskraft fortreißen, daß er Gaukeleien als sichere Zukunft ausmalte und Luftschlösser in den blauen Himmel baute, in einer noch etwas verzagten Freude, seine innere Bilderwelt vor dem gaffenden Dörfvolk auszukramen. Unter der fast hellen Haut schimmerte das auf einmal heiße Blut, und die mageren Arme stießen die stolzen und farbigen Sätze gleichsam von sich. Alles, was in ihm selbst wuchs und sich drängte, wollte er in den schwerfälligen und dem Tag hingegebenen Ackerbauern aufbrennen lassen, die Sache der Sepoys schien ihm heilig, weil sie ihm selbst kostbar und aller Mühe wert war.

Eines Abends nun kam ein Trupp des zweiten Eingeborenen-Kavallerieregiments von Cawnpore ins Dorf geritten, übermütig und im ersten Rausch des Sieges. Die Männer priesen den Nana und den leichten Gewinn, den er ihnen gönnte. Aber sie

* Nana Sahib (eigentlich Dundhu Punth) war der Führer des großen ostindischen Aufstandes im Jahre 1857. Geboren 1825 als Sohn eines Brahminen in Dekhan, wurde er nach dem Tode seines Pflegevaters Badschi Raho, des letzten Peischwa (Hausmeiers) der Mahratthen, mit seinen Erbansprüchen von den Engländern abgewiesen. Daraufhin übernahm er von seiner Hauptstadt Bithur bei Khanpur aus den Oberbefehl über die aufständigen Sepoys von Khanpur und wütete hier mit beispielloser Grausamkeit gegen alle Engländer. Bald jedoch (17. Juli 1857) wurde Nana Sahib aus Khanpur verdrängt und, am 6. Dezember nochmals besiegt, ins Dschungel gejagt, wo er dann auf rätselhafte Weise seinen Tod fand.



raubten und plünderten, verfuhren ungebührlich mit den Frauen und trieben es weit schlimmer als die Sahibs. Und als sie endlich abzogen, war die Cholera im Ort.

Da saß das Sterben mitten im lauten und grünen Frühling. Am Ganges qualmten die Leichenfeuer. Weithin wehte der beizende Rauch; aus den Lehmhütten drang die Totenklage. Und die Krähen flatterten über dem Wasser. Vom Brahminen Souracun fiel die erwartungsvolle Sicherheit, als die Geschehnisse anders kamen, denn er geglaubt hatte. Die vielen Frauen und alten Männer in seinem Hause, da jeder Hindu von tausendfältiger Verwandtschaft geplagt ist, die das letzte Brot und die letzte Handvoll Reis verschlingt, sahen mit unwilligen und fordernden Augen auf den Brahminen, als müßte er ihnen allen wieder Kraft und Zuversicht geben. Aber die Fülle der Gesichte war in dem Haltlosen eingeschrumpft, die lichten Farben hatten ihre Helligkeit verloren, stumpf lebte Souracun unter dem Zorn der Götter. Ihnen weihte er einen seiner Pflugstiere, den der Priester dankbar entgegennahm, und der nun als unantastbar und heilig galt, mochte er auch die Felder verwüsten und in den Dorfgassen um Futter für seinen ewig hungrigen Magen brüllen. Unter dem Rasseln der Handtrommeln und plärrenden Gebeten zog das Volk um den Tempel und erflehte das Erlöschen der Seuche. Rote Blüten, die der Frühling ausstreute, brachten sie der furchtbaren Göttin Durga dar, die, ein rotbemalter häßlicher Holzklotz, im Tempelchen hockte und mit ihrem Dreizack den Dämon zermalmte. Mit rotem Saft tränkten sie die weißen Gewänder, um durch diese Farbe die Göttin günstig zu stimmen. Doch es war kein Ende im Sterben.

Um diese Zeit ergriff die Krankheit einen Knaben des Brahminen Souracun. Mitten im neuen Reichtum des Frühlings, der sein Grün um alle Welt rankte, fielen die schweren Schatten auf das Kind. Einsam und vergrämt stand der Brahmine und streckte die leeren Hände, als sollten die Götter Genesung dareinlegen. An beiden Ufern brauste der Wald, wo das Wachsen mächtig und stark war. Unsichtbare Hände wirkten das Leben und brachen das irdische Gefäß, und keiner wußte: war es Zufall oder Bestimmung. In Souracun regte sich der Trotz, ein Erbteil seines alten Königsblutes, daß er ohne Demut die Finger zu Fäusten schloß und das Kinn vorstieß. Hingegeben und treu hatte er der tausendfältigen Götterwelt gedient, nie ein Gebot verletzt, das seiner Kaste aus grauer Vorzeit überliefert war, und jetzt bogen die Unerbittlichen sein Haupt in den Staub. Wie der Saft des Mangobaumes die Knospen aufblättert, daß über Nacht Fülle ist, wo vorher Dürre war, so wuchsen Souracun andre Möglichkeiten zu, als sein Glaube in Scherben sprang. Hochgereckt, mit eingekniffenen Augen trat er in die Hütte zurück, wo die Frauen Gewürze in Kupfergefäßen verbrannten und die Greise Trommeln schlugen und Flöten bliesen, die Todesgöttin zu erweichen. Ein Lächeln stand um den schmalen Mund des Brahminen. Jetzt wußte er, was er zu tun hatte. Es gab Männer, reich an Weisheit, die in Büchsen und Fläschchen die Gesundheit trugen. Vor dem Brahminen wirbelte wie Goldrauch das Bild des weißen Arztes, der einst den kranken Knaben aus dem Leib der Mutter geholt, als Moonia die Blicke schon nach den Feuerstätten am Ganges gerichtet hatte.

Der Wald stand wie eine grüne Mauer in der Mittagsglut. Da verlor sich Souracun im Dschungel. Sein Fuß fand Wege, die sich schmal und unkenntlich ins Dickicht zwängten. Im Gezweig lärmten die Affen in unaufhörlicher Erregtheit von Baum zu Baum. Ranken kletterten aufwärts und hingen in verknoteten Netzen baumab. Schwieg das Affenvolk, blieb ein feiner Laut, ohne daß der Wind im Laub war, eine kaum merkliche Unruhe, als ginge ein Unsichtbares durch den Wald. So redete der Frühling in dem Aufplatzen der Knospen und dem Auseinanderbreiten der Blätter, im sanften Niedergleiten des noch halbgrünen Laubes, das die kalte Jahreszeit übriggelassen hatte. Aus schwarzen Tümpeln scheuchte Souracun Wildenten, die schweren Fluges abstrichen, faul und zuversichtlich, als wüßten sie, daß jetzt kein Sahib auf Weidwerk war. Im Schilf läutete der Frühling, der in seiner überschnellen Reife beinah dem Sommer glich, mit unendlich leisen Glocken. In reinem Blau spannte sich der Himmel, westlich schwammen gefranste Wolken, stießen sie aneinander, brummte der Donner, und Regen strich über



den Dschungel. Das vorzeitige Wetterrollen nahm zu, als die Sonne hochstieg und ihre Hitze auf das Land legte. Überall schwatzten die Vögel und übten ihr Lied, kaum die Mittagsglut ließ sie schweigen.

Durch Busch und Bambus glitt der Hindu, scheu wie ein streifendes Tier. Er mußte vor Abend den Dschungel hinter sich haben, ehe die Bestien ihr Frühlingsfest feierten mit Sprung und Brüllen und Kampf. Schon sanken die leuchtenden Farben des Tages, nur in den überhohen Bäumen rastete noch der Glanz. Da rollte abermals der Donner in breiten Schlägen.

Souracun stand da mit weitgeöffneten Augen. Anders klang das Rollen, so kam nicht ein Gewitter über den Wald. Jetzt schob sich Grasland vor, aus Baumgruppen schimmerte ein roter oder weißer Tempel. Und da drüben zog ein feuerrotes Band über den Himmel.

Dort lag Cawnpore, wo der Nana seinen schlimmen Handel mit den Sahibs hatte. Vielleicht blieb keine Zeit, den Arzt zu finden, der den kranken Knaben vor neuen und unbekannten Verwandlungen retten sollte.

In hohen Sprüngen setzte Souracun durchs Gras, das ihm bis zur Brust wuchs, so reich und üppig war die Gewalt dieses Frühlings. Die Sonne erlosch plötzlich. Alles war rot und grell, einen Augenblick blieben die Tinten in voller Stärke, aber ohne den warmen Glanz, als wäre die bunte Landschaft des Lichts beraubt, das hinter allen Dingen steht und ihnen erst die lebendige Farbe gibt. Dann kam schnell die Nacht, unvermittelt fielen blaue Schleier über die Welt. Nur der feuerrote Streif behielt sein Gleißen, wie Wellen wechselten seine Ränder.

Feuer war es.

Unter dem Rot qualmte der Rauch.

Als Souracun in die Vorstadt Nawabgunge kam, war die unruhige Gewaltsamkeit dieser Nacht überall ausgebreitet.

Ein betrunkener eingeborener Leutnant taumelte mit blanker Klinge den Fußsteig entlang. Der Brahmine griff besorgt nach der heiligen Schnur über seiner Schulter und vermied die Berührung mit dem Moslem. Dann aber trieb ihn doch die Angst, daß er eine Frage tat, hochmütig und kurz, als müßte er rasch eine Mauer zwischen sich und dem andern errichten.

Der eingeborene Offizier fuchtelte mit dem Säbel in die Nacht: »Alles ist tot!« Und er lachte.

Papierlampen brannten im Basar. Überall war Licht. In halbverfallenen Hütten buken Weiber und Kinder Weizenkuchen über der Holzasche. Fackeln eilten durchs Dunkel der Seitengassen, hie und da prellte ein Schuß auf, gleich überholt von einer Salve, daß es eine tolle und maßlose Dorfkirmes schien, die in Cawnpore diese Nacht lärmend und rot machte. Über den Bäumen zuckte der Feuerschein, und dann kam das Rollen, wenn die Geschütze in Unordnung gegen General Wheelers Verschanzung brüllten.

Und mitten darin stand Souracun und suchte Hilfe für sein krankes Kind. Seine Augen gingen von einer Unwahrscheinlichkeit in die andre.

Fakire sprangen vor ihm her, schmierig, mit struppigem Haar, und schrien wie die Krähen, die daheim dem Pflüger folgten. An einer Ecke plünderten Sepoys die Stube eines Geldwechslers und bargen die Beute im Turban. Auf den Türschwellen hockten Greise und aßen langsam und bedächtig Süßigkeiten, wackelten mit den Köpfen und horchten in den unaufhörlichen Lärm. Eine Tänzerin zog mit ihrem bunten Gefolge, das auf Kesseltrommeln paukte, ins Haus, wo Tantia Topee, des Nana Generalissimus, Tafel hielt.

Alle Sicherheit war gebrochen, der Alltag in neue Möglichkeiten abgedrängt, Reichtum wurde zu nichts, und arme Teufel liefen als reiche Diebe umher.

Dem Brahminen Souracun wirbelte der Kopf. Müde und überwältigt von den unerwarteten Bildern, setzte er sich auf die Stufen eines kleinen Tempels, knapp am Fluß. Und blieb im Gebet, in das er sich als letzte Zuflucht rettete. Die Sache, die er unter dem Tamarindenbaum mit eifrigen und gläubigen Worten vertreten, schien ihm jetzt schlimm und nutzlos wie der Stein im Acker. Der kleine Landbesitzer, dem Leute niederer Kasten die Felder bebauten, fühlte sich beengt und bedroht in der lärmerfüllten Stadt.

Der blasse und unruhige Glanz der Lichter schwamm auf dem Wasser, manchmal riß das Aufblitzen der groben Geschütze eine Baumgruppe aus dem Halbdunkel. Die

Nacht war kalt und wurde kälter, je mehr sie in den Morgen glitt; das Frösteln vor der ersten Helligkeit war über aller Welt. Auf dem Ganges und in den Straßen der Stadt lagen Nebelbänke, die ganze Landschaft schien in dicke Watte gewickelt. Faul und nachlässig rollten die Kanonen, dann war das Schweigen rundum ausgebreitet, daß unmerkliches Rasseln einer Wasserratte in der Stille laut und geräuschvoll wirkte. An den Bäumen hing der Nebel wie flockige Baumwolle. In das gleichmäßige Murmeln der Gebetworte des Brahminen Souracun sanken die eingeschrumpften Blätter und hauchte das Strecken und Drängen eines neuen Wachstums.

Wie Mauern stand der Nebel, als Souracun flußabwärts schlich. Bei jedem verlorenen Laut duckte er sich, hatte die Hand am Schwert. Eine Feldwache rief, eine Muskete warf roten Blitz in die ziehenden Schwaden, die sich jetzt in Unruhe vom Ganges hoben, aneinanderprallten, Wolken bildeten und dann sich in weiße Schleier lösten. Überall lag der Tau, noch glanzlos, ohne Sonne.

Und mitten darin huschte ein Mann, dem eigenwilligen Zweck hingegeben, winzig neben der Größe der jetzt verhüllten Ereignisse. Von all dem Wirren und Furchtbaren, das in dieser Nacht um die Stadt saß, war ihm nichts bewußt als die Notwendigkeit, den weißen Sahib zu finden, und es wog federleicht, daß er so in das Feuer der Rebellen kam. Die Einfachheit seiner Art und die geheime Leidenschaftlichkeit des Hindu zwangen ihn, hartnäckigen und beschwerlichen Weg zu nehmen, durch Nebel, durch halbverbrannte Gärten, vorbei an verwüsteten Bungalows, an allen Zeichen verirrter Gewalt. Wenn er platt auf der Erde lag und in die nebelerfüllte Dunkelheit horchte, atmete er schnell und glaubte sich selbst jünger und stärker, als wären ihm erst jetzt Erfüllungen geworden und die unruhigen Bilder seiner Phantasie als neue Wirklichkeit um ihn aufgestellt.

Ja, Souracun lächelte zufrieden, da der knappe Ruf einer englischen Wache vor ihm aufsprang und der Hahn der Muskete knackte.

So fand die aufsteigende Sonne Souracun innerhalb der Lehmwände, hinter denen General Wheeler dem Zorn und der Macht des Rajah von Bithoor trotzte.

Sie gaben dem Tollbreisten Weizenbrot und eingekochte Tamarinden. Er hockte mit der schnell wiedergefundenen Würde seiner Kaste abseits und hielt mit feierlichem Gesicht und umständlichen Gebärden die erste Mahlzeit nach langem Fasten. Dazwischen redete er nur wenig, und dies mit den treugebliebenen Sepoys, Brahminen wie er selbst. Ja, heilkundige Sahibs waren im Lager, nicht nur einer, drei oder vier. Aber die hatten jetzt andres und Nötigeres zu tun, als durch den Dschungel zu einem sterbenden Hinduknaben zu eilen. Bekümmert senkte Souracun den Kopf, als ihm so plötzlich bewußt wurde, daß er alle Mühe und Gefahr vergeblich auf seine Schultern genommen hatte. Gekränkt blickte er um sich, weil er fühlte, daß man seinen Worten nicht recht traute, ihn wohl gar für einen Ausspäher des Nana hielt. Schweigend richtete er sich auf, ließ einen Augenblick die Arme hängen, daß er mager und jammervoll im ersten Morgenlicht stand.

Dann griff er nach einem der Gewehre, kniete nieder und schoß. Aus einer der halbfertigen Baracken rings um die Verschanzung, wo sich die Rebellen eingenistet hatten, schrillte ein Todesschrei. So verkaufte sich Souracun den Sahibs. Er lächelte. Jetzt glaubte man ihm.

Und der Leutnant Delafosse rief mit blitzenden Augen: »Endlich ein Mann!«

Souracun aber sagte leise und traurig: »Die sind schuld, daß mein Kind sterben muß.«

Und er blieb in der Batterie, schleppte Munition, schob und zerrte an den Lafetten, hielt die brennenden Lunten der veralteten Geschütze, mit denen Delafosse den Feinden schweren Abbruch tat. Ein englischer Kanonier brach in die Knie, starr standen die Augen in dem erblaßten Gesicht. Da bückte sich Souracun, gab ihm Wasser und umklammerte die Hände des Sterbenden, weil er meinte, seinem Knaben diese Liebe zu tun.

Und es war, als lebte er hier, im ungenügenden Schutz der Lehmwälle, mitten in der mannigfachen Bekümmertheit, nicht anders als im Dschungeldorfe unter den Seinen, gebunden an das Rad der Notwendigkeit. Die Angst vor den Veränderungen, die daheim vielleicht schon geschehen waren, machte ihm die Unrast und Gefahr beinahe willkommen, daß Delafosse in diesen

blutigen Tagen keinen unerschrockeneren Helfer hatte als den Brahminen Souracun. Der haßte den Nana und die Aufständischen mit dem kleinen Haß des Menschen, der alles auf sich bezieht und nicht weiter sieht, als seine Notdurft es braucht. Und da seine Einbildungskraft stets nach rechts oder links schwankte und an allerlei Möglichkeiten sich entzündete, war es nicht weiter verwunderlich, daß er in dem Auf und Ab eines erbitterten Kampfes nachtwandlerische Sicherheit bewahrte, gestützt und getragen von unsichtbaren Flügeln, die nur warteten, aus der Grellheit und Maßlosigkeit dieser Geschehnisse Souracun in den engen Kreis seiner gewohnten Umwelt zurückzubringen. Zudem schmeichelte es ein wenig seiner Eitelkeit, in der Not der Sahibs wie eine Fackel durch die Dunkelheit zu glänzen.

Der Schweiß rann über den nackten Leib, Rauch und Pulverdampf beizten und schwärzten die Haut; Souracun wich nicht aus der Batterie. Das Strohdach der einen Baracke, wo die Kranken und Verwundeten sich bargen, loderte auf, das Sausen der Flammen mengte sich mit dem Krachen der Vierundzwanzigpfünder. Dazu das Pfeifen, ehe die Geschosse einschlugen, verlorene Schreie, die in Stöhnen und Ächzen sich verwandelten, das Jammern der Weiber, die sinnlos und halb nackt durch die feuerhelle Nacht rannten, dahin und dorthin, und nirgend war Schutz. Und noch immer brannten die Häuser von Cawnpore, als wären Fackeln um das verzweifelte Häuflein Menschen gestellt.

In dieser Nacht bereitete Hauptmann Moore seinen Ausfall, und unter den fünfzig Männern, die im Dunkel, während das Feuer der Feinde gerade schwieg, ausbrachen, war der Brahmine Souracun.

Delafosse vertraute ihm mündliche Botschaft nach Allahabad, woher die Hilfe, wenn überhaupt, kommen mußte. Im Winkel der halbverbrannten Baracke stand er mit Souracun. Der hatte die Arme über der Brust gekreuzt und hörte mit gesenktem Kopf die knappen und eindringlichen Worte des Offiziers. In ihm war die starre Ruhe des Hindu, der von Verwandlung zu Verwandlung schreitet. Eine Hand greift in die Speichen des Rades und dreht es ein Stück weiter, und dieses Stück ist Notwendigkeit, eins kommt zum andern, bis der Weg vollstreckt ist. Langsam wiederholte er Satz um Satz, achtete nicht auf das schwere Atmen der Soldaten, die hart die Füße aufstießen, gesammelt für die letzten Dinge, die da draußen auf sie warteten.

Plötzlich aber sagte Souracun: »Will der Sahib mir nicht die Fläschchen mit der Gesundheit geben?«

Er dachte nur an sein Kind. Und als er seinen Willen hatte, nicht ohne daß die andern sich über solche Seltsamkeit verwunderten, lächelte der Brahmine, weil seine Beharrlichkeit allem Ungemach den Zweck dieser abenteuerlichen Tage abgetrotzt hatte.

Dann schlich er mit der Schar in die Nacht, half beim Rachewerk, vernagelte die Geschütze, riß sie von den Lafetten und warf sich endlich ins Buschwerk nahe am Kanal.

Nun war er allein.

Seine Hand tastete nach dem schwer erworbenen Schatz, den er auf dem Leibe trug. Dann schlug er sich südwärts.

Überall brannte das Land in Unruhe und Zorn. Zwischen Verheißung und Sorge schwankte das Volk an beiden Ufern des heiligen Stromes. Und die Julisonne erfüllte die Welt mit ihrer Glut, daß junges Laub schon welk und schlapp niederhing, das Gras braun war in seiner Dürre, die Feuchtigkeit in den Tümpeln austrocknete und Staubwolken die flirrende Luft verschleierten. Nur die Mücken freuten sich der Hitze und tanzten unermüdlich in Busch und Bruch. Die Erde zerbarst und wurde zu Staub; auf den Feldern stand die Frucht in schwerer Reife, aber die meisten Hände blieben müßig und ernteten nicht. In Delhi bauten sie ja jetzt an dem neuen Reich, und die schnellen Hinduträume wurden daran satt. Alle Götterbilder waren bekränzt, und die Priester wußten gar nicht, woher die reichen Gaben der sonst so kargen Bauern auf einmal kamen. Männertrupps zogen durch den Wald, hatten plumpe Luntenflinten geschultert und zuversichtlichen Glanz in den beinahe fieberhaften Augen.

Abseits, ohne Anteil an der üppigen Tafel, die plötzlich über ganz Indien gebreitet schien, eilte der Brahmine Souracun, wie ein Pfeil, der, abgeschnellt, die Luft durchfliegt, bis er die Spitze in den Boden bohrt, wo ihm das Ziel bestimmt ist. Von den armen Kindern der Sahibs im sonnenüberbrannten Lager von Cawnpore spannte



sich für Souracun eine kurze Brücke zum Dörflein hoch oben am Ganges, Not war Not, hier nicht anders als dort. Und sein Stolz litt nicht, daß er das gegebene Wort brach. So log er von einer Wallfahrt zum Schiwatempel in Tandschur, wenn abends die Leute den Wegmüden ausfragten, und sie gaben ihm Speise und Trank, in der stets bereiten Ehrfurcht vor heiligen Zwecken.

Am fünften Tage dieser beschwerlichen Wanderung aber geschah es, daß ein Pikett von kleinen knorrigen Goorkhas die Straße sperrte; rechts und links lauerten sie im Busch und hatten groben Griff und rauhes Wort, bis der Offizier, dem Narben von Blattern und Wunden gleicherweise das Gesicht zerrissen, Souracun kurz aufforderte, die Wahrheit zu sagen, sonst warteten viele Bäume auf solche Last.

Der Goorkha kannte Kapitän Moore und manchen von den andern. Eine Weile stand er nachdenklich, dann fragte er, noch zuletzt mißtrauisch: »Warum bist du nicht vorerst in dein Dorf gegangen?«

Feierlich sah der Brahmine über ihn fort: »Mein Wunsch ist nicht der Weg.«

Und er lächelte, weil er Werk auf Werk legte und der Vollendung entgegenwuchs. Von dem unermeßlichen Feuerbrand war ein Funke auch in ihm.

Die Goorkhas brachten, als die Ablösung kam, Souracun vor General Havelock. Rundum lagen Hochländer und Madras-Füsiliere, wie die Müdigkeit sie niedergeworfen, und kühlten die wunden Füße in den Tümpeln, die der erste Sommerregen in die Erde gewühlt hatte. Seitab rupften an den Füßen schwergefesselte Elefanten das Laub von den Mangobäumen.

Ernst und ein wenig steif wie ein von Gott gesandter Bußprediger in der Wüste hörte Havelock die Botschaft des Brahminen. Bedächtig strich er den weißen Bart und zog die Lippen schmal, als hätte er gerade Essig getrunken. Endlich stieß er den Säbel, der im Griff noch den Staub Persiens trug, ungeduldig auf und sagte mit seltsam schriller Stimme: »Gebe Gott, daß ich nicht zu spät komme!«

Er drückte das Kinn vor, ein Mann, der seinen Weg wußte und entschlossen war, ihn zu gehen, einer ganzen Welt zum Trotz. Denn er führte in der Tasche die Bibel und in der Faust das Eisen, das Blut trank.

Die Brigade stand in Marschreihen, die Hitze war groß, so daß man in der Nacht ging und tagsüber rastete.

Der General ritt noch einmal zum Brahminen Souracun, er hatte jetzt ein gütiges Lächeln in dem greisen Gesicht; hinter ihm klatschten die englischen Fahnen in der ersten Bewegung des Nachtwindes. »Ich halte dich nicht länger, Mann, deine Pflicht ist getan.

Und sie brachten ein Pferd, klein, aber muskelstark, wie es für Wald und Sumpf taugte. Dankbar neigte sich der Hindu und kreuzte die Arme über der Brust. »Sahib, du weißt, was mir not tut. Der Sommer war im Land, als ich mein Dorf verließ. Nun ist alles grün, und darauf liegt der Staub. Risse sind in der Erde, die eine Ernte gab. Und am Himmel warten die Regen. Zweierlei ist alles.«

Auf war der Dschungel, voll von Brüllen und Rennen, als Souracun am Flusse aufwärts zog, weit vor Havelocks Fußvolk. Rings standen die Schatten der Finsternis. Im Wasser platschten die grasfressenden Tiere, sogen und schlürften und kühlten den noch sonnenheißen Leib. Am dritten Tage aber war die Sonne ausgelöscht, die Wolken hingen so tief, daß man ihren feuchten Rand fast greifen konnte. Der Wind stand auf und trug den Staub.

Dann rauschten die Regen.

So kam das Neue in die alte Welt. Und es war hohe Zeit. Alles war nackt und bloß, der grüne Mantel von Fels und Erde genommen. Braun und zerrissen bauten sich die Uferbänke auf, tief unten blieb das Wasser, schlammig und grün. In Güssen, ohne Unterlaß, stürzte der Regen. Das durstige Land trank und trank. Dann teilten sich die Wolken, die Sonne kehrte zurück, stechender, brennender als vorher. Und die Erde dampfte, daß ein dunstiger Brodem über Fluß und Dschungel gebreitet lag. So rauchte und qualmte die Feuchtigkeit. Unvermittelt fiel plötzlich der Nebel, hüllte Baum und Busch ein, verwischte alle Umrisse. Und von neuem rauschten die Regen. Da schwollen die ausgetrockneten Bäche und schossen Hals über Kopf einher, rissen Äste und entwurzelte Stämme mit sich, türmten eins übers andre und brachen mit ihren Wassermassen in den Ganges.

Und es geschah eine merkwürdige Veränderung mit dem Brahminen Souracun.



Wie die Landschaft, löschten die Regen auch alle frischen Erinnerungen, daß Souracun kaum wußte, aus welchen bunten und unwahrscheinlichen Begebenheiten er kam, und daß er den Pony, der knietief in den Morast sank, mit Schenkeldruck und Zügel vorwärtstrieb, als wäre er vor knappen Stunden aus dem Dörflein geeilt, und es gälte nun, die Hilfe nicht zu spät zu bringen. Langsam wandelten sich die runden und beinah heldenmäßigen Gebärden der letzten Wochen zu vergessener Fügsamkeit, und die Augen prüften bedächtig, wie hoch das Wasser über den Reis- und Kornfeldern stand. Die kleinen Dinge stellten sich um ihn, und er fragte in den regendurchwaschenen Ortschaften mehr nach der Ernte und den bäuerlichen Notwendigkeiten als nach dem Schicksal der Menschen in General Wheelers Verschanzungen.

Doch schien die Unruhe und die erwartungsvolle Bewegtheit noch immer nicht aus dem Lande gewichen zu sein. Manche Frauen trugen goldenen Schmuck an Armen und Beinen, und es war an der Art, in der sie die Aufmerksamkeit des Wanderers darauf zu lenken suchten, unschwer zu erkennen, daß sie mit neu und wohl auch bedenklich erworbenem Gute prunkten. Ihre sonstige Scheu vor fremden Männern wog geringer als ihre Eitelkeit. Einmal traf er auch einen Brahminen, der den linken Fuß nachschleppte und in seinen friedlichen Gewändern sehr kriegerisch blickte, so daß er einem verwandelten Sepoy glich und man meinen konnte, er habe nur aus guten Gründen den roten Rock ausgezogen. Der erzählte, daß der Maharaja von Bithoor die von Allahabad anrückenden Engländer nahe bei Futtehpore mit gewaltiger Streitmacht erwarte. Und er wies auf den Ganges, der breit wie ein See über seine Ufer rauschte.

»So werden sie heimkehren, die Ungläubigen, das Gesicht zu unterst.«

Vor Souracun aber war der strenge und entschlossene Kopf Havelocks, und da glaubte er nicht an die stolzen Worte. Weit umritt er Cawnpore, als hätte er, der friedliche und traumliebende Zemindar des Dörfleins am Dschungelrande, nichts zu schaffen mit den verwirrenden Händeln dieser Welt. Immerzu strömte der Regen, sein Rauschen erfüllte das schweigende Land.

Über das Bambusdickicht, dessen Schäfte Wind und Regen auf und nieder bogen, spähte Souracun. Dort lag die Heimat. Aber er sah sie nicht. Allzu dick fielen die Tropfen. Wolken zerbarsten und ergossen unendliches Wasser. Kaum erkannte er den Wald hinter den grauen Schleiern.

Zu viel Schweigen dünkte es Souracun, selbst für die Zeit der rauschenden Regen. Es mußte jetzt Abend sein, und kein Rauch wirbelte, nicht eins der gewohnten Geräusche war zu hören, das Scheuern einer Stallkette oder das Brüllen des Viehs, das Klappern der Handmühlen oder der verlorene Schrei eines Kindes. Und da kam die Angst über den Mann, der in all dem Lärm und in all den vielgestaltigen Gefahren ruhig, beinah gleichgültig geblieben, daß er eingeduckt und zitternd auf dem Gaul hockte und vor diesem Schweigen mehr bangte als vor dem feuerspeienden Gepolter der Geschütze des Nana Sahib.

Die erste Hütte war verlassen, das Strohdach halb verbrannt, das Wasser floß ein und stand schon kniehoch zwischen den Lehmwänden. Und über dem Weg ins Dorf lag ein unendlich feiner grüner Hauch; dort, wo sonst der Boden festgestampft und hart wie Stein war, wuchs Gras.

Souracun warf den Pony in Galopp, hochauf spritzte der Morast, aus dem Nebel und den wehenden Regenschleiern schob sich dunkelgrün und reingewaschen das Mangowäldchen, und dicht davor stand schwärzlich und eingestürzt ein verbranntes Haus.

Ein Schrei brach in das Schweigen, lief durch die schmale Dorfgasse, rannte an die unbewohnten Hütten, sprang zurück und versank in dem gleichförmigen Plätschern.

An den Mohwabäumen hingen schrumpfig und zerknüllt die gelbgrünen Blüten, die sonst der Göttin Durga von frommen Händen dargebracht wurden. Es gab keine frommen Hände mehr, nur das Schweigen.

In einer Ecke lag ein kupferner Waschkessel, von Schmutz umkrustet. Mit einem Satz war Souracun aus dem Sattel.

Sein Kessel.

Und er trug das Gefäß, das er zu seinen feierlichen Waschungen gebrauchte, sorgsam an die Brust gedrückt, als müßte ihn dieses gefundene Stück zu seinem übrigen Hausrat bringen. Da waren Krankheiten, vor denen die Menschen flohen, irgendwohin, in die Nachbarschaft, bis der Priester die Gei-



ster beschworen; alle freundlicheren Möglichkeiten baute der Einsame zu seinem Troste auf, glaubte daran, weil er den Kupferkessel in beiden Händen hielt. So war er nicht ganz allein. Da allerlei Zuverlässigkeiten in diesen Tagen zu Staub zerkrümelten und der Brahmine Souracun durch Veränderungen ging, die plötzlich und unglaubhaft aufwuchsen wie Gras nach den großen Regen, war der Schrecken dieser Stille für ihn nur ein andres Glied in der Kette von Unmöglichkeiten, die von allen Seiten in sein friedliches und abgegrenztes Leben langten. Die Verwunderung blieb zunächst stärker als der Schmerz. Das Bambusgebälk war nackt und brüchig, eingeknickt und rauchgeschwärzt, den Lehm hatte der Regen abgebröckelt und das Feuer zerfressen. Kleiderfetzen waren in einen Winkel geworfen. Reiskörner schwammen im Wasser. Und auf den Trümmern eines Tisches, der zu den geringen Kostbarkeiten des Haushalts gehört hatte, saß eine Puppe, das Abbild der Göttin Durga, ein Spielzeug von Souracuns Kindern. Vom eingestürzten Dach kam der Regen und fiel in schiefen Streifen. Bekümmert schien die winzige Göttin den Kopf zu senken. Verbrannt standen die Mangobäume, die dem Hause früher Schutz gewährten; wie hilfesuchend griffen die schwarzen Äste in die nebelerfüllte Luft.

Da schrie Souracun, warf sich in den Kot und wühlte die Hände in die klebrige Erde. Lange lag er so, und der Regen trommelte auf seinen Leib. Vom Haar troff das Wasser und mischte sich mit Souracuns Tränen.

Etwas Warmes stieß an seinen Fuß, die Schnauze des Pferdes. Der Schmutz überzog Souracuns Kleid und verklebte sein Haar; er kniete im Wasser und blickte aufwärts, wo die regenschweren Wolken zogen.

Und jetzt horchte er. Spinnwebdünn, erstickt durch das Rauschen des Regens, kam Paukenwirbel auf einem Tamtam.

Souracun blickte auf die kleine Göttin Durga, mitten in der Verlassenheit seiner Hütte. Dann stand er auf, in Bächen lief das Wasser von ihm, Frost war in den Knochen. So ging er steif und müde durch den Morast, und da wurde das Trommeln heller, sprang als das einzig Lebendige in die Stille ringsum.

Unter Mohwabäumen lag unberührt der heilige Schrein der Dorfgöttin, aus weißen Backsteinen erbaut, das Dach grellrot bemalt. Auf der Treppe vor dem Tempel hockte ein Kind und drehte eine Handmühle. Souracuns jüngster Knabe. In das Wiederfinden wirbelte die unsichtbare Trommel.

Jedes Wort vom Munde seines Buben fing Souracun, lag auf die Stufen hingeworfen und weinte. Unbeholfen und plump, wie sich das Vorgefallene in dem glatten Kindergehirn spiegelte, wurde ihm die Kunde vom Brand des Dorfes, von fremden Männern, die raubten und mordeten.

Mit einmal stand der Priester hinter ihnen und sagte mit ernster und verdrossener Stimme: »Wir haben lange auf dich gewartet, Souracun.«

Der Heimgekehrte aber lächelte, ein verlorenes, gehetztes Lächeln, hatte den Buben im Schoß, hielt ihn mit beiden Armen umschlungen und fühlte das warme magere Körperlein. Das Pferd stellte die Füße auf die Tempelstufen und schnupperte den Duft von garen Weizenkuchen. Da scheuchte es der Priester. Der Brahmine Souracun aber bot dem Tier das frischgemahlene Korn auf der flachen Hand und freute sich über den schnell bereiten Fresser, als könnte er jetzt nicht genug Lebendiges um sich haben.

Klein war die Auswahl an diesem Lebendigen: der Priester, Souracun, sein Knabe Umurnath und der Kabulpony. Alles andre hatten die von Cawnpore nach Delhi ziehenden Sepoys gemordet und verbrannt, und der Rest war auf der Flucht irgendwo im Dschungel verdorben.

Über dem Dorf, in das der Wald mählich wuchs, rauschten die Regen und lag die Verlassenheit. Die Starrheit des Götterbildes machte auch die drei Menschen starr, daß sie nur das Wenige redeten, das die Notdurft des Leibes erheischte. und sonst stumm auf den Tempelstufen saßen und in den Regen blickten. Der Priester war mit Nahrung gut versorgt, hatte Opfergaben aufgespart und vielleicht auch aus den verödeten Hütten mancherlei Brauchbares in Sicherheit gebracht. Dies mußte er nun trotz geringer Bereitwilligkeit mit den andern teilen. Bei jedem Scheffel Reis und bei jeder Handvoll roten Pfeffers wackelte



der Würdige bedenklich mit dem gottgeweihten Haupte, als müßte er sich solche Selbstverleugnung mit Beschwerde abzwingen.

Noch immer fiel der Regen, sattgetrunken war die Erde, als Meer strömte der Ganges, daß er ohne Ufer das ganze Land zu erfüllen schien, aber in allen Ecken war ein neues Wachsen, man roch die Fruchtbarkeit, wenn die Sonne mal die Wolken durchbrach.

Eines Abends hörten die drei den Lärm vieler Menschen. Da verkrochen sie sich hinter dem Bild der Göttin und hielten den Atem an. Trupps von Sepoys zogen schlechtbewaffnet und unordentlich von Cawnpore her, zerschlissene Uniformen klebten an den regennassen Leibern, und man sah kein Vertrauen und keine Zuversicht in den schlaffen Gesichtern. Die ganze Nacht blieb das Getöse und der Aufruhr. Im Kot waren die Geschütze festgerannt, lange Linien von Büffeln mühten sich, das eingesunkene Fuhrwerk abzuschleppen. Das Brüllen der Tiere und das Schreien der Männer nahm kein Ende. Am Morgen aber grasten auf dem früheren Dorfsträßlein drei starke Büffel, die sich irgendwie losgerissen und der Zugpflicht entzogen hatten. Und Souracun, der es gelernt hatte, sich in allerlei Veränderungen zu schicken und der die Vorräte des knauserigen Priesters hinschwinden sah, trieb die Tiere in einen leeren Stall, der noch zu benutzen war, und schleppte ihnen Futter. Locker und erwartend lag die Erde. Und in dem Brahminen, der sonst nur die Dorfschreiberei besorgte und die kleinen Steuern einhob, erwachte die Lust, die Dinge zu seinen Zwecken zu fügen.

Als der Fluß die Arme vom Lande tat und fruchtbaren Schlamm auf den Feldern ließ, pflügte Souracun und achtete nicht auf die verächtlichen Blicke des Priesters, der die Mohwablüten sammelte und damit die Göttin Durga bekränzte, die Trommel schlug und den Kot von den Tempelwänden kratzte. Irgendwo fand er Saatgut versteckt und rührte die Hände, die griffest und stark wurden. Sein Knabe schwang die Peitsche, von den Nüstern der Büffel flog der Schaum. Wenn dann der Mittag Rast brachte, übermannte Souracun der Gram um den Verlust von Weib und Kind, daß er die glanzlosen Augen in den Sonnenbrand hob und nicht wußte, warum er so gedemütigt und arm gemacht worden war. Da ballte er die Hände zu Fäusten und stieß den Fuß tief in die braune Ackerkrume.

Und er lachte wie einer, dem endlich Erfüllung seiner Wünsche wird, als die ersten Streifscharen der Engländer den Ganges aufwärts kamen. Wie Souracun waren auch die Sahibs anders geworden. Feuer ging voraus, und wüstes Land blieb hinterdrein. Hart und bitter klang ihr Wort, und man raunte, daß in Cawnpore Offiziere Havelocks Brahminen der höchsten Kasten mit Peitschenhieben gezwungen hatten, im Beebeeghur, wo Frauen und Kinder hingemetzelt worden waren, den blutbefleckten Boden abzuspülen und zu kehren. Diesmal trug mancher Baum absonderliche Frucht, um die sich dann die Krähen stritten.

Mitten in dieser Unordnung aber wuchs das Gras schier mannshoch, das Korn steckte indigoblaue Blüten auf, mit zarten grünen Fähnchen winkte der junge Reis. Die Erde war fruchtbarer denn je, als hätte das viele vergossene Menschenblut den Zorn der Götter besänftigt, daß sie nun den Fleiß des Bebauers überreich lohnten. Im Dorf saß längst der Dschungel, überwucherte die Dachreste und hüllte alles in sein grünes Rankenwerk. Fangarme warfen sich auf- und abwärts, und das Affenvolk siedelte in den früheren Menschenstätten. Dichtverschlungene grüne Wände stellten sich um die Felder, wo Reis und Korn hochschoß, überschnell, daß kein Übergang von der Blüte zur Frucht war.

Da kam über Souracun ein wundersames Hineinstaunen in die Gebärkraft der Erde, in das Aufwachsen neuer Lebensgebilde aus der Fäulnis und dem ungeformten Stoff. Er stand manchmal im purpurnen Abend, hatte den Blick in der Ferne und wartete. Als Kind und Grübler saß er im Tempel der Durga und spannte seine Einbildung als farbiges Band zwischen heute und morgen.

Und es paßte gar wohl, daß jetzt der Ganges die Leichen der Sepoys abwärts trug, daß Trupps der Sahibs ruhelos das Land durchstreiften und Nacht um Nacht das Grollen der Geschütze den Schlaf störte. Vieles wurde ausgetilgt und verändert, nicht nur das winzige Dorf, über das der Dschungel sich breitete. Das andre Gesicht der Dinge sah ins Land.



Und es wechselten die Zeiten des Jahres, Regen sank und Frucht wurde reif, halb trocken schlich der Strom, breit brandete er über die Ufer. Alles kam und ging und hatte doch kein Ende. Wie die Ranken der Wildnis wucherten die Träume des Brahminen Souracun, den der Wald und die Einsamkeit umschlossen.

Wieder war es Frühling.

Grüne Ahnung eines neuen Wachstums lag über Acker und Dschungel. Silberner Duft verhüllte den Himmel. Nur in den Mittagsstunden brach das Blau durch. Nicht weit vom Tamarindenbaum, der jetzt mitten in aufschießendem Strauchwerk stand, von Kletterarmen der Schmarotzer umfangen, halb erstickt unter der unerwünschten Last, ringelte sich ein Knäuel Schlangen, verknotet und verbunden, schob sich auf den grünüberwachsenen Mauerresten hin und her und reckte die züngelnden Köpfe, bunt schimmerte die Haut, rasch und ruhelos waren die Bewegungen. Auch die Schlangen feierten den Frühling.

Plötzlich aber standen die Köpfe starr, bereit zum Angriff.

Dumpf kam das Klappern von Pferdehufen auf dem grasigen Grund.

Durch das vom Dschungel verschlungene Dorf ritten weiße Männer. Die fanden Souracun, als er die Büffel im Acker vorwärtstrieb und die Krähen lärmend hinterdreinhüpften.

Dann hockten die Soldaten um den Tempel, aßen und tranken und berichteten von den Dingen, die da draußen geschehen waren. Stolz und etwas von oben her, weil sie als Sieger sprachen. Sie füllten das Hirn Souracuns mit unglaublichen und mannigfachen Ereignissen, daß er mit funkelnden Augen ihre Worte hörte.

»Wir suchen Dhoondoo Punth, den Nana.«

Der Führer lächelte und strich den Schnauzbart mit sonnverbrannten Fingern: »Eine Million Rupien ist auf seinen Kopf gesetzt.«

Der Haß packte Souracun, mit beiden Händen griff er in die Luft. Und jetzt gab er sich zu erkennen, erzählte von Cawnpore, von Havelock und von der Verwüstung, die den Dschungel ins Dorf geführt hatte. Wie wenn Feuer ins sommertrockene Dach bricht, prasselten seine Worte, Satz warf er auf Satz, daß die Sahibs verwundert die Köpfe schüttelten und nicht wußten, wie dieser plumpe Bauer auf einmal in seinem Zorn wuchs. Er riß den erschreckten Knaben in den Kreis der Männer und schrie: »Fünf Kinder hatte ich. Der allein ist übrig. Zemindar war ich und sammelte Steuergelder, jetzt wate ich knöcheltief im Schlamm und pflüge, um nicht zu verhungern.«

Die Reiter rissen das Maul auf, wunderlich war dies Land; was man packte, glitt aus den Fingern, feig kroch das Volk im Staub, wenn ein Weißer kam, und schleuderte doch das Gefäß fort, aus dem er getrunken hatte. Und da stand ein Hindu, dürr und krummgebogen von der harten Arbeit, Schwielen an Hand und Fuß, und gebärdete sich wie ein König, dem nicht sein Recht wurde. Ja, fremd und unheimlich war dies Indien, wo man sich rackerte und keinen Dank hatte.

So ging ihre Rede, und sie sangen Lieder der Heimat, den Druck zu zerbrechen. Froh, wegzukommen von dem seltsamen Eiferer, sprangen sie dann in die Sättel, als ihre Pflicht sie weiterzwang, hinüber nach Oudh, wo Versprengte des Nana und der Streitmacht von Gwalior ihr Unwesen hatten.

Souracun blickte ihnen nach, wie sie in die sinkende Sonne trabten, die alles mit Purpur färbte. Und er lächelte über die Last und Plage, die auf diesen weißen Männern lag, als wüßte er, daß es vergeblich sei, den Dingen nachzulaufen, weil doch alle von selbst kamen, wenn die Stunde erfüllt war.

Neues Licht erhellte seine Tage, sicher und erwartungsvoll. Die Unruhe und die federnde Spannung vor einer kommenden Veränderung machte ihm die Arbeit leicht und froh. Tief drückte er das Pflugholz in die lockere Erde und winkte dem Knaben zu, der die Büffel lenkte. Das ganze Dorf und aller Boden war jetzt sein Eigentum, und was er säte, erntete er allein. Oft streckte er die leeren Hände, als hätte er schon Schätze zu verschenken.

Immer mehr lebte er sich in seine Träume. Nichts konnte ihm, der durch überraschende Verwandlungen gegangen war, fürder unerreichbar sein.

Und er fand ein Mittel, diesen Träumen Dauer und Buntheit zu geben. Er rodete



ein Stück Land, wo der weiße Mohn mitten unter wucherndem Grün jetzt wild wuchs, und bald brachte die bereitwillige Erde, was er von ihr verlangte. Nach knappen Wochen blühte ein weißes Feld. Souracun schritt nun jeden Abend mit dem Knaben Umurnath zwischen dem nickenden Mohn und sammelte die Blumenblätter, die der Wind abblies. Dann ritzte er Kopf nach Kopf die Samenkapseln, daß der Schnitt bis zur inneren Fruchtwand ging, diese selbst aber unverletzt blieb. War eine Reihe zu Ende, kam die nächste daran, und Umurnath half voll kindlichen Eifers. Am Morgen lösten sie die wachsartigen Absonderungen und formten sie zu Klumpen. Und daraus bereitete Souracun kleine Kuchen, die er von allen Seiten mit den welken Blütenblättern bedeckte.

Der Priester, der gewöhnlich seinen stattlichen Bauch von der Sonne bescheinen ließ und manchmal der rotbemalten Durga verdrossene Blicke gab, wenn ihr Dienst seine behagliche Faulheit unterbrach, grunzte beifällig, als er den ersten Opiumkuchen in der fleischigen Hand wog. Wenn er dann Reis mit Curry im Überfluß hinabgestopft hatte, zündete er die Pfeife an und sog gierig den traumspendenden Rauch. Immer neue Stückchen Opium schob er in den Kopf der Hookah und sah helle und erfreuliche Dinge rings um sich gestellt. Er klopfte den Brahminen Souracun dankbar auf die Schulter und lobte seinen gottgefälligen Fleiß über alles Maß.

Verwundert hockte Umurnath neben den versunkenen Männern und knetete aus dem Schlamm Elefanten und Büffel, die er an der Sonne trocknete, bis sie beinhart und gutes Spielzeug waren. Während so der Knabe seine Welt aus Lehmtieren aufbaute und aus Zweiglein des Mohwabaums Gärten pflanzte, blieb Souracun den luftigen und schwankenden Gebilden seiner stets beweglichen Einbildungskraft hingegeben. Als Umurnath einmal die aus der Verwüstung gerettete Puppe, das winzige Ebenbild der Durga, in das Gärtlein setzte und die Elefanten mit Blüten belud, der Göttin Opfer zu bringen, hob der Brahmine sein Kind mit beiden Armen hoch und sagte mit starrer und gläubiger Stimme in den blauen Sommerhimmel hinein: »Du sollst reich und Herr über viele Elefanten und Diener werden, Umurnath, und zartgliedrige Frauen sollen die Schwielen deines Leibes küssen.«

Der Achtjährige lächelte und blinzelte vergnügt in die Sonne.

So schloß sich Tag an Tag, die Regen fielen, Ernte gab es, ein Jahr rundete sich und wuchs zur Erfüllung.

Souracun gewann der Erde neue und bessere Mohnfelder ab, daß er krumm und schwitzend alle Hände voll Arbeit hatte. Stark und breit wurde sein Körper, wie Stricke spannten sich die Muskeln, und er zwang sogar den behäbigen Priester, mitzutun, der unwillig seine feiste Leiblichkeit plagen mußte, weil er sonst kein Opium bekam. So geschah es, daß Souracun einen kleinen und vorteilhaften Handel mit den umliegenden Dörfern begann und von seinem Überfluß an die Bunnias in der Runde verkaufte. Denn überall gab es erschöpfte und bekümmerte Menschen, die über dem süßen Gift Jammer und Knappheit vergessen wollten, und die englische Regierung hatte Nötigeres zu tun, als auf unerlaubten Opiumhandel achtzuhaben. Das gewonnene Geld verbarg Souracun an heimlicher Stelle, daß der habgierige Priester umsonst in dunklen Nächten suchte und die Erde aufscharrte.

Oft wurden Scharen gefangener Sepoys vorbeigetrieben, abgerissen und halb verhungert, die Fäuste und Gewehrkolben der Sahibs hinter den gebeugten Rücken, und der Brahmine Souracun schmunzelte, da er klug sein Rad nach der Notwendigkeit gedreht hatte. Die Gefangenen fragte er wohl, ob sie wüßten, wer sein Dorf verbrannt hatte, aber sie waren fremd in der Landschaft, meist aus Gwalior, wo die Streitmacht ihres Fürsten zersprengt worden war. Und Souracun nahm es als artige Schmeichelei, wenn dann die englischen Offiziere bei ihm rasteten, sein Brot aßen, seine Milch tranken und die Gefäße selbst zerschlugen aus Achtung vor der hohen Kaste ihres Wirts. Sie schrieben ihm auch Briefe, in denen sie sein Wohlverhalten rühmten, und er hütete diese Papiere wie einen Schatz, ohne daß er wußte, wozu er sie eigentlich gebrauchen sollte.

Wieder waren die Regen ins Land gebrochen, rückten den Ganges aus den Ufern und ertränkten die Welt. In der neuerbauten Hütte, die stattlich und wohnlich



alle geringen Bequemlichkeiten bot, mit denen ein Hindu gern zufrieden ist, saß Souracun und lehrte seinen Knaben die vielfältige Kunst des Schreibens. Manchmal lauschte er in das Rauschen und Fallen des Wassers.

Umurnath seufzte, wenn es ihm gar nicht gelingen wollte, und rieb die schlafschweren Augen.

Da hämmerte plötzlich eine Faust wider die Tür. Und eine rauhe Stimme bat um Obdach. Souracun hatte die Arme aufgestemmt, daß der vorgestreckte und lauernde Kopf auf den Handflächen lag; der Knabe drückte sich furchtsam in einen Winkel. Souracun lächelte, als die Faust jetzt stärker klopfte und ein ungeduldiger Fuß an das Holz stieß. In den Augen brannte ein schnelles und flackerndes Licht. Dann stand er auf und griff nach den Pistolen, welche die Sahibs ihm geschenkt hatten.

Hochaufgerichtet befahl er Umurnath, den Riegel zurückzuschieben.

Ein kurzgewachsener Mann drängte sich herein, Haar und Bart verwildert, die nackten Füße blutig gerissen. Von den schlissigen Kleidern rann das Wasser. Und dieser Mann neigte sich vor Souracun und zog die Schnur der Brahminen aus dem Bausch seines Mantels.

»Die Nacht kam über mich, und der Regen löschte den Weg.«

Beinah herrisch klang die Stimme, als wäre dieser Wandrer gewohnt, alle Wünsche erfüllt zu sehen. Über der Schulter trug er einen Ledersack und vor der Brust einen Korb, wie ihn die Pilger führen, die nach heiligen Stätten ziehen und den Unterhalt von Dorf zu Dorf erbetteln.

Langsam fragte Souracun: »Woher kommst du, Bruder?«

Der Fremde senkte den Kopf: »Von Agra.«

»Meine Hütte ist dein.«

Beweglich und froh, daß wieder ein Ereignis zu ihm fand, ging Souracun ab und zu und brachte alles, was er an Nahrung und gastlicher Fürsorge bereit hatte. Der Mann aß und trank wie einer, der lange auf knappe Kost gesetzt war, und streckte, während er noch kaute, die merkwürdig feingliedrigen Hände schon von neuem in die Holzschüssel. Das Weizenbrot schob er unter den Arm, um sicher zu sein, daß er es mit keinem andern teilen müßte.

Souracun wartete, bis der Gesättigte geneigt wäre, Geschichtlein auszupacken, begann selbst mit den geringen Geschehnissen, die er wußte, und konnte seine Neugierde kaum verbergen.

Aber der Fremde blieb wortkarg und tat, als wäre alles, was sich rings zugetragen, an seinem heiligen Zweck abgeglitten und nur ein Hindernis auf seiner Pilgerfahrt. In Benares hoffe er Ruhe und Einkehr zu finden, deren er sehr bedürftig sei. Dort wenigstens gebe es keine Sahibs, nur Rechtgläubige.

Bei diesen Worten stieß er das Kinn vor und hatte auf einmal zornige Augen.

Souracun nickte höflich und holte seine Pfeife, die er mit umständlichen und recht in die Augen fallenden Gebärden anzündete.

Der Gast sah ihm eine Weile zu, lobte den angenehmen Duft und schien unruhig, als wollte er etwas sagen. Er spreizte die Finger und schloß sie wieder, blinzelte zwischen schweren Lidern in den süßwirbelnden Rauch.

Als nun Souracun ein Opiumstückchen in den Pfeifenkopf legte, verzog der Mann aus Agra das Gesicht und bat leise und verdrossen: »Gib mir auch!«

Er wurde jetzt gesprächig, rekelte sich behaglich und kam ins Plaudern. Und es zeigte sich, daß er vielerlei Kenntnis hatte und kein gemeiner Mann war. Er redete, als hätte er hinter manchen Dingen gestanden, die das Land mit Kampf und Kummer erfüllt hatten. Auch warf er kleine Ausschnitte seines Wanderlebens hin, die gar nicht in die Gegend von Agra paßten. Und oft brach ein Übermut durch, wie wenn einer die Sicherheit hat, aller Welt ein Schnippchen zu schlagen. Gleich aber duckte er sich wieder in sein Mißtrauen und zeigte mürrisch die Fetzen, die seinen Leib bedeckten.

So war ein Widerspruch von einem Wort zum andern. Doch wuchs das herrische und zuversichtliche Wesen, je mehr das Opium über ihn Macht gewann, daß er bald die Bescheidenheit vergaß, die einem Gast geziemt. Er nannte den Nana Sahib und bedauerte den Umschwung und das schlimme Ende, das die starke und gerechte Sache in der letzten Zeit genommen hatte.

»Nur dem Klugen gehört das Glück, und daran hat es gefehlt.«



Er grinste über das breite Gesicht und zeigte die vom Betelkauen verdorbenen Zähne. Dann kam er wieder auf seine Pilgerfahrt und erkundigte sich bedächtig nach Weg und Unterkunft.

Schwer hing der Rauch in der Hütte und beizte das Wasser aus den Augen. Halb niedergebrannt flackerte das Öllicht. Unaufhörlich fiel der Regen, prallte an die Wände und klatschte zu Boden.

Souracun lächelte, als sein Gast immer neue Pfeifen anbrannte, wie wenn er an diesem langentbehrten Genuß gar nicht genug bekommen könnte. Die Worte wurden schwankend, brachen ab, ehe der Satz vollendet war, und endeten als unverständliches Flüstern. Der Kopf sank vornüber, rückte sich wieder hoch, schlaff lagen die Lider über den engen Pupillen.

Steif und unbeweglich hockte Souracun. Manchmal tat er eine Frage und nickte zufrieden, wenn er ohne Antwort blieb.

Mit einmal wälzte sich der Mann aus Agra auf die Seite, die Pfeife glitt ihm aus der Hand, dick und plump war er an die Hüttenwand geworfen und schnarchte sich in seinen Schlaf.

Da bückte sich Souracun nach dem Ledersack.

Die Nacht war über dem Lande, Wind stand auf und peitschte den Regen, überall gluckften die Wasser, in der Ferne rauschte der Strom. Grau und nebelverhangen kam der Morgen. In dünnen Streifen rieselte das Naß.

Zwei Männer schritten dem Ganges zu, wo sich die Straße nach Cawnpore zog. Bald verschluckte sie der Nebel. Weiße Wände umschlossen die Welt.

Umurnath saß übelgelaunt in der Hütte, in der noch der scharfe und widerliche Rauch die Luft verdarb. Im Dschungel sprang das ärgerliche Brüllen des schwarzen Panthers auf. Mensch und Tier hatten wenig Freude an diesem nebligen und wäßrigen Morgen. Auch der Tag wurde nicht anders. Trüb und wolkig hing der Himmel knapp über der Erde. Umurnath machte sich in Haus und Stall nützlich und genoß seine neue Wichtigkeit, weil ihm alles gut von der Hand ging, die Kuh sich geduldig von ihm melken ließ, und die Pflugstiere ihre dicken Köpfe vertraulich an ihm rieben, als er ihnen Futter vorwarf.

Dann fürchtete er sich in der grauen Stille, packte sein Spielzeug und lief zum Tempel, wo der stets eßbereite Priester gerade feierlich tafelte. Neugierig horchten sie ab und zu in die undurchdringlichen Nebel, ob kein Ruf des heimkehrenden Souracun käme. Doch die Wege waren schlecht und vom Regen ausgewaschen, daß man leicht beschwerliche Wanderschaft tat. Zudem brachen die Wolken aufs neue. Lichtlos und mißgestaltet, wie dieser Tag begonnen, fand er sein Ende.

Umurnath, dem vor dem Alleinsein bangte, blieb im Tempel und rollte sich, nicht weit vom rotbemalten Holzblock der Durga, in ein schläfriges Bündlein zusammen.

Am Morgen aber gab es Sonne, breit und voll lag sie allenthalben und zerstieß die Nebelbänke. Erde und Wasser dampften.

In der Hütte saß Souracun und hatte im Schoß den Ledersack des fremden Mannes. Ein Lächeln stand um den schmalen Mund. Griffhastig rissen seine Finger an den Schnüren.

Mit beiden Händen hob er etwas hoch: den Kopf des Nana Sahib.

Nachdenklich starrte er in das dunkelgelbe Totengesicht, dem uralte Geschicklichkeit die Verwesung ferngehalten hatte. Wieder war ihm eine Möglichkeit gegeben, die letzte und unwahrscheinlichste von allen. Nichts wog dem Widerspruchsvollen verratene Gastfreundschaft, nichts der verlorene Schrei eines Menschen, den der Ganges abwärts trug. Nicht aus Haß war es geschehen, nicht einmal aus Habsucht, nur aus dem Verlangen, Grund und Trieb zu andern Verwandlungen zu gewinnen. Klein und groß zugleich, ohne daß er dies wußte, war die Tat des Brahminen Souracun. Spiel wurde zur Wirklichkeit, nur daß ihre Erdenschwere sogleich luftig und ungreifbar zerrann. Breit floß der Strom, Land und Wasser mischten sich. Nicht anders Gedanke und Mord. Und nachher blieb die Verwunderung, wie unausdenkbar und grenzenlos ein Schicksal sich gestalten konnte. Beständig und sicher waren leere Worte, federleicht, wenn ein Wind dazwischenblies. Weil das Unerwartete sich Souracun stets und fast ohne sein Zutun zu eigen gegeben hatte, lächelte er jetzt, als er aus Mord und Raub in das stille Dorf zurückkam.

Carl Jacobs: Blumenstück

Aus der Ausstellung des Deutschen Künstlerverbandes E. V. in München

Nichts wußte er von Schuld, nichts von Reue. Wie ein Nachtwandler füllte er seine Tage mit Unwahrscheinlichkeit. Mehr als der Preis, der auf den Kopf des Nana gesetzt war, reizte Souracun die Unsicherheit, was er selbst damit beginnen würde. Der Schwankende fand Gefallen, daß er bisher Unerreichbares erreichbar machen konnte, dazu aber nicht gezwungen war. So behielt sein spielerischer Sinn alle Freiheit.

Wieder stand der abenteuerverliebte Mann im Mittelpunkt verschlungener Ereignisse: streckte er die Hände, häufte man Gold zu; ließ er sie sinken, blieb er unbekannt und allein mit einer Möglichkeit, über die er unbedingt und jederzeit zu gebieten hatte.

Es genügte ihm, daß er abermals aus einer Haut in die andre schlüpfen konnte, und wann es ihm beliebte. Sein lässiges und eignen Entscheidungen abgeneigtes Wesen verlangte nichts Besseres. Behaglich genoß er die Sonne und baute Luftschlösser in den grellen Glanz. Schwer zu fassen schien es ihm, daß der Kopf des Nana seinem Willen anheimgegeben war, daß der ungeheure Aufruhr, der als Feuer über ganz Bengalen gebrannt hatte, winzig und eingeschrumpft im Schoß des Brahminen Souracun lag. Um den trockenen, von dunklen Harzen verklebten Hals hing noch die Kette mit dem unschätzbaren Rubin, breit wuchteten die Backenknochen, derb und doch ohne eigne Kraft war der Mund, schmal und steil wuchs die Stirn. Dies blieb vom Maharaja von Bithoor. Souracun aber lebte und trank die Sonne in sich ein. Mit Wundern angefüllt war die Welt. An sicherer Stelle verbarg er das Mittel, sein Licht im ganzen Lande leuchten zu lassen. Über dem Dungfeuer buk er flache Weizenkuchen und schmauste, als Umurnath im spritzenden Kot dahersprang und den Vater suchte. Keine Veränderung kam in das Leben, im Schlamm pflügten die Büffel, Saat fiel in die Furchen, dann reifte die Ernte. Wieder blühte der Mohn, schlaffe weiße Blätter trug der Wind, aus den Kapseln träufelte der Saft, gerann und wurde gesammelt. Und Souracun begann wieder seine kleine kaufmännische Wanderschaft.

Da raunten sie ihm zu, der Nana Sahib sei tot.

Flüchtige aus Nepal brachten die Kunde. Und andre wußten, daß es nicht mit rechten Dingen zugegangen sei. Der Preis wirbelte in den Köpfen.

Und Souracun fragte etwa: »Was würdest du mit dem Gelde tun?«

Die Worte überpurzelten sich, allerlei Wünsche wurden frei. Der wollte immer auf Elefanten reiten, deren Zähne vergoldet waren, unter blauseidenem Baldachin. Ein andrer, dem die Habgier aus den Augen kroch, wollte alle Felder kaufen, die ein Pferd an einem Tag durchlaufen könnte.

Souracun lächelte zufrieden, weil diese Menschen gerade das zu besitzen begehrten, was ihnen immer versagt blieb, er aber haben konnte, wann er nur wollte. Ja, er wählte sogar gewisse Annehmlichkeiten aus dem Bündel Wünsche, schnalzte mit der Zunge und war dankbar, daß sie ihn darauf aufmerksam machten.

Ein verlumpter Kerl aber stieß die Faust in die Luft: »Ich würde dich und dich töten, weil ihr unreines und verruchtes Geld von den Sahibs genommen hättet!«

Souracun blinzelte zwischen halbgeschlossenen Lidern. Die Gefahr lockte ihn. Und er schenkte dem Zornmütigen, was er sonst nur um guten Preis verhandelte.

In andern Dörfern schwieg das Volk, ging bedrückt und mißmutig und fand sich schwer in die Veränderung, daß jede Hoffnung zerbrochen und alles wieder war wie vorher. Die Krämer aber schienen froh und trugen runde Leiber zur Schau, und Souracun wußte, die hatten ihr Süpplein klug am allgemeinen Ungemach gewärmt und unrechte Habe billig erworben. Da geschah es manchmal, daß ihn die Lust anwandelte, groß und bedeutend vor den feisten Gesellen zu tun, vielsagend zu schmunzeln und die Finger an den Mund zu legen, als verwahrte dieser allerlei Wissenswertes und Heimliches. Vorsichtig schacherte er um glitzernde Kleinigkeiten für Umurnath und übte sich so gleichsam in der Möglichkeit seines Reichtums.

In der Landschaft fielen Morde vor, und es war ein Flüstern, daß Verkleidete die Juwelen des Nana verschleppten. Irgendwo tauchte plötzlich einer auf, ein Sansi vielleicht, der Eidechsen und Fleisch von Hunden hinabschlang, streute Geld aus und ließ sich in prunkvoller Sänfte nach Benares

tragen. Daran erhitzte sich die Einbildungskraft und lauerte auf gleiches Glück. Aus Oudh kamen üble Kerle und trieben Straßenraub, setzten den roten Hahn und erpreßten Säcke voll Rupien von vornehmen Männern, die an der vergangenen Verwirrung etwa teilgenommen und nun Angeberei zu fürchten hatten. Noch war keine Ordnung gesichert, alles in Unruhe und Bewegung.

Die Winterregen stellten sich ein, überfluteten die Ackerbreiten und rissen das Laub von den Bäumen.

Da standen Souracuns Gedanken zwischen ja und nein. Je mehr die Einsamkeit sich breitete und der Lärm der Welt verstummte, desto stärker wurde die Lockung, Prunk und Wohlhabenheit sich zu schaffen, und wenn nur, zu versuchen, wie diese neue Wandlung schmeckte. Souracun erzählte dem Knaben Märlein und fand dafür bunte Farben und sonderbare Ereignisse. Mit starren Augen blickte er in das Feuer, aus dem der beizende und häßlich riechende Rauch des Kuhdungs wirbelte. Übermut und Grübelei wechselten. Es war nicht leicht, aus der Beschränkung seiner Lebensumstände die ersten Schritte in das Unbekannte zu tun. Das alte Kleid saß zu eng, lustig schien es, darauszukriechen, bedenklich aber, die Gewohnheit wie ein unnützes Bündel für immer in den Winkel zu werfen. Oft blies er Vogelfedern, die Umurnath zum Spiel gesammelt hatte, feierlich in die Luft und wartete, würden sie fallen oder steigen. So schwankte sein Entschluß, weil ihm der Traum stets lieber war als die Tat.

Eines Abends weilten zwei Wanderer in der Hütte, arme, gutmütige Burschen, die ein Gelübde nach Benares trieb und die um geringen Taglohn werkten, das nötige Geld zu verdienen. Die bauten die Wunder der heiligen Stadt, der ihre Wallfahrt galt, in der plumpen und doch gläubigen Art des Volkes vor Vater und Kind auf, daß Umurnath schmeichelte: »Ich will auch dorthin. Nur ein einziges Mal.«

Souracun sah ins Halbdunkel und gab keine Antwort. Aber Umurnath bettelte weiter, als die Fremden längst weggezogen waren. Und da sagte Souracun: »Es soll geschehen, wenn die Regen vorüber sind.«

Noch hatte er freie Wahl, auch wenn er dem Kinde die Freude tat. Ein Schritt, nicht mehr.

Dem Priester überließ er das Opium, das er im Hause hatte, und die Eßvorräte und trug ihm auf, das Vieh zu betreuen. Vor den Sommerregen, ja viel früher, rechtzeitig zur Saat, war er sicherlich zurück.

So wanderten sie dem Ganges zu, wie Pilger gekleidet; Souracun hatte den Ledersack um den Leib geschnürt und lächelte, als er die Dorfstraße entlang ging, die jetzt von neuem Grün überwachsen war.

In Cawnpore machten sie die erste Rast. Da standen noch zerschossen und rauchgeschwärzt die Baracken des Lazaretts; Risse gab es, die in Gruben endeten: dort hatten die Kugeln die Erde zerwühlt. Dürr und verbrannt streckten sich Bäume um die niederen Lehmwälle, welche der Regen abgebröckelt und weggewaschen hatte. Daß er aufrecht und sogar zum Guten verändert in dieser Verödung wandelte, schien Souracun nicht weiter verwunderlich. Rings sah er die Zeichen dunkler und banger Tage, aber es fiel ihm schwer, zu glauben, daß er wirklich in diese Begebenheiten verstrickt gewesen; weit weggerückt war alle Vergangenheit, er trug Flügel an den Füßen und wurde ein andrer zwischen heute und morgen. Mählich trennte er sich von den übrigen Menschen, die am Alltag klebten und nicht vorwärtskamen. So wuchs er vor sich selbst in ungemessene Bedeutung. Mißtrauisch befühlte er seine Arme, drückte die Nägel ins Fleisch, furchtsam, das Gleichgewicht zu verlieren. Alles war hell und zuverlässig. Hindernisse knickten vor ihm ein. Etwas zwang ihn, an die Grenzen zu gelangen, die der menschlichen Möglichkeit gesteckt sind.

In einem Tempel befragte er die Priester, ob eine Seele sich in ihren Verwandlungen von aller Beständigkeit lösen könne; aber sie plapperten heiligen Kram und blieben meilenweit von der Aufklärung, die er begehrte.

Da wandte er der Stadt den Rücken und pilgerte den Fluß abwärts, durch Dschungel und bebautes Land. Als er Benares erreichte, zögerte er noch einmal. Er hielt den Stein in der Hand und wußte jetzt nicht, sollte er ihn werfen oder die Finger darumschließen. So ließ er den verblichenen Prunk der heiligen Stadt auf sich wir-



ken und freute sich an der Freude seines Kindes. Denn Umurnath hatte hier das erste frohe Fest seiner Jugend. Affen sprangen vor ihm auf und reckten zudringlich die winzigen Bettlerhände. Und Umurnath wollte immerzu kaufen, alle die faulen Hungrigen zu füttern, Leckereien für die Affen und Blumen für die heiligen Kühe. Er wußte ja, daß er ein gottgefälliges Werk tat. Es schien ein fröhliches Spiel, hier Verdienst zu erwerben. Aber es kamen auch andre, Suchende nach einer höheren Stufe, die sich mit harten und qualvollen Bußen vom Rad der Dinge zu befreien dachten. Das vorzügliche Gesetz des Herrn wies tausend Wege. Da gab es einen Pilger, der von weither wallfahrtete und die Entfernung zum goldenen Schiwatempel mit seinem Leibe ausmaß; er warf sich zu Boden, und an der Stelle, wo er aufstand, streckte er sich von neuem in den Staub. Ein reicher Mann zog mit farbenbuntem Gefolge den gleichen Weg, Trommeln dröhnten, Kupferbecken klirrten. Souracun schloß die Augen und grübelte, daß er denselben Aufwand entfalten konnte, wenn er nur wollte. Zuviel neue und verlockende Bilder stellten sich um ihn. Unzählige Tempel, oft verfallen und ärmlich, zeugten von der opferwilligsten Frömmigkeit, man traf mehr Priester und Fakire als andres Volk. In einem Kreise schwelenden und stinkenden Kuhdüngers hockte ein Beter, halb gebraten von der Glut, halb erstickt von dem Qualm. Und dann der Ganges, gelbgrau wälzte er seine Flut, und von den Ghats zu beiden Seiten tauchten Männer und Weiber in das heilige Wasser. In tausenderlei Gestalten brannte die Flamme der gläubigen Zuversicht. Ganz Benares schien nur eine ungeheure Stätte der Gottesfurcht. Im Basar verhandelte man Räucherfäden, Opferblumen und Gebethandschuhe. Und Souracun packte wieder der Wunsch, weise Männer nach dem Grund seiner immer neuen Verwandlungen zu fragen. Aber noch war die Scheu des Ackerbauern zu stark, dessen Leben kleine Verrichtungen erfüllt hatten. Nachdenklich besah er die Paläste, die am Ufer sich aufbauten, Stock über Stock, mit luftigen Galerien und verschnörkelten Erkern.

Plötzlich warf er die Hand aus und rief: »So sollst du einmal wohnen, Umurnath.« Er setzte brennende Wachslichter in den Strom und ließ die glimmenden Punkte in die Ferne schwimmen, nicht aus Frömmigkeit, als Vorboten seiner künftigen Bedeutung. Ein Rausch war im Blut, ein Vorwärtsdrängen, das seine Augen hell und seine Füße schnell machte. Hundert Wässerlein liefen in einen Fluß zusammen. Herrisch war der Blick und feierlich die Bewegungen, als rauschte ein Königsmantel unsichtbar um seine Schultern. Die Leute wußten nicht, warum dieser Pilger hoffärtig lachte. Mit langen Schritten eilte er durch die weitläufige Stadt; alles, was er sah, alles, was er hörte, veränderte er, bis es in sein noch unsicheres Begehren paßte, und ahnte nicht, daß er es tat. So ließ er sein eignes Zaudern von Gründen besiegen, die er selbst unterschob, und blickte mürrisch weg, wenn irgendwo ein Bedenken auf ihn zukam.

Da flüsterten die Handwerker in den wie Zellen einer Honigwabe aneinandergereihten Gewölbchen des Basars von Verrätern, die auf unerklärte Art ihr Ende gefunden hatten, und Souracun reckte sich trotzig auf, weil es würdig und verdienstvoll schien, Mut vor Widerwärtigkeiten zu zeigen. Im Europäerviertel gingen Frauen in Trauerkleidern und führten Kinder an der Hand, blaß und verhärmt, und drückten sich zur Seite, wenn ein Eingeborener den Weg kreuzte. Souracun nickte ihnen zu und bot den Gruß, der unerwidert blieb. Auch da befestigte er seine Absicht. Ihm war es anheimgegeben, diesen gemeinsamen Kummer zu trösten. Seine Eitelkeit frohlockte, unerkannt wandelte er als Rächer durch Benares. Es litt ihn nicht länger. Jede Stunde, die er vertrödelte, war zuviel. Er wuchs in sein Ziel, von Dorf zu Dorf, von Rast zu Rast. Nach beschwerlicher Wanderung erreichten Vater und Sohn in Raniganj die Bahn. Mit allerlei Volk waren die Wagen angestopft, mit fetten Babus, denen das Maul nie stillstand, mit Marktleuten, die nur an den knappen Erlös dachten. Mädchen der Städte, Mangoblüten hinter dem Ohr und silbernen Glöckchen an den Fußgelenken, spielten mit Umurnath und schenkten ihm das Lächeln, das nun einmal zu ihrem uralten und beinah wohlangesehenen Gewerbe gehörte.

Und dann kam der Hughli in Sicht, breit



wie das Meer, schmutzig gelbgrau. Der Strom war mit Booten aller Art bedeckt, auf den Uferbänken standen halbversteckt graue und rote Tempel. Palmen schossen in die Luft. Hier hatten Betriebsamkeit und alltäglicher Wandel das Recht zurückerobert. Kalkutta schwitzte und keuchte und wußte nichts von der Unruhe und zerbrochenen Hoffnung, die als hinsterbende Flamme über dem andern Indien brannte. Nur sah man in den Straßen mehr Soldaten als gewöhnlich, Truppenzüge rollten nach Norden. Manche braune Faust ballte sich hinter einem weißen Gesicht.

Und da stand Souracun mit seiner unermeßlichen Möglichkeit. Wie ein Schwacher sich selbst in den ihm schwerfallenden Entschluß zwingt, brachte er Umurnath in einen Tempel der Durga, wo ein freundlicher weißhaariger Priester den Knaben gern in Obhut nahm. Jetzt lag freier Weg vor Souracun, Chowringhee, die breite Straße, die den Maidan entlang führt, rechts und links von säulengeschmückten Bungalows eingefaßt. Die ewige Fruchtbarkeit dieser Erde behängte die schlichten und nüchternen Häuschen ringsum mit blauen und scharlachroten Blumen. Schwarzgekleidete Kinder hatten ihre bescheidenen Spiele, auf den Bänken saßen schweigsame Frauen. Hoch reckte sich Souracun und lächelte stolz. In einer Stunde rannte dies Feuer durch die Stadt: Einer hat den Kopf des Nana Sahib eingebracht.

Und Souracun spielte mit dem Gedanken, den Ledersack heimlich wegzulegen und in sein Dorf zurückzukehren. Noch wog er ja und nein auf der flachen Hand.

Die Sonne war tief und färbte den Himmel rot über dem dicken Rauch der Fabriken. Ein kalter Hauch kam durch die Luft. In feinen schwarzen Strichen zeichneten sich die Masten und Rahen der Schiffe. Ein kleiner Kerl starrte Souracun ins Gesicht, schüttelte unwillig den blonden Kopf und sagte dann mit einer hellen, zornigen Stimme: »Pfui, du brauner Hund!«

Der Brahmine duckte sich wie unter einem Schlag. Seine Augen wurden groß und starr. Der Glanz des purpurnen Abends war darin. Würdevoll wandte sich Souracun zum Knäblein: »Dein Wort ist falsch, winziger Sahib.«

Und schritt schnell über den Maidan.

Plump baute sich das Haus des Vizekönigs drüben auf, regenverwaschen, gar nicht feierlich. Rings standen starke Bäume und trugen schrumpfiges und verklebtes Laub. Mehr welke Farben als Grün. Auf der stumpfen Kuppel des weitverzweigten Gebäudes klappte schlapp und schläfrig die Fahne Englands. Wuchtige Säulen stemmten sich vor das Tor. Zwei bärtige Hochländer mit geschulterten Gewehren gingen auf und ab und stießen die Füße gleichmäßig auf den Steinboden. Rechts und links lag häßlich und ungeschlacht eine Sphinx.

Glückliche Sicherheit und Ruhe war in Souracun. Vielleicht ein kleines Bedauern, daß auch diese Möglichkeit bald ausgeschöpft war. Ein wichtigtuender, bebrillter Babu watschelte herbei und wies den Weg. Schon war das Halbdunkel in den stillen Gängen. Der Babu öffnete eine Tür, noch eine, eine dritte. Souracun nickte zufrieden. Diese umständliche Art fügte sich in die Bedeutung, die er selbst sich beimaß.

Gelangweilt sagte eine Stimme: »Meinetwegen.«

Ein schmales, hochmütiges Gesicht kam ihm entgegen, die Tür fiel ins Schloß.

»Rasch, wenn's beliebt!«

Souracun aber zögerte und genoß sein Zögern. Nun war der Kreis vollendet. Darüber hinaus gab es keine Verwandlung. Ein schlichter Hindu aus einem verbrannten Dörflein schloß den indischen Aufstand mit dem knappen Satz: »Hier ist der Kopf des Nana Sahib.«

Wie ein Taschenspieler sparte Souracun mit dieser Überraschung. Ganz jung war der Sahib, überlang, mit gleichgültigen Gebärden, als glaubte er an keine neue Möglichkeit. Mißmutig kniff er den Mund ein. So stand er in schlottrigen Trauerkleidern am Fenster, hinter dem der rote Abend brannte. Souracun lächelte ein wenig. Alles, was geschah, war vorbestimmt, dem Sahib da beschmiertes und staubiges Papier, ihm aber — —! Sein Lächeln wurde breit und zuversichtlich.

Langsam, wie wenn er dem andern eine unerwartete Freude tun wollte, stellte er den Ledersack auf den Tisch. Das Rot im Fenster wandelte sich in ein blasses Gelb.

Der Engländer sah hinaus. Schwarzgekleidete Frauen gingen über den weiten



Platz und führten Kinder an der Hand. Trauer war im Land, kaum erstickt das Feuer, keine Sicherheit zwischen heute und morgen. Wie einen kleinen Jungen packten ihn die Gedanken. Er drückte die Nägel ins Fleisch. Mit Havelock kam er nach Cawnpore, zu spät. Blut war im Beebeeghur, Säbelrisse in der Wand, tief unten, wo Frauen knien. Sonst nichts. Nicht Mutter, noch Schwester. Seine Zähne knirschten.

Er wandte sich und schrie: »Bist du bald fertig?«

Der Geruch der braunen Haut peitschte den Haß. Von Meerut bis zum Brunnen von Cawnpore und dem Hügelrücken von Delhi hatten die Weißen die Erde fett und fruchtbar gemacht mit ihren Leichen, und da stand ein Hindu und lächelte mit blanken Zähnen durch das Dämmern, lächelte wie die Fleischerknechte des Nana am Abend des Mordes.

Hochmütig kreuzte der junge Sekretär die Arme über der Brust. Voll Widerwillen blickte er über Souracun weg. Der ließ sich Zeit, weil hinter dieser Erfüllung kein Wunsch mehr war. Zaudernd löste er die Schnüre.

Jetzt hob er etwas hoch. »Eine Million Rupien ist darauf gesetzt«

Einfach und bestimmt kamen die Worte; er hatte diesen Augenblick so lange und so tief durchlebt, daß es sich jetzt für ihn nur um ein Selbstverständliches handelte.

Der andre sprang nach vorn. Und wich voll Ekel zurück.

Es war der Kopf.

Der Mann griff mit beiden Händen in die Luft. Er keuchte.

Mit gütigem Lächeln sagte der Brahmine Souracun: »Ich kann warten, Herr, bis morgen. Mein Knabe Umurnath und ich, wir schlafen im Tempel der Durga, draußen in Barrackpur. Die rote Göttin, weißt du.«

Er schämte sich, daß ihn der Sahib für gierig hielt. Ihm ging es mehr um das wunderbare Ereignis. Er breitete die Arme und hatte glückerfüllte Augen.

Und da stand der junge Mensch, der nichts hatte als seine karge Pflicht. Kam ein brauner Kerl und forderte den Preis, lächelte und war ein Gaukler wie dies ganze Volk. Nichts kümmerte den, daß neuer Brand in die Asche fiel, Unruhe wieder das Land verdarb, kein Weißer sicher war, wenn die Kunde lief: Der Kopf des Nana Sahib ist eingebracht. Noch trugen nicht genug Frauen und Kinder die schwarzen Gewänder.

Souracun spürte den Ekel, die Wand, die Weiß und Braun auf immer trennt. Habgier sollte sein, was nur neue und andre Möglichkeit war.

»Mein Recht will ich, hörst du mich, Sahib?«

Und schlug die Faust auf den Tisch, daß der Rubin des Nana leise und gläsern klirrte. Das Blut brannte unter der braunen Haut. Dieser Mensch machte die letzte Erfüllung widrig und unrein, griff mit Fingern des Unverstands in den lieben Traum. Zornig wuchs die Stimme Souracuns: »Danken mußt du mir, du und die Deinen!«

Ein Schrei brach durchs Dunkel. Der Brahmine Souracun lachte verächtlich. Ein englisches Stoßgebet, zerrissene Worte, von Wut und Schmerz hinausgeschleudert.

Souracun sagte langsam: »Was weißt du von mir?«

Wie eine Wand wuchs das Nichtverstehen, darüber sprang der Haß.

Dann krachte ein Schuß.

Der Brahmine tat einen Satz ... Es war ganz still um den toten Souracun.

Herbst 1915

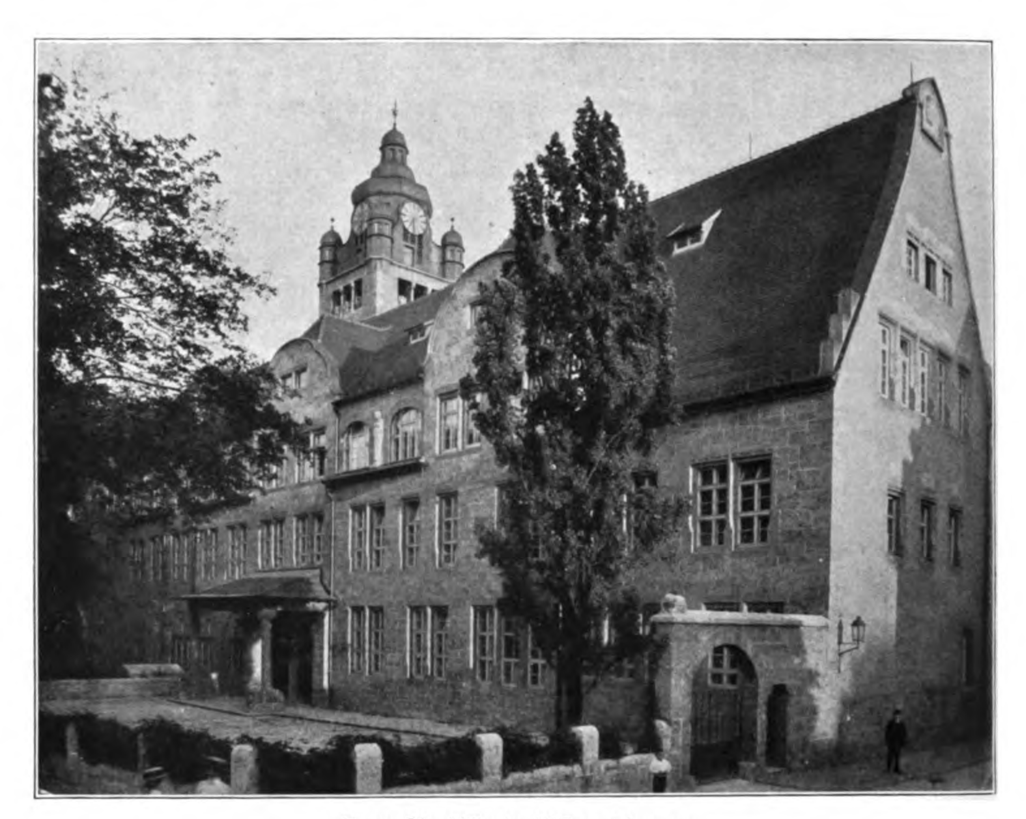
Nun tauschen über heißen Feldern
Die Türme späte Grüße aus,
Und seine Blumen wirft der Abend,
Ein müdes Kind, vor unser Haus.

Die Wetter zogen in die Weite,
Und unser Tal ist friedestill;
Der letzte Baum trägt goldnen Segen,
Als einer, der beglücken will.

Zur Erntefeier winkt die Heimat
Den manngewordnen Sohn zu Gast,
Wie Mutterstolz die Arme breitet:
Willkommen du, und halte Rast!

Max Bittrich





Jena: Nordflügel mit Haupteingang

Neue deutsche Universitätsgebäude

Von Bauamtmann Dr. Paul Goldhardt

uf allen Gebieten der Kunst waren in den letzten Jahren große Umwälzungen zu beobachten. In der Baukunst hatten den Anstoß dazu vor allem die von den Ingenieurwissenschaften gefundenen neuen Konstruktionsweisen gegeben. Da neben ausgezeichneten Neuschöpfungen sich auch ein Heer schlechter Nachahmungen breitmachte, sind besonders im Anfang der Bewegung oberflächliche und ungerechte Beurteilungen der neuen Kunst aufgetaucht, wodurch manchem die Freude an ihr verdorben ward. Meine Absicht ist, ein Sondergebiet des neuen Bauschaffens, die zuletzt entstandenen *Universitätsbauten*, in einigen Bildern vorzuführen, die hoffentlich imstande sind, zu zeigen, welche starke Kräfte am Werke sind, das Haus der neuen deutschen Kunst zu zimmern.

Jena

Bei dem 1904 veranstalteten engeren Wettbewerb zur Erlangung von Plänen für den Neubau einer Jenaer Universität wurde der Entwurf Professor Dr. *Theodor Fischers* mit dem ersten Preise ausgezeichnet. Nachträgliche Programmänderungen veranlaßten den Künstler zur Bearbeitung einer zweiten Planung, in der die außerordentlich glückliche Gebäudegruppierung des Wettbewerbentwurfs beibehalten wurde, die architektonische Formensprache jedoch eine wesentliche Umarbeitung erfuhr. Die im Wettbewerbentwurf hervortretende strenge Anlehnung an die deutsche Renaissance ist überwunden und einer freieren Auffassung gewichen: das spitze deutsche Dach, die hohen Steingiebel und die Freude am Gruppieren sind nach wie vor tonangebend, an Stelle der renaissanceähnlichen Einzelformen aber traten individuelle Bildungen und feine Anklänge an bodenständige thüringische Bauweise.

Wie kein andrer versteht Fischer, seine Neuschöpfungen in vorhandene alte Stadtteile zu stellen. Auch die Universität Jena

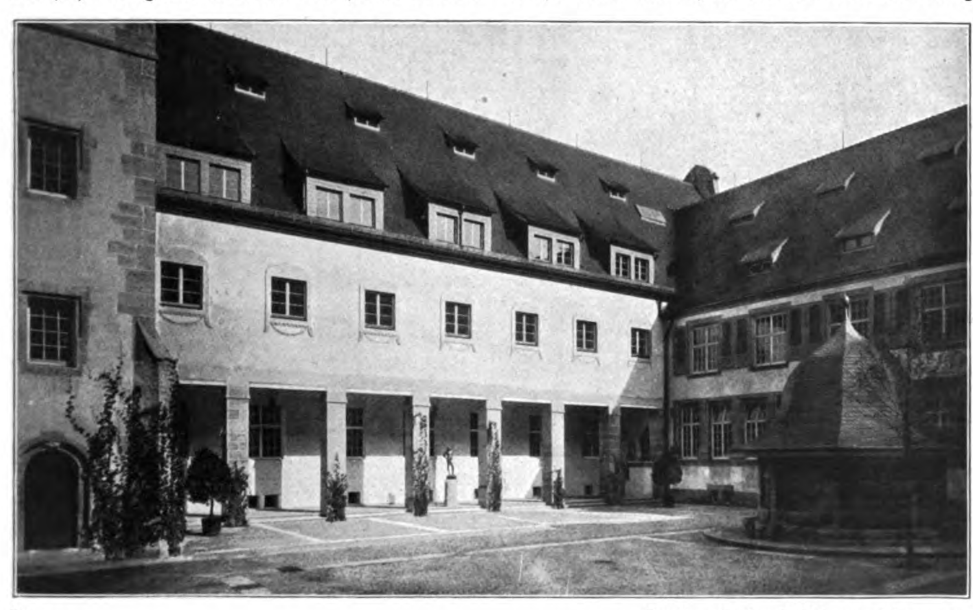
ist ein meisterhaftes Werk seines städtebaulichen Könnens. Er schmiegte diesen Bau in die vorhandenen gekrümmten Straßenzüge ein und vermied alle übermäßigen in diesem Stadtteil ungewohnten Höhenentwicklungen. So entstand die langgestreckte Schauseite des Nordflügels, so entstanden die traulichen Innenhöfe, die uns an die Schmuckhöfe kleiner mitteldeutscher Schlösser erinnern. Daß er nicht völlig auf lotrechten Ausdruck verzichtete, lehrt uns die Ostseite, die von zwei symmetrisch angeordneten stolzen Steingiebeln eingefaßt wird, und verrät der Turm, der hinter dem Dachfirst vorlugend nach allen Seiten das Haus krönt.



Jena: Aula

Die Gruppierung der Bauteile ist sehr einfach. Die zur Verfügung stehende Baufläche ist unter Freilassung gartenartiger Vorhöfe ringsum bebaut, die freibleibende Hoffläche durch Einschieben des Aulabaues in die erwähnten beiden Innenhöfe zerlegt worden. Am Fürstengraben entstand der Haupteingang. Durch Vorhalle und Vestibül werden wir zu der im Erdgeschoß an hervorragender Stelle des Gebäudes liegenden Aula geleitet. Wir betreten einen sehr hohen, durch mehrere Stockwerke bis ins Dach hinaufreichenden Raum. Fischer hat das Dachwerk sehen lassen und für diesen, wie es scheinen mag, allzu konstruktiven Gedanken eine monumentale Lösung gefunden.

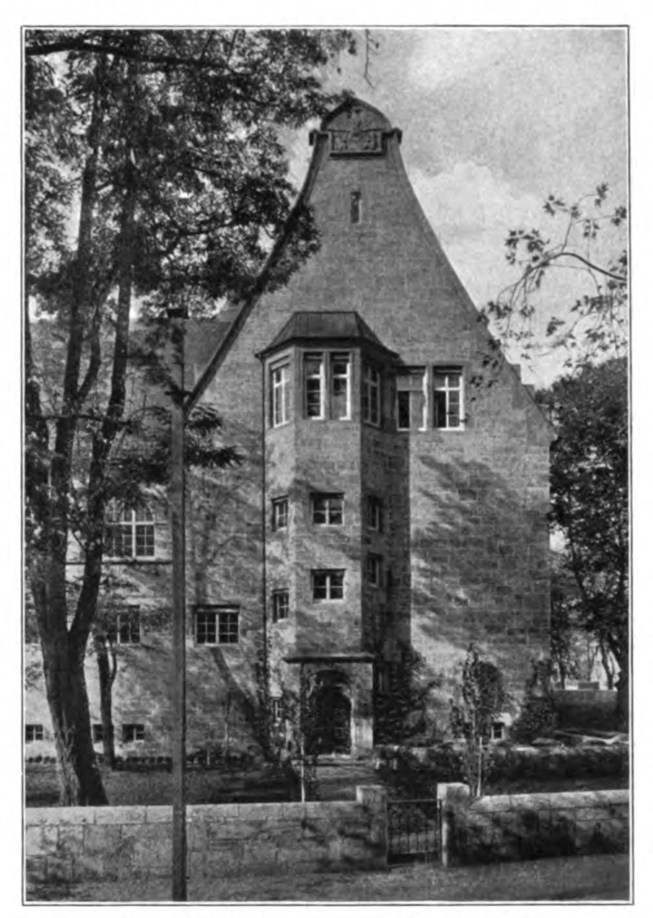
Als Raumkünstler verrät Fischer immer dichterische Veranlagung, seine Kirchen und idyllischen Arbeiterdorfschenken beweisen es. Er hat die Eigenheit, seine Räume aus einer Idee heraus zu gestalten, die sich dem Eintretenden sofort mitteilt und ihn erfüllt. Diese Idee war hier in der Unterordnung



Jena: Großer Hof mit Bismarckbrunnen

unter die Wirkung eines Kolossalbildes gegeben. Dieses, ein eindrucksvolles Reiterbild des Universitätsgründers Johann Friedrich des Großmütigen, von Prinz Ernst von Sachsen-Meiningen gemalt, ist an der Stirnseite der Aula aufgehängt. Ihm zuliebe verzichtete der Architekt auf jede Ausschmückung der Aulawände, bildete er Seitenschiff, Empore und Sitzgestühl in würdiger puritanischer Einfachheit aus. Erst in der vielgestaltigen Decke löst sich die Strenge des Raumes in ein fröhliches Licht-, Schatten- und Farbenspiel auf.

Der Rundgang durch die Universität führt uns durch wohldurchdachte Hörsäle, Seminarien und durch schöne Sammlungsräume, von denen besonders das großzügige archäologische Museum mit seinen dunklen hohen Steinbogen und der dazwischengespannten lichten Holzbalkendecke auffällt, durch sonnige, in sich abgeschlossene, als Räume behandelte und durch die Verschiedenheit der Deckenbehandlung charakterisierte Flurgänge und Treppenräume.



Jena: Giebel der Ostseite mit Treppenerker

Am reizvollsten aber erscheint die Einbeziehung des großen und kleinen Hofes in den Organismus des Gebäudeinneren und diese ausgeprägten Wechselbeziehungen zwischen der Architektonik von außen und innen. Abbildung S. 223 gewährt uns einen Einblick in den großen Hof mit der als Laubengang ausgebildeten Wandelhalle zwischen Hauptvestibül und Ostflügel und dem entzückenden achteckigen Bismarckbrunnen. Die geschwungene Dachhaube dieses Brunnens ist im Original vom Eckturm des alten vordem den Platz der Universität einnehmenden Schlosses herübergenommen worden.

Es kann nicht unterlassen werden, noch auf einige besonders schöne Einzelheiten des Fischerschen Werkes hinzuweisen. An erster Stelle steht hierbei der teilweise des bildnerischen Schmucks noch entbehrende Haupteingang an der Nordseite (Abbild. S. 222). Er ist in die Achse eines der geschwungenen Giebel gestellt und durch ein Vordach betont worden. Unter Vermeidung von übertriebenem Maßstab und Pathos hat Fischer nur praktische Gründe gelten lassen und die Größe in künstlerischer Vertiefung gesucht. Die ausdrucksvollen säulentragenden Tierfiguren stammen vom Bildhauer Ludwig Habich.

An bemerkenswerten Einzelheiten ist auch die Ostseite reich. Zwischen den hohen, in der Silhouette völlig gleichen, in der Wandaufteilung unterschiedenen Steingiebeln — der nördliche ist durch einen reizenden Treppenerker bereichert — spannt sich ein lang durchlaufender Verbindungsflügel mit breiter geschlossener Dachfläche und feindurch-



München: Der Neubau an der Amalienstraße

dachter Wandgliederung ein. Wir finden hier auch den Eingang zum archäologischen Museum. Durch eine breite zweiarmige Freitreppe, die mit massiver Steinbrüstung eingefaßt ist, hat man Raum für ein in der Achse des Eingangs liegendes architektonisch eingefaßtes Wasserbecken geschaffen.

Grobkörniges malerisches Steinmaterial, wohldurchdachte Fugenteilung und die dekorative Aufschrift sind die einfachen hier angewandten Kunstmittel.

Noch ein Wort über den Turm. Er steigt aus der Ecke des großen Hofes in quadratischer Grundrißform empor und wird über den Dächern in die achteckige, schiefergedeckte Dachhaube übergeführt. Alles ist heimatlich, thüringisch, auch hier tritt das Bestreben nach Zweckmäßigkeit deutlich hervor: die Uhrblätter z. B. werden so hoch wie irgend möglich aufgehängt, um sie weithin sichtbar zu machen; das obere Geschoß des viereckigen Turmteils dient als Aussichtsraum und hat nach allen Himmelsrichtungen breite Auslugöffnungen mit mannigfachem bildhauerischem Schmuck erhalten.



München: Eingangshalle an der Amalienstraße

München

Am Ende der breiten Ludwigstraße, kurz vor ihrem monumentalen Abschluß durch den Siegesbogen, steht das schlichte Haus der Münchner Universität.

Es bildet zusammen mit den gegenüberliegenden katholischen Erziehungsanstalten durch das Einrücken der beiderseitigen Mittelflügel eine platzartige Straßenerweiterung. Nachdem sich lange Jahre das starkpulsierende Münchner studentische

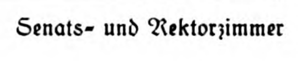


München: Große Aula

Leben in dem zu eng gewordenen Haus hatte einzwängen müssen, und nachdem man sich im letzten Jahrzehnt dazu verstanden hatte, einige Institute in neuzeitlichen, aber abgelegenen Sondergebäuden unterzubringen, wurde im Jahre 1910 eine endgültige und glückliche Lösung des Bauproblems durch den glänzend gelungenen Um- und Erweiterungsbau der Universität gefunden.

Der Erbauer der Erweiterung ist der jetzige Geheime Hofrat Dr. German Bestelmeyer. Unter Oberleitung des Ministerialrats von Stempel errichtete er einen neuen Gebäudeflügel an der mit der Ludwigstraße parallel laufenden Amalienstraße und verband ihn mit dem alten Teil durch eine großzügige Treppenhalle. Auch schuf er an der Amalienstraße einen zweiten, wichtigen Haupteingang und einen rechteckigen Vorhof mit zwei freistehenden Säulen (Abbild. S. 225). München steht mit einem Fuße schon im Süden. An schönen Sommertagen sind gar



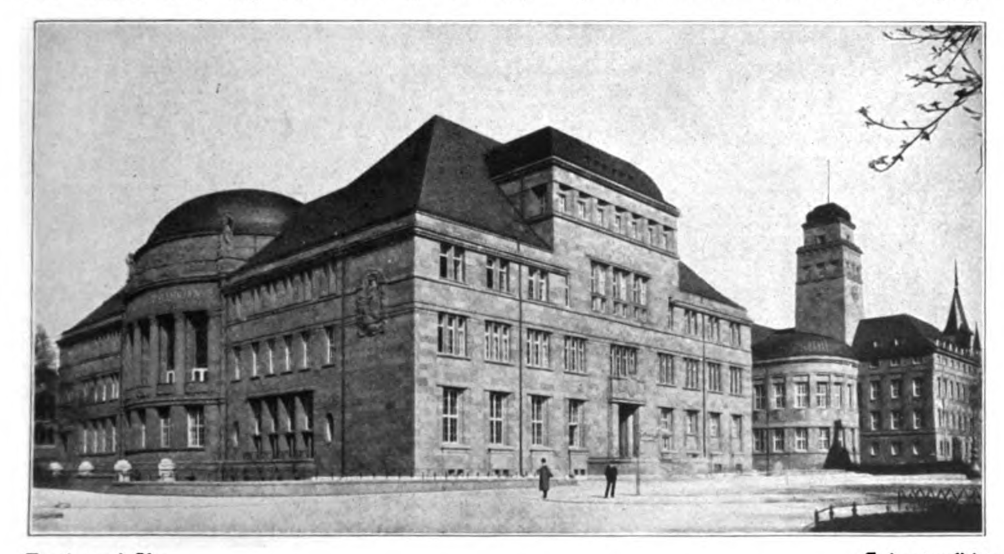


München: Senats- und Rektorzimmer

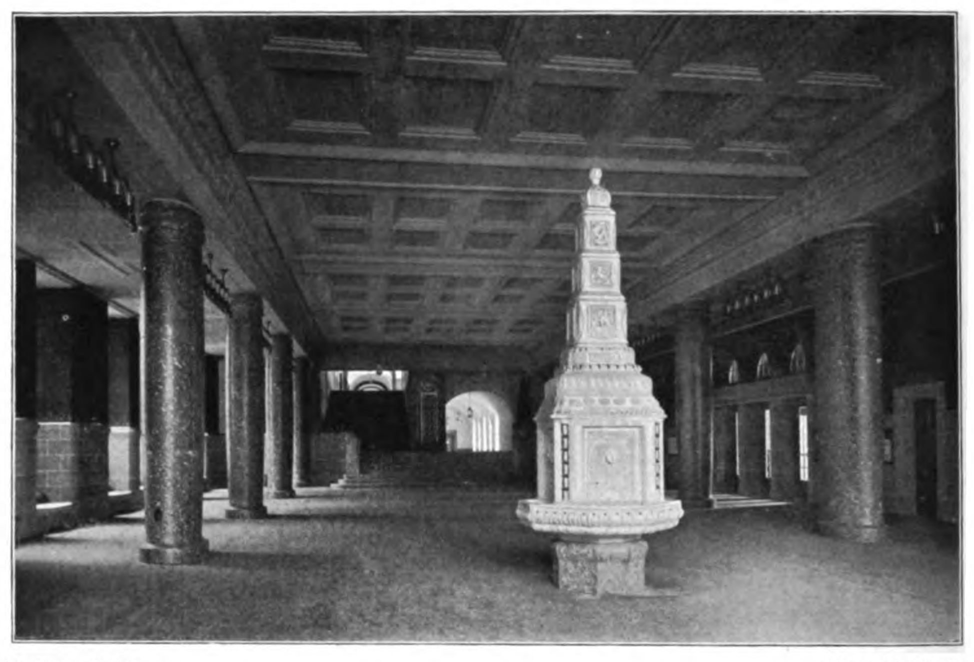
viele von seiner sonnigen Schönheit, von dem leuchtenden Weiß der Häuser und dem herrlichen Blau des Himmels hingerissen. Vor allem scheint die Ludwigstraße nur ihrer selbst willen und nicht für das Alltagsgetriebe der Menschen geschaffen zu sein. Diese der Alltäglichkeit abgerückte innere Größe nimmt auch beim Besuch der neuen Universität gefangen. Und zwar ist es der dem ganzen Werk eigentümliche monumentale Ausdruck, das Hervorheben des rein Architektonischen, das sofort stärkste Sympathien erweckt.

München: Mittelhalle

Ohne Bedenken griff Bestelmeyer auf die der Antike noch eng verwandte Formenwelt des frühen Mittelalters zurück und stellte damit die Harmonie mit dem alten Universitätsteil her. Diese Anlehnung hat den künstlerischen Individualismus nicht einzwängen können, sondern ihn nur auf einen festen Untergrund gestellt. Mit Rücksicht auf das schon Vorhandene hat der Bau der Ausbildung großer äußerer Schauseiten entsagen und das Gesicht nach innen wenden müssen. Als dieses innere Antlitz der Universität möchte ich die im Mittelflügel liegende gewaltige Mittelhalle bezeichnen (Abbildung oben). Hier vereinigt sich das gesamte innere Leben, hier ist alte und neue Universität auf geist-



Freiburg i. Br.: Gesamtansicht



Freiburg i. Br.: Erdgeschoßhalle

reiche Weise zusammengefügt, hier münden die großen Verkehrstreppen und Flurgänge, hier strömt allstündlich das bunte akademische Publikum zusammen und auseinander.

Die Größenwirkung des Raumes beruht in dem geschickten In-den-Raum-schieben mehrgeschossiger Bogenstellungen, der groß angelegten Kassettenaufteilung der Gewölbe-



Freiburg i. Br.: Obergeschoßhalle mit dem Wandgemälde von Bühler

flächen und dem ständigen Wechsel von ruhigen Wandflächen und reichen, nach allen Seiten den Ausblick vertiefenden Säulengängen: so erscheint der Raum nach allen Richtungen unbegrenzt.

Genau in der Mitte der Universität liegt diese Mittelhalle, von den beiden Haupteinläßen wenige Schritte entfernt. Den Zugang von der Amalienstraße bildet eine wundervoll herbe Eingangshalle (Abb. S. 225). Sie erinnert an die Überreste monumentaler Kunst des norditalienischen Ostgotenreichs. Man beachte die Wirkung der wuchtigen unverzierten Steingewölbe, die Kraft der Säulen und die Schönheit des mittleren Portals mit der in das Gewölbe eingefügten Reiterfigur von E. Pfeifer.



Zürich: Gesamtansicht

Außer einer großen Zahl weiterer Hör- sowie Unterrichtsräume ist im Mittelflügel auch das zweigeschossige Auditorium maximum untergebracht und mit der Mittelhalle in großzügiger Weise verbunden worden. Klassisch einfach sind Flure und Treppen, ihre Ausschmückung ist ausschließlich in fein geformten und farbig abgetönten marmornen Säulen und Türumrahmungen sowie schönen getriebenen Metalltüren gefunden worden.

Durch Umbau des alten Festraums entstand die »Große Aula« (S. 226). Sie ist bis auf die in ganzer Höhe durchgehende, mit amphitheatralischen Sitzen versehene Professorenapsis zweigeschossig und wird über den ausdrucksvollen Seitengewölben der Galerien durch eine schwere kassettierte Holzdecke kraftvoll geschlossen. Auch hier ist auf alle Zier verzichtet und alles auf das Große, Feierliche gestimmt. Wo Schmückung beabsichtigt ist, so an den rechtedigen Galeriestützen und in der Professorennische, erscheinen plastische oder in Mosaik hergestellte menschliche Figuren

Der im ganzen Gebäude herrschende große Stil ist bei den Rektor- und Senatszimmern ebenfalls nicht verlassen worden. Nur ist hier zum Ausdruck des Vornehm-Wohnlichen übergeleitet. Der Durchblick vom Senats- ins Rektorzimmer (S. 226) zeigt deutlich die enge künstlerische Gebundenheit dieser Räume und gleichzeitig die feine Kontrastwirkung zwischen der fröhlichen, zierlichen Rektoratsdecke und den dunklen, schweren Holzkassetten des Senatszimmers.

Wie prächtig wirkt auch das Vorzimmer mit seinem schöngegliederten weißen Tonnengewölbe, behäbig niedrigem, dunklem Wandbord und lustigem Fußbodenbelag!

Freiburg i. Br.

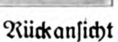
Der Erbauer des 1912 seiner Bestimmung übergebenen Kollegiengebäudes der Universität in Freiburg im Breisgau, Oberbaurat Dr. Hermann Billing in Karlsruhe, wurde im Jahre 1907 vor die Aufgabe gestellt, die durch den Tod des frühverstorbenen Professors Ratzel unterbrochenen Planungsarbeiten zu übernehmen

und fortzusetzen. Durch Ratzel war in großen Zügen die Grundrißanlage in der heutigen Gestalt festgelegt worden; Billings Aufgabe, auf einem vorhandenen, von einem andern geschaffenen Grunde aufzubauen, war also gewiß nicht leicht, wenn ein Werk von künstlerischer Einheit entstehen sollte. Welch glückliche Hand er hierbei hatte, beweisen die beigegebenen Abbildungen.

Die von ihm geschaffene Baugruppe ist sowohl als Ganzes wie auch in den einzelnen Teilen harmonisch aufgebaut und von ungewöhnlichem Reiz, der Grundriß der Anlage klar zum Ausdruck gebracht worden. Der an der Werderstraße liegende, einen Binnenhof einschließende rechteckige Bauteil enthält die wichtigsten Lehr- und Repräsentationsräume. Er ist gekennzeichnet durch die Geschlossenheit des Gesamtumrisses, das Einschmiegen der über Aula und Haupteingang angeordneten Dachaufbauten in die Dachlinien. Der langgezogene Flügel an der Belfortstraße dagegen schließt den Straßenblick durch Bildung einer heiter bewegten Gruppe anmutig ab, hier sind Verwaltungs- und Wohnräume sowie Seminarien untergebracht worden. Stolz hebt sich der am Ende des Straßenzuges errichtete Treppenturm aus den Dächern heraus. Es ist wohl gerade die Bescheidenheit des gewählten Maßstabs, verbunden mit feinsinniger horizontaler Gliederung, die diesen so anziehend macht. Auch wirkt er so natürlich und überzeugend, weil er nicht aus Zierlust, sondern zur Schließung der Lücke in den Dachfluchten geschaffen worden ist.

Das Haus ist einheitlich aus schönem rotem Sandstein aufgebaut, mit maßvollen lotrechten Durchbrechungen durchlaufend horizontal gegliedert und mit ebenmäßigen Schiefer- und Kupferdachformen nach oben abgeschlossen. Unverkennbar ist der Wille des Künstlers, an die Ausdrucksweise der Überlieferung anzuschließen; unbesiegbar ist aber auch die Lust, im Rahmen der selbstgesetzten Grenzen Neues zu formen.

Im Inneren des Kollegiengebäudes werden wir vor allem durch die in allen Geschossen prächtig ausgebildeten Wandelhallen überrascht. Besonders die im Erdgeschoß liegende, durch doppelte Säulenreihe basilikaartige Erdgeschoßhalle und die im ersten Obergeschoß beginnende zweigeschossige Marmorhalle, die mit der benachbarten Aula in monumentalen Zusammenhang gebracht wurde, stehen künstlerisch sehr hoch. Abbildung S. 228 zeigt uns die in der Tagesbeleuchtung so wohlberechnete Erdgeschoßhalle mit dem Blick nach dem im Hintergrund hell aufleuchtenden Wandelgängen und Treppen der Belfortstraße. Wie lustig hebt sich der in die Mitte des Raumes gestellte hellfarbige Majolikabrunnen von der Strenge der Raumumfassungen ab! Die Obergeschoßhalle (Abbild. S. 228) dient als vornehmer, der Aula vorgelagerter Repräsentationsraum. Ihre Wände sind mit breiten, fast ungegliederten Marmortäfelungen verkleidet, während die Decke sehr reichen



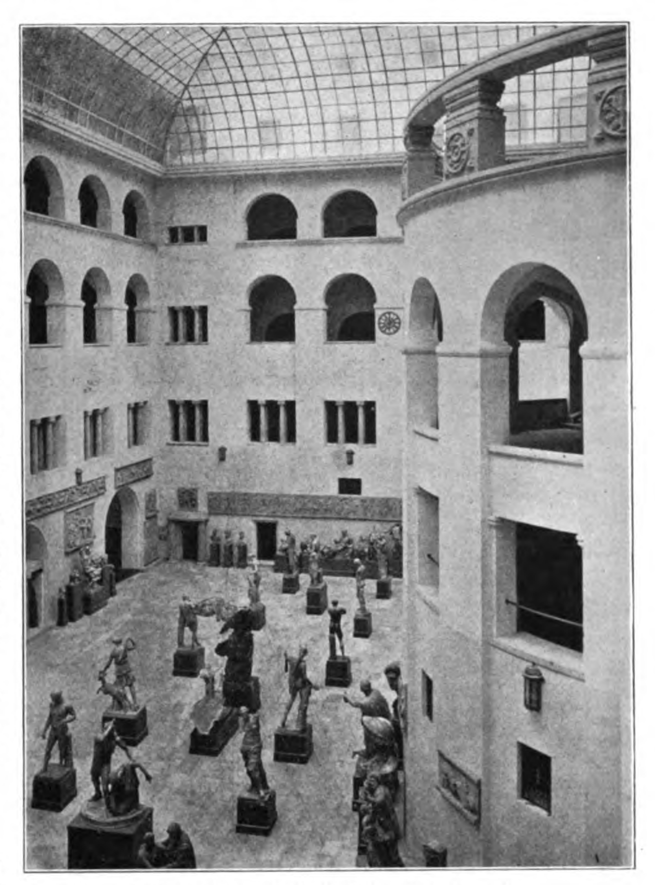
Zürich: Rückansicht

plastischen, durch Vergoldung gesteigerten Schmuck erhielt. Eine besonders feierliche Stimmung aber verlieh dem Raume Hans Bühler durch das Prometheus-Wandgemälde.

Die im Grundriß ovale Aula ist durch einen niedrigen, zur Erweiterung dienenden Vorsaal von der vorbeschriebenen Halle aus zugänglich. An der gegenüberliegenden Wand über dem Professorengestühl malte Professor Ferdinand Keller zwischen den Wandlisenen fünf Frauenfiguren, die die Fakultäten darstellen.

Marmorpaneel, Stuckwand und gewölbte Stuckdecke, alles erscheint mit Rücksicht auf die für sich allein körperlich wirkende Raumform in feiner, zurückhaltender Gliederung.

Unter der Aula, ebenfalls in ovaler Grundform, ist das Auditorium maximum eingebaut worden.



Zürich: Schmuckhof als Altertümersammlung

Zürich

Vor einem Jahre ist die Weihe der neuen Züricher Universität festlich vollzogen worden. Am Abhang des Zürichberges, an der Seite des 1866 von Semper errichteten Polytechnikums, das jahrzehntelang beiden Hochschulen als gemeinsame Wohnstätte gedient hatte, hat man sie erbaut. Diese Gegenüberstellung bereitete der künstlerischen Lösung große Schwierigkeiten. Da das für die Universität zur Verfügung stehende Gelände erheblich tiefer als das des Semperschen Baues liegt, mußten Mittel gesucht werden, diesen für den Neubau sehr ungünstigen Umstand auszugleichen. Man schritt deshalb 1907 zur Ausschreibung eines Wettbewerbs, aus dem die Architekten Professor Curjel und Professor Dr. Moser siegreich hervorgingen.

Sie lösten die angedeutete Aufgabe durch Einfügung eines beherrschenden turmartigen Bauteils in die lange Flucht der Kollegiengebäude, durch den nicht allein der Ausgleich gegen die eindrucksvolle höhere Lage der Technischen Hochschule glückte, sondern auch die Stadt um ein prächtiges, charakteristisches Wahrzeichen bereichert wurde. Weithin ist diese breite Turmkuppel sichtbar und in ihrer edlen Gestaltung ein wichtiger Bestandteil des Stadtbildes geworden. Ohne Zweifel war auch der weitere Gedanke des Entwurfs richtig, mit Rücksicht auf die Höhenunterschiede beim Horizontalaufbau der Gebäude eine von der alten Hochschule abweichende Grundform zu suchen. Während nämlich Semper dem Polytechnikum die alte klassische Grundrißform des rings geschlossenen Rechtecks geben konnte, wichen Curjel und Moser von der symmetrischen Anordnung ab, indem sie den dem Polytechnikum abgewandten, die eigentlichen Kollegienräume enthaltenden Gebäudeteil hinter die Straßenflucht einrückten und dort, unter dem Turm, den Haupteingang anordneten. Der nicht eingerückte, dem Polytechnikum zunächstliegende Teil enthält das hervorragend ausgestaltete bio-

logische Institut. Durch den Turm sind Kollegienhaus und biologisches Institut im Aufbau geschieden, für den Gebrauch verbunden.

Fast will es scheinen, als ob die Anknüpfung an den Semperbau ganz außer acht gelassen sei. Das ist jedoch keineswegs der Fall: die Stadt und Tal zugekehrte lange Flucht des Polytechnikums ist in der Universität aufgenommen und fortgesetzt worden, wodurch es gelang, beide Gebäude zu einheitlicher Wirkung zusammenzuschließen. Auch den Turm der Universität haben die Architekten aus der im Polytechnikum durch Semper festgelegten Massenverteilung entwickelt; er ist das Gegenstück zu dem reich ausgebildeten Mittelteil der alten Hochschule.

Beide Gebäudeteile, biologisches Institut und Kollegienhaus, schließen je einen mehrgeschossigen, glasüberdeckten, als zentralen Verkehrsraum ausgezeichnet angelegten Lichthof ein. Während der des Instituts in einfacher Weise als zoologisches Museum ausgebildet wurde, erhielt das Kollegienhaus einen weiten und hohen, durch Säulen und Arkaden malerisch gegliederten, zur Aufnahme der Altertümersammlung bestimmten Schmuckhof (Abbild. S. 231). Vergegenwärtigt man sich, daß die Lehrsäle aller Geschosse sämtlich in den Wandelgängen ausmünden, die den Hof allseitig umsäumen, so kann man sich eine Vorstellung von der Größe und Eigenartigkeit des in Rot und Weiß prächtig getönten Raumes bilden.

Die in der Achse des Hofes an dessen einspringender Innentreppe gelegene Aula ist in Marmor und Stuck reich geschmückt und durch die halbkreisförmig ausbauchende Fensterwand wundervoll beleuchtet.

In den Bereich unsrer kurzen Betrachtung sind nur solche Universitätsbauten einbezogen worden, die zur Unterbringung eines gesamten Universitätskörpers berechnet sind, während es leider nicht möglich war, auf die zahlreichen und überwiegend ebenfalls künstlerisch bedeutenden Neubauten einzelner Anstalten einzugehen.

Ernte

Der Roggen fiel, und übers Stoppelfeld
Zieht leis ein Hauch wie aus der Geisterwelt.

Sagt er von Jammer uns, von blutiger Not?
Bringt er uns Kunde von dem Schnitter Tod?

Ich beuge meine Knie und lausche bang —
Ein Glockenläuten singt das Tal entlang ...

Rotblaue Dämmerstille nah und fern —
Dort leise funkelnd schon der Abendstern ...

Und ehrfurchtsvoll erschauernd hör' ich still,
Was jene Geisterstimme von mir will:

„Siehst du die Garben nicht — nur blutige Not?
Fühlst du den Segen nicht — nur bittern Tod?

Du zagest, Herz — der Tod ist überwunden!
Schlug auch dem Korn die Sense tausend Wunden:

Erkenne, daß es lebensvoll den Tod
Vernichtet hat im Samen und im Brot!“

Valeska Cusig





Max Rabes: Gottesdienst in der zerstörten Kirche in Lyck am 18. Oktober 1914

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1915




Friedrich I. von Brandenburg

Zum Gedenktag der 500jährigen Herrschertätigkeit des Hohenzollernhauses (21. Oktober 1915)

Von Karl Theodor Zingeler

1415 bis 1915! Fünfhundert Jahre! Am 30. April 1415 übergab König Sigismund Friedrich VI., dem Burggrafen von Nürnberg, die Bestallungsurkunde auf die Markgrafschaft Brandenburg. Hiermit war eine geschichtliche Tatsache vollbracht, von deren Tragweite damals niemand eine Ahnung hatte und vor der wir selbst jetzt als Bewunderer stehen. Was ist aus der Mark Brandenburg in den fünfhundert Jahren geworden! Welche Machtfülle hat Preußen, das aus der Mark Brandenburg hervorgegangen ist, in den fünfhundert Jahren erworben, an sich gebracht durch Mäßigkeit, durch Klugheit, durch Fleiß, durch Nüchternheit und durch seine Tüchtigkeit! Heute nennt sich der Nachfolger Friedrichs III. schon in der dritten Generation: König von Preußen, Deutscher Kaiser. Man darf sagen: der jetzige Deutsche Kaiser hat noch größeren Ruhm an seinen Namen geknüpft als Kaiser Wilhelm I., der im deutschen Volke so hoch verehrt wird. Er steht gegenwärtig, bewunderungswürdig in jeder Beziehung, im Felde, um mit Österreich-Ungarn und der Türkei als Bundesgenossen gegen das mächtige England, Rußland, Frankreich, Italien und Serbien zu kämpfen. Schon wälzt sich der Riese Rußland konvulsivisch am Boden, kaum noch imstande, der deutsch-österreichisch-ungarischen Offensive zu widerstehen; das französische Heer ist dezimiert, und, mehr als das, England knirscht ohnmächtig vor Wut ob der deutschen Tatkraft.

Dies heute an der Spitze eines so mächtigen Deutschlands marschierende Preußen ist es, zu dem Friedrich VI. 1415 den Grundstein legte. Wir wollen vorgreifen: es ist eine bemerkenswerte Tatsache, daß Friedrich VI. vermählt war mit einer Bayerin, der schönen Elfe (Elisabeth), Tochter des Herzogs Friedrich von Bayern-Landshut.* Das Königreich Bayern zählt nunmehr zu den Treuen Deutschlands und schlägt im Verein mit Preußen und den übrigen deutschen Stämmen die deutschen Feinde zu Boden.

Friedrich I., als Burggraf von Nürnberg der Sechste seines Namens, gehörte dem angesehenen Geschlecht der Grafen von Zollern an, die 1061 zuerst urkundlich nachweisbar mit ihrem Namen in der Geschichte auftreten. Schon früher werden sie das Grafenamt im Scherragau ausgeübt haben, das dürfen wir als sicher voraussetzen. Aber kein Geringerer als Kaiser Friedrich III. hat, als ihm der Ursprung seines Geschlechts auf 1061 festgelegt worden war, geantwortet: »Das ist auch genug«, womit er die Phantasiegebilde über den ältesten Ursprung des Zollerngeschlechts abwies. Bis auf Burkhart, Grafen von Zollern (1125), blieb der zollerische Hauptstamm zusammen. Er gründete die Nebenlinie Zollern-Hohenberg, die mit Graf Sigmund 1486 im Mannesstamm ausstarb. Friedrich III. Graf von Zollern, als Burggraf von Nürnberg Friedrich I., heiratete Sofia, das einzige Kind des Grafen Konrad II. von Raabs, Burggrafen von Nürnberg (gestorben um 1191). Nach dem Tode des Schwiegervaters erbte er auch die Burggrafschaft Nürnberg und schlug dieses bedeutende Besitztum zu seinen schon vorhandenen schwäbischen Gütern. Er hatte zwei Söhne: Friedrich und Konrad. Konrad erbte die Burggrafschaft Nürnberg und nannte sich Konrad I., Graf von Zollern und Burggraf von Nürnberg; er ist der Stifter der fränkischen, der kurfürstlich brandenburgischen, der königlich preußischen und der kaiserlichen Linie, während Friedrich (IV.) auf der schwäbischen Besitzung blieb, auf der Burg Zollern, in den zollerischen uralten Stammlanden bei Hechingen. Friedrich I., der neue Kurfürst, war das zehnte Glied in der neuen Linie, seitdem Friedrich die Gräfin Sofia geheiratet hatte, und besaß neben seinem Bruder, dem Burggrafen Johann III., die Burggrafschaft Nürnberg. Zum Vater hatte er Friedrich V., einen ernsten, für seine Zeit wissenschaftlich gebildeten, strebsamen Mann von guten Grundsätzen. Friedrich VI. war das zehnte Kind — im ganzen waren es elf — des Burggrafen Friedrich V. In der damaligen Zeit wurden in den höheren Kreisen die Verbindungen hauptsächlich aus politischen Gründen geschlossen, und das Paar wurde gar nicht um seine Herzensmeinung gefragt. Sehr häufig ward der Verspruch von den beiderseitigen Eltern gemacht, wenn die Verlobten, oft noch zwei- und dreijährige Kinder, noch nicht »zu ihren Jahren gekommen« waren. Ja, es ist schon vorgekommen, daß Töchter verlobt wurden, bevor sie geboren waren, unter der Voraussetzung, daß das zu erwartende Kind ein Mädchen sein würde. Entweder war der Zweck dabei, alte Feindschaften auszurotten oder neue Freundschaften anzuknüpfen, oder man hatte

* Das Oberhaupt der fürstlichen Linie Hohenzollern im Jahre 1915 — ein merkwürdiges Zusammentreffen — hat auch eine Bayerin geheiratet, Adelgunde, Tochter König Ludwigs III. von Bayern.



Vermögensvorteile im Auge. Es ist dabei zu verwundern, daß diese Ehen häufig und sogar recht häufig gut ausfielen, und man bestaunt nicht mit Unrecht den oft reichen Kindersegen, der aus solchen Verbindungen hervorging. So hatte Friedrich V. seine Frau Elisabeth geheiratet, nachdem er acht Jahre mit ihr verlobt gewesen.

Wann unser Friedrich geboren wurde, weiß man nicht. Er war hochgebildet für seine Zeit, aber er kannte den Tag seiner Geburt selbst nicht. Wir wissen nur, daß er zwischen dem 6. August und dem 26. November 1371 das Licht der Welt erblickte. Er hatte zehn Geschwister, von denen die meisten vermählt waren. Sonst wurden die Töchter sowie die nachgeborenen Söhne »ihres Seelenheils wegen« und des besseren Fortkommens willen, da einer Verheiratung vielfach des Geldes wegen Schwierigkeiten erwuchsen, in ein Kloster gesteckt, oder die Söhne wurden an ein Stift gebracht. Das klingt für unsre Ohren hart, aber war es zu damaliger Zeit durchaus nicht. So kamen die Töchter als Kinder oft schon in ein hochabliges Stift oder Frauenkloster, wo sie es sehr gut hatten und ihrem Stande gemäß behandelt wurden. Die Söhne wurden Chorherren, Domherren und vereinigten oft in ihrer Person, was zwar den Satzungen der Kirche widersprach, mehrere Pfründen. Hier hatten sie auch in den meisten Fällen nichts zu tun, als täglich dem Chorgebet beizuwohnen. Es gab Domstifte, an denen es erforderlich war, eine Reihe von Ahnen zu haben, und diese waren natürlich dem Hochadel vorbehalten. Köln z. B. verlangte von seinen Domherren den Nachweis von sechzehn Ahnen. Der Betreffende konnte sogar Bischof und Erzbischof werden, wie wir das in den hohen abligen Kreisen vielfach verzeichnet finden und wofür die Zollern — beide Linien, die fränkische sowohl wie die schwäbische — Beispiele liefern. Nur mußte er in manchen Fällen die Priesterweihe noch nachholen, da er nur die niederen Weihen besaß. Es lag in der damaligen Zeit, daß auch verschiedene in kriegerische Orden traten und als Deutschherren oder als Ordensritter überhaupt sich Ruhm erwarben.

Von Friedrichs Jugend und seiner ersten Erziehung wissen wir nicht viel. Bei seinem Vater, dem Burggrafen von Nürnberg, Friedrich V., dessen ernste Gesinnung bekannt war, läßt sich eine tüchtige Erziehung voraussetzen; das spätere Leben Friedrichs I., seine Gediegenheit in vielen Dingen, seine Umsicht in den Regierungsgeschäften, seine haushälterischen Tugenden und seine Tapferkeit lassen auf eine gute Veranlagung schließen. Die Erziehung wird dieselbe gewesen sein, wie sie den Sprößlingen hochabliger Häuser jener Zeit fast zum größten Teil eigen war. Zuerst wurden sie im Elternhause unterrichtet, und diese Unterweisungen richteten sich auf seine aristokratische Manieren, ritterliche Tugenden und geistlichen Unterricht. Auf das zweite wurde hauptsächlich erst später das Augenmerk gerichtet. Der Schwerpunkt lag für den Knaben in dem Religionsunterricht, den ein begabter Burgkaplan erteilte und der hauptsächlich in Beschreibungen des Himmels und der Hölle, der Heiligen und Märtyrer, des Wunderbaren sowie des kirchlichen Systems gipfelte. Die Bildung des Hochadels war überhaupt verschieden von der des niederen Adels. Dieser war roh, unwissend, zum größten Teil ohne Kenntnis des Lesens und Schreibens, und seine Hauptbeschäftigung bestand in Fehden gegeneinander und im Dienste Größerer. Die Söhne der Hochabligen lernten vielfach Latein sprechen, was ihnen der Burgkaplan beibrachte. Dem Markgrafen Friedrich muß es hoch angeschrieben werden, daß er, als er die Markgrafschaft Brandenburg übernahm, zur Kanzleisprache das Deutsche erhob, während bisher das Lateinische üblich gewesen war. Mit dreizehn bis vierzehn Jahren wurde der junge hochablige Sprößling an einen befreundeten Hof geschickt, wo er zuerst als Page in der Kemenate der Frauen Zucht, Ehrbarkeit und feines, sittsames Benehmen lernte. Dann kam er zur Erlernung der ritterlichen Fähigkeiten unter die Lehrtätigkeit eines Waffenmeisters, eines alten erprobten Dieners, der alle Waffengänge kannte und mit den Waffen und ihrem Gebrauch durchaus vertraut war. Daneben begleitete er als Page oder Edelknecht die Frauen und den Herrn auf die Jagd, trug den Falken auf der Faust und lernte somit auch das Weidwerk gründlich kennen. Später begleitete er seinen Herrn auch wohl auf Fehden und in den Krieg und erwarb sich dadurch Kühnheit, Mut und praktischen Gebrauch der Waffen. War somit seine äußere Lehrzeit zu Ende, dann kam er wieder nach Hause, um auch hier gründlich das Nötige in der Hausvermögensverwaltung zu erlernen. Im Verhältnis zu heute hatte der junge Ablige nicht allzuviel zu lernen. Die gesamte Hof- und Staatsverwaltung — so wird es in der Burggrafenschaft Nürnberg auch gewesen sein — war einem Hofmeister unterstellt, und dieser war nach damaligen Begriffen Hofmarschall, Hausminister und erster Staatsminister in einer Person. Daneben gab es juristisch gebildete Persönlichkeiten, die die Einnahmen und Ausgaben überwachten, die Urkunden ausfertigten und im Justizdienst tätig waren. Die Hofverwaltung selbst gliederte sich in vier Ämter, in die der Küche, des Kellers, der Kammer und des Marstalls, an deren Spitze ein in der Regel bürgerlicher Bediensteter stand. Alles

dieses zu übersehen, zu leiten und nötigenfalls ausschlaggebend zu wirken, darin bestand die Tätigkeit des Herrn. Burggraf Friedrich V. zog seine Söhne Johann und Friedrich früh zu diesen Geschäften heran.

Es wird immer betont, daß Friedrich VI. von Nürnberg dem König Sigismund eine für die damalige Zeit große Summe vorgestreckt und geliehen habe, dafür habe ihm König Sigismund die Mark Brandenburg und später das Kurfürstentum gegeben. Das ist nicht zutreffend. König Sigismund schuldete wohl dem Markgrafen von Brandenburg 150000 ungarische Gulden dafür, daß Friedrich die Markgrafschaft Brandenburg verwaltete, den unbotmäßigen Adel züchtete und überhaupt wieder geregelte Zustände in der Mark einführte. Es war deshalb die Erwerbung der Markgrafschaft Brandenburg keine »wohlberechnete Anlegung gesammelter Schätze des burggräflichen Hauses«. Burggraf Friedrich VI. erhielt die Markgrafschaft und das Kurfürstentum dank den Verdiensten, die er sich um das Reich, um den König usw. erworben hatte. König Sigismund war ein sehr galanter Herr und ein Lebemann. Aber er war auch dankbar, und Friedrich VI. hatte sich so um den König verdient gemacht, war ein so tüchtiger und gewissenhafter Mann, daß er ihm gern die Mark übertrug. Als die Städte der Mark hörten, daß Burggraf Friedrich VI. zu ihrem Landesherrn ernannt sei, da schickten sie eine Gesandtschaft zu ihm, um ihrer Freude Ausdruck zu geben, daß die Markgrafschaft endlich wieder einen Herrn habe, der nach dem Rechten sehen und die furchtbar brandschatzenden Adligen züchtigen würde, was Friedrich mit Erfolg auch tat. —

Am 21. März 1904 hielt König Karl I. von Rumänien als Ehrenpräsident der Rumänischen Akademie in dieser einen Vortrag: »Nikopolis, 1396—1877—1902«. In diesem Vortrage kam der königliche Historiker, der 1902 zu Nikopolis in einer wichtigen Angelegenheit gewesen war und 1877 in dem Russisch-Türkischen Kriege dort eine hochwichtige Rolle spielte, indem er die Russen vor den Türken schützte, was die Russen Rumänien in der Weise dankten, daß sie Rumänien Bessarabien entrissen — die rumänischen Wühler, die für den Dreiverband sind, scheinen das vergessen zu haben —, in diesem Vortrage kam der König auch auf 1396 zu sprechen. König Sigismund hatte sich in den neunziger Jahren des vierzehnten Jahrhunderts auch als Kreuzfahrer gefühlt. Phantastisch, wie er war, erließ er einen Aufruf, dem viele Ritter und Hochadlige folgten, um gegen die Türken zu ziehen.. Byzanz wurde von den Kriegshorden des Sultans Baiasid stark bedroht. Der König verband sich mit dem rumänischen Fürsten Mirca, dem Alten (auch der Große genannt), und rückte mit seinem Heere gegen die türkischen Streitscharen an. In seinem Gefolge befand sich auch Friedrich VI., Burggraf von Nürnberg, damals erst fünfundzwanzig Jahre alt. Die Schlacht fiel sehr unglücklich für Sigismund aus, indem im letzten Augenblick die serbische Abteilung unter dem Knjäsen Lazarowici zu den Türken überging und so die Schlacht zuungunsten der Christen entschied. Die Niederlage der Kreuzritter war vollständig. Der König inmitten der Ungarn, Böhmen und Deutschen suchte zu retten, was zu retten war. Aber alles vergebens. Die feindlichen Reiter drangen selbst bis in die Nähe Sigismunds, und er wäre ein Opfer seiner Pflichttreue und Tapferkeit geworden, wenn ihn nicht Burggraf Friedrich und Pfalzgraf Rupprecht mit ihrem Leibe verteidigt, geschützt und geschirmt hätten. Die drei, König Sigismund, der Pfalzgraf und der Graf von Zollern, kamen mit Mühe bis zur Donau, wo sie noch ein Regen von Pfeilen verfolgte. In einer Barke gelang es ihnen, auf ein venezianisches Schiff zu kommen und nach Dalmatien zu entfliehen. Von hier aus kehrte Sigismund nach Ungarn zurück. König Karl nennt diese Aufopferung des jungen Burggrafen für das Haus Zollern eine Tat von großer Bedeutung, denn man kann sie als den Ausgangspunkt der späteren Erhebung betrachten. König Sigismund bewahrte dem Zollerngrafen warme Dankbarkeit und bewies sie ihm, als Gelegenheit dazu kam, durch die Verleihung der Markgrafschaft Brandenburg.

Der Burggraf Friedrich VI. war, als er Markgraf von Brandenburg wurde, mit der Herzogin Elisabeth von Bayern verheiratet. Als Bernabo Visconti von Mailand seine Tochter mit dem Habsburger Leopold vermählt hatte und diese eine kostbare Aussteuer und große Mitgift in die Ehe brachte, hat wohl der Ruf von diesem großen Reichtum andre Fürstenhäuser bewogen, Eheverbindungen mit ihm einzugehen. Die Aussicht, gleichfalls eine reiche Frau für seinen Sohn Friedrich zu erhalten, wird den Vater unsers Friedrich bewogen haben, schon am 30. August 1377 seinen Sohn Friedrich mit der Tochter des Bernabo zu verloben. Es ist das ein neuer Beleg für die Sitte, daß die Kinder der Großen früh vor ihrer Mündigkeit miteinander verlobt wurden, war doch Friedrich erst sechs Jahre alt, als die Verlobung zwischen ihm und Anglexia, der Tochter Bernabos, durch Vertrag zustande kam. Anglexia starb aber schon vor der Hochzeit, und so wurde aus der Ehe nichts. Friedrich scheint es nicht sehr geeilt zu haben mit seiner Vermählung; denn erst 1401 am 18. September vermählte er sich mit der schönen und reichen Elisabeth. Er lebte mit ihr bis zum Jahre 1442 in glücklicher Ehe. Zehn Kinder sind aus dieser



Ehe hervorgegangen. Die schöne »Else« war eine kluge, umsichtige und willensstarke Frau, die ganz zu Friedrich paßte und ihm auf seinem Lebenswege, der sich nicht immer rosig gestaltete, eine treue Gefährtin blieb.

Die Märker hatten sich mit ihren Hoffnungen in dem neuen Markgrafen nicht getäuscht. Die von Quitzow und ihre Anhänger widersetzten sich ihm zwar, aber der neue Markgraf bemütigte den Adel in der Mark und führte ein glückliches Fehdewesen gegen das Rittertum. Friedrich widmete seine bedeutende Kraft zwar auch dem Reiche, aber er behielt doch Zeit genug für die Mark übrig und schaffte geordnete Zustände in ihr, wenn auch seinen Nachfolgern noch Arbeit genug blieb. Die Mark Brandenburg mag von Glück sagen, daß endlich durch Burggraf Friedrich VI. ein Mann an ihre Spitze trat, der es ehrlich und gut mit ihr meinte.

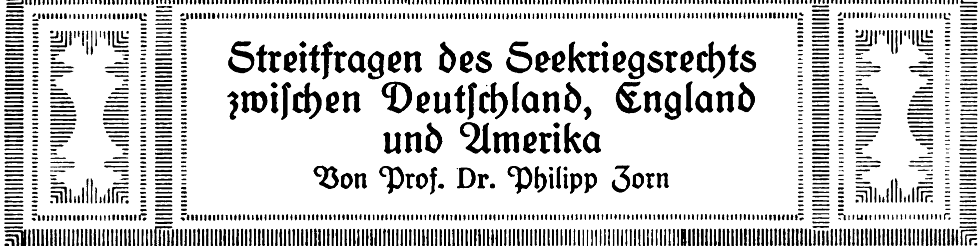
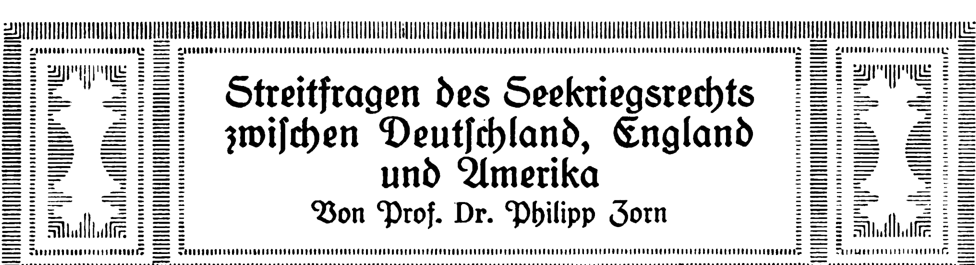
Wie schon bemerkt, wissen wir nichts aus der Jugendzeit Friedrichs, um so mehr aber aus seiner Manneszeit. Die geistigen Eigenschaften unsers Friedrich werden hervorgehoben, besonders seine Redlichkeit, seine Zuverlässigkeit, seine Treue sowie seine Einsicht. Das Volk pries in ihm den Retter aus vieler Not und hielt seine Gerechtigkeitsliebe hoch. Der Adel hatte das Land beherrscht, gebrandschatzt und ausgesogen. Er war durchaus nicht gewillt, dem neuen Markgrafen in irgendwelcher Weise nachzugeben. Friedrich trat nachdrücklich, aber auch gerecht gegen ihn auf und verschmähte es nicht, persönlich als Kläger vor dem Landesgericht gegen seine eignen Untertanen zu erscheinen. So bewahrheitete er das Wort, das er am 6. Juni 1414 an die Herzöge von Mecklenburg geschrieben hatte und worin er von den Fürsten forderte, »daß das Recht gestärkt und das Unrecht von ihnen bekämpft werde«. Er war ein tapferer Kriegsheld, und seiner Zeit lag es nahe, Fehden zu führen. Aber schon seine Zeitgenossen sangen von ihm: »Na Striden jagete hy gar sachte — Na Frede stund all syn Beger.« So ist es denn wahr, was er von sich selbst sagte: »Für Gottes schlichten Amtmann an dem Fürstentum«.

Wir haben ein Bild von ihm, das als gleichzeitig betrachtet werden kann und das einige Porträtähnlichkeit haben mag. Es wurde entdeckt auf der Tür eines Altarschreins in der Kirche zu Kadolzburg, zugleich mit dem seiner Gemahlin Elisabeth.

Am 30. April 1415 ist der Jahrestag der Geburt des preußischen Staates. Erst fast zwei Jahre später erfolgte die Belehnung zu Konstanz mit der Kurwürde von Brandenburg. Richental, ein angesehener und reicher Konstanzer Bürger, der eine zeitgenössische Chronik des Konzils schrieb und seine Chronik auch mit kulturhistorisch wichtigen Bildern ausstattete, erzählt uns ausführlich, auf welche Weise die Feier erfolgte. Er schreibt: »Darnach an dem sonntag, so man singt: Quasi modo geniti, das ist am achtenden tag in ostern, am achtenden tag in Abrellen (der 18. April 1417), do empfieng der hochwirdig fürst burggrauf Fridrich von Nürenberg vor imbiß an der achtenden stund sin kurfürstenthumb, die marggrauffschaft Brandenburg an dem obern markt ze Costentz. Da was gemacht an das hoch Hus, genant zuo dem Hafen, ain wyte stegen uff über die gewelb biß in bayen und vor den bayen ain michli ebny, da wol XXX man mochten ston, die ebny was verdekt mit ainem großen schönen güldin tuch und nebend sich zu baiden wenden och bedeket mit güldin tuchen und gegen die muren och ain güldin tuch. — Und als der burggrauf an dem markt kam mit den banern und den lüten, die vor im, nebend im und hinder im hüben, do was uff die wyte an dem hus gen der mur in den verdakten tüchern gemacht ain schöner sessel mit ainem guldinen tuch verdakt. — Zuerst kam Herzog Ludwig von Baiern mit einem bloßen Schwert in der Hand und stellte sich an die Mauer auf einen Stuhl mit dem Gesicht gegen den Markt, so daß ihn alle sehen konnten. Darauf kamen drei Kardinäle und Erzbischöfe sowie der Kanzler des Königs und stellten sich vor den Herzog. In ihren Händen trugen sie die Urkunden, die Markgraf Friedrich beschwören sollte. Dann kam Herzog Ludwig von Sachsen mit einem Reichsapfel in der Hand und stellte sich neben Herzog Ludwig von Bayern. Danach kam Herzog Heinrich von Bayern mit einem Zepter in der Hand. — Do kam unsser herr der küng und was beklaidt in güldinem gewand als ain ewangelier und hett och ain korkappen an sinem hals und ain hoch güldin kron uff sinem hobet. — Nachdem Burggraf Friedrich vorgerufen worden, vor Sigismund niedergekniet war, da schwur er vor aller Welt laut, was ihm der Kanzler vorlas. Da belehnte ihn der König mit dem Kurfürstentum, der Markgrafschaft und auch der Burggrafschaft Nürnberg. Nach der Feier gab Friedrich ein Essen, an dem König Sigismund, alle Kurfürsten und Grafen teilnahmen, auch ,vil ritter und knecht und vil bischof und sust pfaffen und gelert lüt, ussgenommen die cardinäl. Dieselben die essend mit kainem weltlichen man nit'.«

Das ist nur ein knapper Auszug aus der ausführlichen Beschreibung, aber schon daraus erkennt man, daß jene Zeit Feste zu feiern wußte. Im Gegensatz zu heute vollzogen sich derartige Feiern öffentlich und vor allem Volke, das lebhaft daran teilnahm.



Streitfragen des Seekriegsrechts zwischen Deutschland, England und Amerika

Von Prof. Dr. Philipp Zorn

In dem großen, noch zur Stunde einen erheblichen Teil der Welt erschütternden Völkerkriege haben Streitfragen des Seekriegsrechts eine wichtige und besondere Rolle gespielt. Wie in einem Brennpunkt haben diese Streitfragen eine Zusammenfassung gefunden in dem »Lusitania«-Falle, der zu schwierigsten und noch nicht abgeschlossenen diplomatischen Erörterungen zwischen der deutschen Regierung und der Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika geführt hat. In einer eben erschienenen Schrift (Tübingen, bei Siebeck) hat Meurer, einer unsrer hervorragendsten Völkerrechtsjuristen, den ganzen Knäuel der Lusitania-Streitfragen in streng wissenschaftlicher Weise untersucht, und ich möchte nicht unterlassen, das große Verdienst dieser wissenschaftlichen Untersuchung hier besonders hervorzuheben; wer immer sich mit diesen schwierigen Streitfragen eingehender zu beschäftigen Veranlassung hat, wird in der Meurerschen Schrift volle Aufklärung finden, und die Ergebnisse, zu denen der Verfasser gelangt, sind nach meiner Überzeugung völlig unanfechtbar. Daß es auch in der Meurerschen Schrift nicht an scharfen Worten fehlt, wird man in einer Sache, die die ganze Welt tief erregt hat und die zu den wahnwitzigsten Schmähungen der deutschen Kriegführung mißbraucht worden ist, nicht verwunderlich finden dürfen; im ganzen ist die Meurersche Untersuchung sehr ruhig gehalten und zeichnet sich durch streng wissenschaftliche Objektivität aus. Es kann ja keinem Zweifel unterliegen, daß diese Fragen später, wenn der wilde, erbitterte Streit der Waffen sein Ende gefunden haben wird, in eingehendster Weise weiterverhandelt werden müssen; und ich hege nicht den allermindesten Zweifel, daß diese Verhandlung in späterer, ruhiger Friedenszeit zu dem Ergebnis führen wird: daß der heute von der Regierung des Herrn Wilson eingenommene Standpunkt zwar vielleicht für die künftige Politik bei der Neugestaltung dieser Dinge von Wichtigkeit sein wird, daß aber dieser Standpunkt nach dem heute noch in Kraft stehenden Völkerrecht völlig unhaltbar ist.

Im folgenden soll der Versuch unternommen werden, die deutsch-amerikanischen Streitfragen im Rahmen des geltenden Seekriegsrechts für weitere Kreise zu übersichtlicher zusammenfassender Darstellung zu bringen, insbesondere auch unter Verwertung der letzten deutschen und der letzten amerikanischen Note; ob sich an diese Noten noch ein weiterer diplomatischer Schriftwechsel knüpfen wird, steht dahin; nach meiner Ansicht ist in den beiden jüngsten Noten der beteiligten Mächte das letzte Wort gesprochen; eine weitere deutsche Note könnte nur den Zweck haben, die Irrtümer der letzten amerikanischen Note nochmals festzustellen, ohne daß hiervon ein praktischer Nutzen erwartet werden kann. Denn Herr Wilson will sich offenbar durch Rechtsausführungen nicht überzeugen lassen.

Das Rechtsmaterial für die Fragen des Seekrieges war bei Ausbruch des Weltkrieges verhältnismäßig gering und unsicher; kein Zweig des ja in seiner Gesamtheit unsicheren Völkerrechts war so unsicher wie das Seekriegsrecht (auf die verdienstvolle neueste Bearbeitung der schwierigen Materie von Wehberg in Stier-Somlos Handbuch des Völkerrechts, Stuttgart 1914, sei hier besonders hingewiesen); seit alters waren die Streitfragen des Seekriegsrechts am umstrittensten und ein Tummelplatz wissenschaftlichen Kampfes und juristischer Künste, wie kein andres Gebiet der Rechtswissenschaft. Der Hauptgrund, warum auf diesem Gebiet auch nur das geringste Maß von Festigkeit, wie in den übrigen Texten des Völkerrechts, nicht gewonnen werden konnte, war immer und ist bis zu dieser Stunde das Verhalten Englands. Der Standpunkt Englands, der in dem Worte »Britannia rules the waves« seinen Ausdruck findet, ist selbstverständlich der Tod jedes Völkerrechts zur See; die alleinige



englische Oberherrschaft zur See, die keine völkerrechtliche Gleichberechtigung anerkennt, ist nach englischer Auffassung das höchste und das einzig entscheidende Gesetz des Seerechts und insbesondere des Seekriegsrechts. Seit Jahrhunderten ist dies der englische Standpunkt; nie aber ist noch in der Weltgeschichte dieser englische Standpunkt so zur brutalen Seetyrannei ausgeartet wie im gegenwärtigen Weltkriege: England hat seine Sklavenketten nicht allein um seine Verbündeten gelegt — das mag ja nach Lage der Dinge als selbstverständlich erscheinen, wenn es auch für Frankreich einen ohnmächtigen Verzicht auf große und bisher sehr hochgehaltene seerechtliche Überlieferungen bedeutet; England hat diese Sklavenketten seiner Seetyrannei auch auf den ganzen neutralen Seehandel gelegt: die wichtigsten hier in Betracht kommenden europäischen Staaten, Holland und Norwegen, haben sich dieser englischen Seetyrannei ohne Widerspruch gebeugt, nur Schweden und die Schweiz — auch diese kommt wegen der überseeischen Zufuhr in Betracht — scheinen ihre Ehre als souveräne Staaten England gegenüber nicht widerstandslos preisgeben zu wollen. Und das Merkwürdigste für den ruhigen Beobachter — und für den künftigen Geschichtschreiber! — ist jedenfalls, daß die große stolze amerikanische Großmacht, an deren Spitze jetzt Herr Wilson steht, es mit ihrer Ehre und mit ihrer Souveränität vereinbar findet, daß englische Beamte in amerikanischen Häfen die Ladung amerikanischer Schiffe durchsuchen und diese Schiffe zwingen, auf englischen Befehl im Staatsgebiet des Sternenbanners Ladungen wieder auszuladen, deren Beförderung England nicht erlaubt. Das ist jedenfalls ein so unerhörtes Sklaventum, wie es auf diesem Gebiet in der Weltgeschichte bis jetzt kaum je unter Großmächten vorgekommen ist. Aber nicht allein auf die Schiffsladungen bezieht sich die Oberaufsicht Englands über die neutralen Staaten, sondern England greift auch in rücksichtslosester Weise in einen andern Zweig der Staatshoheit der neutralen Staaten ein, nämlich in die Post- und Telegraphenverwaltung; der neutrale Brief-, Paket- und Depeschenverkehr, der über englisches Gebiet oder durch englische Kabel geleitet werden muß, verfällt rettungslos der Willkür des englischen Zensors, von dessen Belieben es abhängt, ob die Sendung befördert oder beseitigt wird. Auch diese absolut völkerrechtswidrige und unerhörte Knechtung ihrer Souveränität lassen die Neutralen, insbesondere Amerika, sich bieten, und nur von Schweden ist bekannt geworden, daß es energische Anstrengungen gemacht hat, um sich von den völkerrechtswidrigen Brutalitäten Englands zu befreien.

An Rechtsmaterial für das Seekriegsrecht bestand bis in die neueste Zeit nur die Pariser Seerechtsdeklaration von 1856, welche vier große Grundsätze aussprach: 1. die Abschaffung der Kaperei, d. i. des Beuterechts der von den Kriegführenden hierzu ermächtigten Piratschiffe; dieser Grundsatz ist heute völlig gegenstandslos geworden; 2. das Verbot der Wegnahme von feindlichem Gut auf neutralen und 3. von neutralem Gut auf feindlichen Schiffen, in beiden Fällen ausgenommen Bannware; endlich 4. das Gebot, daß die Blockade, um wirksam zu sein, »effektiv« sein, d. i. von einer zur wirklichen Abschließung des betreffenden Gebiets auch ausreichenden Streitmacht ausgeübt werden müsse. — Alle die übrigen zahllosen Einzelpunkte des Seekriegsrechts waren dem Streit der Theorie und der sehr verschiedenartigen Praxis der Staaten anheimgegeben; aber es war der Theorie nur in wenigen Punkten gelungen, eine übereinstimmende Meinung herzustellen, und was die — ungleich wichtigere — Staatenpraxis angeht, so hatte sich mehr und mehr ein Gegensatz zwischen der französischen und englischen Praxis festgesetzt, den man dahin charakterisieren darf, daß die französische Praxis die Gesichtspunkte der Humanität und Zivilisation, die englische die Gesichtspunkte der Willkür und Seetyrannei maßgebend sein ließ. In neuester Zeit — schon auf der zweiten Haager Friedenskonferenz im Jahre 1907 war dies der Fall, und es lag darin der klare Beweis, daß schon 1907 Frankreich in internationalen Dingen sich ganz dem Willen Englands gebeugt hatte — hat Frankreich diese hohen Traditionen seiner Vergangenheit völlig preisgegeben und sich ganz der englischen Seetyrannei unterworfen. Die Vertretung dieser Traditionen auf der zweiten Friedenskonferenz erfolgte durch Deutschland, dem damals noch in den meisten einschlägigen Fragen Rußland fest zur Seite stand.

Die bedeutsamen Reformbestrebungen im Völkerrecht, die in den beiden Haager Friedenskonferenzen ihren welthistorischen Ausdruck fanden, erstreckten sich anfänglich auf das Seekriegsrecht nicht. (Für eingehendere Kenntnisnahme dieser Dinge verweise ich auf meine eben in Stier-Somlos Staatsbuch des Völkerrechts erschienene Arbeit über die beiden Haager Friedenskonferenzen.) Auf der ersten Konferenz fand nur ein diesem Gebiet angehöriger Punkt seine rechtliche Ordnung: die Übertragung der Grundsätze der Genfer Konvention vom Landkrieg auch auf den Seekrieg. Die Ordnung dieser Materie erlaubte England, und sie erfolgte durch ein wertvolles internationales Abkommen, das heute in der ihm durch die zweite Konferenz gegebenen Fassung in Kraft steht. (Abkommen X, Deutsches R.-G.-Bl. 1910, S. 283 ff.) Zwei andre Punkte wurden auf der ersten Konferenz angeregt, mußten aber beide infolge des unbedingten Widerspruchs Englands fallengelassen werden. Erstens regte Dänemark in sehr verdienstvoller Weise den Schutz der unterseeischen Kabel auch gegenüber Kriegsmaßnahmen, wenigstens für das Küstenmeer, an; die dänische Anregung wurde von England rundweg und unbedingt zurückgewiesen. Zweitens richteten die Vereinigten Staaten, darin auch einer großen Tradition ihres Staates folgend, das Augenmerk der Konferenz auf die alte große Frage der Unverletzlichkeit des Privateigentums auch im Seekrieg, abgesehen von Bannware und Blockade, nachdem für den Landkrieg der Grundsatz längst feststeht; auch hier widersprach England unbedingt, und es gelang den Vereinigten Staaten nur, die Annahme eines »Wunsches« durchzusetzen, daß die Frage in einer späteren Konferenz beraten werden solle. Dies geschah auch, um diesen Punkt gleich hier zu erledigen, auf der zweiten Konferenz; in eingehenden Darlegungen vertraten die amerikanischen Delegierten den menschenfreundlichen Grundsatz, aber gegenüber dem unbedingt ablehnenden Standpunkt Englands vollkommen vergeblich. Von den Großmächten schloß sich nur Österreich-Ungarn dem amerikanischen Antrag an; für alle übrigen Großmächte war, wie dies auch gar nicht anders sein konnte, der englische Standpunkt entscheidend. Würde England seinen barbarischen Standpunkt aufgeben, so würden, daran ist nicht zu zweifeln, alle übrigen Großmächte dem ohne weiteres zustimmen und damit einer der größten Fortschritte nicht in der Geschichte des Seekriegsrechts allein, sondern in der Geschichte der Menschheit gewonnen sein, den England bis zu dieser Stunde unbedingt und rücksichtslos verhindert.

Auf der zweiten Konferenz sind dann die Streitfragen des gesamten Seekriegsrechts in der eindringendsten Weise durchgearbeitet worden, und diese Arbeiten sind, obwohl ihr unmittelbarer Erfolg nur gering war, eins der großartigsten Blätter in der Geschichte des Völkerrechts; sie werden — zusammen mit den Arbeiten der späteren Londoner Konferenz — für die Zukunft des Völkerrechts auf diesem Gebiet bestimmend und beherrschend sein. Diese Überzeugung spreche ich hier ruhig und mit voller Festigkeit aus, trotzdem daß 1. der unmittelbare Erfolg dieser Arbeit, wie schon bemerkt, ein ganz geringer, 2. die zweite Konferenz im ganzen ein voller Fehlschlag war und 3. der gegenwärtig tobende Weltkrieg eine Katastrophe fast des gesamten Völkerrechts darstellt.

Die seekriegsrechtlichen Arbeiten der zweiten Konferenz zerfallen äußerlich in drei große Gruppen: 1. die Arbeiten über den internationalen Prisenhof, 2. die Arbeiten über die Frage der Minen und über die Rechte und Pflichten der Neutralen im Seekrieg, 3. die Arbeiten über das gesamte übrige Seekriegsrecht.

Die erste Gruppe sei hier nur kurz behandelt. (Eingehend und hervorragend gut ist die ganze Materie bearbeitet von Pohl: Deutsche Prisengerichtsbarkeit, Bonner Habilitationsschrift, Tübingen 1911.) Die Prisengerichtsbarkeit, d. i. die Gerichtsbarkeit über die Frage, ob die Wegnahme oder Vernichtung eines Handelsschiffes durch eine kriegführende Macht zu Recht erfolgt sei, samt den zugehörigen Entschädigungsfragen, liegt bis zur Stunde ausschließlich in der Hand des Nehmestaates. Der Umstand, daß es sich hierbei stets um Gerichtsbarkeit in eigner Sache, zudem um Fragen des Krieges, also um Daseinsfragen des Staates handelt, hat seit langem in der Theorie zu einer starken Bewegung auf Einrichtung einer internationalen Prisengerichtsbarkeit, die die Garantie der Unparteilichkeit biete,

geführt; auch das Institut für Völkerrecht, eine Versammlung der bedeutendsten Gelehrten des Völkerrechts aus der ganzen Welt, hatte sich in eingehenden Beratungen mit der Frage beschäftigt und ein Reglement ausgearbeitet; aber man hatte kaum die Hoffnung auf einen praktischen Erfolg dieser theoretischen Arbeit. Es war nun eins der größten Ereignisse in der Geschichte des Völkerrechts, daß — es war geradezu die Eingangsfanfare der Konferenz — zu Beginn der zweiten Friedenskonferenz die beiden für die heutige Weltpolitik entscheidenden Staaten, England und Deutschland, Anträge auf Errichtung eines obersten internationalen Prisengerichtshofs einbrachten. Entwürfe eines Abkommens hierüber waren von beiden Mächten ausgearbeitet; diese Entwürfe wurden in eingehenden Verhandlungen einer Kommission beraten, und es gelang schließlich, nicht ohne große Schwierigkeiten, eine volle Übereinstimmung zu erzielen; als deutsch-englisch-französisch-amerikanischer Antrag gelangte der Kommissionsentwurf an die Vollkonferenz und wurde von ihr angenommen; nur Brasilien lehnte aus hier nicht zu erörternden Gründen ab, Rußland und Japan enthielten sich der Stimme, lehnten also in Wirklichkeit auch ab. Gebaut ist das Gebäude; aber bewohnt ist es noch nicht, und es besteht hierfür zurzeit auch keine Aussicht: das englische Oberhaus lehnte vielmehr die ganze Sache (Naval Prize Bill) mit 145 gegen 53 Stimmen ab; selbstverständlich ratifizierte daraufhin auch kein andrer Staat, und die ganze große Aktion war somit ein Schlag ins Wasser. Daß dabei dem ruhigen Beobachter notwendig die Zweifelsfrage kommen muß, ob England in der ganzen Frage nicht ein leeres Spiel getrieben habe, ist selbstverständlich. Für die Zukunft werden die Arbeiten gewiß nicht verloren sein; zurzeit besteht aber auch nicht die allermindeste Aussicht auf Verwirklichung des großen Planes, und zwar einzig und allein wegen des Verhaltens Englands. Erst wenn Englands Seetyrannei gebrochen sein wird, wird auch dieser große Fortschritt des Völkerrechts verwirklicht werden können.

Die zweite Gruppe der seekriegsrechtlichen Arbeiten der zweiten Friedenskonferenz wurde in der dritten Kommission beraten. Dieser Kommission gelang es, ihre Arbeiten zum äußeren Abschluß zu bringen, und so entstanden durch Annahme in der Vollkonferenz zwei hochbedeutsame Staatsverträge, das Minen-Abkommen (Abkommen VIII, Deutsches R.-G.-Bl. 1910, S. 231 ff.) und das Abkommen über die Rechte und Pflichten der Neutralen im Seekriege (Abkommen XII, Deutsches R.-G.-Bl. 1910, S. 343 ff.), die, wenn auch mit vielen Vorbehalten bepackt, die Ratifikation der meisten Konferenzstaaten fanden und damit völkerrechtlich in Kraft traten. Inwieweit sie in dem großen Weltkriege ihre Bewährung fanden, wird für einzelne Punkte noch zu erörtern sein.

Die dritte Gruppe — das gesamte übrige Seekriegsrecht — wurde in der vierten Kommission bearbeitet. Die Arbeiten dieser vierten Kommission, so lehrreich sie für den Theoretiker sind, waren jedoch, ebenso wie die Arbeiten der Schiedsgerichtskommission, ein großer Schiffbruch; nur einzelne Trümmer wurden gerettet und fanden ihren formellen Abschluß in mehreren Einzelpunkte behandelnden Abkommen, die auch von der Mehrzahl der Konferenzmächte, gleichfalls unter mannigfachen »Vorbehalten«, ratifiziert wurden und so heute in Kraft stehen.

An diesen Schiffbruch der vierten Kommission aber knüpfte sich eine hochinteressante weitere Entwicklung. Das Werk, das der vierten Kommission der zweiten Friedenskonferenz nicht gelungen war, wurde abermals in Angriff genommen von einer in London am 4. Dezember 1908 begonnenen und am 26. Februar 1909 beendeten Konferenz, an der nur die Großmächte und außerdem Spanien und Holland teilnahmen. Diese Londoner Konferenz stellte unter Überwindung erheblicher Schwierigkeiten den Entwurf eines Staatsvertrages fest, der unter der Bezeichnung »Londoner Deklaration« (abgedruckt bei Pohl, Seekriegsrecht, S. 154 ff., dazu die bedeutenden Arbeiten von Schramm, Berlin 1911, und Hold von Ferneck in Stier-Somlos Handbuch des Völkerrechts, Stuttgart 1914) allgemein bekanntgegeben wurde und im Verlauf des gegenwärtigen Weltkrieges den Gegenstand der lebhaftesten Erörterungen bildete und andauernd bildet. Die Deklaration ist eingeleitet mit dem hochwichtigen Satze: »Die Signatarmächte sind einig in der Feststellung, daß die in den folgenden



Kapiteln enthaltenen Regeln im wesentlichen den allgemein anerkannten Grundsätzen des internationalen Rechts entsprechen« und schließt mit dem Satze des Artikels 70: »Die Mächte, die auf der Londoner Seekriegsrechts-Konferenz vertreten sind, legen besonderen Wert auf die allgemeine Anerkennung der von ihnen angenommenen Regeln und sprechen daher die Hoffnung aus, daß die dort nicht vertretenen Mächte dieser Erklärung beitreten werden. Sie bitten die britische Regierung, diese Mächte hierzu einladen zu wollen.« Das hatte also auch England feierlich bezeugt und durch Unterschrift bekräftigt; trotzdem aber hat England im gegenwärtigen Weltkriege die wichtigsten Grundsätze der Londoner Deklaration nicht nur mißachtet, sondern geradezu in ihr Gegenteil verkehrt. Allerdings eins muß zugegeben werden: die Londoner Deklaration ist nicht formell bindendes Recht geworden; sie ist von keinem Staate ratifiziert. Ihr Schicksal war das gleiche wie das des Prisenhof-Abkommens: das englische Parlament weigerte die Zustimmung. Und dort wie hier erhebt sich die oben schon gestellte Zweifelsfrage: ob es England überhaupt ernst (»fair play«!) war mit der ganzen Verhandlung, oder ob man nur der Welt Sand in die Augen streuen wollte, während man doch von vornherein fest entschlossen war, die bisherige brutale Seetyrannei aufrechtzuerhalten. Spätere Geschichtschreiber und Völkerrechtsforscher werden sich mit dieser Frage eingehend beschäftigen müssen, und von ihrer Beantwortung wird zum guten Teil abhängen, welches Maß von Achtung und Ehrlichkeit England für die Zukunft im Rate der Nationen für sich wird in Anspruch nehmen können. So viel aber steht unter allen Umständen fest: daß England, wenn auch die Londoner Deklaration nicht die Rechtskraft eines bindenden Staatsvertrages gewonnen hat, doch deren Inhalt als »Regeln« anerkannt hat, »die im wesentlichen den allgemein anerkannten Grundsätzen des internationalen Rechts entsprechen«.

Diese »Regeln« enthalten in 71 Artikeln eine fast erschöpfende Feststellung der Rechtssätze über den Seekrieg. Es kann selbstverständlich nicht die Absicht sein, sie in vollem Umfange hier wiederzugeben. Nur folgendes sei bemerkt: 1. die Artikel 1—21 enthalten die Rechtsvorschriften über die Blockade; England hat im gegenwärtigen Kriege diese Vorschriften gänzlich mißachtet und eine vollkommen völkerrechtswidrige Blockade in der Nordsee durchgeführt, die, jeder Rechtsgrundlage gänzlich entbehrend, geradezu zu einer Knebelung des neutralen Handels geworden ist; 2. die Artikel 22 bis 44 enthalten die Rechtsvorschriften über Bannware (»Kriegskonterbande«); England hat auch diese Vorschriften völlig mißachtet, ja geradezu mit Füßen getreten. Von besonderer Wichtigkeit sind ferner noch die Vorschriften über 3. neutralitätswidrige Unterstützung (Artikel 45—47); 4. Zerstörung neutraler Prisen (Artikel 48—54) und 5. Widerstand gegen die Durchsuchung (Artikel 63).

Prüfen wir nunmehr den Verlauf des Seekrieges in dem gegenwärtigen Völkerringen unter Zugrundelegung der Londoner Deklaration (für die ersten Monate des Krieges dazu die treffliche Schrift von Pohl, England und die Londoner Deklaration, Berlin 1915).

Wie oben bemerkt, hatte England die Bestimmungen der Londoner Deklaration durch seine Unterschrift feierlich, ebenso wie die übrigen Londoner Konferenzmächte, als »allgemein anerkannte Grundsätze des internationalen Rechts« bezeugt; gemäß Artikel 65 »bilden die Bestimmungen dieser Erklärung ein unteilbares Ganzes«. Deutschland erklärte sich demnach bei Ausbruch des Weltkrieges als an die Deklaration gebunden, indem es den gesamten Inhalt der Deklaration in seine neue Prisenordnung vom 15. April 1911 aufnahm. England dagegen machte sofort (schon am 20. August 1914) einen Vorbehalt und nahm für sich das Recht in Anspruch, der Deklaration diejenigen »Modifikationen« beizufügen, die es für erforderlich halte. Damit war offensichtlich die bindende rechtliche Kraft der Deklaration, obwohl man sich heuchlerischerweise ausdrücklich zu ihr bekannte, im Kernpunkt zerstört und der englischen Willkür Tür und Tor geöffnet: England sagte sich los von den »allgemein anerkannten Grundsätzen des internationalen Rechts« und beanspruchte für sich die Freiheit, in eigner Willkür Sätze des Seekriegsrechts ohne-



Rücksicht auf die »allgemein anerkannten Grundsätze des internationalen Rechts« aufzustellen oder außer Kraft zu setzen.

Den Mittelpunkt der nunmehr in rascher Folge geübten englischen Gewaltakte bildet die durch Verordnung der Admiralität vom 3. November 1914 ausgesprochene Nordseesperre (siehe den Wortlaut bei Pohl, Londoner Deklaration, S. 106 f.). England sperrte das völkerrechtlich freie Meer der Nordsee, indem es bestimmte Fahrtrichtungen auszuschließen suchte und bestimmte Fahrstraßen anwies, offensichtlich zu dem Zwecke, den ganzen durch die Nordsee sich bewegenden Seehandel vollständig unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Damit war der oberste Grundsatz des Völkerseerechts, die Freiheit des offenen Meeres, praktisch zerstört und damit zugleich die Freiheit des neutralen Seehandelsverkehrs im Nordseegebiet so gut wie völlig unterbunden. Ferner änderte England die Londoner Deklaration durch drei Orders in council vom 20. August, 21. September und 29. Oktober 1914 in ihren Vorschriften über »Kriegskonterbande« in eingreifendster Weise ab (über die Einzelheiten Pohl, Londoner Deklaration, S. 17 ff.). Von diesen Abänderungen war weitaus die wichtigste diejenige über die Lebensmittelzufuhr. Nach der Deklaration sind Lebensmittel nicht absolute, sondern nur relative Bannware, d. h. nur dann, »wenn bewiesen wird, daß sie für den Gebrauch der Streitmacht oder der Verwaltungsstellen des feindlichen Staates bestimmt sind«; diese Bestimmung »wird vermutet, wenn die Sendung an die feindlichen Behörden oder an einen im feindlichen Lande ansässigen Händler gerichtet ist, von dem es feststeht, daß er dem Feinde Gegenstände und Stoffe dieser Art liefert«. Außerdem sind in Artikel 28 unter 17 Ziffern diejenigen Gegenstände aufgezählt, die überhaupt nicht als Bannware erklärt werden können; dazu gehören: Rohbaumwolle, Rohwolle, Gummi, Kautschuk, natürlicher und künstlicher Dünger, Erze, Seife, Soda, Uhren außer Chronometern, alles, was der Kranken- und Verwundetenpflege dient.

Durch die angegebenen Orders in council beseitigte England die wichtigsten dieser Schutzvorschriften; insbesondere wurden Lebensmittel, wenn auch nicht direkt und ausdrücklich, so doch indirekt durch die Wirkung der englischen Abänderungsvorschriften über den Adressaten und die alte Streitfrage der »einheitlichen Reise« zur absoluten Bannware gemacht. An die Stelle der »feindlichen Streitmacht« oder der staatlichen »Verwaltungsstellen« setzte nämlich England jede »Person, die von der Obrigkeit des feindlichen Staates abhängig ist«, also überhaupt jedermann, und die durch die Londoner Deklaration bei relativer Bannware ausdrücklich ausgeschlossene »einheitliche Reise« wurde von England vielmehr ausdrücklich in Kraft gesetzt durch die Vorschrift, daß diese Bannware wegzunehmen sei, »ohne Rücksicht darauf, nach welchem Hafen das Schiff bestimmt ist und in welchem Hafen die Ladung gelöscht werden soll«, also auch für alle neutralen Häfen. Die Wirkung dieser Vorschriften war, um zunächst von Deutschland abzusehen, eine überaus weitgehende Lähmung des gesamten neutralen, insonderheit des holländischen und amerikanischen Handels. Demgemäß erfolgten alsbald entschiedene Proteste der neutralen Staaten, besonders in der amerikanischen Note vom 28. Dezember 1914. Diese Proteste waren jedoch völlig vergeblich: England gab bis jetzt in keinem Punkte nach, verschärfte vielmehr seine Maßregeln noch durch eine Reihe von andern Vorschriften, die weiterhin noch zu erörtern sein werden. Die neutralen Staaten erreichten in keinem Punkte ein Nachgeben Englands und beugten sich — auch Amerika — einfach der geradezu furchtbaren englischen Seetyrannei.

Was Deutschland angeht, so war nach meiner Ansicht Deutschland nicht in der Lage, die Maßnahmen Englands über Bannware — anders liegt die Sache bei der Nordseesperre — für einen formellen Rechtsbruch zu erklären; die Londoner Deklaration war nicht ratifiziert, somit nicht rechtlich bindender Staatsvertrag, und im bisherigen Völkerrecht war der Begriff Bannware ein ungelöster Streitpunkt, wenn auch die weit überwiegende Meinung der Schriftsteller dahin ging, daß Lebensmittel nicht als absolute Bannware erklärt werden dürften. Zweifellos aber widersprechen die englischen Maßnahmen der im Jahre 1909 erfolgten feierlichen Zustimmung Englands zur Londoner Deklaration, und jedenfalls war die immer schärfer hervortretende Ab-



sicht Englands, den Krieg durch Aushungerung des deutschen Volkes zur Entscheidung zu bringen, eine noch nie in der Geschichte der Menschheit dagewesene Barbarei, die um so brutaler hervortrat, als diese Absicht Englands vor aller Welt laut und heftig verkündet wurde. Meurer führt das Wort eines englischen Staatsmannes an: »So gewiß die Blätter von den Bäumen fallen, so gewiß wird Deutschland ausgehungert werden.«

Dieser »Hungerkrieg« Englands gegen das deutsche Volk hat weiterhin die denkbar schärfsten Formen angenommen und wird so bis zu dieser Stunde fortgeführt; er hat zu einer ziemlich vollständigen Abschneidung jeglicher Lebensmittelzufuhr nach Deutschland geführt und damit für Deutschland eine Reihe von schweren neuen Problemen aufgeworfen, die volkswirtschaftlich von der allergrößten Bedeutung waren, da es sich um nichts weniger handelte, als einfach um Leben oder Sterben des deutschen Volkes von siebzig Millionen Menschen, die England dem Hungertode preiszugeben entschlossen und mit den raffiniertesten Mitteln, ohne jede Rücksicht auf Menschlichkeit und »allgemein anerkannte Regeln des Völkerrechts«, bestrebt war. Dieser »Hungerkrieg« wird für den künftigen Geschichtschreiber geradezu den Mittelpunkt des ganzen Weltkrieges bilden; nichts hat den Krieg so furchtbar und so rettungslos vergiftet, wie diese Maßnahmen Englands; und keine neutrale Macht hat diesen Maßregeln gegenüber nur irgendeine nennenswerte Hilfe geleistet; die kleinen neutralen Staaten Europas konnten es nicht, und der große Staat jenseits des Meeres, der es könnte und der sonst überfließt von hohen Redensarten über »Recht und Menschlichkeit«, der sich späterhin sogar berechtigt glaubte, Deutschland vom hohen Roß herab eine stolze Vorlesung über »Recht und Menschlichkeit« zu halten, der wollte es nicht. Das wird Deutschland nie vergessen können und dürfen bis in die spätesten Tage seiner Zukunft, und das wird der spätere Geschichtschreiber des Weltkrieges mit in allererster Linie scharf hervorzuheben haben. Wer sich den ruchlosen Hungerkriegsmaßregeln Englands gegen Deutschland so kläglich und schwächlich gebeugt hat wie Amerika, der trägt die Schuld und Schande dieser Maßregeln in vollem Umfange mit, und der hat das Recht verwirkt, die Grundsätze der Menschlichkeit im Staatenverkehr andern im Pharisäertone zu predigen.

Der Hungerfeldzug Englands gegen Deutschland wird auch heute noch fortgesetzt. Daß er vollständig mißlungen ist, muß heute jedem Engländer klar sein, selbst wenn er im übrigen noch geblendet ist von der bei der damaligen militärischen Lage uns fast lächerlich erscheinenden Zuversicht auf den demnächstigen vollen und zweifellos sicheren Sieg der Entente-Mächte. Es ist mit dem Hungerfeldzug ebenso gegangen wie mit der Erklärung Lord Curzons am Anfang des Krieges, daß demnächst die braunhäutigen Ghurkas im Park von Sanssouci ihre Rößlein tummeln würden, und der Prophezeiung des ehrenwerten Herrn Churchill, daß der deutschen Flotte in kürzester Zeit ein »Trafalgar« bereitet werden würde, und der russischen »Dampfwalze« und den Kitchenerschen Millionenheeren und der berühmten unüberwindlichen Offensive des großen Feldherrn Joffre, erst im Dezember in der Champagne, dann »im Frühjahr«, dann bei Arras. Die Ghurkas sind zwar nicht mit ihren Rößlein in Potsdam, aber zu Fuß unter guter Bewachung im Gefangenenlager zu Döberitz; die weltbeherrschende englische Flotte ist, ohne ein »Trafalgar« der deutschen Flotte herbeigeführt zu haben, zwischen den Orkneyinseln in einem geheimen Winkel versteckt; die »Millionenheere« Kitcheners reichen samt den braunhäutigen Ghurkas und den Zulukaffern und den Menschenfressern vom Senegal kaum aus, um die englischen Verluste zu ersetzen, und die verschiedenen — mit großer Tapferkeit und Zähigkeit unternommenen — Offensiven Joffres sind alle an den eisernen Ketten zerbrochen, die das deutsche Heer seit der Marneschlacht von den Vogesen bis zum Ozean um den Hals und die Brust von Frankreich gelegt hat. Und statt der Russen in Berlin, Budapest und Wien stehen die Deutschen, Österreicher und Ungarn in Warschau, Iwangorod und Mitau; die Dardanellen sind immer noch fest geschlossen, und die Italiener liegen zu Hunderttausenden tot vor der Isonzofront, seit Monaten währt bereits ihr Krieg, und sie sind kaum einen Schritt vorwärtsgekommen; der alsbald ernannte Minister für die



»erlösten« Gebiete ist noch gänzlich unbeschäftigt!

Der Hungerkrieg Englands gegen Deutschland aber führte auf deutscher Seite zu einer staatlichen Organisation der Volksernährung, wie sie in der Weltgeschichte noch niemals vorgekommen ist und wie sie wohl ziemlich allgemein für einfach unmöglich gehalten worden war. Die Volkswirtschaftslehre und die Geschichtschreibung werden in späterer Zeit sich mit diesen Vorgängen aufs eingehendste zu beschäftigen haben, und was sie festzustellen haben werden, wird eins der großartigsten Kapitel in der Geschichte der Menschheit bilden, sowohl was die Organisationsarbeit der deutschen Regierung und der Gemeinden, als was den Heldenmut, die Zucht und den Opfersinn des deutschen Volkes betrifft. Wer wollte es leugnen: wir waren im Frühjahr 1915 in banger Sorge, ob es möglich sein werde, die Ernährung des deutschen Volkes bis zur nächsten Ernte zu sichern. Durch die Maßregeln der deutschen Regierung und das geradezu großartige Verhalten des deutschen Volkes gegenüber diesen Maßregeln aber wurde das ungeheure volkswirtschaftliche Problem, das größte, das je in der Weltgeschichte einem Staat gesteckt war, glänzend gelöst. Es ist nicht die Absicht, die Einzelheiten hier zu erörtern; ihre Betrachtung wird in späterer Friedenszeit zu den interessantesten Aufgaben der Wissenschaft in der ganzen Welt zählen. Nur das Endergebnis sei festgestellt: wir haben in Deutschland auch nicht die mindeste Kriegsnot in bezug auf Volksernährung verspürt; einzelne Einschränkungen und Erschwerungen mußten überwunden werden und sind überwunden worden; mit Kriegsbrot, Brotkarte und einer vom Krieg untrennbaren — übrigens gegenüber der in England eingetretenen ganz mäßigen — Erhöhung der Lebensmittelpreise und mit dem herrlichen »Kartoffelbrotgeist« des ganzen deutschen Volkes wurden alle noch so raffiniert ausgedachten englischen Hungerkriegsmaßnahmen völlig zunichte gemacht. Niemals ist eine Maßregel von so unerhörter Niedertracht in der Weltgeschichte gegen ein ganzes großes Volk ausgesonnen worden wie der englische Hungerkrieg, und niemals ist in der Weltgeschichte ein großer Kriegsplan so völlig zuschanden geworden wie der englische Hungerkrieg gegen Deutschland. Militärisch hat England ein Minimum geleistet: Frankreich und Rußland mußten mit unerhörten Blutopfern, von denen sie sich, wenn überhaupt — Frankreich! —, erst nach Jahrzehnten erholen werden, die Schlachten Englands schlagen; der feige, weil ohne Mannesmut und Gefahr zu führende englische Hungerkrieg ist völlig mißlungen; die »weltbeherrschende« englische Flotte ist zwischen den Orkneyinseln in sicheren Schlupfwinkeln vor unsern U-Booten versteckt — das ist das stolze Kriegsergebnis Englands nach dem ersten Kriegsjahr! Wenn die tapferen — das sei aufs wärmste anerkannt! — Bundesgenossen Frankreich und Rußland, die sich in den furchtbarsten Opfern verbluten, diesen Zustand erträglich finden, so ist das ihre Sache. Wir Deutschen wissen heute mit völliger Gewißheit, daß der englische feige Hungerkrieg, selbst wenn er noch Jahre währen sollte, gänzlich wirkungslos und vergeblich war, ist und sein wird; nie, solange es ein deutsches Volk gibt, ist mit tieferer Inbrunst und heißerer Dankbarkeit gegen Gott ein Erntefest gefeiert worden, als es in diesem Jahre des Weltkrieges gefeiert werden wird, in dem im größten Teile Deutschlands die Felder und Wiesen, die »unser täglich Brot« tragen, so herrliche Frucht, dank der göttlichen Vorsehung, gebracht haben und bringen, wie nur selten in Jahren der Friedenszeit.

An die Stelle des zur welthistorischen Lächerlichkeit gewordenen feigen englischen Hungerkrieges ist nun in den Phantasien unsrer Feinde der »Abnützungskrieg« getreten: Deutschland sei erschöpft an Mannschaften, Kriegsmaterial und Geld und werde in Kürze gänzlich zusammenbrechen. Fast mutet uns dieser »Abnützungskrieg« noch lächerlicher an als der »Hungerkrieg«. Wie »erschöpft« Frankreich und Rußland sind, beweisen die Tatsachen der militärischen Lage nach Ablauf des ersten Kriegsjahres, die trotz dem schamlosen Lügensystem der »amtlichen« und außeramtlichen Nachrichten unsrer Gegner heute jedermann in der ganzen Welt kennt. Daß auch wir schwerste Opfer haben bringen müssen, leugnen wir nicht. Aber unsre »Erschöpfung« ergibt sich aus der Tatsache, daß die Million unsrer Zwanzigjährigen erst jetzt unter die Fahnen gerufen ist und fürs Feld



ausgebildet wird; alle unsre Garnisonstädte sind — darüber staunen wir selbst und darüber staunen besonders die neutralen Reisenden, die Deutschland besuchen — voll von kampfbegierigen jungen Soldaten; und die Million unsrer Neunzehnjährigen und die Million unsrer Achtzehnjährigen stehen bereit zur Einberufung und warten ihrer mit heißer Sehnsucht. Das sind drei Millionen Soldaten, und auch damit ist unser Menschenmaterial noch keineswegs erschöpft. Die Verwundeten, Kranken und zur Erholung Beurlaubten haben nur eine einzige brennende Sehnsucht: Wieder zur Front! Was aber das Kriegsmaterial betrifft, so mag die Bemerkung genügen — und das dürfen wir ja unsern Feinden verraten —, daß in einem einzigen von den Tausenden von deutschen Werken täglich, wie mir der Leiter dieses Werkes vor kurzem schrieb, 10000 Granaten und 2500 Minen, dazu noch Kanonen, Lafetten und andres Kriegsmaterial hergestellt werden. Unser Geld endlich — daß wir damit recht gut versehen sind, haben unsre Feinde ja genugsam erfahren — bleibt, da wir dank der englischen Meeressperre der »isolierte Staat« geworden sind, bei uns im Lande, und mit mathematischer Sicherheit und Genauigkeit vollzieht sich der Kreislauf unsrer Milliarden vom Volk zur Regierung und wieder von der Regierung zum Volke und dann wieder vom Volk zur Regierung, so lange es unsern Gegnern gefallen wird, den bei der heutigen militärischen Lage völlig sinnlos gewordenen Weltkrieg auf Englands Befehl fortzusetzen. Aber wir hoffen, durch tapferen Waffenkrieg auch den jämmerlichen Phantasien des »Abnützungskrieges« ein baldiges Ende zu bereiten.

Die seekriegsrechtlichen Maßnahmen Englands seit August 1914 waren nicht mehr und nicht weniger als eine vollständige Zertrümmerung des Völkerrechts und insbesondere der Londoner Deklaration, deren Inhalt England im Jahre 1909 feierlich als »allgemein anerkannte Grundsätze des internationalen Rechts« bezeugt hatte. Insbesondere gilt dies 1. von der englischen Nordseesperre, die ein Faustschlag gegen den Grundsatz der Freiheit des offenen Meeres war. 2. Dazu kamen die englischen Vorschriften, durch welche dem Begriff Bannware eine unerhörte Ausdehnung gegeben und insbesondere durch Beseitigung des Unterschiedes zwischen absoluter und relativer Bannware alle Lebensmittel zur absoluten Bannware gemacht wurden. »Seit 1. März 1915 nimmt England von den neutralen Schiffen alle nach Deutschland gehenden sowie alle von Deutschland kommenden Waren, auch wenn sie neutrales Eigentum sind, ohne weiteres weg.« (Deutsche Denkschrift vom 8. Juli 1915.) Durchaus völkerrechtswidrig war ferner 3. die englische Anweisung, Handelsschiffe sollten sich dem Zugriff deutscher Seestreitkräfte durch Setzung neutraler Flaggen entziehen, und nicht minder 4. die weitere Vorschrift, Kauffahrer sollten den deutschen Seestreitkräften so viel als möglich bewaffneten Widerstand leisten und zu diesem Zwecke sich von vornherein mit Kanonen und Munition ausrüsten; durch letztere Vorschrift war der Unterschied zwischen Kriegs- und Handelsschiffen einfach beseitigt. Damit hört selbstverständlich auch jede völkerrechtliche Anhaltepflicht vor dem Angriff und der Vernichtung auf.

Gegenüber diesen zweifellosen und flagranten Völkerrechtsbrüchen erfolgte die einschneidende Vergeltungsmaßregel der deutschen Verordnung vom 4. Februar 1915. Daß diese Verordnung Vergeltungsmaßregel gegen englischen Völkerrechtsbruch war, brachte ihr Wortlaut zu klarem und scharfem Ausdruck. Über die Zulässigkeit von Vergeltungsmaßregeln ist selbstverständlich im Völkerrecht kein Zweifel; die Mittel der Vergeltung sind durch keinerlei Rechtsvorschriften beschränkt, lediglich die Notwendigkeit und die Zweckmäßigkeit haben hier zu entscheiden; innerhalb dieses Rahmens sind die Kriegführenden in Anordnung ihrer Vergeltungsmaßregeln vollkommen frei (dazu Meurer S. 59f.). Unhaltbar aber ist die Rechtsausführung der letzten amerikanischen Note vom 23. Juli 1915 (abgedruckt bei Meurer S. 105ff.), daß schon in der Bezeichnung einer Maßregel als »Vergeltung« das Anerkenntnis enthalten sei, die Maßregel sei »ungesetzlich«; ungesetzlich wäre die Maßregel allerdings an sich ohne die Voraussetzung vorhergegangenen gegnerischen Unrechts; ist aber diese Voraussetzung gegeben, so ist die Vergeltungsmaßregel genau ebenso vollkommenes und vollgültiges Recht wie jeder andre Satz des



Völkerrechts. Diesen seinen Rechtsstandpunkt hat Deutschland auch darin klar zum Ausdruck gebracht, daß es die angebotene Vermittlung Amerikas ohne weiteres anzunehmen bereit war; auch das Angebot dieser Vermittlung von seiten Amerikas muß als eine Anerkennung des deutschen Rechts zu Vergeltungsmaßregeln betrachtet werden; gegenüber einem deutschen »Unrecht« würde das Amerika des Herrn Wilson nach seinem ganzen sonstigen Verhalten gegen Deutschland seit Beginn des Krieges schwerlich eine Vermittlung angeboten haben. England aber lehnte die Vermittlung rundweg ab, beharrte damit bei seinem Unrechtsstandpunkt und verschärfte diesen noch durch weitere einschneidende völkerrechtswidrige Maßnahmen.

Die deutsche Vergeltung der Verordnung vom 4. Februar bestand in folgendem: 1. die gesamten englischen Gewässer rund um die Küsten des vereinigten Königreichs Großbritannien und Irland, einschließlich des dazugehörigen Ärmelkanals, wurden für »Kriegsgebiet« erklärt; 2. innerhalb dieses Kriegsgebiets wird, so bestimmt die Verordnung, vom 18. Februar 1915 ab jedes feindliche Handelsschiff zerstört, »ohne daß es möglich sein wird, die dabei der Besatzung und den Passagieren drohende Gefahr abzuwenden«; 3. die neutralen Schiffe werden vor der Befahrung dieser Gewässer ausdrücklich gewarnt, »da es angesichts des von der britischen Regierung am 31. Januar angeordneten Mißbrauchs neutraler Flaggen und der Zufälligkeiten des Seekrieges nicht immer verhindert werden kann, daß die auf feindliche Schiffe berechneten Angriffe auch neutrale Schiffe treffen«; ausdrücklich wird endlich als gefahrloser Weg für die Schiffahrt der Weg um die Shetlandsinseln im östlichen Nordseegebiet und ein Streifen von dreißig Seemeilen Breite an der holländischen Küste bezeichnet.

Damit begann der scharfe deutsche U-Boot-Krieg gegen die englische Handelsflotte, dem Hunderte von englischen und auch eine Anzahl von neutralen Handelsschiffen zum Opfer gefallen sind und der täglich neue Opfer fordert. Die kritische Lage, in welche durch diese deutschen Vergeltungsmaßregeln der gesamte neutrale Handelsbetrieb versetzt wurde, veranlaßte, wie oben bereits bemerkt, die Vereinigten Staaten, den Kriegführenden ihre Vermittlung auf der Grundlage anzubieten, daß England die Zufuhr von Lebensmitteln und Rohstoffen durch Neutrale nach Deutschland unter amerikanischer Kontrolle zulassen, Deutschland dafür den U-Boot-Krieg gegen die englische Handelsflotte aufgeben und die U-Boote nur zur Durchführung des Rechts der Anhaltung und Durchsuchung verwenden solle. (Note Amerikas vom 22. Februar 1915 bei Meurer S. 9 ff.) Deutschland erklärte sich sofort hierzu bereit (Note vom 28. Februar 1915 bei Meurer S. 10 f.), England aber in seinem unheilbaren Größenwahn und in der weiterhin so kläglich zunichte gewordenen Gewißheit, durch den feigen und verruchten Hungerkrieg Deutschland niederzwingen zu können, lehnte ab. Vielmehr verschärfte England seine Maßregeln zur Absperrung Deutschlands von jeder Seezufuhr noch weiter dahin, daß es den gesamten Seeverkehr in der Nordsee völlig unter seine Botmäßigkeit stellte und auch die Beförderung von Gütern durch neutrale Schiffe in neutrale Länder nur gestattete, wenn Bürgschaft dafür gegeben wurde, daß diese Güter nicht nach Deutschland weiterbefördert wurden (Meurer S. 12 f.). Auch der neutrale Post- und Telegraphenverkehr wurde behufs Erreichung dieses Zieles in willkürlichster Weise der englischen Aufsicht unterworfen. Der Endzweck aller dieser englischen Maßregeln war die Zerstörung der Lebensbedingungen Deutschlands. Die Mittel aber, deren sich England zu diesem Zweck bediente, waren durchaus völkerrechtswidrig. Durch seine neuen Vorschriften über Bannware hatte England die »allgemein anerkannten Grundsätze des Völkerrechts«, wie sie in der Londoner Deklaration feierlich bezeugt waren, völlig zertreten; das gleiche geschah bezüglich der Rechtsgrundsätze über Blockade, die den ersten Abschnitt der Londoner Deklaration bilden. Schon die Pariser Seerechtsdeklaration hatte 1856 die Gültigkeit einer Blockade davon abhängig erklärt, daß sie »effektiv« sei (siehe oben), und die Londoner Deklaration baute auf diesem Grundsatz ihre Einzelvorschriften auf; England aber kehrte durch seine Nordseesperre zur »papiernen« Blockade zurück und handhabte sie gegenüber den Neutralen in der allerschärfsten Weise (über die Einzel-



heiten Pohl, Londoner Deklaration, S. 11 ff.). Bis jetzt ist es den Neutralen in keiner Weise gelungen, diese völkerrechtswidrige englische Seetyrannei zu brechen; welchen Erfolg die neuerdings eingetretene, wie es scheint sehr starke Bewegung in Amerika gegen die englischen Völkerrechtsbrüche haben wird, muß abgewartet werden. Von der Regierung des Herrn Wilson wird nach den bisherigen Erfahrungen wenig zu erwarten sein; ob der Wille eines sehr großen Teils des amerikanischen Volkes stark genug sein wird, die Regierung Wilsons zu energischen Schritten zu zwingen, um von England die Einhaltung der »allgemein anerkannten Grundzüge des Völkerrechts« zu erreichen, wird sich bald zeigen. — Dem U-Boot-Krieg fiel am 7. Mai 1915 einer der größten englischen Dampfer, die »Lusitania«, zum Opfer, und bei dieser Katastrophe verloren auch über hundert Amerikaner ihr Leben. Dieses entsetzliche Ereignis führte zu scharfen diplomatischen Streitschriften zwischen Deutschland und Amerika.

Deutschland hat die Berechtigung seines Vorgehens auf drei Gründe gestützt: 1. daß die »Lusitania« als »Hilfskreuzer«, also als Kriegsschiff, in der amtlichen englischen Schiffsliste eingetragen war; 2. daß die »Lusitania« bewaffnet war; 3. daß die »Lusitania« große Mengen von Kriegsmunition und auch kanadische, d. i. englische, Mannschaften an Bord hatte. Das Ergebnis der englischen Untersuchung ist charakteristischerweise nicht veröffentlicht worden. Der Vorsitzende der Kommission, Lord Mersey, hat sich nicht entblödet, in seiner Schlußrede gegen Deutschland die infame Beschuldigung zu erheben, die Absicht Deutschlands sei gewesen, unschuldige Passagiere hinzumorden; aber die Infamie dieser Anklage erhärtet Lord Mersey selbst durch die Mitteilung, daß die »Lusitania« 5400 Munitionskisten für England an Bord gehabt habe, denn durch diese Mitteilung allein ist das deutsche Vorgehen rechtlich zweifellos unanfechtbar gemacht.

Amerika bestreitet die tatsächlichen Punkte, die die Voraussetzung des deutschen Vorgehens bilden; es steht also hier einfach Behauptung gegen Behauptung. Mit Recht betont Meurer, daß für solche Fälle die Haager Schiedsgerichtskonvention das vortreffliche Mittel der Untersuchungskommissionen geschaffen habe; dies war im wesentlichen auch der Standpunkt des früheren Staatssekretärs Bryan, der zum Austritt dieses Staatsmannes aus dem amerikanischen Kabinett führte; Deutschland wäre sicherlich bereit, diesen Weg zu beschreiten, aber Amerika, das doch in den Taftschen Schiedsgerichtsentwürfen die Untersuchungskommissionen geradezu zur Grundlage seines neuen Systems gemacht hat, scheint nicht geneigt, von diesem Mittel friedlicher Erledigung eines schweren internationalen Streitfalls Gebrauch zu machen. Überhaupt wird die Rechtsfrage in den amerikanischen Noten möglichst beiseitegeschoben, und es werden statt einer eingehenden Rechtsprüfung des Falles große Worte über Humanität und Zivilisation zum besten gegeben. Daß der Krieg eine Frage um Sein oder Nichtsein ist und daß dieser Deutschland so frevelhaft aufgezwungene Krieg im höchsten Maße um das Dasein des deutschen Volkes und Staates geführt werden muß, scheint Herrn Wilson nicht der Beachtung wert. Und die Rechtsfrage wird ebenso wie in der Waffenlieferungsfrage durch den verblüffend einfachen Satz: In diesem Lande — Amerika — kann jeder kaufen, was und wo er will, so in der Lusitaniafrage durch den ebenso verblüffend einfachen Satz erledigt: Jeder Amerikaner muß mit voller Sicherheit für sein Leben zur See fahren können, wo und wie er will. Zu welchen wahnwitzigen Absurdibäten dieser Satz in seinen Folgerungen führt, ist Herrn Wilson nicht nur von deutscher, sondern auch von neutraler Seite und insbesondere auch von verständigen Amerikanern klarzumachen versucht worden; leider, wie es scheint, völlig vergeblich. Und wenn in der letzten Note die Herren Wilson und Lansing die Forderung aufstellen: der Kriegführende habe dafür zu sorgen, daß das Leben der Neutralen ungefährdet bleibe — so fällt es wirklich schwer, solchen sinnlosen Behauptungen gegenüber die Geduld zu bewahren. Wer als Passagier auf einem englischen Hilfskreuzer fährt, der befindet sich inmitten der englischen Kriegsmacht; und wer ins erklärte Kriegsgebiet fährt, der begibt sich aufs Schlachtfeld; und wer dies tut, tut es auf seine Gefahr. Dies wird, um mit den Worten der amerikanischen Note vom



23. Juli 1915 zu sprechen, »in Zeiten ruhigerer überlegung jede Nation als selbstverständlich anerkennen«, wie es eine Anzahl von verständigen Amerikanern (Senator Stone, Henderson, Stobson, Hermann Ridder, deren Außerungen Meurer anführt) ja bereits jetzt getan haben.

Die einzig zutreffende Kritik solcher Behauptungen ist das Bild unsrer Witzblätter: Uncle Sam, auf einer Munitionskiste sitzend und von Maschinengewehren und Mörsern umgeben, gemütlich seine Pfeife rauchend. Dem Ernst des Krieges aber müssen auch die Neutralen sich beugen, und davon kann auch der Schutz des Sternenbanners nicht befreien: hier handelt es sich, um mit den Worten der letzten amerikanischen Note zu sprechen, um Grundsätze, und »Grundsätze sind unabänderlich«. Die »Grundsätze« des Krieges aber bestimmt das Gesetz, das durch die Kriegführenden gegeben wird; soweit internationale Vereinbarungen einen Rechtsschutz der Neutralen gesichert haben, müssen diese selbstverständlich beobachtet werden; außerhalb dieses Rahmens gilt nur das Gesetz der Kriegführung, dem auch die Neutralen sich zu fügen haben. Für uns Deutsche ist der Lusitania-Fall rechtlich durchaus geklärt; bestreitet Amerika das Vorhandensein der tatsächlichen Voraussetzungen unsrer Rechtsauffassung, so sind wir berechtigt, von Amerika zu fordern, daß diese Voraussetzungen — die Eigenschaft der »Lusitania« als Hilfskreuzer, die Bewaffnung, die Munitionsladung — durch eine internationale Untersuchungskommission festgestellt werden. Bis dahin muß es bei den wohlbegründeten deutschen tatsächlichen Feststellungen und den daraus gezogenen Rechtsfolgerungen sein Bewenden haben. Die U-Boote sind zweifellos völkerrechtlich zulässiges Kriegsmittel; feindliche Staatsschiffe, zu denen Hilfskreuzer gleichfalls zweifellos gehören, können ohne Anrufung und Anhaltung vernichtet werden; trotzdem wurde die »Lusitania« angerufen und für Mannschaft und Passagiere Zeit zur Ausbootung gegeben, die ausreichend gewesen wäre zu ihrer Rettung, hätte nicht die durch die massenhafte Munitionsladung verursachte Explosion nach dem ersten Treffschuß den sofortigen Untergang des Schiffes herbeigeführt. Handelsschiffen gegenüber wird, soweit immer möglich, durch die U-Boote mit größter Sorgfalt die völkerrechtliche Pflicht der Anhaltung behufs Ausbootung der Mannschaft vor der Vernichtung des Schiffes beobachtet. —

Daß nach Wiederherstellung des Friedens eine umfassende Neuordnung des Seekriegsrechts als dringende internationale Aufgabe betrachtet werden muß, wird auch deutscherseits nicht bestritten. Diese Neuordnung wird im wesentlichen in der rechtlichen Anerkennung der Londoner Deklaration und des Prisenhofabkommens zu bestehen haben. Dadurch werden die beiden großen Seerechtsgrundzüge von der Freiheit des Meeres und von der Sicherheit des neutralen Handels auch in Kriegszeiten, über die seit langer Zeit alle Mächte, ausgenommen England, einig waren, die aber England immer mißachtet und ganz besonders im gegenwärtigen Weltkriege mit Füßen getreten hat, hoffentlich zu einem dauernden und festgesicherten Bestandteil des Völkerrechts erhoben werden können. An der angestrengtesten Mitarbeit Deutschlands für Erreichung dieses hohen Zieles wird es gewiß nicht fehlen.

Die Rose in der Schlacht

Sollte die Rose nicht blühen,
Weil eine Lilie sich legt?
Knospende Mädchen nicht glühen,
Weil uns der Schlachtengott schlägt?

Wuchs eine Weihnachtsrose
Kahl in der Zone, die Gischt
Flatternder Minen, Getose
Splitternder Bomben durchzischt.

Siehe, aus vordersten Ketten
Wagten Beherzte sich her,
Wohl eine Blume zu retten —
Aber die Blume ward mehr.

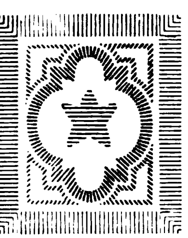
Wagten es, während aus Gräben
Hölle der Mordschlünde spie —
Hielten die Rose am Leben,
Und — die Rose hielt sie.

Leo Sternberg



Lucie L. Wulf: Büste des Prinzen Friedrich von Preußen

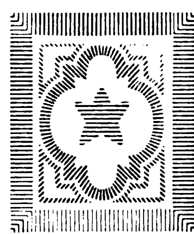
Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1915



Die Heimat

Roman von Sophie Hoechstetter

II



Papa war plötzlich krank. Nicht so, daß er sich zu Bett gelegt hätte. Das tat man hier mit Beinbrüchen oder um zu sterben. Aber er fühlte sich matt und mochte nicht sprechen, nicht an den Mahlzeiten teilnehmen. Es war ein Rückschlag auf all seine Freude und seinen Stolz über die Heimkehr des verlorenen Sohnes.

Albrecht sorgte sich um die blasse Farbe und die Herzbeschwerden seines Vaters. Doch als der »Hofrat« beruhigte, es würde in einer Woche alles wieder in Ordnung sein, sagte sich Albrecht mit einigen Selbstvorwürfen über eine gewisse Erleichterung, es möchten nun ein paar bessere Tage für ihn selbst kommen.

Denn Rudolf war beschäftigt, er »regierte«. Im Vorsaal warteten die Beamten: der Finanzdirektor, der Oberförster, der Ökonomierat. Er ließ sich Vortrag halten. Als Albrecht einmal mit einer Botschaft des Vaters bei ihm eintrat, sah er das Bild: Rudolf saß an einem mächtigen Schreibtisch, hatte die Beine leicht gekreuzt und seine ringbedeckte Linke an dem glatten, glänzenden Bart. Er machte sich Notizen in ein Aktenheft. Vor ihm stand der Finanzdirektor, ein Jurist im Alter seines Vaters. Als Albrecht zwei Stunden später einen erneuten Wunsch des Kranken überbringen mußte, stand der alte Beamte noch immer, und Rudolf rauchte, nachlässig in seinen Stuhl zurückgelehnt, eine Zigarette. Der Herr — der Diener.

Bei Papa aber saß Carly. Er wünschte das. Wenn Papa in seiner überhöflichen, umständlichen Art einen Wunsch aussprach, so war es ein Befehl. Man konnte hier nicht sein Gast sein und einen eignen Willen haben. Man hätte ungefähr ebensogut zu einer Cour bei Hof in fußfreiem, hochgeschlossenem Kleid oder im Autokostüm kommen können. Das heißt, diese Dinge gibt und gab es nicht. Man konnte abreisen, oder man tat, was der Gastgeber wünschte.

Carly verließ das Zimmer des Onkels, um sich umzukleiden und zu Tisch zu gehen.

Bei den Mahlzeiten nahm Rudolf den Platz seines Vaters ein. Das steilgescheitelte Haar über der faltenlosen Stirn, der glatte Bart von schmaler, rechteckiger Form waren wie geplättet. Rudolfs Augen schienen in ihrer Starrheit wie die eines Richters. Er sprach viel — nichts Dummes, nichts Banales; auch konnte man ihn nicht beschränkt nennen. Aber es war immer, als habe er sich ein Thema überlegt, das er nun obwandelte, wie ein Konversationslexikon das betreffende Schlagwort. Die volltönende Stimme hatte die Fähigkeit, andre verstummen zu lassen, oder vielleicht blieb man auch nur still, um ihn kennenzulernen. Seine Themen waren gerade nicht vielseitig:

Die Wassersportfeste in England und Frankreich, die Jagden in Schottland, die alten Läden in der City von London, die Antiquare, die Kunstschätze auf Landsitzen in Wales, in Windsor. Die Königin könne das Rauchen der Damen nicht leiden; es sei dies verzweifelt für manche Dame, die daran gewöhnt.

»Was tun die Armen?« fragte Carly.

»Nun, sie fügen sich,« sagte er lächelnd. »Und da Fügsamkeit Frauen immer liebenswürdig macht, finde ich die Sache sehr niedlich. In der Tat, nur die alte Herzogin von Westhall hat das Wort geprägt: da die Zigaretten nicht zum Schicksal der Mary Stuart, sondern nur zu Marys guard führten, würde sie bei den Zigaretten bleiben. Aber allerdings, heroisch sei diese Schrulle nicht, und die Herzogin von Westhall —«

Albrecht konnte es nicht mehr hören. Er warf einen Haß auf die häßliche Königin Mary, von deren langweiligen Ansichten man unterhalten wurde.

»Nun, wenn erst mal die Suffragettes Boden gewonnen haben —«

»Ja, man ist langmütig in England. Aber es wird nicht mehr lange dauern, dann haben sie die Prügelstrafe. Sie räumt wunderbar auf. Es ist ein Vergnügen, das in den Kolonien zu sehen. Mein Freund hat meist farbige Dienerinnen bei sich. Wenn sie täglich die Peitsche haben, sind sie die ausgezeichnetsten Dienstboten.«



»Hat dir das so gefallen?« fragte Albrecht.

Der andre hob das etwas feiste Gesicht mit dem glatten, glänzenden Bart. »Ich liebe alle feudalen Institutionen,« sagte er. »Prügel sind eine gute alte englische Sitte.«

»Heuchelei ist auch eine gute alte englische Sitte, jedes Gentlemans würdig.«

Rudolf lächelte nachsichtig: »Kennst du englische Verhältnisse aus eigner Anschauung? Nein? Schön —« Und er machte jene wagerechte Handbewegung, die die Dinge erledigte.

Carly griff das Gespräch über die Suffragettes wieder auf. In einem völlig leidenschaftslosen Ton sagte sie: »Ich glaube, daß in fünfzig Jahren das Frauenstimmrecht eine ebenso erfüllte, selbstverständliche Sache ist wie heute das Frauenstudium. Warum läßt man es zu so verrückten, unwürdigen Kämpfen kommen? Die nächste soziale Revolution wird doch von den Frauen gemacht —«

Albrecht wurde lebhaft. Er hob sein Glas, verbeugte sich gegen Carly und nickte ihr zu: »Trinken wir auf die Frauenrechte! Du mußt unbedingt nach München kommen, wenn da wieder eine Tagung ist. Ich kenne Anita Augspurg. Sie war mal in einem Atelier, wo ich mich photographieren ließ — oh, sehr liebenswürdig! Das ist eine ganz brave Frau. Und Ellen Key war auch da. Die mit dem prachtvollen ‚Gösta Berling'. Also, die beiden waren kolossal nett zu mir. Freundlich wie lauter Sonnenschein —«

Da geschah etwas. Über Frau von Jastrow hinweg legte Carly ihre Hand auf die seine. Sie lächelte ihn süß und heimatlich an: »Ja, wenn du Ellen Key den ‚Gösta Berling' und Anita Augspurg etwa das ‚Kommunistische Manifest' zugeschrieben und ihnen deine Begeisterung ausgedrückt hast, da glaube ich, daß sie dich freundlich anlachten. Nur Goethe war beleidigt, wenn man ihm für das ‚Lied von der Glocke' dankte.«

Einen Augenblick wurde Albrecht auf seine knabenhafte Weise rot. Dann schoß er in die Höhe, machte die zwei Schritte zu Carly, küßte ihr die Hand und sagte lächelnd: »Ich danke gehorsamst für die Literaturstunde. Der alte Fauxpas tut mir recht in der Seele wohl.«

»Mein liebes Kerlchen!«, las er in Carlys Augen. Sie hatten den — Hausherrn, mußte man ja wohl sagen, mit den regierenden Attitüden für einen Moment vergessen. Das war ihnen nicht lange gestattet. Er ignorierte den kleinen Vorfall, wandte sein würdevolles Gesicht Carly zu und sagte: »Wir haben allerdings Beweise in der Geschichte, daß in Zeiten völkischen Niedergangs die Unnatur auf kurze Frist eine gewisse Vorherrschaft hatte. Und gewiß mag es Frauen geben, denen zum Beispiel die sogenannte freie Liebe ein Ideal erfüllt oder doch Wünschen Genüge tut. Solange aber Frauen die Ehe wünschen, müssen sie sich klarmachen, daß der Mann eine Ehe, also eine dauernde Neigung mindestens des Charakters, Schutz und Hochachtung nur da gewährt, wo er der Herr ist, nicht der Kamerad oder der Sklave. In unserm Stande ist es wenigstens so geblieben: eine Frau, die nicht ihren Willen unter den des Mannes bedingungslos beugen kann, kommt für die Ehe nicht in Betracht.«

Albrecht sah, wie Carly ein wenig die Lider hob. Wie man es tut, wenn man etwas Fremdartiges, Sonderbares, halb Verschollenes vielleicht ohne Erregung erblickt. Er lachte: »Glaubst du wirklich, daß diese Gebrochene jedem Geschmack entspricht? Die Dulderin im Hause, die stündlich Stab und Stütze braucht?«

Er hatte sagen wollen: Unter Liebenden wird es immer eine große Traurigkeit sein, wenn man sich nicht eines Sinnes fühlen kann — aber vor dem Bruder mochte er nicht zeigen, wie er empfand.

»Ihre Ansichten interessieren mich, Vetter Rudolf,« hörte er Carly. »Sei es, wie Sie sagen! Welcher Gott hilft dann dem Manne, die tödliche Langeweile an der Seite des bedingungslosen Echos zu überwinden?«

Er strich sich wieder über den glatten, glänzenden Bart: »Wenn Sie gestatten, gnädigste Kusine, setze ich jenes Temperament der Dame voraus, das mit zu der Erweckung einer Neigung gehört.«

In dem Augenblick kam der Leibjäger und meldete sein tägliches: »Seine Durchlaucht lassen die gnädigste Gräfin bitten, sich zu Seiner Durchlaucht bemühen zu wollen.«

»Da müssen wir leider die anregende Unterhaltung abbrechen,« sagte Rudolf und

stand auf, wieder genau einen halben Augenblick nach Carly.

Sie antwortete nichts, sie hob noch einmal die Augen in der hochmütig erstaunten Art wie vorhin, mit einem kühlen, wägenden Blick auf ihn.

Da lächelte Rudolf Dietrichstein.

Albrecht wußte nicht, warum ihm dieses Lächeln so unbeschreiblich zuwider war. »Ich darf doch einen Moment mitkommen, Carly. Gesegnete Mahlzeit, Frau von Jastrow! Auf Wiedersehen, Rudolf!« sagte er hastig. Draußen drängte er: »Liebste, bleibst du nun wieder diese ewigen Stunden bei Papa? Ich halte es ja nicht mehr aus.«

Sie blieb einen Augenblick stehen: »Ja, Brechtelein, wenn ich nun seinen Wünschen nicht nachkomme — was sollte werden? Ich sagte dir schon — ich kann abreisen, aber du kannst mir nicht nachkommen.«

»Und wenn ich mit Papa spreche?«

Wieder lächelte sie: »Er wird dann wenigstens nicht sagen können, daß ich keine gehorsame Tochter wäre.«

Er sah in ihr grenzenlos hochmütiges Gesicht und fragte ernst: »Warum eine Rolle spielen? Hältst du sie hier für blind? Niemand wird diese sonderbare Unterwürfigkeit den sogenannten Wünschen Papas gegenüber für natürlich an dir halten. Du bist weder eine Diakonissin noch eine Willenlose.«

»Nein, Brechtelein, mein liebes Kerlchen. Küss' mich mal! So! Verstehe, ich studiere deinen Vater; das ist doch von Wert für uns. Wenn ich nicht tödlich irre — er mißtraut der Glätte von Rudolf. Ich habe da so Anzeichen. Laß mich nicht zuviel sagen. Aber es könnte die Zeit kommen, wo dein Vater für sanftere Kinder dankbar ist. Dann wird unsre Zeit sein.«

Er wurde ganz froh. »Du findest Rudolf auch so gräßlich?«

Sie hatte wieder den wesenlosen Blick. »Gräßlich — nein. Ich habe nie etwas so Hochmütiges gesehen, wie ihn. Er ist beinah interessant dadurch. Laß jetzt — da kommen noch schwere Kämpfe. Finde dich drein, daß ich — sagen wir ruhig, den Befehlen deines Vaters nachkomme und so endlos lang bei ihm bin. Ich erreiche dort die Stunde, wo alles geschieht, was ich will.«

Er fügte sich ihrer Klugheit und ging, einen leeren Nachmittag vor sich. Er wollte wenigstens mit ihr unter einem Dache sein. So schlenderte er durch die vielen alten Räume, über die Treppen, durch selten betretene Gemächerfluchten. An der Dienerschaft fiel ihm etwas auf, und Frau von Jastrow erklärte es ihm freudig. »Ja, sie möchten sich bei dem Prinzen in Gnade bringen, weil sie fühlen: wen er nicht mag, der fliegt. Er braucht die Leute nur so anzusehen, und sie überbieten sich. Da, gestern, im Garten, stand die Rosa vom Gärtner, die den Tag vertrödelt, und sah zu, wie ihr Vater die Stauden ausputzt, die der Prinz gerügt hat. ‚Warum arbeitet Ihre Tochter nicht?' fragt er bloß. ‚Ich habe gerade die Monatserdbeeren für Durchlaucht abgenommen.' Der Prinz geht weiter. Da hätten Sie den Mentz sehen sollen. Sonst hat es immer geheißen: ‚Ooch, meine Rosa, mei Reeschen, die ist für Besseres geboren, die därf sich nicht überanstrengen.' Jetzt brüllt er: ‚Du faules Luder, willste hinknien und das Hulze auflesen! Soll ich Feier hinter dir her machen?' Und das feine Reeschen, das den Nachmittag doch freihatte, trägt die Äste im Tändelschürzchen und arbeitet mit hochroten Backen. Nachher ist der Prinz wieder vorbeigekommen. ‚Der Garten sieht heute schon etwas besser aus,' sagt er. Und die Rosa knixt, er sieht sie bloß an, und da zittert sie, daß sie noch einmal das Mißfallen auf sich ziehen könnte.«

Albrecht dachte, es sei vielleicht für hübsche Mädels hier oben besser, das Miß- als das Wohlgefallen Rudolfs zu erregen. Der Gedanke kam ihm so, in Erinnerung an frühere Zeiten, wo Rudolfs heftige Wünsche nicht gerade wählerisch waren.

»Ist die Rosa nicht neuerdings Stubenmädchen?« fragte er in Gedanken an den liebenden Hilmar.

»Ja, gewiß.«

Es war überhaupt jetzt viel von den Dienstboten die Rede. Rudolf rügte das alte, erschlaffte Personal, die ungeschulten Neulinge. Nur Frau von Jastrow bekam schmeichelhafte Zensuren, sie sei tüchtig hinterher, das wäre wirklich eine Wohltat.

»Womit beschäftigst du dich eigentlich?« fragte einmal Rudolf den Bruder in seiner kühlen, gebieterischen Weise.

»Ich bin auf Urlaub nach einer Krank-



heit. Und zu Hause. Sonst habe ich die Ehre, im ersten schweren Reiterregiment in München zu dienen,« antwortete Albrecht. Er wußte, daß er Ranküne in seine Worte legte. Rudolfs Abschied von den Dragonern in Berlin war kein ganz freiwilliger gewesen. Spiel und Soldatenmißhandlungen hatten ihn beschleunigt.

Aber in Rudolfs glattem Gesicht zuckte keine Muskel. »Du bist etwas schwächlich,« sagte er. »Du solltest Sport treiben. Ich würde dir raten, auch gymnastische Übungen zu machen.«

»Ich bin froh, daß ich nach der Operation das Reiten nicht einschränken muß.«

»Ach so, Pardon! Wie lange hast du Urlaub? Und eigentlich, hat es Sinn, daß du so vertraulich mit Carly Assenhausen stehst? Nicht, daß ich etwas dabei fände, wenn entfernte Verwandte die alten Kindergewohnheiten beibehalten. Das ist Geschmackssache. Aber kompromittiere sie nicht! Sie ist grande dame ohne Mittel. Sie darf ihre Jugend, die neben ihrer Geburt, ihrer gesellschaftlichen Versiertheit ihr einziges Kapital ist, nicht verspielen.«

Albrecht fühlte, wie ihm ein verräterisches Rot ins Gesicht schoß. Aber er konnte dem Bruder nicht Andeutungen machen, ehe der Vater unterrichtet war. »Sie weiß, was sie tut,« antwortete er, seltsam ruhig. —

Es bot sich keine Möglichkeit, Carly an diesem Abend noch allein zu sprechen. Er sah ihr nur eine große Irritation oder Nervosität an.

Rudolf aber war fast unerträglich. Er hatte ein spitziges Wortgeplänkel mit Carly, das sie endlich bewog, Kopfschmerzen vorzuschützen und sofort nach Tisch sich zurückzuziehen.

Albrecht kam es vor, als wäre sie außerordentlich schroff zu Rudolf gewesen, fast, als wollte sie ihn beleidigen. Ihm aber schien es nicht in den Sinn zu kommen, daß es diese Möglichkeit bei jemand gäbe. Seine wuchtige und doch so elegante Gestalt, sein etwas feistes Gesicht mit der peinlichen Haar- und Barttracht verloren keine Sekunde ihre Haltung. Nur seine Stimme war noch kälter, und die roten Lippen zitterten ein wenig. Als Carly gegangen war, ließ er Sekt kommen, was Frau von Jastrow sehr freute, und hielt mit langen Reden über Fernliegendes sie und Albrecht an ihre Plätze gebannt. Als er nachher ging, sah Albrecht unter dem Tisch an Rudolfs Platz zwei Stücke einer schweren silbernen Gabel liegen, die er glatt durchgebrochen hatte. —

Nach ein paar Tagen fand Rudolfs aufgespeicherte Übellaune endlich Objekte, die des Zornes wert waren. Er entließ Knall und Fall den Wirtschaftsgehilfen, weil er angetrunken nach Hause gekommen war und am Morgen in seinem Kater nicht bemerkte, daß für ein Pferd der Tierarzt notwendig geholt werden mußte. Das Tier ging ein, der Wirtschaftsgehilfe zog finsteren Gesichts ab. Die andre Katastrophe betraf Rosa.

Frau von Jastrow teilte sie Albrecht mit: Rosa kam verstört in die Küche, mit einer roten Backe und verschüchtertem Wesen. Mamsell hörte Rosas Anfechtung, der Herr Erbprinz habe sie mehrmals in die Wange gekniffen und ihr einen Kuß gegeben. Und wenn das Hilmar wüßte — er sei so eifersüchtig! Sie traue sich nicht mehr hinauf zu dem Herrn Erbprinzen, nein, wenn der einen ansähe, da müsse man alles tun, was er wolle. Selbst Frau von Jastrows Befehle vermochten es nicht, sie zu zwingen, als später der Prinz nach dem Zimmermädchen klingelte.

Da begab sich Frau von Jastrow selbst zu ihm. Sie erzählte: »Ich habe gesagt: ‚Entschuldigen Sie, Prinz, das dumme Mädel, na ja — sie schreit da in der Küche, vor dem Personal —' Er unterbricht mich: ‚— daß ich ihr eine Backpfeife gegeben habe, weil ich sie fand, wie sie beim Aufräumen einen Brief las. Schön, ich danke Ihnen, Frau von Jastrow. Bitte, kommen Sie mit auf den Korridor, das wird sofort erledigt.' Die Klingeln schrillten. Alle Weibsleute kamen. Es wurde ihnen befohlen, den Gärtner und die Rosa herbeizubringen. Die traten verstört an. Da sagt der Erbprinz zum Gärtner: ‚Ihre Tochter hat eine Backpfeife gekriegt, weil sie einen Brief las von meinem Schreibtisch. Es war ihr nicht genug. Sie hat sich in der Küche beklagt. Wer hier sein Maul nicht hält, fliegt. Ich will aber noch einmal gnädig sein. Dort ist eine Reitpeitsche, holen Sie sie! So! Wenn Ihnen etwas an Ihrer Stellung liegt und daß Sie die Tochter hierbehalten dürfen, ein Dutzend überziehen! Los!' Der Alte, der Pension nur aus Gnade hat und

nicht wußte, wohin, stottert und bittet — aber der Prinz sagt noch einmal: ‚Sie können ja wählen. Ein Dutzend über — oder Sie gehen noch heute dem Wirtschaftsgehilfen nach.' Da mußten zwei Weiber die Rosa festhalten, die waren schon lange nicht gut auf sie zu sprechen und griffen zu, als der Prinz winkte. Dann stand er dabei, strich seinen Bart und verzog keine Miene bei Rosas Schreien. — Ein etwas schmerzhafter Kuß,« schloß Frau von Jastrow.

»Sie meinen?« fragte Albrecht angewidert, als habe er sie nicht verstanden.

Da lachte Frau von Jastrow. Ihr kleines, blondes, zwiebelähnliches Figürchen wackelte ein wenig. »Ich meine, Graf Albrecht, daß, wenn Herren sich amüsieren, die Weibsleute meist einen trüben Lendemain haben. Das ist ein ganz allgemeiner Aphorismus, und wir haben ein Kulturgespräch geführt.«

Er dachte flüchtig an Hilmar — dachte zugleich: Wie klug ist Rudolf! Gegen die väterliche Strafe kann niemand an. Hilmar mußte drüben sein in Dietrichsdorf, das hatte Papa so angeordnet. Wohl wegen der Liebschaft. — Ein alter Wunsch überkam Albrecht: in die weite Einsamkeit der Buchenwälder zu gehen. Dort lag die große Stille, dort hörte man den Wind hinter den Wäldern rauschen, wie eine Verheißung. —

Als er am Abend heimkam, merkte er mit Schrecken, daß ihm etwas passiert war, das in der Knabenzeit oft seines Vaters Unwillen erregte: die Tischstunde war vorüber, und er hatte sich nicht abgemeldet. Er beschleunigte seinen Schritt. Im Burghof standen Carly und Rudolf.

Sie sah ihn mit jenem abwesenden Blick an, der ihn immer irgendwie bestürzte, sagte aber freundlich: »Ist es ein hübscher Weg gewesen, wo du warst?« Er entschuldigte sich und erzählte. Sein Bruder stand wortlos dabei, eine Zigarette zwischen den Lippen, das Gesicht etwas bleich. und einen Zug um die Augen, den Albrecht nicht kannte. Und plötzlich sah er, was er noch nie gefunden: dieser wuchtige, elegante, aufs peinlichste gepflegte Mann war keine Modepuppe, sondern als eine Verkörperung von Kraft und Herrscherwillen beinah schön, jedenfalls aufs äußerste eindrucksvoll. Carly lehnte an der Mauer. Die schlanken Linien ihrer Gestalt, die keines Mieders bedurfte, waren so weich. Er hätte sie in seine Arme reißen mögen. Fast zitternd fühlte er: er mußte sie diesen Abend noch sprechen. Alles in ihm war Aufruhr. Die schöne Biegung ihres Nackens machte ihn fast rasend. Wirr dachte er: Ich gehe nachher zu ihr — es ist alles einerlei — sie sitzt wohl mit der Jastrow noch auf.

»Du mußt essen gehen, Albrecht. Man muß dich ein wenig bemuttern. Steh nicht mehr hier herum, du mußt ja so müde sein.«

Da lächelte Rudolf. Wieder dieses Lächeln, das Albrecht ein unerklärlich peinvolles Gefühl gab.

»Ich habe gar keinen Hunger,« log er, und irgend etwas bannte ihn an die Stelle. Es war ihm, als müsse er Carly vor dem Lächeln seines Bruders schützen.

»Revenons à nos moutons,« wandte sich dieser wieder zu Carly. »Du erlaubst doch, Albrecht, es handelt sich um die Beendigung eines Gesprächs. Die gnädigste Kusine hat heute Papa eine Predigt vorgelesen, schon für morgen. Ich muß gestehen, es ist lange her, daß ich dergleichen hörte. In jener Predigt war von der Demut die Rede, und die gnädigste Kusine findet das Wort so krapülig. Wir stritten uns darum. Ich möchte nur noch eine Schlußbemerkung machen: Die Demut ist der stärkste Reiz der Frau, solange die Welt steht.«

Er sah Carly wieder mit dem verbindlichen und doch so widerwärtigen Lächeln an, verbeugte sich und ging. Seine imposante Gestalt, um die man sich eigentlich immer einen Ordensmantel denken mußte, schritt langsam, etwas theatralisch, über den Hof und verschwand im Dämmer der kurzen Säulenhalle.

»Es hat nie einen prachtvolleren verlorenen Sohn gegeben,« sagte Albrecht. »Demnächst hält er uns noch moralische Vorlesungen. Findest du nicht auch, daß er unerträglich ist?«

Wieder hatte Carly den schweifenden Zug um den Mund. »Ja, er ist oft unerträglich, du hast recht. Aber er ist ein vollkommen geschlossenes Ganzes. Und er besitzt eine außerordentliche Beherrschung. In dieser massigen. wuchtigen Gestalt wohnt ein ebensolcher Wille. Ich bin aufs äußerste



gespannt, was sein wird, wenn Papa wieder fähig ist, sich wie gewohnt zu betätigen.«

Im Schutz des schon entgleitenden Lichtes legte Albrecht den Arm um Carlys Schulter. Er fühlte ein Beben ihres Körpers, als fröstelte sie. »Soll ich dir eine Jacke holen, Liebste?« fragte er zärtlich.

»Nein, Brechtelein — ich komme mit dir. Du mußt doch essen. Ich leiste dir Gesellschaft, und du erzählst mir noch.«

Er war ganz glücklich. Sie strich sich mit der Hand über die schmale Stirn, von ihrem hochtoupierten Haar hatten sich ein paar kleine Löckchen gelöst. Sorgenvoll, müde war diese Geste.

Eben empfing sie Frau von Jastrow mit einer freudigen Nachricht. Ihr Gesicht glänzte, ihre kleinen Äuglein glitzerten, als sie aufgeregt flüsterte: »Morgen, zum Sonntagnachmittag haben Durchlaucht und der Erbprinz die Schullehrer des Patronats bestellt. Der Konsistorialrat soll eine Art von Prüfung in Pädagogik und Religion vor den beiden Herren mit ihnen abhalten. Es handelt sich darum, eine Stadtstellung in Dietrichsheim, dessen Inhaber gestorben ist, neu zu besetzen. Wer sich gemeldet hat, muß morgen hier antreten, weil schul- und kirchendienstfreier Nachmittag ist. Und während da drüben die Schullehrer Blut schwitzen, können wir das Auto haben und lustig losfahren. Ist das nicht fein?«

Kein Mitleid mit den Schullehrern kam Albrecht. In dieser Lage fand er die eigenartige Veranstaltung glänzend. »Wie gut, daß mir kein Mensch ein Wissen in Pädagogik und Schulreligion zutraut,« sagte er strahlend, »und daß Frauen in der Gemeine schweigen müssen. Wir sind die Unnützen und haben Ferien.«

Sie fuhren ins Land. Durch das wundervolle Buchental und dann über das Schiefergebiet — auf Berghöhen hin in der herben, kräftigen Luft. Der verlorene Sohn und aller Zwang der letzten Zeit waren vergessen. Und alle andern Sorgen dazu.

Am andern Nachmittag kam Rudolf nicht zum Tee, und Frau von Jastrow begab sich bald wieder an ihre Geschäfte. So blieben Albrecht und Carly allein.

»Wie lange das wohl dauert,« meinte Albrecht, »wie lange Rudolf seine wundervolle Rolle wohl spielt. Wenn der Winter kommt, stirbt er hier doch vor Langerweile.«

Plötzlich fragte ihn Carly, einen vagen Zug von Neugier um den Mund: »Glaubst du wirklich, was Helene sagt, daß Rudolf erst die Rosa, das Gärtnermädchen, geküßt hat und so weiter und sie dann so unsinnig schlagen ließ?«

Er sah sie ganz erschrocken an. »Was interessiert dich plötzlich ein Mädchen! Das ist ganz fremd an dir. Die Sache hat sich wohl Frau von Jastrow zurechtgelegt —«

Aber Carly beschäftigte es. »Rudolf ist sehr grausam — nun, das steht ihm auf dem Gesicht. Auch sind so mit Worten überhöfliche Männer immer grausam.« Sie hatte wieder den ins Weite verlorenen Blick. »Der Papa ist zu alt. Ich wünschte, da wäre jemand, der Rudolf einmal sehr wehe täte —«

»Dazu muß man verwundbar sein,« antwortete Albrecht. »Oh, er ist klug. Sein Rang sichert ihn vor jeder gesellschaftlichen Verletzung. Einen Beruf, ein Amt, einen Dienstrang hat er wohlweislich verlassen, und treffen könnte diesen Hochmütigen und Eitlen nur eine äußerliche Zurücksetzung, oder etwa der Verlust seiner Güter.«

»Glaubst du?« Sie lächelte sonderbar. Das reizte ihn etwas. Er knickte Blätter in dem Buch um, das vor ihm lag. »Seine Frau wird einmal nicht zu beneiden sein,« sagte er. »Tyrannei ist sein Lebenselement. Er muß immer jemand knechten. Despotie gegen die eigne Frau bietet dann solchen Männern die Entschädigung für die glänzenden Allüren, die sie nach außen aufwenden.« Er dachte einen Augenblick nach. »In die Sache mit der Gärtnerstochter konnte ich mich wohl nicht einmischen, denn in der Tat handelte ja der Vater. Hilmar ist sehr eifersüchtig und möchte bald heiraten.«

Da lächelte Carly. »Das soll er nur. Aber kannst du einen verheirateten Burschen brauchen?«

»Nun denkst du wieder an Hilmar und Rosa. Sonderbar!«

Sie gingen an den Rabatten entlang. Da blühten Astern, Verbenen und Reseden im Überfluß des Frühherbstes — diese alten Blumen, die es nach seiner Meinung sonst nirgend gab, als hier in dem alten Garten. Er spürte den leisen Wind, der voll Sehnsucht ist, und seine Träumeraugen ruhten auf Carly. »Liebste,« sagte er, »laß mich

doch endlich mit Papa sprechen. Und wenn es aus Klugheit durchaus dein Wunsch ist, daß ich deinen Namen nicht nenne, so möchte ich doch endlich unterrichtet sein über meine materielle Lage im Fall einer Heirat.«

Er sah ihr liebes Gesicht von einem leichten Rot, einem Anflug von Verlegenheit überzogen. Es war ihm immer peinlich, wenn er das Materielle berühren mußte, im Hinblick auf die Tatsache, daß sie nichts besaß als die kleine Apanage, die bei einer Ehe wegfiel. Er deutete ihr Zögern so. Ihre Aussprüche von einem Leben in Potsdam waren wohl vergessen.

»Ja, frage deinen Vater, aber sprich nicht von mir. Du begreifst doch, daß ich bei diesen Erörterungen nicht hier sein Gast sein kann.«

Sie kamen weiter, bis zu den Weinstöcken, die den Südhang des Berges bedeckten. Wildes Löwenmaul wuchs dazwischen. Sie setzten sich auf die niedrige Mauer, und Albrecht genoß einen frohen, wunschlosen Augenblick. Die schönste, liebste Frau ist mir gut, dachte er, und das Verrinnen des Tages, die Auflösung aller Farben in eine sanfte Harmonie tat ihm seltsam wohl.

Da hörte er wieder ihre Stimme: »Du meinst, Rudolf könne nichts verwunden? Gibt es einen solchen Menschen? Ich glaube viel eher, da war niemand, der den Kampf mit ihm aufgenommen hat.« Und sie sah wieder mit dem wechselnden Blick ins Weite.

»Bist du mit Papa in irgendeine persönlichere Beziehung gekommen, Liebe?« fragte er endlich.

Sie nickte. »Ich erzähle dir ein andermal. Ihr Dietrichsteiner seid wunderliche Männer. Eines Blutes, und jeder ganz anders. Mein Bruder Walter ist so einfach. An ihm gibt es gar nichts zu studieren. Immer sorgt er sich. Woher er das wohl haben mag? Immerfort erfüllt er kleine, fast kleinliche Pflichten, immer ist er ängstlich, ob seine Lebensführung die Verhältnisse nicht überschreitet.«

»Und er hat doch in Sanssouci geheiratet!«

»Gott mag wissen, wie das zuging. Oh, meine Schwägerin ist sehr klug und sehr vornehm. Auch sehr gut. Ganz anders als ihre Schwester.«

Jählings kam ein Zucken um Carlys Mund, ein so lebhafter, fast erschrockener Zug, der unmöglich der Schwägerin gelten konnte. Albrecht wandte die Augen: da stand Rudolf. Er nahm den steifrandigen Hut von seinem tadellosen Scheitel, verbeugte sich vor Carly und sagte: »Sie verzeihen, gnädigste Kusine. Gestatten Sie, daß ich Ihnen etwas Gesellschaft leiste? Ich soll nämlich Albrecht zu Papa rufen. Ein gnädiger Befehl. Da ist ein Brief angekommen, der Albrecht angeht.«

Albrecht verfügte nicht über die tadellose Maske seines Bruders, nicht über dessen Redensart von »gnädigen Befehlen«, wenn Papa einen Wunsch äußerte. Diese Ausdrucksweise kam ihm mehr als abgeschmackt, entsetzlich übertrieben, lächerlich hochmütig vor. Es schien ihm stets, als genösse in solchen Ausdrücken Rudolf schon die Zeit voraus, wo er selbst von Kindern und Familienangehörigen fordern würde, daß man seine Anordnungen gnädigste Befehle nenne.

»Du verzeihst, Carly,« sagte er, »ich hoffe, es ist eine kurze Angelegenheit.« Geärgert ging er ins Schloß. Und wirklich, da war ein über alle Maßen belangloser Brief von Onkel Wedig, der jener Begegnung in München gedachte und »Albrecht Erkingers« erfreuliche Gesinnungen rühmte. Daran knüpfte Papa eine lange Rede. Eine von jenen tödlich überflüssigen Abwandlungen moralischer Art, die weder Seele noch Herz hatten, sondern wie eine Sammlung von Sprüchen aus einem inhaltlosen Buche wirkten. Ich will mit Papa jetzt um mein Vermögen, meinen Zuschuß bei einer Heirat reden, durchzuckte es Albrecht.

Da wurde einer der Beamten gemeldet. Rasch fragte Albrecht: »Könnte ich dich morgen in einer persönlichen Angelegenheit sprechen? Würdest du die Güte haben, mir eine Zeit zu bestimmen?«

Der Fürst hob mit leisem Erstaunen die schweren Lider von den Augen: »Schulden?«

»Nein, Papa.«

»Schön. Bitte, sei von vier Uhr ab im kleinen Salon. Hier dicht nebenan. Ich lasse dich dann rufen.«

Es war eine gute Zeit vergangen, fast eine Stunde. Albrecht hastete die Treppe hinunter; er wollte so gerne Carly noch sprechen. Hoffentlich hatte Rudolf dann den Takt, zu gehen, dachte er.

Er ging über den Schloßhof, öffnete die kleine Tür zu dem Mauergarten und stieg die Treppe hinab zu den Weinbergen. Ihm war jählings so sonderbar, ohne zu wissen, warum. Ist die Sonne schon weg? dachte er — und dann: Natürlich ist um diese Abendstunde die Sonne weg.

Da sah er etwas. Er konnte nichts dafür, daß er es sah. Carly und sein Bruder standen einander gegenüber mit Gesichtern, auf denen es wie Haß lag. Rudolf sah aus wie ein böses Tier, das man gereizt hat. Das Haar, das sonst immer in dem unnachahmlichen hohen Scheitel lag, hatte sich verschoben; er stand, die Hände auf die Mauer gestemmt, und sah zu Carly mit zornsprühenden Augen. Sie war blaß, ein hohnvolles Lächeln lag um den Mund. Man sah, sie sollte eine Antwort geben, und schwieg.

Eine Sekunde nur währte das alles. »Guten Abend!« rief Albrecht.

Der Bruder wandte sich, jäh verändert. »Es ist entsetzlich heiß hier,« sagte er. »Wie geht es Papa? Wünscht er mich?« Und ohne die Antwort zu ermöglichen, fuhr er fort: »Schön, ich werde zu ihm gehen.« Er setzte seinen Hut auf, nahm ihn grüßend nochmals ab und ging.

Unwillkürlich sah Albrecht seiner wuchtigen Gestalt nach. Sekundenlang dachte er, es müßte gräßlich sein, von ihm abzuhängen. Dann sagte er jäh zu Carly: »Hattest du eine Unannehmlichkeit?«

Sie lächelte, aber das Lächeln war ein wenig verzerrt. »Ich habe Kopfschmerzen bekommen und wollte dich doch da erwarten. Du weißt, man wird leicht einmal gereizt von Rudolfs Art. Er sagt zuweilen so unerträglich feudale Dinge. Nein, laß — ich will die Konversation nicht wiederholen.« Sie berührte leise seine Hand: »Hast du mit Papa gesprochen?«

Er hörte ein lebhaftes Interesse aus der Frage. »Ich habe ihn gebeten, es morgen tun zu können. Ich mußte da die ganze Stunde einen öden Brief von Onkel Wedig anhören — na, ich will auch die Konversation nicht wiederholen.«

»Wann bist du morgen bei Papa?«

»Um vier Uhr.«

Sie war wirklich sehr blaß. Er fragte sie zärtlich besorgt, ob die Kopfschmerzen nicht sehr schlimm seien, und als sie ein Wort fallen ließ, sie käme vielleicht lieber nicht zum Abendtisch, redete er ihr zu, sich zu schonen, obwohl es ihm ein blöder Abend sei, wenn er sie nicht sähe.

Sie zögerte ein wenig, dann sagte sie: ja, sie wolle auf ihrem Zimmer bleiben.

Zum Abend war der Bürgermeister von Dietrichstein geladen. Albrecht sah ihn nicht zum erstenmal, denn dieser Herr von Furken war schon seit einigen Jahren die Zierde der Stadt, doch hatte er noch niemals eine Tischeinladung aufs Schloß erhalten. Rudolf unterrichtete den Bruder von dem Vorkommnis: es wäre ein Mann, den man beachten müsse, ein Verwaltungsgenie. Er sei Offizier gewesen, habe wegen eines kleinen körperlichen Unfalls quittieren müssen und um einer Tätigkeit willen die Stellung angenommen.

Vieles mache er in der Stadt auf eigne Kosten. Viele Zuwendungen, wie die Pflasterung des Marktplatzes, hätten um seinetwillen reiche alte Damen in fernen Städten geschenkt. Es wäre einer von den Männern, die Frauen um den Finger wickeln können; man müßte etwas freundlich sein, damit er hierbliebe. Denn auf die Dauer möchte ihm die Stellung langweilig werden. »Vielleicht«, schloß Rudolf, »behält er sie nur, um bei der nächsten Reichstagswahl das Mandat zu erhalten.« —

Der Bürgermeister kam. Er sah aus wie ein jovialer junkerlicher Gutsbesitzer und hatte in seinem Gebaren etwas vom Weltmann und vom Schmeichler.

Mit einem ungeheuerlichen Talent wußte er kleine Geschichten zu erzählen, die ganz bescheiden klangen, und aus denen er doch stets als Mäzen, Wohltäter und Organisator hervorging. Es gäbe jetzt Konzerte im Städtchen, einen Skiklub, ein Liebhabertheater, eine Suppenanstalt, eine öffentliche Bibliothek. Das wäre doch zeitgemäß und nötig. Man wisse doch immer Menschen, die gern Stiftungen machten, und warum sollte man selbst nicht auch dazugehören? Leben und leben lassen! Ihn reize der gesunde, einem Fürstenhaus tief ergebene Sinn der Bevölkerung. Man spüre überall eine gewisse Kultur durch, die immer der Abglanz eines Hofes sei. In eine freisinnige oder auch nur liberale Gemeinde wäre er natürlich als früherer Offizier nicht gegangen.



Albrecht mußte über diesen Mann ein wenig lächeln. Er kam ihm voll naiven Selbstbehagens vor, und er wunderte sich über Rudolfs Verbindlichkeit. Der Bürgermeister sprach den Weinen kräftig zu, behielt aber eine gute Haltung, und als er gegangen war, sagte Rudolf: »Man muß mit der Zeit fortschreiten. Papa hat diesen Mann ganz links liegenlassen. Er ist im Ort eine Macht geworden. Das ist ganz recht, sobald er hier bei uns durch einigen Verkehr zum gefügigen Werkzeug wird. Und das ist in Kürze getan.«

»Aber wir sind doch, weiß Gott, unabhängig, Rudolf.«

Der andre verzog den Mund. »Merke es dir,« sagte er, »wo man sich ergebene Diener mit leichter Mühe schaffen kann, zieht man sie Neutralen vor.« Ein hartes, häßliches Lachen kam plötzlich auf sein Gesicht: »Ein K a m p f lohnt sich nur mit Ebenbürtigen.«

Albrecht sah über den Tisch hin — man war beim Wein so lange sitzengeblieben. Ein schwerer Zigarrendunst lag im Raume. Von irgendwoher kam Albrecht eine Intuition: der große, wuchtige elegante Mann vor ihm war wohl jeder Sache der Leidenschaft fähig, und der eben gegangen, war ein Dieb. Warum saßen sie an einem Tisch? Er sagte: »Wenn du den Bürgermeister wiedersiehst, so beobachte seine Hände. Und dann lädtst du ihn nicht mehr ein. Du nicht.« —

Am andern Vormittag brachte Frau von Jastrow die Nachricht, daß Carly noch ein wenig schonungsbedürftig sei, wohl aber zum Abend wieder zu Tisch kommen werde.

Das waren lange Stunden.

Gegen vier Uhr ging Albrecht hinunter. Weiß der Himmel, das war, als hätte man, wie es die Kameraden manchmal erzählten, beim Kommandeur etwas Unerfreuliches vor.

Nun saß er in dem kleinen Salon neben Papas Wohnzimmer. Er starrte auf die wohlbekannten Möbel, die in einer Zeit grauenvollen Geschmacks angeschafft waren: sie schienen gar kein Holz zu haben, nur aus Plüsch zu bestehen. Eine durch eine Samtportiere verhüllte Türöffnung trennte den Raum von dem großen Zimmer, wo die Zeitungen auflagen und jene Bücher standen, denen man im Hause den Vorzug vor dem wohlgeordneten und gehaltvollen Bestand der Bibliothek gab. Man fand dort draußen die Ranglisten, die Gothaischen Almanache aller Art, einige Wörter- und Kursbücher.

Albrecht saß und wartete. Es war schon eine Viertelstunde über vier. Er ergab sich darein, daß Papa es vielleicht erzieherisch fand, ihn warten zu lassen. Es beugt sich manches im Warten, mochte sein Grundsatz sein. Im Nebenzimmer klang ein herrischer Schritt — Zigarrengeruch drang durch die Portiere. Ah — Rudolf kam, die Kreuzzeitung zu lesen oder die winzigen Blätter aus den kleinen thüringischen Residenzen, die Papa alle hielt.

Wieder verging eine Viertelstunde. Albrecht memorierte: »Ich bitte also um einen Aufschluß darüber, wie ich pekuniär im Falle einer Heirat gestellt sein werde.« In einem bestimmten Fall? würde nun Papa fragen. Dann sollte die Antwort sein: »Im Falle einer absolut standesgemäßen Verehelichung.«

Draußen klappte wieder Rudolfs Schritt. Im Sommer lag kein Teppich auf dem schön eingelegten Fußboden. Er wird doch nicht mit zu der Unterredung gerufen werden? dachte Albrecht zornig und beschloß, dann nicht zu sprechen.

Da hörte er eine Tür gehen. Er war verwirrt, dachte im Augenblick, der Diener käme, ihn zu rufen. Nein, es war im Lesezimmer. Ein Frauenschritt. Es durchzuckte ihn jäh — er erkannte Carlys Gang. Suchte sie ihn? Aber sie mußte doch denken, er sei längst bei Papa. Sollte er hinaus? Doch er hatte keine Zeit zur Überlegung. Er hörte ihre Stimme. Trotz dem Türvorhang klang sie in völliger Deutlichkeit: »Haben Sie einen Augenblick Zeit, Rudolf?«

Eine Sekunde verging hinter diesen Worten. Dann noch einmal Carlys Stimme, ganz klar, vollkommen markant jede Silbe: »Ich bitte Sie für das von gestern um Verzeihung.« ...

Wie war er zu Papa hereingekommen? Nicht von der Zwischentür aus — in einer sinnlosen Beschämung hatte er leise den Korridor aufgesucht. Da begegnete er dem Leibjäger. Er verstand ihn kaum. Er hörte noch im Ohr, im Herzen dieses Unfaßliche



von Carlys Stolz: »Ich bitte Sie um Verzeihung, Rudolf.«

Als wäre es keine Wirklichkeit, oder als wäre es etwas vollkommen Nebensächliches, sah er da Papa. Er hörte eine Frage. Er hörte sich auch antworten, so wie es richtig und schicklich ist. Er sah, daß Papas Hände doch noch sehr blaß und wie abgemagert wirkten; die vielen Ringe saßen nicht so fest wie früher.

»Was ist also deine Angelegenheit, Brecht?«

Er dachte, ein sonderbares Schwindelgefühl im Kopf: Sie hat Rudolf für etwas um Verzeihung gebeten — sie, die unendlich Hochmütige, sie, die ich liebe, sie hat sich vor diesem kalten, bösen Menschen gedemütigt. Er war ihr wichtig genug, ihn zu beleidigen, ihm eine Kränkung zuzufügen.

»Nun?« sagte Papa erstaunt.

»Ich wollte — ich möchte dich bitten — ich bin ja völlig im unklaren, das heißt, natürlich weiß ich, daß ich, nein, ich meine, es ist mein Vertrauen —«

Was wollte er doch sagen? War Carly noch drüben mit Rudolf?

»Möchtest du vielleicht so freundlich sein, deine Angelegenheit in einige normale Sätze zu formen?«

Er riß sich zusammen. »Verzeihung, Papa. Ich wollte dich gehorsamst bitten, mir mitzuteilen, wie ich außer meinem mütterlichen Vermögen, dessen Summe mir bekannt ist, im Falle meiner Verheiratung nach den Hausgesetzen oder nach deiner Güte apanagiert würde?«

Er sah, wie sein Vater sich mit der schmalen Hand glättend den Bart strich. Er sah ein halb sonderbares Lächeln flüchtig nach den Nasenflügeln hin sich verlieren. Mein Satz war doch korrekt, dachte er.

»Die Hausgesetze bestimmen — —«

Es kam eine Abhandlung, wie sie in jedem Konversationslexikon zu finden war. Wie die Fideikommisse dazu vorhanden seien, Glanz und Macht eines Hauses zu erhalten. Daß darum der Inhaber, der Chef des Hauses verpflichtet sei, keine Zersplitterungen eintreten zu lassen, auch nicht zugunsten der übrigen Kinder.

»Dein Name, der Name unsers Hauses und auch dieses, daß du Offizier bist, also eine zusammengeraffte Lebensführung beweist, dein vorteilhaftes Aussehen und, wie gesagt, der Name, der zu den vornehmsten gehört, ermöglichen dir eine standesgemäße Heirat, und damit wird sich auch Mitgift genug finden. In welchem Zuschnitt sich dein einstiges Haus bewegen kann, ist eine Frage, die du an deinen zukünftigen Schwiegervater stellen mußt.«

Albrecht sah über den alten wohlbekannten Raum, den Schreibtisch mit unsäglich vielen Photographien in häßlichen Ständern, er sah seines Vaters beringte Hände, er sah in den Augen dieselbe Kälte, die bei Rudolf noch mehr wirkte, weil Temperament dahinterlag.

Dies alles ist widersinnig, dachte er. Hundert Schranken trennen von einem Lande der Freiheit. Die Schranken heben mich in einem gesellschaftlichen Sinne, geben mir vor Narren Vorrang, der nicht auf Leistung beruht, und ich werde von meinem Vater abgefertigt, als sei ich ein Tor oder ein Unverschämter.

»Würde es dir gefallen, Papa, wenn ich als Träger deines Namens in einem hundertneunundachtzigsten Grenzregiment mit dem Kommißvermögen einen Ehestand führte?«

Die Antwort kam so sonderbar leise: »Mir? Ich glaube, das würde wahrscheinlich der zukünftigen Gräfin Albrecht Dietrichstein nicht gefallen. Ist sie von Geburt, so wäre sie es nicht gewöhnt; ist sie nicht unsers Standes, so denkt sie sich die Sache ebenfalls anders. Du bist etwas aufgeregt, scheint mir. Immerhin, ich muß anerkennen, daß deine ersten Fragen vernünftige waren. Wenn du mich also noch nicht verstanden hast — nach unserm Hausgesetz erfolgt die Apanagierung jüngerer Söhne oder Brüder nach Kraft und Ermessen des Familienoberhauptes. Wie ich entscheide, werde ich dir dann mitteilen, wenn du mir den Namen einer Dame von Geburt nennst, die du heiraten willst. Nach meinem Tode bist du dann abhängig von deiner Stellung zu Rudolf. Ich riet dir gut, wenn ich dir sagte, erwirb dir seine Sympathie. Bis jetzt hast du diesen Rat nicht sehr intensiv befolgt.« Die beringte Hand streckte sich etwas vor. Die Klingel schrillte draußen auf. »Du mußt entschuldigen, Albrecht, ich habe den Konsistorialrat schon sehr lange warten lassen.«

Albrecht wandte dem Vater ein kaltes Gesicht zu. Und dann erschrak er vor sich



selbst. Warum fand er nie einen richtigen Ton? Verstört verließ er das Zimmer. Als er draußen war, merkte er, daß er im Grunde keine Auskunft erhalten hatte. Denn irgendeine Rechtsbestimmung mußte doch in den Familiengesetzen sein, eine Mindestleistung des Fideikommisses für nachgeborene zweite, dritte Kinder gab es doch unter allen Umständen. Aber, wie es die Art der Liebenden ist: im Augenblick war ihm das seltsame, unbegreifliche Tun Carlys tausendmal wichtiger als die entscheidende Geldfrage. Er hastete nach seinem Zimmer. Was sollte er tun? Was war da vorgefallen mit Rudolf? Er mußte sie auf der Stelle fragen. Er konnte nichts dafür, daß ihm sein Wissen durch einen Zufall gekommen war. Doch zugleich zerrte es an ihm: in der Rolle eines Lauschers, der verborgen im Nebenzimmer saß! Er sagte sich wieder: Ich konnte nichts dafür, und doch blieb es ihm wie eine eigne Schuld, wie etwas, das nicht fair ist und das man nicht benutzen darf.

»Du bist zu Rudolf gegangen und hast ihn um Verzeihung gebeten, und ich war im Nebenzimmer und habe das gehört.« Er begriff es nicht in seinem Herzen und fühlte doch jählings, da war eine Wand aufgerichtet, da war ein Allerzartestes verletzt, das Vertrauen. Er mußte sie fragen.

Er fand Carly allein, vor ihrem Schreibtisch. Sie wandte das schmale hochmütige Gesicht. Er sah die Stirn mit dem wundervollen Haaransatz, wußte, da an den Schläfen sind die süßen kleinen goldbraunen Härchen. Und zugleich fühlte er: sie ist wie ein wunderschönes Bild von Stein.

»Warst du bei deinem Vater, Albrecht?«

Diese kühle Stimme! Dieses Verlangen in ihm, die Stimme in einem Vergessen zu hören, ermattet, ein wenig taumelnd. Er sah von Carly weg, gerade an die Wand, auf ein Pastellbild mit blauen Hyazinthen. »Ja, ich wartete sehr lange im kleinen Salon. Dahin war ich bestellt. Pardon! Ich — ich konnte nicht ahnen — was hattest du mit Rudolf?«

Seine mühselige Kühle verließ ihn plötzlich. Er hielt Carlys Hände und sah ihr verzweifelt in die Augen. »Es ist mir unerträglich, du hast da etwas gesagt, ich bringe dieses Wort nicht mehr aus meinem Herzen.«

Über Carlys schmalem Gesicht lag die vollendete Beherrschung. Ihre Augen, klar wie grünliche Steine, ruhten auf ihm. »Ich würde es dir erzählt haben. Es tut mir leid, daß es dich auch nur einen Augenblick irritierte. Ich ließ mich gestern hinreißen, Rudolf zu sagen, er wäre unehrlich. Seine Wiederkehr sei eine Farce. Du verstehst, ich war unberechtigt zu solcher Kritik. In einem Augenblick, wo ich dachte, wäre dieser Mensch doch niemals wieder hierhergekommen, sagte ich es, kalt und als sei ich seine Richterin. Ich könnte heute abreisen, ja, Brecht. Aber dann wäre ich auch mit deinem Vater ohne alle Beziehung. Ich mußte es wieder gutmachen.«

Dieses Gesicht ist wie von Stein, fühlte er wieder und sagte: »Was hat er dir geantwortet?«

Ohne das kleinste Zögern gab Carly Bescheid: »Er sagte: ‚Ich danke Ihnen. Und wollte ich diesen klugen Schritt, den Sie eben tun, eine Unehrlichkeit und eine Farce nennen, so wäre es ebenso völlig unbegriffen wie Ihr gestriges Urteil über mich.'«

»Und dann?« fragte er in einem Ton, als presse ihm etwas die Brust zusammen.

»Er benahm sich tadellos. Er sagte, ich möchte seinem Vater nicht den Schmerz antun, bald zu reisen.« Sie lächelte plötzlich. »Ach, Brechtelein, nun laß mich nicht mehr davon reden. Was war mit Papa? Was hast du erfahren? Wir haben es nicht gut in manchem, Brechtelein.«

Er sah sie schwermütig an. Dunkel in seinem Innersten wußte er, diese Erzählung war nicht richtig. Sie war in Carlys Glauben richtig, aber dahinter schlief etwas Unbekanntes und Namenloses. Doch er konnte dieser unklaren Empfindung nicht Worte verleihen. Wieder hörte er sie sagen: »Wir haben es nicht gut, Brechtelein. Wenn ich eine Tochter hätte, die diese Torheit von gestern im Garten gemacht, so würde ich sie wieder in die Kinderstube stecken. Laß es nun gut sein. Sei du nun nicht mein Erzieher.«

Er sagte, fast befreit: »Wenn du so sehr laut dachtest, ja nun, dann waren deine Worte schließlich nur eine unerläßliche Formalität.«

Da küßte sie ihn. »Brechtelein, Lieber, ich setze es durch, daß wir morgen nach



Dietrichshof fahren. Ich — ich halte es so nicht mehr aus. Und nun erzähle!«

Seine Erzählung der Unterredung mit Papa hatte nichts Erfrischendes. Er brachte sie stockend heraus.

»Siehst du, wie gut es ist,« unterbrach ihn Carly, »daß ich in ein fast vertrauliches Verhältnis zu Papa kam.«

Da gongte es zum erstenmal zum Abend. Sie schickte ihn fort. Auf dem Korridor begegnete er einem Lakaien mit einer Depesche zur Post.

Rudolf war diesen Abend sehr liebenswürdig. Diese Eigenschaft hatte bisher noch niemand an ihm bemerkt. Er trug einen stark auf Taille gearbeiteten Frack, hatte die Scheitel- und Barthaare etwas kürzer, und in seinen sonst so eiskalten Augen flirrte ein sonderbar erregtes Licht. Man kann sich keinen tadelloseren Modeherrn denken, dachte Albrecht und mußte doch wider Willen zugeben, von den Übertreibungen an Sorgfalt in Pflege und Kleidung abgesehen, war er eine interessante, eine überaus charakteristische Erscheinung. Seine Unterhaltung wurde halb vertraulich. Er wolle die Nachbarschaft besuchen. Alles, was in Betracht käme, läge ja etwas weit, aber man habe doch Autos. Papas Alter entsprechend sei es hier etwas still. Aber man müßte Gäste einladen.

»Wir wollen ein Fest machen, Brecht.« sagte er, »ich rechne auf deinen Beistand und deine Gaben. Die gnädigste Kusine und Frau von Jastrow müssen ein wenig Zerstreuung haben. Papa ist ja, Gott sei Dank, fast ganz wieder obenauf — die Jahreszeit erlaubt noch eine Gartensache mit nachfolgendem Tanz. Ich dachte an ein wenig Kostüm-Historie. Sie haben zu befehlen, gnädigste Kusine, welches Zeitalter. Nur, wenn ich eine Bitte aussprechen dürfte, nicht ein biblisches.« Und er lächelte.

Jählings merkte Albrecht: dieser Mensch war wissend und vollkommen überlegen. Er persiflierte mit einem geschickten Satz jenes Wort, das er wohl auf aller Lippen gelesen: Die Heimkehr des verlorenen Sohnes.

»Da haben Sie recht, Prinz,« lachte Frau von Jastrow, »an die Wasser von Babylon können wir uns mit dem besten Willen nicht setzen. Es fehlen die Harfen.«

Er lachte laut auf. Dann wandte er sich wieder zu Carly. »Ich bin morgen auswärts, habe also leider den ganzen Tag nicht das Vergnügen, an Beratungen teilnehmen zu können. Aber Sie kennen Brecht so viel besser, Kusine, ich bitte herzlich, beraten Sie doch ein wenig mit ihm. Brecht muß doch von Münchner Künstlerfesten so allerlei Anregungen haben.« Und er lächelte auf den Bruder: »Das ist gewiß beneidenswerter, mit Kusine Carly Pläne zu machen, als auf vier Landpastorate zu fahren, was ich muß.«

In einem unklar peinigenden Gefühl dachte Albrecht: Hier ist eine unfaßliche Versöhnung zwischen stummen Feinden gewesen. —

Er vermochte lange nicht einzuschlafen in dieser Nacht. Es war alles so klar, richtig und unbefangen, was Carly gesagt hatte. Sie hatte sich aus Nervosität zu einer Beleidigung hinreißen lassen und mußte das wieder in Ordnung bringen. Gewiß. Und doch war es Albrecht so sonderbar schmerzlich. Die jähe Freundlichkeit Rudolfs, sein ganz verändertes Wesen, dies alles erfüllte ihn mit Unruhe.

Er stand noch lange am Fenster. Man sah unten im Tal das schlafende Städtchen, am klaren Herbsthimmel die Gestirne. In dem noch leuchtenden Geflimmer der Milchstraße die Capella, die Kassiopeia und den Schwan — am Rand des Horizonts den Adler. Er dachte: Da ist die schöne Nacht, und irgendeine Sehnsucht, nach kurzer Zeit vielleicht ganz ins Wertlose gesunken, nimmt unsre Gedanken hin, als gingen sie um Letztes und Größtes. —

Am andern Nachmittag fuhren sie hinüber nach Dietrichshof.

»Das Fest,« sagte Carly. »Bitte, wir vergessen es sonst. Wir müssen doch mit den Festgedanken den Eintritt hier bezahlen. Du bist so ein guter Kenner der friderizianischen Zeit. Wollen wir sagen, die Frau Markgräfin von Baireuth macht von Dietrichshof, das heißt dem alten ‚C'est bon', aus einen Besuch auf dem Dietrichstein. Die Dietrichsteiner sind die Dietrichsteiner von dazumal. Du kannst Herr von Voltaire sein oder Knobelsdorff, ich will Wilhelmine schon spielen, nur um Gottes willen nicht eine Schäferin. Es fällt mir sonst wirklich nichts ein. Und nun zu unsern Dingen, Lieber!«

Sie gingen über die alten, süßen Wege. Die waren schon von goldenem Laub über-

schüttet. Der glühendheiße Sommer hatte selbst hier, in dem feuchten Grund, die Bäume so früh welken lassen. Es war, als sei der große Schenker Herbst plötzlich zum Grausamen geworden, der sich wie ein Zorn über sommerschönes Land warf, oder als wäre in diesem Sommer alles zu heiß, zu überhastet gewachsen und müßte untergehen, ehe die Zeit es sonst forderte.

Über die alten, süßen Wege gingen sie, vorüber an verwitterten Steinbildern und alten Gedächtnismalen. Das Gefühl der Heimat brannte in Albrechts Herzen; es war ihm, als hätte er diesen Park noch nie so sehr geliebt wie heute.

Und dabei mußte er all die ärmlichen Dinge sagen, Carly erzählen, daß seine Apanage kein fest umrissenes Recht, sondern ein Akt väterlicher und später brüderlicher Gunst war.

Sie hörte ihm schweigend zu. An einer alten Rokokobank mit schöngeschweiften Lehnen blieb sie einen Augenblick stehen, als wolle sie sich setzen; aber es war eine Unruhe in ihr. So gingen sie weiter bis zum Rand des alten Gartens.

Sie stand an der Parkmauer, auf Treppenstufen, die zu einem schönen Tor in der Schmiedekunst eines lebensvollen Rokokos führten. Seltsamerweise stand das Tor — hinausführend in die Öde einer sonderbaren toten Landschaft — offen wie zu einem Abschied.

Carlys Gesicht war ein wenig erhoben, die schmale Stirn zurückgebogen, und ihre Arme hingen so erschlafft, wie alles Tuns beraubt, herunter. Um den Mund aber lag der vage Zug, den Albrecht nie deuten konnte: war es Trauer, war es Lässigkeit? Die Augen, von Albrecht abgewandt, sahen fast blicklos nach der offenen Tür. »Wanderjahre kommen, Albrecht — wir dürfen uns nicht täuschen. Es heißt, ganz neue Wege suchen.«

Es riß ihm am Herzen, sie so stehen zu sehen. »Was meinst du mit Wanderjahren? Ich gehe morgen zu Papa und sage ihm, daß wir verlobt sind.«

Ihre Gestalt veränderte sich nicht. So sonderbar zeitlos stand sie in dem Meer von gelben Blättern, die ein heißer Sommer zu früh hatte fallen lassen. »Nein,« antwortete sie. »Sondern ich fahre zu meiner Tante Liegnitz. Nicht sofort, denn wir können vielleicht für lange nicht wieder zusammensein. Ein Brief hätte keinen Sinn. Ich frage sie. Mein Vater hat sie nicht geheiratet. Sie war seine Kusine, sie liebte ihn, und es hat da wohl doch irgendeine Annäherung gegeben. Später nahm sie einen kranken Mann — in der sonderbaren Aufopferung mancher Frauen einer früheren Generation. Sie hat niemand als eine gelähmte Tochter. Vielleicht, wenn ich bitten komme — es gibt oft eine seltsame Rache an einem ungetreuen Mann — Manche müssen wohltun für alte Schmerzen — denn sie hatten nur eine einzige Liebe.«

Sie sagte das so sonderbar, und ihn quälte es. Nicht das Schicksal der alten Gräfin Liegnitz, sondern dieses »Wenn ich bitten komme«. Was war es für eine Lage, daß man keinen Ausweg fand, als warten und bitten! Eine unaussprechliche Traurigkeit überflutete ihn. Auf seiner Heimaterde stehend, der Geliebten nah, fühlte er das Heimweh wie eine Not.

Er ging plötzlich hin und wollte das eiserne Tor schließen, das wie zum Abschied offenstand, hinaus in ödes Feld. Aber da war irgend etwas an den Angeln zerbrochen; er kam nicht zurecht damit.

Sie gingen schweigend durch die alten Alleen, an den Eiben vorüber und durch die raschelnde Flut goldener Kastanienblätter. Er konnte nichts sprechen. Nur einmal bog er wie in einem Schmerz Carlys Gesicht zurück und küßte sie. Und er taumelte fast: es war so süß, sie zu küssen.

Das alte Markgrafenschloß mit den festlichen, kühlen, ein wenig verlassenen Räumen tauchte auf.

»Das alles paßt so zu dir,« sagte er. »Immer muß ich mir dich auf diesen Wegen denken.«

Sie antwortete nicht.

Frau von Jastrow kam über die Rampe. »Kinder, es ist höchste Zeit. Ich kann nicht länger warten.«

Man fuhr in einem Eiltempo zurück. Man konnte nichts reden bei der sausenden Fahrt.

Im Schloßhof wartete der Kastellan; mit halb vertraulicher Stimme meldete er: »Es ist schon vor zwei Stunden eine Depesche für den Herrn Grafen gekommen, ich wollte keinen Boten schicken.« Und er förderte das Papier heraus.

Es war von Albrechts Kommandeur. Morgen um zehn Uhr sei eine unerwartete Inspektion durch den allerhöchsten Kriegsherrn. Alle Offiziere auf Urlaub hätten zurückzukehren und dann mit dem Regiment auf den Truppenübungsplatz zu ziehen.

Albrecht erblaßte. Er wußte es ganz genau: das verdankte er seinem Vater. Die Depesche, die gestern, nach seiner Unterredung mit ihm, abging, war an den Kommandeur gerichtet gewesen. Gegen dieses dienstliche Telegramm gab es nichts als den Gehorsam. Er reichte Carly das Blatt und sagte tonlos: »In einer Stunde muß ich weg, um den Nachtschnellzug nach München zu erreichen.«

Sie las das Papier, sah Albrecht an, und plötzlich weinte sie. Ohne Heftigkeit, ohne Erbitterung — wie jemand weint, der etwas Hilfloses besiegelt sieht.

Dann war alles Hast, Überstürzung, Eile. Ein paar kurze Minuten konnte er noch bei Carly eintreten. Sie sagte mit einer verschleierten und sanften Stimme: »Es war schön, Lieber. Und nun mußt du fort. So hab' es wenigstens gut!«

Er fragte noch eine Menge Dinge, wann sie zu der Tante führe, und flehte sie an, ihm gleich und jeden Tag zu schreiben.

»Du Kind!« sagte sie, wieder mit der seltsam weichen Stimme, »leb' du wohl!«

Über dem Truppenübungsplatz von Grafenwöhr lag ein dunkelnder Herbstabend. Ein Nachtgefecht stand bevor. Albrecht ritt mit drei Reitern seiner Schwadron durch den Nebel, um die Stellung der »feindlichen« Artillerie und Infanterie zu erkunden. Öde, wie ausgestorben lag das Land, als sei schon der Krieg darübergezogen. Sie kamen an melancholischen Weihern vorüber, die mit versumpften Rändern lagen, hoch voll welken Schilfs.

Vielleicht gibt es irgendwo Menschen, die diese alten, dunklen Weiher nicht vergessen können, dachte Albrecht. Fern, halb im Dämmer, tauchten die Umrisse einer Mühle auf. Ein altes Rad, früher wohl durch den Abfluß eines Staubeckens getrieben, starrte aus einer zerfetzten Mauer. Das Gehöft mochte schon oft beschossen worden sein.

»Die Mühle, Herr Leutnant, soll ich da amal anschleichen?« fragte ein Gefreiter.

Albrecht verneinte. Dort war sicher nicht der »feindliche« Stab — da mußte man wohl noch ein Stück weiterreiten. Es hieß, die Gedanken zusammenhalten. Der Rittmeister »rauchte keinen Guten«, wie die Soldaten sagten; er konnte sehr unangenehm werden, wenn in der Schwadron etwas nicht klappte.

Man ritt auf weichem Boden, am Rande eines Gehölzes hin. Albrecht besann sich. Ein Oberleutnant der Reserve führte heute das »feindliche« Infanterieregiment. Das war ein frischer, lebensvoller Mensch, im Zivilberuf Dozent, der suchte in seinen jährlichen acht Wochen als Offizier dem Soldatendasein »Poesie« und den Reiz des Abenteuers abzugewinnen. Wenn nicht alles trog, war die feindliche Stellung etwa vier Kilometer weiter in der Nähe eines lange in Ruinen liegenden Klosters, und vielleicht wurden, dem etwas romantischen Sinn des Führers entsprechend, die Kriegspläne unten in der alten Krypta gemacht. Albrecht mußte ein wenig lächeln: der Oberleutnant kam sich gewiß wie ein Tempelritter vor.

Er ritt weiter durch das melancholische Land. Wenn alles Ernst wäre, wie würde man es wohl fühlen? So einen Ritt in den Nebel, wo man nicht wußte, wie er endete! Ob da ein Schuß kommt, und alles ist vorüber, oder ob man vergessen, mit einer Wunde, lange, lange liegt und das Sterben erwartet? Und wie würde das sein?

Weiter — weiter! Was mochte Carly in dieser Stunde tun? Sein Bitten half nichts, sie mochte einmal keine ausführlichen Briefe schreiben. Sie hatte eine sonderbare, fast krankhafte Abneigung, sich schriftlich auszudrücken. Sie verbrachte oft viele Stunden völlig unbeschäftigt, in Gedanken an Möbel, Kunstgegenstände, oder in einem rätselhaften Warten. Sie konnte das selbst nicht erklären.

»Absitzen!« kommandierte Albrecht. »Ausschwärmen! Dobbermann bleibt bei den Pferden.«

Nun ging es im Nebel vorwärts, über hügeliges Gelände, bis endlich die alten Klostermauern auftauchten. Kein Licht vom Himmel, kein unvorsichtiges Licht im »feindlichen« Lager. Nur das Grau des späten Septemberabends. Doch Albrecht liebte das zerstörte Kloster fast ebenso wie der Ka-



merad von der Reserve. Er wußte die Zugänge. Langsam schlich er sich an der Mauer entlang — die Sporen waren in die Tasche gewandert —, und dann gab es, wenn man klettern konnte, einen Mauerweg, um den alten Hof zu überblicken.

Er verschrammte sich die Hände ganz gehörig, aber dann lagen ein paar Steine da, und er konnte das alte Spitzbogenfenster erreichen. Von Überblick war freilich keine Rede.

Dunkel hüllte den weiten Klosterhof ein. Nun hieß es ein wenig Geduld haben. Wie Tote benahmen sich die Mannschaften nicht. Und es dauerte nicht lange, so hörte er, was er wollte: verschiedene Stimmen — vergnügte und ärgerliche, daß man die Nacht »da heraußen kampieren solle«.

Leise kletterte er wieder herunter. Über einen Sturzacker weg ging er zu dem Gefreiten, der dort wartete.

»Alle drei zurück!« Und er gab die Meldung. »In dreiviertel Stunden kann die Eskadron da sein.«

Er stieg in den Sattel. Ein kleiner Leichtsinn überkam ihn. Er wollte wieder heranreiten; es gab von jenseits noch einen Zuweg. Er führte ja die Eskadron nicht; er hatte Meldung geschickt und konnte vielleicht, wenn er Glück hatte, den feindlichen Kriegsrat noch belauschen.

Und so kam er wirklich von der andern Seite des Klosters heran, band das Pferd außen fest und schlich sich vorsichtig in den Kreuzgang, der ein Fenster in die Tiefe der Krypta hatte.

Er ging leise den Gang hinunter. Als er sein Ende erreicht hatte, sah er vorn, woher er gekommen, trotz der Dunkelheit schattenhaft eine Gestalt. Der Mantel wirkte ein wenig heller.

Donnerwetter, der Verteidiger des Klosters hatte doch nicht vor, sich hier im Kreuzgang die Füße warmzulaufen? Albrecht knöpfte den Waffenrock auf und ließ im Schutz des Tuches die elektrische Flamme das Zifferblatt der Uhr überspielen. Schön — in zehn Minuten war die Eskadron da.

Die Gestalt kam näher. Es war unmöglich, in dem engen Gang an ihr vorüberzugleiten.

Ganz nah war der andre. Man konnte jetzt seine weißen Zähne blitzen sehen. »Halt — oder ich schieße!«

Der Oberleutnant streckte den Arm aus. Ein kleiner Raum ward frei. Albrecht raste durch — dort unten war das Fenster, durch das er hereingekommen. Er schwang sich mit einem Sprung aufs Gesims und schrie lachend den Gang hinunter: »Front de Boeuf — ich bin's, Wilfried von Ivanhoe.«

»Ja, Pfeifendeckel!« rief der andre, »im Hof steht schon ein Posten, Ritter.«

Nun, das war ja ganz nett, den Kommandeur mit sich zu beschäftigen, während draußen die Schwadron anritt.

Das Nachtgefecht blieb unentschieden. Die Stellung war klug entdeckt, die Verteidigung schön organisiert. Beide Teile schnitten gut ab.

In der Nacht zog man wieder ins Quartier. Albrecht ritt hinter seinen Leuten. Es war doch hübsch gewesen, heute. Die Mannschaft sang. Sie wußten, er mochte das Lied gern:

Die lieben Waffen glänzen
So hell im Morgenrot,
Man träumt von Siegeskränzen
Und denkt auch an den Tod —

Er dachte, das möchte er Carly schreiben, wie alles hier war, mit den stillen Schilfweihern, dem öden Land, den verlassenen, wie ausgebrannten Dörfern, die man so sonderbar ins Leblose geworfen hatte. Aber dann kamen immer so flüchtige Antworten, daß er sich selbst wie kindisch vorkam, solchen Dingen ein Gewicht beizulegen und sie ausführlich zu erwähnen.

Nun waren es sechs Wochen, seit er Carly nicht gesehen. Der Garnisondienst ging seinen Lauf, mit viel neuer Arbeit. Wenn er doch wenigstens öfter Briefe bekäme! Er meinte, eine kleine Zeile jeden Tag, das konnte man doch einem Menschen zuliebe tun.

Und nun war man auch noch so entsetzlich weit auseinander! Die Tante Liegnitz wohnte in Königsberg. Vier oder fünf Tage wären nötig gewesen, von München aus die Reise hin und zurück zu machen, auch wenn man nur den allerkürzesten Aufenthalt des Zusammenseins vorsah. Albrecht wußte, daß er diese fünf Tage Urlaub jetzt nicht bekam. Er war Ostern vierzehn Tage weggewesen, dann fast sechs Wochen im Krankenhaus, vier Wochen in Dietrichstein, und die Rekruten rückten nun ein. Die Einjährigen hatten neulich dem

Rittmeister sehr mißfallen. Der Rittmeister war scharf, aus kleinem Militäradel, mißtrauisch gegen alle mit einem höheren Geburtstitel und überhaupt ein Mensch, für den es nur den Dienst gab. Er wollte Karriere machen und hielt seine Leutnants ewig in Atem. Würde Albrecht nicht auf den Weihnachtsurlaub verzichten, so konnte er einfach jetzt nicht abkommen. Dennoch stellte er eine halbe Frage an den Rittmeister. Aber der schnitt sie ab. Er murmelte so etwas, daß gewisse Namen ja gern à la suite geführt würden, wenn die Herren keine Zeit zum Dienst hätten.

Und Carly schrieb nicht öfter. Meist berichtete sie nur Tatsachen; sie hatte einmal lachend gesagt, zu Liebesworten gehöre es, daß man sich küsse, nicht, daß man sie mit der Post verschicke. Sie gebrauchte gern irgendeine fremdsprachliche Wendung, wie als Schlußwort »Much love« oder »be happy, dear« oder »jeg elsker dig«.

Jetzt schrieb sie, daß die Tante Anastasia sie nervös mache. An einem Tage verspräche sie alles mögliche, um am nächsten wieder tausend Bedenken zu haben. Sie zeige wohl viel guten Willen und Teilnahme, hinge aber in allen Entschlüssen gänzlich von der Tochter ab, mit der Verhandlungen überhaupt unmöglich seien. Die Christian science blühe im Hause, und die Tante hoffe ständig auf ein Wunder der Gebetsheilung. Dann aber sei ihre jetzt gelähmte Tochter ja vielleicht noch von der Vorsehung als Mutter von Generationen bestimmt. So ginge es einen Tag. Am andern wäre Tante Anastasia gerührt von Carlys Gesicht, das in manchem dem Jugendgeliebten glich, spräche in halben Andeutungen von alten Zeiten und daß man um einer Erinnerung willen wohl manches tun möchte. Ein gräßlicher Verkehr sei im Hause, frömmelnde Gestalten, die sichtlich nur durch Tante Anastasia ihre Existenzmittel hätten und vor ihr in unerträglichen Formen der Demut und Herrschsucht zugleich sich bewegten. »Es ist mir oft fürchterlich, selbst mit einem Anliegen, oder sagen wir glatt, einer Bitte um Geldmittel in diesem Hause zu sein. Aber«, so schloß der Brief, »ich will noch etwas ausharren, ich habe es mir einmal vorgenommen und es Dir versprochen, diesen Weg zu versuchen.«

Er war unglücklich darüber, Carly in dieser Lage zu wissen. Er machte sich Vorwürfe, daß sie um seinetwillen wieder um die Gunst Verwandter werben mußte, wie diesen Frühherbst bei seinem Vater.

Nein, auf Papa war mit nichts zu rechnen. Es würde sinnlos gewesen sein, ihn jetzt noch zu fragen. In jeder Stunde, die ihn der Dienst gedankenfrei ließ, gingen alle seine Pläne um die Möglichkeit, Geld zu schaffen. Ein bitteres Gefühl kam ihm, wenn er daran dachte, welche Geringschätzung er früher für den Reichtum an sich gehabt, wie lächerlich es ihm gewesen, Geld eine Macht nennen zu hören. Die Dinge, die man bewertet und hoch bemißt: Genie, Ruhm, Neigung, kann niemand mit Geld kaufen. Nun ging er umher, vor die Farce gestellt, daß er Dienst tat wie irgendein arbeitender Mensch und doch nicht imstande war, sich zu verheiraten, einer Frau eine Existenz zu bieten.

Wenn er jemand um Rat fragen könnte? Aber dann war es ihm wieder peinlich vor den Kameraden. Er wußte zu genau, wie man solche bedauerte, die einer Neigung gefolgt waren und nun in engem Zuschnitt leben mußten, oder den Abschied genommen hatten. Und keiner würde begreifen, daß man einen reichen Vater, einen reichen Bruder hatte und andre fragen mußte, wie man leben könne.

Er tat unfroh seinen Dienst. Er hörte mit einem Interesse, das ihm häßlich und erniedrigend vorkam, manchmal etwelche Geschichten von fabelhaften Erbschaften und Spielerglück.

Dann wieder rechnete er. Jemand hatte gesagt, im Junggesellenleben brauche man mehr als in der Ehe.

Die hunderttausend Mark von Mama hatte er doch. Seinen Zuschuß würde er weiterbeziehen. Wenn man erst etwas vom Kapital aufbrauchte? Aber das reichte nicht die zwanzig Jahre, bis er, wenn alles gut ging, ein Gehalt bezog, das Belang hatte.

Eine Kameradenwitwe fiel ihm ein. Der Mann, ein Freiherr von Hallturm, war voriges Jahr gestürzt. Sie hatte einen kleinen Jungen. Man wußte, sie lebte mit dem Kommißvermögen. Bei ihr wollte er sich Rat holen.

(Fortsetzung folgt.)



Theo Schmuz-Baudiß: Bildnis

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1915



Hundrieser & Schmitz: Denkmal Kaiser Wilhelms I. am Deutschen Eck zu Koblenz
Photographieverlag der Neuen Photographischen Gesellschaft in Berlin-Steglitz

Das Reiterdenkmal

Von Dr. Valentin Scherer



Uralt und allen Völkern mit einer selbständigen Kultur eigen ist die Sitte, das Andenken bedeutender Männer durch ein Denkmal zu ehren, um noch den fernsten Geschlechtern mit der Kunde von den Verdiensten zugleich auch die Gestalt des Gefeierten zu übermitteln. Nirgends hat diese Gepflogenheit einen edleren Ausdruck gefunden als bei den Griechen. Gemäß den freien Staaten und der hohen künstlerischen Bildung des ganzen Volkes handelte es sich dabei um die mannigfachsten Persönlichkeiten in den verschiedensten Wirkungskreisen des Lebens. Da stand der Dichter neben dem Staatsmann, der Gelehrte neben dem Künstler, und der Sieger, der in den olympischen Spielen für seine Stadt den Lorbeer errang, hatte nicht minder Anspruch auf ein Denkmal als der Feldherr, der in blutiger Schlacht die Feinde bezwang. Gerade die hohe erste Blüte der griechischen Kunst zeigt deutlich diesen keinen Rang bevorzugenden Standpunkt. Bei der Fülle des Stoffes ergab sich die größte Abwechslung in der Darstellung ganz von selbst. Noch heute belehren uns darüber die erhaltenen Originalwerke und noch mehr die zahlreichen in der Römerzeit nach ihnen angefertigten Marmorkopien.

Mit dem Niedergang der Republiken Griechenlands, vor allem Athens, und mit dem Vorwärtsschreiten der monarchischen Macht änderte sich jedoch die Auswahl des Darzustellenden.

Es lag durchaus im Sinne der aristokratischen Staatsauffassung, die Verdienste des Herrschers besonders hervorzuheben und der Mit- und Nachwelt vor Augen zu rücken. War er es doch häufig, der die Kräfte des Volkes zu energischer Tat zusammenfaßte und den oft verrotteten und sich selbst verzehrenden Republiken ihr verdientes Ende bereitete. Mit dieser Auffassung trat der Herrscher an erste Stelle, wenn es sich darum handelte, wertvolle Taten durch ein Denkmal zu ehren. Und wie Griechenland für das freie Verdienst, so fand das Rom der Cäsaren für den Herrscher die vorbildliche Denkmalsform. Aus der anfangs einfachen Bildsäule eines Augustus wurde mit dem immer schrankenloseren Hervortreten des Absolutismus bald das Reiterstandbild. Es deutete auf die Feldherrntätigkeit des Herrschers ebenso hin, wie es seine Majestät auch äußerlich über die übrige Menschheit emporhob. Damit war

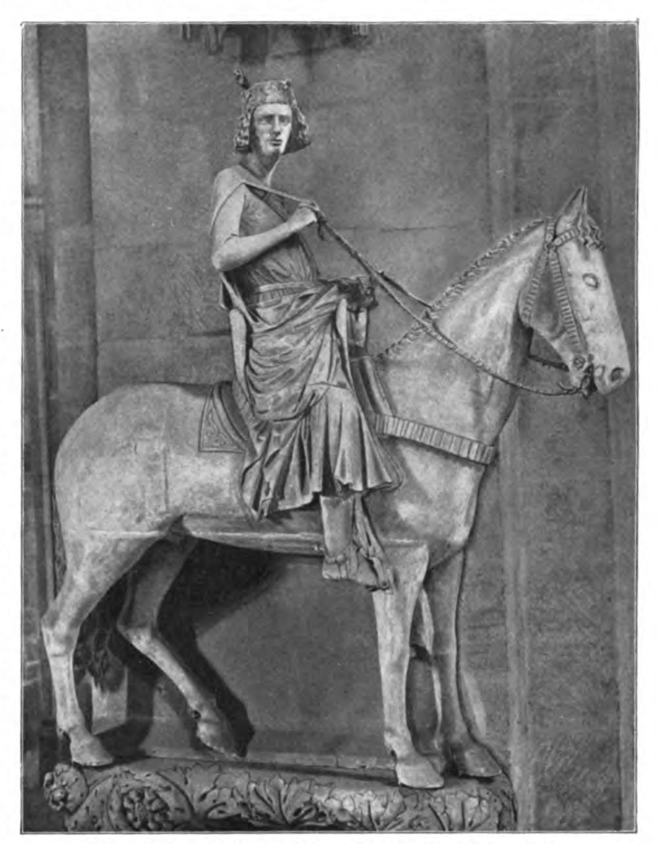


Denkmal Marc Aurels auf dem Kapitolsplatz zu Rom

der Denkmalstypus geschaffen, der, im einzelnen wechselnd, doch in seinen Grundzügen als Ehrung gerade des Fürsten dauernd bestehen blieb.

Trotz ihrer sonstigen Anlehnung an Griechenland erscheint die römische Kunst in dem Standbild Marc Aurels (s. die vorstehende Abbildung) völlig selbständig und von keiner späteren Zeit übertroffen. Mag seine Handbewegung die Begnadigung um Schonung flehender Gefangener oder eben den Herrscher des Weltreichs andeuten, jedenfalls zeigt sie die edelste Verbindung von schlichter Einfachheit mit majestätischer Würde. In ruhiger Haltung, ohne Pose reitet der Kaiser einher. Sein Antlitz ist im Geschmack der Zeit idealisiert, aber doch porträtähnlich, die Hand leise ausgestreckt. Naturalistischer als der Kaiser ist das untersetzte und etwas dickleibige Pferd behandelt; im Gegensatz zu dem ganz ruhigen Reiter ist es ziemlich lebhaft, doch keineswegs irgendwie erregt. So bildet es doch mit dem Reiter eine Einheit und damit das Ganze eine rhythmisch in sich bewegte Geschlossenheit, die stets aufs neue vorbildlich gewirkt hat. Die Renaissance mit ihrer wiedererwachten Kenntnis der Antike gab ihm einen hervorragenden Platz auf dem Kapitol. Den niedrigen Sockel, den Michelangelo in richtiger Beurteilung der ursprünglichen Art der Aufstellung wählte, machte er dadurch noch niedriger, daß er den Standort in weiterem Umfang einige Stufen tiefer legte. So hat von den ihn malerisch umgebenden Palästen aus gesehen der Reiter fast die gleiche Höhe mit dem Beschauer. Als edelster Hintergrund dient dem Standbild der mächtige Senatorenpalast, zu dem zwei Treppen emporführen und der ebenfalls von Michelangelo im Plan entworfen war. Damit sehen wir zugleich auch, von welcher Wichtigkeit die ganze Umgebung eines solchen Denkmals ist und ein wie künstlerisches Verständnis dazu gehört, hier überall das Richtige zu finden.

Aber nicht erst in der Renaissance, sondern im ganzen Mittelalter spielte der Marc Aurel eine bedeutsame Rolle. Verdankte er doch dem Umstand, daß man ihn für den christlichen Kaiser Konstantin hielt, überhaupt seine Erhaltung. Lange Zeit glaubte man auch, die Statuette Karls des Großen im Cluny-Museum zu Paris ginge auf ihn zurück und zeige zugleich seinen frühesten nachweisbaren Einfluß auf das Mittelalter. Der Kaiser, dessen Antlitz, entgegen der sonstigen Auffassung, nur einen Schnurrbart trägt, sitzt mit dem Reichsapfel in der Hand auf dem gedrungenen Pferd. Aber die ganze Arbeit verrät nicht etwa den Stil frühmittelalterlicher oder gar fränkischer Kunst, sondern stammt aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, wo die Statuette dem Metzer Goldschmied François in Auftrag gegeben wurde. Antlitz und Kleidung des Kaisers richten sich nach einem Bildnis Karls des Kahlen in einem Evangeliar, das lange Zeit fälschlich als Geschenk


Reiterstatue Konrads III. (?) im Dom zu Bamberg

Karls des Großen an das Metzer Kapitel angesehen wurde. Das Pferd ist ganz in Anlehnung an das Marc Aurels gebildet.

Mitten hinein aber in die Glanzzeit des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation führt uns das Standbild Ottos des Großen in Magdeburg (Abbild. S. 268 oben), das etwa der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts seinen Ursprung verdankt. Allerdings hat es in späteren Jahrhunderten verschiedene zum Teil sehr eingreifende Erneuerungsprozesse durchgemacht und sich im 17. Jahrhundert den unschönen Baldachin gefallen lassen müssen. Trotzdem aber ist es eins der eigentümlichsten Monumente der romanischen Plastik. Das bartlose Antlitz des großen Kaisers ist stark idealisiert, der wallende Krönungsmantel erhöht die Majestät des Herrschers. Demgegenüber ist auch hier das Pferd naturalistischer beobachtet und, gleich dem des Marc Aurel, ruhig ausschreitend. Zu beiden Seiten des Reiters stehen zwei in schwere Gewänder gekleidete Frauengestalten mit Reichsschild und Reichsfahne. Gerade in ihnen liegt eine überraschende Weiterbildung des Denkmalstypus: nicht mehr der Reiter allein trägt die Symbole seiner Herrschaft, sondern er wird umgeben von allegorischen Gestalten, die seine ganze Person noch stärker aus der Welt der Alltäglichkeit in eine höhere Sphäre erheben. Die Erhabenheit seiner Stellung aber wird auch noch dadurch versinnbildlicht, daß das Denkmal nicht mehr wie das Marc Aurels und die antiken Statuen fast zu ebener Erde steht, sondern auf einem hohen und ebenfalls mit Gestalten verzierten Sockel. So ragt es noch heute aus dem Gewühl des Marktes hervor, und so erinnerte es schon jene Zeit an die Machtstellung, die einst der größte Kaiser aus dem Hause der Sachsen eingenommen hatte. Alle Figuren sind aus Sandstein und waren frühzeitig, eine Erinnerung an den Erzguß ebenso wie eine Vorsichtsmaßregel gegen das Verwittern des Steines, vollständig vergoldet.

Fast zur selben Zeit wie dieses nicht nur einen bestimmten Herrscher, sondern zugleich auch den Gedanken seiner Machtfülle einzigartig verkörpernde Denkmal ist die Reiterstatue Konrads III. im Dom zu Bamberg entstanden (s. die Abbildung oben). Auch sie erhebt sich hoch über dem Boden an einem Pfeiler jenes Georgenchors, den die Werke der früheren sächsischen Bildhauerschule aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts schmücken. Aber sie weist schon von der romanischen Kunst hinüber in die Gotik und enthält Spuren französischer Einflüsse. Doch sind die Traditionen der bedeutenden heimischen Schule noch deutlich erkennbar. Die Anordnung der Statue an einem Pfeiler, mit dem sie durch eine Blattkonsole zusammenhängt, zeigt, daß sie nicht völlig als Freiplastik, sondern als eine mit der Architektur verbundene, wenngleich durchaus selbständige Dekoration zu betrachten ist. Noch mehr als beim Denkmal

Ottos ist die Gestalt des Herrschersidealisiert, so daß sich darin eher der Idealtypus jener Zeit als ein bestimmtes Porträt erkennen läßt und bis heute die Bezeichnung zwischen Konrad III., dem Bamberg so viel verdankte, und dem heiligen Stephan schwankt. Hoch aufgerichtet, in Würde und Majestät, steht der Kaiser im Sattel, das Antlitz voll dem Beschauer zuwendend und den Blick in die weite Ferne richtend. Trotz mancher Naturbeobachtung am Pferd ist dieses selbst überaus steif und vielfach ungeschickt wiedergegeben. Die Vorderbeine aber schreiten nicht mehr aus, sondern sind fest nebeneinander auf den Boden gestemmt. Hierbei handelt es sich sicherlich nicht um eine zufällige Erscheinung, sondern um ein reiflich überlegtes künstlerisches Prinzip. Der unbekannte Meister vom Ende des 13. Jahrhunderts erkannte in seinem Wirklichkeitssinn, daß ein ausschreitendes Tier auf so begrenztem Untersatz allzu leicht die Illusion des Beschauers stören würde, zumal da sein Standort so hoch war. Der nächste Schritt mußte ja schon zur Katastrophe werden. So entstand eine naive Vereinfachung der Bewegungsmotive, deren statuarische Ruhe jedoch leicht in Steifheit überging. Ähnlich wie hier beobachten wir dies bei den großen Denkmalen, die sich im 14. Jahrhundert das mächtige Geschlecht der Skaliger zu Verona zur eignen Verherrlichung errichtete. Hier aber verband sich der Gedanke des Reiterstandbildes zugleich mit dem des Grabmonuments. Das Andenken des Verstorbenen sollte an dem Ort seiner Bestattung gefeiert werden. Wie eine Kapelle, unter der die liegende Gestalt des Fürsten auf dem Paradebett ruht, steigt ein reiches architektonisches Gebäude, mit go-



Reiterdenkmal Ottos des Großen auf dem Marktplatz zu Magdeburg



Reiterstatue Cangrandes della Scala zu Verona
Krönungsfigur an seinem Grabmal vor Santa Maria Antica

tischen Verzierungen geschmückt, empor. Hoch oben aber auf der abgeplatteten Pyramide des Baldachins erhebt sich die Gestalt des unten Ruhenden in vollem Leben, wie sie den Zeitgenossen tagtäglich erschienen war. In dem besten dieser Denkmale, dem des 1329 verstorbenen Cangrande (Abbild. S. 268), hat das in die lange und wallende Turnierdecke gehüllte Roß ebenfalls beide Vorderbeine auf die Erde gesetzt. In voller Rüstung, die nur das Antlitz frei läßt, steht der Fürst fest und sicher im Sattel, keine Idealfigur, sondern mit möglichst getreuen Porträtzügen versehen. Eine kühne, nur fast allzu laute Verherrlichung, die zudem durch das dekorative Beiwerk an den späteren Monumenten und ihre Gleichförmigkeit abgeschwächt wird. Die Künstler dieser bei der Kirche S. Maria antica teils völlig frei, teils an die Wand angelehnten selbständigen Monumentalbauten waren Giovanni und Bonino da Campione. Dieser schuf auch das Reiterdenkmal des 1385 verstorbenen Bernabò Visconti. Es ist weniger durch seine Formengebung als dadurch bedeutend, daß der auf dem Sarkophag stehende Reiter, gleich dem Standbild Ottos, von zwei allegorischen weiblichen Gestalten, der Gerechtigkeit und Souveränität, begleitet wird. Auch bei dem Monument des im Jahre 1405 verstorbenen venezianischen Feldherrn Paolo Savelli finden wir die unmittelbare Verbindung des Reiterdenkmals mit dem Grabstein. Das hölzerne und vergoldete Roß steht auf dem die Gebeine des Verstorbenen enthaltenden und mit Statuen verzierten Sarkophag. Die Reiterstatue, die bei den Skaligergräbern mehr nur den Abschluß einer reichen Dekoration bildete, ist hier wieder zur selbständigen Hauptsache geworden, der der Sarkophag nur als Fußgestell dient. Sein Figurenschmuck aber enthält die Madonna und Allegorien von Tugenden, wie sie an Grabmonumenten allgemein beliebt waren, und steht in keiner unmittelbaren Beziehung zu der Reiterstatue selbst. Dadurch herrscht hier eine unorganische Zweiteilung, die den Reiter geradezu als etwas Zufälliges erscheinen läßt. Doch verrät die Durchbildung des Feldherrn und seines Rosses schon einen Fortschritt über die mittelalterliche Gebundenheit hinaus, und das ausschreitende Tier zeigt, daß der Künstler, der aus der in Venedig so vielfach tätigen Familie Massegne stammte, eine selbständige Weiterbildung gerade des Pferdes versuchte.



Paolo Uccello: Reiterbildnis Giovanni Acutos
Fresko im Dom zu Florenz

Diese Weiterbildung erfolgte durch die Renaissance in Italien. Mit den neu auflebenden antiken Traditionen verband sich zugleich die Rücksicht auf die eigne Zeit und die starke Hervorhebung der Persön-

lichkeit. Aber nicht nur der Herrscher allein wurde als solche angesehen, sondern, wie in der Antike, jeder, der sich um den Staat besonders verdient gemacht hatte. So feierten gerade die Republiken das Ansehen ihrer Feldherren, die für sie ihre mannigfachen Kriege ausfochten, durch Denkmale, die noch heute die besten und edelsten Beispiele für das Reiterstandbild sind. Die unvorteilhafte Verbindung mit dem Grabmonument und der die Wirkung beeinträchtigende Zusammenhang mit der Architektur, der die Hauptsache selber, die Reiterfigur, zu einer Art dekorativer Begleiterscheinung machte, wurden aufgegeben. Das Standbild, bei dem es ausschließlich auf Roß und Reiter ankam, wurde wieder vollständig frei behandelt. Dafür trat, gerade von diesen nichtfürstlichen Feldherrnstatuen ausgehend, für lange Zeit, ja fast dauernd, die Betonung des Schlachtenlenkers auch bei den fürstlichen Standbildern durchaus in den Vordergrund. Das zeigt sich schon in den beiden trotz ihrer Gemäldeform in Wirklichkeit doch völlig plastisch aufgefaßten Fresken Uccellos und Castagnos im Dom zu Florenz. Der Sarkophag dient hier nur als einfaches und natürliches Fußgestell für den auf schreitendem Roß sitzenden Reiter. Beide Feldherren, Niccolò da Tolentino und John Hawkwood, den die Italiener Giovanni Acuto nannten (Abbild. S. 269), sind durchaus natürlich beobachtet. In ihrer Haltung und ihren Zügen spricht sich ihr Wesen lebendig aus, und auch die Pferde verraten bei manchen Mängeln einen stärkeren Wirklichkeitssinn und eine lebhaftere Bewegung. Am deutlichsten tritt dies bei dem Pferde Castagnos zutage, das sogar den Kopf nach der Seite hin wendet. Beide Fresken muten uns wie die zwar bedeutenden, aber immer noch befangenen Vorbilder an zu den Monumenten, die die Venezianer ihren großen Heerführern Gattamelata und Colleoni errichteten.



Donatello: Reiterdenkmal Gattamelatas zu Padua

Fast scheint es, als ob die jede Bewegung ihrer Feldherren eifersüchtig beargwöhnende Republik mit diesen Denkmalen dem Verstorbenen gegenüber nachholen wollte, was sie dem Lebenden nicht zugestand: eine königliche Ehrung, die ihn weit über die gewöhnliche Menschheit hinaushob. Besonders bei dem Denkmal Gattamelatas (s. die nebenstehende Abbildung) ist dies der Fall, das die Venezianer aus freien Stücken dem tüchtigen und in seinem Wesen einfachen Heerführer in Padua setzten. Mit ihm hat Donatello in den Jahren 1443—53 die erste große Erzstatue eines Reiters in der neueren Kunst geschaffen. Glücklich überwand er die vielen technischen Schwierigkeiten des Gusses. Den hohen Standort, den schon das Mittelalter im Gegensatz zur Antike für das Reiterbild ge-



Verrocchio: Reiterdenkmal Colleonis zu Venedig

wählt hatte, behielt er bei. In massigen Quadern baut sich der Sockel auf und hat, abgesehen von zwei an den Längsseiten angebrachten und wenig hervortretenden Reliefs, nur ganz einfache Formen. Ihre Wuchtigkeit dient erst recht zum Hervorheben des Standbildes und schafft diesem gerade durch seine Masse die beste Wirkung inmitten des freien Platzes, auf dem es steht. Woher man kommt, aus den Straßen, aus den Häusern oder aus der Hauptkirche der Stadt, dem Santo — immer fällt der Blick auf dieses gewaltige Monument. In ruhiger Bewegung schreitet das mächtige Pferd einher, mit voller Naturtreue und, wie die Form des Schweifes andeutet, sogar mit modischen Eigentümlichkeiten wiedergegeben. Aber trotzdem ist nur Wert auf die Hauptmassen der Erscheinung gelegt und jede kleinliche Einzelheit glücklich vermieden. Das Antlitz des Feldherrn und seine etwas kleine Gestalt sind ganz der Natur nachgebildet. Aber auch sie ragt weit hinaus über die allgemeine Wirklichkeit. In der ruhigen Würde, in den fast nachdenklichen Bewegungen und dem alles beherrschenden und die ganze Erscheinung zusammenfassenden Antlitz zeigt sich der Typus des Schlachtenlenkers verkörpert. Kein ungestümes Dreinfahren, sondern ein langsames, abwägendes Entscheiden, wie es dem Wesen Gattamelatas selber entsprach. So verbindet sich hier porträthafte Naturbeobachtung mit dem weit über sie hinausstrebenden allgemeinen Typus. Aus diesen Absichten heraus vermögen wir auch die eigentümliche Ge-

wandung des Reiters zu erklären. Während Sattel und Zaumzeug des Pferdes sowie der mächtige Zweihänder durchaus im Zeitgeschmack gebildet sind, besteht die Rüstung des Feldherrn aus antiken und in seiner Zeit gebräuchlichen Motiven. Um das bedeutende Antlitz voll zur Geltung zu bringen, ließ Donatello es ohne Kopfbedeckung. Zwar umschließt ein Harnisch den Körper, aber die Füße stehen nackt in den großen Steigbügeln, und Schulter und Beinschutz lehnen sich an die Antike an. Auch damit bezweckte der Künstler nichts andres, als seine Gestalt vom Zeitlichen zu lösen, und wenn er dabei als erster auf die Antike verfiel, so lag das durchaus in den Anschauungen der Renaissance. Nur daß bei ihm sich alles zu einer großen und monumentalen Einheit zusammenschloß, hervorgegangen aus natürlichen Erwägungen und echt künstlerischem Empfinden.

Fast im Gegensatz zu diesem ruhigen und einfach großen Denkmal steht die Statue des Colleoni vor San Giovanni e Paolo zu Venedig (Abbild. S. 271). Schon die Naturen der Verherrlichten waren sehr verschieden. Glühender Ehrgeiz beseelte den ränkevollen, aber der Republik unentbehrlichen Colleoni. Fürstliche Ehren hatte er sich erweisen lassen und die Republik durch Vermächtnis seines großen Vermögens bestimmt, ihm ein Reiterdenkmal zu setzen. Aber noch nach seinem Tode schlugen die klugen Kaufleute dem Unbeliebten ein Schnippchen. Denn nicht, wie Colleoni ausdrücklich bestimmt hatte, auf dem Markusplatz wurde das Denkmal errichtet — keine Bildsäule sollte dieses Symbol der Freiheit schänden —, sondern durch künstliche Auslegung des Testaments wurde sein jetziger Platz gewählt. Schon diese Lage, die das Denkmal dicht an die Kirche rückt und eine wirklich freie Betrachtung hindert, steht im Gegensatz zu der weiträumigen Aufstellung des Gattamelata. Zum erstenmal begegnet uns hier eine Anordnung, die für die Folgezeit so verhängnisvoll werden sollte: allzuwenig Rücksicht wird auf die richtige



Johann Joachim Kändler: Porzellanmodell zu einem Denkmal Augusts III.

Entfernung des Denkmals von den es umgebenden Baulichkeiten genommen, durch deren Massen es fast erdrückt wird. Die Reiterstatue steht ebenfalls auf einem hohen Sockel, der jedoch nicht in wuchtigen, einfachen Linien gehalten, sondern durch Säulen und Ornamente reich gegliedert ist. Die feine Künstlerhand Leopardis wird hier ebenso erkennbar wie der Sinn und die Freude der Venezianer am ornamentalen und zierlichen Detail. So hängt dieser Sockel durchaus mit der venezianischen Tradition und Kunstanschauung zusammen. Anders Roß und Reiter, in denen Verrocchio die höchsten Absichten der Florentiner Frührenaissance vor ihrem Übergang in das Cinquecento ausdrückte. In dem mächtig ausschreitenden, fast ziehenden Pferd, das der Reiter scharf zusammennimmt, äußert sich der ganze Florentiner Realismus. Das Drängende und Augenblickliche findet sich auch in der Gestalt des Reiters. Nicht ruhig die Möglichkeiten der Schlacht abwägend, sondern in angespanntester Energie steht der Colleoni in voller Feldherrnrüstung im Sattel. Auch an ihm ist alles Ungestüm und Erregung. Die linke Schulter etwas vorgeschoben, den rechten Arm mit dem Feldherrnstab zurückgenommen, scheint er im nächsten Augenblick selber an die Spitze einer Abteilung sprengen zu wollen, um persönlich die Entscheidung des Kampfes herbeizuführen. Das energische Antlitz zeigt flammende Leidenschaft, aber wenig wirkliche Porträtähnlichkeit. Auch Verrocchio hat nicht nur den einzelnen Kondottiere, sondern einen bestimmten Typus des Feldherrn wiedergegeben. Er bildet gewissermaßen die Ergänzung zu dem Donatellos. Aber trotz der künstlerischen Vollendung des Colleoni finden wir doch den höheren plastischen Sinn und die monumentalere Geschlossenheit im Gattamelata.



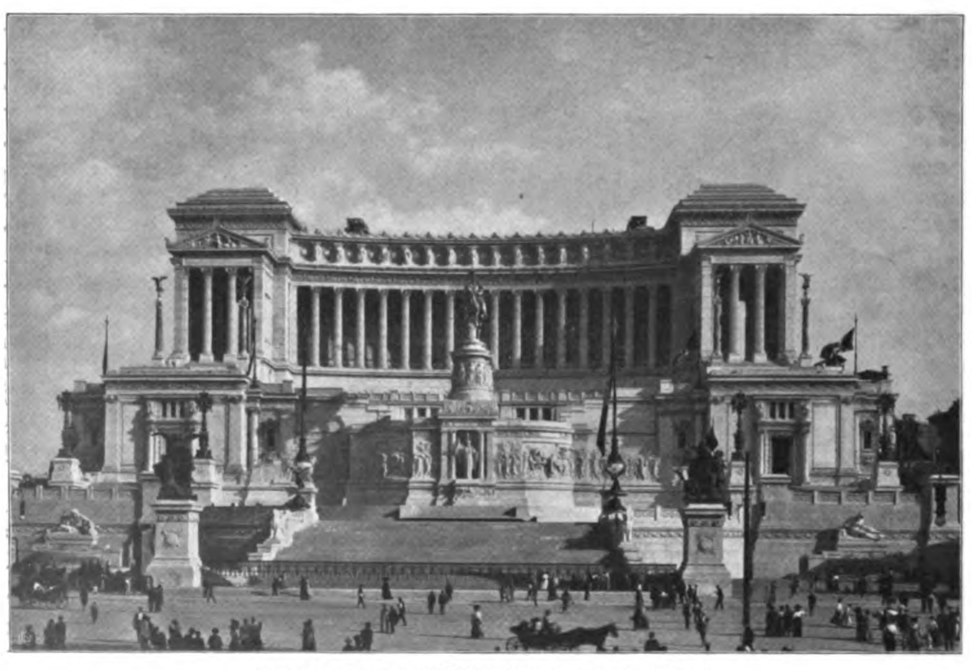
Christian Dan. Rauch: Denkmal Friedrichs des Großen zu Berlin

Von der gesteigerten Auffassung Verrocchios war nur noch ein Schritt zur vollen Leidenschaft, die sich hauptsächlich in der galoppierenden Gangart des Rosses zu äußern versuchte. In seinen Entwürfen für das Reiterbildnis des Francesco Sforza zu Mailand faßte Leonardo da Vinci diesen Typus zuerst ins Auge. Eine Zeichnung zeigt den Herzog als Feldherrn über einen am Boden liegenden Gefallenen wegsprengend. Jedoch Leonardo war ein zu großer Künstler, um nicht die Übertreibung dieser Bewegung sowie ihre Unmöglichkeit für ein monumentales Reiterstandbild einzusehen. Schon die Antike hatte dies erkannt und das galoppierende Pferd nur in Reliefs oder in Statuetten, wie etwa der Alexanders des Großen in Neapel, verwendet. Denn die augenblickliche und zugleich eine bestimmte Szene geradezu genrehaft behandelnde Auffassung konnte niemals bei einer großen, ganz andern Gesetzen unterworfenen und zudem doch aus dem Zeitlichen herausragenden Statue künstlerisch befriedigen. Daher kehrte Leonardo in seinen späteren Entwürfen, die bis zu dem leider im Jahre 1499 durch die Franzosen zerstörten Modell vorgeschritten waren, zu dem ruhig schreitenden Pferd zurück. Dies blieb dann auch noch in der

Folgezeit die maßgebende Auffassung. Selbst der sonst in seinen Gruppen so lebhaft bewegte Giovanni da Bologna fügte sich ihr durchaus in den Reiterbildnissen Herzog Cosimos I. von Florenz und König Philipps III. von Spanien.

Der rein repräsentative Zug aber, der ja von Anfang an in der Reiterstatue besonders begründet lag, nahm im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts eine immer stärkere Form an, je mehr der fürstliche Absolutismus in den Vordergrund trat. Zudem wurde jetzt die Reiterstatue wieder die ausschließliche Ehrung des Herrschers. Noch mehr als bisher aber sollte er aus der Alltäglichkeit seiner Zeit hinweg in eine höhere und zugleich alles übertreffende Sphäre gehoben werden. Deshalb mußte der Fürst die ihn an die Zeit bindende Gewandung ablegen und sich in antike Cäsarentracht hüllen. Denn dieses Kostüm allein, glaubte man, sei des Fürsten würdig. Seine reinere und einfachere Linie ließ die Bildung des Körpers besser sichtbar werden, und es deutete zugleich auf jene Zeiten hin, in denen der Imperator den Menschen abgestreift hatte und zum Gott geworden war. Eine Auffassung, die dem Sonnenkönigtum eines Ludwig XIV. nur gelegen kam. In dieser Weise bildete François Girardon die große Reiterstatue des Roi soleil, die einst den Vendomeplatz zu Paris zierte, aber in den Stürmen der Französischen Revolution zugrunde ging. Seinem Beispiel folgten mit mehr oder weniger Glück auch die Deutschen.

Weitaus am bedeutendsten und zugleich völlig selbständig darunter ist das Reiterstandbild, das König Friedrich I. von Preußen im Jahre 1703 seinem Vater, dem Großen Kurfürsten, durch Schlüter auf der Langen Brücke zu Berlin errichten ließ. Schon der Standort ist eigenartig. Zwar kann der genügende Abstand zur Betrachtung von vorn nicht gewonnen werden, um so besser aber wirkt die seitliche Ansicht, und, was immer ein ausschlaggebender Punkt bleibt, die Statue beherrscht ihre ganze Umgebung, trotzdem ihr Sockel nur von mäßiger Höhe ist. Die antike Gewandung des Großen Kurfürsten steht allerdings in merkwürdigem Gegensatz zur Allongeperücke. Aber das war eine allgemeine Eigentümlichkeit der Zeit, über die auch wir leicht hinwegzusehen vermögen. Die ganze Haltung des stark idealisierten Reiters verrät die höchste Majestät. Sie darzustellen und damit wieder den idealen Herrschertypus zu versinnbildlichen, war dem Bildhauer offenbar wich-



Sacconi: Denkmal Viktor Emanuels II. zu Rom

tiger als vollkommene Bildnistreue. Es liegt noch wie ein letzter Hauch der Antike und der ihr nachstrebenden Renaissance über der Statue, die in ihren edlen Verhältnissen und in ihrer geschlossenen Wirkung die hohe künstlerische Kraft Schlüters verrät. Die Zeit des barocken Geschmacks dagegen äußert sich in den vier gefesselten Kriegern, die als allegorische Versinnbildlichung der Heldentaten des Großen Kurfürsten am Sockel angebracht sind. Die Ruhmsucht des ersten Preußenkönigs wollte sich nicht mit den geschickt komponierten und in den Sockel eingelassenen Reliefs begnügen. Deutlich aber zeigt sich schon hier die Unmöglichkeit der Verbindung solcher Nebenfiguren mit dem Untersatz einer Statue.


E. Gallori: Denkmal Garibaldis auf dem Monte Gianicolo zu Rom

Es ist bezeichnend, daß erst die Barock- und Rokokozeit sich an solchen reicheren Figurenschmuck beim freistehenden Reiterdenkmal machte. Aber anstatt dadurch dessen Wirkung, wie beabsichtigt, zu steigern, zerstörte sie nur den großen monumentalen Eindruck. Zugleich wurde jetzt allgemein, was Leonardo da Vinci in so richtiger Erkenntnis der plastischen Gesetze vermieden hatte: im Galopp sprengt das Roß einher, die beiden Vorderfüße hoch in die Luft erhoben. Aber zu der wenig vorteilhaften Unruhe der Bewegung kam deren unsichere und häufig ungeschickte Wiedergabe, die manchmal fast ans Komische streift. Ein spielerischer Zug ist damit an Stelle wirklich monumentaler Großzügigkeit getreten. Er macht sich am deutlichsten geltend in der eigentümlichen Absicht des sächsischen Kurfürsten und polnischen Königs August III., sich in Dresden ein überlebensgroßes Denkmal von Porzellan setzen zu lassen (Abbild. S. 272). Der tüchtige, in der Porzellanmanufaktur geschickte Johann Joachim Kändler wurde im Jahre 1741 mit der Ausführung betraut. Aber sie scheiterte an der Schwierigkeit der dauerhaften Zusammenfügung der großen Porzellanplatten und an der eingetretenen Geldnot. Nur ein noch heute erhaltenes kleineres Modell erinnert an diesen merkwürdigen Plan, zeigt zugleich aber auch die bei aller Unruhe der Bewegung wirkungsvolle dekorative Auffassung des Dresdner Meisters.

Nicht mehr monumental, sondern lediglich noch dekorativ wirkten die Reiterdenkmale des späteren 18. Jahrhunderts. Trotz dem antiken Kostüm, das man eifrig, dabei natürlich in der Anschauung des 18. Jahrhunderts, pflegte, waren die Lehren, die gerade ein Marc Aurel zu geben vermochte, völlig vergessen. Erst das 19. Jahrhundert erinnerte sich wieder an die eigentlichen Aufgaben, die ein Denkmal zu erfüllen habe, und suchte diese im Anschluß an die Vergangenheit wie in neuer, selbständiger Weise zu erfüllen. Am merkwürdigsten unter diesen Lösungen wird immer das Berliner Denkmal Friedrichs des Großen von Christian Dan. Rauch bleiben (Abbild. S. 273). Seit dem Tode des Königs beschäftigten sich seine Nachfolger und mit ihnen das ganze preußische Volk mit der



Nuemann & Thiersch: Denkmal Kaiser Wilhelms I. zu Stuttgart

Frage eines würdigen Denkmals für den größten Preußenherrscher. Ein ganzes Forum, Tempelbauten mit der sitzenden oder stehenden Kolossalstatue, waren geplant. König Friedrich Wilhelm III. wünschte eine Art Trajanssäule mit Reliefbildern der Taten seines Vorfahren. Aber endlich, kurz vor seinem Tode entschied er sich doch für den von Rauch immer befürworteten Entwurf einer Reiterstatue. Doch sollten an ihr zugleich die Kriegstaten des Königs ebenso wie sein friedliches Wirken für das Land verherrlicht werden. Man muß diese Vorgeschichte kennen, um richtig zu würdigen, was der Bildhauer mit dem vielfigurigen Monument erreicht hat. Wie die mittelalterlichen Skaliger steht Friedrich der Große hoch oben auf einem reich gegliederten Sockel. Doch ist die Figur kein bloßer dekorativer Abschluß, sondern als Hauptsache faßt sie zusammen, was unten an den Sockelreliefs durch die friderizianischen Feldherren, die bedeutendsten Gelehrten, Künstler und Staatsmänner seines Reiches, durch die Allegorien der Regententugenden und des friedlichen Waltens des Königs versinnbildlicht ist. So ist das ganze Denkmal doch zugleich auch eine monumentale Verkörperung der Auffassung, die Friedrich der Große selber von sich und seinem Verhältnis zum Staat hatte. Trotz der Höhe des Unterbaues wirkt die Statue des Königs imposant genug. Lange Zeit war die Frage einer antiken Gewandung erörtert worden. Aber glücklicherweise entschied man sich für das Zeitkostüm, und damit schuf Rauch, ähnlich wie Menzel in der Malerei, eine Gestalt, die dauernd in der Phantasie des Volkes weiterlebt. Nur der von den Schultern herabwallende Hermelinmantel deutet die Majestät des Herrschers an. Im übrigen sitzt der König in Haltung und Uniform so zu Pferd, wie ihn die Berliner zu sehen gewohnt waren und wie er seine großen Schlachten gewonnen hatte. Trotzdem aber deutet alles an ihm hinaus in das majestätisch Erhabene, und selbst der die Stirn bedeckende Dreispitz, gegen den sich Rauch lange sträubte, hindert nicht den bedeutenden Ausdruck, den der Künstler dem Antlitz verlieh. Wie der König das vielgestaltige Monument zusammenfaßt, so beherrscht dieses die ganze Umgebung, ja den ganzen Straßenzug der Linden, an dessen östlichem Ende es aufgestellt ist. Aber trotz vielen Vorzügen im

einzelnen kann die Rauchsche Schöpfung als Gesamtbild doch nicht völlig befriedigen und ebensowenig als ein neuer Denkmalstypus beansprucht werden. Eine Ausnahmeerscheinung, wie der König selbst, ist auch sein Denkmal.

Alles, was die Folgezeit an Reiterdenkmalen geschaffen hat, lehnt sich in irgendeiner Weise an die bisher behandelten Grundformen an, sei es, daß man die einfache Gestalt des Reiters wählte, sei es, daß man ihn mit allegorischen Figuren aller Art umgab. Aber nirgends ist es gelungen, etwa gar eine neue Lösung zu finden. Am wenigsten da, wo zur Unterstützung der Plastik die Architektur stärker herangezogen wurde. Denn diese Verbindung führte nur zu einer lauten und prunkvollen, bei allem Beiwerk doch unplastisch wirkenden dekorativen Aufmachung. Der Blick wird von der eigentlichen Hauptsache, der Reitergestalt des Gefeierten, abgelenkt und durch die Fülle des übrigen Schmuckes an Statuen und Dekorationsteilen verwirrt. Dies lehren am deutlichsten das im Jahre 1897 vollendete Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I. von R. Begas in Berlin und das 1913 enthüllte Denkmal für den König Viktor Emanuel von Sacconi in Rom. Es entspricht durchaus dem politischen Wirken dieser beiden Fürsten, daß die Erinnerung an ihre Regierungszeit, unter der sich die einzelnen Völker ihrer Länder zu einer staatlichen Einheit zusammenfanden, durch ein großes Monument in der Hauptstadt gefeiert wurde. In beiden Fällen aber zeigt sich die Übertreibung des Gedankens. Zwei ungeheure allegorische Figuren, der Krieg und der Friede, lagern sich am Sockel des Berliner Denkmals und erschrecken ebenso wie die auf Trophäen stehenden Löwen durch ihre Abmessungen, während die Architektur ohne große Linien ist. Dazu kommt, daß der Beschauer von keiner Seite her einen richtigen Standpunkt zu dem Gesamtaufbau des Denkmals gewinnen kann. Denn der Abstand ist durch die allzu große Enge des Raumes viel zu beschränkt. So bleibt immer nur der Einzeleindruck und durch ihn wieder das Hervortreten des Nebensächlichen bestehen. Die Reiterstatue selbst, die den Gedanken des das Roß geleitenden Genius wieder aufnimmt, faßt keineswegs das ganze Monument einheitlich zusammen.

Noch rauschender und dekorativer ist die gewaltige Anlage des italienischen Nationaldenkmals am Ende des Corso Vittore Emmanuele in Rom (Abbild. S. 274). Es hat allerdings den einen Vorteil für sich, daß der


Paul Dubois: Reiterdenkmal der Jungfrau von Orleans

Beschauer die nötige Entfernung zum Überblick der Gesamtanlage einhalten kann. Aber dann verschwindet erst recht die eigentliche Hauptsache, das Reiterstandbild, vollständig, und nur die große, aber leere Architektur bleibt als Eindruck übrig. Das Ganze ist nichts als eine pomphafte Phrase, wie sie uns ja im modernen Italien und nicht zuletzt in seinem jüngsten Auftreten auch auf der politischen Bühne begegnet. Auch zahlreiche Denkmale desselben Fürsten in andern Städten Italiens beweisen, daß gerade hier, auf dem klassischen Boden des Reiterdenkmals, an Stelle monumentaler Größe dekorative Spielerei und mangelnder Sinn für die richtige Aufstellung getreten sind. Das mit Vorliebe gewählte galoppierende Pferd erhöht nicht, wie beabsichtigt, die Wirkung, sondern führt, wie schon bei den ersten derartigen Versuchen, nur eine den Gesamteindruck jäh zerreißende Unruhe in das Bewegungsmotiv.

Louis Tuaillon: Denkmal Kaiser Friedrichs III. zu Bremen
Photographieverlag der Neuen Photographischen Gesellschaft in Berlin-Steglitz

Geradezu einfach wirkt im Gegensatz zu dieser Übersteigerung das Denkmal Garibaldis auf dem Janikulus in Rom, obwohl auch sein Sockel mit Figuren und Reliefs überladen ist (Abbild. S. 275). Aber der Reiter herrscht doch, und von besonderer Bedeutung ist die Kopfhaltung. Das Antlitz nämlich ist unmittelbar nach der Stelle gerichtet, gegen die Garibaldi so lange gekämpft hatte: gegen den Vatikan.

Wie hier so ist auch bei dem Kaiser-Wilhelm-Denkmal zu Koblenz der Standort besonders glücklich gewählt (Abbild. S. 265). Am Zusammenfluß der Mosel mit dem Rhein erhebt sich der monumentale Bau. Die als Hintergrund hier angebrachte Architektur tritt doch bescheiden zurück, und der einfache Sockel, der durch keinen Figurenschmuck oder übertriebene Dekorationsmotive belastet ist, dient nur dazu, die mächtige Gestalt des Reiters weithin sichtbar hervorzuheben. Als Beispiel eines guten und einfachen Typus der so überaus zahlreichen Denkmale Kaiser Wilhelms I. sei das in Stuttgart erwähnt (Abbildung S. 276). In der Mitte einer um mehrere Stufen erhöhten Plattform steht auf mäßig hohem Sockel die Reiterstatue. Nicht der prunkvolle Herrscher, sondern der schlichte Fürst ist dargestellt, der in zäher, nie rastender Arbeit das große Werk der Einigung vollendete. Die Plattform selbst wird vorn durch zwei Löwen, hinten durch einfache Obelisken, die durch Bänke und Balustraden verbunden sind, abgeschlossen. Alles zeigt ruhige, fast nüchterne Formen, die durchaus im Einklang mit der Zeit, die die großen Ereignisse vorbereitete, zu stehen scheinen.

Begreiflich genug aber ist, daß sich gegen die überlaute Äußerlichkeit oder das allzu abgebrauchte Schema Widerspruch erhob. Man sucht wieder im Anschluß an die älteren Werke eine größere Schlichtheit und zugleich monumentalere Wirkung durch die allein hervortretende Gestalt des Reiters.

Das allegorische Beiwerk verschwindet, und durch nichts soll der Beschauer vom Anblick der Statue selbst abgelenkt werden. Auch das starke Hervorheben durch einen hohen Sockel wird häufig vermieden und da und dort bis zur einfachen Plinthe wie in den Zeiten der Antike zurückgegangen. So schuf Paul Dubois seine Jungfrau von Orleans zu Reims (Abbildung S. 277), ein Werk, das seinerzeit gerade wegen dieses flachen Untergestells großes Aufsehen erregte. So lebendig aber die Auffassung der Heldenjungfrau in ihrer ekstatischen Begeisterung hervortritt, so erscheint hier der niedrige Sockel keineswegs glücklich. Das Reiterbild, das in der Nähe der riesigen Kathedrale mit ihren Tausenden von Figuren, zudem dicht an Häusern aufgestellt ist, hebt sich zuwenig aus seiner Umgebung heraus, und auch der beabsichtigte Gedanke, als ob die Jungfrau geradeswegs in die Kathedrale hineinreite, kann diesen Eindruck nicht verwischen.

Besondere Schwierigkeiten erblickten dann einzelne Künstler in dem modernen Kostüm, das für eine monumentale Durchbildung so wenig geeignet ist. Eine Frage, die auch in früheren Zeiten wiederholt erörtert wurde, und die Louis Tuaillon in seinem Denkmal Kaiser Friedrichs III. zu Bremen neu zu lösen suchte (Abbild. S. 278). Wie beim Gattamelata will der Bildhauer in der Gewandung einen Ausgleich zwischen antiker und moderner Tracht finden, ohne daß dieser Versuch geglückt wäre. Aber in der majestätisch ruhigen Auffassung von Roß und Reiter und in ihrem Verhältnis zu dem einfachen Sockel verrät sich doch ein großes Können und eine bewußte Abkehr von barocker Übertreibung. Auf dem Denkmal Kaiser Wilhelms II. zu Köln (Abbildung S. 279) ist der Künstler von der antikisierenden Gewandung wieder zurückgekommen und hat die heute allerdings ebenfalls fast nicht mehr real wirkende Gardedukorpsuniform gewählt. Das Denkmal selbst aber hat die gleichen Vorzüge wie jenes in Bremen.

Louis Tuaillon: Denkmal Kaiser Wilhelms II. in Köln
Photographieverlag der Neuen Photographischen Gesellschaft in Berlin-Steglitz

Das moderne Bestreben jedoch, in jeder Stadt ein fürstliches Reiterdenkmal zu errichten, hat zu einer ermüdenden Eintönigkeit, ja Charakterlosigkeit geführt. Eine Umkehr zur Einfachheit und Strenge tut not. Möchte hierzu die große Zeit, die wir jetzt durchleben, beitragen, wenn es einmal gilt, die Erinnerung an sie und ihre Helden in Denkmalsschöpfungen festzuhalten!

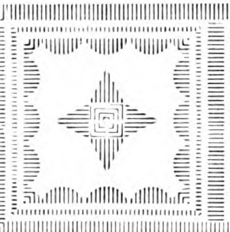


Frühe Last und Liebe

Jugenderinnerungen aus dem Elsaß

Von Friedrich Lienhard

II (Schluß)



Hier muß ich meines idealen Freundes Heinrich Peter mit einigen dankbaren Worten gedenken.

Auf Heinrichs großem Kopf wuchsen hellblonde Ringellocken; er war ein lichtes Gemüt, ein hochbegabter Schüler, leider durch eine ererbte Herzkrankheit belastet. Als Knabe war er ein Wildfang, aber nie roh, mein Vertrauter und Mitschwärmer. Und sicherlich nicht ganz unschuldig bin ich durch meine Erzählungen von Piraten und Indianern an einem ungewöhnlichen Streich, den er seinen Angehörigen und uns allen spielte. Er wollte die Poesie, die für uns andre eben schönes Spiel war, in Tat umsetzen: brannte also eines Tags kurzweg nach Paris und Havre durch, um Schiffsjunge zu werden. Nach seiner Rückkehr steckte man ihn eine Zeitlang ins Gymnasium zu Hagenau, wo er ein wenig zu verwildern drohte. Bald aber, wie man das ja oft bemerken kann, verinnerlichte sich dieser unruhige Ferndrang in eine überaus ernste Religiosität. Er kam wieder in unser Buchsweiler und reifte rasch. Als ich später in die Berliner Literaturunruhen geriet, war er mir aus der Ferne etwas wie ein ruhiger Pylades, an dem ich mich im Briefwechsel zurechtzufinden oder doch zu entlasten suchte. Sein weißes, vergeistigtes Gesicht, als ich von dem schon kranken Studenten Abschied fürs Leben nahm, war wunderbar abgeklärt. In einem Asyl unsrer Ingweiler Ecke, in der Gegend unsrer Knabenspiele und Schwärmereien, liegt der Gute begraben.

Um die Zeit von Heinrichs Flucht überkam auch mich ein weltschmerzlicher Reisedrang. Ich war, wie gesagt, in Obertertia sitzengeblieben und beschloß ingrimmig, Missionar in Indien zu werden und dieses schnöde Europa für immer zu verlassen. Papa ging anfangs darauf ein, redete es mir jedoch schließlich wieder aus. Wie viel Sorgen hab' ich auf meinen Vater gebürdet! Aber die Enge war oft kaum zu ertragen. Eines Tags schickte ich meinen stets dienstbereiten Heinrich zu einem unsrer Lehrer: der möge ihm doch gefälligst mitteilen, in welcher Stadt sich eine »Dichterschule« befinde, einer seiner Freunde möchte gern Dichter werden. Die Antwort war natürlich eine schallende Lache; und ziemlich kleinlaut schlich der Getreue zum harrenden Dichterling zurück.

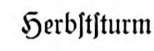
So war ich denn auch hier wieder auf meine eigne Kraft zurückgewiesen worden.

Und doch lebte in mir die unabweisbare Ahnung, daß ich zu einem der landläufig bürgerlichen Berufe nicht bestimmt sei. Einmal verdichtete sich dem Knaben dieses ungewisse Ahnen und Drängen zu einer seltsamen Vision. Ich ging über die Hagholzhügel nach Rothbach. Da schoß mir das Bibelwort ins Bewußtsein: »Und du, Bethlehem Ephrata, die du klein bist unter den Tausenden in Juda« — mit dem deutlichen Empfinden, daß der Name dieses unschein-



Aufn. Chr. Beitz, Hofphot., Arnstadt

Friedrich Lienhard (geb. 4. Oktober 1865)



H. Falke: Herbststurm

baren Dörfchens noch einmal durch mich bekannt werden könnte. Ich erschrak; es kam mir wie Gotteslästerung vor. Auch verband ich damit keinerlei Eitelkeit, die mir überhaupt nie sonderlich zu schaffen gemacht hat. Es war wie ein tröstend aufblitzender Durchblick durch das Dämmergewölk meiner ungeklärten Wünsche in eine reifere und ruhigere Zukunft.

Den wilden, freien Wald konnten sie mir nicht nehmen, meine Erzieher! Wie oft und ruhelos hab' ich den Schnaizwald kreuz und quer durchmessen und bin am Selberg umhergestreift! Man sah dort, und schon am »Kreuzel«, wo die kleine Straße nach Bischholz abzweigt, die westlichen Berge um Hüneburg und Herrenstein. Dort ging's durch das Dossenheimer Tal nach dem Hochland und weiterhin nach Frankreich. Dort hinter den Abendröten wohnte sie, die meine Muse war! Farbenspiel des Himmels, Glockenspiel der Dörfer und Tonspiel der eignen Seele klangen zusammen. Ich habe die elsässischen Abendröten wie etwas Lebendiges liebbehalten; noch in einem meiner späteren Werke, im »Oberlin«, bilden sie den Einleitungsakkord. Manchmal auch, wenn es zu einem weiteren Spaziergang schon zu dämmerig war, schritt ich die Straße nach dem Nachbardorf Mühlhausen hinauf an die steinerne Ruhebank, die dort oben zwischen beiden Dörfern steht, und träumte in die erlöschenden Himmelsfeuer.

Ich hatte immer Musik in mir. Laut deklamierte ich oft Gedichte, etwa Klopstocks Ode an die künftige Geliebte: »Dir nur, liebendes Herz, euch, meine vertraulichsten Tränen, sing' ich traurig allein dies wehmütige Lied« — mit dem stürmisch suchenden: Wo, wo werd' ich endlich dich finden?! Was für eine Welt war dies in mir und um mich her! Die Winde in den Gräsern am Rain hatten raschelnde Füßchen oder flüsternde Stimmen, die Farben des Himmels wirkten auf mich wie Melodien. Ich war der geheimnisvoll den Erdball umtönenden Welt der Geister viel näher als den Menschen des Alltags. Die einsame welke Rose am entlegenen Waldrand, von herben Dornen umschlossen, war eine meiner Lieblingsblumen. Ein einfaches Verschen, das ich damals in Kleinpauls Poetik fand, summt mir heute noch im Ohr:

Wie magst du, Rose, blühen
Allein in Waldesnacht?
Umsonst ist ja dein Glühen,
All deiner Schönheit Pracht!

»Und siehst du nicht die Tränen
Im tiefsten Kelche mein?
Und färbt nicht feurig Sehnen
Rot meiner Blätter Schein?«

So war meine eigne Gemütslage: weltferne Einsamkeit und unermeßlicher Hunger nach Liebe und nach Schönheit.

Auch in unsrer Ecke gab es irgendwo, wie vielfach im Wasgenwald, eine Sage von einer weißen Frau, die dort verzaubert sein soll; ich lief durch den Wald und suchte sie zu finden. Mitunter sprach ich laut mit den Büschen und Quellen oder streichelte Baumstämme wie etwas Befreundetes. Dem Tag entsprach die Verzauberung der Nacht, der Sternenhimmel, die mondhelle Schneelandschaft. Ein andrer Reim, der meiner Stimmung entsprach, stand in derselben eifrig studierten Poetik:

Das Licht auf meiner Ampel, das löscht' ich mit Bedacht:
Das Licht in meinem Herzen brennt durch die ganze Nacht.

So brannte in mir ein Licht, eine Glut, angezündet von erster Liebe. Und das Mädchen dort hinter den Abendröten half mir — ohne eine Ahnung zu haben, wie sie auf mich wirkte!

Nun brach auch mein eignes Dichten aus dem allgemeinen ins persönliche Erleben durch. Hatte ich einige Jahre zuvor als überhaupt ersten Vers einen Biberjäger in Kanada besungen:

In dem goldnen Abendlichte,
An einem See von Kanada,
Unter einer grauen Fichte
Sitzt der Biberjäger da usw.

— was man nach dem Walzer von der »Schönen blauen Donau« zur Drehorgel singen konnte! —, so brachte jetzt ein einziger Tag ein halbes Dutzend glühender Liebeslieder: »Der Knabe aus Spanien«. Schade, daß mir diese Sachen verlorengegangen sind!

Meine ferne, nur in den Ferien erreichbare Gespielin wußte in ihrer langsamen und etwas nüchternen Entwicklung wohl kaum, was Liebe sei. Sie mochte mich gut leiden, das war alles. Im übrigen war

ihr mein ungeduldiges inneres Feuer ein Rätsel. Und eigentlich war sie ja gar nicht das Ziel meiner Lebensglut; sie war die Erweckerin, die Muse. Mein Ziel war höher, war weltweit. Es ist ja der Irrtum so vieler Aufgestörten, daß sie das Weib als solches suchen. Nein, nein, das Weib kann herrlicher Kamerad, köstliche Wandergenossin sein auf unsrer gemeinsamen Fahrt ins Land der Liebe und Schönheit. Nicht Kondwiramur ist Parzivals Ziel, sondern Hand in Hand mit ihr sucht er den Gral. So hat die Liebe Sinn und Tiefe, als Entflammerin; und so erhält Liebesglück große Horizonte. Daß es dazwischen Tändelei, Verliebtheit, Laune, Leidenschaft und dergleichen Wechselspiel zwischen den Geschlechtern noch genug gibt, das ist ja selbstverständlich und zeugt von der unerschöpflichen Vielgestaltigkeit des Lebens.

Es ist mir aus jenen Zeiten ein einziges größeres Gedicht übriggeblieben, ein Bruchstück nur, aber sehr bezeichnender Art. Dieser Versuch des fünfzehn- bis sechzehnjährigen Knaben sollte eine episch-lyrische Dichtung werden; in reimlosen Jamben wird ein Schiffbruch in der Südsee geschildert — also eine elegische Robinsonade.

In jener weiten See des schönen Südens
Steigt aus dem blauen Meer ein einsam Riff.
Die Wolken ziehn um seinen Felsenscheitel,
Schroff senkt sich in das Meer die starre Wand.
Doch sie umschließet nur ein Paradies,
Ein nie betretenes; die Vögel schwanken,
Die tausendfarb'gen, auf den grünen Ästen
Und singen ihren Sang dem Schöpfer nur
Als Dank für ihre schöne Heimat. Palmen
Neigen im Abendwinde leicht ihr Haupt,
Und leise rauschen ihre Blätterkronen.
Die Bäche fließen und die frischen Quellen
Murmelnd zum Meer hinab, und niemand noch
Erquickte sich an ihren reinen Wellen ...

So begann des Knaben Dichtung. Sie schildert dann ein Unwetter:

Der Blitze rote Flammenscheine zuckten,
Der Donner rollte schrecklich übers Meer.
Gejagt vom wütenden Orkane flogen
Die unheilschweren Wolken um das Riff,
Gepeitscht vom Sturme schäumten hoch die Wellen
Und brachen wild sich an der Felsenwand.
Weh, weh dem Schifflein, das dort auf den Wogen usw.

Und so denn weiter, in den Schiffbruch hinein, aus dem nur einer ans Land geschleudert wird und betäubt am Strande liegenbleibt.

Man könnte in diesem Eröffnungsakkord Symbolik sehen. Schiffbruch des Lebens und fester Strand! Es ist, wie man sieht, Odyssee-Stimmung in dieser ersten größeren Dichtung des Knaben, verwandt den Eingangstönen, die der reife Mann einige dreißig Jahre später im letzten seiner Dramen, im »Odysseus auf Ithaka«, geformt hat. Der Schiffbrüchige erwacht dann zum Leben und dankt dem Schöpfer für seine Rettung; dann schläft er bis zum Morgen. Und beseufzt erwachend sein Los eines lebendig Begrabenen, bedauert die Unseligen vom Schiff, dessen Trümmer er liegen sieht, will aber doch dies Felseneiland genauer ins Auge fassen, ehe er es vielleicht ungerecht verdamme.

Er stieg den Pfad, den schlängelnden, hinan,
Ein trocken Bett des Baches, der sich einst
Von droben donnernd in das Meer ergoß.
Bald hatt' er sich durch enge Felsenspalten
Emporgeschwungen zu der freien Höhe.
Da streckte sich im Tale drunten prächtig
Im Morgenstrahl das Land vergoldet aus ...

Die Landschaft wird nun in diesem Stil eine ganze Seite lang weiter geschildert. »Ha,« rief er, »bin ich in Eden, wo die ersten Menschen in Unschuld, rein und fleckenlos verweilten?! Hier die Felsen ragen wie die Mauer des heil'gen Gartens starr empor! Wie will ich in dieser Pracht hier leben!« Doch bald schlägt Neu-Robinsons Entzücken in Trauer um. Der Einsame gedenkt seiner Gattin, seines greisen Vaters. »O du mit deinem grauen Haar, vergebens ist all dein Hoffen! Ferne lebt dein Sohn, auf diesem Riffe lebt und stirbt er einsam!« Hunger treibt ihn empor; er durchsucht die Insel und labt sich mit Früchten. Plötzlich entdeckt er ein totes Mädchen, von der See angeschwemmt. Mitleidsvoll betrachtet er die schöne Tote, kniet zum Gebet nieder und bestattet dann den Leib unter Steinen. Sehnsucht nach Menschen ist in ihm lebendig geworden. Und so sitzt er mit seinem Kleinod, seiner glücklich geretteten Flöte, auf der hohen Felsenplatte, und seine Sehnsucht klagt hinaus:

Wohl blick' ich vom hohen Felsen
Hinaus auf das weite Meer:
Mir bringt kein einzig Segel
Die goldne Freiheit her.



Von dieser Felsenhöhe
Schau' weinend ich hinab;
Bald wird der Gram mich töten,
Du, Insel, wirst mein Grab.

Du, Felsen, du wirst ragen,
Mein hoher Leichenstein;
Ihr, Vögel, zum ewigen Schlafe
Wiegt mich mit Liedern ein!

Spät begab er sich gefaßt zur Höhle und entschlief. Die Sterne »erblaßten schon, und in der Ferne verging der Mond im grauen Nebeldunst« ...

So verklang dieses Erstlingswerk des fünfzehnjährigen Knaben. Die beiden andern Gesänge — die glückliche Heimkehr — sind nur mit ein paar Worten skizziert, nicht ausgeführt.

Wilhelm von Humboldt hat recht (Briefe an eine Freundin, 29. November 1823): »Es ist immer meine Meinung gewesen, daß sich der Mensch, wenn man das Wesentliche seines Charakters nimmt, nicht eigentlich ändert. Er legt Fehler ab, vertauscht auch wohl Tugenden und gute Gewohnheiten gegen schlechte, allein seine Art zu sein ... bleibt gewiß von der Kindheit bis in den Tod die nämliche.« So ist auch die obige Stimmung des Knaben, anfängerhaft geformt, ein Grundton meines Lebens geblieben. Die burghafte Insel der Einsamkeit; die Sehnsucht nach verstehenden Herzen, zum Ausdruck gebracht durch Dichtung (Flöte): hier haben wir bereits dieses Eiland Sala y Gomez im Großen oder Stillen Ozean des Lebens.

Nach und nach ging auch in dem geliebten Mädchen mit den wundervoll langen Zöpfen eine leise Veränderung vor. Etwas Befangenheit trat an die Stelle der früheren harmlos gutmütigen Kameradschaft. Aber wie verschieden waren wir doch im Temperament! Bei mir war alles durchsetzt mit Phantasie und Freiheitsdurst; bei ihr eine gewisse Schwere, eine gewisse Eingeschränktheit. Sie kam mir oft wie ein unerlöstes Wesen vor, das ich ungestüm wachküssen, wachrütteln und mitreißen müßte. Der Gegensatz hat sich später einmal dramatisch geformt: sie ist die Gertrude in »Eulenspiegels Ausfahrt« und die Maria im »Gottfried von Straßburg«. Doch witterte auch um sie etwas wie Einsamkeit; sie war eine dienende Natur, hat wohl etwas Klavier gelernt, aber weder Tanzen noch Singen und noch weniger Salonphrasen. Im äußeren Umgang war sie von unauffälligem Gleichmut, von stillfreundlichem Frohsinn; aber in ihrem Wesen blieb etwas Verschlossenes, das sich nicht einmal einer Freundin offenbarte. Sie war durch und durch wahrhaftig, schlicht und treu. Und der etwas lässige, langsame Gang der ziemlich großen germanischen Gestalt, die Art ihres leisen Räusperns, der Klang ihrer etwas verschleierten Stimme — es war da ein unerklärlicher Zauber.

Eines Tags kam ich dahinter, daß sie ein — französisch geschriebenes — Tagebuch führte. Das gab zu allerlei halb scherzhaften, halb verlegenen Geständnissen Anlaß. Der Abschied wurde uns diesmal recht schwer. Wir besuchten vor der Trennung noch den Pfalzburger Kirchhof. Dort liegt ein Mädchen begraben, das an gebrochenem Herzen gestorben ist; ich habe den Namen Marie Liebeskind noch im Ohr, deren traurige Liebe uns Großmutter unterwegs im Wagen erzählt hatte. Es handelte sich um einen unversöhnlichen Gegensatz zwischen Deutschland und Frankreich, in den die Elsässerin geraten war. Uns war wehmütig zumute, als die Freundin über Lützelburg nach Westen fuhr, während mein Bruder und ich ostwärts in die Wälder um Oberhof eintauchten.

Erst später einmal, im Weinberg zu Rothbach, fanden sich die Liebenden zu einem vollen Geständnis — merkwürdigerweise an fast genau derselben Stätte, wo sich einst mein Vater und meine Mutter den Verlobungskuß gegeben hatten. Aber wie anders bei uns! Es war kein Ausbruch all meiner verhaltenen Spannungen und angestauten Phantasiekräfte; wieder halb verlegen und halb in scherzender Verhüllung berührten sich zwischen reifenden Trauben schüchterne, kühle Lippen. Denn wir trugen schon damals die Ahnung mit uns herum: wir sind nicht zu bürgerlichem Glück bestimmt, es warten auf uns andre Aufgaben.

Es darf nicht übersehen werden, was ich zu Anfang dieses Kapitels angedeutet habe. Es schattete über uns beiden die elsässische Tragik. Ich war mit ganzer Seele deutsch; ihr Vater aber ein leidenschaftlich französisch gestimmter Elsässer, der Bismarck



glühend haßte. Mein Onkel machte denn auch zur Zeit des Theaterhelden Boulanger alle Krisen der französischen Revanchekrankheit gründlich durch, politisch unrettbar dem Deutschtum verloren, persönlich ein gutmütiger Mann. So wuchsen seine Kinder in Lunéville und Nancy in französischer Schule und Denkweise empor. Und wenn ich einmal in Frankreich die Ferien verbrachte, mit elsässischer Gastfreundschaft gern aufgenommen, so konnte ich nicht genug staunen über den Unterschied zwischen meiner deutschen Phantasiewelt und dieser friedlosen Welt der Politik.

Anderseits wurden wir ländlichen Elsässer durch dieses Grüße-Wechseln mit dem französischen Kulturgebiet sehr bereichert. Vettern und Base brachten Bücher mit in unser gemeinsames Feriendorf. Da lasen wir dann Racine, Lamartine, Victor Hugo und andre französische Poeten. Aus Hugos Gedichten »Contemplations« sind mir heute noch Verse lebendig, die mit jener Hochlandsstimmung verwachsen sind:

Quand nous habitions tous ensemble
Sur nos collines d'autrefois,
Où l'eau court, où le buisson tremble
Dans la maison qui touche au bois ...

Und so weiß ich heute noch von jenen Zeiten her die ersten Strophen von Lamartines Elegie »Le lac« auswendig. Das erweiterte unsern Blick. Wir sahen von der Höhe des Wasgenwaldes nach zwei verschiedenen Kulturgebieten hinunter. Freilich wäre es uns nicht eingefallen, nun weder Fisch noch Fleisch zu sein, weder deutsch noch französisch, und etwa einen Mischmasch wie die »Doppelnatur« in unser Empfinden einzulassen. Dazu waren wir zu gesund. Wir zwei Jungens vom Hause Lienhard waren gut deutsch, unsre Vettern aber lobten und liebten Frankreich; und wir gerieten manchmal hitzig aneinander. Aber wir verstanden uns auf rein menschlichem Gebiet; unsre gemeinsame Umgangssprache war die elsässische Mundart. Das geliebte Mädchen war weder eine politische noch eine streitsüchtige Natur; doch war ein leises Weh nie ganz zu verwinden, daß sie von deutscher Kultur ausgeschlossen blieb. Sie kam mir wie das unerlöste Elsaß vor: es war mir oft, als müßt' ich sie, dieses verkörperte Elsaß, auf starken deutschen Schwingen liebend mit emportragen. Und so haben wir uns bis heutigentags innerlich nicht getrennt.

Da will ich auch einen Traum nicht unerwähnt lassen, der in mein Empfinden seltsam tief hereinschattete. Ich sah mich als Grafen Jakob von Lichtenberg und sie als die böse Bärbel, jene ruchlose Geliebte des halb mystischen, halb lüsternen mittelalterlichen Schloßherrn. Und wie ich schon in ganz frühen Ahnungen den ernsten Ton meines künftigen Lebensliedes erhorchte, so auch sie: denn schon als Kind träumte sie bedeutsam, es würde ihr eine lange Reihe von Krankensälen gezeigt, durch die sie helfend hindurchgehen müßte.

Sie machte drüben ein Examen und war dann zunächst eine Reihe von Jahren Erzieherin auf einem provenzalischen Grafenschloß, wo sie, ebenso wie nachher in Paris und vorübergehend in Wien, bei ihrem selbstlosen, gewissenhaften Charakter wie Kind im Hause war.

Ich aber bekannte mit doppelter Wucht und Schärfe, eben Student geworden, mein Deutschtum. Ein Gedicht, das im Mai 1886 in der »Straßburger Post« erschien und sehr beachtet wurde, mag meinen französisch gestimmten Verwandten übel in die Ohren geklungen haben. Dieses dithyrambische Bekenntnis zu Deutschland begann also:

O seht, wie freudig aufwirbelnd
In seinem deutschen Gerände
Der grünwogende Rhein dahinbraust!
O seht, wie heiter der junge Mai
Von allen Bergen und Hügeln grüßt
Weithin über das blühende Land!
Vom Stromrand, hier um die alte Stadt
Und ihr ewiges Münster,
Bis fernhin zum grünenden Wasgenwald —
Überall, überall lächelt der Lenz
Auf dein sonnenfrohes Gefilde,
Das sich ausdehnt, ein schimmerndes Blütenmeer,
Du mein herrliches Heimatland,
Liebliches Elsaß!

Rückschauend wird dann der Kampf geschildert, der 1870 wie ein Ostwind die französische Macht über das Gebirge zurückgetrieben »bis fern über die welsche Riesenstadt an den ohnmächtig grollenden Ozean«. Nun aber ist neue Zeit:

Und du willst säumen, mein trotziger Landsmann?!
Du willst dich verschließen dem drängenden Frühling?!

Hugo Figge: Bubi

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1915

O sieh, all deine Dichter und Denker aus grauer Vorzeit,
Der Sänger des berauschenden Minneliedes
Und der sinnende Mönch von Weißenburg,
Wie sie trauernd herüberblicken!
Und dies uralte deutsche Münster,
Das deine deutschen Ahnen sich türmen sahen,
Grollt's nicht herab wie ein steinerner Vorwurf,
Wenn du finster, in dein Welschtum verpuppt,
An seinem Fuße vorbeischleichst?! ...

Das Gedicht klingt in eine Ermunterung aus:

Ja, auch unsre Herzen werden sich vollatmend auftun.
Dann wird in herrlichem Schaffen
Die Mark am Wasgau emporblühn!
Dann singen wir, flammenden Feuers voll,
In deutschen Weisen und deutschen Lauten
Liebe und Vaterland und unsre schöne Heimat;
Dann greift ihr mit kundiger Hand zur Kelle,
Mitzubauen am Riesentempel
Germanischen Geistes!
Dann, o dann ...!
Ja, komm, Bruder vom seerauhen Ostseegestade,
Komm du aus dem herzigen Schwabenland,
Kommt alle! Sprühende Begeist'rung drängt mich,
Mit diesem germanischen Trank euch Bescheid zu tun!
Stoßt an! Stoßt an!
Ein Hoch dem germanischen Elsaß!
Ein brausendes Hoch Alldeutschland
Und dem germanischen Heldenkaiser!

Kaum fünf Jahre lagen zwischen dieser vaterländischen Hymne und jener etwas faden Träumerei vom flöteblasenden Einsiedler. Aber wieviel herzhafter jetzt schon der Ton!

Liebe hatte gewirkt und das freie Studententum vollends die Knospe gesprengt.

An das Elsaß

Aus den Kriegsgedichten »Heldentum und Liebe« von Friedrich Lienhard. Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart 1915

Im Herzen Deutschlands, in Weimars Park,
Gedenk' ich der waffenstarrenden westlichen Mark.
Gedenke deiner Söhne, die Posten stehn,
Gewehr im Arm, und nach dem Lande spähn,
Nach dem sie oft geäugelt, übel beraten;
Gedenke derer, die mit Axt und Spaten
Schanzen werfen und Bäume fällen,
Die an des Rheines graugrünen Wellen
Brücken bewachen;
Gedenke aller, die im Granatenkrachen
Zum letztenmal aufspringend ihr Elsaß schauen
Und, von Frankreich getötet, auf eigenen Auen
Hingestreut liegen, das heilige Gut
Der Heimat weihend mit heiligem Blut — —
Elsaß, mein Elsaß!

Glühen die Himbeeren, glüht noch der Fingerhut,
Wo mir mein Lieb aus Welschland im Arm geruht?
Wo Sankt Odilias Ampel aus Nebeln brach,
Wo Sänger Gottfried mit dem Kaiser sprach?
Wo meine ganze heiße Liebe rang
Um dich, lieb Elsaß, dem ich vom Berge sang,
In Tönen die goldene Brücke zu schlagen,
Dein Herz nach Deutschland hinüberzutragen —?
Jetzt bauen Kanonen mit furchtbarer Wucht
Die Brücke, die wir zu bauen gesucht,
Die Eisenbrücke, mit blutigem Kitt:
Und deine Söhne bluten und bauen mit,
Elsaß, mein liebes Elsaß!

Das Eiserne Kreuz auf schmucklos grauem Gewand —
Du hast es zwiefach verdient, mein Heimatland!
Denn deine Söhne taten schwerste Pflicht:
Sie schossen auf Frankreich und zitterten nicht
Und zielten gut,
Und es lachte das alte Soldatenblut,
Das in vergeßnen Tiefen schlief,
Als ihm der Kaiser, der deutsche Kaiser rief.
Wenn diese Wetter ihr Werk getan,
Hebt Deutschlands reinste Sendung an:
Den suchenden Völkern der ganzen Erden
Ein Hort, ein heiliger Hain zu werden,
Ein Land der Mitte,
Ein Land der Weisheit, Land der Sitte.
Dann sollst du, in funkelnden Osten hinein,
Die kranzumblühte, gastliche Pforte sein;
Dann führt dieselbe Straße, weiß und schön,
Vom Wasgenwald bis mitten auf Wartburghöhn;
Dann ist ein herrlich Wandern von westlicher Mark
Hieher in Deutschlands Herz, in Weimars Park —
Elsaß, mein deutsches Elsaß!







Adolf Oberländer — Abend (Gemälde)

Von Kunst und Künstlern

Adolf Oberländer zum siebzigsten Geburtstag (1. Oktober 1915)

Max Rabes: Gottesdienst in der zerstörten Kirche in Lyck — Walther Schmarje: Trommler — Lucie L. Wulf: Büste des Prinzen Friedrich von Preußen — Hugo Zigge: Knabenbildnis — Theo Schmuz-Baudiß: Bildnis — Karl Jacobs: Blumenstück — H. Falke: Herbststurm — Farbige Naturaufnahme von August Rupp in Saarbrücken: Birken im Herbst

Es will Abend werden ... Stillbeseligt hat sich der junge Faun, ein verschmitztes Mittelding zwischen Engelchen und Teufelchen mit Spitzohr und Schneckengehörn, im Gebüsch niedergehockt, um auf der geliebten Flöte sich und der schweigenden Natur ein Lied zu blasen, und so friedlich, so besänftigend sind die Klänge, die er dem Holz entlockt, daß selbst die Löwin ihren Raubzug unterbricht und mit der Miene unschuldiger Verzückung der Musik zuhört. Ist das nicht ein Bild, so hold und tröstlich, als hätt' es sich Meister Adolf Oberländer selbst zum Fest seines Alters gemalt — das Gesicht einer besseren Zukunft, wo alle wilden Gewalten durch die Schalmei des Friedens wieder gebändigt sind? Ach nein, dies Gemälde ist lange vor dem Kriege entstanden, zu einer Zeit, wo tiefer Frieden über dem deutschen Lande lag, aber von der Art und Kunst dessen, der am 1. Oktober sein siebzigstes Lebensjahr vollendet, zeugt es wie kaum ein andres seiner fleißigen, heute noch munteren Hand.

Zunächst schon deshalb, weil es eben ein Gemälde und keine Zeichnung ist. Immer nur hören wir von Oberländer dem Zeichner, insbesondere dem humoristischen Zeichner der »Fliegenden Blätter«, und in der Tat: Köstliches hat er uns, unter den Mitarbeitern der zweiten Generation der selbständigste, freieste und bedeutendste, in bald fünfzig Jahrgängen dieser Münchner Zeitschrift, die ganz auf die humoristische Zeichnung gestellt ist, gegeben. Und doch steckte von Anfang an der Trieb zur Malerei in ihm, und wenn Muße und Umstände es erlaubten, hat er sich ihr immer wieder mit Lust und Eifer gewidmet, am freudigsten wohl um die Wende des Jahrhunderts, als seine geliebten Guaschen entstanden und mit der Ölmalerei in erfolgreichen Wettbewerb traten. Da erst kam die ganze selige Ruhe seiner Kunst, ihr poetischer, stimmungsvoller Zug zum Ausdruck; da erst konnte er in großen Gestalten jene feingeführten Linien ziehen, in denen er Meister ist; da erst durfte er, unabhängig von den Einfällen und Worten eines andern, die volle Selbständigkeit seiner Gefühls- und Erfindungskunst zeigen.

Freilich, ein starkes Bindeglied zwischen diesen malerischen und jenen zeichnerischen Blättern war da: die Tiere, voran Tiger und Löwen, blieben auch hier seine Lieblinge. Alljährlich fast sah man auf den Ausstellungen der Münchner und Berliner Sezession eine neue Szene dieser Art, und in einer vor sechs Jahren bei Braun & Schneider in München erschienenen Mappe mit prächtigen Photogravüren hatte man gleich eine ganze kleine Galerie dieser Idyllen aus paradiesischer Fabelwelt beisammen, wo die großen wilden Tiere und die

kleinen Menschenkinder noch Freundschaft hielten und der Kampf mit dem Drachen ein übermütiges Scherzando war. Von Piloty, dem Lehrer seiner Jugend, war in diesen Gemälden allerdings kaum noch etwas zu spüren: eine ungezwungene, liebenswürdige Einfachheit, ein offener Blick für das Tatsächliche ist an die Stelle eines unwahrhaften, theatermäßigen Realismus, einer ausgeklügelten Posenstellerei getreten.

Als Humorist steht Oberländer zwischen Spitzweg und Busch, zwischen der warmen, aber doch reichlich bewegungslosen Biedermeierzeit und der drastischen Lebendigkeit der typischen Karikaturenkunst. Die Formen seiner Kunst haben etwas Heroisches, wie es dem Stil der sechziger Jahre nun mal eingeboren ist, aber was er gibt, fußt in allen Einzelheiten auf genauen Studien und hat den Gehorsam vor der Lebenswahrheit. Seine Zeichnungen gehen mit klarer Erkenntnis und scharfer Logik auf das Wesen der Sache und der Situation ein. Seine Charakteristik beruht nicht auf der zugespitzten Pointe, sondern auf der breiten, behaglichen Schilderung, und wie seine Tiere fast immer Porträte sind, so behalten seine Menschen immer das Persönliche, Eigentümliche und Besondere. Etwas ungemein Liebenswürdiges ist seiner Art eigen, und wenn man recht zusieht, hat er den Witz, den er zu »illustrieren« beauftragt war, fast immer in die mildere und feinere Form des Humors gedämpft. Das ist das Kennzeichen seines schaffensfrohen Lebens und der Ruhm seines friedlichen Alters.

*

Wir sind absichtlich sparsam mit Kriegsbildern: wozu die Greuel des Schlachtfeldes festhalten, solange sie — und das gelingt bei der furchtbaren Wucht des Neuen, das da auf den Maler einstürmt, nur selten — aus dem Chaos der Wirklichkeit noch nicht in das Reich der Kunst emporgehoben sind? Da können sie es an Treue und Genauigkeit schwerlich mit den Kriegsphotographien aufnehmen, und von denen gibt es zu dieser Zeit, wohin man blickt, über und über genug. Bei Max Rabes' »Gottesdienst in der zerstörten Kirche in Lyck« möchten wir eine Ausnahme machen, aus einem ähnlichen Grunde wie im vorigen Hefte mit Paczkas Gemälde »Zwei Mütter«. Denn hier wird ein Vorgang dargestellt, dem Dauer und Kraft des Gefühls innewohnt, wert, daß er als Erinnerungsmal unsrer vaterländischen Not, aber auch unsrer Standhaftigkeit, Opferwilligkeit und Siegeszuversicht für die kommenden Geschlechter bewahrt werde. Es ist wirklich ein Augenblick voll sinnbildlicher Bedeutung, den der Maler aus seiner Erinnerung an die ostpreußischen Leidenstage festgehalten hat: so wie hier auf den noch rauchenden Trümmern eine gläubige Gemeinde um den Verkünder des Gotteswortes sich sammelt, wie Bürger und Soldaten sich zusammengefunden haben, und eine Frau die Dienste des wohl gefallenen oder verschleppten Kirchners versieht, so sind auch dem deutschen Volke unmittelbar aus den Verwüstungen und Opfern dieses furchtbaren Krieges der Mut, die Zuversicht, die Lust zur Arbeit und die Hoffnung auf einen doppelt gesegneten Frieden erwachsen. Rabes' Gemälde gehört zu denen, die uns nicht zuerst an das Technische, überhaupt nicht an das Wie denken lassen, sondern an den seelischen und geschichtlichen Gehalt, und solchen Bildern soll man in dieser Zeit am wenigsten ihr Recht verkürzen.

Walther Schmarjes »Trommler« ist ein neues Zeichen für die erfreuliche Wandlung, die mit unsern Kriegerdenkmälern vor sich geht. An Stelle der seelenlosen Schablone, von der diese öffentlichen Bildwerke lange Zeit beherrscht waren, beginnt jetzt eine persönlichere Gestaltung zu treten, offenbar weil man den Künstlern mehr Freiheit für ihre Entwürfe gönnt. Schmarje, Professor und Lehrer am Kgl. Kunstgewerbemuseum in Berlin, hatte von der Stadt Zeitz den Auftrag, ihr ein Denkmal zur Erinnerung an die Befreiungskriege zu schaffen. Anstatt nun zu einer der üblichen Allegorien zu greifen, hat er sich auf das besonnen, worin ein gut Teil des Geheimnisses aller Kunst liegt: auf die Stellvertretung des Einzelnen für das Allgemeine. Und bei der Auswahl dieses Besonderen hat er einen außerordentlich glücklichen Griff getan. Was ist das Kennzeichnende, das Unterscheidende und Bleibende der Erhebung von 1813? Ihre stürmische Werbekraft, ihr helles, jugendlich feuriges Vorwärtsstreben! Das und noch manches, was dazu gehört, verkörperte Schmarje in dem Trommler, der da barhäuptig, mit weit ausholendem Schritt, das jugendlich kühne Antlitz dem Feinde zugekehrt, den Sturmmarsch schlägt. Die preußische Uniform der Zeit, treu und doch nicht sklavisch nachgebildet, trägt zu der ausdrucksvollen Wirkung der Figur nicht wenig bei. Nur selten finden sich in unsern öffentlichen Denkmälern kraftvolle Bewegung und lebensvolle Durcharbeitung der Einzelheiten so glücklich zusammen.

Vor den Gedenkaufsatz von Prof. Karl Theodor Zingeler, dem Fürstlich Hohenzollerischen Archivdirektor in Sigmaringen, einem unsrer ältesten und verdientesten Hohenzollern-Forscher, stellen wir, um Vergangenheit und Zukunft hoffnungsvoll zu verknüpfen, die Kinderbüste des kleinen Prinzen Friedrich von Preußen, des jüngsten Sohnes des deutschen Kronprinzenpaares. Sie ist ein Werk der Berliner Bildhauerin Lucie L. Wulf, einer

Schülerin Lewin-Funckes, die sich uns vor einem Jahre in einer Sammelausstellung des Kunstsalons von Fritz Gurlitt in Berlin als begabte und geschmackvolle Schöpferin namentlich jugendlicher Bildnisbüsten zeigte. Die Büste des Prinzen Friedrich, vor wenigen Monaten im Kronprinzlichen Palais unmittelbar nach dem Leben entworfen, ist wohl das jüngste Werk der Künstlerin. Die Weichheit des Stoffes (Wachs) hat ihr erlaubt, all die reizvollen, noch unfertigen Eigenwilligkeiten, die so ein Kinderkopf hat, herauszuarbeiten, ohne daß darüber die Kraft des Ausdrucks verlorengegangen oder dem Geläufigen in Anmut und Süßigkeit ein störendes Zugeständnis gemacht worden wäre. — Der Ertrag der Nachbildung — das Original steht im Kronprinzlichen Palais — soll zum Besten der Cecilienhilfe verwendet werden. Anfragen sind zu richten an die Hofkunsthandlung von Fritz Gurlitt in Berlin W, Potsdamerstraße 113.

Zu dieser kleinen Prinzenbüste mag sich ein Knabenbildnis von Hugo Figge gesellen, gleichfalls eine auf der diesjährigen Großen Berliner Kunstausstellung hervorgetretene Arbeit. Figge, ein Düsseldorfer von Geburt und künstlerischer Ausbildung — Professor Peter Jansen war sein Lehrer —, bevorzugt für seine Damen- und Kinderbildnisse aus der vornehmen Berliner Gesellschaft die Pastelltechnik, weiß sie aber je nach der beabsichtigten Wirkung bald dem Ölgemälde, bald der nur getönten Zeichnung zu nähern.

Auch ein farbig wiedergegebenes Bildnis haben wir diesmal unter unsern Kunstblättern. Nicht durch Zufall. Vielmehr wird auf dem Bilde von Theo Schmuz-Baudiß das Porträthafte so sehr von dem Dekorativ-Malerischen überwogen, daß wir dem Beschauer vieles von dem eigentümlichen Reiz des Werkes unterschlagen haben würden, hätten wir hier auf die Farbe verzichtet. Nach der ganzen Auffassung und Technik dieses Gemäldes ist es nicht schwer, die künstlerische Heimat des Malers zu erraten: in München hat Schmuz-Baudiß die Kunstgewerbeschule und die Akademie besucht, ehe er sich selbständig weiterbildete. Schon von den damals entstandenen Bildern gingen zwei in den Besitz des Prinzregenten Luitpold über. Dann kam eine merkwürdige Wendung in das Leben und Schaffen des jungen Künstlers. Während eines Studienaufenthalts in Dießen am Ammersee lernte er die malerische Werkstatt eines Töpfers kennen, deren Innenraum er — draußen regnete es in Strömen — mit aller Ruhe und Sorgfalt auf die Leinwand zu bannen beschloß. Indes er aber vor der Staffelei stand, zog ihn die praktische Arbeit, in der sich der Meister nicht stören ließ, so an, daß er bald selbst an der Drehscheibe saß und sich von dem Alten in den Fertigkeiten des Handwerks, im Drehen, Modellieren, Glasieren und Brennen, unterweisen ließ. Auf die Arbeiten, die so nach und nach entstanden, wurden einflußreiche Persönlichkeiten des Münchner Kunstgewerbes aufmerksam, und bald gehörte der »Töpferlehrling von Dießen« der Künstlergruppe der Vereinigten Werkstätten an, zu der damals u. a. Otto Eckmann, Bernhard Pankok und Bruno Paul zählten. Daraufhin baute er sich in Dießen eine eigne Werkstatt und einen neuen Ofen. Nicht lange, und er begann im Interesse der Vereinigten Werkstätten in der Porzellanfabrik von Swaine & Ko. in Thüringen mit der Anfertigung neuer Scharffeuerporzellane. Als die ersten Stücke davon 1900 auf der Pariser Weltausstellung ausgestellt wurden, erregten sie in Fachkreisen solche Bewunderung, daß der Name Schmuz-Baudiß alsbald seinen Klang bekam und wenige Jahre später an seinen Träger ein Ruf der Berliner Porzellanmanufaktur erging. Hier war zunächst die Abteilung für Unterglasurarbeiten sein besonderes Gebiet; bald aber, nach der Erkrankung des bisherigen Direktors, wurde ihm die gesamte künstlerische Leitung übertragen. Man darf ohne Übertreibung behaupten, daß mit diesem Augenblick ein neuer Entwicklungsabschnitt für die altberühmte, aber auch etwas erstarrte Anstalt begann. Dem neuen Leiter glückte es, den allgemeinen Geschmacksstand der Erzeugnisse zu heben und, ohne mit den geschichtlichen Überlieferungen irgendwo schroff zu brechen, den neuzeitlichen Anforderungen in den Entwürfen wie in der Ausführung zu genügen. Ja, es kam die Zeit, wo die Königliche Manufaktur von Berlin in manchen Dingen wieder tonangebend voranging und mit ihren Leistungen verwandte Anstalten zu gleichen Bestrebungen spornte.

Diese Aufgabe forderte von Schmuz-Baudiß jahrelang so sehr den ganzen Mann, daß ihm die eigne Malerei etwas in den Hintergrund geriet. Er selbst hat jedenfalls stets bescheiden darüber gedacht und sich nie damit an die große Öffentlichkeit gedrängt. Von Haus aus Impressionist, hat er die Anregung zu seinen Bildern meistens aus einem gesehenen und gefühlten Natureindruck empfangen. Peinlicher Naturalismus ist für ihn nie der Weg zum Künstlerischen gewesen; diese Anschauungs- und Ausdrucksart empfand er für die freie Wiedergabe innerlich erfaßter Bilder eher als ein Hemmnis. Seine Technik entspringt der Absicht, die alles umspielende flimmernde Atmosphäre auszudrücken. Deshalb sind die Lokaltöne nicht glatt hingestrichen, sondern durch Einsetzen hellerer und dunklerer Flächen und

Striche im Farbton der Luft aufgelöst. Unser Blatt ist dafür bezeichnend. Und doch bloß »Bildnis«? Gewiß, das Bildhafte und Malerische herrscht vor, aber der dies Bild malte, hatte doch wohl recht, wenn er meinte, jede stimmungshafte Benennung, wie »Dämmerung« oder »Abend«, würde uns den Vorgang in wenig geschmackvoller Weise zu nahe rücken. Das Einfachste war auch hier das Beredteste.

Das Blumenstück von Karl Jacobs beobachtet durchaus die alten strengen Grundsätze feinster und sorgsamster Kleinmalerei. Hier ist jede Blume, jedes Blatt, jede Ranke bis ins feinste Geäder ausgeführt. Man glaubt es auf den ersten Blick zu sehen: das Hauptgebiet dieses 1864 in Minden geborenen, in München bei Berlepsch-Valendas ausgebildeten Künstlers ist die dekorative Malerei. Dank seiner Beherrschung aller Techniken und des gesamten Ornaments hat er früh große Aufträge für die farbige Ausschmückung öffentlicher Gebäude, prunkvoller Gasthäuser und vornehmer Privatwohnungen erhalten und jeden dieser sehr verschiedenartigen Aufträge je nach den Bedingungen und Wünschen eigen durchführen können. Unser Blumenstück hat sich Jacobs als Hauptwandschmuck eines mittelstark beleuchteten, der Ruhe und Zurückgezogenheit gewidmeten Raumes gedacht. Die starke Leuchtkraft der Malerei ist durch Pastelltemperafarbe in Verbindung mit mäßigem Ölfarbenauftrag auf lichten Grund erzielt worden.

Zwei Herbstbilder zum Schluß.

Auch H. Falkes »Herbststurm« ist alte Schule. Aber ebensowenig wie die Herkunft des Malers aus dem guten Handwerk des Zeichners und Lithographen ist seine Vertrautheit mit der Natur zu verkennen. Was er geworden, ist er im unermüdlichen Umgang mit Luft und Licht, Himmel und Erde zu allen Jahreszeiten und Tagesstunden geworden. »Wie ein Indianer« hat er zuzeiten in Wald und Heide gehaust, um immer neue Naturstimmungen zu beobachten und in sich aufzunehmen. Dem »Herbststurm« liegt ein Motiv aus Westfalen zugrunde, aus der sogenannten Senne, einer »öden«, aber an intimen malerischen Schönheiten reichen Gegend. Gesehen und empfunden ist das Bild in jener dramatischen Stimmung des Spätherbstes, »wenn in den Lüften der Sturmwind braust«, die dürren Blätter in wildem Tanz durcheinanderwirbeln und sich in das Toben des Sturmes die Schreie der Krähenschwärme mischen. Technisch betrachtet, setzt sich das Bild aus lauter farbigen Punkten zusammen, deren Wiedergabe ein sehr genaues Aufeinanderpassen der Farbenplatten erfordert. Möchte es gelungen sein!

Eine farbige Aufnahme von dem Kunstphotographen August Rupp in Saarbrücken zeigt eine Birkenallee im Herbst, einen Naturausschnitt, den nicht bloß nach der Farbe, sondern auch nach der Raumverteilung gut abzustimmen gelungen ist. F. D.

Deutsches Reiterlied

Wohlan, wir wollen früh aufstehn
Und woll'n zu unsern Pferden gehn,
Sie satteln und sie tränken.
Und weil wir dann so gut bereit,
Bestehn wir auch im heut'gen Streit,
Das wird die Feinde kränken!
Wohlan voran, wohlauf hurra!
Die deutschen Reiter, die sind da —
Sind da!

Und wenn wir früh im Sattel sind,
Geht's um die Wette mit dem Wind,
Das ist wie Wetterbrausen.
Wir kommen gleich dem Donnerschlag,
In dunkler Nacht, am frühen Tag;
Die Feinde packt das Grausen.
Wohlan voran, wohlauf hurra!
Die deutschen Reiter, die sind da —
Sind da!

Es geht nicht stets Galopp und Trab,
Und muß es sein, wir springen ab,
Dann geht's im Schützengraben.
Die Reiterkugel ist gar gut,
Sie trifft die Feinde bis aufs Blut —
Es geht auch ohne Traben.
Wohlan voran, wohlauf hurra!
Die deutschen Reiter, die sind da —
Sind da!

Und reiten wir zum Heimatstor,
Da stehn die Mädel all davor,
Gar manche wird dann weinen.
Ragt auch manch Kreuz im weiten Land,
Manch stolzes Kreuz am Ehrenband
Soll doppelt leuchtend scheinen.
Wohlan voran, wohlauf hurra!
Die deutschen Reiter, die sind da —
Sind da!

Otto Romberg



Literarische Rundschau

Friedrich Lienhard zum 50. Geburtstag — Die neue deutsche Kriegsdichtung — Literarische Notizen: Emanuel Geibels Werke — Felix Poppenberg †

Friedrich Lienhard

Den fünfzigsten Geburtstag Friedrich Lienhards (4. Oktober) glaubten wir nicht besser feiern zu können, als indem wir ihn selbst mit Jugenderinnerungen in diesem Hefte zu Worte kommen ließen. Der elsässische Dichter, den den Unsern nennen zu dürfen wir heute stolzer sind denn zuvor, tritt so unmittelbar, in seiner unverfälschten menschlichen Persönlichkeit vor uns hin. Denn mehr als von andern geistigen Führern gilt von ihm das Wort, daß der Knabe-Jüngling der Vater des Mannes ist. Aus der Zeit und dem Lande seiner Geburt, aus der Zwiespältigkeit seiner Heimatkultur, aus seinem eignen frühen Selbständigkeitsdrange sind ihm die ernsten Aufgaben und hohen Ziele seines Lebens und Schaffens entsprossen; schon in seinen Kinderspielen und ersten Liebesregungen spüren wir die Überlegenheit des Geistigen und Seelischen über das Sinnliche, die seinem Bilde früh schon das bleibende Gepräge gegeben hat. Mit liebenswürdigem Humor hält er sich in diesen Erinnerungen selber damit zum besten, daß er nie rechtes Glück mit der Bühne gehabt habe, und das wird sich nun, da er das dramatische Alter überschritten hat, wohl schwerlich noch ändern, so sehr auch die Zeit nach geistig-heroischen Stoffen rufen mag, wie er sie in seinem »Gottfried von Straßburg«, seinem »Wieland«, seinem »Heinrich von Ofterdingen« und seinem »Luther auf der Wartburg« gestaltet hat. Was ihm den vollen, lebendigen Bühnenerfolg verwehrt, ist ein gewisser Mangel an Sinnlichkeit, Leidenschaft und Naturkraft, um nicht zu sagen entfesselter Menschlichkeit, wie seiner Lyrik, so viel Inniges, fein und tief Empfundenes sie enthält, jener geheimnisvolle Duft abgeht, der allein aus der Naivität des Gefühls kommt und der erst den letzten bezwingenden Zauber dieser Dichtgattung ausmacht. Statt des Brotes glauben wir manchmal nur das Bäckerschild zu empfangen.

Aber diese Schranken der künstlerischen Form — denn um sie handelt es sich hier — können einem Dichter an Wert und Bedeutung wenig nehmen, der so wie Lienhard in allem, was er schreibt, auf den geistigen Gehalt, die seelische Erlebniswärme und die sittliche Erbauungskraft hinarbeitet. Wie ihm der Inhalt allzeit über der Form, so hat ihm der Mensch allzeit über dem Schriftsteller, ja auch über dem Künstler gestanden. Kaum je — schon in seinen jungen Jahren nicht, geschweige denn in seinen reiferen, wo er sich fest und fester in Zucht nahm — hat er eine Zeile geschrieben, die sich nicht der ihm zugefallenen nationalerzieherischen Sendung bewußt gewesen wäre. Und dort erst, wo dieser sein Beruf eines Mahners, Warners, Weisers und Führers sich ungehemmt auswirken kann, kommt sein Wesen zur vollen Entfaltung, dort erst konnte sich die ganze heilig glühende Werbekraft seiner Persönlichkeit bewähren. In seinen dichterischen Werken, selbst den Erzählungen, Romanen und Novellen, die er in den letzten Jahren fleißiger zu pflegen begonnen hat, stört leicht den Rest von unerlöster Gedanklichkeit, seine erzieherischen Werke dagegen, seine »Wasgaufahrten«, sein »Thüringer Tagebuch«, seine unter dem bezeichnenden Titel »Neue Ideale« zusammengefaßten Aufsätze, vor allem aber die sechs Bände seiner »Wege nach Weimar«, erfreuen sich ganz und ungeteilt des hohen, freien Fluges, der stolzen Kraft und Sicherheit, die nur gewinnt, wer ohne fremde Fesseln und tote Lasten in seinem eigensten Elemente segelt. Tatsächlich hat sich Lienhard seine Gemeinde, eine große, innige und treue Gefolgschaft, mit diesen Büchern geschaffen.* Wohl verbergen sie uns als langsam gereifte Früchte eines zwanzigjährigen Denkens und Erlebens nicht das zögernde Wachstum ihres Schöpfers mit allen Mühen und Schmerzen einer tiefquellenden Entwicklung, aber die große Linie ihres Pfades geht doch fest und stolz und stark bergauf, an dem Stabe einer immergrünen Heimatliebe, einer unerschütterlichen vaterländischen Gesinnung dem Gipfel eines Menschentums entgegen, in dem sich Geist und Seele, Gefühl und Wille, Tat und Weisheit, weltweiter Sinn und wurzelfeste Gebundenheit zu einem versöhnten Bund zusammenfinden.

Der tapfere Verkünder dieses heldenhaften Idealismus hat in Zeiten, wo nur die Kleinkunst der psychologischen Zerfaserung etwas galt, lange beiseitestehen müssen; jetzt, wo der eherne Mund der Geschichte uns aus dem Kleinen

---

* Fast sämtliche Werke Lienhards sind bei Greiner & Pfeiffer in Stuttgart erschienen, zuletzt die gesammelten Gedichte unter dem Titel »Lebensfrucht«, worin auch der Band »Lichtland« und die Kriegsgedichte enthalten sind, ein Band Erzählungen (»Der Einsiedler und sein Volk«), durch den sich als Grundthema das »Aufblitzen der Lebensflamme bei Berührung zwischen Einsamkeit und Außenwelt« zieht, und die Kriegsschrift »Deutschlands europäische Sendung«. Eine Gesamtausgabe wäre erwünscht.

ins Große, aus dem Niedern ins Hohe gerufen hat, schlägt das Herz der Zeit von selbst ihm zu. Dankbar wird sie sich bewußt, wie mächtig er lange vor dem Kriege an der Auferweckung ihrer sittlichen Kräfte gearbeitet, wie er ihren Stolz gestählt, ihren Willen geläutert hat. Aus der Sammlung von Grüßen und Würdigungen, die Wilh. Edw. Gierke als Festschrift zum 4. Oktober 1915 unter dem Titel »Friedrich Lienhard und wir« veröffentlicht (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer), tönt uns schon ein volles Echo dieser Liebe und Anerkennung entgegen; sie wird wachsen und ihrerseits wiederum ein Echo werden der Verinnerlichung, Vertiefung und Erhebung unsers Volkes nach schwerer, großer Zeit. Dann auch mögen sich Lienhards prophetische Verse vom 27. Januar 1914 erfüllen, die seinen »Odysseus auf Ithaka« begleiten:

Jetzt ist die herrliche Stunde, ein Schloß des Geistes zu bauen
Mitten im Herzen Europas, in Deutschlands heiligem Haine ...
Baue, mein Herz! Ja singe, mein Herz! Und es segne dein Schaffen
Jener Gewaltige, der dich geübt hat, einsam zu wandern!

F. D.

Die neue deutsche Kriegsdichtung

Unsre neue deutsche Kriegslyrik, der jüngste Zweig am uralten Baume unsrer Dichtung, hat sich neben einigen gewundenen Anerkennungen sehr herbe oder gar abfällige Beurteilungen gefallen lassen müssen. Schuld daran trug hauptsächlich ihre Überfülle, dieser gewaltige Strom von Liedern und Gedichten, der sich seit dem August 1914 über die deutschen Lande ergossen hat. Jetzt aber, nachdem sich die lyrische Wut der »Vielzuvielen« ausgetobt hat, beginnt allmählich eine selbsttätige Sichtung, die Wasser sickern in den Boden, und heraus heben sich, wenn nicht die Gipfel, so doch die Hügel des Besseren und Bleibenden.

Dem allzu strengen Urteil Julius Babs, der allein den ästhetischen Maßstab gelten lassen wollte, ist jetzt eben in dem jungen Wiener Professor der Germanistik, Dr. Walther Brecht, ein Kritiker entgegengetreten, der den historisch vergleichenden Wertmesser zu Ehren bringt und damit zu einem beträchtlich günstigeren Gesamturteil kommt. Mit Recht hält dieser Literarhistoriker dem reinen Ästhetiker von heute entgegen, daß man nicht schlechtweg die Rosinen von früher mit dem Kuchen von heute vergleichen dürfe, sondern nur das Ganze mit dem Ganzen: dann schaue die Sache ganz anders aus. Aller beängstigenden Massenproduktion ungeachtet stehe — zu diesem Ergebnis kommt Brecht in einem bei Weidmann in Berlin erschienenen Vortrage über »Deutsche Kriegslieder sonst und jetzt« — der Gesamtdurchschnitt unsrer gegenwärtigen Kriegslyrik künstlerisch, mehr aber noch dem Gehalte und der sittlichen Höhe nach über der Durchschnittsleistung aller früheren Kriege, selbst den von 1813 nicht ausgenommen. Er beweist und erläutert das durch einen Rückblick bis in unser frühes Mittelalter, wo die Herrschaft dem geistlichen Liebe auch im Kriege gehörte, und mit besonderer Berücksichtigung des achtzehnten Jahrhunderts, wo langsam das Staats- und bald auch das Volksgefühl durchbricht. Erst bei den Dichtern der Befreiungskriege ist es das deutsche Vaterland, um das es sich handelt; erst seit der allgemeinen Wehrpflicht ist das moderne ethische Kriegslied möglich geworden. Der Gedanke Scharnhorsts, Gneisenaus, Boyens wurde auch der Vater dieses neuen ganz vom freien Opfergedanken durchtränkten Kriegsliedes. Später, in der bangen, trüben Zeit der Enttäuschung und bis 1870 hin, da keine Tat der politischen Wirklichkeit das Lied begeistern kann, wird es nach alter deutscher Art wieder eine Idee, die entflammt, ein geträumtes Heldenideal: der Kaiser. Der Höhe aber, die die Lyrik jener Sehnsuchtszeit z. B. in den Gedichten Geibels erklomm, entspricht wenig die Leistung der Kriegslyrik in dem Erfüllungsjahr 1870/71. Ihr Kennzeichen ist Epigonentum, trefflich in der Gesinnung, aber schwach und unselbständig im dichterischen Können. Als bezeichnend für die dichterische Unkraft des Kriegsjahres erscheinen dem historischen Kritiker die Massen von Parodien, die damals verfaßt wurden, und die Tatsache, daß der einzig würdige Kriegslyriker, Detlev von Liliencron, erst ein Jahrzehnt nach dem Frieden auf den Plan trat. Aber selbst wenn wir seine impressionistischen Kriegsgedichte mit auf die Habenseite von 1870 setzen, bleibt als Gesamteindruck bestehen: wenig verschiedene Formen, ausgesprochene poetische Armut.

Dagegen der Reichtum von heute, im Inhalt, in der Auffassung, im Gefühl, in den Formen! Brecht hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, eine Übersicht nach Gattungen aufzustellen, und füllt schon mit den rohen Schlagworten, die er da findet, drei volle Seiten. Im ganzen betrachtet, zeigt ihm das lyrische Schaffen von 1914/15 gegen früher einen auffallend hohen Stand: ganz anders aufgewühltes Stürmen der vaterländischen Leidenschaft als 1870, und vor allem weit feiner abgestufte Empfindung, eigneren und würdigeren Ausdruck. Zum Beweise gibt er ein paar gut ausgewählte



Proben aus ganz verschiedenen Lagern und Stimmungen: Gedichte von Rudolf Alexander Schröder und Richard Dehmel zum Beweise, wie Rethorik und eigen erlebte Empfindung sich gatten, Gedichte von Hermann Claudius und Hermann Löns als Beleg dafür, daß der Volkston zu einer Kraft und Fülle gediehen ist, die schon alle Sentimentalität abgestreift hat, und endlich ein nach Italiens Kriegserklärung gedichtetes Lied von Albrecht Schaeffer, das in glänzendem, mächtigem Aufbau Klage, Fanfare und Schlachtgesang in sich vereinigt. 1870 hatten wir fast reine Zeitdichtung, auf die Gegenwart gestellt, aber auch auf die Gegenwart beschränkt; 1914/15 greift alles trotz der stärkeren persönlichen Erlebniskraft viel mehr ins Große, Allgemeine und Zukünftige. Und statt des Humoristischen, das im Deutsch-Französischen Kriege einen so großen Raum einnimmt, herrscht jetzt das Pathetisch-Ernste, das zur religiösen Weihe gesteigerte Gemeinschaftsgefühl vor. Dieses Gemeinschaftsgefühl ist vielen unsrer älteren Lyriker mit diesem Kriege geradezu wie eine Erlösung aus ästhetischer Leere aufgegangen, aber auch junge, eben erst aufgetauchte neue Begabungen, wie Walther Flex, Leo Sternberg, Paul Zech, Heinrich Lersch, der Kesselschmied, Karl Bröger, der Sozialdemokrat, und sein Gesinnungsgenosse Alfred Petzold sowie der Österreicher Otto König haben gleich in ihren ersten Gedichten diese weithin wallende Fahne aufgepflanzt. Rechnen wir dazu noch die Lyrik aus Frauenmund, die die kriegerischen Zeiten von früher kaum kannten, so müssen wir dem optimistischen Kritiker zum mindesten darin beipflichten, daß das lyrische Schaffen dieses Krieges in ethischer Beziehung beträchtlich höher steht als das früherer Kriege. Die viel beklagte Mechanisierung der Kultur, dieses unzweifelhafte Kennzeichen unsrer Zeit, hat sich in ihren Wirkungen bei unserm Volke jedenfalls viel geringer gezeigt als in den andern Kulturländern, die die »Kultur« gepachtet zu haben meinen. Was haben die Engländer gegen all unsern flutenden Reichtum? Einen Varietésingsang und pöbelhafte Schmähverse auf unsern Kaiser.

Die hohe Meinung von der Kriegslyrik der Gegenwart, die sich in diesem Vortrage ausspricht, macht es dem Kritiker nicht leicht, aus der immer noch anhaltenden Fülle von Kriegsgedichten wenigstens ein paar Bücher auszuwählen, die vor solchen Worten nicht zu erröten brauchen. Da hat Max Dauthendey bei Langen in München seine Kriegsgedichte gesammelt (»Des großen Krieges Not«), und diese Sammlung verdient schon ihrer eigentümlichen Entstehung wegen unsre Beachtung. Dauthendey wurde vom Ausbruch des Weltkrieges in der Südsee überrascht. Es gelang ihm noch, in Niederländisch-Indien neutralen Boden zu erreichen, aber seine Sehnsucht, von dort aus in das Vaterland zu kommen, wurde nicht gestillt. Diese langende und bangende Sehnsucht, dieses Harren und Hoffen, dieses mit jedem Morgen erneuerte Rütteln an den Kerkerstäben der Einsamkeit hat seinen Gedichten eine eigentümliche Färbung gegeben, eine Mischung von tiefem Schmerz, schäumendem Zorn und trotziger Zuversicht. Man muß sich vorstellen, wie völlig entstellt die ersten Kriegsereignisse durch die Reutermeldungen an sein fernes Ohr drangen, und man wird begreifen, daß hier von vornherein ein neuer Ton in unsrer Kriegslyrik angeschlagen wird. Erst langsam, mit den besseren Nachrichten aus der Heimat, ringt sich aus bangen, aber auch vagen, weichen, allzu aufgelösten Stimmungen der Seele die Zuversicht und der Wille los. Wie von unsichtbaren Armen wird der Einzelne in die Gemeinschaft des Großen und Ganzen, das wir Deutschland nennen, emporgehoben. Manches von diesen Gedichten ist in der Prosa steckengeblieben, so leider auch der Nachruf auf den »Emden«, manches ist eben nur gereimt, aber andres, wie z. B. das kleine schöne Gedicht »Auf die Verstümmelten«, wird zu einem beredten und tröstenden Zeugnis für die Wandlung eines bis dahin in Ästhetizismus befangenen Dichters, zum bebenden Einssein mit seinem Volke:

Du möchtest weinen. Doch siehe, sie lachen und tanzen auf Beinen aus Holz,
Denn sie, die Verstümmelten, wollen nicht für dein lebend Bein,
Nicht für alles Gold der Welt ohne den Heldenstolz,
Ohne Lust der Taten und ohne Lorbeer sein.

Gab es schon vorher manche Brücke, die sich über den einst so drohenden Spalt zwischen protestantischer und katholischer Literatur wölbte, so hat die Dichtung dieses Krieges weiter und erfolgreicher als manches Friedensjahr an der Versöhnung dieses Gegensatzes gearbeitet. Als eine Stimme von Vielen begrüßen wir die der katholischen Dichterin M. Herbert. Was sie uns an Schätzen des Gemüts und der Gedanken zu bieten hatte, was sie aus weltferner, aber auch weltweiser Einsamkeit, aus den Schätzen ihrer gesunden Lebensklugheit, geleitet von den drei Sternen Gott, Mensch und Natur, zu spenden hatte, faßt ihr Gedichtbuch »Verborgenheiten« zusammen (Köln, J. P. Bachem); was diese große Zeit ihr an neuen Erlebnissen geschenkt hat, finden wir in ihrem gleichzeitig ausgegebenen »Kriegsbuch« (ebenda). Ihr starkes Herz ist vor diesem ehernen Schicksal nicht verstummt, ihr Mitleid mit Menschenlos und Menschenleid hat von der Zeit Stahl in



die Adern bekommen, und tiefer denn zuvor packen uns nun ihre hier vereinigten knappen Skizzen und innig beseelten Gedichte aus den Kriegserlebnissen des ersten Jahres.

Ganz anders klingt und klirrt die Kriegslyrik, die Leo Sternberg in losen Flugblättern von Zeit zu Zeit in die Welt schickt (Wiesbaden, Heinrich Staadt). Hier ist alles Kraft, Mut und Flamme, und diese mannhaften Gefühle eines ganz in die mannesstolze Seligkeit des Kampfes aufgehenden Lyrikers schaffen sich eine brausende, wogende Form, die etwas Unwiderstehliches hat. Von allen Kriegsgedichten, die ich kenne, haben diese am meisten Berechtigung, auf ihre Herkunft aus dem »Eisernen Zeitalter« zu pochen.

Leo Sternberg hat in den Wiesbadener Volksbüchern (Nr. 177, ebenda) auch eine Sammlung von Kriegsliedern erscheinen lassen, und gleich seinen eignen Gedichten zeigt auch diese Auswahl, wie er mit sicherem Griff das Eigne, Besondere, das Mark der Lyrik dieser Tage zu fassen weiß. Nicht daß es in diesem Büchlein nur soldatische Klänge vom Schlachtfelde gäbe, aber auch die rein menschlichen Gedichte, die wir da finden, haben in Haltung und Ausdruck etwas, was sie sofort, ehe man noch ihren Inhalt kennt, als Kinder dieses neuen, einzigartigen Krieges erkennen läßt.

Den Tageszeitungen ist bei der ersten Veröffentlichung unsrer Kriegslyrik ganz natürlich eine so wichtige Rolle zugefallen, daß man sich nicht wundern darf, wenn sie den Ehrgeiz haben, aus ihren Spalten eigne Sammlungen zu veranstalten. Nicht allen steht das gut an, denn von einem gesammelten Strauß verlangt man am Ende doch eine gewisse Abstimmung, einen vorherrschenden Grundton, und der ist nur zu erzielen, wenn schon der Charakter und die Haltung der Zeitung so ausgeprägt und gefestigt sind, daß sich eine gewisse innere Einheitlichkeit im Mannigfaltigen von selbst ergibt. Bei der »Täglichen Rundschau«, insbesondere bei ihrer von Dr. Gustav Manz geleiteten Unterhaltungsbeilage, die sich nicht erst durch den Krieg auf den vaterländischen Hochton dieser Zeit heben zu lassen brauchte, ist das der Fall. So fehlt denn auch der Sammlung ihrer Kriegsgedichte, die unter dem Titel »Das Volk in Eisen« erschienen ist (Berlin SW, Verlag der »Täglichen Rundschau«), nicht das Charaktergepräge einer starken, einheitlichen Gesinnung, die für das innere Band sorgt, und schon allein dadurch wird sich dieses Buch einen ehrenvollen Platz unter den Sammlungen unsrer Kriegslyrik sichern. Sein Grundton ist der der Mannhaftigkeit, der Zuversicht und Siegesgewißheit, die über diesen Krieg hinaus in eine stolze Zukunft unsers Reiches weist, wert des Blutes, das um seinen Bestand vergossen worden ist. Aufgebaut in zeitlicher Folge, spiegeln diese Kriegsgedichte getreulich den Wogengang deutscher Empfindung von den Jubeltagen des ersten sommerlichen Siegesüberschwangs bis zu den düstern Winternächten, da wir wohl manchmal die Zähne zusammenbeißen mußten, um das Sorgen und Bangen nicht sehen zu lassen, das uns beschleichen wollte, und die Träne zu verscheuchen, die des Vaterlandes Not uns aus dem Auge preßte. Aber gerade da stieg der Regenbogen der deutschen Kriegspoesie nur um so stolzer empor, und glückliche Gaben des deutschen Humors gaben dem weinenden Herzen einen lachenden Mund. Im allgemeinen wiegen in dieser Sammlung die Namen der älteren lyrischen Schule vor, aber auch ein paar neue aus der Zeit geborene Begabungen wie Walther Flex, Ina Seidel, Rudolf Alexander Schröder, Gustav Schüler kommen mit ein paar guten Proben zu ihren verdienten Ehren. Daß, entgegen einer jetzt in deutschen Landen schon wieder umschleichenden Feigherzigkeit, Ernst Lissauers »Haßgesang gegen England« nicht unterdrückt, sondern mit Betonung mitten in den Band gesetzt worden ist, freut mich besonders.

Dem ernsten, schmerzensreichen, aber auch erhebungsvollen Thema des Opfermutes im Felde und daheim gelten die Gedichte von 1914/15, die Dr. Rudolf Krauß unter dem ernsten Banner »Deutscher Heldentod« gesammelt hat (Stuttgart, Julius Hoffmann). Frei von aller kleinseligen Trauer des Einzelnen wird hier das Heldentum unsrer opfermutigen Krieger gefeiert und der Seelengröße, mit der die Daheimgebliebenen ihr bitteres Leid tragen, der Kranz geflochten. Es ist wohl kein Zufall, daß in dieser Sammlung besonders viele von unsern stillen Poeten, wie Hermann Hesse, Ricarda Huch, Arthur Silbergleit, Will Vesper, vertreten sind, und daß fast ein Dutzend von den Liedern, nicht die schlechtesten, gleich dem deutschen Volkslied statt des Verfassernamens ein »Unbekannt« aufweisen.

Das siebente Heft der hier schon mehrmals mit Anerkennung besprochenen Sammlung »Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht« von Julius Bab (Berlin, Morawe & Scheffelt) ist dem »Soldatenlachen« gewidmet. Der Titel ist mit viel Bedacht und Überlegung gewählt worden. Er sagt uns, daß der Herausgeber den Humor in diesem Kriege zunächst für ein Vorrecht der Kämpfenden hält, und daß er ihn dort am sichersten glaubt vor jener verstimmenden und verletzenden Mischung mit Witz und Ulk, in deren Schlingen nur zu leicht die friedlich Daheimgebliebenen fallen. Und weiter: daß das Lachen zum mindesten für uns Deutsche zu dem erhöhten Leben gehört, das uns jetzt alle trägt. Wer lacht, ist nicht leicht-



sinnig, nicht blind für den blutigen Ernst, der ihn umgibt; er ist nur doppelt lebendig, bis zum Strotzen erfüllt von einem Überschuß an Kraft und Daseinslust, und so darf sein Reichtum es sich leisten, auch die drolligen Umrisse manch kleiner Einzelbinge innerhalb der feierlichen Form des großen Ganzen wahrzunehmen. Der Galgenhumor der Schützengräben und das lachende Sichabfinden des Kulturmenschen mit einem Urwälderdasein im Felde, der Spott über die Neunklugen der heimischen Stammtische und Kaffeeklatsche, der oft zu so urkomischen Erscheinungen führende Gegensatz zwischen Kriegs- und Alltagsleben — all das hat ein Recht, sich in gesunden, munteren Versen ein Ventil zu schaffen. Aus Witzblättern wird man in dieser kleinen Sammlung wenig oder gar nichts finden, desto mehr von unbekannten oder namenlosen Mitarbeitern aus dem Felde. Wie ich Bab kenne, wird er bei dieser Auswahl seinem ästhetischen Herzen manchmal einen Stoß haben geben müssen — es wird dabei keinen Schaden genommen haben, die Sammlung als Ganzes aber hat gerade durch dieses Heft einen Hauch von unmittelbarem volkstümlichem Leben bekommen, der ihr sehr vorteilhaft zu Gesicht steht.

F. D.

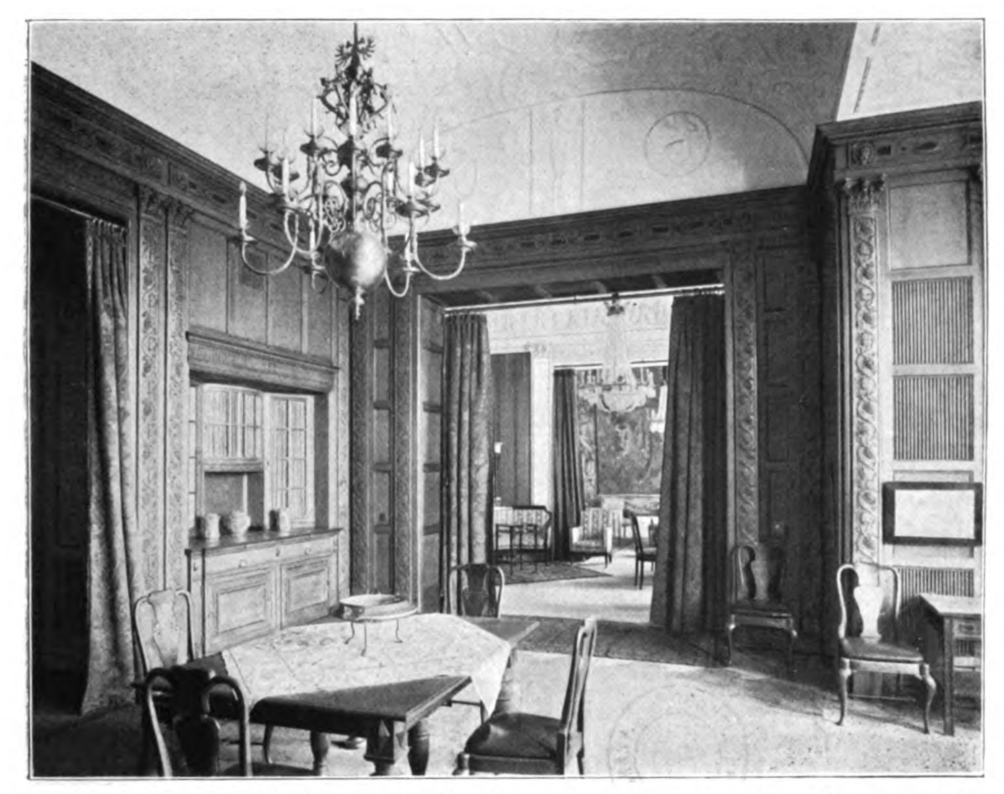
Literarische Notizen

Emanuel Geibels Gesammelte Werke sind zu Anfang der achtziger Jahre, noch zu Lebzeiten des Dichters, in acht Bänden bei Cotta erschienen, leider mit vielen Fehlern im Text wie in der Zeichensetzung und in einer Anordnung, die nach ganz äußerlichen, verwirrenden Gesichtspunkten verfährt. Ein Nachlaßband von 1896 (ebenda) bringt viel Wichtiges und Schönes, namentlich aus der Gedankendichtung und auch der politischen Lyrik (Kulturkampf), läßt aber leider gleichfalls alle Herausgebersorgfalt vermissen. Eine volkstümliche Auswahl in einem starken Bande, herausgegeben von R. Schacht, haben wir seit einem Jahre im Hesseschen Verlage zu Leipzig. Während hier auch das Drama vertreten ist, begnügt sich die Geibel-Auswahl für Deutschlands Jugend und Volk, die der Verein für das Deutschtum im Ausland bei Martin Warneck in Berlin hat erscheinen lassen, mit der Lyrik. Nicht aber allein etwa mit der vaterländischen, wie man nach dem Titel »Hie deutsches Reich für immer« annehmen möchte, nein, auch die Lieder von Wanderlust und Heimatsehnen, Lenz und Liebe, Gott und Natur, und die Sprüche haben ihr bestes für den zeitgemäßen Band hergegeben. Schon der bloße Versuch einer inneren Ordnung, so bescheiden er hier auftritt, tut wohl und läßt manches neu und frisch erscheinen.

*

Felix Poppenberg †. -- Ehe er hier nach einer selbsterbetenen Pause seine Aufsätze über Geschmackskultur im »Reiche der Frau« wieder aufnehmen konnte, ist Felix Poppenberg, noch nicht sechsundvierzigjährig, einem Leiden zum Opfer gefallen, das ihm schon seit längerer Zeit einen Teil seiner Kraft und Frische raubte. Seine Liebe und Arbeit hat schon seit seinen Studentenjahren, wo er sich, ein Schüler Erich Schmidts, eingehend mit der mystischen Richtung in der deutschen Romantik beschäftigte, vornehmlich den leisen, abseits blühenden Reizen dieses Lebens gehört, für die mehr Empfänglichkeit als Schöpferkraft nötig ist. Ein feiner Empfinder voll Spürsinn und Schmiegsamkeit, war er mit einer ebenso feinen Hand begabt, fremde, versunkene oder verblaßte Welten nachzuzeichnen, daß sie vor unsern Augen wieder zu leben und zu schwingen begannen. Aber auch an eignem Geist und Witz fehlte es ihm nicht, diese wiedererweckten Blüten abgestorbener Zeiten mit der unmittelbaren Gegenwart zu verknüpfen und so den Reizen der Dinge selbst den des Kontrastes, der Ironie oder der überraschenden Ähnlichkeit hinzuzufügen. Seine kleine, aber mit äußerster Hingebung gepflegte Welt lag zwischen den großen schöpferischen Gebieten der Kultur, dort, wo Literatur, Gesellschaft und Kunst sich berühren, um all die tausend zarten und zerbrechlichen Kleinigkeiten hervorzubringen, die den Schmuck dieses flüchtigen Daseins ausmachen. Da es uns Deutschen in diesen Dingen an einer zusammenhängenden und starken Überlieferung fehlt, konnte es nicht ausbleiben, daß Poppenberg viele seiner Anregungen aus dem Ausland empfing, und daß er sie weitergab, bevor sie in deutsches Gefühl und deutsche Form umgeprägt waren, oft sogar bevor sie einen deutschen Namen hatten. Er war viel zu klug, um sich dieser Schwäche nicht bewußt zu sein, viel zu ehrlich, um sie nicht einzugestehen, und tapfer genug, sich um ihre Heilung zu bemühen, als ihm — wie so manchem andern unsrer Kunst- und Kulturschriftsteller — der Krieg mit erschreckender Deutlichkeit zeigte, in welche Leere dieser Weg tändelnd-genießerischer Entzückung zu führen drohte. Das Schicksal hat diese Wandlung nicht von ihm gewollt. Ehe er sich noch in sich selber wieder zurechtfand oder auf umgepflügtem Acker von neuem seine Saat beginnen konnte, hat es ihm die Hand auf die schönheitsfreudigen Augen, auf die fleißige Feder gelegt. Vielen aber wird sein Name noch lange mit der Erinnerung an Stunden erlesener geistiger Genüsse verbunden bleiben, wo sich Anmut mit Tiefsinn, Wissen mit Phantasie, Witz mit Innigkeit versöhnte.

F. D.



Speisezimmer aus einem Landhaus im Rheinland — A. Bembé, G. m. b. H. in Mainz

Handwerk und Kunstgewerbe

I

Zimmereinrichtungen und Möbel

Von Ernst Warburg

s könnte Verwunderung erregen, daß wir diese neue Abteilung, die doch von so friedlichen Dingen wie Hausgerät und Wohnungsschmuck handeln soll, gerade jetzt eröffnen, wo noch die eiserne Hand des Krieges schwer auf uns liegt. Aber das ist allzeit unser deutscher Stolz gewesen, und diese Kriegszeit vollends hat es zu einem weithin leuchtenden Ruhmeszeichen unsrer Art und Tüchtigkeit gemacht: in die frischen Furchen des Kampfes streuen wir doppelt freudig und mutig unsre Zukunftssaat. Ein Blick auf Belgien, ein Blick auf Ostpreußen — mehr braucht es nicht, um zu erkennen, was deutscher Aufbau heißt. Geschieht das in Landschaften, über die eben erst die Kriegsfurie dahingerast ist, so müßte Scham und Schande uns packen, wollten wir daheim auch nur das bescheidenste Stück angebauten Kulturlandes verkümmern lassen, etwa unter dem Vorwande, gegenwärtig sei keine Zeit für solche »Friedensdinge«. Was würde das bedeuten? Nichts andres als den Anspruch, wir dürften uns aufs Faulbett strecken, während die da draußen Schweiß und Blut für uns vergießen.

Geschähe dieser Verrat am deutschen Kunstgewerbe, so wäre es ein doppelt schmählicher Verrat. Denn diese Provinz des Kulturschaffens war als ein Land des Sieges und der Triumphe in unsre Hand gelegt, als der Krieg ausbrach, doppelt schön unserm Auge, weil es eine junge Eroberung, doppelt teuer unserm Herzen, weil es ganz aus eigner Kraft urbar und erntereif gemacht worden war. Ein bedeutsamer Zufall wollte es, daß wir diesen Friedenssieg im Wettkampf mit den alten stolzen Kulturvölkern Europas just in Brüssel errangen. Seit der Weltausstellung von 1910 war die Überlegenheit des deutschen Kunstgewerbes auch denen offenbar



Speisezimmer aus einem Landhaus in Mannheim — A. Bembé, G. m. b. H. in Mainz

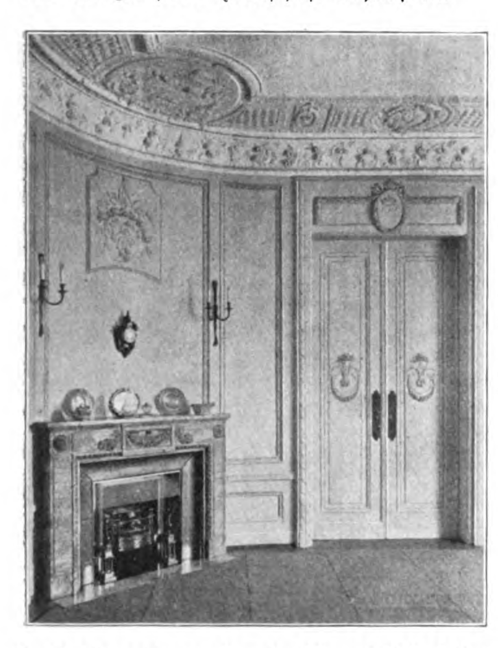
und zweifelsfrei, die bisher, im alten deutschen Erbübel der Fremdlandsbewunderung befangen, den Mut nicht zu sich selber fassen konnten, und von nun an kam jene ruhige Sicherheit über uns, die erst — wie wir nun mal geartet sind — den vollen Segen unsrer Arbeit verbürgt. Und das sollten wir uns durch den Krieg rauben, zerstören oder auch nur verwirren lassen? Nimmermehr!

Aber lernen wollen wir von ihm. Mahnen lassen wollen wir uns, daß jener Sieg nur errungen worden ist dank der Selbstbesinnung, zu der wir uns nach mancherlei Irrungen, Torheiten und Eitelkeiten durchgekämpft haben, daß er nur festgehalten und bewahrt werden kann, wenn wir auf der gediegenen Grundlage heimischer Tüchtigkeit weiterbauen, zu der wir nach einer Zeit selbstvergessener Fremdsucht und wurzelloser Verstiegenheit glücklich zurückgekehrt sind. Diese Grundlage, dieser Heimatboden ist das deutsche Handwerk, das schon im fünfzehnten Jahrhundert Meister wie Adam Krafft, Peter Vischer, Veit Stoß und Till Riemenschneider hervorgebracht und seitdem, wenn auch meist im Verborgenen blühend, oft verkannt und viel mißachtet, seine guten Überlieferungen weiter gepflegt hat. Der Augenblick, wo beide Flüsse, das deutsche Handwerk und das deutsche Kunstgewerbe, wieder in ein Bett geleitet wurden, um hinfort als starker, einiger Strom weiterzufließen, gehört zu den gesegnetsten, die es im deutschen Volks- und Geistesleben gibt. Deshalb unsre Zusammenstellung und Vereinigung: Handwerk und Kunstgewerbe. —

Doch wir wollen uns hier nicht mit allgemeinen Erörterungen aufhalten. Wie fast immer in Deutschland, so ist auch dieser Bewegung eine oft nur zu muntere Theorie zur Seite geschritten, hat geworben, aufgeklärt, gesichtet, erläutert, befestigt und weitergedeutet. Zeitschriften und Vereinigungen — der »Kunstwart« und der Deutsche Werkbund müssen da vor allen andern rühmend genannt werden — haben in unermüdlicher Arbeit dafür gesorgt, daß die großen leitenden Gesichtspunkte, die sich für die gesunde Richtung unsers handwerklichen Kunstgewerbes herausgebildet haben, allen kunstfreundlichen Gebildeten bekannt und geläufig geworden sind: Wahrhaftigkeit, Sachlichkeit, Konstruktionsrichtigkeit,

Zweckmäßigkeit, Gediegenheit, Stoffgerechtigkeit, Bodenständigkeit, Gegenwartstreue, Ausdruckskraft, um nicht alles dies in das eine Wort »Stil« zusammenzufassen. Auch in unsern Monatsheften sind derartige aufklärende, richtende und verwerfende, anregende und fördernde Aufsätze vielfach erschienen, seit etwa zehn Jahren, nachdem die Kinderkrankheiten und Jugendüberschwenglichkeiten der Bewegung glücklich überwunden waren, mit einer gewissen Folgerichtigkeit und Zielbewußtheit. Um so eher dürfen wir es jetzt wagen, uns ohne lange Umschweife vor die Dinge selbst zu begeben und in Proben sprechen zu lassen, was Gutes und Erfreuliches auf dem Gebiete hervortritt.

Das Gebiet ist weit und hat gar viele und mannigfaltige Provinzen. Wir würden ins Bunte und Zerstreuende geraten, wollten wir von vornherein nicht eine gewisse Sonderung und Gliederung innehalten, indem wir das eine Mal Zimmereinrichtungen, das andre Mal Hausgeräte, das dritte Mal Schmuckgegenstände bringen, und so fort in belebendem Wechsel. Die Begleitworte zu den Abbildungen werden sich immer auf das Nötigste beschränken, denn auf diesem Felde soll und darf das Auge seine Herrschaft behaupten.



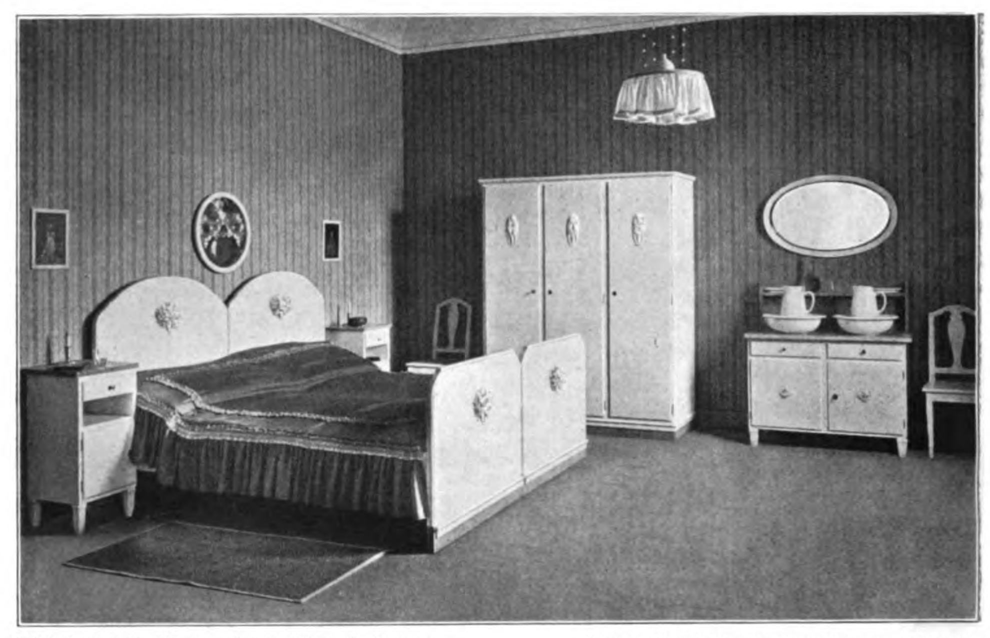
Speisezimmerecke aus einem Landhaus in Wiesbaden
A. Bembé, G. m. b. H. in Mainz



Musiksaal aus einem Mannheimer Landhaus
A. Bembé, G. m. b. H. in Mainz

Wir beginnen mit Zimmereinrichtungen und Möbeln und zeigen da zunächst in vier Abbildungen reichere Ausstattungen von A. Bembé in Mainz. Die Besonderheit dieses weltberühmten Hauses besteht darin, in seinen Erzeugnissen einen Übergang zu schaffen von den geschichtlichen Stilarten, wie sie noch in jüngster Zeit auf unsern großen Passagierdampfern gepflegt wurden — meistens mit übertriebener, schwächlicher Rücksicht auf den vermeintlichen Geschmack der vornehmen Ausländer —, zu einer einfacheren, dem Sachlichkeitsstreben der Gegenwart entsprechenden Zweckstil. So kann das Speisezimmer aus einem Landhaus im Rheinland (S. 295) die Anlehnung an die englische Renaissance nicht verleugnen. Es ist bis zur Decke in geräuchertem Eichenholz getäfelt, mit diskret angebrachten Intarsien und schwarzen Teilen Auch die Decke, in weißgestrichenem Stuck gewölbt, ist dementsprechend reicher gehalten; die Stühle sind mit feurig rotem Saffianleder bezogen. Der Durchblick zeigt zwei dahinterliegende Salons, der erste in Mohagoniholz, der zweite in Zitronenholz.

Das zweite Speisezimmer (aus einem Landhause in Mannheim, S. 296) hat eingebaute Wandschränke, ist gleichfalls bis zur Decke getäfelt, aber weißlackiert. Für die Möbel ist dunkelpoliertes Maha-



Schlafzimmer. Entwurf von A. v. Salzmann — Deutsche Werkstätten A.-G. in Hellerau bei Dresden

goniholz verwendet, Tischdecke und Möbelbezüge sind in Grün gehalten. Auch hier ist die Anlehnung an englischen Geschmack, teils Chippendale (1754), teils altertümelnder Sheraton (1792), unverkennbar.

Dagegen knüpft die in zartem Perlgrau gehaltene Speisezimmerecke aus einem Landhaus in Wiesbaden (S. 297) an den Stil Ludwigs XVI. an. Die Decke hat weißgrauen Anstrich, die Möbel sind in antikgefärbtem Nußbaumholz ausgeführt.

In dem Musiksaal aus einem Mannheimer Landhaus (S. 297)



Anrichte. Entwurf von Karl Bertsch — Deutsche Werkstätten A.-G. in Hellerau bei Dresden



sehen wir den Adamsstil vertreten. Die Täfelungen der Wände, wiederum mit eingebauten Wandschränken, gehen bis zur Decke empor und sind, gleich der Decke, weiß gestrichen, die Wände glanzlackiert; Türen sowie Möbel in dunklem Mahagoni mit Vergoldung nach Entwürfen des Architekten Rudolf Tillessen.

Grundverschieden von diesen Einrichtungen für Häuser, die auf einen gewissen Prunk und mehr oder weniger deutliche historische Beziehungen noch nicht glauben verzichten zu können, erscheinen die vier Einrichtungen der Deutschen Werkstätten in Hellerau bei Dresden. Zeigen jene Mainzer Entwürfe, wieviel wir von unsern Lehrmeistern, erst den Franzosen, dann den Engländern, gelernt haben, wie wir ihnen nur langsam aus den Händen gewachsen sind und eben erst anfangen, Deutsche, ganz Deutsche zu werden, so bieten uns die Hellerauer schon den neuen, deutsch und frei gewordenen zeitgerechten Gewerbestil. Aus dem Schülervolk ist ein Meistervolk geworden, das den Mut zu sich selber hat und die Kraft in sich fühlt, mit seiner Art andern Trotz zu bieten, sie ihm aufzuzwingen. »Wir müssen«, sagte in seiner zukunftsfrohen Schrift »Der deutsche Stil« Friedrich Naumann, »unsre gewerbliche Melodie singen, bis sie überall gehört wird.« An Künstlern, die das tun, fehlt es ja längst nicht mehr; ihrer ist ein ganzer Schwarm, ein ganzer Heerbann.

Die alte Gewerbekunst — und die Beispiele von Bembé belegen das zur Genüge — war aristokratisch, die neue ist bürgerlich und volkstümlich. Sie ist kräftig, ursprünglich, heimatfroh und eigenbewußt im Zusammenklang mit ihrer Zeit. Sie ruht auf dem Handwerk, aber sie hat gelernt, auch die Maschine des Großbetriebes als ein williges und gehorsames Werkzeug zu gebrauchen. Die Hellerauer Werkstätten führten eine Weile den Zusatz »für Handwerkskunst«; dieser Zusatz mußte aufgegeben werden, sollte ein Wettbewerb mit dem Ausland möglich werden, aber die Grundsätze, die durch jenen Zusatz bezeichnet waren, sind erhalten geblieben: erste und letzte Hand ist immer noch »Handwerk«. Das Gerade und Harte, das dadurch in den deutschen Gewerbestil kommt, werden wir in besonderem Sinne als deutsch

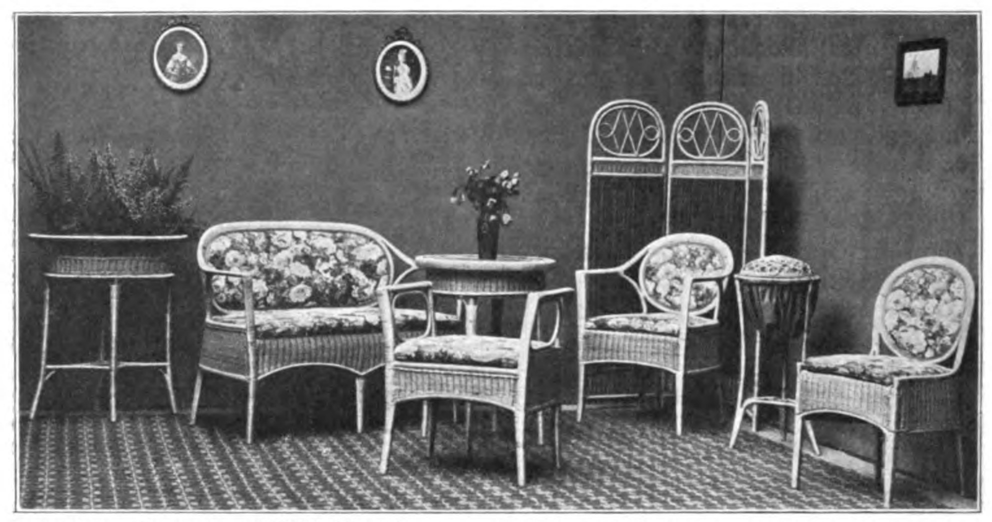


Zimmerecke. Entwurf von Lucian Bernhard
Deutsche Werkstätten A.-G. in Hellerau bei Dresden

und bodenwüchsig empfinden. Der Geist baut sich den Körper; die Konstruktion beherrscht den Bau. Es wird oft über den hohen Preis dieser Stücke geklagt. Nicht ganz mit Unrecht. Dafür haben sie aber auch unendlich viel längere Dauer, vor der Zeit wie vor dem Auge und dem Geschmack



Wohnzimmer. Entwurf von Karl Bertsch
Deutsche Werkstätten A.-G. in Hellerau bei Dresden

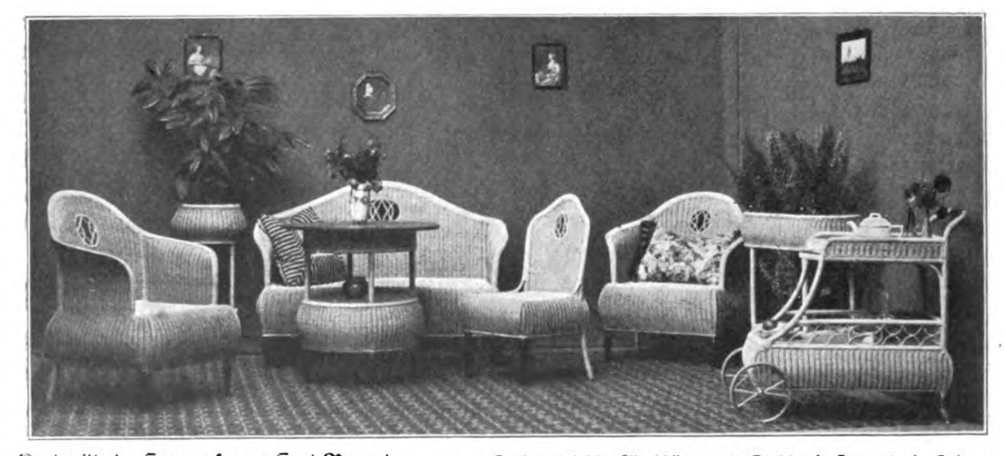

Korbmöbel. Entwurf von M. A. Nicolai — Kunstgewerbliche Werkstätten von Derichs & Sauerteig in Koburg

des Käufers und Benutzers. Und sie sollen ja auch noch für uns zeugen bei denen, die nach uns kommen werden.

Die »Deutschen Werkstätten« sind heute auf dem Gebiete des neuen deutschen Hausrates das größte Unternehmen. Aus der Reihe ihrer künstlerischen Mitarbeiter nennen wir: Behrens, Bernhard, Bertsch, Gußmann, Jos. Hoffmann, Niemann, Riemerschmid, v. Salzmann, Walther. Ihr Hauptaugenmerk richtet sich auf die Bedürfnisse des deutschen Mittelstandes: keine Luxus-, sondern eine Gebrauchs- und Behaglichkeitskunst. Dementsprechend sind denn auch unsre Abbildungen (S. 298 bis 299) ausgewählt.

Als Ergänzung zu diesen Zimmerausstattungen bringen wir aus den Kunstgewerblichen Werkstätten von Derichs & Sauerteig in Koburg zwei Zusammenstellungen von Korbmöbeln nach Entwürfen der Architekten Carl Beyerlen und M. A. Nicolai. Beide Sätze sind aus Peddigrohr gearbeitet und, soweit Polsterung in Frage kommt, mit Künstlerstoff ausgestattet.

Wir brauchen wohl nicht erst zu sagen, daß Korbmöbel nur nach strenger Auswahl auf ihren Zweck hin verwendet werden können. Das Material ist zu leicht, als daß es sich in warm gehaltene Wohnräume ohne weiteres einfügt. Aber in Gartenzimmern, auf Veranden, namentlich in Wintergärten gibt es nichts, was so wie das leichtbewegliche Korbgeflecht für Anmut, Heiterkeit und Behaglichkeit sorgt.


Korbmöbel. Entwurf von Carl Beyerlen — Kunstgewerbliche Werkstätten von Derichs & Sauerteig in Koburg

Walther Schmarje: Trommler vom Erinnerungsdenkmal an die Erhebung von 1813 für die Stadt Zeitz

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Herbst 1915

Der deutsche Weltkrieg



Zeichnung von Carlos Tips

Morgenrot

Es sangen die Soldaten
Das Lied vom Morgenrot.
Ich zog die gleiche Straßen —
Wer wird es mir einst blasen?
Wer leuchtet mir zum Tod?

Ich mußt' wohl bleiben stehen,
Ein Wind anhaucht' mich kalt.
Ein Nebelhorn hört' ich erschallen,
Drei Sterne sah ich fallen
In einen schwarzen Wald.

Meine Seele, bist du's, die da schwebet?
Du steigst zu den Wolken fast.
Es springt aus azurenem Tale
Ein Brünnlein mit goldenem Strahle —
Da halte die erste Rast!

Felix Braun

»Wach' auf, es nahet gen den Tag!«

Ein Weckruf. Von Dr. Fritz Volbach, Leutnant d. L., z. Z. im Felde

Und ein neuer Tag will anbrechen über unserm Vaterlande; ein Tag voll Glanz und Sonnenschein. Schon färbt sich der Osten, und bald wird sie erscheinen, die Lebensspenderin Sonne. Sie wird hereinleuchten in unsre Herzen, in alle Winkel drinnen und alles Ungesunde vernichten. Neugeboren werden wir dastehen, ein neues deutsches Geschlecht, getauft, geheiligt durch das Blut der Helden des großen Krieges. — Wach' auf, es nahet gen den Tag! Fort mit den alten Fehlern und Vorurteilen; die Herzen auf, daß das Licht hineinstrahle, daß der neue Morgen uns bereit finde!

Ich rufe es hinaus in alle Welt: Es gibt nichts Höheres, nichts Herrlicheres, als deutsch sein. Lernt stolz sein, stolz auf euch selbst, ihr deutschen Männer und Frauen, stolz auf euer Vaterland! Lehrt es die Jugend, daß sie heranwachse in diesem Glauben! Denn nichts ist stärker als er; dieser Glaube erzieht Helden, die lachend sterben für eine große Sache. —

Jahrhundertelang hat man uns gelehrt, bescheiden zu sein, zufrieden mit einem Plätzchen im Schatten, jahrhundertelang hat man uns immer wieder gezeigt, wie herrlich weit es die andern Völker gebracht haben; aber für das, was wir selbst Großes geleistet, hat man in falscher Bescheidenheit keine Worte gefunden.

Im engsten Zusammenhange mit diesem nationalen Fehler steht ein andrer, nicht minder großer: der angeborene und durch Erziehung künstlich gesteigerte Sinn für eine historische Auffassung alles Gegenwärtigen; »deutsche Gründlichkeit« nennen es viele fälschlicherweise. Wir sind Grübler, wir wollen jedem Ding auf den Grund sehen und ruhen nicht eher, bis es uns gelungen ist, alle Phasen seines Werdens erkannt zu haben. Das mag man eine Tugend nennen; uns Deutschen aber ist diese Tugend nur zu häufig zum Unglück geworden. Auf diesem Historismus beruht in erster Linie unsre ganze Bildung. Hiervon freizuwerden, heißt sich auf sich selbst besinnen, sich selbst finden.

Wir sind heute, infolge einer falschen Erziehung, kaum imstande, die großen Werke, die der deutsche Geist ersonnen und erdichtet hat, außer Zusammenhang als etwas Gegenwärtiges, uns ganz und allein zugehörig, als ganz deutsch und nichts als deutsch zu empfinden. Versuche es nur! Siehe, da kommt er schon, der »sensus historicus« mit Brille und Perücke, und belehrt dich, daß dieses oder jenes zwar ein deutsches Meisterwerk, aber daß seine Kunst auf eine frühere zurückzuführen sei, und wir es im Grunde dem oder jenem fremden Volke verdanken.

Stehe ich da vor etlicher Zeit mit einem jungen Studenten vor einem unsrer herrlichsten Münster. Ich bin gespannt auf die Wirkung dieses Wunders auf das jugendliche Gemüt. Lange steht mein Begleiter schweigend, wie ergriffen davor; dann aber nimmt sein Gesicht mit einem Male einen pedantischen Ausdruck an, und wie ein alter Professor beginnt er, anknüpfend an irgendeinen Teil des Baues, zu erzählen, daß man den Ursprung dieser Kunst in Frankreich zu suchen habe, wie man das besonders gut an diesem Teil erkennen könne. Von Frankreich ging es im Fluge nach Spanien, und es dauerte gar nicht lange, da waren wir bei den Sassaniden angelangt; und gerade wollte er mich in die Ebene des alten Babylons führen, als plötzlich die Abendsonne durch die Wolken brach und der Dom im purpurnen Feuer dastand. Da blickte er wie beschämt zu mir auf, und schweigend fühlte er die Schönheit deutscher Kunst als ewige Gegenwart. Babylon und Persepolis, Spanien und Frankreich waren plötzlich versunken. Das deutsche Gemüt war glücklicherweise stärker als alle Erziehung und Schulbildung. Gott sei Dank; sonst gäbe es wohl keine deutsche Kultur! Das stete Entwicklungsspüren, das fortwährende Betonen des historischen Zusammenhangs, das alles Gegenwärtige nur als eine Folge des Gewesenen auffaßt, muß niederdrückend wirken, es macht unfähig zu Erhebung und Freiheit der Seele.

Neun Jahre unsers Lebens opfern wir, um uns täglich belehren zu lassen, daß es nichts Größeres, nichts Vollkommeneres auf der Welt gegeben habe als die Antike. Weit über die Hälfte der Unterrichtsstunden dienen der Einführung in diese Welt. Die Antike bilde die notwendige Grundlage für das Verständnis aller späteren Kulturen, besonders der unsrigen; hier lägen die unerreichten Vorbilder, denen wir nacheifern müßten.

War denn die Antike uns wirklich so überlegen?

Stumm und ergriffen habe auch ich das Knie gebeugt vor der ewigen Schönheit der Venus von Milo, und heiliges Grausen hat mich erfaßt vor der dionysischen Kunst des Pergamonaltars; ich habe die Stimmung griechischer Tempel in ihrer reinen Linienschönheit gekostet. Aber hat denn unsre Kunst nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen, und das Herrlichste gerade da, wo sie von antiken Einflüssen nichts weiß? Nehmt nur den einen, einzigen, Grünewald, mit seinem Isenheimer Altar, nehmt unsern Dürer! — Und sind unsre deutschen Dome nicht den Tempeln der Griechen zum mindesten ebenbürtig? Ich gestehe offen, daß mir kaum ein Kunstwerk eine größere Ent-



täuschung bereitet hat als der griechische Tempel. Das war in dem Augenblick, als ich das Innere betrat. Architektur ist Raumkunst. Aber welches Volk hat weniger Verständnis für die künstlerische Gestaltung und Auffassung des Raumes gehabt als das griechische? Das gilt sowohl im einzelnen — im Hinblick auf das Tempelinnere — als auch im ganzen. Stelle man sich nur die Agora von Athen, wie sie Pausanias beschreibt, vor mit ihren vielen Puppen und Gebäuden aller Art, so wird man leicht geneigt sein, sogar über die Berliner Siegesallee milder zu urteilen. Der Raumsinn hat den Griechen offenbar ganz gefehlt.

Wie anders in der deutschen Kunst! Tritt herein in den deutschen Dom! Wie der herrliche Raum das Herz weitet, wie er zu uns redet, wie die Augen, mit Gewalt emporgezogen, hinaufgleiten an den hohen Säulen, wie sie die Gewölbe durchdringen und hineinschauen in ewige, göttliche Gefilde! Und das Licht! Wenn es in wunderbarer Fülle in bunten Kaskaden hereinflutet in den herrlichen Raum, alle Linien weich umschmeichelnd lebendig werden läßt; wenn es die heiligen Gestalten auf hohen Altären verklärt und zu uns reden läßt von göttlicher Schönheit und Erhabenheit — das ist eine Sprache, die in unser Herz bringt, erwärmend und erhellend; das ist deutsche Sprache, die da zu uns redet aus diesen Steinen; das ist die Sprache, die wir verstehen. Jene Kunst, die den Tempel erstehen ließ, redet eine fremde Sprache, deren letztes Wesen uns doch ewig fremd bleiben muß, weil es einem Empfinden entsprungen ist, das mit dem unsern kaum Verwandtschaft zeigt.

Wie in der Architektur, so ist es in allen Künsten. Überall können wir der Antike mindestens Ebenbürtiges entgegenstellen, zumeist aber — besonders in der Musik — übertreffen wir sie weit.

Aber hat nicht selbst ein Goethe, ein Schiller die Antike als das Höchste gepriesen und auf ihr die eigne Kunst gegründet? Das ist nur bedingt richtig. Beide haben der Antike gegenüber eine Stellung eingenommen, die bei aller Bewunderung doch die eigne Freiheit zu wahren trachtet. Beide sind Gegenwartsmenschen. Das Alte hat für sie nur Wert, wenn es lebendig, d. i. gegenwärtig ist. So bezeichnet Goethe die Homerischen Gesänge als »die abgespiegelte Wahrheit einer uralten Gegenwart«, und in demselben Sinne verlangt Schiller, daß der Künstler den Stoff der Gegenwart entnehme, »die Form aber von einer edleren Zeit, ja jenseit aller Zeiten, von der absoluten, unwandelbaren Einheit seines Wesens«. Daß Schiller und ebenso Goethe die Antike für eine solch edlere Zeit hielten, daß sie glaubten, in ihr das Vorbild des eignen Schaffens sehen zu müssen, darin liegt — ich spreche es ruhig aus — die große Tragik nicht nur im Leben dieser beiden Heroen, sondern im Geistesleben ihrer ganzen Zeit.

Geradezu lächerlich erscheint es mir, wenn heute, selbst in dieser großen Zeit, Dichter unsre Taten an denen der Alten messen. Gewiß, Männer wie Leonidas sind wert, in der Geschichte für immer verzeichnet zu stehen, Themistokles und Epaminondas waren sicherlich Helden, aber was jetzt unsre Soldaten täglich an Kühnheit, an Todesmut und Opferwilligkeit zeigen, steht unendlich viel höher als alle jene Heldentaten, die man uns als das Höchste stets gepriesen hat! Wir haben deutsche Helden, jeder Tag gebiert uns neue, und diese sollen unsre Vorbilder sein und werden, sie und ihre Taten sollen unsre Jugend begeistern, von ihnen wollen wir unsern Kindern erzählen, auf daß auch sie nichts Höheres, nichts Herrlicheres denken als deutsche Heldenhaftigkeit, daß sie nichts sehnlicher wünschen als selbstlose, selbstverständliche Hingabe an das deutsche Vaterland.

Es ist nicht nur die Antike, die wir auf Kosten unsrer Geistestaten anbeten, wir haben der Götzen noch viele, aus allen Ländern und Zeiten. Welcher Kultus ist, um nur dies eine noch zu verzeichnen, seit Jahren mit der italienischen Renaissance getrieben worden! Berge von Büchern darüber sind in Deutschland entstanden. Jede höhere Tochter erzählt von Donatello und Ghiberti, von den Muranesen und Ferraresen und kennt Italien von einem Zipfel bis zum andern. Die Erkenntnis aber, daß in Deutschland zu derselben Zeit eine Fülle von Werken aller Art entstanden ist, die denen der Italiener nicht nachstehen, ist nur wenigen bis heutigentags aufgegangen. Der Italiener hat den Wert unsers Besitzes besser gekannt als wir: unserm Dürer weist er einen hervorragenden Platz im Ehrensaal der Uffizien zu Florenz an.

Die wenigsten Deutschen kennen ja ihr eignes Vaterland. Sie reisen in fremden Ländern herum, bewundern bis zur Lächerlichkeit alles Fremde, aber für das Große und Herrliche im eignen Lande haben sie meist keine Augen. Allerdings, so offen und laut wie in fremden Landen preist sich die deutsche Schönheit nicht an; sie will liebevoll gesucht sein. In stillen, heimlichen Winkeln weilt sie mit Vorliebe, in der Einsamkeit mußt du sie suchen. Komm nur, ich will dich in einen solchen Erdenwinkel führen! Folge mir zu dem Dörfchen, das dort in dem lieblichen, von Wäldern umrahmten Tale eingeschlossen liegt, überragt von der schlichten Dorfkirche! Wir steigen empor zu ihr. Tritt nur herein in die ärmliche Halle! Doch du stehst ja still, wie geblendet von hellem Licht. — Und siehe, vom Altar schaut dich



die Gottesmutter an, so innig, so rührend, wie nur eine deutsche Mutter zu ihrem Kinde herniederschauen kann. Dieses Bild aber ist getaucht in ein Farbenmeer von Schönheit und Poesie. Meister Grünewald hat es gemalt, und noch heute thront diese Madonna in dem Dorfkirchlein zu — Stuppach, fern allem Verkehr.

Oder du betrittst die Herrlichkeit des Kölner Domes; du schreitest hindurch durch die stolzen Hallen, bis dich eine stille Seitenkapelle aufnimmt. Das wundervoll gedämpfte Licht, das durch die bunten Scheiben flutet, vermischt mit dem Schein der roten Ampel, dieses Helldunkel deutscher Mystik hat deinen Schritt gebannt. Nun hebst du die Augen, und da steht es vor dir das Wunder, das Meister Lochner hingezaubert hat: Maria mit den Weisen aus dem Morgenlande, das liebliche, auf goldnem Leder gemalte Dombild Alles redet zu dir, alles spricht die Sprache, die die deine ist. Welches Land hat Höheres, Himmlischeres geschaffen als unser Vaterland? Wer wagt es, an solchen Stätten noch von der Vorherrschaft der Antike, der italienischen oder andrer Kunst zu sprechen? Wir Deutsche sind reich, reich an edelsten Geistesschätzen, reich an Werken der höchsten Schönheit; kein andres Volk besitzt Größeres; wir dürfen und wollen stolz sein auf unsern Besitz! Wir haben unvergleichliche Geistesbauten errichtet. Betrachten wir ihre Schönheit, soweit sie im strahlenden Lichte stehen. Die Fundamente aber laßt in der Erde stecken, unsichtbar dem Auge. Entblößt sie nicht; sie ausgraben ist Totengräberarbeit. Laßt uns stolz dem Tage leben, der Gegenwart.

Weil sie Gegenwartsmenschen waren, sind die Griechen so groß und mächtig geworden, hat ihr Geist die Welt beherrscht. Oder habt ihr je gehört, daß sie sich Sorge darüber gemacht haben, ob die Wurzeln ihrer Kultur nach dem alten Orient wiesen, daß sie Ägyptern und Babyloniern, Kretern und andern im Grunde alles verdankten? Nein, was sie geschaffen, das haben sie als ihr Werk betrachtet und in Anspruch genommen und keinem andern Teil daran gegönnt. So haben sie, vorwärts schauend und den Tag benutzend, Werke auf Werke getürmt — Gegenwartsmenschen!

Das will natürlich nicht sagen, daß wir die Vergangenheit und ihre Werke mißachten sollen. Jedes geniale Werk in Kunst und Wissenschaft ist gegenwärtig, ist Gegenwart; in dem Augenblicke, wo wir es als vergangen empfinden, hört es auf, zu bestehen. Es steht zeitlos da, hat ewige Gegenwart. Es ist, was es ist und wie es ist. Daß es aber die Saiten unsrer Seele in Schwingung setze, dazu ist notwendig, daß seine Saiten gleichgestimmt sind. Wir müssen unsre eigne Seele in jenen Werken wiederfinden. Welche aber vermöchten das mehr als die, deren Schöpfer Fleisch von unserm Fleische, Geist von unserm Geiste sind, die Werke unsrer deutschen Meister! Hier ist unser Reich, hier die wahre Lebensluft, der wir zum Atmen bedürfen.

Noch ein Land ist groß geworden dadurch, daß es stets in dem Bewußtsein der Gegenwart gelebt hat: England. Aber trotzdem darf uns dieses Land und Volk nicht als Muster dienen. Gewiß, der Engländer ist Gegenwartsmensch, aber er gleicht dem Geizhals. In seiner Gier nach Besitz hat er nur den einen Gedanken, sein Vermögen zu mehren; das ist ihm der einzige Zweck des Zusammentragens. Durch den Besitz sich die Möglichkeit zu schaffen, das Leben in Schönheit zu genießen, liegt dem Geizhals fern. Sein Haus bleibt kahl und schmucklos. Er kennt nur das Unentbehrliche, das Notwendige. Aber gerade die Werte, welche die Notwendigkeit überschreiten, bilden die Bereicherung und den Schmuck des Lebens. Was kümmern jenen die Grundlagen, die Entwicklung seiner Kultur, was die Werke der Vergangenheit, was die Schätze andrer Völker, außer soweit sie für ihn materielle Werte sind! Einen Einfluß auf sich räumt er ihnen nicht ein, er kennt nur die Gegenwart.

Wir Deutsche aber machen es umgekehrt. Statt zufrieden zu sein mit dem Anblick des Gebäudes, soweit es im Lichten steht, graben wir auch die Fundamente frei. Nur zu oft geschieht es dann, daß unser Auge am Untergrund haftenbleibt und aus der Tiefe heraus nicht mehr zur Höhe des Baues zu reichen vermag. Ein solch mißbrauchter Schmuck ist z. B. der geistige Besitz des klassischen Altertums. Ich möchte die Schönheit dieser Welt um keinen Preis missen, aber sie soll nur Schmuck sein, nicht Grundlage unsrer deutschen Kultur. Auf deutsche Grundlage muß sich die notwendige Reform unsers Schulwesens stellen.

Nicht missen wollen wir die Schönheitswerte der Vergangenheit, auch nicht die fremder Völker, aber sie sollen uns nicht mehr das Auge trüben, daß wir die größere Schönheit unsrer deutschen Geisteswelt nicht erkennen. Jene fremden Werte sind nicht nötig zum Leben, ohne die unsern aber fehlt uns die Lebensluft. Deutscher Geist, lebendiger, stets gegenwärtiger Geist soll unser Tun und Denken erfüllen. An ihm soll unsre Jugend sich nähren. — Auf, die Truhen und Kasten auf! Heraus mit den Schätzen, die unser sind! Wie werdet ihr staunen über den Glanz und die Fülle, wie werden eure Augen trunken werden von all dem Licht, wie wird eure Seele stolz sich erheben!



Begegnung

Ein Zug rollt auf den Gleisen,
Soldaten sind darin,
Die singen lustige Weisen,
Die haben noch leichten Sinn.
Mit Grün den Helm umschlungen,
Am Koppel der Liebsten Strauß,
So ziehen die frischen Jungen,
Die Jüngsten, ins Feld hinaus.

Da kommt ein Zug entgegen,
Der ist nicht laut noch froh;
Sind drin Kameraden gelegen,
Bleich auf blutigem Stroh.
Jäh sind verstummt die Lieder,
Auch hat wohl mancher geweint;
Und Rufe fliegen: „Brüder,
Wir rächen euch am Feind!“

Und die mit Schmerzen lagen,
Fühlen die Wunden nicht mehr,
Und die im geschmückten Wagen
Pressen die Hand ums Gewehr;
Sie hören die rollenden Räder:
An die Front, an die Front, an die Front!
Und, ungeduldig ein jeder,
Spähn sie zum Horizont.

Carl Hagen-Thürnau

Heimaterde

Aus den Schluchten der Berge mit Gebell
Jagen Granaten und Schrapnell
Flammen nieder, und donnernd spein
Sie Brand und Stahl in die Gräben hinein.
Und einen das Feuer niederreißt,
Ein Stöhnen noch: „Bruder — die Erde — du weißt!“
Ein Händedruck, ein liebes Wort,
Und weiter wüten Schlacht und Mord.
Abend und Stille. Der Kampf verloht,
Auf Blut und Leichen sieht satt der Tod.
Vier Kameraden am Waldesrand
Schaufeln ein Grab in den fremden Sand.
Spricht einer — und es bebt sein Mund —:
„Ein Säcklein Erde vom Heimatgrund,
Das trug er wie ein Stücklein Brot
Durch alle Wirren in Luft und Not.
Die Scholle, die jahraus, jahrein
Er pflügte, sollt' mit in sein Kämmerlein,
Daß er, wenn ihn die Stunde rief,
In Heimat- und Vatererde schlief.“
Sie streuten die Erde wie heilige Saat
Auf des Grabes Grund. „Schlaf wohl, Kamerad!“

Wilhelm Lennemann



Österreichs große Stunde

Von Joseph Aug. Lux

Österreich hat die Männer, die es braucht. Es ist ein Trost, zu wissen, daß in Zeiten großer nationaler Schicksalsprüfungen auch bei uns die in scheinbar unfruchtbaren Zeiten still gesammelten geistigen und sittlichen Kräfte die Führung übernehmen, und daß es berufenen Männern mit großen Grundsätzen, reifem Denken und tiefem Volksempfinden vergönnt ist, den »flachen Machern« das Staatsruder aus der Hand zu nehmen. Der Charakterkopf eines Stephan Graf Tisza kann für ewige Zeiten nicht mehr entschwinden. Ebensowenig kann er, der Ungar, aus der Prägung des österreichischen Genius losgelöst werden. Diese in strengster, unerbittlichster Denkarbeit und Charakterkonsequenz abgehärtete Männlichkeit. Kein Philosoph, auch kein Schöngeist, ein Realist von einer Klugheit und Geistesschärfe, die vielleicht erkältend wirkt, vor der aber jede Phrase erstirbt. Ein Staatsmann, der durch und durch schaut, wenig spricht, um so mehr handelt, aber das Wenige, das er sagt, so geprägt und unumstößlich, daß es reif für die Weltgeschichte ist. Durchaus verläßlich, treu, wie der Grundzug des ganzen Mannes. Nicht weniger österreichische Prägung ist der Kopf eines Konrad von Hötzendorf: der geborene Heeresorganisator, dem Erneuerer des preußischen Heeres, von Roon, auch äußerlich nicht unähnlich, nur ins Österreichische gewendet. Ähnliche Physiognomien, ähnliche Kräfte! Oder um den andern Ungarn zu nennen, der neben Tisza an dem österreichischen Staatsruder sitzt, Baron Burian: ein abwägender Beobachter, ein zäh Beharrender und ein kühl Rechnender, dem man es vom Gesicht ablesen kann, daß er nicht gesonnen ist, auch nur einen Zoll des angestammten oder altererbten österreichisch-ungarischen Besitzstandes preiszugeben. Es ist schier kein Zufall, daß wieder ungarische Staatsmänner Österreichs Geschicke lenken, mit ebenso sicherer Hand wie einst jener Ungar, der mit Bismarck das deutsch-österreichische Bündnis schmiedete. Darin liegt der symbolische Geist der Geschichte. Eine Willenskundgebung der österreichischen Völker, daß sie zu Deutschland wollen. Dazu aber müssen sie erst Österreich wollen.

Mit Recht konnte der ungarische Graf Tisza auf die Zeiten Maria Theresias anspielen, damals, als Österreichs Bestand, von allen Seiten bedroht, durch das ritterliche Beispiel der Ungarn wieder gesichert worden war. Heute, in der Stunde höchster Gefahr, wo wir gleich unserm deutschen Bruder von neun Feinden am Leben bedroht und zum Schluß von dem treulosen italienischen Bundesgenossen meuchlings überfallen worden sind, hat sich das große Beispiel aus Maria Theresias Zeit dem Sinne nach wiederholt. Tiroler, Kärntner, Steirer, Ober- und Niederösterreicher verteidigten gemeinschaftlich mit den ruhmreichen deutschen Heeren die Karpathenwand Ungarns, die Ungarn schützen die bedrohte Tiroler Grenze gegen das habgierig verblendete Italien. Österreich, das von den eignen Völkern immer verneint zu werden schien, so daß die Besten fast nicht mehr an Österreich zu glauben wagten, wenigstens nicht laut, um nicht niedergeschrien zu werden, obzwar sie es im Herzen niemals preiszugeben vermochten — dieses Österreich wird, wie immer in Zeiten, wo es um Sein oder Nichtsein geht, von denselben eignen Völkern auf das kräftigste bejaht (was der Wissende nie bezweifelt, sondern immer wieder vorausgesagt hat), sein Lebenswille und seine Lebensfähigkeit vor aller Welt aufs neue erhärtet, was für die Zweifler und wohl auch für die Feinde, die ihre Rechnung auf unsre politische Uneinigkeit gestellt haben, die stärkste Überraschung dieser Zeit war. Das ist Österreichs große Stunde gewesen, die wir uns recht eindringlich vor Augen halten müssen.

Die Größe der Zeit beruht nicht allein in der Schwere des außergewöhnlichen Geschicks, sondern mehr noch in der Art, wie es getragen und überwunden wird. Wie der einzelne Mensch, so haben auch ganze Völker ihren wahren Wert in der Not zu erweisen. Kraft und Tüchtigkeit können nicht aus dem Augenblick heraus geboren werden, sie müssen in dem Wesen des Volkes schon vorgebildet sein, wenn auch verborgen, um dann desto gewaltiger in die Erscheinung zu treten. Das wahrhaft Große ist bei uns immer in verborgener Stille, fast im geheimen entstanden. Ich wähle ein Beispiel aus dem Geist dieser Tage: die k. k.

Motorbatterien, die im ersten Stadium des Krieges bei der Bezwingung belgischer und nordfranzösischer Festungen fleißige Arbeit getan haben. Man kennt den Schöpfer der Kruppschen 42-cm-Geschütze, Professor Rausenberger, aber man weiß nichts von dem anonymen Erfinder der nach den Werkstätten benannten Skodaschen 30,5-cm-Geschütze, ja, ihr österreichischer Ursprung ist erst geraume Zeit nach ihrer Wirksamkeit durch das Lob aus deutschem Munde enthüllt worden. Ich erwähne diesen Fall wirklich nur, weil er geradezu symbolisch dafür ist, wie wenig gerade das wahre Verdienst bei uns zur Ruhmredigkeit neigt, und um ja nicht zuviel aus sich zu machen, lieber in den entgegengesetzten Fehler verfällt und zuwenig aus sich macht, sich scheu zurückhält, sich Schweigen auferlegt, was mit der starken Neigung zur Selbstkritik zusammenhängt und mit der sich nach außen verschließenden Kargheit und Sparsamkeit des Ausdrucks, was oft zu Mißverständnissen führt und über den Reichtum innerer Werte und Gefühle im unklaren läßt; aber es hängt noch mit andern Eigentümlichkeiten der österreichischen Psyche zusammen, die ich im Verlauf dieser Zeilen noch erklären werde.

Seit jenen Augusttagen aber hat sich die Sonne des Ruhms und der Anerkennung, die uns gnädig bescheinen wollte, wieder etwas verdunkelt, besonders nach den zeitweiligen unvermeidlichen Rückschlägen auf den polnischen und galizischen Schlachtfeldern, wo unsern Heeren die wenig dankbare und doch ehrenvolle Aufgabe zufiel, die sich heranwälzende erdrückende Übermacht der Russen, im Verhältnis von neun gegen eins, auf sich abzulenken und zum Stehen zu bringen, so lange, bis Ostpreußen gesäubert und der deutsche Arm freigeworden war, um gemeinsam mit dem österreichischen Bruder zur Offensive überzugehen und den noch immer zahlenmäßig weit überlegenen Feind bis zur Vernichtung zu schlagen. In den dunklen Tagen jener Zwischenzeit hatte sich das freundliche Urteil über Österreich wieder verwirrt, manche abfällige Kritik, das eine oder andre geringschätzige Wort, geschmacklose Witzeleien gingen von Mund zu Mund, die gerade nicht von großer Einsicht und Sachkenntnis zeugten. Die deutschen Führer und Kampfgenossen an der Front dachten wohl anders. Wenn auch der Stachel nicht verwunden sollte, so war in dem schwankenden Zweifel doch die Gefahr der Vorurteile gegeben, von denen man nicht wünschen kann, daß sie sich in der deutschen Bevölkerung festsetzen, weshalb das Stillschweigen über diese Dinge endlich gebrochen werden soll, um sie in der erklärenden Aussprache ein für allemal aus der Welt zu schaffen. Der gute Deutsche weiß, daß durch solche absprechende »Schlagworte« über den österreichischen Bundesgenossen, der ja alles einsetzt, was er zu geben hat, der eignen gerechten Sache nur schlecht gedient ist; ich glaube daher auch ihm aus der Seele zu sprechen. Worte sind eine lebendige Kraft, sie können die Herzen versteinern, aber sie können auch beleben, anspornen und innere Kraftquellen wecken. Gerade der Österreicher mit seinem Hang zur Selbstzerfaserung, der himmelhoch Jauchzende, wenn es vorwärts geht, und der zu Tode Betrübte, leicht Deprimierte, wenn es einmal nicht nach Wunsch gelingt, braucht es, daß man ihm Mut zu sich selber macht, sein Selbstvertrauen stärkt, seine Vorzüge vermehrt, indem man sie anerkennt. Er kann sich nicht selber loben, also müssen ihn die andern loben. Man darf nicht vergessen, daß der Krieg da oben in Galizien und Polen eine widerspruchslose Unterordnung, sowohl der Soldaten wie der Heerführer, verlangte, eine restlose Hingabe und Aufopferung an die gemeinsame Sache, ein ungenanntes Heldentum, das still verblutete. Gewiß ist es, daß vieles bei uns noch nicht so ist wie in Deutschland, namentlich was Organisation betrifft; ich sage darum, daß uns die Deutschen um ihrer selbst willen darin helfen müssen, wir werden es auch noch erlernen.

Aber es gibt auch einen tiefen Grund, warum bei uns vieles anders ist und anders sein muß als in Deutschland. Hier bin ich der Psychologe des Unterschieds, den man verstehen muß, wenn man Österreich verstehen und ihm gerecht werden will. Wir haben wohl unserseits Beweise gegeben, daß wir den Geist, der Deutschland groß und unüberwindlich macht, zu würdigen, zu bewundern verstehen, die abstrakte Schönheit des Deutschtums ist uns voll aufgegangen, wir haben als die mehr sinnenfreudige und



kunstfrohe Abart dieses fruchtbaren Geistes seiner Größe manche Huldigung in unserm Schaffen dargereicht, die man ebensowenig in dem Kulturganzen vermissen möchte, wie man neben der deutschen Art, wenn sie nicht verarmen soll, den Herzenston, das empfindungsmäßige, natürliche und flüssige Wesen, die genialen Gaben der österreichischen Art vermissen wollen wird. Verlangt nicht Gleichheit, verlangt Ergänzung! In diesem Sinne liegt die Stärke der Bundesbruderschaft, in dieser Ergänzung liegt erst die volle Menschlichkeit, die ein Weltvolk besitzen muß, um, von den Mängeln der Einseitigkeit erlöst, wirklich unabhängig zu sein und eine **Weltkultur** zu schaffen.

Trotz der engen Nachbarschaft und Verwandtschaft kennt man uns »draußen« noch zuwenig, man weiß nicht immer recht, was der Sinn Österreichs ist. Ich will versuchen, ihn meinen deutschen Freunden zu erklären. Es ist am besten, ich bediene mich der Methode der Vergleichung und der Gegenüberstellung: Beispiel und Gegenbeispiel. Was Deutschland so groß und mächtig macht, ist die geradezu überirdische Hingabe des Einzelnen an das gemeinsame Ziel, der kategorische Imperativ, die unbedingte, völlige Unterwerfung des persönlichen Ichs unter den Begriff der Gesamtheit und des Staatsganzen. Daraus geht alles andre hervor: höchste Entwicklung der Wissenschaft, der Industrie, der Organisation, der zivilisatorischen Einheitlichkeit. Das ist die Idee Deutschland. In meinem Buch »Deutschland als Welterzieher« habe ich einen Deutungsversuch gegeben.

Unser geschichtliches und psychologisches Zwangsgesetz, dem Österreich sein Entstehen verdankt, lautet anders. Österreich ist entstanden, weil seine einzelnen Teile für sich allein nicht bestandfähig waren oder wenigstens die Freiheit ihrer Entwicklung und ihrer Eigenart nirgend mehr so verbürgt gehabt hätten wie im Völkerverband Österreichs, dessen Sinn im Ring des Frangipani zu lesen ist: Myt Wyllen Dyn Eygen! Aber freilich mit dem gewährleisteten Willen zur nationalen Selbstverwirklichung. Was für das Individuum gilt, gilt auch für die Völker. Österreich ist in Europa das Land der größten persönlichen und völkischen Unabhängigkeit und Eigenart. In dieser Freiheit liegt aber auch eine Bindung. In dem starken Völkerring gehören die Ungarn und Slawen notwendig zum Ganzen. Ihre großen Gaben und entwicklungsfähigen Anlagen sind ein wichtiges Ferment in unsrer Rassenmischung. Ihre geschichtliche und kulturelle Angliederung und Durchdringung erfolgte durch deutschen Geist; aber auch der Deutsche in Österreich ist von ihrem Wesen durchtränkt und von ihren Eigenschaften bereichert. Man muß auch die Ungarn und Slawen kennen, um unsern Sinn zu erfassen und die bewegenden Urkräfte Österreichs zu verstehen. In dieser Legierung der Völkerschaften mit dem deutschen Kulturgeist und dessen Machterweiterung, in der Vereinigung der Menschen und Nationen zur Freiheit und friedlichen Selbstentwicklung liegt die Idee Österreichs.

Freilich haben auch wir die Fehler unsrer Tugenden. Im Vergleich mit dem durchaus einheitlichen und gleichgearteten Deutschland fällt bei uns die Ungleichartigkeit und Mannigfaltigkeit auf Schritt und Tritt auf, die sich aus den Charakter- und Kulturverschiedenheiten der Völkermischung ergeben. Darum fällt bei uns auch das »Organisieren« viel schwerer als in Deutschland, wo alles gleich auf gleich ist. Die kulturelle Ungleichheit versagt es dem Einzelnen, ganz so aufs Ganze auszuwirken, wie er es wünscht oder auch verdient. Daraus erklärt sich wieder die schmerzliche Resignation und die Philosophie der Weltflucht, der gerade die feinsten Geister bei uns verfallen, die ihnen aber oft wieder an Tiefe zurückgibt, was sie an Breite verloren wähnen. Immer aber ist es der Einzelne bei uns, der sich absondert und zu wahrer Größe erhebt, aber auch zur Einsamkeit, wie das Große immer, zu Gipfelpunkten der Menschheit; und anderseits ist das Große bei uns immer nur vom Einzelnen geleistet worden, wenn er sich auch nicht immer beliebt dadurch macht bei uns (siehe Grillparzer, der auch nicht beliebt war). Doch sogar im gewöhnlichen Leben ist jeder gern Individualist, dem allzu strengen Zwang abhold und möchte seine »Extrawurst« haben, was von dem Einzelnen so gut wie von den Völkerschaften gilt. Jedenfalls liegt in dieser glücklichen Völkerjugend kein allzu großer Sinn für »Organisation«, was Grillparzer sehr bezeichnend ausdrückt:



»Ihr schwärmt entzückt, mit begeisterten Blicken — für die Freiheit der Länder, die ohne Fabriken.« Was hat es doch für heimliche und erbitterte Kämpfe gesetzt gegen die so notwendige gemeinsame deutsche Armeesprache, ohne die das Heer in Trümmer auseinanderfiele, in eine babylonische Wirrnis; wie wäre es uns damit 1914/15 ergangen!

Aber die Völker Österreichs wissen, daß ihre Freiheit nur bestehen kann im Anschluß an das Deutschtum; um aber zu Deutschland zu wollen, muß man erst zu Österreich wollen, das ja diese Freiheit verkörpert und verbürgt. Wer je daran zweifelte, hat in dieser Zeit der Tathandlungen gesehen, daß sie wollen. Allerdings wurde dieser Sinn Österreichs oder dieses geschichtliche Gesetz nicht immer erkannt, auch bei uns nicht, obgleich es der echteste und tiefste Österreicher, Grillparzer nämlich, der ein österreichischer Shakespeare genannt zu werden verdient, in seinen Geschichtsdramen und lyrischen Bekenntnissen überzeugend dargestellt und vorgelebt hat. Am schwersten haben es unsre Deutschnationalen begriffen, die nicht erkannten, damals wenigstens nicht, daß uns Anno 1866, wo sich das vollendete, was Friedrich der Große zur Zeit Maria Theresias begonnen hatte, der Geschichtsgeist recht kräftig unsre eigne, ursprüngliche Mission ins Bewußtsein rief. Nur Bismarck hat es erkannt und demnach als Vollstrecker dieses Schicksalsgesetzes gehandelt. Wenn damals die Deutschnationalen wirklich jammerten, Österreich sei ihnen abhanden gekommen, so liegt dieser Phrase zumindest ein Denkfehler zugrunde. Österreich war ihnen gar nicht abhanden gekommen, das hatten sie ja, sie wollten es nur nicht; Deutschland war ihnen abhanden gekommen, aber auch das nicht; die Wahrheit ist, daß sie sich selbst abhanden gekommen waren — verfehlte Zeitprodukte! Sie wollten los von Österreich, fort; aber wohin? Wo könnte denn der Österreicher trotz allen Einwänden es besser haben, glücklicher und mehr er selbst sein, als eben daheim? Müßte er nicht sein Innerstes verlieren und seinen eignen Wert preisgeben, wenn er reichsdeutsch würde? Wäre nicht schade darum? Es wäre ihm nicht gedient und Deutschland nicht gedient. So mußte ihm erst allmählich klar werden, daß es gar kein größeres Glück gibt, als das bleiben zu dürfen, was man von Natur aus ist, worin die wahre Freiheit besteht, und daß der Österreicher, ob Ungar, Slawe oder Deutscher, somit gar keine andre Wahl hat, als Österreicher zu sein und das Beste aus sich zu machen, was man wieder nur vom Kern seines eignen, tiefsten Wesens aus tun kann. Je mehr wir also als Staatsganzes oder als Einzelner zu Deutschland wollen, je ebenbürtiger wir dem großen Bundesgenossen zu sein streben, desto mehr müssen wir unser eignes behaupten und entfalten, weil Deutschland, wie diese Stunde zeigt, ein starkes Österreich braucht und Österreich seine Freiheit nur im Bunde mit einem durch unsre Sonderart verstärkten Deutschland bewahren kann. Wieviel ist gegen dieses österreichische Urgesetz bei uns nicht schon gesündigt worden! Nicht allein von den Parteien, von den jeweiligen Fretterregierungen, die mit ewigen Kompromissen fortwurstelten, einen gegen den andern ausspielten, jeden auf Kosten des andern mit der »Extrawurst« föderten und oft selbst den gebührenden Wurstzipfel versagten, bis alle enttäuscht und gegeneinander aufgebracht waren, weil jeder vom andern behauptete, er hätte ihm die Wurst weggefressen. Aber die Klärung ist unterwegs, die jedem Bestand und Freiheit sichern, aufs neue sichern soll. Das gemeinsam vergossene Blut ist ein stärkerer Kitt als alle Papierereignisse oder Dekrete. Das gegenseitige Vertrauen und der brüderliche Opfergeist »Alle für einen, und einer für alle« sind auf den Schlachtfeldern wieder erstanden, das alte Österreich will ernstlich zu einer Austria nova erwachen in wirtschaftlicher Gemeinsamkeit mit dem deutschen Genius und in der Erkenntnis, daß wir nach Baumeister Solneß im großen wie im kleinen aufeinander angewiesen sind und aus unserm Reich nach dem eignen innersten Sinn Heimstätten schaffen müssen für freie, glückliche und zufriedene Menschen. Das ist die große Stunde Österreichs, in der uns alles wieder aufs neue in die Hand gegeben ist: wir werden sie zu nützen wissen, zum Glück haben wir jetzt ja auch Staatsmänner, die das Werk eines Baumeisters Solneß vollenden können.

Fürwahr, wenn Österreich nicht bestände, es müßte eigens erfunden werden. Seine



europäische Mission ist es nun einmal, die vielen kleinen Nationen zusammenzuhalten, wenn nicht Europa fortwährend von Kriegsfiebern geschüttelt werden soll. Sein Menschheitsberuf aber ist es, alle seine Völker und Söhne auf die jedem Einzelnen erreichbare Kulturhöhe zur freien Entfaltung der Menschlichkeit im besten Sinne zu bringen. Dazu gehört freilich viel unverdrossene Arbeit, weise Rücksichtnahme und Duldsamkeit. Ich meine das auch im Hinblick auf unsre reichsdeutschen Freunde. Wer Österreich falsch oder geringschätzig beurteilt, weil bei uns noch nicht alles organisatorisch so auf der Höhe sein kann wie in dem einheitlichen Deutschland, schädigt den treuen Freund und sich selbst. Wir haben noch viele Rückstände zu überwinden, wir machen kein Hehl daraus und gehen mit uns selbst streng ins Gericht; wieviel aber auch fehlt, man vergesse nicht, daß unsre unverbrauchte Völkerjugend die Reserve der Zukunft ist, und daß aus unsern wechselseitigen Befruchtungen noch ungeahnte schöpferische Kräfte steigen mögen, wenn andre einheitlich organisierte Staaten den Gipfelpunkt ihrer Entwicklung überschritten haben werden. Wer guten Willen hat, nützt sich nur selber; er kann in Österreich in glücklichster Mischung alle Kultureigentümlichkeiten Europas vereinigt finden: die persönliche Freiheit Englands, die leichte, heitere Grazie Frankreichs, sogar die Etikette Spaniens, den musikalischen und architektonischen Genius, der schier italienisch anmutet, das feurige Temperament der Ungarn, die starken Urtriebe und Talente der Slawen, auch ihre Melancholie — dies alles aber harmonisiert und vertieft durch den deutschen Grundton —: ein Europa im kleinen. Und Hand in Hand mit Deutschland wollen wir ja das Europa der Zukunft bilden!

Die Mutter ruft ...

„Meine Mutter hat mir geschrieben,
Ich bin der Alten einziger Sohn;
Bin in der Fremde so lange geblieben,
Hab' fast die Welt durchwandert schon.

Meine Mutter hat mir geschrieben
Drüben vom Hügel am deutschen Rhein,
Daß alle im Feld aus dem Dorf, dem lieben,
Der eine, der fehlt, muß ich nur sein!

Komm heim, komm heim, hat die Mutter geschrieben,
Komm heim aus dem großen, fremden Land —
Und haben sie tapfer den Feind schon getrieben,
Der Kaiser, er braucht auch diese Hand."

Er spricht's und bindet im Garten die Reben:
„Nun muß ich gehen, sie wartet schon —
Nun bring' ich heim mein Herz und mein Leben,
Bin doch der Mutter ihr einziger Sohn."

St. Louis, im Kriegsjahr 1914/15 — Edna Fern



Der Weltkrieg

Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloff (Gießen)

XIII

Als wir unsre letzte Betrachtung schlossen, war es zwar entschieden, daß die Russen sich links vom Bug nicht mehr halten konnten, aber es war nicht gewiß, ob der Vormarsch in unverändertem Tempo weitergehen werde, da man nicht wußte, ob die drei noch unbezwungenen großen Festungen nicht größeren Aufenthalt bereiten würden als Iwangorod und Warschau. Die Frage ist schnell beantwortet worden; die verbündeten Truppen haben einen Siegeszug unternommen, der sich nur mit den Augusttagen des Vorjahres vergleichen läßt. Es ist noch keineswegs möglich, ein völlig klares Bild der weitverzweigten Heeresbewegungen zu geben, die das große Resultat herbeigeführt haben, um so weniger, als wir die Stärke der einzelnen Heeresgruppen bei Freund und Feind nicht kennen; wir müssen uns bescheiden, nach den wenigen bekannten Daten die Hauptsachen herauszuheben.

Nachdem die russische Front zwischen Weichsel und Bug durch die Stöße Mackensens und des Erzherzogs Josef Ferdinand ins Weichen gebracht und die beiden oberen Weichselfestungen genommen worden waren, blieb dem Großfürsten nichts übrig, als schleuniger Rückzug über den Bug, um sich im Inneren Rußlands, so gut es ging, zu verstärken. An Verstärkungen standen ihm vermutlich noch Truppen zur Verfügung, die in Südrußland gegen die Türkei bereitgestellt worden waren, und allerlei wenig oder gar nicht ausgebildete frisch ausgehobene Mannschaften. Die Annahme einer großen Schlacht freilich dicht hinter dem Bug konnte, wie schon früher ausgeführt, schwerlich in Betracht kommen, wahrscheinlich plante er, den Verbündeten den Übergang über den Bug mit Hilfe Brest-Litowsks möglichst lange zu verwehren, unterdessen mit der Hauptmacht das Sumpfgebiet östlich von Brest zu durchziehen und dahinter die Armee wiederherzustellen. Wenn es glückte, unter Preisgabe geringer Nachhuten die Hauptmasse mit Hilfe der Eisenbahnen Bialystock—Slonin—Minsk, Brest—Minsk und Brest—Pinsk ungefährdet durch die Pripetsümpfe zu bringen, so ließ sich vielleicht im Dnjepr-Gebiet eine Schlacht unter günstigen Umständen schlagen: mit zahlenmäßiger Übermacht und gesicherten Verbindungen, während die Deutschen die Sümpfe hinter sich hatten. Wenn die großen Festungen sich behaupteten und beträchtliche verbündete Streitkräfte fern von der Entscheidungsschlacht festhielten, so mußten die Aussichten vollends steigen.

Ein Stück dieser Pläne wurde zunächst dadurch vereitelt, daß die Deutschen durch ihren raschen Vormarsch am unteren Narew und durch den Weichselübergang unterhalb Warschaus Nowogeorgijewsk östlich umschlossen (8. August), ehe ein Teil der darin befindlichen Armee von fast hunderttausend Mann sich dem Rückzug anschließen konnte. Denn schwerlich wird der Großfürst eine solche Masse in der Festung haben festlegen wollen. Sodann erleichterte die rasche Einschließung der letzten Weichselfestung den Eroberern Iwangorods und Warschaus, dem Generaloberst von Woyrsch und dem Feldmarschall Prinzen Leopold von Bayern, die nun jeder Besorgnis für ihre Verbindungen ledig waren, den schnellen Vormarsch nach Osten, so daß Woyrsch, als rechter Flügel der dem Prinzen unterstellten Gruppe, bald Fühlung mit dem linken Flügel Mackensens nehmen konnte.

Das zweite, was die russischen Pläne durchkreuzte, war die taktische Überlegenheit der Verbündeten in den Nachhutgefechten. Nirgend gelang es, sie an den zahlreichen Abschnitten links vom Bug mit geringen Kräften längere Zeit aufzuhalten und einen großen Raum zwischen die russische Hauptmacht und die Verfolger zu bringen; immer wurde nach kurzem, wenn auch zähem Widerstand eine russische Stellung nach der andern erobert und in Gewaltmärschen den Geschlagenen unaufhaltsam nachgesetzt; schon eine Woche nach dem Fall Pragas überschritt der linke Flügel des Prinzen Leopold den Bug bei Drohitschin (15. August); Mackensen warf zwei Tage später die Russen südwestlich von Brest in die Vorstellungen der Festung hinein, während er im Südosten auf dem rechten Ufer den Eintritt in das Sumpfgelände (bei Pisca) erzwang und die Eisenbahnverbindung Brests über Kowel nach Wolhynien bedrohte.

Schon nach diesen Ereignissen war es ausgeschlossen, daß der Großfürst am Bug



durch eine verhältnismäßig geringe Macht so lange Widerstand leistete, bis die Armee das Sumpfgebiet durchzogen hatte; er mußte jetzt in unmittelbarer Fühlung mit dem Feinde die Sumpfpässe gewinnen, was nur unter schweren Gefechten und Verlusten möglich war und ein ungestörtes Sammeln jenseit des Sumpfgebiets vollends zweifelhaft machte.

Wie zwischen Bug und Weichsel scheiterten die russischen Pläne auf den andern Kriegsschauplätzen.

Es scheint, daß die russische Heeresleitung versucht hat, den deutschen Vormarsch durch einen Druck auf die äußerste linke Flanke zu hemmen, wenigstens fanden von Riga und Dünaburg aus mehrere Vorstöße gegen die Armee des Generals von Below in Kurland statt. Sie blieben aber erfolglos (10. August); General von Below vermochte vielmehr in einer Reihe siegreicher Gefechte in Kurland und dem nördlichen Litauen (zwischen Njemenek und Swenta) dem Feinde schwere Verluste beizubringen und die direkte Verbindung zwischen Kowno und Dünaburg zu unterbrechen, ja am Schluß des Monats sogar einen Angriff auf den Dünaübergang Friedrichstadt oberhalb Rigas zu beginnen (29. August) und ihn nach einigen Tagen zu nehmen. Mit dieser Offensive gegen Riga steht im Einklang eine größere Flottenaktion gegen den Rigaischen Meerbusen, die, wie es scheint, zur Einschließung der russischen Flotte in der Bucht geführt hat. Die russische Flotte hat dabei durch den Untergang eines Kreuzers und mehrerer Torpedoboote herbe Verluste erlitten, während unsre zwar einige Boote durch die feindlichen Minen eingebüßt, aber wenig Menschen verloren hat. Die deutsche linke Flanke ist somit gestärkt aus dem Kampfe zu Wasser und zu Lande hervorgegangen, und man darf wohl bald den Einmarsch in Livland und damit die Befreiung einer weiteren alten deutschen Kulturstätte erhoffen.

Noch mehr in die Augen fallen die Erfolge des Generaloberstens von Eichhorn, der die Aufgabe hatte, den Niemen in seinem südlich-nördlichen Laufe zu überschreiten, die Festungen Kowno und Olita unschädlich zu machen und die Verfolgung über Wilna in das polnisch-litauische Gebiet hineinzutragen. Zuerst gelang ihm auf dem linken Flügel ein großer Erfolg: durch mehrere siegreiche Gefechte bahnte er sich von Westen und Südosten her den Weg auf Kowno (8. August) und konnte, nachdem einige große Ausfälle abgeschlagen waren (10. bis 15. August), erst einige Forts (16. August) und am 18. die gesamte Festung erstürmen. Es war eine gewaltige Niederlage der Russen: der Verlust von 20000 Mann und 800 Geschützen bedeutete eine erhebliche Kräfteverschiebung zu ihren Ungunsten, und die strategische Lage wurde sogleich dadurch beeinflußt: die Armee Eichhorn konnte über den Niemen nach Osten und Südosten verfolgen, vor ihrem Zentrum und rechten Flügel wichen jetzt die Russen aus dem bisher hartnäckig verteidigten Waldgebiet von Mariampol bis Augustowo zurück, gaben Olita preis (26. August) und konnten nicht mehr hindern, daß der rechte Flügel sich Grodno beständig näherte. Zahlreiche Gefechte mit vielen Tausenden Gefangener bezeichneten das Vorrücken der Armee auf beiden Seiten des Niemen.

Die rechts sich anschließende Armee des Generals von Scholtz, die bis Anfang des Monats an den Narew vorgerückt war, erzwang den Übergang durch Erstürmung der Stadt Lomza (10. August) und drang in enger Fühlung mit der südlich vorgehenden Gruppe Gallwitz nach Einnahme von Wiszna gegen Osten und Nordosten vor, um den Eisenbahnknotenpunkt Bialystock zu erreichen und die Bobrfestung Ossowetz, die von Westen der Sümpfe wegen trotz allen Beschießungen nicht zugänglich war, von der Rückseite zu fassen. Zu dem Zweck mußte sie den windungsreichen Narew noch einmal überschreiten, was zu heftigen Kämpfen bei Tykmozin führte und die Russen zur kampflosen Räumung von Ossowetz veranlaßte (22. August). Der Vormarsch nach Osten über Bialystock stand nun offen, die Stadt wurde am 25. vom rechten Flügel besetzt und bis Schluß des Monats die Russen noch etwa vierzig Kilometer darüber hinaus verfolgt. Vom linken Flügel wurde die letzte große westliche Festung der Russen, Grodno, gestürmt (1.—3. September) und die Sicherheit der Verbindungen damit abermals erhöht. Gleichzeitig warf die Armee Gallwitz den Feind am Narew unterhalb von Lomza auf den unteren Bug zurück (bis etwa Mitte August), um dann,



die Russen in nordöstlicher Richtung von Abschnitt zu Abschnitt treibend, den Bialowitzer Urwald nördlich zu umgehen. Bis über die Stadt Narew hinaus hatte der Vormarsch bis zum Ende des Monats geführt.

Wenn schon diese Erfolge der vier Heere den nördlichen Teil der russischen Macht erheblich verminderten und es zum mindesten zweifelhaft machten, ob er noch in kampftüchtigem Zustande den Anschluß an die über Brest weichenden Truppen erreichen werde, erfolgte der schwerste Schlag im Süden des Hindenburgischen Kampfgebiets: Nowogeorgijewsk fiel bereits elf Tage nach seiner völligen Umschließung (19. August) und lieferte dem Eroberer Antwerpens, General Beseler, 90 000 Mann und viele hundert Geschütze in die Hände. Es war ein Erfolg, der also an unmittelbarer Wirkung die Einnahme Kownos noch weit übertraf, und seine strategische Bedeutung war natürlich ebenfalls von günstigster Wirkung auf das Vordringen der übrigen Heere, da jetzt eine mächtige Belagerungsarmee zur Unterstützung der vorderen frei wurde und die rückwärtigen Verbindungen nach dem Fall sämtlicher Weichselplätze gänzlich ungestört waren.

Diese Seite kam namentlich den Armeen Leopolds und Mackensens zustatten, die beide in der bisherigen Richtung unter beständigen Gefechten im Vormarsch geblieben waren. Das Ziel des Prinzen Leopold war offenbar, den Feind in den ziemlich unwegsamen riesigen Bialowitscher Forst hineinzujagen oder nördlich abzudrängen und dem General von Gallwitz zuzutreiben, während Mackensen Brest einzuschließen suchte. Da die Festung im Südosten durch Sümpfe geschützt und schwer zugänglich ist, so suchte der Feldmarschall die Stadt nördlich durch den Bugübergang oberhalb Janow zu umfassen. Aber die Russen wiederholten den Fehler von Nowogeorgijewsk nicht; ehe die weite nördliche Umfassung vollendet werden konnte, zogen sie sich heraus und überließen die Festung nach Verlust einiger westlichen Vorstellungen dem Gegner ohne Widerstand, da die jüngste Vergangenheit die Überlegenheit der deutschen und österreichischen Geschütze über die russischen Wälle zur Genüge dargetan hatte (25. August). Auch der Gewinn der leeren und zum Teil zerstörten Stadt war ein großer Vorteil: der Bugübergang und die Aufnahme der Verfolgung in ganzer Frontbreite wurden damit erheblich erleichtert. An demselben Tage gelang auch der nördlichen Armee ein großer Erfolg: sie warf einen Teil der Feinde in den Bialowitscher Urwald, wodurch sie einstweilen unschädlich gemacht worden waren. Die Operationen, die nun folgten, sind in ihren Einzelheiten und in ihrer Bedeutung noch nicht zu übersehen, aber es scheint, daß jene Erfolge die Grundlage zu großen Unternehmungen bildeten. Prinz Leopold nahm die Verfolgung der in den Urwald Geflüchteten auf, wobei er in zwei Kolonnen vorrückte: entlang der Eisenbahn Czeremcha—Wolkowisk, die durch den West- und Nordrand des Forstes führt, und auf der großen Straße durch die südlichsten Teile nach Szereszowo, das am 29. August erreicht wurde. Gleichzeitig hatte Mackensen die Russen von der direkten Straße nach Osten (Brest—Kobrin—Pinsk) abgedrängt dadurch, daß er das etwa fünfzig Kilometer östlich von Brest liegende Kobrin durch das Sumpfgelände von Süden her bedrohte (27./28. August). Den Weichenden blieb für die Hauptmasse nun als einzige Rückzugsrichtung die Straße nach Nordosten über Pruzany nach Minsk offen. Am 29. August mußten sie, nachdem sie noch einmal vergeblich versucht hatten, eine Linie Kobrin—Pudobno (etwa fünfzehn Kilometer südlich von Szereszowo) zu halten, diesen Rückzug antreten, vielleicht in der Hoffnung, sich noch länger bei Pruzany südlich des nördlichen Sumpfgürtels halten zu können. Aber unterdessen hatte der rechte Flügel des Prinzen Leopold Szereszowo, das kaum dreißig Kilometer von Pruzany entfernt ist, besetzt und bald darauf Pruzany genommen (31. August), daher mußten die Russen, bedroht in Flanke und Front, abermals schleunigst den Marsch durch die Sümpfe antreten.

Gleichzeitig blieb auch Leopolds linker Flügel im Vordringen und durchquerte das nördliche Waldgelände bis über den oberen Narew, so daß er die Möglichkeit hatte, nach Bedarf entweder nach Norden zur Unterstützung der Armee Gallwitz oder nach Osten und Südosten zur weiteren Bedrohung der Rückzugsstraße nach Minsk vorzugehen.

Während dieses glänzenden Feldzugs von

der Weichsel bis zur Düna herrschte im Süden auf dem galizischen Kriegsschauplatze lange Zeit Ruhe; die Verbündeten ließen die Russen im Besitz Ostgaliziens jenseit der Zlota-Lipa und sicherten nur in unzerbrechlicher Defensive bis Wladimir-Wolinski den Rücken der Mackensenschen Armee. Erst Mitte August begannen einige Angriffsbewegungen. Die österreichisch-ungarische Armee Puhallo erweiterte ihre Brückenkopfstellung bei Wladimir und erzwang eine Woche später, nachdem sie den Eisenbahnknotenpunkt Kowel besetzt hatte (23. August), den Eintritt in das nördliche Sumpfgebiet. Einige Tage später folgte von dem Stützpunkt Wladimir aus eine neue Offensive gegen die wolhynische Festung Luck (27. August). Ihr Fall (31. August) setzte Puhallo instand, bei weiteren Erfolgen auch die Russen in Ostgalizien im Rücken zu bedrohen. In denselben Tagen brach auch über diese von Westen her das Verhängnis herein: die Deutschen unter Graf Bothmer, die Österreicher unter Pflanzer und Ermolli verließen ihre Verteidigungsstellung (27. August), trieben die Russen bis an die Stripa zurück und nahmen ihnen in wenigen Tagen über zehntausend Gefangene ab.

Noch sind die Operationen auf beiden Kriegsschauplätzen keineswegs abgeschlossen, aber die Erfolge des letzten Monats sprechen schon eine deutliche Sprache: die russische Armee, die ursprünglich ein zusammenhängendes Ganzes von der Ostsee bis zu den Karpathen bildete, ist in zwei Gruppen, die galizisch-wolhynische und die nördliche, zersprengt, die keine direkte Verbindung mehr miteinander haben; ein ungeheures Gebiet, dessen wirtschaftliche Güter zum großen Teil der russischen Zerstörung entgangen sind, ist erobert und damit, wie schon früher ausgeführt, eine sichere Stütze für einen Angriffs- und Verteidigungskrieg von längerer Dauer gewonnen worden; die feindliche Armee, abermals um über dreihunderttausend Mann allein an Gefangenen, weit über zweitausend Geschütze und unübersehbares sonstiges Material vermindert, hat für lange Zeit ihre Schlagkraft verloren. Die Länder, die als Siegespreis in Betracht kommen könnten, Kurland, Livland, Litauen, Polen und die Ukraine, sind zum Teil in der Hand der Verbündeten, zum Teil ist ihre baldige Eroberung zu erwarten.

Im Westen hat auch in diesen Wochen eine größere Offensive nicht stattgefunden, und der in seiner Eintönigkeit die Nervenkraft so aufreibende Schützengrabenkrieg hat seinen Fortgang genommen, ohne Veränderungen im großen zu bringen. Wenn die Engländer einen Teil des Dorfes Hooge bei Ypern eroberten (8. August), so stand diesem Erfolg ein deutscher in den Argonnen mit der Wegnahme des Martinswerkes (1. August) und der Gefangennahme von 2000 Mann (8. September) gegenüber.

Lebendig wie stets seit Monaten war der Luftkampf, und anscheinend haben die Feinde dabei große Verluste erlitten; über ein Dutzend ihrer Flugzeuge sind abgeschossen worden. Ihre Beschießungen von Saarbrücken, Saarlouis und Offenburg haben wohl einige Menschen getötet, aber militärischen Schaden nicht getan, während ohne Zweifel ein dreimaliger deutscher Angriff auf die Ostküste von England und London (9./10. und 12./13. August, 8./9. September) von erheblicher Wirkung auf Docks, Schiffe und andres gewesen ist: schon hieß es, der Hof wolle die gefährdete Hauptstadt verlassen.

Zur See schnitten unsre Streitkräfte ebenfalls günstig ab. Mehrere kühne Fahrten wurden ausgeführt; so zerstörte ein U-Boot in der Irischen See die wichtige Benzolfabrik Harrington (16. August); das Minenschiff »Meteor« vernichtete nach erfolgreicher Minenlegung an der englischen Küste einen englischen Hilfskreuzer (7. August) und konnte, von einer Übermacht bedroht, von seiner Mannschaft versenkt werden, die sich ohne Verlust nach der Heimat rettete. Ein moderner englischer kleiner Kreuzer und ein Zerstörer fielen dem unerwarteten Angriff deutscher Torpedoboote an der jütischen Küste zum Opfer (17. August), ein englisches Unterseeboot wurde in der Ostsee vernichtet, und nach norwegischen Zeitungen soll noch ein englischer Hilfskreuzer mit etwa hundertundfünfzig Mann versenkt sein.

Der Handelskrieg nahm seinen Fortgang und rief durch den Untergang des großen Dampfers »Arabic« (19. August), der besonders zur Munitionsbeförderung

benutzt wurde, einen neuen Zwischenfall mit Amerika hervor, dessen diplomatische Erledigung allerdings bald bevorstehen soll.

Der Kriegsschauplatz, auf dem England jetzt die Entscheidung zu erzwingen sucht, ist nicht der westliche, sondern der südöstliche. Es ist verständlich, weshalb die britische Regierung so hohen Wert auf die Fortsetzung des opferreichen Dardanellenfeldzugs legt: eine Freigabe der Meerengen würde den Türken gestatten, ihre Heere, die jetzt Konstantinopel schützen müssen, nach Ägypten zu führen, und bei der Gärung im Nillande wäre ihnen gewiß ein rascher Erfolg beschieden. Verlust Ägyptens und des Suezkanals bedeutet aber mit der Unterbrechung des direkten Weges nach dem Indischen Ozean das Ende der englischen Weltherrschaft zur See und eröffnet für deutsch-türkische Unternehmungen vom Roten Meer aus unabsehbare Perspektiven. Einnahme der Dardanellen und Konstantinopels dagegen würde England für immer vor dieser Gefahr sichern und den Russen den Bezug fremden Kriegsmaterials, dessen sie so sehr bedürfen, erleichtern. Deshalb hat England seine neuausgerüsteten weißen und farbigen Divisionen nicht mehr nach Frankreich, sondern nach der Halbinsel Gallipoli geführt; nicht weniger als hunderttausend Mann sollen nach vielen Berichten am Anfang August hier neu gelandet sein. Die Hauptmasse landete an der Suvlabucht nördlich des bisherigen Kampffeldes, um den Türken in Flanke und Rücken zu stoßen; aber auch diese ungeheure Anstrengung war vergeblich. Es gelang nicht, über einen schmalen Küstenstrich hinauszukommen; an der ausgezeichneten Haltung der Türken und ihren trefflichen Vorbereitungen scheiterten alle Angriffe, so tapfer sie auch unternommen wurden und so umfangreich die artilleristische Vorbereitung auch war. Alle entscheidenden Höhen blieben im Besitz der Türken, und am Schluß des Monats scheinen die Engländer nach einem Verlust von etwa fünfzigtausend Mann an Toten und Verwundeten die Stürme einstweilen eingestellt zu haben. Zu dem Verlust zu Lande kam der zur See: ein deutsches Unterseeboot versenkte einen Transportdampfer mit weit über tausend Mann (14. August).

Schon haben die Engländer anscheinend darauf verzichtet, mit eignen Kräften den eisernen Wall zu durchbrechen, und ihre Bemühungen um fremde Hilfe erneuert. Da die Kriegsneigung der Balkanstaaten in demselben Grade wie die Kampftüchtigkeit der russischen Armeen dahinschwindet, so hat die englische Regierung in den letzten Wochen einen Druck auf Italien ausgeübt, damit dieses eine Armee in Kleinasien, etwa bei Smyrna, lande und durch direkten Marsch auf Konstantinopel oder einen Ostangriff auf die Dardanellen die Entscheidung bringe. In der Tat hat Italien, vor der englischen Drohung, die Kohlenlieferungen einstellen und keine finanzielle Beihilfe leisten zu wollen, zurückweichend, den Krieg an die Pforte erklärt (21. August), aber das Landungsunternehmen ist einstweilen noch nicht begonnen worden. Durchsichtig ist die italienische Politik noch keineswegs, weshalb wir uns ein Eingehen darauf ersparen. Fast widersinnig erscheint es, eine Armee von mindestens hunderttausend Mann in den Orient zu schicken, während gleichzeitig Tripolis neue Truppensendungen erfordert und der Krieg gegen Österreich noch auf demselben Fleck wie in den letzten Monaten steht.

Neben den militärischen treten die politischen Ereignisse weit zurück. Die Tagung des Deutschen Reichstags hat dem Reichskanzler noch einmal Gelegenheit gegeben, vor aller Welt darzulegen, wie politisch defensiv die Haltung unsrer Regierung vor Ausbruch des Krieges gewesen ist, und durch Veröffentlichungen aus den belgischen Archiven abermals das gute Recht Deutschlands gegen Belgien zu erweisen. Es geht deutlich daraus hervor, wie gut die belgische Regierung durch ihre Vertreter im Ausland über die offensive Politik des Dreiverbandes und die defensive Deutschlands unterrichtet war, als sie sich von den englisch-französischen Lockungen umgarnen ließ. Die einmütige Bewilligung eines neuen Zehnmilliardenkredits, die nur ein zur komischen Figur gewordener Abgeordneter zu versagen wagte, offenbarte ebenso den Entschluß, auszuhalten, wie der Ton, der aus den ganzen Verhandlungen sprach. Die Andeutung, die der Reichskanzler über die Befreiung Polens machte,



gibt das Recht zu der Vermutung, daß territoriale Verschiebungen im Osten, wo sie das Lebensinteresse der deutschen Nation und die Sicherheit vor neuen russischen Angriffen erheischen, eintreten werden.

Gleichzeitig tagten auch die Parlamente in Rußland und Frankreich und standen beide unter dem Zeichen der Unzufriedenheit mit der militärisch-politischen Lage. Die heftigen Angriffe der Duma auf die schlechte Verwaltung und die Bevölkerungspolitik der Regierung — es erhoben sich sogar Stimmen gegen die Verfolgung der Deutschen und Juden, obgleich der allgemeine Deutschenhaß keineswegs nachgelassen hat — beweisen, wie sehr mit der militärischen Macht auch das Ansehen der Regierung gesunken ist. In Frankreich hatte das Ministerium Mühe, den Kriegsminister vor den Anklagen einer wichtigen Partei wegen ungenügenden Sanitätsdienstes und ungenügender Achtung vor den parlamentarischen Rechten zu retten, ja, selbst an der obersten Heeresleitung wurde hier und da Kritik geübt. Was als Ersatz Joffres vorgeschlagen wurde, eine kollegiale Leitung der Operationen, kann man freilich nicht ernst nehmen. Aber Anzeichen einer friedlichen Wendung in der öffentlichen Stimmung sind nicht vorhanden; immer noch hat man die Hoffnung auf eine Niederlage der Deutschen in Rußland nicht aufgegeben. Der mächtige englische Einfluß in Paris arbeitet in derselben Richtung. Denn daß die englische Regierung den Krieg nicht aufgeben kann, solange sie Ägypten vor den Türken nicht gesichert sieht, ist einleuchtend. Im Volke freilich zeigen sich immer wieder Symptome, wie die Lohnunruhen unter den Arbeitern, die den Krieg nicht als durchweg nationale Sache erscheinen lassen.

Auf dem Balkan nimmt die Werbetätigkeit unverminderten Fortgang. Wie wenig günstig die Sache des Vierverbandes hier steht, erhellt schon aus der Tatsache, daß Venizelos, der das hellenische Ministerpräsidium wieder übernommen hat, jetzt eine unbedingte Neutralitätspolitik verkündet hat. und daß Bulgarien im Begriff steht, einen Vertrag mit der Pforte zu schließen, der sein Gebiet bis an die Tore von Adrianopel ausdehnt, ihm aber wohlwollende Neutralität auferlegt. Die Versuche des Vierverbandes, Bulgarien durch Abtretungen von seiten Serbiens zu gewinnen, sind dagegen wie früher gescheitert.

Abgeschlossen am 9. September 1915

Kriegsgedanken

Gott gibt uns allen einen Schleppdampfer mit: die Hoffnung. Er sinkt, und wir sind wrack. Aber um die Hoffnung zu schützen, müssen wir auch selber die Hände rühren, die uns der Wille des Schöpfers gegeben hat. Wir dürfen sogar Unterseeboote gegen offenkundige Todfeinde bauen.

*

Nur wer das Glück in der Arbeit entdeckt hat, kann sein Glück rufen. Höchste Aufgabe der Eltern: das Kind dem ersehnten Arbeitsgebiet zuzuführen. Aufgabe des Staates: das Volk an seinem Hause mitbauen zu lassen. Das Volk will Freude an seinem Werk haben. Darum auch ging und geht es in den Krieg.

*

Und, deutsche Frauen, seid Mütter euren Kindern! Dazu gehört Einsicht in die ewige Entwicklung. Vermuttert nicht Söhne und Töchter! Vermutterte Nachkommen stellt ihr auf das Gleis vor den heranbrausenden Zug. Die neue Zeit aber wird sogar manchen nichtfahrplanmäßigen Zug schicken.

Max Bittrich

Verantwortliche Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9.
Vertretung für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrkergasse 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Einsendungen nur nach Anfrage an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften“ in Berlin W 35. Lützowstraße 84 a. Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

H. Grimm 1914

Hör' uns gütig, Herr und Gott!
Wend' hinfort Schwer-Not und Spott
Mit gerechter starker Hand
Ab von allem deutschen Land,
Das in tausend Wandeljahren
Alles Schwerste hat erfahren!
Dass es allzeit aufrecht steht,
Höre unser Bittgebet:
Gib ihm kein zu volles Glück
Das sich wandelt rasch in Tück!
Schirm' es vor des Siegs Verirrung,
Vor des Übermuts Verwirrung!

Sorg' und Müh' und Kampfesnot
Lass bestehn uns Herr und Gott,
Dass die alte deutsche Kraft
Nicht vermorschet nicht erschlafft,
Dass uns nicht nach alter Weise
Zwietracht neu in Ohnmacht reisse.
Lass, o Herr uns stark und schlicht
Leben in der Arbeit Pflicht,
Dass wir stets in frommer Scheu
Üben deutsche Sitt' und Treu; —
Wie dein Will' dann mag geschehen,
Wird dein Volk mit Kraft bestehen.

A. A. Haaff

Hugo Grimm: Gedenkblatt an 1915

Aus den Gedenkblättern für Gefallene, herausgegeben vom Dürerbund. Verlag von Georg D. W. Callwey in München



Das Land der gotischen Dome

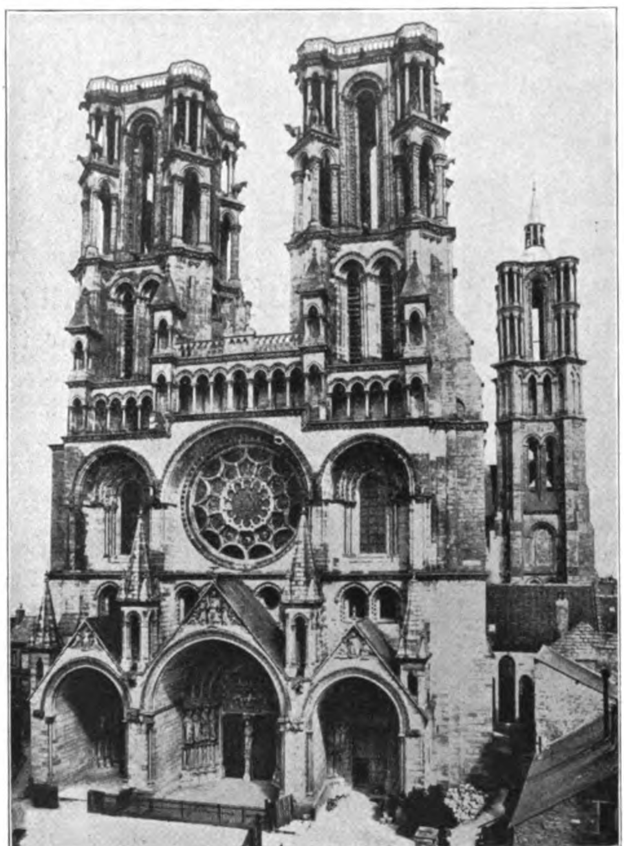
Von Dr. Paul F. Schmidt, z. Z. an der Westfront

Der Haß des Krieges hat uns nicht blind gemacht gegen die Kulturwerte andrer Völker, wie er unsre Feinde blind gemacht hat. Der Lärm um die angebliche Zerstörung der Kathedrale von Reims wird immer denkwürdig bleiben für das Benehmen zweier Nationen in der Stunde der Prüfung. Während die Gegner falsches Zeugnis erhoben gegen unser Heer, daß es aus wildem Zerstörungstrotz das unschätzbare Kleinod vernichtet habe (und dabei ganz vergaßen, sich um das Schicksal der schönen, aber minder berühmten Kirche St-Remy zu sorgen, deren wahrscheinlicher Fall einen der deutschen Generale vor Reims bekümmerte), blieb es von Anfang an das angestrengte Bemühen der deutschen Heeresleitung, die Kathedrale zu schonen, trotz allen feindlichen Batterien und Beobachtungsposten. Und nicht bloß dem Reimser Dom galt das ehrliche Bemühen des Feindes. Vorbeugenden Denkmälerschutz im großen zu treiben, haben wir im Frieden in Deutschland gelernt. Dann, als der furchtbarste Krieg sich Hunderte von Kilometern breit durch eins der ältesten und denkmalreichsten Kulturländer Europas entfaltete, mit Grauen und Vernichtung uraltes Kathedralenland bedrohend, stand keiner unsrer Führer, man möchte fast sagen kein deutscher Soldat an, den wichtigsten Denkmalsschutz in Feindesland auszuüben: zu bewahren, was heil geblieben; zu retten, was die Furie bereits erfaßt hatte. In diesem Sinne ist Löwen aus einem Schandnamen rasch zu einem Ruhmestitel des deutschen Namens geworden.

Man stelle sich einmal vor, daß die ungeheure Schlachtfront durch ein Gebiet geht, das so reich an alten Bauwerken ist wie beispielsweise das schwäbische Unterland von Tübingen bis Heilbronn und Nördlingen, oder wie der Mittelrhein von Mainz bis Koblenz und Köln. Ein solches Land aber ist der Nordosten Frankreichs. Die fünfhundert Kilometer lange stehende Schlachtfront geht mitten durch den alten Kulturboden, den wir als die Wiege der Gotik, der Kunst des hohen Mittelalters, betrachten müssen, seitdem vorurteilslose Forschung, vor allem von deutschen Gelehrten, den Ursprung dieses später so ungemein »deutschen« Stils in Pikardie und Isle de France festgestellt hat. Und unmittelbar vor und hinter den Fronten liegen die schönsten und wertvollsten, die unersetzlichen Zeugen des wundervollsten Werdeprozesses, den die Welt seit den Tagen des Perikles jemals gesehen hat: der Entstehung der reinen Gotik zwischen 1140 und 1240, bezeichnet durch den Anfang von Saint-Denis und

Noyon, durch den klassischen Höhepunkt von Reims, Amiens und Beauvais.

In der Tat, ein wunderbares Land, das den Schauplatz des Weltenringens abgibt. Wunderbar nicht bloß durch die Tatsache, daß hier auf einem verhältnismäßig engen Raum an lauter Monumentalbauten sich die Gotik von dem örtlichen Versuch einer Verbesserung der Gewölbetechnik (in Saint-Denis durch Abt Suger, 1144) zum Range eines weltbeherrschenden Stils entwickelte. Dieses bedeutet ja nur eine der Willensäußerungen bei einem innerlich reifen und fruchtbaren Volk, in einer ungeheuer gesteigerten Zeit. Ein Land, das für deutsche Augen sehr wenig Reize besitzt; von langweiliger Anmut und allen Charakter ertötenden Fruchtbarkeit, arm an Wäldern und Bäumen, süßlich und herzlos wie die Gemälde Monets und Sisleys; kurz, ein paysage, aber keine Landschaft, französisch korrekt, elegant, aber ohne sichtbare Erinnerung an die Welle von Energie, die sie einst ausgeströmt hat. Ob man nach einem solchen Lande — auch Flaubert wußte seine Trostlosigkeit in »Madame Bovary« künstlerisch zu würdigen — jemals Heimweh empfinden kann?



Laon: Westseite der Kathedrale (12. Jahrhundert)

Gleichviel: dieses zuckersüße Land der charakterlosen Täler und Tälchen war im 12. und 13. Jahrhundert der Herd titanischer Kräfte. Daß von seinen Lebensäußerungen nur die Schöpfung der Gotik sich dem Gedächtnis der Menschheit (und zwar erst nachträglich!) eingeprägt hat, lag an den unglückseligen politischen Verhältnissen. Frankreich hat seine dreißigjährigen Kriege Jahrhunderte früher als Deutschland erlebt. Daß die Fruchtbarkeit und Spannkraft des Nordostens sich politisch mit dem Faß der Danaiden abmühte, lag an den Gegebenheiten: im Nordosten beengte das reiche und mächtige Flandern die französischen Könige, im Südosten Burgund, im Nordwesten die Normannen, seit der Eroberung Englands durch sie im 11. Jahrhundert besonders furchtbar: der größte Teil Frankreichs war im Besitz der Engländer. Am Anfang des 15. Jahrhunderts sah es so aus, als ob es mit einem selbständigen Frankreich überhaupt zu Ende gehe. Aber die Zähigkeit des alten Stammes war so stark, daß kaum ein Jahrhundert nach diesem tiefsten Fall Franz I. es unternehmen konnte, der habsburgischen Weltmacht entgegenzutreten, ein starkes und geschlossenes Frankreich hinter sich.

Im 12. Jahrhundert war von einem einigen Frankreich sowenig die Rede wie zu Cäsars Zeit. Nicht nur, daß den Königen von Frankreich weder Burgund noch Normandie und Poitou gehörte: der ganze Süden konnte weder politisch noch kulturell überhaupt zu Frankreich gerechnet werden. Er gehörte in den Kreis der Mittelmeer-



Amiens: Kathedrale. Blick durch Hauptschiff und nördliches Querschiff

länder und sah in Mittelitalien und Aragon nähere Verwandte als in Normandie und Isle de France. Hier geschah der erste und auch furchtbarste Anprall der nordischen Energie. Die überall eingeengten Franken erwählten sich zum Gegenstand ihres überschüssigen Kampfeifers das entfernteste Objekt, und unter der Maske der Kreuzzüge begann einer der grausamsten und erbittertsten Vernichtungskriege, die die Welt gesehen hat.

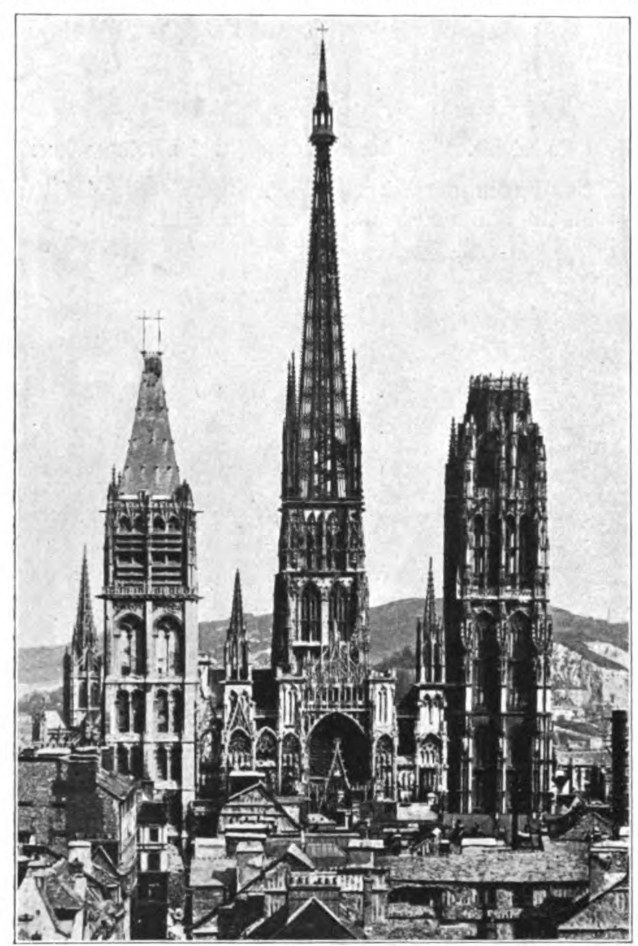
Denn es war ein Erobererland, dies Heimatland der Gotik. Derselbe unbezähmbare Fanatismus trieb die Pfeiler und die Gewölbe der gotischen Chöre so hoch empor, bis sie trotz aller raffinierten Statik einstürzten, wie das zu Beauvais geschah, und erzeugte jene in gleicher Weise aus mystischem Hingebungsdrang, aus sehr irdischem Golddurst und aus den Instinkten alten Blutrausches gemischte Ekstase, deren historischen Nie-

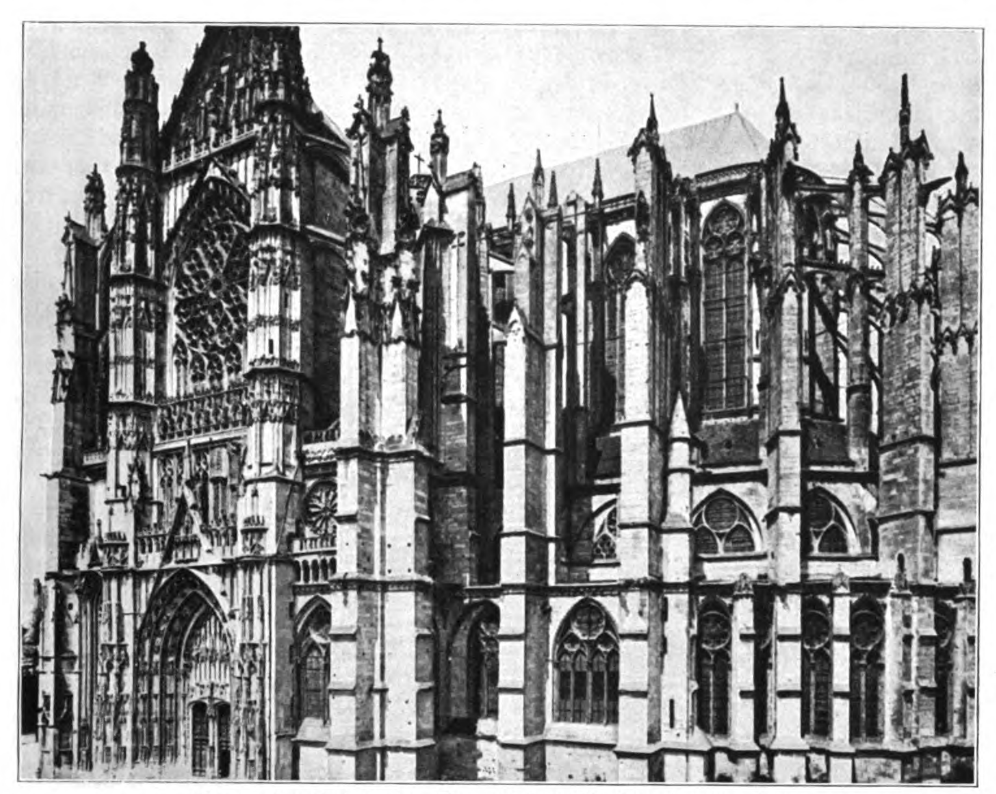
Beauvais: Kathedrale. Chor

derschlag die Kreuzzüge bildeten. Es ist ein unfehlbares Zeichen für die Volkspsychologie, daß diese Ekstase von denselben Gegenden ihren Ausgang nahm und die nachhaltigste Nahrung sog, welche die Gotik erzeugte; wo Grafen und Fürstinnen sich — das ist unwiderleglich bezeugt und keine Mönchslegende — in heiliger Begeisterung vor die Wagen spannten, die Baumaterial für die Kathedralen heranschafften und sich Gott zu Gefallen zu niedrigen Handlangerdiensten gelobten.

Man sieht, es fehlt noch die politische Konzentration, die Frankreich seit dem 17. Jahrhundert so furchtbar gemacht hat. Oder vielmehr die Politik ging von der römischen Kirche aus, nicht vom Königtum. Die Schöpfung des gotischen Stils war ein Werk dieser mit so wunderbarer Tatkraft innere Kräfte zu äußerem Vorteil wendenden Priesterherrschaft; die nächste Veranlassung zu einer Verbesserung der Gewölbetechnik und damit der Entstehung des Spitzbogens und der Frühgotik: das Bedürfnis der Kanoniker nach erweiterten und prächtigeren Domchören. Mit unübertroffener Menschenkenntnis benutzten sie den ungeklärten Mischmasch erhabener und gemeiner Instinkte, um die Befreiung des Heiligen Landes zu predigen. Und mit denselben Mitteln erregten sie den Neid des Nordens gegen die glücklichere Provence, welche den unverzeihlichen Fehler begangen hatte, vom orthodoxen Glauben abzufallen. Ob es gegen die Moslemin ging oder die Brüder an den Ufern der Rhone und Garonne — das war den Leuten aus der Pikardie und aus Burgund gleich: wenn es nur für den heiligen Glauben und die vielleicht noch wichtigere Füllung des eignen Säckels ging. So begann der erste und wohl entsetzlichste der innereuropäischen Glaubenskriege, von dem uns Deutsche leider meist nur durch Lenaus gutgemeinte aber mittelmäßige Romanzenfolge, allenfalls auch durch Geibels »Jagd von Béziers« eine ungenügende Kunde erreicht: der Kreuzzug gegen die Albigenser.

Südfrankreich, und zwar nicht etwa nur die Provence, sondern fast noch mehr das Aquitanerland mit der Hauptstadt Toulouse, war im 12. Jahrhundert unstreitig das lebensvollste, freimütigste und künstlerischste Land des christlichen Europas; das Land, dessen vorgeschrittene Kultur den Nachbarn das Muster und Beispiel gab, von dessen Höfen Poesie, vornehme Sitte und freiheitliche Gesinnung ausging; mit einem Worte, es spielte, nur in noch umfassenderer und international wirksamerer Weise, die gleiche Rolle wie drei Jahrhunderte später Florenz. Auch unsre höfische

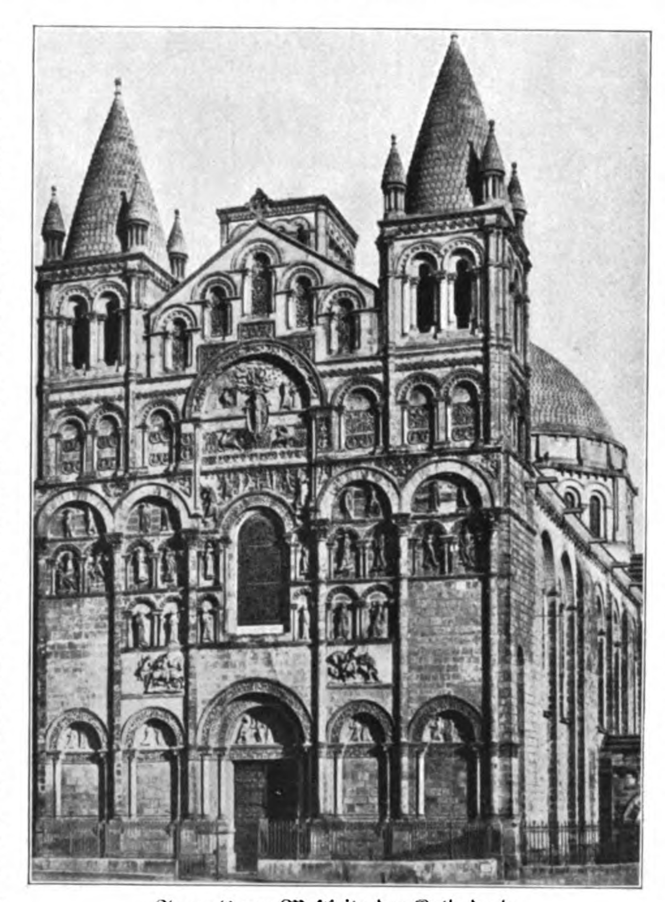

Rouen: Kathedrale. Die drei Türme



Beauvais: Kathedrale. Chor mit dem Strebewerk von außen

Poesie im 13. Jahrhundert ist nicht denkbar ohne den provenzalischen Vorgang. Was die bildende Kunst dem Lande verdankt, ist seinem ganzen Umfange nach noch nicht erforscht: es genügt, festzustellen, daß die erste Erneuerung der Antike dort erlebt wurde, wo die Fassade von St-Gilles eins der reinsten und edelsten Beispiele der Anwendung römischer Triumphbogenordnungen gab und die Bildwerke von Arles die Nachfolge klassischer Überreste dem Norden vermittelten.

Und dies Land mußte naturgemäß auch auf kirchlichem Gebiet zuerst das Recht persönlicher Freiheit aufstellen. Mehr als zweihundert Jahre vor Huß war hier durch die Sekte der Katharer eine feinere Auffassung des Christentums erstanden. Das hochkultivierte Volk ergriff sie mit Freudigkeit, der mächtige und gebildete Graf Raimund VI. von Toulouse wurde ihr Beschützer. Welch ein Glück hätte dieses schöne, von der Natur überreich begabte Land schon im Mittelalter genießen können; welch eine Freiheit inmitten der starren Bräuche und Geistesfesseln rechts und links! Aber eben dieses durfte nicht sein; gegen die Autorität der Kirche war Auflehnung das ruchloseste Verbrechen. Der Kreuzzug ward gegen die Albigenser gepredigt — so nannte man sie nach der tolosanischen Stadt Albi —, und aus dem Norden strömte Heer um Heer auf das unglückliche Land herab, in Strömen von Blut die voreilige Freiheit zu ersäufen. Was half die Tapferkeit der ritterlichen Provenzalen! Der Norden war unerschöpflich, der Reichtum des Landes lockte die plünderungslustigen Mordgesellen aus aller Welt herbei zu einem Werk, das Gott wohlgefiel und den eignen niedersten Instinkten so wohlwollend entgegenkam. Allein bei der Einnahme von Béziers kamen an 20000 Menschen ohne Unterschied des Alters und Geschlechts um. Als einige inmitten dieser Schlächtereien Bedenken trugen wegen der dabei mitbetroffenen Rechtgläubigen, rief der fanatische Abt Arnold von Citeaux: »Schlagt nur alles tot, Gott wird die Seinigen schon herausfinden!«



Angoulême: Westseite der Kathedrale

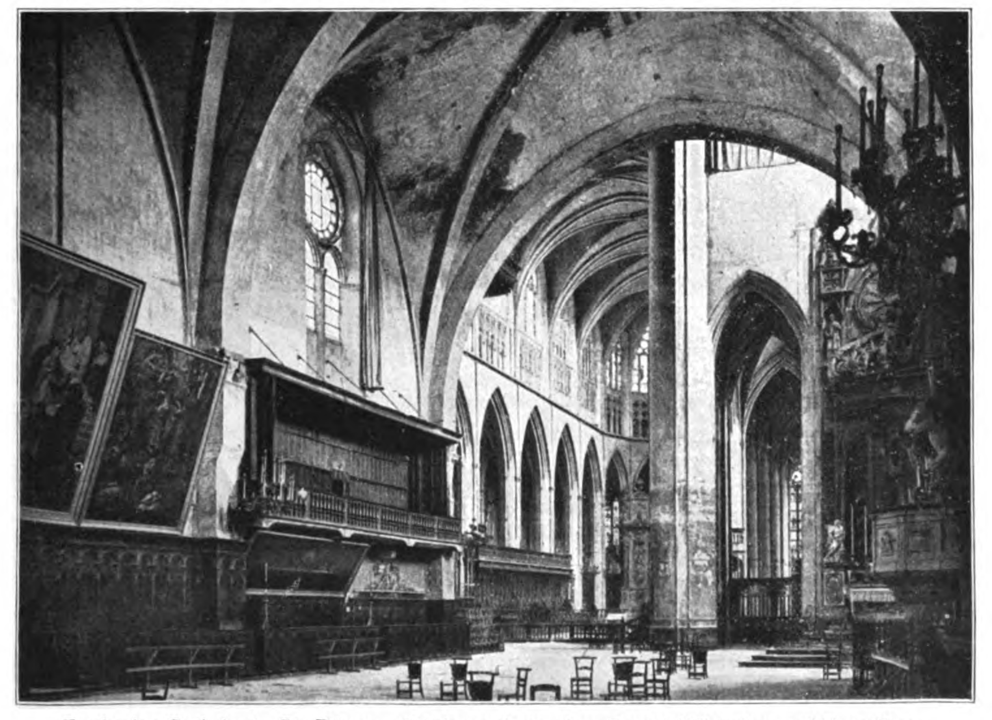
Südfrankreich war verblutet. Aber der stolze Sieger war nicht zufrieden mit der politischen Unterjochung des Landes: die architektonische mußte ihr auf dem Fuße folgen. Die Zeit, in der das geschah, die Wende vom ersten zum zweiten Drittel des 13. Jahrhunderts, sah die höchste Entfaltung der Gotik und mit ihr die logische Notwendigkeit der internationalen Verbreitung des Stils. Er war reif geworden, Ausdrucksmittel des gesamten mittelalterlichen Geistes von Europa zu werden; ja, er war es von Natur, und so blieb den andern Völkern nichts übrig, als ihn willig oder widerstrebend anzunehmen. Denn wenn die Gotik auch ursprünglich bloß von einer technischen Neuerung ausging, dem Rippen- und Pfeilersystem für die Gewölbe, so war sie doch in den Hauptwerken des hohen Stils, den Kathedralen von Chartres, Reims, Amiens und Beauvais, zu einer so transzendentalen, man möchte fast sagen verstiegenen Form des Gotteshauses gelangt, daß es darüber hinaus schlechterdings keine Steigerung gab und der mittelalterliche Mensch (nicht anders als der moderne) in ihnen die höchste Verkörperung seines Glaubens, seiner Sehnsucht zu Hinterwelten und Überschwenglichkeiten der Seele sehen mußte. Im Äußeren eine hochgereckte, die Städte weit überragende, herrisch gebietende Masse, von sinnverwirrend zerklüftetem Strebewerk eingehüllt, wie von geheimnisvollen und unverständlichen Zeremonien das Meßopfer umhüllt wird, trat die Kathedrale doch erst im Inneren mit der ganzen Inbrunst und Einseitigkeit der wahrhaften Gläubigkeit dem Frommen entgegen. Die drohend zur Höhe weisenden Pfeiler, die mystische Kraft des Lichts, das durch farbige Riesenfenster dringend alle Räume mit einer berauschenden Musik von leuchtender Substanz erfüllte, die scheinbare Unendlichkeit des Raumes, der ein architektonisches Symbol des Himmelsdomes selber darstellt und dem Menschen seine eigne Kleinheit vor die Empfindung rückte, sie zwangen ihn auf die Knie. Hier war Geheimnis und Priesterherrschaft, hier thronte grenzenlose Empfindung und Hingabe an das All, hier wohnten unsichtbar und sichtbar alle Heiligen und die Göttlichkeit selber. Das ist der Sinn und die unausschöpfbare Mystik der gotischen Kathedralen.

Und unaufhaltsam vollzog sich im 13. Jahrhundert ihr Siegeszug. Zwei Länder waren es vornehmlich, deren innerstes Wesen der Gotik widerstrebte und die sie gleichsam überwältigte: Deutschland vor allem und Südfrankreich. Von Deutschland wird noch die Rede sein. Südfrankreich, das geknechtete, hat nie wieder eine selbständige Kultur erzeugt. Und noch heute scheint stummer Gram und Trauer auf den melancholischen Feldern der Provence und an den

Ufern der reißend strömenden Garonne, des Tarn und der Dordogne zu wohnen. Nicht die süßliche Anmut des Nordens: die herbe Schwermut eines mißhandelten Südlandes redet dort, und redet lauter zu unsrer Seele, die vielleicht mehr von dem schweren Traum der Geschichte in die Landschaft hineinsieht, als wirklich drinnen liegt. Aber wahr bleibt doch der unermeßliche Ernst des Landes und seine Verlassenheit, die weder das freudige Gemüt des deutschen Landlebens noch die leichtherzige Lebenskraft Neapels kennt. Ernst und voller Rätsel wie die Schönheit der Arlesierinnen ist die Malerei van Goghs, der die Ufer der Rhone liebte und ihnen die flammenden Farben seiner Einbildung verlieh.

Südfrankreich hat aber vor der gotischen Eroberung, bevor die Herren des Nordens ihren kriegerischen Stil mit ihren Baumeistern hierherkommen ließen, eine Baukunst besessen, die, weniger fanatisch, weniger flammend als die Gotik, ihr an Raumschönheit und monumentalem Ebenmaß unendlich überlegen war. Es war mehr der Westen — und dieser bis zum Anjou herauf — als die eigentliche Provence; Namen wie Poitiers, Périgueux, Angoulême, Albi, Toulouse kennzeichnen einige der größten Dome. Das Wesen dieser Bauten, die von einer unbegreiflichen Vollendung, einer im eigentlichen Sinne architektonischen Schönheit strahlen (und deren Geist in den herrlichen Kirchen Barcelonas wieder auferstand), ist nicht mit Worten zu fassen, weil sie nicht Ausgeburten einer seelischen Systematik sind, wie die gotischen, sondern schlechthin persönliche Schöpfungen des Genies, und jede in einem andern Gewölbesystem und mit andern geistigen Voraussetzungen gebaut ist. Und da sie außerdem reine Raumschöpfungen sind, das heißt körperlich, im Umhergehen allein aufgefaßt werden können, so ist es auch beinah unmöglich, auf bildlichem Wege von ihnen eine richtige Vorstellung zu geben. Man muß sie sehen. Allein da Westfrankreich nicht so besucht wird wie Florenz oder Paris, und leider künftig noch weniger wird besucht werden können, so werden diese vollkommensten aller Kirchenbauten nach wie vor im Dunkel der Vergessenheit weiterdämmern, und die Gotik wird auch noch im 20. Jahrhundert triumphierend ihren Fuß auf sie setzen.

Unglückliches Land! Bis in entlegene Jahrhunderte hinein muß sein Geist von dem



Toulouse: Kathedrale St-Etienne. Blick von dem alten Hauptschiff in den gotischen Chor



Köln: St. Maria im Kapitol. Querschiff

der Absicht, auch das alte Langhaus durch ein gotisches zu ersetzen. Es kam nicht dazu, und nun stoßen beide Räume mit einer erbitterten Gegnerschaft und unvermittelt aneinander. Es gibt keinen Ausdruck, das Groteske eines so ins Diagonale gestellten Raumgegensatzes zu schildern. Aber man empfindet an ihm mit einem einzigen Blick die Kluft zweier Weltanschauungen: die gelassene Heiterkeit und der Erde treue Gesinnung in dem herrlichen rhythmischen Einklang des kreuzüberwölbten Saales; das Unbedingte einer scholastischen Weltfremdheit, das starre, überweltliche Prinzipienreiten in der Kompliziertheit und hastigen Raumfolge des gotischen Vertikalchors. Es ist letzten Endes der ewige Kampf zwischen Sinnenfreude und seelischer Flamme, zwischen antikem und mönchischem Geist: steingewordenes Symbol des Geisterkrieges.

Man darf nicht vergessen, in wie engem Bezirk die Gotik entstanden ist, und daß sie bis zu ihrer Reife fast ganz nur auf dieses Land beschränkt blieb. Uns tritt sie heute überall als die Kunstform entgegen, die dem Mittelalter Europas ihren Stempel aufprägte. Aber das war sie nicht um 1200; das begann sie erst um 1250 zu werden, als der unerhörte Siegeszug dieser modernsten Bauform durch Europa einsetzte, als sie die Länder ringsum, nicht bloß das unterjochte Südfrankreich, mit ihrem gewalttätigen Wesen überfiel.

Wie sehr vor allem Deutschland ihr widerstrebte, und wie grundverschieden seine Kunstauffassung (und damit seine ganze Kultur) schon vor Anfang des 13. Jahrhunderts von der Nordfrankreichs war, kann man recht gut in einer deutschen Stadt erleben, ähnlich wie in Toulouse. Der Weg von St. Aposteln zum Dom in Köln ist nicht so weit, daß man nicht den Eindruck zweier Welten von diesen Räumen empfinge. Die Apostelkirche,

des fränkischen Nordens unterdrückt werden. Ist es nicht tragisch, daß die Schöpfungen seines unvergänglichen Schönheitsgefühls noch heute vor dem Ruhm der künstlerisch weit unterlegenen Gotik im Dunkel verschwinden? Man könnte den Fluch Roms darin erkennen und das Schicksal der Albigenser in monumentaler Verewigung.

Welch eine Kluft die beiden Kulturen trennt und wie fremd, ja widersinnig die Gotik in diesem Lande der ruhevoll gespannten Raumweiten wirken mußte, kann man heute noch in der Kathedrale von Toulouse mit packender Unmittelbarkeit erleben. An die alte Kirche des 13. Jahrhunderts, einen sehr schlichten einschiffigen, aber mächtig gewölbten Bau, fügte man seit 1272 einen streng gotischen Hochchor etwas seitlich und schräg gewendet an, in

als romanischer Bau, aus einer Zeit, da in Frankreich bereits die größten Kathedralen aus dem Boden stiegen, kommt uns mit feierlichem Wohlklang, mit breitem und schön gedehntem Rhythmus der Räume entgegen, mit einer klaren Anschaulichkeit der begrenzenden Flächen und Rundungen, mit einer beruhigten Fülle und Breite der Verhältnisse. Im Kölner Dom herrscht die starre Einseitigkeit der Vertikale. Man empfindet keinen Rhythmus der Räume mehr; es bleibt als schwindelerregender Eindruck diese alle Fibern aufpeitschende Unaufhaltsamkeit der Bewegung, die Blick und Empfindung emporreißt zur Höhe, die die Brust mit ihren engen Käfigstangen drohend beklemmt und dem Gehirn nur den Ausweg läßt, sich rettungslos diesem Mystizismus hinzugeben, wenn man ihm nicht entfliehen will.

Der Kölner Dom galt — und gilt meist noch heute — als ein ganz besonders deutsches Werk; weshalb er ja auch fast zu drei Vierteilen im 19. Jahrhundert fertiggebaut worden ist. Den Blick, der französische und deutsche Gotik unterscheiden kann, wird aber kein Hymnus darüber täuschen können, daß er rein französischer Herkunft ist und daß sein Baumeister ihn im Jahre 1250 als einen Zwillingsbau der Kathedrale von Amiens entworfen hat. Wir haben Dome aus späterer, ja sogar schon aus derselben Zeit, in denen der Prozeß des Aneignens dieser fremden Stilform begonnen, in denen er zur Vollendung gebracht ist: auf den Kölner Dom aber dürfen wir nicht hinweisen, wenn von nationaler Gotik die Rede ist. Er vielmehr, und mit ihm unter andern die Kirchen zu Altenberg, Wimpfen (im Tal), St. Elisabeth in Marburg, ist ein Hauptzeuge der Wucht und Unwiderstehlichkeit, mit der die Gotik aus Nordfrankreich über Deutschland hereinbrach gleich einem Bergstrom und alle einheimische Baugesinnung der romanischen Periode vernichtete, als sei sie nie vorhanden gewesen. Die Spannung zwischen der wenn auch verjüngten romanischen Kunst in Deutschland und der man möchte sagen übermodernen Hochgotik aus dem Westen war so groß geworden, daß nur eine bedingungslose Hingabe an diese »Moderne« Heil zu bringen schien; und die Kirchenfürsten des 13. Jahrhunderts waren in Dingen der Kunst die aufgeklärtesten, die fortschrittlichsten, die gar nichts neu genug und nach dem letzten Pariser Schrei bekommen konnten. Sie rissen ihre alten Dome nieder, wenn sie ihnen nicht den Gefallen taten abzubrennen (wie das z. B. zur richtigen Stunde in Magdeburg geschah), um das neueste Erzeugnis französischer Ingenieur-Architekten an ihre Stelle zu pflanzen; sie veranstalteten förmliche Wettrennen um den Preis der allermodernsten, man ist versucht zu sagen: allerschicksten Gotik. Denn es lohnt sich, zu vergleichen! Die bärenmäßige Treuherzigkeit des Romanischen, trotz allen Neigungen sich elegant zu gebärden (eine Neigung, die z. B. in dem jüngst verbrannten St. Quirin zu Neuß zu höchst geistreichen, aber barocken Kapriolen führte) mußte zuletzt beinah unpassend für einen gebildeten Prälaten erscheinen, dem die Mode der schlanken, schicken, überaus kapriziös und virtuos frisierten Gotik von Beauvais und Sainte-Chapelle in die Augen stach.


Köln: Dom

Die deutsche Kunst hat nahezu ein Jahrhundert gebraucht, bis sie diesen Überfall zurechtgerückt und regelrecht sich zu eigen gemacht hat. Von einer wahren Nationalisierung der Gotik kann man erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts sprechen, wenn man den grandiosen Trotz des norddeutschen Backsteinbaues aus dem Spiel läßt. Dann allerdings wurde diese sogenannte Spätgotik so echt und tief in das eigne Wesen aufgenommen, daß sie heute wieder Anknüpfungspunkte für eine Erneuerung deutscher Baukunst abgeben konnte.

Aber das war auch nicht mehr jene Gotik, welche so international wurde, daß man eine Zeitlang in allen Ländern Europas Bauten antraf, die aus der Isle de France verpflanzt schienen. Es war das erste Einheitszeichen einer europäischen Kultur, und wahrlich kein geringes: eine Kunst von höchstem Rang und einer Einheitlichkeit in Architektur, Plastik, Malerei, Kunstgewerbe, wie sie die Welt erst einmal bei den antiken Griechen gesehen hatte. Der Name »Gotik« ist durchaus sinnlos. Eher darf man diese Kultur eine germanische nennen. Das ganz besondere Genie, das mit grenzenloser Zeugungskraft den Gedanken der Gotik geschaffen und bis zu Ende gedacht hat, entsprang einer glücklichen Mischung von germanischem und romanisch-keltischem Blut an den Ufern der Seine und Somme.


Pirna: Hauptkirche. Deutsche Spätgotik

Damals bedeutete Paris zum erstenmal und mit edelstem Anstand das Herz Europas; und weil seiner Kunst der Siegeszug durch alle Länder glückte, hatte es ein Recht auf diese Eroberertat, die mit wunderbarer Fruchtbarkeit Europa verjüngte.

Darum dürfen wir auch von dem »Land der Kathedralen« sprechen, wenn wir Nord-ost-Frankreich meinen. Die Kathedralen bilden den Schlüssel zu seinem innersten Wesen; in ihnen offenbart sich der Charakter des Volkes, wie er uns noch heute begegnet. Der maßlose und unruhige Sinn des Nordfranzosen empört sich in diesen Spinngeweben aus Stein und Glas gegen das Gesetz der Schwere, er treibt die Massen wie eine Flamme unerhört gegen den Himmel empor; und zugleich ist es die genaueste und nüchternste Mathematik..

Das Pendel der Geschehnisse schwingt langsam. Im 13. Jahrhundert holte es weit aus zur Kulturherrschaft Frankreichs, als der schlaff gewordene romanische Stil in Deutschland von dort überwältigt wurde, und der künstlerischen folgte die politische Übermacht. Aber nach 650 Jahren stehen wir vor der Tatsache einer unbezwinglichen politischen Kraft Deutschlands, vor dem Siegeszuge unsrer jugendfrisch erstarkten Kunst, unsrer kraftvollen Architektur und des Kunstgewerbes.

Deutlich genug sprechen solche Zeichen der Geschichte. Wir wollen ihrer würdig sein.




Ein Spiel im Wind

Roman von Heinrich Lilienfein

III

Wenn früher die Tage für Edith oft eintönig und ereignislos hingeschlichen waren, so waren sie in ihrem neuen, zumal ihrem Berliner Leben so abwechselungsreich und voll besetzt, drängten einander so, daß ihr der Begriff der Zeit mitunter beinah abhanden kam. Sie mußte in Frau Gisbertes Kreis von Bekannten und Freunden eingeführt werden, und dabei bedurfte es einer stattlichen Reihe von Besuchen, die manchen Vor- und Nachmittag verschlangen. Eine Streitfrage, soweit man eine schnell beigelegte Meinungsverschiedenheit so nennen durfte, bildete zwischen Mutter und Tochter die Frage von Ediths Kleidung: schon im Sommer hatte sie das schwarze Trauerkleid nur mühsam und sehr mit Einschränkung behaupten können. Frau von Martiz mochte das trübselige Schwarz schon an sich nicht. An Edith war es ihr unausstehlich, weil es immer wieder einen Zusammenhang mit der Vergangenheit betonte, der unterdrückt und beseitigt werden sollte, wo es nur ging.

Edith traute deshalb ihren Ohren kaum, als ihre Mutter selbst für eine der nächsten Besuchsfahrten ihr vorschlug, Trauer anzulegen. Der außerordentliche Wunsch wurde ihr erst einigermaßen erklärt, als sie gegen zwölf im Auto saßen — Frau Gisberte in einem violetten Samtkostüm dem töchterlichen Dunkel angepaßt. Jeweils unterwegs pflegte Frau von Martiz die Herrschaften, denen die Aufwartung galt, mit ein paar Strichen zu kennzeichnen. An diesem Vormittag wollten sie bei der Generalin von Baudius vorsprechen. »Sehr ehrwürdige Dame, Exzellenz,« lautete die Erklärung, während der Wagen am Rolandsbrunnen in die Siegesallee einbog. »Unheimlich wohltätig. Preußisch korrekt, weißt du. Ausgezeichnete Beziehungen. Übrigens weitläufig verwandt mit mir. Meine Mutter und sie — doch das ist langweilig!« Sie überlegte, ob sie noch mehr sagen sollte. Die Generalin hatte auch den Oberst gut gekannt; ihr verstorbener Mann war mit ihm befreundet gewesen, und diese Freundschaft hatte auch bei der einstigen Verlobung von Frau Gisberte mit Rauter eine Rolle gespielt. Die spätere Entwicklung der Dinge hatte auf beiden Seiten den Verkehr nicht gefördert, aber Frau Gisberte ließ ihn — aus Gründen der Klugheit — nie ganz einschlafen, wenn sie auch auf wenig Gegenliebe rechnen durfte. Auch mit dem heutigen Besuch verfolgte sie einen sehr bestimmten Zweck, der ihr mehr am Herzen lag als weitere unterrichtende Winke für Edith. »Sie muß uns irgendwie an die Malvi empfehlen,« fuhr sie nach einer Weile fort. »Sonst kommen wir dort so bald nicht an.«

Edith hatte eben gedankenlos hinaus in den Tiergarten geschaut, auf die weißen Fürstenstandbilder, die sich von dem herbstlichen Hintergrund der Bäume und Gebüsche abhoben, und die üppige Kette von Asternbeeten, die zwischen den Denkmälern sich hinzogen. Nun wurde sie aufmerksam. »Soll denn das wahr werden, Mama, mit den Singstunden bei dieser Malvi?« fragte sie sichtlich unbehaglich. »So eine erschreckende Berühmtheit! Und ich muß ihr womöglich vorsingen. Mein bißchen Stimme —«

»Deine Stimme ist reizend, Kind. Ich denke, wir sind doch darüber einig, daß wir Hendrik die Freude machen, sie auszubilden, wie er schon immer anregte.«

»Meinst du denn wirklich, daß ihm das so ernst ist? Und eine andre Lehrerin würde —«

»Nun hab' dich aber nicht so, Dith! Wir haben das doch so abgemacht! Und du weißt doch, daß wir zwei Fliegen mit einer Klappe treffen. Wir interessieren zugleich die Malvi für ihn, bringen die zwei zusammen. Damit leisten wir ihm einen großen Dienst. Laß mich nur machen!«

Edith hielt nur schwer einen Seufzer zurück. Es graute ihr vor dem Wagestück, zu dem sie sich hatte bereden lassen — aus blinder Ergebenheit gegen ihre umsichtige Mama, und weil sie sich Hendrik gefällig zeigen wollte, der gelegentlich ihre Stimme



hübsch gefunden hatte. Er schien ihr in der Tat seit jenem Abend, an dem der leidige Heiratsantrag von Bunge gegen ihren Willen zur Sprache gekommen war, etwas nachzutragen, und sie wollte es wieder gutmachen, nur ... In der Stille hoffte sie noch immer, die Malvi würde sie doch schließlich nicht als Schülerin annehmen.

Das Auto hielt in der Alsenstraße.

Exzellenz Baudius war zu Hause. Sie ließ die Damen in ihr Wohnzimmer bitten. Aus einem Lehnstuhl, der unter einer Fächerpalme und neben einem Handarbeitskorb im Erker stand, erhob sie sich und ging am Krückstock den Besucherinnen entgegen. »Ich bitte um Entschuldigung, daß ich hier empfange. Es ist drüben im Besuchszimmer nicht warm genug. Ich bin wieder einmal gichtbrüchig — wie Sie sehen, Gisberte!« Kluge, lebendige Augen blickten unter einer klaren Stirn vor, über der das weiße Haar glattgescheitelt unter einem dunklen Spitzenhäubchen lag. Diese Augen schweiften kühl über Frau von Martiz hin und blieben dann mit mehr Teilnahme auf Edith haften. »Sie bringen mir da Ihre Tochter. Ich freue mich, Sie kennenzulernen, liebes Kind.« Edith knixte tief, während die Hand der alten Dame einen Augenblick die ihrige fest umfaßte. »Sie haben Trauriges erlebt,« setzte die Generalin hinzu. Es waren nur diese wenigen Worte, mit denen sie das Vergangene berührte, aber der bedeutungsvolle, warme Ton einer sonst gar nicht gefühlsmäßig wirkenden hellen Stimme bedrückte, ja beschämte Edith fast, ohne daß sie sich Rechenschaft geben konnte, warum.

»Sie sind fleißig wie immer. Wir stören Sie doch nicht?« Frau Gisberte wies auf den Handarbeitskorb.

»Ich stricke und häkle für meine kleinen Kinder in der Krippe. Eine Arbeit, die nicht drängt, aber auch nie ausgeht.« Während Frau von Baudius einlud, in ihrer Nähe Platz zu nehmen, ließ sie selbst ihren starken, großen Körper schwerfällig wieder auf ihren Lehnstuhl nieder. »Seit wann sind die Damen nach Berlin zurückgekehrt? Bleiben Sie einige Wochen hier, Gisberte, oder sind Sie schon wieder auf dem Sprung, davonzufahren?«

»Oh, wir denken zunächst ganz brav seßhaft zu sein. Wir waren seit April so viel unterwegs. Da läßt es sich in Berlin schon ein paar Monate aushalten!« Frau Gisberte gab einen kurzen Überblick über die einzelnen Aufenthalte und den Reiseweg. Die Generalin hörte nur scheinbar zu; sie beobachtete dabei mehr Edith als die Erzählerin, als suche sie in den Zügen des jungen Mädchens sich allerhand Fragen zu beantworten — eine Musterung, die Edith nur befangener machte.

Um so unbefangener plauderte Frau Gisberte fort. »Ich hörte übrigens — ich weiß nicht mehr, von wem — ei ja doch, von Alex! — Mein Sohn hat doch, hoffe ich, bei Exzellenz schon seine Aufwartung gemacht?«

»Die Exzellenz schenke ich Ihnen, Gisberte,« erwiderte Frau von Baudius trocken. Dann erhellten sich ihre Mienen zu einem Lächeln, das auf Humor schließen ließ. »Ihre Edith — so las ich doch auf der Karte? — wagt sowieso kaum, mich anzusehen. Ich nehme an, Sie entwarfen ihr ein möglichst steifes Exzellenzenbild von mir, abschreckend verschroben und streng. Hab' ich nicht recht, liebes Fräulein?« Sie wartete Ediths Antwort nicht ab. »Besagter Alex hat sich bei mir nicht blicken lassen. Ich hörte nur von Hellmut, der es, glaub' ich, von dritter Seite erfuhr —«

»Ah, das ist aber ungezogen von Alex!« unterbrach Frau Gisberte sie. »Ich werde ihn ausschelten. Wir sprachen schon im Frühjahr davon, und er wollte gleich nach seiner Ankunft hier — er ist seit dem August zu den Fliegern abkommandiert — bei Ihnen vorsprechen. Oh, man hat als Mutter viel weniger Autorität über seine Kinder, zumal über so einen Jungen, als man sich denkt!« Sie begleitete diesen Ausruf mit einem Seufzer und komisch verzweifeltem Augenaufschlag.

»Sie scheinen in kurzer Zeit schon recht weit in Ihren mütterlichen Erfahrungen gekommen zu sein,« bemerkte die Generalin nicht ganz ohne Spott. »Sind Sie denn damit auch gemeint?« wandte sie sich wieder an Edith. »Sie sehen mir doch gar nicht nach Auflehnung aus.«

»Ich hoffe, nicht,« sagte Edith, nur um nicht noch länger stumm dazusitzen.

»Natürlich nicht,« fiel Frau von Martiz lebhaft ein. »Meine Dith ist, wie Sie richtig andeuten, beinah zu nachgiebig. Sie



vergöttert mich. Und es ist ordentlich anstrengend, sich so vergöttert zu sehen. Wo soll man schließlich all die guten Eigenschaften hernehmen, die einem da angedichtet werden!«

»Na, na — —« Frau von Baudius schwebte offenbar eine ziemlich nüchterne Entgegnung auf den Lippen; sie hielt sie aber zurück. »Sie wissen, daß Hellmut seit einem Jahr hier im Reichsmarineamt arbeitet?«

»Nach ihm wollte ich schon vorhin fragen. Ich höre, er macht fabelhaft Karriere. Schon Kapitän und —«

»Kapitänleutnant,« verbesserte die Generalin. »Die Berufung ins Amt ist allerdings eine große Auszeichnung für ihn. Und mir ist es sehr lieb, ihn hier zu haben. Er natürlich möchte lieber irgendwo am andern Ende der Welt herumfahren. Das Seemannsblut, das er nun mal hat, gefällt sich nicht an Land und auf der Kanzlei.«

»Ich hoffe, wir sehen ihn mal bei uns — wenn Alex erst sein Versäumnis nachgeholt hat.« Frau Gisberte erhob sich.

»Er wird Ihnen an meiner Statt für Ihren Besuch danken — vorläufig, bis ich wieder beweglicher bin.« Die alte Dame wand sich an ihrem Stock wieder in die Höhe.

Jetzt erst schien sich Frau Gisberte wie zufällig noch auf die Malvi zu besinnen. Sie stellte beredt und liebenswürdig ihr kleines Anliegen dar, in der Voraussetzung, daß die Generalin irgendwelche Fäden kenne oder in der Hand habe, die zu der Kammersängerin hinreichten.

Frau von Baudius hörte die Bitte ohne Zwischenrede an. Sie war zu klug, um nicht, trotz Frau Gisbertes gewandter Verschleierung, zu erraten, daß es sich damit um den eigentlichen Zweck des Besuchs handle. Ihre Stirn kräuselte sich wiederholt ungeduldig, und ihr Antlitz sowohl als ihre Haltung nahmen jetzt in der Tat eine kühle Steifheit an. »Sie singen? Haben Sie denn so viel Talent, um für Ihre Stimme gerade eine Malvi zu brauchen?« Unendlich sachlich, beinah barsch richtete sie diese Frage an Edith.

»Mama möchte es sehr gern,« entfuhr es Edith, als müsse sie sich entschuldigen.

»Und Edith wünscht es selbst sehr,« ergänzte Frau Gisberte rasch. »Sie traut sich nur nicht heraus damit. Sie hat wirklich eine sehr, sehr hübsche Stimme. Ich bin überzeugt —«

»Gut, gut,« schnitt die Exzellenz das Weitere ab. »Wann wollen Sie zur Malvi? Ich kenne sie, weil ich bei Wohltätigkeitsveranstaltungen öfters mit ihr zu tun habe. Mein Geschmack wäre sie nicht. Als Mensch nicht und als Lehrerin nicht.«

»Wenn Sie uns behilflich sein wollten — je eher, desto besser! Wir wollten, weil wir doch heute unterwegs sind, gleich am Nachmittag versuchen, bei ihr anzukommen. Freilich dürfen wir nicht hoffen —«

»Gut. Ich werde sie anrufen und auf Ihren Besuch vorbereiten. Ob es von Nutzen ist, weiß ich nicht. Solche großen Nummern sind unberechenbar, und Sie trauen mir wahrscheinlich zuviel zu.« Frau von Baudius wehrte jeden Dank ab. Auch von Edith. Der Abschied vollzog sich von ihrer Seite überhaupt nur noch in den Formen gemessener Höflichkeit.

Auf dem Treppenabsatz schüttelte sich Frau Gisberte, um anzudeuten, daß sie glücklich sei, die Exzellenz im Rücken zu haben, und als man wieder im Auto saß, gab sie ihrer Befriedigung den unverhohlensten Ausdruck. »Gott sei Dank, das wäre überstanden! Zuletzt wurde sie doch noch ganz echt. Was ein Air, bis sie sich gnädig herabließ, uns die kleine Gefälligkeit zu erweisen, die sie keine zehn Worte kostet! Und wie taktlos die Frage nach deiner Stimme, Kind, und das Gerede, ich hätte sie dir schlecht gemacht! — Hab' ich sie nicht einfach haarscharf gezeichnet? — Aber du solltest dich nachgerade nicht mehr ganz so ungeschickt geben, Dith! Wie ein Schulmädelchen die ganze Zeit dazusitzen und, wenn's hoch kommt, mit dem Kopf zu nicken! In diesem Fall konnte es nichts schaden, war vielleicht verzeihlich, aber ...« Frau Gisberte plapperte ununterbrochen, doppelt angeregt durch die Gewißheit, ihren Zweck erreicht zu haben.

Edith war selbst mit sich unzufrieden. Ganz so kläglich wie eben benahm sie sich doch sonst nicht — das wußte sie. Der frostige Abschied machte sie ja geneigt, dem Urteil ihrer Mutter über die alte Dame zuzustimmen; aber zu Anfang hatte die Generalin einen guten, wohlwollenden Eindruck auf sie gemacht, war wenigstens ihr



mit einem Anteil begegnet, der sie, wenn er sie auch erst recht eingeschüchtert hatte, nicht unfreundlich berührte. Es dämmerte ihr unklar: der Name Baudius war ihr früher schon genannt worden. Vielleicht ein-, zweimal — von ihrem Vater ...

Der Wagen hielt, ehe sie sich weitere Gedanken machen konnte, in der nahen Händelstraße. Sie bogen diesmal nach dem Gartenhaus ein. Frau Gisberte benutzte den Durchgang durch den Hof, um in der Geschwindigkeit noch ein paar Stichworte zu geben. Edith konnte daraus entnehmen, daß die »gute Hermine«, die sie aufsuchen wollten, die einzige Schwester des Konsuls von Martiz war, ein ältliches Fräulein, das, außer von ihrer Rente, von einer schwärmerischen Neigung für die Musik, besonders für die Wagnersche, und für »spiritistisch-theosophischen Hokuspokus« lebe; sonst aber sei sie eine rührend anhängliche Person, mit einem Malteser Pintscher und einem kreischenden Papagei, der »Elsa, was willst du wagen?« ohne Aufhören sprach oder sang ... Leider konnte Edith die Probe auf die Richtigkeit von Frau Gisbertes Kennzeichnung diesmal nicht machen. Die gute Hermine war nicht zu Hause. »Schade, du hättest deinen Spaß gehabt!« versicherte Frau von Martiz, als sie unverrichteter Dinge umkehren mußten. »Aber sie wird spätestens morgen, aufgelöst in Bedauern, sich bei uns einstellen.«

Man hatte sich zu halb drei Uhr mit Alex verabredet, um bei Hiller, Unter den Linden, zu essen.

Erst vor der Tür von Hiller machte Frau Gisberte ihr die Mitteilung, sie habe noch einen alten Bekannten aufgefordert, mitzuspeisen, einen Rittmeister a. D. Gerland, der ihr seinerzeit Alex zugeführt hatte. Sie liebte es nicht, bei Tisch zu sehr »in der Familie« zu sein; e i n Gesellschafter war das mindeste.

Der Rittmeister saß denn auch schon vor einer Flasche Wein in Erwartung der Damen und begrüßte sie. Edith kannte ihn nur obenhin. Er war ihr bei einem Konzert in der Philharmonie vorgestellt worden, und sie hatte sich fast über ihn erschreckt. Stark und kurz von Wuchs, hatte er auf breiten Schultern, ohne rechten Hals, den mächtigen Kopf einer Bulldogge sitzen. Wegen seines beißenden Witzes, seiner oft zynischen Offenheit war er gefürchtet. Daneben hatte er viele Interessen und Verbindungen in den verschiedensten Kreisen; er liebte die Kunst, besonders die Musik, und hatte ein unbestechliches Urteil. Frau Gisberte rieb sich gern an ihm, fand seinen bösen Mund ergötzlich. Daß er unter der stachligen, unschönen Außenseite ein gutmütiges und, wenn er es für der Mühe wert hielt, anhängliches Herz versteckte, war nicht zu vermuten.

»Alex läßt wieder mal warten,« meinte Frau Gisberte verdrießlich, als sie sich mit Edith bei ihm niederließ. »Es wäre abscheulich, wenn er uns im Stich ließe!«

»Das wird er nicht, Mama!« sagte Edith zuversichtlich.

»Oh, ich bin nicht zufrieden mit ihm! Denken Sie, Rittmeister, man muß ihn sich geradezu angeln! Einmal war er bisher glücklich eine halbe Stunde bei mir. Immer Döberitz, Dienst — Dienst, Döberitz! Als ich heute früh mit ihm telephonierte, wollte er wieder Ausflüchte machen. Ich ließ ihn gar nicht erst zu Wort kommen. Man kennt das!«

»Meine verehrte gnädige Frau,« begann Gerland mit bedächtigem Kopfwiegen, »die Entschuldigung ‚Dienst' muß vom Zivilisten unbedingt respektiert werden. Sie ist heilig und furchtbar wie — verzeihen Sie die letzte Erinnerung aus meinem Schulsack — die Ägis der Minerva, jener Schild, der —«

»Um Gottes willen, Gerland, werden Sie nicht klassisch! Sie wollen mir ja doch nur andeuten, daß hinter dem Schild sehr viel Platz hat, was mit dem Dienst sehr wenig zu tun hat.«

»Gnädige Frau, davon sagte ich gar nichts. Sie unterschieben mir diese Andeutung auf Ihre volle Gefahr.«

»Da stellen Sie sich nun wieder unschuldig wie ein Neugeborenes! Damit richten Sie bei mir nichts aus. Ich habe — nach verschiedenen Anzeichen — meinen Jungen im Verdacht, daß er sich außerdienstlich sehr namhaft engagieren könnte oder engagiert hat. Sei es mit Wetten oder mit Jeuen oder mit — na, ich will nicht sagen, mit was, weil Edith dabei ist! Und Sie, Gerland, stecken womöglich mit unter der Decke!«

Der Rittmeister legte die Hand aufs Herz und blickte anklagend über sich. »Da-



gegen lege ich feierliche Verwahrung ein. Ihre alte Voreingenommenheit gegen alles, was zweierlei Tuch trägt oder trug! Und dann — Sie haben offenbar die Absicht, mich bei Ihrer Fräulein Tochter von vornherein gründlich in den Ruf eines Verderbers der Jugend und so weiter zu bringen. Ich schwöre, daß ich den besprochenen Leutnant und Flieger, seit er die Berliner Luft unsicher macht, nur zweimal, zusammen fünf Minuten, auf der Straße sprach. Im übrigen müssen die Döberitzer Herren wirklich sich sehr ranhalten.« Er veränderte den Ton, da er Edith anmerkte, daß das Gespräch, dem sie seither nur mit halbem Ohr gefolgt war, sie zu beunruhigen begann. »Sie verdächtigen den Leutnant nur, weil er uns nicht zum Tafeln kommen läßt. Gnädiges Fräulein, sofern Sie es besser mit Ihrem Herrn Bruder meinen, helfen Sie mir, ihn zu verteidigen!«

Es war Edith wie so manchmal ergangen: sie wußte nicht recht, sprach Frau Gisberte nur in einer scherzhaften Laune oder im Ernst? Nun war sie sofort überzeugt, daß alles nicht schlimm gemeint sei. »Ich lasse nichts auf Alex kommen,« sagte sie munter. »Mama will uns nur aufs Glatteis führen. Sie denkt selbst bloß das Beste von ihm.«

»Bravo!« rief Gerland. Ihre Worte hörten sich so jugendlich-unschuldig an, der freiere Ton, mit dem sie sich, mutig und verdutzt über ihren Mut, vorwagte, ließ ihr harmloses Wesen so herzerfrischend durchschimmern, daß er ihr mit dem plumpen Kopf freundschaftlich zunickte, und sie ihn zum erstenmal mit mehr Zutrauen betrachtete.

»Rittmeister, Rittmeister — Sie frondieren gegen mich!« drohte Frau Gisberte. »Aber eins gebe ich Ihnen zu: mich hungert! Fangen wir an! Wozu raten Sie?« Sie nahm die Speisekarte, und Gerland, dem man den berufenen Kenner und Feinschmecker an den Lippen absehen konnte, half ihr auswählen und bestellen.

Als man mit dem Essen begann, wurde der Rittmeister zusehends noch aufgekratzter. Er würzte die Mahlzeit mit allerhand Klatsch aus höfischen, künstlerischen und literarischen Kreisen, den er mit boshafter Überlegenheit, aber nie aufdringlich vortrug. Zwischenhinein erkundigte er sich auch mit einer leicht unterstrichenen Teilnahme nach dem »Maestro«, wie er Hendrik Jöns nannte.

»Sie werden vielleicht bald große Dinge von ihm hören,« meinte Frau von Martiz geheimnisvoll. »Sie spielen zum längsten den ungläubigen Thomas!«

»Wird seine Oper aufgeführt?« fragte Gerland mit unschuldigseinsollender Neugier.

»Sie wissen so gut wie ich, daß sie noch nicht fertig ist. Aber er arbeitet fleißig an der Partitur. Und er wird mit eignen Kompositionen in diesem Winter bestimmt noch an die Öffentlichkeit treten. Verlassen Sie sich drauf!«

»Sie reden wieder ganz so, als gehörte ich zu den geschworenen Leugnern seines Talents!« verwahrte sich der Rittmeister. »Im Gegenteil, er hat eher zuviel Talent.«

»Das ist paradox. Man kann nicht zuviel Talent haben.«

»Verzeihen Sie, wenn ich widerspreche, Gnädigste! Ich behaupte, man kann. Es wird unserm Maestro alles zu leicht: das Komponieren, das Klavierspielen. Gar nicht zu reden von seinem Glück bei den Frauen. Eine Gönnerin zu finden, wie Sie, und —«

»Bah! Sie wissen, wie ich darüber denke. Ich bin nur das Werkzeug für sein Genie, suche ihm den Weg etwas zu erleichtern.«

»Verzeihen Sie, wenn ich schon wieder widerspreche —«

»Sie widersprechen immer!«

»Erstens kann ich mir Sie, meine verehrte Frau von Martiz, nicht als Werkzeug vorstellen. Das ist mir zu profan. Mindestens als Egeria, wenn ich bitten darf.«

»Hüten Sie sich, Gerland! Sie fallen wieder ins Antike!«

»Ich hüte mich schon! Zweitens wollte ich sagen: Widerspruch, Kampf, womöglich Hunger — ich bin sonst nicht für den obligaten Hunger, den wir Deutsche noch immer für das Wahrzeichen echter Künstlerschaft halten; aber für Leute vom Stil unsers Maestro ist die Hungerschule« — es war bemerkenswert, wie er dabei an seinen Austern schlürfte — »nicht durch Besseres zu ersetzen. Vor allem nicht durch Vorschußlorbeeren, Verwöhnung, Verhimmelung —«



»Sie sind unausstehlicher als je, Gerland!«

»Da ist Alex!« unterbrach Edith die Unterhaltung. Ihre Augen strahlten dem Bruder entgegen, der eben den Tisch entdeckte und schon von fern winkte.

»Ich hatte dich bereits aufgegeben!« rief Frau Gisberte ihm zu.

»Ihr habt ja keine Ahnung, was so ein armer Flieger für ein geplagtes Neutrum ist!« Er küßte seiner Mutter und Edith die Hand, schüttelte sie Gerland.

»Und Sie, lieber Rauter,« versetzte der Rittmeister, »haben noch viel weniger eine Ahnung! Nämlich welchen Verdächtigungen sich so ein armer Pilot aussetzt, wenn er sich verspätet! Fragen Sie nur Ihre Frau Mama! Sie vermutete — aus Hunger nämlich — in Ihnen bereits einen Wettbruder, eine Spielratte, einen heimlichen unheimlichen Don Juan —«

»Rittmeister, ich kündige Ihnen die Freundschaft!« verteidigte sich Frau Gisberte.

»Wir haben dich in Schutz genommen, Alex!« versicherte Edith zu seiner Beruhigung.

»Sehr nett von euch!« bedankte sich der Leutnant, während er sich neben Edith setzte und sich, vom Laufen erhitzt, mit dem Taschentuch Kühlung zufächelte. »Mama, wenn du wüßtest, wie das bei uns zugeht! Für Allotria — Höchstzeit eine Stunde weniger neunundfünfzig Minuten!«

»Nanu?« zweifelte Frau Gisberte. »Komm mir nur nicht wieder mit der Pilotenprüfung! Die zieht nicht mehr! Die mußt du nachgerade hinter dir haben, nach meiner Berechnung — und damit —«

»Irrtum aller Laien! Mit den zweimal fünf Achterschleifen in fünfzig Meter Höhe, dem bißchen Steuern- und Landenkönnen ist noch gar nichts getan.« Alex begann unter Benutzung reichlicher Fachausdrücke über die sich ergänzende Aufgabe des Führers und des Beobachters, über technische und strategische Studien vorzutragen. Der Ernst und die Liebe, mit denen er bei seinem neuen Beruf war, ließen sich hinter der noch etwas prahlerischen Redeweise des Anfängers nicht verkennen. »Ihr müßt eben mal rauskommen! Nach Döberitz!« schloß er. »Damit ihr von meinem Drachen und seinem Drum und Dran einen Schimmer kriegt.«

»Ich nicht!« entgegnete Frau von Martiz, die sich die ganze Zeit über mit abwehrenden Grimassen gegen die ihr schrecklichen Kunstwörter sträubte. »Nimm's mir nicht übel: ich würde sterben vor Angst! Und all das technische Zeug — ich finde, es riecht schon ordentlich nach Benzin und Schmiere hier. Greulich! Gar nichts für mich!«

»Aber ich komme mal,« meinte Edith lachend. »Angst hab' ich natürlich auch. Ich grusle mich schon immer für dich, Alex. Neulich hab' ich sogar davon geträumt: du flogst über unser Dach und machtest mir eine Nase, weil ich so mit den Armen fuchtelte vor Schreck. Aber ich komme doch, wenn du mich brauchen kannst.«

»Und ich schließe mich an, Leutnant,« versicherte Gerland. »Sofern ich darf. Aber lassen wir den armen abgehetzten Luftbeherrscher essen. Er darf nicht um die leibliche Stärkung geprellt werden.« Er versah ihn mit Wein. Der Kellner trug ihm auf, und Alex ließ sich nicht bitten. Während der Rittmeister sich Frau Gisberte widmete, betrachtete Edith den Bruder mit zärtlicher Aufmerksamkeit. Hübsch und flott hatte er schon immer ausgesehen. Aber er schien ihr jetzt noch männlicher geworden: das Einglas war verschwunden; das Gepflegte, oft schon mehr Gezierte war durch eine größere Straffheit des Ausdrucks und der Haltung ersetzt. Die Kühnheit, die der Gefahr trotzte, prägte sich, wenigstens in Ediths Augen, in allen Stücken vorteilhaft aus. Eine gewisse Zerstreutheit, die ihn mitunter befiel, so daß er nicht nur bei allem Appetit das Essen, sondern auch seine Umgebung zu vergessen schien, setzte sie billig auch auf die Rechnung seines schweren Berufs.

»Es geht uns also gut, Kleines?« fragte er nach längerem Schweigen, als entsänne er sich plötzlich wieder ihrer Gegenwart. »Und gefällt uns andauernd in Berlin?« Er tätschelte ihre Hand und zwinkerte ihr zu, ganz so, als säße er neben ihr in der Turmstube — wie in früheren Tagen.

»Ausgezeichnet, Alex! Wie sollte es auch nicht? Manchmal wird es mir noch wirblig von dem Vielerlei, was wir vorhaben und ausführen. Unglaublich, was hier so an einem Tage alles an einem vorbeirennt! Aber man gewöhnt sich dran.«





Johanna Engel: Im Zwielicht

»Natürlich! An alles!« bestätigte er gedankenlos. »Es läßt sich leben hier ...« Er gab sich einen Ruck. »Und die Reise? Die war also tiptop — wie? Kolossale Blickerweiterung und Bildungszuwachs, was? Heimweh nach der Panoramastraße und so weiter ausgeschlossen?«

»Ausgeschlossen!« nickte Edith überzeugt.

»Hörst du eigentlich noch von — von den Mädchen, den Hüttemanns, was?« Er überwand sich sichtlich mit dieser Frage.

»Ich hatte neulich einen Brief von Maia,« bekannte Edith, auch nicht recht behaglich.

»So recht klappt das wohl nicht mehr — mit der Freundschaft, mein' ich? Habe auch Schluß gemacht. Mit Irmgard, weißt du. Im Sommer schlief das so ein.«

»Deshalb schrieb wohl auch Maia, sie — Irmgard — ließe dich ausdrücklich nicht grüßen?«

»Aha! Ja, ja. Ist ja immer ein bißchen schmerzlich. Für beide Teile. Aber wie kann ich mich binden? Und sie dazu. In dem Punkt hatte der alte Herr schon recht. Na — Schwamm drüber!« Mit einem nicht ganz gelungenen Lächeln brach Alex ab und beschäftigte sich mit seinem Lammkotelett.

Edith sah ihm nachdenklich zu. Es hatte so kommen müssen. Das sah sie ein. Aber etwas wie Bedauern mit Irmgard beschlich sie doch. Und sie dachte daran, daß sie mit Maia ja eigentlich auch »Schluß gemacht« hatte oder hatte machen lassen. Doch das ließ sich nun nicht ändern. Um davon abzukommen, erzählte sie von dem Besuch bei der Generalin von Baudius.

»Donnerwetter!« entfuhr es Alex. »Da hätte ich ja auch längst meine Karte abgeben müssen!«

»Und ich bitte dich sehr, es nachzuholen,« fiel Frau Gisberte ein.

»Werd' ich, Mama! Werd' ich! Mache mir einen Knopf ins Taschentuch!« beteuerte der Leutnant.

Der Rittmeister bat um die Erlaubnis, sich eine Nachtischzigarre anbrennen zu dürfen. Frau von Martiz gab sie, winkte aber Edith gleich danach zum Aufbruch.

»Wie? Sie lassen uns schon im Stich?« fragte Gerland vorwurfsvoll.

»Wir müssen, lieber Freund! Wir fahren noch zur Malvi — gleich nachher. Sind bei ihr angemeldet.«

»Alle Hochachtung! Der Rittmeister zog die Stirn in Runzeln bis unter die spärlichen Haare. »Großartige neue Bekanntschaft! Empfehlen Sie mich dem berühmten Gerippe!«

»Nur der Neid kann Sie so unhöflich machen!« schalt Frau Gisberte. »Schämen Sie sich! Bessern Sie sich! — Und du, Alex, hast das auch nötig! Einmal die Woche erwart' ich dich künftig mindestens, hörst du? Am liebsten Dienstags. Da empfang' ich wieder regelmäßig. Das gilt auch für Sie, Rittmeister!« Die Herren hatten kaum Zeit gefunden, aufzustehen, ihre Dienste zum Anziehen zu bieten, und schon flatterte sie fort, daß Edith Mühe hatte, ihr nachzukommen ...

Es ging im Flug nach Hause, denn Frau Gisberte bestand darauf, daß Edith nicht in der »schwarzen Trauerfahne« sich der Kammersängerin vorstelle. Im Flug fuhr man nach einer knappen halben Stunde wieder vom Lützowufer in die Charlottenstraße. Die Frist, die die Fahrt bis dahin ließ, benutzte Frau Gisberte, um Edith, der der bevorstehende Antritt bei der ehemaligen großen Operndiva schon schwer genug auf der Seele lag, einen Begriff von der glanzvollen, freilich bedenklich viele Jahre zurückliegenden Laufbahn der Sängerin zu geben, vor der die überfüllten Parterre und Logen der Theater und Konzertsäle gerast, Europas Bühnenleiter und Kritiker im Staub gelegen, Fürstenhäupter sich huldigend geneigt hatten. Es war gut, daß Edith gar nicht völlig zum Bewußtsein dieser schwindelnden Größe durchgedrungen war — als sie sich schon mit ihrer gleichfalls leise fiebernden Mutter in einem Prunkgemach befand, in dem man sich vor pomphaften Möbeln, Wandschirmen und Riesenvasen auf Säulenfußgestellen nicht zu rühren wagte. Die Wände strotzten von Erinnerungen an verblichene Herrlichkeit: goldene und silberne Lorbeerkränze unter Glas und Rahmen wechselten mit Bildnissen von bekannten Künstlern, Literaten und andern Potentaten, deren Unterschriften von den schmeichelhaftesten Widmungen umschnörkelt waren. Dieses Museum mehr oder minder verschlissener Kostbarkeiten war durchduftet von einem Wohlgeruch, in dem sich Moschus und Altertum wunderbar einten. Hatte man sich von der ersten be-





klemmenden Gesamtwirkung langsam erholt, so suchte man auf den bilderübersäten Wänden ein Porträt der Unsterblichen selbst. Vergebens! Um die Spannung auf die von so vielen Huldigungen umfeierte Oswine Malvi aufs äußerste zu treiben, gab kein Bild eine Vorahnung von ihr. Nur sie selbst konnte sich selbst darstellen.

Nach einer Viertelstunde des Harrens und Herzklopfens — Frau Gisberte tänzelte inzwischen mit Gefahr in die Nähe der hervorragendsten Siegeszeichen, pickte die Namen der Spender heraus und flüsterte sie Edith hinüber, die sich nicht vom Fleck getraute —, nach einer vollen Viertelstunde wurde ein Türvorhang zurückgeschlagen. Frau von Martiz beugte sich, sprungbereit, mit liebenswürdigster Miene vor. Edith trat einen halben Schritt zurück. Im nächsten Augenblick malte sich Enttäuschung — sehr verschieden, aber sehr ausgesprochen — auf ihren Gesichtern. Statt der Malvi trat ein jüngeres, dürres weibliches Geschöpf mit einem Kneifer und verkniffenem Mund in die stolze Halle und verbeugte sich kurz und geschäftlich.

»Fräulein Malvi bedauert, die Damen nicht empfangen zu können. Sie bittet die Herrschaften, mir Ihre Wünsche mitzuteilen. Fräulein Hannemann. Erste Unterlehrerin von Fräulein Malvi!« In säuerlicher Tonlosigkeit erfolgte Entschuldigung und Vorstellung.

»Oh!« ließ sich Frau Gisberte unverhohlen mißzufrieden hören. »Hat uns Exzellenz Baudius bei Fräulein Kammersängerin nicht angemeldet?«

»Gewiß, gnädige Frau,« erklärte die Hannemann automatisch. »Ich bin völlig unterrichtet. Fräulein Malvi, die, wie ich schon bemerkte, nicht zu sprechen ist, hat mich beauftragt, die Stimme der jungen Dame zu hören. Die junge Dame wird dann eventuell in die Vorklasse, bei Fräulein Bumm eintreten können; nach einem halben Jahr bei der zweiten Unterlehrerin, Fräulein Doletti, später bei mir und endlich, wie wir hoffen wollen, bei Fräulein Malvi selbst.«

Frau Gisberte schnitt angesichts dieses verheißungsvollen Gradus ad Parnassum unwillkürlich eine Grimasse. Sie war nahe daran, Edith einen Wink zu geben und grußlos fortzurauschen. Doch sie besann sich rechtzeitig, daß das jede Brücke zu der großen Sängerin ein für allemal abbrechen hieß. Sie biß sich auf die Lippen und machte eine steife Kopfbewegung in der Richtung von Fräulein Hannemann.

Mit einem »Darf ich bitten!« hielt diese den Vorhang zurück, hinter dem sie vorgetreten war, und ließ die Damen in einen Nebenraum treten, in dem bei dem abgeblendeten Licht zweier Notenlampen nur ein Flügel zu erkennen war. Sie setzte sich davor, schlug ein paar Töne an und ließ Edith eine Harpeggie singen. Nachher, nach kurzer Verständigung das unvermeidliche »Veilchen« von Mozart. Edith fühlte, daß sie noch nie schlechter gesungen hatte.

»Ganz hübsches Material,« lautete das Urteil. »Leider durchaus falsche Schulung. Doch das wird sich geben. Wir werden Ihnen wegen der Zeit und der Bedingungen Nachricht zukommen lassen.« Die Hannemann notierte sich mit einem Bleistift, den sie an der Uhrkette trug, Namen und Adresse.

Frau von Martiz bat, etwas höflicher als zuvor, sie und ihre Tochter der Kammersängerin empfehlen zu wollen. Dabei konnte sie es sich nicht versagen, Fräulein Malvi besonders angelegentliche Wünsche für baldige Besserung zu übermitteln, obgleich von einer Krankheit nicht die Rede gewesen war. Die Pfeilspitze prallte an Fräulein Hannemanns eckiger Verbeugung wirkungslos ab.

Mutter und Tochter stiegen ziemlich kleinlaut die Treppe hinunter. Aber schon vor dem Hause war Frau Gisberte wieder bei Laune und fast befriedigt.

»Der erste Schritt ist doch getan!« meinte sie zuversichtlich und setzte pfiffig hinzu: »Es ist bei dieser Art von verwöhnten Sternen schon viel gewonnen, wenn man nicht hinausgeworfen wird. Fräulein Malvi« — sie verneigte sich herausfordernd gegen das Haus —, »ich werde die Ehre haben, Sie in wenigen Wochen bei mir zu begrüßen!«

Edith lachte erleichtert mit ihr. Es genügte ihr vollkommen, einstweilen nur im Vorraum zum Allerheiligsten der Malvischule zugelassen und mit dem Anblick des drohenden Götterbildes noch verschont worden zu sein.

Die bequeme, geräumige Wohnung am Lützowufer sah nun schon wieder seit Wochen eine rege Geselligkeit. Besonders der Nachmittag blieb fast nie ohne Gäste, mit denen man gegen Abend ausflog oder auch zu Hause bis in die Nacht hinein sich unterhielt und musizierte. Die Musik wurde in diesem Winter noch mehr als im vorhergehenden das Zeichen, in dem Frau Gisbertes Haus beinah ausschließlich stand. Da sie, ihren Lieblingsgegenständen entsprechend, auch ihre Bekannten wechselte, überdauerten nur wenige ihrer Freunde, wie etwa Rittmeister Gerland, den Wandel der Zeiten und Neigungen im Salon Martiz, und nur diese wenigen konnten sich daran erinnern, daß vor der Musik die Malerei und noch früher die Dichtkunst ähnlich bevorzugte Alleinherrscherinnen gewesen waren. Von der letztentthronten Liebhaberei zeugten an den Wänden noch einige Gemälde und Zeichnungen vorgeschrittenster Richtung.

Ein neuester gewaltiger Bechsteinflügel war derzeit der Altar, von dem die Weihe ausging. Unter einer guten Nachschöpfung von Giorgiones »Konzert« sprang er triumphierend vor und beherrschte das Musikzimmer, in dem ein warmes Blau der Wandbekleidung und der Stoffe sich mit dem Ebenholz der Möbelstücke vorteilhaft zusammenstimmte. Rechts an das Musikzimmer stieß das altdeutsche Zimmer mit seinen mächtigen Renaissanceschränken, Truhen und Heiligenbildern, links das indische Zimmer, vorwiegend ein Sammelkabinett ostasiatischer Andenken, die der Konsul zusamengetragen hatte, und im übrigen Frau Gisbertes Hauptwohnbereich. In diesen drei Räumen spielte sich nach dem Belieben der Gäste besonders die erweiterte Geselligkeit der Dienstage ab, an denen sich die dermaligen Zugehörigen des Hauses möglichst vollzählig einfanden und auch die Einführung geeigneter Neulinge willkommen war. Musikalische Darbietungen erläuterten die Unterhaltung über musikalische Dinge. Frau Gisberte. hier- und dorthin huschend. lenkte an stillen. feinen Fäden, und im Mittelpunkt, dem sie zulenkte, stand Hendrik Jöns. Andre Künstler, die sich hören ließen, fehlten selten, bildeten aber nur den Hintergrund für ihn.

Es bedurfte der ganzen zähen, kunstreichen Geschicklichkeit mehrerer Wochen, ehe es Frau Gisberte gelang, für einen ihrer Dienstage das ersehnte Ziel zu erreichen: eine Zusage von Oswine Malvi, ihr die Ehre zu geben. Wiederholte Abweisungen, halbe Demütigungen, die sonst gar nicht nach ihrem Geschmack waren, hatte Frau Gisberte es sich kosten lassen; endlich, als sie schon nahezu am Erfolg verzweifeln wollte, hatte die berühmte Sängerin sich doch erweichen lassen. Um so größer war die Befriedigung. Für Jöns sollte die überraschung die denkbar vollkommenste sein. Frau Gisberte richtete alles so ein, daß ein wesentliches Verdienst am Gelingen Edith zufallen sollte. Ihre Idee mußte der Eintritt in die Vorklasse der Malvischen Gesangschule gewesen sein, der ihm noch hatte verheimlicht werden können; mittelbar hatte sie so auch seine Zusammenführung mit der Malvi selbst angeregt, die für ihn von Bedeutung werden konnte. Edith hatte sich anfangs gegen den nicht ganz echten Ruhm dieser Urheberschaft gewehrt, aber Frau Gisberte hatte sie so im Bann, daß sie sich einreden ließ, es wäre tatsächlich fast ihr Werk, oder doch dem nicht mehr widersprach. Es gelang denn auch bis zuletzt, das Bevorstehende vor Jöns zu verbergen. Nur allgemeine Andeutungen erregten leise seine und der Freunde Neugier, gerade auf diesen Dienstag.

Äußerlich unterschied sich der wichtige Teenachmittag zunächst kaum von seinen Vorgängern. Nur war Frau von Martiz noch bestrickender gegen ihre Gäste als sonst, und diese taten ihr den Gefallen, besonders zahlreich zu kommen. Sie drängten sich im Musikzimmer und in den anschließenden Räumen. Die Herrin des Hauses war allgegenwärtig, versetzte jeden durch ein angenehmes Wort in die rechte Stimmung.

Edith trat, wie ihr das längst und immer nur natürlich vorkam, gegenüber ihrer entzückenden Mama bescheiden zurück. Heute war ihr dies erst recht lieb, denn auch sie war in Erwartung des Kommenden aufgeregt. Rittmeister Gerland, der unter den ersten eingetroffen war und ihr stets mit ausnehmender Artigkeit begegnete, leistete ihr in der Nähe einer Fensternische im Musikzimmer Gesellschaft.

Er hielt scharfe Umschau. »Ich finde,



der heutige Barometerstand hier deutet auf außergewöhnliche Ereignisse,« stellte er bald mit Kennermiene fest.

»Wie kommen Sie darauf?« fragte Edith, verwundert über sein Ahnungsvermögen.

»Oh, als langjähriger Stammgast hat man so seine untrüglichen Anzeichen! Die gnädige Frau Mama ist von ihrer beweglichsten Beweglichkeit. Sie trägt sich geschmackvoll wie immer, aber die Chrysantheme vor der Brust, die so wundervoll mit der goldbraunen Samtrobe harmoniert, gibt zu denken. Und Sie, Fräulein Edith« — er sah mit wohlgefälligem Schmunzeln über sie hin —, »Sie tragen zwar keine Blumen zu Ihrem duftigen weißen Kleid — aber das Halskettchen seh' ich zum erstenmal.«

»Vor Ihnen muß man sich aber in acht nehmen!« meinte Edith halb verlegen, halb vorwurfsvoll. Seine Aufmerksamkeit auf ihren Schmuck, den sie aus unbewußter Scheu in der Tat noch nicht wieder angelegt hatte, weckte peinliche Erinnerungen in ihr. Überdies wurde sie noch immer aus dem Rittmeister nicht recht klug, schwankte zwischen Mißtrauen und Zutrauen.

Er bemerkte sofort die Wirkung. »Mein Gott, gnädiges Fräulein,« sagte er offenherzig, »Sie sehen mich noch immer zuzeiten so an, als hielten Sie mich letzten Endes für einen schlechten Kerl! Auf Wort: abgesehen von meinem verbotenen Aussehen, über das ich mir keine Illusionen mache, und meinem bösen Maul, bin ich nicht gemeingefährlich. Sie gefallen mir, aber ich erhebe nicht den geringsten Anspruch, Ihnen zu gefallen. Über solche Überheblichkeiten bin ich, leider oder Gott sei Dank, hinaus. Bedenken Sie: angehender Fünfziger, diese Figur, dieser Kopf! Oder glauben Sie mir nicht?«

Es lag eine solche Aufrichtigkeit in der Art, wie er sprach und sich ironisierte, Kopf und Körper drückten bei aller Unförmigkeit einen so ritterlichen Sinn aus, daß Edith gar nicht umhinkonnte, ihm zu glauben, und ihm herzhaft zunickte.

»Na also!« Damit nahm er ihre Zustimmung dankend zur Kenntnis und setzte seine Rundschau fort. »Nicht einer von den Getreuen fehlt uns heute. Fabelhaft, was die gute Hermine von Martiz mit ihren Augen anzustellen weiß! Sehen Sie nur, wie sie den gewaltigen Bodenheim, unsern musikalischen Kritikpapst, anhimmelt!« Das Fräulein, eigentlich nur ein langer, ausgetrockneter Strich mit Hängelöckchen und schwarzem Seidenkleid, neigte sich unweit zu einem breitbeinigen, gestrengen Herrn, dessen graue Schläfenhaare seltsam nach vorn gebürstet waren; er hatte die Hand am Kinnbart und blickte messerscharf immer geradeaus durch die Brille. »Ich werde die Befürchtung nicht los, und sie erfüllt sich mal, daß die gute Hermine mit ihren Schultern ihr Kleid durchspießt, oder daß ihr mitten im Schmachten die Augen heraushüpfen! Schrecklicher Gedanke!«

»Wie können Sie nun gleich wieder so boshaft sein!«

»Auch Frau von Holland,« fuhr Gerland, ohne Ediths Zwischenruf zu beachten, fort. »Immer kokett und schlagflüssig. Empfehle mich! Empfehle mich!« Er grüßte in die Ferne nach einer Dame, die seiner Beschreibung entsprach. »Und da ist ja auch Franz Rebold! Der verbotene Dichter — der Herr dort an der Wand! Immer wie der Faun vor dem Sprung — verzeihen Sie, ich wollte sagen: mit der glänzenden Glatze und dem vorspringenden Bocksbart.«

»Wer ist das?« fragte Edith.

»Ach so — Sie kennen ihn noch gar nicht! Er war allerdings, ich glaube in Jahren, nicht hier. Überbleibsel aus unsrer Tertiärzeit. Aus der Zeit, meine ich, wo wir hier noch in Literatur machten, statt in Musik. Wie dort der verlorene Mann mit der roten Tolle, der futuristische Maler Munzinger, ein Überbleibsel aus unsrer letztvergangenen Epoche darstellt! Doch, um von dem verbotenen Dichter zu reden!« Der Rittmeister bemerkte, daß er bedenklich abgeschweift war, ohne daß freilich Edith seine Anspielungen zu verstehen schien. »Ich nenne den Doktor Rebold so, weil sein Ruhm auf einem verbotenen Theaterstück ruht, das die Zensur seit unvordenklichen Zeiten ‚demnächst' freigibt ... Doch da ist jemand, den auch ich nicht kenne!« Er streckte sich auf den Zehen. »Ein Marineoffizier. Kann die Charge noch nicht sehen. Famose, offenbar bei uns noch völlig wurzellose Erscheinung. Sieht gut aus!«

»Das ist Kapitänleutnant von Baudius,« half diesmal Edith mit naiver Lebhaftigkeit aus, während auch sie sich etwas reckte,

um gleich wieder sich wie ein ertapptes Schulmädel niederzuducken. »Er hat vor acht Tagen zum erstenmal bei uns Besuch gemacht,« ergänzte sie leichthin. »Der Sohn von Frau General von Baudius.«

»Echter Seemannstyp,« schloß der Rittmeister seine beifällige Musterung.

Frau Gisberte begrüßte den Kapitänleutnant eben mit einer gewissen Auszeichnung. Er stand in straffer, militärischer Haltung neben ihr, erwiderte ihre offenbar zahlreichen Fragen ruhig und gemessen. Dabei ging sein heller, zielsicherer Blick in die Runde und ruhte plötzlich mit einem Aufleuchten des Erkennens auf Edith. Er verneigte sich gegen sie. Hastiger als nötig gab sie den Gruß zurück. Sie hörte nur noch schlecht auf den Rittmeister. Ohne daß sie es so recht wollte, beobachtete sie, neugierig vorlugend und sich wieder zurückziehend, wie der Kapitänleutnant von Frau Gisberte den Nächststehenden vorgestellt wurde und sich dann in höflicher, unauffälliger Weise durch den Kreis um Frau von Martiz Bahn brach.

Auf einmal stand er vor ihr, küßte ihr die Hand, stellte sich knapp dem Rittmeister vor.

»Meine Mutter trug mir auf,« begann er mit ruhigem Ernst, »Ihnen besondere Grüße zu bestellen. Sie würden ihr eine Freude machen, wenn Sie sie mal ganz unförmlich besuchen wollten.«

Edith war überrascht von dieser Einladung und dankte nur mit stummem Kopfneigen dafür. Nachdem sie sich so schlecht bei der Generalin eingeführt hatte, war sie darauf nicht vorbereitet.

»Leider ist sie wieder streng an ihren Stuhl gebunden,« fuhr er fort. »Ich glaube, sie hat den Wunsch, allerhand Erinnerungen mit Ihnen auszutauschen. An Ihren Herrn Vater.« Er sprach wie ein Mensch, der nicht gewöhnt ist, überflüssige Worte zu machen. Der bartlose Mund schloß nach jedem Satz die schmalen Lippen dicht aufeinander. Die hohe Stirn unter dem einfach gescheitelten, lichtbraunen Haar, die stillen, offenen Augen vollendeten den Eindruck einer ihrer selbstgewissen Reife und Entschlossenheit.

Also war es doch, wie Edith vermutet hatte: es bestand da ein alter Zusammenhang, der ihr auch die Teilnahme der Generalin für sie erklärte. Ferngerückt, wie sie dem Vergangenen war, empfand sie diese Erklärung eher abschreckend als ermunternd.

»Mir wurde Ihr Herr Vater leider nur aus seinen Schriften bekannt,« setzte Baudius nach einer Pause von neuem an. »Die famosen Weckrufe ‚Deutschland im kommenden Weltkrieg' und ‚Wo steht der Feind?' warben ihm in unserm Kreis viele Verehrer und Freunde.«

»Was — der Verfasser war Ihr Herr Vater, Fräulein Edith?« mischte sich jetzt Gerland unvermutet wieder ins Gespräch, nachdem er schon im Begriff gewesen war, dem Seeoffizier das Feld zu räumen. »Rauter — natürlich! Und dahinter komm' ich erst jetzt!« Er schlug sich vor die Stirn. »Das Beste, was ich in seiner Art seit Jahren las! Jeder Satz ein Treffer! Ein Stoß auf die Nase: besinn dich doch, deutscher Michel!«

Die beiden Herren, die bisher fremd und zurückhaltend einander gegenübergestanden hatten, fanden sich in Worten des Lobes und der Zustimmung über die weitschauenden politischen und militärischen Ideen des Obersten: der Rittmeister mit beißenden Seitenhieben auf die verschlafene, friedensselige Welt, der Kapitänleutnant mit gehaltenem Ernst, still wägend, sicher urteilend. Edith stand dabei, hörte zu und hörte weg, ziemlich betroffen von der Anerkennung und Huldigung für ihren Vater, die ihr doppelt unerwartet kam gerade hier, wo sonst sein Name nie erwähnt, alles, was an ihn erinnerte, unterdrückt wurde. Sie entdeckte in der Ferne, im altdeutschen Zimmer, Alex. Schon erwog sie, wie sie sich aus dem Bereich dieser ungelegenen kriegerischen Unterhaltung zu ihm verziehen könnte, als Hellmut von Baudius das Gespräch mit dem Rittmeister unterbrach.

»Wir dürfen nicht zu tief ins Fach geraten,« sagte er mit einer entschuldigenden Gebärde. »Das gnädige Fräulein teilt unsre Vorliebe schwerlich. Wenn wir auch ihren Herrn Vater feiern.«

»Allerdings,« lenkte Gerland sofort ein. »Inter artes silent arma. Vielleicht habe ich später noch das Vergnügen!« Er schüttelte dem Kapitänleutnant die Hand, nickte Edith zu und trat zu einem Bekannten, der ihn eben zu sich winkte.

»Sie wundern sich gewiß,« wandte sich



Baudius mit einem halben Lächeln, das seine Züge freundlich aufhellte, wieder an Edith, »daß ich heute gekommen bin, obwohl ich neulich bei meinem Besuch Ihrer Frau Mutter versicherte, für die weitere Geselligkeit untauglich zu sein?«

»Um so netter von Ihnen, daß Sie es trotzdem wagten.«

»Um so unvorsichtiger, müssen Sie sagen!« Er wollte sichtlich mehr hinzusetzen, aber er verstand sich zuwenig auf den leichten, unverfänglichen Ton, um auszudrücken, warum er so unvorsichtig gewesen war.

Merkwürdigerweise gab Edith gar nicht ihm, sondern sich die Schuld, daß die Unterhaltung nicht wieder vorwärts wollte. Sie zweifelte nicht daran, daß ihn, wie alle, die hier aus und ein gingen, die zauberhafte Liebenswürdigkeit ihrer Mutter hergelockt hatte. Dies und nichts andres meinte er, wenn er davon sprach, sie müßte sich wundern, daß er gegen seine Absicht doch gekommen sei. Warum klopfte ihr nur das Herz, als wünschte sie den paar belanglosen Worten eine andre Auslegung zu geben? Was mußte er von ihr denken, daß ihr nichts, aber auch gar nichts einfiel, um das Gespräch so harmlos, wie er es begonnen hatte, fortzuspinnen! Daß sie ihn so stumm neben sich stehen ließ!

Ehe der Kapitänleutnant und Edith ihr schweigsames Beisammenstehen noch ungemütlicher und vorwurfsvoller empfinden konnten, kam ein Rauschen und Raunen, wie es billig großen Ereignissen vorausgeht, über das Musikzimmer. Frau Gisberte, die schon unruhig hatte werden wollen, drängelte sich mit beinah schlangenhafter Gelenkigkeit durch ihre Gäste.

Die Tür tat sich auf. Der schwarze Meo in seinem Lilafrack wurde sichtbar und trat zugleich wieder mit einer grinsenden Feierlichkeit zurück.

Und dann kam ein von Löckchen umschwanktes, von einer turbanartigen Haartracht überbautes Haupt, ein fließendes gelbseidenes Gewand zum Vorschein: die Malvi. Hinter ihr, wie ein Schatten, ihre Unterlehrerin, die Hannemann.

Die Wirkung war so, wie Frau Gisberte sie nur wünschen konnte.

Hendrik Jöns, der noch nicht lange da war und sich nahe dem Flügel mit dem kritikgewaltigen Professor Bodenheim unterhielt, war starr und hatte alle Mühe, sich nicht zuviel davon merken zu lassen. Die gute Hermine drohte wirklich, wie der Rittmeister immer fürchtete, aus den Augen zu springen. Ein Kranz von mund- und augenaufsperrenden Andächtigen schloß sich um die Sängerin und Frau Gisberte, die sie bewillkommte. Nur Gerland blieb mit einem eigentümlich genießerischen Schlürfen der Lippen bei Alex, am Eingang ins altdeutsche Zimmer, stehen.

Ebenso gelassen verhielt sich Baudius. »Wer ist die Dame?« fragte er, froh, sein Schweigen brechen zu können.

»Fräulein Oswine Malvi, die berühmte Sängerin,« flüsterte Edith erregt. »Kommen Sie mit! Mama wird Sie vorstellen!«

»Ich danke Ihnen,« sagte der Kapitänleutnant, der nur noch einen flüchtigen kühlen Blick für die Gefeierte hatte. »Für mich hat das Zeit. Aber Sie dürfen sich nicht aufhalten lassen.«

Edith kam sich angesichts seiner Ruhe mit ihrer Aufregung lächerlich vor. Unwillkürlich zauderte sie. Aber sie hörte laut ihren Namen rufen. Frau Gisberte spähte suchend nach ihr. Hendrik Jöns hatte eben der Malvi die Hand küssen dürfen, Alex war herzitiert worden — sie durfte sich nicht länger der Begrüßung entziehen.

»Meine kleine Dith kennen Sie schon,« erläuterte Frau Gisberte, während sie sie heranzog und vorschob.

Die Malvi, obwohl ihr die Schülerin schon einmal bekannt gemacht worden war, reichte mechanisch ihre spitzen, diamantenblitzenden Finger hin, wie einer beliebigen Fremden, die sich zum Handkuß drängte.

Edith machte ihren schönsten Knix, und Frau Gisberte wiederholte mit sanftem Nachdruck: »Meine Tochter Edith, Ihre angehende Schülerin, Gnädigste!«

»Ah — Ihre liebe Judith!« rief die Malvi. Das maskenhafte weiße Gesicht, dem keine noch so geschickte Kunst die Fältchen und Risse des Alters hatte wegschminken können, belebte sich scheinbar, und die blassen Augen zeigten den herkömmlichen Anteil. »Ich höre zu meiner Freude von meinen Damen, daß die liebe Kleine Fortschritte macht. Nicht wahr, Fräulein Hannemann?« Sie wandte sich hilfesuchend nach ihrer Begleiterin, die bestätigend den Kopf neigte.



Nach Edith nahte sich Bodenheim der Sängerin. Er war seiner Sache sicher, und die Kammersängerin, auf ein nachhelfendes Flüstern der Hannemann hin, schleunigst im Bilde, schüttelte dem »teuren Freund« beide Hände, so daß er sich wie ein Truthahn aufblies und das bärtige Kinn rieb.

Weitere Versuche Frau Gisbertes, wenigstens die näheren Bekannten des Hauses, wie die sehnsüchtig lauernde gute Hermine, noch vorstellen zu dürfen, ließ die Malvi an einem »Bitte später, meine Liebe!« scheitern. Sie wurde zu einem Sessel neben dem Flügel geführt. Sie nahm Platz, saß, des weiteren unbeweglich gewärtig, in einer lässig-hoheitsvollen Bühnenpose da.

Nur die Hannemann blieb in Reichweite von ihr. Alles übrige zog sich rücksichtsvoll mehr zurück, bildete sitzend oder stehend einen Halbkreis bis hinein in die anstoßenden Zimmer.

Das kleine Konzert, das seinen Anfang nahm, war von Frau Gisberte wohlweislich so angeordnet, daß das volle Licht auf die letzten entscheidenden Darbietungen ihres Schützlings fallen mußte. Eine Opernsängerin von auswärts, die auf der Durchreise und mit der Dame des Hauses bei einer Winterveranstaltung in St. Moritz bekannt geworden war, sang einige Lieder mit einer jener knalligen Theaterstimmen, die sich an Walküren und ähnlichen Heldenjungfrauen aus allen Fugen gereckt haben. So behauptete wenigstens der Rittmeister, der hinter Ediths Stuhl stand und Zwischenbemerkungen murmelte ... Der Beifall blieb dünn. Die Malvi nickte nur einmal, nach dem letzten Lied, steif mit dem Haupt ... Ein Geiger folgte, ein junger Deutschpole. Die Temperatur wurde zusehends wärmer. Sein Spiel hatte Feuer und Schwung, ließ nur an Sauberkeit zu wünschen übrig, wie die äußere Erscheinung des Jünglings, obwohl er tadellos gekleidet und herausgeputzt war. Es wurde lauter geklatscht. Fräulein Malvi neigte zweimal den Kopf und klopfte sogar mit den Fingerspitzen gegeneinander.

Edith hörte mit bestem Willen zu. Aber sie konnte nicht verhüten, daß ihre Gedanken sie da- und dorthin scheuchten. Einmal dachte sie natürlich immer wieder an Jöns und teilte die Unruhe ihrer Mutter, die in Erwartung seines Auftretens auf dem Stuhl neben ihr hin und her rückte. Dann suchte sie Alex, den sie nicht finden konnte. Es stieg ihr die Befürchtung auf, er möchte sich, wie er das zum Mißfallen Frau Gisbertes schon öfters getan, vor der Zeit französisch gedrückt haben. An seiner Statt entdeckte sie Hellmut Baudius: er stand weit zurück, fast schon im altdeutschen Zimmer — aufrecht und regungslos.

Eine Pause. Man unterhielt sich gedämpft. Frau von Martiz schlüpfte an den Sessel der Malvi heran, um die Sängerin auf etwas Außergewöhnliches vorzubereiten.

Hendrik Jöns setzte sich an den Flügel. Es war ein Wagnis, nach dem Gesang und der Violine das Klavier allein sprechen zu lassen, auch nachdem die vorangegangenen Leistungen nicht überwältigt hatten. So paßte es Jöns gerade: die Hände vorstreckend, den Kopf mit der breiten Stirn und dem vorgeschobenen Kinn brütend über den Tasten, verharrte er eine Weile, bis die Stille atemlos, beinah drückend wurde. Dann ein Ruck, und statt der erwarteten gewaltsamen Entladung perlte ein Tanzliedchen auf, ein Kinderreigen, so neckend, eigensinnig und launig, daß ein wohliges Lächeln die Züge der Zuhörer überschlich.

Edith versank in ein dämmeriges Lauschen. Die erregten Gedanken beruhigten sich, zerflatterten und zergingen. Aber nicht nur sie hatte er durch dies Vorspiel an sich gelockt. Ringsum gab man sich willig oder, wie der Rittmeister, widerwillig in den Bann seines Könnens. Die Malvi blieb noch zurückhaltend, klappte ihren Fächer auf und zu.

Doch Hendrik war seiner Sache bereits gewiß. »Andante aus meiner C-Moll-Symphonie«, warf er keck, fast herausfordernd hin. Eine wehmütige, süße Weise quoll aus den Bässen auf, wob hin und her wie herbstliches Windwehen, durchflocht sich aus den Höhen mit silbernem Klingen, als spielte der schwermütige Wind mit Spätsommerfäden, verklang in blauen, sehnsüchtigen Fernen ...

Niemand wollte den Eindruck durch lauten Beifall stören. Es ging nur ein Raunen entzückter Anerkennung durch das Zimmer. Professor Bodenheim klopfte dem Künstler auf die Schulter, die Kammersängerin winkte mit der Hand zu Frau Gisberte hin und lächelte.



»Nun noch das Vorspiel zu meiner Oper ‚Sindbad‘,« sagte Jöns, diesmal nur halblaut und hastig, als bedrücke ihn das merkbare Wachsen der Zustimmung. Und jetzt erst warf er sich mit der vollen Wucht über den Flügel: aus kühnen, bizarren, sich widerstreitenden Einfällen baute er ein loses, dann immer innigeres, immer einmütigeres machtvolles Tongefüge, das von der Unrast der Erde zu allen Himmeln aufstürmte und mit einer jähen, sonderwilligen Kadenz abstürzte, abbrach ... Der Beifall, der sich bisher im Zaum gehalten hatte, setzte voll und rauschend ein. Oswine Malvi erhob sich und schritt als erste, im Angesicht alles Volkes auf Hendrik Jöns zu.

Er sprang wie aus einem Traum auf.

»Wie heißen Sie doch, junger Mann?« fragte sie, weithin vernehmlich, und seine Hand fassend. Und als er ihr seinen Namen wiederholte, meinte sie mit einer noch schallenderen Stimme, die etwas von der einst gebietenden Sangesfülle erraten ließ: »Sie sind ein begnadeter Künstler, Herr Hans Jensen! Ich freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich prophezeie Ihnen eine Zukunft — — Habe ich nicht recht, Bodenheim?« Als wäre sie für Augenblicke aus ihrer pompösen Maskenstarrheit erwacht, schillerte es in ihren Augen, während sie sich an den Professor wandte, der mit Frau Gisberte glückwünschend hervortrat.

Es bildete sich am Flügel eine dichte Gruppe, deren Strahlenkern Fräulein Malvi und Hendrik Jöns waren. Wer irgend zu Wort kommen konnte, schwelgte in Lobeserhebungen und in musikverständigen Bemerkungen.

Edith hatte die Gewalt, mit der Hendriks Musik auf sie wirkte, noch nie so empfunden wie heute. Die Töne waren verrauscht, aber es lag noch auf ihren Sinnen wie ein Zwang, der sie willenlos machte und fast physisch schmerzte. Sie erhob sich mit den andern. Sie sah aus der Ferne zu Hendrik hinüber: er lehnte malerisch am Flügel und plauderte angeregt mit seiner neuen Gönnerin. War es so oder schien es ihr nur so — ein Abglanz dessen, was eben als tiefes künstlerisches Erlebnis aus ihm hervor- und in seine Zuhörer hinübergeströmt war, ein Ausdruck echter, nicht nur gemachter Größe strahlte auf seinem Antlitz, adelte es und adelte seine Gebärden, seine Gestalt, so daß ihr das Äußere und Innere zu einer Einheit genialer Schöpferkraft wurde, vor der sie nichts war und bedeutete. Sie hatte das Gefühl, ihm danken zu wollen, aber es mischte sich mit dem ihrer Kleinheit und Unbedeutendheit, so daß sie sich nicht an ihn herangetraute.

Frau Gisberte mußte sie herholen, sie vor Hendrik hinstellen. Es dauerte eine gute Weile, ehe er sie beachtete. Erst als Frau von Martiz ihm zuflüsterte: »Edith, Hendrik! Sie will Ihnen danken!«, kehrte er sich zu ihr.

»Ich habe Ihnen zu danken!« sagte er schnell, halblaut, drückte ihr die Hand.

Es war nur so wie in Klammern hingesprochen, und er war gleich wieder im Gespräch mit der Malvi — aber es klang doch wie ein vertrauliches »Warte nur! Ich weiß schon, was ich dir schuldig bin!« Wie vorhin, da sie allein neben Hellmut Baudius gestanden hatte, pochte ihr das Herz. Lauter und ungestümer sogar. Aber es war ihr bange dabei.

Während sie sich aus dem Kreis am Flügel wieder herauswand, fiel sie der guten Hermine wehrlos in die Hände. Das alte Fräulein zog sie nach einem der schmalen blauen Sofas an der nächsten Wand, und da es ihr bis jetzt nicht gelungen war, ihre schwärmerische Bewunderung, so wie sie es mußte, an Jöns und der Malvi auszulassen, ging der Schwall ihrer wohlgemeinten, gedrechselten Rede erbarmungslos über Edith nieder: von dem einzigartigen Ereignis dieses Nachmittags schweifte sie hinüber nach dem »hehren Hügel von Baireuth«, von der Kunst zur Religion und weiter in ein Labyrinth dunkler, mystisch-theosophischer Weisheiten, aus dem Edith vergeblich nach Rettung ausschaute.

Der schwarze Meo und ein Dienstmädchen boten Tee, Limonade, kleine Kuchen für die Damen, ein Glas Bier und belegte Brötchen für die Herren herum. Die Gäste ergingen sich wieder nach freiem Belieben, bildeten zwanglose Gruppen in jedem der drei Zimmer. Von Alex war auch jetzt nichts zu sehen. Der Rittmeister und Hellmut Baudius standen, wie Edith in einem Spiegel gewahr wurde, in Frau Gisbertes indischem Zimmer beisammen. Edith hatte sich schon in ihr Los ergeben, das Opfer der guten Hermine zu bleiben, als der Auf-

bruch der Malvi sie jäh befreite. Die Kammersängerin gab durch deutliche Zeichen zu verstehen, daß sie ihren Abgang, im Gegensatz zu ihrem Auftritt, so unaufrührerisch wie möglich zu bewerkstelligen wünsche. Doch Fräulein von Martiz stürzte von Ediths Seite wie aus einem Hinterhalt ihr in den Weg, zwang Frau Gisberte, sie vorzustellen. Die Malvi ließ sich von den Ergüssen des alten Fräuleins nur einen Augenblick umspülen wie ein Steinbild. Dann ging sie unbewegt weiter, grüßte mit einer erstaunlich umfassenden Drehung des umlockten Hauptes nach allen Seiten und rauschte davon, geleitet von Frau Gisberte, Jöns und der Hannemann. Im Entschwinden fiel für Edith, die auf einen mütterlichen Wink herzueilte, noch ein »Auf Wiedersehen, meine liebe Judith!« gnädig ab.

Frau Gisberte holte, als sie von der Verabschiedung der Malvi zurückkehrte, bei fast jedem einzelnen ihrer Gäste an Aufmerksamkeit nach, was sie über der Anwesenheit der großen Sängerin versäumt haben mochte. Jöns, die Opernsängerin von auswärts und den polnischen Geiger überließ sie bald ihrer Schwägerin Hermine, die sich an ihnen für den mißglückten Flankenangriff auf Fräulein Malvi schadlos hielt. Dafür zankte sie sich des längeren mit dem Rittmeister, der zwar dem Spiel Hendriks volle Gerechtigkeit widerfahren, aber sein Genie als Komponist nur mit Vorbehalt gelten ließ.

»Ich gebe zu, der erste Eindruck der Sachen war auch auf mich blendend,« meinte er.

»Was wollen Sie mehr?« erwiderte Frau Gisberte. »Der erste Eindruck ist der entscheidende.«

»Im Gegenteil! Lassen Sie mir die gleichen Stücke, die Jöns uns so bestechend hinschmiß, von einem andern vorspielen —«

»Ah, von einem rechten Stümper, nicht wahr? Sie sind gut, Gerland!«

»Vom größten Pianisten, wenn Sie wollen! Nur nicht vom Komponisten selbst! Bleibt dann die Wirkung dieselbe, so ziehe ich bedingungslos den Hut ab.«

Frau Gisberte war zu gut gelaunt, der Verlauf des Nachmittags hatte sie zu sehr befriedigt, als daß sie über den Unglauben des Rittmeisters sich ernstlich hätte erbosen können. Er hatte nun einmal das Bedürfnis, Wasser in den Wein zu gießen; das kannte sie schon. Während sie sich mit ihm herumstritt, sah sie bisweilen rechts, bisweilen links, am aufmerksamsten nach Edith und dem Kapitänleutnant van Baudius, die sich unweit davon besser als bei ihrem ersten Zusammentreffen unterhielten.

Hellmut Baudius hatte beobachtet, wie stark die Musik von Jöns auf Edith gewirkt hatte. Die weiche, so gut wie wehrlose Empfänglichkeit des jungen Mädchens stand zu sehr im Widerspruch mit seinem unbeirrbaren, in sich gefestigten Wesen, als daß sie ihn nicht hätte zugleich befremden und anziehen sollen. Er machte kein Hehl daraus, daß er die Musik wohl liebe, aber sich nur mitunter und auf Frist mit ihr befreunde.

»Vielleicht liegt es daran, daß ich nicht musikalisch genug bin,« sagte er nachdenklich, »oder — daß ich mich vor ihr fürchte ...«

»Fürchten?« Edith sah ihn ungläubig an.

Er erriet, was sie dachte, und lächelte. »Ich bin sonst allerdings nicht furchtsam. Und drücke mich wohl auch nicht verständlich aus. Ich sehe oder fühle — wenigstens für mich — in der Musik ebensoviel Gefahr wie Genuß. Ich lasse mich nicht gern unterjochen. Und es gibt Musik, die unterjochen will. Besinnungslos Willen und Verstand ausschalten. Dagegen wehr' ich mich!«

»Das versteh' ich schon eher,« erwiderte Edith überlegend. Ihr eignes Hingenommensein fiel ihr ein, der Zwang, der köstlich und doch auch niederdrückend war. Und seine Meinung paßte zu ihm. Er war frei und wehrte sich gegen das Unfreie.

»Sie müssen mich deshalb nicht für undankbar halten,« fuhr er wieder fort. »Ich bin dankbar für die Stunden hier. Und wenn Sie es erlauben, komme ich wieder einmal.«

Warum fragte er sie? Er war dankbar für den Nachmittag, wie er sagte, und hatte doch so bestimmte Einwendungen, mochte die Musik nur halb — warum wollte er dann wiederkommen? »Mama wird sich gewiß freuen,« gab Edith etwas unsicher zurück.

Er ließ seine Augen wie erwartungsvoll auf ihr ruhen.

»Und ich natürlich auch,« entschlüpfte es ihr. Sie fühlte, wie ihre Wangen sich röteten.



Er verneigte sich, und sie sah in seinem Blick untrüglich das helle, blitzhafte Aufleuchten, das sie wahrgenommen zu haben meinte, als er sie nach seiner Ankunft zuerst ausfindig machte. Aber war es denn möglich? War es denkbar, daß er nicht um ihrer Mutter willen, daß er ihretwegen gekommen war? —

Jetzt trat Frau Gisberte zu ihnen.

»Haben Sie Alex gesehen?« fragte sie lebhaft. »Sie kennen doch meinen Sohn, Herr von Baudius? Ich bin empört! Er war hier und muß sich ganz heimtückisch davongemacht haben. Niemand will ihn mehr gesehen haben. Weißt du etwas davon, Dith?«

Edith wußte sowenig von dem Verbleiben des Leutnants wie Baudius.

Frau Gisberte war ungehalten. »Sie sind gewiß ein viel besserer Sohn, Herr Kapitän!« sagte sie. »O ja — ich weiß schon! Ihre Frau Mutter weiß Sie nicht genug zu rühmen! — Ich muß mich mehr an Dith halten. Und an Jöns — der ist auch so halb und halb mein Junge! Die beiden machen mir Freude. Und verstehen sich überdies untereinander ganz prächtig, nicht wahr, mein Liebling?« Sie legte den Arm um Edith, nickte ihr mit schlauem Lächeln zu, als hütete sie sich, mehr zu sagen.

Edith sah zu Boden. Es verwirrte und ärgerte sie, daß Frau Gisberte so geflissentlich ihr und Hendriks Einvernehmen betonte — gerade vor Baudius. Sie empfand eine leise Unzufriedenheit mit ihrer Mutter — eigentlich zum erstenmal.

Der Kapitänleutnant hielt den Zeitpunkt für gegeben, sich zu empfehlen. Er tat es mit militärischer Gemessenheit. Frau Gisberte war nicht ganz so liebenswürdig wie bei seiner Ankunft. Edith hätte ihm gern noch ein freundliches Wort gesagt, aber sie fand nichts in seiner Miene, was sie dazu ermutigte.

Einer um den andern verabschiedete sich in rascher Folge. Bodenheim, die Opernsängerin, der Geiger. Unter den letzten der Rittmeister, der noch eine Ketzerei vom Stapel ließ, indem er zur Eroberung der Malvi für »Hans Jensen« nochmals Glück wünschte; und die gute Hermine, die sich in Danksagungen nicht erschöpfen konnte.

Endlich blieben nur Frau Gisberte, Edith und Hendrik im Musikzimmer zurück.

Jöns war berauscht von seinem Erfolg und setzte sogar seine sonst so wachsame Würde beiseite. Er lief, die Hände in den Taschen, ruhelos auf und ab und sprach unaufhörlich. Er wiederholte die Äußerungen der Malvi, des Professors Bodenheim immer von neuem. In den tönendsten und selbstgewissesten Worten redete er von der Bahn, die endlich für ihn freigelegt sei, von Werken, mit denen er die Welt verblüffen werde, von den andern, die nur Stümper und Nichtskönner waren, von der Zukunft, von seinem Ruhm, und immer wieder und nur von sich, von Jöns, von Hendrik Jöns.

Frau Gisberte saß mit Edith auf einem der blauen Sofas. Sie hörte mit voller Genugtuung zu und feuerte ihren Schützling durch dazwischengeworfene Worte nur noch mehr an, sich die Zügel schießen zu lassen.

Edith, so willig sie war, gut und schön zu finden, was ihre Mutter so fand, staunte doch über den fessellosen Strom von Eitelkeit und Selbstgefallen, der da unermüdlich hinrauschte. Es wollte ihr unheimlich werden in diesem schwülen, immer dichteren Dampf von Weihrauchwolken. War das wirklich derselbe Hendrik Jöns, dessen Meisterschaft noch vor einer Stunde sie so hingerissen hatte? Dieser sprudelnde, heftige Mensch, der immerfort zu sich wie zu seinem Spiegelbild redete und eiferte und aus dem Zurückwerfen des Kopfes, dem Schütteln der fahlen Mähne nicht herauskam! Als er spielte, als er hernach vor der Malvi am Flügel lehnte, war er ihr eine verklärte Einheit von Kunst und Mensch gewesen, und jetzt — — Nein, so durfte und wollte sie nicht denken. Sie war müde, abgespannt von den Aufregungen des Nachmittags. Die Ahnung, daß beides zu Recht bestehen könnte — eine unvollkommene Menschlichkeit, eine vollkommene Künstlerschaft, ließ sie nicht aufkommen. Sie stand auf und bat Frau Gisberte, sich zurückziehen zu dürfen.

»Jetzt schon, Kind? Willst du nicht mehr Abendbrot mit uns essen?«

»Ich möchte nicht mehr. Wenn du nichts dagegen hast und —«

»Schön, schön! Hendrik entschuldigt dich auch. Du hast dich für ihn mit aufgeregt.«

Jöns achtete kaum auf die Unterbrechung, nahm sich nur gerade Zeit, Ediths »Guten



Abend« zu erwidern und ihre Hand zu berühren.

»Sie hätten ihr wohl noch was Hübsches sagen können, Hendrik!« sagte Frau Gisberte mißbilligend, als Edith draußen war. »Sie wissen doch —«

»Ich weiß, wem ich vor allem Dank schuldig bin!« Jöns näherte sich ihr. »Ihnen — Ihnen allein!«

»Aber ich sagte Ihnen doch, daß Edith es war, die —«

»Machen Sie mir doch keine Komödie vor!« Er stand vor ihr. Ein lauerndes Feuer glomm in seinen Augen. »Nicht heute! Nicht unter vier Augen!« Er zitterte. Immer sichtbarer arbeitete sich die Leidenschaft durch seine Züge. »Lassen Sie mich Ihnen danken! Nur Ihnen!« Er warf sich neben sie aufs Sofa, riß ihre Hand mit beinah brutaler Heftigkeit an sich.

Frau Gisberte entwand sich ihm, stand pfeilschnell auf ihren Füßen. »Was fällt Ihnen ein, Hendrik? Sind Sie noch immer von dieser Narrheit nicht geheilt? Ich bin Ihnen sehr böse!« Sie bemühte sich, so streng und zürnend auszusehen, als es ihr gelingen wollte, ohne daß sie ein leichtes Lächeln ganz verschwinden lassen konnte.

»Ich will nicht geheilt sein!« stieß Hendrik hervor. »Sie machen meine Kunst zu dem, was sie ist! Sie sind für mich, meinen Erfolg tätig, unausgesetzt! Nur Sie hatten den Gedanken, mich mit der Malvi zusammenzubringen, und führten ihn aus! — — Wozu das alles, wenn Sie mich zugleich unglücklich machen? Wenn Sie mich um den Verstand bringen, weil Sie von meiner Liebe nichts hören wollen?«

»Hören Sie, Hendrik — ich werde warten, bis Sie sich von diesem Anfall erholt haben! Bis Sie einsehen, wie töricht das ist, was Sie da eben sagten!« Sie ging mit aller Gelassenheit von ihm weg an den Flügel, blätterte in Noten, die dort herumlagen, schlug ein paar Tasten an und summte die Töne fast unhörbar nach.

Er verfolgte sie mit glühenden Blicken, war mehr als einmal nahe daran, aufzuspringen, sich auf sie zu stürzen, hielt sich aber immer wieder krampfhaft zurück. Nichts in dem aufgewühlten Gesicht erinnerte mehr an das erhabene Vorbild, mit dem er sich so gern verglich oder verglichen wußte. Nur ganz allmählich ging die leidenschaftliche Verzerrung in einen stumpfen Trotz über.

Frau Gisberte kehrte langsam zurück. »Sind Sie jetzt vernünftig, lieber Freund?«

»Was nennen Sie vernünftig?« murmelte er.

»Vernünftig nenn' ich,« erklärte sie, »wenn Sie darauf verzichten — aber jetzt ein für allemal —, mir wieder von Ihrer ‚Liebe' zu mir zu reden. Wollen Sie das?«

Er schüttelte knirschend den Kopf.

»Nicht? Überlegen Sie sich's wohl, Hendrik! Wir müßten uns dann auf andern Fuß miteinander einrichten!« Sie sprach mit einer nachsichtigen, aber kühlen Bestimmtheit. »Ich könnte nichts mehr für Sie tun. Oder nur noch sehr viel weniger. Und es gäbe, glaube ich, noch allerhand, worin ich Ihnen nützen könnte, Ihrer Kunst. Ihre Kunst braucht mich vielleicht, während Sie selbst mich nicht brauchen.« Er wollte auffahren. Doch sie ließ ihn nicht zu Wort kommen. So rückhaltlos wie nie setzte sie ihm auseinander, was sie von seiner »vermeintlichen Liebe« zu ihr hielt, nannte sie eine schädliche, tolle Einbildung, auf die sie nie eingehen werde. Gesetzt den Fall, sie wäre abgeschmackt, blind, unerfahren genug; gesetzt den lächerlichen Fall, sie gäbe ihm nach, willigte in eine Verbindung mit ihm: was sollte dabei herauskommen? Doch nur, daß er sie in einigen Jahren als eine alte Frau über hätte, betröge, im Stich ließe. »Ich kenne Sie ja viel besser, als Sie selbst sich kennen! Das alles sind nur die üblichen, vergänglichen Irrtümer einer erhitzten Künstlerphantasie! Ich meinte es nie besser mit Ihnen, als während ich Ihnen dies so rücksichtslos sage. Ich bleibe Ihre Freundin, Ihre mütterliche Freundin —«

»Ach, diese Mütterlichkeit! Wenn Sie wüßten, wie ich sie verwünsche! Seit Sie sich darin gefallen —«

»Wenn Ihnen das Wort nicht paßt, lassen Sie es beiseite! Aber begreifen Sie wenigstens, daß ich nur Ihr Wohl im Auge habe. Ich will Sie nicht verlieren; ich will Sie behalten, mein lieber, heißblütiger Junge aus Genieland! Dazu wird uns diese Aussprache helfen!« Sie wurde wieder vertraulicher, nahm sogar seine Hand. »Soll ich noch aufrichtiger sein? Wissen Sie, was ein Lieblingsgedanke von mir ist, Hendrik? Womit ich oft spiele?« Sie zögerte

einen Augenblick, blickte ihn verschmitzt an. »Sie wissen es ja längst! Sie sind, wenn Sie nicht, wie vorhin, sich von aberwitzigen Stimmungen irreführen lassen, auf dem Weg dazu: Sie und Edith müssen sich vollends zusammenfinden! Die Kleine ist doch allerliebst! Unschuldig, bildsam, ganz Hingabe. Sie würde die Frau sein, die Sie brauchen — eine reizende, anspruchslose, bequeme kleine Frau für einen Künstler, der angebetet und verwöhnt sein muß. Und Sie haben sie schon halb gewonnen. Sie hat wirklich nur Ihretwegen die Gesangstunden bei der Malvi angefangen und mitgeholfen zu dem, was wir heute erreichten.«

»Mag es sein. Allerliebst, fügsam, unschuldig — was Sie wollen!« sagte er finster, nicht mehr ganz so widerspenstig. »Aber sind das Eigenschaften für mich? Eigenschaften, die mir — die Ihrigen ersetzen?«

»Wer spricht von ersetzen? Werde ich mich deshalb in den Winkel stellen lassen? — Aber wie Sie wollen, lieber Freund! Wenn Sie erst noch ruhiger geworden sind — überdenken Sie meinen Vorschlag! Sprechen wir jetzt nicht mehr davon!« Sie kam wieder auf die Ereignisse des Nachmittags, ließ es sich nicht verdrießen, daß er einsilbig und mürrisch blieb. Als er nach dem Abendbrot ging, hatte sie trotz allem das Gefühl, ihre Sache am Abend nicht schlechter gemacht zu haben als am Nachmittag.

Der Winter war im Begriff, den Herbst abzulösen. Die Bäume längs dem Spreekanal hatten ihr Laub abgestreift; schwarz und tot streckten sie ihre Gerippe von Ästen über das schwarze, tote Wasser. Im unfernen Tiergarten drüben war es nicht besser: kahles, tausendfältiges Astgewirr, öde Wege zwischen mattem Gras, ein paar Entchen im dunklen Gewässer, ein Schwarm Raben gegen den nebligen Himmel. Wer achtet in Berlin im Winter auf die Natur! Schon zu andrer Jahreszeit kommt sie gerade so mit an. Im Winter vergißt man, daß es dergleichen gibt. Auf Tage, auf Wochen. Die Menschen vertreten — außer für unbegabte Sonderlinge — vollauf die Gesamtheit alles Lebendigen, die Menschen mit ihren fauchenden, duftenden Kraftfahrzeugen, mit dem Geklingel und Gesause der Straßenbahnen, mit ihrem künstlerischen und politischen Alltagsgeschrei. Arme, alte, langweilige Natur! ...

Auch Edith dachte nicht daran, zwischen ihrer neuen Heimat und dem Städtchen, das sie im April verlassen hatte, in Hinsicht der Natur Vergleiche anzustellen und sich etwa an den Heister- und Klingenberg, an winterlich schlafende Talwinkel und Wälder und die träumende Ebene zu erinnern. Nicht nur das umtriebige Hin und Her in und außer dem Hause litt es nicht — sie war in sich zu beschäftigt. Wenn sie, immer seltener, dazu kam, in ihrem hellen, luftigen Zimmer auf dem erhöhten Fensterplatz zu sitzen, wußte sie mit ihren Gedanken und Gefühlen meist nicht aus noch ein, weil sie allzu zwiespältig durcheinanderliefen.

Der Kapitänleutnant von Baudius hatte seine Ankündigung, an den Dienstagen, an denen Frau von Martiz empfing, sich häufiger einzustellen, wahrgemacht. Die Zahl der Besucher wechselte; es waren längst nicht immer so viele wie an jenem Nachmittag, dem die Malvi durch ihre Gegenwart Weihe und Glanz gegeben hatte. Nur Hendrik Jöns, Rittmeister Gerland und die gute Hermine waren regelmäßig zu treffen. Der Gesprächsstoff ging nie aus, aber er war auch meist der einseitigste, der sich denken ließ: Musik und noch einmal Musik und zum drittenmal Musik mit den wichtigtuerischen Erörterungen über technische Dinge, in denen der ausübende Musiker sich mit nie ermattender Wonne badet, während eine gewisse Sorte von Musikfreunden mit Wonne zuhört und mit Stolz mitredet. Wenn es sich Edith auch nicht merken ließ: ihr wurde oft die Zeit lang. Der Rittmeister war noch der einzige, der mitunter in einer Anwandlung von Selbsterkenntnis vor der »verfluchten Musikseuche« floh, sich mit ihr in eine Ecke setzte, grimmige Offenheiten über sich und »die übrigen Notenderwische« von sich gab, bis ihn die nächste, lebhaft besprochene Streitfrage mit magischer Gewalt wieder an sich zog. Wie horchte Edith auf, wenn dann Schritte im Flur, eine gehende Tür noch einen neuen Besucher verhieß, und der Kapitänleutnant in seinem dunkelblauen Seemannsrock mit den goldenen Tressen hereintrat! Sie wagte es sich nur halb zu gestehen, daß sie ihn erwartet hatte. Daß er nicht Frau Gisbertes wegen, sondern um



ihretwillen kam — darüber konnte sie nicht mehr im Zweifel sein. Und sie zweifelte doch. Ständig im Gefolge und Schatten der Mutter, der sie neidlos alle Vorzüge und Vorrechte einräumte, fand sie nur vorübergehend den Mut, an einen bescheidenen Wert auch ihrer eignen, unbedeutenden Person zu glauben. Und doch war es so offenkundig: während im Umgang mit Frau Gisberte, mit Hendrik ihr weiches, schwankendes Ich nur immer unscheinbarer wurde, sich verkroch und duckte, wurde es munter und harmlos unbefangen, wuchs und fühlte sich, wenn es für sich genommen, als ein Eignes geachtet wurde.

Baudius hielt es nur aus Höflichkeit eine Weile im Kreis der Kunstbeflissenen aus. Es war nur natürlich, daß er, sobald es mit Anstand ging, beiseitetrat, und Edith nicht ungern folgte. Er war und blieb mehr ein Schweiger und Beobachter als ein gefälliger Plauderer und Unterhalter. Nur manchmal — so, wenn er auf seine Reisen zu sprechen kam — wurde er gesprächiger. In kurzen, gedrängten Sätzen warf er das anschauliche Bild einer tropischen Landschaft hin, eine Schilderung überseeischer Menschen und Gebräuche, einer Jagd, eines glänzenden Empfangs in einem südamerikanischen Hafen. Oder er kam auf das Leben an Bord, auf die Schönheiten und Rätsel und Überraschungen von Meer, Wetter und Wind. Die ganze Liebe zur See, zu seinen Blaujacken, zu Gefahr und Abenteuer klang dann unter dem spröden, gehaltenen Fluß seiner Rede. Edith hörte ihm mit Verwunderung zu, sah, wie seine Augen sich weiteten und aufglänzten, als spiegle sich darin das Geschaute: die wundervolle Weite der See, der flammende Reichtum ferner Welten, die unerschrockene Tatfreude eines strammen Willens, der nicht bedrückte, sondern frei machte, weil er frei war.

»Was sind dagegen diese Steinblöcke, an die man hier geschmiedet ist!« entfuhr es ihm einmal fast mißmutig. »Kein Licht, keine Luft, kein Horizont. Nur Stein und Menschen ohne Frische, ohne Natürlichkeit —«

»Da fühlen Sie sich also sehr unglücklich hier!« meinte Edith mit schelmischem Bedauern, ein wenig vorwurfsvoll.

»Ja und nein,« sagte er ernsthaft. »Ja, denn ich möchte wieder hinaus. Ein übler Seemann, der anders dächte! Nein, denn —« Er zögerte, strich sich wie suchend über seinen Ärmel.

»Die Steinblöcke sind am Ende doch nicht so zu verachten?«

»O ja. Die Steinblöcke unbedingt. Aber mit den Menschen stimmt nicht ganz, was ich sagte. Es gibt Ausnahmen. Es findet sich auch hier noch Frische und Natürlichkeit, die man dann doppelt schätzt. Da ist zum Beispiel meine Mutter, bei der Sie sich übrigens trotz meiner Aufforderung noch immer nicht blicken ließen ...«

»Das ist schlecht von mir,« gab Edith zu. »Gewiß werd' ich's tun. Und bald!« Sie schämte sich, daß sie sich so mahnen lassen mußte. Nicht nur Zeit und Gelegenheit hatten ihr gefehlt: die Erinnerungen an ihren Vater, die dort aufgefrischt werden sollten, waren ihr alles eher als verlockend.

»Und unter andern kenn' ich noch jemand,« fuhr Baudius entschlossen fort, »der gar nicht einmal selber weiß, daß er im Grund zu den Frischen und Natürlichen gehört!« Er richtete den Blick voll und fest auf Edith. »Überhaupt wohl noch nicht recht weiß, wer er ist ...«

Edith neigte den Kopf gegen die Schulter und schob dann auf einmal an ihrem blonden Haarkrönchen, als säße es schlecht. »Wissen Sie denn so genau, wer der Jemand ist?« Sie rümpfte wie schmollend den lockeren Mund, dessen Lippen, auch wenn sie schwieg, sich selten ganz zusammenschlossen.

»Ich vermute. Mir fällt, wenn ich den betreffenden Jemand sehe — wie jetzt etwa —, immer ein Spruch von Goethe ein. Sonst nicht meine Stärke. Ich bringe ihn auch nicht zusammen. Haben Sie vielleicht etwas dergleichen da?« Er spähte in das indische Zimmer Frau Gisbertes, unter dessen aufgerafftem Türvorhang aus bunten Stäben sie standen, nach einem Bücherbrett über dem Diwan.

»Ich glaube wohl.« Edith ging hinein, stöberte unter den Büchern und griff einen Band mit Goethes Gedichten heraus, den sie ihm brachte. Sie lächelte. Verlegenheit und Neugier stritten sich in ihrem Gesicht, trieben ihr ein leichtes Rot in die Wangen, einen schüchtern-kecken Glanz in die Augen.

Hellmut Baudius blätterte eine ganze



Weile. Dann schien er den Spruch gefunden zu haben — unten an einer Seite — und ihn prüfend zu überlesen.

»Nun?« Edith streckte den Kopf vor.

»Es geht doch nicht,« sagte er plötzlich bestimmt und schlug zu. »Unsereiner soll nicht in Literatur machen. Sie könnten mir böse werden!« Er ging selbst nach dem Bücherbrett und stellte den Band wieder ein ...

Edith hatte gleichwohl die Seitenzahl noch erhascht. Als der Kapitänleutnant fort war, schlug sie auf eigne Faust nach. Sie fand die Verse, die er gemeint haben mußte:

Efeu und ein zärtlich Gemüt
Heftet sich an und grünt und blüht.
Kann es weder Stamm noch Mauer finden,
Es muß verdorren, es muß verschwinden.

Hatte sie's getroffen? Und war sie das wirklich? Was dachte er dabei? Sie las es noch einmal, und die Worte gingen ihr lange im Kopf herum ...

So eifrig und gelehrig Frau Gisberte an den musikalischen Debatten ihrer Freunde teilnahm, so sehr sie durch kühne Zwischenrufe, durch ein zugespitztes Urteil und beredte Parteinahme in den Streit der Meinungen sich mit verwickelte — es entging ihr nebenher durchaus nicht, was sich sonst in ihrem Umkreis abspielte. Auch nicht die kleinen, häufigen Seitenunterhaltungen des Kapitänleutnants mit Edith. Hellmut Baudius, so gut er ihr als gelegentliche Schmuckfigur für ihr Haus paßte, fand doch nur geteilte Gnade vor ihr: sie hatte längst heraus, daß er sich nicht an ihren Triumphwagen spannen ließ. Das war schon ein großer Fehler, den sie ihren Gästen ungern nachsah. Überdies ertrug sie aber auch nichts so schlecht, als wenn ihr da, wo sie allein zu glänzen und zu gebieten gewohnt war, irgendwer vorgezogen würde. Das erboste sie gegen ihn und, wenn sie sich auch davon gar nichts merken ließ, gegen Edith. Nicht nur wollte sie die Herrschaft über Edith durch keinen Unberufenen gefährdet sehen — der Gedanke, daß dieses lenksame kleine Geschöpf, dem sie erst eine Note aufprägte, ihr bei jemand im Licht stehen konnte, war ihr ebenso lächerlich wie unerträglich. Den Ausschlag gab aber doch erst die Erwägung, daß die Annäherung des Kapitänleutnants an Edith ihren Plänen mit Hendrik bedrohlich werden möchte. Dem galt es entgegenzuarbeiten und im rechten Augenblick einen Riegel vorzuschieben.

Hendrik Jöns hatte, nachdem Frau Gisberte ihm den Kopf zurechtgesetzt, offenbar Vernunft angenommen und bewies nun, gehorsam ihren Wünschen, Edith eine noch gesteigerte Aufmerksamkeit. Hatte er die Fruchtlosigkeit seines Werbens um Frau Gisberte eingesehen, erkannte er die Vorteile, die ihm aus einer Verbindung mit ihrer Tochter gesichert würden, war es nur ein berechnender Versuch, oder ernstlicher guter Wille — all das blieb so dunkel und unerforschlich wie seine Augen, in denen das reine Feuer der Kunst neben verzehrender Sinnlichkeit, unbesonnene Willkür neben lauernder Verschlagenheit heimisch war. Des Einflusses, den er durch seine Kunst auf Edith ausübte, war er sich bewußt. Es schmeichelte ihm, ihn zu benutzen und zu verstärken. Schon kurz nach dem für ihn so erfolgreichen Nachmittag, der ihm die Bekanntschaft mit Oswine Malvi vermittelte, fand Edith auf ihrem Zimmer ein Notenblatt, als hätte es der Zufall hingetragen: es enthielt das Kindertanzlied, das er damals zuerst vorgetragen hatte, und die Niederschrift war ihr freundschaftlich zugeeignet. Edith war überrascht und erfreut. Ihren beinah beschämten Dank für diese ausnehmende Artigkeit lehnte Hendrik mit einem lässigen »Nicht der Rede wert!« ab. Für ihre Gesangstudien interessierte er sich lebhaft. Er übte mit ihr, begleitete sie auch bei den einfachsten Dingen auf dem Flügel, gab ihr wertvolle Winke. Manche Stunde brachte er damit zu, Lieder, auch eigne, die ihr lagen und nicht zu schwierig waren, mit ihr durchzustudieren. Das gemeinsame Musizieren schuf naturgemäß eine größere Vertraulichkeit. Frau Gisberte saß in der Nähe oder flatterte ein und aus, lobte ihre »beiden Kinder«, wußte durch tausend kleine Mittel — Aufmunterungen, Neckereien, beziehungsvolle Scherze — das gute Einvernehmen zwischen Edith und Hendrik zu fördern, und oft, ohne daß die zwei es wollten und wünschten, noch inniger erscheinen zu lassen, als es war.

Edith fühlte, daß es sich wie ein feines, immer engeres Gewebe um sie legte, dem jeder Tag neue Maschen hinzufügte. Sie

konnte sich dem nicht entziehen, auch wenn sie gewollt hätte. Und wollte sie denn? Auch die zunehmende Vertraulichkeit hinderte es nicht, daß wieder und wieder das Gefühl ihrer Unbedeutendheit gegenüber einem Manne wie Jöns sie erschreckend überfiel. Ja, gerade dann, wenn er sich besonders eingehend mit ihr abgab, konnte es ihr begegnen, daß sie sich plötzlich doppelt unbehaglich, unfrei und fremd neben ihm empfand. Aber ebensooft erlag sie dem Reiz seiner Künstlerschaft, war sie glücklich und stolz, daß er — ein so Begnadeter — so viel Zeit und Aufmerksamkeit für sie übrig hatte. Dann verlor sie sich dankbar und willig in Bewunderung, in Hingabe. Dann ließ sie sich treiben und wußte nicht, wollte nicht wissen, wohin ... Die Stunden, wo Hellmut Baudius um sie war, wenige im Vergleich zu den vielen, die sie mit Hendrik zubrachte, glichen Inseln im Strom: da setzte sie den Fuß auf festeren Boden, atmete sie freier, empfand und dachte sie mehr sich selbst ... Nachher war es wieder wie vorher — ein halbbewußtes Hingleiten ...

Frau Gisberte kannte ihren Schützling genau genug, um zu wissen, daß sie in seinem Verhalten zu Edith sich nicht zu lange auf eine zähe Beharrlichkeit und Geduld verlassen durfte. Dazu war er zu sprunghaft und verwöhnt. Ediths Unberührtheit, ihre Schmieg- und Biegsamkeit war eigentlich das genaue Gegenteil von dem, was ihn an Frauen fesselte. Seine Natur brauchte jenes spannende Spiel, jene Aufregung, wie sie Frau Gisbertes prickelnde Wandelbarkeit seinem Temperament, seinen Sinnen bot. Bei Edith gab es so gar keine Rätsel. Er war im Grund gewiß, nur die Hand nach ihr ausstrecken zu dürfen; zu leicht, zu einfältig war das Spiel, um ihm den Sieg kostbar zu machen. Den Annäherungsversuchen des Kapitänleutnants an Edith schenkte er deshalb von sich aus keine Beachtung: er und Baudius begegneten sich mit vollendeter Gleichgültigkeit. Da der Offizier ihn nicht, wie die meisten Gäste des Hauses, durch Komplimente auszeichnete, war er ein steifleinener, beschränkter Patron, den er über die Achsel ansah. Bis Frau Gisberte genau an diesem Punkt ihren geschickten, zierlichen Hebel ansetzte. Ein wiederholtes schalkhaftes Sticheln tat die erwünschte Wirkung. Nicht Hendriks Eifersucht, wohl aber seine Eitelkeit wurde rege. Er begann mit einem Male, wenn Baudius zugegen war, sich mit auffallendem Nachdruck um Edith zu kümmern. Er rief sie von ihm weg, zu sich an den Flügel. Er trat unvermittelt an die beiden heran, wenn sie sich unterhielten, und mischte sich ohne Rücksicht auf seinen Partner ins Gespräch.

Niemand war weniger als Baudius danach angetan, Anmaßung und Überheblichkeit geduldig hinzunehmen. Aber er war sich auch seines Wertes bewußt genug, um mit Jöns, dessen Wesen er längst übersah, nicht in Wettbewerb treten zu wollen. Das, was Edith dem Künstler auf die Dauer zu harmlos zu machen drohte, ihre zarte, widerstandsschwache Weichheit und Hingebungsfähigkeit, machte sie ihm lieb. Mit wachsendem Befremden nahm er wahr, wie dieser »Klavierpauker und Genieknabe«, als den er Hendrik Jöns bei sich bezeichnete, auf Edith wirkte, und Frau Gisberte diese Wirkung begünstigte. Die Gefahr, die eine Natur wie Edith lief, entging ihm nicht: sie sollte ganz nur den Plänen ihrer Mutter dienstbar sein. Aber wer gab ihm ein Recht, sich einzumischen? Sein spröder, stolzer Wille lehnte sich dagegen auf, daß er je mehr als ein kühler Beobachter gegenüber den Vorgängen im Hause der Frau von Martiz hätte sein können und wollen. Der leiseste Anstoß genügte, um ihn zu schärferer Wacht über die Gefühle zu vermögen, denen er, im Bewußtsein der unbeschränkten Herrschaft über sich, bisher einigen Spielraum gegeben hatte. Wenn Edith sich von einem Jöns beherrschen ließ, wenn sie den Wünschen ihrer Mutter sich auslieferte — verdiente sie es anders? Was war es mehr als eine mitleidige Regung des Stärkeren gegen den Schwächeren, wenn es ihn ankam, als sollte er sie mit seinen kräftigen Armen zurückreißen? Als er ihr den Goethischen Spruch vom Efeu und der Mauer hatte zeigen wollen, war er auf dem Punkt gewesen, sie zu warnen. Er hatte es unterlassen. Bis hierher und nicht weiter ...

Vierzehn Tage nach diesem unterlassenen Wink, der ja Edith gleichwohl erreicht hatte, nahm der musikalische Dienstagstee bei Frau Gisberte seinen üblichen Verlauf.

Eine Sängerin hatte ein paar Lieder von Jöns vorgetragen. Daran knüpfte sich die gewohnte lebhafte Auseinandersetzung, die immer mehr ins Einzelne musiktechnischer Fachfragen sich verfeinerte. Auch der Kapitänleutnant und Edith bemühten sich eine Weile rechtschaffen, zuzuhören, dann begannen sie abseits von den Unermüdlichen sich zu unterhalten.

Hellmut Baudius erzählte von einer kurzen Reise nach Kiel, von der er in diesen Tagen zurückgekehrt war. An der Seite eines Kameraden hatte er an der Übungsfahrt eines Unterseeboots teilgenommen und sich den Seewind wieder einmal köstlich um die Ohren pfeifen lassen. Er beschrieb, soweit es für den Laien faßlich war, die reizvoll-unheimliche Beschaffenheit eines solchen Tauchbootes.

Inzwischen hatte Hendrik sich am Flügel zu der Behauptung verstiegen, der Stil der Neueren und erst recht der seinige schließe in der Liedkunst Anklänge und Erinnerungen viel mehr aus als der der Älteren.

Der Rittmeister widersprach. Just bei einem der jüngsten Lieder von Jöns wollte er an Mendelssohnsche Tonfolgen erinnert worden sein. Hendrik und Frau Gisberte bekämpften ihn. Die Sängerin hatte schon früher aufbrechen müssen und konnte das umstrittene Lied nicht wiederholen. Jöns wußte Rat.

»Werden wir gleich feststellen!« rief er mit lauter, gereizter Stimme. »Sie irren sich unmäßig, Rittmeister! Ach, Edith! Singen Sie uns doch mal das Mendelssohnsche Elfenlied und dann das meinige!« Mehr befehlend als bittend klang es nach dem Fenster hinüber, wo Edith und Baudius beisammenstanden.

»Sie wissen, daß ich nicht vorsingen darf!« gab Edith abwehrend zurück. Das Verbot, das ihr in der Tat von der Lehrerin auferlegt war, kam ihr sehr gelegen.

Hendrik jedoch gab sich damit nicht zufrieden. »Bah — es handelt sich um kein offizielles Vorsingen hier! Kommen Sie nur! Wir sind ganz unter uns und müssen diese Streitfrage schlichten.« Er pochte schon ungeduldig auf den Deckel des Flügels.

»Ich möchte nicht!« sagte Edith entschiedener als sonst.

Frau Gisberte wollte sich ins Mittel legen. Jöns kam ihr zuvor. Er eilte zu Edith. »Sie müssen, Edith!« drängte er. »Machen Sie sich nicht lächerlich! Sie können die beiden Sachen so singen, wie es für uns nötig ist!« Der Anlaß war ihm nur willkommen, gleichzeitig den Kapitänleutnant seine Vorherrschaft fühlen zu lassen. Mit absichtlicher Vertraulichkeit schob er Edith den Arm unter und wollte sie wegführen.

»Helfen Sie mir!« wandte sich Edith in scherzhafter und doch ehrlicher Verzweiflung an Baudius, der den Auftritt unbeweglich beobachtete.

»Sie sollten das gnädige Fräulein nicht zwingen!« sagte er langsam zu Jöns, seine Augen fest auf ihn heftend.

Hendrik warf den Kopf in den Nacken, daß die Haare flogen. »Wollen Sie mir das Recht dazu streitig machen?« fuhr er auf.

Im selben Augenblick zuckte in den Augen des Kapitänleutnants ein Strahl auf, so drohend und scharf, daß der Künstler stutzte. Dann trat der Seemann, sich ebenso rasch zu voller Ruhe zwingend, einen Schritt zurück. »Sie müssen sich schon selbst helfen, gnädiges Fräulein!« sagte er mit einem eigentümlichen Lächeln zu Edith.

Die Szene, so geschwind sie sich abspielte, begann peinliche Aufmerksamkeit zu erregen. Edith stand ratlos.

»Aber Kind, Liebling, warum willst du denn nicht? Was hast du nur?« Frau Gisberte war neben ihr, legte den Arm um ihre Hüfte, führte sie, unbekümmert um Baudius, fort und redete auf sie ein. Dann lachte sie in ihrem hellen Diskant auf und leitete Edith, die nicht mehr widerstrebte, ans Klavier. »Aber sie will ja, Hendrik! Ein Mißverständnis! Vorwärts! Schämt euch! Beide! Uns solche Koketterien vorzumachen! Spart euch das gefälligst, bis ihr unter euch seid!«

Hendrik brummte noch etwas in sein gewaltiges Kinn, nahm aber seinen Triumph wahr, wie er sich bot. Er reichte Edith die Noten, begleitete sie, und sie folgte mit ihrer feinen, kleinen Stimme, so unglücklich ihr dabei zumute war. Niemand als sie achtete darauf, wie Baudius schon nach den ersten Takten lautlos das Feld räumte ...

(Fortsetzung folgt.)





Gustav Spangenberg: Der Zug des Todes
Gemälde in der Berliner Nationalgalerie. Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin-Charlottenburg

Der Tod in der deutschen Kunst

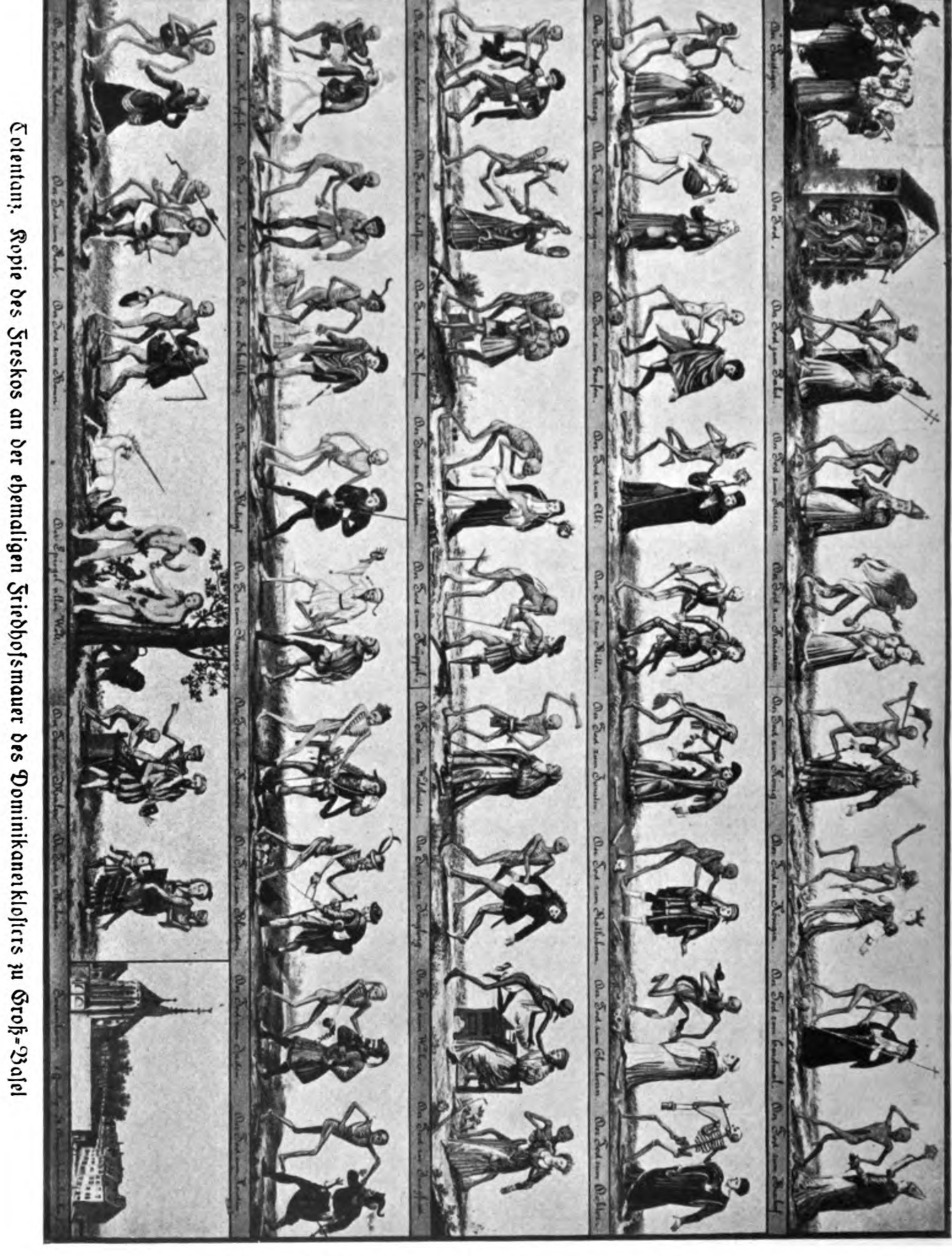
Von Dr. Valentin Scherer



Stets hat der Tod die menschliche Phantasie gewaltig und tief bewegt. Von den rohesten bis zu den auf höchster Kulturstufe stehenden Völkern findet sich in zahllosen Abwandlungen der Niederschlag der starken Wirkung, die das Scheiden aus dem Leben hervorruft und die aufs engste mit den religiösen Vorstellungen verknüpft ist. Die Feierlichkeiten für den Dahingeschiedenen, die oft zu einem umfangreichen Totenkult geführt haben, geben das beredteste Zeugnis, wie sich alle Kräfte des menschlichen Geistes vereinigten, um den Toten zu ehren. Wir brauchen nur an die Kampfspiele um die gefallenen Helden bei Homer, an die Ausschmückung der ägyptischen Grabmonumente, an die germanischen Totenstätten zu erinnern, um uns einen Begriff davon zu machen. Gilt diese Verherrlichung in erster Linie dem Verstorbenen, seinen Taten auf Erden und seinem Weiterleben im Jenseits, so zeigt sie uns doch auch schon deutlich die große Erschütterung, die der Tod auf das Gemüt ausübt.

Dieser Eindruck aber wird noch stärker überall da, wo nicht der Tote und seine Verherrlichung, sondern die unmittelbare Erscheinung des Todes selbst in den Mittelpunkt tritt. Nun ist der Gott oder der Bote des Todes nicht mehr, wie bei den Huldigungen an den Abgeschiedenen, nur der Begleiter oder Richter der Seele, sondern er greift als persönliche Gestalt in das Wirken und Treiben der Menschen ein und übt seine unwiderstehliche Macht aus, sei es, daß er als Erlöser sein Werk verrichtet, sei es, daß er als fürchterlicher Schreck unvorhergesehen und plötzlich die Menschen überfällt und sie aus der Freude und dem Genuß des Daseins herausreißt. Diese Vorstellung aber begegnet uns am anschaulichsten und häufigsten in der christlichen Gedankenwelt. Denn so groß die Hoffnungen sind, die der christliche Glaube auf das Jenseits setzt, so lebhaft und natürlich ist die Liebe zum Irdischen. Je mehr man sich hiermit beschäftigte, desto stärker wurde der Gegensatz empfunden, dessen Lösung unmöglich schien, der aber die Phantasie um so heftiger reizte. Und so finden wir diese Gedanken bald in einer festen Form, die sich in religiösen und philosophischen Abhandlungen ebenso wie in Sage und Dichtung und nicht zuletzt in der bildenden Kunst aufs mannigfachste äußert. Besonders die deutsche Kunst hat in ihrem stets neuen Drang, die tiefsten innerlichen Probleme der Menschheit zu verdeutlichen, sich von den frühen Zeiten des Mittelalters bis in die Gegenwart hinein dieses Themas bemächtigt.





Totentanz. Kopie des Freskos an der ehemaligen Friedhofsmauer des Dominikanerklosters zu Groß-Basel

Da der die Welt und das Leben naiv erfassende Mensch des Mittelalters den Tod als das schlimmste Übel ansehen mußte, so war es natürlich, daß der Schrecken, den sein Erscheinen verbreitete, lange Zeit im Vordergrund stand. Riß er doch den Menschen aus allem heraus, was ihm lieb und teuer war und an dem er mit allen Fasern seines Herzens hing, und erhöhte doch die Angst vor den Schrecknissen und Strafen des Jenseits, die die Kirche in den grellsten Farben zu schildern wußte, nur noch die Furchtbarkeit des Ereignisses. Dazu kam die verheerende Ernte, die der Tod besonders

dann hielt, wenn jene entsetzlichen Seuchen auftraten, denen das Mittelalter macht- und ratlos gegenüberstand. Man sah die Unentrinnbarkeit des Schicksals, das Gemüt wurde aufs ärgste erschüttert und suchte seine Befreiung darin, das grauenvolle Erlebnis auch im Bilde festzuhalten.

So entstanden in Kirchen oder auf Friedhöfen jene Totentänze, in denen sich die Erinnerung an bestimmte Vorgänge mit der tief eingewurzelten Volksanschauung vom Walten des Todes zu einer ernsten Mahnung an die Lebenden verband. Kam die Anregung dazu auch aus Frankreich und Spanien, so hat doch gerade die deutsche Kunst den Vorwurf am lebendigsten ausgestaltet und zu ihrem eigensten Besitztum gemacht. Der scharfen ständischen Gliederung der Zeit entsprach es dabei, die verschiedenen Volksgruppen einzeln zu behandeln. Da sehen wir, wie die höchsten Spitzen des Reiches, Papst und Kaiser, dem Tod zum Opfer fallen, und ihnen folgen in langer Reihe die geistlichen und weltlichen Stände: Bischof, Abt, Kleriker und Klosterbruder, Herzog, Ritter, Bürger und Bauersmann. Den Männern gesellen sich die Frauen, und neben der Kaiserin steht die Herzogin, neben der Jungfrau die Mutter, und den Schluß bildet das Kind, das, noch nicht imstande, zu gehen, doch von dem Tod zum Reigen geführt wird. Dieser selbst bildet den schärfsten Gegensatz zu dem blühenden Leben, das er zu vernichten im Begriff ist. Seine Gestalt ist hager, man sieht durch die straffgespannte Haut die Knochen des Körpers, die Wangen sind eingefallen, die Augen liegen tief in den Höhlen, und überall an ihm begegnet uns das Bild des Verfalls und der Verwesung. In der Hand hält er irgendein Musikinstrument, mit dem er zu dem grausigen Tanz aufspielt, während seine Bewegungen häufig ruhig sind und sich nur in seltenen Fällen zu grotesken Sprüngen steigern. Um so lebhafter aber wird der Schrecken in den Mienen und Gebärden der von ihm Heimgesuchten zum Ausdruck gebracht und die Wirkung seines Erscheinens noch durch Verse, die den einzelnen Bildern beigefügt sind, verdeutlicht. So ruft der Tod dem mitten im Erwerbsleben stehenden Kaufmann zu:



Albrecht Dürer: Wappen des Todes
Kupferstich



Hans Holbein d. J.: Tod und Ackersmann
Holzschnitt

Herr Kauffmann lasset ewer werben,
Die Zeit ist hin, Ihr müsset sterben:
Der Tod nimpt weder Gelt noch Gut,
Nun tantzet her mit freyem Muth.

Der Kaufmann aber antwortet:

Ich hatt mich zu leben versorget wol,
Kisten und kästen waren voll,
Der Todt hat meine Gab verschmacht
Und mich umb Leib und Leben bracht.

Zahlreich haben sich diese Totentänze erhalten, und zu den bekanntesten und frühesten gehören die in den Kreuzgängen des Klosters Klingenthal zu Klein-Basel, an der Friedhofsmauer des Dominikanerklosters zu Groß-Basel (Abbild. S. 350) und in der Marienkirche zu Lübeck. Jene beiden sind etwa am Ende der dreißiger Jahre des fünfzehnten Jahrhunderts entstanden, während in Basel das Konzil tagte, das eine glänzende Versammlung zusammenführte und das so recht die Unterschiede der menschlichen Stände und den Gegensatz zwischen weltlichem Treiben und den Forderungen der Kirche veranschaulichte. Dieser verdankt seine Entstehung jedenfalls der im Jahre 1463 zu Lübeck ausgebrochenen Pest, durch die die Menschen auf die Allmacht des Todes hingewiesen wurden.

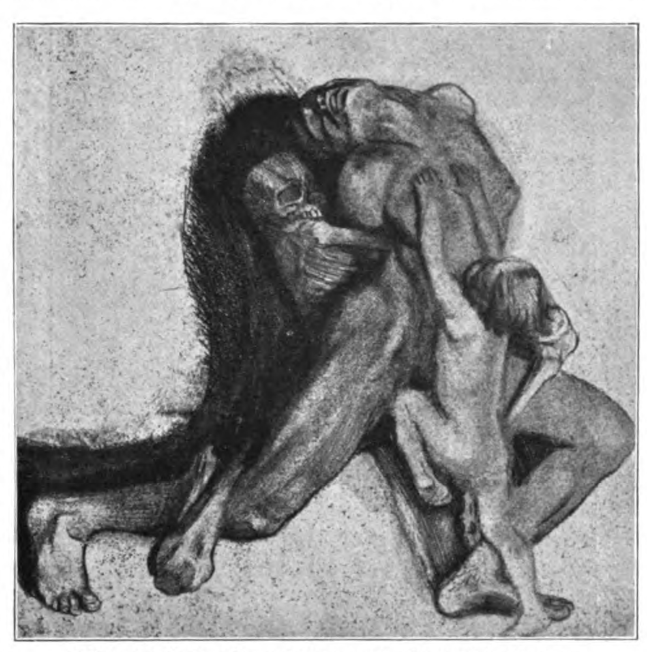
Neben den Gemälden, die doch immer nur einer verhältnismäßig beschränkten Zahl von Beschauern zugänglich waren, behandelte frühzeitig der Druck, der gerade in Deutschland eine starke Verbreitung fand, den beim Volk so beliebten Stoff. Und mit der Ausbildung der Technik des Holzschnitts und des Kupferstichs gewannen diese Blätter immer mehr an Vollkommenheit. Was auf den ersten Darstellungen des fünfzehnten Jahrhunderts noch unbeholfen oder grotesk übertrieben wirkte, das gelangte jetzt zur höchsten künstlerischen Vollendung. Zudem wurde das Thema allgemeiner gefaßt, indem der Tanz als solcher in den Hintergrund trat und die unmittelbare Beziehung des Todes zu dem seiner gewöhnlichen Beschäftigung hingegebenen Menschen den Vorzug erhielt. Dadurch erlangte nicht nur die künstlerische Wiedergabe, sondern auch der Stoff selbst eine viel größere Beweglichkeit und noch unmittelbarere Wirkung.



Alfred Rethel: Aus der Holzschnittfolge »Auch ein Totentanz«

Am vollendetsten hat ihn Hans Holbein d. J. in seiner etwa 1522 bis 1526 in Basel entstandenen und 1538 erschienenen Holzschnittfolge von vierzig Blättern dargestellt. Während die meisten Blätter dem eigent-





Käthe Kollwitz: Der Tod und die Frau (Radierung)

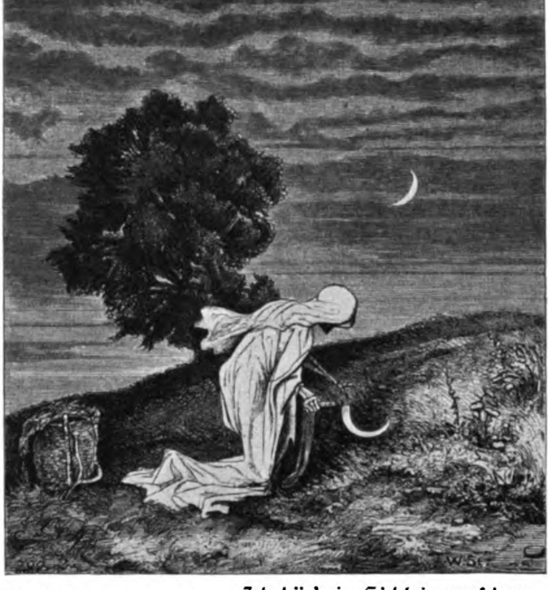
lichen Gegenstand gewidmet sind, behandeln die drei ersten die Erschaffung des Menschen, den Sündenfall und die Vertreibung aus dem Paradies, und den Schluß bildet das Jüngste Gericht, womit zugleich der Ursprung des Todes und das Ende aller Dinge mit in den Kreis der Betrachtung gezogen wird. Obwohl sich der Einfluß der monumentalen Baseler Fresken des fünfzehnten Jahrhunderts deutlich, besonders in der auch von Holbein übernommenen ständischen Gliederung, erkennen läßt, so ist der Künstler doch frei von aller dort noch vorhandenen Beschränkung. Nur selten erscheint der Tod noch als Tänzer oder als furchtbarer Zerstörer, um so häufiger dagegen als selbstverständliche Schicksalsmacht, die, ohne Schrecken zu erregen, an den Lebenden herantritt. Scharf und sicher werden die Lebensgewohnheiten der einzelnen Volksschichten gekennzeichnet, zahlreiche genrehafte Züge erhöhen den Reiz und die Verständlichkeit, und auch die landschaftliche Umgebung wird mehr berücksichtigt. Auf diese Art entstanden Blätter, deren hohe künstlerische Wirkung noch durch die in feinsten Linien durchgeführte Technik des Holzschnitts unterstützt wurde. Unter ihnen ist eins der schönsten das Blatt »Tod und Ackersmann« (Abbildung S. 351). In einer sonnigen Landschaft, deren Hintergrund durch ein friedliches Dorf belebt wird, pflügt der Ackersmann die heimische Scholle. Ruhig geht er seinem Tagewerk nach, indes der Tod herbeigeeilt ist, um die Pferde anzutreiben. Keine Miene oder Bewegung des Pflügers verrät



Rudolf Henneberg: Die Jagd nach dem Glück

Gemälde in der Berliner Nationalgalerie. Aufnahme von der Photographischen Gesellschaft in Berlin-Charlottenburg

Schrecken oder Entsetzen, vielmehr atmet alles einen wundervollen Frieden und deutet damit, so stark es das Leben selbst betont, doch auf den tieferen Gedanken von der künftigen Ruhe in edelster Weise hin. Der Tod selbst ist auf allen Darstellungen noch nicht das vollständige Skelett, das er erst im Laufe des späteren sechzehnten Jahrhunderts und von da an allgemein in der bildenden Kunst wird, sondern die bis auf Haut und Knochen abgezehrte menschliche Gestalt, wie wir sie schon bei den alten Totentänzen kennengelernt haben.



Wilhelm Steinhausen: Ich hör' ein Sichlein rauschen, Wohl rauschen durch den Klee
Aus Clemens Brentanos Liedern. Verlag von G. Grote, Berlin

So erscheint er auch, nur noch deutlicher die Spuren der Verwesung an sich tragend, auf dem bekannten großen Kupferstich Dürers »Ritter, Tod und Teufel« vom Jahre 1513. Aber hier hat der Tod noch keine Gewalt über den tapferen Streiter Christi bekommen, und indem der Künstler diesen aus der Reformationszeit entsprungenen Gedanken seiner Darstellung als tieferen Gehalt zugrunde legte, ging er weit hinaus über den engeren Rahmen der ursprünglichen Totentänze. Stärker an diese erinnert Dürers ebenfalls in Kupfer gestochenes »Wappen des Todes« (Abbild. S. 351). Denn die beiden Figuren, die zugleich als Wappenhalter gedacht sind, zeigen das alte Motiv vom plötzlichen Erscheinen des Todes. Es wird noch gesteigert durch das Liebeswerben, mit dem sich dieser der reichgekleideten, üppigen Frau naht. Aber nicht als abgezehrte Gestalt oder gar als Gerippe, sondern als wilder Mann ist er gebildet und so mit dem Gedanken an die häufig als Waldmenschen dargestellten allegorischen Wappenhalter vermischt. Nur leise wendet die Frau das Haupt zur Seite, als ahne sie nicht, wer ihr so zärtlich von hinten naht, und glaube vielleicht, es sei der erwartete Geliebte. Aber auch ihre Hand hält das Band des Wappenschildes, auf dem der Totenschädel so deutlich das memento mori ausspricht. Meisterhaft ist neben Form und Inhalt auch hier die technische Behandlung, die namentlich den metallenen Glanz des Helms und die Gewandung der Frau in feinsten Abstufungen wiedergibt.

Die nun folgenden Jahrhunderte hatten dem Thema nichts Neues hinzuzufügen, ja, man wandte sich sogar absichtlich von ihm ab und vernichtete im Jahre 1805 in Groß-Basel die noch erhaltenen Überreste des beschriebenen Totentanzes, in dem man jetzt nur noch einen »Kinderschreck« und eine »Leutescheuche« sah. Erst das neunzehnte Jahrhundert hat den Stoff wieder energisch aufgenommen, um ihn teils im Anschluß an den alten Gedankenkreis, teils unter Betonung neuer Anschauungen zu verwerten. Wie einstmals in der Vergangenheit, finden wir ganze Zyklen und Einzeldarstellungen, nur daß jene meist bloß noch den Namen des Totentanzes führen, während sie in ihren Motiven häufig noch weiter darüber hinausgehen, als es schon Holbein getan hat. Denn bei der größeren geistigen Freiheit und Erweiterung der Anschauung der neueren Zeit war der Künstler nicht mehr an die enge Umgrenzung oder bestimmte Gliederung des Vorwurfs gebunden. Ungehindert konnte er seine Gedanken offenbaren und den Tod nicht nur in seiner äußeren Wirkung, sondern auch in seinem inneren Wesen erfassen. Dabei blieb für die zyklische Folge der Druck das beliebteste Verbreitungsmittel, während für die Einzeldarstellung mehr das Gemälde oder das Bildwerk in Frage kam.

In unerschöpflicher Fülle und immer neuen Abwandlungen spricht Moritz von Schwind zu uns in seinen Holzschnittillustrationen zu J. Dullers »Freund Hein« und in seinen 66 Federzeichnungen »Gräber oder Todesgedanken«. Während er in den Federzeichnungen mehr die milde und versöhnende Wirkung des Todes veranschaulicht, läßt er ihn in der Holzschnittfolge, öfters im Anschluß an die uns schon bekannten mittelalterlichen Darstellungen, als Schreckgestalt erscheinen, die, wie etwa auf den Blättern »Der Tod auf und nach dem Mummenschanz«, die Menschen erst zur Lust und Freude verleitet, um sie dann desto sicherer zu vernichten und endlich als König und Triumphator den Schauplatz zu verlassen.

Als großer Verführer erscheint der Tod auch in Alfred Rethels Holzschnittfolge »Auch ein Totentanz«, nur daß ihm hier nicht Festesfreude und Sinnenlust, sondern die politische Macht des Volkes als Vorwand zu seinem Beutezug dient. Obwohl selbst von den damals herrschenden freiheitlichen Bestrebungen beeinflußt, war Rethel doch entsetzt von dem furchtbaren Ausbruch der Volksleidenschaft in der Revolution und hat deren Ereignisse zum Gegenstand seines Totentanzes gewählt. Da sehen wir, wie der Tod, die Wage in der Hand, das aufgeregte Volk zum Aufstand überredet, oder wie er ihm das Schwert mit der Aufschrift »Volksjustiz« in die Hände drückt, während ein neben ihm stehender Aufrührer das Banner der Republik entfaltet. Sein grausiges Werk gelingt (Abbild. S. 352). Feindlich stehen sich das Volk und das die bisherigen Staatsformen schützende Heer gegenüber, und höhnisch grinsend sieht der Tod dem Kampf zu, um nach der blutigen Arbeit über die Walstatt zu reiten. Trümmer der zerstörten Barrikade bedecken neben einzelnen Leichen die Straße, in deren Hintergrund die Truppen mit ihren Gefallenen abziehen. Weinend steht eine Frau mit ihrem Kinde neben dem getöteten Gatten, und einen halbaufgerichteten Verwundeten trifft der kalte Blick des Reiters, der als nacktes Gerippe die Siegesfahne in der Hand hält. Denn er allein ist es, der triumphiert, nachdem er selbst das Volk seiner friedlichen Bestimmung entfremdet und zu der entsetzlichen Tat veranlaßt hat.



Hans Thoma: Es ist ein Schnitter, der heißt Tod (Holzschnitt)
Mit Genehmigung des Verlages von Breitkopf & Härtel in Leipzig

Unmittelbar im Anschluß an neue Probleme, die für die Menschheit auftauchten, war dieser Totentanz im Jahre 1848 entstanden und zeigt uns, wie gerade sie den alten Stoff zu beleben vermochten. Wie auch die große Entwicklung der Technik hierzu beiträgt, schildert uns besonders Max Klinger in einzelnen Blättern seiner 1889 erschienenen Radierungsfolge »Vom Tode«, wenn der Tod das stolze Schiff bezwingt oder als scheußliches Gerippe auf den Schienen lauert, um den daherbrausenden Zug in den Abgrund zu stürzen. Denn mit den gewaltigen Fortschritten der Menschheit hat auch der Tod neue Gelegenheit zu seinem vernichtenden Kampf gefunden.

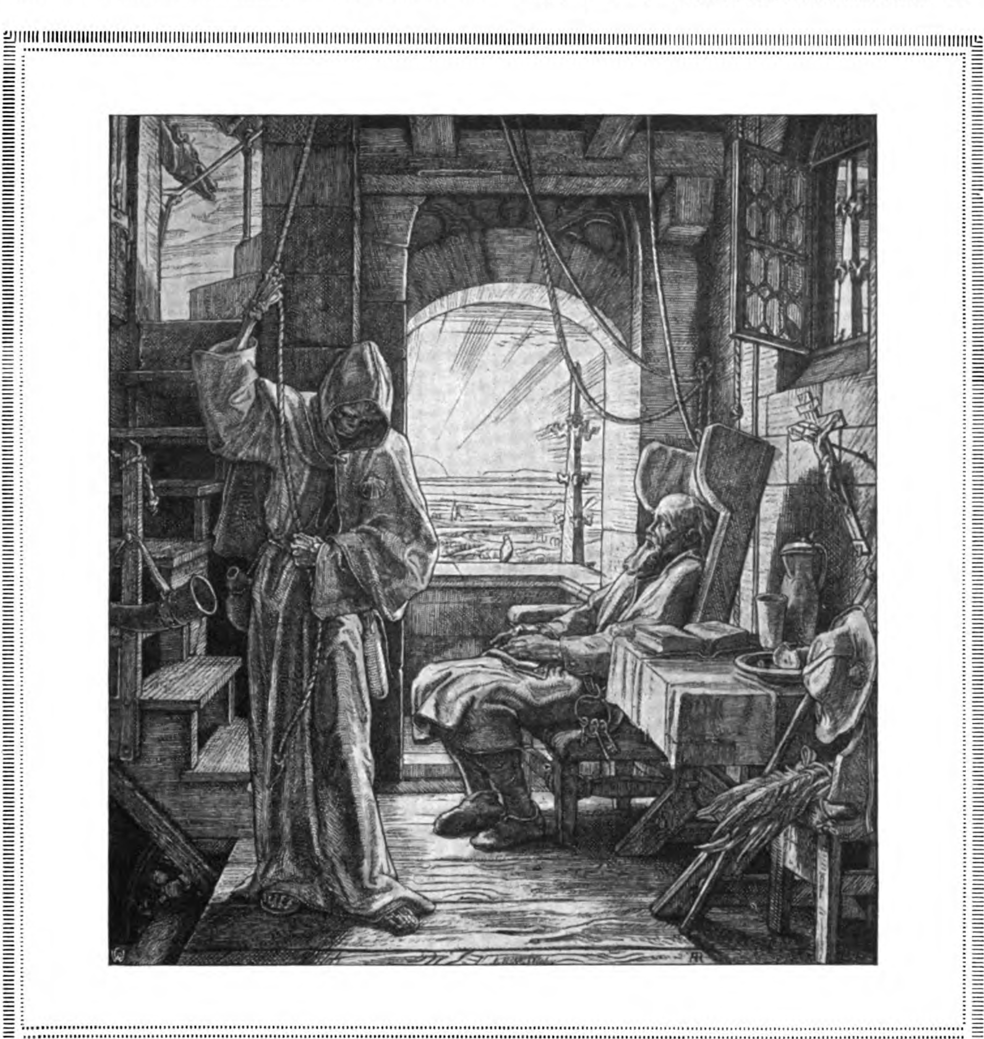
Dieser schwere Kampf, nur übertragen auf das rein menschliche Gebiet, begegnet uns in einer 1910 entstandenen Radierung von Käthe Kollwitz: »Der Tod und die Frau« (Abbild. S. 353). Die Künstlerin, die so tief gerade auch in das Elend des menschlichen Daseins hineingesehen hat und es uns oft mit einer fast zu großen Deutlichkeit vor Augen führt, zeigt uns auch hier den ganzen Jammer des Lebens. Von hinten hat der Tod eine Frau überfallen und sie schon auf das eine Knie gezwungen. Dicht hat er seine knöchernen Hände und Beine um sie geschlungen, damit er sie ganz zu Fall bringe. Vergeblich ist der Widerstand, der sich in den straffgespannten Körpermuskeln der Frau äußert, vergeblich die schwache Hilfe, die das vor ihr stehende Kind der Mutter bringen will. Schon ist ihr Haupt zurückgesunken, und bald wird der Tod sein Werk vollendet haben, um dann wieder in den Schatten zu verschwinden, aus dem er so gespenstisch hervorgetreten ist. Kein Gedanke an Friede und Erlösung ist hier zu finden. Alles atmet nur das Ringen um die letzte Entscheidung.

Aber neben solchen Werken, die nur die Schrecken des Todes verkörpern, stehen die viel zahlreicheren, in denen eine mildere Auffassung und ein tröstender Gedanke vorherrscht. Selbst das große Gemälde »Der Zug des Todes« von Gustav Spangenberg in der Berliner Nationalgalerie (Abbild. S. 349), das in so manchem an die mittelalterlichen Totentänze erinnert, zeigt uns mehr nur das Unwiderstehliche als das Grausige seiner Macht. Hier folgen in langer Reihe jung und alt, arm und reich, hoch und niedrig dem mit der Glocke voranschreitenden Tod. Auch das Kostüm der Figuren ist dem Mittelalter entlehnt, aber dadurch, daß der Tod nur einmal als Führer an der Spitze erscheint und seine Gefolgschaft nicht mehr, wie in den alten Totentänzen, in einzelne Paare getrennt ist, die gar nicht oder nur ganz lose miteinander verbunden sind, wird die Einheitlichkeit des Bildes gesteigert. Neben dem Gedanken jedoch, daß alles dem Tod folgen muß, der besonders wirksam in dem von seinem jungen Weibe sich verabschiedenden Krieger zum Ausdruck gelangt, finden wir noch einen zweiten, den die alten Totentänze nicht enthalten. Nicht gleichmäßig ist das Eingreifen des Todes. Obwohl sich in dem Zug auch ein Kranker an Krücken befindet, dem der Tod nur willkommen sein kann, so folgen ihm in der Hauptsache doch Gestalten, deren blühendes Leben verrät, wie schwer ihnen das Scheiden geworden sein mag, und an dem alten Mütterlein, das müde am Wege sitzt und die gefalteten Hände bittend erhebt, geht er achtlos vorüber. Ein Motiv, das das Walten des Todes in feinster Weise charakterisiert. Ein fahler Schein liegt über den Gestalten, und nur am Horizont blitzt ein Lichtstreifen auf, als verheiße er eine neue Zukunft. Etwas Verlockendes liegt darin, wie der Tod vorausgeht und die Schar nach sich zieht, und man denkt unwillkürlich an die alte Sage vom Rattenfänger von Hameln, der die Kinder durch sein Spiel bezaubert und in den Berg geführt hat.

Der mystische Gehalt, der schon hier leicht angedeutet ist und von jeher in dem Stoff lag, wird zur Hauptsache in dem Gemälde von Rudolf Henneberg, »Die Jagd nach dem Glück«, das wir als eine große Alle-



Moritz Schwind: Todesengel
Aus den Federzeichnungen »Gräber oder Todesgedanken«



Alfred Rethel: Der Tod als Freund (Holzschnitt 1851)

gorie auf Tod und Leben bezeichnen können (Abbild. S. 353). In wilder Leidenschaft jagt der junge Reiter hinter dem Glück her, das ihm auf rollender Kugel als nacktes Weib voranschwebt. Verführerisch wirft es ihm gleißende Goldmünzen zu, stets bis fast auf Reichweite in seiner Nähe, und hält die leuchtende Krone in hocherhobener Hand. Aber gerade die kleine Spanne, die den Reiter von ihm trennt, wird er nie überwinden. Schon braust der wilde Zug auf der Brücke über den gefährlichen Abgrund. Der Reiter achtet nicht der jungen Frau, die er mit seinem Roß niedergeworfen hat und die ihm das wahre Glück gebracht hätte, nicht des schmalen Balkens, der das letzte Ende der Brücke bildet und ihm Verderben bringen muß, nicht des Todes, der hinter ihm auf schwarzem Roß mit der blutroten Fahne in den knochigen Händen einherreitet. Noch ein Sprung, und der Verfolger wird ihn erreicht und in den Abgrund gestürzt haben. Unbekümmert um seine Vernichtung wird der Tod dann zusammen mit dem lächelnden Glück ein neues Opfer in der reichen Landschaft suchen, die sich im Hintergrund ausbreitet. So stark aber der allegorische Gedanke auch zum Ausdruck gebracht ist, so vermag uns die künstlerische Ausführung des Gemäldes in ihrer unpersönlichen Weise und ihren allzu drastischen Anspielungen doch nicht zu be-



friedigen. Das Gewollte tritt zu deutlich hervor, und dies finden wir auch sonst gerade in der rein allegorischen Behandlung bei andern Künstlern.

Besonders gilt dies von dem 1894 erschienenen »Modernen Totentanz« Joseph Sattlers, dessen Blätter meist völlig unverständlich wirken. Das Ringen mit dem Stoff, das Streben, das unbegreifliche Walten des Todes zu versinnbildlichen und das Tiefste und Letzte darüber zu sagen, führt hier zu Äußerungen, die den Rahmen der bildenden Kunst überschreiten. So ernst der Gedanke dabei auch sein mag, so sehr überwuchert er die bildliche Ausdrucksweise. Dabei aber wird doch nicht die erschütternde Wirkung jener naiven und einfachen Auffassung erreicht, in der volkstümliche und allgemein verbreitete Ideen klar hervortreten und in der sich der symbolische Gehalt ohne die Notwendigkeit künstlicher Deutung ganz von selbst offenbart.

Um so unmittelbarer spricht die Symbolik zu uns in der Illustration Wilhelm Steinhausens zu Clemens Brentanos Gedicht: »Ich hör' ein Sichlein rauschen, wohl rauschen durch den Klee« (Abbild. S. 354). In abendlicher Landschaft schwingt der Tod die Sichel. Die gebückte Gestalt ist ganz in ein weißes Tuch gehüllt, so daß man nur an den Knochenhänden erkennt, wer hier seiner Tätigkeit obliegt. Eine neben ihm stehende Kiepe ist schon fast gefüllt, aber immer noch hält er nicht inne. Ein Windhauch fährt über die Wiese hin, schüttelt die Blätter des Baumes und läßt das Kopftuch des Todes im Winde flattern, während der Mond ruhig am Himmel steht. Ohne großen Aufwand äußerer Mittel hat der Künstler hier doch die ganze Stimmung erreicht, die auch aus den Versen des Gedichts zu uns spricht, und ergreifend ist der Gegensatz zwischen der nächtlichen Stille und dem geschäftigen Treiben des Todes. Auch ohne die begleitenden Verse ist die Darstellung auf den ersten Blick verständlich, da sie sich an die alte Auffassung des Todes anschließt, die durch Dichtung und Sage allgemein verbreitet ist.

Im Anschluß an ein Gedicht hat auch Hans Thoma sein schönes Blatt vom Tod geschaffen (Abbild. S. 355). Es sind die alten Verse vom Schnitter Tod, der alle Blumen und mit ihnen die Menschen dahinmäht. Auf der offenen Galerie eines Schwarzwälder Bauernhauses erblicken wir das junge Paar und nehmen teil an seinem stillen Glück. Die Feierstunde nach des Tages Müh' und Arbeit ist eingetreten. Der Gatte reicht dem jungen Weib den duftenden Nelkenstrauß, auf den sie, die Hände müßig im Schoß, sinnend niederblickt. Aber die Hoffnung, der sie entgegenreift, wird ihr nicht mehr zur Wirklichkeit werden, denn schon steht der Tod mit der Sense hinter ihr, und sie wird ihm, wie die Blumen dem Schnitter, zum Opfer fallen. Vergeblich ist die Fürsorge des Mannes, vergeblich der Kampf des kleinen Liebesgottes, dessen Pfeil die harte Stirn des grausamen Schnitters nicht zu durchbohren vermag. Aber wie die letzten Verse des Gedichts die ruhige Ergebung in das unabwendbare Schicksal verraten, so atmet auch das Bild bei aller Todesnähe eine Versöhnung, die hinausweist über die menschliche Alltäglichkeit.

Den gleichen Ernst wie hier finden wir auf Alfred Rethels Holzschnitt »Der Tod als Freund« (Abbild. S. 357). Nur ist hier sein Auftreten noch mehr gemildert, da es nicht einer jungen Menschenblüte, sondern einem Leben gilt, dem das Scheiden kein so großes Opfer mehr bedeutet. Und wie uns der Meister in der Bilderreihe »Auch ein Totentanz« die furchtbare, alles zerstörende Gewalt des Todes zu veranschaulichen wußte, so hat er hier Trost und Frieden, die mit dem Tod verknüpft sind, in edelster Weise verkörpert. Hinauf in die hoch über der Erde liegende Stube eines Türmers werden wir geführt. Der alte Mann, der so oft über der Stadt gewacht und ihr die nahenden Gefahren ebenso wie den steten Umlauf der Zeit durch seine Glocke verkündet hat, ist nun zur Ruhe eingegangen. Noch liegt die Bibel, in der er gelesen, aufgeschlagen vor ihm auf dem Tisch, doch die müden Augen sind für immer geschlossen. Sein Amt aber, den Verstorbenen zum letzten Gang zu läuten, hat der Tod selbst übernommen. Trotz dem Totenschädel und dem knöchernen Gebein hat seine Gestalt nichts Schreckhaftes an sich, und die Mönchskutte, die ihn einhüllt, erhöht den friedlichen Eindruck ebenso wie seine Beschäftigung. Durch die geöffnete Tür aber blicken wir auf eine weite Land-






Josef Limburg: Zwei Todesengel

schaft, an deren Horizont die untergehende Sonne ihre letzten Strahlen ausbreitet, während auf dem Geländer der Brüstung ein Vöglein sein Abendlied in die Luft hinausschmettert. Liebevoll sind auch all die Einzelheiten der näheren Umgebung behandelt: das mannigfache Gerät in der Stube, die Wendeltreppe, die nach oben führt, der Wasserspeier und die gotische Fiale, die durch die Öffnungen sichtbar werden und zusammen mit der umfassenden Aussicht den Eindruck des hoch über dem Erdboden befindlichen Standpunktes steigern.

Auch dem Künstler selbst erscheint der Tod. Wenn er ihn auf Werken wie dem Groß-Baseler Totentanz in seinen Reigen hineinzieht, daß ihm neben dem Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit nur der freilich stolze Trost bleibt: »Verhoff doch mein Gedächtnuß bleibt, so lang man diß werk haltet schön«, so steht er auf dem bekannten Selbstbildnis Arnold Böcklins dicht hinter dem Maler. Aber er ist nicht gekommen, ihn von seiner Arbeit wegzurufen, sondern er war ihm nur während einer schweren Krankheit erschienen. Noch lauscht der Meister den Weisen, die ihm der Tod nahe genug ins Ohr spielt. Aber das frische und blühende Leben im Antlitz des Genesenden zeigt, daß er den Lockrufen nicht zu folgen brauchte und mit neuer Kraft wieder an die Arbeit gehen kann. Die grüne Farbe in dem Pinsel, mit dem er im nächsten Augenblick sich wieder der Leinwand zuwenden wird, verrät die Zuversicht auf weiteres glückliches Schaffen. Ein wertvoller Gedanke, der die schon früher beliebte Wiedergabe des Todes bei Bildnissen als des Mahners an die Vergänglichkeit alles Irdischen bedeutend vertieft und erweitert.

Neben dem Ernst, mit dem die deutsche Kunst das große Rätsel vom Leben und Sterben zu durchdringen sucht, fehlt ihr auch hier nicht der Humor. Und so tritt außer dem Teufel auch der Tod gelegentlich als der Geprellte oder durch irgendeinen tollen Einfall des Heimgesuchten Besänftigte auf. Es ist kein frivoles Scherzen mit den letzten

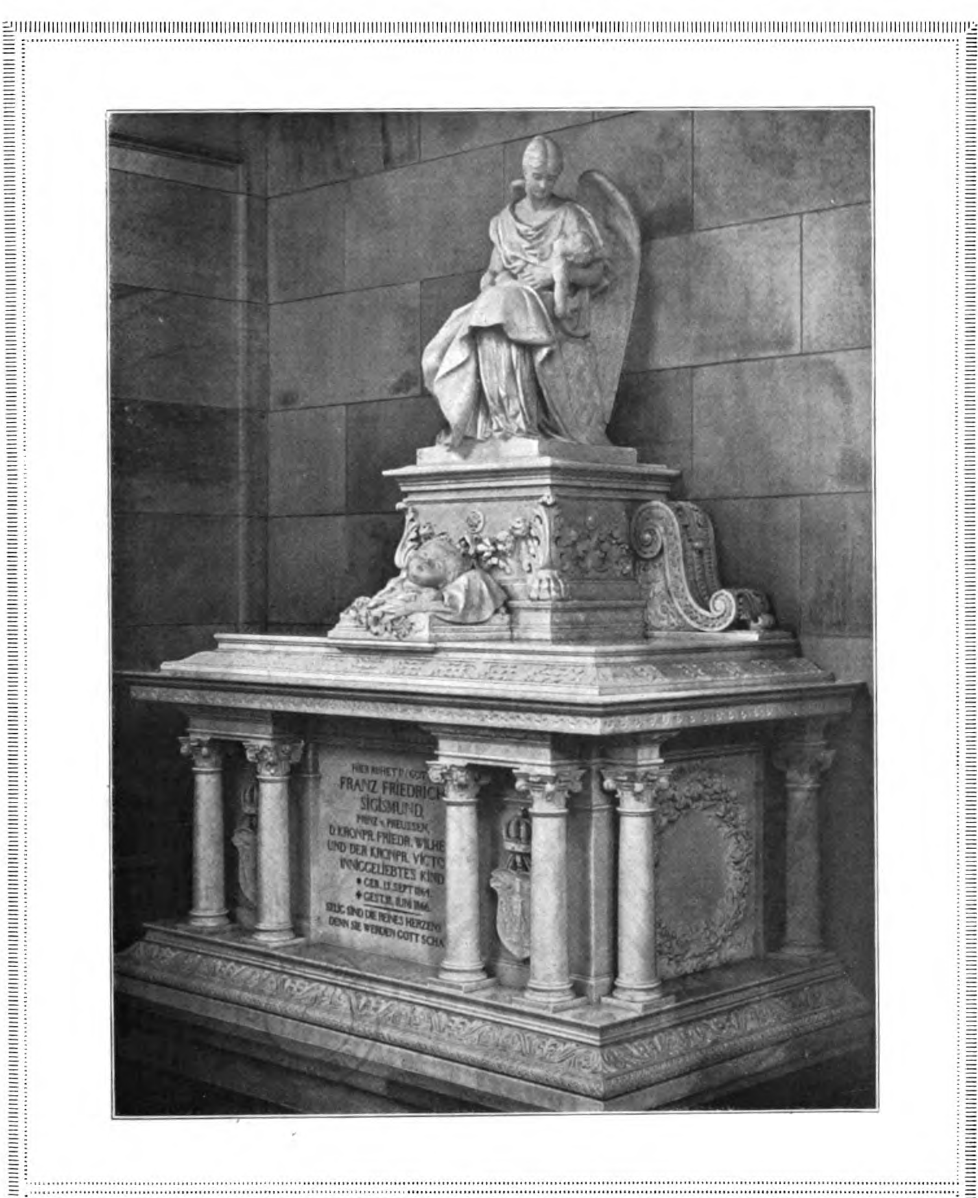
Dingen, sondern eben ein dem Deutschen tief eingewurzelter Zug, auch das Schwerste und Trübste mit der Sonne der Heiterkeit zu vergolden. Das beweist die köstliche Illustration, die Ludwig Richter zu dem bekannten Studentenlied »Gestern, Brüder — könnt ihr's glauben?« geschaffen hat. In einer behaglichen Wirtsstube sitzt der behäbige Student der Medizin am Tisch, und die um ihn stehenden leeren Flaschen sowie das in der Nähe befindliche Weinfaß deuten auf seine fröhliche Beschäftigung. Ein so tapferer Zecher wird auch von dem Tod nicht erschreckt, der mit Sense und Stundenglas herangetreten ist, um ihm sein letztes Stündlein zu verkünden. Mit ruhiger Miene und gelassener Handbewegung macht er dem Knochenmann einen Vorschlag, der diesem nicht unwillkommen zu sein scheint, und so kann er sich noch eine Weile des Weins und der Welt freuen. Der Pakt aber besteht, wie das Gedicht uns belehrt, darin, daß der Student dem Tod die Hälfte seiner späteren Patienten verspricht, wodurch zugleich die ärztliche Tätigkeit satirisch beleuchtet wird. Mit wenigen kräftigen Strichen hat der Künstler die Szene festgehalten und die Hauptwirkung durch die unerschütterliche Ruhe des Studenten erzielt, während der Tod all seine Schrecken verloren hat und einen fast gemütlichen Eindruck macht.

Die bisherigen neueren Darstellungen haben uns den Tod stets in seiner seit dem sechzehnten Jahrhundert volkstümlich gewordenen Gestalt als reines Gerippe gezeigt, das mit den Attributen seiner Bestimmung, vor allem der Sense und dem Stundenglas, den Sterblichen erscheint. Diese Auffassung ist so allgemein geworden, daß wir das Grausige, das doch selbst bei aller Betonung milder und tröstender Momente in ihr liegt, nur allzuhäufig über dem künstlerischen Gehalt zu vergessen vermögen. Wenngleich diese Wiedergabe des Todes weitaus die häufigste ist und ganz den volkstümlichen Vorstellungen entspricht, so finden wir neben ihr doch noch eine andre Auffassung: die des Todesengels. In ihm dürfen wir eine Verbindung antiker und christlicher Ideen erblicken. Der klassischen Kunst erschien der Tod keineswegs als knochiges Gespenst, sondern als edler Jüngling, der, ein Bruder des Schlafs, mit gesenkter Fackel sich dem Sterbenden nahte. Von ihm hat der Todesengel die edle und ernste Gestalt erhalten, während das Motiv des Engels an sich der christlichen Denkweise entspricht.

Schon in der Folge »Gräber und Todesgedanken« von Schwind begegnet uns wiederholt der Tod als Engel, sei es, daß er an der Wiege des Kindes sitzt, zu Frauen spricht oder in die ehernen Tafeln des Lebens schreibt. Am anziehendsten ist das Blatt, das ihn in sanfter Bewegung über die Erde hinfliegen läßt, während er sich leicht zu einem Rosenstrauch neigt, um von ihm eine Blüte zu brechen (Abbild. S. 356). Der alte Gedanke vom Walten des Todes im Garten der Menschheit wird hier verklärt durch die edle Gestalt des Engels. Die ruhige Würde und die einfache Linienführung, die diese Auffassung des Todes von selbst in sich schließt, der Trost und die Hoffnung, die sie zugleich verkörpert, hat sie dann zu einem bevorzugten Vorwurf, vor allem für die Grabplastik, gemacht. Hier soll ja in erster Linie nur der Friede, die stille Trauer und die Versöhnung mit dem Leid für die Zurückgebliebenen, nicht aber die starke Erschütterung durch das unmittelbare Eingreifen des Todes, wenigstens für unser heutiges Empfinden, betont werden.

Diesen Gedanken hat Josef Limburg in den beiden Todesengeln an der Grabkapelle des Bergrats Pieler in Ruda, O.-S., aufs sinnigste verkörpert (Abbild. S. 359). In Trauer und Andacht haben beide Engel das Haupt geneigt, ihre ganze Haltung verrät tiefen, aber gebändigten Schmerz. Während der eine ergebungsvoll die Hände über der Brust gekreuzt hat, hält der andre den Kranz, das letzte Zeichen der Liebe für den Dahingeschiedenen, in Händen. Dieser aber wird im Inneren der Kapelle dargestellt, wie ihn Christus selbst empfängt, womit die Hoffnung auf ein besseres Jenseits stark und versöhnend zum Ausdruck gelangt.

Dient hier der Todesengel nur als notwendige Begleiterscheinung, so hat ihn Reinhold Begas auf seinem Grabdenkmal des Prinzen Sigismund, eines frühverstorbenen Sohnes Kaiser Friedrichs, zum Mittelpunkt der Darstellung gemacht (Abbildung S. 361). Über dem reichverzierten Sarkophag sitzt auf hohem Postament die herrliche Engelsgestalt mit mächtigen Flügeln und wallender Gewandung. Mit zärtlicher, fast mütterlicher Bewegung beugt sie



Reinhold Begas: Todesengel vom Grabmal des Prinzen Sigismund in der Kaiserlichen Gruftkapelle zu Potsdam

sich zu dem nackten Kind herab, das sie fest umschlungen hält. Die gewaltige Majestät des Todes wird so mit dem tiefen Frieden und der hoffnungsvollen Zuversicht zu ergreifender Wirkung verschmolzen.

Aus all diesen Lösungen, die die deutsche Kunst für das Thema vom Tode gefunden hat, erkennen wir die Kraft und Tiefe ihrer Anschauung ebenso wie den Reichtum ihrer Ausdrucksweise. Immer aufs neue sucht sie das innere Wesen des Stoffes zu erfassen und zu beseelen und macht sich so zum Vermittler von Gefühlen, die uns selbst aufs tiefste bewegen und deren unbegreifliche Macht wir alle in den schweren Zeiten, die wir jetzt durchleben, innerlichst erfahren.

Berge

Drei Gedichte von Friedrich Kayßler

Erdennacht

Die Zeit ist Nacht, und doch, die Berge träumen
Im zarten Abglanz längst verstrahlten Lichts.
Noch kaum ein Atmen hebt sich von den Bäumen,
Rings in des Bergsees Reichen regt sich nichts.

Nur tief im Grase läßt aus grünen Dunkeln
Die Erde ihres Lebens Fünkchen glimmen —
Und drüben aus des Sternes rotem Funkeln
Schwingt sich ein Klang von unhörbaren Stimmen.

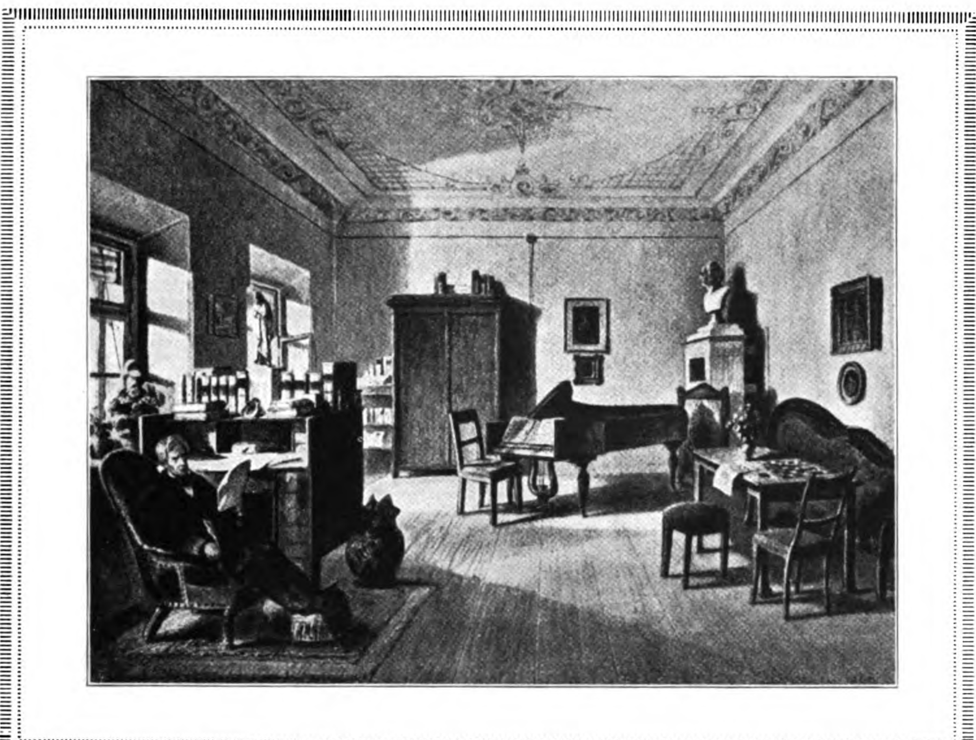
Gipfel

Hoch in der Sonne verzittern die dünneren Lüfte,
Schwimmend treibt unser Blick im Blau der Gebirge,
Tastend fühlt unsre Hand das warme Gesteine,
Grüne Gefälle stürzen die Wälder zu Tal.
Stille. Und doch: die Berge scheinen zu tönen.
Tief aus der Ebene singt eine kleine Glocke
Wohl einen Sieg unsers Volks im Kampfe der Völker.
Rings umwogt von den blauen Gebirgen der Erde —
Gleich als begännen der Erde steinerne Wellen
Unter den schneeweißen Kämmen der Gipfel zu brausen —
Leg' ich die Hand auf dein Herz: Steuer im Sturm meiner Welt.

Die alten Götter

Tief, schwer hängen die Wolken.
Schwarzgrün, schweigend wartet der Bergsee.
Horchende Häupter warten die Tannen.
In grauen Mänteln hocken die Steine und warten.
Ein Runzeln, finster, gleitet über den See.
Der Wind läuft mit weißen Füßen über das Wasser.
Schweren Schlages streichen zwei Raben nieder.
Odin grüßt.
Eine Geißel von blauem Licht zerschmettert den Bann.
Gepeitscht in Fetzen fliehen die Wolken.
Die Tannen atmen. Es rauscht.
In triefenden Mänteln hocken die Steine.
Thor weckt die schlafenden Stimmen der Tiefe zur Schlacht.
Die Berge brüllen.
Donnernd tragen die Böcke den Gott im Zug der Gebirge.





Grillparzers Wohnzimmer bei den Schwestern Fröhlich
Nach einer Sepiazeichnung aus dem Jahre 1860

Meine Erinnerungen an Grillparzer

Von Marie von Ebner-Eschenbach

I

Daß Andre Dinge tun, die uns ganz unbegreiflich erscheinen, darüber wundert und — tröstet man sich. Aber selbst einmal etwas getan haben, das wir heute unbegreiflich, verwegen und lächerlich finden, das ist eine Quelle beständiger Pein.

Ich weiß das aus Erfahrung. Wie war's möglich? Wie hast du es nur tun können? frage ich mich, und so uralt ich bin, steigt mir die Schamröte ins Gesicht.

Ist es eine bei einer Frau im reifen Alter, die ich zu Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts doch schon war, unerhörte Naivität gewesen oder die ungeheure Überschätzung eines eben geborenen papierenen Kindes, genug, es ist geschehen: ich habe Grillparzer, den ich erst vor kurzem persönlich kennengelernt hatte, gefragt: »Herr Hofrat, darf ich Ihnen ein Theaterstück, das ich geschrieben habe, vorlesen?«

Ob er ein Zeichen des Unwillens gegeben, ob er mich nur erstaunt angesehen hat, weiß ich nicht mehr. Aber die Erlaubnis, vorzulesen, erhielt ich und erschien denn auch schon am folgenden Tage mit meinem Manuskript.

Und nun, nicht um einen Hauch weniger deutlich als damals, sehe ich ihn vor mir am Schreibtisch sitzen, klein und schmal in seinem alten Lehnsessel mit dem Rücken gegen das Fenster. In seinem ehrwürdigen Gesicht alle Zeichen überstandener Leiden, einer schmerzvollen Ergebung. Mit ein paar gütigen Worten hatte er mich ermutigt, anzufangen, und ich las und las und wagte kein einziges Mal, ihn fragend anzusehen. Er hatte ein blaues Taschentuch in seinen feinen, schlanken Händen, mit dem er sich fortwährend beschäftigte, das er auf den Schoß legte, entfaltete, zusammenknüllte, wieder entfaltete. Und gerade nur bis zu diesem Taschentuch erhoben sich manchmal

meine Augen. Aber mein Herz schwoll vor Entzücken, wenn er von Zeit zu Zeit »gut« oder sogar »sehr gut« sagte. Mehr als einmal fragte ich, ob ich ihn nicht ermüde und aufhören solle. Nein, er wollte das Ganze hören. Am Schluß schlug er einige geringe Veränderungen vor, fällte aber ein Urteil über die Arbeit nicht.

Mit sehr gemischten Gefühlen trat ich den Heimweg an. Sehr bald aber gab es keine Mischung mehr. Die Reue über das Wagnis, das ich unternommen hatte, stellte sich nicht langsam ein, sie kam plötzlich, stürzte über mich her wie ein wildes Tier über einen träumend Dahinwandelnden. Grillparzer hat mein Stück gewiß miserabel gefunden, und es ist ja miserabel. Wie konnte ich darüber in Zweifel sein? ... Ich weiß, daß ich jeden Bettler, dem ich begegnete, um sein gutes Bewußtsein beneidete. Ihm wäre es doch nicht eingefallen, dem größten jetzt lebenden Dichter ein selbstverfaßtes Drama vorzulesen.

Große Menschen, die größten, Goethe an der Spitze, haben gegen die Reue geeifert. Dennoch wage ich meine kleine Stimme zu erheben und zu sagen: Heil dem Herzen, das sie empfinden kann! Ist eine Wendung vom Unrechten zum Rechten denkbar ohne vorhergegangene Reue? Was mich betrifft, unter den vielen Anfällen dieses unschätzbaren Übels, die ich je erlitten, hat der über mein Vorleseattentat auf Grillparzer besonders gute Früchte getragen. Nie mehr ist es mir eingefallen, seine Teilnahme für eine meiner Arbeiten anzurufen, und er wußte, daß es aus Ehrfurcht und Schonung geschah.

Die Zahl der Strebenden, die sich an ihn herandrängten und von denen jeder zu seinem berufensten Nachfolger erklärt werden wollte, war groß, und seine Nachsicht, seine Scheu, wehzutun, war unermeßlich. Wenn man ihm dann die üblen Folgen dieser Nachsicht vorhielt, wurde er ärgerlich: »No ja, wenn ich einem nicht grad gesagt habe: ‚Sie sind ein Esel!', rennt er herum und erzählt, ich hätt' ihn gelobt.«

In seiner Güte fühlte er sich von Zeit zu Zeit bewogen, mich zu fragen, was ich denn jetzt arbeite, gab sich aber stets mit einer ausweichenden Antwort zufrieden.

Ich erinnere mich, ihm einmal erwidert zu haben: »Weiß nicht, weiß selbst nicht, vielleicht eine Novelle. Einige meiner Freunde behaupten, ich hätte mehr Talent zur Novelle als zum Drama.«

Er lächelte. Wie gern sah ich dieses ganz einzige, halb mitleidige, halb sarkastische Lächeln auf seinem teuren, tiefernsten Angesicht!

»Ja, ja. Aus Ihrer alten Haut möchten Sie heraus, und wissen noch nicht, in welche Sie hineinkriechen sollen.«

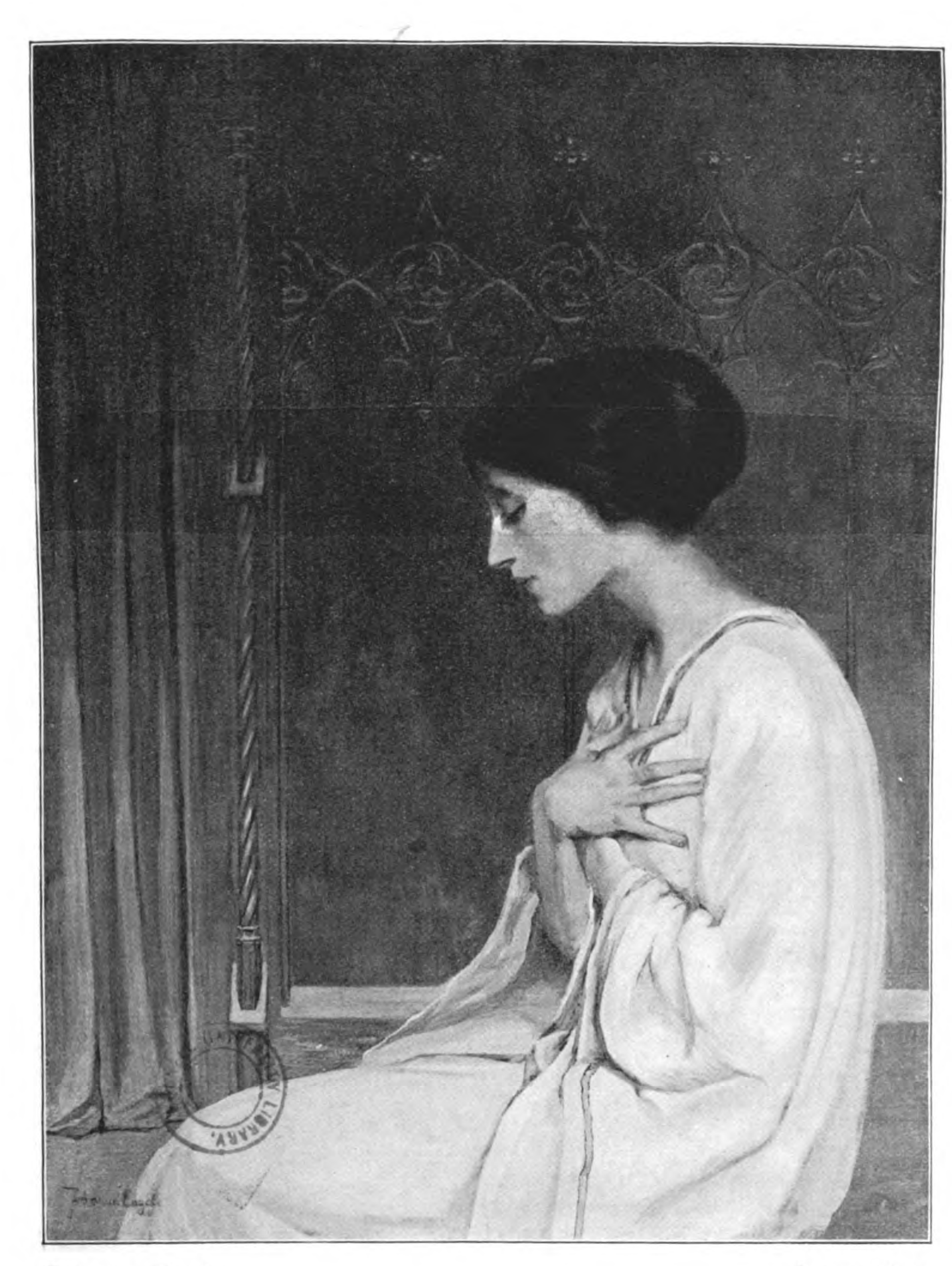
Besuche anzumelden war nicht Brauch im Hause Fröhlich. Die vortreffliche Jungfrau Susanne Kirsch, »der Edelstein« genannt, Köchin und Pförtnerin, öffnete die Tür und hat mich nie anders begrüßt als mit einem Lächeln, das von einem Ohr zum andern schwebte. Sie deutete freundlich nach rechts, wenn ich fragte: »Ist der Herr Hofrat —?«, und nach links, wenn ich fragte: »Sind die Damen zu Hause?«

Wie bei ihm, hatte meine Freundin, Baronin Knorr, mich auch bei ihnen eingeführt, und sie besuchen zu dürfen, war mir ein Glück.

Ein kleines Vorzimmer bildete den Eingang zu ihrem Bereich, in dem eine fast klösterliche Einfachheit herrschte, in dem man sich aber von einem Reichtum umgeben fühlte, den höchste irdische Pracht und Herrlichkeit nicht verleihen können. Man war versetzt in eine Atmosphäre des Wohlwollens, der Güte, des regsten geistigen Lebens und hatte beim Anblick des schlichten Raumes und seiner lieben alten Bewohnerinnen den Eindruck eines nachgedunkelten Gemäldes, in dem das Auge des Verständnisses und der Liebe noch deutlich erkennen konnte, wie hell seine Farbentöne einst gewesen und wie anmutig und hold seine Gestalten. Die drei Schwestern in ihrer übereinfachen Kleidung erschienen mir wie Priesterinnen, denen ich voll Ehrfurcht nahte. Sie sahen ja meinen abgöttisch verehrten Dichter täglich, verkehrten mit ihm, sie sagten: »Der Grillparzer«, wenn sie von ihm sprachen. Es geschah offen und herzlich, sie wußten ja, daß mein Interesse für jedes Wort und jede Kunde von ihm der tiefsten Bewunderung und Begeisterung entsprang.

Am liebsten fast hörte ich Anna, die älteste der Schwestern, erzählen. Sie redete





Johanna Engel: Immaculata

gescheit, gut und gern, ohne eine Spur von Geschwätzigkeit, so recht aus der Fülle lebendiger Erinnerungen, wie ein Reicher, der viel gibt und noch mehr zu geben hätte. Irgend etwas zu beschönigen, fiel ihr nicht ein, ebensowenig aber zu tadeln; sie sprach von den vielen Wunderlichkeiten des Dichters beinah so liebevoll wie von seinen großen Eigenschaften. Das schwere Blut hatte er von seiner Mutter geerbt, das war sein Unglück, unter dem er litt und leiden machte. Ein Meister der Selbstquälerei, zerpflückte er eine der kleinen Freudenblüten, die ihm noch geblieben waren, nach der andern.

Was die Musik ihm bedeutete, weiß jeder, der den »rhythmischen Zauber« seiner Verse empfunden hat. »Die Musik der älteren Zeit, das ist für mich nicht Musik, in ihr liegt mein Leben, in ihr rauscht meine Jugend«, sind seine eignen Worte. Die Musik hatte ihn mit den Schwestern Fröhlich zusammengeführt. Durch Anna und Josephine, beide hochgeschätzte Gesangs- und Klavierlehrerinnen, hatte er Schuberts Lieder kennengelernt. Er war ein guter Klavierspieler, phantasierte mit sehr viel Talent. Vor einigen Jahren noch hatte es ihm Vergnügen gemacht, täglich eine Stunde mit Anna zu musizieren. Sie kam zu ihm herüber, und sie spielten vierhändig Symphonien von Haydn, Beethoven, Mozart. Einmal nun hatte sie wie gewöhnlich Platz genommen am Klavier, Noten aufgelegt und wartete. Grillparzer blieb an seinem Schreibtisch sitzen, rührte sich nicht, und als sie endlich fragte: »Nun, ist's heute nichts, wird nicht gespielt?«, schüttelte er den Kopf: »Heute nicht und überhaupt nicht mehr.« — »Ja, um Gottes willen, warum denn nicht?« — »Meine Finger sind steif geworden, es geht nicht mehr.« — »Und gestern ist's doch noch gegangen. Was Ihnen nur einfallt, Grillparzer!«

Sie lachte ihn aus, wurde im Scherz böse und auch im Ernst, bat innigst, inständigst, doch nicht einer Laune nachzugeben. Schad' um jedes Wort. Er hat seine Hände nie wieder aufs Klavier gelegt.

Es war aus von einem Tag zum andern und für immer.

So vergrub er vorzeitig ein Talent, dem er noch manche schöne Stunde hätte verdanken können. Aber das ist der ganze Grillparzer: Der Reichtum im Ausüben einer Kunst hat abgenommen, und auf die Überbleibsel legt er keinen Wert. Nicht anders hält er's mit der Poesie, und ohne die Dazwischenkunft der drei Getreuen wären uns viele seiner geflügelten Worte vorenthalten worden.

Es ist seine Gewohnheit, beim Frühstück allerlei Verse auf Papierschnitzel zu kritzeln, die er jämmerlich zerknüllt und auf das Kaffeebrett wirft. Die Verse haben einer momentanen Stimmung Ausdruck gegeben, ihre Aufgabe ist erfüllt, nun fort mit ihnen. Aber Susanne legt die dem Untergang Geweihten in die Hände ihrer Gebieterinnen; sie werden entfaltet, gelesen, geordnet. Wenn eine hübsche Anzahl beisammen ist, lernt Anna sie auswendig, geht zu Grillparzer hinüber, stellt sich in Positur und spricht: »Der kleine Deklamator ist da.«

Vielen Dank erntet sie für ihren Vortrag nicht, meistens heißt es: »Schon gut, schon gut. Sei'n S' noch nit fertig?«

Aber ein Befehl, die kleinen Dichtungen geheimzuhalten, wurde nicht gegeben, sie dürfen Freunden mitgeteilt werden, und viele von ihnen haben schon bald nach ihrem Entstehen eine Wanderung durch ganz Wien angetreten.

Durch ein schmales Gelaß, in dem zwei Reihen dicht angefüllter Bücherschränke standen, gelangte man in Grillparzers Wohnzimmer. Es war geräumig, bildete ein regelmäßiges Viereck und hatte zwei Fenster, die in die Spiegelgasse sahen. An der linken Wand stand das mit einem dunkelgeblümten Rahmenüberzug bedeckte Bett, und an derselben Seite, in der Nähe des Fensters, schräg ins Zimmer hineingerückt, der große Schreibtisch, *vor* dem ich Grillparzer nie schreibend getroffen habe, immer nur *neben* ihm, lesend, zurückgelehnt in seinem bequemen Lehnsessel. Der Aufsatz des Schreibtisches trug eine Reihe meist alter Bücher und eine Damenuhr in einem kleinen Gestell, ein Wiener Spindelührchen aus den Jahren zwischen 1830 und 1840. Wie kommst du hierher, du einziger Luxusgegenstand, in diese Klause eines Bedürfnislosen? Aus Frauenhand vielleicht? Sollst du im leisen Vorwärtseilen an eine Stunde erinnern, schöner als alle, die du noch anzeigen kannst? So habe ich sie oft

dringend gefragt. Aber auf Gedankenfragen geben Uhren selbst ihrer treuesten Liebhaberin keine Antwort.

An der Wand rechts, unter einem Stiche des schönen Bildes Jenny Linds von Magnus, trauerte seit Jahren schon der verstummte Flügel. Derselbe, auf dem der Dichter vor längst entschwundener Zeit mit seiner musikalisch hochbegabten Mutter Tondichtungen großer Meister gespielt, selbst schaffend, während er ihre Schöpfungen genoß. Da war es auch, daß seine größte Dichtung, die dem Werden entgegenstrebte, »Das goldene Vlies«, Gestalt gewann; »die Gedanken-Embryonen verschwammen mit den Tönen in ein nicht beschreibbares Ganzes«, heißt es in seiner Selbstbiographie.

An der Wand, den Fenstern gegenüber, lehnte in dunkler Bescheidenheit ein kleines Sofa, im Halbkreis umgeben von seinen Angehörigen, einigen Stühlen und einem schmalen Tische, dem Frühstückstische. Da trank Grillparzer den Kaffee, den er sich selbst bereitete, da schärfte er seine Epigrammenpfeile. Die Morgenstunde war ihm stets die fruchtreichste gewesen und trug ihm jetzt noch manchen Gedanken ein, der ihn und seine Zeit und wohl manche folgende überleben wird.

Fräulein Kathi hatte mir zwar versichert, daß Grillparzer meine unberufene Vorleserei nicht übelgenommen habe, aber dennoch ließ ich längere Zeit vergehen, bevor ich es wagte, abermals an seine Tür zu klopfen.

»Herr Hofrat, darf ich kommen?« Keine Antwort. Er war so versunken in das Lesen eines Buches, daß er meine Frage überhörte. Ich wiederholte sie, an der Tür stehenbleibend. Da fuhr er auf, förmlich erschrocken, und ich dachte bestürzt: Bravo, ein neues Unglück, ich habe ihn gestört!

»Verzeihen Sie mir nur, Herr Hofrat ...«

»Nichts zu verzeihen,« sagte er freundlich. »Setzen Sie sich.« Er deutete auf einen Stuhl, der ihm gegenüber an der Seite des Schreibtisches stand. »Ich werde Ihnen etwas vorlesen, aus diesem Buche, aus Lope de Vega.«

»Ach, Herr Hofrat, ich Unglückliche verstehe kein Wort Spanisch.« — »Das macht nichts. Hören Sie zu wie einer Musik, hören Sie nur die Melodie dieser Verse.« Er begann zu lesen und las lange, und es war eine Wonne. Weich und bestrickend, leidenschaftlich, ergreifend drang die Melodie der Dichterworte an mein Ohr, ein gesprochener Gesang. Und während der greise Poet vorlas, breitete sich über sein Gesicht, in das vom Leben so tiefe Furchen eingeprägt worden, ein lichter Schein des innigsten Entzückens, ein Ausdruck seligen Genießens des fremden Kunstwerks, wie es nur den ergreifen und erfüllen kann, der selbst ein Schöpfer ist und auch im Nachempfinden schöpferisch.

In meinem hohen Alter halte ich gern Umschau nach den glücklichen Stunden, die das Schicksal mir gegönnt hat, und zähle dann die Stunde, in der mir Grillparzer in einer mir fremden Sprache eine Szene aus einem mir fremden Drama vorlas, zu meinen weihevollsten und schönsten.

Am Ende legte er das Buch auf den Schreibtisch, preßte die Hand darauf und sagte ganz durchdrungen: »Alles, was ich geschrieben habe, gäbe ich um diese einzige Szene.«

Ich war so frei, zu bezweifeln, daß dieser Handel sehr vorteilhaft für ihn wäre, und meinte sogar: »Wer weiß, ob Lope de Vega nicht sagen würde, wenn er noch etwas sagen könnte: Alle meine siebenhundert Komödien gäbe ich um den ersten Aufzug des Ottokar.«

Grillparzer machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, in der das blaue Taschentuch wieder fähnchenartig flatterte: »Ach was — der Ottokar. Ich hör', daß der Wagner ihn gut geben soll und daß viel applaudiert wird. Der Anschütz hat ihn auch gut gegeben, und die Leute haben gelärmt und gejubelt. Aber mir war schon alle Lust an Arbeiten dieser Art genommen worden. Von dem halben Dutzend Stücke aus unsrer Geschichte, die mir im Kopf herumgegangen sind, hab' ich kein einziges mehr aufgeschrieben. Wissen Sie denn, wie das gewesen ist mit diesem Premysliden, zu dem mir der Stoff gleichsam mit beiden offenen Händen entgegengekommen war?«

Er begann zu erzählen.

Was wir heute wissen von dem Schicksal, das »König Ottokars Glück und Ende« vor und nach seiner Aufführung auf dem Burgtheater erfahren, war damals teils nur we-



nigen bekannt, teils vergessen. Die »Selbstbiographie« Grillparzers lag noch eingeschlossen in seinem Schreibtisch, die Literaturgeschichte hatte noch nicht hineingeleuchtet in das Dunkel von Torheit und Böswilligkeit, das dem Dichter die Freude an seinem Werke verdarb und ihn einen Sieg als Niederlage empfinden ließ.

Ich hörte das alles zum ersten Male, hörte es aus seinem Munde, war ergriffen, erschüttert, empört. In ihm wirkten die zahllosen Bitternisse, die er erlitten hatte, lebendig nach, aber in seine Anklagen mischten sich allmählich Selbstanklagen. Einen Teil der Ursachen seines Mißgeschicks lud er seinen eignen Schultern auf, schob sie auch auf Fehler, die seinem Werk anhafteten, stellte sie ins schärfste Licht und verurteilte sie schonungslos. Den Schlußakkord seiner Schmerzenslieder bildete dann das halb trostlose, halb versöhnliche: »Sei's!«, das mich immer mit tiefer Rührung erfüllt hat.

Nach und nach wurde er beinah heiter und erzählte sogar eine Anekdote:

Am Tage der ersten Aufführung des »Ottokar« war das Stück auch im Druck erschienen. Man wußte, daß die Zensur es erst nach zwei Jahren, auf speziellen Wunsch der Kaiserin Karolina Augusta, freigegeben hatte, die Neugier war aufs höchste gespannt, und es wurden zwischen Morgen und Abend neunhundert Exemplare abgesetzt. Auf dieser Höhe konnte das Interesse sich natürlich nicht lang erhalten, aber auch später gab es noch Leute, die das Stück gern lesen wollten, wenn sie nur gewußt hätten, wie man sich's verschaffen kann.

Grillparzer war vor mehreren Jahren in einer Gesellschaft einem alten aristokratischen Würdenträger, einem herzensguten Mann, vorgestellt worden, der für einen besonderen Freund der Literatur galt. Er freute sich sehr, den Dichter kennenzulernen, reichte ihm die Hand und sagte: »Unser berühmter Poet! ... Ist mir ein Vergnügen, ja, ja ... Habe alle Ihre Stücke gesehen und gelesen, ja, ja! — auch gelesen — nur den ‚Ottokar', den konnt' ich nie zu leihen bekommen.«

Einmal fand ich den Dichter in übelster Laune an seinem Schreibtisch stehend. Er hatte sich beim Rasieren in den Zeigefinger der linken Hand geschnitten, und Kathi Fröhlich war damit beschäftigt, die kleine Wunde zu verbinden. Grillparzer erschwerte ihr diese Aufgabe außerordentlich, mahnte zur Eile, fuchtelte mit dem blessierten Finger hin und her. Kathi sagte nur: »Aber, Grillparzer, sei'n S' doch ruhig!«, und wickelte an dem kleinen Verband und knüpfte an ihrem Zwirnfaden. Sie war sehr ärgerlich, doch mir fiel auf, daß sie während der ganzen Prozedur, die eine Weile dauerte und auch für mich etwas peinlich war, kein einziges Mal nach mir hinsah, mich nicht mit einem einzigen Blicke zum Zeugen der Unausstehlichkeit anrief, die unser vielgeliebter Dichter bei einer geringfügigen Gelegenheit zu entfalten imstande war.

Sehr wenig Frauen hätten sich diese Genugtuung versagt. An sie kam offenbar nicht einmal die Versuchung dazu heran, und das war schön und nobel und flößte mir Bewunderung ein.

Überhaupt warf das unbedeutende Erlebnis ein Streiflicht auf die Beziehungen dieser beiden. Er, verletzt infolge eigner Ungeschicklichkeit; sie, hilfreich und fürsorglich und zum Dank unwillig angebrummt. Ein kleiner böser Zufall vermochte ihn zu verstimmen und widerwärtig zu machen gegen seine Umgebung. Seine Empfindlichkeit war eben beispiellos, ihm tat, was weh tut, ganz besonders weh, und schlimmer noch als mit physischen ging es mit moralischen Leiden. Ihnen standen alle Pforten seiner Seele offen, ungehindert stürmten sie hinein, brannten, wühlten, und ihre Spuren verwischten sich nie. Die Freude und das Glück hingegen konnten ihm nur langsam nahen, denn er verstand es meisterlich, ihnen auf jede Weise den Weg zu kreuzen, zu verlegen. Wenn sie aber trotz allem doch anlangten, da waren und nicht wegzuleugnen, dann wußte er wenigstens irgendein Übles an ihnen zu entdecken, einen Mangel an Lieb' und Güte, einen Stachel im Lorbeerkranz, einen Tropfen Gift im Labetrunk des Ruhmes.

Von der Nachhaltigkeit, mit der ein peinlicher Eindruck auf ihn wirkte, hat Betty Paoli mir erzählt.

Zur Zeit, als Grillparzer noch Gesellschaften besuchte — es war lange her —,



fand er sich auch manchmal im Hause Frau von Fleischls ein, wo Betty Paoli, wie ein Familienmitglied aufgenommen, lebte. Im Auftrag ihrer Freundin hatte sie ihn zu einem Abend gebeten, an dem Friedrich Halm einem kleinen Kreise Auserlesener seine letzte Arbeit, ein episches Gedicht, vorlesen wollte. Dabei legte er natürlich den größten Wert auf Grillparzers Anwesenheit, und Betty Paoli war hoch erfreut, mitteilen zu können, daß er die Einladung annehme und kommen werde.

Halms Gedicht hieß »Die Brautnacht«, und den Stoff dazu hatte ihm eine Begebenheit geboten, die sich einst in Genua zugetragen.

Halms Dichtung wurde eingeleitet durch eine meisterliche Schilderung in hellklingenden Versen.

Die Vermählung der schönen, jungen Orsini mit einem Sohne des Hauses Doria ist glanz- und prunkvoll begangen worden. Die Neuvermählten treten aus der Kirche, vom Jubel Tausender begrüßt. Rauschende Festlichkeiten füllen den Tag aus, am Abend endlich bleibt das junge Paar allein. Zwei selige Menschen halten einander umschlungen und preisen ihr Geschick. Nicht ein Glück von kurzen Tagen ist ihnen geschenkt — vor ihnen liegt ein ganzes reiches Leben, eine ganze sonnige Zukunft. Unter Küssen und Kosen kommt der jungen Frau ein kindischer Einfall. Sie will noch spielen, erhascht, gefangen werden. »Gute Nacht!« ruft sie lachend und enteilt. Und er geht ein auf ihre mutwillige Laune, gewährt ihr einen Vorsprung und folgt ihr dann nach. Spähend durchschreitet er die lange Zimmerreihe, betritt das Brautgemach — es ist leer. Nun ergreift es ihn: Sie betet in der Kapelle! Er eilt dahin und findet auch hier alles öde und totenstill. Sein Unmut wallt auf, bald auch ein qualvolles Bangen ... Er scheucht die Diener aus dem Schlafe; man sucht, man ruft — allumsonst. Der Tag bricht an, vergeht, ein zweiter ... Sie ist verschwunden, verflogen wie eine Lichterscheinung. In Nähe und Ferne werden Boten ausgesandt, Kundschafter nach allen Weltgegenden, keine Spur von ihr wird entdeckt. Der letzte Hoffnungsschimmer ist erloschen, verzweifelt verläßt Doria seine Heimat, nimmt Kriegsdienste und findet, den er sucht, in der Schlacht — den Tod.

Jahre und Jahre vergehen. Neue Generationen blühen auf; nur noch Sage sind ihnen Glück und Leid der alten. Und wieder soll im Palast Orsini eine Vermählung gefeiert werden. Ein junges Brautpaar durchwandert die Räume, in denen es hausen wird, wählt, bestimmt, ordnet an. Da ist, anstoßend an das Schlafgemach, ein Erker, ein hübscher Raum, der verdient geschmückt zu werden; nur beengt ihn eine große alte Truhe, und die muß fort. Sie wird gerückt, der Deckel verschiebt, Schloß und Klammern lösen sich aus dem morschen Holz, er birst, und den Augen der Umstehenden zeigt sich ein Gerippe, und —:

Auf dem Scheitel ruht im blonden Haar
Ein Myrtenkranz, zerstäubend im Berühren,
Geschmeide, die Orsinis Wappen führen,
Nehmt funkelnd um den Knochenarm ihr wahr.
Was glänzt am Finger? Ist's des Traurings Schimmern?

Er ist es, und es ist die einst rätselhaft verschwundene Braut ...

... und dies ist ihr Sarg.
Sie dachte nicht so lang darin zu liegen,
Als schelmisch lächelnd sie hineingestiegen
Und neckend drin sich vor dem Gatten barg.

Der schwere Deckel war, ihrer Hand entschlüpft, ins Schloß gefallen, und sie lag begraben in dem dunklen Schrein.

Halm hatte, noch warm von »des Schaffens Lust und Qual«, sein Gedicht mit verhaltener Empfindung, ergreifend vorgelesen. Das Publikum, in äußerste Spannung versetzt und tief erschüttert, brachte ihm begeisterte Huldigungen dar. Nur der **eine**, an dessen geringstem Wort der Zustimmung mehr gelegen hätte als an dem Enthusiasmus der ganzen Gesellschaft — schwieg. Grillparzer saß finster und schweigend da, nahm nicht mehr teil am Gespräch und war einer der ersten, die sich empfahlen.

Als Fräulein Paoli ihn bald darauf besuchte, klagte er bitter über Halm. Eine Vorstellung, die man um jeden Preis von sich abwehren möchte, die Vorstellung einer lieben, jungen, in einer Kiste begrabenen Frau, hat er festgehalten, mit schönen Versen unsrer Erinnerung eingepreßt. Das war in Grillparzers Augen unverzeihlich, eine Sünde gegen den heiligen Geist der Kunst.

Er hat Ida von Fleischl hochgeschätzt, ihren hellen, klaren Verstand bewundert,





Johanna Engel: Verlöschendes Licht

sich immer gefreut, wenn sie ihn besuchte, aber die Erinnerung an den peinlichen Eindruck, den er in ihrem Hause empfangen, hielt ihn davon ab, es je wieder zu betreten.

Von allen Bildern Grillparzers, die ich kenne, ruft mir nur eins den vollen Eindruck seiner Persönlichkeit hervor; es ist das Aquarellporträt, das Daffinger von ihm gemalt und das ihn in jungen Mannesjahren darstellt. Der Künstler hat seinem Werke das Unvergängliche, die Seele, eingehaucht, sie lebt in diesem Ebenbilde aus längst vergangener Zeit.

Die Statue, die den Mittelpunkt des schönen Hemicykles im Volksgarten bildet, gleicht mehr als dem Dichter selbst seinem Vetter, dem Präsidenten Freiherrn von Rizy. Es bestand viel Ähnlichkeit zwischen beiden, doch war das Gesicht des Freiherrn schmaler, mehr in die Länge gezogen. Als ich den Dichter persönlich kennenlernte, war er ein Greis. Die Gestalt klein, schmächtig, etwas zur Seite geneigt, schien schwer zu tragen an dem mächtigen Haupte, auf dem die reichen weißen Haare sich noch leicht und fein wellten. Die Stirn prachtvoll, breit und klar und wie umwoben von den Geistern großer Gedanken, größerer vielleicht noch als die, die der Unstern, der über ihm gewaltet hatte, sich ausgestalten ließ, Gedanken auch einer wahrhaft genialen Selbstquälerei und vielleicht nie ausgesprochener Reue über versäumtes Glück. Ich sehe jedem Schmerz bis auf den Grund, sagte der Blick der blaugrauen, von starken Brauen überschatteten Augen; es lag in ihnen etwas schwermütig Mildes, der Ausdruck einer Weisheit, die alles begreift und alles verzeiht. Doch konnten aus ihnen auch Funken einer schalkhaften Heiterkeit sprühen, die hinreißend wirkte. Die Nase war kräftig und wohlgeformt, und längs ihrer Flügel zog sich zu der Unterlippe hin, wie erbarmungslos von grausamer Hand eingeschnitten, die sogenannte Kummerfalte. Was dieser Mann gelitten hatte, verriet am ergreifendsten der auch im Schweigen beredte Mund, mit seinen so ergreifend deutlichen Spuren verbissener Schmerzen und seinem niedergezwungenen Ingrimm.

Wie viele bittere und ätzende Worte waren über diese Lippen gekommen, bevor sie ihr typisch gewordenes »Sei's!« oder »In Gottes Namen!« aussprechen lernten!

Laube meint, Grillparzer hätte von Hause aus den Tod im Herzen gehabt, sei verschlossen gewesen auf der Sonnenseite. Nun, wenn die Sonne nur recht hell und warm geschienen hätte, sie würde die Scheidewand durchleuchtet haben, die gegen ein reines Glücksgefühl in ihm errichtet war. Aber jede rauhe Berührung so peinlich empfinden wie er, vom ersten Schritt auf seinem Wege, trotz allem Erfolg und allen Triumphen, in falsches Licht gestellt sein wie er, immer mißverstanden, immer gebeugt werden unter ein unerträgliches Joch, das hieß für ihn ringen, dulden und endlich — verzichten.

Die Geschichte seines Martyriums stand auf seinem Antlitz geschrieben, und ich las sie herab, liebevoll, ehrfurchtsvoll und mit dem schmerzlichen Gefühl, daß da nichts mehr gutzumachen sei.

Die Generation, die vor ihm hätte hinknien und sagen müssen: »Verzeih!«, war tot. Nur noch in unangenehmer Erinnerung lebten einige einst wichtige Leute, die von ihm hätten lernen sollen, was Patriotismus ist, und die den seinen angezweifelt und seine unerschütterliche Loyalität verdächtigt hatten. Sie waren gehört worden, die Saat ihres Mißtrauens war herrlich aufgegangen, für sie gab's keine österreichische Zensur. Dieser, wie Rudolf Valdeck sagt, »feuerspeiende Drache mit Eselsohren« war anderweitig beschäftigt. Es galt Flecke zu entdecken in einer Sonne, Gefahren auszuschnüffeln in den reinen, hohen Werken, die unser Ruhm sind, unser berechtigter Stolz, die uns einen Ehrenplatz sichern in der Weltliteratur.

Man hat gesagt: Wenn alle Zivilisation, die es auf Erden gibt, vernichtet würde und nichts von ihr übrigbliebe, durchaus nichts, als Mozarts »Zauberflöte«, könnte man aus diesem Werke alles erkennen und im Geiste wieder aufbauen, was es einst an Kultur in der Welt gegeben hat.

Nun, wenn im Laufe der Zeit, die nie rastet und ewig umgestaltet, die versinken läßt, was durch Jahrtausende bestand, unser Kaisertum aufgehört hätte zu sein und sein Andenken nur noch fortlebte in »König Ottokars Glück und Ende« und »Ein treuer

Diener seines Herrn«, so würden diese beiden Kunstwerke der Nachwelt von allem noch erzählen, was einst an Österreich groß und gut und herrlich war.

Zu einer Akademie, die zum Besten des Schiller-Denkmal-Fonds veranstaltet wurde, hatte man mich aufgefordert, ein kleines Gelegenheitsstück zu schreiben. Ich war mit großer Freude und Wonne an die Aufgabe gegangen, der Einakter, sehr bald entstanden, war vom Komitee angenommen worden. Er wurde unter dem Titel »Doktor Ritter« ganz ausgezeichnet gespielt und kam bald darauf auch im Burgtheater zur Aufführung. Das Publikum erwies sich gnädig und spendete freundlichen Beifall; die Kritik spöttelte, nörgelte. Ich hatte alles verkehrt gemacht. Ganz anders — das wäre das Richtige gewesen. Beinah sah ich's ein und war beschämt und betrübt in meiner Seele. So gedemütigt, wagte ich nicht, Grillparzer vor Augen zu treten, bis mir ein erlösender Gedanke kam.

Zwei Dinge hatte ich bei ihm nie gesehen. Nie die Spur eines Stäubchens und nie eine Zeitung; vielleicht liest er gar keine und weiß nichts von den Strafpredigten, die mir gehalten worden sind. So faßte ich Mut und stieg eines Vormittags die vier Treppen des lieben Hauses Nummer 1097 in der Spiegelgasse, wie immer mit einigem Herzklopfen, empor.

Bald darauf gehörte ich zu den Glücklichen der Erde, denn Grillparzer begrüßte mich mit den Worten: »Sie sind's. Nun endlich. Ich hätt' Ihnen gern schon lang gesagt, daß sich niemand in ganz Wien über den Erfolg von Ihrem ‚Doktor Ritter' so gefreut hat wie ich.«

Ich hätte ihm am liebsten die Hand geküßt, wagte es nicht, kam in Verlegenheit und brachte nur kleinlaut »Ach, Herr Hofrat, aber die Kritik!« hervor. Das war albern und heuchlerisch, denn in diesem Augenblick lag mir wirklich nichts an der Kritik.

»So? Hab' nichts gelesen.« Ein Achselzucken, eine wegwerfende Handbewegung. Machen Sie sich nichts daraus, sagte er nicht, er wußte zu gut, daß man sich was draus macht. Wir führten nur ein akademisches Gespräch über die Kritik und schwenkten auch hinüber in das Gebiet der Literaturgeschichte, in dem wir eine Weile spazierten, bis er zu dem Schluß kam: »No ja, Literaturgeschichte — ein gemaltes Mittagessen!«

»Ich habe schon deshalb nicht heiraten können,« sagte mir Grillparzer einmal, »weil ich den Gedanken nicht ertragen hätte, daß es einen Menschen gibt, der das Recht hat, wann immer es ihm beliebt, in mein Zimmer zu kommen.« Ein seltsamer Grund, den er sich offenbar als Ehehindernis zwischen ihm und seiner »ewigen Braut« ausgeklügelt hatte. Aber in diesem Falle war jeder gut. Die beiden, die einander den Himmel hätten schenken mögen, würden, unauflöslich verbunden, sich die Hölle bereitet haben. Kathi, nicht viel weniger empfindlich als Grillparzer selbst, litt Qualen unter seiner Rücksichtslosigkeit, man darf wohl sagen, seiner Grausamkeit. Ein Nachtragen jedoch, ein Schmollen kannte sie nicht; es schien vielmehr, als ob jedes Leid, das er ihr angetan, im Feuer ihrer Liebe schmelzend, es nur angefacht hätte. Und wenn einmal sie es war, die sich im Unrecht befand, die gekränkt hatte, dann kam, im heißen Bestreben, wieder gutzumachen, eine Unermeßlichkeit an Hingebung, Selbstüberwindung, Opferfreudigkeit zutage. Wie tief er das empfunden, wie klar es eingesehen, spricht er mit den Worten aus:

Der Zweifel, der mir schwarz oft nachgestrebet:
Ob Güte sei? — durch sie ward er erhellt.
Der Mensch ist gut, ich weiß es, denn sie lebet,
Ihr Herz ist Bürge mir für eine Welt.

Sie hatten sich verlobt und nach schweren Kämpfen — entlobt, und er hatte sie meiden, sich von ihr, die ihm zur Frau nicht demütig genug und zur Geliebten zu heilig war, völlig losreißen wollen. Aber das ging über seine Kraft. Er brauchte den Verkehr mit ihr und ihrer Umgebung, den künstlerischen Geist, der in ihrem Hause wehte, ihr Verständnis, ihre Begeisterung, ihr grenzenloses Mitgefühl, er brauchte die Atmosphäre ihrer unendlichen Liebe. Sie hat sich von ihm nicht beugen und nicht brechen lassen, aber als Entsagende an seiner Seite ausgeharrt in — das Schwerste für ein stolzes Herz — falscher Stellung, immer treu, wenn auch nicht Treue fordernd.

Sicherlich: Grillparzer durfte nicht fra-



gen: Wer hat geliebt wie ich?, aber er durfte fragen: Wer ist geliebt worden wie ich?

Die Schwestern Fröhlich brachten den Sommer regelmäßig auf dem Lande in der Nähe Wiens zu. Anna fuhr täglich nach der Stadt und begab sich in ihre Wohnung, wohin die Schülerinnen zum Gesangunterricht kamen.

Eines Tags im Juni 1849 mußten die jungen Damen vergeblich warten; zu allgemeiner Bestürzung fand die sonst so gewissenhaft pünktliche Lehrerin sich nicht zur Stunde ein.

Wieso das gekommen war, habe ich durch sie selbst erfahren.

Auf dem Wege vom Standplatz ihrer Equipage — dem Stellwagen — zur Spiegelgasse, war sie über den Hohen Markt gegangen und hatte vor der Buchhandlung Ignatz Klemm eine Menschenmenge angesammelt gesehen. Die Leute standen, schauten, drängten sich an das Fenster der Auslage. Einige Studenten waren da, sie perorierten, stießen Rufe der Entrüstung aus. Anna hörte den Namen Grillparzer unter Verwünschungen aussprechen, näherte sich, fragte einen der Umstehenden, was es gäbe? »Nun, dort in der Buchhandlung ist ein Gedicht auf Radetzky ausgestellt, ein niederträchtiges Gedicht. Der Grillparzer schimpft über unsre Studenten und über die Revolution und katzenbuckelt vor der Armee ...«

Anna erschrak. Sie wußte, was es in diesen Tagen »des tollen Radikalismus« hieß, Sympathien für unsre in Italien kämpfende Armee offen auszusprechen. Die Studenten berieten in steigender Erregung. »Er muß auf die Aula«, beschlossen sie.

Zum Glück war aus den Reden der jungen Leute zu entnehmen, daß keiner wußte, wo er wohnte. Aber sie weiß es, und fort in höchster Eile über das Lugeck und durch die Durchhäuser zur Grünangergasse, zu seinem Hause. Sie stürmt die drei Treppen empor, reißt die Tür seines Zimmers auf: »Grillparzer, Sie gehen mit mir, Sie müssen fort, gleich fort. Sie kommen zu uns aufs Land.« Hastig, mit wenig Worten, berichtet sie, was sie eben erlebt hat.

Er sträubte sich, er wollte nichts hören von einer Flucht. Anna gab nicht nach: »Wenn Sie auf einen Heldentod hoffen, irren Sie sich. Ermordet werden Sie nicht, aber von exaltierten Studenten auf die Aula geführt und dort zur Rede gestellt — das ja. Ist Ihnen darum zu tun, dann bleiben Sie hier.« Es kam noch zu einem kurzen, heißen Wortgefecht. Aber die Kämpferin siegte über den Kämpfer, und brummend und murrend ließ er sich entführen.

Er blieb einige Zeit auf dem Lande. Nach Wien zurückgekehrt, erlebte er dort die Greuel der Oktobertage und folgte nun gern den Bitten und Beschwörungen der Schwestern, zu ihnen nach Baden zu ziehen.

Und nun fühlte er wieder, was ihr Verkehr für ihn bedeutete, wurde sich bewußter denn je, daß ihr Haus doch immer sein wahres Heim in der Heimat war. So kam denn Annas Vorschlag, ihr Hausgenosse zu werden, seinem eignen Wunsche entgegen.

Ein Jahr später, am 27. April 1849, zog als Mieter Fräulein Anna Fröhlichs der k. k. Archivdirektor Franz Grillparzer in den vierten Stock (zweite Stiege) des Hauses Spiegelgasse Nr. 1097 ein.

Am 18. März 1868 empfing mich Grillparzer mit den Worten: »Vergelt's Ihnen Gott, daß Sie den Kranken besuchen, den Toten.«

Ich glaube, daß ich ihm erwidert habe, es gäbe wenig Lebendige, die so lebendig wären und lebendig bleiben würden, wie er. Ich glaube auch, daß ich ihm gesagt habe, daß ich eine Beneidenswerteste unter den Beneidenswerten sei, weil ich zu ihm kommen dürfe.

Einige Tage vorher hatte ich die »Ahnfrau« wieder gesehen und tiefer denn je gefühlt, was es doch hieß, mit ihm zu verkehren, der das geschrieben hatte im Sturm und überquellenden Schaffensdrang seiner Jünglingsjahre. Dann mußte ich an alles denken, was ihm angetan worden nach diesem ersten Schritt auf seiner Bahn — und was für ein Schritt war es gewesen!

Ein Wunder hatte sich begeben; die Machthaber der schwarz auf weiß gedruckten öffentlichen Meinung, die Allwissenden, Allsehenden, waren blind und taub gewesen. Sie hatten kein Auge, kein Ohr für das Rauschen und Wallen des Feuerstroms von Talent, der in dieser jun-



gen Dichtung brauste. Die gelehrten Wachsfiguren klebten dem Werke die Etikette »Schicksalstragödie« auf, und ihre Neophyten, die albernen, die frechen, die vom Gift des Neides geschwollenen, wußten nun, in welchem Register der Name Grillparzer zu suchen sei.

Alle äußeren Erfolge machten den Dichter nicht unempfindlich für die Geißelhiebe der Kritik. Er war gar zu leicht bereit, in den Tadel seiner Arbeiten einzustimmen, er konnte irregemacht werden an sich selbst. Nicht andauernd freilich, aber verzweiflungsvoll, und die Narben solcher Wunden brennen. Nachdem ich ihm von der letzten, sehr guten Aufführung seines Schmerzens-, vielleicht seines Lieblingskindes gesprochen hatte, kamen wir Schritt für Schritt zurück und gelangten endlich zur ersten Aufführung der Tragödie im Theater an der Wien. Eine, wie er sagte, unbeschreiblich widrige Empfindung hielt ihn davon ab, sie noch einmal spielen zu sehen.

Erst nach langer Zeit kam der Tag, an dem er sich dazu entschloß. Er war bei einem Ausflug in die Umgebung Wiens durch eine Ortschaft gekommen, wo reisende Komödianten die »Ahnfrau« aufführten. Eine Scheune der Theatersaal, die ländliche Bevölkerung das Publikum. Der Jaromir brüllte wie ein Löwe, die Ahnfrau mußte auf allen vieren aus der Kulisse hervorgekrochen sein, um überraschend und schauerlich hinter dem Sessel des alten Borotin auftauchen zu können. Das störte die Zuschauer nicht und vielleicht nicht allzusehr den Autor. Wer weiß, ob er das Theater in der Scheune nicht mit der Überzeugung verließ, die er später oft ausgesprochen hat: »Das Stück ist gut.«

Wir waren schon lang miteinander bekannt, als mir Grillparzer zum ersten Male von seinem Lustspiel sprach, von »Weh' dem, der lügt!«:

»Die Leute haben sich darüber aufgehalten, daß der Bischof predigt. Nun, weil er ein Bischof ist, predigt er. Die Rolle der Edrita war falsch besetzt, ich habe sie der Fräuln Gley nur gegeben, weil sie mich so sehr darum gebeten hat. Aus dem Galomir hat der Schauspieler einen Trottel gemacht, er ist aber kein Trottel. Er ist tierisch, ein Tier, könnt' ein schönes Tier sein, aber nur kein Trottel.«

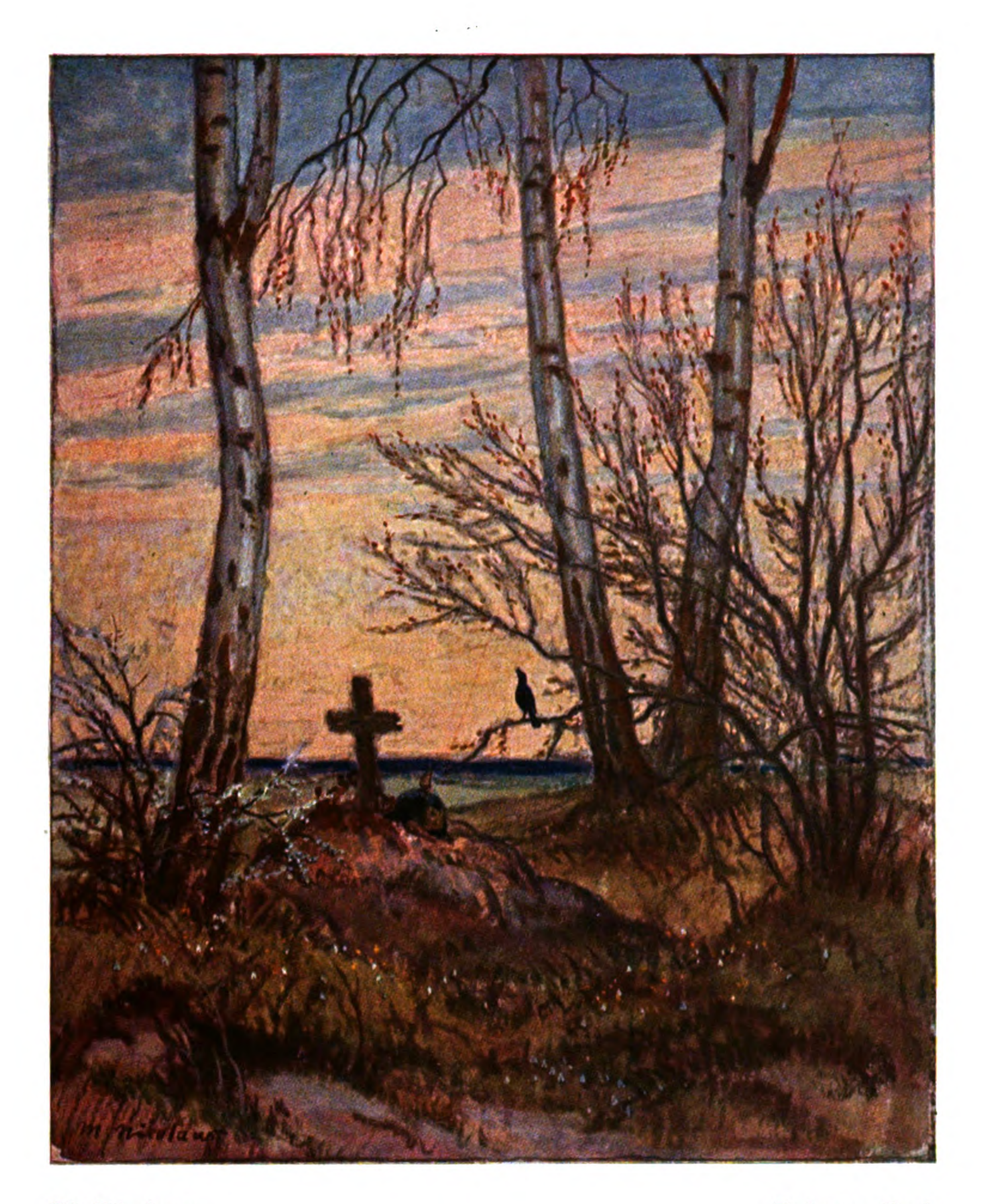
Man hat behauptet, Grillparzer hätte sich dadurch, daß er keins seiner späteren Stücke mehr aufführen ließ, am Publikum für den Mißerfolg von »Weh' dem, der lügt!« rächen wollen. Das ist ganz falsch. Von Rache war keine Rede, sondern von Ekel. Und mußte er ihn nicht ergreifen, und gab es je eine Empfindung, die berechtigter gewesen wäre?

Allerdings, diese Menschen hatten eine Enttäuschung erlebt. Ein Lustspiel ist angekündigt, und ein Koch kommt drin vor, das dürfte etwas werden in der Art von »Wirrwarr« oder »Pagenstreiche«. Man erwartete einen Spaß, und es kam eine schöne Dichtung; man war erschienen, um zu lachen, und sollte bewundern? — Warum nicht gar! Sie dankten für die schönen Sentenzen, sie waren um ihre Unterhaltung geprellt worden, und die Empörung darüber machte sich in der plumpsten und rohesten Weise Luft.

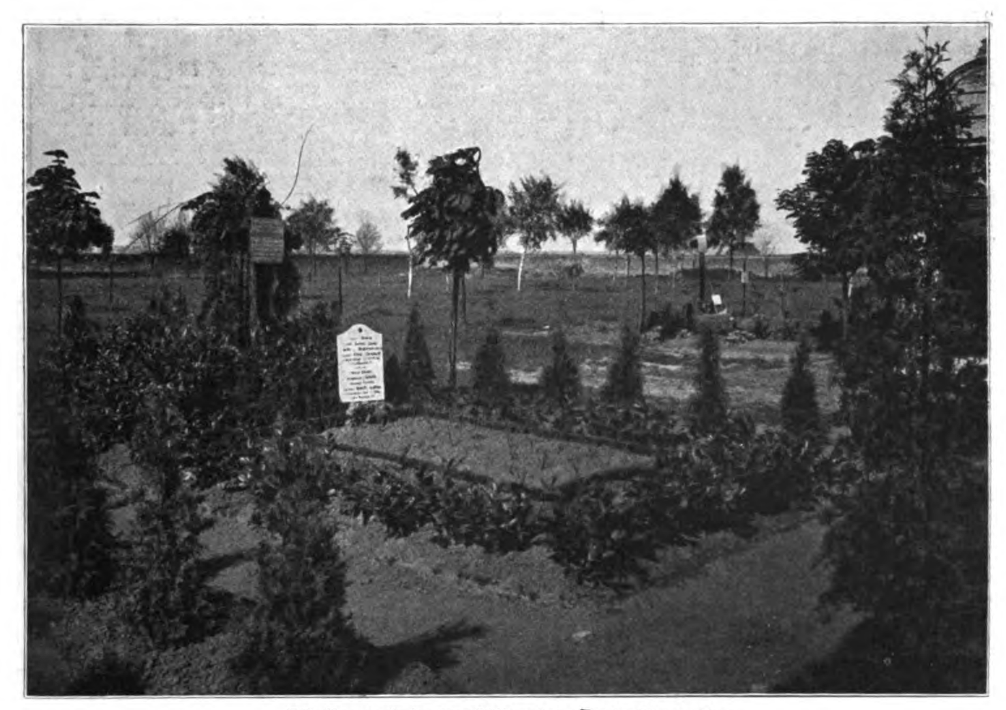
Was lag daran, daß der Mann, den sie in seinem Werke beschimpften, Grillparzer hieß, daß sie ihm in diesem Hause so oft voll Entzücken zugejauchzt hatten, daß sie durch ihn begeistert und erhoben worden, hoch hinaus über ihr eignes kleines Selbst. Jetzt war das alles vergessen, sie besaßen keinen Funken Dankbarkeit, und von Ehrfurcht nicht einen Hauch. Sie lachten schallend, lärmten und pfiffen. Die einzelnen anständigen Elemente, die sich bemühten, dem Unfug Einhalt zu tun, blieben machtlos. So wurde das Burgtheater um eins der feinsten und edelsten Kunstwerke gebracht und im Dichter der Wunsch ertötet, jemals wieder mit einer neuen Schöpfung vor dieses Publikum zu treten, das er immer als das empfänglichste und dankbarste gepriesen und das ihm eine so grausame Enttäuschung bereitet hatte.

Mein Vater wohnte dem Durchfall von »Weh' dem, der lügt!« bei. Er war kein Literaturkundiger und gestand, daß er von dem »Lustspiel« etwas seltsam angemutet worden. »Aber meiner Wiener«, pflegte er zu sagen, wenn er von jenem Abend sprach, »habe ich mich damals geschämt.«

(Ein zweiter Teil folgt)



M. Nicolaus: Einsames Grab



Massengrab in der Nähe des Forts Boncelles

Lütticher Soldatengräber

Von Oberleutnant Schmitz (Lüttich)

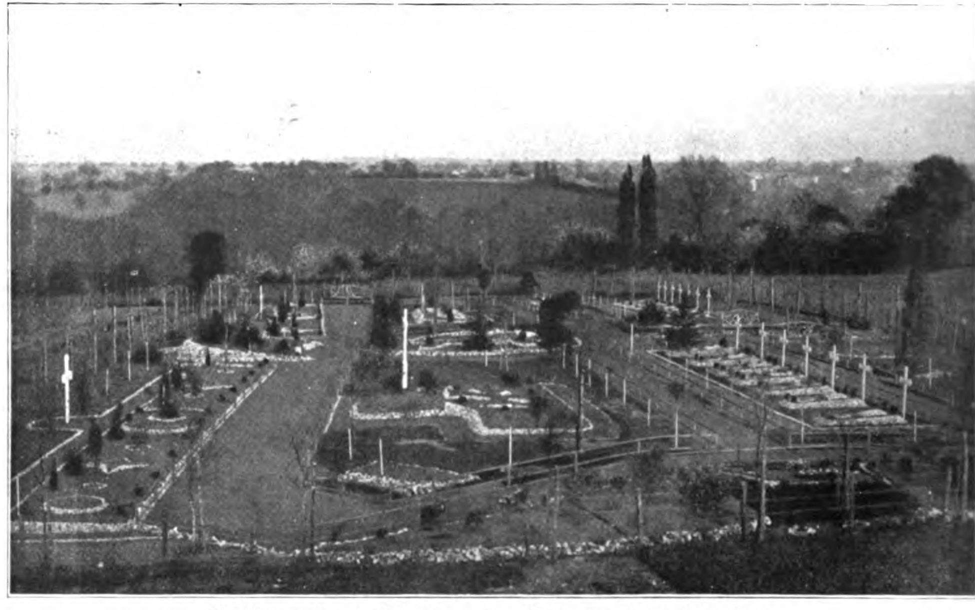
ie Wiederkehr des Jahrestages der Erstürmung von Lüttich legte es mir nahe, die Gräber derjenigen Gefallenen zu besuchen, die, treu wie das Gesetz es befahl, als erste dort kämpften und fielen für Deutschlands Ruhm und Ehre. In schnellem Fluge führte mich der Kraftwagen durch Berg und Tal jener schönen Ardennengegend zu, den Tälern der Maas, Ourthe und Vesdre, die manche Vergleichspunkte mit unserm westfälischen Sauerland geben.

Ist es richtig, daß die Gestaltung der Totenpflege einen Kulturmesser bildet, so mag die Welt unsrer Feinde, aller Lügner und Hasser deutschen Wesens in die Schranken treten, über die blutgetränkten Gefilde gehen, die sich zwischen den Forts der Festung Lüttich dehnen, und dort schauen, wie die Deutschen ihre teuren Toten bergen. Deutsche Eltern, deutsche Frauen, Kinder und Bräute, ihr könnt ohne Sorge sein, euer Liebstes ist geborgen mit der Liebe, die euren Helden gebührt. Sobald die Umstände es gestatteten, betrachtete die deutsche Heeresverwaltung es als eine ihrer ersten und schönsten Aufgaben, der teuren Toten zu gedenken, ihnen die Stätte ihrer ewigen Ruhe in würdiger Form zu gestalten.

Auf dem Friedhof von Rhees zwischen den Forts Pontisse und Liers ruhen in einer Grabstatt vereinigt acht Offiziere und einundneunzig Mann von den Infanterie-Regimentern Nr. 89 und 90. Mecklenburgs tapfere Söhne verjagten aus diesem hochummauerten Friedhof den starkverschanzten Feind, von dem 165 Leute des 11. und 12. belgischen Linien-Regiments zusammen mit einem deutschen Grenadier in einem zweiten Massengrabe gebettet sind.

Unweit von hier auf andrer Höhe, oberhalb des Dorfes Wandre am berühmt gewordenen »Roten Haus«, aus dem die feindlichen Maschinengewehre und Flinten Tod und Verderben in unsre tapfer anstürmenden Truppen sandten, wurde den hier gefallenen Helden der rheinischen Regimenter 25 und 53 ein stimmungsvoller Friedhof geschaffen.

Vierzehn schlichte weiße Holzkreuze mit schwarzer Inschrift bewahren die Namen von ebensovielen Offizieren, die, ihren Soldaten voranstürmend, ihr Leben opferten.



Massengrab bei Rabosée in der Nähe des Forts Barchon

350 Unteroffiziere und Mannschaften haben in treuer Heeresfolge ihr Geschick geteilt. Sie alle schlafen mit ihren Führern den ewigen Schlaf unter einem inmitten des Platzes hochaufragenden Borkenkreuz. Vorerst noch auf eine Holztafel aufgemalt, demnächst in dauernde Bronze eingegossen, ist unsern Heldensöhnen der Spruch geweiht:

> Deutscher, entblöße dein Haupt!
> Du stehest an heiligem Orte,
> Kreuze, von Lorbeer umlaubt,
> Verkünden gewaltige Worte:
> »Helden, gefallen im Ringen
> Deutschlands um Ehre und Sein —
> Nie wird ihr Name verklingen,
> Geheiliget soll er uns sein!«

In Retinne lenken vor allem drei Gräber die Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich. Während fast ausnahmslos unserm Totenkult von den Belgiern keine Teilnahme geschenkt wird, haben hier Pfarrer und Gemeinde sich zum Grundsatze der christlichen Nächstenliebe bekannt und unsern wie ihren Toten nach besten Kräften die Ruhestätte bereitet. Neben der Grabwidmung durch »Die Kameraden der 1. Kompagnie Waffenfabrik Lüttich« findet sich auf dem unansehnlichen Friedhof des kleinen Dorfes die belgische Inschrift mit dem üblichen Wortlaut: »A la mémoire des soldats allemands victimes de la guerre 6. 8. 1914.«

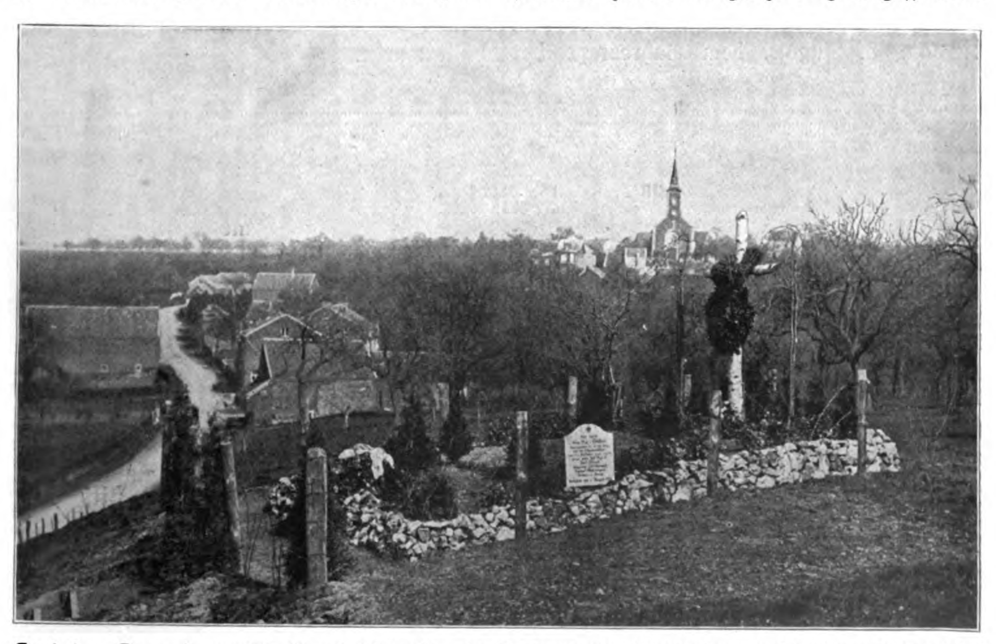
Zwei Offiziere haben an dieser Stelle, wie der Soldatenmund sich ausdrückt, die Führung der Korporalschaft im Massengrabe übernommen. In und um Retinne haben in den ersten Augusttagen 1914 die Kämpfe heftig getobt. Noch heute erzählen zerschossene und verbrannte Häuser von den Schrecken jener Tage. So erklärt es sich, daß sich hier in manchem stillen Wiesengrund Einzelgräber oder kleinere Massengräber von solchen Kämpfern finden, die dort gebettet sind, wo die tödliche Kugel sie traf. Wie unmittelbare Geschichte spricht es den Beschauer an, wenn er in einer solchen im Tal gelegenen Wiese drei Massengräber findet. »Ici réposent des civils belges«, liest er auf dem rohen Holzkreuz des einen, und so kündet das völlig ungeschmückte, mit Kalk und Bauschutt aufgeworfene und durch Stacheldraht gegen die weidenden Kühe geschützte Grab von der Teilnahme der Zivilbevölkerung an den kriegerischen Ereignissen. Dahinter erheben sich in schöngeordneten Reihen die beiden Massengräber der deutschen und belgischen Soldaten.

Die Infanterie-Regimenter Nr. 27 und 165, die 4. Jäger und 24. Pioniere erkauften hier mit dem Blute ihrer Kameraden am 6. August 1914 für unsre Waffen Fortschritt und Sieg. Einige Schritte entfernt, auf der andern Wegseite ist das Ehrengrab des ersten auf deutscher Seite gefallenen

Generals. Es ist der Kommandeur der 14. Infanterie-Brigade, Generalmajor von Wussow, dem hier zusammen mit seinem Ordonnanzoffizier eine feindliche Granate den frühen Tod bereitete. Ein Oberst, ein Hauptmann und zwei Leutnants haben neben ihm ihre letzte Ruhe gefunden.

An noch manch anderm Grabe vorbei ging der Weg — nur eins in einer Hauswiese von Romsée mit vier Offizieren und fünfzehn Mann in schlichter, aber stimmungsvoller Herrichtung sei hervorgehoben — und führte auf die bewaldeten Höhen des Forts Boncelles. Gegen seine starkbefestigte Stellung stürmten unsre Braven von den Regimentern 73, 74, 82 und 83 und Jäger 10. — 287 Mann und 28 Offiziere schlummern dort in einem zum Grabe umgewandelten Schützengraben als unvergeßliche Opfer ihrer begeisterten Pflichterfüllung. Wie in Wandre wird das Grab von einem in seiner Einfachheit doppelt eindrucksvollen Borkenkreuz überragt, ist reich mit Baum und Strauch bepflanzt und geschmackvoll umgittert. Ein Kranz von jungen Birkenbäumen, der das Ganze zu einem wirklichen Heldenhain gestaltet, vermittelt in glücklichster Weise den Übergang zu dem rings sich anschließenden Hochwalde. Hier hat die manchmal erörterte Frage nach der Ausbildung von Soldatengräbern seine Lösung gefunden, indem Natur und Kunst harmonisch zusammenwirkend ein Denkmal von seltener Schönheit und eigenartigem Reiz schufen. Die Grabtafel weist die Namen zweier Offiziere gleichen Namens auf. Brüder, in derselben Stunde geboren, wurden sie zur selben Stunde von dem todbringenden Blei getroffen, fanden sie hier beide das gemeinsame Grab. Im Tode vereint ruht hier an der Seite ihres Gatten die Frau des Hauptmanns von Klützow. In den ersten Augusttagen erfuhr sie von der schweren Verwundung ihres Mannes, wußte sich den Weg zu ihm aufs Schlachtfeld zu bahnen und fand ihn nur als Toten vor. Von ihrem Schmerz fand sie bald Erlösung; auf der Heimfahrt vom Grabe wurde das Auto, in dem sie mit mehreren Offizieren saß, unter feindliches Feuer genommen, und sie wurde unweit von der Stelle, wo ihr Mann gefallen, töblich getroffen. Auf der gleichen Höhe unter dem Schatten einer mächtigen alten Buche ruhen außerdem noch 59 Mann der 38. und 43. Infanterie-Brigade neben 257 belgischen Soldaten.

Dank gebührt dem Verband Westfalen-Lippe des Bundes deutscher Baumschulenbesitzer in Tecklenburg, hat er doch in hochherzigster Weise den gesamten Baum- und Blumenschmuck für die Gräber unsrer gefallenen Helden in ganz Belgien gespendet.



Grab des Generals von Wussow bei Romsée, im Hintergrunde die Kirche von Romsée mit Friedhof





Grab des Generals von Wussow bei Romsée

In der Stadt Lüttich selbst ist für die dort an ihren Verwundungen erlegenen Soldaten der deutschen und belgischen Armeen auf dem Friedhof St.-Walburge eine gemeinsame Gedenkanlage errichtet worden, die am 6. August, dem Jahrestage der Kämpfe um Lüttich, in Gegenwart des Gouverneurs und Kommandanten und unter Beteiligung zahlreicher Angehörigen der hier bestatteten Helden mit einer weihevollen Toten- und Erinnerungsfeier enthüllt wurde.

Kanzler

Des Ehrnen Schaffen ehren wir immerdar,
In Staunen schauend ehrfurchterheischend Werk,
Und kein Jahrtausend kann ihn stürzen,
Der Blut und Eisen zum Reiche schweißte.

Doch andre Zeiten heischen ein ander Werk.
Fruchttragend Volk, du wolltest Entwickelung
Friedlicher Kräfte; nicht des Raubtiers
Reißen — des Baums allgewaltig Wachsen

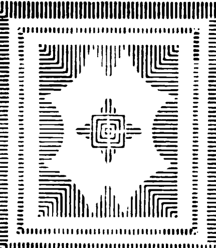
War dir Symbol; da wuchs dir der andre mit.
Gewissens Hüter er bis zum äußersten,
Trug er der Reinheit deutschen Wollens
Strahlend Panier durch ein Meer von Opfern.

Bald pflanzt er's auf; wir fühlen den nahen Strand,
Wo würd'gem Tun der Lorbeer der Größe winkt.
Notwendigkeit hebt ihre Schwingen
Hoch über Ränke und Spott und Kleinmut.

Wahrhafter Abwehr weihn wir das reine Schwert,
Das macht uns stark und einig wie nie zuvor.
Vertraun der Völker ist dein Leitstern,
Kanzler der Reinheit und des Werdens.

Siegfried von der Trenck






Alte und neue Methoden der Gefühlsuntersuchung

Von Rudolf Schulze (Leipzig)

I

Der Naturfreund, der, gefesselt durch das junge Grün einer Wiese im Frühling, bewundernd stillsteht und das farbenfreudige Bild in langer Betrachtung in sich aufnimmt: er ahnt nicht, daß schon nach kurzer Zeit, schon nach Bruchteilen von Minuten, dies Bild sich ändert und wesentlich abflaut durch die Unvollkommenheit unsers psychophysischen Organismus.

Durch einen einfachen Versuch kann man sich davon überzeugen. Man betrachte das Bild eine halbe oder ganze Minute lang mit einem Auge und dann sofort mit dem andern. Man wird erstaunt sein, wieviel lebhafter die Farben dann erscheinen, woraus hervorgeht, daß die Lebhaftigkeit der Farbenempfindung bei der ersten Betrachtung schon nach kurzer Zeit erheblich abnahm. Die Empfindungen sind also keineswegs, wie man immer annimmt, feste, bleibende Gebilde, sie sind vielmehr schon vom Augenblick ihres Entstehens an Veränderungen unterworfen. Immerhin handelt es sich aber hier nur um Gradunterschiede. Das Grün bleibt doch Grün, ein Ton a behält seine Tonhöhe auch bei langem Anhören oder häufiger Wiederholung usw.

Viel wandelbarer ist unser Gefühlsleben. Eine Melodie, die uns heute entzückt, wenn wir sie das erstemal hören, kann uns zur Verzweiflung bringen, wenn wir bemerken, daß es unserm freundlichen Zimmernachbar gefällt, uns jeden Abend zu dem gleichen Genusse einzuladen. Ein süßer Stoff, der beim ersten Schmecken uns sehr angenehm erscheint, kann schon nach verhältnismäßig kurzer Einwirkung Gefühle des Ekels auslösen.

Diese Tatsache, daß es sich bei den Gefühlen immer um einen sehr wechselnden Gefühlsverlauf handelt, ist der erste Grund dafür, weshalb die exakte Untersuchung der Gefühle besonderen Schwierigkeiten begegnet.

Es besteht aber noch eine weitere Schwierigkeit. Die Gefühle sind diejenigen Bewußtseinsvorgänge, die unserm Ich am nächsten stehen. Damit ist ohne weiteres gegeben, daß man gerade bei der Beobachtung seiner Gefühle am leichtesten einer Täuschung ausgesetzt ist. Es muß demnach an die Untersuchung der Gefühle mit besonderer Vorsicht herangegangen werden.

Beim Studium der Empfindungen genügt die einfache Eindrucksmethode, die im wesentlichen nach folgendem Schema arbeitet: es wird der Versuchsperson ein Eindruck, also irgendein Reiz, der eine Empfindung auslöst, dargeboten, ein Ton, eine farbige Fläche usw. Dann wird sie aufgefordert, zu beschreiben, was sie beobachtet hat.

Wollten wir bei der Gefühlsuntersuchung nach der gleichen Methode arbeiten, so würden wir in einer beständigen Unsicherheit schweben darüber, ob aus den angeführten Gründen in dem Berichte der Versuchsperson nicht Wahres mit Falschem sich mischt. Wir sehen uns demnach nach einer Bestätigung, einer Bewahrheitung der durch die Selbstbeobachtung geförderten Ergebnisse um. Und hier bieten sich nun die sogenannten Ausdrucksbewegungen an, die als meßbare Begleiterscheinungen der meisten Gefühle auftreten.

Es ist jedermann bekannt, daß gewisse lebhafte Gefühlsverläufe, namentlich starke Affekte wie Freude und Schmerz, sich aufs deutlichste im Äußeren des Menschen, und namentlich in seinem Antlitz, widerspiegeln. Systematische Untersuchungen aber haben gelehrt, daß auch die leisesten Gefühlsregungen, die sogenannten einfachen Gefühle, von solchen äußerlich sichtbaren Veränderungen begleitet sind. Schon bei der Betrachtung einer angenehm oder unangenehm wirkenden Farbe, beim Anhören eines einfachen Tones sind durch die mit Hilfe von feinen Apparaten geschärfte Beobachtung solche Veränderungen feststellbar.

Nehmen wir an, es sei durch eine lange Reihe von Untersuchungen nachgewiesen, daß ein bestimmter Gefühlsverlauf, etwa die



Trauer, gemeinhin mit einer bestimmten Ausdrucksbewegung, der Absonderung der Tränendrüsen, sich verbinde. Gibt mir nun in einem Einzelfalle eine Versuchsperson an, sie habe einen Zustand der Trauer erlebt, und gelingt es mir dabei, die üblichen Ausdruckssymptome, eben die Absonderung der Tränendrüsen, zu beobachten, so werde ich eine verstärkte Gewißheit darüber haben, daß die Versuchsperson richtig beobachtet hat. Namentlich bei ungeübten Personen, etwa bei Kindern, wird eine solche Bestätigung besonders erwünscht sein. Daraus ergibt sich von selbst die große Bedeutung der Ausdrucksmethode für die Kinderpsychologie.

Wie liegt nun der Fall, wenn beim Studium der Gefühle gar kein Bericht der Selbstbeobachtung, sondern nur eine Beobachtung von Ausdrucksbewegungen zu beschaffen war? Eine sehr wichtige Frage! Gibt es doch große Gebiete der Psychologie, in denen ein Bericht der Selbstbeobachtung überhaupt nicht zu erlangen ist. Man denke nur an die Psychologie des kleinen Kindes und an die Tierpsychologie.

Selbstverständlich wird man in diesen Fällen mit der größten Vorsicht vorgehen müssen. Es wird niemandem einfallen, aus der Absonderung der Tränendrüsen allein auf einen Zustand der Trauer zu schließen. Ist es doch bekannt genug, daß es auch Freudentränen gibt und daß man die Tränendrüsen auch künstlich zu Ausscheidungen bringen kann. Und es muß zugegeben werden, daß namentlich in der Tierpsychologie manche Forscher voreilig genug gewesen sind, aus dem Auftreten einzelner Ausdrucksbewegungen heraus ohne weiteres auf das Vorhandensein gewisser Gefühlszustände zu schließen. Solchen voreiligen Versuchen gegenüber hat Wundt das vorsichtige und schöne Wort geprägt, daß man in der Ausdrucksbewegung allein niemals einen Beweis, sondern nur einen Hinweis habe.

Wundt teilt die Ausdrucksbewegungen in eigentliche Ausdrucksbewegungen und Ausdruckssymptome, wobei er unter den letzteren diejenigen Veränderungen versteht, die der oberflächlichen Beobachtung sich weniger aufdrängen, also Veränderungen in der Atmung, im Pulsschlag, in der Drüsenabsonderung usw. Der Name Ausdrucksbewegung bleibt dann den offensichtlichen Symptomen vorbehalten, den Veränderungen in der Mimik und Pantomimik.

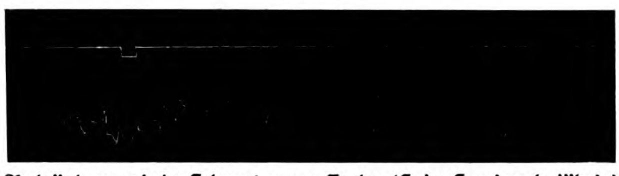
Die Untersuchung der Ausdruckssymptome hat im allgemeinen die Forscher mehr gereizt als die Ausdrucksbewegungen. Die Veränderungen der Mimik ergeben ein äußerst wechselvolles, verwickeltes, schwer deutbares und namentlich schwer in Zahlen zu fassendes Bild. Die Ausdruckssymptome dagegen sind meist nur nach wenigen, mathematisch leicht bestimmbaren Richtungen hin veränderlich. So erschöpft sich die Drüsenuntersuchung in der Feststellung der in bestimmten Zeitabständen abgesonderten Flüssigkeitsmenge. Ähnlich, wenn auch nicht ganz so einfach, liegen die Verhältnisse bei Puls und Atmung. Der Puls eines gesunden Menschen ändert sich im wesentlichen nur hinsichtlich seiner Kraft und Dauer. Hat man diese beiden Momente bestimmt, so hat man alles, was sich bei diesem Ausdruckssymptom für die Gefühlsuntersuchung verwerten läßt. Infolge dieser Einfachheit sind die Ergebnisse verschiedener Forscher verhältnismäßig leicht vergleichbar. Anderseits liegt in dieser Einfachheit aber natürlich auch eine gewisse Beschränkung.

Die Veränderungen in der Drüsenabsonderung sind nur in der Tierpsychologie als Ausdruckssymptome verwertet worden, weil bei einer exakten Untersuchung gewaltsame Eingriffe in den Organismus nötig sind. Man macht von außen her einen Einstich in die Speicheldrüse und führt ein kleines Röhrchen ein, so daß nun der Speichel nach außen abfließt. Ist die Fistel gut verheilt, so können die Versuche beginnen.

Gibt man dem Tiere zu fressen, so findet eine reichliche Speichelabsonderung statt. Dasselbe geschieht aber schon, wenn man dem Tiere die Nahrung nur zeigt. Daß aber die Speichelabsonderung mit den Hungergefühlen zusammenhängt, das geht daraus hervor, daß das gesättigte Tier keinen oder nur wenig Speichel absondert. Man kann das Tier, etwa einen Hund, daran gewöhnen, daß es stets bei dem Zurufen des Wortes »Mahlzeit« seine Nahrung erhält. Dann erfolgt der Speichelreflex schon auf das Zurufen des Wortes allein. Oder man gibt ihm die Nahrung in der Weise, daß ihm dabei eine rote Scheibe gezeigt wird. Ist es darauf eingeübt, so erfolgt der Speichelfluß schon, wenn es



Untersuchung von Puls und Atmung beim Einwirken von Geschmacksreizen



Pulsänderung beim Schmecken von Zucker (Heinz H., vierzehnjährig)

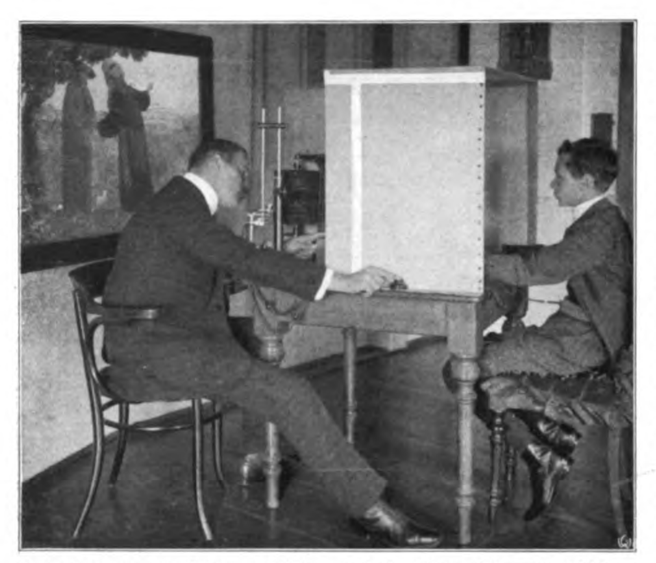
die rote Farbe sieht. Dann zeigte man dem Tier zwei verschieden rote Flächen, ein Hellrot und ein Dunkelrot. Nur bei dem Dunkelrot reichte man Nahrung. Erfolgte der Speichelreflex nur allein bei dem Dunkelrot, so ging daraus hervor, daß der Hund die beiden Farben unterscheiden konnte. Man konnte nun die Farbenunterschiede immer geringer wählen und auf diese Weise die Farbempfindlichkeit des Tieres prüfen. Auch Versuche mit Tönen sind angestellt worden, wobei sich herausstellte, daß die Hunde Unterschiede von einem Viertelton noch recht gut bemerkten.

Auf diese Weise hat man die **Gefühlsuntersuchung** benutzt, um **Empfindungen** zu messen.

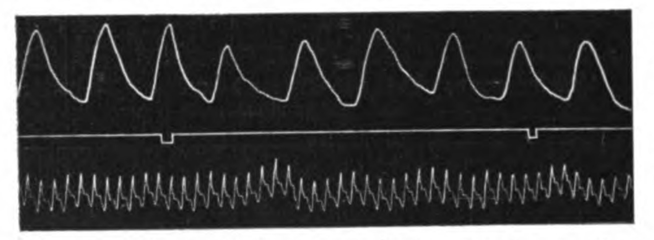
Für die Psychologie des Menschen sind vor allem Puls- und Atemuntersuchungen in der ausgiebigsten Weise verwendet worden. Um die geringen Unterschiede im Verlauf von Puls und Atmung exakt studieren zu können, ist es notwendig, daß die Puls- und Atembewegung sichtbar festgehalten wird. In der Abbildung auf Seite 379 sehen wir die nötigen Veranstaltungen hierzu. Dem Aufschreiben der Atmung dient der Pneumograph, der aus einem flachen Gummiball besteht. Er wird durch ein gürtelförmiges Band auf der Mitte der Bauchwand der Versuchsperson festgehalten. In der Abbildung sehen wir den Gummischlauch, der aus dem Pneumographen heraus und über den Tisch hinweg nach den Schreibapparaten führt, die die Atembewegungen auf einem sogenannten Kymographion aufzeichnen, das in der Abbildung auf Seite 380 sichtbar ist. Dort sieht man auch einige Atemkurven.

Der Puls wird an der Radialis abgenommen, der bekannten Stelle, wo der Arzt den Puls fühlt. Dort sieht man den mit Bändern befestigten Sphygmographen oder Pulsschreiber (Abbild. S. 379). Er besteht aus einer flachen Metallkapsel, die unten mit einer dünnen Gummimembran verschlossen ist. An der Gummimembran ist ein rundes Holzknöpfchen, die Pelotte, befestigt, die auf die Stelle aufgesetzt wird, wo der Puls schlägt. Wenn die vom Herzen kommende Blutwelle an der Pelotte angelangt ist, wird diese ein wenig nach oben, in die Kapsel hinein, gedrückt. Dadurch entsteht in der Kapsel eine Luftverdichtung, die durch einen Gummischlauch zu dem Schreibapparat weitergeleitet wird.

In der Abbildung auf Seite 380 sehen wir das Kymographion, auf dem die Puls- und Atemkurven verzeichnet werden. Es besteht aus einer Trommel, die von einem Uhrwerk langsam gedreht wird. Die Trommel wird mit glattem Papier überzogen und dann über einer rußenden Petroleumflamme gedreht, so daß sich das Papier mit einer Rußschicht überzieht. In diese Rußschicht hinein zeichnen die feinen Schreibspitzen der Schreibapparate ihre Linien.



Untersuchung von Puls und Atmung beim Betrachten von Bildern



Atmung und Puls bei Betrachtung des Bildes »Abraham und Lot«

Pulskurve abgebildet. Es handelte sich dabei um Geschmacksversuche. Ich wollte die Gefühle des Angenehmen und Unangenehmen untersuchen, die durch süße und bittere Geschmacksreize entstehen. Der Untersucher läßt, wie man aus der Abbildung sieht, mit Hilfe einer unten in eine Spitze auslaufenden, oben mit einem Gummihütchen verschlossenen Glasröhre, einer sogenannten Pipette, einen Tropfen der zu untersuchenden Flüssigkeit auf die Zunge der Versuchsperson herabfallen. Gleichzeitig drückt er auf einen Knopf, der einen zweiten Schreiber in Tätigkeit setzt, um die Stelle zu bezeichnen, wo der Reiz auftrat. Wir sehen an der Kurve, daß dieser Schreiber einen wagerechten Strich verzeichnet, der nur an der Stelle der Reizgebung für kurze Zeit nach unten ausweicht.

Betrachten wir nun die Pulskurve selbst, so finden wir, daß bei Einwirkung des Reizes, einer Zuckerlösung, der Puls zunächst etwas niedriger wird, dann aber immer höher und höher anwächst. Außerdem zeigte sich meist eine Verlängerung des Pulsschlages, die bei unsrer Kurve nicht deutlich feststellbar ist. Diese beiden Symptome, Vergrößerung und Verlängerung des Pulses, traten fast regelmäßig dann auf, wenn die Versuchsperson das Gefühl des Angenehmen feststellte.

Ein solcher Schreibapparat besteht ähnlich wie der Sphygmograph aus einer kleinen Metallkapsel, die in diesem Falle oben mit einer Gummimembran verschlossen ist. Da die Schreibkapsel durch den Gummischlauch mit dem Sphygmographen in Verbindung steht, so muß ihre Gummimembran genau den Bewegungen der Pelotte am Arm der Versuchsperson folgen. Sobald diese, den einzelnen Pulsstößen entsprechend, sich auf und ab bewegt, schwingt die Membran des Schreibapparats mit. Auf dieser Membran ist nun ein leichter, aus einem Strohhalm bestehender Hebel aufgelagert, der die Bewegungen mitmacht und sie mit seiner Spitze in vergrößertem Maßstabe auf dem sich drehenden Kymographion getreulich abbildet. Ganz ähnlich ist der Atemschreiber gebaut. Die Apparate sind in meinem Buche »Aus der Werkstatt der experimentellen Psychologie und Pädagogik« (R. Voigtländers Verlag, Leipzig) genauer beschrieben.

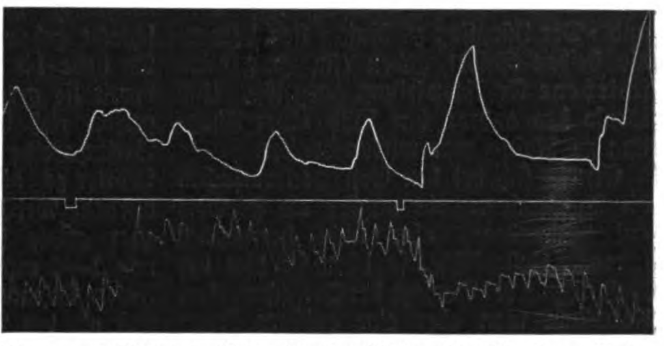
Auf Seite 379 sehen wir unten eine

Bei diesen Versuchen stellte sich merkwürdigerweise heraus, daß bei den meisten meiner Versuchspersonen durch Zuckerlösungen ein Gefühl des Angenehmen nicht zu erzielen war. Ich bekam da Antworten wie folgende: »Das Süß dieser Art ist mir eigentlich unangenehm.« Oder: »Der Reiz ist zu schwach, nicht positiv lustbetont, eher unangenehm, süßlich ölig.« Bei einer stärkeren Lösung erfolgte die Aussage: »Bittersüß unangenehm.« Und bei einer mittelstarken: »Zuerst unangenehm, dann geht's allmählich in ein armseliges Angenehm über.« Ähnliche Aussagen bekam

ich von der Mehrzahl der Versuchspersonen. Was soll man in einem solchen Falle tun? Hier erwies sich nun die Beobachtung der Ausdruckssymptome als außerordentlich nützlich. Die Versuchspersonen, bei denen die charakteristischen Pulsveränderungen beim Gefühl des Angenehmen, Vergrößerung und Verlängerung des Pulsschlages, nicht auftraten, habe ich ausgeschieden, weil ich annahm, daß in dem Falle, wenn weder durch die Aussage der Versuchsperson noch durch die Ausdruckssymptome ein Hinweis auf Lustgefühle gegeben wird, diese auch wirklich nicht vorhanden sind. Wo aber die Ausdruckssymptome da waren, setzte ich die Versuche fort. Und es zeigte sich, daß hier in der Mehrzahl der Fälle nach größerer Übung in der Selbstbeobachtung die schwachen Lustgefühle, die der Beobachtung im Anfang entgangen waren, schließlich doch beobachtet wurden.



Albert Haueisen: Der Jüngling zu Nain
Verkleinerte Wiedergabe einer farbigen Künstler-Steinzeichnung aus R. Voigtländers Verlag in Leipzig



Atmung und Puls beim Betrachten des Bildes »Der Jüngling zu Nain«

Um viel verwickeltere Gefühlsfolgen handelt es sich in der Abbildung Seite 380. Die Versuchsperson sitzt hinter einem Pappkasten, der an der Hinterwand eine Tür hat, bei deren Öffnen die Versuchsperson das an der Wand hängende Bild (»Abraham und Lot«) sieht. Die Tür wurde nur eine kurze Zeit offengehalten. Während des ganzen Versuchs wurden Puls und Atmung aufgeschrieben, das Öffnen und Schließen der Tür, also Erscheinen und Verschwinden des Bildes, wurde wieder durch einen besonderen Schreiber verzeichnet.

Auf dem Kurvenbild sieht man oben die Atemkurve, in der Mitte die Zeitmarke, die das Öffnen und Schließen der Tür angibt, und unten steht die Pulskurve.

Betrachten wir die Atemkurve, so finden wir, daß das schön gleichmäßige Kurvenbild durch das Erscheinen des Bildes nur wenig gestört ist. Die Atemzüge werden etwas schwächer und unregelmäßiger. Auch an der Pulskurve ist keine erhebliche Änderung zu bemerken.

Ganz anders bei dem Bilde »Der Jüngling zu Nain« (Seite 381). Die Atmung verlief bis zum Öffnen der Tür in regelmäßigen Zügen. Beim Sichtbarwerden des Bildes stockt der Atem sofort, wird ganz flach und unregelmäßig, um sich schließlich nur wenig zu erholen. Sofort beim Schließen der Tür, also beim Verschwinden des Bildes, erfolgt ein zweimaliges tiefes Aufatmen.

Der Puls springt beim Erscheinen des Bildes nach oben, um beim Schließen der Tür ebenso plötzlich wieder abzusinken. Beidemale erfolgt also eine unbeabsichtigte, ruckweise Bewegung der Hand, die bei »Abraham und Lot« gänzlich fehlt. Der Puls selbst zeigt außer diesen gewaltsamen Verlagerungen ein äußerst wechselvolles Bild, das allerdings nicht leicht zu deuten



Blinder Knabe lesend

ist. Das eine geht aber aus dem Vergleich der beiden Bilder »Abraham und Lot« und »Der Jüngling zu Nain« klar hervor: die beiden Bilder haben eine ganz verschiedene Gefühlswirkung ausgelöst. Und ebenso das andre: das Bild »Der Jüngling zu Nain« war wirkungsvoller.

Erwies sich bei den Geschmacksversuchen die Ausdrucksmethode nützlich als Hinweis auf vorhandene, aber nicht beobachtete schwache Lustgefühle, so dient sie hier der Bestätigung der Aussage der Versuchsperson. Untersucht man aber eine größere Reihe von Bildern nach dieser Methode, so erhält man schließlich eine abgestufte Folge von Ausdrucksbewegungen. Und vergleicht man diese mit der Aussage der Versuchsperson, so erhält man ein genaues Bild der Zuverlässigkeit ihrer Selbstbeobachtung.

Ein ganz merkwürdiges Ausdruckssymptom, das erst vor wenigen Jahren, namentlich durch die Arbeiten des Züricher Privatdozenten Veraguth, bekannt geworden ist, ist das psychogalvanische Reflexphänomen. Psychogalvanisch nennt Veraguth die Erscheinung, weil, wie wir bald sehen werden, zweifellos psychische Vorgänge die Erscheinung beeinflussen, als psychogalvanisch bezeichnet er das Phänomen, weil es sich dabei um einen den menschlichen Körper durchfließenden galvanischen Strom handelt, und als Reflexphänomen, weil er annimmt, daß es sich um Vorgänge handelt, die den als Reflexvorgängen bezeichneten ähnlich sind.

Die Erscheinung besteht kurz in folgendem. Wenn ein einfacher galvanischer Strom, etwa der Strom von einigen Trockenelementen, durch unsern Körper geleitet wird, so bleibt die Stromstärke im allgemeinen dieselbe. Lasse ich sie durch geeignete Apparate aufschreiben, so erscheint die gleichbleibende Stromstärke als eine wagerechte Gerade. Das ist aber nur der Fall, wenn die Versuchsperson durch nichts gestört wird. Sobald ein Reiz einwirkt, zeigt kurze Zeit darauf die Kurve eine Erhöhung, um darauf wieder abzusinken, woraus hervorgeht, daß die Stromstärke für eine kurze Zeit vermehrt wurde. Daß es aber Gefühlswirkungen sind, die diese Veränderungen bewirken, konnte Veraguth durch viele schöne Versuche beweisen.

Er untersuchte z. B. einen Baumeister, dem das Mißgeschick begegnet war, daß ein Herr X. in der Ortschaft Y. ihn öffentlich beschuldigt hatte, er habe sein Haus so schlecht gebaut, daß es sich gesenkt habe. Er habe die Möbel »unterlegen« müssen, damit sie geradeständen. Dieser Versuchsperson rief Veraguth in einer längeren Versuchsreihe etwa hundert verschiedene Wörter zu, die fast alle ohne jede Wirkung blieben. Bei dem Reizwort »Ortschaft Y.« aber zeigte sich jedesmal ein Ausschlag von 1—4 mm, bei dem Wort »Herr X.« traten Schwankungen bis zu 24 mm ein, und als der Versuchsperson gar zugerufen



Blinde Kinder auf leise geflüsterte Worte lauschend: Gehöraufmerksamkeit

wurde: »Möbel unterlegen«, gab es einmal einen Ausschlag bis zu 33 mm.

Die neue Methode hat in der Irrenheilkunde zur Unterscheidung gewisser Krankheitsformen, zur Entlarvung von Simulanten usw. schon einige praktische Erfolge zu verzeichnen, und es scheint nicht ausgeschlossen, daß sie auch der Psychologie noch wertvolle Dienste leistet.

Überschauen wir alle die beschriebenen Ausdruckssymptome, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß trotz allen angewendeten Finessen in der Untersuchung das Ausdrucksbild der menschlichen Gefühle doch nur recht bescheiden wiedergegeben wird. Und wenn auch nicht verschwiegen werden soll, daß bei unsrer kurzen Übersicht manche Verfeinerung der Methoden unberührt bleiben mußte, so kann das doch an dem Gesamturteil nichts Wesentliches ändern.

Man betrachte das Bild auf Seite 382, den blinden Knaben beim Lesen, längere Zeit aufmerksam. Dann wird man den Aufmerksamkeitszustand des Knaben, der in der Kopfhaltung, in der Haltung der Arme und des ganzen Körpers ausgeprägt ist, miterleben, mitfühlen mit einem Zwang, der jeden Irrtum ausschließt. Schon dieses einfache Beispiel zeigt, wieviel reichhaltiger und zwingender die Beweisführung aus der Betrachtung der eigentlichen Ausdrucksbewegungen ist.

Oder man vergleiche die beiden Abbildungen auf Seite 282 und 383, hier einen intelligenten Taubstummen, der mit angespannter Aufmerksamkeit die Worte vom Munde seines Lehrers abliest — eine sehr schwierige Aufgabe —, dort drei blinde Kinder, die auf leise geflüsterte Worte lauschen. Wie klar bilden sich hier zwei verschiedene Aufmerksamkeitszustände, optische und akustische Aufmerksamkeit, ab! Beim Taubstummen diese Spannung des vorgeneigten Körpers, um das Gesichtsorgan dem Eindruck zu nähern, und die um das Auge herum auftretenden Ausdrucksbewegungen der Stirnmuskulatur, bei den Blinden die Annäherung des Ohrs an den akustischen Eindruck. Niemand kann im Zweifel darüber sein, um was es sich hier handelt.


Taubstummer Knabe vom Munde seines Lehrers ablesend: Sehaufmerksamkeit

Der Stoff für eine aussichtsreiche Forschungsmethode ist also hier zweifellos in reichlichem Maße vorhanden, die Schwierigkeit besteht allein darin, diesen ganzen Reichtum mit der Schärfe der wissenschaftlichen Untersuchung zu fassen.

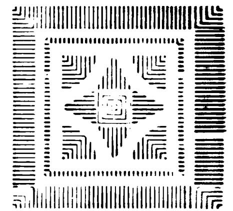
Einige Wege, dieses Problem zu lösen, soll ein zweiter Aufsatz beschreiben.

* * *

Nachschrift des Verfassers. Schmerzlich bewegt betrachte ich das Bild auf Seite 380. Die da abgebildet sind, haben beide ihr Leben fürs Vaterland gewagt. Der am Tisch sitzende Versuchsleiter, Herr Lehrer Z. aus Leipzig, nahm teil an den erbitterten Kämpfen an der Dubissa, wo es galt, gegen eine Übermacht von Feinden standzuhalten. Er kehrte heim aus dem Kriege, geschmückt mit dem doppelten Ehrenzeichen, dem Kreuz von Eisen, als Lohn für seine Tapferkeit und der schweren Wunde, die er im Kampfe davontrug. Die russische Kugel, die für ihn bestimmt war, durchschlug den Kopf vom rechten Ohr zum linken Auge, glücklicherweise ohne das Gehirn zu verletzen. Der treffliche Knabe aber, der mehrfach an meinen Untersuchungen teilnahm, dessen geistige Entwicklung eine reiche Veranlagung und schöne Abgeklärtheit zeigte, zog als Jüngling hinaus und starb den Heldentod fürs Vaterland.

Man hat oft mit hohen Worten die Tätigkeit für die Wissenschaft gepriesen und die Befriedigung, die aus ihr erwächst. Niemals habe ich tiefer den Abstand empfunden zwischen solcher Arbeit, die wir Älteren, Zurückbleibenden leisten können, und dem, was die deutsche Jugend für uns tut, als heute, da ich diese Bilder von neuem betrachte.



Krieg und Tonkunst

Von Dr. Hugo Daffner

Kriegsschilderungen und Schlachtendarstellungen nehmen in der Tonkunst keinen so breiten Raum ein wie z. B. in der Literatur oder bildenden Kunst. Dem Kreis der sogenannten »Barden«, wie ihn die deutsche Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, oder dem Heer der Schlachtenbummler, wie ihn die Malerei bevölkert, hat die Musik nichts Ähnliches an die Seite zu stellen. Und es ist keineswegs eine ausgemachte Tatsache, daß ob diesem Verlust besondere Klage zu erheben sei. Gewiß haben sich Tonsetzer, und nicht nur in der neuen und neuesten Zeit, mit der Abschilderung oder freien Darstellung kriegerischen Treibens befaßt; aber gerade diese Proben lassen es nicht bedauernswert erscheinen, daß die musikalische Kriegskunst sich zu selbständiger Höhe innerhalb ihres Gebiets nicht erhoben hat. Es liegt in der Natur der Sache, daß solche künstlerische Verarbeitungen in der äußeren und äußerlichen Abschilderung steckenbleiben müssen. Dazu verleitet einmal das Wesen des künstlerischen Materials, mit dem die Tonkunst zu arbeiten hat, und das die Möglichkeit gewährt, da und dort an die Wirklichkeit unmittelbar anzuknüpfen, dann aber die Tatsache, daß, je lauter und sinnfälliger ein Künstler vor sein Publikum tritt, desto größer der augenblickliche und desto geringer der bleibende Erfolg ist. Ganz abgesehen von der Tatsache, daß jedes Kunstwerk einen um so leichteren Stand hat, je mehr ein genrehafter oder erzählender Inhalt auf Kosten der künstlerischen Form in den Vordergrund tritt.

Gleichwohl lohnt es sich einmal, zu sehen, wie sich kriegerisches Leben, Schlachtgebrüll und Geschützdonner in der Tonkunst widerspiegeln. Denn man darf getrost sagen, daß die paar solcher Werke, die der Strom der Zeit und der Entwicklung nicht hinweggespült hat, nicht nur um ihrer selbst willen, sondern auch um der Persönlichkeit ihrer Schöpfer willen auch heute noch eines mehr als beiläufigen Interesses sicher sein dürfen.

Mars hat schon früh in die Reiche Polyhymnias Einzug gehalten, wenn natürlich auch nicht so früh, als er sich von ihr Unterstützung und Mithilfe erbeten hat; denn Kriegsgesänge und Marschlieder ertönten bereits zu Zeiten, wo von Musik als Tonkunst noch kaum oder überhaupt nicht die Rede sein kann. Immerhin gab's schon musikalische Schlachtenschilderungen zu einer Zeit, als noch nicht entfernt an die handfeste Unterstützung solcher Tonbilder durch musikalische Instrumente zu denken war, als sich die Entwicklung der Musik noch ganz auf vokalem Gebiet abspielte, die niederländische kontrapunktische Kunst ihrer höchsten Blütenentfaltung entgegenreifte.

Bis ins erste Drittel des sechzehnten Jahrhunderts reicht die früheste namhafte musikalische Schlachtenmalerei zurück; Clement Jannequin, der weltmännische Niederländer, schildert da die Schlacht bei Marignan oder, wie es heute heißt, bei Melegnano, wo 1515 der französische Lebemann und Lebekönig Franz I. die Schweizer aufs Haupt schlägt und dadurch Herr des Herzogtums Mailand wird. Daß eine Verherrlichung dieses kriegerischen Erfolges der Eitelkeit der Franzosen und der Pariser im besonderen schmeichelte, war ja nur natürlich, ganz abgesehen davon, daß Jannequin sich den Parisern mit einer Motette, die das Pariser Straßenleben schilderte, längst in die Herzen hineingeheimnißt hatte. Jannequin ist das richtige weltmännische Kind seiner Zeit, das offenen Auges und offener Sinne durch die Welt seiner Tage ging und mit künstlerischem Behagen in ihrem Strom untertauchte. Dies bezeugt auch seine Schlachtenmotette. Da schildert er uns den Anmarsch der Heere, läßt uns das dumpfe Rollen der kriegerischen Trommeln und die lustigen Rhythmen der Querpfeifen hören, führt uns mitten in die Schlacht mit ihrem Kanonendonner und ihrem Geknatter der Handfeuerwaffen hinein; Säbelgeklirr, Trompetensignale, Kommandorufe vervollständigen das Schlachtenbild, bis endlich die Schweizer mit dem Schrei »Toute fre-

lore bigot« Fersengeld geben und die Franzosen mit dem jubelnden Ruf »Victoire, victoire au noble roi de France« hinterdreinstürmen. Das Merkwürdige ist, daß Jannequin alle diese musikalischen Schilderungen einzig und allein von Menschenstimmen, ohne jede instrumentale Beihilfe, wiedergeben läßt. Was soll man aber dazu sagen, daß Jannequin dieses Schlachtenstück zu einer Messe verarbeitet, in der das Kyrie in derselben Weise angestimmt wird wie dort das sieggewisse Kriegsgeschrei der Franzosen? Ob schon damals irgendein kunstbeflissener Kirchenfürst dagegen Einspruch erhoben hat, wie dies in unsern Tagen wohl der Fall sein würde?

Dieser vokalen Probe musikalischer Kampfschilderung möge sich eine instrumentale gesellen, und zwar aus den früheren Zeiten und der ersten Selbständigkeit der Klaviermusik. Es ist ein sonderbares Zusammentreffen, daß der Schöpfer der modernen Klaviersonate zugleich einer der wichtigsten Vertreter älterer Programmusik ist. Johann Kuhnau, der Zeitgenosse Bachs und Händels, hat die besten Stücke seiner Programmusik in die Form der Klaviersonate, als deren Begründer er zu gelten hat, mit geschicktem Griff und im Geschmack seiner Zeit gefaßt. »Biblische Historien« hat er diese seine neuen Versuche benannt, in denen gleich im ersten Stück ausführlich von Streit und Kampf und Sieg die Rede ist. Es ist der Kampf zwischen David und Goliath, den Kuhnau als erste biblische Geschichte vorführt und in einer ganzen Reihe von einzelnen Tonbildern abschildert. Kuhnau selbst gibt dazu einen Leitfaden, der besser als irgendeine Erläuterung eine Vorstellung der Anlage und des Inhalts dieses Werkes vermittelt. »Der Streit zwischen David und Goliath« — also schreibt Kuhnau — »exprimiret

1. Das Pochen und Trotzen des Goliaths.

2. Das Zittern der Israeliten, und ihr Gebet zu Gott bey dem Anblicke dieses abscheuligen Feindes.

3. Die Hertzhafftigkeit Davids, dessen Begierde dem Riesen den stoltzen Muth zu brechen, und das kindliche Vertrauen auf Gottes Hülffe.

4. Die zwischen David und Goliath gewechselte Streit-Worte, und den Streit selbsten, darbey dem Goliath der Stein in die Stirne geschleudert, und er dadurch gefället, und gar getödtet wird.

5. Die Flucht der Filister, ingleichen wie ihnen die Israeliten nachjagen, und sie mit dem Schwerte erwürgen.

6. Das Frolocken der Israeliten über diesem Siege.

7. Das über dem Lobe Davids von denen Weibern Chorweise musicirte Concert.

8. Und endlich die allgemeine in lauter Tantzen und Springen sich äußernde Freude.«

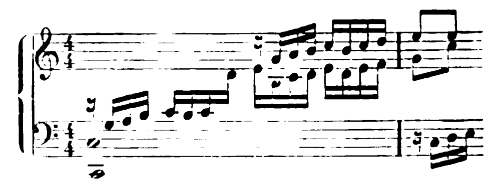
Kuhnau geht aber mit seinen programmatischen Erläuterungen noch einen Schritt weiter und gibt Ausdeutungen und Auslegungen von musikalischen Einzelheiten. So: »Also praesentire ich in der ersten Sonate das Schnarchen und Pochen des Goliaths durch das tieffe und wegen der Punkte trotzig klingende Tema



und übrige Gepolter



die Flucht der Filister und das Nacheilen durch eine Fuga mit geschwinden Noten, da die Stimmen einander bald nachfolgen



Bekommen wir hier eigentlich mehr einen Einzelkampf geschildert, so stellt uns Beethoven in einer großen Gelegenheitsarbeit »Wellingtons Sieg oder die Schlacht bei Vittoria« dar, sich entsprechend dem größeren Vorwurf auch erweiterter Mittel der künstlerischen Darstellung bedienend, indem er von dem bescheidenen Rahmen Kuhnaus zum großen und mit allerlei kriegerischen Instrumenten verstärkten modernen Orchester übergeht. Auch die Vielsätzigkeit

Kuhnaus führt Beethoven auf eine notwendige Zweiheit zurück: in dem einen Satz gibt er das Schlachtgemälde, im andern die Siegesfeier. Beethoven läßt es, ohne selbst programmatische Erläuterungen bis ins einzelne zu geben, nicht mehr bei der Andeutung der Vorgänge in großen allgemeineren Zügen, sondern deutet schon mehr die für die ganze Stimmungswelt bedeutsamen Nebenumstände an. So führt er uns in die Morgendämmerungen des Schlachttages. Ganz aus der Ferne und nur sehr allmählich näherrückend vernimmt man erst die Trommeln, dann die Kriegsmusik des englischen Heeres. Das englische Lied »Rule Britannia« stimmen die Bläser, mit den Trommlern zusammen in einem zweiten Raum hinter den eigentlichen Konzertsaal aufgestellt, stimmungsvoll an, während das große Orchester nur den Kehrreim wiederholt. Dann rücken die Franzosen heran. Zum Unterschied von den Engländern sind ihre Trommeln höher gestimmt, und der Marsch »Marlborough s'en va-t-en guerre« wird ihr musikalisches Leitmotiv. Gleichwohl hat Beethoven darauf geachtet, in der instrumentalen Einkleidung der beiden Nationalmelodien kennzeichnende Einzelheiten zur Geltung zu bringen: die englische Melodie stellt sich uns in mehr bürgerlichem, nüchternem Gewande dar, von dem das Glänzende, Bewegliche der französischen lebhaft absticht. Schmetternde Trompetenfanfaren bereiten auf den Ausbruch der eigentlichen Schlacht vor, die bald in ihrer ganzen Wildheit entbrennt. Kanonendonner und Gewehrknattern bringen ganz wie beim alten Niederländer an unser Ohr; nur sind diesmal nicht menschliche Stimmen die Vermittler, sondern das Orchester und seine Verstärkungen mit großen Trommeln und Ratschen. Die Schlacht geht weiter: es kommt zum Sturmlauf, ja zum Handgemenge, bis zuletzt der fröhliche französische Marsch aus der Ferne herüberklingt, aber abgetönt in trauriges Moll; denn von den Franzosen hatte sich ja das Kriegsglück gewendet. In den folgenden Abschnitt, die Siegesfeier, hat Beethoven die Hymne »God save the King« mit hineinverarbeitet.

Die Symphonie ist 1813 entstanden; die Schlacht bei Leipzig war geschlagen, die von Hanau war gefolgt. Beethoven führte dies Werk mit andern zusammen im Wiener Universitätssaale »Zum Besten der in der Schlacht bei Hanau invalide gewordenen österreichischen und bairischen Krieger« zum ersten Male auf. »Es war«, so schrieb er selber in einem Dankbrief, »ein seltener Verein vorzüglicher Tonkünstler, worin ein jeder einzig durch den Gedanken begeistert war, mit seiner Kunst auch etwas zum Nutzen des Vaterlandes beitragen zu können, und ohne alle Rangordnung, auch auf untergeordneten Plätzen zur vortrefflichen Aufführung des Ganzen mitwirkte ... Mir fiel nur darum die Leitung des Ganzen zu, weil die Musik von meiner Komposition war; wäre sie von einem andern gewesen, so würde ich mich ebenso gern wie Herr Hummel an die große Trommel gestellt haben, da uns alle nichts als das reine Gefühl der Vaterlandsliebe und des freudigen Opfers unsrer Kräfte für diejenigen, die uns so viel geopfert haben, erfüllte.«

Aber wie gewöhnlich blieb auch in diesem Falle der Ärger für Beethoven nicht aus. Auch daß der damalige Prinzregent von England, der nachmalige König Georg IV. von England, für die Übersendung der Musik und des Begleitbriefes nicht einmal eine Antwort übrig hatte, verdroß unsern Meister.

Beethoven hatte also mit seiner Schlachtsymphonie, genau wie Jannequin, unmittelbar an Zeitereignisse angeknüpft, Kuhnau hatte sich dagegen einen Vorwurf aus der Literatur geholt. Nun soll aber auch die bildende Kunst als Anregerin für die Musik nicht zu kurz kommen und von einem musikalischen Schlachtenbild die Rede sein, zu dem ein Gemälde die Anregung gegeben hat. Dieses Werk liegt uns in *Liszts* symphonischer Dichtung »*Hunnenschlacht*« vor, zu der der Tonsetzer nicht von der Geschichte, sondern von Kaulbachs Wandgemälde im Treppenhause des Neuen Museums zu Berlin angeregt wurde. Liszt wollte ursprünglich auch zu den andern fünf Kaulbachschen Gemälden am gleichen Ort Tondichtungen schreiben, und zu einer geplanten bildlich-musikalisch-deklamatorischen Aufführung sollte dann Dingelstedt eine Dichtung in Versen schaffen. Ein Brief Kaulbachs an Liszt gibt darüber Aufschluß: »Dein origineller und geistreicher Gedanke, die musikalische und dichterische Gestaltung



der historischen Bilder im Berliner Museum hat mich lebhaft ergriffen und beschäftigt. Sehr verlangt mich, von Dir und Dingelstedt die Ideen über dessen Ausführung zu hören. Die Darstellung dieser gewaltigen Gegenstände in poetischer, musikalischer und malerischer Form muß ein harmonisches, abgerundetes und sich gegenseitig ergänzendes Werk bilden. Das soll klingen und leuchten durch alle Lande!« Das Unternehmen gedieh aber nicht über die ersten Pläne hinaus, so wenig wie ein ähnliches mit Genellis Dioramen zu Dantes Göttlicher Komödie, dem Liszts Dante-Symphonie ihre Entstehung verdankt.

Es ist wohl bekannt, daß Kaulbachs Bild nicht an einen geschichtlichen Hunnenkampf wie z. B. den auf den Katalaunischen Feldern anknüpft, sondern an eine sagenhafte Weiterbildung dieser Ereignisse. Vor den Toren der ewigen Stadt, erzählt die Sage, sei es zwischen Hunnen und Römern zu einer Schlacht gekommen, in der die Heere in erbittertstem Kampfe sich gegenseitig aufrieben. Und als die beiden Heere gänzlich vernichtet waren, erhoben sich die Geister der Erschlagenen und führten den Kampf weiter. Diesen Kampf nun schildern Kaulbachs Gemälde und Liszts Tondichtung. Zur Rechten des Gemäldes stürmen die wilden Horden der Hunnen heran, angeführt von Attilas furchtbar geschwungener Geißel; zur Linken finden sich die Römer um das Zeichen des Kreuzes geschart. Damit ist zugleich das innere Leitmotiv des ganzen Kunstwerks gegeben: der Sieg des Kreuzes, oder der Sieg des Christentums über das Heidentum oder der Kultur über die Barbarei. Liszt hatte also musikalisch glücklich zu fassende Anregungen: das geheimnisvolle Dunkel einer Geisterschlacht, die Entwicklung von Kampf zu Sieg und endlich den Sieg des Kreuzes, des Christentums. Und Liszt hat es verstanden, seine anschaulichen bildkräftigen Themen in ein instrumentales Gewand zu kleiden, das deren Eindruck noch wesentlich steigert. Wie aus einem mystischen Abgrund lösen sich allmählich die Gestalten der Streiter los



wildes Schlachtgeheul erheben die Barbaren



von dem sich der geordnete Anmarsch der Westeuropäer plastisch abhebt



und noch mehr ihr siegesbewußter Gesang des alten Chorals »Crux fidelis«

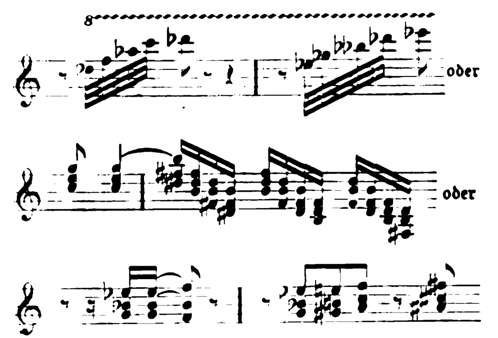


Aus diesen Motiven entwickelt sich nach heißen Kämpfen der endliche blendende Sieg des Kreuzes und der Kultur in hinausschmetternde Fanfaren.

Obwohl es der künstlerische Vorwurf nicht nur erlaubt, sondern da und dort geradezu nahegelegt hätte, die ganze musikalische Darstellung mit naturalistischen Einzelheiten des Kämpfens zu würzen, hat Liszt im Sinne seiner Zeit, für die er auch so noch zu viel des Neuartigen brachte, davon abgesehen. Aber es war eine entwicklungsgeschichtliche Notwendigkeit, daß, wer auf dem hier erst beschrittenen Wege weiterging, unwillkürlich auch einmal dazu kommen mußte, die Einzelheiten solches wilden Kampfes mit jenen instrumentalen Mitteln darzustellen, die erst die neueste und jüngste Zeit dem Tonsetzer in die Hand gab. Diese Aufgabe meisterlich zu lösen, sollte Richard Strauß vorbehalten bleiben. Hatten Jannequin und Beethoven an die unmittelbare Zeitgeschichte, Kuhnau an literarische, Liszt an malerische Vorlagen angeknüpft, so schuf Strauß sein »Heldenleben« ohne bestimmte äußere Anregung, ganz aus seiner Phantasie heraus. Von dem umfangreichen, für schildernde Musik gewiß ungewöhnlich dankbaren Vorwurf, ein Heldenleben in allen seinen Abschnitten und Erlebnissen in Musik wiederzugeben, geht uns hier nur der vierte Abschnitt der Tondichtung an, der des Helden Walstatt weist und in der Ausmalung naturalistischer Einzelheiten und deren Anpassung an die Ausdrucksmöglichkeiten der Kunst bis jetzt am weitesten geht. Von einem sehr bewegten Rhythmus be-



gleitet, treten des Helden Feinde und Widersacher auf den Plan, prasselnd sausen ihre Geschosse auf ihn hernieder



Immer wieder klingt die herausfordernde Fanfare der Streitenden hinein



immer stürmischer wird der Kampf, immer härter prallen die Gegensätze aufeinander, immer schneidender werden die Dissonanzen, bis der Held auch aus diesen Kämpfen sieggekrönt hervorgeht. So blendend und bisher auch unerreicht diese Schlachtschilderung in der ganzen Musikliteratur ist, so kann doch nicht verborgen bleiben, daß sie zuweilen im Äußeren, ja Äußerlichen steckenbleibt, worüber dann auch die gewaltigen aufgebotenen Tonmassen nicht ganz hinweghelfen. Aber genial gedacht und gemacht ist und bleibt diese modernste Schlachtenmusik bei alledem.

Zu allen Zeiten und in allen Gattungen hat die Tonkunst Krieg und Schlachten abgeschildert; von den vokalen Tonbildern des alten Niederländers, dem für seine Zwecke nur die bemessenen Mittel der menschlichen Stimmen zur Verfügung standen, bis zu den naturalistischen Gemälden des in den Ausdrucksmitteln aufs höchste gesteigerten modernen Orchesters unsers berühmten Zeitgenossen hat sich verfolgen lassen, wie sowohl gleichzeitige politische Ereignisse als auch alle Künste der Musik Anregung und künstlerische Vorwürfe zur Verarbeitung gegeben haben, und wie Tonsetzer, die mit ihrer Zeit und ihrem Geistesleben Schritt zu halten beweglich genug waren, an solchen Befruchtungen nie verschlossenen Gemüts vorbeigegangen sind. Wenn freilich keins der genannten, immerhin bedeutenden Werke dieser Art droben an dem Fixsternhimmel unvergänglicher Kunstwerke hängt, so liegt das weniger an den Tonsetzern selber als an dem Vorwurf, den sie sich genommen haben, und der selbst bei aller grundmusikalischen Veranlagung und Ausführung doch, wie sich auch bei Strauß gezeigt hat, da und dort einmal in der äußerlichen Nachzeichnung steckenbleiben muß. Denn die Gefühlswerte kriegerischen Erlebens haben in solchen Schlachtenschilderungen eigentlich doch nur wenig Raum und lassen sich, wenn man von äußerlichen Vorgängen absieht, besser im Absolut-Musikalischen oder auch im Lyrischen ausdrücken.

Abend an der Rheinebene

Tiefstill das Land. Und auch mein Blut ist still.
Nur meine Seele schwebt, die Schwingen weit,
Westwärts durch Dämmerung und Duft. Sie will
Ausruhen, träumen in Versunkenheit.

Ich schaue fromm der roten Sonne nach.
Sie ging wie einer, der, in Zuversicht
Froh, während er ins Dunkel stieg, noch sprach:
„Ich komme wieder. Denn ich bin das Licht."

So steh' und staun' ich, fühl' mich wieder Kind.
Aus blauer Ferne klingt vertraut ein Traum,
Ein goldner Traum, der mich in Märchen spinnt:
„Der Rhein erglüht tiefrot mit blassem Saum.

Woglinde singt. Die Schwestern stimmen ein.
Der Zwerg ist tot. Gestorben ist der Neid.
Des Ringes Zauber hütet Vater Rhein." —
Das Gold erstrahlt in alter Herrlichkeit.

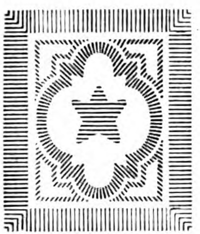
Und weiße Schiffe ziehen drüber hin.
Die Segel nehmen meine Sehnsucht mit.
Ich weiß es nicht, wie tief ich glücklich bin.
Mein Herz blüht auf, vergessend, was es litt.

Paul Ernst Köhler (gefallen am 18. Oktober 1914 in Nordfrankreich)





Wilhelm Kricheldorff-Celle: Bildnis des Grafen Günther Bernstorff-Gartow



Die Heimat

Roman von Sophie Hoechstetter

III



Albrecht traf Frau von Hallturm allein. Sie zeigte Freude über seinen Besuch. Immer war es so hübsch und gemütlich bei Hallturms gewesen, und ein wenig gerührt sah er die alten guten, anständigen Möbel in kleineren Zimmern wieder. Er plauderte und fragte, und dabei dachte er: hübsch und gemütlich wäre niemals eine Umwelt für Carly. Eher konnte man noch daran denken, sie würde in irgendeinem alten Kastell wie in der Verschollenheit leben, in einem verödeten Saal und ruinenhaften Gelassen, oder noch eher ertrüge sie die nackte Armut eines Exils als eine kleine, hübsche, gemütliche Häuslichkeit.

»Sie sehen nicht gut aus, Graf Albrecht.« Frau von Hallturm hatte ihn immer so genannt, er war mit Hallturm auf du gewesen.

Er sah ein liebes und gütiges Frauengesicht, über das noch ein verwehender Reiz lag, in Teilnahme auf sich gerichtet. Und er sagte jählings: »Wenn ich Sie etwas fragen dürfte, gnädigste Frau! Ich möchte mich verheiraten. Wir besäßen hunderttausend Mark und meinen Zuschuß. Der beträgt fünftausend Mark. Ich weiß von Ihrem Mann, Sie waren ähnlich gestellt. Oskar hat es mir einmal erzählt. Verzeihen Sie tausendmal, ich weiß es nicht — wie geht das?«

Sehr sanft fragte Frau von Hallturm: »Ist Ihre Verlobte ohne äußere Ansprüche? Es gibt auch Damen aus sehr großen Häusern, die das alles missen können.«

Er schwieg. Er sah gequält vor sich hin. Endlich sagte er: »Sie ist von Geburt und von Wesen sehr große Dame.« Ein dunkles Gefühl kam ihm, daß Frau von Hallturm wohl Mühe haben mußte, sich aus den kurzen, abgerissenen Äußerungen irgendein Bild zu machen. Vielleicht war es sonderbar, ohne alle Einleitung mit derartigen Bekenntnissen zu kommen. Doch ihn quälte alles so, und er sehnte sich nach irgendeinem Wort der Teilnahme.

»Um einer Liebe willen kann man viel überwinden. Graf Albrecht,« hörte er Frau von Hallturm sagen. »Man kann es lernen, mit Pfennigen zu rechnen, und kann es lernen, immer wieder in denselben Kleidern dieselben Häuser zu besuchen. Es soll Menschen geben, erinnert man sich, denen Reichtum nicht Respekt erregt, eingeschränkte Verhältnisse nicht herablassendes Mitleid hervorrufen. Selbst war man jung, und es war alles so unwichtig, all das Urteil der Alltäglichen hatte weder Klang noch Geltung. Und plötzlich sieht man, wo sind denn jene Menschen, die nicht nach Äußerlichkeiten werten? Es gibt sie wohl, aber in unsern Kreisen, in denen wir doch leben müssen, sehen wir sie nicht. Und erst lacht man, und alles ist so furchtbar gleichgültig, man ist jung, und das süße Bild von Böcklin — erinnern Sie sich? —, die Hochzeitsreise mit den zwei Kindern, die nichts haben als einander, ist Wahrheit und Traum zugleich.«

Er sah sein Gegenüber plötzlich lächelnd an: »Man müßte fortkommen aus all dem Zwang, nicht wahr? Wie sehr sehnt man sich danach!«

Aber Frau von Hallturm erwiderte das Lächeln nicht. Sie saß ein wenig vorgebeugt auf dem alten Biedermeiersofa mit den wundervollen Intarsien und fuhr fort zu sprechen: »Sie wollten eine Antwort, Graf Albrecht. Gewiß kann man mit den Summen, die Sie nannten, existieren. Man lebt draußen vor der Stadt — in einem neuen Haus mit vielen Parteien. Es ist dann ‚so weit', abends etwa ins Theater zu gehen. Man hat auch schon genug von der Welt gesehen, es gibt immer irgendwo Verwandte, die man in den Urlaubszeiten zu besuchen Recht und Pflicht hat. Und man zieht sich zurück von aller größeren Geselligkeit, und die Frau lernt es, die Handschuhe des Mannes selbst zu waschen, und man hat ein Mädchen und den Burschen. Alles geht, und es könnte die Seligkeit sein, irgendwo in einem Dorf, wo man sich selbst lebte und den Dingen, die Wert haben. Mit Freunden vielleicht, die uns nicht beurteilen nach Äußerlichkeiten. Aber

der Mann hat seinen Beruf. Er dient um Ehre, und er möchte vorwärtskommen, er muß sich in einer Gemeinschaft, einer Institution betätigen. Die Armut ist weder eine Ehre noch eine Schande — sie ist nur eine tägliche Bitternis. Denn man darf sie ja nicht zeigen. Man kann nicht mutigen Herzens irgendeine Arbeit tun — nein, man muß nur noch alle Gedanken daranwenden, die Armut zu verschleiern.«

»Ich quäle Sie, gnädigste Frau,« sagte Albrecht. »Verzeihen Sie tausendmal.«

Die blonde Frau lächelte melancholisch. Es war, als blicke sie in eine wesenlose Ferne. Und mit einer kleinen Handbewegung forderte sie ihn auf, doch noch zu bleiben.

Ein Schweigen entstand. Er dachte im Augenblick fast nicht mehr an seine eignen Dinge. Er mußte an Oskar Hallturm denken, an den lieben, herzensanständigen Kameraden, und daß der nun tot, aller Erdendinge beraubt, im Wesenlosen war.

»Mein Mann ist tot,« sagte endlich Frau von Hallturm. »Sie haben ihn gekannt, und ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß er ein vornehmer und ein ritterlicher Charakter gewesen ist. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich ihn liebte und daß ich unser Kind liebe. Aber eins ist so sicher wie meine Liebe zu meinem Kinde: wenn ich gewußt hätte, wie der ewige Kampf mit den Verhältnissen, die die unsrigen waren, einen Mann quält, ihm die Berufsfreude, den Elan für seine Arbeit, jede Leichtigkeit, jeden Überschwang am Gefühl des Lebens nimmt — dann —«

Er sah sie an, denn Erregung zitterte aus ihrer Stimme. »Was dann, liebe gnädige Frau —?«

Sie zögerte ein wenig. Ein seltsamer Blick traf ihn. »Oh, Sie wissen, wer ich bin, und ich weiß, wer Sie sind und zu wem ich spreche. Wenn ich gewußt hätte, daß die äußeren Kämpfe, die eine junge Ehe mit zu geringen Mitteln bringt, diese ewige Resignation im Kleinsten, Gewohnten einem Manne, einem so lebensprühenden Menschen, wie Oskar war, allen Überschwang des Geistes, alles Berufsglück nimmt — dann wäre ich seine Geliebte geworden.«

Er war erschüttert. Er sah in die arme Tragödie einer vornehmen Frau, die sich hätte hingeben, opfern können, alles von sich werfen, was ihr Tradition war, um einer Liebe willen, und die mit ihrer Liebe dem rechtschaffenen Manne die ewige Misere eines jämmerlichen Lebenskampfes gebracht hatte.

»Aber das tut der Mann nicht,« sagte er still, »und wie dürften wir etwas Glück nennen, eigenerworbenes Glück, wenn uns Opfer schwer fielen!«

»Quittieren Sie den Dienst!« sagte Frau von Hallturm. »Sie sind nicht mit Passion Soldat. Es muß für Sie doch andre Möglichkeiten geben. Als verheirateter Offizier mit Ihrem Namen und den beschränktesten Mitteln reiben Sie sich auf. Aber überstürzen Sie nichts. Ein wenig Geduld. Auswege findet nur, wer ruhigen Blutes ist.«

Albrecht mochte an diesem Abend nicht nach Hause. Und obwohl er in Uniform war, durchirrte er stundenlang die Straßen der Stadt, den Englischen Garten, und kam endlich auf die Maximiliansbrücke. Unten rauschte der tosende Strom, dieses wilde, unruhige, schäumende Wasser.

Er starrte hinunter auf das Treiben der Wellen. Verzerrt spiegelten sie das Licht der Bogenlampen. Rastlos wälzte sich die Flut weiter. Ein sonderbares Ekelgefühl überkam ihn. Er hastete von der Brücke weg, im Bogen durch die Stadt und war dann an der Feldherrnhalle sich bewußt, daß vielleicht dieses endlose Laufen ihn übermüdet hatte. Langsam ging er dem Siegestor zu, seine Wohnung war nicht weit davon in der Georgenstraße.

Es mußte schon sehr spät sein, die Straßen lagen so leer. Gedankenlos ging er seinem Schatten nach, gedankenlos sah er, ein schmaler fremder Schatten lief neben dem seinen. Dann bekam der fremde Schatten eine Stimme: »Gnädiger Herr, ich habe mich verirrt — —«

Er wandte halb die Augen nach einem dürftigen Geschöpf. Das Wort »verirrt« hatte sekundenlang einen Reiz für ihn. Armselige Welt! Armselige Kreatur! Aber er wollte den Schatten weghaben. Das kränkliche Ekelgefühl stieg wieder in ihm auf. Er suchte nach einem Geldstück. Eine kleine magere Hand nahm es. Er wollte ein gutmütiges Wort dazu sagen und brachte es nicht heraus. Der Schatten verschwand. —

Es war kein Brief gekommen. Carly



wußte, wie sehr es ihn quälte, und schrieb doch nicht.

Er saß vor seinem Schreibtisch, einen Band aus den Briefen Friedrichs des Großen vor sich.

Potsdam, wo Carly leben möchte — Sanssouci. Jählings fiel ihm Walter Assenhausen ein, der in Sanssouci eine arme Hofdame geheiratet hatte.

Die Assenhausenschen Güter waren so weitläufig. Eine der größten Standesherrschaften Süddeutschlands. Ob das nicht ging — ein Abkommen mit Walter? Ein paar von den Domänen in Pacht? Walter hetzte sich ja halb zu Tode im Ersparen von Inspektoren. Wenn ihm Walter eins der Güter verpachtete —? Wie oft übernehmen Offiziere eine Domäne, ohne vorher lange gelernt zu haben!

Er schrieb noch in der Nacht an Walter Assenhausen. Als er durch den feuchten, kalten Novembermorgen zum Dienst ging, warf er den Brief selbst in den Kasten.

Der Tag brachte wieder nichts von Carly, und die nächste Zeit war es dasselbe Warten. Ob sie es vielleicht bei der Tante in Königsberg nicht mehr ausgehalten hatte und fortgereist war? Seinen Brief über die Sache nicht mehr dort bekommen hatte? Dann erfuhr sie den Plan von Walter, denn sie ging doch heim nach Assenhausen. Um Neujahr sah er sie dort. Zu Weihnachten nicht nach Dietrichstein zu gehen, war unmöglich, da forderte Papa die Anwesenheit. Aber sofort nach dem Fest wollte er zu Carly — —

Es ging ja so nicht mehr. Es war mehr als ein Demutsweg, etwas Unschönes lag schließlich darin, wenn man hoffte, weil eine alte Dame einst eine unglückliche Liebe für den eignen Vater gehabt, sollte sie nun das Portemonnaie spielen. Nein, solche Dinge, die vielleicht etwas Rührendes oder sogar Größe haben konnten, wenn sie eine Hilfe aus freier Herzensgesinnung waren, durften nie erbeten werden.

In den Tagen war viel Dienst. Er kam immer so todmüde heim, daß er das Warten auf Briefe nicht so fühlte. Und dann war er von dem Plan belebt. Eine Fülle von Einfällen brachte er hervor. Hoffentlich blieb Papa doch noch viele, viele Jahre am Leben. Man konnte dann immer einmal in der Heimat sein. Und vielleicht gelang es, auch etwas zu erwerben. Vielleicht konnte man später, Jahre später, in der Nähe von Dietrichstein ein Landhaus bauen — in der Heimat ...

Eines Abends beim Nachhausekommen meldete ihm Hilmar, der Herr Graf Assenhausen wäre schon zum zweiten Male hier und warte jetzt seit einer halben Stunde.

Albrecht fühlte, wie ihm das Blut ins Gesicht schoß vor Freude. Walter kam selbst! Das konnte nur Gutes zu bedeuten haben. Er stürzte in sein Wohnzimmer und fühlte einen kleinen Taumel am Herzen: Walter sah Carly so sehr ähnlich, wie ein Mann einer Frau ähnlich sehen kann.

»Ja, Walter, wie kommst du denn her? Das ist ja prachtvoll!« Und er überstürzte sich in Fragen, ob der Vetter auch schon Abendbrot gegessen habe, wo er abgestiegen sei und so weiter.

Walter Assenhausens Gesicht blieb ein wenig ernsthaft. Sonderbarste Ähnlichkeit! mußte Albrecht wieder denken. Das feine, etwas dekadente Gesicht war bartlos, die goldbraunen Haare standen hoch, leicht gekreppt über der schmalen Stirn, fast wie bei Carly.

»Ich habe hier heute ein Geschäft gehabt, Albrecht. Es wäre auch schriftlich zu erledigen gewesen, aber nun machte ich es so ab, um mit dir über deinen Brief zu sprechen. Ich will dir gleich sagen, ich muß mit dem Nachtschnellzug vor zwölf wieder zurück. Da haben wir gute drei Stunden Zeit, alles zu besprechen.«

Albrecht wollte wirkliche Veranstaltungen treffen. Aber Assenhausen bat ihn, das zu unterlassen. »Etwas Bier und Zigarren«, sagte er freundlich, »sind wohl alles, was wir brauchen. Laß uns möglichst ungestört vom Burschen und nebensächlichen Dingen.« Er zündete sich etwas umständlich eine Zigarre an, strich mehrmals über die schmale Stirn, die bei längerem Ansehen etwas Sorgenvolles hatte, und sagte dann: »Ehe wir alles Für und Wider überlegen, Albrecht, drängt sich mir die Frage auf, ob du denn überhaupt deine militärische Laufbahn aufgeben sollst. Ich habe deinen Brief ganz richtig verstanden, du kannst in deiner jetzigen Lage Carly nicht die Ehe anbieten. Du aber möchtest deiner Neigung diese Form geben. Ich zweifle nicht, ich weiß es

sogar, daß Carly ein großes Tendre für dich hat, aber glaubst du, daß sie auf eine Verlobung eingeht, die auf jahrelanges Warten gestellt wäre? Hältst du sie dessen für fähig?«

Ein sonderbar kühles Empfinden erfaßte Albrecht. Einen Augenblick kam er sich vor wie jemand, der aus Illusionen erwacht. Stumm sah er Walter Assenhausen an. Auf dessen Gesicht lag ein Zug, der Carly nicht glich: Besorgnis und Trauer.

»Meine Schwester ist sehr ehrgeizig — hast du das bedacht? Ich weiß nicht, wie ihr miteinander steht; ich bitte dich auch herzlich, nur die eine Tatsache sprechen zu lassen: du willst Carly die Ehe anbieten.«

Das alltägliche Wort kam Albrecht so grotesk vor; es klang, als käme es von seinem Vater. »Du verzeihst,« sagte er etwas steif, »ich habe es schon getan. Nur leider kannten wir beide meine finanziellen Schwierigkeiten nicht.«

Assenhausen legte die Zigarre weg. Seine schlanke Gestalt sank etwas in sich zusammen. Er schwieg, wie jemand, der behutsam nach Worten sucht. Endlich sagte er: »Das ändert aber alles, mein lieber Albrecht. Deine Wünsche waren dann unter unzulänglichen Voraussetzungen ausgesprochen und ebenso die Versicherungen, die du etwa daraufhin erhieltest. Ich fürchte, du wirst da doch einsehen müssen, daß du auf etwa von Carly gegebenen Versprechungen nicht bestehen kannst, einfach, weil du deinerseits nicht in der Lage bist —« Er erwiderte eine zornige Geste Albrechts mit einem warmen Wort: »Mein lieber Albrecht, das tut mir alles furchtbar leid. Du hast dich übereilt. Ich kann wohl verstehen, daß eine große Neigung immer glaubt: Wo ein Wille ist, da gibt es auch einen Weg. Wenn ich dir den Weg bahnen helfen kann, so geschieht es gern. Es wäre, wenn du dir die äußersten Einschränkungen auferlegst, auch möglich, was du mir geschäftlich vorschlägst. Eine einzige Mißernte aber kann dich bei deinem geringen Betriebskapital werfen. Du müßtest also — ein gewisses Studium von Land- und Forstwirtschaft immer vorausgesetzt — zuerst allein beginnen. Einen solchen Versuch kann man nicht mit einer Frau wagen. Es wäre denn, dein Vater entschließt sich, dir zu helfen. Durch einen Zufall weiß ich, daß er es wohl könnte. Er hat mehr Privatvermögen, als er zugibt.«

Sanft, vernünftig redete Assenhausen weiter. Man merkte, daß er nicht oberflächlich eine Auskunft gab und gern seinerseits das Mögliche tun wollte. —

Als Albrecht nach Mitternacht vom Bahnhof in seine Wohnung zurückkam, hingen da noch die Tabaksschwaden wie graue Wolken.

Er sah das Wohnzimmer an, als wäre es ein ganz fremder Raum, in den er nicht mehr gehörte. Als hätte eine kühle Vernunft von all seinen Dingen Besitz ergriffen und sie ihm fortgerückt.

»Wenn ich dir als Freund raten darf, einfach von Mann zu Mann, so sage ich dir, schreibe an Carly, ob sie unter den ihr vorher unbekannten Verhältnissen noch desselben Willens ist. Antwortet sie dir ja, so komme, so bald du kannst, nach Assenhausen; wir erwarten Carly gegen Weihnachten, und was ich dann tun kann, sichere ich dir zu.«

War das derselbe Mann, der in Sanssouci eine arme Hofdame geheiratet hatte?

Es wurde Albrecht so tot und leer im Kopf. Zwei Menschen hatte er nun gefragt, jeder war in seiner Art gut, klug und ihm wohlgeneigt. Und was die Guten, Klugen, Wohlgeneigten aus bestem Herzen sagten, war Last und Quälerei für ihn.

Sonderbarster Gedanke: er sollte Carly fragen, ob sie ihre Versprechungen aufrechterhielt, weil er viel weniger Mittel besaß, als man erst geglaubt. Gibt es wirklich kluge, vornehme Menschen, die es für möglich halten, daß ein großes Gefühl sich über solchen Dingen ändert? Die Worte Walters hatten ja deutlich den Sinn gehabt, er sei als anständiger Mann verpflichtet, Carly noch einmal die Entscheidung zu überlassen.

Es kam ihm nicht zu Bewußtsein, daß das kein origineller Vorschlag war, sondern nur die einfachste Herkömmlichkeit. Eine Verlobte ist vor der Gesellschaft noch nicht verpflichtet, veränderte oder irrtümlich überschätzte äußere Verhältnisse des Mannes zu teilen. Sie kann zurücktreten, wenn er ihr nicht das bieten kann, was der Anschein war.

Sonderbar! dachte er. Was gibt es für merkwürdige Menschen!

»Wanderjahre kommen.« Dies Wort von

ihr fiel ihm ein, und was damals ihm so schmerzlich geklungen hatte, wurde jetzt wie ein sanftes, zärtliches Trösten; denn es kam von ihr, nicht aus fremder Weisheit.

Am andern Tag, im Frühgrauen eines Dezembermorgens, erhielt er endlich einen Brief von Carly:

Mein lieber Junge!

Die Sache mit Tante Anastasia in Königsberg war nicht länger zu ertragen. Es ist dort nun noch eine Persönlichkeit, ein sonderbarer, französischer Pole, aufgetaucht, der für die lahme Tochter eine Osterreise nach Rom oder gar eine Wallfahrt nach Lourdes vorschlägt. Wenn die Reisen Erfolg haben, will sie darin ein Zeichen sehen, sich ihrerseits der Gesunden anzunehmen, die ich bin. Müßte ich aber bis Ostern in diesem Hause weilen, so könnte man mich wohl selbst gleich an die Grotte von Lourdes als Schwachsinnige schleppen. Enfin: die Sache hier ist leider erfolglos erledigt. Verzeih, daß ich Dir nicht oft geschrieben habe. Du solltest nicht so darauf warten.

Denn wir müssen uns doch klarmachen, daß alle unsre schönen Träume der Vergangenheit angehören. Wir sind beide ohne Schuld, daß eben keine Aussicht besteht, sie in Wirklichkeit umzusetzen.

Was Du da von Assenhausen und einer Art Pacht bei Walter schreibst, geht nicht an. Er kann Dir, wenn er auch, was ich nicht bezweifle, besten Willens ist, pekuniär gar nicht entgegenkommen. Du würdest in diese Domäne, auf der Walters Vorgänger Raubbau betrieben hat, alles werfen, was Du hast, Deine Kraft und Dein Geld, und könntest, wie Walter, in zwanzig Jahren auf Erfolge hoffen. Dies kann man bei einer Scholle tun, die Kinder erben werden — nicht bei einer Pacht. In zwanzig Jahren könnte Walters ältester Junge ganz anders verfügen wollen und der Herr sein.

Ich bin nach Berlin gefahren, zu Mary Harrach, weißt du, deren Mann auf See ist und nachher sein Kommando hier haben wird. Mir ist, als brauchte ich Wochen, diese Königsberger Stickluft aus meinen Lungen zu bringen.

Lieber Albrecht, quäle mich jetzt nicht. Reise auch nicht hierher. Ich wußte es ja, Wanderjahre kommen. Ich bin durch diese vergeblichen Versuche bei der Tante Anastasia und nicht zuletzt auch bei Deinem Vater, dessen Bevorzugung Du dir einmal eben nicht erwerben konntest, tödlich abgespannt von diesen Dingen. Sei Du einmal klug. Laß etwas Zeit vergehen, bis wir uns wiedersehen, bis uns diese Miseren ins Vergangene gerückt sind, bis ich wieder ein wenig frischer und lebensfroher bin.

Brechtelein, wir dachten uns das wohl anders. Laß mir nur Zeit, mich von diesen demütigenden und vergeblichen Wegen abzulenken, und erwarte in den nächsten Wochen keine Briefe von mir. Ich kann einfach nicht. Mary Harrach läßt Dich vielmals grüßen, ich werde von ihr sehr verwöhnt, und das ist gut nach dem jämmerlichen Aufenthalt bei Tante Anastasia und der blöden Tochter.

Falls ich Dir nicht vorher noch eine andre Nachricht gebe, so fahre Du Weihnachten nach Dietrichstein und frage Deinen Vater, ob er uns standesgemäß apanagiert. Dann komm nach Assenhausen.

Und nun, mein Junge, sei tapfer und mache es Dir und mir nicht so schwer. Laß uns denken, die Tage von Dietrichstein kommen einmal wieder. Aber mit den entsetzlichen Mühsalen um Geld und Wirtschaft kann ich mich jetzt nicht mehr befassen. Sei klug und laß alles ruhen bis Weihnachten, wenn ich Dir nicht andre Nachricht gebe.

— — — — — — — — — — — —

Er war nicht verwöhnt durch allzu zärtliche Briefe. Der Ton dieses Schreibens bedrückte ihn wohl, zugleich aber wußte er von Carly, daß sie in einer gewissen Nervenerschöpfung oft diese kühle Art hatte.

Und doch, der Brief legte über sein ganzes Wesen etwas wie eine kranke, ferne Kälte. Oft gehen wir so und wissen noch nicht, daß der Tod in so vielen Gestalten zu uns kommt, während wir leben, daß uns von fernher manchmal eine fremde Hand berührt, die wir wohl fühlen, aber deren Willen wir noch nicht ermessen können.

Er dachte: Ich wußte es ja, ich muß diese schrecklichen Monate überwinden. Und wenn ich Carly wiedersehe, ist alles gut. Sie ist nervös geworden, sieht alles schwarz; wenn ich nur erst wieder bei ihr bin! —

Papa schrieb nicht oft. Eigentlich quittierte er nur den Dank für den Monatswechsel. Dieser Brief kam diesmal erst



gegen Mitte Dezember: »Ich hoffe, daß es Dir gut geht, und erwarte ich Dich also mit Bestimmtheit zum Weihnachtsfeste. Da Rudolf nicht anwesend ist, rechne ich auf einigen Beistand von Dir in Erfüllung der herkömmlichen Pflichten gegen die Angestellten und die Stadt.«

Von Carly hatte er keine Zeile mehr erhalten. Er wußte nicht einmal, ob er sie noch in Berlin oder schon in Assenhausen denken sollte. In seiner Unruhe schickte er endlich ein Rückantworttelegramm nach Berlin.

Da muß ja etwas kommen, dachte er während des Dienstes. Und als er mittags zu Hause nichts fand, fiel ihm ein, daß die Gräfin Harrach sehr gesellig lebte, und Carly sicherlich viel von der Wohnung abwesend war. Doch zwischen Tee und Abend kleidet man sich um, wenn man zu beiden Zeiten ausgeht, und ist dann jedenfalls eine Stunde zu finden. Das Warten in seinem Zimmer wurde ihm so unerträglich, er nahm Pelz und Mütze und ging durch das Siegestor. Da sah er plötzlich eine schmale, armselige Gestalt neben sich, dunkle Augen hielten ihn, und er erinnerte sich jäh, neulich, in der Nacht, war dasselbe Mädel an ihn herangekommen.

Irgendein Mitleid stieg in ihm auf. Er fühlte sich heute nicht in so stolzer Ferne von den Hilflosen.

»Pardon, est-il permis de vous parler, monsieur?«

»Vous désirez?« antwortete er mechanisch.

Die armselig magere Hand förderte aus einem abgegriffenen Beutelchen ein in Papier gewickeltes Geldstück. Das mußte bereitgelegen haben, das Mädchen hatte ihn offenbar hier erwartet, vielleicht tagelang schon.

Er hörte zu. Er verstand nur die Hälfte von den hastigen Worten: »Ma mère est malade. Je vous suis bien obligé. Je vous remercie beaucoup.«

Das Schicksal wurde ihm jäh zu einer Gestalt, die jeden Tag die Rechnung macht, und was Charitas von uns empfing, durch Fortuna heimfallen läßt. Er schrieb auf eine Besuchskarte für das Mädchen eine Empfehlung an Frau von Hallturm und dachte: Ich will ein wenig Geld hinsenden.

Überall quälen sich Menschen. Vielzuviele sind kraftlos in den Strom des Lebens geworfen. Tausend Wertloses wird getan und gedacht, nur um ein wenig Geld zu erlangen. Um ein bißchen Freude, oder um ein paar Stunden das Gefühl des Lebens zu haben, tragen Hunderttausende Last und Bürde.

Und jählings dachte er: Es gibt doch auch den Tod. Das Beispiel alter Menschen, die wie zu einer Synthese des Lebens geworden sind, hatte er nie gesehen. Nur Herabminderung, Erloschensein, Kälte. War es notwendig, sich einzurichten auf so viele irdische Jahre?

Er hastete plötzlich nach seiner Wohnung. Fast stolpernd ging er die Treppe hinauf.

Hilmar nickte vertraulich: »Das Telegramm ist da, Herr Graf.«

In der Typenschrift las er: »Bin noch Berlin. Es geht mir gut. Ich bitte Dich, vor jedem Schritt in Dietrichstein meinen Brief abzuwarten. Ich werde Dir nächster Tage schreiben. Carly.«

Warum war es ihm nie eingefallen, daß man nach Berlin telephonieren konnte? Aber morgen war so viel Dienst. Abends eine Einladung. Die konnte er absagen, wenn er morgen an Carly telegraphierte, daß er sie abends anrufen würde.

Der Tag ging so hin. Einer von den unaussprechlich vielen, die der Mensch in unklarer Sorge, in einem Unbehagen, fröstelnd in sonderbarer Öde verlebt, und denen doch später kein Gedächtnis bleibt, die mit Tausenden zusammen eine graue Masse werden, die fruchtlos in der Vergangenheit liegt.

Gegen Abend stand Albrecht im Postgebäude, auf einem gefängnisähnlichen Korridor, und wartete, bis man ihm den Anschluß nach Berlin meldete.

Als es endlich so weit war, ging er fast zitternden Herzens in die Telephonzelle.

»Lie, bist du da?«

»Hallo — wer dort? Wie? Ich verstehe nicht. Hier Gräfin Assenhausen.«

»Lie, ich bin es doch, Albrecht — Albrecht — München —«

»Guten Tag, Albrecht. Was ist denn los?«

»Carly, ich mußte dich hören. Warum, um Gottes willen, schreibst du mir denn nicht? Ich weiß nicht mehr, was ich denken soll.«

»Es muß eine Störung in der Leitung sein, ich kann kaum ein Wort verstehen.«

»Bist du mir auch gut, Lie?«

»Ich verstehe nicht.«

»Ob du mir gut bist? Deine Stimme klingt so sonderbar entstellt.«

»Es ist mir unmöglich, etwas zu verstehen.«

»So — sage — doch du etwas — sage doch du etwas —«

»Ich werde dir schreiben. Ich bitte, ich kann es nicht sofort. Du mußt doch meinen letzten Brief begriffen haben. Und Walter war bei dir. Ich hatte ihn darum gebeten.«

Albrechts Stimme zitterte: »Walter kam in deinem Auftrag?«

»Ich kann nicht verstehen. Es ist unmöglich. Ich schreibe dir. Also Schluß. Addio!«

Er hastete an Menschen vorüber, ein Dunst von nassen Kleidern streifte ihn, er wartete in bleicher Erregtheit, bis ein junger Mensch mit schwarzen Nägeln langwierig eine Postkarte geschrieben hatte, dann nahm er den schmutzigen Federhalter.

Dringend. R. P. Gräfin Assenhausen, Berlin W, Bellevuestraße.

Er hastete Worte herunter. Daß er das Schweigen nicht begriffe, verzweifelt sei von diesem Unbegreiflichen, das zwischen ihnen läge, und sie sofort um ein beruhigendes Wort bäte. Vor allem, daß Walter nicht in ihrem Auftrage gesprochen habe. Dann fiel ihm ein, dies Blatt konnte er nicht gut selbst abgeben. Er hoffte, der Postbeamte würde weniger Englisch verstehen als er selbst, und übersetzte es. In der fremden Sprache war es schablonenhafter, unpersönlicher.

Nun kam wieder dieses törichte, öde, fürchterliche Warten. Er lief die Ludwigstraße entlang und dachte jählings: wenn heute das braune Mädchen aus dem Waadtland wieder da wäre, so wüßte er nicht, was er täte.

Er begriff es plötzlich, wie ein Mann ohne Familie es zuweilen nicht erträgt, immer allein zu sein. Wie man die Gedanken, seien es die der Sorge oder einer angestrengten Arbeit, einmal fortscheuchen will durch einen kleinen warmen, menschlichen Augenblick.

Er ging ins Kasino, zu essen. Dort, glaubte er, sei es heute leer, denn auf der Gesellschaft, die er abgesagt, war wohl ungefähr alles vom Regiment.

Aber er hatte sich kaum gesetzt, als sein Rittmeister kam. Der hagere Junggeselle mit den Säbelbeinen und der häßlichen breiten Nase sah noch muffliger aus als sonst. Doch beim Anblick Albrechts erheiterten sich seine Züge. Ah, dachte Albrecht, Herr von Huber freut sich, daß der Graf Dietrichstein auch nicht beim Grafen Moy eingeladen ist.

»Eine ekelhafte Widderung!« sagte Herr von Huber in hochdeutschem Münchnerisch. »Mer sollte sich einen Punsch leisten, was, Herr Kamerad?« Und Albrecht sah, daß Herr von Huber vielleicht einmal ein gutmütiges Gesicht gehabt hatte, und dachte: Vielleicht ist es ein großer Jammer gewesen, etwas in der Familie oder vergebliche Wünsche, die den Mann so unangenehm gemacht haben.

Sie tranken zusammen den Punsch. »Unser alter Herr wird's nicht mehr lang machen,« meinte der Rittmeister. »Und wenn man so denkt, lieber Gott, der alte Herr ist während seiner Regentschaft eigentlich fast total a Preiß g'wesen, der erste Diener des Staates. Daran kann mer sich halten. Der alte Herr denkt wohl kaum dran, daß sein Leben für manchen a Trost und a Beruhigung ist.«

Der Rittmeister kam Albrecht so sonderbar verlassen und traurig vor. Und in der spontanen Weise, die manchmal seine Schüchternheit durchbrach, sagte er ein warmes Wort.

Der andre lächelte flüchtig. »Also am zweiundzwanzigsten, gelt, in einer Wochen, da kommen S' weg. Vielleicht haben Sie was, das dringlich ist.«

»Wie kommen der Herr Rittmeister darauf?«

»Ich mein' bloß so. Früher hätt' ich das net g'merkt. Aber wenn mer selber was erlebt hat — die Geduld bringt net immer Rosen. In einem Jahr bin ich erster Klasse, wissen Sie — darauf hat man gewartet. Seine Pflicht getan und verflucht hinter allem her gewesen. Weil man nichts andres gelernt hat und nicht als Versicherungsagent herumlaufen kann. Dazu muß man geboren sein. Wer mit neun Jahren ins Kadettenhaus kommen ist, der kann nichts andres mehr sein, wenn er nicht ein freier Herr ist und wo ein Gut hat.«



In einem sonderbaren Interesse sah Albrecht den Rittmeister an. Gab es da auch ein Herzeleid und ein Schicksal? »Aber Sie sind doch der passionierteste Soldat, den ich kenne, Herr von Huber!«

»Gott sei Dank! Was blieb mir sonst? Zehn Jahre haben wir gewartet — wer jemand sitzenlassen kann und die Anständigkeit nach dem Geldsack drehen, der wird mit so was fertig. In einem Jahr wäre ich erster Klasse — und vor drei Monaten haben sie sie da unten in Meran eingeschaufelt.«

Der Rittmeister war Albrecht plötzlich wie ein guter Kamerad. Sanft und leise sagte er ihm ein paar Worte.

Doch der sonst so Schweigsame hatte schon zuviel von sich gesagt: »Vielen Dank, Graf. Das soll net wieder vorkommen. Ich bin sonst net plauderhaft. Sie müssen verzeihen. Ich — ich habe im Regiment niemand davon geredet.«

Albrecht ließ sich nicht abhalten, mit dem Rittmeister bis zu dessen Wohnung zu gehen, weit draußen in Schwabing. Es war ihm so leid um den ihm bisher ganz Gleichgültigen. Niemals hatte er dergleichen von ihm gedacht; er würde nie über ihn gelacht, nie ihn karikiert haben, wenn er gewußt hätte, daß dieser Mann die Kraft besaß, zehn Jahre lang einer armen Verlobten treuzubleiben. Aber während er neben dem Rittmeister die lange Leopoldstraße hinunterschritt, immer näher der winterlichen Nacht zu, fühlte er: Der Unglückliche wendet sich nie an den Glücklichen. Ein Instinkt treibt ihn zu denen, die selbst in der Tiefe gehen, und es ist ein Selbsterhaltungsrecht, wenn die Satten, Gesunden sich fernhalten von denen, über die Dunkles kam oder kommt.

Zu Hause lag das Telegramm.

»Geöffnet, da dringend und Carly mit Verwandten auf mehrtägiger Autotour. Können Nachricht vor übermorgen kaum erhalten. Grüße. Mary Harrach.«

Die Woche ging in einem strengen Dienst hin. Ein Telegramm kam nicht mehr. Er wußte, wie ungern sie gedrängt werden mochte. In acht Tagen war er ja nun in Assenhausen. Er biß die Zähne zusammen und dachte: Da muß ich nun durch, ich kann mich nicht aufführen wie ein ungeduldiger Junge. —

Es war eine andre Heimfahrt an dem zweiundzwanzigsten Dezember als damals im August.

Als Albrecht die Heimat erreichte, kam ihm eine unerwartete Gestalt entgegen: zierlich, elegant, in zusammengeraffter Haltung stand da Onkel Webig.

Erst war es Albrecht wie ein Schrecken, dann dachte er: Nun, vor dem letzten Wiedersehen mit Carly stand da auch Onkel Webig. Es ist also ein gutes Vorzeichen.

Der alte Herr sagte seine wohlbetonten Redensarten. »Es ist mir sehr sonderbar,« fuhr er fort, »ich weiß in der Tat nicht — aber wir werden einander Gesellschaft leisten, mein lieber Albrecht Erkinger. Dein guter Papa hat mich so dringend eingeladen zum Fest. Mein Bruder und seine Familie sind nämlich in Florenz, und Gräfenthal steht ganz leer, ja, und da kam ich also gestern aus Wiesbaden. Finde alles aufs beste, freundschaftlichste vorgesehen, nur den lieben Gastgeber finde ich nicht. Er hat mir eine Zeile hinterlassen, ich möchte dir zur Hand sein bei den Weihnachtspflichten, und er hoffe, gleich nach dem Fest wieder hier zu sein.«

Albrecht fand auf seinem Zimmer einen Brief des Vaters:

»Lieber Sohn Albrecht!

Überraschende Ereignisse, deren Inhalt ich Dir vorläufig noch nicht mitteilen kann, da sie noch nicht völlig feststehen, veranlassen mich, über das Fest nach Berlin zu Rudolf zu fahren. Ich bitte Dich, den lieben Vetter Webig freundlich zu unterhalten, und übertrage Dir die Obliegenheiten, die in meinem Namen am Fest zu erfüllen sind:

Am 23. abends Erscheinen bei der Armenbescherung in der Stadt, wo Du auf eine Ansprache des Konsistorialrats einige Worte des Wohlwollens zu erwidern hast.

Am 24. nachmittags Empfang der Beamten —«

Albrecht überschlug zwei Seiten mit Aufzählungen weiterer Art und las den Schluß:

»Ich erwarte, daß Du all diese Obliegenheiten genau in meinem Sinne erfüllst und die von Dir zu haltenden Reden vorher sorgsam zu Papier bringst, da sie natürlicherweise das Gespräch in der Stadt bilden und ich nachher Kenntnis davon nehmen möchte. Und will ich betonen, daß



für mich Dein korrektes Verhalten in den übertragenen Pflichten von sehr wesentlicher Bedeutung ist.

Ich werde jedenfalls am 28. Dezember spätestens zurück sein. Indem ich Dir ein gutes Fest wünsche, bin ich mit herzlichem Gruß
Dein Vater
z. Dietrichstein.«

In dieser Nacht war es Albrecht, als sei er den Dingen des Lebens seltsam fern. Als rede hier alles von Gewesenem, von versunkenem Einst, von einer Vergangenheit, die im Staub der Grüfte schlief und nur noch ohnmächtige, hilflose Boten aussenden konnte. Der Nachtwind rüttelte an den alten Fenstern, fuhr heulend durch die alten, weiten Essen und pochte an den Türen. Oft war das so gräßlich, daß man dachte, jemand risse die Tür auf, keuchend, in Entsetzen, um eine Schreckensbotschaft zu bringen.

Es war undenkbar, dabei einzuschlafen. Albrecht warf einen Mantel um und trat ans Fenster, dessen Butzenscheiben unablässig klirrten und zitterten, als rührten verzweifelte Hände daran. Er fühlte, wie man unwillkürlich in solche Geräusche einen Rhythmus, zuletzt einen Sinn zu legen sucht.

Wanderjahre kommen — diese Worte Carlys fielen ihm wieder ein, und er formte sie wie zu einem Lied:

Wanderjahre auf der alten Erde —
Warum hast du mich allein gelassen?
Wie das Sterben möcht' ich dich erfassen,
Daß aus Gräbern uns das Leben werde.

Und du sagst, daß nur Erinn'rung bliebe,
Trägst doch meines Wesens Lebensmächte
Wie dein Herz — durch Tage, bange Nächte,
Denn mein Sein ist nichts als meine Liebe.

Die Worte formend, schlief er ein ...

Es war schon gegen Mittag, als Albrecht nach einem bangen, schweren Schlaf den Onkel Wedig lächelnd vor seinem Bett stehen sah. Er wußte zuerst nicht recht, wo er war. Dann erkannte er die Tatsächlichkeiten, die väterlichen Befehle über Repräsentation fielen ihm ein, und daß er sich benehmen müsse dem Onkel gegenüber.

»Gut nur, daß dir nichts zugestoßen ist. Es war eine grausame Nacht,« sagte der alte Herr. »Ich bin ganz marode. Denn deinen gesegneten Kinderschlaf habe ich nicht mehr zur Verfügung.«

Der Onkel wollte nach Tisch ins Städtchen, die Pfefferreiter an den Auslagen der kleinen Lädchen sehen, die Abgabe der Weihnachtsbäume aus den fürstlichen Forsten und dergleichen mehr. Er trippelte so langsam dahin, grüßte huldvoll und plauderte von alten Zeiten.

Dann war es Abend. In einem Saal des Städtchens brannten Christbäume. Die Gaben lagen darunter, die man der Armut gibt. Wie jammervoll sind die Leute alle! dachte Albrecht. Und er fragte allerlei, Gesichter wurden ihm lebendig, Schicksale traten vor sein Gedächtnis, und er begann mit einzelnen zu plaudern.

Da berührte ihn endlich der Onkel wieder am Arm: »Nun, mein Junge, wir können gehen. Du bist ja sehr rührend, aber wenn man selbst alt ist, kann man nicht lange so viele alte Leute beieinander sehen.«

Der Konsistorialrat eilte herbei, erwies dem Prinzen Wedig noch allen Respekt, und der Onkel ging ganz vergnügt weg. Über dem Städtchen standen in klarer Winterpracht die Gestirne. In den engen Häusern brannten trübe, arme Lichter, und es griff Albrecht sonderbar ans Herz, daß er hier von jedem Hause wußte, wer da wohnte. Er stieg mit dem Onkel den steilen Schloßberg hinauf; Onkel Wedig hatte nicht fahren wollen, das wäre nicht taktvoll zu einer Armenbescherung. Lieber wolle er seine steifen Beine ein wenig rühren.

Albrecht ging in seine Zimmer, die Uniform abzulegen. Er mochte gern weiche Kleider. Das war auch einer von den »femininen« Zügen, die Papa manchmal rügte. Er trat erst in das Wohnzimmer. Eine Lampe brannte auf dem Schreibtisch. In ihrem verschleierten Lichtkreis lag ein Brief.

Er wußte, der war von Carly.

Indem er hastig den starken Umschlag in die Hand nahm, sah er, daß er über München nachgesandt war. Er zerriß die Hülle und las:

»Lieber Albrecht!

Vielleicht hast Du es an meinem letzten längeren Brief gesehen und stillschweigend verstanden, daß ich den Traum, der kurz Deine und meine Gedanken erfüllte, mit dem Scheitern aller äußeren Möglichkeiten begraben hatte. Ich hoffe, Du begriffst und sahst in meiner Aufforderung, nochmals Deinen Vater zu sprechen, nur noch eine



Form, denn das Vergebliche dieses Tuns war Dir ja bekannt.

Lieber Albrecht, ich muß Dir einen Schmerz bereiten, und vielleicht noch etwas wie Hoffnung Dir nehmen. Du und ich sind nicht für Erwerb und Misere erzogen. Jeder muß auf standesgemäße Weise sein Leben einrichten. Laß uns gute Freunde bleiben oder werden.

Was jetzt Raschheit und Kühnheit über mich vermochte in der Gestalt Deines Bruders, hätte langsam und für Dich nicht weniger enttäuschend auch die Zeit getan. Ich konnte nicht mehr. Ich habe von Dir Abschied genommen, als ich von Tante Anastasia ging. Ich war elender als ich Dir zeigte.

Dann kam Rudolf hierher. In Dietrichstein widerstrebte ich der Macht seiner Persönlichkeit. Bei dem Wiedersehen wußte ich, daß elementare Gewalten von ihm ausgehen, daß sein Wille der meine sein muß. Bei diesem Wiedersehen wußte ich, daß Deine und meine Erinnerungen an Dietrichshof ein junger Traum waren, das andre aber für mich ein Schicksal bedeutet. Du würdest nicht der vornehme Mensch sein, als den ich Dich kenne, wenn Dir nicht Dein Pflichtgefühl sagte, daß ein Herr, der einer Dame die Ehe nicht zu bieten vermag, nicht mehr in ihr Geschick eingreifen darf. Dein Bruder weiß, daß ich eine Neigung für Dich hatte, denn nicht ohne Trauer gegen Dich konnte ich mich loslösen von dem, was einmal sehr süß und sehr schön gewesen ist. Es kam anders, kaum daß ich's wußte.

Ich werde diesem Traum immer ein Gedenken bewahren und bitte Dich, auf meine freundschaftlichen Gesinnungen zu zählen, sobald Du sie magst.

Alles Gute für Dich. Carly.«

Er las das alles noch einmal. Er fühlte gar nichts, sondern sah nur Bilder: eine sehr hautaine Dame ging durch den alten Wappensaal dieses Schlosses, begrüßte die Damen aus großen Häusern und dachte: Ich werde sein, was ihr wart. Eine sehr hautaine Dame bat einen wuchtigen, grausamen, bösen Mann von Welt um Verzeihung, denn er liebte die Demut als größten Reiz der Frau. Zärtlich und sanft und in einem tiefen Glühen der Herzen waren Sommernächte gewesen, aber sie verhießen keinen Fürstentitel. Prinz bleibt Prinz, auch wenn er ein Zimmermädchen verführt und nachher sie dafür prügeln läßt. Fürstin ist ein schöner Titel, und die Fürstin zu Dietrichstein einst zu sein »vaut une messe«. Nur eine Törin schwankt, wenn sie wählen kann, Macht zu erreichen oder einen armen Kommißleutnant zu heiraten.

Das alles war ganz richtig. Das waren die Werte der Welt. Und er sah den wuchtigen, bösen, willensharten Mann mit dem Friseurscheitel und dem glatten Bart und den häßlich-kalten Augen vor der hautainen Dame stehen und befehlen: So ist es mein Wille. Er sah seinen Vater mit den unabänderlichen Allüren vor der hautainen Dame und hörte ihn sagen: Das andre ist une impossibilité. Und dieses wünsche ich. Und er sah einen müden, erregten Menschen stundenlang auf den Straßen laufen, weil er es in der leeren Wohnung nicht aushielt, zu warten — zu warten — —

Dann war eine Weile nichts. Aber dann war da ein ekliger Geruch von Riechsalz, und Onkel Wedig stand mit einem Fläschchen da — und Onkel Wedig war kein häßlicher Mensch, sondern hatte ein gutmütiges Altmannsgesicht und murmelte etwas, das wie Zorn und Bedauern klang.

Auf einmal wußte Albrecht, was in dem Briefe stand. Er wußte, daß es dies gibt, was er immer für die widerliche Meinung Untergeordneter, Seelenloser, Überflüssiger gehalten hatte; er wußte, daß es möglich ist, für eine grenzenlose Liebe einen Abschiedsbrief zu bekommen.

Und doch drang dieses Wissen nicht in sein Herz, nicht in sein Blut. Es war ihm wie ein Gespenst, von dem niemand glaubt, daß es Leben hat. Wie eine Ausgeburt irgendeines Irrsals für einen Augenblick in schreckhafte Gestalt sich wandelnd, kam es ihm vor, was Carly da geschrieben hatte. Vielleicht hatten sie sie gequält. Vielleicht war Papa deswegen hingereist und hatte ihr in seiner hochfahrenden Art Beleidigendes gesagt. All so etwas konnte möglich sein — vielleicht war die Jastrow zur Angeberin geworden. Und dann setzte Rudolf ein. Sie mochten ihr die Verbindung mit dem Abkömmling, der kein Erbe war, der von seinem Vater glatt auf eine reiche Heirat hingewiesen wurde, wie ein Unrecht, eine unfaire Handlung hingestellt haben. So dachte er, unklaren, verwirrten Sinnes.

Aber plötzlich sagte er mit Fassung: »Onkel Wedig, du verzeihst, ich muß da einen Brief schreiben. Davon hängt alles für mich ab. Der Brief muß mit dem Auto in zwei Stunden zum Nachtschnellzug nach Berlin gebracht werden. Verzeih mir, wenn ich dich allein lasse.«

Der alte Herr hatte so sonderbar zittrige Hände. Mit denen langte er sein Zigarettenetui heraus und legte es neben die Lampe. Albrecht sah ganz genau: es war eine wunderschöne Arbeit, blau Email mit den königlichen Lilien der Bourbonen.

»Zwei Stunden sind lang,« sagte der Onkel, »überhaste dich nicht. Ich sage dem Chauffeur, daß er sich dann bereithält. Manche Briefe, Jungchen, sind besser kurz als lang. Und rauche du dabei, vergiß nicht, die Zigaretten anzuzünden, das ist gut.«

Dann ging er mit seinen steifen, ein wenig klappernden Schritten hinaus.

Albrecht nahm eine von den Zigaretten. Er sah, in dem frauenhaften Etui waren Initialen eingraviert, nicht die des Onkels. So sonderbar, daß man das alles sieht —

Und er schrieb:

»Unfaßliches schreibst Du mir, Geliebte. Und das bist nicht Du, die das schreibt. Aus einer fremden Ferne kommen Deine Worte — aus einem unbegreiflichen Irrsal, das Dich umgibt.

Ich weiß nicht, was Deine Seele mit meinem Bruder zu tun haben kann. Und wenn er Dir die Schätze der Erde böte und vielleicht all das fiebernde Leben, das hinter seiner Maske ruht, Du würdest ja so arm bleiben in Deinem Herzen, gingest Du in eine so entsetzliche Treulosigkeit.

Vielleicht sagte man Dir, Du solltest mich verlassen. Vielleicht hat ungestümes Drängen Dich weg von Deinem Herzen gerissen in Unbegreifliches.

Denn das bist nicht Du, die diesen kalten Brief geschrieben hat, diese tödlich sinnlosen Worte, hinter denen Grauen und Wahnwitz läge, wären sie wahr.

Ich kann Dich nicht erinnern an das, was gewesen ist. Nicht an unsre süßesten Tage drüben in Dietrichshof, nicht an alle Worte unsrer Herzen. Denn Du mußt sie wissen wie ich. Ein Unbegreifliches hat Dich auf einen Irrweg gebracht, an dem Dein Herz keinen Teil haben kann. Du kamst da von dem Haus, in das Du nicht paßtest, Liebe, und hast viele Torheiten gehört, und die Männer, die mein Vater und mein Bruder sind, haben Dich gequält, Dich vergewaltigt in Deinem Willen. Es mag Armut vor uns liegen, aber was ist dies vor dem, daß wir einander auf ewig erkannt haben. Es konnte uns nichts bleiben als der Tod, aber er öffnete uns eine Tür. Besinne Dich: wenn Du von mir gingest, hättest Du nicht nur mich, hättest Du auch Deine Seele verraten. Hättest sie in das Nichts gestoßen, in eine ewige Irre.

Du Kind und Du Geliebteste! Morgen will ich bei Dir sein. Erwarte mich bitte um die Zeit der Dämmerung. Und dann will ich Dich in meinen Armen halten und nichts mehr wissen von diesen entsetzlichen Worten, die nicht von Dir sind.

Dein Albrecht.«

Das waren so hingemalte Buchstaben, mit einer Hand geformt, die nicht recht gehorchen wollte.

Der Chauffeur trat ein. Es wäre Zeit, er müsse schon sehr rasch fahren.

Da schrieb Albrecht die Adresse und malte wieder in der fremden Hand: »Durch Eilboten zu bestellen. Eingeschrieben.«

Er zog ein Goldstück heraus. »Sie bringen das selbst an den Zug. Geben Sie dem Schaffner etwas. Er soll ihn abstempeln — ja, und dann gleich in Berlin einen Boten schicken. Der Zug läuft um zwei Uhr ein in der Nacht. Gleich dann den Boten. Oder er selbst. Er hat ja dienstfrei nach der Fahrt. Er soll ein Nachtauto nehmen. Haben Sie verstanden?«

»Herr Graf, ich bin's doch, Hilmar.« Die Stimme klang so jämmerlich.

Der Bursche stürzte aus dem Zimmer. Ja, da lief nun Hilmar und raste zur D-Zug-Station, das war eine knappe Stunde — und dann war der Brief bei einem fremden Mann — und der nahm dann ein Auto — und in der Nacht würde man Carly wecken — in der Nacht da war sie allein, fort von dem Wahnwitz, fort von dem Irrsal. Er sah nach der Uhr: in fünf Stunden, da hatte sie das, was er geschrieben, und dann mußte sie denken, denken, und morgen abend war all das Entsetzliche keine Wahrheit mehr, nicht einmal mehr ein Schatten.

Da ging wieder die Tür. Und so sonderbar altmännerhaft stand der Onkel Wedig



da. So alt und so sanft. »Jungchen, ich hab' Hunger, weiß Gott. Nun sei mal lieb und komm zu Tisch!«

Albrechts Hände tasteten an dem Waffenrock entlang, er hatte ihn aufgerissen. »Verzeih — nur noch einen Augenblick, ich komme gleich.«

Da trippelte Onkel Wedig wieder davon. Eine Onyxschale stand auf dem Schreibtisch — Albrechts Hände zerrissen den Brief, den entsetzlichen Brief. In der Schale verkohlte das Papier — Asche — ein Nichts.

Das war nun nie gewesen. Morgen bin ich bei ihr, dachte unaufhörlich sein Herz.

Er konnte verstehen, was Onkel Wedig sprach. Es war eine Geschichte von lang gestorbenen Menschen und Leiden. Der alte Herr erzählte nicht ohne Geist. »Die Frau ist ruhelos, solange sie den Elementen verwandt bleibt,« sagte er. »Wer eine Frau liebt, muß sie erst knechten, wie man das Wasser faßt und knechtet, daß es ein treuer Brunnen wird. Nie tut Güte allein das Wunder, eine Frau aus dem Schweifenden in das Ewige zu holen.«

Da sah Albrecht plötzlich: der alte Onkel war nicht das Gefäß eines verschollenen Aristokratenwahnsinns, für das er ihn immer gehalten hatte. Er legte heute einmal seinen Hochmut ab und wurde ein Mensch.

Der Onkel Wedig brachte eine kleine umsponnene Flasche herbei. »Das ist ein Wein, wie er fast nie in den Handel kommt. Ich wollte ihn deinem Vater schenken, aber wir trinken heute davon.« Das alte Gesicht war von einem Zittern überflogen. »Tu mir Bescheid mit dem Wein,« fuhr er fort; »in der Stadt Würzburg, wo er vor vierzig Jahren in den Weingärten gewachsen ist, war ich einmal glücklich.«

Jetzt ist mein Brief bald in Berlin, dachte Albrecht. Er trank von dem Wein. Und es wurde ihm schwer im Kopfe, als er in seinem Schlafzimmer war — und er wollte doch wachen diese Nacht. — — —

»Wenn Herr Graf fahren wollen, wie befohlen — ich habe schon alles gepackt. In einer Stunde müssen wir weg.«

Er fuhr erschreckt auf. Also darum war der Wein so bitter und gräßlich gewesen, weil Onkel Wedig ihm für die Nacht Schlaf verschaffen wollte!

Er überstürzte sich mit Wasser, kleidete sich an, alles in rasender Eile.

Die Pflichten alle, die Papa aufgeschrieben hatte — Nun, dann war es Onkel Wedig nicht so langweilig. Er lief durch die vielen Korridore, hinüber zu ihm.

Der alte Herr war schon in seiner korrekten Weise fertig. Es schien, als säße er schon lange wartend da, mit irgendeinem Buch. Albrecht stand neben ihm und sah, der Onkel hielt das Buch verkehrt in der Hand, als böte er es einem Leser sich gegenüber. Wie man doch so gleichgültige Dinge sieht, dachte er wieder, selbst an einem so schicksalsvollen Tag sieht man alles Gleichgültige, als wäre es etwas.

Er versuchte, seiner Stimme Kraft zu geben: »Ja, Onkel, tausend Verzeihungen, es tut mir kolossal leid — ich bin — ich muß nach Berlin fahren. Ich würde nicht ohne Not dich hier so ungastlich allein lassen — aber, auf Ehre, ich kann nicht anders. Und wenn du — wohl die Güte hättest, Papa zu vertreten — ich habe da einen Brief über die Weihnachtsempfänge und so — wenn ich —«

Der alte Prinz war aufgestanden. Er ließ das Einglas fallen und öffnete sonderbar den Mund. Als wäre er blöde, blieb er ein paar Sekunden lang so. Dann sagte er: »Ich muß zuvor mit dir in dein Zimmer kommen. Ich muß dir etwas sagen, aber nicht hier. Ich wollte dich nicht im Schlaf stören, sonst wäre ich schon —«

Eine fassungslose Nervosität überkam Albrecht. »Ich habe nur noch zehn Minuten Zeit — Pardon — ich —«

Doch der alte Herr hörte nicht auf den Einwand, sondern ging voraus.

Was wollte der alte Mann? Er sah so verfallen aus, so schmal im Rücken, aber das ging ihn nun nichts an — er hatte Eile, Eile.

In dem Zimmer, wo der Danebrog an die Wand gespannt war, in dem Zimmer mit Wasserlachen um die Gummiwanne, blieb der Onkel stehen. »Lieber Junge — ich bin, ich weiß nicht — nein, du bist ein Mann. Ich kann dir nicht etwas vorreden. Was würdest du auf einen alten Onkel hören! Und dich lüge ich nicht an. Du hast solche Augen — vor denen geht das nicht.« Und er nahm mit schlaffen Händen aus seiner Brusttasche etwas Papier — zwei Depeschen, erkannte Albrecht —, legte die Blätter mit kurzem Zögern auf den



Tisch, neben Albrechts Handschuhe und ging hinaus.

Eile, Eile — Albrecht riß das eine Papier hoch. Die Depesche war in italienischer Sprache. Die verstand Albrecht nicht — aber der Onkel hatte mit seiner steilen Handschrift die Worte deutsch übersetzt:

Verhindre bitte unter allen Umständen, daß Albrecht hierherkommt. Ich rechne auf Deine Diskretion, wenn ich sage, es würde uns die größte Peinlichkeit schaffen. Habe die Freude, Dir anzuzeigen, daß Rudolf sich mit Carly Assenhausen verlobt hat. Nochmals gutes Fest. Dein treuer Vetter Dietrichstein.

Sie lügen alle — alle lügen. Da war ja sein Brief in der Nacht. Und wie durch einen Nebel sah Albrecht: da lag noch eine zweite Depesche, dringend, an ihn selbst.

Ganz genau, mechanisch, als läse er einen dienstlichen Befehl, sah er nach der Zeit der Abgabe. Vor vier Stunden. Diesen Morgen. Dann Worte, Vokabeln. Er mußte sich etwas besinnen, was sie bedeuteten:

Eilpost erhalten. Mein Brief hat unabänderliche Entschlüsse und Tatsachen mitgeteilt. Unterredung unmöglich. Erwarte, daß Du jeden weiteren Schritt unterläßt.

Diese Depesche war auf englisch. In einer fremden, häßlichen Sprache — — —

*

Monate waren vergangen, Monate, da in Albrechts Seele Stolz und Sehnsucht, Schmerz und Hoffnung einen qualvollen Kampf führten, da er mit dem Verlust der Geliebten auch den der Heimat betrauerte.

Nun tobte der Karneval durch München, der Tauwind fuhr durch die Straßen, und im Hoftheater gab es Gäste von Rang.

So wie immer gingen die Menschen, als sei nichts geschehen. Sie trugen ihr Herzeleid in scheuen Kammern. Keiner stellte sich auf Markt und Gassen und schrie: Seht, hier steht ein Unglücklicher!

Die Mannschaft hatte blaugefrorene Finger, die Einjährigen ritten jetzt schon ein wenig besser, der Rittmeister schnauzte Albrecht nie mehr an. Und Hilmar war so still. Er pfiff nicht mehr sein Lieblingslied:

Weißt du noch die schönen Maientage,
Wo die Liebe uns beseligt hat,
Du gestandest mir auf meine Frage,
Ja, das Liebste ist mir ein Soldat —

Einmal fragte ihn Albrecht, was er denn hätte. Das war, als er nach langer Zeit einmal wieder ein schönes Buch gelesen hatte und weggerückt war von dem ewigen Irrsal.

»Das kann ich dem Herrn Grafen nicht sagen, das täte sich nicht schicken.«

»Ist's was im Dienst? Wie? Dann halte lieber den Mund —«

Aber nun war Hilmar doch im Zug. Es kam die Tragödie mit Rosa, die ein Kind habe — nicht von ihm.

Oh, gewiß, dachte Albrecht, für den verlorenen Sohn waren einst auch die Frauen des Hauses bereit. —

Albrecht ging aus. Ziellos. Nur damit die dienstfreie Zeit hingebracht war. Und er kam auf eine der Brücken im Englischen Garten, über dem Kanal, der zur Schleuse am Aumeister führt. Es war ein so häßliches, regengepeitschtes Wetter, daß man fast niemand begegnete. Man kam sich vor, als gehörte einem der Garten. Doch der war fremd, und sein heiterer griechischer Tempel ging den nichts an, der da gedankenlos auf der kleinen Brücke stand, unter der sich das Wasser, hochgeschwollen, mit Eisbrocken vermengt, wälzte.

Da sah er plötzlich aus dem Wasser einen blonden Männerkopf auftauchen. Sekundenlang wurden Schultern gehoben — ein Arm, der schleifte eine dunkle Last. Dann gischte das Wasser wieder darüber.

Ohne irgendeine Willensregung hatte Albrecht Mantel und Säbel abgerissen und sich in das eiskalte Wasser gestürzt. Es lähmte ihn für einen Augenblick. Dann ein paar Stöße weiter. Das Wasser trug und trieb. Es hatte eine kolossale Gewalt. Er mußte sich nach rechts halten — da schwamm er in einer Strömung. Der Kanal war doch nicht so schmal und einfach, jetzt bei dem Hochwasser.

Wenn es mich zum Aumeister an die Schleuse treibt, dachte er flüchtig — verstümmelt. Aber das rechnete alles nur nach Minuten.

Wo war der blonde Kopf? Dort, rechts! Er kam heran. So genau wußte er nachher alles nicht mehr. Ein paar Minuten — mit dem einen Arm die Stöße, am andern eine schwere Last.

Und dann waren wie aus der Erde gestampft Leute da. Die mühten sich um



einen vielleicht siebzehnjährigen Burschen und einen blonden Herrn mit einem feisten, vornehmen Gesicht.

Der Herr schlug plötzlich die Augen auf und hustete. Er sah krank und sehr schön aus. Und mit einer sonderbaren Willenskraft, die man seinem schmalen, überanstrengten Körper gar nicht zugetraut hätte, war er plötzlich auf den Beinen. Vor dem Burschen knieten Leute. Auch ein Schutzmann war da.

»Der junge Mann lebt! Einer muß laufen und auf die Unfallstation telephonieren.«

Und Albrecht hörte sich sagen: »Würde nicht jemand so gut sein, mir dort unten an der Brücke Säbel und Mantel zu holen?«

Das alles hatte so unglaublich kurz gedauert. Und dann war Albrecht in einem fremden Schlafzimmer. Vor einem fremden, blonden Herrn, der das gleiche tat, zog er sich aus, rieb er sich ab und schlüpfte in einen Zivilanzug, der ihm stand wie dem Sohn der armen Witwe das ausgewachsene Zeug.

Er wußte nicht so recht, aber er hatte geglaubt, er müsse den blonden Herrn mit in seine nahe Wohnung begleiten, an der Ecke Von-der-Tann-Straße.

Ein Hilfsbereiter wartete draußen. Ja, es sei ihm eine Ehre, nach der Wohnung des Herrn Leutnants zu gehen und den Burschen mit trockenen Sachen herzubestellen. Und während Albrecht dies erledigte, las er mechanisch das Messingschild an der Flurtür: Karllutz Brand, Dr. phil., Professor.

Dann ging er wieder in das fremde Schlafzimmer zurück. Es war ihm ein wenig sonderbar und doch ganz wohl zumute. Und gern folgte er dann dem Hausherrn in einen Raum, der heitere, lichte Möbel hatte, in ein Gelehrtenzimmer voll bürgerlicher Wohnfreude.

Hier mußte es eine Frau geben. Der nicht zu zergliedernde Reiz, den Frauen über einen Raum legen, war hier. Aber ehe er fragte, sah er herkömmlich vorsichtig nach den ein wenig kleinen Händen des blonden Herrn und bemerkte zwei breite Trauringe daran. Da fragte er nun nicht mehr.

»Der junge Mensch hat den Fuß gebrochen,« sagte Herr Brand, »ich habe eben nach der Unfallstation telephoniert. Da werden sie ihn nun eingipsen. Ich gehe heute abend noch hin.«

»Sie wissen, wer es ist?«

»Ja, ich weiß. Ein junger Mensch aus gutem Hause. Er hatte erfahren, sein Osterzeugnis würde so, daß er im Herbst nicht den Übertritt in Unterprima bekommt. Ich kenne zufällig seinen Ordinarius vom Gymnasium. Eine Jungenstragödie. Von selbst ist er nicht ins Wasser gefallen. Aber wenn Sie nicht gekommen wären, Graf Dietrichstein, wäre ich jetzt mit ihm beim Aumeister an der Schleuse. Er wollte vermutlich wohl wieder heraus, aber der Schmerz am Bein und die Aufregung hatten ihn besinnungslos gemacht. Ich hätte ihn allein nicht herausbekommen.«

Albrecht empfand so sonderbar das Gefühl des Lebens in seinem Körper. »Ist so etwas Ehrgeiz? Ist Ehrgeiz in den Jahren schon eine Leidenschaft?« fragte er.

Der andre lächelte melancholisch. »Ich glaube, das ist hier eher ein ehrgeiziger Vater.«

Albrecht fielen seine Knabenjahre ein mit den geduldigen und ungeduldigen Hofmeistern. Hätte er eine solche Schule besucht, so wäre es ihm vielleicht ähnlich gegangen wie dem jungen Menschen, den man vorhin aus dem Wasser gezogen hatte.

Was gibt es doch für Nöte!

»Ich fürchte, Sie haben sich sehr erkältet,« sagte er zu dem andern, denn der schien ihm so bleich. Und wieder sah er mit einem rätselhaften Wohlgefallen dieses schöne Gesicht an, das völlig bartlos war, sehr schmal, mit einer kühnen Hakennase, blauen Augen und einem feinen, fast frauenhaften Mund.

»Lassen Sie mich doch hier sitzen, ich muß Sie ja um Gastfreundschaft bitten, bis mein Bursche mir die Sachen bringt — ich glaube, Sie sollten zu Bett.« Und während er dies sagte, fiel ihm ein, daß er sich seit der Katastrophe mit Carly nicht mehr um irgendeines Menschen körperliches Befinden gekümmert hatte.

»Danke,« sagte der andre freundlich. »Man muß doch später noch nach dem Jungen persönlich sehen, und wenn man das Leben gewagt hat, ist Askulap ja freundlich, wenn er es mit einem Schnupfen getan sein läßt. Denn das ging um das Leben heute — auch für Sie. Es ist sonderbar,



wenn man jählings schon halb fort war, und dann ist es wieder, als sei nichts gewesen. Der wirkliche Tod — das Verschwinden von der Erde, meine ich — muß viel leichter sein als —« Er brach ab, wie in Verlegenheit, stand auf und holte Zigaretten. »Verzeihen Sie, Graf, ich bin ein schlechter Wirt.«

Albrecht, als passionierter Raucher, griff recht schnell in das Kästchen. »Darf ich fragen, was Sie für einen Beruf haben? Ich las Professor, aber das ist ein weiter Spielraum.«

»Ich lese Psychologie und studiere noch Medizin dabei. Wissen Sie, heutzutage muß man, um nicht als intuitiver Phantast zu gelten, die Grundlagen des rein Körperlichen beherrschen. Meine Hauptarbeit ist ein Buch — psychologische Philosophie, wenn das einen Begriff vermittelt. Wenn ich es geschrieben habe, bin ich fertig. Und das ist ein schöner Gedanke.«

»Und das Leben?« fragte Albrecht.

»Vielleicht hat auch das Leben noch eine letzte Freude, gewiß. Man weiß es nie. Niemand kennt seine Möglichkeiten.«

Es wurde Albrecht so sonderbar. Da saß er, in einem seltsam alten Zimmer, in dem alles eine persönliche Gesinnung verriet, einen vornehm-stillen Reiz hatte, bei einem fremden Manne, mit dem er vor einer Stunde um das Leben eines Dritten gerungen hatte. Das Ungewöhnliche der Lage löste Zurückhaltung und scheuen Stolz von seinem Wesen.

»Sie haben einen Beruf,« wandte er sich wieder an den Professor, »ich meine eine Gedankenarbeit, in die sich wohl alles pressen läßt, was auch die Phantasie und, wenn ich so sagen darf, das geistige Herz erfüllt. Ich bin ein mittelmäßiger Offizier — nicht wahr, aus Familientradition eben Offizier geworden. Wenn man nicht der Menschheit etwas geben kann, möchte man dem Vaterland wenigstens mit der Kraft dienen, die man besitzt. Das trägt wohl eine gewisse Rechtfertigung in sich. Aber es ist mir sonderbar, einmal einem Menschen zu begegnen, der an sein Werk denkt und nicht an sein Leben. Ich glaube, dahin kommt man nicht auf leichten Wegen.«

Es war eine kleine Stille im Zimmer. Endlich sagte Brand: »Das Werk dankt man dem Dasein. Und alles Wissen der Erfahrung, oder der schönen Stille, aus der Offenbarungen kommen. Die Wege scheinen immer ihr Unbegreifliches zu haben, und doch muß man an ihre große Notwendigkeit glauben. Aber warum bleiben Sie Offizier? Im Kriegsfall können Sie immer eintreten, und im Frieden ist da kein Mangel, reißen Sie keine Lücke, Graf. Man sollte immer nur das tun, von dem man überzeugt ist, daß kein andrer es so könnte. Daß es, wenn auch nicht ein Unerhörtes, so doch ein Unnachahmliches ist.«

Es dämmerte schon ein wenig. Leise Schatten schoben sich in das Zimmer. Und Albrecht vergaß, daß er da bei einem fremden Herrn saß. »Das Unnachahmliche«, sagte er langsam, »glaubt man in einer Liebe zu geben. Und wer dann einsehen muß, daß er ein Narr war, ist irgendwo gelähmt. Wie erträgt man die Einsamkeit? Können Sie mir das sagen? Vielleicht sehe ich Sie nie wieder. Ihre Wohnung ist im Augenblick ein fremdes Gestade, an das mich ein Zufall warf. Ich will Ihren Namen und alles vergessen, wenn Sie mir etwas sagen, was dann wieder verschollen sein soll.«

Er wußte kaum, was er redete. Es war ihm jäh, als sei er vorhin um den Tod betrogen worden. In einer sonderbaren Melancholie oder einer letzten Selbstgefälligkeit dachte er, es wäre ein so anständiger Tod gewesen, in solchem Rettungsversuch unterzugehen, edler als ein unzufriedenes und kaltes Leben.

»Sie sind nicht glücklich,« antwortete Brand. »Vielleicht kamen Sie doch nicht heute mit dem ersten auch zum letzten Male hierher. Sehen Sie, es ist lange her, daß ein Gast in meiner Wohnung war. Ich bin damit ein wenig sonderbar. Ich habe noch ein Zimmer, innen in der Stadt, dahin kommen so mancherlei Leute. Besuche und solche, um die ich mich kümmere. Hier habe ich mit meiner Frau gewohnt. Ich kann Lachen und leichte Reden in den Räumen nicht haben. Aber nun soll bald das Haus abgerissen werden — kaufen kann ich es nicht. Da werde ich wohl aus der Stadt gehen. Wahrscheinlich nach Berlin. Man muß es lernen, daß Äußerlichkeiten nicht mehr wichtig sind. Glauben Sie mir, man hängt zuviel daran von seiner Kraft. Heute hat Sie etwas, das ich nicht Zufall nennen



möchte — denn alles hat seinen Sinn —, an dieses fremde Gestade, wie Sie sagen, geworfen. Sie werden wiederkommen, ich habe das so im Gefühl. Und einmal erzählen Sie mir. Denn ich kann nur in das Vertraute sprechen.« Er sprang auf etwas andres über: »Ich bin in meinen Knabenjahren einmal auf einer Reise durch Thüringen in Dietrichstein gewesen. Nicht wahr, das gehört Ihrer Familie? Ist es nicht etwas Wunderschönes, so alte, edel gebaute Häuser mit den vielen Traditionen seine Heimat zu nennen? Ich habe ein Erinnern an eine rührend anmutige, so ganz deutsche Landschaft, an ein wundervolles Buchental. Und da waren noch so seltsame Hoheitszeichen —«

Es klingelte draußen. Hilmar erschien, bepackt mit einem Koffer, dem Pelz und — schreckensvollem Gesicht.

Eine Viertelstunde später war Albrecht wieder der elegante Offizier. Er dachte: Ich muß nun wohl gehen, jetzt habe ich keinen Anlaß mehr, zu bleiben. Der Professor versprach, ihn morgen zu besuchen.

Das flüchtig gestreifte Geschick des blonden Mannes beschäftigte Albrecht. Er konnte nicht älter als einige dreißig Jahre sein, und hatte schon seine Frau verloren. Und er mochte nicht Lachen und leichte Worte in den Räumen, wo er mit ihr gewohnt hatte. Also war ihm wohl eine Geliebte gestorben. Und er konnte doch so gefaßt und so warm sein.

Albrecht erwartete den nächsten Abend, als sollte er ein Erlebnis bringen. Und als die Stunde da war und Professor Brand vor ihm stand, sagte er voll Freude: »Wenn Ihnen nur die Sache nichts geschadet hat! Ich fürchtete schon, dieses eiskalte Bad —«

Der andre lächelte: »Wer es verliert, wird es behalten, das Leben nämlich. Nur was man heftig zu behalten wünscht, ist immer in Gefahr.«

Wenn durch diesen Gegenbesuch auch nun eigentlich eine Beziehung in landesüblichen Formen angebahnt war, Albrecht fühlte es noch nicht so. Ihm war der Fremde ein Mensch, der ganz aus dem Rahmen des ihm Bekannten fiel. Manchmal hatte er wohl gedacht: Solche Persönlichkeiten muß es geben, aber begegnet war er nie einer ähnlichen. Sie sprachen erst von dem jungen Menschen, den sie aus dem Wasser geholt hatten. Brand war bei ihm gewesen und hatte dann dem eitlen und ehrgeizigen Vater einiges Nachdrückliche gesagt. Freundlich fragte der Gast nach Albrechts Lebensumständen; da sie doch gestern fast das gleiche Ende ereilt hätte, sei es wohl natürlich, einander zu erzählen.

Albrecht fand ein Lächeln. »Ja, wir wären fast in den finsteren Orkus geschwommen. Haben Sie auch mal das Gedicht von einem der Schlegel auswendig gelernt, in dem die Geschichte von Arion und dem Delphin behandelt wird?

Leb' wohl, nie kann ich dich belohnen,
Du lieber, freundlicher Delphin,
Du kannst nur hier, ich dort nur wohnen,
Gemeinschaft ist uns nicht verliehn.«

Und diese erheiternden Verse aus Jugendzeiten machten ihn fröhlich. »Das klingt doch heute wie ein pathetischer Bänkelsang.« Er rekelte sich in seine Sofaecke. »Ich weiß nicht, woher ich den Mut bekomme, Ihnen ein lächerliches Gedicht von einem interessanten Mann aufzusagen. Man wird fröhlich durch Sie. Ich habe das Gefühl, als wären Sie zu allen Menschen, die Sie aufsuchen, warm und gut. Das ist so wunderlich. Ich hatte es noch zu niemand. Vielleicht ist es doch das: man war miteinander für halb unbewußte Augenblicke jeder Konvention ledig. Man hat sich wie in einer unendlichen Einsamkeit getroffen.«

»Und in dem gleichen Instinkt,« sagte Brand. »Vielleicht retteten wir ein Leben, dem niemals frohe Kränze winken. Wenn Sie nicht gekommen wären, Graf, würde er dem Aumeister zugegangen sein. Ich war völlig erschöpft und kam nicht ans Ufer. Mein physisches Herz tat nicht mehr mit. In Wahrheit sind Sie also der Retter.«

Albrecht war auf eine unerklärliche Weise gefesselt von den schwermütigen blauen Augen des Mannes. »Und wohin wäre man dann gegangen? Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis — ein Sinnbild dessen, was ewigen Bestand haben soll. Aber Fausts Weisheit wird so erdenfest. sie denkt an die ewige Wiederbringung aller Dinge hier auf der Welt. Und nur der Rhythmus schwerer und süßer Worte ist wie der transzendentale Traum von Musik —«

Und er lächelte auf eine sonderbare farbige, junge Art — wie erfreut von seinen eignen Worten.





Wilhelm Kricheldorff-Celle: Damenbildnis

»Es gibt keine Normen für die Zukunft, es gibt nur Ahnungen,« sagte der andre. »Und jeder hat über sein Wissen, seine Erkenntnisse hinaus irgendeine schwere oder holde Überzeugung. ‚Du würdest mich nicht suchen, wenn du mich nicht gefunden hättest,' sagt Pascals Gott zu der Seele. Ich liebe dieses Wort. Es ist so unbeschreiblich gütig. Man hätte es in der Zeit hören müssen, wo einem noch nicht mit J. P. Jacobsen und Friedrich Nietzsche der Atheismus ‚die heilige Sache der Wahrheit' gewesen ist. Und dieser ‚Atheismus' bedeutete doch nur, daß man in sich alten Formelkram und verstaubte überlieferte Begriffe ausräumte — einen hellen Sommertag lang den Himmel über sich als Lichtabgrund sah und, auf einem seligen Kahn, voraussetzungslos, nicht beschwert von Zweck und Schuld und Leid, in den Ozean des Lebens schiffte.«

»Und dann?« fragte Albrecht, wieder das farbige Lächeln der Jugend auf dem Gesicht.

Auch der andre lächelte; kein Zug des Genusses und des Überdrusses entstellte die reinen Linien seines schönen Mundes. »Dann kommt die Auseinandersetzung zwischen dem Ich und der Welt. Dann kommen die großen Freuden und die großen Verzweiflungen, und einmal kommt auch der Tag der Seele, die ihr Leben lebt, über Werk und Verantwortung hinaus. Und die sich endlich nicht mehr fürchtet, hinüberzugehen, weil es eine so schöne und gute Sache ist, zu denken: Einmal hört alles Quälen, alles eigne Ringen auf, und was dann unser ist, wird Geschenk sein.«

Es war Albrecht, als habe er nie so sanfte und zuversichtliche Worte gehört. Er fühlte sich weggerückt von dem Alltag seines Lebens, der hart war, weil er im Unbeseelten und Kargen lief. Und er fing plötzlich an zu plaudern, als säße da neben ihm nicht ein Herr, den er erst seit gestern kannte, sondern ein Vertrauter von langen Zeiten her. Er sprach zum ersten Male einem Menschen von seinem Unglück mit Carly, von seiner trostlosen Stellung zu seinem Vaterhaus. Dabei ahnte er nicht, wie sehr dieses Vertrauen zu einem fast Fremden seine innere Einsamkeit enthüllte. Er fühlte auch nicht, daß er damit vielleicht eine beginnende Beziehung aufs Spiel setzte. Furchtlos kamen ihm die Worte, als sei sein Gast nicht ein junger Gelehrter, sondern ein alter, väterlicher Mann oder einer, der es wie ein Priester oder Arzt gewohnt ist, die Leiden der Menschen vor sich ausgebreitet zu sehen.

Aber sein Instinkt hatte ihn nicht betrogen. Der andre mochte wohl fühlen, daß diese Worte noch zu niemand gesprochen waren. »Ich habe bald Osterferien,« sagte er statt aller Antwort. »Können Sie nicht einen Osterurlaub von ein paar Wochen nehmen? Ich will etwas ganz Primitives und Altväterisches machen. Von Ansbach aus über Hohenzollern-Erinnerungsstätten und die alten kleinen Reichsstädte ins Hohenlohesche wandern. An lauter verschollene Plätze. Kommen Sie mit! Es wird eine Handwerksburschenfahrt. Befällt uns aber die Lust, so werden wir Reisende von Distinktion, die mit Extrapost durch alte Stadttore fahren. Ich wünschte mir lange einen Gefährten zu einer solchen Aventiure.« Er lächelte herzlich. »Wie ist es? Brauchen Sie lange, um Urlaub zu erhalten? Sie müssen da heraus — Sie sollen nicht in der Stadt sein, nicht die Gesichter sehen, die Sie immer wieder an solche verzweifelten Tage voll Gram und Herzeleid erinnern.«

Albrecht stimmte rasch entschlossen zu. Und ein paar Tage später ging es auf die Reise.

Die Gassen von Ansbach schienen wie ausgestorben. Respekt vor der Vergangenheit, sagten sie. Die Schönen, die einst in der Stadt gelebt, die Tanz und Anmut geliebt hatten, waren weggeweht. Der Aprilwind fegte die Gassen rein. Er rüttelte ein wenig an alten grünen Fensterläden wunderschöner Rokokohäuser.

»Gibt es hier keine Menschen?« fragte Albrecht.

Aber da kam als Antwort schon ein Fräulein des Wegs. Sie kam vom Schlosse her und führte einen Kampf gegen den Wind. So ging sie an August Graf von Platen-Hallermund vorüber.

»Ihm g'nügt' ein Freund, ein Becher Wein im Schatten und ein berühmter Name nach dem Tode.« Albrecht zeigte seine Bildung im Zitat.

»Der Genius loci wirkt,« fand Brand. »In Ansbach ist es immer guter Ton und

Beweis einer ‚feinen' Erziehung gewesen, wenn einem raschläufige Zitate zu Gebote standen.«

Das alte Fräulein kam näher. Windschief saß ihr vortrefflicher Kapotthut. Ihr Pompadour — oh, auch Ansbach hat seine Pompadours gehabt — schwankte melancholisch in falbem Grün. Die kleinen Schritte trippelten. Albrecht sah nicht, daß seines Gefährten Hut flog, er sah nur, daß das alte Fräulein knixte.

»Herr Professor? Ei, schönen guten Tag! Seh' ich recht?«

»Gnädiges Fräulein, wie schön: die erste Begegnung im alten guten Ansbach. Wie geht es? Was macht die Poesie? Sie gestatten, Fräulein von Reckendorff, daß ich Ihnen den Grafen Dietrichstein vorstelle.«

Barmherzigkeit, ja, das alte Fräulein knixte wieder! Aus längst verschollenen Tanzstundentagen holte sie die Gebärde der Jugend. Die braunen Augen in dem fast nur männerhandgroßen Gesicht funkelten fröhlich.

»Dietrichstein? Ah! Ganz recht. Ein fränkisches Schloß von der Markgräfin mit den abscheulichen Memoiren ist nach 1806 an die Dietrichsteiner Grafen gegangen. C'est bon,« fügte sie anmutig hinzu, den alten Namen des Schlosses zu einer Artigkeit wandelnd.

Albrecht ersehnte den Genius loci, daß er mit einem Zitat zu Hilfe käme. Doch der Genius hatte die Fackel gesenkt. »Ich bin entzückt, Gnädigste,« murmelte er, dumpf ahnend, so habe man gewiß in der Blütezeit Fräulein von Reckendorffs sich ausgedrückt.

»Die Herren werden doch ein wenig bleiben? Unsre schönen Wälder — und auf gut fränkisch. Professor: derhamm is derhamm. Hab' ich die Freude? Ich wohne immer noch im alten Haus. Der Landstallmeister, mein Bruder, ist leider recht lahm geworden. Er wird sich eine Ehre draus machen, wenn die Jugend ihn aufsucht. Übermorgen zum Kaffee? Um drei Uhr — ist's angenehm?«

Albrecht mußte sich umdrehen. Er mußte dieser Gestalt nachsehen. Gewiß war sie siebzig oder achtzig Jahre alt. Aber sie schwebte leichtfüßig dahin, freudig belebt, und der Pompadour schwankte im Wind. »Nehmen Sie alle Einladungen an?« fragte er endlich kläglich und heiter zugleich.

»Alle!« antwortete Brand fröhlich. »Auf ein Hektoliter Kaffee müssen Sie sich gefaßt machen. Reisende von Distinktion werden immer invitiert, wenn sie alte Residenzen betreten. Connaissancen werden gezeigt.«

Sie gingen weiter. Im Hofgarten, unter den schönen Lindenalleen blühten die ersten Anemonen. Ein Duft von Frühling kam von den Rasenflächen und den Büschen. Die Amseln sangen. Dann lag, kalt in blauem Dämmern, der lange Bau der Orangerie da, mit geschlossenen weißen Toren und Fenstern, leblos und doch wie in einer träumenden Erwartung.

»Jetzt sollte man ins Schloß können!« meinte Brand, als der stolze Bau wieder auftauchte. »Kerzen müßten brennen, die verlassenen Räume müßten leben, und man müßte den Revenants ein Fest geben.«

»Wollen wir einen Lakaien bestechen? Die gute Stadt Ansbach meint dann, wenn sie die Lichter sieht, es wandle die weiße Frau.«

Da tauchte eine Litfaßsäule auf. Neben August Graf von Platen. Ein Streichholz flammte. Und dann kam Albrecht das Lachen. »Königliches Schloßtheater,« las er laut. »Heute abend halb acht Uhr: Kean oder Genie und Leidenschaft. Schauspiel von Alexandre Dumas père. — Wo ist die Kasse? Ich fliege! Wir müssen eine Loge haben. Ich will Genie und Leidenschaft von Alexandre Dumas père sehen. Mit Herrn Heinrich Bruglochner vom Stadttheater in Nürnberg als Gast. Es ist ein junger Kainz, es ist ein junger Possart, ich fühle es, wir erleben eine Sensation.«

»Heinrich Bruglochner?« fragte Brand erstaunt. Ein neues Streichholz flammte auf: »George Prince of Wales: Herr Xaver Köhler — Lady Amy: Fräulein Eva Schmidt — es ist berauschend. Ich habe mich noch nie auf ein Theaterstück so gefreut.« Brand lachte gutmütig. Nun, dann sei es Zeit, essen zu gehen. »Vielleicht sehen wir im Gasthof die Crailsheimschen Herrschaften vom Familientag zur Tafel schreiten,« rief Albrecht, von neuem in Heiterkeit. »Oh, es ist wunderschön in Ansbach. Im Schloßtheater treffen wir all Ihre Bewunderer, Professor Brand. Sie sagen: Nein, wie groß ist Karllutzchen geworden! Und so berühmt! Muß man den Frack anziehen? Nein? Wie traurig!«



Das Schloßtheater in Ansbach ist ein kahler Saal in der Reitschule, mit einer Art Galerie, wo die Notabeln der Stadt sitzen, und heute saßen viele da, die sonst zu vornehm, zu gebildet, zu ernst, zu brav waren, in einer solchen Schaubühne noch einen Schimmer von Schillers moralischer Anstalt erblicken zu wollen. Der Zauber junger Jahre war den Menschen wohl mit dem Stück verknüpft, und wie man wieder zu Büchern greift, an denen man »einst die Kraft seiner Jugend gemessen«, so kamen zu dem Stück verschollener Interessantheit die alten Damen und Herren hereingetrippelt auf die Tribüne. Albrecht hatte es nicht erwarten können, er versprach sich eine große Lustbarkeit und wußte kaum, daß dieser einzige Tag in der Freiheit mit einem starken und natürlichen Menschen ihn eindrucksfähig gemacht hatte. Er fand einfach alles »originell«.

Bald war auch richtig Fräulein von Reckendorff da — in zimtbraunem Seidenkleid, mit einer riesigen Gemmenbrosche. »Das ist mir lange nicht passiert, daß ich zwei junge Kavaliere im Theater treffe,« sagte sie.

»Geben Sie uns die Ehre, zwischen uns zu sitzen, Fräulein von Reckendorff.«

»Das Vergnügen ist auf meiner Seite,« antwortete sie zierlich in der Sprache eines andern Jahrhunderts. »Morgen heißt es in Ansbach, die alte Reckendorffin hat den jungen Mädels zwei Courmacher eingesalzen. Schadet nichts! Verteidigen muß ich mich so wie so, daß ich ins Theater und gar zu einem solchen Stück laufe. Also lohnt es doch.« Und sie lachte von Herzen und zog an den gelben Glacéhandschuhen, deren leere Fingerkoppen sich durchaus nicht mehr ausfüllen wollten. »Wissen Sie, lieber Herr Karllutz — ich darf doch noch so sagen? —, Ansbach, das heißt, die guten Kreise, sind frömmer als je, weil wir da in Nürnberg die Gottesleugner sitzen haben, die mit der neuen Richtung. Es geht jetzt oft recht säuerlich her, wenn wir plaudern — aber fürs Neumodische kann ich mich auf meine alten Tage nicht mehr begeistern —«

Der Redestrom brach ab. Es gab Musik. Oh. wie wundervoll! Albrecht fuhr beinah in die Höhe vor Freude. Die Ouvertüre zum »Freischütz« leitete das Drama von Genie und Leidenschaft ein. »Kommt ein schlanker Bursch gegangen —«, »Und ob die Wolke sie verhülle«. Die Ouvertüre wurde auf einem Piano gespielt, das rechts vor dem Vorhang stand — man hatte gar nicht gedacht, daß es auch eine Mission hätte.

»Alte Zeiten, alte Zeiten,« flüsterte Fräulein von Reckendorff gerührt.

Und dann kam das Stück. Ball beim Prinzen of Wales. Abendmäntel aus den ersten »maisons« der Stadt — Herr Xaver Köhler zeigte als Prinz die wundervollen Beine eines geübten Turners. Merry old England — wie sprang er so hübsch! Herr Heinrich Bruglochner aus Nürnberg ließ seine Arme in Genie und Leidenschaft rasen. »Es sind Athleten,« behauptete Albrecht begeistert. Lady Anny kam. Sie hatte die Attitüden ihrer Kammerjungfer geborgt. Leidenschaft, Leidenschaft! Dann das Genie. Verrammelte Betten, zerbrochene Flaschen, das morgendliche Chaos einer verlieberten Nacht.

Herr Heinrich Bruglochner aus Nürnberg wurde ein bebender Mensch. »Aus gutem Hause ist er,« flüsterte Fräulein von Reckendorff, »ein Affront, eine Familientragödie. Hat schon den Dr. jur. und — ach, das Hamletchen, nein — lieber Herr Karllutz, ich möcht' den Heiner Bruglochner sehen. Kann man ihm nicht ein Wort zukommen lassen?«

In Begeisterung flüsterte Albrecht: »Gnädigstes Fräulein, ich lade die Schauspieler in den Stern ein. Kriegt man da so in der Eile ein Souper?« Er wollte plötzlich Dinge tun, die er nie in seinem Leben gemacht hatte. Irgend etwas — vielleicht die Freiheit, vielleicht ein neuerwachtes Gefühl des Lebens machte ihn kindlich, machte ihn lächeln, nach irgend etwas die Hand ausstrecken.

»Ja, aber, Graf Dietrichstein — nein, das können Sie wegen der Crailsheims nicht tun. Die Komteß Marie ist da und der Minister.«

»Nun dann den Hamlet!«

Tumult war im Publikum. Die Ladies in den Logen fielen in Ohnmacht. Kean bot seine Sensation.

»Wo ist denn der Professor?«

Weiß der Himmel, Brand war hinter die Kulissen gegangen.

»Der Bruglochner wohnt auch im Stern,« sagte er, als er wiederkam. »Er wartet



nachher vor der Reitschule. Er freut sich sehr, daß gnädiges Fräulein an ihm teilnehmen.«

Die erborgten Ladies und Gentlemen erholten sich aus Ohnmachten, Genie, Leidenschaft und Wahnsinn verbeugten sich artig auf der Bühne, das Stück war aus ...

Vor dem Theater stand einsam Kean. Eine gute Figur. Und dann bewegte man sich durch die Straßen der alten Stadt, den Markt hinunter. Eine feierliche Kirche, schöne Dächer. Ein Brunnen rauschte. Drüber glänzte im Sternenlicht die vergoldete Herme des letzten Markgrafen von Ansbach und Baireuth.

Kean und Fräulein von Reckenborff gingen voraus. Das seltsame Paar war im eifrigen Gespräch. Und Brand unterrichtete Albrecht: Dieser Kean war ein Korpsbruder von ihm. Onolde, einst der Stolz der Verbindung. Ein kluger Kopf und kühnen Wesens. Man hatte erwartet, es werde ein Jurist von der Art des alten Feuerbach aus ihm werden. Aber Maßhalten war nicht sein Erbteil gewesen, frühe Leidenschaften rissen ihn fort von seinen Pflichten. Eine Laune, hier unter mäßigsten Provinzschauspielern als Gast aufzutreten.

Man kam über Gassen und Gäßchen zu einem stillen Hause, wenn man wollte einem kleinen Palais, das gartenlos, auf einer gepflasterten Anhöhe über einem freien, von niedrigen Häusern umfaßten Platz lag.

Fräulein von Reckenborff verabschiedete sich. Aufregung sprach aus ihrem Gebaren. »Nein, die Jugend — die Jugend,« sagte sie, und es war, als hätte die Atmosphäre von drei jungen Männern auf sie gewirkt wie Wein und Frühling, die das Herz mit ziellosen Wellen erfüllen.

Der Schauspieler schloß ihr die Tür auf. Dann kam er mit sonderbaren Sprüngen die kleine Anhöhe wieder herunter. »Wunderliches Ansbach!« sagte er halb gerührt, halb pathetisch. »Eine Flasche Wein im Stern — ein alter Korpsbruder, ein fremder Graf —« Er schlenkerte wieder die Arme, wie auf der Bühne. »Nun, das wird ein guter Abgang aus Ansbach.

Es gab ein langes, düsteres Zimmer im Stern, wo kein Gast mehr saß.

Da machten sie es sich bequem. Eine Weile saß Albrecht als stummer Zuhörer, die Korpsbrüder tauschten Fragen nach Andern, flüchtige nach dem eignen Ergehen. Der Schauspieler hatte ein kühnes Landsknechtsgesicht, kantige Formen, einen schöngebildeten Schädel. Seine elegante Gestalt war ein wenig zusammengesunken.

»Sonderbar, daß du hier bist, Brand! Sonderbar, daß Sie hier sind, Graf Dietrichstein! Manchmal schickt das alte Ansbach Pfeile aus, trifft einen, und man muß wiederkommen. Es zog und zerrte mich her. Ich bin gestern den ganzen Tag durch die Erinnerungsstätten gegangen. Ich suchte die selige Torheit der frühen Tage wieder. Mich hat doch immer das Schloß so bezaubert, diese festlich schönen Räume, gemacht für Elan, Liebe, Affekt — dunkelste Dinge. Ich wollt' nicht ein Regierungsrat im zweiten Stockwerk werden — es ist eine Barbarei, daß über dem Glanz des Rokokos jetzt sich der Aktenunsinn ausdehnt. Ansbach müßte ganz einschlafen, Ansbach la morte in aller süßen Schwermut werden. Aber was halfen die alten Träume! Es sind keine Markgrafen- keine Bernadotte-Zeiten mehr. Man spielt nur die verschollenen Machthaber. Und einmal wollte ich im Schloß von Ansbach Akteur sein. Hätte ich nur gewußt, daß Menschen da waren, die dies Gefühl vielleicht mitbesitzen —« Er lächelte kränklich. »Oh, keine Verlegenheit! Ich weiß genau, daß ich nie ein großer Schauspieler werde. Das Geheimnis des großen Schauspielers ist seine Liebe zum Publikum. Ein Schauspieler mit Erfolg — und das ist dasselbe wie ein großer Schauspieler — muß unablässig den sinnlichen Einfluß seiner Person ins Parkett werfen. Ja, sinnliche Erregung zu schaffen, ist das Geheimnis des schauspielerischen Erfolgs. Meinen Sie, die Menschen treibt die Tragödie, die sie zu Hause lesen könnten, ins Theater — das Wort, das geistige Problem, das Schicksal Fremder? Oh, sie glauben es vielleicht — aber alle wollen wieder einmal das Fluidum süßer Erregtheit fühlen, sich davon umspielen lassen. Dafür hat man sein Eintrittsgeld bezahlt. Schöner, als der Tag sie macht, macht die Frauen die leise Unruhe, die sie durch den Schauspieler erhalten. Kühner werden die Männer, um deren Gunst da oben auf der Bühne die großen Theaterdamen sich mühen. Das Parkett lebt vom Duft der Schauspieler,



hat Lustgefühle in seiner Atmosphäre. Und wer einer ‚Idee‘ dienen will, wird niemals ein großer Schauspieler werden.«

Für Albrecht waren diese Auffassungen neu. Er machte den Versuch eines Widerspruchs, doch der Schauspieler lächelte: »Hätte ich nicht recht — was übrigens an sich ganz gleichgültig ist —, also, wäre es nicht so, wie ich sage, wie in aller Welt könnten Sie es sich erklären, daß Menschen, Männer aus dem Hamlet nach Hause gehen oder aus dem Faust und ihre bürgerlichen Gewerbe, ihre Berufstretmühle, ihr alltägliches Geschick noch ertragen? Würden sie nicht lieber tot sein, als Alltägliche, Durchschnittliche, wenn sie das Bild höheren oder auserlesenen Geschicks gesehen haben? Wer ist noch gern ein Assessor, wenn in aller sinnfälligen Farbenpracht die Wallensteintragödie vor ihm sich abspielt? Wer möchte noch bedenken, wie seine armselige Karriere weiterläuft, wenn der Prinz von Homburg ihn erschüttert hat oder Orest und Pylades aus griechischer Götterdämmerungszeit herübergrüßen? Und wie sollte eine feurige oder seelenvolle Frau den Alltag einer Ehe mit einem Philister weiter tragen, wenn sie Tristan und Isolde sah, Hedda Gablers Untergang erlebte oder Emilia Galottis antiken Verzicht? Im Fluidum des Schauspielers wird das Publikum über sich hinausgetragen. Und ist erst die Komödie aus — dann war sie ein Stück, zu ihrer Lustbarkeit, zu ihrem feiertäglichen Schauer ersonnen — und in der Luft des Restaurants oder der eignen Wohnung sind sie wieder die alten, und alles geht wieder im gewöhnlichen Gleis. Wenn man Schauspieler wird, hofft man andres —«

Brand sagte froh: »Nun, denk' an uns, wie wir jung waren, ganz jung. Was bedeutete uns da das Theater! Und ob für die andern die Wirkung der Tragödie stets schon im Restaurant endet, bliebe doch dahingestellt. Aus dir spricht der Mißgeschmack.«

Der Schauspieler hob seinen stolzen Kopf. »Nenn' es nur ruhig Ekel. Ich sehne mich nach neuen und andern Dingen. Ich habe heute zum letzten Male gespielt. Und darum freut es mich so, daß ich nun Menschen begegne. Mein Himmel, die alte Reckendorffin! Was für eine unverbrauchte Lebenskraft! Schenkte ihr heute das Schicksal die jungen Jahre wieder, wie munter finge sie von neuem an zu leben! Ich aber denke, meine Erdenjahre sind eine halbe Ewigkeit und wert, zu enden. Doch ich bitte um Verzeihung, ich verkörpre den Monolog.« Und er lächelte verbindlich, sah Albrecht mit seinen großen braunen Augen an und sagte: »Sie registrieren heute abend: Ein geschwätziger Schauspieler, er erzählte seine Memoiren.«

»O nein,« antwortete Albrecht fast kindlich, »ich komme mir vor, wie in einer andern Welt. Ich habe noch sehr wenig Menschen kennengelernt, die aussprechen, was sie denken.«

»Und Sie werden bald die segnen, die einem nicht die Eingeweide zeigen.«

»Was hast du vor, Bruglochner?« fragte Brand.

Der Schauspieler hob seinen schönen Kopf. Er war wirklich eine ausgezeichnete Erscheinung, hatte einen beredten Mund, eine große anständige Nase, ein schönes Oval des Gesichts, hübsches, dunkelblondes Haar und gebietende Augen. Über allem lag eine Neigung ins Altmodische, die er durch eine hohe Halsbinde in Biedermeierart und eine etwas sentimentale Kleidung unterstrich.

»Gräßliches habe ich vor, lieber Brand. Entsinnst du dich noch, daß mein Vater, der nicht mehr lebt, nicht mehr zürnt, einen Bruder besaß? Dieser Bruder hatte eine entsetzenerregende Fabrik. Daselbst wird ein Wunderbalsam gemacht. Er besteht aus einem Spiritus und Kräuterextrakten. Er heilt alles. Er heilt, ich glaube, auch Beinbrüche. Er ist Parfüm, Zahnwasser, Magenbitter, Augentrost, Gehirnstärkung, sein Genuß befreit von allen Leiden, Mängeln, Schwächen. In altertümelnder Sprache verheißt er dies dem Landvolk, dem Bürger. Die Suggestion dieser Worte springt über in Paläste und Schlösser. Wilden Völkerschaften ist es eine Bezauberung. Mein Onkel hat die berühmtesten Sprachgelehrten Europas mit der Übersetzung dieser Etiketts in die fabelhaftesten Idiome beschäftigt. Weh' mir, daß ich ein Enkel bin! Ich habe diese Fabrik geerbt. Den ganzen Onkel habe ich beerbt. Und nun kommt das Gräßliche, was ich vorhabe: ich nehme zwar das Vermögen, das der Onkel aufgespeichert hat, aber die Fabrik verschenke ich. Als eine Stiftung. Sie trägt etwas. Wohlstand wird



in dem Ländchen erblühen. Die Regierung des Ländchens hat meine hochherzige Schenkung angenommen und mir, dem Wohltäter, das kleine v. dafür angeboten. Es ist das Gräßliche, daß ich es nehme. Ich will fürderhin nicht in Firma A. W. Bruglochner heißen, nicht der Schauspieler Bruglochner sein. In andern Himmelsstrichen werde ich in Bälde als Doktor von Bruglochner in Erscheinung treten. Ich finde es selbst grauenhaft, aber ich muß mich von der Fabrik, ich muß mich vor dem Geruch des Wunderbalsams retten — und auch von dem Parfüm des Theaters.«

Albrecht wußte nicht recht, was von diesen Worten zu halten war. Sie klangen ihm halb grotesk, halb posiert. Und doch war eine Freimütigkeit in der Art des Schauspielers, die bestach.

»Aber mein lieber Kerl,« sagte Brand. »Meinst du, es ist hübsch, als neugeschaffener Edelmann von Wunderbalsams Gnaden?«

Da lachte der andre. »Ich habe immer die Metamorphosen allzusehr geliebt. Tel est mon sort. Kannst du nicht verstehen, daß jemand irgendeinen Bruch in seinem Leben nicht anders überwinden kann als mit ewigen Seiltänzersprüngen? Ich weiß genau, was ich einst sein werde. Nichts Schlechtes. Ich weiß genau, was eines anständigen Menschen Lebenspflicht ist: eine Arbeit, eine Aufgabe, die um ihrer selbst willen geschieht. In die Jahre meiner Reife sollen mir nicht mehr die Spukgestalten einer unruhigen Phantasie kommen. Darum ließ ich ihnen Rechte — laß sie leben, bis sie von selbst sterben. Jetzt sind wir in Ansbach. Trinken wir auf die alte Rokokodevise: Vive la joie!« Er hob sein Glas, er lächelte, wie es Albrecht schien, auf eine bezaubernde Weise: »Die Freude ist immer ein Geschenk der Stunde. Ein bunter Schirm, vor Unerträgliches gestellt. Davon weiß jeder. Nun — es ist eine heitere Nacht, und die trüben Gedanken schlafen.« Er neigte sein Glas zu dem Albrechts.

Dem wurde es, als habe der sonderbare Mensch in ihm gelesen. Und vom Wein und dem ungewohnten Gespräch ein wenig erregt, fühlte er eine Wärme in sich für den Schauspieler. Es war, als trüge der seine Leiden, seine Toten wie Träume —

»Ich gehe noch in dieser Nacht. Ich bin mit einem Auto hier. Die alte Nürnberger Straße raus. Nach Berlin gehst du, Brand? Sie auch, Graf?«

Albrecht sann noch über dem flüchtigen Wort: Die Freude ist ein bunter Schirm, vor Unerträgliches gestellt.

»Wenn Sie mit dem Auto hier sind, Herr von Bruglochner, dann eilt es doch nicht so. Ich höre Sie so gern sprechen.«

Aber er hatte schon dem Kellner geklingelt. Das Auto ratterte draußen.

»Die Crailsheims mit dem Familientag fahren aus ihrem Schlaf,« sagte er melancholisch. Und dann: »Karllutz, du könntest mir einen großen Gefallen tun. Geh doch ins Haus unterm Prinzengarten. Nur so ins Erdgeschoß — in den Flur. Oder noch die Treppe hinauf. Sie hatten dort zwei große, riesenhafte Katzen mit dicken Köpfen und ungeheuren Pelzen. Eine graue und eine getigerte. Ich möchte wissen, ob die Maunzen noch da sind. Telegraphiere es mir — ich wohne im Württemberger Hof.«

»Nur von den Katzen soll ich dir Nachricht bringen?«

»Ja, das ist so ein Aberglaube. Also, grüß' Gott und fahr wohl! Alles Gute, Graf, und vielen Dank —«

Albrecht blieb noch wach. Er blickte auf eine Allee hinunter, die Promenade geheißen. Dann schrieb er sich irgend etwas auf.

Zwei Kerzen brannten trübe. Andre Beleuchtung gab es nicht. »Die Freude ist eine bunte Wand, vor Unerträgliches gestellt.« Plötzlich sah Albrecht ganz fern, weit weg, einen Mann mit einem blassen Gesicht zwischen zwei Kerzen sitzen an einem öden Tisch. Eine Sekunde Neugier und Schreck —

Der alte Spiegel — der den zweiten Saal schuf. Hastig stand er auf. Was war das mit den Katzen? Wollte jemand wissen, ob eine Einstgeliebte noch die alten Tiere um sich hatte? Oh, wie klein können Wünsche werden! Und er dachte: Ich glaubte so lange, ich allein trüge ein Unerträgliches — —

Die Begegnung mit dem Schauspieler ging Albrecht noch lange nach. Er ließ sich von Brand noch von ihm erzählen. »Aber alles, was er angriff, brachte er Unruhe.« sagte Brand. »Alles riß er aus seinen Gleisen. Ihm selbst, in seiner ewigen Beweglichkeit waren die Sensationen verwirr-



ter Zustände das Lebenselement. Die andern konnten sehen, wie sie wieder zurückkamen. Er wurde gar zuviel geliebt. Nur einmal — ja, da hat er wohl einen großen Kummer erfahren.«

»In dem Haus mit den Katzen?«

»Ich glaube wohl. Wir wollen klingeln. Aber erst sehen wir das Schloß an.«

Sie gingen durch den alten Bau. Sie durchschritten die festlichen Säle, in denen schöner als irgendwo die Grazie und die Heiterkeit des Rokokos wie ein alter, süßer Traum lebt.

Am Schloßberg, hinter Mauern, die einen hügligen Garten umschlossen, lag das Haus einer Frau von Gebsattel. Brand hatte gesagt: »Ich kann nicht gut dort über die Flure schleichen, der gute Bruglochner bedenkt so etwas nicht. Ich müßte einen Besuch machen und habe doch keinen Grund dazu, halbfremde Damen aufzusuchen.«

Albrecht bot sich freudig an. »Ich sage, ich glaubte, hier habe Kaspar Hauser gewohnt.«

Er ging durch einen Garten, in dem schon Veilchen blühten. Es war ein alter, rührender Garten mit Mäuerchen und Buchsbaumeinfassungen. Eine schöne hölzerne Barockbank stand an einem Platz in der Sonne. Das Haus, nur aus einem Erdgeschoß und Mansarde bestehend, lag freundlich und ein wenig in Verfall. Eine der Türen nach der kleinen Terrasse stand offen. Da war ein weiter Flur. Sacht trat Albrecht ein. Er sah große Ölgemälde, Bildnisse an den Wänden: Männer und Frauen. Und er sah das lebensgroße Abbild einer ganz jungen, sehr süßen Dame, die schlank, in einem zeitlosen Gewand an einer niedrigen Mauer stand und in blaue Fernen sah. Vor diesem Bild kam er sich plötzlich als Eindringling vor. Leisen Trittes ging er zurück.

Auf der Terrasse, nahe der Barockbank, rekelten sich jetzt die Katzen in der Sonne. Er ging zu den Tieren hin; sie ließen sich streicheln und die dicken Köpfe krauen. Sie hatten Pelze von geradezu majestätischer Fülle. Seine Hand fühlte ein sinnliches Wohlbehagen, und es wurde ihm, als müßten dies geheimnisvolle und ganz wunderbare Katzen sein.

Als er sich wieder erhob, sah er eine alte, gebückte, weißhaarige Dame aus dem Hause kommen. Sie hatte ein vornehmes, klassisches Gesicht mit großen blauen, beinah fritzischen Augen. Ihr Kleid war altmodisch und ein wenig arm. Er war verwirrt, grüßte und sagte hilflos: »Tausend Verzeihungen, gnädigste Frau, ich habe von draußen die schönen Katzen gesehen —«

Aber die alte Frau schien ihn nicht zu sehen oder mit jemand zu verwechseln oder ihre Gedanken nicht zu verlassen. »Ja, ja, Herr Musikdirektor, meine Tochter wartet schon —«

Und sie ging, mit ihrem Stock vorwärtstastend, auf die Bank zu. Da merkte er, die schönen Augen waren wohl vor Alter trübe geworden.

Und er stieg die sanften Gartentreppen wieder hinunter und dachte: Wunderliche Stadt, wunderlich rührende Verschollenheit!

Morgen ging er weiter — nach Schwaningen und dem Hesselberg zu.

Und Albrecht fühlte: die Luft roch nach Veilchen — und die unbekannte Ferne winkte.

(Fortsetzung folgt.)

Friedenstal

Beschirmt von sanftgewölbtem Buchendach
Hielt oft ich späte Rast am Waldeshange —
Vor mir, auf steilen Matten, blieb noch lange
Der Widerschein des lichten Abends wach.

Zu meinen Füßen sah die kleine Stadt
Ich eng sich in den Schoß der Berge schmiegen,
Gleich einem Kind, das Mutterknie wiegen,
Das, hold bewahrt, kein Leid zu fürchten hat.

Und zogen Glockenstimmen durch das Tal,
War mir's, als würd' aufs neue hier geboren
Der Friede, den die wunde Welt verloren,
Der heilige, beim ersten Sternenstrahl.

Marie Tyrol



Die Entwicklung des deutschen Soldatenliedes

Von Prof. Dr. W. Lucke (Hannover)

Gott gnad dem großmächtigen Kaiser frumm,
Maximilian! Bei dem ist aufkummen
Ein Orden, durchzeucht alle Land
Mit Pfeifen und mit Trummen:
Landsknecht sind sie genannt.

Der Bruder dieses Ordens, der um 1518 so sang, berichtet Wahrheit. Mit gleichem Recht, wie man dem berühmten Habsburger den Ehrennamen des letzten Ritters beigelegt hat, darf man ihn auch als den Vater der Landsknechte bezeichnen.

Allerdings hatte es bereits seit dem vierzehnten Jahrhundert Fußsöldner in Deutschland gegeben, und ihre Bedeutung war gewachsen, je mehr das Rittertum verfiel. Sogar der Name Landsknecht — lansquenetz — taucht schon vor dem Regierungsantritt Maximilians auf. Aber erst er stellte diesen kriegstüchtigen Männern eine große einheitliche Aufgabe im Dienst des Reiches. So erwächst aus ihnen ein eigner Stand, der sich aus den verschiedensten Schichten zusammensetzt. Buntscheckig ist er in Tracht und Bildung, aber gleichartig in der Bewaffnung mit dem langen Spieß und in seinen Anschauungen von Menschenwert und Kriegerehre. Der deutsche Soldat tritt mit dem deutschen Landsknecht in die Geschichte ein.

Wie aber jeder Stand trachtet, nach außen hin in Kleidung, Umgangsformen, Sprache, nicht zuletzt auch in eignen Liedern seine Bedeutung kundzutun, so auch dieser. Und so wird die Schöpfungsstunde eines deutschen Soldatenstandes auch die Geburtsstunde des deutschen Soldatenliedes.

Die ersten Gegner, mit denen sich die Landsknechte maßen, waren die in Frankreichs Sold fechtenden Schweizer, und bezeichnenderweise richtet sich gegen diese auch eins ihrer ersten Lieder. Mit grimmem Humor gibt nach der Schlacht bei Marignano der Landsknecht ihnen den Hohn eines Spottgesangs

Gott grüß dich, Bruder Veite,
Hörst du kein neus Geschrei?

zurück. Jetzt nahm er den Zuruf als Ehrentitel an, und die getragene Melodie des Liedes, der Bruder-Veiten-Ton, wurde einer Menge späterer Texte untergelegt.

Noch größeren Ruhm als Marignano brachte den Landsknechten die Schlacht bei Pavia (1525). Eins von den vielen zu Ehren dieses Sieges gedichteten Liedern, ein Trommelreim, wurde noch im siebzehnten Jahrhundert gesungen. Nach einem einleitenden sehnsuchtsvollen Gruß an die ferne Geliebte beginnt der Bericht von dem großen Geschehnis:

Herr Jörg von Fronsperg,
Der hat die Schlacht vor Pavia gewunnen,
Gewunnen hat er die Schlacht vor Pavia in einem Tiergart,
In neunthalben Stunden gewunnen Land und Leut.

Wundervoll ist die Stelle, da der siegreiche Führer der furchtbaren Blutarbeit gedenkt; massig und schwer wuchten die Worte:

Im Blut mußten wir gan,
Bis über, bis über die Schuh.
Barmherziger Gott, erkenn die Not!
Wir müssen sonst verderben also.

Trotz der nicht überall tadellosen Überlieferung ist das Lied eins der schönsten historischen Volkslieder, die wir besitzen, eins, das auch heute noch einer verständnisvollen Vertonung einen dankbaren Stoff bieten könnte.

Das sechzehnte Jahrhundert war erfüllt von Waffenklirren und Schlachtenlärm. Gegen Türken und Franzosen mußte der Landsknecht zu Felde liegen, 1527 eroberte er die Stadt des heiligen Vaters, im Schmalkaldischen Kriege verteidigte er den Protestantismus gegen die spanischen Truppen Karls V., ganz abgesehen von den zahllosen kleineren Unternehmungen, an denen er beteiligt war.

Eine Menge Lieder berichten auch von diesen Taten, jedoch sind die meisten zu breit, als daß sie bleibende Soldatenlieder hätten werden können. Bekannt ist eins auf den Tod des Franz von Sickingen: »Drei Fürsten hond sich eins bedacht«. Viel gesungen wurde eins von der Belagerung Magdeburgs 1550/51.



O Magdeburg, halt dich feste,
Du wohlgebautes Haus!

ruft es der starken Elbfeste zu und schildert dann anschaulich ihr Rüstzeug:

In Magdeburg auf der Mauer,
Da liegen der Büchsen viel,
Sie klagen alle Morgen
Uber der falschen Christen Spiel.

Zu Magdeburg auf der Brücken,
Da liegen zwei Hündlein klein,
Die bellen alle Morgen
Und lassen kein'n Spanier ein.

Zu Magdeburg auf dem Markte,
Da liegen zwei Fässer mit Wein,
Und wer davon will trinken,
Das muß ein Deutscher sein.

Zu Magdeburg auf dem Rathaus,
Da liegt ein gülden Schwert,
Und wer sich das will holen,
Muß sein ein Kriegsmann wert ...

Kampfeslust und Todesverachtung atmen die Lieder, die von den kriegerischen Taten der Landsknechte künden. Aber auch in solchen allgemeineren Inhalts werden gerade diese Eigenschaften verherrlicht. So spottet eins über die Leibesschäden, die man im Kriege erleiden könnte:

Der in den Krieg will ziehen,
Der soll gerüstet sein.
Was soll er mit ihm führen?
Ein schönes Fräuwelein,
Ein'n langen Spieß, ein'n kurzen Degen ...

Und wird mir dann geschossen
Ein Flügel von meinem Leib,
So darf ich's niemand klagen,
Es schad't mir nit ein Meit (= Deut) ...

Und wird mir dann geschossen
Ein Schenkel von meinem Leib,
So thu ich nachher kriechen,
Es schad't mir nit ein Meit ...

Ei, würd ich dann erschossen,
Erschossen auf breiter Heid,
So trägt man mich auf langen Spießen,
Ein Grab ist mir bereit;
So schlägt man mir den Pummerleinpum,
Der ist mir neunmal lieber
Denn aller Pfaffen Gebrumm.

Damals erklingt auch zuerst die berühmte Strophe:

Kein selgrer Tod ist in der Welt,
Als wer vorm Feind erschlagen ...,

mit ihren packend wuchtigen Worten der erhabenste Hymnus auf die Schönheit des Schlachtentodes noch heute.

Aber das Leben des Landsknechts war keineswegs fortwährendes Zufelbeliegen und sein Ende der Tod auf grüner Heide. Nur für beschränkte Fristen geworben, sah er sich nach Schluß des Feldzugs, d. h. eigentlich stets bei Beginn des Winters, auf die Straße gesetzt. Dann durchzogen die Kriegsleute einzeln oder scharenweise das Land, sie »garteten«. Der Sold war bald vertan, aus dem Krieger ward ein Bettler oder Strauchdieb. Aus solchen Lagen sind Lieder entstanden wie das vom armen Schwartenhals, dem es übel in der Schenke ging, als man seinen Säckel leer fand. Auf eisiger Scheunendiele muß er unter Dornen und Disteln schlafen.

Ich hub mich auf und ging davon
Und macht' mich auf die Straßen. —

Und nun, nach Goethe »vagabundisch, launig, lustig«:

Mir kam eins reichen Kaufmanns Sohn,
Sein Tasch' mußt er mir lassen.

Nahe verwandt sind die Lieder »von den sieben Stallbrüdern« und vom »tumben Brüderlein«, das trotz seiner augenblicklichen Bedrängnis wieder auf frohere Tage hofft. Dann wird es heißen:

Steck an die Schweinenbraten,
Darzu die Hühner jung,
Darauf mag uns geraten
Ein frischer, freier Trunk ...

Drei Würfel und ein Karte,
Das ist mein Wappen frei,
Sechs hübscher Fräulein zarte,
An jeglicher Seiten drei.

Ruck her, du schönes Weib,
Du erfreust mir's Herz im Leib,
Wohl in dem Rosengarten
Dem Schlemmer sein Zeit vertreib.

Bei aller Schelmerei bekundet das Lied doch schon eine ziemlich bedenkliche Verwilderung der sittlichen Anschauungen. Immer mehr hielten sich auch die besseren Elemente den Werbeplätzen fern, und um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts galt das Wort: »Alles, was Vater und Mutter nicht folgen will, muß dem Kalbfell folgen.«

In dieser Zeit kam auch die Reiterei, die in den Anfängen der Landsknechtsheere fast nichts mehr bedeutet hatte, zu neuen Ehren. Reiterblut ist lustig Blut. Unabhängiger von Troß und Straße kann der Mann von seinem Tier auf das Gehudel unter sich



hinabsehen, und dies Bewußtsein größerer äußerer Bewegungsmöglichkeit gibt auch ein Gefühl größerer innerlicher Freiheit. Das drücken zahlreiche Reiterlieder aus.

Keck antwortet eins auf die Frage: Was sollen wir beginnen, wenn wir die Straße nicht reiten können?:

So treiben wir aus die Lämmer und Schaf,
So folgen uns die wackern Mägdlein nach,
Mein graues Roß tut mich zwingen.
So reiten wir den grünen Wald auf und ab,
Da hört man die Waldvögelein singen.

Die gemütvolle Freude an Waldesgrün und Vogelgesang kehrt oft wieder, noch häufiger aber erzählen die Lieder von Liebesabenteuern, die der Reiter bei seinen Fahrten durchs Land erlebte. Zwei der schönsten dieser Art sind das viel überlieferte »Ich ritt einmal zu Braunschweig aus«, das den Sieg über eine spröde Schöne besingt, und das neckische:

Der Gutzgauch hat sich zu Tod gefallen
Von einer hohlen Weiden.
Wer soll uns diesen Sommer lang
Die Zeit und Weil' vertreiben?
Das soll sich tun Frau Nachtigall ...

Nach dieser Einleitung berichtet der Reiter von einem Abschiedsbrief, den ihm die Liebste geschrieben. Er weiß sich damit abzufinden:

Hast du ein'n andern lieber dann mich,
Das acht' ich wahrlich kleine,
Da sitz' ich auf mein apfelgrau Roß
Und reit' wohl über die Heide ...
Laß farn, laß farn, was nit bleiben will,
Man find't der schön Jungfräulein mehre.

Auch das noch später oft behandelte Motiv von dem Gesellen, der sein heimliches Liebesglück beim Wein ausplaudert und nun fürder vergeblich an Liebchens Tür pocht, begegnet schon damals in dem Liede: »Gut Reiter bei dem Weine saß«.

Daß unter den Reiterliedern des sechzehnten Jahrhunderts auch Klagen, ähnlich wie die des tumben Brüderleins, vertreten sind, kann kaum auffallen; eher dagegen, daß in keinem der Gedanke des kecken Draufgehens, der Freude am Einhauen in den Feind zum Ausdruck kommt. Doch das hat seinen Grund in der immerhin geringen taktischen Bedeutung der Reiterei, die zu schlachtenentscheidenden Angriffen noch nicht imstande war.

Am 23. Mai 1618 leitete der Prager Fenstersturz den furchtbaren Krieg ein, der dreißig Jahre hindurch Deutschland zum Tummelplatz der Heere von fast ganz Europa, den Soldaten zum eigentlichen Herrn der Welt machte.

Der Krieg offenbarte eine gewaltige Umwälzung in Organisation und Taktik. Immer mehr beherrschten die Musketiere das Schlachtfeld, aber auch die Reiterei und Artillerie machte das Feldherrngenie Gustav Adolfs zu brauchbaren Waffen der Feldschlacht. Jedoch stand solchen Fortschritten eine sittliche Entartung des Soldatenstandes gegenüber, die ins Ungemessene stieg. Weder religiöse noch nationale Ideale gab es in diesen Horden, und um sie bei Laune zu halten, mußten die meisten Führer ein Lagerleben gestatten, das jede kriegerische Zucht untergrub. »Soff und Spiel und Mädels die Menge!« Die Landsknechte hatten noch mit den uralten Formen des Volksrechts eine eigne Gerichtsbarkeit gehabt, in peinlichen Fällen nach dem Recht der Spieße das Urteil zugleich gesprochen und vollstreckt; jetzt stand, ein bezeichnend Mal, inmitten des Lagers der Galgen, und der Generalgewaltige (Profoß) wartete dort seines furchtbaren Amtes.

Bei einer solchen Soldateska konnte ein Lied, das voll Stolz den eignen Stand verherrlichte, nicht aufkommen. Wüste, rüde Sauf- und Zotenlieder sind wohl zahlreich im Schwange gewesen, aber nur ganz selten vernimmt man ein schlichtes Lied, in dem echt soldatisches Empfinden zum Ausdruck kommt. Ein solches ist das auf den Sieg bei Wiesloch 1622:

Wir haben den Tilly aufs Haupt geschlagen,
Und täten ihn aus dem Felde jagen —
Der Schimpf, der wird sich machen —
Mit Gottes Hilf und unserm Schwert
Ihm teuer gemacht sein Lachen,
Ja Lachen.

Frisch im Ton, aber dabei sehr bezeichnend durch seine recht materialistische Auffassung vom Soldatenberuf ist das Lied wider den Mansfelder zu singen:

Frisch auf, ins Feld zu rucken!
Die Drummel hört man lärmen schon —
Wol mit Karton und Stucken
Dem Feind das Hütlein rucken,
Ruft der Drommeten Ton! ...
Es ist kein besser Leben,
Als hat ein Landsknecht wolgemuth! ...
Da lebt man ohne Sorgen.



Was braucht der Mund, das gibt die Stund,
Von heute schon auf morgen
Gilt kaufen nit und borgen —
Man nimmt's, das ist der Grund.

Aber diese Stücke gleichen neben einigen andern frischen Brunnen in dürrer Wüste. Selbst die großen Helden des Krieges finden in wirklichen Soldatenliedern kaum je eine Würdigung, so oft auch die gezierte, mit fremdländischen Brocken durchsetzte Zeitdichtung sich mit ihnen beschäftigt.

Als die Glocken in Münster und Osnabrück den Frieden einläuteten, war Deutschland arm an Gut und Menschen, politisch ein ohnmächtiges Gebilde. Nur ein Fürst sah in diesen trostlosen Tagen hinaus über die Schranken seines Gebiets und seiner Zeit, Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst. Auf den Trümmern des alten Reiches wird er der Schöpfer des brandenburgisch-preußischen Staates, und er begründet ihn auf das Heer, und zwar das stehende Heer. Indem er die Truppe zu einer öffentlichen staatlichen Einrichtung macht und sich selbst die Besetzung der Offizierstellen vorbehält, die früher die Obersten der Regimenter vergeben hatten, macht er die Armee zu einem gefügigen Werkzeug in seiner Hand. Was er begonnen, bauen seine Nachfolger weiter aus, vor allem Friedrich Wilhelm I., der selbst neben dem Fürsten Leopold von Dessau der hervorragendste Exerziermeister seiner Infanterie wird. Mit ihrer damals unerhörten Feuerdisziplin begründete die brandenburgisch-preußische Armee ihren Ruhm in Kämpfen gegen Polen, Schweden und Franzosen. 1706 entschieden brandenburgische Regimenter die Schlacht bei Turin zu Österreichs Gunsten, und das Soldatenlied sang davon:

Die Trommeln und Pfeifen florieren,
Soldaten, die rucken ins Feld,
Eugenius tut kommandieren,
Der edle Siegesheld ...

Der Prinz Eugen war ein Liebling der deutschen Truppen, und häufig klingt sein Name im Liede wider. Sein Werben um das starke Fräulein Lille wird schalkhaft besungen, die Belagerung von Toulon 1707 veranlaßt ein reizendes Liedchen:

Ein Hähnlein wolln wir rupfen,
Ist stolz und wohlbekannt,
Schneeweiß mit bunten Tupfen,
Es soll uns nicht entschlupfen,
Toulon ist es genannt.

Fein sauber wölln wirs braten,
Ob's schreit Kikeriki,
Es soll uns wohl geraten,
Dieweil zu Gast geladen
Eugenius selbsten sie.

Er will es auch transchieren
Mit seinem scharfen Schwert,
Ihm seinen Kamm abzieren,
Den es so stolz tut führen; —
Ist einer Mahlzeit wert.

Und als nach dem Utrechter Frieden der Held gegen die Türken zieht, da erklingt auf den Fall von Belgrad das prächtigste aller Soldatenlieder: »Prinz Eugenius, der edle Ritter«. Der Überlieferung nach soll ein preußischer Krieger der Dichter des Liedes gewesen sein.

Bald jedoch brauchte der Preuße keinen fremden Helden mehr im Liede zu feiern. Friedrich der Große hebt seinen und seines Heeres Ruhm an die Sterne des Himmels. Vor allem der Siebenjährige Krieg wird eine Blütezeit des Soldatenliedes.

Schon die Eröffnung dieses Feldzugs wird mit einem frischen Ton begrüßt:

Die Sonne scheint über die Berge,
Am blauen Himmelszelt;
Ha lustig, ihr Brüder, wir müssen
Jetzt wieder rücken ins Feld!

Friedericus ruft, unser König:
»Allons, frisch ins Gewehr!
Es wollen so viele Feinde
Auf unser Preußen daher ...«

Friedericus, sei nicht bange,
Wir werden schon fertig mit sie;
Thu du uns nur kommandieren,
So pfeffern wir ihnen die Brüh'.

Diese Siegeszuversicht leuchtet auch aus zahlreichen andern Liedern, vor allem aus Spottgesängen auf die Gegner, die Reichsarmee, die Franzosen, die Kaiserin Maria Theresia selbst. Da warnt eins:

Maria Theresia, zeuch nicht in den Krieg,
Du wirst nicht erfechten den herrlichen Sieg.
Was helfen dir alle die Reiter und Husaren und alle Kroaten dazu? ...

Wenn unser Friedrich im Feld für uns ficht,
Scheuen die Teufel in der Hölle wir nicht.
Mutig zum Kampfe! so rufen die Trompeten und Pauken, wer Lust hat der komm'!

Von den vielen Liedern auf die einzelnen Siege des Königs ist eins vom Soldatenlied zum Volkslied schlechthin geworden: »Als die Preußen marschierten vor Prag«.



Mit lebhafter Anschaulichkeit schildert es die Schlacht, Schwerins Tod, des Königs Klage:

Ach, ach! was hab' ich getan!
Meine ganze Armee wollt ich drum geben,
Wenn mein Schwerin noch wär' am Leben.

Die Waffe, um deren Entwicklung sich Friedrich II. die größten Verdienste erworben, war die Reiterei. Von dem in ihr lebenden kraftvollen Geiste zeugen Lieder wie »Ein preußischer Husar fiel in Franzosenhände« und das von der Husarenbraut, der Standarte, die den ganzen Mann für sich beansprucht; darum:

Wer sich in preußischen Dienst will begeben,
Der muß sich sein Lebtag kein Weibchen nicht nehmen ...

Das Heer Friedrichs des Großen war allerdings noch kein wirkliches Volksheer. Aber es war auch nicht den geworbenen Landsknechtshaufen früherer Zeiten zu vergleichen. Die eiserne Mannszucht, der sich auch der Höchste beugte, die Bedeutung der Armee im ganzen Staatsleben, vor allem aber die Verehrung für den königlichen Feldherrn schufen einen Korpsgeist, wie er in keinem andern Heere denkbar war. Wie kläglich stand diesen Truppen gegenüber die buntscheckige Reichsarmee da und wieviel kläglicher noch diesem Herrscher gegenüber jene Sorte Landesherren, die, um ihre hochfürstlichen Gelüste zu befriedigen, ihre wehrkräftigen Untertanen an das krämerhafte England verkauften! Aus den Regimentern dieser Potentaten erscholl kein frischer, fröhlicher Sang, wohl aber klangen aus ihren Reihen Töne grimmen Zorns und bitteren Galgenhumors. »O Cassel, o Cassel, verdammtes Jammertal!« und

»Juchheisa nach Amerika,
Dir Deutschland gute Nacht!«

sangen die hessischen Truppen. Und wehmütig erscholl aus den Reihen der verkauften Württemberger Schubarts Kaplied:

Auf, auf, ihr Brüder, und seid stark,
Der Abschiedstag ist da,

dessen Klänge Achim von Arnim zuerst »die volle tateneigne Gewalt und den Sinn des Volksliedes« erkennen ließen. Die selbst im preußischen Heere nicht seltene Desertion war natürlich bei solchen Truppen etwas ganz Gewöhnliches, und die Gestalt des Fahnenflüchtlings wurde geradezu mit einer Glorìole umgeben. Noch heute zählen zwei Lieder, die der Teilnahme für sein Geschick entsprungen sind, zu unsern beliebtesten: »O Straßburg, du wunderschöne Stadt« und »Zu Straßburg auf der Schanz«.

In den schwarzen Oktobertagen des Jahres 1806 geschah auf den Schlachtfeldern von Jena und Auerstädt das den Zeitgenossen schier Unfaßbare: der Staat Friedrichs II. sah sich zwanzig Jahre nach dem Tode seines Begründers vor dem Untergang. Und es bedurfte einer Erneuerung von Grund auf in allen Zweigen des staatlichen Lebens, um ihn wieder aufzurichten. Sie erfolgte auf militärischem Gebiet durch die Scharnhorstischen Reformen, die dem korsischen Bedrücker statt des früheren Söldnerheeres ein Volk in Waffen in den Freiheitskriegen entgegentreten ließen.

Diese Zeit der inneren Wandlung und der schließlichen Erhebung ward auch eine Blütezeit der vaterländischen Dichtung, aus der manche Schöpfung in den Liederhort des Soldaten übernommen wird. In vielen lebt noch der ältere Stil fort, so in den gemütlichen Spottversen vom Krähwinkler Landsturm, in dem Lied »Und die Katzbach, das ist euch ein grausamer Fluß«, in den frischen Sängen der Scharen des kühnen Welfenherzogs Friedrich Wilhelm »Wir lustgen Braunschweiger sein wir alle beisammen« und »Herzog Oels, der tapfre Held«. Durchaus den Ton des Volksliedes trifft auch Uhland in seinem schon 1809 gedichteten Liede vom guten Kameraden, und äußerst wirkungsvoll weiß ihn Ernst Moritz Arndt zu pflegen, etwa wenn er von Gneisenaus Tanz auf Kolbergs grüner Aue berichtet oder von Schills Aufbruch und Untergang singt:

Es zog aus Berlin ein tapfrer Held,
Er führte sechshundert Reiter ins Feld ...
Sie schnitten den Kopf von dem Rumpf ihm ab
Und warfen den Leib in ein schlechtes Grab.
Da schläft er nun bis an den jüngsten Tag,
Wo Gott ihn zu Freuden erwecken mag.

Aber neuem Inhalt gibt auch neue Formen die Zeit mit ihren mannigfach wogenden Empfindungen: Schmerz über die Not des Vaterlandes, Haß gegen den Bedrücker, Hoffnung auf Befreiung und ihre Erfüllung in Kämpfen und Siegen voll unsterblichen Ruhmes. Da ertönten Theodor Körners packende Sänge von Lützows wilder Jagd, vom Schwert an der Linken, sein Aufruf

»Das Volk steht auf, der Sturm bricht los«, das ergreifende Gebet während der Schlacht. Die schmetternden Fanfaren eines altfranzösischen Jägerliedes boten die Weise für de la Motte-Fouqués »Frisch auf zum fröhlichen Jagen«, und an Jagdhornklänge gemahnte auch Methfessels »Hinaus in die Ferne«. Reicher an Gedanken und dabei kaum minder frisch rief Max von Schenkendorfs Morgenlied den Schläfern sein »Erhebt euch von der Erde« zu und zeigte mit seiner ergreifenden dritten Strophe das Ziel des Streites:

Ein Morgen soll noch kommen,
Ein Morgen mild und klar;
Sein harren alle Frommen,
Ihn schaut der Engel Schar.
Bald scheint er sonder Hülle
Auf jeden deutschen Mann;
O brich, du Tag der Fülle,
Du Freiheitstag, brich an!

Doch die reichsten Töne fand auch hier Ernst Moritz Arndt. Wie trutziger Schwerter Klirren klang sein machtvolles »Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte«; aus einem sentimentalen gleichzeitigen Volksliede schuf er das prächtige Marschlied: »O du Deutschland, ich muß marschieren«. Aber Preußen hinaus wendet er sich an alle Deutschen: »Was ist des Deutschen Vaterland?« Und in kräftigen Strichen zaubert er den Soldaten das Bild des vergötterten Feldherrn vor die Augen im Lied vom Feldmarschall.

Aber neben den neuen treten jetzt auch längst verschollene Lieder, oft allerdings in bearbeiteter Form, in den Reihen des Heeres auf. Besonders gepflegt wurden sie von der ganz im Banne der Romantik stehenden akademischen Jugend, deren Blüte in den freiwilligen Jägerkompagnien vereinigt war. Eine wertvolle Fundgrube bot dabei »Des Knaben Wunderhorn«, aus dem unter anderm die jetzt noch geläufige Fassung von »Zu Straßburg auf der Schanz« stammt. Das romantische Beiwerk darin, Alphorn, Hirtenknabe, Heimweh, kommt auf Kosten der Herausgeber. Ursprünglich lautete die erste Strophe weniger sentimental:

Zu Straßburg auf der Schanz,
Da ging mein Unglück an;
Da wollt' ich den Franzosen desertieren
Und wollt' es bei den Preußen probieren:
Das ging nicht an.

Und nicht der Hirtenknabe, sondern der gestrenge Korporal ist schuld an dem Unheil.

Im »Wunderhorn« fand sich auch die phantastische »Rewelge«: »Des Morgens zwischen drein und vieren«. Wie in Bürgers »Lenore« hat in ihr die Volkssage von der Wiederkehr des gefallenen Geliebten einen dichterischen Ausdruck gefunden:

Er schlägt die Trommel auf und nieder,
Er wecket seine stillen Brüder ...
Er schlägt die Trommel auf und nieder,
Sie sind vorm Nachtquartier schon wieder,
Ins Gäßlein hell hinaus,
Tralali, Tralalei, Tralala,
Sie ziehn vor Schätzels Haus.
Da stehen morgens die Gebeine
In Reih und Glied wie Leichensteine,
Die Trommel steht voran,
Tralali, Tralalei, Tralala,
Daß sie ihn sehen kann.

Aus einem Handwerkerliede zu einem Soldatenliede umgeschaffen wurde von Achim von Arnim »Ich kann und mag nicht fröhlich sein«, von dem die meisten Strophen heute noch in dem äußerst beliebten »Schatz, mein Schatz, reise nicht so weit von hier« widerklingen.

Diese eigentliche Romantik setzt sich in den nächsten Jahrzehnten fort in den wundervollen Schöpfungen Hauffs: »Steh' ich in finst'rer Mitternacht« und »Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod«, die zu Volksliedern im engsten Sinne des Wortes wurden. Auch Holteis einst vielgesungenes »Schier dreißig Jahre bist du alt« gehört in diesen Rahmen, ebenso wie Chamissos »Es geht bei gedämpfter Trommel Klang«, das mit seinem düster-wehmütigen Ernst ein stimmungsvolles Gegenstück zu dem berühmten Heimwehliede des »Wunderhorns« bildet. Weiter muß hier Herweghs Reiterlied »Die bange Nacht ist nun herum« angeführt werden. Von den sich schlicht und anspruchsloser gebenden, 1826 erschienenen Soldatenliedern Hoffmanns von Fallersleben hat sich »Morgen marschieren wir« mit seiner frischen Weise bis heute erhalten.

Einige der schönsten patriotischen Soldatenlieder bescherte den Deutschen das Jahr 1840, als der ehrgeizige Thiers die stets leicht entflammten Gemüter der Franzosen verwirrte. Der Rhein muß Frankreichs Grenze bilden! In allen Tonarten kreischten die Pariser Journale die Forderung. Als Antwort scholl ihnen Beckers

Rheinlied entgegen: »Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein«, und auf Schweizer Boden dichtete Max Schneckenburger die erst dreißig Jahre später zu Ehren gekommene »Wacht am Rhein«. Auch der alte Arndt erhob noch einmal zum Schirm des alten, heiligen deutschen Stromes in jugendlichem Schwung die Stimme:

Und brauset der Sturmwind des Krieges heran,
Und wollen die Wälschen ihn haben,
So sammle, mein Deutschland, dich stark wie ein Mann
Und bringe die blutigen Gaben,
Und bringe den Schrecken und trage das Grauen
Von all deinen Bergen, aus all deinen Gauen,
Und klinge die Losung: Zum Rhein, übern Rhein!
Alldeutschland in Frankreich hinein!

Und noch unter dem Eindruck jener Erregung schuf ein Jahr später Hoffmann von Fallersleben das Lied der Deutschen: »Deutschland, Deutschland über alles«.

Die innerpolitischen Kämpfe der nächsten Zeit boten keinen geeigneten Boden für eine Entwicklung des Soldatenliedes. Wohl hielt sich das preußische Heer 1848 der Politik fern und blieb unerschüttert in seiner Treue zum Herrscherhause, aber trotzdem war es nach den Märztagen dieses Jahres eine Befreiung von einem Alp, als die Truppen im Kriege gegen Dänemark Leib und Leben einsetzen konnten. Damals wurde das Lied der Zeit »Schleswig-Holstein meerumschlungen« zum Soldatenliede, und damals entstand der hübsche Abschiedssang »Die Reise nach Jütland, die fällt uns so schwer«. Aber erst 1864 hat er allgemeinere Verbreitung gefunden und sich seitdem bei vielen Regimentern erhalten, neuerdings auf Frankreich oder Rußland zugeschnitten.

Im übrigen waren die Lieder, die der dänische und der österreichische Krieg hervorbrachten, meist Eintagsfliegen. Zumal der von 1866 konnte seinem Charakter nach keine das Ganze durchflutende Erregung und Erhebung erzeugen, deren gerade das politische Volks- und Soldatenlied zu seinem Werden bedarf.

Aber alle Vorbedingungen dafür bot wieder der Krieg von 1870/71: Einmütige Verteidigung der angegriffenen nationalen Ehre, Kampf gegen den Erbfeind, Hoffnung, durch den Sieg die alte Sehnsucht eines neuen deutschen Reiches verwirklichen zu können. Zwar hat die Dichtung dieses Krieges längst nicht die Höhe erreicht wie die der Befreiungskriege, und ihre schönsten Früchte, Liliencrons Kriegsnovellen und Kriegsgedichte, sind erst Jahre später zur Reife gelangt. Doch wurden dem Soldatenliede wertvolle Stücke zugefügt, und vor allem wurden auch einige schon früher entstandene jetzt zum lebendigen Allgemeinbesitz des deutschen Heeres. So »O Straßburg, du wunderschöne Stadt«. Aber nun war das Lied nicht mehr die Klage über das Los des Deserteurs; jetzt ertönte es zu Ehren der Stadt selbst, des Kindes, das man der deutschen Mutter zurückzuholen auszog. Und da brausten die Klänge der Wacht am Rhein daher, die Deutschlands Jugend nun in die Tat umsetzte. Lieder aus den Heldenjahren 1813 bis 1815 lebten wieder auf, oft den Verhältnissen der Zeit angepaßt. Ein schon 1813 gern gesungenes Marschlied, das neckisch erzählt, wie der Soldat einem Mädel die ihm von der Mutter beigebrachte Ansicht austreibt, daß ein Mannsbild ein schlimmes Tier sei, erhält 1870 genaue Ortsangaben in lustigem Kehrreim:

Als ich an einem Sommertag,
Hinter Metz, bei Paris und Chalons,
Im grünen Wald im Schatten lag,
Hinter Metz, bei Paris und Chalons,
Wo die deutschen Büchsen knallen
Und die roten Hosen fallen,
Hinter Metz, bei Paris und Chalons,
Sah ich von fern ein Mädchen stehn usw.

Ebenso wird das reizende ältere Liedchen »An der Weichsel fern gen Osten« auf den westlichen Kriegsschauplatz zugestutzt.

Die Fülle der Neuschöpfungen war auch 1870 und 1871 fast unübersehbar. Überwiegend war es leichte Ware und nur zu kurzem Dasein geboren. Sicher am häufigsten gesungen wurden das im Grunde recht unbedeutende Kutschkelied »Was kraucht dort in dem Busch herum?« und »König Wilhelm saß ganz heiter«, ein Kabinettstück urwüchsig-derben Humors, voll plastischer Anschaulichkeit und kecken, übermütigen Spielens mit der Sprache.

Noch nach einer dritten Seite hin ist der Deutsch-Französische Krieg von Bedeutung für das Soldatenlied gewesen. Wenn auch seit dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die vaterländischen Lieder für den fernerstehenden Betrachter mehr in den



Vordergrund treten, so waren doch die eigentlichen Standeslieder, die Schilderungen von Soldatenlust und -leid, durchaus nicht verschwunden. Nur waren viele auf einen engen landschaftlichen Raum beschränkt geblieben. Da hat der Krieg manches dieser Lieder weithin verbreitet. —

Vor einigen Jahren machte eine kleine Anekdote in Gedichtform die Runde durch die Zeitungen. Auf höheren Befehl sollten die vielen anstößigen Soldatenlieder unterdrückt werden. Da will nun auf einem sehr anstrengenden Marsche der Hauptmann, um die Stimmung der Truppe zu heben, ein Lied singen lassen. Doch erklärt die Mutter der Kompagnie, die Leute dürften nur noch anständige Lieder singen. Sie seien nun im Zweifel ... und daher möchte der Herr Hauptmann selbst vorschlagen, was sie singen sollten. Und der Hauptmann sinnt und sinnt — auch ihm ist kein anständiges Soldatenlied bekannt.

Bei aller Übertreibung liegt in dem Geschichtchen ein gut Teil Wahrheit. Wie schon manche Landsknechtslieder selbst unter dem rauheren und ungeschminkteren Verkehrston des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts als ungeeignete Kost für zartere Ohren galten, so hat auch das Soldatenlied unsrer Tage noch eine Menge solcher entarteter Sprößlinge, die Kommißlieder. Überwiegend recht öde in ihrer geschmacklosen Eindeutigkeit, entbehren doch einzelne nicht eines urwüchsigen Humors, so daß man dem Kraftüberschuß, der aus ihnen spricht, wohl etwas zugute halten darf. Sie brauchen ja nicht gerade in die Soldatenliederbücher aufgenommen zu werden.

Denn sonst sind die Bestrebungen, das Soldatenlied zu pflegen und zu veredeln, dankbar zu begrüßen. Ihren letzten Ausdruck haben sie in dem Kriegsliederbuch für das deutsche Heer gefunden, das auf Befehl des Kaisers im Herbst vorigen Jahres von der Kommission für das Kaiserliche Volksliederbuch herausgegeben worden ist. Wir finden in den 52 Stücken des Büchleins die beliebtesten Marsch- und Vaterlandslieder, die historischen Soldatenlieder vom Prinzen Eugen, der Prager Schlacht, Lützows wilder Jagd. Die Dichtung des Krieges von 1870/71 kommt besonders mit humoristischen Erzeugnissen zu Wort. Verhältnismäßig zahlreich sind, entsprechend dem Zeitpunkt der Ausgabe, die Abschiedslieder. Einige Stücke sind literarisch recht interessant: »Ein Fähnrich zog zum Kriege« ist eine noch lebende Umformung des im achtzehnten Jahrhundert internationalen Marlboroughliedes. Aus dem Ende desselben Jahrhunderts stammt »Ein Schifflein sah ich fahren, Kapitän und Leutenant«; wahrscheinlich klingt in ihm die Erinnerung an die Überseefahrten deutscher, von England gekaufter Truppen nach. Auch »Drei Lilien, drei Lilien, die pflanzt' ich auf mein Grab« hat eine eigenartige Geschichte. Um 1830 sangen es zuerst Heidelberger Studenten in folgender Form:

Es blies ein junger Jäger
Wohl in sein Jägerhorn,
Und alles, was er blies,
Das war verlorn.
Mit Juchheirasasa usw.

Und sterbe ich noch heute,
So bin ich morgen tot,
Dann begraben mich die Leute
Beim Morgenrot usw.

Drei Lilien, drei Lilien,
Die wuchsen auf ihrem Grab,
Da kam ein stolzer Reiter
Und brach sie ab.

Ach Reiter, ach Reiter,
Laß doch die Lilien stehn!
Die soll mein Herzallerliebster
Noch einmal sehn.

Was an diesem schon in der alten Form aus Bruchstücken älterer Lieder zusammengesetzten Text in Soldatenmund verballhornt werden konnte, ist geschehen. Aber so ist es überhaupt. Kein Stand geht unbekümmerter und gewaltsamer mit dem überkommenen Liedesgut um als der Soldat. »Mit Herz und Hand fürs Vaterland, fürs Vaterland« sollte er heute in seinem Lieblingsliede singen. Jedoch statt der Wiederholung singt er bereits vielerorts:

Mit Herz und Hand,
Nimm die Flinte in die Hand
Fürs Vaterland.

Oder noch ein andres Beispiel: 1870 wurde ein Lied, das ursprünglich die Niederlage Napoleons in Rußland behandelte, den Zeitverhältnissen gemäß umgestaltet:

Ist es denn auch wirklich wahr,
Was man hat vernommen,
Daß so viele hunderttausend Mann
Sind nach Frankreich kommen?



Ganz sachgemäß, wenn auch reichlich frei in der Behandlung der Zeitfolge, schildert es dann Ereignisse des Krieges: Sedan, Weißenburg, Paris usw. Da heißt es nach der an Napoleon gerichteten Frage:

Siehst du nicht bei Weißenburg
Das elfte Armeekorps stehen?

einigermaßen verblüffend:

Kam ein junger Offizier,
Sprach: »Wir sind verloren,
Alle unsre schöne junge Leut
Sind im Schnee erfroren.«

Natürlich ist das eine Strophe der ursprünglichen Fassung. Daß sie hier zum Unsinn wurde, störte den Bearbeiter nicht. Sie gefiel ihm, so behielt er sie bei.

Ganz entsprechend ist es auch mit den Melodien. Nur die, die dem Soldaten gefallen, werden immer und immer wieder gesungen. Daher ist auch ihre Auswahl nicht sehr groß, und einer und derselben Weise werden die verschiedensten Texte untergelegt. Geht das nicht ohne Zwang, muß eben der Text es büßen. —

Wieder einmal ist das Soldatenlied aus den Schranken der Kaserne und des Exerzierplatzes herausgetreten ins weite Land. Und dasselbe wie schon bei dem letzten großen Kriege konnten wir auch diesmal beobachten. Berühmte ältere Lieder: »Die Wacht am Rhein«, »O Straßburg«, »Deutschland über alles«, klingen neuverjüngt mit alter Kraft. Und wie 1870 die schon dreißig Jahre zuvor gedichtete Wacht am Rhein Gemeingut wurde, so heute das schon 1859 von L. Bauer geschaffene »O Deutschland hoch in Ehren« mit seinem zeitgemäßen Kehrreim »Haltet aus in Sturmgebraus« und der kraftvollen, übrigens von einem Engländer, Pierson, stammenden Melodie. Aus der engeren Heimat bringt in weitere Kreise z. B. das frische, leider nicht in das Kriegsliederbuch aufgenommene »Lippe-Detmold, eine wunderschöne Stadt«. Und endlich hat der Krieg bereits eine unermeßliche Zahl von Neuschöpfungen gezeitigt, manche darunter Perlen volksmäßiger Dichtkunst, wie etwa H. Zuckermanns Österreichisches Reiterlied »Drüben am Wiesenrand hocken zwei Dohlen —«.

Aber erst die Zukunft wird erweisen, ob die, welche als Soldatenlieder gedacht sind, sich durchsetzen können. Viel wird davon abhängen, ob die richtige Weise zum richtigen Text kommt. Doch selbst wenn ein neues Lied die weiteste Verbreitung fände, eins würde es nicht beiseiteschieben können, das klassische Lied dieses Feldzugs, das vom guten Kameraden anfangend hinführt zu den Vöglein im Walde und dem Wiedersehen in der Heimat. Wohl aus Studentenkreisen vor etwa einem Jahrzehnt hervorgegangen, hat es sich aufgemacht zu einem Siegeszug ohnegleichen. Aus deutschen Soldatenkehlen ertönte es beim Abmarsch ins Feld, erklingt es in den Schützengräben, erbrauste es beim vernichtenden Kugelregen auf der flandrischen Walstatt. Mag es strenge Kritik für literarisch wertlos halten, dem unverbildeten Gemüt des Soldaten ist es mehr als ein bloßes Lied, ist es ein Ausdruck all der Stimmungen, die ihn jetzt bewegen und die er mit eignen Worten nicht wiedergeben mag und kann. Und in diesem Sinne, wie es Gedanken und Empfindungen weckt, wie es Sorgen scheucht und Siegeszuversicht gibt, hat es auch schon eine dichterische Verherrlichung in einem der schönsten im Felde entstandenen Gedichte Rudolf Herzogs gefunden: »Jungmannschaft«. In nebliger fröstelnder Frühe, da das Herz nicht Lust spürt zu stürmischem Schlagen, da die Lippen sich müde und mürrisch schließen, sieht er sie kommen, »Jungmannschaft der Heimat, bewehrt und bepackt«.

Ein Lied auf den Lippen, ins feindliche Land!
Wie lachen und leuchten die Augen den Jungen!
Und das Lied bleibt zurück wie ein flatterndes Band
Und hat doch nur immer den Kehrreim geschlungen:
Die Vöglein — im Walde — die sangen so wunder-wunderschön,
In der Heimat — in der Heimat — da gibt's ein Wiedersehn.

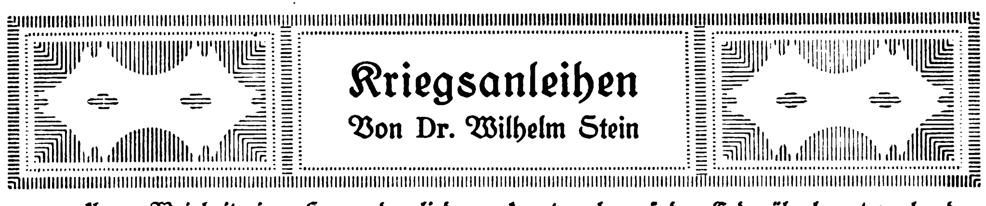
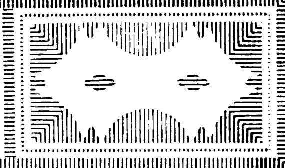
Im Wald — in der Heimat — in Deutschland daheim —!
Wie strahlende Sonnen durchschimmert's den Morgen ...

Und sie sind am Feind, und sie beißen sich fest,
Und sie stürmen voran, wo die Fahne zieht.
Haut drein! Verflucht, wer die Fahne läßt!
Und aus Nebelgewog' tönt ihr Lied, ihr Lied:
Die Vöglein — im Walde — die sangen so wunder-wunderschön,
In der Heimat — in der Heimat — da gibt's ein Wiedersehn.





Wilhelm Kricheldorff-Celle:
Hermann Freiherr von Hodenberg-Hudemühlen

Kriegsanleihen

Von Dr. Wilhelm Stein

Der klugen Weisheit eines Horaz, des liederreichen Sängers und Lebenskünstlers, die ihn die Worte »Crescentem sequitur cura pecuniam« (Je mehr Geld, desto mehr Sorge) prägen ließ, soll gewiß nicht widersprochen werden; indessen wird man in diesem größten aller Kriege der Seligpreisung der Besitzenden die größere Berechtigung nicht versagen dürfen. Dennoch aber muß sich Graf Montecuccoli eine Berichtigung seines berühmten Ausspruchs gefallen lassen. Es trifft, wie der Weltkrieg lehrt, nicht mehr zu, daß zum Kriegführen erstens Geld, zweitens Geld und zum dritten Geld gehört, nicht mehr in dem Sinne, in welchem der Ausspruch derzeit getan wurde, und in welchem er den damals wie heute gleichen Begriff »Geld« versteht. Dies erhellt schon die Tatsache, daß der ungeheuerliche Weltbrand bereits seit über Jahresfrist lodert und doch nirgend eine Geldknappheit zu spüren ist, obwohl uns täglich vorgerechnet wird, daß jeder Kriegstag allein an Kosten, die dem Deutschen Reich erwachsen, 30 Millionen Mark verschlinge, während die Ausgaben unsrer verbündeten Gegner noch wesentlich höher seien.

Daß diese Zahlenangaben zweifellos richtig und sogar eher zu niedrig als zu hoch gegriffen sind, bestätigte kürzlich der Staatssekretär des Reichsschatzamts, Dr. Helfferich, der die täglichen Ausgaben aller am Kriege beteiligten Staaten auf 300 Millionen Mark, die monatlichen also auf mehr als acht Milliarden berechnete. Sonach ist jetzt bei fünfzehnmonatiger Kriegsdauer die märchenhafte Ziffer von hundertdreißig Milliarden bereits überschritten, und entsetzt fragen wir uns nach der Herkunft solcher Unsummen. Alle Goldvorräte der Welt, die im Jahre 1900 auf 20,3 Milliarden Mark geschätzt wurden, reichen bei weitem nicht hin, um diese Kosten zu decken. Was besonders die Geldinstitute Europas angeht, so belief sich ihr Goldschatz gegen Ende des Jahres 1913 auf die ansehnliche Summe von 11 Milliarden 652 Millionen Mark, während er um die gleiche Zeit 1911 nur 10 792 Millionen betrug. Er ist mithin in zwei Jahren um 855 Millionen gewachsen, von denen 309,6 Millionen auf Deutschland fallen. Fragt man sich, welcher »silberne Ring diesen Goldschatz umschloß«, so ergibt sich, daß die Silberreserve sämtlicher europäischer Banken Ende 1913 2013,6 Millionen Mark betrug. Weiter werden wir fragen, wie es denn möglich war, daß in einem Jahre fünfmal soviel Geld ausgegeben werden konnte, als auf der Erde überhaupt vorhanden ist. Die Frage erscheint begreiflich; zugleich läßt sie den Irrtum erkennen, in dem viele Menschen hinsichtlich der Kriegskosten befangen sind, die zu decken nach Montecuccoli Geld nötig ist, eine Vorstellung, die auch im Gehirn der englischen Staatsmänner herrschte, welche, indem sie mit protziger Gebärde auf die gefüllten Geldsäcke wiesen, der gläubig aufhorchenden Welt verkündeten, daß *der* Staat den Sieg davontragen werde, der die letzte Milliarde zu verausgaben hätte. Der Irrtum beruht auf einer Verwechslung der Begriffe. Man muß zwischen den tatsächlich vorhandenen Kapitalwerten und dem Gelde, das, in welcher Form es auch auftritt, nur ein Wertmesser, ein Tauschmittel ist, unterscheiden.

Zweifellos verschlingt der Krieg Unsummen an Werten. Zunächst entzieht er alle Kriegsteilnehmer, viele Millionen arbeitsamer Hände, der produktiv schaffenden Tätigkeit. Der Landwirt, der den Boden bestellte und Werte schuf, ist ins Feld gezogen; der Industriearbeiter, der im geräumigen Fabriksaal friedlicher Tätigkeit oblag, damit deutsche Erzeugnisse sich in heißem Konkurrenzkampf allem Neid und jeder Mißgunst zum Trotz nur durch ihre Güte die Welt erobern konnten, gießt vielleicht Geschütze, dreht Geschosse, die im Kriege selbst, also nutzlos für das Volksvermögen, verbraucht werden, deren Wert, kaum entstanden, vernichtet wird. Diese Verluste an verbrauchten und zerstörten Werten, an Friedensarbeit, kurz, an Kapitalvermögen, sind allerdings mit Geld zu schätzen. Dazu kommt indessen noch der uneinbringliche Schaden durch die Zerstörung sittlicher Werte, durch die furchtbare Verwahrlosung an Seele, Geist und Körper, also an der Arbeitsfähigkeit der Bevölkerung, die der Krieg anrichtet. Könnte deren Wert überhaupt wirtschaftlich geschätzt werden, man müßte ihn auf Hunderte von Milliarden veranschlagen.

Solchergestalt vernichtet der Krieg allerdings Riesensummen; einem ungeheuren Moloch gleichend, verschlingt er in seinem feurigen Rachen Menschen und Werte. Das vorhandene bare Geld aber bleibt und rollt nach wie vor. Der Staat benötigt es zur Kriegführung durchaus nicht unbedingt, solange er für seine Bürger und Soldaten Lebensmittel genug besitzt, um sie zu ernähren, solange er die erforderlichen Rohstoffe zur Herstellung von Waffen, von Ausrüstungsgegenständen, zum Betriebe seiner technischen Einrichtungen, seiner Fabriken, seiner Eisenbahnen, vor allem also Kohle besitzt, und





solange er über die erforderliche Bevölkerungszahl verfügt, um seine Grenzen nicht nur zu verteidigen, sondern auch seinen Bedarf an Nahrungs- und Betriebsmitteln hervorzubringen. Zum Kriegführen gehört also nicht Geld, Geld und nochmals Geld, sondern dazu gehören Nahrungsmittel, Rohstoffe und eine arbeitsame Bevölkerung.

Aber der Krieg zerstört nicht nur, er bringt auch neue Werte hervor, indem er in ungeahnter Weise neue große Bedürfnisse schafft, deren Befriedigung vielen Hunderttausenden Arbeit und Verdienst gibt. Es sind nicht allein die Geschützfabriken und Schiffswerften, fast alle andern Industriezweige sind auf den Heeresbedarf eingestellt, die Konserven-, Zigarren-, Schokoladen- und Spirituosenfabrikanten, die Tuch- und Schuherzeuger haben sich den unmittelbar an sie herantretenden Bedürfnissen in bewundernswerter Weise angepaßt und gewachsen gezeigt. So fließt das Geld, das dem Staate auf dem Wege der Kriegsanleihe hingegeben wird, in tausend feinen Kanälen der Volkswirtschaft in den Staatskörper zurück und befähigt ihn zu neuem Leben und schaffendem Wirken. So ernährt sich dieser Krieg im wahrsten Sinne des Wortes selbst; so führt Deutschland seinen Krieg nicht mit Geld, sondern mit seiner aufs äußerste angespannten Arbeit. Die Finanzfrage ist für uns nur die Frage der nationalen Arbeitsenergie. Deutschland kann finanziell nicht unterliegen, solange diese nicht getroffen ist, und Deutschlands Arbeitsenergie kann nicht getroffen werden.

Ein völliges Ausschalten des Geldes ist allerdings unter den heutigen Verhältnissen undenkbar. Die vorhandenen Werte, Grundbesitz, Kohlengruben, Viehbestand usw., sind nicht im Besitz des Staates, sondern der einzelnen Staatsbürger. Von diesen muß sie der Staat kaufen, ebenso wie er die Arbeitskraft des Einzelnen kaufen muß, und dazu bedarf er innerhalb seiner eignen Grenzen des Geldes als Wertmesser. Um es zu erhalten, nimmt er Anleihen, Kriegsanleihen auf. Dadurch aber wird der vorhandene Geldbestand keineswegs vermehrt. Die Anleihe bewirkt nur, daß das im Umlauf befindliche Zahlungsmittel, das Geld, an den Staat zurückfließt, der es nun wieder erneut ausgeben und zur Bestreitung seiner Bedürfnisse verwenden kann, ohne daß er selbst neues Geld, sei es in Goldmünzen oder in Noten, auszugeben braucht. Der Staat, der eine Anleihe aufnimmt, macht Schulden bei der Nation, die ihm gegen Schuldurkunden die vorhandenen Zahlungsmittel zur Verfügung stellt. Solange der Staat das Vertrauen der Nation besitzt, also Kredit genießt, kann er das Verfahren beliebig oft wiederholen, er wird alsdann immer Geld haben, solange dieses nämlich im Lande bleibt und nicht etwa für Anschaffung von Nahrungsmitteln oder Kriegsbedarf ins Ausland abfließt. Der Staatsbürger, der z. B. tausend Mark Kriegsanleihe zeichnet und mit zehn Hundertmarkscheinen oder einem Tausendmarkschein zahlt, tauscht nur eine Schuldverschreibung des Staates — denn auch Papiergeld ist nur eine solche — gegen die andre aus. Mit einem Unterschiede allerdings. Jedes Papiergeld ist ein unverzinsliches Darlehen an den Staat, für die Kriegsanleihe dagegen muß der Staat Zinsen entrichten, die er in künftigen Friedenszeiten durch Steuern aufbringen muß. Demnach ist die Kriegsanleihe nichts andres als die kapitalisierte künftige Steuerlast. Eine größere Sicherheit und demnach eine bessere Kapitalanlage kann es im Deutschen Reich schlechterdings nicht geben. Diese Erkenntnis hat denn auch zur Folge gehabt, daß sich für den ersten Kriegskredit von fünf Milliarden nicht weniger als 1 150 000 Zeichner einstellten. Davon entnahmen 900 000 Beträge von 2000 Mark und darunter, und von diesen wiederum 200 000 Zeichner Beträge von 100 bis 200 Mark. Auf die zweite Kriegsanleihe sind im März 1915 in mehr als 2 711 000 Einzelzeichnungen insgesamt einschließlich der Feldzeichnungen 9103 Millionen Mark gezeichnet worden, ein Ergebnis, das ebenso wie bei der ersten Kriegsanleihe selbst hochgespannte Erwartungen noch außerordentlich übertraf, ein glänzendes Zeugnis von deutschem Patriotismus und Opfersinn, deutscher Finanzkraft und deutschem Organisationstalent, zugleich aber auch von einem unumstößlich festen Vertrauen auf den guten Ausgang der Sache, die wir führen. Die finanzielle Leistungsfähigkeit des deutschen Volkes kommt aber ganz besonders darin zum Ausdruck, daß am 20. April 1915, am ersten Einzahlungstermin, statt der verlangten 30 Prozent bereits 67 Prozent der Gesamtzeichnung, das sind 6076 Millionen Mark, bezahlt waren. Hier wurden also in drei Wochen, vom frühesten Termin, dem 1. April 1915, an gerechnet, weit mehr bezahlt als die Kriegsentschädigung im Deutsch-Französischen Kriege, wozu das reiche Frankreich mehrere Jahre brauchte. Bis zum 23. Juni hatten die Einzahlungen die stolze Höhe von 8502,7 Millionen Mark, das sind 93,4 Prozent, erreicht. Dabei sind die staatlichen Darlehnskassen, die an allen größeren Geschäftsorten bei Kriegsbeginn errichtet wurden und denen bei ihrer Leistungsfähigkeit bis zu drei Milliarden in hohem Maße die Mitwirkung bei der Durchführung der Kriegsanleihen zugedacht war, kaum in Anspruch genommen worden; es waren bis zum 23. Juni nur 503 Millionen Mark als Darlehen aufgenom-

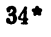


men worden, gegenüber neun Milliarden ein lächerlich geringer Betrag. Sonach ist die zweite Kriegsanleihe in der schwindelerregenden Höhe von neun Milliarden fast völlig aus tatsächlich bereits vorhandenen bereitstehenden baren Mitteln bezahlt worden. Und schon vernehmen wir, daß jetzt, wenige Monate nach dieser Belastungsprobe der deutschen Finanzkraft, die Spareinlagen auf den Sparkassen mehr als in Friedenszeiten sich häufen, und dies trotz der beträchtlichen Verteuerung des Lebensunterhalts. Am 1. August 1915 waren, obwohl die zweite Kriegsanleihe erst am 20. August voll bezahlt zu sein brauchte, bereits 98 Prozent abgeführt.

Weshalb aber, so wird man fragen, beschreitet der Staat den Weg der verzinslichen Anleihe? Weshalb bürdet er seinen Angehörigen eine neue beträchtliche Steuerlast auf, während er doch einfach mehr Papiergeld, also unverzinsliche Anerkenntnisse, ausgeben und dadurch die erforderlichen Tauschmittel, das Geld, unbegrenzt hervorzaubern könnte? Die Antwort ist leicht gegeben. Der eigentliche Wertmesser, das in der ganzen Welt anerkannte Tauschmittel, ist das Gold. Mit der Ausgabe von Papiergeld übernimmt der Staat die Verpflichtung, auf Verlangen jeden Schein in Gold einzulösen. In der unbedingten Gewißheit, daß der Staat jederzeit dazu in der Lage ist, beruht der Wert des Papiergeldes, das sonst weiter nichts wäre, als eben ein wertloser bedruckter Fetzen Papier. Für jedes Zwanzigmarkstück, das sich in den feuersicheren Gewölben der Reichsbank befindet, darf der Staat für sechzig Mark Papiergeld ausgeben. Der Goldvorrat der Reichsbank, der bei Beginn des Krieges nach Überweisung des Reichskriegsschatzes 1458 Millionen Mark betrug, hat sich seither um über eine Milliarde erhöht. Nun sind im Reich seit Einführung der Goldwährung bis Ende Dezember 1914 für 5,2 Milliarden Mark Reichsgoldmünzen ausgeprägt worden. Hiervon sind im Laufe der Jahre allerdings erhebliche Beträge ins Ausland geflossen oder auch zu gewerblichen Zwecken eingeschmolzen worden. Wie hoch sich diese Beträge stellen, läßt sich nicht ziffernmäßig genau bestimmen, sondern nur schätzungsweise ermitteln. Der auf dem Gebiet der Edelmetallstatistik als Autorität anerkannte, jüngst verstorbene Nationalökonom Professor Dr. W. Lexis schätzte den Betrag der in Deutschland noch vorhandenen Reichsgoldmünzen Ende 1911 auf 3,3 Milliarden Mark. Sonach ist also der noch in Tresoren verwahrte oder in Spartöpfen versteckte Betrag auf ungefähr eine Milliarde zu veranschlagen. Unabweisliche Pflicht eines jeden ist es, seine Goldmünzen der nächsten Staatskasse abzuführen.

Wesentlich ungünstiger ist die Finanzlage unsrer Gegner. Anleihe um Anleihe des Vierverbandes versagt trotz den Zwangsmitteln, die dem unlustigen Besitz das sorgsam im Sparstrumpf geborgene oder im Ausland vorsichtig angelegte Kapital entreißen wollte. Das erbärmliche Ergebnis der italienischen Kriegsanleihe ist allgemein bekannt. So sehen wir unsre Gegner zu dem verzweifelten Mittel der dauernden Mehrausgabe von Papiergeld greifen. Alle Welt hört das rastlose Dröhnen der Notenpressen in Paris, Petersburg und Rom. Milliarden Noten flattern hinaus, unbeschwert von der unentbehrlichen Golddecke, so daß ein letzter rauher Windstoß die ganze papierene Kreditherrlichkeit zerstieben kann. Um nur Frankreich zu erwähnen, so war der Goldvorrat der Bank von Frankreich von 4,13 Milliarden auf 3,6 Milliarden Frank gesunken, sein Notenumlauf dagegen von 6,683 Milliarden auf 11,926 Milliarden gestiegen. Damit nicht genug, hat man den bisherigen gesetzlichen Höchstbetrag der auszugebenden Noten von 12 auf 15 Milliarden erhöht, womit die Golddeckung der französischen Banknote auf 24 Prozent gesunken sein wird, ein geradezu lächerlich niedriger Stand, der keineswegs genügt, den französischen Banknoteninhabern das unentbehrliche Gefühl der Sicherheit beizubringen. Was Rußland angeht, so muß man heute für 1 Pfund Sterling in England 14 bis 15 Rubel bezahlen gegenüber einem normalen Stand von 9,5 Rubel vor Kriegsbeginn. Englands Valuta hat einen so niedrigen Stand wie seit vierzig Jahren nicht, eben dieses Englands, des großen Weltbankiers, der den Krieg mit Hilfe seiner silbernen Kugeln bis zum Weißbluten der Zentralmächte fortsetzen wollte; jetzt muß es selbst erleben, wie ihm der Schröpfkopf Krieg Gold und Kredit schier bis zum Verbleichen abzapft. Wir brauchen keinen Anreiz verzwickter Finanzkunst, keine Schiebungen, keine Konvertierungsmittelchen, um für eine neue Anleihe Zeichner anzulocken. Im Gegenteil können wir die Bedingungen der nächsten Anleihe gegenüber den bisherigen »anziehen«.

Alle Kriege, die die Geschichte kennt, haben damit geendet, daß der Besiegte die Kriegskosten zu tragen hat. Wir haben also begründete Aussicht, von unsern Gegnern für alle vernichteten Werte Ersatz zu erhalten. Was geschieht nun, wenn die ungezählten Milliarden ins Land fließen? Wird etwa die Kriegsanleihe zurückgezahlt? Damit würde den Zeichnern kaum gedient sein, denn sicherlich wird das Papier im Wert gewaltig steigen. Wird die Summe vielleicht auf den Kopf der Bevölkerung verteilt? Nichts dergleichen. An der Kriegsanleihe ändert die Kriegskostenentschädigung nichts. Der Staat wird seine





Schuldenlast nach Möglichkeit vermindern, er wird das Geld zu neuen Anlagen, zu Eisenbahnbauten, zur Nutzbarmachung von Grund und Boden und ähnlichem gebrauchen und dadurch Einkünfte schaffen, die es ihm ermöglichen, die Steuersätze auf ein niedriges Maß herabzusetzen. Auf solche Weise kommt die Kriegskostenentschädigung jedem Staatsbürger zugute, und sie wächst dem für das Deutsche Reich auf etwa 350 Milliarden geschätzten Nationalvermögen zu.

Natürlich ist kein Staat der Welt in der Lage, auch nur annähernd die Wertverluste zu ersetzen, die durch den Krieg entstehen; denn mit den tatsächlichen Ausgaben für Heer und Flotte, für Geschütze und Schiffe, die von sachverständiger Seite auf etwa zehn Mark für den Tag und den Kopf des Soldaten geschätzt wurden, ist es, wie ersichtlich, keineswegs getan. Wie überhaupt die Riesensummen gedeckt werden sollen, ist vorläufig gar nicht auszudenken. Um fünf Milliarden zu bezahlen, brauchte Frankreich seinerzeit reichlich drei Jahre, und war damals noch das kapitalexportierende Land, dessen Mittel unerschöpflich schienen, und das seither zwecks Verwirklichung des Revanchegedankens achtzehn Milliarden nach Rußland geben konnte, die für so gut wie verloren anzusprechen sind. Aber das soll uns wenig kümmern, wer letzten Endes die Zeche für den freventlich angefachten Weltbrand zu zahlen hat; so viel ist gewiß, das Deutsche Reich wird es nicht sein, denn auch die verruchte Aushungerungstaktik der verbrecherischen Lenker des englischen Staatsschiffs hat versagt. Wir haben auch nicht nötig, im Ausland um Hilfe betteln zu gehen und fremde Gewinnsucht zur Verletzung der Grundsätze loyaler Neutralität mit eitlen Versprechungen oder mit Drohungen zu überreden oder die Mittel zur Fortführung des Krieges mit gleißendem Golde zu erkaufen. Wir schöpfen ausschließlich aus eigner Kraft und eignem Bestande; das Reich bringt alle Werte, die es zum Kriegführen braucht, täglich und stündlich neu hervor, und aus diesem letzten und einzigen Grunde ist es unbesieglich.

Requiem

Aus dem „Kriegs-Requiem“, Sonderdruck des Rheinischen Frauenklubs in Düsseldorf

Ruhe, Ruhe, Ruhe allen,
Die fürs Vaterland gefallen.

Die in fernen Feindeslanden
Einen Friedenshügel fanden
Mit behelmtem Kreuz und Blumen —
Die, zu Hunderten geschichtet,
Ungenannt und ungesichtet
In den Massengruben modern —
Die Granaten so zerfetzten,
Daß den Dienst, den schwersten, letzten,
Kameraden schuldig blieben —
Die ins Meer mit Hurra sanken,
Als der Schiffe Eisenplanken
Unter ihnen krachend barsten —:
Ruhe, Ruhe, Ruhe allen!

Die zurück zur Heimat wankten,
Letzter Liebe lächelnd dankten,
Die da atmen leidumnachtet,
Die mit Schmerzen so befrachtet,
Daß ihr Schifflein treibt kieloben —:
Ruhe, Ruhe, Ruhe allen,
Die fürs Vaterland gefallen.

Hans Franck





Der Nachmittag der Lea Hollweg

Von Joseph Bernhart

Am frühen Nachmittag eines Wintertags saß Lea Hollweg auf einer Bank in der Nähe des Freibergsees. In ihrer Pelzjacke spürte sie die milde Kälte dieser Höhe nicht und genoß die winterliche Majestät des Hochgebirges wie einen Sommertag. Vor ihren Augen bäumten sich weißprächtige Massen in den blauen Himmel, nur an wenigen Stellen trotzte nackter Fels hervor. Wenn nicht zuweilen der Donner einer Lawine durch die Täler rollte, war kein Laut zu hören, es sei denn, daß hier und dort einmal Schnee von den tiefgedrückten Tannenästen glitt, um sich als feinaufstäubende Wolke langsam zu zerspielen.

Lea nahm jetzt die Pelzkappe ab, die trefflich zu ihren starken Zügen stand, und setzte ihr dunkelblondes Haupt der Sonne aus. Dann griff sie bedächtig in ihren Muff, entnahm ihm eine metallene Dose und öffnete sie. Was sie enthielt, war ein unansehnliches Notizbuch, ein modriges Stück aus der Welt der Toten, das selbst in dieser kristallenen Atmosphäre noch an das Grab gemahnte, in dem es gelegen hatte. Lea öffnete es behutsam. Die große Handschrift war an manchen Stellen bis zur Unlesbarkeit verdorben, aber was das Auge noch entziffern konnte, war Lea längst Wort für Wort bekannt. Auf dem zufällig aufgeschlagenen Blatte begann sie zu lesen:

Lunéville, 12. August.

Grausamer Krieg! Haben wir da heut arme Leute aus ihrer Hütte treiben müssen. Bei allem Mitleid war es doch zum Lachen, wie das keifende Weib uns mit der Pfanne drohte. Aber das ist mir ans Herz gegangen, wie das kleine Mädel heulte, als wir sein Gärtchen zerstampften. Es wollte nicht weg von seinem geknickten Rosenstrauch, bis ein langer Schwab aus meiner Kompagnie es aufhob und einem andern Mann über den Zaun weg reichte. — Trotz Entbehrung und Schlafsucht noch viel Frohsinn. Einstweilen kein Heimweh nach Pandekten. Wüßt' ich nur, was mit Lea — wüßt' ich nur! Lieber Gott, laß sie mein werden. Alles will ich tragen, alles.

13. August.

Wie schön dort die Sonne untergeht! In diesen paar Stunden Abendruhe zieht es mich heim. Aber merkwürdig — nach den Bächen und Erlen und Wasserwehren, wo ich die Ferien der Kindheit verbrachte. Vielleicht kommt es daher, daß heut ein Mann die Melodie gepfiffen: »Gott mit dir, du Land der Bayern!« Ich hab' es schon als Schulbub gesungen, wenn mir auf den Waldhöhen überm Mindeltal das Herz übergegangen — — Bum! Das war unsre Artillerie. Die nächsten Tage kann's scharf hergehen. Aber ich denke mir, *sie* ist da — ganz nahe. Groß und ehern wie eine von den Machtgestalten am Throne Gottes steht sie neben mir, und das Paar Augen in ihrem Gesicht — o Antlitz, ob ich dich wiederseh'!? — verdoppelt mir die Kraft.

14. August, Mittagsrast.

Heute morgen sah ich vor einem stillen Landsitz, ganz in Bäume gebettet, eine schlanke Fontäne springen. Mit wunderlicher Macht mußte ich an jene Sommernacht mit Lea denken — »Und so war es doch einmal — was so köstlich ist!« In aller Mühsal kann ich noch immer Kraft trinken aus dieser reichen, tiefen Stunde.

Abends.

Trotz dem heißen Marsche frisch und stählern. Ich konnte sogar einem unvollendeten Gedicht von früher den Schluß geben. Vielleicht gefällt es ihr so. Die letzten Verse sollen heißen:

Davor als ewige Lampe glüht
Mein einsam flammend Ich.

15. auf 16. August.

Es ist Mitternacht. Ich kampiere in einem verlassenen Gehöft und bin jeden Augenblick des Befehls zum Aufbruch gewärtig. Ein Kerzenflämmchen flackert neben mir, draußen spannt sich eine heitere Nacht über die habernde Welt. Gott, wer jetzt die Millionen Schicksale, die nur in dieser Nacht allein die Menschen bewegen, als eins sehen und erfassen könnte! Es ist mein fester Glaube, daß Einer ist, der alles zu-

sammen sieht, dem die Welt ein Nu ist, das nicht in Zeiten auseinanderfällt. Vor ihm ist heute und morgen ganz das nämliche. Ist mir eine Kugel beschieden, so ist es in Seinen Gedanken schon geschehen; wird Lea, wie ich es von Herzen wünsche, mein Weib, so vernimmt Er schon die Stimmchen der Kinder, die sie mir schenken wird. Alles Ihm befohlen! Denn wir armen klugen Menschenkinder ...

Hier waren einige Zeilen von eingedrungener Feuchtigkeit gänzlich erloschen. Lea ließ das Büchlein in ihrem Schoße liegen, streckte die Arme auf der Lehne der Bank aus und legte das Haupt in den Nacken zurück. Im Zenit hatten sich winzige Zirruswölkchen gesammelt und verstellten wie zum Scherz das unendliche Blau. Lea tauchte mit den Augen in den ungeheuren Raum, so lange, bis sie zu schweben glaubte — körperlos im Grenzenlosen. Alles, was da ist, empfand sie rein und geistig. Was ist Stoff, was ist Form und Grenze? Ein leichtes Netz — unsern Sinnen zuliebe über die Geistwelt ausgeworfen. Ist doch im Grunde alles gut und wonnig? Es war nicht Gedanke, nicht Frage, was die Frau erfüllte, nur die alte schlichte Ahnung der Menschheit: daß alles ewig im Innern verwandt. Tod — was ist Tod? Was soll das Geländer am Abgrund, wenn wir schweben, alles überschweben können! — Lea hielt die Augen geschlossen und lächelte.

Unter den wenigen Menschen, die sich, wenn nicht Leas Freunde, so doch mit ihr befreundet nannten, ging die Rede, daß sie Reue habe. Der Schmerz um den Trefflichen werde lebenslang auf ihr liegen. Warum habe sie ihm widerstanden wie das Riff der hohen See? Nun schon der Hügel über ihm dorre, müsse sie sich den Vorwurf machen, daß sie ihm das Jawort vorenthielt, als er in der Stunde des Aufbruchs ins Feld wie das aufrechte Leben vor ihr stand und ihr beschwor, daß sie ihm die Welt bedeute. Man nannte überspanntes Wesen, was nur das gute Recht eines Menschen war, der sein versiegeltes Labyrinth nicht öffnen konnte.

Die Arme noch immer wie zum Fluge ausgebreitet, lebte die schöne Frau in überirdischen Minuten. Als sie die Augen öffnete, lag die Schöpfung wie zum Gleichnis still und rein vor ihr. Ein leichtes Lüftchen knisterte in den Blättern des Büchleins. Mit halb noch abwesendem Geiste las sie weiter:

16. August, Abend.

Befehl zur Befreiung der deutschen Grenze hinter uns! Wohlan, es kann nicht fehlen. Seit heute habe ich, da mein armer Fritz erkrankte, einen neuen Diener. Er hat den denkbar schönsten Namen — er heißt Glück und sieht mich aus guten blauen Augen kerzengerade an. Das vertreibt böse Ahnungen. Auch die Traurigkeit darüber, daß ich von Lea keine Zeile habe, dafür von Hermanns Schwester einen Brief, der mich nicht freuen kann. Ihr Bruder stehe vor B., also ganz nahe von hier; er sei von Lea guter Dinge geschieden, wie es scheine nicht ohne Hoffnung. Lea, du hast davon geschwiegen. Ich denke, aus Güte. Aber es trifft mich seltsam, und meine Freundschaft mit Hermann wird bitter ... Wenn ich denke, daß du Bild des Adels und der Vornehmheit, wie du heut vor zwei Wochen am Domplatz mir die Hand zum Abschied gabst, mein Leben wieder verlassen könntest — nein, so kann es nicht kommen. Lea ist nur wahrhaftig und gibt in Worten nicht mehr, als sie im Herzen hat. Ist sie um ihrer herben Größe willen nicht doppelt aller Liebe wert? Aller Geduld im Warten und Ertragen? V e r d i e n e n will ich sie! Das Maß der Leiden, das mir in diesem Kriege vorgesehen, will ich klagelos ertragen um den Preis, sie einmal zu besitzen. Ich glaube an ein heimliches Walten der Gerechtigkeit, und auf ihren Altar lege ich alle Opfer des Feldzugs, bis ich vor demselben Altar einmal sprechen darf: Lea, mein Weib.

Da streicht mir schon wieder das Kätzchen um die Füße, das seit zwei Tagen mit uns läuft. Fast etwas Tröstendes hat das winzige Kreatürlein in seinem heftig mit Miau beklagten Schicksal.

17. August.

Heut erst bekam ich meinen Holzkoffer. Kaum wage ich die Ordnung der Dinge zu zerstören, in der sie Lea beim Einpacken zusammengefügt. Lauter von ihrer Hand berührte Stücke! Noch sehe ich sie auf dem Boden knien und sorgsam über die Wäsche streichen, während ich den Eingang zu »Alessandro Strabella« spielte. Nie ist das Weib schöner als im freudigen Dienen.



Durst! Entsetzlicher Durst! Vielleicht bringt die schwarze Wolke, die jetzt das enge Tal bedroht, kühlenden Regen.

17. spät abends.

Müdigkeit — aber von Schlaf keine Rede. Das mit Hermann quält mich. Vielleicht begegnen wir uns bald. Denn unser Regiment trifft bald mit andern an die Grenze zurückkommandierten zusammen. Wie könnte ich mich freuen! Er weiß, daß ich in der Abschiedsstunde Leas letztes Wort erwartet habe, er wird nun auch wissen, daß sie mir's nicht gegeben. Hermann liebt — je stiller, je tiefer. Und doch weiß er es und sagt es auch, wie wenig er zur Ehe taugt. Aber Leas Sonne scheint ihm doch zu warm, als daß er meinetwegen in den Schatten träte. Nun sie mir kein Ja gegeben, mag er Hoffnung schöpfen. An wem soll ich nun zweifeln? An ihr? Ich habe doch vom Abschiedstage noch die innigen Zeilen von ihr! Nein, Lea ist wahrhaftig, ihr Wort ist heilig. Und Hermann? Ich will lieber glauben, daß der Brief der Schwester — klingt nicht leise Mißgunst im Ton? — zuviel behauptet, als dem Freunde mißtrauen, ihm, der immer lauter gewesen!

Er soll, wie es stets gewesen, als erster das Gedicht haben und seinen strengen Spruch tun. Er mag es loben, sei's auch nicht mit dem Herzen. Gut, wenn es ihm die Augen schärft! —

Mein Quartierhaus bebt von den fernen Kanonenschüssen. Vielmehr: sie reißen daran, wie man an einem Schrank reißt, dessen Schublade nicht aufgeht.

19. August.

Auf dem Boden des Koffers fand ich getrocknete Aprikosen, eingewickelt in weißes Papier, darauf ein liebes Wort von Leas Hand. Das süße unerwartete Geschenk! Glück wundert sich, wie fröhlich sein Herr Leutnant auf einmal ist, trotz wundgelaufenen Füßen.

Ich dachte mir heute, daß ich kein Recht habe, Leas Künstlerschaft zu stören. Genug, daß sie am alten Konflikt der begabten Frau zu leiden hat. Es bleibt ihr nur die Wahl zwischen zwei Opfern. Ich meine nur: gute Statuen gibt es genug, aber Frauen — Wie reich ist sie, wie reich! Darum eben die Not. Wie leicht haben's die meisten! Es ist die leere Wage, die den Ausgleich ihrer Schalen findet.

Morgen jährt sich's, daß ich auf der Dreitorspitze in Lebensgefahr gewesen. Gott, sei mit mir, wenn es jetzt auf Saarburg losgeht.

Wie herrlich geht die Sonne unter!

Vor Saarburg.

Gott, was für ein Tag! Ich liege an einen Baum gelehnt, wohlverbunden. Zwar brennt es in den Eingeweiden, aber die Sinne sind hell, die Hand kann schreiben. Vor mir die ganze Stadt. Ein Höllenlärm. Auf dem Rebberg brennt ein Dachstuhl, vom Friedhof her mörderisches Geschrei. Ich will für den schlimmsten Fall für meine Lieben diese Zeilen schreiben. Dann soll Glück es ihnen schicken. Wo mag er sein? — Ich habe Durst, neben mir rieselt ein Bach, und ich kann nicht trinken.

Jetzt ist es ein Uhr. Niemand holt mich. Die zwei Kasernen oben stehen schon in Flammen. Aber es wehen noch französische Flaggen über der Stadt.

Ach, sie fallen wie die Halme, die guten Kameraden. Und mein lieber Fähnrich!

Jetzt stürmen sie hinauf, wahrhaftig! — Mutter, Vater, Lea, wenn ich euch ...

Hier brachen die Aufzeichnungen ab. Nach späteren Briefen von Augenzeugen hatte der Verwundete vor dem unerwarteten Feuer der Maschinengewehre, die der Feind hinter den Mauern einer Fabrik aufgestellt hatte, bessere Deckung gesucht und war bei diesem mühseligen Unternehmen unter erneuten Verwundungen zusammengebrochen.

Lea sah eine Weile verloren vor sich hin, dann erhob sie sich und wandelte zurück, dem Winterkurhaus zu, in dem sie einige Wochen der Erholung verbrachte. Auch dann noch, als sie, ihren Stock mit Kraft und Anmut gebrauchend, durch die glitzernde Tannengasse des Forstes steil abwärts stieg, schien sie, all des Schmucks vor ihren Augen kaum gewahr werdend, fremden Dingen in der Ferne nachzusinnen.

Wie weit lag jene Sommernacht, von der im Tagebuch die Rede war — der erste Ausbruch seiner Glut! Sie genossen damals den Lichterprunk eines Ausstellungsparks und kamen, in der langsam flutenden



Menge schreitend, auf die ernstesten Dinge des Lebens zu sprechen. Da verblüffte plötzlich ein Lichtschauspiel ihren Sinn: mächtig rauschte in künstlicher Grünbeleuchtung ein Springbrunnen auf. Sie standen lange vor der schäumenden Garbe und sahen den Gischt der Krone in schlanken Strähnen niederfließen. Noch gedachte Lea der Reden, die vor dem Wasserspiel gewechselt worden. Sie erzählte, wie sie als Kind schon an schönen Abenden pünktlich zum Sechsuhrschlag sich an der kleinen Schloßfontäne ihrer Heimat eingefunden, um dem Sterben des Strahls zuzusehen, worauf Robert, wunderlich berührt, von der gleichen Vorliebe seiner Jugendzeit berichtete, von dem tiefen Eindruck, den er von jenem Röcheln im Felsentrichter empfangen habe, und daß er heute noch nicht ohne Bewegung Springbrunnen sehen könne. »Sie erscheinen mir«, sagte er, und seine Stimme hatte den verlorenen Ton, in dem gehaltene Menschen aus dem Innersten sprechen, »als ein Sinnbild all dessen, was geschieht. Aus dunklem Grunde steigt es auf, jung und brausend, lebt einen Augenblick auf der Höhe, die als die höchste ihm beschieden ist, fällt zurück und begegnet da dem Werdenden, bis es im Dunkel seines Grundes wieder verschwindet. Lea, das zu z w e i e n sehen und begreifen — ist es dann nicht doppelt schön und wahr?« Und als sie schwieg, da gingen sie weiter, ins Dunkel unbelebter Wege ... Ja, diese Nacht war es, von der das Tagebuch sprach wie von einer unwiederbringlichen Köstlichkeit. Und dies vielleicht nur deshalb, dachte Lea, weil mein Stolz noch stärker war als meine Sinne. Kämst du wieder, Lieber —

Lea war eine von den allzu reifen Naturen, die der Liebe doppelt bedürfen und doppelt wenig für sie taugen. Sie kannte die Schauer der Einsamkeit, in der man sich von der Welt ausgesperrt fühlt, und schrak doch auch vor jedem Gedanken an die Ehe zurück. Und als sie für Robert Steiner, der jetzt als Toter noch um ihre Liebe warb, Sympathien faßte, da führte die gleiche Stunde Hermann Ebert, Roberts Freund, auf ihren Weg. Einer war des andern wert an ehrenhafter Männlichkeit, aber jeder fesselte die Frau durch das Besondere seiner Art. Robert glich in der warmen Fülle seines Wesens den Gebilden der Natur, die kommen, blühen und gehen, ohne viel Warum; der andre trug, wenn auch in der Hülle abgeklärter Ruhe, alle Keime des Zwiespalts in sich, mit denen der Baum der Erkenntnis die Tage eines Sterblichen vergiften kann. Mit einer heiteren Unverdrossenheit hatte der eine den üblichen Lauf zu einer angesehenen Stellung vollendet, während der andre, vom väterlichen Testament reich gesegnet, seiner philosophischen Neigung frei zu leben gedachte. Lea schätzte die erquickende Berührung mit der markigen Frohnatur, sie schätzte auch die Reife eines zum Fragen geborenen Geistes, der das reiche Mahl des Lebens nur mit den Augen zu berühren scheint. Aber der natürliche Lauf der Dinge zwischen den Geschlechtern drängte bei der wachsenden Häufigkeit des Verkehrs zwischen den drei Menschen zu einem endlichen Übergewicht der Neigung Leas für den einen oder andern. In Stunden, wo ihr das Herz nicht zu Kopfe stieg, sah sie die beste Lösung des Konflikts in einem glatten Nein an beide Werber. Sie fühlte schon quälende Tage im Anzug, als plötzlich der große Wirbel der Ereignisse begann, der die Schicksälchen der Menschen in den Schicksalen der Völker untergehen ließ. Im Umlauf zweier Rüstungstage nahm Lea von beiden Freunden Abschied — sie tat es ruhig und mit festem Auge.

Da rollten nach kaum drei Wochen jedem seine Würfel. Robert fiel. Eine Kugel zerspellte Hermann Ebert die Schulter.

Nun war der Tote mächtiger als der Lebende. In einem schlichten Brief an die Beraubte beklagte Hermann den Freund und die Freundin. Wenn einer, so schrieb er, den frischen Hügel zu ehren wisse, so sei e r es; heilig sei ihm jede Spur des Freundes, die er in ihrem Herzen zurückgelassen; die letzte Zeile, die er von ihm empfangen habe, handle in einer besonderen Form von ihr, der geliebten Freundin, und er werde, wenn es gestattet sei, dieses Andenken selbst einmal in ihre Hand legen.

Lea quälte sich in den ersten Wochen der Erschütterung mit manchem Vorwurf; allmählich aber gewann sie den Trost des Bewußtseins, daß sie in voller Wahrhaftigkeit an Robert gehandelt habe. Ihr Gemüt war stark, ihr Denken weit genug, um sich mit der höheren Notwendigkeit, die ihr den



Schlag versetzt, langsam auszusöhnen. Was sie dem Toten tief und tiefer verband, war eine jungfräuliche Weihe der Leidenschaft, jetzt stürmisch in ihrem Verlangen nach der Sichtbarkeit des Geliebten, jetzt seinen Geist unverlierbar in sich hegend. So, als sicherer Besitz des Toten, konnte Lea in diesen Tagen der Erholung es wagen, dem genesenen Hermann Ebert, nun er im Begriff war, zum zweitenmal ins Feld zu ziehen, eine kurze Stunde der Begrüßung zu gestatten.

Leichten Fußes, eine satte Ruhe in der Haltung, schritt Lea aus dem Wald hinaus ins Gefilde. Sie sah hinauf an den weißen Riesen, die einer neben dem andern in einem tiefen Frieden sich vertrugen, und achtete darüber nicht der Vöglein um sie her, die, den Frühling ahnend, ihre kecken Flüge kreuzten.

Als Lea Hollweg im Flur des Kurhauses den Schnee von den Schuhen stampfte, warf sie einen Blick auf das altertümliche Briefbrett. Ein Telegramm trug ihren Namen. Sein knapper Inhalt besagte, daß Hermann Ebert, vorzeitig einberufen, diesen Nachmittag sich einen Besuch gestatte. Leas frischgerötete Wangen färbten sich noch tiefer, und eine leichte Kraftlosigkeit, die sie plötzlich überkam, zwang sie, die Treppe langsam zu nehmen. Sie betrat ihr wohlgewärmtes Zimmer und ließ sich in voller Bekleidung, die unverhoffte Botschaft noch in der Hand, in einen Armstuhl nieder.

Das geräumige Zimmer mit seiner Fülle von Dingen spiegelte einen Menschen von mannigfachen Interessen. Auf der Kommode standen ein paar solide Bände, die auf ihrem Rücken fast durchweg klassische Namen trugen, auf dem Tische lagen einige Skizzenbücher, auf dem großen Koffer eine geöffnete Mappe mit Stichen. Die Mitte war von einem Gestell beherrscht, auf dem sich unter feuchter Hülle die Umrisse eines Kopfes verrieten.

Lea fühlte ihren Puls verdoppelt. Was war es mit der vermeinten Klärung ihres Inneren? Hermann kommt, um ihr ein gutes Wort zu sagen. Er trauert und leidet mit ihr um den gleichen Freund. Was sie sprechen werden — es kann nur ein elegischer Zwiegesang auf den Toten sein.

Die erregte Frau erhob sich und beschäftigte sich mit ein paar Nichtigkeiten — wer kennt nicht das Vorspiel der Tiefe in solchen Stunden, die kleinen leichten Dinge am Strand des Meeres? Endlich wollte sie es mit der Arbeit versuchen, mit der Arbeit an ihrem jüngst begonnenen Werk, und ließ nach kurzem Überlegen das verhüllte Gestell in die Glasveranda bringen.

Hermann Ebert hatte sich, da sein linker Arm noch Schonung verlangte, mit einiger Mühe seines Mantels entledigt und betrat nun, während das Mädchen mit seiner Karte vorauseilte, den Speisesaal des Kurhauses. Da er zu den Menschen zählte, denen die Begegnung mit sich selbst peinlich ist, wich er dem mächtigen Spiegel der Tür gegenüber, in dem er seinen schlanken Wuchs erblickte, entschieden aus und gewann bei dieser Bewegung den Ausblick auf die dem Speisesaal angelagerte Veranda, in der Lea Hollweg am Modellierbock beschäftigt war. Während einiger Sekunden sah er noch das behende Spiel ihrer Finger an einer entstehenden Büste, bis es von der Botschaft des Mädchens unterbrochen wurde. Lea entfernte sich sogleich und ließ dem Wartenden, in ihrem Namen in die Veranda gebeten, Zeit genug, das entstehende Gebilde mit einem interessierten Blick zu prüfen. Er erkannte deutlich Roberts Züge, er fühlte sich aber von der eigentümlichen Verewigung fremd berührt. Das bewegliche Leben in dauernde Grenzen eingeformt zu sehen, den Genossen vieler Tage nun als Monument vor sich zu haben, wirkte selbst auf diesen kunstgewohnten Menschen wie ein Schlag aus fremder Welt. Erst als er das Werk umging und mit der eignen Bewegung dem Kopfe bewegliches Leben abgewann, begann ihm Roberts Geist zu sprechen — am meisten durch den frischen Mund, der in seinem fast griechischen Anflug dem Dasein mit einem Scherze zu begegnen schien.

Die Hände auf den Säbelknauf gestützt, im bartlosen Gesicht eine fast steinerne Ruhe, stand Hermann dem Schatten des Freundes Aug' in Auge gegenüber, als Lea die Veranda wieder betrat. Der Gruß geschah mit einem stummen Händereichen.

»Stört Sie die Sonne nicht?« fragte Lea, während sie schon nach dem leinenen Vorhang griff.

»Bitte. nicht! Ich habe lange keine Sonne mehr gesehen.«

»Ich habe Sie so sehr bedauert — aber Sie waren doch nun weit vom Schuß. Freilich — jetzt wieder hinaus ...«

»Nur in den Etappendienst,« erwiderte Ebert und legte die Hand an die linke Schulter, »hier sitzt das Übel, und wohl noch lange. Aber Schreiben, Dolmetschdienste und dergleichen Heldenarbeit geht noch gut vonstatten.«

»Sie müssen nicht unzufrieden sein, Doktor, Sie haben Ihr Werk doch wahrlich schon getan.«

Bei diesen Worten erst kehrte der Stimme Leas der gewohnte Klang zurück und gab auch Hermann eine leichtere Sicherheit, den Augen der Freundin zu begegnen. Sie ließen sich in Korbsessel nieder, zwischen denen ein gedecktes rundes Tischchen stand. »Sie sind doch einverstanden, daß wir Tee trinken? Und Ihre Virginia? Bitte, ganz wie sonst!«

Ebert warf einen Blick auf die schon im rötlichen Spätlicht scheinenden Gipfel und lobte Leas Rast auf diesem gesegneten Boden. »Freilich,« fuhr er fort, »unsereiner möchte es jetzt in solcher Idylle schwerlich aushalten. Nichts unerträglicher in dieser Zeit, als, abgeschlossen vom großen Leben, nur einer für sich zu sein und das Gärtchen seines Talents zu bestellen. Ich bin noch immer wie über den Haufen geworfen.«

»Wirklich? Wo bleibt denn die philosophische Ruhe?«

»Philosophie!«

Lea prüfte mit flüchtigem Blick die großen Augen, die schön wie kalte klare Sterne über einem Abgrund standen.

»Ich bin daran,« begann sie, »mir das Denken abzugewöhnen. Es tötet so viel in uns, was wir viel besser brauchen können.«

Ebert lächelte. »Sie tun gut daran, Lea. Aber ich glaube, daß man das nicht selbst besorgen kann. Es mag vielleicht im Umgang mit andern gelingen, mit ungebrochenen Naturen, die aus dem Vollen leben. Mag sein! Aber solche gibt es nicht allzuviele, zumal nicht in fortgeschrittenen Kulturen. Wir Menschen denken, wir schaffen, wir setzen immer neue Zweige an und werden immer reicher, wie der Baum — und wenn wir ganz verästelt sind, ist es Zeit zum Sterben.«

»Sie haben recht — ich mache dergleichen Überlegungen stets an den alten Griechen. Ich brauche nur ihre Marmormenschen anzusehen, wie sie mit jedem Jahrzehnt reifer, wissender werden — oder sehen Sie einmal hier —«

Sie nahm mit impulsiver Bewegung eine Münze ab, die sie an silbernem Kettchen am Halse trug, und reichte sie Hermann Ebert. »Sehen Sie nur, wie die Frauengestalt auf der Rückseite im Armstuhl sitzt. Ahnt man aus dieser — ja, ich möchte sagen elegischen Haltung nicht die ganze innere Verfassung des Menschen: Resignation — ich kann es nicht anders nennen. Oder glauben Sie nicht?«

Doktor Ebert hielt das köstliche Silberstück in Händen, er sah es an und sah es doch nicht. Was er berührte, war nicht das antiquarische Zeugnis aus dem welkenden Griechentum, sondern das Schmuckstück von Lea Hollwegs Halse. Plötzlich fühlte er sich befangen und wußte auf jene Frage keine Antwort zu geben. Halb wollend und halb nicht, verzögerte er die sinnliche Empfindung noch eine Weile, indem er die Umschrift der Münze zu entziffern suchte. Indessen hatte Lea wohl bemerkt, welche Veränderung auf den leicht erblaßten Zügen des Freundes vor sich gegangen, und hatte Mühe, die eigne Sicherheit zu bewahren. Wie ein Nebel fiel es ihre klaren Sinne an. Ohne einen Laut hervorzubringen, verlangte sie den Schmuck mit ausgestreckter Hand zurück. Ebert legte ihn mit einer für Lea peinlichen Bedächtigkeit auf die schmalen Finger, ohne das satte, schwere Schweigen mit einem Wort zu brechen. Als er das Erröten sah, das die Züge der Frau verschönte, indes sie mit zurückgebogenen Armen den Schmuck ihrem schlanken Halse wiedergab, versuchte er rücksichtsvoll eine Wendung ins Gleichgültige und setzte, nochmals um Erlaubnis fragend, eine Virginia in Brand. Zu gleicher Zeit brachte das Mädchen den Tee und zwang durch seine Gegenwart zu belanglosen Worten der Unterhaltung.

»Sie machen wohl schöne Wanderungen?« fragte Hermann, indem er sich erhob, von der rosig übergossenen Winterlandschaft angezogen.

»Oh, schöne Wanderungen!« bejahte Lea mit einer fast ergriffenen Stimme, die von der Wonne des mittäglichen Erlebnisses



noch getränkt schien. »Alles so groß und frei! Ich kann Ihnen sagen, es wird einem ordentlich leicht da draußen.« Mit raschen Griffen beschleunigte sie die Arbeit des Servierens.

»Doktor, bitte!« Die beiden waren wiederum allein, und jedes sann auf ablenkendes Gespräch. Endlich begann Ebert mit der Frage, wie es komme, daß Lea ihre Kräfte nicht der Sache des Krieges widme und daß sie in der ungeheuren Gärung aller Dinge den ruhigen Sinn behaupten könne, den die Arbeit jedes Künstlers doch verlange. Lea entgegnete, daß auch sie anfänglich von dem allgemeinen Fieber der Tat ergriffen worden sei, daß sie aber in ehrlicher Prüfung sich gestehen mußte, ihr würde zwar nicht die Glut des Beginnens, aber die nüchterne Kraft der Ausdauer fehlen, ein ihr fremdes Werk, wie es die Krankenhilfe sei, mit dem selbstlosen Ernst der Berufenen durchzuführen. Zu diesen Berufenen könne sie sich selbst nicht zählen, hingegen widerstreite es ihrem ganzen Wesen, laut und wichtig an die Oberfläche der Gesellschaft emporzuschäumen oder Mildtätigkeit vor dem Spiegel zu treiben.

»Ich freue mich,« warf Ebert dazwischen, »wie ernst Sie diese Dinge nehmen. Ich lernte in meinem Lazarett eine hochgestellte Dame kennen, die jeden Nachmittag wie eine Königin daherprachtierte und bei jedem Sträußchen, das sie austeilte, sichtlich nur ihr eignes gutes Herz genoß. Man hört nicht lauter Rühmliches von diesen weltlichen Engeln der Barmherzigkeit — ich selbst erfreute mich einer klösterlichen Pflegerin, einer stillen, abgeklärten Natur von erquickender Sachlichkeit. Ich werde dieses Stück Himmel von einem Menschen nicht vergessen können.«

Sie sprachen von der verschiedenen Art der Menschen: von der Köstlichkeit derer, die mit Felsgrund zur Welt geboren werden und jedem Hieb des Lebens trotzen; von dem bedauernswerten Schlag der andern, die da tief sind und nichts weiter; von den Gesegneten, die fröhlich ihrem Herzen trauen; von den Verfluchten, die da sehen, daß die Welt auf Zwar und Aber steht.

Hermann wandte jetzt den Blick zur Seite — nach dem tönernen Entwurf, der in der Dämmerung sprechender zu leben begann.

»Er ist bei Sonnenschein geboren, pflegte seine Mutter von ihm zu sagen ... Wer kann es glauben, daß er nicht mehr kommt!«

Hermann sprach gedämpft, und gedämpft wiederholte Lea: »Nicht mehr kommt ... Wissen Sie, wann ich ihn am höchsten schätzen lernte?«

»Ich«, entgegenete Hermann, »empfand seinen Wert am reinsten, als ich sein Testament las. Ein schlichter Dank an seine Eltern, ein gutes Wort an Sie und an mich und dann die Bestimmung über seine Ersparnis: sie solle einem Waisenhaus überwiesen werden. Wem von uns wäre eine solche Verwendung in den Sinn gekommen?«

»Soziales Denken lag ihm in Fleisch und Blut. Das Bedürfnis, unauffällig zu helfen, habe ich so oft an ihm bemerkt. Und was ich ihm nie vergessen kann: Sie erinnern sich an unsre Wassernot, da drüben auf dem Hohen Licht?«

Lea erneuerte das Gedächtnis an eine gemeinsame Wanderung über Berge, die jetzt vor den Augen der Sprechenden mit flammenden Kuppen Tagesende feierten. Damals hatte die kleine Gesellschaft vor plötzlichem Regenfall in einer Heuhütte Schutz gesucht und mußte bei der Ungunst des Wetters sich zur Nächtigung unter dem mangelhaften Obdach entschließen. Die Vorräte waren fast zur Neige gegangen, und ein namenloser Durst peinigte alle. Da war es Robert Steiner, der seine fast noch gefüllte Flasche mit einigen Broten den Freunden zum Imbiß reichte und sich selbst Trunk und Bissen versagte. »Das war ein Opfer,« fuhr Lea fort, »das ich weiß Gott wie hoch über ideales Denken und solch schöne Sachen stelle. Stellen Sie sich vor: Durst haben, brennenden Durst, und dann um der andern willen auf einen Trunk verzichten, der Ihnen selbst zukommt! Von da an wußte ich, wer Robert Steiner sei, und hätte alles auf ihn bauen können.«

Hermann und Lea gedachten in leiser Wechselrede noch mancher schönen Tat des Toten und flochten gemeinsam um das entrückte Haupt einen Kranz der Ehre, den — um das Bildnis webend — das Abendlicht im Sinnbild wiederholte. Die beiden Menschen fühlten über sich ein Lächeln schweben, durch das sie sich mit unsagbarer Innigkeit dem Toten und doch auch unter sich verbunden fühlten. Als hätte Robert nun das



Wort, verstummten die zwei Freunde seines Geistes. — —

»Der Krieg«, sagte Lea endlich, wie zu sich selbst sprechend, »trennt so viel — und der Krieg bindet so viel.« Sie griff, um dem Banne vorgefühlter Augenblicke auszuweichen, nach der Mappe, die neben ihr auf einem Feldstuhl lag, und blätterte in den Stichen und Skizzen.

»Bindet so viel —« wiederholte Hermann.

Über Leas Scheitel ging ein Streifen Licht und löste ihr Dunkelblond in Gold auf. Während Hermann sein Auge unverwandt auf diesem Glanze ruhen ließ, ging ihm eine Stelle aus dem Feldbrief eines Freundes durch den Sinn, der ihm erzählte, daß er in einer Gabensendung seines Weibes eins ihrer Haare vorgefunden habe und daß er beim Liebkosen dieser Köstlichkeit von Mitoffizieren in aller Ehrerbietung gebeten worden sei, dieses andächtig verehrte Haar berühren zu dürfen. Solchen Haares die Fülle zog sich im Glanz der Verklärung über Leas Scheitel. Hermann verlangte es zu küssen, aber seine allzeit wache Vernunft kämpfte die Versuchung nieder. Da legte ihm die Freundin, ohne das Schweigen zu unterbrechen, ein loses Blatt aus ihrer Mappe vor. Mit leichtem Erschrecken erkannte er sich selbst. Es währte nur einen Augenblick, daß er im Anblick dieser scharfgerissenen Züge eines fast bitteren Ernstes auf sich selber prallte, dann lähmte ihm die Verwunderung, wie tief die Frau in ihn oder auch er selbst in sie schon eingedrungen war, jeden Laut der Äußerung. Er erhob sich, lehnte sich an die Fensterseite der Veranda und begann nach einem Zögern mit verfallener Stimme: »Lea, es kann nicht unbesprochen bleiben. Hier — unter den Augen Roberts — ich weiß, Lea, daß er Sie geliebt hat, und daß Sie ihn — ich muß wohl sagen: lieben. Was mich betrifft, so fühlen Sie die Wahrheit selbst. Ich kann sie nicht aussprechen ... Wenn ein Mensch, der einen andern in sein Leben hineinzieht, sich fragen muß, ob er es darf, so muß i ch es zehnmal. Ich habe nie mit einer Frau scherzen können, und das wohl deshalb, weil ich die Frau suche aus dem Grunde meines Herzens. Auf dieser Suche habe ich nur ein einziges Mal ernstlich innegehalten ... Sie verstehen mich. Eine Zeitlang gab es Kampf — heimlich, aber schwer. Da kam der Krieg, kam der Tod, und nur wir zwei blieben auf dem Felde. Sie sollen es wissen, Lea: an diesem Grabe fing ich an zu hoffen. Ich hoffte, die Hände, die wir uns in der Trauer gaben, würden nicht mehr voneinander lassen. Nun aber ist der Tote nicht tot — Lea, er ist lebendiger als der Lebende.«

Hermann Ebert kam nicht weiter. Er deckte die Hände vors Gesicht und schwieg.

Lea Hollweg saß, die geöffnete Mappe im Schoß, mit schlaff über die Armlehnen hängenden Händen zurückgeneigt und hielt die Augen geschlossen. Langsam, aber mit klarer Stimme sprach sie Antwort: »Lieber, draußen ist jetzt Krieg. Es gibt Menschen, die ihn immer haben: Naturen, die aus feindlichen Lagern bestehen. Sie und ich sind solche Menschen. Und sie brauchen die Ehe — wahrhaftig, aber nicht mit ihresgleichen. Denn es gibt noch andre Menschen, unzerteilte, glückliche Naturen, die über dieser Welt den alten Himmel ründen, mozartische Melodien, wenn Sie wollen. Oh, glauben Sie, Doktor, diese Leute haben ihren guten Sinn auf der Welt. Im Grunde ist doch alles gut so wie es ist, eine Harmonie, für die wir noch nicht reif sind.«

Lea schwieg eine Weile. Dann öffnete sie die Augen und sah auf den tönernen Entwurf hin, auf dem ein Fleckchen Abendrot glühte wie von einer himmlischen Hand.

»Ich glaube,« fuhr sie fort, »es werden heitere Naturen zur Welt geboren wie als Bürgschaft einer höheren Harmonie des Daseins ... Sehen Sie, wie Robert lächelt.«

Hermann Ebert trat an Leas Seite und legte die Hand auf ihre Schulter. Sein Blick fiel auf die offene Mappe in ihrem Schoß und erkannte jene Szene aus Michelangelos Sintflutbild, wo ein Alter einen Jungen aus den Wassern des Verderbens trägt, indessen aus dem Hintergrund hervor die Fluten rollen, die unaufhaltsam alle, Retter und Geretteten, verschlingen werden.

»Und sehen Sie«, erwiderte er, »die Wahrheit unter Ihren Augen.«

Lea schwieg und duldete die Hand auf ihrer Schulter. Während der langen Stille, die nun folgte, schwand das Abendlicht auf ihrem Scheitel immer mehr. Ehe es ganz verging, nahm Hermann Ebert mit Leiden-



schaft das schöne Haupt an sich und küßte an ihm die letzte Spur des Tages. Lea fuhr auf, schlang ihre Arme um den Freund und barg ihr Haupt an seiner Brust. Ein heftiges Weinen zerrte an ihrem Leibe, daß sie ohne den Halt an Hermann, der wie eine Säule stand, umgesunken wäre. Was sie schluchzte, war der Name des Toten.

Die Erschütterung dauerte nur Sekunden. Im nächsten Augenblick fand sie die Fassung wieder.

»Hermann, Sie schrieben mir von einem Andenken an Robert.«

»Hier ist es!« Ebert griff in seine Tasche und legte einen verschlossenen Umschlag auf den Tisch. »Nun lassen Sie mich Abschied nehmen. Leben Sie wohl!«

Die Frau konnte nichts erwidern. Als sie allein war, sank sie in ihren Stuhl, und während die Schatten des Abends über ihr und ihrem Werk zusammenschlugen, las sie unter Tränen Roberts letztes Vermächtnis:

Dein Leib ist wie das Abendmahl
Ein irdisches Gewand,
Darein die stille Gottheit sich
Demütig selber bannt.

Sie nahm zu schlichtem Aufenthalt,
Du reine Tiefe, dich —
Davor als ewige Lampe glüht
Mein einsam flammend Ich.

Tänzerin

Gott dienen im Tanz!
Im Mitternachtshain —
Mond träumt im Gezweige,
Wind spielt seine Geige,
All Vöglein schlief ein —,
Da tanz' ich im Dunkeln,
Da schimmern und funkeln
Die Glieder, die lichten,
Im brünstigen Verrichten
Der Andacht vor ihm.

Sie öffnen die Arme,
Sie, die verstehn,
Die selber schwingen
Und schweben und klingen
Und herrlich gehn,
Die großen und kleinen,
Um den Einzigen, Einen.
Sie rufen, ich höre
Die himmlischen Chöre,
Den tönenden Tanz.

Es schauert der Quell
Und rauscht wie im Traum,
Es schauern die Bäume;
Voll ahnender Träume
Der nächtliche Raum.
Nur oben die Sterne
In silberner Ferne,
Durch Wipfelfächeln
Ein seliges Lächeln,
Sind heiter und wach.

Winkende Boten
Im rhythmischen Lauf
Nahen von oben,
Schon bin ich erhoben,
Schon trägt's mich hinauf.
Da lieg' ich, gehalten
Von Liebesgewalten —
Sind's Wonnen, sind's Schmerzen? —
Am göttlichen Herzen,
Sein eigenstes Kind.

Gustav Falke



Literarische Rundschau

Kriegsbücher

In dem mächtigen und weitschichtigen Gebäude, zu dem sich unsre Kriegsliteratur von Monat zu Monat mehr auswächst, dürfen die festgegründeten geschichtlichen Unterbauten nicht fehlen, auf denen das Ganze ruht, und durch die allein es sich sein Gleichgewicht sichert. Im ersten Jahre des großen Ringens waren wohl auch unsre vaterländischen Geschichtschreiber durch die Gegenwart selbst und ihren heißen Kampf so in Anspruch genommen, daß ihr Blick sich nur ungern davon löste, um in die Vergangenheit unsers Volkes und in die Voraussetzungen dieses Krieges einzutauchen; jetzt aber beginnen sie, freilich durch das große Erlebnis fast alle neu eingestellt, auch den Boden zu untersuchen und seine Schichtung darzustellen, in denen der Weltkrieg mit all seinen Verzweigungen und Verästelungen wurzelt.

Ein paar dieser grundlegenden und vorbauenden Bücher möchten wir aus der Masse hervorheben, nicht um sie kritisch zu würdigen und zu werten — dazu fehlt Raum und Zeit —, sondern nur um den Blick derer darauf zu lenken, die mit den fortschreitenden und immer weiter ausstrahlenden Geschehnissen ein wachsendes Verlangen spüren, sich mit ihren Ursachen und Voraussetzungen, vielleicht auch ein wenig schon mit ihren künftigen Wirkungen vertraut zu machen.

Da ist zunächst ein Buch von Horst Schöttler zu nennen, das den Versuch macht, auf anderthalbhundert Seiten aus Versen, Sprüchen und Wahrworten deutscher Geister von Walther von der Vogelweide bis auf Hindenburg so etwas wie eine Bibel der »Deutschen Art« zusammenzufügen (Leipzig, C. F. Amelang). Die Anordnung des Stoffes in dieser acht Jahrhunderte deutschen Wesens umfassenden Blütenlese deutscher Bekenntnisse mag manchem zu lose oder gar willkürlich erscheinen, in der Auswahl selbst hat der Sammler einen sicheren Blick und eine glückliche Hand bewiesen: es findet sich kaum ein Ausspruch, kaum ein Urteil in dieser Sammlung, das nicht aus dem Quellboden deutscher Art oder manchmal auch deutscher Unart käme. Die Großen und Weisen des Volkes sprechen hier zum Volke, und zwischen all den vaterländischen, den schönen und tiefen Gedanken erklingen vernehmlich die Saiten des deutschen Gemüts. Das Buch verdient nicht nur gelegentlich auf gut Glück mit der Losungsnadel angestochen zu werden, sondern einer Stunde ernster Sammlung zur andächtigen Beschäftigung zu dienen. Zumal jungen Leuten, die ihren Wanderstab nehmen, um zum ersten Male auf eignen Wegen ins Leben hinauszuschreiten, kann es als freundschaftlicher Reisebegleiter nicht genug empfohlen werden.

Einer Beleuchtung und Erhellung der Vorgeschichte dieses Krieges dienen im wesentlichen auch die kleinen Geschichtsbände, die zum Preise von 1 M seit einiger Zeit bei Ullstein unter dem zusammenfassenden Titel »Männer und Völker« erscheinen. Was hier dargestellt wird, sind meistens Dinge, die schon oft in wechselnder Form und mannigfaltiger Gestaltung ihre Würdigung gefunden haben. Aber der Weltkrieg, der alle Lebensfragen Europas und des Orients gleichsam von neuem wieder aufgepflügt hat, zwingt uns auch hier zu einer Nachprüfung unsrer geschichtlichen Anschauungen. Über die Wirrnis der vorwärtsstürmenden Tagesereignisse hinaus rückt er das in unser Bewußtsein, was Ranke »die großen Mächte« der Geschichte genannt hat, womit zugleich Personen wie Entwicklungen, Träger und Früchte unsrer Kultur gemeint sind. Diese neue Sammlung verfolgt den Zweck, neue Richtlinien für ein neues Urteil zu zeichnen. Sie will in knappen Einzelschilderungen die Persönlichkeiten aufleben lassen, die dem Dasein der Nationen die Kraft ihres Willens aufgeprägt haben, sie will aber auch die politischen Gebilde sichtbar machen, um deren Schicksal, Sturz oder Dauer dies ungeheure Ringen der Zeit geht. Vortrefflich dient diesem Gedanken das Bändchen, das Professor Friedrich Delitzsch über die »Welt des Islam« geschrieben hat: Religion, kulturgeschichtliche Entwicklung und sittliche Grundbegriffe des Mohammedanismus sind hier von einem gründlichen Kenner und sachlichen Beurteiler so anschaulich und allgemeinverständlich geschildert, daß der Leser dieses Buches von nur knapp zweihundert Seiten, zu denen freilich ein paar aufschlußreiche Bilder kommen, sich wirklich in dem Glauben, der Gedankenwelt und Lebensanschauung des Islams heimisch fühlen darf.

Zu den Baumeistern dessen, was wir ohne Überhebung die deutsche Welt nennen dürfen, gehören in erster Linie Bismarck und Moltke, der Träger des Gedankens und der Träger des Schwertes, die beide im Verein am einigen deutschen Reich geschaffen haben. Mit Recht steht deshalb in der Sammlung »Männer und Völker« auch eine neue Charakteristik Moltkes. Die Feder eines hohen Militärs, des Generals der Infanterie z. D. A. von Janson hat sie geschrieben, und da ist es selbstverständlich, daß im Vordergrunde Moltke der Schöpfer unsers deutschen Heeres, sozusagen



der geistige Vater der Triumphe eines Hindenburg steht. Bar aller billigen Redensarten, frei von allen geistreichen Schnörkeln und Floskeln, mit einer prachtvollen strengen Sachlichkeit ist hier das »Genie der Nüchternheit« geschildert, und ganz von selbst, scheinbar mühelos, erhebt sich dieses Lebensbild aus der fachmännisch militärischen Sphäre in die der allgemeinen Geschichte, die jedem zugänglich und verständlich ist, wenn ein Darsteller wie dieser das Wort führt. Nur aus einer großen Persönlichkeit, aus einem reinen und starken Menschentum — das ist die schöne, erhebende Lehre dieses Buches — konnten die militärischen Taten und Verdienste eines Moltke erwachsen.

Nicht das gleiche Lob wie diesem Werke kann man seinem Zwillingsbande spenden, den *Hans Delbrück*, der Berliner Historiker und Herausgeber der Preußischen Jahrbücher, »*Bismarcks Erbe*« nennt. Unter dem Erbe Bismarcks versteht Delbrück das Werk Bismarcks unter dem Gesichtspunkt seiner Fortführung, und so untersucht er das, was Bismarck uns geschaffen und hinterlassen hat, mit der steten Frage, inwiefern Bismarcks Periode die Vorstufe bilde für die nächstfolgende, die unsrige. Mag auf dem Felde dieses Gedankengangs noch vieles ungeklärt sein, zu einem Tummelplatz so eigensinnig-einseitiger Auffassung und Deutung darf man es doch nicht machen, wie Delbrück es tut, wenigstens nicht in einem Büchlein von zweihundert Seiten, das nur ein gedrängtes Bild von dem Werk und der Persönlichkeit dieses gewaltigen Mannes geben kann, und das noch dazu für die Allgemeinheit bestimmt ist. Das umbildende Gestaltungsrecht der Gegenwart in allen Ehren, aber so zum Instrument seiner eignen politischen Überzeugung und Bestrebung darf Bismarck von einem Geschichtschreiber nicht gebraucht werden, der sich in den Dienst einer volkstümlichen und deshalb zu ruhig überschauender Sachlichkeit verpflichteten Schriftensammlung stellt — selbst nicht in der Darstellung des Kulturkampfes und der Polenpolitik, die beide freilich noch längst den Abschluß nicht gefunden haben. Gewiß heißt es Bismarcks Bedeutung verkennen und vielleicht sogar herabdrücken, wenn man ihn zu einem Dogma, einem für stets und immer bindenden Musterbeispiel der Politik stempeln wollte, aber noch weniger darf man ihn so wie Delbrück des nationalen Heroentums entkleiden.

In den Aufsätzen, die George Cleinow hier vor zwei Jahren über Kiderlen-Wächter, den verstorbenen Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, veröffentlicht hat, trat unter manchen andern bemerkenswerten Aussprüchen dieses vielgescholtenen und vielbewunderten Staatsmannes auch ein Albumspruch hervor, der in diesen Tagen, wo wir unsrer Diplomatie so manches am Zeuge flicken, aber auch so manches abbitten möchten, vielen von neuem im Ohr geklungen haben mag:

> Der Arzt, Jurist und Diplomat
> Erlernt sein Fach von früh bis spat,
> Doch was er lern' und schaffe —
> Es weiß es besser jeder L—aie.

Gegen dieses Besserwissen politischer Kibitze und Stammtischweisen, gegen ihre von keinerlei Sachkenntnis getrübten Vorurteile zieht *Freiherr von Mackay* in seinem Buche »*Die moderne Diplomatie*« zu Felde (Frankfurt a. M., Rütten & Loening). Doch erwarte man hier kein Schimpf- und Scheltbuch über Schelter und Schimpfer, sondern eine ernste Erörterung des schwierigen diplomatischen Problems, eine sachliche Aufklärung, wenn auch stets in witziger, unterhaltender Form, über alles Positive, was dieses weite Feld umspannt. Mackay gibt eine kurze Entwicklungsgeschichte der Diplomatie und damit verbunden einen Umriß ihrer großen und kleinen Aufgaben. Damit verbinden sich weiter scharf zugespitzte Charakterbilder der führenden feindlichen Staatsmänner, der Grey, Iswolsky, Delcassé u. a., die freilich nur als kleinselige Epigonen der Macchiavelli und Bismarck erscheinen. Eine Würdigung unsrer eignen Diplomaten versagt sich Mackay, wenn auch deutlich sein Respekt vor ihren erst halb zutage getretenen Leistungen durchblickt, und aus den Reformen und Zukunftshoffnungen, die erörtert werden, seine Kritik an ihren bisherigen Leistungen deutlich genug zu entnehmen ist.

Noch einen Schritt näher an die unmittelbare Gegenwart heran tritt ein aus Vorträgen entstandenes Buch des Professors an der Münchner Kriegsakademie Dr. *Theodor Bitterauf*, betitelt »*Die deutsche Politik und die Entstehung des Krieges*« (München, Beck). Diese Arbeit, die auf der gründlichen Darstellung des Zeitalters Bismarcks, des Dreibundes und der Entente cordiale ruht, um dann zum Zeitalter Wilhelms II., zum Verhältnis Deutschlands und Englands, zur Tripelentente, zu den Marokkokrisen, dem Balkanproblem und der Koalition gegen das Deutsche Reich überzugehen, schöpft durchweg aus gedruckten, allgemein zugänglichen amtlichen Quellen der deutschen Reichsregierung, aber auch den zahlreichen Veröffentlichungen der Tripelallianz. Ihr Verdienst ist es, diesen weitschichtigen und zum Teil äußerst verwickelten Stoff mit überlegener Ruhe zu sichten, zu gliedern und so klar und durchsichtig vor uns aufzubauen, daß wir ihn sich wie ein großartiges dramatisches Schauspiel vor uns entwickeln, spannen, steigern und zur jähen Katastrophe gipfeln sehen. Als feste Kuppel über

diesem Bau wölbt sich die Gewißheit, daß die Grundtendenzen der deutschen Politik seit Begründung des Reiches stets die gleichen friedlichen waren.

Muse Klio wird nicht böse werden, wenn sich in der Nachbarschaft dieser wissenschaftlichen Werke ein Büchlein seinen Platz sucht, das seinem Titel nach ganz und gar nicht nach Wissenschaftlichkeit, sondern eher nach Spielerei und Hokuspokus aussieht. Es handelt sich um die Sammlungen und Untersuchungen, die Professor Dr. Friedrich Zurbonsen in Münster, der Verfasser der Schriften »Das zweite Gesicht« und »Die Völkerschlacht am Birkenbaum«, über »Die Prophezeiungen zum Weltkrieg 1914/15« angestellt hat (Köln, J. P. Bachem). Was hier gemeint ist, wissen die Leser aus einem kleinen im Aprilheft unsrer Zeitschrift erschienenen Aufsatz von Freimark, der zu dem Thema auf dem Wege spiritistischer Studien kam. Zurbonsen holt beträchtlich weiter aus und schöpft namentlich aus den volkstümlichen, geschichtlichen und dichterischen Überlieferungen, die sich schon seit Jahrhunderten, ja, wenn man sich entschließen kann, auch ein paar Stücke aus den Platonischen Dialogen »Timaios« und »Kritias« als Prophezeiungen gelten zu lassen, seit Jahrtausenden mit dem Weltkrieg beschäftigen. Wie einst die französischen Maler der napoleonischen Siegeszüge die Geisterheere in den Wolken sahen, die dort schon die Entscheidungen herbeiführten, während sich die Heere durch Deutschlands Gaue und über die Steppen Rußlands erst langsam dahinwälzten, so umflattern auch die Schwärme der Kriegsweissagungen mit geheimnisvollen Schwingen die deutschen Heereszüge unsrer Tage nach West und Ost. Eine eigentliche Kritik ist an all diesen Stimmen, die sämtlich mehr oder weniger auf eine Erleuchtung von oben Anspruch erheben, nicht gut zu üben. Auch die, deren Voraussagungen sich schon an dem bisherigen Verlauf des Krieges nachprüfen lassen, entziehen sich dem Probierstein der Wahrheit durch Dunkelheiten und Zweideutigkeiten, wie sie den Propheten seit den Tagen der Pythia eigen zu sein pflegen. Aber auch wenn sie sich allesamt lächerlich machten — von gewissen kriegswissenschaftlichen Zukunftsschriften der letzten Jahrzehnte mit ihren Vorausahnungen des Stellungskrieges in Nordfrankreich, des Luftkrieges und der Unterseebootsschrecken kann man das heute nicht mehr behaupten —, auch dann würde für diese Stimmen, selbst für die der Fälscher, zu denen auch die unter Hamerlings Namen gehenden Seherstrophen gehören, noch ein volkspsychologischer Wert übrigbleiben. Und darauf kommt es dem Verfasser dieser Schrift eigentlich an: er möchte mit ein paar Lichtstrahlen hineinleuchten in den geheimnisvollen Zusammenhang zwischen dem Geschehen der Wirklichkeit und dem bis zum Ahnungsvermögen angespannten Gefühlsleben des Volkes, wie es sich am reinsten in der Sage und im Märchen, unausgegorener, dunkler und verwirrter in diesen Prophezeiungen niederschlägt. Die uralte Weissagung von der Völkerschlacht am Birkenbaum, dem Sieg eines lichten, von Mittag kommenden Fürsten an der Spitze der Seinigen über rauhe nordische Scharen bei Werl in Westfalen, ist die Form, die der Dichtung am nächsten kommt. Wie das Glockengetön einer gewaltigen Volkspoesie klingt sie aus dem Traum der Vergangenheit herüber in den eisenklirrenden Lärm dieser Tage. Mögen wir sonst beim Lesen dieser Schrift so oft wir wollen den Kopf schütteln oder spöttisch den Mund verziehen, hier faßt uns ein leiser Schauer an, und wir begreifen, was Friedrich Wilhelm Weber, der Dichter von »Dreizehnlinden«, mit den Versen gemeint hat:

> Und da sich die neuen Tage
> Aus dem Schutt der alten bauen,
> Kann ein ungetrübtes Auge
> Rückwärtsblickend vorwärtsschauen. —

Doch zurück zur ehernen Wirklichkeit des Tages! Halten wir uns an das, was wir alle bangend und jubelnd miterlebt haben, was uns kein Teufel rauben kann. Wie bronzene Felsen stehen die Kriegsberichte aus dem Großen Generalstab da mit ihrem aus dem Schoße dieser Zeit neu geborenen Tatsachenstil, von dem die Geschichte unsrer Sprache einmal einen neuen Zeitabschnitt rechnen wird. Wer möchte diese Berichte, namentlich die von Zeit zu Zeit erscheinenden ausführlichen Gruppenberichte, nicht gesammelt haben! Dürfen wir in ihnen doch die ersten Bausteine zu einer künftigen Geschichte des Krieges erblicken. Bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinen sie schon seit einiger Zeit als in sich geschlossene Einzelhefte, die innerlich zusammenhängende Unternehmungen und Entwicklungen zu einem größeren Ganzen vereinigen. Die letzten dieser Hefte (8 bis 10; je 25 ₰) behandeln, immer mit Hilfe von Karten, die Schlachttage in Galizien von Przemysl bis Lemberg, die Kämpfe um Ypern, Les Eparges und Ban de Sapt sowie die Unternehmungen Hindenburgs vom April bis zum Juni dieses Jahres. Auch bei Reclam findet man diese Berichte gesammelt, wenn auch ohne Karten und mehr nach dem Zeitpunkt der Wolffschen Veröffentlichungen als nach sachlicher Zusammengehörigkeit geordnet.

Von der Beckschen »Chronik des Deutschen Krieges« (München, C. H. Beck; geb. je ℳ 2,80), die ihren Kreis viel weiter zieht, aber doch auch durchweg auf amt-



lichen Berichten und zeitgenössischen Kundgebungen beruht, ist der vierte Band erschienen, der bis Ende April 1915 reicht. Hier finden wir nach allgemeinen Einleitungen, die sich mit der militärischen und politischen Lage beschäftigen, eine der Zeitfolge nach geordnete Zusammenstellung aller wichtigen kriegerischen und politischen Ereignisse, auch öffentliche Reden, Verhöre, Erlasse, Bekanntmachungen, Notenwechsel u. dgl. Einen besonderen Wert hat dies Hilfs- und Erinnerungsbuch durch das Inhaltsverzeichnis bekommen, das dem letzten Bande beigegeben ist und nun als Wegweiser für die vier Bände insgesamt dient. Ich möchte z. B. wissen, wann und wie oft Freiburg von feindlichen Flugzeugen heimgesucht worden ist: unter dem Schlagwort »Freiburg« finde ich die Berichte darüber. Oder ich erinnere mich an den Namen »Jassini«, ohne im Augenblick zu wissen, welche Bedeutung ihm zukommt. Da finde ich denn bald mit Hilfe des Verzeichnisses, daß Jassini in Deutsch-Ostafrika liegt und daß dort Mitte Januar in zweitägigen Gefechten die Engländer geschlagen worden sind.

Diese Chronik ist, und man versteht und billigt das bei ihrem Grundsatz strenger Sachlichkeit, nur von wenigen Bildnissen begleitet. Wer den Geschichts- und Anschauungswert zeitgenössischer Bilder zu würdigen weiß, wird guttun, sich neben die Becksche Chronik die von Dr. H. F. Helmolt herausgegebenen Bändchen »Der Weltkrieg in Dokumenten und Bildern« zu stellen. Sie erscheinen in den Meulenhoff-Ausgaben (Leipzig, Joh. M. Meulenhoff) und führen uns alles das im Bilde vor, was der Krieg an bemerkenswerten Erscheinungen geboten hat, soweit sie irgend durch die mechanische Photographie festzuhalten sind. In den Abbildungen und Kampfszenen wird das Buch von andern Sammlungen an Fülle überboten; einzig aber und unübertrefflich steht es da als Sammelalbum zeitgeschichtlicher Dokumente, als da sind Maueranschläge, Aufrufe, Kriegsdepeschen, Banknoten, Werbeplakate u. a. Ein sorgsam geführtes Kriegstagebuch begleitet die beiden bisher erschienenen Bände.

Unter den Bilderwerken, die dem Weltkriege gewidmet sind, nimmt Bruckmanns »Großer Bilderatlas des Weltkrieges«, der auf 20 Lieferungen zu je 2 *M* berechnet ist, zweifellos die erste Stelle ein. Wenn er fertig ist und nicht etwa über diesen geplanten Umfang durch die Wucht und Weite der Ereignisse noch hinausgedrängt wird, werden wir auf seinen Großfolioblättern mindestens sechstausend Bilder beisammen haben, die, nach der Zeitfolge und nach den einzelnen Kriegsschauplätzen geordnet, mit fast kinematographischer Vollständigkeit die Vorgänge und Entwicklungen der großen Ereignisse begleiten. Die Sammlung stellt sich auf den strengen Standpunkt des Wirklichkeitsbildes, Phantasiedarstellungen bleiben ausgeschlossen. Aber diese Bilder sind mit künstlerischem Blick ausgewählt, so daß fast keins darunter ist, das uns nicht etwas bildhaft Eindrucksvolles zur Sache selbst zu sagen hätte, und sie sind von musterhaft durchgearbeiteten Platten gedruckt, so daß wir ihnen bis in die kleinsten Einzelheiten folgen können. Besonders dankbar wollen wir für alle die Bilder sein, die das Mitleben und Mitringen der Daheimgebliebenen in den mannigfachsten Kreisen und Betätigungen schildern. Gerade sie, diese Bilder vom Sammeln und Versenden der Liebesgaben, der Lebensmittelversorgung, der Frauenarbeit, der Waffenbereitung, der Verwundetenfürsorge und den Heilverfahren sichern dem Werke seinen dauernden Erinnerungswert. Man kann sich die Zeit heute schon vorstellen, wo eines Tags in der Laube unter blühenden Fliederbüschen oder abends bei sanftem Lichtschein diese Bände aus der Truhe hervorgeholt werden, um von alt und jung mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen wieder und wieder betrachtet zu werden. Dann mag der zitternde Finger des Vaters oder Großvaters, der auch dabei war, auf diese oder jene Marsch- oder Kampfszene zeigen, die er mit eignen Augen in Wirklichkeit sah, aber auf dem nächsten Blatt schon mag die Großmutter diesen Finger sanft beiseiteschieben und auf ein andres Bild deuten, wo sie mit lieben Freundinnen zusammen Flanelljacken für die Krieger zuschneidet oder, ihr Jüngstes auf dem Arm, sich an einem Pfeiler des Brandenburger Tores festklammert, um am 2. September des Jahres 1914 dem Einzug der ersten eroberten russischen Geschütze zuzusehen.

Es ist nicht verwunderlich, daß wir bisher nur wenige militärkritische Darstellungen einzelner Schlachten haben; Jahre, Jahrzehnte vielleicht werden vergehen, bevor alle dafür nötigen Zeugnisse und Belege an die Öffentlichkeit treten können. Aber gerade diese von der Zukunft zu erwartenden ausführlichen Darstellungen und Würdigungen werden wohl immer nur auf das Verständnis enger militärisch geschulter Kreise rechnen können. Was jetzt von dieser Art geboten wird, muß den natürlichen Mangel der Vollständigkeit und letzten fehlerlosen Zuverlässigkeit durch Unmittelbarkeit, persönliche Frische und Allgemeinverständlichkeit wettmachen. Das trifft auf zwei kleine Schriften zu, die sich mit je einer bedeutsamen Schlacht des Winterfeldzuges im Osten und im Westen beschäftigen. Hindenburgs Winterschlacht in Masuren beschreibt uns — wir dürfen »uns« sagen, da die Darstellung auch für den Laien verständlich und aufschlußreich ist — Hans Niemann, derselbe, der sich schon mit seiner





Schrift über Tannenberg und Angerburg, das Cannä und Leuthen der Gegenwart, in weiten Kreisen einen so großen Erfolg geholt hat (Berlin, Ernst Siegfr. Mittler & Sohn). Vier Kartenskizzen schmiegen sich dem Text aufs engste an. Niemann ist ein Meister gediegener Kürze und sinnvoller Schärfe des Ausdrucks. So verläßt man sein Büchlein mit einer unverlöschlichen, weil überall auf das Wesentliche und Entscheidende gedrängten Gesamtanschauung. Ganz anders verfährt *Prinz Oskar von Preußen* in seiner Schilderung der *Winterschlacht in der Champagne*, die sich zeitlich jener Hindenburgschlacht fast unmittelbar anschloß (Oldenburg, Stalling). Während über jene Kämpfe im Osten früh ausführliche Darstellungen bekannt geworden sind, ist das stillere Heldentum der Champagnekämpfer bisher in der Heimat lange nicht genug gewürdigt worden. Hier setzt Prinz Oskars Aufgabe ein. Es drängte ihn, der als Oberstleutnant dem Oberkommando der dritten Armee zugeteilt war und dort aus nächster Nähe die Kämpfe in der Champagne vom 16. Februar bis 18. März miterlebte, eine Dankesschuld abzutragen. Diese menschlich schöne Absicht gibt seiner Darstellung den Ton: mit den lebensvollen Schilderungen der bewundernswerten Leistungen unsrer rheinischen, schlesischen, sächsischen und nicht zuletzt unsrer Garderegimenter, die in dem Hexenkessel der Champagne ihr Bestes hergaben, verbindet sich bei ihm eine jugendlich feurige Begeisterung für alles Hohe, Reine und Starke am deutschen Mannestum, und so klingt seine kleine Schrift aus in einer Mahnung, solche deutsche Manneszucht weiter in unsrer Jugend zu pflegen und zu befestigen — ein neues schönes Zeugnis für den von hohen Ahnen ererbten Lebensernst unsrer kaiserlichen Prinzen.

Die erste zusammenhängende volkstümliche Darstellung des Weltkrieges versucht *Oberst Fr. Immanuel*, als Militärschriftsteller schon lange erprobt, bei Mittler in Berlin. Sein Buch »*Ein Jahr Krieg*« (mit 3 Karten und 19 Zeichnungen) umfaßt auf 120 Seiten ein volles Kriegsjahr, vom August 1914 bis August 1915. Und schon diese Kürze bürgt für die gute Gliederung und straffe Ordnung des Stoffes. Wenn auch die kriegerischen Ereignisse im Osten und die im Westen streng gesondert sind, so versäumt der Verfasser doch nicht, ihre inneren Zusammenhänge und Wechselwirkungen aufzudecken, wie er anderseits über dem Herausarbeiten der großen Entwicklungslinien keineswegs die lebendige Schilderung einzelner hervorstechender Kampfhandlungen vernachlässigt, denkt er sich sein Buch doch in erster Linie für die reifere Jugend und den einfachen Soldaten bestimmt.

Mit dem Strahlenkranz amtlicher Erleuchtung kommt der stattliche Band zu uns, der bei Teubner unter dem Titel »*Deutschland und der Weltkrieg*« erschienen ist. Es ist ein Sammelwerk von Einzelaufsätzen, die sich zu einer umfassenden Darstellung des Krieges, seiner Entstehung und seiner Hauptfragen zusammenfügen, ein Professoren- und Geheimratswerk mit allen Vorzügen wissenschaftlich verantwortlicher Gründlichkeit, Genauigkeit und Zuverlässigkeit, aber auch mit der Schwäche der Umständlichkeit, die in Zeiten stürmischer Entwicklung, wie wir sie jetzt erleben, leicht etwas ungeduldig macht. Die besten Sachkenner, die Träger erster Namen sind hier am Werke: die vier Herausgeber selbst, die Berliner Professoren Otto Hintze und Friedrich Meinecke, der Heidelberger Professor Hermann Oncken und der Bonner Professor Dr. Hermann Schumacher, schreiben über Deutschland und das Weltstaatensystem, über Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft, über Kultur, Macht, Politik und Militarismus, über die Vorgeschichte und den Sinn des Krieges. Aber selbst Autoritäten ersten Ranges wie Schmoller und Dr. Solf, der Staatssekretär des Kolonialamtes, sind von dem geschickten Organisator dieses Werkes, der sich all die glänzenden Verbindungen des Verlages zunutze gemacht hat, aufgeboten worden, um über so schwierige Probleme, wie Herkunft und Wesen der deutschen Institutionen und Probleme der deutschen Kolonialpolitik, sich auszulassen. Wer sich über Deutschlands Stellung in der Welt, über Deutschlands Bundesgenossen, über die Machtpolitik unsrer Gegner, über die Vorgeschichte und den Ausbruch des Weltkrieges unterrichten will, gründlich bis in die letzten Fasern unterrichten will, der wähle dieses Werk zum Studium für einige Wochen oder Monate; leicht ist die Arbeit nicht, aber sie belohnt die Mühe, und sie eröffnet am Ende sogar schon einen festen Ausblick auf die Voraussetzungen und Grundlagen des künftigen Friedens, die ja, wie die Dinge einmal liegen, mit den leichten Waffen der Tagespresse nicht zu fassen sind.

Mit ungleich leichterem Gepäck, noch ganz von den brodelnden Gefühlen und Stimmungen des lebendigen Tages umwittert, schreitet das Kriegsgedenkbuch »*Mit Herz und Hand fürs Vaterland*« einher, das Dr. *Otto Thissen* bei Bachem in Köln herausgegeben hat. In diesem Band von vierhundert Seiten werden in wohldurchdachter straffer Ordnung kleine und große Zeitbilder aus der Kölnischen Volkszeitung dargeboten, eine Auswahl aus dem Besten, was diese Zeitung in den Kriegsmonaten des Jahres 1914 an vaterländischen Aufsätzen und Gedichten, an Kampf- und Heimatschilderungen veröffentlicht hat. Die Aus-

wahl der Stücke ist nach einem eigenartigen, in dieser Triumphzeit der Massengefühle aber durchaus verständlichen Verfahren getroffen worden: Herausgeber und Verlag haben sich möglichst nach den Wünschen der Zeitungsleser gerichtet, wie sie durch eine lebhaft beantwortete Rundfrage ermittelt worden waren, denn das Buch sollte ja ein Erinnerungsbuch für die Zukunft werden, ein Schatzbehälter alles dessen, was bei seinem ersten Erscheinen als schön und wertvoll empfunden wurde, auf den losen Zeitungsblättern aber doch vielleicht allzu schnell der Gefahr des Vergessens und Verzettelns ausgesetzt war.

Erwin Rosen setzt bei Lutz in Stuttgart seine Anekdoten- oder Mißzellensammlung »Der große Krieg« in einem dritten Bande fort. Wenn wir diese bunten Bilder aus dem großen Kriege von draußen im Felde und von daheim, Worte des Kaisers und der Heerführer, Volksernst und Volkswitz, Blitzlichter aus Feldbriefen und Schlachtschilderungen, Gebundenes und Ungebundenes, Tiefsinniges und Erheiterndes als Anekdoten bezeichnen, so soll darin nichts von Herabsetzung liegen; wir denken dabei nicht an den urtümlichen geschichtlichen Sinn des griechischen Wortes, mit dem dereinst Prokop im Gegensatz zu seiner offiziellen Geschichte der Regierung Julians seine besonders herausgegebenen, dort wohlweislich verschwiegenen anrüchigen Hofgeschichten bezeichnete, auch nicht an den platten Sinn des Wortes von heute, sondern an das Wort des großen Plauderkünstlers Theodor Fontane in seinen Lebenserinnerungen: »Historischen Anekdoten habe ich nie widerstehen können, bin auch jetzt noch der Meinung, daß sie das Beste aller Historien sind. Was tue ich mit den Betrachtungen? Die kommen von selbst, wenn die kleinen und großen Geschichten, die heldischen und die mesquinen, zu mir gesprochen haben.«

Ja, Betrachtungen — die Betrachtungs- und Erziehungsbücher unsrer Daheimgebliebenen sind mittlerweile zu einer Hochflut angeschwollen, daß man manchmal von einem Fluch statt von einem Segen sprechen möchte. Gewiß ist nichts begreiflicher, als daß gerade in dieser Zeit, der Geburtszeit unerhörter neuer Erlebnisse, niemand gerne stumm im Winkel sitzen möchte, aber manch einer ist auch unter diesen in die Öffentlichkeit Drängenden, der nur schon hundertfach Gesagtes zum hundertundeinten Male wiederholt und für seine Betrachtungen und Bekenntnisse keine andre Berufung aufzuweisen hat als eine schnellfertige Anpassungsfähigkeit. Wir heben deshalb aus dem Schwall dieser Bücher und Schriften nur ein paar hervor, die sich durch die Kraft ihrer Gedanken oder die Bedeutung der hinter ihnen stehenden Persönlichkeit auszeichnen.

Über Religion und Krieg, und zwar hauptsächlich über das geschichtliche Verhältnis der beiden Mächte zueinander haben wir eine anregende Schrift von dem Göttinger Universitätsprofessor D. Alfred Bertholet, die in den Religionsgeschichtlichen Volksbüchern bei J. C. B. Mohr in Tübingen erschienen ist. Über den Krieg und den sittlichen Gehalt des Opfergedankens trägt Dr. von Campe, der Abgeordnete und Hildesheimer Landgerichtsdirektor, seine von einem hohen Verantwortlichkeitsgefühl zeugenden Gedanken vor (Berlin, Verlag der Täglichen Rundschau). Schön und erhebend in dieser Schrift ist namentlich der Gedanke, daß die sittliche Bedeutung des freiwilligen Opfers schon tief in das Bewußtsein unsers Volkes eingedrungen und so zu dem erhabensten aller Trostmittel in dieser schweren Zeit geworden ist. Ist dieses Büchlein vom evangelischen Geiste erfüllt, soweit man auf diesem ethischen Gebiete überhaupt von einer Scheidung der Bekenntnisse sprechen darf, so bekennt sich die Schrift »Vaterland« von Johannes Mumbauer (M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag) selbst als die Gedankensammlung eines katholischen Deutschen über Volk, Staat, Rasse und Nation. Auf eignes Erleben im Felde gründen sich die gesammelten Kriegsaufsätze »Kriegssaat und Friedensernte« von Franz Schröngbamer-Heimdal (Freiburg, Herder). Was den Verfasser bewog, sie als Buch herauszugeben, war der heute bei so vielen tiefer angelegten Mitkämpfenden lebendige Gedanke, daß der Aufschwung, der seelisch-sittliche wie der deutsch-völkische, den uns diese Zeit gebracht hat, und der doch wohl denen da draußen tiefer und mächtiger in die Herzen geprägt worden ist als uns daheim, dem Vaterlande nicht verlorengehen dürfe, vielmehr seine eigentliche Ernte erst im Frieden bringen müsse. Das Tatbewußtsein des Kriegsmannes, das Gewissen des Gottsuchers und das Herz eines Dichters haben hier einen Bund geschlossen, um den Aufsätzen zu dem gehaltenen Ernst die Innigkeit der Seele und die schöne poetische Form zu geben. Von ähnlichen Gedanken sind die nationalen Laienpredigten erfüllt, die der Pfarrer Kurt Engelbrecht in seinen beiden Schriften »Deutschland, lerne!« (Berlin, Concordia) und »Der Deutsche und dieser Krieg« (6. Auflage, Berlin, Ernst Hofmann & Ko.) an das deutsche Gewissen und die deutsche Tatkraft richtet. Über die Kulturmacht des Krieges, seine sittlich-religiösen Beweggründe und seine zeugenden Lebensmächte findet man hier reife und wertvolle Gedanken in einer klaren, festen Sprache vorgetragen. Auch Dr. Ernst Schultze-Großborstel, der verdienstliche Gründer



der deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung, hat ein Recht, gehört zu werden, wenn er in seiner Schrift »Die Mobilmachung der Seelen« (Bonn, Marcus & Weber) den sittlichen Gewinn abwägt, der unserm Vaterlande aus dem Kriege besonders für das Wachstum des Gemeingeistes und der Opferwilligkeit entsprossen ist, zugleich aber auch schon die seelischen Gefahren, die er in seinem Mantel birgt, freimütig erörtert. Geschichtlich sucht diese Gedankengänge der Bremer Domprediger Ludwig Jacobskötter, der schon durch seine »Tagebuchblätter eines Daheimgebliebenen« bekannt geworden ist, zu vertiefen und zugleich mit weiteren Zusammenhängen zu verknüpfen (»Unser Kriegserlebnis«; Leipzig, Veit & Ko.). So streng und folgerichtig sich diese Gedanken aufbauen, so lebendig ist ihr Vortrag und die Werbekraft ihrer tatfreudigen Zuversicht: »Jetzt ist die Zeit für Gelehrte und Ungelehrte, für Alte und Junge, für Politiker und Künstler, für Prediger und Kaufleute — vom neuen Grundriß aus aufzubauen deutsches Leben ewiger Art in Wirtschaft, Gesellschaft, Staat, Kunst und Kirche; jetzt ist die Zeit, mit Gott zu ringen und nicht abzulassen, bis er uns segne! Jetzt kann er segnen! denn unser tagtäglicher Kampf ein ganzes Jahr hindurch hat uns in eine Hochschule aufgenommen, in der die Grundzüge unsers Kriegserlebnisses immer von neuem durchgearbeitet und vertieft werden müssen, wenn anders wir überhaupt leben wollen. Darum hoffe ich für die Zukunft. Darum bin ich unsers Sieges gewiß.«

Weltlicher, diesseitiger und augenblicklicher als diese zum größten Teil aus religiös gestimmten Lebenskreisen kommenden Schriften sind die Kriegsbücher von Otto Ernst und Eduard Engel. Otto Ernst nennt das seine »Gewittersegen« (Leipzig, Staackmann), und damit ist gut die feurige und aufgewühlte, aber auch leicht etwas aufgeregte und polternde Art seiner ganz aus der elektrisch geladenen Atmosphäre des Tages geborene Art bezeichnet. Seine offenen Briefe an d'Annunzio und Verhaeren, seine Gedichte und Entrüstungsrufe würden noch eindrucksvoller sein, wenn ihm der Teufel persönlichen Unmuts und persönlicher Eitelkeit nicht hier und da Unkraut zwischen den Weizen gesät hätte. — Eduard Engels Tagebuch (Braunschweig, Westermann), von dem jetzt 28 Lieferungen erschienen sind, ist hier schon öfter gekennzeichnet worden. Mag er in seinen Strafpredigten gegen deutsche Würdelosigkeit manchmal über das Ziel hinausschießen, sein frisch und keck zupackendes Temperament weiß doch immer wieder von neuem anzuregen, zu spornen und zu stacheln, und seine beizende Ironie ist wohl wirklich die einzige Waffe, die in diesem Kampfe taugt, zumal da sie des Humors nicht entbehrt. Was Engel bringt und unter seine Lupe oder Geißel nimmt, beschränkt sich keineswegs auf die uns allen zugängliche deutsche Tagespresse, sondern schöpft vielfach unmittelbar aus ausländischen, namentlich französischen und englischen Zeitungen, für deren Verwertung ihm seine Kenntnis der englischen und französischen Literatur zu Hilfe kommt, wenn ihm nicht gar Freunde und Gewährsmänner im Ausland allerlei Besonderes schicken. So erweitert sich dies Buch mehr und mehr zu einem kritischen Weltspiegel des Krieges

F. D.

Literarische Notizen

Handbuch der Kunstwissenschaft. Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Fritz Burger. (Mit insgesamt etwa 4000 Abbildungen. In Lieferungen zum Bestellpreis von je 1½ M. Neubabelsberg, Akademische Verlagsgesellschaft.)

Dieses hier schon öfter angezeigte Handbuch ist jetzt bis zur 20. Lieferung fortgeschritten. Je weiter es sich entwickelt, desto deutlicher unterscheidet es sich von seinen Wettbewerbern, alten und jungen, desto bestimmter offenbart sich seine Eigenart und der Reiz seiner Vorzüge. Es hatte sich leider schon eine Schablone für solche Kunsthandbücher herausgebildet, und diese Schablone hatte für die Leser etwas Erkältendes und Entmutigendes. Hier wirkt vieles von dem Vorgetragenen ganz frisch und neu. Nach modernen Grundsätzen geordnet, erscheinen auch dem Sachkenner längst bekannte Ergebnisse in eigenartigem Lichte. Die Abbildungen sind nicht nur klar und aufschlußreich, sondern auch, zum Teil in Farben, gut wiedergegeben. »Baukunst der Renaissance in Italien« heißt das große Kapitel, das, bearbeitet von Prof. Dr. Willich in München, in der Lieferung 18 beginnt. Diese Arbeit zeichnet sich durch Klarheit und phrasenlose Sachlichkeit aus; 32 Abbildungen und zwei schöne Tafeln — darunter manches Seltene — sind allein in dieser Lieferung enthalten. In der Lieferung 19 setzt Prof. Dr. Wulff seine Darstellung der altchristlichen und byzantinischen Kunst fort und liefert da eine fast erschöpfende Einzelschrift über den Basilikenbau; in der Lieferung 20 beschäftigt sich der Herausgeber selbst mit der Malerei von Tirol und Vorarlberg, einem vielumstrittenen Gebiet. Burger hebt diese Kunst — wohl zum ersten Male — aus ihrer bisherigen engen Provinzbedeutung, um ihr das charaktervolle Gesamtgesicht zurückzugeben, das ihr zukommt. Gerade hier bringen die Abbildungen viel Unbekanntes ans Tageslicht.

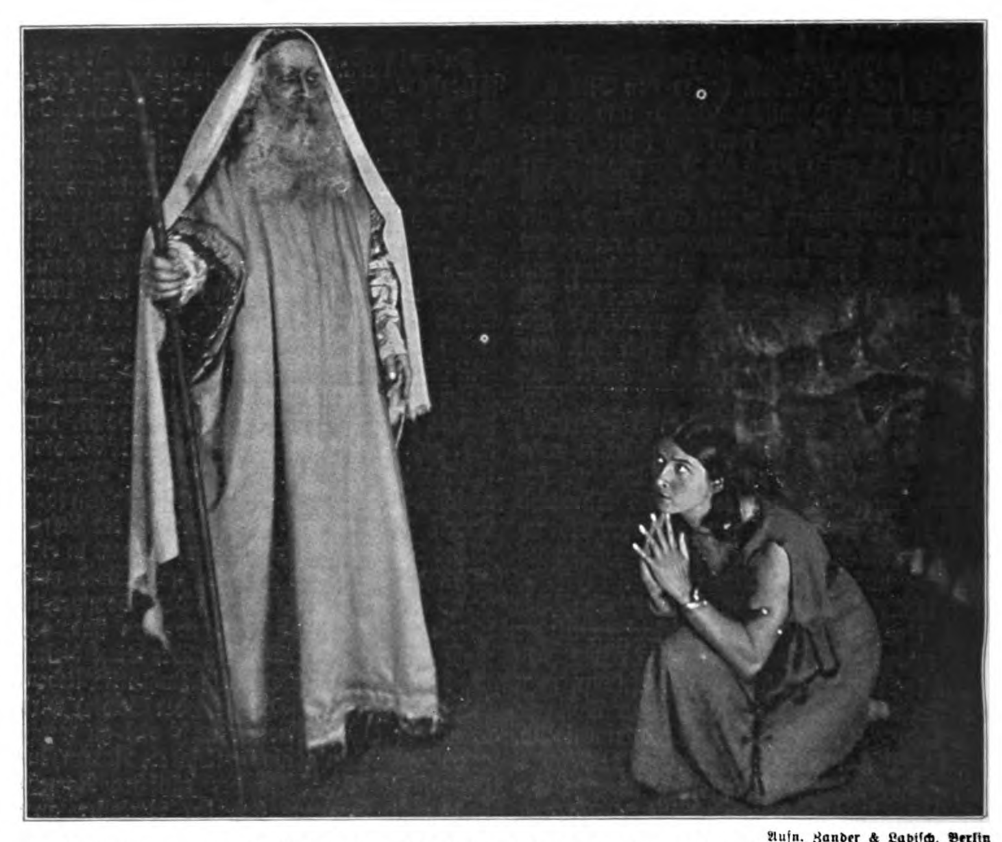


Kurt Haase-Jastrow: Aus dem Schloß von Freienwalde

Aus dem Besitz des Herrn Dr. Walther Rathenau in Berlin-Grunewald

Zeiten äußerster nationaler Kraftanspannung, wie wir jetzt sie erleben, lenken den Blick von selbst auf alles Heimische, Boden- und Volkswüchsige zurück. Man freut sich seiner Stärke und läßt sich gerne durch die Zeugnisse früherer Zeiten bestätigen, daß uns diese Kraft nicht von außen gekommen, sondern aus dem Heimatboden, dem Leben der Altvordern aufgekeimt ist. Neben den Märchen, Volksliedern und Sprichwörtern bewahren diesen Erbschatz am besten die volkstümlichen Redensarten, an denen wir Deutschen außergewöhnlich reich sind oder eigentlich waren — denn leider: unter dem Anhauch der Schöngeistigkeit und der Allerweltskultur, die über unsre Sprache gekommen, ist vieles davon schon abgestorben. Um so mehr sollten wir uns verpflichtet fühlen, zu bewahren, was noch zu bewahren ist. Edmund Höfer, ein Erzählertalent von großer Lebenswahrheit und Naturfrische, der seine zahlreichen Roman- und Novellenstoffe unmittelbar aus dem Volksleben zu schöpfen verstanden, hat 1859 eine solche Sammlung sprichwörtlicher Volksredensarten herausgegeben (»Wie das Volk spricht«). Mit welchem Erfolge, zeigt die Tatsache, daß dies Buch zehn Auflagen erlebt hat. Immerhin fing es mittlerweile an, mit dem vielen Ballast, den es an Bord hatte, sein eigner Totengräber zu werden; eine Bearbeitung, eine Entlastung vom Zuviel tat not. Diese Bearbeitung hat jetzt Margarethe Bruns geleistet, und das handliche, artig ausgestattete Büchlein, das da unter dem Titel »Der Volksmund« zustande gekommen ist, verspricht das Beste aus Höfers Sammlung noch weiter für ein Menschenalter zu erhalten. Denn diese Sammlung bietet eine Charakteristik des deutschen Volksgeistes, die einzigartig und deshalb erhaltenswert ist. Als Hauptkennzeichen unsrer Art leuchtet eine unbändige, saftstrotzende Lebensfülle, eine derb-frische, kernhafte Daseinsbejahung daraus hervor. Der eigentliche Nährboden, auf dem diese »Weistümer« wachsen, ist das deutsche Mittelalter; daraus erklärt es sich, daß die meisten dieser Redensarten nicht gerade nach Veilchenwasser und Rosenöl duften. Dazu kommt als Eigenart der Höferschen Sammlung, daß sie meistens aus dem niederdeutschen Volkstum geerntet ist. Kindern wird man guttun, diese Sammlung nicht in die Hand zu geben; zu dem Erwachsenen wird, vielleicht gerade aus den Derbheiten am offenkundigsten, die dichterische Kraft der Phantasie und Formgebung sprechen. Wie für die Verjüngung des Inhalts, so hat sich die Bearbeiterin, was Max Bruns in seinem hübschen Vorwort mit Recht betont, auch um die Worterklärungen manches Verdienst erworben.

Ludwig Steub. Von Dr. A. Dreyer. (Oberbayr. Archiv für vaterländische Geschichte Bd. 60, Heft 1; München, G. Franz.) In unsern Tagen, da das Interesse der Lesewelt fast nur auf die Kriegsliteratur gerichtet ist, mag die Herausgabe einer Dichterbiographie manchem unzeitgemäß erscheinen. Allein seit dem schnöden Treubruch Italiens sieht ganz Deutschland auf Tirol, das jetzt einen ebenso schweren Kampf zu bestehen hat wie 1809. Daher ist es wohl auch billig, daß der »Pfadfinder von Tirol«, einer der ersten geistigen Mittler zwischen dem Heimatlande Andreas Hofers und Deutschland, wieder zu vollen Ehren komme. In einem umfangreichen Buche, das sich auf den gesamten literarischen Nachlaß Steubs gründet, hat ihm Dreyer als Verfasser verschiedener bayerischer Dichterbiographien (von Kobell, Stieler, Pocci usw.) bekannt, ein literarisches Denkmal gesetzt. Dreyer zeichnet in eingehender Weise den Lebens- und Werdegang dieses Schriftstellers, dessen »Drei Sommer in Tirol« am volkstümlichsten geworden sind, obwohl seine späteren Schriften über Tirol diesem Buche mindestens ebenbürtig zur Seite stehen. Als Dorfnovellist (»Die Rose der Sewi«) wird Steub in weiten Kreisen noch viel zu wenig gewürdigt, ebenso als »gelehrter Namenbändiger«, als Begründer der rätischen Namenforschung. Dadurch, daß der Verfasser auch kleine, aus Briefstellen geschöpfte Porträtskizzen jener bedeutenden Männer diesseit und jenseit der schwarzgelben Grenzpfähle entwirft, von denen Steub reiche Förderung seines Schaffens empfing oder denen er sie zuteil werden ließ, erweitert sich dieses Lebensbild unvermerkt zu einem Kulturgemälde, insbesondere Alt- und Jungmünchens, wie des geistigen Tirols der Frühzeit und der folgenden Jahrzehnte. In Steub erstand schon vor mehr als 60 Jahren dem bedrängten Deutschtum in Südtirol ein unerschrockener Vorkämpfer, und seine Warnung vor der Wühlarbeit der Italiener jener Tage im Trentino weckte ein freudiges Echo in den Herzen aller deutschgesinnten Tiroler. Mit überlegener Ironie geißelt er das törichte Bestreben der Tridentiner, Italien einverleibt zu werden, und ruft ihnen mahnend zu: »Bleibt bei uns, denn es will Abend werden!« Von allen Deutschen damals erkannte er mit vorahnendem Blick am besten die »welsche Gefahr« und wurde nicht müde, Streiter in Tirol und in Deutschland gegen sie zu werben. Seiner mannhaften Worte möge man sich heute wieder erinnern, und es wäre nur zu wünschen, daß sie bei einer Neuauflage seiner Werke unsern Zeitgenossen wie den künftigen Geschlechtern ins Gedächtnis gegraben würden. —r.



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

»König Salomo« von Ernst Hardt im Deutschen Künstlertheater: Adolf Klein als König David, Sibylle Binder als Abisag von Sunem

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Der neue Zeitwille und das Theater — Eröffnung der Spielzeit: Shakespeares »Antonius und Kleopatra« — Hebbels »Judith« — Ernst Hardts »König Salomo« — Molières »Don Juan« — Hauptmanns »College Crampton« — Dem Gedächtnis einer Frühvollendeten (Gemma Boic)



Wie so viele unsrer Kultur- und Wirtschaftseinrichtungen hat auch das deutsche Theater während des ersten Kriegsjahres eine überraschende Lebenskraft bewiesen. Nur wenige Bühnen haben ihre Pforten aus Mangel an Darstellern, an Mitteln oder an Teilnahme des Publikums schließen müssen, nur wenige haben sich durch die jäh veränderte Zeit aus ihrer Bahn nach unten drängen lassen. Das war gewiß ein tröstliches Erlebnis, denn nun sahen wir doch, daß das Theater enger mit unserm nationalen Gesamtleben verknüpft war, als wir ihm in Friedenszeiten manchmal zutrauen mochten, und durften uns — von wenigen verstimmenden Ausnahmen abgesehen — der Würde freuen, die eine oft als leichtsinnig und oberflächlich gescholtene Einrichtung an den Tag legte.

Wer freilich seine Hoffnungen über die Schranken dieser passiven Tugenden hinaus auf eine tätige Mithilfe des Theaters gerichtet, wer von seinen Darbietungen eine bewußte Vertiefung und Bereicherung unsers großen Erlebens erwartet hatte, sah sich enttäuscht. In Berlin wenigstens fand keine Bühne die Entschlußkraft, sich mutig und freudig in den Dienst des neuen Geistes zu stellen, den die Zeit uns zuhauchte, keine die Kraft der Überwindung, den alten Zufalls- und Gelegenheitsspielplan durch einen neuen zu ersetzen, der sich aus dem verjüngten, mächtig entfachten Willen der Gegenwart seine Ziele und Aufgaben holte. Gern verzeihen wir es den an mehreren Stellen unsers Etappengebietes in West und Ost errichteten deutschen Bühnen, wenn sie neben die »Räuber« und den »Zerbrochenen Krug« eine nichtige Oberflächlichkeit wie »Kyritz-Pyritz« stellen, obgleich auch hier ein besseres Vertrauen auf Geschmack und Bedürfnis der Zuschauer nichts schaden könnte; wenn aber auch die führenden Bühnen der deutschen

Reichshauptstadt gewillt scheinen, sich weiter von Mode- und Kassenrücksichten oder, was nicht viel besser ist, von Schauspielerlaunen gängeln zu lassen, so fragen wir uns, ob sie es noch wert sind, mit diesen Götzen an Bord an die neuen Ufer zu gelangen, zu denen ein neuer Tag uns lockt.

Wir sprechen hier nicht von der mit Recht viel gescholtenen Auslandssucht unsrer Bühnen. Der Bund unsrer Feinde hat ja einstweilen dafür gesorgt, daß Takt oder Vorsicht unsern Bühnenleitern fast nur germanische Stücke neben unsern heimischen gestattet, und das bedeutet ohne weiteres eine gründliche Reinigung unsers bisherigen kauderwelschen Spielplans. Wenn ein Münchner Theater die Unverfrorenheit hat, schon jetzt ein neues Stück von Bernard Shaw anzukündigen, so ist das eine Herausforderung unsers vaterländischen Stolzes, auf die ihm sein Publikum hoffentlich die rechte Antwort erteilt. Aber mit solcher Grenzberichtigung ist es nicht getan. Will die deutsche Bühne ferner zu den Mächten gehören, die planvoll und zielbewußt an unsrer vaterländischen Willenspolitik mitarbeiten, so ist es nötig, mit scharfem Besen auch vor der Tür unsrer eignen Dramatik zu kehren, mit all dem aufzuräumen, was unsre Bühnenkunst krank, klein und verkrüppelt gemacht hat, und Platz zu schaffen für starke und großsinnige Werke, die den Beruf in sich tragen, uns auf dem steilen Wege der Zukunft als Leuchten und Pfadfinder voranzuschreiten. Bietet das Schaffen der Gegenwart, wie immer wieder behauptet wird, nicht genug davon, um einen reichen, mannigfaltigen Spielplan, wie er einer großen Bühne taugt, zu speisen, so werden wir uns einstweilen damit begnügen, wenn aus den Schätzen unsrer klassischen und nachklassischen Dramatik hervorgeholt wird, wonach die Stimme der Zeit deutlich ruft. Wir wollen dabei nicht engherzig sein. Worauf unsre Lessing, Goethe, Schiller, Kleist, Grillparzer und Hebbel gebaut haben, soll auch ferner bei uns eine gastliche Stätte finden, wir werden einen Calderon und Molière sowenig verschmähen wie einen Shakespeare, und selbst einem Tolstoj die Tür nicht weisen, wenn er uns das soziale Gewissen schärft oder das Evangelium der Nächstenliebe und Selbstentäußerung predigt. Nur eins darf dem Spielplan unsrer großen Bühnen nicht fehlen: der Zusammenklang mit dem Willen der Zeit, die treue Kameradschaftlichkeit zur neuaufbauenden Politik, nicht der Feindin, sondern der Erfüllerin der Kultur. Nur so kann das Theater hoffen, wieder zu einer schöpferischen, gegenwartswürdigen Macht im deutschen Gesamtleben zu werden. Viel zu sehr hat die Kunst — und die Bühne besonders — bisher auf ihre ungebundene und unverantwortliche Selbstherrlichkeit gepocht. »Kunst ist Kunst,« lautete bisher ihr Grundsatz, »gleichviel, woher sie kommt und wohin sie fließt.« Dieser vagabundierenden Heimatlosigkeit der dramatischen Kunst gilt es ein Ende zu machen. Auch sie, ja sie mit ihren weiten und mächtigen Wirkungsmöglichkeiten vor allem hat sich in Zukunft dem großen Gedanken des neuen deutschen Willens unterzuordnen. Das ist nicht in dem Sinne zu verstehen, daß nun hinfort alle dramatischen Werke einer bestimmten politischen Tendenz dienen müßten. Das würde bald zu einer entsetzlichen Öde und Eintönigkeit führen, selbst wenn es gelänge, die gesinnungstüchtigen Unberufenen, die bei solchem Umschwung immer zuerst die Hand nach der Klinke ausstrecken, von der Schwelle zu halten. Nein, aber das Bewußtsein dessen, was unser Volk geleistet hat und worauf es Anspruch erheben darf beim Schicksal, sollte hinfort keinem Bühnenwerke und erst recht keiner Bühnenleitung fehlen, die mit im Rate unsrer nationalen zukunftbildenden Mächte sitzen will.

Wir wissen wohl, eine derartige Wandlung kann nicht von heut auf morgen geboren werden, jäh und plötzlich wie Pallas Athene aus dem Haupte des Zeus. Aber ein wenig mehr Verständnis und guten Willen für die Forderung der neuen Zeit hätten wir nach einem vollen Kriegsjahr von unsern großen Bühnen doch wohl erwarten dürfen, als die Ankündigungen und ersten Aufführungen der Berliner Theater sie zeigen. Das Königliche Schauspielhaus begann mit Shakespeares »Antonius und Kleopatra«, einem der schwächsten Werke des großen Briten. Schwach schon deshalb, weil sich hier sein seelisches und sittliches Verantwortungsgefühl, sonst so selbständig und unbeirrbar, allzu willig von seinem historischen Gewährsmann ins Schlepptau nehmen läßt; schwach aber mehr noch, weil wir aus diesem Stück dramatisierter Geschichte, diesem dramatischen Auflösungsprozeß einer unwiderruflich aus ihren Fugen gewichenen Weltordnung nichts von schöpferischer Tatkraft emporwachsen sehen. Es fehlt durchaus an idealen Gestalten in diesem Stück, der materielle Genuß, die Selbstsucht, das Ringen um Macht und Besitz herrschen hüben und drüben, den Sieg im Wettkampf der Gewalten trägt die durch die Umstände begünstigte Mittelmäßigkeit davon, den Platz, den sonst im Drama Mut, Entschlossenheit, Feuer und Leidenschaft innehaben, behaupten hier die negativen Tugenden des geduldigen Abwartens, der leidenschaftslosen Kälte, der rücksichtslosen Selbstsucht. Und für all diese Mängel soll das königliche Weib entschädigen, in deren zauberhafter Erscheinung der Dichter zwar alles vereinigt hat, was Anmut, Schönheit, Geist, Geschmack, Sinnenglut



und Verführungskünste geben können, dem es dafür aber an Hoheit, sittlicher Größe, Lebensernst und Zucht des Willens gebricht. Denn an Antonius, dem »in den Kultus des Genusses versunkenen Genie«, werden alle Versuche, ihn über das Liebenswürdige einer vornehmen, aber schwachen Natur ins Heldenhafte hinaufzuheben, scheitern müssen, auch wenn ein kraftvollerer Gestalter, als der edle Sprecher *Sommerstorff* einer ist, seine Schultern darunterstemmt ... Wozu also dieses Stück gerade jetzt, zur Einleitung der zweiten Kriegsspielzeit? Warum nicht z. B. lieber den »Julius Cäsar«, der eine große politische Weltanschauung mit einem erhebenden Schwung des Gefühls zu verbinden weiß? Die Antwort ist so einfach wie beschämend: weil eine neugewonnene, vielbegehrte, vom augenblicklichen Geschmack hoch emporgetragene Schauspielerin Verlangen nach der Rolle der ägyptischen Königin zeigte, sie sich vielleicht sogar in ihrem Vertrage als Bedingung ausgemacht hat. Nun sei gern zugegeben, daß *Tilla Durieux* für die verführerische Sirene der Eitelkeit und Genußsucht, die erfahrene Priesterin des üppigen, trunkenen Sinnengenusses alles mitbringt, was die Rolle an scheinbar widerspruchsvollen Darstellerfähigkeiten erfordert: nicht bloß heiße Leidenschaftlichkeit, kalte Berechnung und alle erdenklichen Sinnenkünste der Gefallsucht, nein, auch den griechischen Schönheitssinn — denn daran fehlt es der Shakespearischen Orientalin nicht — und das aristokratische Pathos ihres freiwilligen Sterbens. Doch können all diese Künste der Darstellung — und wären ihrer noch viel mehr und gesellten sich zu ihnen, wie es im Königlichen Schauspielhause leider nicht, jedenfalls nicht einheitlich und folgerichtig genug geschah, alle Zauberkünste der Regie und Ausstattung — nicht die Wahl und vollends nicht die Betonung dieses Werkes rechtfertigen zu einer Zeit, die wie die gegenwärtige auf den heldenhaften, sittlich und seelisch lauteren Hochsinn hindrängt, und von deren erhabenem Willen eine Bühnenleitung wie die des Königlichen Schauspielhauses so durchdrungen sein sollte, daß auch die wertvollste und bedeutendste Schauspielerkraft sie davon nicht abzudrängen vermöchte.



Aufn. Zander & ...

Maria Fein als Judith im Deutschen Theater

Das Deutsche Theater hat *Hebbels* »*Judith*« an die Spitze seines neuen Spieljahres gestellt. Auch für diese Wahl hat wohl die Rücksicht auf die vom Dresdner Hoftheater zu Reinhardt herübergekommene *Maria Fein*, die Darstellerin der Titelrolle, mitgewirkt. Aber auch innere, aus dem Zeitempfinden quellende Gründe würden die Wiederaufnahme des Stückes rechtfertigen. Es ist nicht sowohl der biblische Stoff, die heldenmütige Befreiungstat eines gottbeseelten Weibes für ihre vom erbarmungslosen Feinde bedrängte Heimat, was gerade jetzt mit den Untertönen heimlich banger oder stolzer Beziehungen zu uns spricht, es ist die urtümlich deutsche Kraft der innersten Gedankenumbildung, die sittliche und seelische Vertiefung, die dies »übermütig wilde« Jugenddrama Hebbels noch heute so achtunggebietend macht in seiner Kühnheit und Selbständigkeit, in seinem Ernst und seinem Tiefsinn. So weit uns auch die Handlung aus dem Geschehen der Gegenwart entführt, vieles von dem, was uns heute bewegt, finden wir dort, in zeitlose Kunst verwandelt, wieder; und wenn sich die Kuppel des neuen Deutschlands über einem viel stolzeren, ungleich herrlicheren Bau wölbte, als Hebbel und als wir ihn sahen, die »Judith« würde doch ihre Stelle darin behaupten. Darin hat uns die Gestaltung, die die neue Darstellerin, hier die Nachfolgerin der Durieux, der Rolle gab, nur zu bestärken vermocht. Namentlich mit der Art, wie Maria Fein in den ersten Aufzügen das gottbegeisterte Weib betonte, das vor seinem düsteren Schicksal ahnungsschwer erzittert und vor der ihm auferlegten Sendung bald schaudernd zurückbebt, bald feurig erglüht, zugleich aber schon den Zwiespalt der Sinne und Seele spürt, der sie

im Angesicht des gewaltigen Mannes überfallen wird wie ein wildes Tier, mit dieser Art seelischer Auseinanderfaltung eines versteckten tragischen Widerstreites zwischen Natur und Willen stand sie durchaus auf dem Boden Hebbels. Später freilich, als die Schauspielerin beim Kampf zwischen weiblicher Sinnlichkeit und eherner Berufung allzu freigebig ihre reichen und glänzenden Mittel spielen ließ, war man fast versucht, ihrer etwas akademischen Fertigkeit zu zürnen. Aber die Künstlerin selbst wird gefühlt haben, daß die Überdeutlichkeit ihres unruhigen Glieder- und Gebärdenspiels sich mit dem Gesamtstil der Aufführung nicht gut vertrug, namentlich von Paul Wegeners Holofernes, einem im Schlachtenfeuer gehärteten Bilde unbeugsamer Männlichkeit, wenig glücklich abstach. Sie wird klug genug sein, sich anzupassen. Wenn sie sich nicht jung, lernfroh und entwicklungsmutig fühlte, würde sie ihren Weg schwerlich zu Reinhardt genommen haben.

Das einzige neue Werk von einiger literarischer Bedeutung hat uns bisher das Deutsche Künstlertheater gegeben. Auch Ernst Hardts Drama »König Salomo« (Buchausgabe im Inselverlage) nimmt sich ein politisches Problem zum Vorwurf: Wer verdient die Königskrone, der sie mit Gewalt und Leidenschaft begehrt, mit gewappnetem Arm und trotziger Selbstsucht heischt, oder der sein Ich bis zur Selbstentäußerung, bis zur demütigen Schwachheit überwindet, der Tätige oder der Leidende? Hardt, der mit dem doppelten Schillerpreise gekrönte Dichter des »Tantris« und der »Gudrun«, entscheidet sich im Widerstreit zwischen dem wilden Adonia und dem sanften Salomo für den Friedfertigen, den süßen Sänger und milden Dulder. »Laß mich die königliche Rute sein für Israel«, bittet Adonia; »Gib mir zu wissen, Herr, was gut und böse ist«, fleht Salomo. Die tiefwurzelnde Gegensätzlichkeit der beiden Davidsöhne kommt zum Ausbruch, als Adonias lodernde Sinnlichkeit die Hand nach der lieblichen Abisag von Sunem ausstreckt, die längst heimlich für den Prinzen Salomo erglüht ist. Gegenliebe freilich gewinnt sie diesem erst ab, als ihre demütig dienende Seele sich überwindet, ihren jungen warmen Leib an die erkaltenden Glieder des sterbenden Königs zu schmiegen, während all ihre Liebe und Sehnsucht bei dem Königssohne ist, der sich solch frevelhaftem Verlangen des Vaters beugt und solch eklen Anblick wenn auch blutenden Herzens erträgt. Daß Hardt diese widernatürliche Szene zum Mittel- und Gipfelpunkt seines dreiaktigen Dramas gemacht hat und sie in wohlgefälliger Breite ausspinnt, offenbart dieselbe Taktlosigkeit des Gefühls, die er schon in der krankhaft verzerrten Siechenszene seines »Tantris« an den Tag legte, zugleich aber ist sie ein schlagender Beweis dafür, wie wenig er bis heutigentags das Wesen einer dramatischen Katastrophe begriffen hat. Auch da noch, wo die Handlung gebieterisch zur Tat, zum befreienden und entscheidenden Geschehen drängt, bleibt er in Worte und immer nur Worte verstrickt. Seine Verse, anlehnungsbedürftig wie überall, berauschen sich an der orientalischen Üppigkeit des Hohenliedes und der Psalmen genau so willig, wie sie sich zuvor aus dem romanischen Liebesepos von Tristan und Isolde und dem germanischen Heldengedicht von Gudrun getränkt haben. Ihm ist auch hier nur gegeben, einen überkommenen



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Albert Bassermann als Don Juan in Molières Komödie (Lessingtheater, Berlin)



Gemma Boic als Rhodope in Hebbels Trauerspiel »Gyges und sein Ring«

salomonische Urteil über die beiden um ein Kind streitenden Mütter auf die Bühne gezerrt wird, so erblinden vor diesem aus der Bibel gebrochenen Edelstein alle andern Szenen des Dramas vollends zu trüben Glasscherben. Was aber soll uns solche sentimentale Verwässerung eines Stoffes, dem schon vor Jahrtausenden die Naivität des alttestamentlichen Erzählers unvergleichlich besser gerecht geworden ist! Wer sich irgend mit dem Pulsschlag und Blutstrom unsrer tatenstählernen Zeit verbunden fühlt, muß in diesem Werk eines ohnmächtigen Nachempfindens eine Schmarotzerpflanze sehen, die sich aus Mangel an eignem organischen Lebenswuchs auf fremden Bäumen ansiedelt.

Die Schauspieler hatten — nicht weniger als der Spielleiter — ohne Ausnahme mitzuleiden an der Schemenhaftigkeit dieses »Dramas«. Am besten kam noch Sybille Binder, die Darstellerin der Abisag, davon: sie konnte sich unbekümmert vom Strom der lyrischen Empfindung dahintragen lassen, in die sich ihre Gestalt, ein Bild hilfloser Lieblichkeit, auflöst.

Stoff mit Worten, Bilderschmuck und Gefühlchen aufzuschwellen, anstatt, wie alle wahren Dramatiker vor gleichen Aufgaben es getan haben, ihn innerlich nach einem eignen neu und lebendig geschauten Bilde umzugestalten. Der Wunsch und Versuch dazu mag ihm auch im »König Salomo« vorgeschwebt haben. Aber er hat den schwankenden Schatten nicht zu packen, geschweige denn zu gestalten vermocht: der Triumph des wahren Königtums tritt aus Salomos Seele nicht hervor, bleibt schemenhaft verhüllt in lyrischen Ergüssen, die sich wesenlos verflüchtigen, sobald sie verklungen sind. So bringen wir auch den Glauben nicht auf für die Taten der Kraft und Weisheit, die Hardt im dritten Aufzuge seinem König auf die Schultern packt, und wenn zum Schluß das berühmte

Wie eine ehrgeizige Tragödin Shakespeares Römerdrama von der zerrüttenden Leidenschaft des haltlosen Triumvirn zu der ägyptischen Königin auf den Spielplan des Königlichen Schauspielhauses, so hat das heiße Verlangen eines nie befriedigten Schauspielers nach einer den Abend beherrschenden Charakterrolle, in der er alle seine federnden Kavalierkünste spielen lassen kann, Molières halbverschollene Komödie »Don Juan« ans Bühnenlicht des Lessingtheaters gezogen. Es ist das ein Stück aus Molières Kampfjahren, in dem das persönliche Verhältnis des Dichters zu seinem Werk stärker hervortritt, als es der sachlichen Bühnenwirkung dienlich ist, und in dem die Handlung sich durchaus der allseitigen Beleuchtung des aristokratischen Titelhelden fügen muß. Es ist

nicht verwunderlich, daß gerade solche Stücke, Stücke ohne rechte organische Vollendung, aber mit einem starken Rest von Subjektivität und einer noch größeren Nachgiebigkeit an die Vorherrschaft eines einzelnen Darstellers, einen Schauspieler wie Albert Bassermann reizen, der, sobald es sein jüngster Vertrag nur erlaubt, sich immer der Bühne zuwendet, die seinem Rollenhunger das meiste Futter verspricht. Er selbst fährt nicht übel dabei, denn seine stets bewegliche Wandlungsfähigkeit kann viel verdauen; ob aber auch das Theater, das sich den Spielplan von ihm machen ließe? Ich glaube es nicht. Denn selbst für Berlin, so nahe es mit seiner Schauspielerbegeisterung in den letzten Jahren an Wien herangerückt war, halte ich die Zeit für überwunden, wo das Wie der Aufmachung und Darstellung für lange das Schicksal eines Stückes bestimmen konnte.

Die Lorbeeren, die für Bassermanns Don Juan, den ebenso glänzenden und verführerischen Kavalier wie gottvergessenen und sittenlosen Selbstling, in den fünf Aufzügen wachsen, sind so reichlich, daß er seinem wenn auch manchmal recht redselig moralisierenden Diener Sganarelle (Hermann Vallentin) ohne Gefahr für seine Überlegenheit freigebig davon mitteilen kann. Aber schon Lina Lossen, die als Donna Elvira doch die anziehendste und rührendste Frauengestalt darzustellen hat, die Molière je geschaffen, kommt empfindlich zu kurz, und die andern Personen des Stükkes, die frischen, lebenswahren Bauern und Bäuerinnen, der komische Tuchhändler, der sittenstrenge Vater Don Juans, der wirklich vornehme Adelsmensch Don Luis, werden diesem Immerda, der kaum von der Bühne kommt, vollends zum Schemel seiner Herrlichkeit. Daran ist nicht der Schauspieler schuld, bewahre!, das Stück selbst will es so. Aber kann das bißchen satirische Säure, das es gegen die Modetorheiten und die ungläubige Zweifelsucht der Vornehmen verspritzt, kann die mechanische Bekehrung und Bestrafung des frechen, schamlosen Verführers für die Aufgelöstheit der Handlung und ihre erkältende Zeitferne entschädigen? Ja, wenn es möglich wäre, aus den lose aneinandergereihten Genrebildern, von denen jedes den Don Juan in einer andern Lage, in einem neuen Verhältnis zu andern Ständen und andersgearteten Menschen zeigt, das versteckte Trauerspiel, den selbstverschuldeten Untergang einer ungezügelten Leidenschaft zu schälen! Aber dazu ist der tragische Kern zu sehr von komischen und bloß spaßhaften Zutaten überwuchert, wie die französische Hofgesellschaft des siebzehnten Jahrhunderts sie wollte und auch von einem Molière erzwang. Solche Stücke können wohl von einer genialen schauspielerischen Begabung zu einem kurzen Scheindasein wiedererweckt werden, sie als lebendigen Bestandteil in das veränderte Leben der Gegenwart aufzunehmen, wird nicht gelingen.

Das strenge Antlitz der Zeit wird auch weit jüngeren Stücken noch, dramatischen Schöpfungen, von deren Entstehung uns nur wenige Jahrzehnte oder wenige Jahre trennen, zum unbarmherzigen Richter. Sie tritt vor sie hin, sieht ihnen ins Auge und stellt zwei unerbittliche Fragen: Kannst du so viel selbständig wirkende Kraft aus dir entfalten, daß die Menschen, ernste, mitringende und mitleidende Menschen, mich, meine Siege und meine Wunden



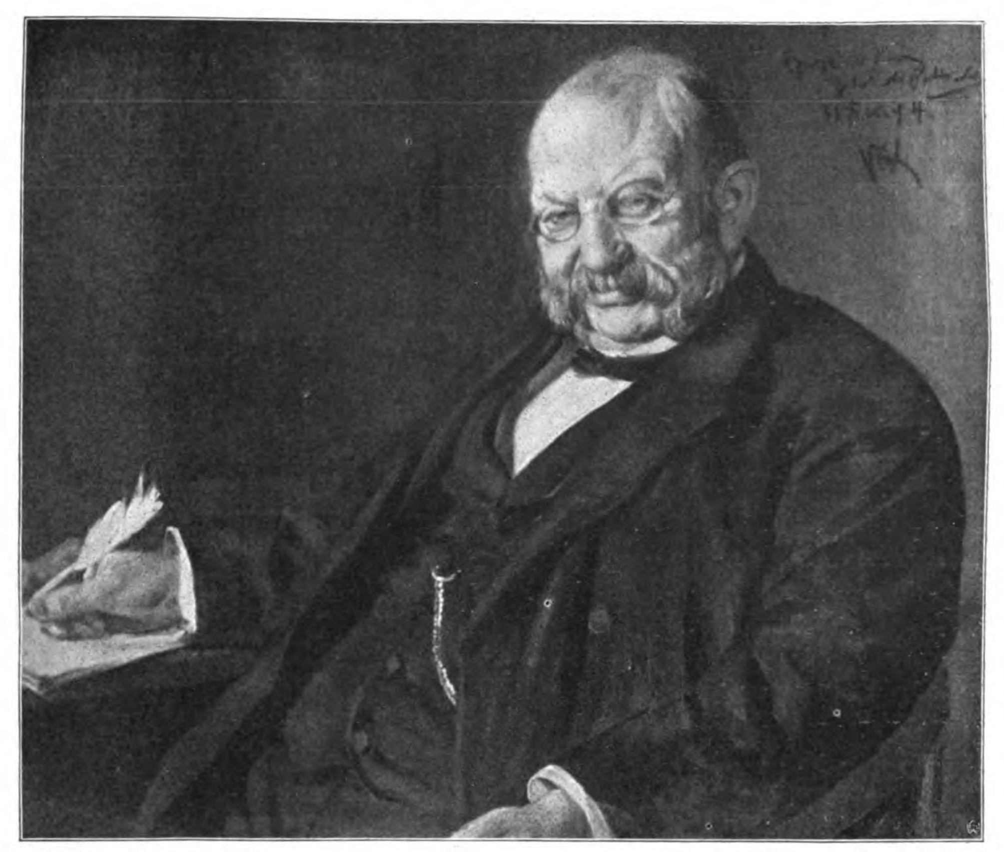
Gemma Boic, letztes Bild aus dem Jahre 1914

so lange vergessen, wie sie dir Auge und Ohr leihen? Oder fühlst du dich mächtig genug, Hand in Hand, Seite an Seite mit mir dem Sturm der Zeit entgegenzuschreiten, gewiß, ihn zu bestehen? ... Gibt es weder für die eine noch für die andre Frage ein Ja, so ist das Urteil gesprochen. Und keine Träne soll den gerichteten Werken nachgeweint werden.

Auch Schnitzlers »Zwischenspiel«, vom Deutschen Künstlertheater letzthin nach zehnjähriger Pause wieder aufgenommen, gehört zu diesen Opfern: unser Verhältnis zu dieser Tragikomödie zweier Eheleute, die ein kindisch-frivoles Spiel mit ihrem Vertrauen, ihrer Liebe, ihrer Zärtlichkeit treiben, scheint uns für immer im Strom der verwandelten Zeit versunken zu sein. Dagegen ward uns Hauptmanns »Kollege Crampton«, der uns vor zwanzig Jahren nur eine genrehaft-humoristische Charakterstudie eines verbummelten Kunstgenies dünkte, als herzhaftes, rührendes, beseligendes und tröstliches Theaterstück jetzt eben erst geschenkt. So wenigstens scheint es uns nach der Aufführung des Deutschen Theaters, die sich doch künstlerisch, auch mit Paul Wegener in der Titelrolle und Emil Jannings als Faktotum Löffler, schwerlich mit unsrer verklärten Erinnerung an glückliche Jugendeindrücke, an Georg Engels' feine Charakterzeichnung und Rittners saftiges Menschentum, vergleichen läßt. Hier ist einmal der Genius der Zeit, der auch freundlich und milde sein kann, einer Dichtung zu Hilfe gekommen, über die ihr Schöpfer selbst längst hinausgewachsen zu sein glaubte, und die sich in den Tagen ihrer Entstehung für ein »Theaterstück« viel zu gut hielt. Das macht nicht so sehr die starke Ader unmittelbaren Erlebens, die durch die Komödie geht, als vielmehr die reine, unverbildete, hilfreiche Menschlichkeit, opferwillige Kindes- und Schülerliebe, die einem Versinkenden die rettende Hand hinstreckt; macht die deutsche Gemütswärme — man darf das einst gebrandmarkte Wort heute wieder gebrauchen —, die namentlich die letzten Akte durchströmt. Mag man an Cramptons dauernde Rettung nicht glauben — um ihn stehen mit Gertrud und Max zwei tapfere Menschenkinder, von fröhlichster, frischester Jugendverliebtheit zusammengeschlossen, stehen in den Strählers gutbürgerliche Biederkeit, Gesundheit und Zuverlässigkeit, steht die rührende Anhänglichkeit eines kleinen Mannes von der Straße, der die kindliche Güte eines Taugenichts von großem Künstler mit Hundetreue und Aufopferung vergilt, ohne seine derbe volkstümliche Pfiffigkeit dabei einzubüßen. Wo solche Säfte rinnen, verzehrt so leicht kein Feuer das grüne Holz.

So gefährlich einer Bühnenleitung Schauspielerehrgeiz werden kann, wenn ihm, der nur das Ruder führen sollte, das Steuer überlassen wird, so hinreißend schön können reiner Kunstwille, sehnsüchtiger Gestaltungsdrang und elementare Tragödenkraft aus einer jungen Künstlerpersönlichkeit flammen, die sich kampffreudig mit dem ganzen heiligen Ernst ihrer Überzeugung und der ganzen lodernden Leidenschaft ihrer Begabung dem »Widerstand der stumpfen Welt« entgegenwirft. So schildert uns Dr. Ernst Leopold Stahl, derselbe, der kurz vor dem Kriege in einer gründlichen Untersuchung das englische Theater des neunzehnten Jahrhunderts gewürdigt hat (München, R. Oldenbourg), die aus Agram stammende Tragödin Gemma Boic, die Mitte Dezember 1914, noch nicht zweiunddreißigjährig, freiwillig aus dem Leben schied. Der Walzerzauber hat sie umgebracht, hieß es mit bitterer Ironie in einem Nachruf, der in der kroatischen Heimat der Frühvollendeten erschien — »Walzerzauber« hier in der Bedeutung all des Niedlichen, Nichtigen, Süßlichen und Oberflächlichen, woran nicht bloß die Wiener Theater leiden. »Die Zeit und meine Begabung haben keinen Kontakt«, schrieb Gemma Boic ein halbes Jahr vor ihrem Tode, und hatte doch — eine Nervenspielerin zwar und in Erscheinung wie innerstem Wesen ein ausgeprägter slawischer Typus — in Breslau, Köln, Düsseldorf und andern Theaterstätten Gelegenheit gehabt, aufmerksamen Bühnenleitern ihre außergewöhnliche Begabung für große Leidenschaftstragik zu erweisen. Ich kann Stahls Urteile nicht nachprüfen, da ich dieser Künstlerin, die dem Deutschen Theater Reinhardts durch einen unglücklichen Zufall kurz vor dem Vertragsschluß entgangen ist, nie auf der Bühne begegnet bin. Aber der erschütternde menschliche Kampf, den sie heldenmütig gegen die widerstrebenden und verlockenden Gewalten des Lebens geführt hat, überzeugt von dem Wert ihrer Künstlerschaft. Sehnsuchtsvolle Romantik neben einer wilden Kraft, Mystik neben Naturalismus: in diesen seltenen Verbindungen glaubt Stahl die Formel ihrer Kunst zu erkennen, wie sie auf leider so kurzem Wege sich entwickeln konnte. Gemma Boic spielte die Rhodope Hebbels und die Eurydike des Sophokles, die Yanetta Brieux', die Esther Grillparzers und die Magda Sudermanns — zu ihren eigentlichen Aufgaben und Zielen, die in den großen tragischen Rollen der seelisch-heroischen Dramatik gelegen hätten, gelangte sie kaum. Sie starb auf der obersten Stufe des Tempels vor der verrammelten Pforte — eine Priesterin der Kunst, die ihre Überzeugung von den Kulturzielen des Theaters mit ihrem Tode besiegelt hat.





Wilhelm Kricheldorff-Celle: Geheimrat O. Hattendorf, Celle

Von Kunst und Künstlern

Wilhelm Kricheldorff-Celle

Zu einer Reihe seiner Bildnisse


Wilhelm Trübner, der sehr persönliche Porträtist und temperamentvolle Verfasser feinsinniger kritischer Kunstbetrachtungen, hat einmal das Wort geprägt: »Das Porträt ist der Parademarsch des Malers.«

Aus dem kraftgenialischen in das gemeine Deutsch übertragen, heißt das nicht mehr und nicht minder, als daß in der Porträtgestaltung der Künstler das höchste Maß an Selbstzucht beweisen muß, weil das Modell eine unantastbare sachliche Größe ist und sich das Schaffen des Malers sozusagen unter den Augen des Publikums abspielt.* In keinem künstlerischen Vorwurf kennen wir uns so aus wie in der Erscheinung des menschlichen Gesichts, nichts wird durch willkürliche Änderungen so seinem ganzen Wesen entfremdet wie sie, bei keinem andern Gegenstande verlangt man deshalb vom Künstler so viel »Treue« der Darstellung wie gerade bei diesem. Hier darf er seine schöpferische Einbildungskraft nicht frei schalten lassen, mit hingebender Liebe muß er sich in die darzustellende Persönlichkeit einfühlen.

Die besten Bildnisse sind eine Frucht unermüdlicher geistiger Nachbildung, die sich auf unzählige Einzelbeobachtungen stützt und sich erst befriedigt fühlt, wenn sie aus der Fülle verschiedenartigster Zufallsausdrücke zu dem Bilde des Ideals nicht sowohl des Menschen überhaupt als -- nach Lessing — des Ideals eines *gewissen* Menschen vorgedrungen ist.

Neben diesem nachschaffenden Gelehrtenblick bleibt die Beherrschung des Technischen, der Farbengebung und der Pinselführung die stärkste Seite des Bildniskünstlers. Aber auch sie wird gebunden durch den Charakter des Modells; für reine Farbenprobleme und Farbenexperimente ist hier kein Raum. Auch der Pinsel dient mit jedem Zuge nicht einer vom Künstler subjektiv empfundenen Lichterscheinung, sondern dem Ausdruck eines außer ihm stehenden seelischen Gehalts.

Kein Wunder daher, wenn in Zeiten der Überschätzung allegorischer Phantasiegebilde dem

* Wilh. Waetzoldt: »Die Kunst des Porträts«.



Porträt als einer dienenden »Handwerkskunst« mit Geringschätzung begegnet wurde, man ihm nur einen praktischen oder moralischen Wert beimessen wollte, Dinge, die für die Kunst nur von zweiter Bedeutung sind. Ebenso unerfreulich aber auf der andern Seite ist die künstlerische Manieriertheit unsrer Tage, die von einem übertriebenen Impressionismus oder Expressionismus der Farbe und Form aus dem Porträt zu Leibe geht und uns statt einer Menschenseele buntes Farbenspiel oder verquälte Verzerrung bietet.



Aufn. Joh's Harder, Celle

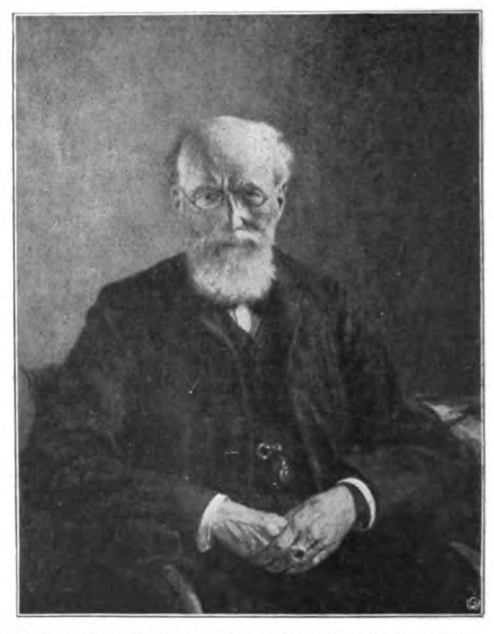
Wilhelm Kricheldorff-Celle

Handwerkskunst im besten Sinne des Wortes hat immer die Hand im Spiele gehabt, wo Bildnisse von einer die Zeit überdauernden Kraft auf Tafel und Leinwand gezaubert wurden. Nicht umsonst gehen unsre besten Porträtisten immer wieder bei Albrecht Dürer und den niederländischen Altmeistern in die Schule, trotz allen von Paris her über die ganze Welt im Siegeszuge verbreiteten neuen Errungenschaften farbigeren Sehens und optischer sowie physiologischer Versuche.

Der Geist der recht verstandenen, edlen Handwerksmäßigkeit gibt denn aber auch der Bildniskunst des Malers **Wilhelm Kricheldorff** ihr Gepräge und ihren Reiz. Der Künstler hat das Glück gehabt, die Überlieferungen alter Gildenkunst im eignen Hause erleben zu dürfen. Von seinem Vater, einem Malermeister in Celle, empfing er gleich seinen beiden Brüdern, die wie er die Malerei als Lebensberuf ergriffen, seinen ersten Unterricht. Ihm folgte gründliche Unterweisung in verschiedenen Stilen und Techniken an der Kunstgewerbeschule zu Hannover, bis ihm die Akademie in München mit ihren aufeinanderfolgenden Stufen, der Antikenklasse unter Raupp, der Naturklasse unter J. L. Raab, der Malklasse unter Löfftz, ferner die freieren Studien unter Fr. A. Kaulbach und Höcker den künstlerischen Blick weiteten. Die von Goethe so hoch bewertete Liebe des bildenden Künstlers auch zu dem geringsten Gegenstande seiner Umgebung, die sorgfältige Beobachtung der Materie, wie sie sich in dem Beiwerk seiner Bilder, den Schmuckstücken, Schalen, Pokalen, Büchern und



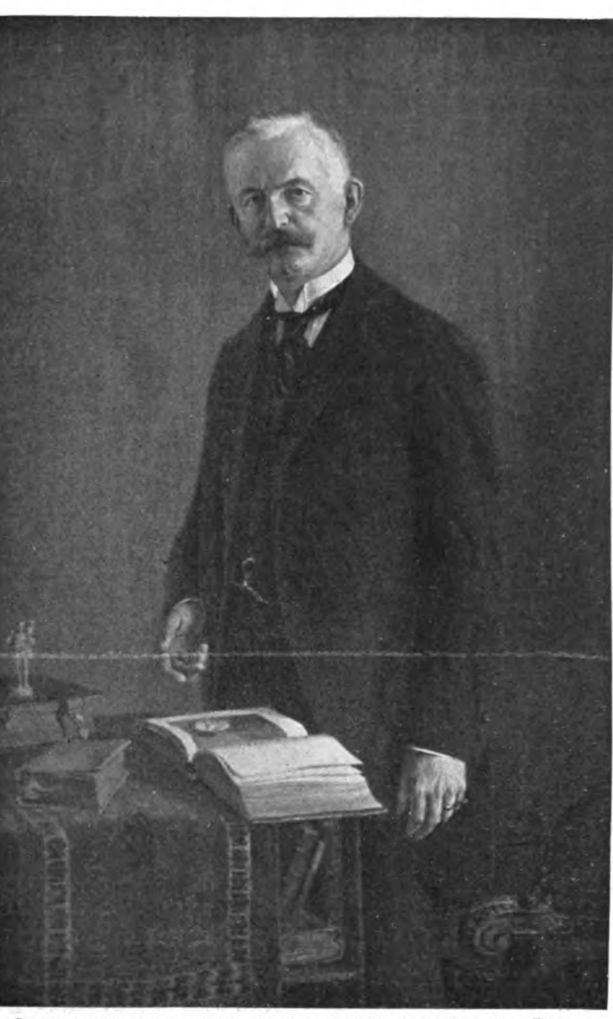
Wilhelm Kricheldorff-Celle: Börries, Freiherr von Münchhausen



Wilhelm Kricheldorff-Celle: Geheimrat v. Werfebe, Hannover

dergleichen bekundet, sie ist wohl ein Erbteil strenger Formenzucht und Nachbildung aus Kricheldorffs Gewerbeschulzeit. Das sichere Ergreifen des seelischen Ausdrucks, das seine großen Bildnisse kennzeichnet, konnte ihm jedoch kein Geringerer vermitteln als Franz von Lenbach, der dem jungen Künstler als einem unter Wenigen den Zutritt in sein Atelier gewährte und ihm persönlich gestattete, seine Bilder zu kopieren.

Dennoch hat sich Kricheldorff weder ihm noch einem andern seiner Lehrer merklich angeschlossen. Unbeirrt durch den äußeren Erfolg der einen oder andern Richtung, dieses oder jenes Stils, ist er den Weg gegangen, den scharfer Blick, feines Farbempfinden und große Gestaltungskraft ihm wiesen, hat er sich gut in das Wesen seiner Kunst, des Porträts, eingelebt und in diesem inneren Ringen einen durchaus persönlichen, von Extremen freien Ausdruck gefunden.



Wilhelm Kricheldorff-Celle: Universitätsprofessor Dr. Ficker, Straßburg

Nicht allzu schnell sollte er sich entwickeln. Widrige Verhältnisse, gegen die er nach seinen Studienjahren zu kämpfen hatte, haben es — zu seinem Glück — verhindert, daß der Erfolg ihm in den Schoß fiel. Aber nach dem ersten größeren Auftrag, einer Galerie der Celler Schützenkönige, drang der Ruf seines Namens durch die ganze Provinz und führte ihm Aufgaben zu, die ihn heute als den bevorzugten Bildnismaler des hannoverschen Landadels erscheinen lassen. Der geistvolle, energische Kopf des Balladendichters und ritterlichen Sängers Börries von Münchhausen (Abbild. S. 450) sowie das in seiner vornehm-lässigen Natürlichkeit bestrickende Porträt des Politikers Freiherrn Hermann von Hodenberg-Hudemühlen machen das begreiflich genug. Einen der Gipfelpunkte seiner Kunst bildet der packende Charakterkopf des Geheimrats von Wersebe, Hannover (Abbildung S. 450), der, wo er auch auf Ausstellungen erschien, sich aus der Menge guter Bildnisse mit solcher Kraft hervorhob, daß er berechtigtes Aufsehen erregte. Doch steht er nicht vereinzelt da. Wahrhaft faszinierend wirkt die stattliche Reihe verschiedenster Personen aus allen möglichen Berufsarten: hohe Beamte, Künstler, Offiziere, Großkaufleute, Gelehrte, Damen und Herren der Gesellschaft, die Kricheldorff gesessen haben. Man meint nicht Bilder zu sehen: die Gestalten treten aus ihren Rahmen heraus, öffnen die Lippen und reden mit uns. Wie sie da alle in ihrem zugleich typischen und persönlichen Gesichtsausdruck in ungezwungenster und doch charakteristischer Haltung festgehalten werden, wie sich Körper und Gesicht aus ihrer Umgebung plastisch herausheben, wie feinmodelliert die Züge und Hände, wie vorzüglich gestaltet das Stoffliche, wie stimmungsvoll der Raum erfaßt und abgetönt wird — viele stehen in ihrem Zimmer, an der Stätte ihrer eigensten Wirksamkeit —, das alles offenbart den gediegenen Künstler.

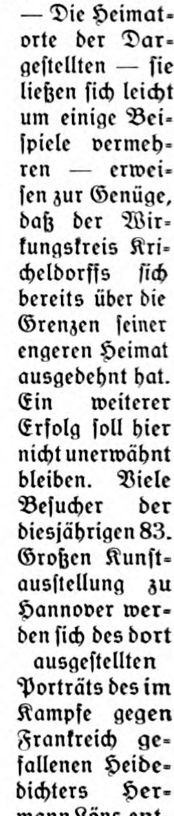
Kricheldorff ist kein Glattmaler. Er handhabt den Pinsel oft wie einen Meißel, oft wie

den Zeichenstift, mit trockener Farbe; nur in den nebensächlichen Flächen und in den Lasuren fährt er mit breiterem Auftrag über die Leinwand hin. Aber wie sehr er sich der Wirkung des kleinsten Striches bewußt ist, verrät die überlegene, sichere Mischung der Farben auf der Palette. Fast nie hat er **eine** Farbe auf der Spitze seines Pinsels; von allen eben erforderlichen Ingredienzien wird gleich das Nötige aufgenommen. Nun ein Strich: und ein ganzer Stoß Aktenpapiers liegt geschichtet auf dem Sekretär, daß wir meinen, jedes Blatt zählen zu können; Bart und Haupthaar, das Geäder der Haut sind mit ihren feinen Schattierungen in überzeugender Lebenstreue gebildet. Dabei wirkt das durchaus nicht kleinlich. Der weiteste Abstand ist gestattet und wegen der zumeist großen Formate durchaus erwünscht. Aber selbst bei der intimsten Einzelbetrachtung verlieren die Schöpfungen nichts von ihrem Reiz und erfüllen somit in hervorragender Weise die Forderungen, die man an ein Bild für den Wohnraum stellen muß.



Wilhelm Kricheldorff-Celle: Frau Franziska Hottenroth, Hamburg

Von Kricheldorffs vornehmem Kolorit vermögen die hier in ihren Farben wiedergegebenen Bildnisse des Grafen Günther Bernstorff-Gartow und einer Offiziersgattin eine Vorstellung zu vermitteln (s. die Einschaltbilder). Bietet auf dem einen der Gegensatz eines warmen Rot der Polsterung und eines kühleren Grau des Hintergrundes die Folie für den dunklen Anzug und die frischen Gesichtsfarben der aristokratischen Erscheinung, so haben wir auf dem zweiten in dem grünen Spitzenkleide, dem braunen Pelzwerk und dem dunklen Straußenfederhut ein Beispiel trefflicher Stoffgestaltung und eines Zusammenklingens von ausgesprochener Eleganz. Auf dem Bildnis des Freiherrn von Münchhausen mag man in der schwarzen Wiedergabe den Reiz der doppelten Beleuchtung sowie der Komplementärwirkung satter Ockertöne in Haar und Bart gegen das leuchtende Violett der Binde wenigstens ahnen. Typische Beispiele der humorvollen Gestaltung bürgerlicher Behaglichkeit sind die Bildnisse des Geheimrats O. Hattendorf (Celle) (Abbildung S. 449) am Schreibtisch und der Frau Franziska Hottenroth (s. Abbild. auf dieser Seite). Das Kniestück des dozierenden Straßburger Universitätsprofessors Dr. Johannes Ficker (Abbild. S. 451) läßt auf den ersten Blick den Gelehrten erkennen.



— Die Heimatorte der Dargestellten — sie ließen sich leicht um einige Beispiele vermehren — erweisen zur Genüge, daß der Wirkungskreis Kricheldorffs sich bereits über die Grenzen seiner engeren Heimat ausgedehnt hat. Ein weiterer Erfolg soll hier nicht unerwähnt bleiben. Viele Besucher der diesjährigen 83. Großen Kunstausstellung zu Hannover werden sich des dort ausgestellten Porträts des im Kampfe gegen Frankreich gefallenen Heidedichters Hermann Löns entsinnen, das unser Künstler noch zu dessen Lebzeiten gemalt hat. Der feine Kopf mit den großen hellblauen Augen, die so kindergläubig aus dem elfenbeinernen Gesicht hervorblicken, zart gegen den lichtgrünen Ton des Hintergrundes und der kleidsamen Jagdjoppe abgestimmt, prägt sich unvergeßlich dem Beschauer ein. Dieses Bild, das die Stadt Hannover angekauft und ebenso wie das Münchhausenporträt dem Vaterländischen Museum zu Hannover überwiesen hat, soll durch einen vom Verein »Naturschutzpark« (Stuttgart) veröffentlichten Kunstdruck den zahlreichen Verehrern des Dichters zugänglich gemacht werden.

Wir hoffen, daß es dem Maler die wohlverdiente Ehre bringen wird. **Otto Meves.**

Zu unsern Kunstblättern

Gedenkblätter für Gefallene — Kriegsgedenkblätter — M. Nicolaus: Einsames Grab — Ernst Berger: Deutsch-Polnischer Friedhof — Soldatengräber und Kriegerdenkmale — Alexander Schneider: Kriegergestalten und Todesgewalten — Johanna Engel: Immaculata; Verlöschendes Licht; Im Zwielicht — Kurt Haase-Jastrow: Aus dem Schloß von Freienwalde — Franz Triebsch: Bildnis des Generalstabschefs von Falkenhayn

Der Dürerbund, der gelernt hat, künstlerische Dinge bei den Wurzeln ihrer volkstümlichen und volkserzieherischen Wirkung zu packen, hat, als Früchte eines Preisausschreibens, eine Anzahl Gedenkblätter für Gefallene herausgegeben. Er tut es ohne ein Wort der Herabsetzung eines vielgenannten andern Blattes dieser Art, das hohe Gunst genießt und dessen Verbreitung ohne Wettbewerb vor sich geht. Das ist recht so. Denn wer möchte da hadern und schmälen, wo der Schmerz um teure Tote zunächst alle andern Gefühle und Empfindungen überschattet, wo vor der Sprache des Herzens, vor dem guten lieben Willen, zu trösten, alle Geschmacksurteile zu schweigen haben. Dinge, die wie diese unmittelbar an die Seele klopfen, müssen sich durch ihren eignen Wert, durch ihr bloßes Dasein durchsetzen, oder sie sind von vornherein gerichtet. Freilich, hinweisen soll man auf sie, damit alle die — und ihrer werden nicht wenige sein —, die mehr und mehr den schmerzenden Widerstreit zwischen der Sprache ihrer verklärten Trauer und dem darauf geprägten geläufigen Erinnerungsblatt fühlen, nicht eines Tags den Vorwurf erheben: Warum gabt ihr uns nicht andres? Warum verstummte gerade hier, wo unser Innerstes und Teuerstes nach einer Stimme rief, die Glocke eurer Kunst, die es doch sonst, bei allen eitlen und nichtigen Gelegenheiten des Tages, so eilig hat anzuschlagen? ... So sei es denn gesagt: es gibt Blätter, die, aus dem innersten Miterleben unsers großen vaterländischen Schmerzes geboren, diesem heiligen Gefühl die Weihe gönnen, die es verdient. Manches davon mag im kleinen Kreise bleiben, Blätter eines Freundes für Freunde, eines Kameraden für Kameraden, und ihre Beziehungen mögen so persönlich, so zart, so eigen empfunden und ausgedrückt sein, daß kein in der Öffentlichkeit erschienenes, für die Allgemeinheit bestimmtes Blatt damit wetteifern kann bei denen, für die jene besonderen Schöpfungen gedacht sind. Aber Tausende und aber Tausende der betrübten Herzen, die jetzt in Deutschland schlagen, werden eines solchen unersetzlichen Trostes entbehren müssen. An sie alle hat der Dürerbund gedacht, und eine feine Fühlung mit dem heimlichen Willen und Wunsche des Volkes in ähnlichen Angelegenheiten seines Innenlebens hat ihm, glaube ich, geholfen, das Rechte zu treffen.

Fünf Blätter sind es, die das Preisausschreiben gezeitigt hat, Blätter in verschiedenen Größen, in verschiedener Herstellungsart, zu verschiedenen Preisen und in verschiedener Kunststimmung, wenn man so sagen darf. Das größte, kostbarste, wirkungsvollste und wohl auch künstlerisch wertvollste ist das von Hugo Grimm in Innsbruck geschaffene, ein farbiger Steindruck für Wandschmuck (Preis 3 ℳ), von dessen Kraft und Wärme unsre stark verkleinerte Wiedergabe in Vierfarbendruck nur eine bescheidene Vorstellung gibt. Als ein Gedenkblatt für einen einzelnen Gefallenen mag dieser oder jener es nicht gelten lassen wollen, und wirklich, es ist mehr ein allgemeines Erinnerungsblatt an die ganze schwere und große Zeit. Aber liegt nicht für alle starken Herzen gerade darin der erhebendste Trost, daß der Schmerz des Einzelnen von den Fittichen des Allgemeingefühls aufgehoben und emporgetragen wird zu einer Höhe, wo Leid sich in Glanz, Tränen sich in Sterne verwandeln? Es ist eine herrliche gesammelte Kraft in diesem Blatt: Demut und Stolz, Frömmigkeit und Selbstbewußtsein knien hier vor Gott.

In solches Sinnbild das Gedenken an einen für das Vaterland Gefallenen zu betten, muß schön und erquickend sein. Doch auch denen, die sich gern an vertrautere und lindere Vorstellungen halten, bietet sich in den Blättern des Dürerbundes etwas. Rudolf Lipus zeigt uns ein helm-, kreuz- und kranzgeschmücktes Soldatengrab, an dem drei Kameraden ihr Gebet sprechen. Haben sie das Hügelchen eben erst aufgeworfen? Kommen sie zufällig daran vorüber? Haben sie es unter tausend andern gesucht, und nehmen sie nun Abschied von dem, der einst an ihrer Seite ging? Wir wissen es nicht. Aber die Antwort tut auch nichts zur Sache. Vielmehr gerade die Unaufdringlichkeit dieser schlichten, sanften, doch keineswegs gefühlsseligen Stimmung, in der Landschaft wie in der Haltung der Betenden, zeugt für einen menschlichen Gehalt, der zu jedem spricht.

Diese beiden Blätter, die wir wiedergeben, sind gleichsam die Pole der kleinen Sammlung. Zwischen ihnen liegen die drei andern (wie das Blatt von Lipus je 1 ℳ): Bruno Bielefeldt knüpft wohl bewußt an religiöse Darstellungen an, wie sie unsern Soldaten aus Konfirmationsscheinen oder Kirchenbildern vertraut sein mögen, weiß aber mit solcher ernsten Andachtsstimmung vortrefflich die des Heimatlichen zu verbinden; Robert Budzinski gibt dem Sinnspruch »Durch Todesnacht bricht ew'ges Morgenrot« durch ein eben im Kampf um die Fahne niedergebrochenes Kriegerhaupt, auf das sich von oben ein Strom von Licht



ergießt, einen feierlich-mystischen Ausdruck, der doch nichts Weichliches hat; Bertha Schmitz endlich begnügt sich in strenger Schlichtheit mit einem einfachen erhöhten Kreuz, um das Flammen des Opfermuts und der Verklärung lodern.

Die Bildgrößen der fünf Blätter schwanken zwischen 38:57 cm (Grimm) und 23:38 cm (Budzinski). Zu beziehen sind die Blätter von dem Schatzmeister des Dürerbundes, Georg D. W. Callwey in München, doch auch durch alle Buch- und Kunsthandlungen.

Kriegsgedenkblätter in Steindruck, einer Technik, die vor andern dazu geeignet erscheint, die deutsche Kraft und ernste Schlichtheit zu treffen, die solche Darstellungen verlangen, erscheinen bei Breitkopf & Härtel in Leipzig. Da hat der Leipziger Graphiker Bruno Héroux, ein Meister der Zeichenkunst, das Niederländische Dankgebet in einer Gruppe andächtig Betender gestaltet, die sich in Wucht und Größe von den im Hintergrund einherziehenden Truppen abheben, Hans Röhm, der junge Münchner Maler, mit Anklängen an Dürers hohen Ernst die mit Schild und Speer bewaffnete, in Golderz gepanzerte Germania auf kühnem Streitroß gebildet, Matthäus Schiestl in frommbäuerlicher Größe und Schlichtheit die heilige Barbara, die Schutzherrin der Artillerie, und den heiligen Michael, den Schutzengel des deutschen Heeres, auf zwei Blättern dargestellt, die als Gegenstücke gedacht sind und sich, gleich den Röhmschen, vortrefflich als Wandschmuck für Schulen, Versammlungsräume und Gedenkkapellen eignen. Alle diese Blätter atmen den Geist unsrer Zeit; zum wohltätigen Unterschied von manch andern Erscheinungen dieser Tage spürt man, daß ihre Schöpfer sich nicht erst mühsam auf die »deutsche Stimmung« haben einstellen müssen, sondern daß diese Betrachtungs- und Darstellungsart ihnen schon durch früheres Schaffen vertraut und natürlich war.

Ein uns aus dem Felde zugegangener Aufsatz dieses Heftes schildert Lütticher Soldatengräber. Wie eine künstlerische Illustration zu dieser Schilderung mag auf den ersten Blick das farbige Kunstblatt »Einsames Grab« von M. Nicolaus wirken, aber es steht für sich da, und durch seine freie, von allem Örtlichen und Zufälligen gelöste Auffassung behauptet es sich als allgemeine Darstellung eines Empfindens, einer Trauer, eines Gedenkens, das in diesen Wochen um Allerseelen sein besonderes Recht von uns fordern darf. Daß keine Herbst-, sondern eine Vorfrühlingsstimmung zugrunde liegt, kann dem Bilde nichts von seiner ernsten und tiefen Stimmung rauben, das Linde, Weiche, Tröstliche aber wird so erst recht betont. Wie hold vereinigt sich hier alles, um über die Trauer zu triumphieren: die Blümlein, die aus dem blutgetränkten Grase dringen, die weißen und braunen Knospen, die aus den feuchten Zweigen brechen, das Vögelchen, das sein Lied über den Hügel hin schmettert, der warme Glanz des Himmels, der die kampfdurchpflügte Erde einhüllt ... In der Kunstanstalt von Hausler & Wiest in Stuttgart ist ein Steindruck dieses Gemäldes in der Bildgröße von 22:28 cm erschienen, der manchem als Erinnerungsblatt an einen lieben Toten des Krieges oder an die Kriegszeit überhaupt erwünscht sein wird.

Im Anschluß an dieses Blatt zeigen wir auf Seite 456 eine Zeichnung von Ernst Berger, die fein und stimmungsvoll erfaßte Wiedergabe eines polnischen Friedhofes. Sie stammt aus Bergers Künstlerpostkartenalbum »Erinnerungsbilder aus dem russisch-polnischen Feldzug« (Kunstverlag von Richard Rothe in Meißen). Diese Blätter, die allesamt von einer echt künstlerischen Auffassung und einer sicheren zeichnerischen Gestaltung sprechen, werden den Mitkämpfenden, aber auch deren Angehörigen in der Heimat eine willkommene Erinnerung bedeuten.

»Soldatengräber und Kriegerdenkmale« — dieses Thema wird, auch wenn wir uns des Friedens wieder erfreuen, noch lange die Gedanken und Pläne unsrer Bildhauer und Baukünstler beschäftigen. Aber schon heute bewegt es sie tief und ernst. Das beweist uns eine Veröffentlichung des k. k. Gewerbeförderungsamtes in Wien (Kunstverlag von Anton Schroll & Ko. in Wien; geb. 10 *M*), die nicht weniger als 130 solcher Entwürfe in 213 Bildern zeigt und jeden einzelnen mit einem beschreibenden Text, einer Erläuterung des Charakters, der Umgebung, des Stoffes, der Maße, der Kosten begleitet. Auf die Anregung des Amtes haben sich die an der Wiener Kunstgewerbeschule als Lehrer wirkenden Künstler Franz Barwig, Josef Breitner, Anton Hanak, Jos. Hoffmann, Rud. von Larisch, Michael Powolny, Osk. Strnad, Heinr. Tessenow u. a. mit ihren Schülern zu diesem verdienstvollen Unternehmen vereinigt. Wieviel gibt es auf diesem Gebiete zu tun! Wie unverantwortlich von der Künstlerschaft wäre es, wenn sie diese Zeit des großen Sterbens dahingehen ließe, ohne all denen mit Rat und Tat beizuspringen, die für die Leiber ihrer dahingesunkenen Lieben nach einer würdigen Hülle, einem edlen und schönen Grabschmuck verlangen! Aber auch über den nächsten Anlaß hinaus sind die in dem Werk entwickelten Grundsätze und die von ihnen geleiteten Entwürfe berufen, weiterzuwirken auf Friedhofgestaltung und Denkmalsplanungen, damit beide aus dem Tiefstand der Pose, der Sentimentalität und der schablonenhaften Allegorie, auf dem sie an so

vielen Orten noch stehen, endlich herauskommen. In diesem Sinne und zu diesem Zweck wendet sich die Veröffentlichung mehr noch an die Gemeinden als an den Einzelnen. Und darin gerade liegt das unmittelbare, lebensvolle, nicht genug zu rühmende Verdienst der Sammlung. Denn es sei wiederholt: von diesen Entwürfen schwebt nicht ein einziger haltlos in den Lüften der Phantasie, wo die Gedanken so leicht beieinander wohnen; nein, jeder berücksichtigt bestimmte Bedingungen und Verhältnisse der Wirklichkeit und stimmt sich auf eine natürliche Umgebung ab. Wenn wir nun von neuem in die unwürdige Geschmacklosigkeit der Denkmälerei von 1870 zurückfallen, so trifft die Schuld die Gemeinden, nicht die Künstler und nicht die Kunstbehörden. Freilich verlangt diese doch hauptsächlich auf österreichische Verhältnisse eingerichtete Sammlung, so viel Mustergültiges sie in den charaktervollen, immer eigenartigen und höchst mannigfaltigen Entwürfen z. B. Barwigs, Breitners, Hoffmanns bietet, ein Gegenstück oder mehrere für Deutschland: unsre Landschaft, unsre Städtekultur, unser Dorfbau, unsre baukünstlerischen Überlieferungen überhaupt weisen so viele innere und äußere Abweichungen von der österreichischen Art auf, daß wir uns auf eine mechanische Übertragung nicht beschränken dürfen. Das ist auch gewiß nicht die Absicht. Der Wert dieser Sammlung liegt in ihrer starken Anregungskraft; als Mahner und Wecker zu ähnlich guten Leistungen werden ihre Lösungsbeispiele, richtig gebraucht, reichen Segen stiften. Ein neuer Abschnitt der Grab- und Denkmalskunst, eine Zeit schlichten Ernstes, volkstümlicher Innigkeit und ruhiger Größe kann mit ihnen beginnen. Ich weiß: so viele Künstlerseelen und Künstlerhände, denen es verwehrt ist, in den Reihen der Kämpfenden zu wirken, rufen heute sehnsüchtig nach der Möglichkeit, »mit dabeizusein«: hier wird ein Weg dafür gezeigt. Betretet ihn und schafft euch die Organisation, die euren Schöpfungen Beachtung und Verwirklichung sichert!

Ernst und eifrig ist schon heute das Streben unsrer Künstlerschaft, die neuen, unerhörten Erlebnisse des Auges wie der Seele in sich zu verarbeiten. Wir werden diesem Streben auch dann Aufmerksamkeit und Achtung schuldig sein, wenn wir in einzelnen dieser Erscheinungen den Zusammenklang zwischen Volksgefühl und Einzelgefühl, ohne den einer künstlerischen Schöpfung dieser Zeit doch ihre letzte Bestätigung fehlen muß, noch vermissen. So geht es uns bei Alexander (Sascha) Schneiders »Kriegergestalten und Todesgewalten«, 24 Kunstblättern auf Kupferdruckpapier, die der Künstler in einem bei Breitkopf & Härtel erschienenen Bande gesammelt hat (geb. 5 *M*). Manches ist darunter, wie der Kriegsruf, die Begeisterung, die Waffenprobe, der Ansturm, der Sieger und der Friede, was als künstlerischer Ausdruck männlicher Kraft oder sanfterer Seelengewalten unmittelbar zu unserm Empfinden spricht; andres, wie namentlich die phantastisch-mystischen Traumgestalten Kriegsgespenst, Chaos, Todesgedanken, Trennung, Kriegsfurie, das Unerbittliche, Ringen, Gegen Übermacht, entzieht sich durch seine gesuchte Dunkelheit gleich sehr dem Verständnis wie dem reinen künstlerischen Genuß. Doch geben wir gerne zu: auf diesem ganzen Gebiet der kriegsgeborenen Ausdruckskunst ist alles noch so im ersten Werden befangen, daß wir guttun, mit unserm Urteil zurückzuhalten. Lassen wir deshalb, um ganz vorurteilslos zu verfahren, dem Herausgeber des Bandes, Dr. Ludwig Volkmann, das Wort. Es heißt in seiner Einführung: »Schneiders ‚Kriegergestalten und Todesgewalten' sind keine sachlichen Abbildungen, keine Illustrationen, aber auch keine billigen, herkömmlichen Allegorien. Sie sind vielmehr der unmittelbare, Form gewordene Ausdruck dafür, wie die erschütternden Empfindungen, die uns angesichts des gewaltigen Völkerringens beseelen, in einem Künstlergeist und Künstlerauge Gestalt annehmen und dadurch auch für uns vertieft und abgeklärt erscheinen, wenn wir die Fähigkeit besitzen, sie mit unsrer eignen Empfindungswelt miterlebend zu verschmelzen.«

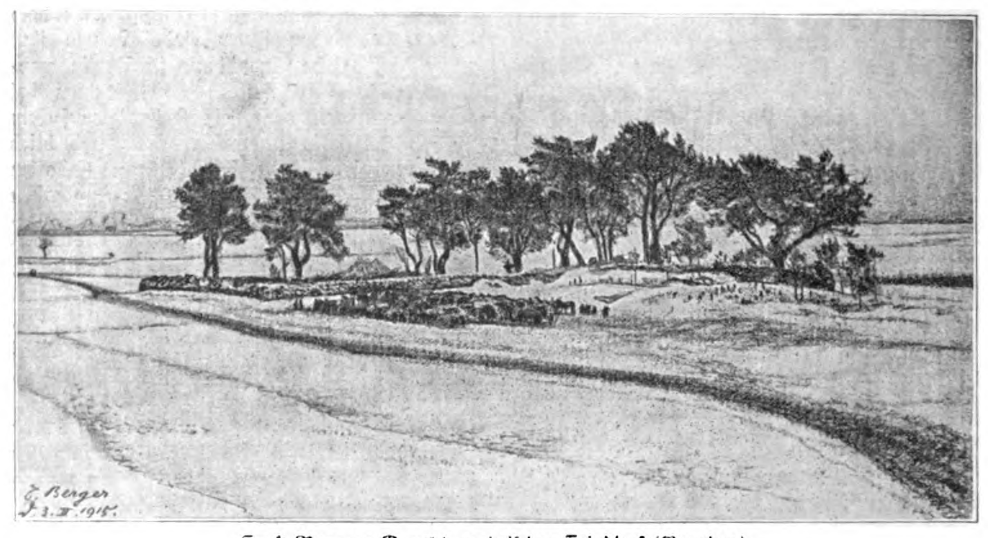
Auch die drei Blätter nach Gemälden Johanna Engels, das Frauenbildnis »Immaculata«, das »Verlöschende Licht« und das bis ins Innerste mit musikalischem Wohlklang erfüllte Bild »Im Zwielicht«, fügen sich der ernsten, andächtigen Grundstimmung auf ein. In Leipzig geboren, hat diese Künstlerin doch ihre entscheidenden Jugendeindrücke und ihre ganze künstlerische Ausbildung in Berlin empfangen. 1890 begann sie ihre Studien bei Professor Max Koner, ein Jahr darauf kam sie als Schülerin zu Hubert Gölz und blieb dort, bis sie sich zu selbständigem Schaffen freigeworden fühlte. 1893 stellte sie zum ersten Male eins ihrer Bildnisse auf der Großen Berliner Kunstausstellung aus, und von nun an konnte der Besucher dieser und andrer Ausstellungen alljährlich neuen Werken von ihr begegnen, zuerst hauptsächlich Frauen- und Kinderbildnissen von einem feinen geistigen Adel, dann aber mehr und mehr freien Kompositionen, die mit Vorliebe Einzelfiguren, oft Akte, in einer Phantasielandschaft oder in gewähltem Innenraum darstellen und im Rhythmus der Linien wie in der Harmonie der Farben lyrisch-musikalische Stimmungen des Gefühlslebens zum Ausdruck bringen. Ihr Triptychon »Sommer«, das vor ein paar Jahren auf der Berliner Aus-



stellung gezeigt wurde und dort mit dem jubelnden Klang seiner leuchtenden Farben einen großen Saal beherrschte, hat diese Art ins Monumentale übertragen; glücklicher, scheint uns, ist die Künstlerin, wenn sie sich, wie in den von uns gezeigten Gemälden, mit bescheideneren Formaten begnügt.

Das Innenbild aus dem Schloß von Freienwalde von Kurt Haase-Jastrow bringen wir farbig, nicht nur, weil sich dieses einzelne Bild seine Wirkung ganz aus der Farbe holt, sondern weil den Künstler überhaupt recht eigentlich erst sein tiefes und leidenschaftliches Empfinden der Farbe zum Maler gemacht hat. Es war deshalb auch mehr als ein Zufall, wenn Haase-Jastrow (geb. 1. Juni 1885 in Jastrow in Westpreußen), der seine ersten Studienjahre in Berlin verbrachte und höchstens von dem damals sehr modernen Ulrich Hübner nachwirkende Anregung empfing, sich bald Eugen Bracht zum Lehrer erwählte. Freilich traf er in dem Dresdner Professor, der einst, in seiner Berliner Zeit, einer ganzen Generation junger Landschafter (»Märkischer Künstlerbund«) zum feurigen Sporn geworden war, nicht mehr den flammenden Pathetiker, sondern schon den klug beherrschten Meister, der seine Mittel in weisem Zaum zu halten wußte und jeden einigermaßen begabten Schüler nach seiner Fasson selig werden ließ. Immerhin mag Haase-Jastrow schon früh die Gefahren mancher Werkstattgewohnheit erkannt haben, besonders die bei allen frischen Akademieschülern auf Widerstand stoßende: nach der Naturstudie ein Bild im Atelier fertigzumalen. Auch war ihm wohl die Dresdner Landschaft, vor allem das »Gebirge« der Sächsischen Schweiz, innerlich fremd geblieben. Ihn zog immer wieder die flache, nur leise gehügelte Landschaft an; sie war seine Heimat, ihr war er auch auf seinen Studienreisen, die ihn bis nach Livland geführt hatten, nachgegangen. Indes hatte ihm der Dresdner Studienaufenthalt noch eine Anregung andrer Art geschenkt: die Freundschaft mit dem Maler Wilhelm Claus, der nach seinen frühen und starken Erfolgen vor einem Jahre in Paris starb. Das lebhafte Temperament und der feine Geschmack dieses Künstlers gewann auf den jüngeren Freund einen wohltätigen Einfluß, und als Haase-Jastrow nach seiner Soldatenzeit wieder ans Malen ging, schuf er neben den Landschaften jene farbige Reihe von Innenbildern aus Schlössern des achtzehnten Jahrhunderts, die das eigentümliche, vergangenheitsduftige Licht- und Luftleben der heiteren Räume so glücklich schildern. Es ist ein innerer Sinn und Zusammenhang darin, wenn er überall, in Paretz, in Freienwalde und neuerdings in Wörlitz, nicht das übermütige Rokoko, sondern den gesetzteren, zurückhaltenderen Klassizismus malte; entspricht doch dieser Stil, wie auch aus seiner neueren Wiedergeburt in der Baukunst hervorgeht, der Art des Norddeutschen in manchem wichtigen Charakterzug. Vor Haase-Jastrows Schloßzimmerbildern mit ihren stillebenhaften, geschlossenen Farbenwirkungen versteht man das sofort; wenn auch die Kunst des Malers das poetische Wesen der Räume erhöht, noch lebt dasselbe Geschlecht, das dort gebaut und gewohnt hat.

Vor unsrer Kriegsschau bringen wir diesmal als Fortsetzung unsrer Heerführer-Bildnisse das des Generalstabschefs v. Falkenhayn nach tem in der Großen Berliner Kunstausstellung vom Herbst 1915 ausgestellten Gemälde von Franz Triebsch. F. D.



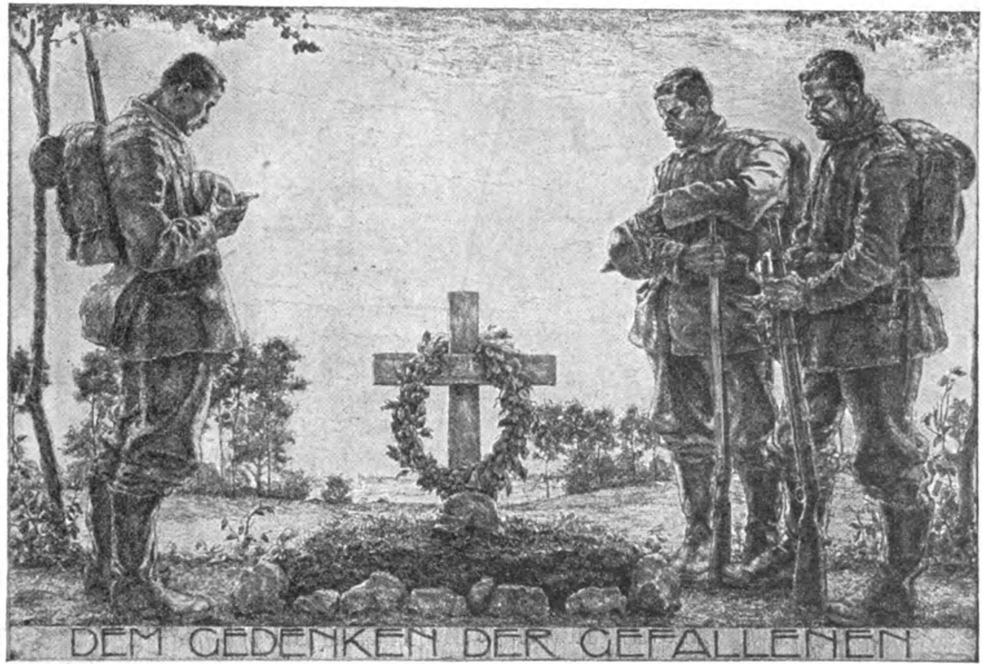
Ernst Berger: Deutsch-polnischer Friedhof (Karolew)

Generalstabschef von Falkenhayn
Nach dem Gemälde von Franz Triebsch

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Herbst 1915
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin-Charlottenburg



Der deutsche Weltkrieg



Aus den Gedenkblättern des Dürerbundes — Zeichnung von Rudolf Lipus

Soldatengrab

Heut klang so weh das Tal hinab
Ein dunkeltraurig Heimatlied —
Kameraden haben's gesungen
An deinem Grab.

Wegab liegt's
Zwischen fallendem Steingeröll
Und wild wucherndem
Rauhem Gestrüpp.

Als die Nacht
Dunkelnde Schatten
Still gebreitet
Über das Land,
Stieg ich zu deinem Hügel empor,
Hab' ihn mit rosigen Blüten geschmückt —
In stiller Andacht das Haupt geneigt.
Und meine Gedanken —
Im alten Taumelglück des jungen Blutes —
Wanderten weit, ach weit zurück
In unsrer Jugend Traumland — —
Dann mußt' ich gramvoll
Immer wieder
Längst versunkene
Seligkeit segnen — —

Einst aber werde ich
Wieder dich schauen,
Wenn über die Erde
Posaunen rufen
Zum großen Wecken
Des letzten Gerichts!

Hans Sturm

Luftschiffbeize über der Adria

Novelle vom Untergang der »Città di Ferrara« von Friedrich Otto (Berlin)

Solche Probleme sind eben bloß durch Erfahrungen zu lösen,« sagte der Kommandant des Luftschiffs »Città di Ferrara«, Hauptmann Facta Grazia Dei. Dann stand er plötzlich auf und wies auf den Windmesser auf dem flachen Giebel der Luftschiffhalle von Campalto, der sich langsam drehte und seine zwecklose Arbeit am liebsten ganz einstellen zu wollen schien.

»Das Wetter ist jedenfalls sehr günstig. Der Windmesser schläft schon ganz ein,« rief der Hauptmann dem Leutnant Vincenzo Florio zu, der noch am Tisch sitzengeblieben war.

Der Leutnant erhob sich zögernd, beschielte noch einmal den gesamten Morgenhimmel nach einer verdächtigen Wolke und suchte mit seitlich auf die Schulter gelegtem Kopfe wie ein argwöhnischer Papagei selbst den azurnen Scheitel des Himmels ab.

Der Hauptmann lachte über seinen Leutnant. Dann winkte er einer Gruppe von Soldaten zu, die mit großen Kugeln auf einer kleinen geebneten Fläche spielten.

»Vincenzo, pfeifen Sie mal!« rief der Hauptmann ärgerlich, weil niemand auf seinen stolzen Wink geachtet hatte.

Der Pfiff einer kleinen Taschensirene riß die Leute erst kurz auseinander und dann in eine gerade Linie nebeneinander.

Hauptmann Facta Grazia Dei winkte der Linie ein Signal mit den Armen zu, und zwei neue grelle Pfiffe durchschnitten wie Kugeln die von Blütendüften süße Luft des Campalto.

Sofort auf das zweite Signal begann die Front der Luftschiffhalle dunkel zu rollen, und man sah, wie die schweren Falltore langsam in die Tiefe gingen, dem eisernen Vorhang eines Theaters gleich, dessen Bühnenraum sich nun dem Schauspiel öffnete.

Ein neuer Armwink des Kapitäns wehte die Leute weg, wie ein Windstoß Laub vertreibt. Sie stürzten in die Halle an die Haltetaue der »Città di Ferrara«, des stolzen Forlanini-Luftschiffs.

Der leitende Ingenieur Nino Garofalo begab sich mit dem Maschinisten in die Gondel und ließ die Motoren einen kurzen Probegalopp machen. Sie brüllten übertrieben laut auf, und der kreisende Luftstrom der beiden fünfflügeligen Riesenpropeller ließ die Wandungen der Halle erbeben wie die Flügel eines Riesenkäfers, der auffliegen will.

»Achtzehnhundert Touren!« schrie der Ingenieur, und alles überdonnernd steigerten die Motoren und Schrauben die Touren.

»Ein Ventil der Hölle öffnet sich,« sagte Leutnant Vincenzo Florio ein wenig befangen. Er war noch nicht lange bei der Luftschifferabteilung, und seine Brust hatte sich noch nicht ganz an das überirdische Dröhnen gewöhnt.

»Und ein Ungeheuer der Hölle wird durch das Ventil der Unterwelt entsteigen,« rief Facta Grazia Dei mit stolzer Gebärde.

Ein heller Trompetenstoß. Auf den Schlag brach das Donnern in der Halle ab, und sechzig Soldaten, dreißig Mann an jeder Seite, zogen das graugelbe Untier aus seiner dämmerigen Höhle ins Helle. Unwillig und übellaunig, gestört in der tiefen Beharrlichkeit, der alle tote Materie verfällt, wenn sie nicht bewegt wird, trat der Kopf aus den Toren heraus.

Pfiffe und Trompetenstöße! Erregte Megaphonschreie! Totenstille. Das leichte Sausen und Reiben der blauen Luft an den Stoffwänden des Luftschiffs. Jetzt war das Untier ganz heraus. Seine seidenen Flanken zitterten wie vor Kälte oder Erregung.

Es hielt die mächtige Spitzschnauze, einem gigantischen Gürteltier gleich, ein wenig erhoben. Die beiden fünfarmigen Propellersterne standen still. Klein wie kindliche Spielzeuge. Störend und ohne Sinn. Was hatten sie mit dem phantastischen Riesenwulst aus Gummistoff zu tun, den ein Wald von Bambusstangen zusammenhielt!

Facta Grazia Dei sagte: »Oh, wie mich der bloße Anblick schon labt! Diese Masse! Diese Größe! Diese Kraft! Diese Sicherheit! Diese Unbezwinglichkeit! Wie sagte doch der herrliche Gabriele d'Annunzio in Quarto: ‚Heute leuchtet auf das Vaterland ein purpurroter Tag herab: und das ist eine Heimkehr zu einer neuen Ausfahrt, o Italien!' Diese granitnen Worte! Wenn ich mit ihnen unser lächerliches Problem vergleiche, um dessen Lösung wir uns vorhin bemühten! Nein, nein, lieber Vincenzo! Wir sind die Sieger. Ich pfeife auf ihre k. u. k. Hornissen. Lächerliche Insekten.

Und kämen sie wie Heuschreckenschwärme so dicht. An unsre fliegende ‚Città di Ferrara' kommen sie nicht heran. Auf, laßt uns in unsre ‚Stadt' ziehen!«

Das Gesicht des Offiziers glühte vor stolzer Erregung.

Beide Offiziere, der Hauptmann und der Leutnant, sowie der Ingenieur traten in den Laufsteg des Luftschiffs.

»Fertig!« schrie ein Pfiff.

»Loslassen!«

Der gelbe Dickhäuter stieg einige zehn Meter ins Blaue, lautlos, erwartungsvoll. Plötzlich sprangen beide Motoren an, und fünfhundert Pferdekräfte rissen ihn schräg empor über die Halle hinweg. Die kleinen Propellersterne hatten sich in zwei leuchtende, metallisch heulende Scheiben gewandelt, in denen zwei blendende Lichtreflexparabeln zitterten, die ihre Lage mit dem Luftschiff änderten, aber niemals ganz verschwanden.

Totenstill, von steilen Zypressen bewacht, blieb das Campalto zurück.

Hauptmann Facta Grazia Dei hatte sich eine Weile der Führung des Schiffes gewidmet. Sobald es aber in fünfhundert Meter ruhig in der Luft lag und rechts hinten bereits die köstliche Silhouette Venedigs außer Sicht kam und nur noch der Campanile die spitze Dominante über dem salzwasserdunstigen Himmel und die hochgewölbte Chiesa della Salute etwas von der Lagunenstadt verkündete, wandte er sich wieder an seinen Stellvertreter Leutnant Vincenzo Florio: »Sehen Sie diese Fahrt, dieses über alle Maßen herrliche Dahingleiten! Traum aller Träume! König aller Träume! Wie können Sie da an einem Gelingen unsrer Fahrt zweifeln! Denken Sie doch bloß an die Erfolge unsrer Luftschiffe in Libyen! Oder haben Sie Angst?«

Der Leutnant wedelte mit dem rechten Zeigefinger heftig hin und her.

»Wo denken Sie hin, Herr Hauptmann! Angst ist ein sehr kompliziertes Gefühl. Ob ich das habe, könnte ich vielleicht nicht mal sagen, doch ich glaube, ich habe nie Angst gehabt. Aber ich meine, daß die ‚Città di Ferrara' schließlich auch ein sterbliches Wesen ist, und die ihr gestellte Aufgabe ist groß. Die ganze feindliche Küste abfahren, Bomben werfen bis Pola, Beobachtungen machen und aufschreiben. Das kostet Gas und Zeit, und unsre k. und k. Feinde liegen, wie Sie wissen, nicht auf der Bärenhaut.«

»Aber sehen Sie doch die deutschen Zeppeline an. Welche kühnen Fahrten haben die hinter sich! Und fast nie ist ihnen etwas Lebensgefährliches zugestoßen.«

Der Leutnant zuckte mit den Schultern und sah in die Tiefe. Dort folgte dem Luftschiff ein Spiegelbild von unheimlicher Klarheit. Nur zeitweilig rollte eine Welle in das Bild hinein und riß aus dem gelben Fleck ein Stück seitlich heraus. Das unendliche Blau der Adria spielte mit dem hellen Gelb wie ein Löwe mit der Maus. Eine Zeitlang fesselte den Leutnant das Farbenspiel, dann sagte er wieder verärgert: »Neulich, als wir die feindliche ‚Zryni' angriffen, sind zwei österreichisch-ungarische Flieger *über uns* weggeflogen. Ich weiß nicht, was sie veranlaßt haben könnte, uns zu schonen.«

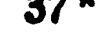
Facta Grazia Dei lachte: »Glauben Sie, daß die k. und k. Feinde uns schonen werden, wenn sie nicht anders können? Sie schonten nicht uns, sondern sich, als sie uns nicht angriffen.«

Der Untergebene schwieg wieder, und der Hauptmann, der sich im Wortgefecht als Sieger fühlte, sang nach eigner Komposition: »Aus unsern Leichenbinden wird das neue Italien das Weiß seiner Fahne machen!«

Ein blutiges Weiß wird das werden, dachte Vincenzo Florio, der nicht die leichte Entflammbarkeit besaß wie sein Vorgesetzter. Um nicht noch mehr Stellen aus der Rede von Quarto hören zu müssen, noch dazu in Noten umgesetzt und gleich an Ort und Stelle der Komposition vorgetragen, fragte der Leutnant den Kommandanten: »Befehlen Sie, daß wir die Antenne herunterlassen? Wir sind jetzt über der offenen See.«

»Gut, mein Lieber. Erledigen Sie das und statten Sie mir nach einer Stunde Bericht ab!«

Während die »Città di Ferrara« ihren Kurs änderte und eine nördliche Richtung landein aufnahm, um über die ersten feindlichen Stellungen zu gelangen, sie zu erkunden und Aufmärsche durch Bomben zu stören, rollte bereits die Antenne, eine Bronzelitze von hundert Metern Länge, über einer Haspel in die Tiefe. Eine Kugel am unteren





Ende der Antenne hinderte den Draht, sich im Luftzug allzusehr nach hinten zu legen.

Da der Funker aber nur das Zeitsignal auffing und die Antenne sonst nichts aus der ewigen Ätherwellen Geschwätz der verschiedenen Stationen zu ermitteln wußte, begab sich der Kommandant mit seinem Stellvertreter ganz nach vorn in die Bombenwurfkammer. Hier standen in weichen Futteralen zwölf schwere Bomben, groß wie Kinder und gestaltet wie längliche Tropfen.

Schon hatte das Luftschiff die Küste erreicht. Das unendliche Adriablau wechselte an den flachen Ufern schnell über Blaugrün in scharfes freudiges Grün hinüber, das ganz zum Schluß, wo Sand und See sich berührten, einen feinen weißen Saum trug, weiß und schneeig wie Brüsseler Spitzen. Dann begann das Land, das Tal des Isonzo. Ein breites dürres Steinbett, in dem ein dunkler Fluß totenstill zu ruhen schien. Nur im Fernglas erkannte man die Wirbel schnellster Strömung.

Obwohl über der Erde schon die erste Sonne flimmerte, lag alles in vollendeter Klarheit unter dem Luftschiff. Die Aussicht war überwältigend. Sie ging südwärts weit übers Meer ins Endlose, und nach vorn führte sie einer Zweidrittel-Arena zu, deren letzte Wände die Höhen des Karst bildeten.

»Die Hände möchte man falten!« rief Leutnant Vincenzo Florio. Aber aus diesem frommen Wunsche wurde nichts, denn aus der Tiefe der Arena löste sich eine schmale, kurze Flamme und verlosch wieder blitzschnell.

War es eine Abwehrkanone der Feinde? War das Luftschiff schon über den Feinden? Facta Grazia Dei hatte beim Aufflammen der Geschützmündung die Stoppuhr gedrückt. Nach sechs Sekunden endlich entstand plötzlich weit vorn und noch tief unter dem Luftschiff eine gelbe Wolke. Anscheinend eine Schöpfung aus dem Nichts. Nicht einmal ein Knall wurde vernehmbar.

»Die Österreicher schießen lächerlich,« sagte der Kommandant verächtlich, befahl aber doch, daß die Höhensteuer angezogen werden sollten, bis 2500 Meter Höhe erreicht wären.

Die Landschaft floß in den Augen der Luftschiffer zusammen. Sie schien unter dem Luftschiff einen Ansaugepunkt zu haben, in den sie sich verlor, während anderseits überall von den Rändern des Horizonts neue sichtbare Teile in die Kreisscheibe flossen.

Bei sorgfältiger Beobachtung entdeckte der Kommandant lebhafte Truppentransporte über eine Brücke. Ein Vergleich mit der Landkarte schien zu ergeben, daß die »Città di Ferrara« sich über Gradisca befand, und daß es österreichisch-ungarische Truppen waren, die dem über ihnen im Firmament hängenden Tod zum Trotz dort marschierten.

»Langsam fallende Spirale über der Brücke!« befahl der Hauptmann.

Unter schwerem Brummen, das auf der Windseite dröhnender war als in Lee, senkte sich das gelbe Ungeheuer langsam tiefer und ging im Kreise herum.

»Bombe klar!« rief der Ingenieur.

Der Hauptmann visierte auch noch einmal. Gleich mußte man über der Brücke sein.

»Motoren abstellen!« rief der Leutnant Vincenzo Florio ins Bordtelephon.

Wie mit dem Messer weggeschnitten hörte das Donnergeräusch an den Flanken des Luftschiffs auf, und als lautlos schwebende gelbe Blase hing die »Città di Ferrara« einige Sekunden regungslos im Raum. Die wohlberechnete leise Drift führte sie langsam über die Brücke.

Ein Wink. Die Bombe stürzte in senkrechter Fahrt hinab, so schnell, daß sich ihre Bahn nahezu sofort verlor. Nach sieben Sekunden steilte eine Feuerschlange aus der Brücke empor. Ihr zorngespannter, funkelnder Kopf riß Hunderte zerrissener Menschen, Pferde und Kanonenteile über sich. Mit bloßen Augen sahen die entzückten Luftschiffer, wie alles radial von der Feuersäule weglief, wie fortgeschleudert. Das Lachen blieb den Angreifern aber in der Kehle stecken. Denn plötzlich standen wieder, unheimlichen Gespenstern gleich, zwei Wolkengestalten unter dem Luftschiff. Wohl noch vier-, fünfhundert Meter weit weg, aber scharf und drohend schrien die beiden so jählings aus der Versenkung emporgesandten Todesboten ein kurzes, helles »Pauh« aus, dem ein widerliches Prasselgeräusch folgte.

Die beiden Motoren wurden mit Feuereifer angelassen. Sie brandeten wieder laut auf. Das Höhensteuer wurde angezogen,



was es hergab. Zwei Wasserballasthosen von je 75 Kilogramm Inhalt wurden losgeknöpft, und ihr Inhalt quirlte wie Selterwasser über den Laufsteg in die Tiefe. Wie vom Tiefenschreck befallen, hob sich die »Città di Ferrara« so panisch schnell, daß die Fußsohlen der Luftschiffer sich schwer drückend gegen den Boden des Laufstegs preßten. In 2800 Meter Höhe schwamm das Luftschiff ab. Weitere weiße Wolken waren ihm nicht mehr nachgesandt worden.

Hauptmann Facta Grazia Dei machte ein immer mehr erstauntes Gesicht. Er schien auf einen ganz befremdenden Gedankengang gekommen zu sein. Endlich, als die »Città di Ferrara« in ruhiger, sicherer Höhe wieder ihren Weg nahm, rief er: »Sagen Sie mal, Herr Leutnant, ein Preisrätsel! Seit wann sind die Wolken der feindlichen Schrapnells weiß und nicht mehr gelb? Die Sache kommt mir äußerst verdächtig vor. Sicher haben ein paar Esel von unsrer Artillerie uns für ein österreichisch-ungarisches Luftschiff gehalten. Das wäre ja ganz unerhört. Um so mehr, als die Feinde vermutlich überhaupt kein Luftschiff haben. Der Funker soll sofort die Fronttelefunkenstation anrufen und denen da unten gehörig Bescheid sagen. Gehen Sie hinüber und erstatten Sie mir Bericht.«

Leutnant Vincenzo Florio kam schneller zurück, als der Hauptmann vermuten konnte. Die Bordstation war angerufen worden, noch ehe Leutnant Vincenzo Florio in die Zelle trat, wo der Funker durch das Brüllen der Motoren hindurch den hohen, singenden Ton der Löschfunken vernahm. Der Mann wurde zeitweilig blaß und rot, zuckte mit den Achseln und bewegte die Hände lebhaft, als stände er der fernen Aufgabestation sichtbar gegenüber.

»Was ist los?« rief der Leutnant erschreckt.

»Wir haben die eignen Truppen auf der Bahnbrücke von San Giorgio bombardiert, statt die feindlichen in Gradisca, wie der Herr Hauptmann annahm. Man hat uns zwei Warnungsschrapnells zugesandt. Der General ist außer sich!«

Die Botschaft von der Erde traf den Kommandanten ins Herz. Er wurde gelb, und seine schwarzen Augen erloschen einen Augenblick. Endlich, mit aufs Herz gepreßter linker Hand, sagte der Hauptmann: »Wir müssen den Irrtum wieder gutmachen. Auf nach Fiume! Auf zum Stoß ins Herz der Feinde! Laßt uns durch eine namenlos kühne Tat unsern Fehler auslöschen. ,Laßt uns gewaltig sein wie die zehnte Flut, die mächtiger emporsteigt nach den neunen, die ihr vorangingen, vor den neunen, die ihr folgen werden: die Hauptwelle, die den Mut trägt und ruft!'« Der Kommandant summte eine verrückte Melodie zu diesen neuen Worten aus der Rede von Quarto.

Die »Città di Ferrara« machte mit dem Frühwind, der oben in zweitausend Meter Höhe einsetzte, gute Fahrt und schnitt in der Luftlinie auf Fiume zu, quer über die Halbinsel Istrien. Trotz der frühen Helle regte sich kein Leben in dem Relief.

Die Antenne wurde eingeholt. Die dicke gelbe Kugel spann sich an der Bronzelitze empor wie eine Kreuzspinne an ihrem eignen Faden.

Die Augen des Kommandanten ruhten zornig auf der Spinne, die eine so giftige Nachricht in ihrem fadenscheinigen Netz aufgefangen hatte.

Fiume trat langsam in den Rand des Horizonts, und seine wässerige Silhouette wurde zusehends klarer. Die »Città di Ferrara« ging höher, um aus sicherster Höhe den Rest der Langschläfer aus den Betten und in die Kleider zu reißen.

Aber das Luftschiff gelangte nicht einmal in die Nähe der ersten Häuser. Hinter ihm waren von Pola her eine Zeitlang unbemerkt einige österreichisch-ungarische Flugzeuge nachgeflogen, die es durch ihre Richtung zwangen, nach Süden und dann nach Südwesten auszuweichen und den Kurs auf die Adria zurück zu nehmen.

Gleichzeitig standen wieder die tückischen kleinen gelben Wolken unvermittelt im Raum da.

»Hundertfünfzig Kilogramm Ballast abwerfen!« befahl Hauptmann Facta Grazia Dei. Zwei weitere Wasserhosen wurden freigeworfen, und die »Città di Ferrara« ging mit einem wurmartigen Ruck nahezu senkrecht hoch. Es gelang ihr durch dieses Manöver, über das eine feindliche Flugzeug hinwegzukommen, das klirrend wie ein beflügeltes Stahltorpedo mit ungeheurer Schnelligkeit unter dem Luftschiff wegstrich.

Zwei kleine Maschinengewehre richteten ihre tückischen Schnauzen gegen den flie-



genden Feind und knarrten fünfhundert Kugeln in der Minute hinter ihm her. Der Ton der Zwerggeschütze durchschlug mit seinem Diskant das Dröhnen der Motoren.

Unterdes hatte sich der andre Flieger seitlich hinten in einer Spirale höhergeschraubt und war bereits über die Höhe der »Città di Ferrara« hinaus.

»Dreihundert Kilogramm Ballast!« rief der Kommandant.

Neuer Aufschwung des Luftschiffs in wenigen Sekunden, und der zweite Flieger konnte seitlich unter Maschinengewehrfeuer genommen werden.

Beide Angriffe waren also abgeschlagen.

Mittlerweile war das Luftschiff wieder über der See, die so fern und tief unter ihm lag, daß die Wellen von der Höhe aus nur wie eine Fülle kleiner, leicht gedunkelter Vertiefungen aussah. Die Adria glich einem Schild aus gehämmertem Stahl.

Die beiden Flieger hatten sich schnell außer Sicht verloren. Der eine ging steil in die Tiefe und hatte den Kampf ganz aufgegeben. Aber der Flieger, der zuerst dicht unter dem Laufsteg des Luftschiffs dessen Kurs gekreuzt hatte, erschien wieder, so daß das Luftschiff in der Höhe bleiben mußte.

Der Barograph zeigte bereits über dreitausend Meter Höhe.

Weit weg vom Luftschiff und ganz gesichert vor dessen Maschinengewehrfeuer ging der Flieger in mächtig ausholenden Spiralen höher, anscheinend ganz zu seinem eignen Vergnügen.

Der Luftschiffkommandant befahl erneutes anhaltendes Anziehen der Höhensteuer, denen der dicke Körper aber nicht mehr schnell genug folgte.

In schärfster Flucht mit vollaufenden Motoren raste die »Città di Ferrara« der Heimat zu. Es war höchste Zeit, daß sie sich von der gefährlich gewordenen Küste entfernte, denn auch ein paar Kriegsschiffe waren unten erschienen, klein und zierlich, aber ihre Steilgeschütze reckten die langen Hälse nahezu senkrecht empor und bellten das Höhenungeheuer drohend an.

Dazu hatte sich der Einzelflieger bereits über das Luftschiff erhoben, wenn auch noch weit weg im Süden.

Aber der Luftschiffkommandant bewahrte seine Ruhe. Er ließ fünf Bomben auf die feindlichen feuernden Kriegsschiffe abwerfen. Sie verfehlten ihr Ziel, rissen aber nahe bei den Schiffen weiße Wassersäulen empor, aus deren Rumpf und Kopf bunte Feuererscheinungen zuckten. Die Kriegsschiffe gingen daher auf einen andern Kurs und blieben ein wenig zurück.

Leutnant Vincenzo Florio machte jetzt seinen Vorgesetzten auf einen dunklen, walfischartigen Fleck aufmerksam, der zwischen den beiden Schiffen hindurch unter Wasser seinen Weg suchte und ersichtlich dem Luftschiff zu folgen schien.

Es war ein Unterseeboot der österreichisch-ungarischen Flotte, das in der Tiefe auf der Lauer lag.

Die fünf Bomben hatten das Luftschiff nur auf kurze Zeit von den Kriegsschiffen und ihrem Steilfeuer befreit, aber es war ihm doch gelungen, vierhundert Meter höher zu kommen und hier in nahezu Rekordhöhe den herannahenden feindlichen Flieger von neuem mit den Maschinengewehren zu verscheuchen. Das war immerhin ein großer Gewinn.

Der Kommandant hatte Zeit, sich Bericht über den noch vorhandenen Ballast geben zu lassen. Es waren noch fünf Wasserhosen zu je fünfundsiebzig Kilogramm und vier Bomben da.

Da der Flieger sich im Süden ganz zurückziehen zu wollen schien, ließ der Kommandant Tiefensteuer geben, und das Luftschiff kam in rasender Schrägabfahrt ein gutes Stück Wegs über die See vorwärts. Die beiden Kriegsschiffe lagen gefahrlos weit zurück. In tausend Metern über der See fand sich zudem eine günstige Strömung für die Rückfahrt. Und so ging das Luftschiff mit der wunderbaren Schnelligkeit von etwa hundert Stundenkilometern der Heimat zu.

»Wie weit sind Sie mit dem Bordbericht?« fragte der Hauptmann den Leutnant Vincenzo Florio. »Haben Sie geschrieben, daß wir starke feindliche Angriffe seitens der Flotte durch unsre Bomben elegant abgewehrt und einen feindlichen Flieger abgeschossen haben?«

Und ohne Antwort abzuwarten, denn seine Frage war mehr ein Befehl und Wunsch für den Verfasser des Bordbuches, fuhr der Kommandant fort: »Die Konstruktion Forlaninis ist einfach hervorragend. Kein andres Luftschiff der Welt ist so höhen-



schmiegsam. Wie fein es auf jede Gewichtsänderung reagiert!«

»Wir haben aber auch gegen zwölfhundert Kubikmeter Gas verloren durch die Höhenforcierung,« sagte der Ingenieur.

Das Gespräch wurde plötzlich unangenehm unterbrochen.

In der Fahrtrichtung des Luftschiffs wurde die See an einer Stelle hintereinander ganz schnell dunkler und dunkler, und schließlich tauchte ein Unterseeboot mit weißschäumendem Rücken aus der blauen Tiefe. Das Fernglas ließ sofort erkennen, daß der schwarze Eisenschwan mit den weißen Schaumflügeln ein Feind war. Man sah einen Mann auf dem Vorderteil des U-Bootes erscheinen und erkannte, wie sich eine Versenklafette öffnete, aus der ein Schnellfeuergeschütz emporwuchs, das sofort zu reden anfing. Plötzlich schwammen einige Wolken im Blauen harmlos und schön wie Engel, die die Morgenröte rosa färbt.

Blitzschnell gab der Kommandant seine Befehle. Das Luftschiff mußte sofort wieder empor, und koste es den Rest des Ballasts. Sämtliche vier Bomben wurden über Bord geworfen und lösten die üblichen Gestalten aus Feuer und Wasser in unnatürlicher Gemeinschaft vermischt aus der See. Der gesamte Ballast flog aus den Persenninghosen.

Als die verängstigte gelbe Bestie in zweitausend Meter Höhe anlangte, wohin die 7,5-cm-Geschosse des U-Bootes nicht mehr gelangten, stand über ihm wieder der feindliche Flieger, der eine unermüdliche Flieger, hart und unbarmherzig, wie der festgesetzte unabänderliche Tod.

Er kam schräg von Südosten, und die Sonnenreflexe bluteten von seinen Metallteilen.

»Höhensteuer, Höhensteuer!« schrie der Hauptmann.

Aber das gasarme Luftschiff konnte nicht mehr, es war zu schwer, und sein Druck überlastete die kleine Drachenfläche des Höhensteuers.

Die krampfhaften Versuche der müde gewordenen Gasseele, sich emporzuheben, führten zu nichts. Nur vorn hob sich das Luftschiff mit seinem Haifischangesicht wie bittend empor gegen die gelbe Hornisse, die zornig heranschwebte.

Es sah aus, als bete das dicke, schwere Ungeheuer seinen glücklicheren Nebenbuhler an. Plötzlich standen infolge der übertriebenen Schräglage einen Augenblick lang die Luftschiffmotoren still.

Jetzt hörten die Insassen des Luftschiffs in der unerwünschten Stille das unnachahmliche Zischen und Surren des Flugzeugs. Es klang, als ob ein riesiger Rühmkorffapparat in der Höhe des Himmels aufgehängt wäre und dort seine tödliche Funkenarbeit leistete.

Nun war alles zu spät.

Das Luftschiff fiel vorn wieder zurück, als sänke es in die Knie. Die Motoren faßten wieder vergastes Benzin und schlugen wie Paukenwirbel von neuem los.

Aber der Flieger war über der »Città di Ferrara« und ließ sie nicht wieder frei.

Die Luftschiffer hingen wehrlos unter ihm wie unter einer Gewitterwolke, die noch keinen Laut und keinen Blitz von sich gegeben hatte und doch den Tod in sich barg.

Unten belauerte das U-Boot den beginnenden Todeskampf.

Der erste Blitz.

Eine Bombe zischte am Rumpf des Luftschiffs hin. Der Feind war also ganz herauf. Niemand sah noch hörte ihn. Auch die zweite Bombe ging fehl und suchte sternschnuppenschnell die Tiefe auf.

Der Kommandant machte einen letzten Versuch, dem gewissen Tode zu entrinnen. Er ließ das wagenradgroße Ventil im Scheitel des Luftschiffs ziehen und erreichte dadurch ein sturzähnliches Sinken des stolzen Gaskörpers. Die Füße aller wurden leicht, es schien kein Druck mehr auf den Fußsohlen zu ruhen, so schnell fiel die »Città di Ferrara«.

Nur noch fünfhundert Meter über dem Meere sollte der Fallsturz des Luftschiffs abgebremst werden. Die schwere Telefunkensende- und Empfangsstation wurde mit Axtschlägen über Bord geworfen. Der große Scheinwerfer, die Dynamos und die beiden Maschinengewehre pfeilten senkrecht weg. In hundert Metern Höhe gelang es den vereinigten Ballastopfern, das Luftschiff am weiteren Durchsacken zu hindern. Aber erst ein Maschinist gab den Ausschlag. Er war, verwirrt vom furchtbaren Fall, dem Scheinwerfer nachgesprungen und schlug hart, aber nicht zu Tode getroffen, in die See.



Dicht über der Adria versuchte das gehetzte Luftschiff jetzt seinem Verfolger zu entgehen, es flog über die Wellen dahin, als fände es bei ihnen Schutz vor dem entsetzlichen Falken, der es verfolgte.

Der österreichisch-ungarische Flieger war durch das heftige Rettungsmanöver zuerst ein wenig überrascht worden. Aber er ließ nicht locker. Es befriedigte ihn sogar, daß sich die Schlußkatastrophe so dicht über dem Meer abspielen wollte, möglicherweise ließ sich nun unnützes Blutvergießen vermeiden.

Er steilte mit abgestelltem Motor dem unter ihm versinkenden Luftschiff in engen Kaminwindungen nach und fand dabei noch Zeit, eine Leuchtfeuerpistole für den Feind zurechtzumachen. Gerade als sich das Luftschiff eben aus seiner Sturzbetäubung erholt zu haben schien, schoß er das Leuchtfeuer ab. Es traf.

Eine rote Feuerlilie blühte auf dem Chromgelb auf, zerfraß in Sekundenschnelle den gelben Stoff, während der Flieger von der Freude am Erfolg und der Nähe der Gefahr wie betäubt in die Tiefe steilte.

Aus dem Rücken der »Città di Ferrara« schlug eine überirdisch hohe blaue Lichtflamme.

Das Luftschiff stellte sich senkrecht, und alle Menschen und Sachen im Gang schlugen den Laufsteg herab wie Kugeln. Leutnant Vincenzo Florio blieb mit den Kleidern im Sturz mittschiffs hängen, und eine den Laufsteg lang heraufschlagende Flammenzunge verkrümmte ihn in Sekunden zu Kohle.

Eine letzte große Explosion riß den ganzen Rücken des Luftschiffs auf, und das Gas züngelte aus der fallenden Masse empor. Die blaue Flamme machte sich selbständig, blieb in der Atmosphäre für sich hängen, tanzte im eignen Feuerstrom einige schnelle Wirbeltänze. Dann verschwand mit einem Schlage die herrliche Feuertänzerin.

Das Luftschiff peitschte prasselnd in die See. Die Propeller schlugen einige hellaufsiedende, zischende Riesenblasen in dem blauen Wasser. Dann erstickte die See die bis in den Tod getreuen Motoren.

An der letzten in den Vergaser zurückschlagenden Flamme entzündeten sich die Benzinmassen, die aus den vom Sturz geplatzten Tanks liefen, und eine ausgedehnte Flammenwiese blühte auf dem Meer empor. Wie Herbstzeitlose auf einer Bergwiese standen die violetten Kelchflammen auf der Adria.

Was von der Mannschaft lebend die Tiefe erreicht hatte, arbeitete sich mit krampfhaften Arm- und Beinschlägen aus der versinkenden flammenden Masse weg.

Jeder für sich. Keiner für den andern. Einige stumm, einige laut schreiend vor Angst und Schmerz.

Die beiden Kriegsschiffe eilten heran und stießen übermächtige Rauchsäulen aus.

Die brennende See erlosch, und der Kommandant des Luftschiffs kam als erster zurück zu dem Holzskelett der »Città di Ferrara«. Die Wellen schüttelten es hin und her wie eine Kinderwiege. Nur gröber.

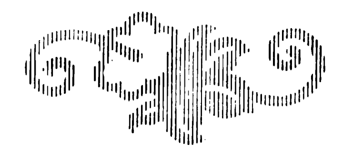
Auch die andern unglücklichen Schwimmer näherten sich dem Holzgerüst wieder, und der Hauptmann befahl den Leuten, sich besser zu verteilen, damit nicht ein Teil des Luftschiffs unter der Last versänke.

Dann winkten die Geretteten den Kriegsschiffen zu, die immer noch mehrere Meilen entfernt waren.

»Aiuto Austriaci!« schrien die Leute unisono. Der Ruf wurde schneller erhört, als die Hilfeflehenden dachten.

Dicht neben der Trümmerstätte spaltete sich rauschend das Meer. Das österreichisch-ungarische Tauchboot kam wieder aus der Tiefe. Aber diesmal wurde der Feind zum Freund. Die Besatzung des Luftschiffs wurde an Tauen zum U-Boot gezogen und geborgen.

In großer Höhe zankte sich noch eine kleine Rauchwolke mit den Morgenwinden herum.



Der Blinde

Vor Ypern war's ... Vom Feinde pfiff
Ein furchtbar tückisches Geschoß, das mir
Den letzten Sonnenstrahl in ew'ges Dunkel bannte.
Und Tage schlichen, da das bittre Wissen
„Du siehst des Himmels Glanz nun nimmermehr!"
Den Geist mit Höllenqualen mir verwirren wollte.
Da kam ins Lazarett zu mir mein Weib.
Sie trug auf ihrem Arm den blonden Buben,
Sie küßte mich, hielt meine Hand und — weinte ...
Doch unser Junge sah nur meinen Kriegerbart
Und fuhr hinein mit seinen zarten Fingern
Und rupfte, zupfte an dem Haargekraus,
Bis daß er froh des schönen Spieles lachte.
Da lacht' auch ich zum ersten Male wieder. —
Und weiterspielend legte er die Händchen
Wie segnend auf die schwarze Augenbinde.
Es war, als hätte Gottes güt'ge Hand
Das Dunkel tiefer Nacht von mir genommen.
Ein wundersamer Glanz erfüllte meine Seele,
Daß ich von Stund an wieder sehend ward.

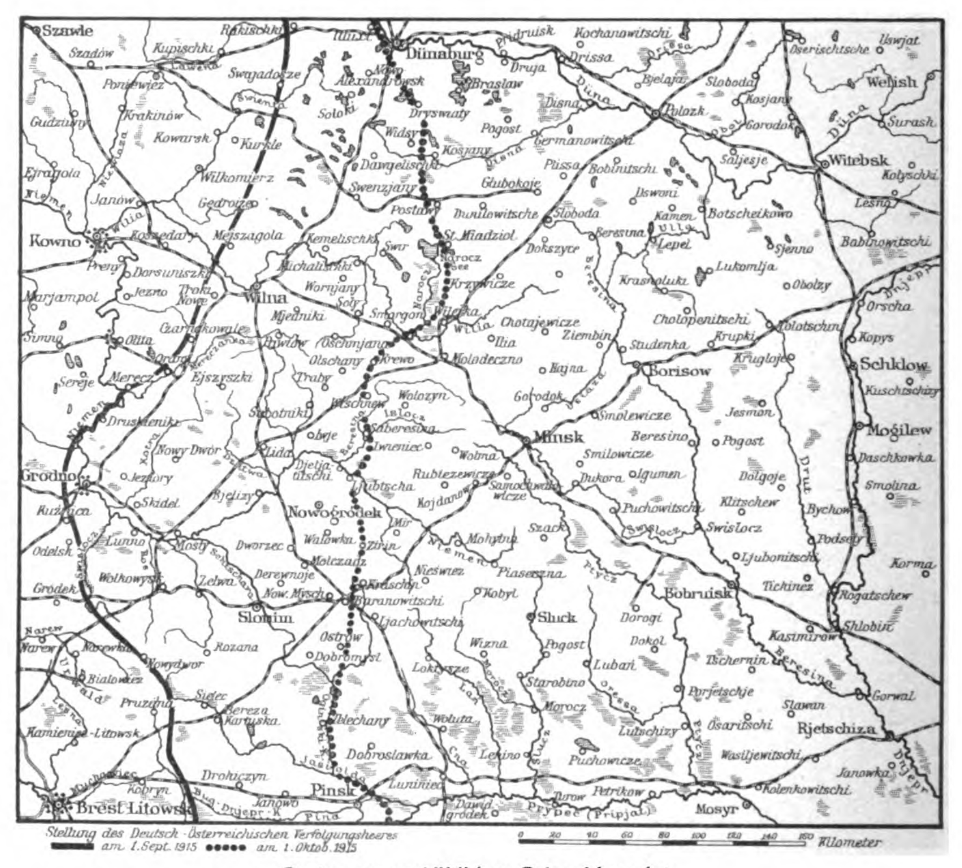
Ich sah die Alten trutz'gen Schutzwall bau'n.
Sie fügten ihn aus Blut und Erd' und Eisen!
An solcher Wehr muß Feindeshaß zerspellen ...
Ich sah die Jungen dann und hörte hell
Ihr frohes Jauchzen: „Deutschland über alles!"
Auf kalten Lippen las ich stolzen Siegerwillen.
Da wußt' ich, daß ein einig Volk
Gerüstet steht zum Kampf um höchstes Gut.
Die Glocken läuteten, die Fahnen rauschten ...
Ich sah den Sieg! — — —

Und fühlt' in meinen Lieben mir die Heimat nah.
Ich sah den blauen deutschen Himmel wieder,
Der Hügel ferne Ketten tauchten vor mir auf,
Und durch der Wiesen grünen Grund sah ich
Die muntern Bächlein murmelnd eilen ...
Das weite Land lag rings in Sonnenschein,
Und deutsche Männer falteten die Hände
Im Dank zu Gott! — — —

Drum sprecht mir nicht in Mitleid von den Blinden,
Und daß der Tod wohl besser sei, als so zu leben!
Wir alle stehen in des Höchsten Hand ...
Er hat mir Licht in dunkle Nacht gesandt:
Ich seh' das Glück! — — —

Paul Schröer





Karte vom nordöstlichen Kriegsschauplatz

Der Weltkrieg

Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloff (Gießen)

XIV

Auf Wochen ungewöhnlicher Spannung blicken wir zurück. Das politische Leben war nicht weniger bewegt als das militärische, es hat, wie es scheint, die militärischen Ereignisse mehr als je unmittelbar beeinflußt. Der Übersichtlichkeit wegen wollen wir versuchen, die militärischen Dinge zuerst für sich zu betrachten.

Die Aufgabe, die sich der deutschen Heeresleitung im nördlichen Teile des östlichen Kriegsschauplatzes nach der Einnahme von Brest, Kowno und Grodno stellte, war die Verfolgung der über Bug und Niemen weichenden Heeresmassen, die in großer Eile möglichst unangefochten den Dnjepr zwischen sich und die Deutschen zu bringen suchen mußten, um sich hier mit neu aufgestellten Mannschaften zu vereinigen. Einer großen Feldschlacht entzogen sich die Feinde daher beharrlich; es blieb nichts andres übrig, als ihnen nachzujagen, um sie vor dem Überschreiten der Flüsse und Sumpfengen zu fassen, ihren Nachhuten Schaden zuzufügen und vielleicht durch Gewaltmärsche einige Abteilungen abzuschneiden. Da bei der großen Ausdehnung des Kriegsschauplatzes die Operationen in mehrere Gruppen auseinanderfielen, ist es schwierig, ihren Zusammenhang zu erkennen, aber die Tatsache, daß gewaltige Leistungen vollbracht und große Erfolge erreicht worden sind, liegt klar zutage.

Vor der südlichen der drei nördlichen Heeresgruppen, der Heeresgruppe Mackensen, wichen die Russen von Brest in doppelter Richtung zurück: nach Osten über Kobrin auf Pinsk in das Zentrum der Pripetsümpfe und nach Nordosten über Teleschani und Logischin. Ende August wurde anscheinend die Hauptmasse in die

nordöstliche Richtung geworfen und in den nächsten Wochen über die Jasiolda und Wisliza getrieben (18. September), der Rest wurde in harter Verfolgung in derselben Zeit bis über Pinsk (16. September) zurückgedrängt. Mit großen Kräften tiefer in das Sumpfgebiet einzudringen, lag offenbar nicht im Plane der deutschen Heeresleitung. Mackensen blieb in dieser Stellung etwa eine Woche stehen und mußte dann sogar seinen nordöstlichen Flügel vor einem übermächtigen russischen Angriff hinter den Oginskikanal und die Jasiolda zurücknehmen (23. September). Aber das Heraustreten großer feindlicher Massen aus dem Sumpfgebiet vermochte er zu verhüten, so daß ein Durchstoßen des deutschen Zentrums und eine Bedrohung der Rückzugslinien unsrer Truppen im Süden und Norden gar nicht in Frage kam. Vermutlich ist dies geringfügige Zurückweichen Mackensens durch Vorgänge auf dem wolhynisch-galizischen Kriegsschauplatze veranlaßt worden; anscheinend hat er Truppen dorthin abgegeben, um einer russischen Offensive, die wir noch kennenlernen werden, entgegenzutreten.

Weit schwieriger sind die Dinge bei den beiden nördlichen Heeresgruppen, Hindenburg und Prinz Leopold, zu überblicken. Zu Beginn des Septembers stand der äußerste linke Flügel (General von Below) mit den Vortruppen an der unteren Düna einige Meilen oberhalb Rigas, Generaloberst von Eichhorn rückte von Kowno aus nach Nordosten, Scholtz und Gallwitz drängten ungefähr in der Linie von Grodno bis östlich von Bialystock nach Norden und Nordosten, während Prinz Leopolds Heer von Bialystock bis zum Nordwestausgang der Pripetsümpfe reichte und so die Verbindung mit Mackensen herstellte. Belows Aufgabe war, die Dünalinie zu halten und jeden größeren Angriff der Russen, die jenseit des Stromes in beträchtlichen Massen standen, gegen Hindenburgs linke Flanke zu hindern, damit Eichhorn ungestört seine Operationen auf Wilna, den letzten befestigten und stark besetzten Platz der Russen diesseit der Düna, vollziehen könne. Dieser zweiten Gruppe fiel offenbar die Hauptaufgabe der nächsten Wochen zu: sie sollte Wilna rechts und links umfassend angreifen, um die Stadt womöglich ohne Sturm zu nehmen und die Besatzung am Entkommen zu hindern. Man erkennt schon hieraus, in welch üble Lage die überlegene Strategie der deutschen Heeresleitung die Russen gebracht hatte. Ihre Stellung im Nordosten bildete einen riesigen Winkel, dessen Schenkel etwa von östlich Wilna bis östlich Olita und von östlich Olita bis zu den Pripetsümpfen liefen. War einer von ihnen durchbrochen, so war damit auch der Rückzug des andern gefährdet, und ein Rückzug ohne größere Gefechte war von vornherein ausgeschlossen. Gegen beide Fronten setzte die deutsche Heeresleitung ihre Angriffe an.

Die Sicherung der Dünalinie geschah in der wirksamsten Weise. Die Belowschen Truppen breiteten sich bis südlich Dünaburg aus und nahmen mehrere Brückenköpfe (Lennewaden, Friedrichstadt) und mehrere Vorstellungen von Dünaburg (bei Smelina) weg, unterbrachen die Eisenbahn Wilna—Dünaburg und sperrten die Seeengen bis über die Düna hinaus. Waren schon die taktischen Erfolge, wie die Tausende von Gefangenen zeigen, nicht unbedeutend, so waren die strategischen noch wichtiger: ein Keil war in die rechte russische Flügelgruppe von Norden her getrieben worden; die feindlichen Truppen im Raume von Wilna verloren jede Verbindung mit der Düna und blieben für ihren Rückzug auf das Gelände südlich der Wilia angewiesen.

Gleichzeitig gingen die Operationen Eichhorns günstig vorwärts. Trotz heftigen Gegenstößen wurde der Raum zwischen Swenta und Wilia nordwestlich von Wilna von den Feinden gesäubert, durch Vorschiebung des linken Flügels um Mitte des Monats die Wilia oberhalb Wilnas überschritten, die Übergänge bei Wermjany—Michalischki, Smorgon und Molodetschno (zwanzig Kilometer südlich von Wileika) besetzt und so Wilna von Nordosten her unmittelbar umfaßt (bis 18. September). Die Umgehung Belows wurde hierdurch gewaltig verstärkt und die russische Rückzugslinie aufs neue eingeschränkt, da jetzt die Straße über Oschmjana entlang der Wilia bedroht war. Auch im Südwesten arbeiteten sich die deutschen Truppen durch Einnahme des Seengebiets von Troski Nowa (7. September) an die Stadt heran. Diese Bewegungen, so erfolgreich sie waren, hätten vielleicht die Lage der Russen in Wilna



noch nicht hoffnungslos gestaltet, solange ihre gegen den Niemen und südlich davon gerichtete Westfront hielt: sie hätten vermutlich, wenn sie die Festung nicht verteidigen wollten, über Oschmjana und westlich davon über Lida—Mir auf Minsk marschieren und so den Anschluß an die Truppen jenseit der Düna gewinnen können. Vor der direkten Verfolgung hätte sich das Gros durch zeitweilige Verteidigung Wilnas sichern können, die schwachen deutschen Umgehungstruppen im Osten hätten den Abmarsch nicht zu hindern vermocht. Es wurde entscheidend, daß in denselben Tagen, da Wilnas Umgehung gelang, die Westfront unhaltbar wurde. Obgleich die Russen östlich von Grodno und Olita mit aller Kraft Widerstand zu leisten suchten, um Wilna nicht zu gefährden, wurden sie nach mehrtägigen heißen Gefechten geschlagen (7. September) und in den nächsten beiden Tagen über Lida hinausgetrieben. Dieser Sieg, der den Wilnaschen Truppen den Rückzug über Lida verwehrte, zwang sie zum schleunigen Abzug (18. September), um über Oschmjana das Defilee der Beresina zu gewinnen, ehe es von Westen und Osten her zugleich gesperrt wurde. Ein verzweifelter Versuch, die nordöstliche Umgehungslinie bei Smorgon zu durchbrechen, mißlang (18. September), es blieb also allein der Marsch nach Süden übrig. Die Räumung Wilnas geschah in großer Eile, aber zum allgemeinen Entkommen war es doch zu spät: gegen 22 000 Gefangene fielen in und bei der Stadt in deutsche Hände. Dem Vordringen des rechten Hindenburgschen Flügels (Scholtz-Gallwitz) entsprach das der Armee Leopolds, der die Russen über die Schara bis etwa Derwnojo zurückwarf.

Beim weiteren konzentrischen Vorgehen der beiden Heeresgruppen hatte das Gros der Russen als Hauptrückzugsstraße vor allem das etwa vierzig bis fünfzig Kilometer breite Gelände zwischen der Wilia und den Beresinasümpfen, daneben die Wege, die durch die Beresinasümpfe selbst führten. Im Rücken waren sie dabei durch die Verfolger, in der rechten Flanke durch die Umgehungstruppen Eichhorns bedroht. Es war für sie unerläßlich, diese zurückzutreiben; erst dann konnten sie in breiter Front in Eilmärschen ungehindert durch die Enge auf Minsk abmarschieren. Unmittelbar nach dem Abzug aus Wilna fanden daher neue Vorstöße von Westen auf Smorgon (19. September) und wütende Angriffe von Osten her auf Wileika und Molodetschno statt. Obgleich die deutschen vorgeschobenen Truppen an der Wilia nur aus schwachen Kräften, vornehmlich Kavallerie, bestanden, scheiterten die ersten Angriffe der Russen. Hieraus erwuchs ihnen ein großer Nachteil. Sie mußten nun mit ihrer Hauptmacht nordwestlich von Smorgon, etwa in der Linie Soly—Oschmjana bis zum Gawia (einem rechten Nebenflusse des Niemen) haltmachen, bis jene Flankenbedrohung durch neue Gefechte beseitigt war. Sie konnten also nicht einen großen Raum zwischen ihr Gros und die Eroberer Wilnas bringen, mußten sich vielmehr auf ein großes Rückzugsgefecht einlassen, in dem sie nach allen Erfahrungen den Deutschen taktisch nicht gewachsen waren und bei der Überlegenheit unsrer Artillerie auf hohe Verluste gefaßt sein mußten. Allerdings gab der Aufenthalt der Wilnaischen Armee den vor Scholtz und Gallwitz aus dem Niemenbogen weichenden Truppen Gelegenheit, sich an jene im Beresinagebiet heranzuziehen, aber das konnte den Nachteil, sich dem überlegenen Feinde stellen zu müssen, nicht aufwiegen. In der Tat war das Gefecht nach einigen Tagen zugunsten der Deutschen entschieden (22. September). Allerdings hatten die Russen unterdessen die schwachen deutschen Umgehungsposten in ihrer unmittelbaren Nähe bei Smorgon und Molodetschno abgedrängt, so daß sie den Rückmarsch fortsetzen konnten; am folgenden Tage glückte es ihnen sogar, unsern Truppen bei Wileika eine Schlappe zuzufügen und einige Geschütze zu erobern (23. September), aber eine völlige Befreiung ihrer Flanke erreichten sie nicht, da die deutschen Vortruppen sich dennoch bei Wileika zu halten vermochten. Diese Hemmung und die Unmöglichkeit, das nun dicht hinter ihrer Front liegende breite sumpfige Beresinabett in unmittelbarer Fühlung mit dem Verfolger zu überschreiten, erzwang einen neuen Aufenthalt: in der Linie Smorgon—Krewo—Wischnew, ungefähr dreißig Kilometer hinter der ersten, mußten sie abermals eine Stellung beziehen, um zu versuchen, durch Hinhalten des Verfolgers mit verhältnismäßig schwachen Kräften die

Masse über die schützende Beresina zu bringen (23./27. September). Ob bei diesem Entschluß auch Nachrichten von der bevorstehenden Offensive der Bundesgenossen im Westen, die vielleicht eine Schwächung der Hindenburgschen Armee erzwang, mitgewirkt haben, steht dahin. An dem linken Flügel bei Wischnew zogen sich entlang der Beresina bis zur Mündung in den Niemen die vor Scholtz und Gallwitz weichenden Korps heran, so daß damit eine Front von etwa hundert Kilometer Länge (Smorgon—Djelantschi) gebildet war. Der Angriff der Deutschen ließ nicht auf sich warten, und wiederum waren die Russen ihnen nicht gewachsen; im Sumpfgebiet wurden sie bei Saberesina über die Beresina geworfen (25. September), und zwischen Smorgon und Wischnew konnten sie an mehreren Stellen ein Durchbrechen ihrer Front nicht verhindern: so nordöstlich von Wischnew (am 27.) und östlich von Smorgon (am 29. September). Das Zentrum hielt zwar noch stand, aber seine Gegenstöße waren vergebens. Auch der Flankenbedrohung von Osten her vermochten die Russen nicht ledig zu werden, da sie unsre Vortruppen aus dem Gebiet westlich von Wileika nicht zu vertreiben vermochten. Große Massen sind also an dieser Stelle in Kampf verwickelt, und es ist abzuwarten, welche Erfolge das Vordringen der Deutschen auf beiden Flügeln bringen wird.

So große Aufgaben wie Hindenburg hatte Prinz Leopold nicht zu lösen. Er war in den ersten Septemberwochen unter lebhaften Gefechten ebenfalls vorgedrungen und hatte mit dem linken Flügel den Niemen etwa an der Serwetschmündung erreicht, von wo sich seine Front bis zur oberen Schara östlich von Baranowitschi hinzog. Gegen den Monatsschluß scheint er sich auf die Defensive und das Festhalten der Feinde beschränkt zu haben, um vermutlich nach dem Ausgang der Operationen im Norden zugleich nach Osten und nach Süden gegen die vor Mackensen stehenden Russen vorzugehen. —

Nicht minder wechselvoll waren die Vorgänge im Süden des russischen Kriegsschauplatzes, wenn es sich auch hier um geringere Massen handelte. Zu Beginn des Monats befanden sich die verbündeten Truppen in allgemeiner Offensive: Böhm-Ermolli durchbrach die russischen Stellungen südlich von Brody in mehreren Gefechten, die deutschen Truppen unter Graf Bothmer eroberten mehrere Stellungen auf dem westlichen oberen Serethufer, Pflanzer überschritt den unteren Sereth und erfocht an der bessarabischen Grenze einige Vorteile, Puhallo endlich rückte von Luzk nach Osten über die Putilowka gegen Rowno und die Ikwa entlang auf Dubno vor, das am 8. September genommen wurde. Rowno, die letzte wolhynische Festung, schien von zwei Seiten bedroht zu sein. Aber dann kam ein Rückschlag. Anscheinend erhielten die Russen in diesen Tagen beträchtliche Verstärkungen, vielleicht aus dem Norden mit Hilfe der Eisenbahn Wilna—Lida—Luninez—Rowno, die damals noch in ihrem Machtbereich lag, vielleicht über Minsk oder endlich aus dem Inneren. Sie setzten diese Massen zunächst an der Serethlinie ein (9. September) und zwangen hierdurch erst die österreichischen Truppen, dann auch die Bothmers einige Märsche zurückzugehen und auf den Höhen zwischen Strypa und Sereth eine neue Stellung zu beziehen (10.—12. September). Einige Tage nach diesem Rückzug des verbündeten Zentrums mußte auch die wolhynische Armee auf das Westufer der Ikwa und des Styr zurückweichen (bis 19. September), vermochte aber Dubno und Luzk zu behaupten. Mehr als diese Zurückverlegung der verbündeten Armee um einige Märsche, wobei freilich mehrere tausend Gefangene und einige Dutzend Geschütze verlorengegangen sein mögen, erreichten die Russen nicht. An den neuen, vorbereiteten Stellungen zerschellten alle ihre Stürme; bereits am 17. September gaben sie die Angriffe gegen die deutsche Front auf, eine Woche später (am 25. September) wichen sie vor Böhm-Ermolli (bei Nowo Alexiniew) unter herben Verlusten zurück, und am folgenden Tage mußten sie auch in Wolhynien die Offensive einstellen: der Versuch, die südliche Gruppe der Verbündeten entscheidend zu schlagen und dann die Verbindungen Mackensens zu gefährden, war gescheitert. Aber dabei blieb es nicht. In dem Augenblick, als die Angriffskraft der Russen erlahmte, kam den Verbündeten wirksame Hilfe: die Armee Linsingen, uns bekannt aus den Kämpfen in den Kar-



pathen und am Dnjestr, die, wie bemerkt, in den letzten beiden Monaten anscheinend unter Mackensen gefochten hatte, trat in der linken Flanke der Verbündeten an dem unteren Styr in Tätigkeit und zwang die Russen bis zur Ikwa hin zum schleunigen Rückzug (27. September). Aufs neue konnte nun der Vormarsch auf Rowno angetreten werden, der die Verbündeten bereits unter vorteilhaften Kämpfen im Nordwesten der Festung über mehrere natürliche Hindernisse hinweggeführt hat.

Überall ist somit die Lage auf dem östlichen Kriegsschauplatze günstig. Wenn auch so mächtige Erfolge wie vom Mai bis August nicht erfochten wurden, so hat doch die russische Armee wieder fast 120 000 Gefangene verloren, ihr Operationsgebiet ist weiter eingeschränkt worden, und große Entscheidungen sind anscheinend vorbereitet.

Während dieser Kämpfe in Litauen und Wolhynien erweiterte sich plötzlich der Kriegsschauplatz im Osten: im Ursprungsgebiet des Krieges, an der serbischen Grenze, fanden allerlei Artilleriegefechte statt (seit 19. September). Das wichtige daran war, daß auch deutsche Truppen beteiligt waren, also auf eine bevorstehende gemeinsame Offensive gegen Serbien geschlossen werden durfte. Dann herrschte eine Weile Schweigen; aber am 9. Oktober kam die Nachricht von der gemeinsamen Eroberung Belgrads. Auf die politische Wirkung kommen wir noch zurück.

Über den italienischen Kriegsschauplatz ist nichts zu sagen, da die Italiener trotz vielen Stürmen und großen Blutopfern nicht vorwärtskamen.

Auch vor den Dardanellen hat sich nichts Wesentliches ereignet. Die Ruhe, die den Ententemächten seit ihrer Niederlage im August aufgezwungen worden ist, hat die Siegeszuversicht der Türken gehoben, zumal da die Engländer auch in Yemen und in Mesopotamien arge Schlappen erlitten haben. Schon heißt es, die Entente gebe die Hoffnung auf die Sprengung der Dardanellen auf. Jedenfalls zersplittert die Landung in Saloniki das Unternehmen gegen Konstantinopel sehr, und ob Serbien davon Nutzen haben wird, ist fraglich. Neue politische Verwicklungen scheinen bevorzustehen.

Kriegerische Handlungen von einer Gewaltsamkeit, wie sie selbst in diesem Kriege noch nicht erlebt worden war, haben sich auf dem Boden Frankreichs abgespielt. Zwei Drittel des Monats verflossen ohne besondere Ereignisse. Abgesehen von einem deutschen Vorstoß in den Argonnen (8. September), der der kronprinzlichen Armee zweitausend Gefangene und eine Verbesserung ihrer Stellung nordöstlich von Vienne le Chateau einbrachte, gab es nur die gewohnten Kanonaden, Teilangriffe und Sprengungen, bald in der Champagne, bald bei Souchez, bald in den Vogesen, wobei unsre Truppen hier und da Vorteile erzielten. Aber in der Stille arbeiteten die Feinde unausgesetzt an der Vorbereitung ihrer großen Offensive. Neue Divisionen wurden aus England herangeführt, so daß die englische Schlachtlinie nach Süden ausgedehnt werden konnte und französische Truppen nördlich von Arras zur Verstärkung andrer Frontteile verfügbar wurden; ungeheure Massen von Geschützen, Maschinengewehren und Munition wurden angehäuft.

Um den 20. September wurde die Tätigkeit lebendiger; das auf der ganzen Front unterhaltene Feuer wurde stärker und steigerte sich zunächst besonders zwischen Arras und Souchez, wo auch bald einige größere, allerdings vergebliche Angriffe folgten (21. September). Zugleich wurde das Feuer auf der ganzen Front abermals verstärkt und zwei Tage in bisher unerhörter Weise ununterbrochen fortgesetzt, viele Hunderttausende von Granaten aller Kaliber ergossen sich auf die deutschen Linien. Wiederum folgten einige Teilangriffe, die scheiterten — so bei La Bassé —, dann aber, nachdem man die deutschen Hindernisse genügend zerstört und die Nervenkraft der deutschen Truppen erschüttert glaubte, setzte an mehreren Stellen ein Massenangriff ein (24. September). An folgenden fünf Stellen, an denen schon viel Blut geflossen war, suchten die Feinde durchzubrechen: 1. bei Ypern, 2. bei Armentières, 3. südlich von La Bassé, 4. bei Souchez-Neuville und endlich 5. in der Champagne. Eine Million Mann mögen die Feinde ins Feuer geführt haben.

Am schnellsten waren die Angriffe bei Ypern und bei Armentières beendet. Nach-



dem zwei Tage lang die Stürme unter schweren Verlusten gescheitert waren, stellten die Engländer hier die Versuche ein (26. September), suchten aber südlich von La Bassé bei Loos (einige Kilometer nordwestlich von Lens) mit um so größerer Wucht voranzukommen. Nicht ohne Erfolg: durch einen Massensturm, der auch nach den Berichten englischer Journalisten riesige Opfer erfordert hat, drängten sie nördlich von Loos eine deutsche Division in die zweite Verteidigungslinie zurück und machten Beute an Gefangenen und Geschützen (25. September). Die Gefangenen bestanden aus Insassen der ersten Gräben und werden zum Teil durch das rasende Feuer, wobei die Engländer Gasbomben verwendeten, betäubt gewesen sein, die Geschütze und Maschinengewehre waren eingebaut und konnten nicht nach rückwärts gebracht werden. Aber damit hatte der Angriff seinen Gipfel erreicht. Deutsche Gegenstöße hielten ihn auf, und in den folgenden Tagen gelang es sogar, einen Teil des verlorenen Geländes zurückzugewinnen. Am Monatsschluß gaben die Engländer hier alle Versuche, vorwärtszukommen, auf, während die Deutschen trotz kräftiger Gegenwehr im langsamen Vordringen blieben.

In derselben Zeit stockte auch der Angriff bei Souchez-Neuville, den Engländer und Franzosen aller Farben gemeinsam unternahmen.

Weitaus die stärksten Anstrengungen machten die Feinde in der Champagne, auf der ganzen, etwa fünfzig Kilometer langen Front von Prosnes bis zu den Argonnen. Mindestens dreißig Divisionen setzten die Franzosen mit unerhörter Rücksichtslosigkeit ein, aber trotz der mindestens sechsfachen Übermacht wurden sie unter großen Verlusten am ersten Sturmtage (24. September) zurückgeschlagen, erst am zweiten konnten sie zwischen Perthes und Tahure eine Division, wie bei Loos, in die zweite Linie drängen, die durch siebzigstündiges Artilleriefeuer erschüttert worden war. Aber die deutsche Front war damit nicht zerbrochen, denn die zweite und vollends die dritte Linie standen unversehrt. Allerdings setzten die Franzosen ihre Stürme in den nächsten Tagen zäh mit Aufbietung großer Massen fort, aber alle beherrschenden Punkte blieben in der Hand der Deutschen, und in den ersten Oktobertagen verloren die Angriffe an Heftigkeit.

Den geringen, für die Stellung der beiden Armeen ganz unwesentlichen Geländegewinn haben die Feinde mit ungeheuren Opfern bezahlen müssen. Da sie stets in dichten Massen anstürmten, in der Hoffnung, in den zerschossenen Gräben kaum noch Widerstand zu finden, konnten die Deutschen, die bis zum letzten Augenblick in den ersten Gräben aushielten, den wirksamsten Gebrauch von ihren Feuerwaffen machen; ganze Reihen sind zusammengeschossen worden. Nach vorsichtiger Schätzung haben die Feinde an Toten und Verwundeten allein bis zum 2. Oktober etwa 180 000 Mann verloren, wozu noch etwa 15 000 Gefangene kommen, während die deutsche Einbuße alles in allem nur 30- bis 40 000 betrug.

Es war eine gewaltige Entscheidung, die French und Joffre angestrebt hatten: sie wollten die Tat Mackensens in Galizien wiederholen und übertreffen. Ein Durchbruch südwestlich von Lille und in der Champagne hätte in der Tat die deutsche Front unhaltbar gemacht und vielleicht zur Umzingelung der Truppen von Reims bis Douai geführt. Daß dieses Ergebnis angestrebt wurde, geht aus geheimen Befehlen der französischen Heeresleitung hervor; der Ausgang der Schlacht bedeutet deshalb für sie bisher strategisch einen Mißerfolg, taktisch bei den ungeheuren Verlusten eine schwere Niederlage. Der Durchbruch wurde unmöglich, weil die feindliche Artilleriewirkung die zweite deutsche Linie nicht erheblich zu schwächen vermochte; was den Deutschen am Dunajez nach einer Feuervorbereitung von wenigen Stunden gelang, zahlreiche russische Stellungen im ersten Ansturm zu überrennen und eine so breite Lücke zu schaffen, daß große Massen ungehindert hindurchziehen konnten, mißlang den Franzosen nach einer Vorbereitung von mehr als zehnfach längerer Dauer. Noch werden die Stürme ihr Ende nicht erreicht haben, aber Sorge um den Ausgang besteht nirgend. Die Verteidigungslinien sind sämtlich in den Pausen nach der Abschwächung der Stürme verbessert worden, Munition und Reserven sind reichlich vorhanden, und die Haltung der Truppen ist über alles Lob erhaben.



Von den politischen Ereignissen der letzten Wochen war zunächst der plötzliche Umschwung in Rußland von großer Bedeutung: die Entfernung des Großfürsten Nikolai nach dem Kaukasus durch Ernennung zum Vizekönig und die Übernahme des Kommandos durch den Zaren selbst (Anfang September). Irgendeine sichere Erklärung für diese überraschende Wendung ist nicht bekannt geworden, ebensowenig für den unmittelbar darauffolgenden Bruch mit der Duma, ihre ungnädige Vertagung, die Verhaftung zahlreicher oppositioneller Abgeordneter und die Errichtung eines strengen Polizeiregiments, nachdem die westlichen Bundesgenossen soeben noch auf feste liberale Einrichtungen von Dauer in Rußland gehofft hatten. Einstweilen ist hierdurch die schon bestehende Unzufriedenheit vermehrt worden, wie zahlreiche Streiks und Proteste von allerlei Körperschaften beweisen. Militärisch war der Kommandowechsel vielleicht insofern von Wichtigkeit, als der Zar seine Führung nicht mit der Preisgebung einer neuen großen Stadt eröffnen wollte und Wilna deshalb so lange festhielt, bis die Besatzung nicht mehr entkommen konnte.

Von weit größerer Bedeutung für den Verlauf des Krieges ist die Entwicklung der Balkanverhältnisse: der Vertrag zwischen der Pforte und Bulgarien, durch den Bulgarien auf friedlichem Wege einen nicht unbeträchtlichen Gebietszuwachs erhalten hat, und die Mobilisierung Bulgariens nach den ersten Truppenbewegungen der Zentralmächte an der serbischen Grenze (21. September) kündigten an, daß König Ferdinand seine Stellung neben Deutschland und Österreich-Ungarn nehmen wolle. Die Entscheidung des Krieges im Osten scheint damit ein Stück nähergerückt: wenn ein rasches Zugreifen deutscher, österreichischer und bulgarischer Truppen Serbien zu Boden geworfen hat, können die Dardanellen befreit und den Türken die Hände für den Feldzug gegen Ägypten freigemacht werden: was das für England bedeutet, ist bekannt. Die Entente hat deshalb keine Mittel gescheut, um Bulgarien einzuschüchtern und Griechenland und Rumänien zur Rettung Serbiens aufzurufen. Aber das wirksamste Mittel sollte ein großer Sieg sein: die Zerbrechung der deutschen Front sollte Bulgarien zur Unterwerfung bringen und die andern zum Angriff auf die Türkei veranlassen. So sollte der Krieg gleichzeitig im Westen und im Orient und womöglich auch in Rußland entschieden werden, da man die deutsche Heeresleitung zu Entsendungen vom Osten nach dem Westen zu zwingen hoffte. Vielleicht haben diese politischen Gründe die Beschleunigung der französisch-englischen Offensive erzwungen, wenigstens soll nach neutralen Zeitungen Joffre für weitere Vorbereitungen gewesen sein, und die »Times« erklärten von Anfang an den Zeitpunkt für verfrüht. Wie dem auch sei, wir dürfen heute schon annehmen, daß die Grundlage aller Hoffnungen unsrer Feinde, die deutsche Niederlage, zerbrochen ist. Von einer Abberufung deutscher Kampftruppen im Osten insbesondere ist keine Rede, und das wird seinen Eindruck auf die noch schwankenden Balkanstaaten nicht verfehlen.

Von den sonstigen politischen Ereignissen ist vor allem die glänzende Zeichnung unsrer dritten Kriegsanleihe hervorzuheben, die mit ihren zwölf Milliarden auch dem größten Pessimisten die Unmöglichkeit einer finanziellen Erschöpfung Deutschlands klarmachen muß, während die Feinde gezwungen sind, ihre Anleihen gegen hohe Zinsen in Amerika unterzubringen und damit ihre wirtschaftliche Zukunft ungeheuer zu belasten.

(Abgeschlossen am 9. Oktober 1915)

Verantwortliche Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9.
Vertretung für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrkergasse 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Einsendungen nur nach Anfrage an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften“ in Berlin W 35, Lützowstraße 84 a. Rückſendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.



Westermanns Monatshefte



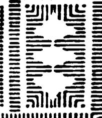
60. Jahrgang. 119. Band. 2. Teil

Dezember 1915 bis Februar 1916

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig



Inhalt des hundertneunzehnten Bandes



2. Teil. Dezember 1915 bis Februar 1916

Namen- und Sachregister

Literarische Rundschau



Dramatische Rundschau von Dr. Friedrich Düsel

Das Reich der Frau. XXXII

Handwerk und Kunstgewerbe. II und III

Kunstblätter und Einschaltbilder

Dezember:

Januar:

Februar:

Verzeichnis der Mitarbeiter

Paul Wilhelm Harnisch: Flucht nach Ägypten

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1915





Ein Spiel im Wind

Roman von Heinrich Lilienfein

IV



Das bestimmte Gefühl, vor Baudius eine Niederlage erlitten zu haben, die sie bei ihm herabsetzte, wollte bei Edith nicht zur Ruhe kommen. Ungeduldig harrte sie dem nächsten Dienstag entgegen. Der Nachmittag ging vorüber, ohne daß der Kapitänleutnant sich blicken ließ. Es konnte Zufall, er konnte abgeholten sein. Sie, der es sonst so leicht wurde, das Unangenehme abzuschieben und im täglichen Umtrieb zu vergessen, wurde trotzdem von der Pein der Ungewißheit bis in den Schlaf hinein verfolgt. So töricht sie sich schalt und so zahllose Ausreden sie wußte, für ihn und für sich — es half nichts: immer wieder hörte sie seine letzten Worte: »Sie müssen sich schon selbst helfen, gnädiges Fräulein!«

Sie hatte die Einladung zu seiner Mutter noch immer nicht angenommen. Wie um sich zu rechtfertigen und ihm ein Zeichen ihrer noch nicht ganz verdammenswürdigen Gesinnung zukommen zu lassen, faßte sie den heldenhaften Entschluß, einmal selbständig zu handeln und sich bei der Generalin anzusagen. Sobald sich eine ungestörte Gelegenheit fand, nahm sie sich ein Herz und rief in der Alsenstraße an. Die alte Dame kam selbst an den Fernsprecher; sie machte wenig Worte, schien aber erfreut und schlug Edith nach kurzer Beratung den Sonntagnachmittag vor. Edith nahm an — um so lieber, als sie in der Stille vermutete, an diesem Tag vielleicht auch den Kapitänleutnant daheim anzutreffen. Frau Gisberte brachte die Sonntagnachmittage am liebsten lesend und schlafend in ihrem indischen Zimmer zu. Edith wollte einen Besuch bei Fräulein Hermine von Martiz vorschützen, in der Tat auch in der Händelstraße vorsprechen und dann die Generalin aufsuchen.

Alles ließ sich am fraglichen Sonntag nach Wunsch an. Am Vormittag besuchten Mutter und Tochter eine Gemäldeausstellung in der Potsdamer Straße, in der der futuristische Maler Munzinger sie erwartete, um einige seiner Bilder vorzuführen. Als sie später bei Tisch saßen — Hendrik, auf den man rechnete, war ausgeblieben —, trug Edith ihre Absicht vor, die gute Hermine, die sie längst zu häufigerem Kommen eingeladen hatte, zufriedenzustellen. Frau Gisberte sagte nichts, und Edith nahm das Schweigen für Zustimmung.

Kurz nach vier Uhr streckte sie den Kopf in Frau Gisbertes Zimmer, um sich hastig zu verabschieden. Sei es aus einer plötzlichen Laune heraus, sei es, weil Frau von Martiz Verborgenes witterte — sie erhob

sich flink. »Einen Augenblick, Kind! Ich langweile mich zu Tode! Ich komme mit dir!«

Nun war guter Rat teuer. Edith, die mit dieser Wendung durchaus nicht gerechnet hatte, war nicht geschickt genug, ihre Verwirrung zu verstecken. »Ich wollte auch — bei Frau von Baudius — vorbeigehen,« stotterte sie. »Sie ließ mich schon immer bitten — und ich versprach's — zu heute.«

»Bei Frau von Baudius?« Frau Gisberte, die eben vor dem Spiegel ihr Kleid zurechtstrich, zog ein Mäulchen und drückte die Augen halb zu. »Bei Frau von Baudius?« wiederholte sie noch gedehnter. »Wie kommst du darauf?«

»Sie leidet so sehr an Gicht. Und wollte mich gern mal wieder bei sich sehen, und — und —« Edith drehte und wendete sich hilflos unter dem Blick, den sie aus dem Spiegel auf sich gerichtet sah.

»Nein, Kind! Dorthin fahre ich nicht!« Frau Gisberte wandte sich zu ihr um. »Bin ja wohl auch nicht mitgebeten, was?« An dem boshaft-pfiffigen Ausdruck ihrer Miene, den Edith wohl kannte, ließ sich nur zu gut erraten, daß sie alles durchschaute. »Sag' das ab für heute, Liebling!« fuhr sie fort. »Es paßt mir nicht. Überhaupt — ich mag keine zu große Intimität mit allem, was Baudius heißt! Ich habe meine Gründe!« Es klang sehr bestimmt, so leicht es hingesagt war, und Edith mußte den unzweideutigen Wink verstehen.

Sie wechselte die Farbe. Es war ja unmöglich, daß sie nun wieder absagte! Wie stand sie dann vor der alten Dame da? Und vor Hellmut Baudius, dem der Besuch ja doch mitgegolten hatte! Genau das Gegenteil von dem, was sie gewollt hatte, bewirkte sie dann. »Aber, Mama,« nahm sie denn auch mit einer für sie ungewöhnlichen Tapferkeit noch einmal das Wort, »ich kann doch wirklich nicht in der letzten Minute wieder absagen! Es geht nicht!«

»Warum denn nicht?« unterbrach Frau Gisberte sie. »Du fühlst dich nicht wohl. Du hast unerwarteten Besuch bekommen. Tausend Entschuldigungen für eine. Stell dich nicht an! — Ich wünsche es!«

Edith machte noch immer keine Anstalt, etwas zu tun. Es kam sie zu hart an, sich so verleugnen, sich so bloßstellen zu sollen.

»Gut, dann werde ich dich entschuldigen!« Mit der ganzen Behendigkeit, mit der Frau Gisberte Entschluß und Ausführung sich folgen zu lassen wußte, huschte sie aus dem Zimmer.

Da sie die Türen hinter sich offen ließ, hörte Edith, wie sie drüben im altdeutschen Zimmer den Fernsprecher abhob, hineinsprach, in kurzer Weise die Absage bestellte ... Es war genau wie damals, als sie ihr die Antwort an Maia Hüttemann abnahm, und wie oft seither bei vielen geringfügigen Anlässen ... Sie setzte ihren Willen für den der Tochter, als wäre es selbstverständlich so ... Nur daß es Edith diesmal empfand, klar und grausam; daß sie erregt die Hände an sich preßte und dazwischenrufen, dazwischentreten wollte ... und doch ohnmächtig blieb.

Mit der heitersten Gelassenheit kam Frau Gisberte wieder ins Zimmer, berührte das Geschehene nicht mit einer Silbe mehr und schwippte nur Edith mit dem Handschuh ans Kinn. »Gehen wir!«

Sie fuhren zu Hermine von Martiz. Frau Gisberte war dort in so vorzüglicher Stimmung, gab sich so von ihrer gewinnendsten Seite, daß das gute Fräulein aus einem Entzücken ins andre fiel ...

Edith wunderte sich nicht mehr, daß der Kapitänleutnant fernblieb. Und doch schmerzte sie sein Verhalten. Sie grollte mit sich, aber auch, obwohl oder weil sie sich nicht von Schuld freisprechen konnte, mit ihm. Wenn so wenig genügte, um ihn fernzuhalten — was mochte ihm dann an ihr liegen? Und lag ihr schließlich an ihm? Hatte sie sich etwa eingebildet ...? Sie mußte sich, ohne es sich recht zu gestehen, allerhand eingebildet haben. Sie hätte sich sonst schwerlich den Kopf darüber zerbrochen, wie schlecht er von ihr dächte, weil sie so wankelmütig war.

Gegen Frau Gisberte, gegen Hendrik, gegen jedermann gab sie sich Mühe, ganz so zu erscheinen wie immer. Sie redete sich ein, in Wirklichkeit so zu sein. Und doch blieb eine leise Empfindlichkeit in ihr zurück, ein leiser Trotz.

Frau Gisberte hatte Scharfblick und weiblichen Instinkt genug, um sich diesen kleinen Trotz nicht entgehen zu lassen. Sie maß ihm keine Bedeutung bei; er reizte sie höchstens, auf den Plan, den sie sich für Edith



und Jöns vorgesetzt hatte, nun entschlossener loszugehen. Sie war es durchaus zufrieden, daß Kapitänleutnant Baudius beizeiten sich verzogen hatte. Eher machte ihr neuerdings Hendrik einige Sorge. Einmal mit der einflußreichen Malvi bekannt geworden, hatte er sich weiter in der Gunst der Kammersängerin befestigt, wurde zusehends von ihr begönnert und durfte hoffen, daß das Konzert, auf das er zustrebte, ihm nun doch greifbar näherrücke. Nichts konnte Frau Gisberte lieber sein als diese Aussicht. Was sie aber rechtzeitig verhüten wollte, war, daß Hendriks neue Gönnerin ihr irgend etwas von ihrer Macht über ihn entzöge. Ansätze dazu meinte sie schon wahrzunehmen: er wurde seit kurzem nachlässiger in seinen Besuchen am Lützowufer. Öfter, als ihr genehm war, erzählte er, daß er bei Fräulein Malvi aufgehalten worden sei, die Sängerin für diese oder jene kleine Veranstaltung seine Mitwirkung erbeten habe. Frau Gisberte wollte ihm nicht dabei im Wege sein, aber solche Wahrnehmungen machten es ihr nur wünschenswerter, ihren begonnenen Lieblingsplan nicht auf die lange Bank zu schieben.

Vor Ende November gab es Schneefall. In der Stadt war kaum etwas davon zu merken: der Schnee verwandelte sich alsbald in Feuchtigkeit und Schmutz. Auf den Zweigen der Bäume am Lützowufer haftete nur eben für einige Stunden ein mehr grauer als weißer Saum und auf den Dächern jenseit des Spreekanals da und dort ein heller Fleck. Rittmeister Gerland, der in Halensee draußen wohnte, berichtete, im Grunewald sei »beinah eine richtige Winterlandschaft« zu sehen. Er wollte sogar Pferdeschlitten haben läuten hören.

Frau Gisberte bekam Lust zu einer Ausfahrt. Sie verabredete sich mit Hendrik: man wollte sich bei Steinert am Kurfürstendamm treffen, eine Kleinigkeit essen und dann in den Grunewald hineinfahren, so weit es einem gefiel. Edith regte an, auch Alex aufzufordern, der sich nachgerade so rar machte, daß er sich in Wochen nicht blicken ließ. Frau Gisberte wollte nichts davon wissen: sie war schlecht auf ihn zu sprechen und erklärte entschieden, ihm nicht nachlaufen zu wollen. Aber auch Hendrik benahm sich nicht nach Wunsch. Am Morgen des festgesetzten Tages klingelte er an: er sei zu Mittag versagt. Er machte den Vorschlag, die Damen sollten vorausfahren und in Hundekehle, wohin er nachkommen wollte, auf ihn warten.

Die Folge war, daß Frau Gisberte und Edith zu Hause speisten und dann hinausfuhren. Zwar wurde, je mehr sie sich dem Grunewald näherten, die Luft um so frischer und reiner, aber mit der versprochenen Winterlandschaft sah es spärlich aus. Nur vereinzelt schimmerte noch der Schnee auf den hochstämmigen Fichten. Am echtesten sah noch das Forsthaus aus, das einigermaßen winterlich unter dem bereiften alten Dach kauerte. Die Fahrstraßen geradeaus und zur Linken streckten sich braun und aufgewühlt; die Sonne warf fröhliche Lichter in die Pfützen, blitzte drunten auf dem gar nicht vereisten See, streichelte nah und fern die dunklen Waldränder.

»Der Rittmeister hat uns nett angeschmiert,« meinte Frau Gisberte enttäuscht, als sie aus dem Wagen stiegen. »Keine Spur von Schlitten natürlich! Und der Rest« — sie wies in die Runde und verzog das Gesicht — »eben Grunewald!«

Das Gasthaus Hundekehle mit seinem Turmwerk und den ehernen Hirschen vor dem Eingang lag still neben dem verödeten Garten. Nur ein paar Herrschaftswagen und Kraftdroschken drüben längs der Stallungen ließen vermuten, daß es nicht so ganz vereinsamt sei, wie es aussah. Im Gartensaal saßen denn auch Gäste, die sich freilich über den langgestreckten Raum ziemlich verteilten.

Frau Gisberte und Edith wählten sich einen Tisch an einem der großen Fenster nach dem Garten und bestellten sich Kaffee und Kuchen. Es lag für Frau Gisberte nur zu nahe, wehmütig-boshafte Vergleiche anzustellen zwischen der gegenwärtigen Umgebung und dem Wintertreiben im Hochgebirge. Sie konnte sich gar nicht mit dem Gedanken befreunden, in diesem Jahr über Weihnachten und Neujahr womöglich in Berlin zu sitzen. Aber Hendrik wollte nicht recht ans Reisen. Es schien ihm für ihn nicht ratsam, seinen diesjährigen erfolgreichen und zielbewußten Berliner Winterfeldzug zu unterbrechen. Ohne ihn mochte Frau Gisberte nicht reisen; sie war zu sehr an ihn gewöhnt, durfte ihn nicht sich selbst



überlassen; auch war ihr Edith als alleinige Begleiterin nicht ergiebig genug. Während sie sich plaudernd in Engadiner Erinnerungen erging, beschloß sie, Hendrik, wenn er erst käme, nochmals bestimmter für ein Zwischenspiel in St. Moritz zu bearbeiten.

Eine halbe Stunde verging. Von Jöns war nichts zu sehen. Frau Gisberte wurde zusehends ungeduldiger. Es erhöhte ihr Mißbehagen, daß Edith so einsilbig blieb, schlecht zuhörte und zerstreut hinausblickte in den kahlen Garten oder hinüber zu den Menschen an den benachbarten Tischen.

»Er ist imstande, uns wieder sitzenzulassen!« schalt sie schließlich ungehalten. »Du müßtest ihm mal gehörig die Leviten lesen, Edith!«

»Ich?« fragte Edith unaufmerksam.

»Natürlich du! Du bist doch die Nächste dazu! ‚Ich?' — als ginge dich die Sache gar nichts an! Kein Wunder, wenn er da anfängt, nachlässig zu werden! Wir sollten darüber schon lange mal aufrichtig sprechen, Kind!« Sie schob den breiten Kragen aus silbergrauem Fuchspelz nach den Schultern zurück und strich den Schleier von der Nasenspitze bis zur Augenhöhe hinauf. »Du mußt doch nachgerade wissen, Herzchen, daß man einen Mann wie Hendrik nicht durch Sprödigkeit und ähnliche Jungemädchenlaunen, die bei andern angebracht sein mögen, langweilen darf.«

»Wie meinst du das?« gab Edith aufmerksamer zurück.

»Gott, wie ich das meine! Muß ich dir das wirklich erklären?« Die kleinen lebendigen Mausaugen sahen Edith herausfordernd an, und der spottlüsterne Mund rümpfte sich leicht. »Na also, wenn es das noch braucht: er wünscht sich — sehr deutlich, wie ich finde — dir angenehm zu machen, Dith. So wie dieser Herr — Herr Bunge, so hieß er doch wohl? — mit einem Vierseitenantrag und Schulmeisterschwung wird er dir ja wohl freilich nicht kommen. Aber ich vermute, oder weiß vielmehr sehr genau, daß er dasselbe meint. Er wird mich früher oder später fragen, hat mich vielleicht auch schon gefragt, weil er aus dir nicht klug wird, was ich davon halte. Und ich — nun, ich möchte deine Meinung genauer kennen. Oder kenn' ich sie schon?«

Edith hatte, überrumpelt von diesem unmißverständlichen Vorstoß, den Kopf gesenkt und sah starr auf ihren Muff. »Muß ich darauf antworten? Und hier? Jetzt gleich?« fragte sie mit beklommenem Atem, leise und widerstrebend.

»Ah — hier und gleich — das sind ja Zierereien, Dith, die ich doch wohl nicht ernst nehmen soll!? Wir sind so unter uns wie in meinem Zimmer. Oder stören dich die paar Leutchen hier, die zehn Meter von uns weg sitzen? Kind — du weißt, wie ich Hendrik als Künstler und als Menschen schätze. Ich wünschte mir nichts Lieberes, als daß ihr zwei euch vollends fändet. Ihr paßt zusammen. Er wird sich eine glänzende Stellung machen — wahrscheinlich noch schneller, als wir ahnen. Ich zweifle längst nicht mehr, daß du ihm auch gut bist. Man hat doch seine Augen — oder täusch' ich mich?«

Was Edith zu hören bekam, war ihr nicht neu, konnte ihr nicht neu sein. Aber es trat so unvermittelt, so dicht und drängend an sie heran, daß sie zurückschrak. Sie bewunderte Jöns, sie war stolz und beschämt, daß er sich zu ihr herabließ, um sie warb. Und doch — war es die Art, wie es ihr vorgehalten wurde, wirkte die Nähe des vergänglichen Erlebnisses mit Hellmut Baudius in ihrer Seele nach und schärfte ihren Instinkt, ihren verkümmerten Willen zur Selbstbehauptung —, sie war außerstande, ihr Gefühl durch eine zustimmende Antwort festzulegen. »Ich weiß — das nicht — so schnell,« brachte sie mühsam hervor und zerknüllte dabei ihren armen Muff, als preßte sie aus ihm ihre gequälte Erwiderung. »Ich bin nicht darauf vorbereitet — so schnell. Ich möchte es noch bedenken. Du selbst sagtest, als damals Maia schrieb — ich hätte noch so viel Zeit vor mir — für so etwas ...«

»Zeit! Zeit! Du gebärdest dich, als wollte ich dir morgen die Hochzeit zurichten! Wer spricht denn davon? Das liegt ja in weitem Felde. Ich rede da nicht von einer offiziellen, spießigen Brautschaft. Schrecklicher Gedanke! Paßt auch gar nicht für Hendrik! Wir brauchen nur unter uns einig zu sein. Das übrige findet sich ... Sag' mal, Dith« — sie legte die Arme über den Tisch, beugte sich zutunlich zu Edith hinüber, legte ihren einschmeichelndsten, unwiderstehlichsten Ton in die Stimme —, »darf ich Hendrik in diesem Sinne ant-

worten? Wir können ihn ja doch nicht wie einen Oberlehrer oder so was zappeln und hangen lassen! Darf ich?« Sie hatte ursprünglich gar nicht so weit gehen wollen. Es machte sich nur so.

Doch Edith schwieg hartnäckig, obwohl Frau Gisberte ein Ja ihrem gesenkten Gesicht abzwingen zu wollen schien. So hartnäckig, daß das »Darf ich?« noch einmal wiederholt werden mußte, schärfer, als es zu der vorausgegangenen schmeichelnden Weise stimmen wollte.

»Ich bitte, noch nicht, Mama!« erwiderte Edith. Sie hob ihren Kopf. Der leise Trotz, der sich die Zeit her in ihr versteckt hatte, zuckte jetzt unverhohlen um ihre Mundwinkel, aus ihrer Stimme, aus ihren weichen, nachgiebigen Augen.

»Ah!« entfuhr es Frau Gisberte unmutig. Das Lächeln schwand für einen Augenblick. Das weiße, bizarre Gesicht unter den schwarzen Fransen und Büscheln des Haares verzog sich wie das eines unartigen Kindes, und es funkelte stechend in ihrem Blick. Doch schon beherrschte sie sich wieder. Eine undurchdringliche Gleichgültigkeit breitete sich über ihre Mienen aus. »Ich werde warten!« warf sie hin und lehnte sich in ihrem Stuhl zurück, zog den Schleier wieder tiefer. »Ich werde dich nicht drängen! Du bringst mir deinen Bescheid, wenn es dir beliebt, Kind!«

Mit Bestürzung sah Edith diesen jähen Wechsel im Antlitz ihrer Mutter, hörte den frostigen Ton, den Frau Gisberte anschlug. Wenn sie und ihre vergötterte Mama seither über irgend etwas verschiedener Meinung gewesen waren, hatte der Streit immer mit fröhlichem Lachen geendet. Das Bewußtsein, ihre Mutter ernstlich erzürnt zu haben, war ihr neu und schlimm, so daß sie nahe daran war, in Tränen auszubrechen, um Verzeihung zu bitten und zu versprechen, was von ihr verlangt wurde. Glücklicherweise verbot der Ort, an dem sie sich befanden, eine solche Demütigung, und die Anwandlung, in der sie dazu bereit gewesen wäre, wich schnell dem Gefühl, Unrecht zu erleiden. Sie hatte ja doch nicht anders sprechen können, als sie es getan. Im Ton mochte sie sich vergriffen haben, aber wie hätte sie auf solche Fragen heute und hier gefaßt sein können?

Draußen vor dem Fenster in dem unwirtlichen Garten dämmerte es schon leise. Im Saal leerten sich die Tische. An Hendriks Kommen war nicht mehr zu denken. Frau von Martiz bezahlte ihre Zeche und stand auf.

Als sie vors Haus traten, glühte der Himmel im Westen in roter Sonnenlohe über dem Wald. Hoch oben, wo es noch blaute, zog in stolzer Schwebe eine Flugtaube. Edith blickte schwindelnd zu ihr empor und dachte an Alex. Frau Gisberte achtete nicht darauf, sondern winkte ein Auto her. Sie stiegen ein, fuhren heimwärts. Kaum ein Wort tauschten sie unterwegs. Gelangweilt, mit geschlossenen Augen lehnte Frau Gisberte in den Lederpolstern. Sie war verstimmt. Über den verlorenen Nachmittag, über Hendrik, nicht zuletzt über Edith. Es war doch wohl nicht anders: diese alberne Geschichte mit dem Kapitänleutnant spukte noch in Edith, machte sie widerspenstig. Woher sonst der Mut, etwas wie eignen Willen zu zeigen? Wo stets der sachteste Druck, oft ein halbes Wort genügte, zu bestimmen und zu lenken! Oh, die Kleine würde schon wieder gefügig werden. Bittend und bettelnd würde sie ankommen. Heute noch, spätestens morgen. Ärgerlich war es doch! ... Ediths sonst so schaulustige Augen sahen unglücklich ins Leere. Nicht einmal die immer bewegteren, lichtüberspülten Bürgersteige des Kurfürstendamms zogen sie an. Wie konnte nur eine so unerquickliche, garstige Uneinigkeit zwischen sie und ihre Mutter treten! Sie wollte es nicht begreifen ...

Spät erst, nach dem Abendbrot — Edith war schon zu Bett gegangen — kam Hendrik noch am Lützowufer an und entschuldigte sich. Frau Gisberte hörte ihm kalt zu und sagte ihm kalt ihre Meinung. Er wollte aufbegehren, aber sie blieb überlegen, nahm ihn so erbarmungslos ins Gebet, daß er ganz klein und bescheiden wurde und sie ihn wieder ihren »lieben, kindischen Jungen« nennen konnte. Auf die Reise, wie sie sich am Nachmittag vorgenommen hatte, kam sie doch nicht zu sprechen. Dafür sagte sie ihm, daß sie, während er so schnöde sich aufgeführt, bei Edith seine Sache vertreten habe, und fügte mit der überzeugtesten Miene hinzu, das Kind sei in ihn verliebt; er solle sich's nicht verdrießen lassen, wenn das närrische Persönchen sich noch nicht gleich gefangengebe; er werde sie vollends



erobern, sobald er nur wolle ... Hendrik küßte sehr artig und dankbar Frau Gisbertes Hände. Er benahm sich so gesetzt — sie war beinah in Versuchung, ihn sich eine Idee weniger »sohnhaft« zu wünschen ...

Seit dem Frühjahr, seit Edith aus dem Sterbehaus an der Panoramastraße in die Arme ihrer liebevollen Mama geflüchtet war, schienen ihr die Tage, die nun folgten, die ersten zu sein, über denen ein wirklicher Schatten lag. Frau Gisberte hatte ihr Benehmen gegen sie gar nicht einmal wesentlich verändert. Nur, daß sie gelegentlich eine mitleidige Milde, ein resigniertes Enttäuschtsein hervorkehrte und Edith öfter, mit einer besonderen Betonung vor Dritten, »das gute Kind« nannte. Aber gerade unter diesen Kleinigkeiten, unter dieser verletzenden Nachsicht, die immer den Vorwurf wachhielt, litt Edith. Hundertmal war sie drauf und dran, sich reuig zu unterwerfen. Sie kam sich schlecht vor. Wieviel verdankte sie ihrer Mutter! Und sie wollte in ihrer undankbaren Unentschlossenheit beharren? Warum nur fand sie all die hundertmal den Mut nicht, sich daraus zu erlösen? Warum wollte ihr die Entscheidung eher immer schwerer statt leichter werden? Weit wies sie, wenn er sich einmal vorwagte, den Gedanken von sich, daß die flüchtige Bekanntschaft mit Hellmut Baudius eine Schwäche, eine wunde Stelle in ihrem Herzen zurückgelassen haben könnte und von dort ihre Unschlüssigkeit sich nähre. Hatte der Kapitänleutnant je an Liebe zu ihr gedacht? Hatte er irgend etwas gesprochen oder getan, was darauf deutete? Einbildungen waren das! Wirklichkeit und Wahrheit war, daß ein Hendrik Jöns, ein genialer Künstler um sie warb. Ein unverhofftes Glück sollte ihr in den Schoß fallen! Ein Großer, der auf der Menschheit Höhen zu wandeln berufen war, bot ihr die Hand ... Oh, wenn doch er und das Glück, das ihr zugedacht war, lieber nicht so groß, nicht so unverhofft gewesen wären! Aber es sollte ja nichts übereilt werden. Hochzeit, Ehe — Begriffe, die ihr noch so fremd und schreckhaft waren, daß sie sich nie ernstlicher mit ihrem Inhalt beschäftigt hatte — sollten ja noch in weitem Felde liegen. Das hatte Frau Gisberte ihr ausdrücklich versprochen. Nur ein stilles Einvernehmen sollte sie inniger als bisher mit Jöns verbinden. Warum nur das Zaudern?

Mitten in diese Tage hinein platzte eine Nachricht, die sie am wenigsten erwartet hatte. Maia schrieb ihr. Dieselbe Maia, von der sie sich keines Lebenszeichens mehr versehen hatte. Unter offener Beziehung auf die Aufforderung Frau Gisbertes stellte sich Maia Hüttemann mit der freundlichen Anfrage ein, ob sie für ein paar Tage als Wohngast im Martizschen Hause willkommen wäre. Ihr Bruder Richard, der Geologe, hatte sich, wie sie mitteilte, mit der Tochter eines Berliner Geheimen Sanitätsrats verlobt. Bei der Verlobungsfeier hatte niemand von Hüttemanns anwesend sein können; nun sollte sie, Maia, die künftigen Verwandten besuchen. Da ihre Klasse wegen einer epidemisch auftretenden Kinderkrankheit vorübergehend hatte geschlossen werden müssen, war sie abkömmlich, wollte ihren Aufenthalt zwischen Edith und der Familie von Richards Braut teilen. »Antwort, auch ehrliches Nein, bitte umgehend«, schlossen Maias Zeilen.

Früher, und unter andern Umständen, hätte Edith die Aussicht, Maia wiederzusehen, mit Jubel begrüßt. Nichts hätte ihr lieber sein können, als ihr Herz vor der Freundin auszuschütten, bei ihr Verständnis und Rat zu suchen, wie in alten Tagen. Aber eine unüberbrückbare Kluft schien ihr zwischen damals und heute zu liegen. Ihr bangte vor diesem Wiedersehen. Und wie würde sich ihre Mutter dazu stellen?

Es war kein Aufschieben möglich: Edith mußte sofort die Zustimmung Frau Gisbertes einholen.

Frau Gisberte war nicht erbaut. Doch fand sie, nach kürzester Überlegung, die Sache gar nicht so übel. »Wenn dir's Vergnügen macht, ich bin einverstanden!« —

Ziemlich abgehetzt von einem ausgedehnten Stadtgang und hastigem Essen, erreichte Edith an einem Abend Anfang Dezember knapp vor Einfahrt des Zuges, der Maia bringen sollte, den Anhalter Bahnhof. Sie stand seitwärts auf dem Bahnsteig und suchte in der Flut der Ankömmlinge, die sich an ihr vorüberwälzte, die Erwartete, als Maia mit einem Male vor ihr stand und sie herzlich wie je in die Arme schloß.



»Da hast du mich, Dith! Bist du mehr erschrocken oder mehr erfreut über die zudringliche Person? Ein bissel erschrocken siehst du ja immer aus! Ich will dir's zugute halten und will's für Freude nehmen!«

Arm in Arm schafften sie sich aus dem Gedränge des Bahnhofs, und bald führte sie ein Wagen nach dem Lützowufer. Maia belustigte sich an dem ihr neuen, ungeheuerlichen Straßenverkehr. »Ich muß zugeben,« meinte sie, »die Wilhelmstraße, sogar in der Weihnachtswoche, kann einpacken. Ach — weißt du noch, vorigen Winter, ehe wir Alex abholten, wie wir über den Jahrmarkt gingen, dann die Alexandersteige hinauf — die Stadt war verschneit bis zur Spitze vom Egidienkirchturm — und nachher im Hui zur Langen Aue hinunter?« Sie drückte Ediths Hand und sah ihr mit den treuherzigen Augen ins Gesicht.

»Ja, ja — natürlich weiß ich's noch!« bestätigte Edith etwas gezwungen, aber redlich bemüht, sich zu geben wie früher ...

Als die beiden am Lützowufer anlangten, war Frau Gisberte nicht daheim. Sie ließ sich durch Meo entschuldigen: Herr Jöns habe sie unerwartet in die Oper abgeholt; sie hoffe Fräulein Hüttemann am nächsten Morgen begrüßen zu können.

Die Freundinnen ließen sich das Abendbrot in Ediths Zimmer auftragen. So sehr sie unter sich waren, mit der Unterhaltung wollte es noch nicht so recht vorwärts. Erst nachdem Maia ihren tüchtigen Reisehunger gestillt hatte, ging es besser. Als wäre seit dem April kaum ein Tag vergangen, erzählte sie von ihren Eltern, von Nick und Nack, die zum Entsetzen des Direktors sich als neugebackene »Pfadfinder« höchst kriegerisch gebärdeten. Das Haus mit seinen Weimutskiefern lebte vor Edith wieder auf. Sie hörte lächelnd zu, warf Fragen dazwischen, berichtete dann von ihrem äußeren Leben, von dem strudelhaften, abwechslungsreichen Betrieb, in dem sie sich tummelte.

»Da muß dir ja der Kopf schön wirbeln!« meinte Maia. »Das würde ich nicht aushalten. Ganz so hab' ich mir's manchmal gedacht, wenn ich mir dich und dein Leben vorstellte. — Und dich bedauert, Dith!« setzte sie nachdenklich dazu.

»Bedauert? Da irrst du aber! Ich könnte es nicht schöner haben! Du kannst das nur nicht so beurteilen, weil bei euch alles anders, stiller und kleiner ist. Ich meine nicht —«

»Versteh' schon!« nickte Maia. »Aber man muß sich doch verlieren in dem lauten, wimmeligen Wesen. Und sich verlieren — weißt du, ich meine, nicht mehr sich selber steuern, sondern von den Dingen gesteuert werden — das wäre nie mein Fall!« Sie hielt inne. Sie sah es Edith an, daß sie damit nicht auf Verständnis traf. »Und Alex?« lenkte sie ab. »Den siehst du wohl oft?«

»Leider nein!« erwiderte Edith. »Wir, Mama und ich, sind recht unzufrieden mit ihm. Er hat immerzu Dienst. Daß er einmal bei uns einschaut oder anruft oder man sich in der Stadt mit ihm trifft — sogar das kommt kaum mehr vor! Und dabei die gefährliche Fliegerei! Wenn ich so eine Taube mal gelegentlich in der Luft sehe, denke ich immer, Alex sitzt drin, und mag gar nicht hinschauen.«

Maia überlegte eine Weile, aber es ging ihr zu sehr gegen den Strich, immer um alles nur herum und nicht frei von der Leber weg zu reden. »Gegen Irmgard hat er sich nicht nett benommen,« sagte sie entschlossen. »Ein paar Karten schickte er ihr noch im Sommer. Seither ließ er nichts mehr von sich hören. Ich glaube, sie litt sehr darunter.«

Edith blickte ziemlich verlegen drein. »Er war so sehr in Anspruch genommen. Besonders, seit er hier ist. Und dann —«

»Ja, ja, ich weiß schon, was du sagen willst. Es ist schon das beste so. Das beginnt Irmgard jetzt auch selber einzusehen. Sie durften es gar nicht bis zu so einer halben Liebelei treiben. Aber darin muß ich ihr recht geben. Alex hätte klar und offen sagen sollen: Es führt zu nichts; ich kann und mag nicht mehr!«

Edith zuckte die Achseln. Sie wagte nichts dazu zu sagen und sah neben hinaus. Aber Maia nahm ihren Kopf und richtete ihn gegen sich. »Du hast mich auch annähernd so versetzt, Dith, gelt? Oder doch gedacht, ich hätte mich beiseiteschupfen lassen?«

»Maia — wie kannst du das denken?« stammelte Edith errötend.

»Das mußte ich denken!« fuhr Maia nur noch eifriger fort. »Es hilft doch nichts, wenn wir darüber wegsäuseln. Das mag ich nicht, und davon wird's nur schlimmer,



als es ist. Daß du damals dich hinter deine Mutter stecktest, war nicht hübsch, Dith! Und ihre Zeilen waren erst recht nicht hübsch. Sie waren verletzend für Bunge und für mich. Das weißt du genau. Er wurde freilich dadurch gründlich geheilt. Und ich habe die Arznei auch längst verschluckt. Siehst du mir das nicht an?« Sie lachte zutraulich, und ihre Augen lachten mit. »Ich bin unverschämt hartschlägig, wenn ich jemand liebhabe. Und dich hab' ich nun mal lieb!« Sie zog Edith an sich.

Edith fühlte, daß sie dies Geständnis erwidern mußte, und ging auf die Liebkosung ein. Aber sie hätte, wie Maia, durch ein Wort, das von Herzen kam, die Wand, die sie noch trennte, abtragen helfen sollen. Dies Wort fand sie nicht. Wie immer bei halbgeglückten Versöhnungsversuchen, rückten sie weiter auseinander, statt sich näherzukommen. Das spürten sie beide, als sie für den Abend voneinander schieden und Edith Maia nach dem rückwärtsgelegenen Fremdenzimmer geleitete ...

Am andern Morgen, als sie im altdeutschen Zimmer miteinander frühstückten, stellte sich Frau Gisberte ein. In einem blaßroten, spitzenübersäten Morgenkleid, sehr jugendlich und sehr schick.

»Ah — da sind Sie ja! Sehr nett, daß Sie uns besuchen!« begrüßte sie Maia. Sie hatte ihr Frühstück wie immer schon im Bett genommen, befahl aber Meo, ihr noch eine Tasse Schokolade zu bringen. »Wie finden Sie meine Dith? Nicht mehr ganz das verdrückte deutsche Schulmädel, wie? Ich gab mir wenigstens alle Mühe, sie etwas weltmäßiger zu machen. Wenn der Erfolg noch nicht vollkommen ist —« Sie zuckte resigniert mit den Schultern. »Gott, man darf als Mutter nicht zu anspruchsvoll sein! Bis ins Innere bringt man nur sehr langsam. Und möchte doch im Lauf vorstürmen, wenn man ein Kind liebhat!« Sie seufzte und ließ die beiden Bänder, die aus der Schleife vor der Brust niederfielen, durch ihre Finger gleiten.

Edith wußte, wohin der Stich zielte. Schweigend hielt sie ihn aus. Auch Maia schwieg. Was sollte sie auf diese Herzensergießung antworten?

»Was machen wir heute abend?« fuhr Frau von Martiz mit neuer Lebhaftigkeit fort. »Wir müssen ja doch unserm Gast gleich was Ordentliches bieten. Deutsches Theater, Zirkus, Admiralspalast? Dort gibt's ein Eisballett. Macht Ihnen so etwas Spaß, Fräulein Maia? — Sie müssen nämlich wissen: ich fürchte mich ein klein wenig vor Ihnen.« Sie kräuselte die Lippen und sah drollig von unten herauf.

»Vor mir?« fragte Maia. »Warum nicht gar!«

»Oh — Sie sind so — so — wie sagt man doch gleich? Nach dem, was mir Edith so gelegentlich von Ihnen erzählte, und nach Ihrem Aussehen, müssen Sie sehr — deutsch, sehr gediegen sein, denk' ich mir. Wie werden wir da vor Ihnen bestehen?« Sie rührte in der Schokolade, die ihr Meo gebracht hatte.

Maia wußte für diesen Vorstoß, so unschuldig er sich gab, nicht gleich eine Antwort. Die, die ihr auf der Zunge lag, war nicht ganz zart und höflich, und sie unterdrückte sie. »Sehr deutsch und sehr gediegen,« sagte sie dann bedächtig. »Wenn Edith mich so schildert, muß es wohl stimmen.«

»Mama scherzt ja nur,« warf Edith ein.

»Kind, das brauchst du gar nicht erst zu sagen. Fräulein Maia wird doch nicht so empfindlich sein, eine Neckerei übelzunehmen, nicht wahr?« Frau Gisberte nippte ihre Tasse aus und erkundigte sich sehr ehrbar und zuvorkommend nach Maias Eltern. »Daß ich es nicht vergesse,« sprang sie dann wieder ab, »nach Ihrem Freund zu fragen! Nach diesem — diesem Lehrer! Bunge hieß er wohl, nicht? Ich hoffe, er hat sich über Edith getröstet. — Wenn Sie wüßten, wie wir damals über diesen Heiratsantrag lachten! Nicht wahr, Dith? Was macht er denn? Erzählen Sie mir von ihm!« Sie neigte den Kopf mit einer neugierig-boshaften Miene zu Maia hin.

»Ich habe nichts von ihm zu erzählen, gnädige Frau,« versetzte Maia sehr ruhig und sehr entschieden. »Ich kann auch weder an ihm noch an seiner Absicht etwas Lächerliches finden. Die Sache ist ja im übrigen abgetan.«

»Sehen Sie! Sie sind doch sehr gediegen! Schon wollen Sie nicht mit uns lachen!« Frau Gisberte wiegte den Kopf. Dann schien ihr etwas einzufallen. Sie stand auf und verschwand, wie sie gekommen war ...



Ließ sich schon das erste Zusammensein mit Frau von Martiz für Maia nicht sehr erfreulich an — in der Folge wurde es nicht besser, sondern schlimmer. So höflich Maia ihr begegnete — Frau Gisberte ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne mittelbar oder unmittelbar, meist unter der Hülle des Scherzes, doch auch ganz unverblümt sich über die Biederkeit des Gastes lustig zu machen. Wenn sie dessen müde war, wurde sie fast verletzend gleichgültig. Hätte Maia zum Ersatz dafür bei Edith das alte herzliche Vertrauen wiederfinden dürfen — was hätte sie sich aus Frau Gisbertes schlechtverhehlter Abneigung gemacht! Aber Edith kam über die gezwungene Freundschaftlichkeit des ersten Abends nicht hinaus. Die Art, wie ihre Mutter mit Maia umsprang, berührte sie unangenehm, aber je länger je mehr fand sie selber, daß ihre Freundin von einst sich in die Gewohnheiten des Hauses, in das ganze Berliner Leben schlecht einfüge. Nie war ihr Maia, auch in ihrer äußeren Erscheinung, so plump vorgekommen, so wenig großstädtisch. Statt sich den Verhältnissen, wie es Edith nur zu willig tat, anzuschmiegen, sperrte sie sich eher dagegen. Ob im Theater oder im Admiralspalast, im Kaiser-Friedrich-Museum oder bei Wertheim, im Tiergarten oder Unter den Linden, sie blieb derselbe bedächtig wägende, sparsam bewundernde, gewissenhafte Mensch.

Der Zufall wollte, daß Jöns sich gerade in diesen Tagen wieder spärlich machte. So bekam ihn Maia nur einmal zu Gesicht, als sie und Edith aus der Stadt heimkehrten und der Künstler mit Frau Gisberte am Flügel vierhändig spielte. Er wechselte nicht drei Worte mit Maia, die ihn gar nicht interessierte, und sie konnte ihn um so ungestörter beobachten. Obwohl sie bemerkte, wie hoch er bei Frau Gisberte in Gunst stand und wie sicher und vertraulich er mit Edith umging, machte sie nachher gegen Edith kein Hehl aus ihrer Meinung.

»Wie er musiziert, kann ich nicht beurteilen,« sagte sie offen. »Als Mensch ist er mir zu verwöhnt und zu großartig. Und doch nicht geradezu. Ich würde mich vor ihm in acht nehmen.«

Edith empfand es wie eine Warnung. Ahnte Maia, was er und Frau Gisberte anstrebten? »Du kennst ihn zuwenig.« gab sie beinah gereizt zurück. »Er ist ein außerordentlicher Mensch, den man nicht so kurz abtun darf. Dazu ist er zu genial.« Sie wunderte sich selbst, wie sie ihn verteidigte. Oder verteidigte sie auch sich damit?

»Genial hin — genial her!« sagte Maia mit Kopfschütteln. »Das kann mir doch den Mann als solchen nicht wertvoller machen.«

»Dann bist du eben ungerecht!«

»Ungerecht? Wie reimt sich denn das zusammen? — Ach, Dith! Wir sollen uns, scheint's, nicht mehr verstehen!« Es klang voll ehrlicher Betrübnis.

Edith blieb die Erwiderung schuldig ...

Es war, wie Maia sagte: sie verstanden sich nicht mehr. Es brauchte keine acht Tage, und Maia war es nur zu deutlich, daß sie im Martizschen Hause überhaupt nicht am richtigen Platz war. Von Frau Gisberte mißhandelt zu werden und bei Edith nicht das alte Vertrauen zu finden — es war für die Dauer auch für ihre zähe, gutmütige Seele zuviel. Das rastlose Jagen von einem Vergnügen zum andern, ohne Atemholen, war erst recht nicht nach ihrem Sinn. Oh — es war alles eingetroffen, wie sie es für Edith gefürchtet hatte! Nicht nur sie, sondern auch der Oberst, an den auch bloß mit einem Wort erinnert zu werden Edith nicht vertrug. Und sie, Maia, kam mit ihrem hilfsbereiten Herzen nicht mehr an, kam lange zu spät. Früher als sie beabsichtigt hatte, erklärte sie nach einem Besuch bei den künftigen Schwiegereltern ihres Bruders in der Kurfürstenstraße, dorthin übersiedeln zu müssen. Frau von Martiz heuchelte Bedauern. Edith ergab sich nach kurzer Widerrede darein. Die Herzlichkeit des Abschieds war noch unfreier als die des Willkomms.

Es waren bittere Empfindungen, mit denen Edith Maia scheiden sah. Das letzte Band, das sie mit ihrem eignen früheren Dasein verknüpft hatte, schien ihr zerrissen für immer. Doppelt unerträglich lastete jetzt das noch immer nicht ganz hergestellte, halbwarme Verhältnis zu ihrer Mutter auf ihr. Sie kam sich gar zu verlassen vor. Frau Gisberte, der der Abzug Maias nur gelegen kam, tat nichts, um Edith entgegenzukommen; sie beharrte auf ihrer nach-

sichtigen Milde. Und von Ediths leisem Trotz, wenn er überhaupt noch vorhanden war, bröckelte täglich, ja stündlich ein Stückchen ab, während ihr Bedürfnis, sich wieder inniger anzulehnen, wuchs. Wer meinte es denn noch gut mit ihr, wenn nicht ihre Mutter und — Hendrik, der sich eine solche Geduldsprobe gefallen ließ!? Wie durfte sie sich länger besinnen, sich mit Zweifeln herumquälen, freudlos abseitsstehen, wo sie nur einzulenken brauchte, um wieder ganz auf Händen getragen zu werden? Unverantwortlich war es von ihr, noch zu zaudern ...

Wenige Tage nach Maias Fortziehen kehrte Frau Gisberte gegen Abend von einer Einkaufsfahrt in der Stadt, mit kleinen Paketen beladen, nach Hause zurück. Als sie ins indische Zimmer eintrat und die bronzene Deckenampel mit dem figurenbemalten, bunten Glasgehäuse einschaltete, fand sie Edith auf einem Taburett sitzend, ganz als hätte sie im Dunkeln gewartet, weiß Gott wie lange schon.

»Ach, du bist's!« warf Frau Gisberte ohne großes Verwundern hin.

»Ich habe auf dich gewartet, Mama,« sagte Edith gedämpft, zögernd, als wollte sie etwas Bedeutungsvolles einleiten.

»Nanu? Was gibt's denn?« Frau Gisberte legte ihre Siebensachen ab.

»Ich möchte mit dir — reden ... Ich möchte, daß wir — wieder ...« Weiter kam Edith nicht. Sie warf sich in Tränen aufgelöst an den Hals ihrer Mutter.

»Aber, Kind! Ich bin erstaunt! Was hast du nur?« Frau Gisberte war eigentlich gar nicht erstaunt. Sie hatte es unaufhaltsam so kommen sehen.

»Es soll alles sein wie du willst!« schluchzte Edith. »Auch mit Hendrik! Du meinst es so gut mit mir. Und ich war albern! Sei nur wieder — wieder ganz so wie früher zu mir! Bitte, bitte!« Ediths Herz brannte bei diesem Bekenntnis. Es rang sich ihr schwer von der Seele, von den Lippen. Sie meinte, es beuge sie nieder bis an den Boden. Sie war mürbe, sie war erschöpft. Sie lieferte sich aus, bedingungslos, auf Gedeih und Verderb.

»Ei, ei, Liebling! Das hätten wir uns ersparen können! Gut, gut — nun weine dich mal gehörig aus, wenn's sein muß!« Sie zog sie neben sich auf den Diwan, tätschelte ihr die Wangen, zupfte sie an ihrem Haarkrönchen, gab ihr drollige Kosenamen. Es war ein voller Triumph, der unter ihren Zärtlichkeiten, unter den hundert Worten, die sie mühelos hinschwatzte, wie leises, bald spöttisches, bald selbstzufriedenes Lachen zitterte. »Und nun sind wir wieder die alten guten Freunde, Dith,« schloß sie. »Reden wir nicht mehr davon!« Sie richtete Edith in ihren Armen auf, wischte ihr die Zähren weg. »Fort mit den garstigen Tränen! Überlegen wir ganz was andres! Was schenken wir Hendrik zu Weihnachten? Hast du dir schon was ausgedacht?«

Edith, die sich wieder beruhigte, mußte gestehen, daß sie der Frage noch nicht nähergetreten sei. Es war, wie sich herausstellte, auch gar nicht nötig. Frau Gisberte hatte umsichtig vorgesorgt. »Denk' dir, wo ich eben zuletzt herkomme! Aus seiner Wohnung in der Ansbacher Straße! Ich war noch nie dort; erkundigte mich vorsichtig, ob er zu Hause sei. Glücklicherweise war er's nicht. Darauf ließ ich mich in sein Zimmer führen. Du kannst dir nicht vorstellen, was eine Wirtschaft! Ein Durcheinander, wie es nur ein Künstler fertigbringt. Und dabei gar keine Bequemlichkeit. Nur eben das Notdürftigste. Das wollt' ich gerade ausforschen. Paß mal auf, was ich mir ausgedacht habe!« Sie wollte hinter seinem Rücken am Weihnachtstag, in einer Stunde, wo er fort war, durch die verschiedensten Gaben seine Stube so wohnlich wie möglich machen: einen gemütlichen Ledersessel, einen Teppich, eine bessere Notenlampe für den Flügel mußte er haben. »Es muß aber sein wie im Märchen: die Heinzelmännchen brachten es; es ist da. Die Wirtin, mit der ich sprach, hilft uns, verrät nichts. Und er mag sich den Kopf zerbrechen, wer die Bescherung angestellt hat!«

Edith war entzückt von dem reizenden Einfall. »Aber was soll er von mir haben?« fragte sie dann wieder kleinlaut. »Es müßte doch wohl was Persönliches sein — etwas, das sich auf seine Kunst bezieht. Ich kann mir so schlecht etwas Gescheites ausdenken.«

»Und wenn ich auch darauf schon ein bißchen gedacht hätte? Ich wußte ja freilich nicht, ob es so kommen würde, wie ich hoffte, und hatte das Geschenk eigentlich vorbereitet, um es selbst zu schenken. Aber



— unter Umständen — tret' ich dir's ab, Dith.« Sie holte eins ihrer Pakete heran, packte es aus, indem sie den Bindfaden zerbiß und zerriß, als er nicht nachgeben wollte. Zum Vorschein kam ein schlanker, vornehmer Taktstock aus Ebenholz. Kunstvoll mit Silber eingelegt wanden sich um den Stab die Noten eines Motivs aus Jöns' Oper »Sindbad«. »Kennst du den Text? Es ist die famose Arie von Sindbad — erinnerst du dich? Die uns neulich der Tenor von der Charlottenburger Oper hier vorsang: ‚Die Liebe sei mein letzter Strand — der erste Strand, an dem ich hafte!'« Sie sang die Anfänge der Melodie von den silbernen Noten auf dem Taktstock ab. »Was sagst du dazu? Fein — nicht?«

Edith ließ sich den Stab reichen und ihn gedankenvoll durch ihre Finger gleiten. Daß die Idee dieses Geschenks ihr untergeschoben werden sollte, ging ihr selbst in ihrer jetzigen Verfassung nicht ohne einige Skrupel ein. Auch fühlte sie, daß der Taktstock aus ihrer Hand mit dieser Widmung eine besondere Bedeutung gewinnen müsse. Aber durfte sie sich noch mit solchen Bedenklichkeiten aufhalten? Was hätte ihre liebevoll vorsorgende Mama von neuen Einwänden denken sollen? Sie drückte ihre Anerkennung aus für den feinen Sinn der Gabe, ihre dankbare Bereitwilligkeit, sie zu übernehmen ...

Die Tage bis Weihnachten gingen im Fluge vorüber.

Frau Gisberte hatte von vornherein erklärt: »Den langweiligen alten Zauber mit Tannenbaum und so weiter machen wir nicht mit. Wir feiern den Abend irgendwo mit einem hübschen Dinerchen — auf unsre Art. Mit Hendrik und, falls er uns nicht wie gewöhnlich auskneift, mit Alex.« Geschenke für ihre Person hatte sie sich verbeten: »Ich kann mir ja alles selber kaufen, Kinder! Ihr strengt euch an, und nachher muß ich entzückt sein und danken, das gibt so ein biederes Familiengemälde. Mag ich nicht!« Für Edith wählte sie auf den Gängen in der Stadt aus, was diese sich nur wünschte, und kaufte ihr ohne Wunsch dazu, was lockend in die Augen fiel.

Der Tag des Heiligen Abends erhielt seinen Hauptreiz durch die heimliche Einrichtung von Hendriks Zimmer in der Ansbacher Straße. Nachher gingen Mutter und Tochter nach Hause, um die Wirkung ihrer Überraschung abzuwarten. Mit der hereinbrechenden Nacht überkam es Edith doch wunderlich: die ungewohnte Art, Weihnachten zu feiern oder vielmehr nicht zu feiern, gab ihr ein seltsam leeres Gefühl. Als drüben über dem Spreekanal die Lichter von Christbäumen in den Fenstern aufglommen, hatte sie Mühe, nicht an vergangene Feiertage zu denken: an die letzten daheim, an ihr Turmzimmer, an die behagliche Festunrast bei Hüttemanns. Ein Brief von Agnes, in dem die Alte sich in wehmütigen Erinnerungen erging und schrieb, wie sie ihr »Fräuleinche« vermisse, wollte sie auch in diese Richtung drängen. Und um das Unglück vollzumachen, kam ein Korb mit Delikatessen von Alex, und dabei lag wahrhaftig die unausbleibliche Absage. Eine klägliche Grippe, die er sich bei einem übrigens sehr erfolgreichen Überlandflug zugezogen habe, hindre ihn zu seinem größten Leidwesen, auszugehen ... Frau Gisberte war so empört, daß sie den Delikateßkorb der Dienerschaft preisgab, mit der Weisung an den grinsenden Meo, sich einen vergnügten Abend zu machen. Edith kämpfte mit Tränen.

Aber dann kam Hendrik.

Die Überraschung hatte voll eingeschlagen. Seine Würde hinter sich lassend, stürmte er auf Frau Gisberte los, ergriff ihre Hände, überbot sich in Danksagungen. »Und der Taktstock!« rief er. »Der ist die Krone! Das Konzert dazu hab' ich nämlich auch in der Tasche! Das hat mir die Malvi hinterrücks beschert für Mitte Februar — mit dem Philharmonischen Orchester!«

»So ein Glückspilz!« Frau Gisberte nahm ihn bei den Schultern, drehte ihn gegen Edith. »Da war ja meine Dith mit ihrem Taktstock eine Prophetin!«

»Also — von Ihnen, Edith?! Dafür — dafür muß ich Sie küssen! Einfach küssen!« Hendrik nahm sie ohne weiteres in seine Arme. Sie sträubte sich nicht mehr.

»Aber, Kinder!« Frau Gisberte schlug in naiver Verwunderung die Hände zusammen. »Das sieht mir denn doch bedenklich aus!«

»Soll es auch!« bestätigte Jöns. »Oder soll es nicht?« Ohne Edith loszulassen, begleitete er die Frage an sie mit einer



königlichen Gebärde und summte: »Die Liebe sei mein letzter Strand ...«

Edith nickte kaum merklich mit dem Kopf. Sie wußte nicht, wie ihr geschah. Ihre Einwilligung wurde gepflückt wie ein loses Blatt vom Baum. Hendrik führte sie zu ihrer Mutter. Frau Gisberte küßte sie. Mit einer koketten Zurückhaltung huschten ihre Lippen auch über Hendriks Stirn. Als er diese mütterliche Liebkosung erwidern wollte, schob sie ihn lachend weg.

»Genug, Kinder, genug! Wir fallen ins Rührende! Natürlich bleibt alles unter uns! Schon das Wort ‚Verlobung' — horrible! Epouvantable! ... Nur ein bißchen Sekt darf sein! Meo wird das Auto gerufen haben. Vorwärts!«

Der Heilige Abend fand in der Stadt die angeregteste Fortsetzung.

Mit der Erkrankung, die Alex anführte, um auch am Weihnachtsabend in letzter Stunde sich zu entschuldigen, hatte es seine Richtigkeit. Aber sie war doch noch mehr seelischer als körperlicher Natur. Frau Gisberte hatte es getroffen, als sie im Herbst die ewigen Entschuldigungen mit »Dienst« auf die Dauer als verdächtige Anzeichen nahm.

Der Dienst bei der »fünften Waffe« forderte allerdings den ganzen Mann. Vielleicht hatte der Leutnant, als er sich abkommandieren ließ, sich die Anforderungen kleiner, das Vergnügen größer vorgestellt. Jedenfalls hatte ihm darüber die Freude am Flugwesen bald fortgeholfen. Schon vorher durch den Sport gestählt, machte er sich, so schnell und gut wie einer, die erste Herrschaft über den Drachen zu eigen, bestand die Pilotenprüfung mit Auszeichnung. Doch, wie er schon damals bei Hiller auseinandergesetzt hatte, war mit der erlangten Führerschaft längst nicht die Hälfte getan. Nur die fortgesetzte Übung lehrte die Bekanntschaft mit den hundert immer neuen Schwierigkeiten der Steuerung, des Landens, der Witterung, und möglichst viele Fernflüge förderten ihre Bewältigung. Eine Menge praktischer und theoretischer Kenntnisse mußten daneben erworben werden: außer denen der Maschinentechnik die des Kompasses und der Wetterkunde, ganz zu schweigen von der besonderen militärischen Ausbildung. Ging auch Alex' erste Neigung mehr auf das Ziel vollendeter Flugzeugführung — er hätte nicht der Sohn seines Vaters sein müssen, wenn ihn nicht doch mehr und mehr die geistigeren Künste des Beobachters noch ausschließlicher gefesselt hätten. Dazu galt es, sich neben der Handhabung des Doppelglases, dem Photographieren und Kartenlesen mit strategischen Dingen vertraut zu machen, mit all dem, was die Meldung für den Aufklärungsdienst wertvoll macht. Auch diese Studien begann Alex mit Eifer und Erfolg zu betreiben. Man war an entscheidender Stelle mit ihm zufrieden; sein Name gewann Klang unter den Fachleuten; sein Kommando wurde anstandslos verlängert, ihm sogar nahegelegt, als Lehrer ganz zur Fliegertruppe überzutreten.

Wären nur nicht dieser günstigen Entwicklung Verhältnisse entgegengetreten, die seine so verheißungsvoll begonnene Laufbahn je länger je mehr bedrohten.

Sein Stern oder Unstern führte ihn bald nach seiner Übersiedlung nach Berlin mit seiner Reisebekanntschaft vom vergangenen Dezember zusammen, jenem Herrn von Wulffenberg, dessen rotblonde Tochter seiner Aufmerksamkeit so herausfordernd widerstanden hatte. Er traf den Herrn mit dem prachtvollen Zwickelbart und dem blendend blanken Schädel in einem vergnüglichen Lokal in der Friedrichstadt. Der Leutnant war eigentlich dort, um sich von dem Berliner Nachtleben, das ihm aus der Ferne als verführerische Ausspannung vorgeschwebt hatte, sich aber in der Nähe als unverträglich mit seinem strengen Beruf erwies, zu verabschieden. Gleichwohl — das Wiedersehen mußte begossen werden. Alex ließ sich auch zu einem Besuch bei den Herrschaften bewegen, der ihm ja schon vor Jahresfrist nahegelegt worden war. Es stellte sich heraus, daß er gar nicht weit zu gehen brauchte, um sein Versprechen auszuführen. Seine Wohnung lag, mit Rücksicht auf die Verbindung mit Döberitz, unfern dem Lehrter Bahnhof am Alexanderufer. Die Wulffenbergs wohnten am Kronprinzenufer. In möbliert gemieteten, nicht ganz tadellosen Räumen, aber mit großer Herzlichkeit wurde er von dem »Baron« — so ließ sich Herr von Wulffenberg von aller Welt heißen — aufgenommen und seiner Tochter Betty zugeführt, deren Willkomm



um einen Grad wärmer war, als es die Begegnung vom vorigen Winter erwarten ließ.

Der Baron ließ Alex nicht wieder los. Und Bettys Anziehungskraft wirkte mit. Die Schwester des Herrn Wulffenberg — seltsame Fügung! — hauste auf demselben dritten Stock wie ihre Verwandten, in der Wohnung gegenüber. Frau Schröder-Woldau, Witwe eines Majors a. D., vermietete Zimmer an einzelne auserlesene Herren: ihr Glanzstück war ein Legationssekretär von der peruanischen Gesandtschaft, derzeit verreist. Es dauerte nicht lange, und Alex ließ sich bereden, seinen Wohnsitz zu der Majorin zu verlegen. Einmal Wand an Wand mit den Wulffenbergs konnte es nicht ausbleiben, daß er binnen weniger Wochen in eine Intimität mit ihnen verwickelt war, von der er sich nichts hatte träumen lassen. Der Dienst und die Studien beschränkten ihn sehr in seiner freien Zeit; was davon übrigblieb, gehörte bald nur Betty und ihrem Vater. Die Majorin trat seltener in seinen Gesichtskreis: das Zimmer mit seinem Blick auf die Spree und auf das dort so lebhafte Schiffs- und Güterwesen, auf Bahnhof, Güterschuppen, Kolonialmuseum war leidlich, nur die Bedienung ließ zu wünschen übrig; Wünsche und Klagen prallten an Frau Schröder-Woldaus lächelnder, zeitweise erstaunlich starker Schwerhörigkeit ab. Um so zugänglicher und geselliger war der Baron. Er und Betty ließen sich liebend gern ausführen. Daß der Leutnant dabei die Zeche bezahlte, war Ehrensache. Ebenso daß er gelegentlich mit kleinen Anlehen aushalf, weil der schuftige Verwalter, der die russischen Güter Wulffenbergs betreute, in seinen Sendungen unregelmäßig war. Wesentlicher war, daß Alex — wenigstens nach den Versicherungen des Barons — in der Gunst der Tochter Fortschritte machte wie kein Sterblicher vor ihm. Sie selbst freilich ließ sich dies nur gelegentlich merken; wenn sie wollte, war sie berückend zutraulich und nahm sich kleine Freiheiten: ein leises Anlehnen, einen verstohlenen Händedruck, ein zartes Klopfen auf die Schulter waren hoffnungerweckende Kundgebungen; öfters aber und zumal dann, wenn Alex aus solchen Freundschaftsbezeugungen Rechte der Erwiderung ableiten wollte, hüllte sie sich in eine stolze Sprödigkeit, die sie nur noch begehrenswerter machte.

Nicht ohne Schrecken sah sich Alex in diese immer innigere Abhängigkeit geraten. Es blieb ihm nicht verborgen, daß Herr von Wulffenberg, so kavaliermäßig er in seinem ebenrandigen Zylinder, in Lackschuhen und Gamaschen wirkte, doch bei näherer und längerer Betrachtung nicht so ganz Stich hielt. Erkundigungen, die er einzog, Andeutungen, die ihm ohne Hinzutun wurden, zeigten Persönlichkeit und Vergangenheit des Barons in einem Helldunkel, in dem nicht nur die russischen Güter, sondern auch Geschäfte, die ihn häufig aus dem Hause führten und mit seiner fabelhaften Beschlagenheit im Renn- und Wettwesen zusammenhingen, nicht die sichersten Umrisse hatten. Einmal so weit im klaren, hätte er den Vater gern drangegeben, aber eine leidenschaftliche Verblendung, die er mit Regungen des Herzens verwechselte, fesselte ihn an die Tochter. Während der gefährliche, die volle Energie des Mannes fordernde Dienst als Flieger sein Wesen festigte und reifte, begann die Sklaverei, deren er sich nicht zu erwehren wußte, ihm allen Halt zu rauben. Was sollte werden? Eine ernsthafte Verbindung mit Betty Wulffenberg, eine Heirat, war — daran durfte er, auch ohne seine Nachforschungen weiterzutreiben, nicht zweifeln — gleichbedeutend mit dem Verzicht auf die Offizierslaufbahn. Was von Rauterschem Geist in ihm war, sträubte sich gegen jede solche Möglichkeit. Zumal jetzt, wo er bei seiner neuen Waffe eine nie gefühlte Befriedigung empfand, mit Leib und Seele Soldat war. Und doch spürte er, wie mit unheimlicher Bestimmtheit der Zeitpunkt näherrückte, wo er zu wählen hatte. Es war genau der Punkt, wo sein aufreibender Dienst sich nicht mehr mit der vergnügungssüchtigen Lebensweise vereinigen ließ, in der die Wulffenbergs heimisch waren. Schon jetzt mußte er, um beiden gerecht zu werden, manchmal übermäßige Nervenkraft zusetzen. Was wurde am Scheideweg? Es schien ihm unmöglich, sich von Betty loszureißen. Wenn er das ebenso Unmögliche tat, wenn er abging — sein väterliches Vermögen, das zu einem Teil in dem unverkauften, weil bisher unverkäuflichen Haus an der Panoramastraße steckte, warf eine Zulage für ihn ab, aber

nährte keine Familie. Er dachte sehr günstig über die freie Denkungsart und die Freigebigkeit seiner Mutter, aber sie um größere Opfer anzugehen, zumal wo er eben gegenwärtig sich durch sein Fortbleiben nicht bei ihr Liebkind machte, war ihm ein übler Gedanke. Als Beruf, den er ja doch in keinem Fall entbehren konnte, bot sich ihm — immer unter der aberwitzigen Voraussetzung seines Abgangs — nur der außermilitärische Flugsport. Würde er dabei das nötige Glück haben? Würde er sich eine Stellung schaffen können wie die Wenigen, die in Ruhm und Gold schwammen? ... Herr von Wulffenberg war allerdings felsenfest davon überzeugt. War es Zufall, oder erriet er die Kämpfe, die in dem jungen Manne vorgingen — er bearbeitete ihn durchaus in dieser Richtung. Zart deutete er an, daß er die Militärfliegerei nicht für die wünschenswerte Ausnützung einer so ausgesprochenen Begabung hielt, wie es die seines jugendlichen Freundes war. Er wußte mit allerhand Zahlen und Beispielen aufzuwarten, die seine Ansicht lichtvoll unterstützten, und Betty war gelegentlich seine Bundesgenossin, indem sie abfällige Äußerungen über die Offizierslaufbahn hinwarf, die sie unbequem und unfrei finden wollte ...

Noch hatte es Alex vermieden, mit unzweideutigen Absichten auf Fräulein von Wulffenbergs Hand vorzutreten. Er hatte noch gar keine Absichten. Wie seine Schwester Edith ließ er sich treiben, suchte der letzten Klarheit, solange es nur immer anging, auszuweichen. Wenn er auf halsbrecherischer Fahrt seine Taube gegen Wind und Wetter steuerte, konnte er auf viele Stunden all diese Sorgen und Widerwärtigkeiten vergessen. Droben in der himmelhohen Luft, im Schaukeln und Rattern, wurde ihm die Seele freigeblasen. Der Gefahr sah man ins Gesicht und bannte sie. Die Gefahr in seinen und den Wulffenbergschen Wänden war schleichend und heimtückisch. Und sie bannte ihn, ehe er sich's versah.

Die Erkältung, die ihn über Weihnachten bei sich zu Hause festband, brachte es ganz von selbst mit sich, daß der Baron den lieben Kranken unterhielt und Betty ihn pflegte. Beides geschah mit solchem Erfolg, daß am dritten Feiertag bei Wulffenbergs die Wiederherstellung des Leutnants gefeiert werden konnte — mit einem Glas Punsch, das sich im Laufe des Abends vermehrfachte. Es wurde Alex nie klar, ob er aus dankbarer Rührung aus diesem Anlaß seiner Pflegerin eine offizielle Liebeserklärung gemacht hatte. Nur so viel stand unerschütterlich fest: von diesem Abend leiteten der Baron und Betty die Rechte des künftigen Schwiegervaters oder der zukünftigen Gattin mit stillschweigender Sicherheit ab und machte sie geltend.

Es half Alex nichts, daß er mit einer verzweifelten Kraftaufwendung dem Unabwendbaren sich entziehen wollte. Es half ihm nichts, daß er, um seine vermeintliche Freiheit zu behaupten, auf den Ausweg verfiel, sich zwischen Weihnachten und Neujahr einige Tage völlig unsichtbar zu machen und bei einem Kameraden in Spandau, der verreist war, Quartier schund. Als er zu Silvester ans Kronprinzenufer zurückkehrte, taten die Wulffenbergs nur noch sicherer als zuvor: der Baron glänzte von väterlicher Nachsicht; Betty schmollte und schalt ihn untreu und undankbar, und die Versöhnung brachte, noch ehe die Glocken das Jahr 1914 einläuteten, das noch immer verhütete herzliche Schmollis ...

Alex trat den Neujahrstag in der unseligsten Gemütsverfassung an. Er suchte vergleichende Erinnerungen zu umgehen. Sie stellten sich ungebeten trotzdem ein. Genau vor einem Jahre war ihm auch katerhaft zumute gewesen. Die Küsserei mit Irmgard nach dem Ball bei Bleibergers war vorausgegangen. Eine mulmige Sache mit wehmütigem Schimmer. Aber was im Vergleich mit seiner Stimmung von heute?! Wie leicht hatte er es damals mit etwaigen Verpflichtungen genommen, und die Zwirnsfädchen, die ihn allenfalls halten konnten, nachher auch richtig abgeschüttelt. Diesmal saß er drin bis an den Hals und glaubte sich als anständiger Kerl mit Seilen festgebunden wie Simson. Gab es so etwas wie ausgleichende Gerechtigkeit? Stillwaltendes Verhängnis und so weiter? Besser, nicht dran denken! ... Nachher das Gewitter mit dem Vater, die Abreise Hals über Kopf. Was hätte der alte Herr erst zu der neuesten, allerneuesten »Veränderung«, die seinem Sohne bevorstand, für Augen gemacht! Eigentlich — ein ganzer



Mann und Soldat war er doch gewesen! Und wie sie, zumal hierzuland, von ihm und seinen Schriften sprachen, man hätte stolz drauf werden können ... Es wäre da Verschiedenes zu berichtigen; man hatte in der Stille selber ein bißchen umgelernt ... Besser nicht dran denken! — Donnerwetter! Und nun sollte das Ende — der Abschied von der Laufbahn sein, die man sich mit dem schönsten, nicht mehr gutzumachenden Krach erzwungen hatte! Unerhörte Blamage! ... War denn nirgend ein Durchkommen? Ein Ausweichen? Nirgend! Festgeleimt! Nur den Brei auslöffeln, den man sich angerührt hatte — einzige, verdammte Pflicht und Schuldigkeit! ...

Ein Neujahrsbesuch am Lützowufer war notwendig, nicht aufzuschieben. Ob er dort die Sache mal anschnitt? Er mußte ja doch mit seiner Mutter darüber reden. Mit wem denn sonst? Überhaupt — mit jemand reden! ... Aber wie angreifen? Nett hatte er sich da vorgearbeitet! Hatte Frau Gisberte gegen sich aufgebracht durch das ewige Absagen und Sichdünnemachen! Und wollte jetzt mit vertraulichen Bekenntnissen anfangen! Zu dämlich, wie er dastehen würde! Edith hatte er auch so schimpflich vernachlässigt. Effektive Schmach und Schande! Besser nicht dran denken; geradeaus und durch ...

Für Neujahr blieb dem Leutnant das »Anschneiden« der Sache erspart. Er traf am Lützowufer niemand daheim. Die Herrschaften waren selbst unterwegs. Es war ihm lieb und leid. Die Galgenfrist hatte das Gute, daß sein Zutrauen sich bestärkte. Er wiederholte sich alle Vorzüge von Frau Gisberte. Die Leute, mit denen sie sich umgab, die Musikonkels und Musiktanten, waren nicht nach seinem Geschmack. Das schadete nichts. Jeder nach seiner Fasson. Im übrigen war und blieb sie eine großartige Frau. Von Welt und weitem Blick. Kleinlich würde sie nicht sein ... Und sie war seine Mutter! Es tat ihm gut und wärmte ihm das Herz an, sich das zu vergegenwärtigen und darauf zu bauen. Sie war die nächste dazu, ihn zu verstehen und ihm beizuspringen ...

Die Wulffenbergs, so geduldig und zartfühlend sie im alten Jahr gewesen waren, im neuen drängten sie und pochten auf ihre verwandtschaftlichen Ansprüche. Der Baron verdoppelte seine Anspielungen und Ratschläge. Betty wechselte in beschleunigtem Zeitmaß zwischen Zutunlichkeit, entsagungsvollem Augenaufschlag, ungnädiger Kühle. Sogar die Majorswitwe mischte sich ins Spiel: auf eine berechtigte Klage wegen ungenügenden Einheizens betonte sie neben den teuren Kohlenpreisen die familiären Rücksichten, die man sich schulde. Die Einkreisung war vollkommen.

Mitte Januar gelang es Alex — nach mehreren vergeblichen Versuchen, durch den Fernsprecher die seiner Mutter genehme Stunde zu erfahren — endlich doch, zu ihr vorzubringen.

Frau Gisberte empfing ihn in ihrem indischen Zimmer sehr zurückhaltend. Sie saß auf dem Diwan inmitten ihres ostasiatischen Raritätenkabinetts, der Götzen, die aus Ecken, aus Schränkchen, von Bordbrettern grinsten, der hundertförmigen Gefäße, der Schmuckstücke aus Speckstein, der elfenbeinernen Nachbildungen von Buddhatempeln, der alten schwarzweiß getuschten chinesischen Breitmalereien an den Wänden. »Eine fabelhafte Ehre, dich zu sehen!« Sie bot nur die Fingerspitzen, lud ihn nur obenhin zum Sitzen ein.

Der Leutnant erging sich eine Weile in Entschuldigungen, die sie endlich mit einer Handbewegung abtat.

»Wenn du nicht mehr weißt, lieber Junge — dazu ist die Zeit zu schade!«

»Ich kann mir ja denken, Mama,« erklärte Alex mit möglichstem Humor, »daß dich meine Ausflüchte nicht recht befriedigen.«

»Ausflüchte! Aha! Jetzt kommen wir schon weiter!« Frau Gisberte zog die Brauen hoch.

»Ich bekenne, daß meine Position schwach ist. Schlechte Deckung für schweres Geschütz!«

»Bitte, ohne Deckung loszufeuern!«

»Na — ich — ich — also —« Er lächelte verzweifelt. »Es geht mir schlecht. Das heißt, nicht eigentlich schlecht!« Er schob sich auf dem zwerghaften Stühlchen, das er innehatte, her und hin. »Ich bin in einer — sagen wir kniffligen Lage. Es sind da gewisse Umstände —«

»Sind es Schulden?«

»Nein. Um es kurz zu sagen —« Alex zog und drückte an seinem Uniformkragen,



als müßte er die Kehle freibringen. »Ich — ich möchte mich nämlich verheiraten!« würgte er hervor.

»Ver—hei—ra—ten?« Frau Gisberte betonte Silbe für Silbe und bog sich vor, wie wenn sie sich verhört hätte. »Du gehst aufs Ganze! Schweres Geschütz — das muß ich dir lassen!«

Er war schon zufrieden, daß es nur heraus war. So gut er vermochte, entwickelte er seine Beziehungen zu den Wulffenbergs, umging Einzelheiten, stellte vielmehr im allgemeinen Vater und Tochter als vorzügliche Menschen hin. Es würde allerdings bei Betty, wie er annehmen müsse, mit der Kaution hapern. Herr von Wulffenberg sehe ohnedies nicht gut zur militärischen Fliegerlaufbahn; auch die Tochter wünsche, daß er sich freier betätige. Alex sprach von den glänzenden Aussichten der Sportfliegerei, gab zu verstehen, daß er nicht übel gesonnen sei, sich selbständig zu machen, den Militärdienst aufzugeben und dazu um den mütterlichen Rat, um Verständnis und Hilfe bitte.

Frau Gisberte hörte ihn ohne Unterbrechung an. Nur ihre kleinen Füße spielten vielsagend auf dem Teppich, und ihre Augen begleiteten mit einer nervösen Aufmerksamkeit das Spiel. Nur einmal blickte sie auf: als er die Absicht erwähnte, seinen Abschied zu nehmen. Es glitt wie Genugtuung über ihre Züge. Ihre Gedanken, die sonst nichts weniger als munter waren, hatten den Obersten gestreift.

Sie ließ geraume Zeit verstreichen, auch noch als Alex fertig war. »Also — dahin ist es mit dir gekommen, mein Junge!« sagte sie dann. »Du gestattest doch, daß ich mir die Sache so auslege wie sie ist?« Sie sah ihn höchst mitleidig an. »Deine Wulffenbergs sind eine ziemlich fragwürdige Gesellschaft, wie?«

»Mama, ich bitte dich —«

»Laß mich ausreden! Du bist selbst davon durchdrungen, daß du den nötigen Konsens für die Verbindung nicht erhältst. Daher die Begeisterung für die Sportfliegerei. Ich mache mir ein ganz scharfes Bild! — Was ich davon halte? Du hast deinen freien Willen. Wenn du diese Person heiraten willst oder mußt —«

»Ich muß dich wirklich bitten —«

»Ich sage: wenn es so sein soll, ich hindere dich nicht. Aber erwarte bitte von mir nicht die geringste Unterstützung. Ich wünsche die Herrschaften nicht kennenzulernen. Wundre dich auch nicht, wenn du in Zukunft etwa bei mir verschlossene Türen finden solltest! Nicht gerade für dich — aber ich nehme an —«

Alex erhob sich schnellend. »Ist das — dein Ernst?« Er starrte Frau Gisberte an. Wenn er sich auch auf einigen Widerstand hatte gefaßt machen müssen: in dieser Form, so kühl und schroff, hatte er ihn nie erwartet. Hinter seiner saloppen Darstellung verbarg sich ernste Bedrängnis, eine Not, für die er zum mindesten das leiseste Mitfühlen erhoffen durfte. War das die Sprache einer Mutter? Der Oberst hatte ihn oft genug abgekanzelt, daß er sich dumm vorkam und empörte ... Aber das war schlimmer, schlimmer ...

»Mein voller Ernst,« erwiderte Frau Gisberte gelassen. »Hattest du je etwas andres von mir erwartet?«

»Allerdings. Zum mindesten — dachte ich —«

»Ne, ne! Gefühlvoll kann ich das nicht nehmen. Das Gefühlvolle liegt mir auch nicht.«

Er stand da — mit kaltem Wasser begossen. Er dachte jetzt gar nicht an seine verfahrene Lage. Nur die Enttäuschung, die sie seinem Zutrauen, seiner bei aller von ihm bewiesenen Vernachlässigung ehrlichen Hochschätzung bereitete, die barsche Gewißheit, statt mütterliches Verständnis die gleichgültigste Abweisung zu finden — all das verursachte ein merkwürdiges Prickeln in der Herzgegend. Er wandte sich zerstreut zum Gehen.

»Willst du nicht nach Edith sehen? Sie war krank. Lag oder liegt noch zu Bett.«

»Krank?« fragte Alex gedankenlos, nur halb betroffen.

»Seit über einer Woche! Kein Mensch weiß, was ihr eigentlich fehlt. Der Arzt auch nicht. Bleichsucht. Ein bißchen Fieber. Müdigkeit. Eine langweilige Geschichte!« Frau Gisberte warf es mißvergnügt hin.

Ohne sich weiter zu äußern, nach einer schwachen Verbeugung, ging der Leutnant aus dem Zimmer ...

Frau Gisberte wollte ihm nachrufen. Falls sich die Angelegenheit mit Geld ins

Paul Schroeter: Am Gartentor

Zu dem Aufsatz »Paul Schroeter« von E. F. Kullberg

reine bringen ließe, war sie zu einem Opfer bereit. Doch sie unterließ den Vorschlag. Mochte er sehen, wie er allein fertig wurde! Sie war nicht aufgelegt, ihm noch lange zuzureden. Ah — die beiden Kinder! Nachgerade fingen sie an, einem unbequem zu werden. Nun kam auch der Junge noch mit dieser unglaublich dummen Geschichte! War es nicht schon genug, daß Edith sie mit ihrem unnötigen Herumkränkeln verdroß? Davon nahm Jöns den Anlaß, sich tagelang nicht blicken zu lassen. Überhaupt Hendrik! Das war das fatalste Kapitel. Seit er Edith gewissermaßen in der Tasche zu haben glaubte, war er nachlässiger als je. Hatte sie sich da am Ende doch verrechnet? ...

Inzwischen hatte Alex es doch nicht über sich gebracht, zu gehen, ohne sich näher um Edith zu kümmern.

Sie lag auf ihrem Sofa. Schon von weitem streckte sie dem Bruder die Hand entgegen. »So eine Überraschung! Das ist lieb, daß du auch mal nach mir siehst.« Sie lächelte, ihr Gesicht war viel blasser als sonst, und die Augen blickten noch matt.

»Was muß ich von dir hören, Kleines? Das sind ja saubere Sachen! Legt sich auf die Nase!« Alex wollte einen lustigen Ton anschlagen, wenn ihm auch nicht danach zumute war.

»Ach, es ist nicht der Mühe wert!« versicherte Edith. »Zu dumm! Der Arzt sagte, ich hätte mich wohl etwas übernommen im ersten Winter. Ich müßte mich erst an das Berliner Leben gewöhnen. Gleich nach Neujahr fing es an. Schwindel, Fieber und all so was. Jetzt bin ich aber schon fast wieder auf dem Damm. — Du warst schon bei Mama?«

»Ich komme von ihr.« Alex hatte sich einen Stuhl in Ediths Nachbarschaft gerückt und setzte sich.

»Hat sie von mir gesprochen?« fragte Edith. »Weißt du, sie ist mir fast böse, daß ich nicht wohl bin. Sie glaubt mir gar nicht recht, daß mir etwas fehlt. Kranksein paßt ihr nicht. Und ich kann doch nichts dafür!«

»Es paßt ihr wohl überhaupt nicht, wenn eins von uns —« Alex besann sich und verschluckte den Rest des Satzes, den er sich hatte entschlüpfen lassen wollen.

Doch Edith war schon aufmerksam geworden. »War denn etwas zwischen euch? Sie hat dich sicherlich ausgescholten, weil du dich so selten sehen läßt?«

»Ja, ja. Auch das ...«

Es entging ihr nicht, daß ihn etwas bedrückte, von dem er nicht reden wollte. Sie mochte nicht weiter in ihn dringen. »Wir sollten uns ja auch öfter sehen, Alex!« sagte sie nach einer Pause. »Ich dachte gerade auch in letzter Zeit viel an dich. Wenn man so still liegen muß, weißt du ...« Sie schwieg wieder. Sie hatte die Wahrheit gesagt. Alex wußte ja noch nicht einmal um ihre »Verlobung« mit Hendrik. Ihm durfte und brauchte es doch nicht verschwiegen zu bleiben. Halb und halb hatte sie gehofft, Frau Gisberte hätte ihn eingeweiht. Offenbar war es unterblieben. Davon anzufangen, selber, brachte sie nicht über sich. Es war ihr überhaupt so schwer ... Und doch sehnte sie sich, mit jemand darüber sprechen zu dürfen. »Wir zwei — du und ich — sollten gut zusammenhalten!« kam es nachdenklich über ihre Lippen.

»Sollten wir!« stimmte der Leutnant bei, während er in seine Mütze starrte.

»Sobald ich wieder ausgehen darf, komm' ich mal mit dir hinaus nach Döberitz und seh' mir euren Fliegerpark und euer Flugfeld an. Und —«

»Schön. Schön. Aber laß es nicht zu lange dauern, Edith! Es könnte sonst sein, daß —«

»Du willst doch nicht sagen, daß dein Kommando schon bald um ist? Und du wieder von Berlin fort mußt? Das wäre —«

»I wo!« unterbrach er sie, als er gewahr wurde, daß sie sich erregte. »Ich meine nur — Ach was! Dummes Zeug!« Er stand auf. »Versteht sich, daß ich mich freue, wenn du mal rauskommst.«

»Wenn es sich nicht machen läßt, besuch' ich dich mal in deiner Wohnung.«

»Hm! Auch sehr nett. Bin nur nicht leicht zu treffen.« Er machte eine noch bedenklichere Miene. »Jedenfalls — laß mich's vorher wissen. — Auf Wiedersehen denn! Und gute Besserung! Halt dich dran!« Es sollte wieder forsch klingen; er lächelte, stellte aber auch ohne Spiegel fest, es müsse »verteufelt mies« herausgekommen sein ...

Als er draußen war, schüttelte Edith den



Kopf. Was hatte er nur? Es war mit Händen zu greifen, daß ihm etwas auf dem Herzen lag. Er hatte sich mit Frau Gisberte gestritten. Was ging da vor? Sein Besuch war mehr besorgniserregend als erfreulich ausgefallen ... Edith, die sich die Zeit über aufgestützt hatte, lehnte sich wieder in die Kissen zurück. Nun auch das noch! Und sie hatte doch mit sich genug zu tun! Das Kranksein wäre nichts gewesen. Aber alles war nicht, wie es sein sollte. Sie hatte nicht ohne Grund über ihre Mutter geklagt. Frau Gisberte sah sehr unregelmäßig nach ihr, und wenn, so machte sie aus ihrer Ungeduld kein Hehl. Gerade im Januar krank zu werden, wo so viel los war! So eine Ungeschicklichkeit! War es ein Wunder, wenn Hendrik sich gelangweilt fernhielt? Du lieber Gott: er hatte sein Konzert vor sich; er übte acht, neun Stunden am Tag, probte mit dem Orchester — sollte er die paar Augenblicke, die ihm übrigblieben, damit zubringen, wehleidige junge Mädchen zu pflegen? ... Frau Gisberte gab diesen Vorwürfen meist einen spaßhaften Anstrich, oder wollte es tun. Edith fühlte nur zu bitter, wie ernst sie gemeint waren. Als ob Hendriks Verhalten sie nicht selbst oft und schmerzlich genug beschäftigt hätte! Einmal hatte er während ihrer Erkrankung, so wie Alex, neben ihrem Sofa gesessen — ganze fünf Minuten lang; und noch einmal hatte er im Fernsprecher sich nach ihr erkundigt, als er sowieso aus anderm Grunde anklingelte. Nicht nur die ungewohnte, unruhvolle Art des Berliner Lebens hatte sie so erschöpft: die innere Aufregung, die dem endgültigen Einverständnis mit Frau Gisberte, mit Hendrik vorausgegangen war, wirkte mit. Der Entscheidung am Weihnachtsabend war nach einer kurzen Frist krampfhaften Glücklichseins das Versagen der Kraft gefolgt. Dies Versagen war begleitet von einer seelischen Niedergeschlagenheit, von einem quälenden Unglauben an das Glück, in das sie sich mit geschlossenen Augen hineingeworfen hatte, und in den ersten Tagen ihres Krankseins war sie in einem Weinkrampf untröstlich an Frau Gisbertes Hals gehangen, hatte ihre angstvollen Zweifel gestanden — daß sie neben Jöns zu unbedeutend und schwach sei — war mit Späßen und launigen Einfällen wie mit Zuckerplätzchen abgespeist worden. Hendriks gleichgültiges Benehmen war nur dazu angetan, sie von neuem in jenem Unglauben zu bestärken und ihre Genesung aufzuhalten. Auch wenn sie seinem Genie, seinen Vorarbeiten auf das Konzert noch so viel zubilligte, wenn sie in ihren Ansprüchen noch so bescheiden sein wollte — war das eine Liebe, von der sie ihr ganzes Leben lang zehren konnte? War das überhaupt ... Nein, sie durfte nicht bitter, nicht ungerecht sein! Redlich strengte sie sich an, verteidigte sie Hendrik und Frau Gisberte gegen die Angriffe, die das einsame Grübeln und Stilliegen in ihr aufweckte. Gewiß waren sie nur die natürliche Folge des Alleinseins, der krankhaften Schwäche. Wenn sie nur erst wieder gesund war, verflogen die Grillen! —

Edith wurde gesund. So rechtzeitig, daß sie sogar in den letzten Januartagen zu ihrer eignen und Frau Gisbertes Befriedigung ihren ersten und dazu gleich bedeutendsten öffentlichen Ball in Berlin mitmachen konnte: den »Presseball«.

Der Rittmeister hatte für eine vortreffliche Loge auf der Galerie gesorgt: dort saß sie mit Gerland und ihrer Mutter und schaute verwundert hinunter in das mächtige, noch immer wachsende Gewühl von schönen, üppigen Frauenkleidern, Uniformen, ordengespickten Fräcken, das im weiten, mit Blumen und niederhängenden kostbaren Teppichen geschmückten Saal des Zoologischen Gartens auf und ab wogte. Der Reichskanzler war da, die Minister, europäische und exotische Gesandte. Berühmtheiten ohne Zahl aus der schreibenden, musizierenden, malenden, bildhauernden Kunstwelt — die Bühnensterne nicht zu vergessen. In ihren gesonderten Logen stellten sie sich lachend und plaudernd der gaffenden Menge der weniger Unsterblichen zur Schau. Der Rittmeister war der richtige Mann, um sie namhaft zu machen und mit Randbemerkungen zu versehen. Irgendwo, in einer Gruppe von Seeoffizieren, glaubte Edith auch Hellmut von Baudius zu sehen. Sie mußte sich täuschen. Wie hätte er den Weg in dieses Getümmel finden sollen? ... Die Malvi war da: umschwärmt von viel Volk saß sie, die Hannemann hinter sich, in der Künstlerloge, schräg drüben in der Parterregalerie. Hendrik Jöns stand mit Vorliebe



hinter ihrem Sessel oder doch in der Nähe. Obwohl ihm bei oberflächlichstem Umblick Frau Gisberte und Edith nicht entgehen konnten, dauerte es geraume Zeit, bis er die grüßenden Winke der Damen beachtete und erwiderte. Noch länger, bis er sich zu ihnen heraufbemühte, am Tisch erschien.

Er trug sich stolzer denn je. Der Frack machte ihn größer, stattlicher. Seine Züge und Gebärden waren auf die lässige Würde des angehenden großen Mannes gestimmt. Die Haare umwallten ihn in gezähmten, leichtgekräuselten Wellen. Viel beansprucht, wie er war, wollte er kaum Platz nehmen. Seine Augen waren nicht bei seinen Worten.

»Darf ich wagen, Maestro,« fragte der Rittmeister mit übertriebener Höflichkeit, »Ihnen ein Glas Sekt anzubieten?«

»Bitte! Ich habe zwar Fräulein Malvi versprochen —«

»Hendrik,« fiel Frau Gisberte sehr nachdrücklich ein, »Sie werden uns nicht gleich wieder versetzen! Das verbitt' ich mir schönstens! Sie werden Edith und mich zum mindesten einmal durch die Säle führen!«

»Wir haben ja noch Zeit. Später bin ich wieder zu Ihrer Verfügung. Ich soll einigen Herren von der Königlichen Oper bekannt gemacht werden. Und einem Hoftheaterintendanten, der sich für meinen ‚Sindbad' interessiert. Fräulein Malvi —«

»Fräulein Malvi hier, Fräulein Malvi da!« erboste sich Frau von Martiz, was sonst in Gegenwart Dritter nicht ihr Fall war. »Schön und gut! Aber man verleugnet deshalb nicht seine besten Freunde! Edith denkt wie ich, nicht wahr?«

Edith dachte allerdings ungefähr dasselbe. Aber die Auseinandersetzung war ihr unangenehm. Sie wich einer Antwort aus.

»Vorausgesetzt, mein lieber Herr Jöns,« mischte sich dafür der Rittmeister ein, »daß Sie nicht sämtliche Tänze schon vergeben haben — an Fräulein Malvi und ähnliche junge Mädchen —, erwarte ich dringend, daß Sie und Fräulein Edith uns mal was vorwalzen! Oder tanzen Sie nicht gern, Fräulein Edith?«

»Oh, das schon! Sogar sehr gern!« entfuhr es ihr lebhaft. Sie tanzte gern, hatte neiderfüllt den Paaren zugesehen, die drunten zu den Klängen rauschender Musik sich schoben und drehten. »Aber ob Hendrik will?« setzte sie zweifelnd hinzu. Sie blickte ihn von der Seite an. Es war wie eine schüchterne, liebenswürdige Bitte. Nahe genug lag es, daß er nicht nein sagte, und schon eine einzige Runde hätte sie froh und stolz gemacht. Sich einmal mit ihm zu zeigen, wie es ja eigentlich ihr Recht war; zu fühlen: Ihr wundert euch, aber wie würdet ihr euch erst wundern, wenn ihr wüßtet ...! Vielleicht war es kindisch von ihr, so zu wünschen, aber sie wünschte es sich.

Jöns leerte hastig sein Glas, setzte es nieder. »Tanzen? So öffentlich wie hier? Möchten Sie das wirklich, Edith? Offen gestanden, ich käme mir lächerlich vor. Es ist übrigens auch gar kein Vergnügen — in diesem Gedränge!«

»Himmel noch mal!« brummte der Rittmeister. »Wenn ich nicht neben Ihnen eine gar zu abschreckende Figur machte, ich käme mir lächerlich vor, mit Ihnen *nicht* zu tanzen, Fräulein Edith!«

»Hendrik hat schon recht!« kam inzwischen Frau Gisberte ihrem Schützling zu Hilfe. »Wir können ihm das nicht zumuten. Aber promenieren soll er mit uns!« Sie stand auf. »Lieber Gerland, Sie bleiben uns doch treu — und hüten solange den Tisch? Kommen Sie, Hendrik!« Sie ließ Jöns gar keine Zeit, sich zu äußern, sondern ging voran.

Edith wäre am liebsten zurückgeblieben. Die kurze Abfertigung, die ihre Tanzlust erfahren hatte, dämpfte ihr Vergnügen.

Die Treppen, die von der Galerie zum Saal niederführten, waren mit Menschen so überbesetzt, daß kaum ein Durchkommen war. Unten wurde das Geschiebe der Stehenden und Gehenden, der Schauenden, Schwatzenden und Tanzenden erst recht lebensgefährlich. Es dauerte nicht lange, so hatte Hendrik, der den Führer machen sollte, sich verloren: Frau Gisberte und Edith sahen sich allein inmitten des summenden Gedränges, des Gemisches von Farben und Gesichtern. Eine Weile ließen sie sich forttragen, wohin es ging. Dann flüchteten sie sich in einen Vorsaal, wo sie dem Maler Munzinger in die Hände liefen. Der Mann mit der roten Tolle schien nur auf Opfer gelauert zu haben, an denen er seine Entrüstung auslassen konnte. Längs der Wand hingen nämlich die bei seinen



Kollegen statt bei ihm angekauften Bildergewinne der Tombola, die er den Damen stückweise zuschanden schimpfte. Frau von Martiz, durch Hendriks Verschwinden ohnehin gereizt, lachte ihn ärgerlich aus. Nun gerade nahm sie am Glücksrad für sich und Edith eine Handvoll Lose, übergab sie Munzinger mit dem Auftrag, sie auszusuchen und etwaige Gewinne einzulösen. Während der verdutzte Maler auf das Häufchen Lose in seinen gehorsam zusammengewölbten Händen stierte, entkam sie mit Edith.

Sie durchschritten die Nebensäle mit ihren endlosen Reihen von Tischen und tafelnden Menschen, die man nicht kannte. Frau Gisberte wollte eben verdrießlich umkehren, als Edith aufmerksam nach einem entfernten Tisch blickte.

»Ist das nicht — Alex, der dort sitzt?« fragte sie, fast aufgeregt über ihre Entdeckung.

»Alex? Wo?« Frau Gisberte spähte in der gleichen Richtung. »Wahrhaftig! Und das sind — das sind also die famosen Wulffenbergs, Vater und Tochter! Allerliebst!« Der Leutnant saß leibhaftig dort, zur Rechten eine junge Dame in sehr gewagter Tracht mit auffallend üppigem Haarbau, zur Linken einen Herrn mit spiegelblankem Schädel, majestätischen Bartzwickeln, einem Kettchen von Miniaturorden im Knopfloch. Alle drei achteten nicht auf ihre Umgebung, sondern waren in einer, wie es schien, nicht sehr erquicklichen Unterhaltung begriffen.

Edith, bei der die Freude, Alex zu sehen, zunächst das vorherrschende Gefühl blieb, hob den Arm, um sich dem Bruder bemerkbar zu machen, aber Frau Gisberte drückte ihn geschwind nieder und zog sie weg. »Stören wir ihn nicht! Er wünscht das auch gar nicht. Und ich bedanke mich erst recht für diese Gesellschaft!«

»Aber — bei wem sitzt er denn?« fragte Edith betroffen vor dieser erneuten Andeutung, dieser Flucht aus Alex' Nähe.

»Ich mag mir nicht davon vollends die Laune verderben lassen! Es lohnt sich wirklich nicht!« Frau Gisberte strebte nur danach, den nächsten Zugang zum großen Saal zu gewinnen. Sie eroberten ihn auch, und zwar dicht bei der Künstlerloge. Dort stand Hendrik wieder als treuer Knappe neben Fräulein Malvi. Ihn erblicken und zielbewußt auf die Loge lossteuern, war für Frau von Martiz eins. »Komm, wir werden uns den Ausreißer mal aus der Höhle der Löwin holen! Zum zweiten Male kommt er mir nicht so billig davon!« Ohne sich weiter um Edith zu kümmern, schaffte sie sich Bahn.

Edith machte nur unvollkommene Anstrengungen, zu folgen. Ihr Zaudern genügte: sie war von ihrer Mutter im Augenblick durch einen immer breiteren Zug von Menschen getrennt. Nach einem matten Versuch, ihr nachzubringen, gab sie es auf. Es war ihr sowieso nicht nach dem Herzen, sich Hendrik aufzudrängen. Wenn ihm andre wichtiger waren, mochte er dableiben. Er hielt es ja nur, wie er es während ihrer Krankheit schon gehalten hatte. Wie ein Schauer von bitteren Gedanken überrieselte es sie. Seit er ihrer gewiß war, brauchte er sich da noch besonders um sie zu bemühen? Diese »Verlobung« war ja so heimlich — wenn er schon unter vier Augen mit Aufmerksamkeiten kargte, wieviel sparsamer mußte er hier sein! Sie durfte nicht nur keinen außerordentlichen, sie durfte gar keinen Anspruch an ihn erheben. Er gehörte vielen, der Öffentlichkeit, der Kunst, der großen Welt, nicht ihr. Daran mußte sie sich gewöhnen. Nur sie gehörte ihm.

Es dauerte einige Zeit, ehe Edith sich an den Tisch der Galerie zurückfand.

Der Rittmeister saß auf der Wacht, in Gesellschaft seines Glases und seiner scharfen Augen. Sein breiter, in den Frack gespannter Buckel, der mächtige Kopf, die vorgebauschte Hemdbrust waren Wegweiser, die endlich das Ziel nicht mehr verfehlen ließen. Er machte verwunderte Augen, als er Edith allein ankommen sah.

»Haben sich wohl verloren, Sie und die Frau Mama?« fragte er. »Und Herr Jöns ist den Damen schon früher abhanden gekommen — das sah ich von oben.« Er zwinkerte nach der Künstlerloge, hatte eine anzügliche Bemerkung auf den Lippen, besann sich aber, als er genauer in Ediths ernsthaftem Gesicht gelesen hatte. Wie um sie auf fröhlichere Gedanken zu bringen, plauderte er, was das Zeug hielt, streute seine bissigen und wieder harmlos witzigen Einfälle verschwenderisch aus.

Edith hörte nur mit halbem Ohr. Noch



unterwegs hatte sich ihr Denken wieder Alex zugewandt, kreiste jetzt unaufhörlich um ihn, um die seltsame Begegnung und die Anspielungen ihrer Mutter. Mit wem saß er da zusammen? Wer waren diese Wulffenbergs, die Frau Gisberte so verächtlich nannte, und warum vermutete sie, daß er nicht bemerkt werden wollte? Sein merkwürdiges Verhalten, als er unlängst bei ihr war, der Zank mit Frau Gisberte, hinter dessen Anlaß sie nicht hatte kommen können, stand in einem neuen, ungewissen, bedrohlichen Licht vor ihr. Ihr Versprechen, ihn zu besuchen, fiel ihr dringend aufs Herz. Sie durfte es nicht hinausschieben.

Immer fremder wurde ihr das lärmende, glanzvolle Getriebe des Balles, immer ferner klang ihr die rauhe Stimme Gerlands. Ein flotter Walzer rauschte von der Musikempore her. Sie sah zerstreut auf die Paare, die sich drunten drehten und schoben. Plötzlich zuckte sie zusammen. Sie glaubte ihren Augen nicht trauen zu dürfen. Aber es war greifbare Wirklichkeit: dort tanzte Hendrik Jöns, derselbe Hendrik, der vorhin hochfahrend erklärt hatte, er wolle sich nicht mit Tanzen lächerlich machen. Und er tanzte — mit Frau Gisberte! Sie hatte ihm für sich zugemutet, was ihm, wie sie sagte, für Edith nicht zugemutet werden konnte. Dafür hatte sie ihn aus der Höhle der Löwin geholt ... Und er sah gar nicht aus, als gäbe er die Genugtuung, die sie sich gefordert hatte, wider Willen. Vielmehr, als nähme er Genugtuung: er lächelte selbstgefällig, und verschmitzt hielt er seine Tänzerin stolz und fest wie ein Sieger in den Armen und verschlang sie mit den Blicken. Und sie, ihre Mutter, schmiegte ihre kleine, jugendlich schlanke Gestalt seinen Bewegungen an, hielt die Augen geschlossen, lächelte auch ... Ein, zwei Minuten nur — und die beiden Tänzer entglitten Ediths starrem Schauen. Sie wagte auch nicht, nach ihnen zu suchen, brauchte es nicht: das Bild hatte blitzhaft in ihre arglose Seele geschlagen, und zum ersten Male züngelte der Argwohn dort auf — eine grelle giftige Flamme, die sie nicht schnell genug ersticken konnte: Wenn Hendrik gar nicht sie, sondern ihre Mutter liebte!? Wenn — — Es war furchtbar, es war abscheulich, daß sie das denken konnte! Aber und über flammten ihre Wangen von Röte ... Es war ihr Glück, daß Rittmeister Gerland eben aufstand, um einen vorübergehenden Bekannten zu begrüßen ...

Wie ein blasses Schattenspiel, in dem die Menschen, die Farben, die Töne, ihr eignes Tun und Lassen unwirklich verschwammen, ging der Presseball für Edith vollends zu Ende. Todmüde fuhr sie nach Mitternacht mit Frau Gisberte nach Hause.

Edith strebte mit allen Kräften danach, die Eindrücke, die dieser erste große Ballabend ihr gebracht hatte, zu vergessen. Um von sich loszukommen, sammelte sie ihr Sorgen auf Alex. Ihre Mutter lebte und webte in der Vorbereitung für Hendriks bevorstehendes Konzert: auf hundert Wegen und Umwegen war sie tätig, um für ihren Schutzbefohlenen Stimmung zu machen. Sie hatte sich recht eigentlich die Aufgabe gestellt, ihm ein gutes Publikum und eine gute Presse zu verschaffen. Mit neubeschwingter Lust und Liebe unternahm sie das Unmöglichste. Edith war dabei nicht recht zu brauchen und blieb mehr als früher sich selbst überlassen. Sie konnte deshalb ihre Absicht, den versprochenen Besuch bei Alex zu machen, ausführen, ohne Hindernisse befürchten zu müssen.

Der Leutnant hatte sie gebeten, sich vorher anzumelden. Doch auf die Gefahr hin, ihn zu verfehlen, zog sie vor, ihn zu überraschen. Sie fand es hübscher so und brauchte auch nicht zu besorgen, daß das Hin und Her von Telephonieren oder Schreiben ihren Entschluß aufhielt.

Als sie die drei Treppen erstiegen hatte, fiel ihr zuerst rechterhand ein Schild mit dem Namen »von Wulffenberg« in die Augen. Waren das dieselben Wulffenbergs, mit denen Alex nach der Andeutung ihrer Mutter im Zoo gesessen war? Links, wo Schröder-Wolbau aufgeschrieben war, las sie auf einer Visitenkarte: »Rauter, Leutnant im ... Infanterie-Regiment« usw. Sie klingelte. Niemand öffnete. Sie läutete noch zweimal mit demselben Erfolg. Es war offenbar niemand daheim.

Enttäuscht schickte sie sich an, umzukehren, als sich die Tür rechts öffnete. Ein weibliches Wesen in einem eleganten, aber verwahrlosten Morgenkleid und einer Fülle nachlässig aufgesteckter rotblonder Haare musterte sie.



»Zu wem wünschen Sie?« fragte die junge Dame, in der Edith Alex' Tischnachbarin vom Presseball zu erkennen glaubte, mit gedehnter, mißtrauischer Stimme.

»Zu Herrn Leutnant Rauter,« erklärte Edith.

»Er ist nicht zu Hause. Kann ich ihm etwas bestellen?« Bescheid und Frage kamen sehr von oben herab.

Edith zauderte. »Wenn Sie ihm bestellen wollen, seine Schwester — Aber da kommt er vielleicht doch!« Sie hörte Schritte die Treppe heraufkommen, ein Säbelklirren, und sah sich danach um. Richtig war es Alex, der eben den vorletzten Treppenabsatz erstieg und heraufschaute.

»Du — Edith!« Es klang mehr bestürzt als erfreut. »Ein wahres Wunder, daß wir uns treffen! Ich hatte dich doch gebeten, vorher ...« Er war vollends heraufgekommen, sah Betty Wulffenberg in der Tür stehen und machte über diese zweite Entdeckung kein sehr erleuchtetes Gesicht.

»Es bleibt doch dabei, daß wir nachher zusammen ins Metropol gehen?« ließ sich Fräulein Wulffenberg mit vertraulicher Bestimmtheit vernehmen. »Papa hat die Karten besorgt.«

»Jawohl. Natürlich. Jawohl,« beteuerte der Leutnant. Die Tür drüben wurde zugeklappt. Er öffnete für Edith die seinige. Als sie eingetreten war, murmelte er etwas Entschuldigendes, ging voran in sein Zimmer, suchte Streichhölzer, steckte eine Gaslampe an und bat, näherzutreten.

Es war entschieden zum Vorteil des kahlen, unwirtlichen Zimmers, daß der zerstörte Glühstrumpf unter der verstaubten Glasglocke nur mageres Licht spendete. Das Dunkel im weiten Umkreis verhüllte gnädig die alte, salonhafte Einrichtung mitsamt der kunterbunten Unordnung.

»So ein Überfall! Du hast 'ne Ahnung von den Fährlichkeiten einer Berlin-Döberitzer Leutnantswirtschaft!« Alex machte seiner Schwester auf dem Kanapee notdürftig einen Platz frei und schob das Frühstücksgeschirr, das noch seit dem Morgen dastand, auf eine entlegene Ecke des Tisches. »So. Bitte, mikroskopische Untersuchungen nicht anzustellen ... Im übrigen freue ich mich, daß du da bist! Sehr brav von dir!« Er streckte ihr erst jetzt, nachdem sie sich, so gut es gehen wollte, in den unbebauten Winkel des durchgesessenen Kanapees gedrückt hatte, die Hände zum Willkomm hin. »Also wieder gesund? Noch ein wenig schmal und durchsichtig. Sogar im blendenden Strahlenschimmer meiner Beleuchtungsmöglichkeiten nicht zu verkennen! Gibt sich! Gibt sich!« Er war herzlich, suchte unbefangen heiter zu erscheinen, um sie die eigenartige Begegnung zu dreien vor der Tür vergessen zu machen.

Edith, so gern sie es sonst mit dem Unklaren hielt, litt es nicht in der dämmerigen Ungewißheit, die über den Verhältnissen, dem Gebaren ihres Bruders lag. »Sag' mal, Alex,« fragte sie plötzlich, »warst du nicht auch auf dem Presseball?« Ihre Stimme zitterte leise, aber es kam deutlich und rund heraus.

»Ich — auf dem Presseball? Was fällt dir ein, Kleines? Wie kommst du darauf?« Er war fern vom Lichtkreis der Lampe stehengeblieben, so daß sie seine Miene nicht sehen konnte; aber die Verwunderung, die er in seine Gegenfrage legte, war nicht so echt, daß sie sich beirren ließ.

»Mama und ich glaubten dich bestimmt zu sehen. In einem der Nebensäle. Du saßest zwischen einem älteren Herrn und der Dame, die vorhin — nebenan unter der Tür stand —«

»Was du nicht sagst!« Er lachte gezwungen auf. »Unfehlbar Gesichtstäuschungen!«

»Es war keine Täuschung, Alex! Bestimmt nicht! Ich glaube fast, du hättest uns auch sehen müssen. Aber du wolltest nicht bemerkt sein.«

»So, meinst du? Hm!« Er kam etwas näher. Sie sah, wie er über den kurzen Schnurrbart strich und die Stirn krauszog. »Es mag sein, daß du — recht hast!« brachte er nach einer Pause zögernd vor. »Ich will dich nicht beschwindeln. Ich war dort. Bemerkt habe ich euch nicht. Auf Wort!« Er machte wieder eine Pause. »Sag' mir nun aber ebenso aufrichtig: hat Mama mit dir — über meine Beziehungen — zu da drüben — gesprochen?«

»Nein. Als wir dich erkannten, nannte sie nur den Namen — Wulffenberg — und sagte —«

»Nun?«

»Sie sagte, sie wollte mit den Herrschaften nichts zu tun haben. Wenigstens ähnlich so. Und zog mich fort.«



»Hm! So! Na — da brauch' ich dir ja wohl keinen genaueren Kommentar zu geben, wie?« Er stand jetzt am Tisch, ihr gegenüber, und sie erschrak darüber, wie vergeblich er sich anstrengte, seinem Gesicht einen sorglosen Ausdruck zu erhalten. »Es ist ja wohl auch kein Thema für so kleine Mädchen, wie du noch immer eins bist,« scherzte er.

»Alex, auf dein Alter oder meins solltest du dich da doch nicht hinausreden,« sagte Edith ernsthaft. »Schon als du neulich bei uns warst und zu mir an mein Sofa kamst und allerhand merkwürdige Redensarten machtest, bangte ich mich um dich. Und ich sagte dir, wir müßten zusammenhalten. Laß mich wissen, was mit dir ist.«

»Na, wenn du's nicht anders tust!« Er mißhandelte seinen Schnurrbart und biß sich auf die Lippen. »Herauskommen wird ja nichts dabei, für dich nicht und mich nicht. Es läßt sich nichts ändern an der Sache ... Also, ich werde die Dame, die du ja nun kennst — ich werde Fräulein von Wulffenberg heiraten ... Und ich werde, um das ohne Schwierigkeiten zu können, meinen bunten Rock an den Nagel hängen. Will Sportflieger werden. Alle Zusätze und Zwischenglieder erläßt du mir wohl!« Es lag ein solcher Galgenhumor, eine so schlecht verborgene, verzweifelte Ergebung in diesem summarischen Bericht, daß allerdings selbst Edith mit ihrer geringen Lebenserfahrung auf »Zusätze und Zwischenglieder« verzichten konnte. Sie hörte überdies zunächst nur eins, das sie, so Schlimmes sie erwartet hatte, gar nicht gleich fassen konnte: er wollte seinen Abschied als Offizier nehmen!

»Alex, das ist ja nicht möglich!« stammelte sie. »Du warst doch so gern bei den Militärfliegern und — und — es kann dein Ernst nicht sein, Alex!«

»Mein tödlicher Ernst!« Er fegte rücksichtslos vom nächsten Stuhl, was darauflag, und ließ sich neben Edith nieder. »Ich sage nicht mal leider! Die Sportfliegerei ist 'ne feine Sache. Viel einträglicher. Kapitale Aussichten, versichr' ich dir!« Er beeiferte sich, diese Aussichten in blühenden Farben, in fetten, lachenden Zahlen vor sie hinzumalen, aber je mehr er sich an seinen eignen Kohlen wärmte, um so weniger glaubte sie, daß es ihm wohl dabei war. Das muntre, forsche Gesicht schien ihr so unfrisch und unfroh und verquält; die größere Energie, die es gegen früher auszeichnete, hatte um den Mund und auf der Stirn und in den Augen einen unerfreulichen Zusatz von Gespanntheit, ja Bitterkeit.

Edith dachte an die Erscheinung drüben in der Tür, an die verbesserte Auflage im Zoo. So große Mühe sie sich gab: es wollte und wollte ihr nicht in ihren Jungemädchenverstand, in ihr argloses Gemüt, was er an ihr finden konnte, um für sie ein so unglaubliches Opfer zu bringen, wie er es vorhatte. »Liebst du denn dieses — dieses Fräulein von Wulffenberg — so?« sagte sie leise, mehr, als dächte sie hörbar vor sich hin und fragte ihn gar nicht geradezu.

»Wie kannst du so fragen?« entgegnete er beinah gereizt und fuhr wieder von seinem Stuhl in die Höhe. »Wie käme ich sonst zu solchen Entschlüssen!»

»Verzeih, ich wollte dich nicht kränken! Natürlich — wie kämst du sonst darauf! — Und Mama?«

»Brauch' ich dir das erst noch zu sagen? Sie lachte mich aus. Sie läßt mich machen, was ich mag. Aber sie verbittet sich gleichzeitig jede nähere Bekanntschaft mit Wulffenbergs. Mag sie denken, wie sie will — sie hat ja nicht das leiseste Verständnis für unsereinen! Von Hilfe, Rat will ich nicht mal reden — nicht ein Wort hat sie, was einem — so was wie — na ja, zum Teufel! — was wie mütterliches Gefühl aussieht! Warum soll sie sich auch um uns kümmern? Sie hat ja viel wichtigere Dinge! Hat ihren verhätschelten und verpäppelten Hendrik oder wie der Musikaffe heißt! Wie kann sie da für mich sich den Kopf zerbrechen!« Es fuhr heftig, ingrimmig aus ihm heraus, und er hielt erst inne, als er gewahr wurde, wie Edith ihn verstört anstarrte und bittend, beschwichtigend die Hände aufhob.

»Das — darfst du nicht sagen, Alex!« rief sie entsetzt. Das bißchen Blut war ihr aus dem schmalen, feinen Gesicht vollends gewichen. Sie zitterte über und über. Als sie herkam, hatte sie noch daran gedacht, mit Zweifeln freilich, sie würde ihm sagen können, wie es zwischen ihr und Hendrik stünde. Sie meinte es ihm schuldig zu sein,



wollte Vertrauen gegen Vertrauen setzen ... Nun war es damit vorbei! Nun brauchte er Worte gegen Frau Gisberte und »ihren« Hendrik, die sie an ihrer empfindlichsten Stelle trafen, den Schleier ihrer Unklarheit unsanft wegrissen, an die eigne, heimliche Wunde rührten. »Mama meint es gut mit uns. Auch mit dir. Und du hättest öfter, früher kommen müssen und —«

»Ja, ja, du magst ja recht haben. Laß dich von mir nicht drausbringen!« Alex strich sich über die Stirn, wie um sich zu beruhigen. »Es ist nur — sei mir nicht böse, Edith! — ich denke manchmal, unser alter Herr war auch so uneben nicht! Streng, verbittert, voreingenommen — — aber er hatte uns lieb ... In seiner Manier und — — Ei, wenn er das erlebte! Pfui Teufel!« Er brach knirschend ab, lief ans Fenster, zog die Vorhänge zu.

Seit langer Zeit war es das erste Mal, daß eins der Geschwister an das Gedächtnis des Vaters rührte. Und seltsam — in dem Augenblick, wo es geschah, war er wie leibhaftig gegenwärtig im Zimmer — seine ragende Gestalt, sein durchbringender, gebietender Blick, die tiefdurchfurchte Stirn — leibhaftig auch für Edith. Sie konnte ihm nicht ausweichen. Beklommen, die Hände im Schoß ineinandergepreßt, saß sie da.

»Und — wann wird das sein?« fragte sie endlich tonlos. »Ich meine, mit deinem — Abschied. Oder hast du gar schon ...?«

»Mitte März ist mein Kommando abgelaufen. Dann muß Schluß sein!«

Wieder folgte eine längere schweigsame Pause. Es darf nicht geschehen! flüsterte und rief es in Edith. Es muß einen Ausweg geben. Es darf nicht dahin kommen!

Für jetzt fühlte sie sich wie geschlagen. Sie konnte nicht länger bleiben, stand auf.

»Willst du schon fort?« fragte Alex hastig. »Du mußt wohl? Ich möchte dich heimbringen. Aber es — es geht effektiv nicht. Ich habe mich verabredet — du hörtest ja — Jedenfalls begleite ich dich bis an die Straßenbahn.«

Sie brachen zusammen auf.

Vor dem Hause wandten sie sich rechts hin, gingen dann vom Kronprinzenufer ab, die Moltkestraße hinunter und über den Königsplatz in der Richtung nach dem Reichstag. Sie sprachen kaum mehr. Jedes war bei seinen eignen Gedanken. Die Alsenstraße links drüben erinnerte Edith unwillkürlich an die Generalin, an Hellmut Baudius. Er hätte vielleicht Rat und Hilfe gewußt. Vor seinen ruhigen, zupackenden Augen mußte das Schwerste sich lösen. Torheit! Vorbei ... Aber: es darf nicht geschehen, darf nicht ...

In der Sommerstraße, schräg gegenüber dem Brandenburger Tor, das sich bei einbrechender Nacht großliniger und wuchtiger denn je von der im Dunkel zurückweichenden Umgebung abhob, warteten sie auf die Elektrische. Als der Wagen mit dem richtigen Buchstaben aus der Dorotheenstraße heraufbog, verabschiedeten sie sich.

»Bitte, bitte, tu nichts, Alex, eh' wir uns noch einmal sprechen!« bat Edith dringend.

Der Leutnant sah sie ungläubig an, zuckte die Achseln, nickte dann doch. »Wir werden uns ja schon vorher noch einmal sehen!« meinte er, zwang sich zu einem beruhigenden Lächeln und half ihr einsteigen. —

Mit einem »Es darf nicht sein!« schlief Edith am Abend ein, erwachte sie am nächsten Morgen. Sie blieb von sich selber abgelenkt, vereinigte mit einer für sie ungewöhnlichen Beharrlichkeit all ihr Denken auf den Bruder. Sie hätte mehr als blind sein müssen, um nicht zu sehen, daß er litt. Wie weit seine Verpflichtungen gegen dieses Fräulein Wulffenberg gingen, welcherart seine Gefühle für sie waren, wollte und konnte sie nicht beurteilen. Es genügte ja auch, daß er in einer Abhängigkeit war, von der er sich nicht glaubte befreien zu können. War es ihr weiblicher Instinkt, der ihrer Erfahrung voraus war: sie sagte sich nicht nur, daß es nicht sein durfte — es mußte auch gewiß nicht sein! ... Nicht nur ihre Liebe zu ihm, auch ihr Stolz empörte sich, und in diesem Stolz regte sich, auch wenn sie es sich nicht zugab, eine Gemeinschaft mit ihrem Vater, die bisher verschüttet, verloren war. Wenn Alex seinen Degen ablegte, war es wie ein Verrat, eine Treulosigkeit, eine Entwürdigung, von der er sich nicht wieder erholte ... Und doch, woher sollte ihm Hilfe kommen? Von wem? Ihre Kraft, ihre Einsicht reichten da nicht zu. Von ihrer Mutter war auch nichts mehr zu erwarten. Nur besprechen hätte sie es mögen — mit irgendeinem Menschen, der weiter blickte, der es gut meinte.





Paul Schroeter: Damenbildnis

Besitzer Herr Dr. Schäfer in Lübeck

Zu dem Aufsatz »Paul Schroeter« von E. F. Kullberg

Am Nachmittag — es war ein Dienstag — konnte Frau Gisberte, obwohl ihr Empfangstag war, nicht zu Hause bleiben. Hendriks Konzert war zu nahegerückt; sie hatte dringende Verabredungen. Schon zur Ausfahrt bereit, trug sie Edith auf, etwaige Besuche an ihrer Statt zu empfangen, sie bei ihnen zu entschuldigen. Es würden kaum viele kommen. Sie hatte da und dort abgewinkt, vorgebeugt.

»Übrigens — Hermine kommt! Schon früher!« rief sie noch im Weggehen. »Sie versprach, dir zu assistieren — für alle Fälle.«

Edith war nicht sonderlich erbaut von der Aussicht, die sich ihr bot. Aber die Stimmung, in der sie sich befand, ließ sie nicht zum vollen Bewußtsein des mißlichen Auftrags kommen.

Zur üblichen Stunde erleuchtete Meo das Musikzimmer und die anstoßenden Räume.

Edith wollte in ihrem Zimmer stillsitzen und abwarten, bis Fräulein von Martiz einträfe. Aber es litt sie nicht lange so. Sie wanderte, die Hände im Rücken verschränkt, durch die Flucht der hellen, vornehmen Zimmer. Die gute Hermine ließ warten. An sich entbehrte Edith sie nicht, aber als Meo die Tür öffnete und anstatt des alten Fräuleins Rittmeister Gerland eintreten ließ, war doch die Verlegenheit da.

»Sie sehen ja ordentlich erschrocken aus, gnädiges Fräulein!« bemerkte der Rittmeister, als er sie begrüßte. »Allerdings — ich muß sagen« — er sah sich um —, »ich bin doch nicht etwa in diesen hohen Hallen bisher der erste und einzige Gast?«

»Einstweilen — ja. Da Mama dringend fortmußte — ich soll sie entschuldigen — und da —«

»Ah, nun begreif' ich! Ein unfreiwilliges Tete-a-Tete? Mein liebes Fräulein Edith, es versteht sich, daß ich mich unter diesen Umständen sofort wieder beurlaube.«

»Bitte — nein!« sagte Edith zögernd. »Fräulein von Martiz muß jeden Augenblick kommen ... und —« Es durchzuckte sie wie eine Eingebung. War das Zusammentreffen mit dem Rittmeister nicht eine Fügung? War er nicht selbst Offizier gewesen, wußte, kannte ungewöhnlich viel vom Leben? Auf seine ritterliche Gesinnung durfte sie sich verlassen. »Vielleicht ist es — ganz gut so!« meinte sie mutig. »Ich — möchte — Sie um einen Rat bitten —«

Er sah sie verwundert und teilnehmend an. »Ich wüßte nicht, wem mein Rat lieber zur Verfügung stände, vorausgesetzt, daß —«

»Sie dürfen mich aber nicht auslachen, und Sie müssen mir versprechen, niemand von dem zu sagen, was ich Ihnen — vielleicht — sage —« Sie wurde nun doch inne, daß sie sich da in ein recht schwieriges, wohl gar gefährliches Unternehmen einließ.

Der Rittmeister zog die Stirn in Querfalten bis hinauf unter die spärlichen Haare, legte den Kopf auf die Seite und bewegte die breiten Lippen, als wollte er eine seiner Bosheiten loslassen. Aber ebenso schnell gab er sich wieder das gesetzteste und vertrauenerweckendste Aussehen. »Ich schwöre, nicht zu lachen. Stillschweigen versteht sich ohne Schwören — aber überlegen Sie sich's immerhin, Fräulein Edith, ob Sie ganz sicher sind, daß ich alter Knabe ihr Vertrauen verdiene!« Das letzte kam so ehrlich und gut heraus, daß Edith neuen Mut faßte.

»Sehen Sie meinen Bruder Alex mitunter?« fragte sie herzhaft. »Sie sind ja schon von früher mit ihm bekannt —«

»Sehr alt ist die Bekanntschaft nicht. Etwas über ein Jahr. Ich brachte ihn damals, nachdem wir uns bei einem Kameraden angebiedert hatten, auf seinen Wunsch zuerst hierher ... Sehen? Wann sieht man sich in Berlin? Der junge Mann hat ja nie Zeit, und Sie wissen selbst — Doch da fällt mir ein, ich sah ihn zuletzt — — Doch nein, das könnte indiskret sein ...«

»Wußten Sie, daß er auf dem Presseball war?«

»Ei, verwünscht! Wenn Sie so kommen, muß ich wohl ja sagen. Er kam mir dort zu Gesicht. Allerdings sehr spät. Sie und Ihre Frau Mutter waren fort; ich bummelte noch mal so durch ... Gesprochen hab' ich ihn nicht. Er beachtete mich auch nicht. Doch das gehört kaum mehr zur Sache.«

»Doch — alles gehört dazu!« sagte Edith lebhaft. »Wir sahen ihn auch. Ich weiß alles.« Sie stützte sich rückwärts gegen den Flügel, während der Rittmeister, den Kopf vornüberneigend und scheinbar in den Anblick seiner Stiefelspitzen versunken, vor ihr stand und geduldig abwartete, was er zu hören bekommen sollte. Noch eine kurze

Überlegung — und Edith erzählte ihm, so gut sie vermochte, wie es um Alex stand. Ihre Worte waren von allerhand Gedankenstrichen unterbrochen — sie waren mehr nur Andeutungen —, aber Rittmeister Gerland war der Mann dazu, sich das Fehlende zu ergänzen.

Das Unglück wollte es, daß, eben als Edith fertig war, die Tür aufging. Die gute Hermine schoß herein, überschüttete die Zwiesprache der beiden mit einer Flut von Entschuldigungen und Fragen und neuen Entschuldigungen.

Der Rittmeister, der sich sonst ein Vergnügen daraus machte, mit dem alten Fräulein anzubinden und besonders ihrer unermeßlichen Wagnerschwärmerei mit bissigster Lauge zuzusetzen, indem er den Standpunkt vertrat, die sinnlichste Musik könne niemals die höchste oder gar deutscheste sein, blieb heute auffallend zugeknöpft. Offenbar stand er noch ganz unter dem Eindruck der erhaltenen Mitteilungen, und Edith mußte allein den vollen Sturm aushalten. Wenn sie ihm gelegentlich einen Blick zuwandte, wie um sein Urteil über Alex' Schicksal in seiner Miene zu lesen, wollte seine grimmige, ja verdrießliche Schweigsamkeit ihr alle Hoffnung auch auf diese letzte Hilfe nehmen.

Sobald es sich mit Anstand tun ließ, empfahl sich Gerland. Trostlos sah ihn Edith an, als er sich höchst förmlich von ihr verabschiedete. Doch dann hörte sie ihn plötzlich zwischen den Zähnen hervor murmeln: »Tue, was in Kräften steht! Mut nicht verlieren!«

Dankbar erhellte sich ihr Gesicht. Er gab also doch nicht alles verloren. Mit erleichtertem Aufatmen sah sie seinen massigen Rücken in der Tür verschwinden, als gäbe ihr der nochmals die stumme, nachhaltige Versicherung, auf den Inhaber zu vertrauen. Und sie brachte es sogar fertig, noch für den ganzen Rest des Nachmittags Fräulein Hermines blühenden Schwall zu erdulden, dem sie, da neuer Besuch sich nicht einstellte, bis zur Rückkehr Frau Gisbertes ausgeliefert blieb ...

Der Leutnant wurde schon am Tag darauf von Rittmeister Gerland am Kronprinzenufer ähnlich überfallen wie vorgestern von Edith. Gerland kundschaftete das Gelände aus. Nicht nur mit alter kavalleristischer, schon fast mit kriminalistischer Gewandtheit. Und es dauerte nicht lange, so machte er auch die Bekanntschaft des Barons von Wulffenberg in dessen Stammcafé. Ehe die Woche um war, genoß er, ohne daß Alex eine Ahnung davon hatte, bereits den Vorzug, auch der spröden Betty Wulffenberg vorgestellt zu sein. Er trug von da an eine Blume im Knopfloch, und sein Hut neigte sich verwegen zum Ohr.

(Fortsetzung folgt.)

Das Geschenk

Du schenktest mir, mein Töchterchen,
Die erste Arbeit, die gelang:
Ein Lesezeichen aus Papier.
Der rote Faden, der's durchschlang
Ein wenig noch im Zickzackgang,
Er bringt zwei kleine Worte mir:
»Aus Liebe«.

Errötend und mit jungem Stolz,
So hieltest du es in der Hand.
Ich nahm's und strich dir übers Haar.
Du wußtest nicht, was ich empfand.
Nun soll es immer bei mir sein,
In meinen Büchern, alle Jahr —
Aus Liebe.

Mein Kind, wie hängt dein kleines Herz
So fest an mir! Es kommt die Zeit,
Da geht dein Fuß durch Frühlingsland,
Und meine Wege sind verschneit.
Weitab von mir zieht deine Bahn,
Und andre fassen deine Hand.
Leg eine Blume in den Schnee,
Halt noch den Blick mir zugewandt —
Aus Liebe.

Günther Pogge







Besuch der Engel beim Christkind
(Radierung)

Paul Schroeter

Von E. F. Kullberg

Es überrascht nicht, von einem Künstler zu erfahren, daß ihm rasche und frühzeitige Erfolge oft das Gegenteil von dem gebracht haben, was allgemein erwartet wurde.

Die Geschichte der Kunst aller Zeiten führt uns eine Reihe sehr bedeutender Künstlerpersönlichkeiten vor Augen, die früh Anerkennung gefunden, dann aber erst später aus sich heraus die Welt erobern lernen mußten. Denn wie trügt oft der Augenblick oder, richtiger gesagt: wie trügt oft das Aufsehen für den Augenblick!

Als Wunderknabe hatte der Musiker Mozart schon in der Welt gesiegt; und dennoch rechnet heute niemand von seinen frühen Erfolgen an die eigentliche Laufbahn des schöpferisch unerschöpflichen Meisters vieler großer Werke. Dem Maler Rembrandt erging es ähnlich. Auch da hat es nicht der frühe Anfang getan, sondern die Schwungkraft, mit der das Genie ausgehalten hat im Aufstieg. Geradezu der Allerweltsberühmtheit entgegen hat er gearbeitet, schließlich als ein alter Mann sogar gänzlich einsam und verlassen. Der sieche Körper brach unter der Last des Lebens zusammen, aber bis zuletzt hielt der Geist aus und reichte mit seiner Schöpfergabe bis an die Sterne. So erst wurde es ewig, was zeitlich in dem großen Holländer gelebt hatte. Sein Genius erleuchtete die Welt ...



Selbstbildnis des Künstlers (Radierung)



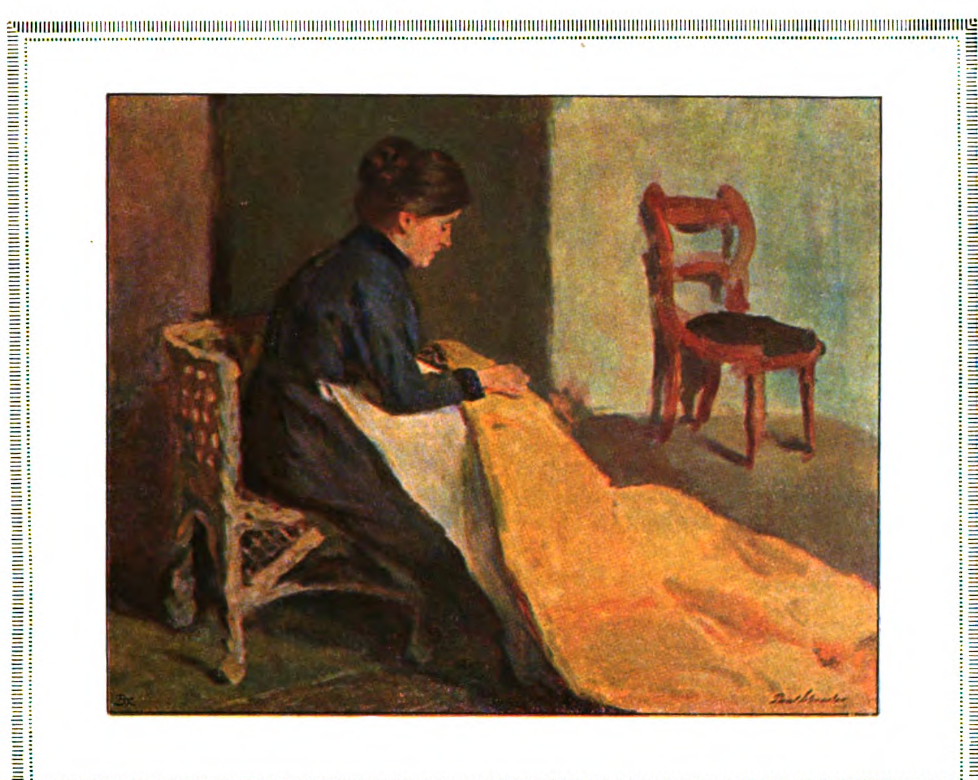
Dorfkinder

Daß Paul Schroeter, von dem hier gesprochen werden soll, nicht zu den ganz Großen, gewaltig Überragenden gerechnet werden darf, mag sofort gesagt werden, um Mißverständnissen vorzubeugen. Aber zu den Tüchtigen und ehrlich Schaffenden gehört er seiner ganzen Art nach.

Früh errang er sich schon den Preis, die kleine Goldene Medaille der Großen Berliner Kunstausstellung des Jahres 1904. Damals stellte Schroeter in Berlin unter der Gruppe der Münchner Sezessionisten aus. Ohne Frage hat der Maler damals ebensoviel gekonnt wie heute. Doch bestimmend für sein Schaffen wirken erst die Jahre, wo der Künstler nicht bei dem gefälligen Beifall der Welt stehenblieb, sondern höher hinaus zielte. So ist es auch wohl berechtigt, einen Mann wie Schroeter in gereiften Jahren nach seiner ganzen Persönlichkeit zu beurteilen und den Wert seiner Arbeit darauf zu untersuchen, was damit geleistet wurde.

Nur wenige Monate sind verflossen, da zeigte Paul Schroeter im Künstlerhause zu Berlin eine Sammlung seiner Werke, die seit dem Jahre 1890 entstanden sind. Nach langen Jahren hatte sich der Künstler hier zum erstenmal wieder entschlossen, aus der stillen Zurückgezogenheit seines Lebens hervorzutreten. Der Erfolg, den die Ausstellung hatte, wird Schroeter bewiesen haben, daß es sich trotz dem Kriege verlohnte, einmal wieder mit seinen Werken an die Öffentlichkeit zu treten. Mittelbar entsprang auch die Anregung für diesen Aufsatz jener Ausstellung.

Paul Schroeter ist 1866 in Kempten in der Provinz Posen geboren. Sein Vater war Hamburger, und da die Eltern wieder nach Hamburg übersiedelten, verlebte auch er hier an der Wasserkante seine Jugend. Das Leben in der Hafenstadt mag, rein äußerlich betrachtet, wohl von einigem Einfluß auf die künstlerische Regsamkeit im Gemüt des werdenden Malers geworden sein. Denn Hamburg hat doch gerade eine Reihe von Künstlern hervorgebracht oder



Teppichstopferin

großgezogen, die vielleicht nicht das bedeuteten, was sie heute sind, wenn sie nicht früh schon in der norddeutschen Ebene gelebt und ihre besonderen Anregungen aus dem mannigfaltigen Stimmungswechsel der Bilder von der Stadt, dem Hafen und seiner Umgebung erfahren hätten.

1885 verläßt Schroeter Hamburg, um bis zum Jahre 1891 an der Düsseldorfer Akademie sein Malerhandwerk zu erlernen. Peter Jansen und Gebhardt waren seine Lehrer. Schon in der Wahl seiner Meister zeigt der Künstler die Richtung an, die er gehen will.

Das Jahr 1892 führte Schroeter zum erstenmal nach Belgien, und zwar hielt er sich hier zunächst einmal in Antwerpen auf. Der große Eindruck flämischer Kunst hat das Temperament des Malers stark angeregt. Von da ab nämlich arbeitete Schroeter bis zum Jahre 1896 ununterbrochen während des Sommers in Belgien und Holland; die Wintermonate wurden in München verbracht. München wurde somit für eine Reihe von Jahren des Künstlers zweite Heimat. Auch die ersten Erfolge, die Schroeter als Maler errang, sind von München ausgegangen.

1893 veranstaltete er seine erste größere Ausstellung im Münchner Künstlerhause. Der Erfolg war groß. Schroeter erwarb sich sofort als Maler die Wertschätzung unter den derzeit führenden Leuten. Auf Grund dieser Ausstellung erfolgte auch die Aufforderung an ihn, der Münchner Sezession als Mitglied beizutreten.

Auch Alfred Lichtwark, der leider so früh aus dem Leben geschiedene Leiter der Hamburger Kunsthalle, hatte Paul Schroeters Bedeutung als Maler schon erkannt. Im Jahre 1894 konnte Schroeter auf Veranlassung Lichtwarks im Treppenhaus der Kunsthalle mit einer Sammelausstellung seiner Werke vor das Hamburger Publikum treten.

Nach diesen günstigen Bedingungen für seine Entwicklung hätte man erwarten können, daß der Künstler bald in erster Reihe



Bildnis des Herrn G.
Besitzer Herr Gedwath in Hannöversch-Münden

und damit auch dem damaligen Zeitgeschmack wohl entsprochen. Er hätte nach seinem Können sehr gut bei den Worpsweder Malern eintreten können, unter denen er manche Freunde hatte, die ihn gewiß gern dauernd in ihren Kreis aufgenommen hätten. Allein Schroeter gehorcht dem Antrieb seiner Natur, die ihn ruhelos hin und her wandern läßt.

1900 verläßt er München, um ein Jahr lang in Hamburg zu arbeiten. Das Niederdeutsche in seinem Wesen, das Schroeter veranlaßt haben mag, Süddeutschland zu verlassen, um in Norddeutschland Boden zu fassen, findet er in Hamburg nicht. Denn bald wendet er sich auch hier wieder fort,

stehen werde. Ja, wäre er als Mensch weniger stark gewesen, auch weniger eigenwillig, so hätte er sich mit Leichtigkeit eine Zeitlang obenauf halten können. Er hätte dann eben nach den Grundsätzen seiner bewährten Malweise eine Reihe von Bildern aus dem täglichen Leben geschaffen



Damenbildnis
Besitzer Herr Pastor Karl König in Bremen-Horn



Sorgenvoll

um während der Jahre 1901 bis 1904 in Worpswede zu arbeiten. Hier steht er künstlerisch in Fühlung mit seinen Düsseldorfer Malerfreunden Mackensen, Modersohn und vor allem Overbeck, aber Boden faßt er auf die Dauer nicht.

Nein, des Künstlers Art zeigt nichts von Ruhe. »Unstet und flüchtig sollst du leben«: dies menschlich allzu menschliche Gebot steht obenan geschrieben in der Seele des rastlos vorwärtsstrebenden Mannes. Wo er haltmacht, da fühlt er auch wieder ein Versagen der seelischen Kräfte. Das Schöpferische in ihm, der Erfindergeist, braucht Abwechslung, um in neuen Formen zu leben und sich ganz auszugeben. Freilich rückt der Zweifel nahe, ob der Künstler damit

ganz Künstler bleiben wird. Indessen bei einem Manne, der mitten im Leben steht und in seiner besten Schaffenszeit kühn behauptet, er hoffe noch zwischen sechzig und siebzig seines späteren Lebensalters einmal seine Leistungen ganz hervorragend zu steigern, wird man mindestens nicht daran zweifeln können, wie schöpferisch stark er sich gerade heute fühlt.

Von Worpswede begab sich Schroeter 1904 für die nächsten vier Jahre nach Bremen. Von da ab, also seit 1908, wurde Berlin sein dauernder Wohnsitz, mit Unterbrechung durch Studienreisen natürlich, die fast in jedem Jahre unternommen wurden.



Raucher
Besitzer Herr Pastor Karl König in Bremen-Horn



Bildnis eines Hamburger Pastors

Rein äußerlich betrachtet, erleben wir hierin schon das Bewegliche, die Unruhe des Schaffenden, dem es nicht genügte, ein seßhafter Mann zu werden, ja, der sogar die Aussicht auf großen äußeren Erfolg nicht als Höchstes ansieht, sondern eher ein Suchender sein will, der vorwärtsstrebt, ohne sich zur Selbstzufriedenheit verleiten zu lassen.

In neuen Formen will er sich versuchen. Die Aufgabe, wie er Maler werden kann, steht dem Künstler unbedingt am höchsten. So ergeht er sich nun auch in allerhand Versuchen mit der Farbe. Die Technik seines Handwerks verleitet ihn dazu. Erfolgreich hat es Schroeter unternommen, selbst Farben herzustellen. Was er tut, das unternimmt er auch mit Eifer. Denn als letztes Ziel steht ihm dabei immer die Kunst vor Augen, das Handwerk und seine Bedeutung. Wie oft mag er sich wohl in einzelnen vergeblichen Versuchen bemüht haben, zur Darstellung zu bringen, was ihm als vollendetes Ganzes vorgeschwebt hat! Dennoch verzweifelt er nicht, sondern zwingt, vermöge seiner außerordentlichen Willenskraft, als Künstler oftmals den sprö-



Selbstbildnis

besten Stoff mit ruhiger Selbstverständlichkeit.

Trotz seinem dauernden Hinundherwandern ist Schroeter über seine künstlerischen Zwecke und Ziele wohl kaum jemals in Zweifel geraten, es wäre denn, daß er sich im einzelnen zu vervollkommnen trachtete und dabei nicht immer gleich den passenden Ausdruck fand. Aber die Fortschritte in seiner Entwicklung liegen hier auf einer Linie mit seinem wirklichen Können. Überraschend sind besonders die starken künstlerischen Eigenschaften, die in seinen Bildern feststehen. Zum Beispiel ist seine Art auf die Betonung einer stark dekorativen Außenseite gerichtet. Wäre dabei nun aber eine stark persönliche Note der Vertiefung bei dem Künstler nicht vorhanden, so läge wohl die Gefahr einer Verflachung nahe. Jedoch das Weiche mit dem Harten kommt dabei ursprünglich durch des Künstlers Seele so zum Ausdruck, daß man den Geschmack in der Tat bewundern muß. Denn alles, was er bringt, vermeidet richtig, was seinen Bildern sonst vielleicht hätte schädlich werden können. Dies ist eine schwierige Aufgabe in der Malerei, an der oft viele gescheitert sind, die mit geringerer Begabung das gleiche versuchten, ohne daß es gelungen wäre. Gerade die rein äußerlich geschickte Auffassung wird man bei Paul Schroeters Bildern bewundern, weil sie in überraschender Weise zur malerischen Wirkung gesteigert worden ist. Damit gelingt ihm etwas sehr Seltenes in der Darstellung. Zwischen dem, was er malt unter Berücksichtigung, wie seine Kunst noch eine Steigerung erfahren kann, und dem, was er sich versagt, weiß er glücklich zu unterscheiden.



Kinderbildnis
Besitzer Herr Handelsrichter M. Peter in Berlin-Grunewald

Es ist nur noch die Frage, inwieweit der Künstler die Mittel zur Darstellung aus sich selbst oder in Anlehnung an andre erworben hat. Zunächst einmal geht er auf kein bestimmtes Ziel los. Es liegt in seiner Natur, als Grübler und Denker zu schaffen. Bei der Arbeit verfolgt ihn der Gedanke, sich den Aufgaben seiner Kunst zunächst ganz abstrakt zu nähern, ehe er sie in Tat umsetzt. Wenn andre Maler geradeaus eine bestimmte Richtung verfolgen und nun schließlich bei einer Technik mit Sicherheit verharren, so macht Schroeter es umgekehrt. Von einem Bilde zum andern verändert er seine Malweise. Von ganz bestimmten Grundstimmungen seiner Malerei abgesehen, findet man immer wieder neue Töne in seinen Bildern, die bezeichnend sind für seine Art, jeden neuen Gegenstand auf seine künstlerische Wirkung hin genau zu untersuchen. Man erkennt, wie er sich als Künstler gemüht hat, Einzelheiten zur Darstellung zu bringen, die fürs Ganze oft vielleicht von untergeordneter Bedeutung erscheinen. Dennoch überraschen diese Nebensachen darum, weil sie beweisen, mit welcher Hingabe der Maler bei der Arbeit ist.

Der Eindruck, den verschiedene Richtungen in der Malerei auf Schroeter ge-



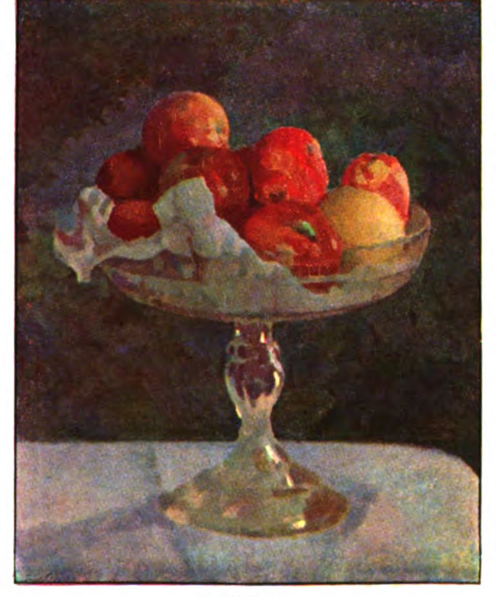
macht haben, ist ersichtlich. Es kann jedoch immerhin von einem eigentlichen Einfluß dieser Dinge auf sein eignes Schaffen kaum die Rede sein. Das Niederdeutsche seiner Art ist dem Fremden schwer zugänglich. In seiner Münchner Zeit mag Schroeter vielleicht vorübergehend dazu geneigt haben, die kleinen Eigenheiten einem großen Stil zu opfern. Aber er brauchte nur wieder in seine eigentliche Heimat zurückzukehren, um bald den Gedanken an diese Art von Kunst hintenanzustellen und den Schwerpunkt unmittelbar wieder auf diejenigen Aufgaben zu legen, die ihm aus sich selbst erwuchsen.



Herbstsonne

Als er 1900 von München nach Hamburg zurückkehren sollte, da bestand für ihn schon nicht mehr die Gefahr, die gerade für einen Maler seiner Art vorhanden war, nämlich daß er an den starken Gegensätzen zwischen hier und München scheitern könnte. Im Grunde war er immer niederdeutsch geblieben. Der Ausgleich wurde dann in der Folgezeit mehr noch geschaffen dadurch, daß er bald wieder aus der Stadt heraus aufs Land zog, um die Stille und Schönheit eines norddeutschen Dorfes auf sich wirken zu lassen.

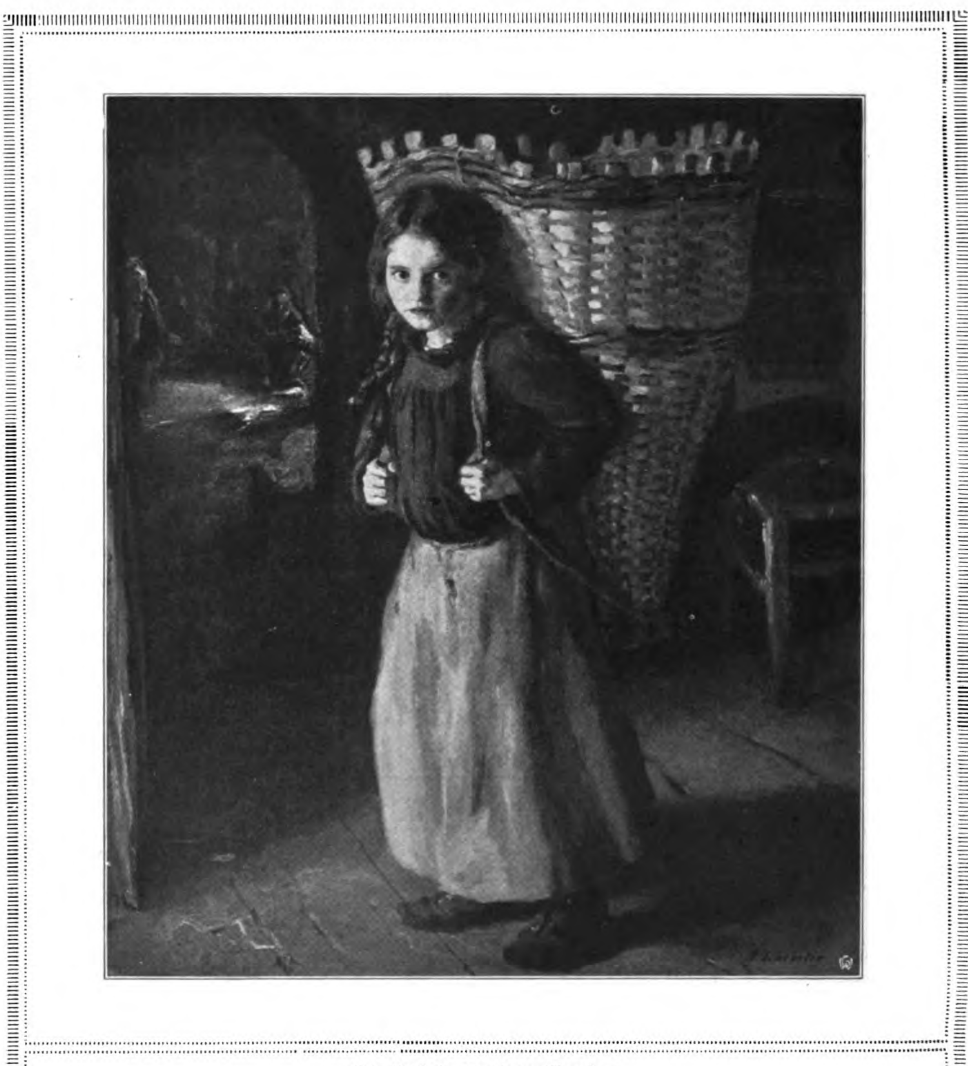
Die Jahre, die Schroeter in Worpswede gearbeitet hat, brauchte er als Ergänzung für sich und sein Schaffen. Die innere Sammlung, die er dort unten an der Weser fand, schuf gewisse Ausgleiche für ihn selbst, so daß er nunmehr auch freier von Beeinflussung bleiben konnte und dadurch das Bedeutungsvolle seiner eignen Arbeit zum erstenmal richtig erkannte. Auch die Jahre, die er in Bremen zubrachte, machten ihn reicher. Dort konnte er wieder gänzlich in stiller Zurückgezogenheit seiner Kunst leben. Ein von einem verwilderten alten Garten umgebenes Vorstadthäuschen war sein Wohnsitz.



Obstschale

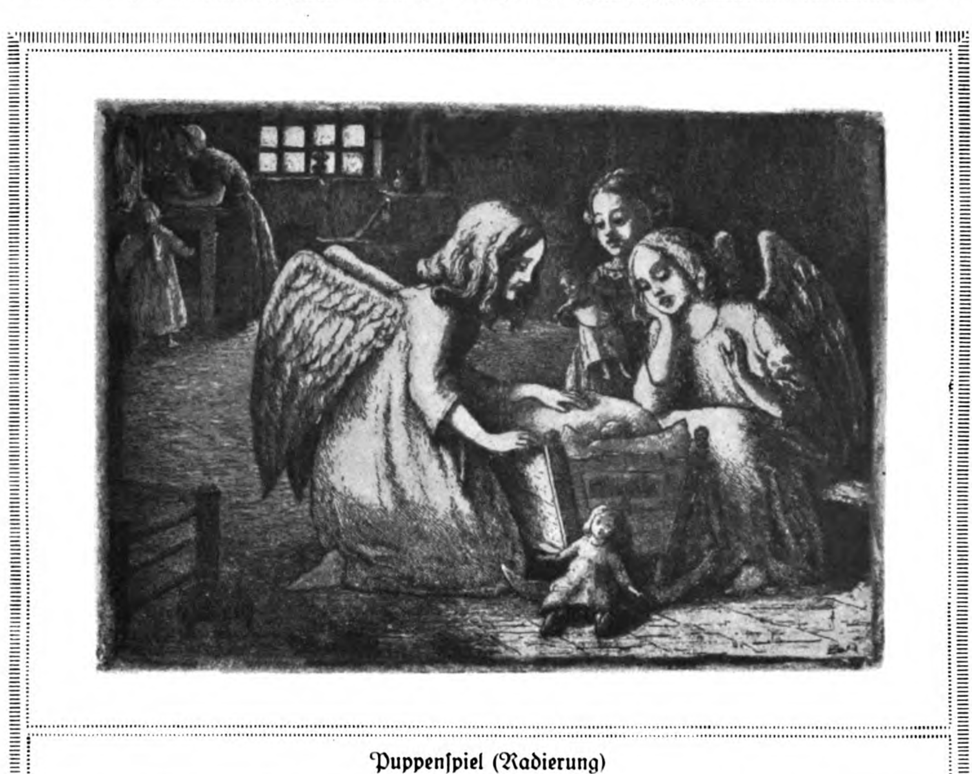
Zweifellos gewann der Künstler mit der Zeit erst den richtigen Abstand von sich als Persönlichkeit aus zu seiner Kunst. Die rasch dahineilende Gegenwart erschließt nicht jedem Schaffenden sofort den Blick für das Ganze. Denn der

Künstler, dem ein gewisses Ziel vor Augen steht, muß sich das Leben rasch vergegenwärtigen können, um nicht zurückzubleiben. Dabei soll er wiederum nicht übereilt und hastig an die schöpferische Tätigkeit herangehen. Schwer erscheint es gerade hier, den rechten Weg zu finden.



Waldkind aus dem Neußtal
Besitzer Herr Gedwath in Hannöversch-Münden

Unser Künstler, der ganz in den Gegenstand aufgeht, den er schafft, gehört eben deshalb nicht zu den Malern, die nach eingelernten Regeln arbeiten, um damit rasch einem bestimmten Erfolg entgegenzustreben. Schroeter will keine Wiederholung einer bestimmten Arbeitsweise. Seine Technik sowenig wie seine Gedanken über den Grund zur Darstellung sind sich gleich. Alles, was er schafft, erlebt er auch. Denn, wenn ihn ein Gegenstand malerisch anspricht, versucht er sich, oft unendlich mühsam arbeitend, eben so lange daran, ihn auch darzustellen, bis ihm diese Aufgabe wirklich befriedigend gelöst zu sein scheint. So erklärt sich auch gerade in Schroeters Arbeitsweise die Verschiedenheit der Darstellung, die oft von einem zum andern Bilde kaum erkennen läßt, ob es derselbe Maler ist, der sie geschaffen hat.



Puppenspiel (Radierung)



An der Wiege (Radierung)

Inwiefern dieses zögernde Suchen ein Vorzug oder Nachteil sein kann, läßt sich im einzelnen Fall schwer beurteilen. Aber halten wir uns die dem Aufsatz beigegebenen Nachbildungen vor Augen, so kann jeder einen Teil der Gesamtleistung dieses Künstlers selbst beurteilen.

Die Frauenbildnisse werden schon durch die rein dekorative Außenseite der Darstellung auffallen. Man hat bei der Kleidung und Haltung als auch vielen kleinen Äußerlichkeiten das Gefühl, wie in dem Künstler während der Arbeit ein geradezu fröhliches Genießen ausgelöst wurde. Schroeter behandelt das Bildnis in seiner Eigenheit mit Liebe und Sorgfalt, so daß schließlich nichts nebensächlich daran erscheint. Kinderbilder, die er malt, sind sehr viel vereinfachter aufgefaßt. Schlicht und ungesucht, oft breit angelegt, zuweilen dann wieder mit spitzer Pinselführung gezeichnet, dürfen diese Kinderbildnisse mit Recht als Ergänzung seiner Malerei gelten.

In der Formenbeherrschung und einer bestimmt ausgesprochenen Fähigkeit, sehr tief und scharf einzudringen in die Darstellung, ohne dabei etwas vom Reiz der unnachahmlichen Leichtigkeit aufzugeben, ist der Künstler seinerseits einem bestimmten Ideal nahegekommen, das ihm vorgeschwebt haben wird. Weil er dabei nun auch die Mittel zur Darstellung völlig zwingt, erscheint es wohl auch als ganz nebensächlich, ob er in Anlehnung an alte Meister malt, wie Velazquez und Rembrandt, oder modernen sich anschließt, einem Leibl oder Trübner.

Bei den Frauen- und Kinderbildnissen ist es vor allem die sehr reizvoll gestimmte, tonige Malerei, die besticht. Die Eigenart dieses Künstlers kommt dem Wunsch von Frauen ungezwungen weit entgegen, weil der Maler stark die Reize von Schönheit nachzuempfinden fähig ist. Schroeters Blick erfaßt die Persönlichkeit mit einer Liebenswürdigkeit, wie sie in der Bildnismalerei am besten wohl in der Zeit um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zur Geltung gekommen ist. Dieser Standpunkt des Künstlers ist vielleicht wieder nicht völlig frei von der Gefahr, im einzelnen zu sehr auf Kosten der Wahrheit schönzumalen. Indessen, unmittelbar verstanden, wirken alle seine Bildnisse dieser Art durch die köstlich einfache Freude am Mitgenießen sehr zugunsten einer erhöhten Stimmungskunst.



Damenbildnis

Zwei treffende Gegenbeispiele stehen uns in den »Dorfkindern« und der »Teppichstopferin« zu Gebot. Wir finden hier in beiden Gemälden das gerade Gegenteil dessen vertreten, was Schroeter sonst gerade in den Frauen- und Kinderbildnissen angestrebt hat. Mit den einfachsten Mitteln hat der Künstler hier gearbeitet. Der Eindruck wird in den beiden Gemälden durch den vollendet abgestimmten Gesamtton hervorgerufen. Die kräftigen Gegensätze in den Farben, das räumliche Ganze auch wirken zusammen mit dem besonderen Goldton, der im Grün und Gelb der Originale zu finden ist. Auch am Stillleben hat der Künstler seine Freude. Bilder dieser Art sind



wie Augenblicke stiller Betrachtung in seinem Schaffen. Wenigstens wirken sie so, wenn man diese prachtvoll ruhig abgestimmten kleinen Stücke hier und da zwischen andern Bildern gesehen hat.

Schroeters Männerbildnisse verdienen schon darum besondere Beachtung, weil sie sein Schaffen, seine Art von künstlerischer Auffassung vollkommen klar dartun. Was den Frauenbildnissen an Liebenswürdigkeit gehört, gibt der Meister seinen Männerbildnissen an geradezu nüchterner Ehrlichkeit der Auffassung mit. Überraschend ist es zum Beispiel, daß Schroeter hier fast immer mit sehr sparsamen Mitteln in der Farbe gearbeitet und dabei, seltsam genug, gerade durch diesen vereinfachten Gesamtton dem Ganzen etwas Lebendiges verliehen hat. Eine ganze Reihe Selbstbildnisse sind entstanden, von denen wir hier zwei wiedergeben (»Der Raucher«, »Selbstbildnis«). In die Reihe dieser Schöpfungen gehören entschieden als gute Leistungen auch das »Bildnis eines Hamburger Pastors« und das »Bildnis des Herrn G.«.



Die Braut

Sehen wir bei diesen Männerbildnissen, wie Schroeter für eine unbedingt sachlich kühle Vortragsweise eingetreten ist, nimmt es auch nicht wunder, zu erfahren, wie vielseitig er sein Schaffensgebiet ausgestaltet hat. Über die Mittel der Technik entscheidet er mit jedem Bild neu nach dem ursprünglichen Eindruck, den der Gegenstand auf ihn machte. Denn in der Tat gehört er zu den Bevorzugten, die, vermöge eines reichen Innenlebens, sich selbst in einer Steigerung erhalten, wenn sie schaffen. In tonigen Flächen, im Sonnenstrahl, in Blumen, Früchten und Bäumen sieht er die verkörperten Formen einer Welt, die man nicht nachschafft, um sie zu besitzen, sondern die man immer erst entdeckt, um in ihr zu leben. Das Wesentliche dieser Kunst liegt in der Fähigkeit, bei äußerster Sachlichkeit sich dennoch jene Unmittelbarkeit der Empfindung zu bewahren, die immer neu erscheint. Nicht alt und abgetan ist dem Maler Schroeter sein Handwerk geworden. Man sieht, es erneuert sich in ihm mit jedem Bilde die kraftvoll schöpferische Lebendigkeit.

Wenn wir uns nun noch kurz des Künstlers Landschaftsstudien zuwenden, ehe zum Schluß seine Graphik berührt werden soll, so darf man wohl sagen, daß Schroeters Landschaften dem Farbenton nach Augenblicksmalerei darstellen. Die hier wiedergegebenen Gemälde »Am Gartentor«, »Unterm Fliederbusch« und »Herbstsonne« sind untereinander sehr verschieden. Bei den Gartenbildern spricht vorwiegend die Episode zu dem Beschauer, aber dieser Episodenton wird vom Stimmungszauber der Landschaft getragen. Wir entdecken damit vielleicht kaum etwas Neues in Schroeter als Maler. Das Bild »Herbstsonne« aber wird manche überraschen. Diese Landschaft erscheint besonders stark; als eine mehr auf den Augenblick eingestellte Malerei hat das

kleine Bild Vorzüge, die ähnlich wie bei den »Dorfkindern« die unbedingte Meisterschaft Schroeters als Impressionist dartun.

Schroeters Radierungen stehen für sich genommen als künstlerische Leistung mindestens ebenso hoch, vielleicht in einzelnen Blättern sogar höher als die Gemälde. Denn der frische, freie Schaffenszug dringt auch hier wieder selbständig durch. Weil die Phantasie ihm die Stoffe herleiht, hat er auf niemand Rücksicht zu nehmen als auf sich selbst. »Das Wunderbare im Wechselspiel zwischen Kind und Welt liegt mir sehr«, bemerkt der Künstler persönlich zu seinen Radierungen. Und wirklich: wenn er die alten Märchen voll Wunderglaubens wiedererzählt, ist unverkennbar, mit welcher Liebe dies geschieht. Die Sorgfalt, mit der alle diese Blätter geschaffen sind, verleiht ihnen hohen Wert. Sie tragen eine Fülle von Gedanken ins Leben hinaus, die gerade in unsrer starkbewegten Zeit nicht unbeachtet bleiben sollten. Denn für die Zukunft ist es bitter notwendig, niemals das Herz zu verleugnen, weil durch die Seele wieder ein Zug ins Leben hineingetragen werden soll, der die ungeheure Gegenwart als neue Zeitrichtung mit jener stillen Güte füllen muß, die wir als deutschen Sieg im Leben feiern wollen. Was bedeutet uns Deutschen nicht gerade die Märchenwelt! Immer und immer wieder wird sie sich erneuern. Darin steckt auch der Glaube an alles Gute. Ohne diesen Glauben hätte aber alles Schöne keinen Sinn.

Auch von den Radierungen Paul Schroeters sind aus diesem Grunde einige Wiedergaben diesem Aufsatz beigefügt worden. Sie sagen mehr als alle Beschreibung über den Gegenstand. Nur zwei Blätter sollen besonders hervorgehoben werden: »Besuch der Engel beim Christkind« und »Über Rosen«.

Der »Verein für Originalradierung« in Berlin hat erst letzthin zwei Platten von dem Künstler erworben. Es ist das ein Erfolg, der wohl berechtigt, zu glauben, daß das Heimatgefühl bei uns durch den Krieg erstarkt ist. Aber auch die zeichnerische Leistung dieser Blätter fand von berufener Seite dadurch Anerkennung. Durch die verschiedene Art der Plattenbehandlung erscheint die Graphik Schroeters so besonders. Die Formen sind klar und nach Licht und Schatten gut verteilt. In den Bildnisradierungen wirken die hellen und mittleren Töne auf der Platte sehr fein. Ein vom Künstler erfundenes Positivverfahren ermöglicht es, solche Wirkungen hervorzubringen. Näheres über sein Radierverfahren mitzuteilen, beabsichtigt der Künstler später selbst einmal. Uns Genießenden genügt es, hier die Tatsache festgestellt zu haben, daß Schroeter als der Erfinder einer neuen Technik erfolgreiche Versuche mit dem eignen Radierverfahren praktisch ausgeführt hat.

Über Rosen (Radierung)
Aus dem Besitz des Vereins für Originalradierung in Berlin



Franz Grillparzer

Meine Erinnerungen an Grillparzer

Von Marie von Ebner-Eschenbach

II

ls ich Grillparzer im Frühjahr 1870 besuchte, fand ich ihn übel aussehend und außerordentlich verstimmt.

»Sehen Sie, was ich da hergenommen habe zu meiner Aufheiterung, ein Lustspiel von Shakespeare. Hilft aber alles nichts. Was soll mich noch aufheitern? Wenn Sie einmal kommen und hören, daß es vorbei ist mit mir, dann freuen Sie sich.« Er klagte über seine geistige Abnahme: »Mein Kopf ist wüst, ich vergesse sogar, was ich in der Schule gelernt habe. Neulich will ich im Plautus lesen und merke auf einmal, daß ich nicht mehr Lateinisch kann. Es kommt auch niemand mehr zu mir, Männer schon gar nicht, nur noch Frauen — aus Barmherzigkeit. Ich habe die Verse gemacht:

Die Ähnlichkeit, die ich mit Christus habe:
Die Weiber kommen zu meinem Grabe.«

»Und noch dazu lauter alte Schachteln, nicht wahr, Herr Hofrat?«

Er lächelte und begann die Pilgerinnen zum Grabe zu loben. Ganz besonders und mit dem besten Rechte: Frau Auguste von Littrow-Bischof, die Gattin des allverehrten Direktors der Wiener Sternwarte Karl von Littrow. Anders als »die Astrologin« nannte er sie aber nicht, und wir wußten sehr gut, daß jede von uns gelegentlich mit einem seiner boshaften Scherzworte bedacht wurde. Das änderte aber nicht das geringste an unsrer Liebe für ihn.

Grillparzer hat, ich zweifle nicht daran, sehr gut gewußt, daß Frau von Littrow sein weiblicher Eckermann war und den Inhalt eines jeden Gesprächs, das sie mit ihm geführt, treulich niedergeschrieben hat. Diese Aufzeichnungen einer vorzüglichen, äußerst verständigen und hochgebildeten Frau sind eine Fundgrube für die Literarhistoriker geworden und ein unschätzbares Gut für die Freunde und Verehrer des Dichters. Auguste von Littrow hat uns von dem pietätvoll gesammelten Reichtum alles geschenkt bis auf eins, das weder sie noch irgend jemand zu geben vermocht hätte: einen Begriff des Reizes, der in Grillparzers Art und Weise

ein Gespräch zu führen, lag. Er beherrschte weite Gebiete des Wissens und der Kunst, er hatte reges Interesse für alle Tagesfragen, für Politik, für Literatur. Seine Urteile waren durchtränkt von Weisheit, immer originell, genial und selten milde. Aber er verstand das Schlagendste und Schärfste mit einer schalkhaften Anmut vorzubringen, die bezaubernd war. Ich habe oft bei seinen Reden an eine schimmernd blanke Toledoklinge denken müssen, so grazienhaft geschmeidig, daß man meint, sie um den Finger wickeln zu können, aber tödlich treffend, wenn zum Stoße gezückt. Am herrlichsten war's, ihn von dem Wesen und den Zielen seiner Kunst sprechen zu hören. Und nie fühlte man sich als ein bloßer Zuhörer, immer zu einer Erwiderung angeregt, zu einem Einwand beinah herausgefordert. Das ermutigte, weckte Selbstvertrauen, man wagte auch ein Tröpfchen Eigenbau träufeln zu lassen in den Quell der Weisheit, der da so reichlich sprudelte, kam sich gewachsen vor, war glücklich und dankbar.

Ich glaube, daß Grillparzer selbst Freude fand in der Ausübung seines großen Konversationstalents, doch bedurfte es eines Anstoßes dazu, und der Besucher, der als personifizierter »Anstoß« erschien, wurde nur ganz ausnahmsweise willkommen geheißen. Man störte ihn ja immer, fand ihn immer versunken in seine eignen Gedanken oder in die eines seiner Lieblingsautoren, ohne Frage eine bessere Gesellschaft als die, die man ihm zu leisten vermochte. Die Temperatur der Begrüßung war gewöhnlich unter Null, aber allmählich erwärmte er sich, wurde freundlich und mitteilsam, und wie die Gestalten seiner Dramen ihm während des Schreibens wuchsen, sich gestalteten, ihn hinrissen, so wurde, während er sprach, seine Rede immer tiefer und inhaltreicher, und plötzlich, mitten aus dem schweren Ernst, sprühten wie Feuerfunken unvergeßliche Witzworte auf.

Man ging von ihm immer gescheiter fort, als man gekommen war, und wenn gescheiter, dann wohl im höchsten Sinne besser. So ist denn Kathi Fröhlich, die unaussprechlich durch ihn gelitten hat, sehr gut zu verstehen, wenn sie sagt: »Das Beste, das an mir ist, verdanke ich doch dem Umgang mit ihm.«

Der achtzigste Geburtstag Grillparzers nahte heran, und Wien rüstete sich, ihn zu feiern.

Eine Anzahl österreichischer Frauen hatte zwanzigtausend Gulden zusammengebracht, die zur Begründung einer Grillparzer-Stiftung verwendet werden sollten. Doch bedurfte es dazu seiner Erlaubnis, und Bauernfeld wurde mit dem Auftrage betraut, sie einzuholen. Er brachte die Sache aufs beste vor und bat im Namen der Frauen, ihre gute Absicht ausführen zu dürfen. Die Grillparzer-Stiftung solle ganz und gar nach seinem Wunsche und seinen Bestimmungen ins Leben gerufen werden. Es sei gemeint, daß alles ihm zur Ehre und zur Freude geschehen solle.

Grillparzer hörte zu. Ich kann mir so gut denken, wie er dabei ausgesehen, wie er den Kopf zur Seite geneigt, ich höre, wie er leise vor sich hin geflüstert und endlich gesagt hat: »Ehre, no ja, schon gut, wir haben in Östreich ohnehin zuwenig Ehre, und was die Freude betrifft, wenn mir die Damen eine Freude machen wollen, dann sollen sie mir drei neue Rasiermesser schenken, weil die meinen schon schlecht sind.«

Ich erfuhr die Geschichte, teilte sie meinem Manne und meinem Vater mit, und beide bemühten sich sofort, mir die vorzüglichsten Rasiermesser zu verschaffen, die in ganz Wien aufzutreiben waren. Unser geliebter Poet und Jubilar konnte nicht anders als zufrieden sein mit der Art der Erfüllung seines bescheidenen, prosaischen Wunsches. Voll freudiger Zuversicht trat ich meine Wanderung an und fand im Fröhlichheim die drei Schwestern und die treue Susanne in erhöhter Stimmung. Sie waren glücklich über die vielen Zeichen der Liebe und Verehrung, die dem Dichter von weit und breit zugeflogen kamen. Nur er konnte oder wollte einem wohltuenden Gefühl keinen Einlaß in sein Herz gewähren. Er saß still und traurig in seinem niedrigen Lehnsessel und sah, als ich vor ihn hintrat, höchst ungnädig zu mir empor. Ich sagte: »Seien Sie ganz ruhig, Herr Hofrat, ich gehe gleich wieder, ich setze mich gar nicht, ich habe Ihnen nur etwas bringen wollen.«

»Bringen? ... Auch Sie?« sprach er vorwurfsvoll.

Ich ließ mich nicht einschüchtern, öffnete das Etui und brachte es ihm respektvoll dar.



Paul Schroeter: Unterm Fliederbusch

Zu dem Aufsatz »Paul Schroeter« von E. F. Kullberg

Er hatte es nur widerstrebend in die Hand genommen, war aber nach dem ersten Blick auf die blinkenden Messer versöhnt. Der Ausdruck einer wahrhaft kindlichen Freude erhellte sein Gesicht: »Schau'n Sie, das freut mich wirklich. Die sind schön und wohl auch gut.«

Er betrachtete sie wohlgefällig, stand auf, legte den Arm um meine Schulter und gab mir einen langen, ernsthaften Kuß.

Mir war zumute, als hätte ich eine Weihe empfangen, ganz glückselig und ganz feierlich. Ich kann wirklich nicht sagen, ob ich die Stiege hinab gegangen, gelaufen oder geschwebt bin.

Am nächsten Vormittag klopfte ich bei den Schwestern an. Es war nur Anna zu Hause.

»Fräulein, ich komme mich erkundigen, was ist's mit den Rasiermessern? War der Herr Hofrat zufrieden?«

Sie sah mich an, etwas verlegen, aber ihre dunklen, schönen Augen lachten. »Die Rasiermesser? ... Die hat Kathi — sind Sie ihr denn nicht auf der Stiege begegnet? — gerade fortgetragen. Die sind ihm wieder nicht recht, müssen umgetauscht werden.«

»Umgetauscht?! Er kann sie nicht brauchen — und ich habe dafür einen Kuß bekommen. Fräulein Anna, Fräulein Anna, jetzt komme ich mir ja vor wie eine Diebin.«

Der 15. Jänner 1871 war für ganz Wien ein großer Tag. In jedem halbwegs lebendigen Herzen regte sich das Bewußtsein, daß nicht nur zu danken, zu huldigen, daß gutzumachen sei, so viel, so reich und rasch als nur möglich. Dann feierten wir aber auch ein schönes Fest. Keine Störung, nicht ein Mißklang, allenthalben der Triumph einer großen Liebe, die sich äußern wollte. Aber jede Auszeichnung, die dem Dichter zukam, wurde gejubelt. Unser Kaiser ehrte den Dichter, wie noch nie ein Dichter in Österreich geehrt worden war. Kronprinz Rudolf, König Ludwig von Bayern sandten wärmste Glückwünsche, die edle Kaiserin Augusta fand in diesen Tagen der großen Versailler Ereignisse Zeit und Stimmung, sich als »Tochter Weimars« unsers österreichischen Dichters huldigend zu erinnern.

Wien war stolz und beglückt. Jedes Zeichen der Anerkennung, jedes Wort des Lobes, das dem Jubilar zuteil wurde, erweckte begeisterte Teilnahme. Man drängte sich in die Theater und Konzertsäle, in denen eine Grillparzerfeier stattfand, und der Beifall, der gespendet wurde, kam aus warmen, tiefergriffenen Herzen.

Ob es wohl damals in unsrer Stadt einen jungen Künstler gegeben hat, der nicht dachte: Das erreicht, einen solchen Widerhall erweckt haben in den Seelen Tausender, müßte höchste Erfüllung, Inbegriff der irdischen Seligkeit sein.

Weltenfern davon lag freilich alles, was Grillparzer in diesen Tagen empfand.

Ich ging am späten Vormittag zu ihm. Die Treppe herab, die mit Teppichen belegt und mit Blumen geschmückt war, kamen Männer und Frauen; sie hatten freudig-feierliche Mienen, und wir grüßten uns, ohne uns zu kennen. Ihr Gruß sagte: »Wir kommen von ihm«, der meine: »Ich gehe zu ihm.«

Auch die Wohnungstür war mit Lorbeergewinden und Blumen umkränzt, und als sie geöffnet wurde, leuchteten mir die Augen der treuen Susanne durch einen Freudentränenschleier entgegen. Was hatte sie nicht alles erlebt! Vorgestern schon, gestern und erst heute! Deputationen waren gekommen, eine nach der andern, und Geschenke, Kränze, Telegramme. Der Fürst Auersperg und Exzellenz Unger sind da gewesen, sie haben das Großkreuz des Franz-Josef-Ordens gebracht.

Ich fand ihn auf seinem alten Platz, in seinem mit Ehrengeschenken überfüllten Zimmer, sehr müde, erschöpft. Was er heute schon vielen gesagt, wiederholte er auch mir: »Früher zuwenig, jetzt zuviel. Es sind Gnadenstöße, die mir versetzt werden.« Nur einen Augenblick blieb ich bei ihm und auch bei den Damen Fröhlich nicht lange. Pepi und Anna erzählten, plauderten, ihnen lachte das Herz. Auf dem noch immer lieblichen Gesicht Kathis lag ein stiller, seliger Triumph.

Grillparzer ist viel besungen worden in diesen Tagen flammender Begeisterung, und manches schöne Gedicht ist damals entstanden. Aber das einzige, in dem er ein grenzenlos mitfühlendes Verständnis, Stimmung von seiner Stimmung wiedergefunden hätte, konnte nicht in seine Hände gelegt werden. Es war von Josephine Freiin von Knorr und lautete:

Wir feiern dich, und während wir dich krönen,
Umweht ein Hauch dich der Unsterblichkeit,
Es wird dein Name durch die Nachwelt tönen,
Befreit vom Fluche der Vergessenheit.

Mitfühlen sollst du — darfst ihn mit erleben,
Der eignen Größe schwer erworbnen Ruhm;
Wie einen Heros, um den Wolken schweben,
Grüßt dich das Land in deinem Heiligtum. —

Und doch, mich dünkt, daß du mußt bitter lächeln
Zu jenem Weihrauch, den die Menge bringt;
Daß dich berühren muß ein eisig Fächeln,
Daß dir ein Mißton durch die Lüfte klingt.

Daß man dich quält mit der Apotheose;
Denn dieser Festtag, dies olymp'sche Spiel —
Kann es erwecken auch nur eine Rose
An deines Lebens abgeblühtem Stiel?

Dieweil sie laut zujauchzen deinen Liedern
Und in den Städten künden deinen Preis,
Weilst du daheim mit altersschwachen Gliedern,
Ein müder Mann, ein achtzigjähr'ger Greis.

Ein sel'ger Geist auf glorreich lichten Sonnen,
Erlöst von Weh und Tod, der mag verklärt,
Verdoppelt fühlen seine Himmelswonnen,
Wenn man auf Erden sein Gedächtnis ehrt.

Wer aber dasteht an der dunklen Grenze,
An seiner Menschenjahre letztem Ziel,
Den mahnen Lorbeer- nur an Grabeskränze,
Den dünkt der Nachruhm fast ein eitles Spiel.

Dem ist das alles nur ein Untergehen,
Ein überglühend letztes Abendrot —
Für seine Jugend gibt's kein Auferstehen,
Und alle Hoffnung ist für ihn im Tod.

Als ich bald nach dem Feste wiederkam, um mich nach seinem Befinden zu erkundigen, war in seinem Zimmer keine Spur mehr vorhanden von den Kostbarkeiten, die sich vor wenig Tagen darin ausgebreitet hatten. So schnell als möglich hatte alles fortgeschafft werden müssen, was ihn an die empfangenen »Gnadenstöße« erinnerte. Nicht eine Blume im Glase durfte übrigbleiben.

Er sah angegriffen aus und klagte über seine täglich zunehmende Taubheit. Viele, die über ihn geschrieben haben, erwähnten ihrer als eines ernsten Gebrechens. Mir ist sie niemals aufgefallen. Wenn man, ohne die Stimme im geringsten zu erheben, nur deutlich akzentuierte, verstand er jedes Wort. Auch seine Augen, über die er sich oft beschwerte, haben ihm bis zuletzt treue Dienste geleistet. Er selbst gestand, daß er eigentlich den ganzen Tag lese. Eine Brille hat er nur in jüngeren Jahren durch kurze Zeit getragen.

Im Laufe des Winters erholte er sich und war wieder der Alte, er, der sich einen Toten nannte, ein lebendigst Mitlebender, ein gütiger Weisheitspender und — wie oft! — ein Prophet.

Im Frühjahr vor meiner Abreise auf das Land durfte ich beim Abschied mit froher Zuversicht sagen: »Auf Wiedersehen!«

Nach meiner Rückkehr im Dezember konnte ich ihm von meinem Entzücken über eine schöne Aufführung der »Medea«, mit Frau Wolter in der Titelrolle, erzählen. Er schien mir unverändert und so geistesfrisch wie je. Bald darauf aber, es war einige Tage nach Neujahr, brachte uns Freund Weilen die Nachricht, daß es nicht gut stände mit Grillparzer, er sei sehr matt und leide an Schlaflosigkeit. Die Ärzte, sein treuer Doktor Preyß und Doktor Breuning, erklärten, es handle sich nicht um eine Krankheit, sondern um ein Aufhören, ein langsames Erlöschen. Er führte sein gewohntes Leben, stand zur gewohnten Stunde auf, ging zum Mittagessen zu Fröhlichs hinüber, ließ sich nach Tisch von Kathi fünf Patiencen legen und kehrte, von ihr und den Schwestern gestützt, in sein Zimmer zurück. Am Tage seines Todes war er, obwohl die Nacht schlecht gewesen, nicht zu bewegen, im Bette zu bleiben. Nur um eine Stunde später als sonst stand er auf, ließ sich zu seinem Fauteuil am Schreibtisch geleiten und schlummerte ein. Anna und Kathi hatten das Zimmer verlassen, an ein jähes Ende dachte man nicht. Pepi und Doktor Preyß blieben dem Schlafenden gegenüber auf dem Kanapee sitzen. Plötzlich hatte er eine Bewegung gemacht, und sie eilten zu ihm. Er schlug die Augen auf, nahm Preyß bei der Hand und sagte: »Mein lieber Preyß!« Sein Kopf sank zurück, er war ohne Todesangst, ohne Kampf entschlafen, hinübergegangen in den ewigen Frieden.

»Man braucht auch zum Sterben Glück«, hat er einmal gesagt. Dieses letzte Glück war ihm zuteil geworden.

Als ich nach seinem Tode Kathi wiedersah, kam sie mir vor wie schon mitgenommen in die Unsterblichkeit. Sie war schwer leidend, kämpfte heldenmütig gegen Krankheit und Schwäche, wollte aufrecht bleiben,



leben, ihre Aufgabe lösen und den Nachlaß des Dichters, dessen Erbin sie war, zu seinem Ruhme verwalten.

Nach wie vor wurde ich von ihr und von den Schwestern mit immer gleicher Herzlichkeit empfangen. Sie wußten mir stets etwas Liebes von dem Wohlwollen Grillparzers für mich zu erzählen, dem Interesse, das er an mir genommen hatte. Als er, kurz vor seinem Tode, durch Anna hörte, daß ich einen Verleger für eine kleine Arbeit suche, hatte er sogleich erklärt, daß er sich der Sache annehmen und an Heckenast schreiben werde.

»Wenn Sie einmal längere Zeit ausgeblieben sind,« sagte mir Kathi, »da hat es immer geheißen: Die Ebner laßt sich auch nicht mehr sehn ...«

Und wie oft war ich auf dem Wege zu ihm gewesen und hatte, bei seinem Hause angekommen, gezögert, hineinzutreten! Man störte ihn ja immer, das wußte ich. Vielleicht wäre ihm mein Besuch heute besonders ungelegen. Ich dachte nach und zählte: Wann war ich zum letzten Male bei ihm? Vor zwei — vor drei Wochen. Darf ich so bald wiederkommen? — Vielleicht doch nicht ... Und war vorbeigegangen und hatte mich unwiederbringlich um ein unschätzbares Lebensgut, eine Stunde in der Nähe eines großen Menschen gebracht.

Ich habe meine törichte Zaghaftigkeit bitter bereut, als mir Grillparzers Worte: »Die Ebner laßt sich auch nicht mehr sehn«, wiederholt wurden.

Weilen, Laube, Freiherr von Rizy, Doktor Preyß hatten ihre Aufgabe erfüllt, das Material zu der zehnbändigen Ausgabe von Grillparzers Werken befand sich im Besitz von Cottas Nachfolgern.

Alle Originalmanuskripte waren dem Freiherrn von Rizy zur Verwahrung übergeben worden und befanden sich vorläufig in seiner schönen, stillen Wohnung im Schottenhof. Einige Monate nach Grillparzers Tode besuchte mich der Baron und lud mich ein, zu ihm zu kommen, um den handschriftlichen Nachlaß unsers Dichters zu sehen.

Ein Tisch, der beinah die ganze Länge und Breite eines großen Zimmers einnahm, war mit Manuskripten bedeckt. Sein Vermächtnis, die Summe seiner Lebensarbeit, die Vertrauten seiner Seele, Zeugen und Früchte der Entzückungen und Qualen seiner Schöpferstunden. Jedes Blatt, jedes Blättchen, mit seinen teuren Schriftzügen bedeckt, die fein waren, kräftig und klar und dem Auge ein Labsal, weil sie, wenn auch im Fluge hingeworfen, jedem Buchstaben sein Recht widerfahren ließen und unbewußt, ungewollt Freude am Bilden einer schönen Form darstellten.

Diese stillen Zeichen, wie sprachen sie so laut! Diese einförmigen schwarzen Linien, was zauberten sie mir vor! Ich sah die Hand, die sie gestaltet hatte, sah das über sie geneigte Haupt. Er war da, ich hatte, in den Anblick seiner Schöpfungen versunken, die volle Empfindung seiner Nähe.

Ein Teil der Schriften war von den übrigen abgesondert. Dieser darf, so hat Kathi Fröhlich es bestimmt, nicht vor dem Jahre 1922, fünfzig Jahre nach dem Tode des Dichters, veröffentlicht werden.

Der Freiherr hielt ein engbeschriebenes Blatt in der Hand, ein Gedicht, sagte er, das aus einer Zeit stammte, in der es zwischen dem Dichter und Kathi zum völligen Bruch gekommen war. Sie verfiel infolge der ausgestandenen Aufregungen in ein schweres Nervenfieber. Grillparzer wußte davon, quälte sich, und als er eines Abends erfuhr, der Arzt habe erklärt, daß sie die Nacht nicht überleben werde, rannte er wie ein Verzweifelter ziel- und planlos in den Straßen umher, kam in den Volksgarten und legte sich dort händeringend, schluchzend auf die Stufen des Theseustempels nieder.

»Von der entsetzlichen Nacht, die er damals durchlitten hat, lebt ein Zeugnis in diesem Gedicht,« schloß der Freiherr. »Ich will es Ihnen vorlesen, wenn ich kann.«

Er konnte kaum. Manchmal unterbrach ihn ein schweres Schluchzen, Tränen rannen über sein Gesicht.

Ein lang begrabener Schmerz war aus dem Todesschlaf erweckt worden, bäumte sich auf und weckte in unsern Seelen einen erschütternden Nachhall.

Es war das grausamste Gericht, in das ein Mensch über sich zu gehen vermag; eine Verdammnis des Verbrechers und Toren, der dem Schicksal flucht, wenn es versagt, und sich abwendet, wenn es gibt; des Quälers, der der Geliebten seine Friedlosigkeit einimpfen will, des Mörders, der sie in



den Tod gejagt, weil sie sich nicht umschaffen konnte, wie er wollte, sondern bleiben mußte, die sie war.

Dem Dichter hat die Empfindung als Urquell gegolten, dem aller Reichtum der Poesie entspringt. Aus diesen Versen brach sie mit Naturgewalt hervor, zerstörte, riß nieder, wühlte sich in einen Abgrund von Trostlosigkeit hinein. Furchtbar und herrlich, denn die Stimme, die da klagte und anklagte, war eines großen Dichters Stimme; dieselbe, die wie tönendes Erz aus den Schmerzenslauten Medeens erdröhnt, und in Wehmut geschmolzen aus Bancbans Abschiedsworten an unsre Herzen pocht und sie unaussprechlich liebevoll bezwingt.

Es war zu Ende, der Vorleser schwieg. Wir reichten einander die Hand, und ich nahm Abschied und wanderte durch den ruhigen Schottenhof in die lärmende Straße hinaus, an vielen, vielen Menschen vorbei. Und alle, ob im Kleide der Armut auf der Suche nach dem täglichen Brot, ob reich geputzt mit andern Reichgeputzten Grüße, Scherze, Liebesblicke tauschend, ob ernst und würdig auf dem Wege vom Amte oder zum Amte, ob traurig oder vergnügt, frisch und jung oder welk und alt, alle kamen sie mir vor wie Schatten, die fühllos, wesenlos über die Abgründe des Lebens hingleiten.

Erst sechs Jahre nach Grillparzers Tode habe ich, von Anna und Kathi geleitet, sein Zimmer wieder betreten. Josephine, die jüngste der Schwestern, lag dort aufgebahrt im Sarge. Anna und Kathi beugten sich über sie, streichelten ihre Hände und sprachen leise und liebevoll von ihr. Wie gut sie war, wie hilfreich und unermüdlich und wie hochbegabt und als Sängerin gefeiert zu ihrer Zeit! Aber sie konnte sich ins Theaterleben nicht finden und nicht sein ohne die Schwestern. Sie ist zu ihnen zurückgekommen und Gesangslehrerin geworden wie Anna. Manche ihrer Schülerinnen ist berühmt geworden, sie selbst hatte keinen Ehrgeiz.

Weich, leise, liebevoll fielen die Worte der Schwestern auf die Entschlafene nieder. Sie schien zu lächeln, war wie verjüngt und war schön in ihrer erhabenen Todesruhe.

»Der Grillparzer hat sie auch liebgehabt,« sagte Anna, und wir hatten das Gefühl, als stände er an diesem offenen Sarge mitten unter uns, in seinem Ernst, seinem Trübsinn, in der großen unwiderstehlichen Macht, die jeder empfunden hat, der ihm nahetreten und in die Tiefe seines Wesens blicken durfte.

Noch vor Ablauf eines Jahres trug Anna auch ihre Kathi zu Grabe, die ihr mehr als eine Schwester, die ihr Kind gewesen war, ihr leidengekröntes Kind. Sie wird nicht vergessen werden. Der Name Kathi Fröhlich ist unauflöslich mit dem Namen Franz Grillparzer verbunden. In einem Punkt hat sie sein Geschick geteilt, die Mit- und Nachwelt hat an ihr nicht viel weniger gesündigt als an ihm. Mißverstand, Vorurteil, Engherzigkeit, Klatschsucht besorgten und besorgen das in einer ihrer würdigen Weise. Wenn ich in einem der zahlreichen Bücher lese, die uns die Grillparzerliteratur beschert hat, kann ich nicht genug staunen über den Rang im Leben des Dichters, der meistens darin Kathi und ihren Schwestern angewiesen wird. Es ist nicht selten der von drei Haushälterinnen, die seine Zimmer in Ordnung hielten und seine Wäsche besorgten. Erwähnt findet sich auch wohl, daß sie verstanden, ihm Unangenehmes und Peinliches aus dem Wege zu räumen, zudringliche Besuche fernzuhalten, lästige Korrespondenzen für ihn zu führen, ihm viele Sorgen für unerfreuliche Verwandte abzunehmen. Daß übrigens Anna und Josephine höchst musikalisch waren, trug recht viel dazu bei, ihren Umgang mit Grillparzer, der ja die Musik fast höher stellte als die Poesie, wertvoll zu machen. Das wird gnädig zugegeben.

Bauernfeld hat sich viel eingebildet auf seinen Einfall, die Schwestern Fröhlich die Parzen zu nennen, obwohl es doch kein gar zu origineller Einfall gewesen ist. Sie waren drei, sie waren alt, sie waren unzertrennlich, mir scheint, daß man, um den Spitznamen zu erfinden, nur gehörig oberflächlich und boshaft zu sein brauchte.

Was sie für Grillparzer bedeuteten, was er ihnen verdankte, hat Bauernfeld ebensowenig gewußt wie die Verwandten des Dichters es gewußt haben; alle stellten sein Verhältnis zu diesen seinen Schutzgeistern auf den Kopf. Seine Familie, stolz auf ihren Beamtenadel, sah auf die bürgerlichen Musiklehrerinnen hochmütig herab, ihre Gesellschaft war keine standesgemäße

für den Vetter Franz, den Sohn einer geborenen von Sonnleitner. Der aber war nicht der Mann, der irgendein Wesen oder irgendein Etwas, das zu ihm gehörte, auch nur in ein halbwegs günstiges Licht zu stellen vermochte. Ebensowenig als sich selbst, als seine eignen Werke. Ich war oft peinlich überrascht durch seine geringschätzige Art, sie zu beurteilen.

Frau von Littrow bemerkt sehr richtig, daß er nie anders als mit einem verkleinernden Adjektiv von den Dingen sprach, die ihn umgaben, die ihm dienten. — Da war zum Beispiel sein braver, sehr anständiger Hausrock, der sich alle möglichen Beschimpfungen gefallen lassen mußte. Und gewiß war er ihm nicht weniger lieb als dem guten Béranger sein »vieil habit«, dem dieser heitre Poet ein Lied gesungen hat, das ewig jung bleiben wird. Ebensowenig wie das behagliche Kleidungsstück, ebensowenig wie den Darbringer einer Aufmerksamkeit, den Spender einer Auszeichnung, ebensowenig vermochte er seine guten Hausgenossinnen zu preisen. Eine einzelne nannte er nie. Sie wurden immer nur in corpore erwähnt.

»Die Damen, bei denen ich wohne.« Wenn das Barometer der Stimmung besonders hoch stand, gab es kleine Nachsätze: »Sie sind meine gewöhnlichen Vorleserinnen, sie spielen mir auch vor.« — »Sie sind sehr poetische Naturen und verstehen sich das Leben schön zu gestalten.« Daß sie auch in das seine Behagen, Heiterkeit, Licht und Wärme brachten und überhaupt das Beste, das ihm je zuteil geworden: kritiklose Liebe und Verehrung, muß er gefühlt haben, doch blieb es unerwähnt. Dieser große Reichtum war sein unverlierbares Eigentum; sich durch ihn beglückt zu fühlen, lag nicht in seiner Natur. Gewiß kamen Stunden, in denen er sich dessen entsann, was Kathi für ihn getan hatte, für ihn — wenn Liebe für den andern etwas tut, wenn nicht, einem unwiderstehlichen Müssen gehorchend, im letzten Grunde alles für sich.

Einmal hatte Sofie Schröder Kathi spielen gesehen bei einer Vorstellung auf einem Liebhabertheater, hatte die junge Dilettantin umarmt und feierlich erklärt: »Fräulein, wenn Sie nicht Schauspielerin werden, begehen Sie einen Selbstmord.«

Aber Grillparzer sagte: »Eine Schauspielerin mag ich nicht«, und der Selbstmord wurde begangen. Hat er gefragt, was es sie gekostet hat? Oder lieber nicht gefragt — es war überflüssig, er wußte es zu gut.

Aus einigen seiner kargen, grausam zurückhaltenden Briefe an sie klingt es deutlich heraus, daß er, der sich für unfähig hielt, zu lieben, doch sehr fähig war, eifersüchtig zu sein. Kathi Fröhlich war schön und unbeschreiblich anmutig, sie hatte tiefschwarze, wie Karajan sagt, »unendliche, eigentlich unergründliche Augen, in die man immer hätte hineinsehen mögen«. Sie wurde bewundert, geliebt und umworben. Gelegenheit, eifersüchtig zu sein, hatte Grillparzer in Hülle und Fülle, Grund dazu niemals. Die Huldigungen, die man ihr darbrachte, ließen sie nicht nur kühl, sie empörten sie. »Was wollen diese Leute? Wissen sie denn nicht, daß es für mich nur einen Mann gibt?« schreibt sie an ihre Schwestern.

Und dieser einzige, der geglaubt hatte, in ihr seine Seligkeit zu finden, war schon bald von allen bösen Geistern des Zweifels ergriffen worden. Gab's ein Glück für ihn, gab's überhaupt etwas außer seiner Kunst? Gab's noch ein andres als dieses unbegrenzte Streben nach ihr und nach allem, was zu ihr gehört? Er könne wohl — seine Worte! — auch andres ergreifen, aber festhalten nicht. Mit einem Worte: »Ich bin der Liebe nicht fähig«, gestand er dem Freunde. »So sehr mich ein wertes Wesen anziehen mag, so steht doch immer noch etwas höher, und die Bewegungen dieses Etwas verschlingen alle andern so ganz, daß nach einem ‚Heute' voll der glühendsten Zärtlichkeit leicht — ohne Zwischenraum, ohne besondere Ursache — ein ‚Morgen' denkbar ist der fremdesten Kälte, des Vergessens, der Feindseligkeit möchte ich sagen.«

Und dennoch vermochte er nicht, sich völlig loszureißen, kehrte zurück, erfuhr Widerstand, ja Härte, denn eine demütige Dulderin war Kathi nicht, verlor aber in diesem schweren Kampfe nie das Bewußtsein ihrer unendlichen Liebe. Sie, ob auch noch so bitter gekränkt, fühlte doch immer tiefer als das eigne Leid die Qual, die ihn zu quälen trieb. Er litt, der Mensch, den sie am höchsten stellte, der ihr das Teuerste war, der Dichter, der sie begeisterte, dem sie die erhebendsten Stunden ihres Lebens



verdankte; er war in all seinem geistigen Reichtum, all seiner Schöpferkraft ein armer Ruheloser. Sie wußte auch, daß, so weit der Himmel blaut, kein Wesen lebte, das ihm sein konnte, was sie ihm war in den kurzen Augenblicken der Rast, die sein Unfrieden ihm gönnte. Der Geliebte, der leidet, das ist der Allmächtige. Sie unterwarf sich, sie nahm das Kreuz einer unbeglückten Liebe, die täglich erneute Pein einer falschen Stellung — die ärgste für ein stolzes Herz — auf sich und trug sie kraftvoll und heldenmütig.

So war's ein langes Leben hindurch gewesen, und so sollte es bleiben. Als er ihr in späten Jahren, ein alter Mann der Gealterten, seine Hand und seinen Namen anbot, lehnte sie ab. Seine »ewige Braut« — in Gottes Namen. Seine Frau? Nein. Was sie von ihm ertrug, weil sie wollte, hätte sie nicht ertragen, weil sie mußte.

Was Grillparzer von Kathi Fröhlich gehalten, bezeugte er dadurch, daß er sie zur Herrin seines Hab und Guts wie über seinen poetischen Nachlaß einsetzte. Ihr vertraute er die Verfügung über die Werke, die er seit dem Tage seiner bittersten Enttäuschung vor aller Augen — die ihren gewiß ausgenommen — verborgen gehalten hatte. Den höchsten Beweis von Liebe und Vertrauen, den er geben konnte, hat sie aus der Hand des Toten empfangen.

Die Sorge für sein Andenken war bis zu ihrer letzten Stunde der Inbegriff ihres Dichtens und Trachtens und der ihrer beiden Schwestern, die sich, wie sie es von jeher getan, mit ihr identifizierten. Das Vermögen des Verstorbenen wurde seinen Verwandten überlassen, die Stiftung des Grillparzerpreises der Wiener Akademie der Wissenschaften wurde durchgeführt, die Schwestern-Fröhlich-Stiftung begründet, der Wiener Zweigverein der Schillerstiftung zum Erben der aus den Aufführungen der Dramen fließenden Tantiemen eingesetzt.

Es haben sich Leute gefunden, die der Lesewelt zur Kenntnis brachten, die Schwestern Fröhlich hätten nach dem Tode Grillparzers in seinen Reichtümern geschwelgt. Nun, in einem etwas andern Sinne, als jene Verständnisvollen es meinten, kann man das gelten lassen. Sie haben geschwelgt in einem unsäglich wehmütigen Triumph, als der »Bruderzwist in Habsburg« bei seinen Aufführungen im Stadttheater Stürme der Begeisterung entfesselte. Sie durften reich und beglückt gepriesen werden, als die gesammelten Werke ihres Dichters erschienen und in Deutschland, das sich immer so spröde gegen ihn verhalten hatte, endlich das Eis schmolz, Verständnis, Wärme, Bewunderung ihn begrüßten, und der Rang, der ihm gebührt, ihm eingeräumt wurde, der neben Kleist — vielleicht wohl *vor* ihm —, Goethe und Schiller am nächsten.

Gegen Kränklichkeit und Schwäche ankämpfend, hat Kathi sich aufrechterhalten, bis ihre Mission erfüllt war, dann schloß sie die Augen zur ewigen Ruhe. Ihre treue Anna folgte ihr bald; sie, die Älteste, ging zuletzt, nachdem sie ihre Pflegebefohlenen heimgeleitet hatte. Kurz vor ihrem Tode hat Anna Fröhlich — gewiß nach reiflicher Überlegung — einen schweren Entschluß gefaßt: sie hat ihre durch viele Jahre sorgsam geführten Tagebücher verbrannt.

Viele tadeln es, weil sie dadurch »der Welt« die Wahrheit über das Verhältnis Grillparzers zu Kathi Fröhlich vorenthielt. Die Wahrheit! Und wenn man sie euch sagte, würdet ihr sie gelten lassen und nicht sogleich wieder zu den euch liebgewordenen Irrtümern und Vorurteilen zurückkehren?

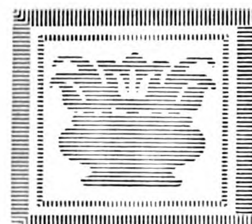
Was mich betrifft, ich meine: Anna Fröhlich hat ihre Tagebücher verbrannt. *Sie* hat es getan, folglich war es rechtgetan.

Einige Tage nach ihrem Tode stieg ich zum letzten Male die vier Treppen zur wohlbekannten Wohnung in der Spiegelgasse empor.

»Susanne, ich komme, Ihnen Lebewohl zu sagen und Sie zu bitten: erlauben Sie mir, die Zimmer des Herrn Hofrats und Ihrer Damen noch einmal zu besuchen.«

Sie geleitete mich und ließ mich dann allein, und ich habe einen langen Abschied genommen und mir die Erinnerung an diese lieben, geliebten Räume und an jeden einzelnen Gegenstand darin tief eingeprägt. Nicht das geringste war verrückt, die gewohnte Nettigkeit und Ordnung herrschte.

»Mir ist ja, als ob sie jeden Augenblick zurückkommen müßten,« sagte Susanne, die mich am Eingang erwartet hatte.




Die Lerchenseele

Von Helene Voigt-Diederichs

Kurz vor Weihnachten war's, in einer grauen Schneematschdämmerung, zu einer Stunde, wo der innere Mensch untapfer und traurig war — warum? Nun, da hat keiner in diesem Kriegswinter nach Gründen suchen müssen, wenn er einmal, von der Allgemeinheit abrückend, dahin geriet, als Einzelwesen an all dem zerstörten Einzelschicksal mitzubluten.

Die Pflicht, Erkundigungen einzuholen, führte mich in ein armselig finsteres Haus. Als ich es verließ, hatte ich vergessen, die Daten des neuen »Falls« auf meinen Merkblock zu schreiben. Nicht todestrüb mehr, sondern voll von grauem Duft, frühlingsahnend schmiegte sich die Gasse zwischen den uralt vermenschlichten Häusern hin. Mein Herz tanzte, selig glitten meine Füße, und die Lüfte schwangen mir ums Haupt den Jubel liebender Weihnachtsstimmen: Christ ist geboren.

Sooft ich in den letzten Monaten in diesem Rattenloch von Stübchen gesessen habe, niemals hat sich die Empfindung abgestumpft für das Wunder, das drinnen haust: »Die Lerchenseele« habe ich es getauft, und nun will ich erzählen von dem Zusammenhang zwischen ihr und den französischen Blumen auf meinem Tisch. Frischwüchsig duftet der kleine Strauß: Schneeglöckchen sind's, ein wenig zierlicher als die deutschen, grünweiß mit grüngelben Tupfen auf jedem Blütenblatt. Blasse Primeln ducken sich samtduftig neben wächsernen Aurikeln mit geheimnisvoll glühenden Glasfensterfarben. Zwischen den schwesterlich gestellten Glockentrichtern der gelben Herlitzen läuten Perlhyazinthen, blau wie Marie Grubbes Augen. Veilchen mischen in ihren schwindenden Atem den Geruch von Moos und Hecken, und um all das lichte Frühlingsblühen schließt sich ein dunkles, gräbermahnendes Taxusband.

Aber zurück zu jenem Dezembertag. Ich glaube, die verwinkelte Gasse ist den ganzen Tag über nicht hell gewesen. Auf den Giebeldächern tropft und rutscht der Schnee. Die Fenster, dicht an dicht mit kleinen Scheiben, nur durch Fachwerkbalken vom Nachbar geschieden, blicken blank wie die Augen eines schwermütigen Tieres in die Dämmerung. In einer Tür stehen aneinandergedrückt ein paar Kinder. »Mein Vater will auch mit und dem Kaiser helfen,« sagt ein kleiner Junge. »Die ollen Franzosen müssen Kloppe kriegen. Alles Petroleum haben sie uns weggenommen.« Das ist *seine* Auffassung des Weltkrieges; mißmutig schlenkert er die Blechkanne, die ihm im Konsum auch diesmal wieder leer geblieben ist. »Und wir!« ergänzt eine Achtjährige. »Aber bei uns scheint die Laterne herein. Nur meine Schularbeiten, die hab' ich bei meiner Tante machen müssen, die hat Gas nämlich.«

Hausnummer 33. In dem niederen Eingang steht eine schwere, gesegnete Frau. Sie weicht in den Gang zurück, ein mageres Gesicht mit verhärmten Augen leuchtet aus dem Dunkel. Ich rede sie an. Seit Oktober keine Nachricht vom Mann. Und er hat sich so sehr aufs Kind gefreut gehabt ...

»Frau Mewes? Jawohl, die wohnt zwei Treppen, nicht hier, drüben im zweiten Hof. Vor einer halben Stunde ist sie nach Hause gekommen.«

Grüne, bröcklige Wände, die Decke des Ganges gestützt durch einen krummgezogenen Holzbogen; hoch auf einem Brettchen steht schwalbennestartig ein Glas mit einem ertrinkenden Nachtlicht. Ein schmaler Hof, begrenzt von Mauern und überdachten Holzvorbauten. Türen und Geräusche, die auf Tiere zu deuten scheinen — aber dann fällt einem ein: man ist mitten in der Altstadt, die kaum Platz für ihre Menschen hat.

Ein zweiter Gang, ein etwas geräumigerer Hof, Wasserrinnen kreuzen das hochstehende Pflaster. Fenster blicken herab, scheinen in dem Wechsel ihrer Lage an kein Stockwerk gebunden zu sein. Manchmal zögert drinnen ein rötliches Licht, winterstruppige Geranien stehen davor und Vogelgitter, dazwischen Efeustöcke, mit Papier-

blumen aufgeputzt. Irgendwo lernt ein Kind, bei jeder Wiederholung mit mehr gesteigerter Stimme: »Der Gott, der Eisen wachsen ließ.«

Ringsherum kauert eine Versammlung von gespenstisch-heimlichen Giebeln, die zurückliegenden immer noch ein wenig höher gereckt; alle scheinen sich zu drängen und zu stoßen, um in die Abenteuer dieses Hofes hereinblicken zu können. Ganz im Hintergrund hebt sich ein breiter Schlot und stößt sein mürrisches Gewölk in den seidengrauen Nachthimmel.

Öllichtschein jenseit des Hofes. Treppen, Wohntüren, Zinnschilder, verbogen und weiß beschlagen. Endlich an einem der gesuchte Name.

Auf mein Klopfen verwunderter Zuruf. Drinnen im blauen Ofendunst überschwelt ein trübes Lampenlicht die Spuren der Tagesarbeit. Geschirr, Kleider und Schulbücher bedecken Tisch und Stühle. Auf dem Fußboden zwischen Bündeln von silbernen Kätzchen kauern ein paar strähnenhaarige kleine Mädchen. Zwei wunderblaue Augenpaare staunen mir entgegen; einen Augenblick stocken die Finger und fahren dann emsiger fort, von den seidigen Weiden mit schmutzigem Garn hübsche kleine ebenmäßige Sträuße zu schnüren.

Ein paar Sekunden später erst sehe ich die Mutter. Sie sitzt in der Ecke neben dem tiefbrennenden Feuer, hebt den Kopf vom Tisch und blickt einen Augenblick träumend verständnislos.

»Ich bin krank!« sagt sie. »Sehen Sie, bringe nichts herunter.« Sie zeigt eine mit Suppe gefüllte Tasse, die unberührt vor ihr steht.

Ich erkläre ihr, warum ich gekommen bin. Aber wenn sie krank ist, ist es besser, sie legt sich ins Bett, und wir sprechen dann zusammen.

»O nein, ich hab' geschlafen, nach dem Schlaf ist's mir schon besser.« Sie richtet sich auf, sitzt hellwach; die Muskeln ihres gelblichen Gesichts spannen sich, ihre Augen kommen zurück aus einer fieberischen Ferne, werden bewußt und teilnehmend; das dunkle Haar fängt zu leben an, lacht und zittert in Ringen um die mageren Schläfen.

»Ihr Mann ist Kriegsfreiwilliger — schon lange fort?«

Zwei oder drei Wochen sind's. Bei den Krankenträgern. Sie hat ihn ungern hergegeben. Aber als er sie ganz zuletzt, vor der Vereidigung noch, gefragt hat: »Mutter, willst du, daß ich bleibe?«, da hat sie geantwortet: »Tu, was deine Seele tun muß!« Sie entbehrt ihn schwer genug, aber sie hat's doch gefühlt, er muß mit. Und solange sie selber Hände und Füße hat, werden sie nicht in Not kommen. Da hat's schon andre Zeiten gegeben!

Frau Mewes ist aufgestanden und zieht unter dem Tisch einen Stuhl hervor. Bevor ich niedersitze, sitzt schon eine Katze drauf. Sechs Hände greifen zu, sie wegzunehmen. Streicheln, Schelten und Lachen. Bei dieser Gelegenheit meldet sich ein drittes Kind, das auf dem Sofa hinter dem Tisch liegt, wirr und heiß in seinem schmutzigen Kittelchen. Anne ist das, fehlt schon seit drei Tagen in der Schule; nachts weint sie, weil die Ohren ihr weh tun. Aber gut ist sie, und beten kann sie; sie soll mal beten, wollen die Schwestern. Doch das kranke Kind schämt sich und steckt den Kopf unter die Decke, nur das Puppenlümpchen blinzelt mit geborstenem Schädel hervor.

Die beiden Mädchen hocken wieder am Boden zwischen all den grauen Frühlingsknospen. Ihre Hände schaffen weiter, aber ihre Augen lauschen zur Mutter hinüber, die schon gar nicht mehr weiß, daß sie krank war, als ich eintrat — so sehr befreit sich der angeregte Geist von der Not des Körpers. Nun ja, sie ist acht Stunden mit dem Tragkorb unterwegs gewesen. Ihr war schon schlecht, als sie wegging. Dann all die Nässe draußen an den Waldrändern hat's nicht besser gemacht. Als sie heimkam, hat sie ihre Strümpfe über die Ofentür gehängt gehabt, und während des Wartens ist sie eben eingeschlafen.

Nichts von Bitte oder Klagelaut. Brauchen? Nun ja — eine kleine Bewegung gegen das dürftige Zimmer und die Kinder hin —, brauchen kann sie alles. Aber es fällt ihr nicht ein, einzelne Wünsche herzurechnen. Da vor ihr sitzt jemand, der bereit ist, von ihrem Leben zu hören. Das ist so viel wichtiger jetzt; unbekümmert bricht es aus ihr heraus wie das Lied eines Vogels, wenn nach dem Regen die Sonne lacht.

Zweimal war sie verheiratet. Mit dem ersten Manne hat sie Pech gehabt. Aber



das hat dieser hier alles gutgemacht. Was er denkt und schafft — alles für die Familie. Sie winkt die größere Tochter zu sich: das Kleid, er hat's genäht, sauber auch auf der Rückseite. Hat sich einfach einen Schnitt abgenommen, und dann ging's. Ebenso das Hemd da von der Martha. Und wie manches Mal, wenn sie draußen im Wald war, hat er die Stube gescheuert, Heringe gebraten! Nein, einen verläßlicheren Mann gibt's nicht. »Und wird ihm doch auch manches sauer, denn der Stärkste ist er nicht. Viel Krankheit, darum sieht manches bei uns nicht so aus, wie's sein könnte. Schwer ist's geworden, aber doch, ich hab' ihn gern gehen lassen. Wenn alle sind wie er, nun so darf der Kaiser lachen!«

Im Kriege 1870 — sechs Jahre war sie damals, aber sie kann sich noch deutlich erinnern, wie alles zuging. Sie ist aufgewachsen in Spangenberg hinten in Hessen. Fünfhundert gefangene Franzosen gab's dort. Wenn die vorbeigeführt wurden, ist sie hinterhergeschlichen: »Paris kaputt, Paris kaputt!« Aber das haben sie nicht hören wollen, haben ihr Kuchen und Schokolade geschenkt, bloß damit sie still sei. Daraufhin das Maul gehalten hat sie ja, sich aber insgeheim doch weitergefreut. »Und überhaupt das Freuen, das hab' ich zu gern getan, hab's all mein Lebtag nicht verlernt gehabt. Gibt immer was dafür, und wenn's im Augenblick nichts andres ist, als daß man seine gesunden Hände und Füße hat, oder daß man ein mürrisches Gesicht zum Lachen bringt ...«

Ein einziges Mal in ihrem Leben da hat sie nichts zum Freuen mehr gewußt. ein paar schlimme Tage lang nicht. Sie sinnt, schweigt über etwas hinweg; dann fallen ihre Augen in mein Gesicht, und ihre Zunge löst sich doch.

»Ich hatte meinen ersten Mann geheiratet, wie denn so ein junges Ding eben heiratet. Armut gab's und Kinder, jedes Jahr eins. Wär' ja auch alles ganz gut gewesen. Der Mann arbeitete ja wenigstens noch. Aber er nahm seinen Schluck. Und der wurde mit der Zeit größer. Und wenn er in dem Zustand drin war, da war's ja natürlich, daß er nicht mehr wußte, was er tat. Da kann ihm keiner einen Vorwurf draus machen. Aber dieses hier, nun ja, vor den andern hab' ich ihn herausgeredet, aber vor mir selber konnte ich das nicht mehr. Das siebente Kind, das war gestorben, zehn Monate alt — das beste von allen war's, so schön und schier, wenn ich's nur hätte behalten dürfen! Aber dann stand ihm doch das Leben still. Als ich früh an den Wagen kam, und es lag kalt, ich hab's nicht glauben können, daß es tot war ... Und nicht einmal Zeit zum Weinen. Wissen Sie, wenn da so sechse um einen herum sind! Und das muß ich sagen, ehrlich leid getan hat's dem Vater ja. Am nächsten Tag, es war ein Sonnabend, da geht er zum Tischler und will den Sarg holen. Sechs Mark soll er kosten, seinen ganzen Wochenlohn hat er in der Tasche gehabt. Und in der Nacht kommt er wieder, ohne Sarg, kennt seinen Schöpfer nicht ... Am Morgen klopft es, und der Wachtmeister steht draußen. Da hat der Mann in der Nacht den Sarg vor die Kaserne gebracht, hat ihn neben den Posten hingestellt und gesagt, in einer Stunde käm' jemand und holte ihn. Und nun liegt er im Bett, hat von nichts was gewußt, war überhaupt nicht richtig wachzukriegen. Da wohnte ein Schlosser mit uns auf demselben Flur, der ist auf die Polizei gegangen und hat mir den Sarg geholt ... Am Nachmittag da hör' ich, daß der Mann in der Kammer aufsteht und klopft. Und ich guck' durch die Tür und seh', daß er den Sarg zunagelt. Ich hab's ja selbst hineinlegen wollen, aber nun hab' ich nicht kommen mögen und die Nägel abreißen. Und ich hab' gedacht, es liegt auch so gut — angezogen und gewaschen hatte ich's schon ganz in der Früh'. Ich hab' gewartet, bis die Kinder alle im Bett waren, da war ich allein, da hab' ich leise den Wagen weggeschoben. Der Wagen war so schwer, und als ich hineinseh', da liegt in seinem weißen Hemdchen das tote Kind noch drin. Du lieber Gott, hat der Mann den Sarg zugenagelt und hat die Leiche vergessen! Und dann, wie er gekommen ist und mich hat weinen sehn, hat er sich ins Bett gelegt und ist überhaupt nicht mehr aufgestanden. Am andern Morgen fragt schon wieder der Wachtmeister vor, war aber kein Wort aus dem Manne herauszubringen. Und als die Kinder raus aus der Kammer und in der Schule sind — ich tu's ja nicht gern erzählen, aber in Wahrheit war's doch so —,



da hat er Hand an sich gelegt. Ich kann sagen, er hat mich ehrlich gedauert, und ich hab' nicht einen einzigen schlechten Gedanken gegen ihn gehabt. Aber, wie nun die Leute einer nach dem andern gekommen sind, und dann der Doktor, und dann wieder der Wachtmeister, und auf der Straße die Nachbarn geflüstert und gezeigt haben, da hab' ich's nicht mehr aushalten können, hab' meinen Korb genommen und bin raus in den Wald. Und ich hab' mein Holz und meine Blumen gesucht da unter dem Himmel — es war kurz vor Ostern, und die ersten Schneeglöckchen kamen durch —, und dabei bin ich wieder zurechtgekommen und hab' gewußt: ich laß mich nicht unterkriegen. Und bin nach Haus gegangen und hab' das Kind und den Mann begraben und hab' nicht gelitten, daß jemand ein Wort gegen ihn gesagt hat. Taugen tat er nicht viel, aber was geht's die andern an; es ist genug, wenn ich das weiß. Und mit dem lieben Gott, da mag er's selbst ausmachen. Hat ja vielleicht gar nicht anders sein können, als er war! So gut wie jemand mit nur einem Arm oder lahm geboren wird — kann auch nichts dafür ...«

Während die Mutter erzählt, hat sich das Kind auf dem Sofa aufgerichtet und sagt mit frommbeglückter Stimme ein Gebetlein nach dem andern her, froh, daß ihm niemand sonderlich zuhört; so braucht's sich nicht zu schämen. Und die andern lauschen von ihren Weidenkätzchen herüber — es tut ihnen wohl, daß die Mutter nicht mehr krank ist und ihre lustige Stimme und ihr Lachen wieder hat, und auch ein bißchen stolz sind sie und wissen doch so recht nicht, worauf.

»Vier von den ersten sieben hab' ich ja nur durchgekriegt — dafür im Anfang aber auch alles allein geschafft. Arm waren wir, das stimmt, aber gefehlt hat es nie. Was not tat, ist schließlich immer noch dagewesen. Nebenan wohnte eine Witwe, die hat nach den Kindern gesehn, wenn ich im Wald war. Zur Maiblumenzeit, da ist es vorgekommen, daß eine einzige Gärtnerei für zwanzig Mark und mehr bestellt hat! Was dann später mein zweiter Mann geworden ist, der hatte bei derselben Witwe gemietet und saß manchmal bei uns und freute sich an den Kindern. ‚Na, ihr heiratet noch mal!' sagte manches Mal die Frau. ‚Im Leben nicht!' hab' ich geantwortet. ‚Ich hab' mein Teil weg ...' Ja, das ging so seine zwei Jahre. Dann hat er angefangen, mich zu dauern. Seine Mutter hat ihn nicht recht gepaßt gehabt, als er klein war. Masern, die waren ihm auf die Augen geschlagen, und ist auch sonst überall ein bißchen schwach geblieben. Na, wie's denn einmal so weit war, da haben wir's nicht lange beredet. Und ich hab's nicht bereut, bis heutigentags nicht bereut. Mein Mann ging in die Konserve, aber die Dämpfe — seine Augen wurden immer schlechter. Da sagte ich: ‚Bring lieber zehn Mark statt dreißig, aber tu eine gesunde Arbeit.' Da hat er denn zu einem Gärtner hingemacht. Mit dem Geld ist's weniger geworden, aber die Krankheiten sind so nicht wiedergekommen. Und ich schaffe ja auch mein Teil. Unterkriegen laß ich mich nicht. Die Leute fragen oft und wundern sich — ich spreche, das liegt in meiner Natur. Und mit dem zweiten Mann da hat mir das Leben alles wieder gutgemacht. Drei Kinder kamen noch. Die Kleine da« — sie zeigt auf das Sofa, und das fiebernde Kind nickt ihr innig bejahend zu — »das Kind nickt ihr glückselig bejahend zu — »das ist sein besonderer Liebling. Und wenn er wiederkommt aus Frankreich, haben Martha und Luise gesagt, dann winden sie eine Girlande die Treppe hinauf bis um die Tür. Alle Tage beten wir, daß er wiederkommt. Die Frau im Vorderhaus, die lacht, daß wir beten. ‚Habt auch nicht mehr als andre!' Doch haben wir mehr, Ruhe haben wir. Und abends ausgehn, ins Kino, da sind wir nie dafür gewesen. Am liebsten krieche ich mit den Kindern ins Bett und erzähle ihnen, was ich von früher weiß. Mein Vater der war Kirchendiener. Ich saß lieber in den Bäumen als auf der Schulbank. Mein Vater schalt oft genug, aber gern hatte er mich doch, und als er später meinen Ältesten zum Besuch bei sich hatte, da hat er oft gesagt: ‚Deine Mutter, das war eine Kalendrige!' ... Mein Mann, ja, der macht keinen Unterschied zwischen den Kindern. Die Großen sind ihm genau so lieb wie seine eignen. Lieber Gott, der Älteste in Belgien, der Zweiten ihr Mann bei der Marine — Flaggschiff Helgoland —, der Jüngste, der beim Bauern war, der will



nun auch seinen Geburtsschein haben. Und die andre Tochter, die sitzt oben und weint sich die Augen aus dem Kopf. Gestern hat sie einen Brief zurückbekommen, darauf stand: Gefallen!, weiter nichts. Bei der Garde stand ihr Soldat, so ein schöner Mann! Das arme Herz, und hilft doch alles nichts. Wenn sie noch Arbeit hätte, aber nein, die Blechfabrik hat alle Mädchen entlassen. Ihren letzten Groschen gibt sie für uns. Ich muß immer dahinter her sein, daß sie nicht zuviel tut; soll doch auch an sich selber denken! ... Die Kleinen, natürlich, die schleißen was. Aber Luise, die wäscht und scheuert schon, wenn ich unterwegs bin. Martha, die schlägt mehr nach mir, findet ihren Zeitvertreib draußen, läuft die Wege und neckt gern. Neulich abend, was tut sie? Zieht einen Sack über den Kopf und erschreckt wildfremde Leute ...«

Die beiden Mädchen haben sich längst an die Schulter der Mutter gehängt, verstecken, wenn ihr Name genannt wird, den Kopf und lauschen dann schämig wieder hervor. Unterdes fängt das Kleine auf dem Sofa leise zu wimmern an: das Ohr tut weh, und die Mutter zieht die heiße Kamillenbrühe vom Ofen — von dem uralten Eisenofen mit Amoretten und Delphinen — und macht einen Umschlag, schnell und geschickt, voll heilsamer Zuversicht: »Paß auf, wie das guttut!«

Feuerung? Ja, Feuerung ist da. Neben dem Heizloch liegt ein stattlicher Haufen. »Das gab eine Freude heut! Auf der Bahn wurden Kohlen verladen, da wird manchmal herumgestreut, und kein Mensch gibt Obacht darauf. Wenn ich komm' und lese zusammen, mir sagt keiner ein Wort. Ich weiß nicht, aber sie haben mich alle gern. Ich bin die einzige, die sich herantraut. Die andern, die haben sich alle geniert, aber eh' ich friere, genier' ich mich lieber nicht.«

Das ist ein gutes Wort, und sie lacht, daß ich das sage; immer befreiter klingen all die kleinen Glücksfälle ihres Lebens auf.

Kaum findet sich eine Lücke, den Abschied einzuschieben. Und dann möchte sie mir etwas ganz Gutes tun — zwei kleine Sträußchen nur sind da von den Rotweiden, fast alle in diesem Winter abgeholzt. »Wenn die ins Wasser getan sind, jede einzelne wird aufblühen!«

Sie traut mir's ja zu, daß die Zweige gut behandelt werden, aber noch im Hinausgehen bittet sie: »Nicht erst die Nacht durch liegenlassen!« Sorglich über das Geländer gebeugt, beleuchtet sie von oben die Treppenschlucht, noch vom Hof her seh' ich am Fenster die gehobene Lampe neben ihrem mageren funkelnden Gesicht, ein letztes »Gute Nacht! Fallen Sie nicht!« grüßt in die trübbelichteten Gänge nach.

Diese Stimme, ganz ohne zu denken, ich komme nicht los von ihr. Sie fängt an, urplötzlich in der leeren Luft, fällt, befreit sich, steigt auf und jubelt hoch über der Welt. Ein Singen und Schmettern ist's, irgendeine Verwandtschaft mit dem süßesten Vorfrühlingsvogel. Aber nicht nur die Stimme, das ganze gleichgewichtige und selig zigeunerische Wesen ahnt etwas davon. Mewes — in diesem Augenblick vergesse ich ihren Namen, und die Frau heißt auch in Zukunft nie mehr anders als die Lerchenseele.

Die Lerchenseele! Ihr Leben ist so voll von Plage und Widrigkeiten wie nur eins. Aber sie bleibt nirgend stecken, schlüpft drüberhin wie ein Wandrer, der, leise auftretend, über sumpfigen Boden weggerät und sich um so sicherer der spärlichen erdgewachsenen Inseln freut.

Jedesmal, wenn ich eintrete, gibt es etwas Gutes mitzuteilen. Ein unerwartetes Freudengeschick hat seinen Goldstaub in dem Winkel, der nie die Sonne sieht, zurückgelassen.

Vor allem natürlich gelten die täglichen Karten des Vaters aus Peronne. Schöne Damen gibt es darauf, Brücken, Kirchtürme und lockige Kinder, in ihre Spitzenkleider hineingekritzelt die Namen seiner eignen Töchter: Luise, Martha, Anne — dreimal unterstrichen der Name der Jüngsten. Da war die Weihnachtsfeier in der Scheune, und als der Leutnant geredet hat, kein Auge ist trocken geblieben. Und das »O Tannebaum«, das haben die Landsturmleute sich umgedichtet: »Wie denkt man still in Sturm und Wind: für Weib und Kind, für Weib und Kind ...« Das wird gar nicht mehr anders gesungen. Im übrigen erzählt er nicht viel, spricht lieber von Glück und Wiedersehen und dem Urlaub, den er einmal kriegen wird. Gelegenheit, ja, aber sie weiß, er bleibt ihr treu, und die schön-

sten Liebesworte sind drangeheftet. Man war sich wohl immer gut, aber so, das weiß man erst jetzt!

»Wenn er nur wiederkommt, einerlei wie, ich will dankbar sein, und wenn ich ihn pflegen soll mein Leben lang ...« Wieder und wieder bereden die Kinder, wie sie die Tür schmücken wollen. Allmählich sind sie bis zu einem Willkommschild gediehen, rot und grün, mit hellen Buchstaben.

Der Vater — das bleibt der Freudenstamm der jeweiligen Berichte. Darum herum aber gibt's noch allerhand lichtes Rankenwerk. Vor kurzem ist der große Bruder durchgefahren. Eine halbe Stunde haben sie ihn am Zug gesehen. Eine Dreiliterkanne Petroleum hat er aus Berlin, wo's noch welches gibt, mitgebracht!

Ein andermal ist das große Glück geschehen, und die Mutter hat die Reinemachestelle auf dem Bahnhof bekommen. Das Kolonnenheim muß sie in Ordnung halten und das Fürstenzimmer, das der Herzog für die Verwundeten hergegeben hat.

Einen Augenblick verdunkelt sich ihr Auge. Vieles hat sie schon mit angesehen, wenn so die Leute, die von der Front kommen, ausgeladen werden. »Da möchte man immer zuspringen, helfen, sein gesundes Bein hingeben, aber was soll man machen, man braucht's ja selber auch ...« Sie betont das Grausen nicht, wendet sich aber auch nicht weg davon — läßt es mitfließen in ihrem warmen Blut, wie alles, was im Leben rundum geschieht.

Die Arbeit — nun ja, man muß sich schon plagen. Das ist selbstverständlich, und es lohnt nicht, daß man davon redet. Aber schön und gut ist das Vertrauen, das sie bei jedermann hat. Unbekümmert lassen alle ihre Taschen liegen. »Sie sehen wohl mal mit hin?« heißt es dann. »Und die Sammelbüchse fürs Rote Kreuz steht immer da. »Einmal hab' ich mir einen Spaß gemacht und geschüttelt. Ich weiß ganz genau, wie man's anstellen muß, daß das Geld herausfällt. Ich hab's hübsch gezählt, mich dran gefreut und wieder hineingesteckt. Das einzige, wo ich in Versuchung kommen könnte, das ist die Kaffeekanne. Nicht die Zuckerdose, nein; man trinkt natürlich auch lieber süß, aber da wird das Widerstehen nicht schwer. Nur der heiße schwarze Kaffee.« Zur Erlösung trifft es sich neuerdings öfters, daß ein Rest für sie bleibt. Einmal hat sie einen Korb mit Kartoffeln heimgebracht, gestern gar einen Topf mit Schmalz. Schmalz, das will was heißen jetzt! Und von Ostern ab soll sie neun Mark statt acht bekommen ...

Ende März, da wird's dann schon mehr mit den Blumen draußen. Da gib's dann zu Weiden und Hasel schon Schneeglöckchen. Und wenn es warm bleibt, kann sie in acht Tagen die ersten Himmelschlüssel bringen. Ein paar Meilen in der Runde kennt sie jeden Fleck, wo etwas Blühendes zu holen ist.

Man ist beim Eintritt immer gespannt, was sich wieder Gutes begeben hat. Gestern nun, das war schon eine besondere Sache! Beim Erzählen, da wird alles noch einmal bis in seine fernsten Freudenwinkel wiedererlebt. Das ist nun so zugegangen. »Ich hab' wie stets meinen Korb mit auf dem Bahnhof gehabt. Es trifft sich immer, daß mal einer eine Handvoll Grünes mitnimmt. Und was hör' ich da? Ich hör', daß die Kaiserin mit der Herzogin kommt! Da gehen sie drüben schon über den Steig. Ich haste mich gesehen hingemacht mit einer Handvoll Rotweiden. Gedankt haben sie und sich gefreut; wie ein Kind so lieb und schön hat die Frau Herzogin aus ihrem weißen Pelz herausgeguckt. Andern Tags ist ein Schreiben gekommen, ich solle mir fünf Mark holen!«

Natürlich ist sie gegangen und hat sich gefreut und hat andern Tags die Sache gleich ihrem Manne geschrieben. Trotzdem sie weiß, daß er den Kopf ein bißchen schütteln wird — er hat immer Angst, jemand zu nahe zu treten. Sie selber ist nicht so. Überlegen schalkhaft kraust sich's ihr an Mund und Augenwinkeln. Was gern gegeben wird, warum soll es nicht auch gern genommen sein? Ihr Mann ist weit, stimmt, aber verbergen mag sie ihm nichts. Und ein bißchen stolz ist er heimlich doch auf ihre geschwinde Art.

Übrigens wird es nächstens ernst mit seinem Urlaub. Das spricht freudiger aus jeder Nachricht.

Und dann, eines Abends auf der Straße jagen die Kinder mit glänzenden Blicken auf mich zu: »Unser Vater ist da, bis zum Freitag, heut mittag gekommen!« Dringlich betteln ihre Augen, daß ich auf der Stelle mitgehen soll.



Heute geht's nicht mehr. Aber morgen. Oder sie sollen doch den Vater schön grüßen, er möge zu mir herauskommen. Und wenn die Mutter Zeit hat, soll sie auch dabeisein.

Ausgelassen strolchen die beiden mit ihrem Auftrag davon.

Andern Tags, zur bestimmten Stunde, steht wirklich das Ehepaar an meiner Tür. Er, der Krankenträger, hat ein weiches, nachdenkliches Gesicht und eine geräumige Stirn; die große schwarzumrandete Brille gibt ihm ein fast gelehrtes Aussehen. Er hat's kaum recht gewußt, daß er kurzsichtig war; aber beim Militär, da kriegen sie so was ja gleich heraus ...

Die Lerchenseele selbst mit ihrem jungen faltigen Gesicht und den in der ungewohnten Umgebung etwas verhaltenen Bewegungen ihres behenden Körpers ist unendlich feierlich anzusehen in ihrem grauen, schwarz gewesenen Kleide, dem die schadhaften Stellen allerorts mit einem barmherzigen Tüchlein oder Bandrestchen verbunden sind. Sie hat sich wie zu einem Begräbnis hergerichtet, aber die dunklen Augen voll von blanken Lichtern und die granatbraunen Ringelhaare — trotz reichlichem Wasser immer noch ringelig — sind schon über die Befangenheit hinaus. Und den übrigen Menschen erlöst dann die Kaffeekanne bald so weit, daß es der geschwinden Zecherin schwerfällt, immer bloß zuzuhören, wenn der Mann erzählt; und doch weiß sie gut, daß das, was er so stückweise vorbringt, hundertmal wichtiger ist als alles, was sie daheim erlebt.

Herrn Mewes ist es von vornherein bescheiden selbstverständlich, in dieser warmen, hellen Stube da zu sein. Er ist Soldat jetzt, da weiß ein jeder, was er vertritt und zu verantworten hat. Soldat und Kamerad, da gibt's kein viel oder weniger, kein hoch und niedrig mehr. Stolz ist er auf seine bescheidene Uniform mit dem Roten Kreuz auf den Aufschlägen und der beilförmigen Lederhülse am Gurt — Waffen tragen sie nicht, nur jeder ein Handwerksgerät; wie oft heißt es, wo man geht und steht, eine Bahre zimmern!

Und Herr Mewes erzählt, schlicht und anschaulich; jedes Wort nimmt sein ruhig nach innen gerichteter Blick weg von dem, was er gesehen hat.

»Erst mal muß ich mich ausdrücken, daß ich nicht ganz zufrieden bin mit den Leuten hier zu Hause. Da gibt's welche, die sagen, es dauert nun schon so lange, und wer weiß, ob wir siegen ... Aber so was lebt doch gar nicht! Wir Soldaten schaffen es schon, da kann einen jede Schwarzseherei drinnen im Lande ärgerlich machen. Draußen — der eine wie der andre weiß: Wir siegen — weil wir siegen müssen. Zweifel? Gibt's gar nicht! »Ich bin bei den Bayern, die jammern nicht, daß das Bein weg ist, sondern daß sie nicht mehr dabeisein können!« Er liebt sie, seine Verwundeten, steht ja eigentlich selber viel zu wenig aus, sechs Kilometer hinter der Front. Brot gibt's ja jetzt etwas weniger, aber Fleisch jeden Tag, mehr als reichlich, zwölf Pfund auf fünfundsechzig Mann. Sind ganz gemütlich eingerichtet in ihrem Quartier, hat jeder seine eigne Tasse im Schrank stehen. Aber er hofft, nach seiner Rückkehr gibt's Feldgrau, und er kommt mit dran, die Verwundeten aus der Feuerlinie zu holen. Man setzt ja sein Leben ein, aber das ist es, was jeder will, und wird so schnell Gewohnheit wie das Gehen im Regen, wenn man einmal durchnäßt ist.

»Im ganzen ist ja manches härter fürs Herz, so hinter der Front. Manchmal kommen Angehörige, die einen Gefallenen aus dem Grabe in der fremden Erde wegholen wollen. Zwei Leute müssen mit; natürlich kann es nur nachts sein, und auch so geht manchmal die Schießerei los. Da der Schmerz von Vater oder Bruder, der ist oft schwerer mit anzusehen als das, was eine einfache Kugel in einem Menschen anrichtet. Aber, wenn ich denke, in meinem Lazarett da liegt ein Blindgeschossener. Noch nie hat er die Binde von den Augen gehabt — meint, wenn sie abkommt, kann er sehen. ‚Wann nehmen Sie das Tuch weg, Schwester?' fragt er jeden Tag. ‚Nur noch ein kleines bißchen Geduld ...' Ich darf mich ja nicht einmischen, aber es kommt mir grausam vor, den Mann so fest in seinem Glauben zu lassen. ‚Hoffen wir, daß Sie sehen können!' hab' ich ihm einmal gesagt.«

Die ganze Zeit hat er eine kleine Schachtel auf dem Schoß gehalten. »Ja, und daß ich's nur nicht vergesse, dann sind ja auch noch die Blumen da ...« Er schnürt den



Deckel los, packt behutsam aus; man versteht sofort, daß seine breiten Finger auch bei den Kranken gut und sorglich zufassen. Und als das duftige Frühlingswerk lose geschüttet auf dem Tische liegt, gleich sieht er sich nach Wasser um: über vierzig Stunden Bahnfahrt! Betroffen führt er ein einzelnes kraus welkendes Veilchen ans Licht; kann sein, daß ihm noch zu helfen ist.

Seine Frau nimmt bedauernd teil mit kaffeeheißem Frohgesicht. Das Stillsitzen und andre reden lassen, beides ist ihr ungewohnt und unbehaglich, und es ist eine rechte Erlösung, daß die Blumen eine kleine Pause geben, so daß auch sie schnell noch erzählen kann von den Dingen draußen, so wie sie ihr daheim zustoßen.

Glückselig sprudelt es los. »Gestern hab' ich gefangene Franzosen auf dem Bahnhof gesehen — die sind genau noch wie vor vierundvierzig Jahren in Spangenberg. Kleine Mordskerle mit spitzen, kecken Gesichtern, gelbe Haut, Rockzipfel umgeschlagen, rechts und links ein blanker Knopf — nur die Farben sind etwas anders. Da hat's mich so gepackt, daß ich mein Scheuertuch liegenlassen und ranschleichen mußte. ‚Paris kaputt, Paris kaputt!' Aber die Augen! Schlimmer noch als 1870!«

Herr Mewes pafft seine Zigarre, läßt seine Frau reden und beguckt sie dabei mit liebevoller Nachsicht.

Ein bißchen vorneweg, das ist sie ja immer gewesen. Das mit den fünf Mark und der Frau Herzogin, das ging ihm ja auch eigentlich zu weit. Aber man muß sie nun mal verbrauchen, wie sie ist; ein Schmunzeln zeigt, daß er's ganz gern tut.

Und dann steht er auf. Ehe es nach Frankreich zurückgeht, will er wiederkommen zum Abschiednehmen. Jetzt möchte er, bevor es dunkel wird, noch einmal auf den Ehrenfriedhof hinaus. Man kann ja nicht wissen, was einem draußen bestimmt ist, und man möchte doch auch gesehen haben, wie zu Hause die Gefallenen liegen.

Er hält die Zigarre mit den Zähnen, stopft und wulstet die Falten seines zu weiten Mantels unter den Ledergurt, setzt die Mütze auf den Kopf, nimmt sie noch einmal ab und verbessert sich dann erschrocken, indem er mit dem Grußfinger an die sonnenblanke Stirn taumelt.

Seine Frau muß er erst wegzupfen vom Fenster; sie steht da, ganz verloren, und guckt hinaus über Felder und Wald. Es hat ja immer zu ihrem Leben gehört, daß sie sich regen und herumlaufen kann. Aber zu Hause, jede Stunde hineinsehen in die geliebte Welt unter dem großen offenen Himmel — als Kind in Hessen, ja — aber unterdes hat sie vergessen gehabt, daß man wirklich so wohnen kann.

Ein letzter Blick, eine stumme Abschiedshand — an der Tür noch, wie ein Vergessenes, dies besondere »Auf Wiedersehen!«, das gelernt hat, schlicht und schicksalhaft in die Zukunft hinein zu grüßen.

Im Treppenhaus, da sich die Tritte entfernen, hebt zierlich dankbar die Lerche zu schmettern an. Dann wird es still, und ich bin allein, allein mit den fremden Blumen, stumm-lebendiger und rührender, als jemals Blumen waren.

Ob auch über ihrem frühesten Duft statt des Märzregens ein eiserner Hagel niederschlug, sie setzen das unterbrochene Blühen fort, die französischen Blumen auf dem deutschen Tisch, ganz unbewegte Natur, und so ohne Zeit und Grenzen stark, daß ihnen um keine Zukunft bange ist.

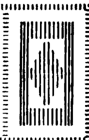
Sonnenblumen

Eine Wiesenecke, taugetränkt.
Stengelblätter, silbergrau verschlissen.
Stolze Häupter schweigen tiefgesenkt,
Die von Glück und Traurigkeiten wissen.
Ihre goldnen Kränze glühn zerrissen.

Mit der Sonne lebten sie und hoben
Hin das Antlitz und erglänzten schlank.
Sanken ein, wenn draußen sie versank.
Harren Tage durch, von Dunst umwoben:
Nun das Liebste fernbleibt, sind sie krank.

Und du bäumst dich vor der grauen Leere,
Möchtest immerdar im Glanze stehn —
Menschenblume, neig' dein Haupt und kehre
Dich zur Erde! Fei're Herbst und wehre
Fürder nicht dem Welken und Vergehn!

Josef Schande

Sprachwissenschaft und Kulturgeschichte

Von Prof. Dr. Karl Bergmann (Darmstadt)

Zu den für die Laien anziehendsten Ergebnissen sprachlicher Forschungen gehören jene, die uns einen Einblick in geschichtliche und kulturelle Verhältnisse längst vergangener Zeiten gewähren. Für Hunderte von Wörtern und Redensarten hat die Sprachwissenschaft nachgewiesen, wie in ihnen altes Leben bis zur Gegenwart fortgeführt wird, und es fehlt schon längst nicht mehr an Werken, die über diese Seite sprachlichen Lebens auch den nicht fachmännisch Gebildeten in vorzüglicher Weise unterrichten. Solche Bücher zeigen uns, wie z. B. an den Redensarten »unter den Hammer kommen« und »rot wie ein Zinshahn« sich Vorgänge auf den Gebieten des Rechtslebens und des Abgabewesens früherer Zeiten erklären lassen, oder wie in der Wendung »Ab nach Kassel« sich jene traurige Zeit widerspiegelt, in der der Landgraf von Hessen-Kassel die mit Gewalt ausgehobenen jungen Männer seines Landes sich in Kassel sammeln ließ, um sie von hier aus als Soldaten nach England zu verkaufen, in dessen Dienst sie gegen die nordamerikanische Freiheitsbewegung kämpfen mußten.

So interessant nun diese Wendungen auch sind, so sind sie doch schon an und für sich so auffallend, daß sich das Bedürfnis nach einer Erklärung allen denjenigen geradezu aufdrängt, die nicht stumpf an den Erscheinungen ihrer Muttersprache vorbeigehen. Ganz anders aber verhält es sich mit jenen Einzelwörtern, die durch nichts in ihrem harmlosen Äußeren verraten, daß sie für die Erfassung früherer kulturgeschichtlicher Verhältnisse von größter Bedeutung sind. An ihnen wird auch der sprachlich angeregte Laie meist achtlos vorbeigehen, ohne zu ahnen, wie auch in diesen Wörtern frisches Leben pulsiert, wenn man es nur versteht, hinter das Geheimnis ihrer Herkunft zu kommen.

Wer vermutet zum Beispiel, daß in einem Worte wie »Kobalt« alter Bergmannsglauben weiterlebt? Kobalt ist nämlich das gleiche Wort wie Kobold, und das Erz wurde von den Bergleuten nach dem kleinen Berggeist benannt, weil er das Silber heimtückisch raube und das schlechte Erz wie böses Wetter und andres Unheil sende. In unsern großen deutschen Wörterbüchern wird der Leser auseinandergesetzt finden, wie in der Bezeichnung eines Junggesellen als »Hagestolz« ein Stück alten deutschen Erbrechts weiterlebt, und sogar aus den mundartlichen Formen der Wörter können gewisse kulturgeschichtliche Schlüsse gezogen werden, denn wenn jetzt das hochdeutsche »Lachen« fast überall durch das niederdeutsche »Laken« verdrängt ist, so erklärt sich dies eben durch die Bedeutung des westfälischen Leinwandhandels, der seine Waren bis nach Oberdeutschland einführte und damit gleichzeitig auch die niederdeutsche Wortform einbürgerte.

Gerade diesen so unauffällig aussehenden Einzelwörtern hat die Sprachwissenschaft der letzten Jahrzehnte ihre besondere Aufmerksamkeit geschenkt, und dank den Forschungen unsrer Gelehrten sind wir jetzt so weit, daß eine stattliche Anzahl von Wörtern in ihrer eigentlichen Bedeutung klar geworden ist und dadurch einen Einblick in Denken und Fühlen unsrer Vorfahren gewährt. Zwei große Werke sind hier ganz besonders zu nennen, die unter Zusammenfassung der Einzelergebnisse der Sprachforschung sich die Aufgabe gestellt haben, die Sprachwissenschaft in den Dienst der Kulturgeschichte zu stellen. Das eine hat den Universitätsprofessor Otto Schrader in Breslau zum Verfasser und heißt »Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde, Grundzüge einer Kultur- und Völkergeschichte Alteuropas«; das andre ist das im Erscheinen begriffene »Reallexikon des germanischen Altertums«, das unter Mitwirkung zahlreicher Fachgenossen von dem Heidelberger Professor J. Hoops herausgegeben wird. Die Leser dieser Zeitschrift werden vielleicht dankbar dafür sein, wenn sie etwas Näheres von den Ergebnissen dieser sprachlich-kulturgeschichtlichen Forschungen zu hören bekommen.

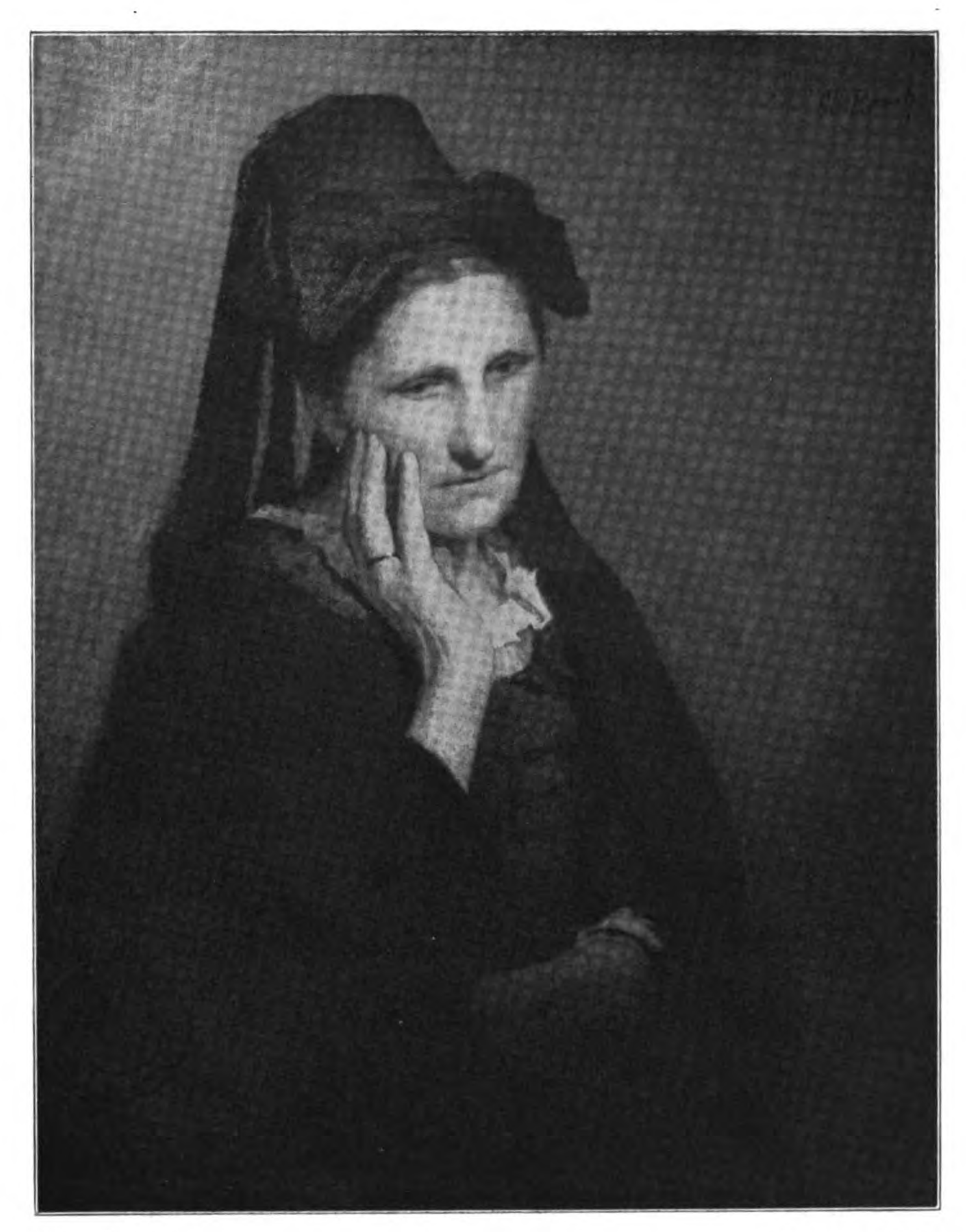
Wir beginnen mit dem religiösen Gebiet, und zwar zunächst bei den Griechen. Unter allen heidnischen Völkern des Altertums hatten die Griechen die am reichsten ausgebildete Götterlehre. Auf der höchsten Stufe ihrer Ausbildung zeigt uns die griechische Mythologie die Götter als die Verkörperungen der sittlichen und geistigen Mächte, die das Menschenleben beherrschen. Es ist jedoch einleuchtend, daß nicht von Anfang an die griechische Götterwelt die Verkörperung sittlicher Mächte darstellte, sondern daß sie zunächst lediglich die Vergötterung der Naturgewalten war. Daraufhin weist der religiöse Entwicklungsgang aller Völker, und auch die Sprachwissenschaft deutet auf eine ursprüngliche Naturreligion der Griechen. In der Benennung des obersten griechischen Gottes als Zeus steckt nämlich die altindische Wurzel div-, di-, die »leuchten, strahlen« bedeutet und auf den leuchtenden Himmel hinzeigt. Zeus ist demnach ursprünglich nichts als eine Natur-



gottheit, die erst allmählich in der Phantasie der Hellenen zu einer höheren sittlichen Macht sich umgestaltete. Nun ist ja diese alte Wurzel di- in dem Götternamen Zeus für den Laien kaum zu erkennen; viel leichter fällt diese Erkenntnis bei dem Namen des obersten römischen Gottes, allerdings nicht in seiner Form als Jupiter, sondern in seiner alten Bezeichnung als Dies-piter (d. i. »Himmelsvater«). Hier weist die Anfangssilbe des Wortes deutlich auf di(v) hin, und wir sehen, wie auch bei den Römern eine der ersten höheren religiösen Vorstellungen an das Licht des Tages anknüpft. Aber nicht allein bei den südeuropäischen Völkern ist diese ursprünglichste religiöse Vorstellung anzutreffen: das altnordische Tyr sowie das althochdeutsche Ziu enthalten die Wurzel di- und sind somit ihrer Abstammung und Bedeutung nach auf die gleiche Stufe wie Zeus und Jupiter zu stellen; überall begegnen wir hier einer uralten indogermanischen Gottheit, deren Kultus Römer, Griechen und Germanen aus ihrer gemeinsamen Urheimat mitgebracht haben. Es bietet nun einen eigenartigen Reiz, die weiteren Verzweigungen dieser alten Wurzel di- zu verfolgen: wir finden sie wieder in dem lateinischen divus »göttlich« und in deus »Gott«; sie steckt aber auch im lateinischen dies »Tag«. Da von allen diesen Wörtern Ableitungen der verschiedensten Bedeutungen und in den verschiedensten Sprachen vorliegen, so erhalten wir auf Grund der gemeinsamen Wurzel di- die merkwürdigsten Wortzusammenhänge. Wer in seinem Café die Dienstagsnummer seines Lieblingsjournals verlangt und zuerst unter Kunst und Wissenschaft von den Triumphen einer gefeierten Diva liest, dann in den Parlamentsverhandlungen die Frage der Diäten der Staatsbeamten angeschnitten findet und sich schließlich von einem Bekannten mit einem kräftigen, jetzt mit Recht verpönten adieu oder gar einem volkstümlichen adjes verabschiedet, wird kaum daran denken, daß er mit Journal, Dienstag, Diva, Diäten, adieu und adjes Wörter liest und spricht, die letzten Endes mit Zeus, Jupiter und dem alten Ziu zusammenhängen; aber Journal stammt vom französischen jour, das wieder auf das lateinische dies bzw. diurnus »täglich« zurückgeht; Diva ist die »Göttliche«; Diäten sind bekanntlich »Tagesgelder«; in adieu (adjes) steckt das französische dieu, das dem lateinischen deus entstammt; und sogar unser Dienstag ist ein verkapptes Mitglied dieser internationalen Wortfamilie, denn dieser Wochentag hat gar nichts mit dienen zu tun, sondern er ist weiter nichts als eine Entstellung des ursprünglichen, noch bei Hebel als Zistig begegnenden Ziestac, d. i. der dem Ziu geweihte Tag.

Das lateinische dies kann nun als Ausgangspunkt für weitere kulturgeschichtliche Betrachtungen dienen. Es entspricht dem deutschen Tag; aber zwischen dem lateinischen und dem deutschen Sprachgebrauch ist ein eigenartiger Unterschied festzustellen. Während wir Deutsche unter Tag nicht allein den hellen Zeitraum im Gegensatz zur Nacht verstehen, sondern auch im weiteren Sinne den Zeitraum von 24 Stunden, also die Nacht mit einschließen, verstand der Römer unter dies entsprechend der schon mitgeteilten Etymologie nur die hellen Tagesstunden, also den Zeitraum vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang, der unabhängig von den Jahreszeiten immer in 12 Stunden eingeteilt wurde, so daß die römischen Stunden im Sommer länger, im Winter kürzer waren. Die heutige deutsche Sitte, den ganzen vierundzwanzigstündigen Zeitraum, also auch die Nacht, nach seinem hellen Teil zu benennen, bestand nicht immer in Deutschland, sondern unsre germanischen Vorfahren zählten im Gegenteil nach Nächten im Sinne von Gesamttagen. Diese Benennungsweise mutet uns heute sonderbar an; sie ist aber bis ins späte Mittelalter hinein die Regel, und in unsern deutschen Rechtsaltertümern begegnen wir häufig Fristbestimmungen wie sieben nehte, vierzehn nehte, wo wir heute von sieben oder vierzehn Tagen sprechen müßten. Wir brauchen jedoch gar nicht bis ins Mittelalter zurückzugehen, noch heute besitzen wir lebendige Zeugnisse von dieser Art der Zeitrechnung, wie es deutlich das Wort Fastnacht zeigt, mit dem wir doch nicht nur die Nacht, sondern den ganzen Tag bezeichnen. Auch das Englische bewahrt diese alte Zeitbestimmung in seinem fortnight für vierzehn Tage, eigentlich fourten, d. i. fourteen night (vierzehn Nächte), oder in seinem sennight für acht Tage, eigentlich seven night, d. i. sieben Nächte.

Das nächste Beispiel soll zeigen, wie wir aus einer einfachen Bedeutungsübertragung auf die Fülle von Macht schließen können, über die in ältester Zeit der Hausherr gebot. Die früheste römische Geschichte mag als Zeugnis dafür dienen, welche unumschränkte Stellung im Altertum dem Familienvater eingeräumt war: nach älterem römischem Recht hatte der Vater die Bestimmung über Leben und Tod seiner Kinder; der Vater konnte das Kind verkaufen, er konnte es aussetzen; erst unter den Kaisern wurde die Ausübung der väterlichen Rechte an obrigkeitliche Anordnungen geknüpft. Wir können sonach von der hausherrlichen Macht geradezu als von einer despotischen Macht sprechen, und tatsächlich bedeutete das griechische despótes ursprünglich nichts als »Hausherr«. Heute verbinden wir, wie es auch schon die Griechen taten, mit dem Worte »Despot« den Begriff eines unumschränkten Gewaltherrschers. Es hat hier eine außerordentlich eigenartige



Otto Nasch: Schwere Zeit

Bedeutungsübertragung vom Begriff des Hausherrn auf den eines unumschränkten Herrschers stattgefunden, die sich nur aus der gewaltigen Macht erklären läßt, die einst den an der Spitze der einzelnen Familienverbände stehenden Männern innegewohnt hat. Dabei ist es noch weiter beachtenswert, daß die Bezeichnung Despot nicht nur auf den absoluten Herrscher, sondern auch auf die unsterblichen Götter übergegangen ist. Bei einer solchen Vorstellung von göttlicher Macht ist es begreiflich, daß man der Gottheit nur nach Erfüllung bestimmter Zeremonien nahen durfte. Zu diesen Vorschriften des Kultus gehörte auch die Reinigung des Körpers. Nun gibt es, wie H. Hirt in seinem Werke über die Urheimat der Indogermanen mitteilt, im Altindischen eine Wurzel pū, die »reinigen« bedeutet; sie ist noch erhalten im lateinischen purus »rein, sauber«, aber auch lateinisches piare »sühnen« und weiterhin pius »fromm«, das noch lebendig ist in dem päpstlichen Namen Pius und in der Ableitung Pietät, enthalten diese Wurzel; sonach geht der Begriff der Pietät auf die im Kult begründete körperliche Reinigung zurück.

An die Zeiten, da noch keine feste staatliche Ordnung herrschte, sondern ständige Kriegsgefahr die Menschen beunruhigte, werden wir durch das englische Wort town »Stadt« erinnert. Es ist dies genau dasselbe Wort wie unser deutsches Zaun. Im Angelsächsischen und noch im Mittelenglischen bedeutete tatsächlich town auch Zaun, Hecke. Die Wandlung des Begriffes Zaun zu Stadt ist leicht zu verstehen, wenn man sich daran erinnert, daß das Charakteristische der altenglischen wie überhaupt der urgermanischen Ansiedlungen die Einfriedigung mit Hecken und Wällen war, die als Schutz gegen räuberische Überfälle dienten und hinter die in den Stunden der Gefahr das Vieh getrieben wurde. Dem englischen town und dem deutschen Zaun begegnen wir auch in der keltischen Sprache als dunum, z. B. in dem Städtenamen Lugdunum, das im Französischen zu Lyon geworden ist. Es besteht somit ein eigenartiger Zusammenhang zwischen unserm Zaun und Städtenamen wie Lyon, Kingstown u. a.

Die Zusammensetzung der Einwohnerschaft der ältesten Ansiedlungen müssen wir uns so vorstellen, daß ganze Sippen oder wenigstens Teile einer solchen beisammen wohnten und sogenannte Geschlechts- oder Sippendörfer bildeten. Für diese Annahme, daß das Dorf in der ältesten Zeit nur als Niederlassung einer Verwandtschaft gefaßt werden kann, liefert auch die Sprachforschung einen Beweis. Der indogermanische Name für Sippe lautet nämlich vīk, dies ist aber das gleiche Wort, das wir im lateinischen vīcus, im althochdeutschen wīh und im neuhochdeutschen Weich (in Weichbild) haben. Alle diese Wörter bedeuten aber »Dorf, Ort«, die beiden Begriffe »Sippe« und »Dorf« sind somit identisch, was eben nur dadurch zu erklären ist, daß die Einwohnerschaft ganz oder doch zum größten Teil aus einer Sippe bestand. Wir lernen hier einen merkwürdigen Bedeutungsübergang kennen, wie nämlich aus dem Begriff des Verwandtschaftlichen, also des rein Persönlichen, der des Territorialen sich entwickelt. Eine solche Begriffsübertragung ist jedoch nicht vereinzelt. Der Leser denke nur an die zahlreichen, hauptsächlich auf alemannischem Sprachgebiet vorkommenden Ortsnamen auf -ingen, die eigentlich auch einen rein persönlichen Begriff bezeichnen, denn sie sind ursprünglich nichts als Mehrzahl-Dative und bedeuten »bei den Leuten eines X«; Eppingen bedeutet also »bei den Leuten des Eppo« oder Gundlingen »bei den Leuten des Gundilo« usw. Später wurden diese Namen für den von den Leuten bewohnten Ort selbst verwendet. Auch in Oberitalien haben wir diese Silbe -ingen in der Form -engo (z. B. Marengo), und auf französischem Sprachgebiet begegnet sie uns im Limousinischen und in Savoyen als -ange oder -inges; allerdings wird dieser Zusammenhang von andrer Seite bestritten. Der Begriff des Persönlichen liegt aber nicht allein den kleinen Siedlungen zugrunde; wie Schrader in seinem Reallexikon auseinandersetzt, geht der Begriff des Staates nach römischem Sprachgebrauch (imperium) ebenfalls zunächst auf eine Vereinigung von Personen unter gleicher Herrschaft, und erst allmählich gesellt sich zu dieser das Persönliche ausdrückenden Vorstellung die zweite, daß der Staat auch eine territoriale Einheit darstelle. Dieser Entwicklungsgang drückt sich sprachlich auch bei den germanischen Titulaturen aus: die Könige der Merowinger nennen sich in den Urkunden ausschließlich reges Francorum und nicht reges Franciae. Der erste englische König, der sich »König von England« nannte, war Johann; seine Vorgänger hatten Kings of the English geheißen. In unsern Ausdrücken »König von Preußen, König von Bayern« handelt es sich gleichfalls um den Personen- und nicht um den Ländernamen, denn Preußen und Bayern sind wie die Ortsnamen auf -ingen alte Mehrzahl-Dative der Völkernamen, und es hieß ursprünglich »König bei den Preußen«.

Bei dem Zurücktreten des Territorialen vor dem Persönlichen darf es uns nicht wundern, daß in den alten Zeiten die Grenzen etwas Unbestimmtes hatten und noch keine festgezogenen Linien darstellten; hauptsächlich dienten Wälder und Berge als Grenzen der Völker und Stämme. Auch hier können wir diese Art der Grenze insofern aus der Sprache erkennen, als die Ausdrücke für Wald und Grenze vielfach ineinander





übergehen. Unser deutsches Wort Grenze entstammt dem slawischen granica, dessen erster Bestandteil jedoch wieder zu dem deutschen »grün« gehört; in Grenze und in granica steckt somit der Begriff des Grünen, d. h. des Waldes.

Nur wenige Ergebnisse sprachlich-kulturhistorischer Forschungen konnten hier dem Leser im engen Rahmen eines Aufsatzes vorgeführt werden. Es sei im Anschluß an das über das Siedlungswesen Gesagte nur noch ganz kurz erwähnt, wie in den sprachlichen Bezeichnungen für Höflichkeit und Derbheit sich die Wertschätzung von Stadt und Land widerspiegelt: was von der Stadt, lateinisch urbs (nämlich Rom), herstammt, das ist urban, d. h. höflich und fein, gesittet, der homo rusticus dagegen wird in seinem bäuerischen und groben Auftreten immer an das Land, lateinisch rus, erinnern, genau wie der Tölpel seinem etymologischen Ursprung nach nichts weiter ist als der dörpere, der Bewohner eines Dorfes (dorp). Einen andern Ausgangspunkt nimmt der Begriff der Höflichkeit im Mittelalter, und zwar, wie das Wort »höflich« ja deutlich zeigt, von dem Zeremoniell der fürstlichen Höfe; ebenso gehen die französischen Entsprechungen courtois und courtoisie auf cour »Hof« zurück. Auch von landwirtschaftlichen Dingen, vom Dreschen, dem Schwingen und dem Zerstampfen des Getreides könnten wir noch sprechen. Ein anziehendes Kapitel wäre weiter die Betrachtung der für Handel und Verkehr wichtigen Wörter, wozu das bekannte lateinische pecunia »Geld« gehört, das von pecus »Vieh« abgeleitet ist und in dem uns die älteste Stufe wirtschaftlicher Entwicklung, die Naturalwirtschaft, wieder begegnet, in der das Vieh als Hauptzahlungsmittel galt. Als Seitenstück zu der gewaltigen Stellung des Vaters in der allerältesten Zeit könnte das heutige englische lady herangezogen werden, dessen angelsächsische Form hlæfdige uns zeigt, wie ursprünglich die Tätigkeit des Brotbackens von der Frau des Hauses ausgeübt wurde, denn hlæfdige setzt sich zusammen aus hlæf, welches das deutsche Laib ist, und aus dige, das zu dem gotischen deigan »kneten« und dem neuhochdeutschen »Teig« gehört; die lady ist sonach eigentlich die Brotkneterin! Auch von der Eigenart des Hausbaues in der ältesten Zeit wäre auf Grund der Sprache manches zu berichten; unser Wort »Wand« z. B. gehört zu winden = flechten und weist auf die ursprüngliche Art, eine Wand herzustellen, nämlich Stanger in den Boden einzurammen und diese dann mit biegsamen Ruten zu verbinden. Doch der Leser schöpft vielleicht aus diesen Zeilen die Anregung, selbst einmal in den Werken von Schrader und Hoops sich umzusehen; was hier nur angedeutet werden konnte, wird er dort ausführlicher und daher auch noch einleuchtender dargestellt finden. Er wird dann sicherlich sehen, daß die Sprachwissenschaft doch nicht so durchaus die trockene Wissenschaft ist, als die sie so oft verschrien wird, und daß sie es verdient, in unserm Interessenkreise neben den naturwissenschaftlichen und andern Gebieten einen Platz einzunehmen.

Triest (Herbst 1915)

Ein schmaler Mond scheint in die finstern Gassen.
Die Stadt liegt schweigend, ängstlich harrend da,
Wie seit Jahrhunderten sie niemand sah,
Leblos der Hafen, einsam und verlassen.

Kein Lichtschein blinkt von luftigen Terrassen.
Der Wellenschlag der dunklen Adria
Rauscht an die Riva, und dem Ufer nah
Schaukeln, im Südwind ächzend, die Barkassen.

Ein Leuchten geistert auf — nur zwei Sekunden —,
Scheinwerfer halten drüben helle Wacht.
Drei Blitze! ... Haben sie ihr Ziel gefunden? ...

Dumpf rollt Kanonendonner durch die Nacht,
Und in die Grabesruh der toten Stunden
Weht kalt der Schauer einer fernen Schlacht.

Karl Adolf Mayer





Stark bewegter Gesichtsausdruck achtjähriger Kinder bei gesammelter Aufmerksamkeit auf eine schwere Rechenaufgabe

Alte und neue Methoden der Gefühlsuntersuchung

Von Rudolf Schulze (Leipzig)

II

Photographie und Kinematographie im Dienste der Kinderforschung

aß ein menschliches Antlitz der Spiegel der Seele ist, weiß jedermann, aber weder die Praxis des Lebens noch die Wissenschaft hat die Wahrheit dieses Satzes völlig ausgeschöpft. Es ist erstaunlich, wie selbst diejenigen, denen ihr Beruf täglich Hunderte und Tausende von ausdrucksvollen Gesichtern vorführt, trotzdem, durch die Gewohnheit abgestumpft, wie Blinde in diesem Reichtum nichts sehen. Und merkwürdig ist es, daß auch die Wissenschaft, als sie erst anfing, bei der Untersuchung der menschlichen Gefühlsregungen die Ausdrucksbewegungen planvoll zu studieren, bald die eigentlichen Ausdrucksbewegungen vernachlässigte und sich mit Vorliebe den von Wundt so genannten Ausdruckssymptomen zuwandte, feineren, verborgenen Änderungen, wie den Veränderungen von Pulsschlag und Atmung. Und doch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die eigentlichen Ausdrucksbewegungen, also die Mimik (der Gesichtsausdruck) und die Pantomimik (der Ausdruck durch den ganzen menschlichen Körper), reicheren Stoff für die Untersuchung liefern als die Ausdruckssymptome.

Man betrachte die Kindergesichter hier oben! Niemand wird im Zweifel darüber sein, daß da »etwas vorgeht«, das heißt daß die Kinder sich in einem Zustande lebhafter Erregung befinden. Es handelt sich lediglich um die Frage, diese Veränderungen einer streng wissenschaftlichen Untersuchung zugänglich zu machen.

Die Bemühungen der Forscher waren zunächst darauf gerichtet, diese Veränderungen in irgendeiner Weise festzuhalten, damit man sie dann in aller Ruhe ausmessen und studieren könnte. Zum Studium der Aufmerksamkeitszustände, die sich hauptsächlich in der Stirnmuskulatur ausprägen, hat Professor Sommer folgenden Weg eingeschlagen. Er drückte der Versuchsperson unversehens ein berußtes Papier





Walther Caspari: Rumpelstilzchen
Verkleinerte Wiedergabe einer farbigen Künstler-Steinzeichnung aus R. Voigtländers Verlag in Leipzig

graphische Papiere verwendete. Beide Verfahren aber haben den Nachteil, daß sie immer nur einen Moment des oft sehr wechselvollen Gefühlsverlaufs wiedergeben. Aus diesem Grunde hat Professor Sommer eine ganze Anzahl sinnreich ausgedachter Apparate gebaut, mit deren Hilfe man körperliche Veränderungen für längere Zeit messen kann. Zur Untersuchung der Stirnmuskulatur setzt er auf eine Stelle der Stirnhaut ein Saugnäpfchen auf, dessen Bewegungen durch geeignete Hebelübertragungen auf ein berußtes Papier aufgezeichnet werden. Ähnliche Apparate hat Sommer auch für die Finger-, die Arm- und Beinmuskulatur hergestellt. Bei allen diesen Apparaten wird aber selbstverständlich immer nur ein Punkt des Körpers (wo das Saugnäpfchen aufsitzt) der Beobachtung unterzogen.











Kinematographische Aufnahme einer Knabengruppe beim Betrachten von Casparis »Rumpelstilzchen«

an die Stirn, auf dem sich nun die Stirnlinien abbildeten. Professor Sante de Sanctis hat die Methode dadurch ein wenig salonfähiger gemacht, daß er anstatt des berußten Papiers photo-



Dreizehnjährige Mädchen beim Betrachten des Bildes »Rumpelstilzchen«

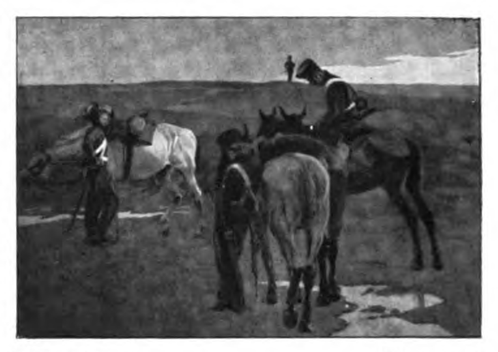
Alle bisher beschriebenen Methoden arbeiten

nach dem wissentlichen Verfahren. Die Versuchsperson weiß, daß sie untersucht wird, und das beeinträchtigt natürlich bei den meisten den Gefühlsverlauf recht erheblich. Ich sah mich deshalb nach einem unwissentlichen Verfahren um.

Als Ersatz für die Rußabdruckmethode wählte ich die Photographie. Es erschien mir viel einfacher und natürlicher, die Versuchsperson im Verlauf einer Gefühlsbewegung photographisch aufzunehmen. Die Technik der Photographie ist so ausgezeichnet ausgebildet, daß leicht eine unbemerkte Aufnahme bewerkstelligt werden kann. Ein weiterer Vorteil der Methode aber besteht darin, daß man nicht nur einen Teil, sondern das ganze körperliche Ausdrucksbild auf der Platte einfangen kann.

In welcher Weise die auf diesem Wege gewonnenen Dokumente nun aber zu verwerten sind, das möchte ich an einem praktischen Beispiel zeigen. Als vor einigen Jahren, zur Zeit der Kunstbewegung, die Frage aufgeworfen wurde, bis zu welchem Grade Kinder fähig seien, in die Stimmung eines Bildes einzubringen, versuchte ich, diese Frage durch Experimente der Entscheidung näherzubringen.

Ich legte einer Anzahl von Schulkindern eine Steinzeichnung vor, die sie noch nicht gesehen hatten. Wenige Sekunden später, als ihre Gesichter gerade in der lebhaftesten Bewegung waren, ließ ich sie photographieren. So verfuhr ich mit zwölf Steinzeichnungen. Auf Seite 532 und 533 sind zwei solche Aufnahmen sowie die zugehörigen Steinzeichnungen aus R. Voigtländers Verlag wiedergegeben. Der Unterschied im Ausdruck ist ja unverkennbar. Es handelt sich nun aber darum, festzustellen, wie genau der Gefühlsausdruck der Gesichter dem Stimmungsgehalt der Bilder entsprach.



Robert Haug: Morgenrot
Verkleinerte Wiedergabe einer farbigen Künstler-Steinzeichnung aus R. Voigtländers Verlag in Leipzig

Zu diesem Zwecke wendete ich folgende Methode an. Ich legte die zwölf Kinderphotographien vier Versuchspersonen vor, einer Dame, einem Gelehrten, einem Künstler und einem Lehrer, und forderte sie auf, die Stimmung der Kinder zu beschreiben und sich ein Bild auszumalen, das dieser Stimmung entspricht.

Bei dem Bild »Rumpelstilzchen« bekam ich da u. a. folgende Aussagen:

1. »Die Kinder zeigen eine Freude, die aus einem inneren Erleben stammt. Sie erleben das, was sie sehen, zum erstenmal. Es ist etwas Ironisches dabei. Das Wort



Dreizehnjährige Mädchen beim Betrachten des Bildes »Morgenrot«



Albert Haueisen: Der Jüngling zu Nain
Verkleinerte Wiedergabe einer farbigen Künstler-Steinzeichnung aus R. Voigtländers Verlag in Leipzig

vom Landschaftsbild zu dem Figurenbild bekehrt und dann sich für ein ganz bestimmtes Bild entscheidet, das wirklich in der Stimmung mit dem gezeigten Bilde merkwürdig übereinstimmt, sogar in der Zeit, aus der der Vorwurf genommen ist. Ich möchte dabei besonders hervorheben, daß die Versuche nicht etwa aus der Zeit der Jahrhundertfeier stammen, wo ja alles auf 1813 eingestellt war, und daß die Versuchspersonen natürlich nicht wußten, welche Bilder ich gezeigt hatte. Im allgemeinen

ironisch ist ein bißchen hart, aber sie glauben der Sache nicht ganz.«

2. »Die Kinder sind außerordentlich lustig, ohne Ausnahme. Wahrscheinlich sehen sie ein Figurenbild, in welchem jemand spricht oder in dem die Komik mimischer Bewegungen ausschlaggebend ist.«

3. »Es ist ein Figurenbild mit mehreren Figuren, vielleicht ein kleines Kind dabei.«

Für das ernste Kinderbild Seite 533 will ich zwei Aussagen anführen:

1. »Sehr ernster Vorgang, aus dem Menschenleben herrührend, allgemein anregend. Objekt interessierend und Erstaunen und Mitleid erregend.«

2. »Eine ernstere Landschaft. Die Kinder sind ziemlich erregt. Vielleicht ist es auch ein Figurenbild mit mehreren verschiedenen Figuren. Vielleicht ein ähnliches wie Kampfs Einsegnung der Freiwilligen.«

Bemerkenswert ist bei der letzten Aussage, wie die Versuchsperson sich



Kinematographische Aufnahme einer Knabengruppe beim Betrachten von Albert Haueisens »Jüngling zu Nain«

wird man zugeben, daß die Beschreibungen in überraschender Weise dem Stimmungsgehalt der Bilder entsprechen.

Die Übereinstimmung zeigte sich nicht nur bei diesen einfachen, klar ausgesprochenen Stimmungen, sondern zum Teil auch bei Landschaftsbildern von oft recht feinen Stimmungswerten. Es war fesselnd, zu beobachten, wie gerade bei diesen Bildern dann einige Kinder versagten und wie ein wegen geringer geistiger Befähigung zurückgebliebenes und darum ein Jahr älteres

Mädchen das zarteste Gefühlsleben offenbarte.

Ich stellte nun einen zweiten Versuch an. Ich zeigte jetzt den vier Versuchspersonen die zwölf Steinzeichnungen, die ich den Kindern vorgelegt hatte, und forderte sie auf, zu jeder Steinzeichnung die zugehörige Kinderphotographie zu legen. Bei einer Versuchsperson gelang das ohne Fehler, bei den andern mit geringen Vertauschungen, wobei es sich immer nur um nah verwandte Stimmungen handelte.



Herbert Arnold: Waldandacht
Verkleinerte Wiedergabe einer farbigen Künstler-Steinzeichnung aus R. Voigtländers Verlag in Leipzig

Aus den angeführten Ergebnissen läßt sich wohl mit ziemlicher Sicherheit der Schluß ziehen, daß die Kinder im allgemeinen die vorgelegten Bilder »verstanden« haben.

Immerhin kann man gegen diese Versuche den Einwand erheben, den wir selbst gegen Sommers Rußbildmethode geltend gemacht haben: sie gibt uns nur einen Moment, einen kleinen Ausschnitt aus dem ganzen, wechselvollen Gefühlsverlauf.

Diese Überlegung bestimmte mich, schließlich auch noch die kinematographische Methode anzuwenden. Der Gedanke, die Ausdrucksbewegungen eines längeren Gefühlsverlaufs im Bewegungsbilde zu fixieren und dadurch ihr umfassenderes Studium zu ermöglichen, ist gewiß nicht neu. Die mannigfachen technischen Schwierigkeiten sowie die bedeutenden Kosten derartiger Versuche mögen die Ursachen sein, weshalb bisher solche Untersuchungen nicht angestellt worden sind.

Die Technik der Versuche war im wesentlichen dieselbe wie bei den photographischen Untersuchungen, nur daß an die Stelle der Photographie die kinematographische Aufnahme trat. Ich legte den Kindern, kleinen Knaben und größeren Mädchen, sechzehn Steinzeichnungen vor und ließ sie ohne ihr Wissen kinematographisch aufnehmen, während sie das Bild betrachteten. Von den so erhaltenen Aufnahmen ließ ich mir Abzüge herstellen und vereinigte die Teil-



Kinematographische Aufnahme einer Knabengruppe beim Betrachten von Herbert Arnolds »Waldandacht«



O. Graf-Freiburg: Wenn der Mond aufgeht
Verkleinerte Wiedergabe einer farbigen Künstler-Steinzeichnung aus R. Voigtländers Verlag in Leipzig

bildchen jeder einzelnen Aufnahme zu einem abblätterbaren Block, an dem man den Bewegungsvorgang bequem studieren konnte.

Diese Blöcke legte ich einer Versuchsperson zur Beurteilung vor. Die erste Aufgabe bestand darin, den Block abzublättern und die Stimmung zu beschreiben, die in den Bewegungen der Kinder zum Ausdruck kam, vielleicht auch schon ein Bild zu bezeichnen, das dieser Stimmung etwa entsprechen könnte. Dann wurden der Versuchsperson die Steinzeichnungen vorgelegt, und sie wurde aufgefordert, die Bewegungsbilder und Steinzeichnungen einander zuzuordnen.

Die Figurenbilder wurden, unbedeutende Fehler abgerechnet, bei Knaben und Mädchen richtig eingeordnet. Wesentlich anders war das Ergebnis bei den Landschaften. Aus den Knabenbildern konnte keine einzige Landschaft richtig erkannt werden, obgleich die Ausdrucksbewegungen sehr ergiebig waren. Dagegen wurden bei den größeren Mädchen, die infolge ihres höheren Alters gemilderte Formen der Ausdrucksbewegungen zeigten, nur einige verwandte Stimmungen verwechselt.

Für die Einzelbetrachtung wollen wir die vorn sitzenden Kinder, die besonders interessant sind, von links nach rechts mit **A, B, C, D** bezeichnen.

Die Wirkung des lustigen Bildes »Rumpelstilzchen« sehen wir auf Seite 532. Das ist etwas für die kleinen Kerle. Da machen alle mit. Und doch in verschiedener Weise. Der intelligente Knabe im Hintergrunde, der mit so lebhafter Gebärde in die Höhe fährt und nach vorn zeigt, wird zwar von dem Bilde mächtig gepackt, ist aber so von den Einzelheiten des sachlichen Inhalts in Anspruch genommen, daß der Gefühlsinhalt des Bildes noch gar nicht zur Wirkung kommen kann, auch bis zu unserm neunten Bildchen noch nicht. Erst später — der Film lief noch weiter — tritt die Wirkung ein. Nicht viel mehr als ein breites Lächeln finden wir bei **A**, einem wenig begabten



Kinematographische Aufnahme einer Knabengruppe beim Betrachten von O. Grafs-Freiburg »Wenn der Mond aufgeht«

Knaben. Aber auch B, der Primus der Klasse, geht nicht völlig in dem Bilde auf, wenn er sich auch ganz nett fröhlich gibt. Da ist D, der Kleine rechts, ein mäßig Begabter, schon viel ausdrucksvoller. Es hat ihn so gepackt, daß er vor Vergnügen mit dem ganzen Körper in der Bildebene hin und her pendelt. Den besten Ausdruck aber zeigt zweifellos der Knabe C, ein etwas über mittel Begabter. Im Anfang ganz Aufmerksamkeit, ist er schon auf der dritten Photographie mitten »im Bilde«. Er hat im Augenblick die Situation erfaßt, gibt seiner Freude unverhohlen Ausdruck und wirkt mit der Hand lebhaft mit. Er lebt völlig im Bilde.

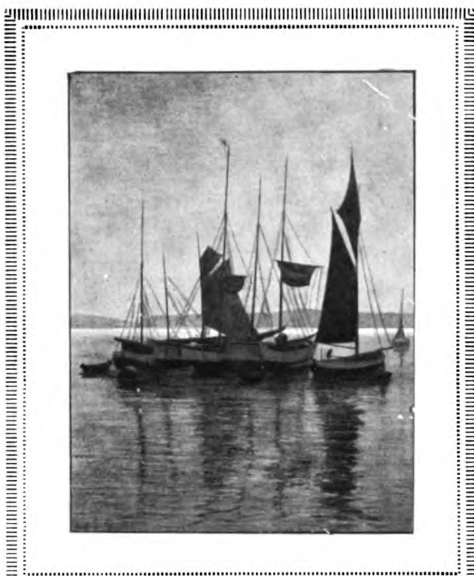
Ich legte nach Beendigung der kinematographischen Versuche die Steinzeichnungen den Knaben B und C noch einmal einzeln vor und ließ sie sich darüber aussprechen.

B sagte über das Bild folgendes: »Da ist eine Eidechse drauf und ein Zwerg und giftige Pilze und Bäume. Weiter nichts. Und ein brauner Weg.«

C aber sagte: »Das is ewas zum Lachen. Da hat e kleiner Frosch ein' Pilzhut auf. Und viele rote Pilze sind da. Und da ist eine gelbe Gecke (Gecke soviel wie ein krötenartiges Tier) und grüner Wald.«

Es ist interessant, wie Aussprache und Bewegungsbild miteinander übereinstimmen. B, der Primus, dringt mehr kühl betrachtend in das Bild ein: »giftige« Pilze! Aber sonst ist an dem Bild »weiter nichts«.

Ganz anders geht C vor. Sofort beim Aufdecken des Bildes platzt er heraus: »Das is ewas zum Lachen.« Die Gefühlswirkung ist es, von der seine Betrachtungsweise ausgeht und beherrscht wird. So einheitlich ist diese Stimmung, daß er die beiden »Personen«, den Salamander, den er als Frosch oder Kröte bezeichnet, weil er keinen andern Namen weiß, und den Zwerg, in eins zusammenfaßt. So wird aus dem lustigen Rumpelstilzchen in der Eile ein »kleiner Frosch«, der »einen Pilzhut aufhat«. Dabei weiß er ganz genau, daß es



Otto Leiber: Nordische Fischerboote
Verkleinerte Wiedergabe einer farbigen Künstler-Steinzeichnung aus R. Voigtländers Verlag in Leipzig



Kinematographische Aufnahme einer Knabengruppe beim Betrachten von Otto Leibers »Nordischen Fischerbooten«


Gustav Kampmann: Leuchtender Abend
Verkleinerte Wiedergabe einer farbigen Künstler-Steinzeichnung aus R. Voigtländers Verlag in Leipzig

nicht eigentlich ein Frosch ist, denn als ich ihn darauf fragte: »Was ist das Feinste an dem Bilde?«, da sagte er ganz richtig: »Der Mann.« Und als ich weiter fragte: »Warum ist der das Feinste?«, kam die Antwort: »Ja, der sieht so wie ein Pilz aus.« Dieser Kleine hat also das Lustig-Märchenhafte ganz trefflich erfaßt.

Welch gewaltigen Gegensatz dazu zeigt die Bilderreihe beim »Jüngling zu Nain«! Beim Bilde »Rumpelstilzchen« war der kinematographische Niederschlag ein lustiges, wildes Durcheinander, hier sind alle gefesselt, mit ernsten, teilweise entsetzten Gesichtern, wenn auch ein gut Teil von pflichtmäßigem Ernst hier und da sich einmischt. D, der Kleine rechts, war im Anfang mit seiner Aufmerksamkeit woanders. Ganz fröhlich rückt er zum Nachbar heran, zu jedem Spaß bereit. Aber bald hält er erschrocken inne und weicht dann entsetzt zurück. Dieses Zurückweichen ist noch bei andern zu beobachten, während bei »Rumpelstilzchen« ein Vorneigen des Körpers, eine Annäherung an das Bild, vorherrscht. Ganz auffällig ist das Benehmen von A. Wieder setzt er mit seinem breiten Lächeln ein, und nur sehr langsam klingt es ab. Dann kommt er ja etwas in Stimmung, wie namentlich das Hängenlassen des Kopfes andeutet, aber die Wirkung ist recht gering. B wird zunächst von Staunen und von Schrecken gefaßt, der


Bertha Welte: Feldblumen
Verkleinerte Wiedergabe einer farbigen Künstler-Steinzeichnung aus R. Voigtländers Verlag in Leipzig

schließlich in einen tiefen, aber immerhin stark herkömmlich gefärbten Ernst ausklingt. Die eigentümlichen Beinbewegungen sind wohl als Verlegenheitsausdruck zu deuten. C ist wieder am besten. Meine Versuchsperson sagte über ihn: »Der C, der ist ganz baff. Es ist gewiß etwas ganz Ernstes, was er sieht, wohl ein religiöses Bild, sicher etwas Bekanntes. Vielleicht ist es Christus am Kreuz oder etwas Ähnliches.«

Die Abendstimmung des Mondaufgangs (S. 536) bleibt nicht ohne Wirkung. Das Bild ist durchweg wohl ein wenig zu fröhlich aufgefaßt worden. Es setzt eine ziemliche Bewegung ein, die aber bald sich mäßigt, so bei C, wo die im Anfang ziemlich lebhafte Handbewegung in einem ruhigen Aneinanderlegen der Hände endet, und bei D, der zu beschaulich-gemütlicher Betrachtung ein Bein über das andre schlägt. Es ist kennzeichnend, daß diese Bewegung nur hier, gerade bei dieser ruhigen Abendstimmung, aufgetreten ist. Auch der allzu lebhafte Knabe im Hintergrunde, der wie beim Bilde »Rumpelstilzchen« durch eine hinweisende Gebärde in die Einzelheiten eindringt, kann sich der beruhigenden Wirkung nicht ganz entziehen. Vergleicht man die Schnelligkeit der Bewegung, so findet man, daß sie hier sich bei weitem ruhiger, gemäßigter vollzieht als bei Casparis Bilde »Rumpelstilzchen«.

Ein kleines Drama rollt vor unsern Augen ab bei der Betrachtung des Bildes »Waldandacht«. Im Anfang eine gespannte Aufmerksamkeit, die bald in ein neckisches Lächeln und dann in laute Heiterkeit umschlägt. C schwingt jetzt vor Vergnügen den ganzen Körper vor und dann weit zurück, dann wieder vor, den Kopf erhoben, den Mund geöffnet: da plötzlich hält er, wie vom Blitz getroffen, inne. Keineswegs erschrocken, aber doch aufs höchste erstaunt, scheint seine Haltung zu sagen: »Das ist mir doch zu toll, was ist denn da los?« Da hat er die Käuzchen im Vordergrunde entdeckt, die er übrigens, wie seine mündliche Aussage beweist, ganz richtig deutet. Durchaus ähnlich ist der Verlauf bei dem größeren Knaben im Hintergrunde rechts und dem andern im Hintergrunde links, der, als er diese Merkwürdigkeit entdeckt, wieder erläuternd mit der einen Hand nach vorn zeigt, obgleich er zur selben Zeit die andre Hand für seine revoltierende Nase braucht. Der Kleine D wird nicht recht mit dem Bilde fertig. Sein Staunen geht allmählich in ein diebisches Lächeln über. Ein klein wenig ängstlich weicht er dann zurück, und erst ganz zuletzt erfaßt er etwas von der »musikalischen« Stimmung (sein Vater ist Musiker), wobei aber doch noch ein gut Teil Staunen und Unsicherheit zurückbleibt.

Eine starke Wirkung löst das Bild »Fischerboote« (S. 537) aus, aber sie entspricht durchaus nicht der Stimmung des Bildes. Die Knaben sind in lebhafter Bewegung. D macht heftige, kurz abgerissene Nickbewegungen, C explodiert mit einem heftigen Prusten, so daß er am Ende die vorweisende Hand wieder dem Gesicht nähern muß, um mit einer genialen Handbewegung sowohl den Mund als auch — naturalia non sunt turpia — die Nase zu säubern. Und was sich aus den Gesichtern ablesen läßt, das ist nicht viel mehr als ein staunendes Interessiertsein. Von der beruhigenden Stimmung des Bildes ist nicht das mindeste zu spüren.

Viel besser wissen sich die Kleinen mit der Landschaft »Mairegen« (S. 540) abzufinden. Das Lustige des in die helle Landschaft klatschenden Regens ist fast allen aufgegangen, besonders dem C, der so lebhaft hin und her schaukelt, daß er fast von

Kinematographische Aufnahme einer Mädchengruppe beim Betrachten von:






Gustav Kampmanns »Leuchtendem Abend« (S. 538)






Albert Haueisens »Jüngling zu Nain« (S. 534)






Bertha Weltes »Feldblumen« (S. 538)






Otto Leibers »Nordischen Fischerbooten« (S. 537)



Hans von Volkmann: Mairegen
Verkleinerte Wiedergabe einer farbigen Künstler-Steinzeichnung aus R. Voigtländers Verlag in Leipzig

der Bank fällt. Bei D tritt die Komik fast zu stark, beinah fratzenhaft, ins Gesicht, um schließlich aber doch ganz nett auszuklingen.

Bemerkenswert waren bei diesem Bilde die Aussagen der Kinder. B, der Primus, meinte: »Da sind Wiesen. Und ein Weg ist da, da ist viel Wasser drauf. Es regnet. Und da sind Pflaumenbäume.« Wichtiger als die kleinen sachlichen Fehler (Weg, anstatt Bach, Pflaumenbäume!) ist uns die Tatsache, daß in dieser Aussprache auch nicht die Spur einer Stimmung zu entdecken ist. Nichts als die nüchternste, trockenste Aufzählung der Einzelheiten! Und doch hat das Bild bei dem Knaben Stimmung ausgelöst, wie die Kinematographie einwandfrei nachweist. Dies Beispiel zeigt deutlich die Überlegenheit der kinematographischen Methode gegenüber der Ausfrage- oder Aussagemethode. Und das habe ich hundertmal bestätigt gefunden. Die meisten Kinder wissen von dem, was sie gefühlsmäßig bewegt, nur wenig oder nichts im sprachlichen Ausdruck niederzulegen. Allerdings gibt es rühmliche Ausnahmen. Zu ihnen zählt unser kleiner C. Seine Aussage lautete: »Aaach, hier regnet's! Das ist eine Wiese, da regnet's, und da geht ein Weg. Das is zum Lachen. Und spaß'g.« Es ist leider nicht möglich, den herzlich-fröhlichen Ton wiederzugeben, in dem das alles vorgebracht wurde. C war eins von den seltenen Kindern, bei denen auch in der Schule noch Sprache, Gesichts- und Körperausdruck ein einheitliches Ausdrucksmittel bilden. Wenn ich etwas von ihm erzählt haben wollte, brauchte ich nur leise anzutippen: »Warst du denn diese Ferien wieder bei dem Onkel?« Da fing er schon an zu erzählen. Im Sitzen fing er an, aber schon beim dritten Wort war er aus der Bank heraus, um sich freier bewegen zu können. Und nun wurde jedes Erlebnis in Wort, Gesichtsausdruck und Körperhaltung einheitlich gestaltet, geformt. So hatten die Leute die Sense angefaßt und so hatten sie gehauen, und da war das Korn immer so auf die Seite gefallen. Und wenn er dann mit traurigem Tone von dem armen Vogel anfing, der dabei sein Leben lassen mußte, und, sich niederbeugend erzählte: »Da hammer so e Loch gemacht und da hammern begraben«, so war das, trotz der unverfälschten sächsischen Mundart, für alle Zuhörer, auch für den Lehrer, ein wirklich ernstes, rührendes Be-



Kinematographische Aufnahme einer Knabengruppe beim Betrachten von Hans von Volkmanns »Mairegen«



Kinematographische Aufnahme einer Mädchengruppe beim Betrachten von Hans von Volkmanns »Mairegen«

ein Witz gemacht würde. Und den macht der Künstler.«

Tiefernst sind die Mädchen bei dem »Jüngling zu Nain«. Indessen auch die schwierigeren Stimmungen »Fischerboote« und »Leuchtender Abend« sind im wesentlichen richtig wiedergegeben, ganz anders als bei den Knaben.

gräbnis. Aber unter hundert Schülern findet man kaum einen von dieser Art. —

Es ist, als ob ein andrer Vorhang aufginge, wenn wir jetzt die Mädchenbilder betrachten. Lebhaft, zuweilen explosiv, manchmal etwas derb geben sich die Knaben. Hier bei den Mädchen ist alles ruhiger, abgeklärter, gemessener. Die hinweisende, erläuternde Gebärde fällt fast gänzlich weg, und die kinematographische Ausbeute erscheint für den ersten Augenblick gering. Trotzdem oder vielmehr gerade deshalb aber ist aus den leisen Ausdrucksänderungen mehr von der wahren Stimmung zu erraten als bei den Knaben. Die großen Mädchen sind darüber hinaus, an den Einzelheiten hängenzubleiben, und erfassen das Bild mehr als Ganzes, vom Gefühlswerte aus.

Man betrachte von den fünf Bildreihen allemal das erste Bildchen, und man wird finden, daß die Stimmung der Steinzeichnungen durchgängig gut wiedergegeben ist. So sagte meine Versuchsperson über das Bild »Feldblumen«: »Hier glaube ich sicher zu sein, daß es das Bild »Feldblumen« war. Die Freude ist ausgelassener als bei dem Rosenbild. (Ein andres Blumenbild, das ich hier nicht wiedergegeben habe.) Sie erfassen die Komik, die in dem Wirrwarr der vielen Blumen liegt. Die Stimmung hält ziemlich lange an, sie verstärkt sich sogar bei einzelnen. Ich würde unbedingt sagen, daß die Stimmung des Bildes erfaßt ist.«

Oder über das Bild »Mairegen«: »Sobald das Bild erscheint, werden die Gesichter freundlich. Ich habe den Eindruck, als ob

Wenn sich die Leser unsrer Zeitschrift der Mühe unterziehen wollen, über diese fünf ersten Mädchenbilder aus ihrem Bekanntenkreise Urteile einzufordern (natürlich unter Verdeckung der Unterschriften!), so werden sie gewiß zu ähnlich günstigen Ergebnissen gelangen wie ich bei meiner Versuchsperson. Auch eine Verteilung der fünf zugehörigen Steinzeichnungen wird vielleicht ohne Fehler gelingen.

Da ich bei den Mädchen nicht den ganzen Verlauf der Bewegung wiedergeben wollte, so suchte ich zum Abdruck zunächst aus jeder Bildreihe dasjenige heraus, das der Stimmung am besten entsprach. Das sind eben die fünf ersten hier wiedergegebenen Bildchen.

Dabei machte ich eine merkwürdige Entdeckung. Ich fand, daß ich bei allen fünf Bildreihen das sechzehnte, siebzehnte oder achtzehnte Blatt herausgesucht hatte. Das bedeutet, da die Aufnahmen in Zehntelsekunden einander folgten: ein bis zwei Sekunden nach dem Erscheinen des Bildes ist die Stimmung erfaßt; von da an beginnt dann der Ausdruck gewöhnlich abzuflauen, bei den heiteren Bildern oft recht merklich. Man vergleiche z. B. das zweite Bild der Reihe »Feldblumen« (oder »Mairegen«) mit dem ersten, und man wird finden, daß der heitere Ausdruck in einen stumpfernsten ohne besondere Gefühlsbetonung umgeschlagen ist. Das wäre ein experimenteller Nachweis für die Behauptung, daß man bei der Beurteilung eines Stimmungswertes sich wesentlich auf den ersten Eindruck verlassen soll. Im allgemeinen wird das wohl zutreffen, wenn

es natürlich auch Ausnahmen gibt, »Blender«, die uns auf den ersten Augenblick bestechen.

Die nun folgenden Bilder, vom dritten an, zeigen die Kinder beim Handheben. Das Bild ist jetzt wieder verdeckt, die Kinder wollen erzählen, was sie gesehen haben. Und während sie das tun, kehrt merkwürdigerweise sehr häufig der ursprüngliche, richtige Ausdruck wieder. Man kann sich das so deuten. Die Kinder fragen sich: Was war also auf dem Bilde? Sie rufen sich den Eindruck noch einmal ins Gedächtnis zurück, und dabei kehrt auch der Ausdruck noch einmal wieder.

Manche weitere Einzelheit habe ich in meinem kleinen Buche »Experimente aus der Seelenlehre« (R. Voigtländers Verlag, Leipzig) mitgeteilt, wo eine andre Bildreihe wiedergegeben ist. Aber schon nach unsern wenigen Beispielen wird man mir zugeben, daß die Kinematographie der experimentellen Psychologie gewiß noch wichtige Dienste zu leisten berufen ist. Professor Wilhelm Wundt hat mir zu meiner Freude brieflich bestätigt, daß er in diesem Punkte ganz meiner Meinung ist. Es fehlt nur an öffentlichen Anstalten, in denen die immerhin kostspieligen Untersuchungen weitergeführt werden können.

Die Mutter

Frau, dein Gesicht ist voll frohen Lichts,
Weißt du von Not und Sorge nichts? ...

Vier Söhne in Nord, Ost, Süd und West,
Die schirmen ihr mütterliches Nest.

Über ihre Leichen müssen die Feinde gehn,
Eh' sie meines Hauses Schwelle sehn.

Ich steh auf der Heimat festem Grund,
Mich schützt meines Himmels ewiges Rund.

Erde und Gottes Kraft und Licht,
Die machen mir froh mein Angesicht.

Wilhelm Lennemann

An den Schlaf

Kommen Wandrer spät nach Haus,
Ziehn die schweren Schuhe aus,
Ruhe wird dann allen Müden,
Unsre Herzen machst du still,
Senkest tief in Gottes Frieden,
Was der Krieg verderben will.

All die Schmerzen müssen sacht
Leiser werden in der Nacht.
Wenn ich nun aufs Bett mich strecke,
Gib auch mir die tiefste Ruh,
Und die grauen Sorgen decke
Ganz mit dunkelm Schweigen zu.

Keine Träume! Viel zu viel
Wird mir nun ihr Gaukelspiel.
Träufle linderndes Vergessen
Immer mehr auf mich herab,
Und kannst du mein Weh ermessen,
Dann sei traumlos wie das Grab.

Georg Ruseler



Die Heimat

Roman von Sophie Hoechstetter

IV



Der Sommer war gekommen. Seit der Osterreise verging kein Tag, da Albrecht seinen Freund nicht sah. Er konnte sich nicht mehr vorstellen, wie er ohne Karllutz hatte sein können. Der gab ihm so viel, was er noch nicht kannte, daß er nicht mehr viel Zeit besaß, in die alte Schwermut zu fallen. Er gab ihm Bücher zu lesen, über die sie dann lange Plauderstunden hatten; er sprach ihm von seinen Erlebnissen, ließ ihn teilnehmen an seiner Arbeit, seinen Plänen.

Zum Herbst ging Karllutz nach Berlin. Vorher wollten sie wieder eine fränkische Reise miteinander machen, diesmal ins Baireuthische. Darauf freute er sich, und manchmal gelang es ihm, das Alte zu vergessen, ja, er glaubte, alles könne noch gut werden.

Bis ihn ein Ereignis zurückwarf.

Albrecht stand am Fenster des Hotelzimmers und sah auf die breite, schöne Marktstraße von Baireuth hinunter. Es war kaum neun Uhr abends, kein Mensch ging die Wege. Sonderbar tot, leer, verschollen lag alles. Karllutz war eingeladen bei alten Damen aus der Kinderzeit. Nun, er würde nicht so lange bleiben. Albrecht fühlte plötzlich, er konnte sich einsame Abende gar nicht mehr vorstellen, und, auf den Marktplatz der alten Stadt der Markgräfin Wilhelmine hinunterstarrend, wußte er, daß er mit Karllutz nach Berlin gehen mußte. Vielleicht in ein Regiment — vielleicht zur Universität. Darüber konnte man noch entscheiden. Vorerst dachte er an das Nächste: Morgen fahren wir nach Wunsiedel. Dem närrischen, seligen, erhabenen, komischen Jean Paul nach. Titan und Schulmeisterlein Wuz! Wie reich war die Welt des Freundes! Tausend Vertraute besaß er im Erinnern der Zeiten. Und so zuversichtlich war er, daß man in aller Zukunft neuen schönen Gestalten auf Erden begegnen werde, die einem das Herz erheben, den Lebensglauben bestätigen könnten. Übermorgen wollte er Albrecht zu Wagners und Chamberlains bringen, und wenn man mit Karllutz zu Menschen ging, war das so ganz anders, als man sonst zu Fremden stand. Man kam jedesmal in eine Atmosphäre des Lebens. Wärme tat sich auf, schöne Sterne schienen. Lange hatte Albrecht begriffen, daß nur ein ganz besonderer Mensch so schön und erlesen zu andern stehen konnte. Es war ganz gleich, ob die Menschen irgendeinen Rang hatten oder in einfacher Stille lebten. Wohin Karllutz ihn noch gebracht hatte, überall war irgend etwas vom Menschenideal gewesen.

Über die Marktstraße, an die Häuser gedrückt, schlich eine alte Frau, ein Bierkrüglein in der Hand. Und weit unten, in der Nähe der Hospitalkirche, erklang ein Grammophon. Irgendeine verzerrte, hopsende Melodie tönte irr und unzeitgemäß durch die alte, vornehme Gasse. Und dann schlief Baireuth wieder seinen alten Schlaf.

Es klopfte. Der Kellner brachte eine Depesche. Einen Augenblick wunderte sich Albrecht. Er war in dem Baireuth gewesen, von dem aus man einst Stafetten nach Potsdam sandte. Und nun gab es da am Abend, wo man dachte, alles schliefe schon, ein ganz gewöhnliches Telegramm?

Der Kellner fragte, ob es angenommen werden solle. Es sei dringend, nochmals nachgesandt und koste an zehn Mark.

Da riß Albrecht das Papier auf.

»Papa schwer erkrankt, wünscht Dein sofortiges Kommen. Lebensgefahr besteht. Rudolf.«

Er war wie von einer kühlen Hand erfaßt. Er war aus einer schönen, neuen Welt gerissen, in neue Erregung versetzt. Aber sie galt nur zum kleineren Teil dem Vater, zum größeren dem unumgänglichen Wiedersehen mit Carly und all den geliebten Dingen der Heimat.

Als Karllutz kam, war Albrecht schon ein wenig beruhigt.

»Du kommst doch mit,« sagte er, »ich bitte dich sehr.«

Der andre nickte still. Er wußte ja, was Albrecht sein Vaterhaus verschlossen hatte.



»Hast du gesehen, daß die Depesche einige Umwege gemacht hat? Sie ist von vorgestern. Wir müssen sehen, ob hier die Post für ein dringendes Telegramm offen ist, damit eine Nachricht von dir hinkommt.«

Sonderbar — da fuhr Albrecht wieder den alten Weg, hinein in den Frankenwald. Ein müder Oktobertag, im schmerzlichen Erglühen das Laub.

Karllutz redete. Vielleicht war eine Besserung eingetreten, weil weiter keine Nachricht gekommen sei. Doch Albrecht fühlte es ganz genau, zwischen ihm und seinem Vater gab es keine Besserung mehr und keine Erwartung. Das lag alles schon im Vergangenen. Und doch pochte sein Herz so seltsam wild. Er fuhr zu seinem sterbenden Vater oder zu seinem toten Vater, und es war ihm doch, als sei es die Stimme des Lebens, die er hörte, als kehre er nach bangem Schlaf in ein Nievergessenes zurück, in einen neuen Auftakt. Er hörte Karllutz' gütige Stimme: daß er so lange in einem Dietrichsteiner Hotel bleiben würde, als ihn Albrecht brauche. Er könne die Ankunft in Berlin gut noch hinausschieben. Er würde eine Arbeit dort vornehmen, so daß er immer zu finden sei.

Dann kam das Endziel der Bahnfahrt. Ein paar bäuerliche Leute stiegen aus und ein, der Vorsteher mit der roten Mütze schwenkte die Scheibe — niemand sonst war auf dem Bahnsteig.

»Verzeih!« sagte Albrecht und rannte um die Ecke des Gebäudes nach dem Wagenhalteplatz. Nichts — kein Wagen, kein Diener. Was war das — er hatte doch genau die Ankunft telegraphiert. Er ging zu dem Vorsteher. Ein wenig ratlos. Es kam ihm undenkbar vor, zu Fuß nach Dietrichstein zu gehen.

»Herr Graf, mein tiefgefühltestes Beileid,« sagte der Vorsteher. »Wer hätte das gedacht, wo Durchlaucht doch so rüstig waren —«

Dann sah Albrecht, wie der Mann erschrak, als er merkte, als erster die Trauerbotschaft gebracht zu haben.

»Ich schicke jemand ins Dorf, Herr Graf, nach einem Wagen.«

Sie saßen in dem kleinen häßlichen Wartesaal. Vorüber — vorüber. Zu spät. Vorgestern war schon das Ende gewesen. Ja, nun konnte er noch einmal heim, um mit dem Abschied von dem Vater zugleich der Heimat ein letztes Lebewohl zu sagen ... Man hatte ihm keinen Wagen geschickt. Neben allem, was ihn bewegte, empfand er das so grell als Peinlichkeit. Als wäre es das Symbol seiner verfehlten Stellung.

Der Wartesaal war nicht der Ort, zu sprechen. Sie saßen stumm. Alle paar Minuten stand Albrecht wieder auf, trat ans Fenster und spähte durch die trüben Scheiben nach dem Wagen, den man doch hören mußte, ehe man ihn sah. So schlecht und jämmerlich kam es ihm vor, daß er hier nicht empfangen war, daß sein Freund dies so sah — der Gute, Geduldige, der hier mit ihm wartete.

Sie mochten eine halbe Stunde so gesessen haben, da raste ein Wagen an den Bahnhof. Man hörte, es war ein herrschaftliches Gefährt. Stimmen draußen — dann erschien unter der Tür des Wartesaals eine hohe, dunkle Gestalt. Albrecht erkannte den Konsistorialrat. Wie kam der dazu, ihn abzuholen? Und warum sah der Mann aus, als habe er Entsetzliches zu verkünden?

Mit steifen Schritten kam er näher: »Meine herzliche Teilnahme, Graf Albrecht,« sagte er. »Verzeihen Sie, Sie mußten hier warten —«

»Ich danke Ihnen. Ich darf bekannt machen —«

»Ah, ein lieber Freund —« Der Konsistorialrat sagte es wie erleichtert. »Wie gut, daß ein lieber Freund Sie begleitet, Graf Albrecht! Wollen Sie noch einen Augenblick hierbleiben — es wird niemand stören — der Diener wartet vor der Tür. Ich habe eine schwere Pflicht zu erfüllen —«

»Ist noch etwas geschehen?« Es war Albrecht, als verlöre er den Boden unter sich. Der Konsistorialrat, der sich wohl bisher beherrscht hatte, sah so entsetzt aus, als habe er Unfaßliches zu sagen.

»Seine Durchlaucht der Fürst Rudolf wollte Sie von der Bahn holen, Graf Albrecht. Dabei ist ihm — ein Unglück zugestoßen. Ein unbegreifliches Unglück. Das Nähere weiß ich nicht. Ich kam gerade herauf, um eine Besprechung wegen der Trauerfeier für den hochseligen Herrn zu haben, und da — Ja, ich glaubte, es wäre richtig, ich führe hierher.«



Otto Rasch: Toilettenzimmer der Herzogin Anna Amalie

»Ist mein Bruder verletzt? Krank? Sprechen Sie doch, ich bitte.«

Der Konsistorialrat rang nach Worten. Aber er fand sie nicht. Endlich sagte er halb stotternd: »Es ist die größte Verwirrung — niemand wußte Genaueres, ich könnte ein falsch gehörtes Wort wiederholen — ich —«

Da hörte Albrecht seinen Freund sagen: »Herr Konsistorialrat, Sie sehen doch, Sie quälen den Grafen. Was ist geschehen?«

»Der Fürst Rudolf ist vor kaum einer Stunde verschieden.«

Es war Albrecht, als taumele er zurück — eher von Schauder als von Schmerz erfüllt. Er tastete nach einem Stuhl, hob die Augen zu dem Konsistorialrat und sagte fast kalt, fordernd, mit rauher Stimme: »Was ist geschehen? Hat ihm jemand etwas getan?«

Er sah, wie der Konsistorialrat fast beschwörend die Hände erhob. »Um Gottes willen, Herr Graf, nein. Unbegreifliches. Der Fürst hatte den Wagen bestellt, Sie abzuholen. Er stieg ein. Der Wagen war nicht hundert Schritt vom Schloß entfernt, da stieß ein Raubvogel ins Gehölz. Der Fürst befahl, zu halten, ließ sich die Flinte holen. Natürlich wunderte das den Leibjäger, aber der Fürst hatte in letzter Zeit sich fast fanatisch der Jagdpassion hingegeben. Der Fürst ging mit der Flinte allein ins Dickicht — er hat dort Fasanen ausgesetzt —, die Leute sagten, mit den Gebärden des Zorns ging er. Er war sehr nervös in den Tagen — Sie wissen selbst, Graf Albrecht — Kleinigkeiten konnten ihn heftig erregen. Der Wagen wartet — nach einigen Minuten hören die Leute einen Schuß. Der Fürst kommt nicht zurück — der Leibjäger geht ihm nach — er findet Durchlaucht im Gebüsch halb kniend — wohl über eine Baumwurzel gestürzt — die Flinte hatte sich entladen, der Schuß das Herz getroffen. Er war sofort tot.«

Er hat sich erschossen, dachte Albrecht. Carlos Mann hat sich erschossen. Zwei Tage nachdem er der Herr zu Dietrichstein geworden.

Er riß sich zusammen. »Wir wollen fahren,« sagte er. Dann — tonlos, mit halb zerbrochener Stimme: »Weiß es die Fürstin schon?«

»Ich habe einen Boten zum Arzt gesandt. Ihre Durchlaucht ist schon länger leidend. Sie erwartet ein Kind. Der Arzt muß da entscheiden, auf welche Art man sie langsam auf das Entsetzliche vorbereitet.«

Der Wagen raste durch das wundervolle Tal. Rostrot standen die Buchen. Das Tal der Heimat tat sich wieder auf. Aber alles war so wirr und unglaublich. Der alte Schloßhof. Vom Turm die Fahne auf Halbmast. Das Personal — verstört, entsetzt, ohne Fassung. Albrecht fühlte, wie sich ein Arm in den seinen schob. Ja, das war Karlluß.

Wie von einem fremden Zwang getrieben, tat Albrecht das Nächste. Er ging in die Halle, wo sein Vater aufgebahrt lag. Unter Kerzengeflimmer, unter allem Prunk — der Fürstenhut, der Degen, die Orden, der Johannitermantel — darüber wachsgelbe gefaltete Hände — ein weißer Bart — ein so klein gewordenes, leeres, maskenhaftes Gesicht. Ein Nichts — ein Schrecken — ein Etwas, das kalt und grauenvoll von ewigem Erloschensein sprach. Daneben zwei Lakaien, steil aufgepflanzt.

Nichts von »des Todes rührendem Bild« — Verfall, Vernichtung — ein Etwas, der ungeheuersten Enttäuschung verwandt.

Armer Papa! dachte er, stand ein paar Atemzüge lang wie in völliger Gebrochenheit und wich dann zurück.

»Wo ist mein Bruder?« hörte er sich sagen. Und jemand führte ihn den Gang hinunter zu einem abgelegenen Raum, den man von außen erreichen konnte, ohne den Schloßhof zu betreten, nach dem die Wohnräume der Fürstin lagen.

Ein Ruhebett. Eine Leiche. Ein erdbeschmutzter schwarzer Anzug. Ein Gesicht, noch vom Schein des Lebens überspielt — ein Gesicht, auf dem noch der Zorn stand. Aber das Gesicht war auch im Tode hochfahrend und schön.

Vom Fenster her kam eine Gestalt. Der Finanzdirektor. Heiser, flüsternd klang es: »Die Gerichtskommission war nach einer Viertelstunde zur Stelle. Hat die Umstände des Unglücksfalls festgestellt. Herr Graf verzeihen — aber man konnte Seine Durchlaucht nicht da im Gebüsch liegen lassen.«

Ein Etwas in der Stimme klang falsch. Ein Etwas in dem Gesicht, auf das Albrecht sah, log.

»Wer war zuerst an der Unglücksstelle?«

»Der Leibjäger, Herr Graf.«

»Und dann —«

»Der Gärtner holte mich. Ich blieb bei Seiner Durchlaucht, sandte die Leute zum Amtsrichter und zum Arzt. Seine Durchlaucht waren tot. Schuß ins Herz.«

»War die Aufnahme des Tatbestandes nicht sehr eilig?«

Jetzt log das Gesicht des Beamten nicht mehr. Ganz ruhig kam die Antwort: »Man fand Seine Durchlaucht im dichten Unterholz, ins Knie gebrochen, in der Hast gestürzt. Er hielt die Flinte, den Kolben nach unten, in der rechten Hand. Die Flinte entlud sich beim Fall. Kein Mensch war in der Nähe, als der Kutscher und der Leibjäger. Jeder weiß vom andern, daß er neben ihm stand, als der Schuß fiel. Ein Unglücksfall ohne jede Möglichkeit einer andern Auslegung. Nicht länger, als bis das Gericht zur Stelle war, schien es mir schicklich, die Leiche Seiner Durchlaucht im Knick liegenzulassen.«

Rede und Gegenrede gingen pausenlos — ohne Geste, wie aus Automaten gesprochen.

»Und Sie waren eine Viertelstunde allein bei der Leiche?«

»Ich habe sonst nichts zu sagen, Herr Graf. Eine Abschrift des Protokolls wird zur Disposition stehen.«

Albrecht sah gerade in die Luft. Er wußte genau, was der Mann vor ihm dachte: Wenn es ein Selbstmord war, was niemand bejahen, niemand verneinen kann: die Formel muß der Unglücksfall sein. Mord war ausgeschlossen, alles andre die Privatangelegenheit des fürstlichen Hauses.

»Ich bitte Sie, mir zunächst die Leute in mein Zimmer zu schicken — alle Augenzeugen.«

»Sofort, Herr Graf. Der Arzt ist noch bei Ihrer Durchlaucht. Ihre Durchlaucht befindet sich in gesegneten Umständen —«

Das hörte nun Albrecht zum zweitenmal. Und jählings begriff er, es war den Männern eilig, ihn darüber zu unterrichten. Ganz sachlich, fast kalt fühlte er: Wenn dem Hause eine Tochter geboren wird, bin ich der Erbe.

Die Leute kamen. Der Leibjäger berichtete: »Der Herr Erbprinz waren seit Monaten schlechten Befindens. Wollten aber keinen Arzt. Die Nerven gehorchten nicht. Es ist mehr als einmal schon knapp an einem Unfall vorbeigegangen. Seine rechte Hand war sehr unsicher geworden. Durchlaucht ließen sich aber nicht abhalten, immer wieder auf Jagd zu gehen. Durchlaucht hatten oft solche Anfälle von Zorn, die nicht aus dem Anlaß kleinen Ärgers kommen konnten, sondern eben von den Nerven. Der Raubvogel, der vielleicht auf einen Fasan stieß, war kein Grund zu dem Zorn, der Durchlaucht überfiel. Durchlaucht sind vor dem Todesfall sehr erregt gewesen.«

»Mußten Sie die Flinte holen?«

»Sie schien mir unschädlicher als der Revolver, den Durchlaucht in letzter Zeit immer bei sich trugen —«

Eine Stille reckte sich durch das Zimmer. Dann kamen der Kutscher, dann die Lakaien, die die Gerichtskommission begleitet hatten. Aber es war so wenig zu erzählen, immer wieder das gleiche.

Die Leute gingen. Ihre Worte waren korrekt gewesen. Aber Augen und Hände verrieten: keiner glaubte an den Unglücksfall. Hinter all den Worten lag es wie brennende Neugier, das Geheimnis dieses Todes zu erfahren. Die Hände zitterten danach, irgendwo einen Faden erfassen zu können, die Augen forschten und suchten und glänzten auf in Sensationslust. Liebe hatte der verstorbene Herr bei seinen Bediensteten sicherlich nicht gesät.

Eine Pause war im Zimmer. Carly wird das Richtige wissen oder doch ahnen, dachte Albrecht, und es überlief ihn kalt. Ob sie ihn wohl heute noch empfing?

Der Lakai kam wieder und meldete den Finanzdirektor. Der trat leise ein, glatt, überhöflich in seinem Gebaren.

»Herr Graf wollen gütigst die Abschrift des Protokolls einsehen. Und ich übermittle die Bitte von Ihrer Durchlaucht, der Frau Fürstinwitwe, an den Herrn Grafen, sie wären außerstande, heute Besuch anzunehmen, und ließen den Herrn Grafen bitten, gütigst alle Anordnungen zu treffen. Das Testament des hochseligen Fürsten ruhe in den Händen Seiner Durchlaucht, des Fürsten von Dietrichstein-Gräfental, der nach den Hausgesetzen befugt sei, es sofort hier zu öffnen. Man erwarte, daß es Bestimmungen über die Beisetzung enthielte. Seine Durchlaucht wird in einer Stunde



etwa hier sein. Haben Herr Graf noch Befehle?«

»Ja,« sagte Albrecht laut und einer jähen Eingebung gehorchend, »ich möchte das Testament meines Vaters einsehen. Es ist doch geöffnet?«

Es schien, als würde die Gestalt des Finanzdirektors schmaler. Er verbeugte sich. »Genau auf dieselbe Weise. Vorgestern abend gebracht und vor dem Fürsten Rudolf und mir von Seiner Durchlaucht dem Seniorchef des fürstlichen Gesamthauses eröffnet. Es liegt oben im Arbeitszimmer.«

Sie gingen hinauf. Der Direktor sandte einen Diener zu der Fürstin nach dem Schreibtischschlüssel.

Und dann hielt Albrecht das Dokument in seiner Hand. Es teilte mit, daß sein Vater kein Privatvermögen hinterließ, sondern alles, was er persönlich besaß, dem Fideikommiß einverleibt hatte. Daß hingegen jene ungeheuerlichen Summen, die sein Sohn Rudolf in seinem Junggesellenleben verbraucht und die als Schulden aller Art den Vater zu Zahlungen gezwungen hatten, als eine Bankbelastung auf dem Fideikommiß standen, die in den nächsten zehn Jahren abbezahlt werden mußte.

Albrecht verstand nicht viel von Geschäften. Aber dies begriff er im Augenblick: Rudolf war durch das Testament auf zehn Jahre zu sparsamstem Leben gezwungen, wenn er nicht eigne Mittel besaß. Er war an die Kandare gelegt. Sein Vater hatte quittiert: für die leichtsinnigen Jahre legte er ihm schwere auf. Des Vaters Privatvermögen hätte die Schulden decken können und auch für den zweiten Sohn noch etwas gelassen. Aber es war tropfenweise in die festgefügten Besitzungen gefallen. In einem kühl durchdachten Raffinement. Hatte dies Rudolf so gedrückt, daß er —?

Doch es war keine Zeit zu Nachdenklichkeiten. Feierlichkeit kam. Der Fürst zu Dietrichstein-Gräfental, des alten Onkels Wedig stolzer Bruder. Weißbärtiges Gebieten, eine Befehlerstimme — ein fast pomphaftes Schreiten zu den beiden Leichen. Albrecht wurde ein wenig schwindlig. Er ward sich bewußt, noch in Reisekleidern zu sein. Er hörte mehrmals stark betont das Wort Unglücksfall. Er sah, wie die Leute mit ihren Augen an der Gestalt des Fürsten hingen, auf jedes seiner Worte horchten. Er sah die servile Glätte des Finanzdirektors.

Ein wenig später war man wieder oben in Papas Zimmer. Und wieder wurde ein letzter Wille laut.

Er war sehr kurz. Rudolf setzte seine Frau zur Erbin all seines Privatbesitzes ein und ernannte sie zur Vormünderin allenfallsiger Nachkommenschaft.

Der Fürst las die wenigen Zeilen laut und stark betont vor und entließ den Beamten.

»Das Testament war mir bekannt,« sagte er dann, und man merkte, die Sätze waren vorbereitet.

»Das Ableben deines seligen Vaters, lieber Albrecht Erkinger, kam nicht überraschend. Wir fürchteten es ja lange. Und Rudolf, der sich öfters mit Ahnungen eines frühen Todes trug, wünschte, daß in diesem Fall seine Gemahlin die einfachen Rechte des Bürgerlichen Gesetzbuches genieße, wogegen ich als Seniorchef des Hauses, dem die Obervormundschaft zusteht, nichts einzuwenden hatte. Wir sind hier in ein Interregnum eingetreten. Bis die Entscheidung fällt, ob dem Verstorbenen ein Erbe oder eine Tochter geboren wird, obliegen dir die Rechte und Pflichten der Verwaltung, denn du bist der nächste und einzige Agnat der Linie. Mit dem Augenblick der Geburt eines Fürsten würden diese Rechte und Pflichten unter meiner Obervormundschaft als Chef der älteren Linie auf die Fürstinwitwe übergehen. Dieses Interregnum ist nicht leicht für dich, lieber Albrecht Erkinger, aber es ist deine Pflicht. In deinen Händen liegen also für die nächsten Monate alle Verfügungen hier, auch alle Bestimmungen über die Beisetzung. Mein Rat und meine Hilfe stehen dir offen. Bitte, sprich deine Wünsche aus.«

Albrecht hatte genau verstanden. Aber er fragte doch wie tastend: »Über die nächsten Monate also, bis ein Sohn geboren ist —«

»Bis sich die Erbfolge glatt entschieden hat, lieber Albrecht Erkinger —«

»Bis sich die Erbfolge glatt entschieden hat, muß ich hier die Geschäfte führen? Wäre es nicht möglich, sie gleich in die Hände von — Rudolfs Witwe zu legen?«

Er hörte, daß dies nicht möglich sei. Daß er jetzt hier Pflichten habe.

44*

Der Fürst ließ sich bei der Witwe melden. Und während Albrecht noch unschlüssig stand, was er nun zunächst zu tun hätte, betrat Frau von Jastrow das Zimmer. Er hatte sie nicht wiedergesehen seit all dem Jammer, der über ihn gekommen war. Nun stand sie da, als eine Zeugin vergangener Zeit. Es war ihm, als hasse er diese Person. Als wäre Hintertreppe und Ranküne mit ihr verknüpft. Als sei sie die Kupplerin dieser Ehe gewesen, die nun der Tod zerbrochen hatte, der rätselhafte Tod.

»Mein Beileid, Graf Albrecht.«

»Ich danke, Frau von Jastrow.« Und ganz ruhig fast fügte er die Frage bei, wie Carly das Furchtbare aufgenommen habe, wie ihr Befinden sei. Und als er sich selbst den Namen wieder sagen hörte, wurde es ihm so seltsam unklar in seinem Sinn, als wisse er nicht mehr zu unterscheiden, ob er vor Wirklichkeiten stand oder vor einem Wahn.

Über das nervös gerötete Blondinengesicht Frau von Jastrows ging ein sonderbarer Zug, den er nicht zu deuten wußte, denn die Vertraulichkeit, die er auszudrücken schien, konnte doch nicht sein.

»Des Fürsten Rudolf Befinden hat uns seit Monaten so sehr mit Sorge erfüllt, daß dieser jähe Tod fast wie eine Konsequenz erscheint. Carly beugt sich unter das Geschick. Sie hat ja die Pflicht zur Fassung, um des Kindes willen. Sie läßt Ihnen danken für Ihr Kommen, oder nein, das galt ja nicht ihr und nicht dem Fürsten Rudolf. Sie läßt Ihnen danken, daß Sie nun hier alles tun. In ihrem Zustand kann sie der Trauerfeier nicht beiwohnen, nicht das Trauergefolge empfangen. Sie wünscht, daß die Beisetzung der beiden Toten zu einer Feier vereinigt wird.«

Er antwortete nur mit einer knappen Verbeugung.

Frau von Jastrow hatte sich nicht gesetzt: sie könne Carly nur auf Augenblicke verlassen. Nun kam sie Albrecht einen Schritt näher. »Sie wundern sich vielleicht, Graf, daß ich sagte, der jähe Tod kam für Carly, mich und vielleicht noch andre nicht unerwartet. Dies soll nicht heißen, daß man den Unglücksfall bezweifelt. Es ist nicht der Augenblick, jetzt darüber zu reden. Nur das eine: mein Schwager Assenhausen war vor vier Wochen mit einer ärztlichen Autorität hier, einem Psychiater, der unter dem Namen eines Freundes von ihm wie zufällig mitkam. Der Fürst hatte manchmal Anfälle von Zorn — ich brauche wohl nicht deutlicher zu sein.«

»Wußte mein Vater davon?« Keinen Augenblick bezweifelte Albrecht die Wahrheit der Worte, trotzdem sie von Frau von Jastrow kamen. Er dachte mit einem Schauder an die kalten Augen des Bruders, fühlte die Abwehr nach, die er immer vor der Maske empfunden, die Rudolf über Wesen und Temperament legte. Wenn Ziele erreicht sind, braucht man sich nicht mehr zu verbergen, dann kann man die Maske abwerfen.

»Ich weiß es nicht. Er hat es jedenfalls nie gezeigt.« Sie wandte sich zum Gehen, hielt aber noch einmal inne. »Die Ehe war ja der größte Wunsch des alten Herrn gewesen — er wollte wohl nicht sehen. Wünschen Sie eine Ausrichtung an die Fürstin, Graf Albrecht?«

Er sagte steif und konventionell einen Satz, den man einer fremden Dame zu einem Unglücksfall übermitteln lassen kann.

Die Nacht brach herein. Nun sah er sich vor Übermüdung und Abspannung hellwachen Denkens in jenem Schlafzimmer mit dem Danebrog an der Wand, das er immer bewohnt und wo er die entsetzlichen Weihnachtstage des vorigen Jahres verbracht hatte.

Was für eine Wiederkehr! Die damals als finstere Macht über seinem Leben gestanden, lagen tot im Düster des Hauses. Ausgelöscht vom Schicksal, des Willens und der Handlung beraubt. Warum bin ich nicht traurig? dachte er fast in einer Sehnsucht. Warum habe ich nicht einmal an meinen Vater ein Erinnern, das mich ergreift? Bin ich schuld an der Trägheit des Herzens? Er suchte und fand keine Stunde, in der sein Vater ihm ein Freund und Tröster gewesen wäre. Nur dieses stand da und ließ sich auch angesichts des Todes nicht mildern, wie er ihn weggewiesen, wie er ihn, der in einer Herzensnot kam, auf die Notwendigkeit einer reichen Heirat aufmerksam gemacht hatte. Und jäh tauchte das Wort der Frau von Jastrow auf: »Die Ehe war ja der größte Wunsch des alten Herrn.«

Und dieses Wort — aus geringem Mund

— drang in seine Seele mit der Kraft einer Erleuchtung. Er wußte, was ein »Wunsch« des Vaters hieß. Es bedeutete einen Befehl, und ein Befehl des Vaters hatte die Fähigkeit gehabt, zu zwingen, böse, unaufhaltsam zu zwingen. Man revoltierte — ja. Man widerstrebte, aufs Letzte irritiert von dem steinernen Willen, von der ehernen Mauer, gegen die man vergeblich seine Wünsche, seine Bitten wandte — so lange, bis man halb aufgerieben, gequält, in der Unfähigkeit, sich der harten Natur des andern verständlich zu machen, sich ins Unrecht setzte durch einen Affektausbruch. Des Vaters Arm hatte weit gereicht, sein stummer Wille konnte den Bruch in das Wollen andrer werfen.

Erregt, unfähig, sich zur Ruhe zu zwingen, durchmaß Albrecht das große gewölbte Gemach. Es brannten nur zwei Kerzen auf einem Handleuchter, und es war, als wollte ihnen die Dunkelheit, die aus den Bogen der Decke, aus allen Winkeln, von den hohen gotischen Möbeln her kroch, Wärme und Leuchtkraft nehmen. Sie brannten so ängstlich, als fürchteten sie jeden Augenblick zu erlöschen ...

Gab es da nicht irgendwo eine Geschichte, in der ein Brief geschrieben wird, an dem das Herz keinen Teil hat? Ja, ja, man braucht nicht ein Musikantenkind zu sein und Luise Millerin zu heißen, und kann doch einen solchen Brief schreiben unter der Gewalt eines andern Willens —

So fabelten seine Gedanken in der seltsamen Nacht, in dem düsteren Hause, in dem zwei Tote lagen, der Macht beraubt, ausgelöscht für das Leben.

Niemand steht ganz frei über den Anschauungen seiner Geburt, seiner Familie. Der Fürstensohn empfand die Kraft, die Gewohnheit herkömmlicher Dinge nicht als eine Lächerlichkeit. Und gehörte der Treubruch durch Jahrhunderte fast zu den Attributen eines Herrschenden, in den die Gemahlin, wenn sie Takt und Klugheit besaß, sich fand — so war die Flucht vor unerfüllbaren Träumen vielleicht ebenso durch Jahrhunderte unter Umständen das Schickliche für die Dame gewesen. Wenn der Vater Carly klar und unerbittlich gesagt hatte, daß er, Albrecht, nicht imstande war, sie zu heiraten, weil die Mittel fehlten, wenn er ihr gesagt hatte, daß sie durch die hoffnungslose Verlobung ihn aus seiner militärischen Laufbahn riß in unbestimmte Verhältnisse, ihm andre Aussichten verbaute — dann war vielleicht nur noch wenig nötig gewesen, ihr die Feder der Luise Millerin in die Hand zu drücken.

Das alte Zimmer redete. Aus seinen Wänden kam es zu Albrecht, als verlösche die Zeit, dieses bange Jahr mit all seiner leeren Not, als schlichen seine Nächte, die voll von Gespenstern gewesen, hinunter in das Sterben. Wer liebt, will anbeten. Und wenn er dies nicht mehr kann, geht er verwirrt und verzweifelt in der Tiefe. Wenn das so sehr Geliebte sich selbst entfernt hat von allem, was schön, heilig und teuer war, ist man wie einer, der den Gott verloren hat. So endet wohl oft die erste große Entflammung und macht Kalte und Blasierte aus Menschen, die reichen Herzens hätten sein können. Sie werden »zeitgemäß« und schämen sich, daß sie einst glauben konnten. Aber es gibt noch andre. Solche, in die es das Schicksal gelegt hat, einseitig die Treue weiterzuhalten. Und wenn sie etwas gefunden haben, das auch nur der Schatten von Entschuldigung für das Tun des geliebten Menschen ist, so sind sie bereit, siebenzig siebenmal zu verzeihen. Sie sind bereit, ihre Verletzlichkeit zu opfern und ihren Hochmut. Bereit, auch das zu verzeihen, was sie im Grunde niemals begreifen können, und Dinge zu tun, die der andre weder wertet noch anerkennt — in einem seltsamen Hingabewillen, der fähig ist, die Schuld des andern wie eine eigne zu tragen, nur um das einst so schöne Bild wiedersehen zu können.

Die Geschichte der Welt ist voll von unnützen Opfern. Ungezählte starben für ein Dogma, das den ewigen Gott weder erhöhen noch erfassen konnte. Ungezählte haben das Opfer ihres Stolzes gebracht und Vergebung und Mitleid überwunden. Sind sie die Starken, sind sie die Schwachen? Das Gelächter der Klugen, der Vernünftigen werden sie immer für sich haben ...

Der Mann, der in der Herbstnacht ruhelos durch ein altes Zimmer in dem Schloß ging, wo zwei Tote lagen und ein Frauenschoß neues Leben trug, hatte ein Flackern am Herzen in dem Gedanken, die Geliebte, die ihn verraten, könnte in ihrem Tun das Opfer fremder Gewalten gewesen sein.



Einen Augenblick lang tauchte das Gesicht seines Freundes vor ihm auf, wie eine Mahnung. War er im Begriff, von sich selbst abzuirren, wenn er für etwas Häßliches nach Verzeihung, nach Entschuldbarkeit suchte? Wußte er nicht genau in seinem Innersten: Wir schulden uns nur unsersgleichen?

Die Nacht erhob sich aus dem Schatten des Einst, wo er hier verzweifelt gewesen war über jenen entsetzlichen Brief von Carly, die Nacht, die sich ihm noch hundertmal wiederholt hatte, in leerem Wissen, in Öde und Gram.

Er hatte genug gelitten. Er hatte so viel bezahlt, daß er sich selbst etwas schenken durfte. Und so schenkte er sich in dieser Nacht das Recht, an eine Entschuldbarkeit Carlys zu glauben.

Er atmete auf, wie von einer bösen Last befreit. Und dann dachte er der Pflichten, die er den Toten schuldete, deren Liebe er nie besessen hatte. Ja, mit allem Prunk, der ihnen so teuer gewesen war, sollten sie ihren letzten Weg in die Gruft hinuntersteigen. Jedem das Seine. Und ganz sachlich und behutsam nahm er das Schlafpulver, das ihm Karllutz zurechtgestellt hatte. Morgen will ich ihm erzählen, dachte er. Und er wird mich verstehen.

Das Schloß war erfüllt von dem bitteren Geruch der Zypressen und der aufreizenden Herbheit des Lorbeers, im Kampf mit der kränklichen Süße welkender Rosen. Diese Gerüche peinigten die Nerven, der Anblick der aufgehäuften Kranzmassen hatte für Albrecht etwas Gräßliches. Endlose Fragen stürzten auf ihn ein. Er hatte keinen freien Augenblick. Immer wieder stand er in bleicher Geduld in der Halle und empfing angesichts der Toten all die Menschen des Städtchens, die nach dem Herkommen Anrecht oder Pflicht besaßen, den Verstorbenen noch einmal ins Gesicht zu sehen, Blumen niederzulegen und ihre Teilnahme auszusprechen. Es kam, was im Orte Rang und Geltung besaß, und es kamen allerlei schattenhafte alte Gestalten geringen Standes. Die schlichen zum Sarg des Vaters und streiften im Weggehen mit scheuen Blicken Rudolfs Leiche. Und jählings dachte Albrecht: War mein Vater vielleicht doch diesen Ärmsten ein Freund?

Er sprach ein altes Weiblein an: »Ich danke Ihnen, daß Sie kommen. Sie wollen meinen Vater noch einmal sehen.«

Die Alte wackelte mit dem Kopf. »Hat sich fortgemacht,« murmelte sie. »Die Stolzen müssen auch gehen. Was hilft ihnen da ihr Reichtum? Vier Bretter kriegt ein jeder.« Und sie lächelte fast freudig und ging dann leiernd in landesübliche Worte des Bedauerns über.

Wieder kamen Leute, als brächten die Toten das ganze Ländchen in Bewegung.

Dann hieß es Gäste zu empfangen, die übernachteten, um morgen der Beisetzung anzuwohnen.

Auch Walter Assenhausen war da. Als sich Albrecht auf eine Stunde in ein Wohnzimmer zurückgezogen hatte, trat er bei ihm ein.

Albrecht erschrak. Dieses Gesicht, dieses Carly so seltsam ähnliche Gesicht. Die dunklen, hochstehenden, wie gekreppten oder toupierten Haare, der frauenhafte Mund, die für einen Mann zu schmalen Schultern.

Er überließ es Assenhausen, zu sprechen. Laß doch alles an dich herankommen! hatte ihm Karllutz immer wieder eingeprägt. Du meinst stets, du mußt dich ausgeben. Laß die andern sich eine Form suchen! »Mein Beileid«, sagte Assenhausen mit etwas unsicherer Stimme.

»Ich danke dir, Walter. Bleibst du etwas hier? Du warst wohl schon bei deiner Schwester?«

Walter Assenhausen rückte sich einen Stuhl aus dem Lichtkreis der Lampe.

»Ein seltsamer Ausgang,« sagte er endlich. »Ich weiß nicht, ob du im Bilde warst. Du bist länger nicht mehr hier gewesen.«

»Nein, ich bin länger nicht mehr hier gewesen —« wiederholte Albrecht so ruhig, als läge nichts hinter den Worten.

Assenhausen strich sich mit der Hand über die Stirn. In einer Gebärde der Hilflosigkeit, die er gleich mit Carly hatte. Er suchte wohl nach Worten. Mag er! dachte Albrecht. Walter Assenhausen gehörte mit zu jenen, die Carly darin bestärkt hatten, daß man einem armen Manne das Wort nicht halten könne. Wenn er diesen Ausgang gewußt hätte, würde er Carly in der Geduld bestärkt haben. Alle aus dieser Rasse widersprachen ihrem eignen Selbst, wenn die Vernunft den Verrat heischte.



»Das Ende deines seligen Vaters konnte niemand überraschen —«

»Er ist zweiundsiebzig Jahre alt geworden.«

»Du warst nicht beim Sterben?«

»Nein, ich bin ja länger nicht mehr hier gewesen.«

»Zürnst du mir, Albrecht?«

»Ich bin viel zu anspruchslos, was den Marktwert meiner Gefühle angeht.« Er zog den Schnurrbart in die Lippen. Nun hatte er sich doch zu einem gereizten Wort hinreißen lassen. »Also, ich zürne dir nicht. Wünschest du mir etwas mitzuteilen?«

Assenhausen bog den schönen, etwas unmännlichen Kopf zurück. Man sah beim Sprechen seine schmalen weißen Zähne. »Die Sache mit Rudolf bleibt eine ungelöste Frage. Aber, wie immer auch, in welchem Sinne er das Opfer seines Jähzorns wurde, ob nur ein winziger Anlaß — der Raubvogel — ihn im blinden Zorn hinhasten ließ und ein Zufall ihm die Kugel ins Herz jagte, ob das Testament seines Vaters und seine eignen finanziellen Verluste ihn so maßlos erregten, daß ein verwirrter Augenblick ihn den Schuß abfeuern ließ — wie es auch sei: seine Zornesausbrüche lagen auf dem Gebiete des Pathologischen. Ich bin vor sechs Wochen mit einem der berühmtesten Irrenärzte Deutschlands einige Tage lang hier gewesen, als Jagdgast. Auf Carlys Bitte.« Ein Schatten legte sich über das Gesicht des Sprechenden. »Vielleicht hast du eine kleine Ahnung. Leutemißhandlungen, Tierquälerei — Wiederkehr von Alkoholausschweifungen — dies alles nahm rasend zu. Und« — die Stimme dämpfte sich — »es wird mir etwas schwer, dies auszusprechen, aber Carly fühlte sich ihres Lebens nicht mehr sicher.«

Albrecht schnitt ihm das Wort ab. Er wollte es nicht hören, daß Carly sich dem Zügellosen, dem all seinen Herrengelüsten wieder Verfallenen, noch gegeben hätte. »Und ihr habt ihn — so ruhig hiergelassen?«

Walter Assenhausen machte eine heftige Handbewegung, als wolle er, unkräftig wie er war, jede Spur einer Verantwortungslast von sich abschütteln. »Du wirst wohl selbst wissen, daß niemand auf Erden von Rudolf angehört worden wäre, wenn er ihm von angegriffenen Nerven, einer Kur, einem Sanatorium gesprochen hätte. Mir würde er den Stuhl vor die Tür gesetzt und es so unmöglich gemacht haben, daß ich mich noch um meine Schwester kümmerte. Vor deinem Vater hielt er sich in einiger Fassung. Der alte Herr hat lange Zeit seine Zimmer nicht mehr verlassen. Berichtet wurde ihm nur, was Rudolf durchließ. Wer je ein Wort der Klage sagte, spürte nachher die Folgen.«

»Und Carly selbst?«

»Sie hatte eine Entfremdung mit ihrem Schwiegervater.«

Albrecht hörte begierig das Wort. O ja, wenn man das Unglück sieht, in das man genötigt worden ist, hat man wohl eine »Entfremdung« mit dem Urheber.

Assenhausen redete mit halber Stimme weiter. Man sah, es war ihm Zwang, sich auszusprechen. Vielleicht flackerte irgendwo die Flamme des Gewissens wie ein böses Licht. »Es bestand ein Plan. Carlys Nerven waren ja in der Tat angegriffen. Sie wollte in ein Sanatorium und bat ihren Mann, sie zu begleiten. Immer wieder. Sie hoffte, ihn dazu bewegen zu können. Da kam die Sache mit seinen Börsenverlusten. Ein Zusammenbruch irgendwo. Sein ganzes Denken galt neuen Finanzplänen, wenn er erst Erbe war. Und dann kam das Testament —«

Schweigen. Dann wieder Assenhausens Stimme: »Meine Schwester bittet um deinen Besuch. Darf ich dich begleiten?«

Albrecht empfand den Takt, der in diesem Anerbieten lag.

»Vielleicht bringst du ihr die letzten Depeschen mit —«

»Gewiß.« Er holte die Papiere vom Schreibtisch. —

Die Korridore dehnten sich so lang. Dann öffnete sich eine Tür. Wie im Traum sah Albrecht schöne, edle Möbel, weich überflutet von gedämpftem Licht.

Auf einem Ruhebett, die Formen des Körpers mit einer Pelzdecke verhüllt, lag Carly. Ein schwarzer Chiffonschal machte ihr Gesicht sehr bleich. Sie war sehr schön. Edel und traurig sah sie aus.

Und er sagte unwillkürlich: »Du hast viel gelitten.«

»Und du hast schwere Pflichten, Albrecht.« Ihre Hand suchte die seine.

Ein kühler Schauer durchrann ihn. Er wußte nicht mehr, was er gesprochen hatte.



Er blieb vielleicht fünf Minuten. Sie gab eine kleine Anordnung für die Trauerfeier: man möge nicht die Glocke auf dem Schloßturm läuten, es käme ja die Trauermusik des Regiments. Sie habe einmal Rudolf gebeten, diese Glocke nicht läuten zu lassen, wenn sie stürbe. Sie hätte einen so entsetzlichen Klang, wahrscheinlich von einem Sprung, man müsse sie einmal umgießen lassen.

Albrecht verabschiedete sich. Er dachte an der Schwelle: Ich will sie nicht wiedersehen. Es war ihm eine Qual gewesen. Nicht aus Zorn. Nicht weil er bereit war, zu verzeihen, wie in dieser Nacht; das durfte nur ihn allein angehen. Nein — einfach, weil er jede innere Fassung verlor vor ihrem Anblick.

Er ging über den Schloßhof nach dem kleinen Barockbau, Kavalierhaus genannt. Dort saß Karlluz mit allerlei Papieren für ihn beschäftigt.

»Tu mir die Liebe«, sagte er zu dem Freund, »und komm mit zu dem Abendessen für die Gäste.«

»Sind sie nicht alle aus deiner Familie?«

»O ja,« sagte Albrecht. »Die meisten. Aber ich bin nicht aus ihrer Familie. Laß du mich da nicht so allein. Wenn du sie siehst, begreifst du meine Jugend — begreifst du auch all meine Mängel.« Er sagte es gleichgültig, aber er wollte eine warme Antwort. Und als er die hatte, lächelte er flüchtig.

Das Schloß war wieder leer. Nur oben bei Carly war noch ihr Bruder, ihr noch zu allerlei Dingen nötig. Das war Albrecht ganz lieb. Er konnte die geschäftlichen Angelegenheiten, die er mit Carly schließlich bereden mußte, vermitteln.

Verelendet und übermüdet saß Albrecht bei Karlluz. Erst jetzt, nachdem die Trauerfeier vorüber war, die Gäste wieder fort, das Schloß leer von all den Spuren des Grabes und des schauerlichen Pomps, fühlte er die große Veränderung. Es war etwas völlig Neues, daß er hier nun hätte tun können, was er wollte.

Er hörte Karlluz sagen: »Dein Onkel, der Fürst zu Gräfental, hielt mich wohl für deinen Beirat. Er hat mir einen Band aus der Bibliothek gebracht: die Hausgesetze. Ich habe alles nachgelesen. Es ist eine seltsame Verkettung zwischen dir und dieser Frau: Deszendenz und Witwen der Fürsten werden von der Gnade der nächsten Standesherren apanagiert. Bekommt die Fürstin eine Tochter, so ist sie finanziell von dir abhängig, bekommt sie einen Sohn, so ist deine Apanage nach ihrem subjektiven Ermessen. Eine peinliche Lage für beide Teile. Da niemand den Ausgang der Erbfolge vorher weiß, wirst du sicher viel Liebenswürdigkeit von dieser Frau von Jastrow erfahren.« Das letzte hatte er fast lächelnd gesprochen.

»Mißtraust du ihr?« fragte Albrecht, und in einer Verlegenheit wurde er sich bewußt, daß sein Gebäude der Entschuldigung Carlys sich in der Hauptsache auf Aussprüche von Frau von Jastrow gründete.

Karlluz ging ein wenig im Zimmer umher. Um seinen schönen Mund spielte eine Sorge. »Ich möchte nicht zuviel und nicht zuwenig sagen. Aber die Tatsache, daß mir so ganz unverdient die Ehre eines Besuchs von Frau von Jastrow zuteil wurde, scheint mir zu beweisen, daß Frau von Jastrow den Weg der Courtoisie gegen dich zu gehen anhebt. Ich lasse dich ungern hier allein. Du wirst hier nur beirrt. Also, Frau von Jastrow suchte mich auf und erzählte mir, daß die Ehe zwischen deinem Bruder und deiner Schwägerin sehr unglücklich gewesen sei, und daß dein Vater dieses Unglück auf dem Gewissen habe. Denn er hätte die Gräfin Assenhausen gezwungen, den Erbprinzen zu heiraten, um ihn zu retten aus seinem zügellosen Leben. Womit er die Macht hatte, sie zu zwingen, erfuhr ich nicht, denn ich bat Frau von Jastrow, mir doch nicht Privatangelegenheiten einer fremden Dame zu erzählen, die dies gewiß nicht wünsche.«

Eine Pause weitete den Raum, ließ vergangene Dinge herein zu Bild und Gestalt und Albrechts Leid und Gram an einem Wort zerschellen.

»Und wenn es so wäre, Karlluz?«

Da legte ihm der Freund den Arm um die Schulter. »Oh, mein guter Junge, wenn es dir eine Last nimmt, so will ich ja Frau von Jastrow alle Gedanken abbitten. Du freilich kannst allein wissen, ob so etwas möglich ist. Aber sieh, mein Freund, diesen alten Dingen mußt du dann nicht mehr nachhängen. Du schuldest dich dir selbst,



und du sollst dir ein neues, reiches Leben aufbauen. Und sei es, daß zwei Menschen Leiden trugen — die deinen sollst du dir nicht wiederholen. Es gibt selten Frauen, in denen große Entwicklungen, unter Tausenden fast keine, in denen Wiedergeburten sich vollziehen. Jede erste entscheidende Handlung der Frau wird zum Typus einer langen Kette von Wiederholungen, die innerlich immer dieselbe Linie tragen. Die geborene Gräfin Assenhausen wird durch ihr Leben lang gegen Freunde, Verwandte, ja selbst gegen ihr Kind immer wieder so handeln wie einst gegen dich. Sie kann nicht anders. Und immer wieder wird sie sich einer Äußerlichkeit, einem zufälligen Einfluß beugen wie ewigen Gesetzen.«

Er hatte recht, er der viel Klügere, der von allen Dingen besser Bescheid wußte als Albrecht. Aber den Dingen die Farbe gibt immer nur das eigne Fühlen.

Die Beamten kamen zu Albrecht mit Anfragen, ob gewisse Pläne weitergeführt werden sollten. Zum Beispiel die großen Ausholzungen im Dietrichstal. Der Herr Erbprinz habe darauf bestanden, Seine Durchlaucht noch nicht ganz die Zustimmung erteilt gehabt. Auch ein Plan für die Ausholzung des Dietrichshofer Parks lag vor. Ein Kanzleibeamter hatte um den Ruhestand gebeten, Bewerbungen um die Stelle sollten geprüft werden.

Albrecht dachte: Ich m u ß; ich muß diese Dinge erledigen. Und eine leise ferne Stimme, die er nicht hören wollte, sagte: D u k a n n s t. Nimm den Augenblick — nimm das Gefühl, das in jedes Mannes Herz eine Genugtuung senkt: Macht und Herrschaft. Trink einmal aus dem Becher — ob auf kurz oder lang, der Trank ist besser als der Wermut des Verzichts.

Ich will mich nicht eingewöhnen, sagte Albrecht zu seinen Gedanken. Ihr sollt nicht verweilen, belehrte er seine Schritte. Ihr dürft nicht lieben, befahl er seinen Augen. Doch er ging über die Erde der Heimat, nicht in einer kühlen Fer[illegible] Du bist für ganz kurze Zeit hier der Vertreter, Kurator, sagte ihm sein Verstand. Du bist das eingeborene Kind dieser alten Scholle, sagte sein Blut. Zaghaft und doch wie bezaubert fing er an, sich über alle Dinge der Verwaltung zu unterrichten. Er saß auf der Kanzlei, las Akten, Eingaben, Wirtschaftspläne. Er fuhr mit dem greisen Oberförster ins Waldtal, ging die Forsten ab, sah die Feuerchen der Arbeiter brennen und hörte die Wünsche des alten Beamten. Die stolzen Buchen wurden wie etwas Lebendiges. Über sie zu entscheiden, war fast, als bestimme man Schicksale. Wie graue, mächtige Säulen standen sie an den sanften Lehnen der Hügel, wölbten Kronen, die in der Feuerglut des Herbstes prangten, schlossen die mächtigen Äste zusammen zu einem goldroten Himmel über der Erde des Waldes.

Es war so schön, sie stehenzulassen, sie, die viele Menschengeschlechter überdauern konnten. Schön, diese fast erhabene Stille des Waldes zu erhalten.

Und doch war auch das Treiben auf den Werkplätzen schön: die liegenden Baumriesen, die zu Tal gerollt werden sollten, der seltsame, frische Duft des Holzes, die erdfesten Arbeiter, die ganze rührige Geschäftigkeit und die blauen Flämmchen der Feuer, an denen Frauen hockten und das gebrachte Essen wieder erwärmten.

Er sah ein Mädchen am Feuer sitzen, braun von Gesicht und Haaren, und in ihrem Wuchs noch knabenhaft. Und dann kam ein flachsblonder Bursche, derbgliedrig, mit einem wilden Mund. Das Mädchen hatte wohl auf den Burschen gewartet. Doch nun stand sie auf und rannte davon. Der Begehrte wurde noch kurz gehalten.

Ein altes Weib stocherte im Laub nach Hirschschwämmen. Sie schleifte einen fast gefüllten Sack hinter sich her. Und dann kamen ein paar rüstige, von der Arbeit erhitzte Männer den Berg herunter zum Feuer. Alle grüßten, durch alle ging ein gewisses Zusammenraffen, wenn sie Albrecht sahen.

Die Arbeit, die Arbeit! Der ganze Waldberg war in Bewegung. Und wie bezaubert ging Albrecht weiter im kühlen Herbstwind. Er hatte keinen andern Gedanken als den Wald. Nichts rührte seinen Sinn als das Schicksal der alten Buchen. Drei Stunden lief er schon mit dem Oberförster und spürte kein Erlöschen der Aufmerksamkeit. Ob man die Wurzelstöcke gleich herausnahm? Eine schwerwiegende Frage. Es kostete Unendliches an Zeit und Kraft und Geld. Sie vermodern zu lassen war vielleicht zweck-

mäßiger. Das, was er am meisten wünschte: in einem gewissen Gleichmaß besonders schöne Bäume, solche Prachtstücke, stehenzulassen, verbot sich. Denn in einem frisch aufgeforsteten Wald konnten sie später bei Windbruch oder beim Fällen Verwüstungen anrichten. Er fuhr wie glücklich nach Hause. Er setzte sich über einen großen farbigen Plan, der das Waldtal darstellte, dachte, überlegte und war ganz erschrocken, als der Vetter Assenhausen bei ihm eintrat. Wahrhaftig, er hatte den ganzen Tag weder an Menschen noch ihre Angelegenheiten gedacht.

Assenhausen schien sich aufs Bleiben einzurichten. »Du hast doch zu Abend gegessen?« fragte er.

Ja, er hatte in der Talmühle, die zugleich Wirtschaft war, mit dem Oberförster bei Bier und fast schwarzem Rauchfleisch über den Wald gesprochen.

»In der Mühle?« fragte Assenhausen gedehnt. »Da sollen Sozialdemokraten sein.«

»Ich merkte nichts davon. Wenn sie es sind, werden sie ihre Gründe haben.«

Assenhausen räusperte sich, ängstliche Abwehr kam über sein Gesicht. Aber Albrecht hatte keine Lust, die gräflich Assenhausenschen Ansichten über die Sozialdemokratie anzuhören. »Denke doch nur ja nicht, daß Menschen, deren übergroße Mehrheit nur *eine* Sprache spricht, in dem Begriff ‚international' etwas andres als eine Redensart sehen, von der für die bürgerlichen Parteien ein gewisser Schrecken ausgeht. Wenn es Krieg gibt, werden sie nichts mehr kennen als das Vaterland. Übrigens, willst du nicht rauchen, Walter? Was hast du den Tag über getan? Ich nahm an, du hättest mit deiner Schwester noch viel zu besprechen und würdest von selbst herüberkommen, wenn du Zeit fändest.«

Walter Assenhausen zündete sich umständlich eine Zigarre an. Dann beantwortete er die Fragen nach seinem Ergehen, nach Familie, Arbeit, Plänen. Alles etwas gedrückt. Es war deutlich, daß er etwas andres reden wollte und nicht so recht den Anfang zustande brachte. »Ich muß morgen wieder nach Hause, so gern ich dir vielleicht etwas behilflich gewesen wäre.«

Albrecht sagte Höflichkeiten und daß er selbst bald reisen würde.

Was er für Pläne habe?

Darüber müsse er sich noch mit seinem Freunde bereden, er würde vielleicht für ein Jahr nach Berlin gehen, antwortete Albrecht abschneidend. Und er dachte dabei, in welcher Herzensnot er seinem Gegenüber einmal Pläne entwickelt hatte, und wie kühl die Antworten gewesen waren. Von euch werde ich niemand mehr lästig fallen, dachte er belebt.

Eine Geschichte begann. Zwischen weißen Zähnen und blauen Rauchringeln kamen Worte, die etwas schilderten. Es waren die Symptome der Anzeichen für des toten Rudolf Größenwahn: pathologische Grausamkeit, unerträgliche Tyrannei. Warum mußte Assenhausen das alles erzählen? Rudolf war doch tot und begraben, und man hatte alles lange von ihm gewußt. Ein Blick in sein Gesicht genügte schon. Es war also Krankheit gewesen — schön — oder vielmehr nicht schön.

»Ich empfinde es wohl, daß ich dich irritiere,« sagte endlich Assenhausen. »Doch ich reise nun morgen, und wer weiß, wann wir uns wiedersehen. Ich muß dir doch sagen, daß ich — ja, daß ich nicht richtig im Bilde war, als die Heirat zustande kam. Meiner Schwester bot sich ein glänzendes Los. In die Einfachheit konnte sie nicht passen. Die Wunder, die einen Charakter ganz und gar verändern, sind wenigstens in meinen Erfahrungskreis noch nicht getreten. Aber was ich nicht wußte, war, daß dein Vater außer einer oft beleidigten und dadurch bei ihm nur gesteigerten Liebe für seinen Erben auch die bangste Sorge für ihn hegte. Er wollte Carly für ihn zur Frau. Sie sollte Rudolf retten — und mit der ganzen Gewalt seines Willens arbeitete er für seinen Lieblingsplan, und er hat es ihr auch zum Vorwurf gemacht, daß sie nicht die Haltung und Vernunft besaß, einer Neigung zu dir nie nachzugeben.«

Walter Assenhausen hatte noch mehr zu sagen. Tastend ging er auf das Problem der Erbfolge über. Wenn eine Tochter geboren würde, oder vielleicht kein lebensfähiges Kind überhaupt, so wollte seine Schwester zu ihm ziehen. Langsam und vorsichtig sprach er davon. Ja, er wisse doch nicht, ob es ihm möglich sein würde, so bald wieder hierherzukommen — man müßte doch alle Möglichkeiten bedenken. Zwar sei früher Schloß Dietrichshof als



Witwensitz zugestanden worden, indessen unter den obwaltenden Umständen —

Endlich merkte Albrecht, daß der Vetter irgend etwas Versöhnliches, Entgegenkommendes von ihm hören wollte für den Fall, daß Carly nicht einem Erben das Leben gab. Er sprach kurz die Absicht aus, daß er hier nur noch die nötigsten Dinge erledigen und dann nach Berlin gehen wolle. Über eine so ganz unberechenbare Zukunft sei es doch unnötig, schon Pläne zu machen.

Auf Assenhausens Gesicht kam der vage, hilflose Zug, den Albrecht von Carly so gut kannte. Das Gespräch schleppte sich noch ein wenig hin.

Dann war Albrecht allein und vertiefte sich wieder in den Waldplan.

Die Herbstsonne schenkte ihre ganze Kraft. So hell lag das Land. Auf den Krautäckern, die fröhlich bunt standen, das Grün mit dem starken, heftigen Blaurot der Kohlköpfe vermischt, gingen geschäftige Frauen. Kartoffelfeuer sandten ihre Rauchsäulen in die unbewegte Luft. Rübenwagen kreuzten die Wege. Überall lag Erntefreudigkeit. Albrecht ließ langsam fahren. Er genoß das Bild dieser belebten Landschaft. Es kam ihm vor, als ginge es allen Menschen hier gut. Sie ernteten — für alle Mühe des Jahres trugen sie von ihrem kleinen Stückchen Feld eine Art Reichtum heim. Es war ein gutes, fruchtbares Jahr. Niemand brauchte zu klagen. Lange hatte das Land keine so glückliche Ernte gegeben wie diesen Herbst. Die Leute grüßten ihn — er dankte unbefangen freundlich. Kaum ein fremdes Gesicht bemerkte er, alles Dietrichsteiner, die sich nun mal nicht mit »Auswärtigen« vermischten — für sie waren die nächsten Ortschaften schon »die Fremde«. Sie hielten an ihren Gebräuchen und Gewohnheiten fest und fanden nichts Bestechendes an neuen Meinungen und Errungenschaften. Vielleicht, dachte er, hat dazu nicht wenig die fast fünfzigjährige »Regierung« deines Vaters beigetragen. Die Kanzlei bot ja Einblicke. Es war sehr viel Geld vom Schloß aus in den Ort geflossen. Die kleinen Gewerbe bekamen Zuschüsse, die Ärmsten unentgeltliches Kartoffelland. Der Vater hatte alles unterstützt, was eigentlich das natürliche Opfer der Zeit gewesen wäre. All den ganz kleinen Lädchen, den Meistern, die ohne Gesellen arbeiteten, erhielt seine Hand einen armseligen Betrieb, sicher nur, weil alles Alte ihm fast wie etwas Heiliges gewesen war und er nichts so sehr verabscheute als die Fabrikarbeit, die fast die einzige Rettung für den kleinen Handwerker bedeutete.

Oh, hier konnte mancher Wandel geschaffen werden, Neues, Lebensmögliches.

Der Wagen hielt an der Rampe von Dietrichshof. Albrecht war so versonnen, daß er einen Augenblick dachte, sein alter Hilmar müsse ihm entgegentreten, wie vor einem Jahre.

Aber mit Hilmar war's eine sonderbare Geschichte. »Er besah sich die vier Wände«, wie man hierzulande sagte. Wegen einer Beleidigung des Fürsten Rudolf. Ich hätte ihn damals, zu Pfingsten, nicht heimlassen sollen, warf sich Albrecht vor —

Langsam ging er durch die alten Räume des Schlosses. Die Gitterladen waren überall geschlossen — grünliches Licht rückte alles in eine sonderbare Verlassenheit. Der Kastellan, ein alter Kammerdiener von Papa, hinfällig, ein wenig taub, ein wenig kindisch, aber sehr würdevoll, ein Kavalier in Livree, geriet in einen weinerlichen Singsang. Ein Miserere über die Trauerfälle. Geschäftig sagte er dazwischen, daß so lange niemand mehr von den Durchlauchtigsten Herrschaften hier gewesen — einmal im Frühling der Herr Erbprinz mit Freunden aus England, die alles sehr bewundert hätten. Die Frau Erbprinzessin nie.

Der wehleidige Mann fiel dann wieder in sein Miserere um die schrecklichen Ereignisse, dazwischen verschnappte sich die Stimme zum Klang der Neugier: was die Zukunft wohl brächte? Ob »enn Ferschtchen« geboren würde? Und er kicherte, wußte augenscheinlich nicht recht, wen er vor sich hatte, verstand die Worte Albrechts nicht und flackerte plötzlich eine dreiste Phantasterei heraus, die sein armes Hirn diktierte: »Da müssen Zeugen sein, wenn die Niederkunft ist, Zeugen vor Gott und der Welt, daß kein Unrecht geschieht.«

Albrecht ließ den Alten stehen und ging weiter durch die Gemächer, die geschaffen schienen zu einer Lust, über der es wie das Ahnen der Wehmut lag, die einst aller Freude Ende sein muß.



Wie manchmal uns Erinnerungsschatten grüßen,
Schatten, die uns mit kleinen, melancholisch
süßen
Seufzern erfüllen und uns lächelnd sagen:
Einst wirst auch du es klagen:
Rien ne nous reste — —

Die Frau Erbprinzessin war niemals hier.

Nein, hier lebte noch das Erinnern an Carly Assenhausen, die ungebrochen und stolz durch die Räume gegangen war, deren leichte Schritte über die Erde des alten Parks geglitten waren. Er mußte hinunter.

Und als er die Kastanienallee hinabschritt, die Füße bespült von goldenem Laub, und an die Eiben kam, die in den Nächten der Vergangenheit ihre schwarzen Mauern um ein junges Glück gestellt, da überfiel ihn die schmerzhafte Schwermut der Erinnerungsstätte, da übermannte ihn ein grenzenloses Heimweh.

Die Tage hatten nicht genug Stunden. Es drang so unendlich viel Lebendiges zu Albrecht. Deputationen kamen aus dem Ort. Es wurde nach Lieferungen gefragt, nach Rechten auf Holz, nach Arbeit, nach allem möglichen. Endlich kam auch der Bürgermeister, jener joviale Herr, dem die Stadt einen Kunstbrunnen, der Markt ein Pflaster, die Geselligkeit so großen Aufschwung verdankte. Der rosige, wohlgepflegte Herr bat um Erneuerung seiner Vollmachten. Er breitete ein Papier aus, wonach ihm Albrechts Vater völlig freie Hand ließ für das im Bau begriffene Elektrizitätswerk und die Vorarbeiten zur Wasserleitung, in welche Unternehmungen der Fürst mehrere Hunderttausende geworfen hatte. Die Vollmacht mußte erneuert werden. Albrecht war sogleich entschlossen, dies nicht zu tun. Aber er wollte erst mit dem Gräfentaler Onkel darüber sprechen. Ihn traf er ja in Berlin.

Es entging Albrecht nicht, daß sich des jovialen Mannes eine gewisse Enttäuschung bemächtigte. Die Standesherrschaft war zur Hälfte beteiligt; bis die Vollmacht neu erteilt wurde, konnten Auszahlungen nicht gemacht werden. In dieser finanziell wichtigen Sache wollte Albrecht die Verantwortung allein nicht übernehmen. Erst mußte er den ganzen Plan überhaupt genau kennen und durch einen Fachmann prüfen lassen.

Ja, es gab ungeahnte Arbeit. —

Die Tage flogen nur so hin. Und wie bezaubert von all den Dingen der Heimat, verlor Albrecht seine kühle Scheu. Er wußte es kaum, daß er Pläne machte, daß die eignen Wünsche und Gedanken all sein Tun durchrannen.

Er stand in dem alten Obstgarten, an der Südseite des Berges, wo, von den Mauern des Kavalierflügels gegen den Wind geschützt, an Geländern edle Früchte reiften. Noch viele Bäume prangten im Segen des Herbstes. Dann ging er weiter hin, zu den schmalen Blumenterrassen, die sich zu Tal in einem Weinberg verloren, den man aus Pietät gelassen, obwohl er noch niemals Erträgliches hervorgebracht hatte. Aber seine Herbstfarben waren wunderschön — blaue Trauben und grünrotes Laub. Die kleinen Wege oben umsäumte eine Fülle von Reseden und Verbenen, weiße Astern hoben noch ihre Sterne. Und während er in einer weichen Träumerei über die Rabatten hinsah, dachte er: Hier sollten blaue Schwertlilien stehen. Im Frühling lasse ich sie pflanzen.

Dieser kleine Gedanke, kaum gedacht, erfüllte ihn jählings mit Schrecken. Er zeigte ihm, daß er im Begriff war, Wünsche in sich erstehen zu lassen.

Albrecht fühlte, wie ihm das Blut ins Gesicht schoß, wie vor einem Unrecht, dem Versuch einer Unwahrheit. Und er erkannte die Gefahr, in die er fast taumelnd hineingeschritten wäre.

Nein, um Gottes willen nein! Er mußte fort. Es wurde höchste Zeit. Er durfte sein Wesen hier nicht wieder anwurzeln lassen. Zum zweiten Male den Verlust einer geliebten Heimat ertragen kann keiner. Es war keine Zeit mehr zu verlieren — er mußte fort.

Fast laufend erreichte er das Schloß, das Arbeitszimmer seines Vaters. Er klingelte, telephonierte, befahl. Erst an einer gewissen Bestürzung der Leute merkte er, daß er wohl sehr aufgeregt wirkte. Er erledigte die notwendigsten Dinge und saß über Schreibarbeit, als plötzlich unangemeldet Frau von Jastrow bei ihm eintrat. Ihr Gesicht war, wie fast immer, etwas zu stark gerötet, und in dem hüpfenden Gang lag noch ein besonderes, extraordinäres Schwingen. Was wollte sie? Das kam gleich.

Sie hätten gehört, daß er in gänzlich überraschender Weise morgen eine Reise machen wolle. Und da ließe ihn Carly bitten, sie doch heute abend noch aufzusuchen.

»Eine Reise machen«, klang wohlüberlegt. Es betonte, daß er hier zu Hause war. Frau von Jastrow fügte hinzu, sie hätte sehr gehofft, er bliebe. Bisher habe das Schloß zwei Herren gehabt, und nun, wenn er fort wäre, würde sich viel Schwieriges ergeben. Sie lamentierte ein wenig. Wie sehr man heutzutage hinter dem Personal her sein müsse, wie jetzt das Einmachen von Obst und Gemüse, die ganze Verwertung der Gartenernte Zeit und Kraft in Anspruch nähme, und man wisse doch nicht, ob man bliebe.

Er hörte zerstreut zu und dachte: Was will sie wohl? Sich einen Platz für später sichern, wenn —

Er wurde ein wenig beirrt. »Es ist ja weit und breit nicht die Rede von Ihrem Fortgehen,« sagte er brüsk. Und sie murmelte eingeschüchtert, sie bedächte das doch sehr. Wenn nur erst Carly ihre schwere Stunde überstanden hätte. Zu viel wäre über sie gekommen. Zu viel habe in diesem einen Jahre sie erdulden, durchmachen, kämpfen müssen.

Er spürte ein leises Zittern in den Kniekehlen, als er die Treppe hinaufstieg und den Korridor zu Carlys Zimmern entlang schritt. Wie anders war das alles gegen einst! Und wieder dachte er, ein Brennen am Herzen: Wenn es wahr ist, daß man sie gequält hat, wenn man es ihr als Pflicht hinstellte, daß sie sich von mir trennen müsse, und eine Form forderte, die Gewähr für die Hoffnungslosigkeit aller weiteren Wünsche bot?

Da stand er schon in Carlys Zimmer. Diesmal war sie auf. Ein fließendes, weiches Kleid von schwarzem Chiffon, ungefähr im Schnitt des Empire, verhüllte ihre Körperlinien. Er sah sie, sah ihre halb zögernd ihm gebotene Hand und bereute es aufs heftigste, daß er hierhergekommen war. Er fühlte es dumpf, daß er ihr nicht gewachsen war, begriff wieder, wie Unüberbrückbares, Entsetzliches zwischen ihnen stand, und daß er doch nur *sie* wiedersah, die er nicht aufgehört hatte zu lieben.

Er sah ihr Gesicht — nicht verändert, nur von einem Zug des Leidens so wehmütig gemacht, sah ihre schönen Hände, sah jede Kleinigkeit, die ihn einst erregt hatte, und dachte: Welch wahnsinnige Unnatur, daß ich hier bin, wie ein Fremder! Aber er sagte: »Du hättest mir noch Wünsche mitzuteilen, Carly? Die Geschäfte werden alle ihren Gang weiterlaufen. Für besondere Fälle sind die Beamten beauftragt, mir sofort Mitteilung zu machen. Du wirst vorerst in keiner Weise mit den Verwaltungsangelegenheiten behelligt werden.«

Vom Herkömmlichen geleitet, hatte er nach ihr Platz genommen. Sie schwieg. Da setzte er, um nicht eine quälende Pause eintreten zu lassen, seine Rede fort. Sie hörte ihm nicht zu. Er sah an ihr den hilflosen Zug, der um die Nasenflügel begann und die Oberlippe etwas hob; sie wollte wohl sprechen und fand nicht die Worte. Endlich aber sagte sie etwas gänzlich Unerwartetes: »Es war ein großes Glück für Rudolf, daß er starb. Der Psychiater, den Walter mitbrachte, wußte, daß er rettungslos dem Wahnsinn entgegenging. Das hätte ich nun nicht auch noch ertragen können.«

Er wußte keine Erwiderung. Erschreckt und stumm sah er sie an, erkältet von der Fremdheit dieser Worte. Sollte er sie vielleicht beglückwünschen oder bemitleiden? Er hatte eine Ironie auf den Lippen. Aber dann stieg ihm wie ein bitterer Geschmack im Munde das Erinnern auf an alles, was ihn rastlos, rastlos gequält hatte. Darüber nicht *ein* jämmerliches Wort!

Er sah wieder ihr Gesicht. Er wußte, wie flaumweich die Härchen an ihren Schläfen waren, und er dachte verzweifelt: Mit all dem glaubte ich ihre Seele zu besitzen. Und habe nichts von ihr gewußt.

Da sah er, wie sie in einer ihm neuen, schmerzlichen Gebärde mit der aufs Knie gestützten Hand halb ihr Gesicht verbarg. Und er hörte sie sagen: »Dein Vater hat uns unglücklich gemacht, dich und mich. Er hat mir meine Jugend zerbrochen. Was er dir tat — ich hörte es nie. Nun bin ich die Witwe eines Mannes, der mich nicht kannte. Geh nun, Albrecht! Ich bitte dich, geh! Ich wollte dir dies nur sagen: Meine Jugend hat man mir zerbrochen —«

Er sah die Frau im Gewand der Trauer, die Frau mit dem neuen Leben unter dem

Herzen, sah ihre hilflose Gebärde. Es fiel ihm ein, man müsse sie schonen.

So ging er.

Fast taumelnd verließ er den Raum. Der Korridor dehnte sich so gespensterhaft lang — so leer. Und doch war es, als seien die tausend Gewalten, die ihn zurücktrieben zu der Frau, die ihm nicht gehörte, die ihm einst, in einer Zeit, die wie in grenzenloser Ferne lag, das Herz erschüttert hatte, so stark, daß er keine Ruhe mehr fand.

Er wußte nur noch: Ich muß fort, eilends muß ich fort.

Er fuhr nach München, um dort seine Angelegenheiten wegen eines zweijährigen Urlaubs selbst einzuleiten, persönlich dem Kommandeur die Gründe auseinanderzusetzen. So rasch wie möglich sollte das alles abgemacht werden, denn er sehnte sich, nach Berlin zu kommen zu seinem Freund.

In einer gewissen Apathie hatte er sich in ein Abteil der ersten Klasse gesetzt und bemerkte erst, als der Schaffner ihm einen bestimmten Platz zuwies, daß da einiges Handgepäck lag. Nach einer Weile kamen auch die Mitreisenden aus dem Speisewagen. Er sah kaum auf. Er mochte auch nicht aus dem Fenster sehen. Denn da draußen lag noch das alte Land —

Er schloß die Augen, versuchte ein wenig zu schlafen. Daran aber hinderte die Gesprächigkeit einer männlichen Stimme, die unablässig, wie ein Wasserfall, von Reiseerlebnissen sprach.

Plötzlich fiel der Name Dietrichstein. Lachend gesagt. »Es ist zu niedlich da. Ein wunderlich altmodisches Nest mit einem Fürstenschloß — Sie wissen, die Dietrichsteins waren reichsunmittelbar —« Und es folgte eine Schilderung der Grenzpfähle, der seltsam antiquierten Hoheitszeichen, auf die Papa so viel gehalten und die stets die Freude von Fremden bildeten. Die Stimme eines alten Herrn sagte: »Es war Unglück im Hause Dietrichstein. Du entsinnst dich, Julie, wir lasen es in der Zeitung —«

»Ja, Papa — sonderbar!«

Frisch sagte die jüngere Männerstimme: »Ich kam gerade hin, als der ganze Ort unter dem Rätsel dieses Todes stand. Und noch mehr ist es ein Problem, wer jetzt Fürst wird. Die Witwe erwartet ein Kind. Ein zweiter Sohn ist da. Der kann nun auf sich wetten lassen, wie die Sache ausfällt. Jedenfalls hätte er daraufhin einen schönen Kredit —«

»Nun, Herr von Beyer, daran denkt man wohl nicht, wenn es darum geht, der Herr einer alten Heimat zu sein oder jählings ein Rechtloser, wie es doch meist bei den Nachgeborenen eines Fideikommisses ist. Diese alten Einrichtungen sind sehr hart.«

Albrecht sah unwillkürlich auf. Er sah ihm schräg gegenüber am Fenster eine sehr junge blonde, vornehm wirkende Dame. Sie hatte mit einer weichen, schönen Stimme gesprochen.

Er senkte wieder die Augen und dachte, die drei Fremden da müßten es plötzlich wissen, daß sie von ihm geredet hatten. Es war ihm bisher nicht bewußt geworden, daß Menschen, die zufällig in der Zeitung von Rudolfs sonderbarem Ende gelesen hatten, wohl gelegentlich den Fall besprachen. Er wollte nichts mehr hören und trat deshalb auf den Korridor hinaus.

Man war schon tief in Franken. Nürnberg kam. Seine Mitreisenden stiegen aus. Als die fremde junge Dame an ihm vorüberkam, griff er, wie in Dankbarkeit, an seinen Hut und verbeugte sich leicht.

Sie sah flüchtig zu ihm herüber und erwiderte den Gruß.

Weit draußen in Charlottenburg, nahe am Bahnhof, in der nur einseitig bebauten Gervinusstraße lag die Wohnung, die Brand für sich und Albrecht gemietet hatte. Über vielen Treppen war sie, und man hatte einen weiten Blick. Das Getriebe der Stadt lag unten, Himmel und unbestimmte Ferne boten sich dem Auge. Die alten Münchner Möbel Brands schufen in den hellen Zimmern Anmut und Harmonie.

Eine ehrenfeste Witwe aus Ansbach, ein Schützling Fräulein von Reckendorffs, hatte die Reise nach Berlin gewagt, um diesen Haushalt zu führen. Sie hieß Frau Rüffelmacher, und Christel, ihr Sohn, der vermöge seiner Geburt später in der Heimat Anrechte darauf besaß, in die Zunft der Lohndiener aufgenommen zu werden, deren Zierde sein seliger Vater gewesen war, stellte seine Kräfte in den Dienst des Hauses. Mutter und Sohn hatten die gleichen wehleidigen Stimmen, die immer zu begütigen,



immer über Trauerfälle ein sanftes Beruhigungspulverchen zu streuen schienen.

Albrecht behauptete, Frau Rüffelmacher müsse bisher eine Leichenfrau gewesen sein, und der Sohn habe bei Grieneisen gelernt. Er taufte sie die Familie Pompefunèbre. Doch Brand belehrte ihn, daß es alter Hofton aus Ansbach sei, den Rüffelmachers beobachteten: Demut, Ergebenheit, Bescheidenheit und eine sanfte Gesinnung. Aber Albrecht blieb lachend bei seinen Behauptungen.

»Recht schönen guten Morgen!« sagte Frau Pompefunèbre, und das klang wie eine Mahnung: Die Herzen in die Höhe! »Recht schöne gute Nacht!« endete ihr Tag, und das war wie: Gott tröste Sie in Ihrem Leid!

Aber Pompefunèbres kochten und bedienten wie mit Feenhänden, Pompefunèbres brauchten nach drei Tagen fast keine Befehle mehr zu erhalten, sie wußten alles, sie ahnten jeden Wunsch voraus — es war eine Lust, mit ihnen zu leben.

Albrecht ließ sich an der Universität einschreiben. Er lief in die Museen, ins Theater, in Konzerte. Meistens begleitete ihn Karllutz. Albrecht merkte wohl, der Freund bot alles auf, ihn von den Gedanken nach Dietrichstein abzulenken. Und manchmal kam er sich wie ein Undankbarer vor. Alles hier war so schön und gut. Eine warme, gemütliche Häuslichkeit, oft Gäste von Wert, lebendige, intellektuelle Menschen. Ausflüge nach Potsdam, an die Seen, in den Grunewald oder weiter in die alte Mark.

Und doch kam sich Albrecht vor, als wäre dies alles ein Traum, als ginge er leicht, halb unirdisch durch Dinge, durch geistige Erlebnisse, die jählings wieder verflattern mußten. Tief in ihm brannte dieses alte, schreckliche, fassungslose Gefühl des Heimwehs. Er schalt sich undankbar, er war oft wie ein Schuldiger im Begriff, es Karllutz zu sagen, und dann vermochte er es nicht, weil er wußte, es würde den Guten betrüben.

Er gab sich alle Mühe, seine Bewußtheit freizuhalten von Gedanken nach Dietrichstein. Er füllte seinen Tag mit tausend Dingen an, stand früh auf, hörte stundenlange Vorlesungen an der Universität, ritt dann wohl auch einmal auf einem Mietpferd durch den Tiergarten, zwang sich, auf alle Bilder des öffentlichen Lebens zu achten, holte Brand von seinen Nachmittagsvorlesungen zu einem Spaziergang oder wohl auch zu einem Kaffeehausbesuch ab, ging mit ihm ins Theater oder verplauderte den Abend.

Aber dann kamen die Träume. Da war das alte Land der Heimat in Farben, wie sie nur der Traum kennt, in diesen vertieften, starken, geheimnisvollen Farben — und ein Weg, den man suchte, ein nie betretener Weg, nach dem sich das Herz sehnte, als führe er zu der letzten Offenbarung. Und dann war da das Schloß, und man suchte ein Zimmer, von dem man immer gewußt hatte. Es lag in der tiefsten Heimlichkeit des alten Baues — man suchte es sein ganzes Leben lang, und nun endlich, endlich würde sich die Tür auftun.

Wenn nur erst die Entscheidung über Dietrichstein gefallen wäre! Aber das dauerte wohl noch viele Wochen — —

Eines Abends kam Albrecht heim, erfuhr von Frau Pompefunèbre, es sei Besuch da, und hörte auch schon ein lautes Sprechen aus dem Wohnzimmer. Die Stimme wollte ihm bekannt vorkommen, aber er wußte nicht, wo er sie schon gehört hatte. Als er eintrat, sah er Karllutz lächelnden Gesichts in einen Lehnstuhl hingestreckt, und in der Mitte des Raumes stand ein großer eleganter Mann, der lebhaft redete und dabei auf eine sonderbare Art die Arme bewegte. Blitzschnell kam das Erinnern: die Freischütz-Ouvertüre, Fräulein von Reckendorffs Lavendelparfüm — Ball beim Prinzen von Wales: Kean als Windmühle.

»Herr von Bruglochner —« Die Arme fielen herunter. Die Gestalt wendete sich — ein Lächeln — wunderschöne braune, gebietende Augen: »Das sind Sie. Sie, den ich suche, brauche — wäre es nicht unbescheiden und in dieser Zeit ein sentimentales Wort, so würde ich auch sagen: liebe. Nicht weil Sie der Graf zu Dietrichstein sind, sondern weil Sie mir eine bange Nacht von der Seele rissen, gleich Karllutz.«

Diese Begrüßung ließ an Elan nichts zu wünschen übrig. Und lächelnd drückte Albrecht die Hände des einstigen Kean.

»Sie müssen erzählen,« sagte er sogleich, »ich fühle, ahne, weiß, um mich Ihrer Ausdrucksform zu bedienen, daß Sie viel zu berichten haben.«



»Ja, da ist wirklich kein Mangel,« rief Karllutz, »aber setze dich erst, setze dich und nimm dir Zigaretten. Du mußt deinem Körper eine solide Basis geben und deiner Phantasie den Anreger, sonst bist du nicht gefaßt auf das, was kommt.«

»Nun, ist es etwa so toll?« Bruglochner warf wieder die Arme hoch. »Ich kann mich ja auch setzen, obwohl eine sitzende Geselligkeit leicht etwas Hypochondrisches bekommt.« Und er ließ sich in einen Stuhl fallen, zog die Beinkleider an der Falte hoch, enthüllte wunderbare, grauseidene Strümpfe und sprudelte heraus: »Erst werde ich doch nach dem Befinden fragen dürfen?«

»Nein, erst erzählen!«

»Also gut. Ich bin gekommen, Ihnen zu annoncieren, daß mein Haus eröffnet ist. Mein Haus. Ich hoffe, Sie erinnern sich nicht, daß es eigentlich auf Strömen von Wunderbalsam schwimmt — auf einem Ozean von Wunderbalsam —«

Es ist ein Geschwätz, dachte Albrecht. Und doch wurde man so sonderbar belebt, wenn dieser Mensch redete.

»Doch, Verzeihung — ich werde niemals den Wunderbalsam vergessen, Herr von Bruglochner. Er, der verschollene, nur wenig Eingeweihten mehr bekannte, gibt Ihrem Hause etwas Mythisches, Sagenhaftes, Rätselvolles.«

»Sie entzücken mich, Graf. Daran habe ich nie gedacht. Aber was die Realität anbetrifft: mein Haus, das heißt meine Wohnung, befindet sich in der Viktoriastraße. Meine Möbel sind aus München, meine Bücher sind aus dem Nachlaß eines jungen Bibliophilen, der sich jüngst wegen Tolstoiwahnsinns in eine ländliche Wüste begab. Meine Frau ist aus Norwegen.«

Sanft fragte Albrecht: »Ist es eine wirkliche Frau, oder befindet sie sich in einem Ibsenschen Manuskript jener Bibliothek?«

»Sofern es sich um gewöhnliche Realität handelt, so bin ich in aller Form hier zu Berlin mit ihr getraut, und sie ist die Tochter des früheren Ministers Falk. Was aber die besonderen Umstände betrifft, so möchte ich erklären, daß Ingeborg Falk und ich einen Gesellschaftsvertrag miteinander geschlossen haben.«

Und die Katzen in Ansbach? dachte Albrecht. Ist sie, der sie gehörten, vergessen, überwunden? Neugier erfüllte ihn.

»Unsre Bekanntschaft setzte damit ein, daß ich ihr das Leben rettete, das heißt, ich rettete sie vor der Bühne. Ich wohnte irgendwo da droben und hörte eine schöne Stimme die Trauerklage der Königin für Ophelia sprechen. Nun ja, und dann kam alles weitere. Die junge Dame sehnte sich nach Betätigung, nach Kontakt mit den Dingen der Welt selbst — spielte mit der Idee, eine Art Duse zu werden. Sie gefiel mir außerordentlich. Ich vermutete mit Recht in ihr die ganze edle Freiheit ihrer Rasse. Inge und ich waren in der gleichen Lage: wir wünschten uns die schönen Möglichkeiten des Lebens: einen Kreis von Menschen um uns zu sammeln, um in Wirkung und Empfangen unsre Kräfte mit Gegenkräften zu messen. Ich hatte mir alles wohl überlegt: ein Junggeselle in meinen Jahren ist kein Zustand. Warum soll ich eine Häuslichkeit entbehren, es mir versagen, auch Damen bei mir zu sehen? Warum sollte Inge alle die Mühsal haben, die es einer jungen Dame heute immer noch kostet, sich alleinstehend eine gesellschaftliche Stellung zu schaffen? Ich wollte nur noch sagen: jeder von uns hat volle Freiheit. Wenn Frau von Bruglochner ein andres Geschick vorzieht, so werde ich ihr keine Fessel sein. Der Gesellschaftsvertrag, den ich mit Inge Falk geschlossen habe, beruht auf dem alten Ideal von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, und keine Unwahrheit wird ihn jemals trüben. Ich habe meine Anzeige gemacht. Mein Haus ist eröffnet. Ich wäre außerordentlich erfreut, wenn ich noch heute abend dich, Karllutz, und Sie, Graf Dietrichstein, Frau von Bruglochner vorstellen dürfte.« Er riß seine Uhr heraus. »Barmherzigkeit! Wir essen in einer Viertelstunde. Es sind Gäste da. Ich muß weg. Also, sehe ich Sie heute abend noch?« Er war schon davongestürmt.

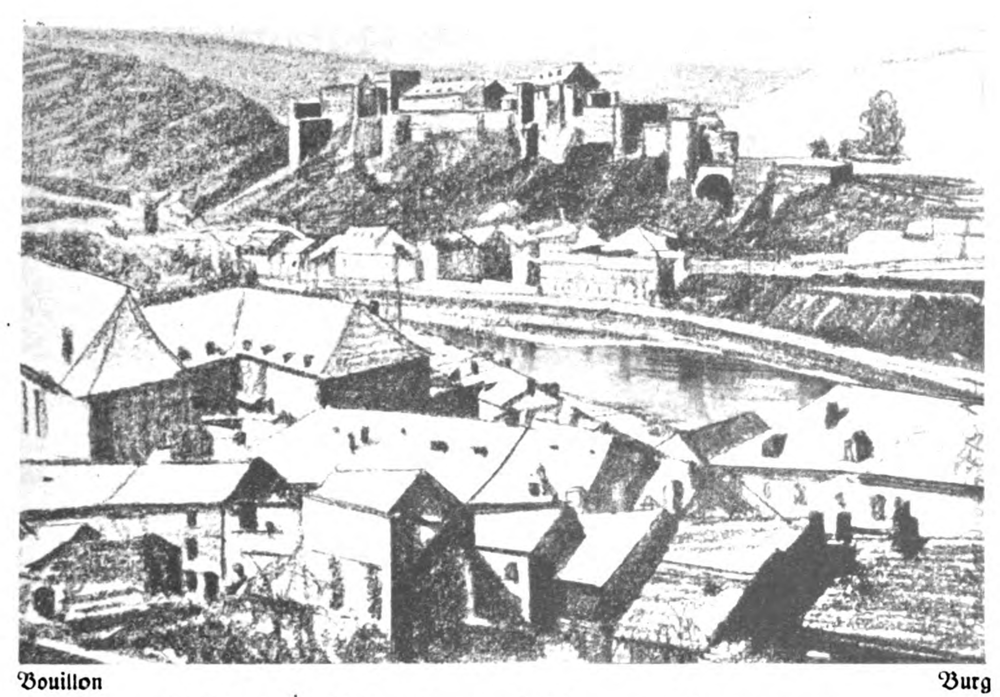
»Wenn ich nicht irre,« entschied Karllutz Albrechts leise Bedenken, »ist es heute Fastnacht. Seien wir munter und machen wir Kean, Prince of Wales die Ehre und das Vergnügen und begrüßen wir die mutige und gänzlich vorurteilslose Frau von Bruglochner.«

(Fortsetzung folgt.)



Karl Bauer: Leutnant Dehmel

Aus dem Kalender »Kunst und Leben« 1916. Verlag von Fritz Heyder, Berlin-Zehlendorf



Bouillon Burg

Richard Müllers Kriegszeichnungen



Die künstlerische Kritik wird dermaleinst scharfe Musterung halten unter den Kriegszeichnungen der Jahre 1914 und 1915. Weit rücksichtsloser noch, als sie das schon nach dem Kriege von 1870 getan hat, wird sie diesmal die Schafe von den Böcken, die guten Früchte von den bösen, die echten Leistungen von den unechten sondern. Sie wird harte Arbeit haben und wenig Dank dafür ernten. Denn das sehen wir heute schon: mit der bequemen Scheidung zwischen den halben oder ganzen Phantasieschöpfungen der Daheimgebliebenen und den zahmen oder wilden Wirklichkeitsdarstellungen derer, die »mit dabei waren«, kann es nicht getan sein. Zwar gibt es unter den Kriegsbildern, die unter regendichtem Dach in gleichmäßigem Atelierlicht entstanden sind, tausende, die schon beim ersten Blick gerichtet erscheinen, und zu ihnen werden zumal alle die zählen, die nichts besseres zu tun wissen, als den Graus der Wirklichkeit noch zu übergrausen; aber vor den Augen des gerechten Richters werden auch manche zunächst übersehene Blätter Gnade finden, Blätter, denen das innere Gesicht des Genies zu einer alle Wirklichkeit überdauernden Wahrheit verholfen hat, ohne daß ihre Schöpfer mehr vom Kriegsleben erfahren hätten, als was in den Berichten der Mitkämpfenden für uns alle zu lesen war. Und wiederum: auch unter den Blättern oder Leinwänden der andern, die das Glück hatten, dies gewaltige Geschehen mit eignen Augen zu sehen, mit eignen Herzen zu erleben, wird es an solchen nicht fehlen, die in der Wage des Gerichts zu leicht befunden werden. Es ist erstaunlich, welche jähe Wandlungen der Krieg bei gewissen Künstlern hervorgebracht hat, deren Persönlichkeit und Schaffensart wir vorher doch schon für abgeschlossen hielten. Aus zarten Idyllikern wurden da plötzlich wilde Berserker, aus redlichen Realisten zügellose Impressionisten. Nur ganz wenigen war es vergönnt, sich mit ihrem künstlerischen Ich vor den Schlachtfeldern und Schützengräben zu behaupten; nur selten einem — ich denke da zuerst an den Königsberger Ludwig Dettmann — verlieh es ein gütiges Schicksal, sein künstlerisches Schaffen vor der neuen Aufgabe ohne Untreue vor sich selber, natürlich und zwanglos zu entwickeln und zu steigern. Weitaus die meisten all dieser Wandlungen geschahen auf Kosten der



Kunst oder der Ehrlichkeit. Wer klug war und Achtung hatte vor dem Gesetz des langsamen Wachstums, unter dem nun mal alles Künstlerische steht, begnügte sich mit Studien und Skizzen, wie der Augenblick sie gibt, um geduldig die Zeit abzuwarten, wo sich aus zehn oder zwölf solcher Blätter ein Bild oder Gemälde formte. Unsre Museen und Galerien haben recht daran getan, sich bei ihren Ankäufen bisher mehr an die Zeichnungen als an die Bilder zu halten. Heft in Händen behalten, er, der das Leben im Augenblick seines höchsten Flugpunktes zu erhaschen sucht, sondern der mit starker, aber gelassener Erzählergabe ausgerüstete Wirklichkeitskünstler, der im getreu festgehaltenen Einzelnen ein gedrängtes Spiegelbild des Ganzen zu geben weiß. Das Beispiel Dettmanns ist dafür bezeichnend. Er stand schon im Frieden unter denen, die sich mehr und mehr vom Impressionismus, der Liebe seiner Jugend, abwendeten, um



Anseremme: Große Eisenbahnbrücke nach ihrer Wiederherstellung durch deutsche Pioniere

Gab es für die impressionistische Kunst, wie sie während der letzten Jahrzehnte bei uns herrschte, eine Probe auf ihre letzte Leistungsfähigkeit und Bedeutung, so hätte dieser Krieg sie ihr bieten können. Denn hier war ja nach den übereinstimmenden Berichten aller Teilnehmer das blutige Handwerk des Soldaten und seiner mörderischen Hilfsmittel zu einer solchen Steigerung gediehen, daß alles Greifbare sich im Augenblick höchster Kraftentfaltung in einen dampfenden Wirbel, in einen glühenden Vulkanausbruch des Geschehens auflöste. Aber soweit ich sehe, hat bisher unter den Kriegsmalern nicht der Impressionist das wieder dem Epischen und darüber hinaus dem Monumentalen zuzustreben; dieser Entwicklung ist er in seinen Kriegsbildern keineswegs untreu geworden, er hat dafür nur ungezwungener die vollsaftigen, lebenstrotzenden Stoffe gefunden, die er sich früher oft erst mühsam suchen mußte. Wie weit ihm dabei der religiöse Empfindungsernst, den seine Triptychen zeigen, zu Hilfe gekommen ist, kann hier nicht näher erörtert werden.

Man hat bei den Kriegsdarstellungen der bildenden Kunst, wie in der Literatur, zwischen Bericht und Dichtung zu unterscheiden versucht. Damit aber ist man bald in die



Dinant Zerstörtes Dorf

Brüche geraten: die Übergänge sind zu zart und verschwimmend. Es gibt schlechterdings keine Kunst, die der Dichtung, der Phantasie, des eignen gestaltenden Ichs entraten könnte. Wir haben uns da durch eine Überbetonung des Unterschiedes zwischen Freiheit und Gehorsam in den verhängnisvollen Irrtum jagen lassen, daß



Bertoncourt bei Rethel Zerschossenes Dorf

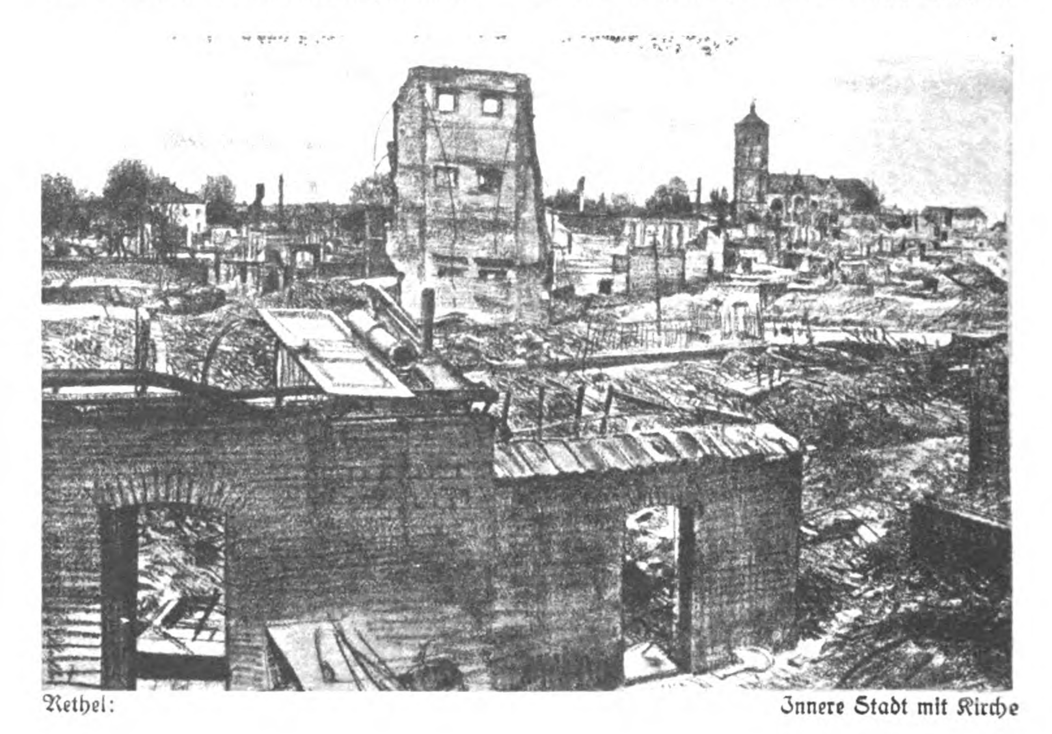


überall, wo Gewissenhaftigkeit, Treue und Genauigkeit den Stift oder Pinsel führen, die künstlerische Auffassung fliehen müsse. Wir werden bald wieder — und das gerade erwarten wir nicht zuletzt von der neuen Gefühls- und Geschmackswende, die über uns gekommen ist — erkennen lernen, daß zu denen, die den gut akademischen Tugenden treu geblieben sind, manch einer zählt, der sich vor den sie verachtenden »Genialen« nicht zu verstecken braucht.

Der Dresdner Akademieprofessor Richard Müller ist ein Schulbeispiel für diese ebenso kurzsichtige wie engherzige Auffassung. Immer hörte man, wo sein Name genannt wurde, seine saubere, tüchtige, meisterhafte Zeichenkunst rühmen. Mit diesem Lob aber glaubte man ihm auch genuggetan zu haben. Die freischaffende Phantasie, den tiefsinnigen Geist und den spielenden Witz, von denen seine Zeichnungen und Radierungen erfüllt sind, übersah man geflissentlich. Und doch konnten sich zumal manche seiner Tierdarstellungen, was Erfindungskraft, seelischen Ausdruck und Charaktergestaltung angeht, mit ähnlichen Schöpfungen Klingers oder — um einen beiden sonst ganz Unähnlichen zu nennen — mit Oberländer vergleichen. Möglich, daß Müller zunächst vom Dekorativen ausgegangen war — wie lange und gründlich aber hatte er das schon überwunden, um sich dem Stilistischen und Monumentalen zu nähern! Die Leidenschaft des Zeichnens freilich, die Freude am feinen und sicheren Strich ging ihm auch weiter über alles.

Diese Leidenschaft begleitete ihn auch in den Krieg, als er nach sechzehnjähriger friedlicher Lehrtätigkeit im Herbst 1914 den feldgrauen Rock des Landsturmunteroffiziers anzog. Dinant, Givet, Löwen, Mecheln, Namur, Rethel, Sedan — das sind die Hauptorte, zu denen der Kriegsgott ihn führte, und wo er doch neben dem Waffenhandwerk noch genug Zeit fand, um mit staunenswerter Sorgfalt festzuhalten, was ihn als Künstler reizte und fesselte. Allmählich bekam er dafür wohl mehr Muße, als sie sonst einem Soldaten im Felde für derartige »Allotria« beschieden ist. Seine Zeichnungen wurden bei den höheren Offizieren bekannt und endlich sogar mitsamt dem Künstler selbst ins Hauptquartier »befohlen«, wo der Kaiser sein besonderes Gefallen an ihnen bekundete.

Es fällt nicht schwer, die Gründe zu entdecken, weshalb gerade militärisch geschulte



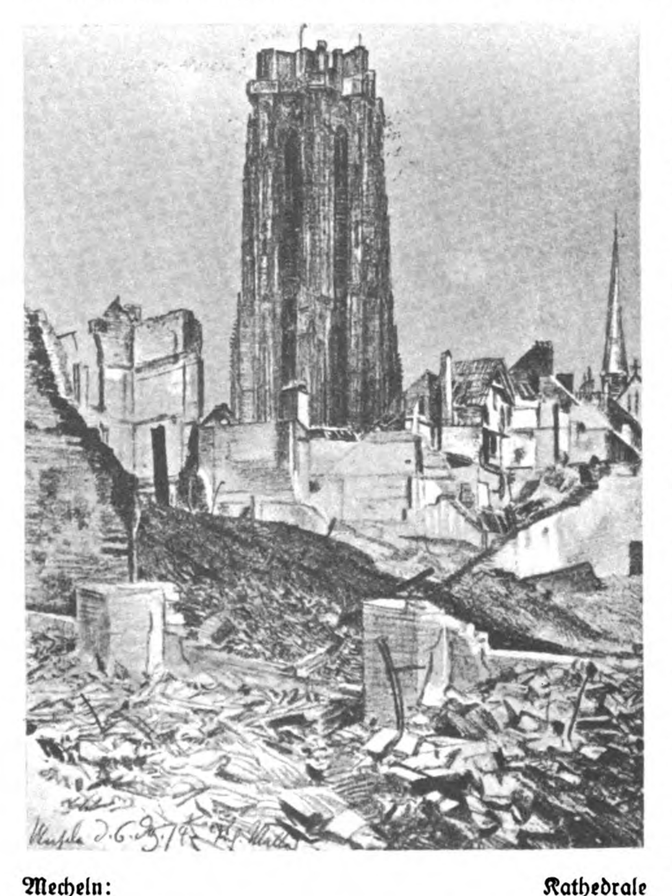
Rethel: Innere Stadt mit Kirche



Mecheln: Zerschossenes Stadtviertel

Augen ihr Ergötzen an den Blättern Richard Müllers haben, obwohl sie doch fast gar nichts ausgesprochen Militärisches oder Kriegerisches zum Gegenstand nehmen. Es ist die Richtigkeit, die Sachlichkeit, die Sauberkeit, die Schärfe und Sicherheit, mit einem Wort die »Präzision«, die zu dem militärischen Auge und Herzen spricht. Das vielgerühmte Wort Max Liebermanns, wonach die Kunst des Zeichnens im Weglassen, im Unterdrücken alles Unwesentlichen und Nebensächlichen besteht, wird in diesen Kreisen schwerlich viel Zustimmung finden. Vollständigkeit, Treue und Genauigkeit erscheinen ihnen wertvoller. Und daneben werden die feineren von diesen Betrachtern und Beurteilern ihre reine ästhetische Freude an der gediegenen, klaren und durchsichtigen Handwerksfertigkeit dieser Blätter gehabt haben.

Wenn einer von ihnen den Richard Müller von früher kannte, wird ihm freilich auch die Befreiung nicht entgangen sein, die im Felde über den Künstler gekommen ist. Seine Gewissenhaftigkeit war früher wohl manchmal in Versuchung, in eine Andacht zum Kleinen und Unbedeutenden auszuarten, der dann nicht selten die malerische Gesamtwirkung zum Opfer fiel. Spuren davon sind auch jetzt noch deutlich zu beobachten. Unter den 150 Blättern Müllerscher Zeichenkunst, die letzthin die von der Galerie Ernst Arnold in Dresden veranstaltete Ausstellung vereinigte, ist mehr als eins, das stark atelierhaft anmutet. Namentlich wenn die alte Liebe zum bunten Gerümpel über den Künstler kommt — und wieviel lockende Gelegenheit bietet sich dazu in den zusammengeschossenen Kirchen und Schlössern des westlichen Kriegsschauplatzes, wo das stürzende Mauerwerk die Glocke oft unsanft neben das Taufbecken, den Kronleuchter neben die Badewanne gebettet hat —, so tut er in der Kleinkünstelei des Guten gern zuviel. Dann wird aus Treue Peinlichkeit, aus Sachlichkeit Nüchternheit, aus Sauberkeit Trockenheit. Aber über diesen Blättern soll man die andern nicht vergessen: Stadtviertel und Dörfer, Schlachtfelder und Landschaften, die sich zu freien, malerischen Gesamtbildern zusammenschließen. Schon der Blick auf die Burg von  Bouillon an der Semois, den uralten Herzogsstammsitz Gottfrieds des Kreuz-



Mecheln: Kathedrale

von Hausen Ende August 1914 den Gegner auf die Aisne zurückgedrängt hatte, der anmutig zwischen grünbewachsenen Hügelketten liegende Ort im Aisnetal zum Mittelpunkt einer großen Etappeninspektion wurde und so zu einem noch weit verkehrsreicheren Leben kam als im Frieden. Das bemerkenswerteste Gebäude in Rethel ist die hoch- und freiliegende Kirche Saint-Nicolas. Ihre ältesten romanischen Teile stammen aus dem Ende des zwölften, die jüngeren gotischen, namentlich das reiche Südportal, aus dem fünfzehnten Jahrhundert; das Ganze ist ein Bauwerk von feiner Stimmung und nachhaltiger Wirkung, das nach dem Bericht des Geheimrats Professor Paul Clemen in Bonn unversehrt erhalten geblieben ist, obgleich sich an der Ost- und Südseite der Kirche ein einziges langgestrecktes Trümmerfeld hinzieht. Müller hat sie gerade von dieser Seite gezeichnet, um den malerisch so wirkungsvollen Gegensatz zwischen der Zerstörung im Vordergrunde und der ruhigen Unversehrtheit des hochragenden Turmes zur vollen Wirkung zu bringen, vielleicht aber auch, um ein geschichtliches Zeugnis aufzurichten. Auch auf dem kleinen Schlußstück auf Seite 568 (»Eiserne Faust«), das übrigens mehr Schmuck- als »pathetischen« Zwecken dient, wie man ihm in törichter Verkennung nachgesagt hat, erscheint dieser Turm von Saint-Nicolas in beherrschender Größe.

fahrers (S. 561), hat diesen freien Zug, und auch die große Eisenbahnbrücke von Anseremme (S. 562) läßt bei aller liebevollen Versenkung in den Vordergrund und die noch am Boden aufgehäuften Trümmer die malerische Auffassung nicht vermissen: wie sich das schwarze Eisenwerk über die Pfeiler schwingt und mit seinem jähen Ende kraftvoll gegen die sanftgeschwungenen Höhenzüge stößt, das ist Wucht und Schwung zugleich.

Das malerischste von den Blättern, die wir zeigen können, ist wohl das zerschossene Dorf Bertoncourt bei Rethel (S. 563). Hier ist einem, als habe die Zerstörung eine neue Schönheit geschaffen, die sich wie eine linde, tröstende Hand auf die Wehmut des entsetzten Auges legt. Vielfach hat sich Müllers Zeichenstift mit Rethel selbst beschäftigt; die Arnoldsche Ausstellung wies nicht weniger als einundzwanzig Blätter allein aus der Stadt Rethel auf. Wir erinnern uns, daß, seitdem die Armee des Generalobersten

Mit Mecheln, dem Vorposten von Antwerpen, ist das Kriegsgeschick weniger gnädig umgegangen. Aber das ist nicht die Schuld der Deutschen gewesen. Eine Mitteilung des Großen Generalstabs vom 29. September 1914 läßt darüber keine Unklarheit: »Bei dem Kampfe um Mecheln«, heißt es da, »hatte die schwere Artillerie des deutschen Heeres den ausdrücklichen Befehl erhalten, nicht auf die Stadt zu



schießen, damit die Kathedrale geschont werde. Die Belgier selbst aber warfen aus dem Fort Waelhem, nördlich von Mecheln, schwere Granaten in die von den Deutschen besetzte Stadt.« Auch Sven Hedin versichert das. Als er am 15. Oktober 1914 zusammen mit dem Reichskanzler und Exzellenz von Treutler St-Rombauts Gotteshaus besichtigte, ergab es sich, daß das Innere der Kirche ziemlich unversehrt geblieben war, weil die belgischen Schüsse, die von Norden gekommen, nur Schrapnells waren, die die deutschen Beobachter vom Turm hatten vertreiben sollen. An dem mächtigen unvollendeten 97 Meter hohen Westturm von St-Romuald sind die Spuren der Schrapnellschüsse selbst noch auf unsrer Abbildung (S. 566) zu erkennen. Aber auch Professor Clemen, der im Auftrage der Obersten Heeresleitung den Zustand der Kunstdenkmäler in Belgien und an der französischen Front eingehend untersucht hat, bestätigt, daß alle diese und andre Schäden »lokal begrenzt sind, keine weitergehenden bedenklichen Erscheinungen zur Folge gehabt haben und in keiner Weise die Stabilität des Baues berühren«. Um so beruhigter können sich unsre Augen erfreuen an dem herrlichen Kathedralenturm, dessen wunderbar gegliederter Schaft da so stolz aus den Trümmermassen seiner Umgebung emporsteigt.

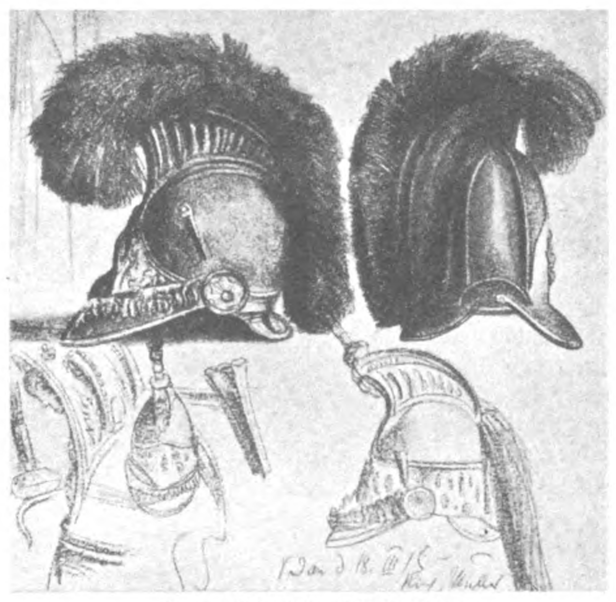


Bouvignes: Inneres der Kirche

Das zerschossene Stadtviertel von Mecheln (Abbild. S. 565) scheint Müller von der Plattform dieses Turmes gemalt zu haben. Als erschütternd und doch auch wieder groß wird uns der Rundblick geschildert, den man von dieser Höhe über die in der Tiefe liegende, völlig ausgestorbene Stadt gewinnt. »Traurig und grotesk zugleich«, heißt es in einer der Kriegsschilderungen, »sieht es aus, wie der Luftdruck der großen Geschosse die Ziegel von den Dächern herabgeworfen hat, so daß man unmittelbar von diesem Turm aus auch in das verschwiegenste Dachkämmerlein hineinsehen kann. An einer Stelle klafft ein Haus, in zwei Teile geborsten, völlig auseinander und läßt uns durch die Etagen hindurchsehen, von dem Reichtum in der Tiefe bis zum ärmlichen Inneren einer Arbeiterwohnung im obersten Stock. Das reichgeschnitzte Büfett in der Beletage liegt geradeso zerschmettert da wie die Nähmaschine der kleinen Fabrikarbeiterin im Dachstübchen. Und kein Laut, kein Ton dringt von da unten herauf.« ...

In dem Kircheninneren von Bouvignes (S. 567), dem an der Maas in wildromantischer Gegend gelegenen Flecken der Provinz Namur (Arrondissement Dinant), hat der Künstler einmal wieder seiner alten Freude am wirren Durcheinander mannigfaltigster Trümmer und Geräte die Zügel schießen lassen. Aber wo ist hier sklavische Gebundenheit an den zufälligen Kleinkram?

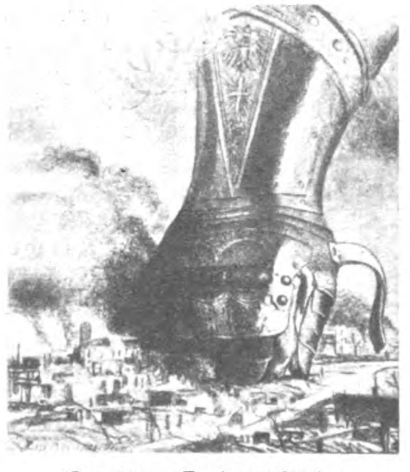
Die wunderbaren Linien der Wölbungen, Pfeiler und Fensternischen, das abgestufte Licht der Tiefe und Höhe, des Vorder- und Hintergrundes, die ganze Weihe und Schönheit dieses Ortes, doppelt ergreifend in der Zerstörung — das alles sehen wir in die Zeichnung mit aufgenommen.



Französische und russische Helme

Man hat Müllers Kriegszeichnungen kalt oder wohl gar gefühllos gescholten. Es ist das nur ein neues, aus der Geringschätzung der Wahrheit und Zuverlässigkeit entsprungenes Mißverständnis. Mit derselben Berechtigung könnte man Menzels Zeichnungen bar aller Empfindung nennen. Wer auch nur ein einziges von Müllers Tierbildern, etwa eine Hundestudie, gesehen hat, wird dieses abschätzige Urteil widerlegt finden. Wer aber tiefer blickt, kann auch an diesen entseelten, halb oder ganz gebrochenen Bauwerken, die meinetwegen zunächst Zeugnisse der Zeitgeschichte, Zeugen der Wirkungen dieses riesenhaften Völkerringens heißen mögen, nicht übersehen, daß mit dem Auge des kühl beobachtenden Künstlers auch das Herz des mitfühlenden Menschen bei der Arbeit war.

Richard Müller (geboren 28. Juli 1874 in Tschirnitz in Böhmen) war ein Vierzigjähriger, als er mit Gewehr und Zeichenblock in den Krieg zog; seine Zeichnungen und Radierungen liegen in der Berliner Nationalgalerie, im Dresdner Kupferstichkabinett, in der Modernen Galerie zu Prag, in der Karlsruher Kunsthalle, in den Städtischen Museen zu Königsberg und Leipzig, in Bukarest, Chikago und andern Kunststätten des Auslandes. Gewiß, andre haben sich in den Jahren, zumal unter einem so mächtigen, unerhörten Erleben, noch von Grund aus zu wandeln vermocht. Aber das waren Künstler, die sich, zum wenigsten in der Gediegenheit und Fertigkeit ihrer Technik, nicht mit dem Dresdner Akademieprofessor messen konnten. Und gerade diese guthandwerkliche, um nicht zu sagen altmeisterliche Tüchtigkeit verpflichtet zur Treue gegen sich selbst und die eigne Vergangenheit. Mehr Freiheit und Leichtigkeit in der Gesamtauffassung durften wir uns auch bei Müller von diesem gewaltigen Kriegserlebnis versprechen — und darin hat er uns denn auch nicht enttäuscht —, gründliche Verleugnung seiner bisherigen Art wäre Verrat an seiner Kunst gewesen. Und wollen wir nicht endlich damit aufhören, immer wieder Pfirsiche vom Apfelbaum, Lorbeer vom Eichbaum zu verlangen? Freuen wir uns doch, daß die deutsche Kunst reich und beweglich genug ist, beides hervorzubringen: die freie, kühne Augenblicksschöpfung der inneren Eingebung und die treue, sorgfältige Nachbildung des unmittelbaren Lebens. F. D.



Die eiserne Faust auf Rethel

Johanna Zschille von Beschwitz: Stickendes Mädchen

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Herbst 1915




Land, Kleinstadt und Großstadt

Von Dr. Alexander Elster (Berlin-Friedenau)

So mancher Gegensatz zwischen Stadt und Land schien uns groß genug, daß wir ganze Systeme der Erkenntnis darauf gründen könnten — der Krieg hat sie in einer Hinsicht überbrückt und ausgeglichen. Allen Gliedern unsers Volkes, mochten sie in der Stadt oder auf dem Lande, in der Großstadt oder in der Kleinstadt wohnen, trat er mit unabänderlicher Gewalt nahe, riß aus der Familie den Vater und den Sohn, aus der Arbeitsstätte den Führer und den Gesellen, vom Felde der Saat den Mann auf das Feld der Vernichtung. Er machte sie alle gleich als Schützer des Landes gegen den feindlichen Einbruch. Aber trotz dieser grundsätzlichen Gleichheit zeigten sich sogleich auch hier beträchtliche Unterschiede. Auf dem Lande trat die Frau unbedenklich in die Arbeit des Mannes, und Kinder halfen dabei; in der industriellen Arbeit der Stadt konnte der Ersatz nicht so leicht und mußte aus ungelernten Männern beschafft werden, und nur in einigen bestimmten Arten städtischer Berufe trat die Frau für den Mann ein: im Kontor und auf der Straßenbahn, an den Schaltern und im Gasthaus. Die große Stadt bewahrte auch mehr das Gesicht der im Frieden rastlos geförderten gewerblichen Arbeit; der Verkehr blieb in höchstem Maße lebendig, die Theater, die ihrerseits vielen Volksgenossen Beschäftigung und Brot geben, blieben offen, Geselligkeit und Erholung wurden nicht ganz beiseitegesetzt. Der eine kennt den andern nicht so nahe, daß jeder Trauerfall so weite Kreise ziehen könnte wie an kleineren Orten, wo innigerer Verkehr und besonders engere Verschwägerung dem Zusammenwirken das Gepräge gibt. Dazu kommt weiter noch, daß die Landbevölkerung im allgemeinen einen größeren Anteil diensttauglicher Männer stellt als die Stadt, daß in der Stadt und namentlich in den großen Städten die Mittelpunkte der Staatsverwaltung und die Köpfe der Gewerbeeinrichtungen des ganzen Landes sich befinden, deren tätige Glieder zu einem erheblichen Teil an ihrer wirtschaftlichen und verwaltenden Arbeit bleiben mußten — kurzum, das Gepräge der größeren Stadt wurde in Deutschland durch den Krieg nicht so sehr verändert, wie es draußen auf weiten Strecken des Vaterlandes, und näher der Grenze natürlich um so mehr, geschehen mußte.

Die Unterschiede aber sind's, die die Stärke des Vaterlandes ausmachen. Die Teilung der Aufgaben und Leistungen ist eins der Geheimnisse nationaler Organisation im Kriege wie namentlich im Frieden.

Das Land will gewertet sein als der Jungbrunnen des Volkes. Aus ihm quillt überall, wo man den Boden nur ritzt, verjüngende Kraft. Unsre Nahrung nicht allein, auch unsre Gesundheit, und überdies auch unsre deutsch-völkische Moral wird nur aus dem städtelosen Lande gezogen — so sagt man!

Andre loben die Kleinstadt. Dort, wo der Mensch den Menschen kennt und doch an der Kultur teilnimmt, wo man einander auf der Straße grüßt und nachmittags beim Kaffee die Ereignisse der Welt auf eigenartige Weise durcharbeitet, wo man gleich weit entfernt ist von dem Getriebe der Großstadt und von dem ewigen Einerlei des allzu flachen Landes, gedeiht der deutsche Bürgersinn — so sagt man!

Wieder andre erklären, nur in der Großstadt leben zu können. Und wer einmal dieses pulsierende Blut geschmeckt hat, wird ein Löwe des Salons, der Straße, des Verkehrs und der Technik und blickt gern auf alles andre, was nicht mit der gleichen Verfeinerung des modernen Lebens gesegnet ist, verächtlich hernieder, weniger auf das flache Land und die Landwirtschaft, der man ihr Recht läßt und allerdings nur mancherlei gesundheitliche Schäden nachsagt, als vielmehr auf die Kleinstadt, die im wahren Sinne als »Provinz« bezeichnet, sogar für die sittlichen Schäden der Großstadt in hohem Maße verantwortlich gemacht wird. Denn die Provinzialen kommen ja erst in die Weltstadt, um dort die babylonischen Sünden zu genießen. Und die mangelhafte Ernährung auf dem Lande und die Düngerstätte vor dem Hause können die beste Landluft zunichte machen und den Vergleich mit der wohlkanalisierten Kultur nicht aushalten — so sagt man!

So sagt der eine immer das, was den andern ärgert.

Gewiß ist das wirtschaftliche Bild ein ganz andres. Nicht sittlich und seelisch kommen wir heute; nur **wirtschaftlich** wollen wir den Unterschied einmal zu fassen versuchen.

Gesellschaftlich ist der Abstand zwischen dem Leben auf dem Lande und in der kleinen Stadt nicht so groß wie der Unterschied zwischen dem Leben der Kleinstadt und dem der Großstadt. Die Bauern leben wie die Gutsbesitzer ihrer Arbeit und sind doch nicht ohne Verbindung mit der Stadt, der sie in regelmäßigen Zeiträumen ihren Besuch abstatten, sei es, um zu



kaufen oder zu verkaufen, sei es, um etwas zu sehen und sich zu erholen oder teilzunehmen an dem geheimnisvollen Treiben. Will man einander besuchen, so schrecken die Entfernungen nicht; man hat ja Pferd und Wagen und pflegt den Verkehr. Man hat das Kaffeestündchen wie in der Kleinstadt auch. Oder man sitzt wie dort im Krug oder vor dem Hause und schmaucht die Pfeife, die den Frieden mit der Welt bedeutet.

Viel größer ist der Sprung von der Kleinstadt zur Großstadt. Kaffeestündchen? Vor dem Hause sitzen und Pfeife rauchen? Den Nachbar kennen, grüßen und besuchen? Zur Messe, zum Schützenfest, zum Konzert in die Stadt müssen, weil man einander kennt und weil man gekannt wird? Nichts von alledem! »Jeder treibt sich an dem andern rasch und fremd vorüber und fraget nicht nach seinem Schmerz.« Die Kaffeestunde geht von vormittags um elf Uhr bis in die Nacht, und selbst wenn man gemeinsame Bekannte hat, bleibt kaum Zeit, über den lieben Nächsten zu reden. Man nimmt Nahrung und Vergnügen, wie es sich eben bietet. Der Großstädter ist niemand Rechenschaft schuldig, wo er gestern war und morgen hingehen wird. Er tut, was er mag oder vielmehr was er kann, spart auf eigne Weise, ohne daß der andre die Nase rümpfen darf, und zeigt auf der andern Seite eine wirtschaftliche Fähigkeit nach außen, die verblüffen würde, wenn jemand sich davon verblüffen ließe.

Wo das eine aufhört und das andre anfängt, ist schwer zu sagen, ist festzustellen auch nicht nötig. Überall im Leben sind die Grenzen flüssig, geht ein Typ in den andern über. Warum sollte es hier anders sein? Typen aber gibt es trotzdem, und sie verändern sich auch.

Unaufhaltsam ist der Zug in die Stadt. Jeder will vom Leben so viel ergattern, als er auf der kurzen Reise zu nehmen fähig ist, und da das stille Dorf und bald auch Treuenbrietzen, Luckenwalde, Schmölln und Allenstein zuwenig bieten, lockt die Millionenstadt mit ihren tausendfältigen Reizen, mit ihrem Zug ins Gigantische, mit ihren Angeboten von Vergnügen und Verdienst, mit ihren Abenteuern und Ellbogenkämpfen.

Freilich hat das manche schlimme Seite. Die Landflucht macht sich bedenklich breit. Deutsche Landarbeiter werden ein seltener Posten in der Bilanz der Landwirtschaft, und in den Gebieten des ostelbischen Ritterguts wie auch im rheinisch-westfälischen Industriebezirk bildet der Ausländer ganze Kolonien und bringt damit einen Hemmschuh für eine vernünftige innere Kolonisation. Dieser Zug in die Stadt ist beispielsweise in Deutschland wesentlich größer als in Frankreich, weil es in Deutschland mehr größere Städte gibt als jenseit der Vogesen, und der große Sprung, den ein Provenzale nach Paris machen müßte, kann hier in Deutschland durch eine Reihe von Zwischenstufen ersetzt und erleichtert werden. Denn in Deutschland gibt es 47 Städte mit mehr als 100 000 Einwohnern, in Frankreich nur 15; in Deutschland 40 Städte mit 50 bis 100 000 Einwohnern, in Frankreich nur 23. Und in Deutschland ist diese städtische Entwicklung überaus rasch vorwärtsgegangen. Wohnten 1871 nur 36,1 Prozent und 1890 47 Prozent der Bevölkerung in den Städten, so sind dies im Jahre 1910 schon 57,4 Prozent gewesen.

Der Altersaufbau der Bevölkerung in Stadt und Land ist ein ganz verschiedener. Das Lebensalter von fünfzehn bis vierzig Jahren ist in der Stadt wesentlich stärker vertreten, und damit hängt es auch zusammen, daß die Heiratsziffern in der Stadt größere sind als auf dem Lande. Aber wollte man daraus auf eine größere Heiratslust in der Stadt schließen, so würde das ein Trugschluß. Tatsächlich ist die Heiratslust auf dem Lande größer. In der Stadt lebt man viel leichter ledig, nicht allein weil dort die Lebensbedingungen für den Unverheirateten angenehmere sind, sondern weil sich auch namentlich für das Mädchen bessere Verdienstmöglichkeiten finden. So waren beispielsweise im Jahre 1900 von tausend Personen über vierzig Jahren ledig: in Berlin 90 Männer und 120 Frauen, in den preußischen Städten überhaupt 84 Männer und 102 Frauen und auf dem Lande 78 Männer und 80 Frauen.

Daß die Geburtenziffern in den Städten niedriger sind als auf dem Lande, ist ja bekannt und hat seine naheliegenden Gründe. Dies macht man den Städten ganz besonders zum Vorwurf, und man weist darauf hin, daß auch die Sterblichkeit in den Städten eine größere sei. Aber dies ist für die neueste Zeit nicht mehr richtig. Wohl war bis zum Jahre 1890 die Sterblichkeit in der Stadt größer als auf dem Lande. Seitdem ist aber der Rückgang der Sterblichkeit in den Städten ein so bedeutender, daß diese seitdem fast Jahr für Jahr unter der des platten Landes geblieben ist. Die Vorwürfe, die man den Städten in gesundheitlicher Beziehung macht, sind also nicht so begründet, wie man noch in weiten Kreisen annimmt. Insbesondere haben sich die Großstädte mit beachtenswerter Energie und schönem Erfolge den gesundheitlichen Aufgaben gewachsen gezeigt, so daß gerade sie sogar den Mittelstädten in dieser Hinsicht überlegen sind. So hat beispielsweise Geheimrat Rahts vom Reichsgesundheitsamt in einer eingehenden Untersuchung dargetan, daß die Sterblichkeit vom zweiten bis fünfzehnten Lebensjahre in



den 41 Großstädten 8,70, in den 60 Mittelstädten 10,09 und außerhalb dieser Orte 7,68 auf 10 000 betrug. Für das Alter von fünfzehn bis sechzig Jahren lauteten diese Zahlen für die Großstadt 83,5, für die Mittelstädte 85,2 und für die kleineren Gemeinden 81,0, gewiß ein für die Gesundheit in den Großstädten sehr beachtenswertes Ergebnis, wenn man die nicht wegzuleugnenden Gefahren, die die Großstadt bietet, in Rechnung setzt. Dabei ist es besonders interessant, daß Krankheiten der Atmungsorgane in den Mittelstädten durchweg zahlreicher auftreten als in den Großstädten, während selbstverständlich das platte Land in dieser Beziehung etwas günstiger dasteht. Auch namentlich die Krankheiten der Verdauungsorgane, Typhus, ja sogar Unfälle und Mord und Totschlag weisen in den Mittelstädten größere Ziffern auf als in den Großstädten. Entgegen mancher vorgefaßten Meinung wird auch die Tatsache überraschen, daß Erkrankungen des Nervensystems mit gleichen Ziffern für die Großstädte und kleinen Gemeinden gebucht sind, während die Mittelstädte eine höhere Ziffer aufweisen. Nur für Krebs und Selbstmord stehen die Zahlen für die Großstädte den andern voran.

Das rasche Sinken der Sterblichkeit in der Großstadt beruht freilich nicht allein auf der Besserung der gesundheitlichen Verhältnisse, sondern auch auf dem Abfall der Geburtenziffern, denn wenn die Geburtenziffer sich verringert, so fällt natürlich die Möglichkeit besonders hoher Säuglingssterblichkeit weg, durch die die Ziffern der Gesamtsterblichkeit immer ungünstig beeinflußt werden. Die gesundheitlichen Verhältnisse aber lassen in der Großstadt sehr viel weniger zu wünschen übrig als in mancher kleineren Stadt und auf dem Lande.

Man hat ja nicht ohne Berechtigung schon seit längerer Zeit Klage darüber geführt, daß auf dem Lande eine Unterernährung Platz gegriffen hat, die in ihrer verderblichen Wirkung sich zu der allgemeinen Unreinlichkeit, den Mängeln in der Wasserversorgung und dergleichen mehr gesellt. Diese Unterernährung beruht zum großen Teil auf dem verringerten Verbrauch von Milch, der auf Kopf und Jahr von 1890 bis 1900 auf dem Lande von 115 Liter auf 54 Liter zurückging, während er in einer Reihe von großen Städten in den Jahren von 1896 bis 1903 von 93 auf 115 Liter gestiegen ist. Die größere Wehrkraft, die bis jetzt immer noch von dem Lande geboten wird und dort um rund zehn Prozent höher ist als bei den Stadtgeborenen, läuft dadurch ernstlich Gefahr. Wenn also schon der Zuzug vom Lande in die Stadt groß ist, so muß jedenfalls auf dem Lande für die Aufrechterhaltung oder Schaffung günstiger Gesundheitsbedingungen gesorgt werden, auf daß das Land der Jungborn des Volkes bleibe.

Nun aber noch eine wichtige Frage.

Man spricht viel davon, daß das Leben da und dort besonders teuer sei. Der Großstadt wird das vor allem nachgesagt. Aber wir wissen leider, daß manche Kleinstadt es ihr darin gleichtut, ohne doch den gleichen Gegenwert zu bieten. Zumal wenn es eine Stadt mit großem Fremdenverkehr oder mit einer Universität oder mit wohlhabenden Leuten ist. Die machen das Leben teurer als in der Millionenstadt, in der jeder jedenfalls nach seiner Fasson selig werden kann und, wenn er die Quellen kennt und aus bescheidenen Quellen schöpfen will, nach Gefallen billig leben kann.

Ein paar Ziffern muß ich zur Erläuterung geben, die aber natürlich der Zeit vor dem Kriege entnommen werden müssen, weil die Preisgestaltung während des Krieges von sehr vielen andern Umständen mit abhängt. Ein Kilogramm Erbsen kostete (März 1914) in Allenstein 26 ₰, in Halle 50 ₰; Linsen in Allenstein 32, in Halle 52, in Hamburg 60 ₰; Eßbutter in Allenstein und Köslin ℳ 2,40, in Halle, Wiesbaden, Koblenz 3 ℳ, in Hamburg ℳ 3,10; ein Liter Milch in Tilsit 15 ₰, in Köln 24 ₰. Das sind nur ein paar Beispiele, die auch durchaus nicht den ganzen Typus der betreffenden Stadt ausdrücken. Diese verschiedenen Preise beruhen zum Teil natürlich auf besonderen Eigenarten des Marktes, zum Teil aber bezeichnen sie allerdings auch den allgemeinen Maßstand der betreffenden Stadt. Ochsenfleisch kostete z. B. im gleichen Monat (März 1914) in Posen 67,5 ₰ das Pfund, in Breslau 79 ₰; Schweinefleisch in Danzig 51, in Erfurt 63,5 ₰. So billig wie im Erzgebirge und im Frankenwald kann man im Harz und im Thüringer Wald nicht leben — also auch das Land ist unter sich verschieden. Im allgemeinen aber lebt man natürlich auf dem Lande billiger, soweit es die Nahrungsmittel betrifft. Aber was will das heißen? Was ist daraus zu lesen? Es fragt sich, was man fürs Geld bekommt — ob die Ware gut ist, ob man in der Wahl frei ist, ob man tun und lassen kann, was man will — und da sind nun gleich die bekannten Unterschiede da und stören uns.

Es ist Binsenweisheit, daß man in der großen Stadt viel ausgeben **kann**. Aber abgesehen von Wohnungsmiete und Verkehrsmitteln **muß** man es nicht. Man hat nicht die tausenderlei Verpflichtungen wie in der kleineren Stadt, wo jeder, der etwas gelten will oder einen Namen hat, von jeder Sammlung, von jedem Konzert, von zehn Vereinen und zwanzig Einladungen um Geld gezwickt wird. Da lebt der eine für des andern Zwecke, denen er sich oft gar nicht

entziehen kann — in der Großstadt lebt jeder viel mehr für sich und darf frei wählen, was und wofür er sein Geld ausgeben will — just wie auf dem Lande, nur daß er da sich die Gelegenheiten mit der Laterne suchen muß, die in der Großstadt mit Blendlaternen sich ihm in den Weg stellen.

Die äußeren Anforderungen der großen Stadt sind freilich ganz besonders groß. Wer etwas auf sich hält, sucht sich in Kleidung und Auftreten gut zu tragen und will dadurch einige Geltung gewinnen, da man den inneren Menschen in ihm ja weit und breit nicht kennen kann. Das kostet Geld. Aber er hat Gelegenheiten, billig zu kaufen, und kann dafür billig bei Aschinger essen, oder es gibt Berufskantinen, auch Klubs genannt, in denen er spottbillig und gut zu Mittag ißt. So kommt das alles schließlich mehr und mehr auf eine Verschiebung in den einzelnen Posten der Wirtschaft heraus.

Von eigentümlicher Verschiedenheit ist bei alledem das Geschäftsgebaren des Groß- und Kleinstädters. Man sagt — und das mit Recht —, Berlin sei die reellste Stadt der Welt. Dieses Wort hat freilich eine Spitze gegen die kleinere Stadt und das Land, aber auch eine Spitze gegen das Ausland, wo es große Städte gibt, die ihre höchste Zier nicht unbedingt in der Redlichkeit suchen. Lassen wir dies jedoch beiseite.

Der kleinstädtische Kaufmann — wir denken an die offenen Ladengeschäfte — kann bei weitem nicht das Lager führen und die Auswahl haben, wie sie das große Geschäft in der Großstadt hat. Mithin muß er natürlich, wenn der Kunde etwas verlangt, was nicht vorhanden ist, ihn auf eine andre Ware zu weisen versuchen. Damit fängt seine schiefe Lage an. Außerdem weiß er oft genug, daß der Kunde das Gesuchte am Orte überhaupt nicht bekommt. Er kann also entweder, wie es viele tun, gefälligermaßen das Gewünschte besorgen und braucht dafür allerdings mindestens zwei bis drei Tage Zeit; oder aber, wie es leider auch viele tun, er spielt den großen Mann, läßt den Käufer fühlen, daß er etwas seltsam Ausgefallenes ungerechtfertigterweise von ihm verlangt hätte. Der großstädtische Kaufmann weiß freilich auch, daß, wenn ihm ein Kunde entgeht, er einen andern dafür bekommt. Aber lange darf er dieses Spiel nicht treiben, denn auf ihn ist niemals der Käufer angewiesen. Will er seinem Geschäft dauernde Erfolge verleihen, so muß er dauernd gut und streng reell bedienen. Denn bei dem großen Wettbewerb zieht er nur die Kundschaft an und behält sie für sich, die bei ihm besonders gut zu kaufen erfahren hat. Am kleinen Orte geht man ja doch wieder zu dem, der einen einmal geärgert hat, weil das Beziehen von auswärts immerhin recht umständlich ist, und vor allen Dingen, weil man dabei die Ware vorher nicht sehen kann.

Aber da ist noch ein Punkt. Kredit hat man, wenn man ihn überhaupt hat, in der kleinen Stadt mehr. Wer also nur mit Kredit arbeiten will, der wohne in der kleinen Stadt. Man weiß dort, wer er ist, man weiß, was er zu verzehren hat; man weiß auch, wieviel er davon verzehrt, und man fragt ihn nicht erst nach dem Namen, sondern man kreditiert ihm gern (und hat das Warten aufs Geld schon vorher auf den Preis geschlagen).

Überhaupt die Preise! Die Bodenpreise! Soll man davon sprechen? In der Großstadt sind sie hoch, und die Wohnungsmieten sind es deshalb auch. Aber in der kleinen Stadt sind die Preise in guten Lagen im Verhältnis auch recht erheblich. Doch die Wohnungen sind nur schlechter, und der Komfort fehlt. Ich weiß nicht, woran es liegt, man lebt in der Großstadt auf größerem Fuße; aber man lebt doch bei gleichen Ausgaben besser, und man hat auch größere Einnahmen. Denn einer stützt den andern, und weil mehr gebraucht wird, verdient auch der Tüchtige leichter sein Brot. »Im Ganzen, da sitzt die Macht,« heißt's in »Wallensteins Lager«, »sie wollten erst nur von zwölftausend hören, die, sagt er, kann ich nicht ernähren; aber ich will sechzigtausend werben, die, weiß ich, werden nicht Hungers sterben.«

Nun will man den Gewerbefleiß zum Teil aus der Stadt herausziehen und aufs Land weisen. Die Fabriken sollen aufs flache Land, und manches Gute kann daraus entstehen. Aber man spanne die Hoffnungen nicht zu hoch; es ist manches Für und Wider dabei. Auf seiner Scholle sitzen und abends friedlich Feld und Garten hegen, kann wohl auch einem Industriearbeiter lieb sein. Wer aber an die Großstadt mit ihrem Hasten und Treiben gewöhnt ist, findet sich, solange er jung ist, nur schwer in den Frieden des Landes zurück. Er will auch schließlich die Gelegenheit haben, sich zu bilden und seinem Schautrieb zu folgen.

Es ist ein gewaltiger Trieb, dieser Schautrieb. Er erklärt, warum man so gern den Nachbar sieht, gerade wenn dieser etwas zeigt, was wir selbst nicht besitzen an Eigenart oder Schönheit. Dies erklärt auch den großen Siegeszug des Kinos, und deshalb ist das Kino auf dem Lande und in der kleinen Stadt so sehr viel wichtiger als in der Großstadt, wo es nur ein Unterhaltungsmittel neben vielen andern ist und deshalb von minderem Werte als manches andre sein muß. Auch wenn der ärmere Mann sich nie oder nur selten ein Theater oder ein Konzert gönnen kann, schon das Bewußtsein allein, daß er's in der Nähe hat und daß es ihm ein für allemal nicht verschlossen ist, wirkt Wunder und macht ihm das Leben erträglicher.

Das sind unwägbare Dinge, die nur dann ausgeschaltet werden können, wenn in ein Herz die Ruhe des Alters eingezogen ist, oder wenn die Bedingungen für ein Leben in der freien Natur so günstig sind, daß sie allem andern vorgezogen werden.

Bis es so weit ist, hasten viele lieber in der Riesenstadt und nehmen sich ein Beispiel an der Schnelligkeit und Kühnheit — sagen wir, wie sie die Hoch- und Untergrundbahn in Berlin ihnen zeigt.

Das ist so ein bezeichnendes Bild für ein großstädtisches Unternehmen. Mit ungeheurem Kapital kriecht man unter die Erde, schießt dort ganze Züge durchs ausgemauerte Erdreich, befördert bei allledem viele Menschen kilometerweit für zehn Pfennige und macht doch Dividenden, wenn beispielsweise wie im Mai 1914 rund acht Millionen Menschen mit dieser Bahn befördert wurden. Man verbindet auch die Bahnhöfe noch mit Kraftomnibussen und befördert da in den beiden ersten Monaten dreizehn Millionen Fahrgäste, weil man den Nerv der Großstadt fühlen gelernt hat, die Sucht nach Schnelligkeit. Denn daneben zeigen die Straßenbahnen, die nicht so rasch vorwärts kommen können, eine starke Abnahme der Benutzung. Dies ist ein Gegenstück zu der liebenswürdigen elektrischen Bahn der kleinen Stadt, die, wenn's Glück gut ist, viertelstündlich verkehrt, und die man nur benutzen kann, wenn man viel Zeit hat. Denn braucht man sie, so ist sie nicht da, und ehe sie kommt, hat der rüstige Fußgänger den kurzen Weg zum Ziel zu Fuß zurückgelegt.

Wir mögen aber abwägen und vergleichen, so viel wir wollen. Schließlich bleibt es doch Geschmacksache, welchen der drei Typen der Mensch als Stätte seines Lebens vorzieht. »Ich möchte dort nicht leben« oder gar »dort nicht begraben sein«, heißt es für einen, während der andre an dem so verachteten Orte ein Lebensalter oder mehr zugebracht und sich sehr wohl gefühlt hat.

Meist aber ist es nicht einmal Geschmacksache, sondern Schicksal und bittere Notwendigkeit, daß der eine hier und der andre dort lebt. Wirtschaftliche Gründe geben den Ausschlag, und des Menschen Seele ist ja glücklicherweise in der Lage, sich überall anzupassen und die Gewohnheit zur Amme zu nehmen. Der Optimist sucht dann überall das Gute, und fürwahr, er findet es und ist glücklich dabei; der andre aber, dem nichts rechtzumachen ist, modelt dann die Umwelt, so gut er kann, nach seinem Idealbild und richtet sich eben schlecht und recht so ein, daß ihm das Dasein auch an dem Ort, den er haßt, erträglich wird — bis er ihn verlassen will, darf oder muß. Von den psychischen Unterschieden des Land- und Stadtaufenthalts und des Lebens in der kleinen Stadt wollten wir ja hier nicht sprechen, sondern nur von den wirtschaftlichen. Wir hätten sonst sagen müssen, daß durchaus nicht Unmoral und Großstadt, Moral und Kleinstadt oder Ländlichkeit gleichzusetzen sind. Mancher, der beides kennt, hat andre als die landläufigen Schlagwörter darüber in seiner geistigen Aktenmappe. Das Bemerkenswerte dabei ist, daß die Einwanderung eines Kleinstädters oder Landbewohners in die Großstadt fast immer einen Gewinn für die geistige und seelische Verfassung des großstädtischen Lebens mit sich bringt; während umgekehrt der Großstädter und noch mehr die Großstädterin, wenn sie in kleinere Verhältnisse kommt, ihre Großzügigkeit verliert, die Biederkeit aber dafür nicht gewinnt. Das sind Erfahrungen, die sich mir aufdrängten, für die ich aber die letzte psychologische Erklärung nicht weiß. Mag sein, daß es mit den Fragen von Fortschritt und Rückschritt zusammenhängt. Wirtschaftlich ist dagegen eine Abwanderung großstädtischer Tatkraft aufs Land und in die Kleinstadt fast immer von Vorteil gewesen; die Seele der Wirtschaft gewann selbst dort, wo die Seele des Menschen sich nicht mehr ganz zurechtrückte.

Nacht

Die Hunde bellen. In den Blättern rauschen
Nach schwülem Tage ungestüme Winde.
Noch lärmen Menschen, alle Sinne lauschen:
Noch ist die Stunde nicht, da ich mich finde.

Wenn endlich Stille sich im Garten breitet
Und auch der Nachthauch sanft in sich versinkt,
Vernehmlicher die Uhr, die taube, schreitet,
Vertiefter Glanz Glas, Holz, Metall durchdringt,

Die weißen Fensterkreuze sich erheben,
Die Bücher rings mich alle stumm betrachten,
Dann endlich wird mein qualgehetztes Leben
Zögernd sich auftun, traurig sich betrachten.

Rosen, ihr weicherstarrten, Wein, du Funkler,
Rauch, sanft verblauend, Bernstein, goldig trüber,
Ihr Schilder, Rahmen, Leuchter, Baum, du dunkler,
Unhörbar klingend hebt ihr mich hinüber.

Richard Schaukal



Joseph Ruederer

Geb. am 15. Oktober 1861, gest. am 20. Oktober 1915

Von Richard Graf du Moulin-Eckart



Die Epoche der deutschen Literatur, die durch den Krieg einen plötzlichen Abbruch gefunden, vielleicht auch nur einen scharfen und tiefen Einschnitt empfangen, hat unter ihren Jüngern weit mehr bewußte und unbewußte Romantiker, als man vermeinen möchte. Viele freilich hinderte falsche Scham, dem innersten Drange ihres Wesens sich fraglos hinzugeben und auf diese Weise ihre Begabung voll auszuschöpfen, andre wurden zu Feinden ihrer guten Fee und bekämpften sie mit dem Fanatismus des Konvertiten. Einer aber sagte ihr wehmutsvoll Lebewohl, um in die Welt hinein auf Wanderschaft zu fahren, sich mit offenen Augen umzutun, um gelegentlich zu ihrem alten, efeuumwachsenen Schlosse zurückzukehren und die Freundin seiner Jugend zu grüßen. Denn auch sie hatte ihn lieb, hat ihm von ihren besten Gütern mit auf den Weg gegeben, und zwar vor allem: die Heimatliebe und die Ironie, die beide in seinem Herzen besondere Gestalt gewannen. Das war Joseph Ruederer.

Die deutsche Literatur, oder sagen wir besser, die Öffentlichkeit kennt ihn vor allem als den unerbittlichen und warmblütigen Satiriker und als den Dramatiker von außerordentlicher Kraft, dessen zwei Komödien »Die Fahnenweihe« und »Die Morgenröte« trotz ihrem bajuvarischen Einschlag sich auf dem Theater behaupten werden, weil sie eben mehr sind, als man ihnen auf den ersten Blick ansieht: die eine ist der Typus der wahrhaftigen und echten Bauernkomödie, wie sie sein soll, und die andre der Geschichtskomödie, wie wir sie auf der deutschen Bühne brauchen und leider so selten finden. Sie sind geschrieben für ein Geschlecht, das die Wahrheit ertragen lernen muß und dadurch eine, sagen wir bürgerliche Katharsis erfährt. Sie sind noch mehr: die Zeugen einer kraftvollen Bodenständigkeit und zugleich mit ihrem Schöpfer geworden. Denn indem er sich selber von allen äußeren und inneren Hemmungen losrang und lernte, eigne Wege zu gehen, brach er auch als Dramatiker mit der stofflichen Schablone und legte sich seinen eignen Naturalismus zurecht. Das ist um so bedeutungsvoller, als er nicht durch die äußere Not zu all dem gezwungen wurde.

Denn wenn ein Mensch weich gebettet war und spielend seine Pflichten üben konnte, so war es Joseph Ruederer, der als angesehener Kaufmannssohn nur die Wege zu gehen brauchte, auf die ihn des Vaters Willen wies. Aber es war sein besseres Ich, das den wohlgezimmerten Kahn auf ruhigem Strome scheitern machte und ihn drängte, außerhalb der behaglichen Welt, in der er großgeworden, sich seine eigne zu schaffen. Er hatte auf seinen Reisen die Länder kennengelernt und zumal längere Zeit in Paris gelebt, das so vielen unsrer Führenden den Weitblick und vor allem erst recht den warmen Sinn für unser Vaterland gegeben hat. Er hat dabei seine Bildung ausgebaut und in den Geist der Geschichte sich vertieft. Sein Lieblingshistoriker aber war Treitschke! Wie denn auch der tiefste Kern seines Wesens ein heller, lauterer Patriotismus war. Den hatte er schon vom Vater, der die deutsche Entwicklung mit Freuden hat werden sehen und in echtem Gefühl der Heldenverehrung zu Bismarck aufblickte. Aber der Junge sah alles als der Sohn des bayrischen Hochlandes, und in den Bergen seiner Heimat ist er bei der Heimkehr von seinen kaufmännischen Irr- und Wanderfahrten genesen. Zu den Füßen der Zugspitze gründete er sich und seiner Familie das Heim, und nun begann eine Zeit von höchster Bergfreudigkeit. Man kann es in den Schriften des deutsch-österreichischen Alpenvereins nachlesen, wie viele Gipfel er als erster bestiegen hat. Und wie er das zu schildern weiß! Man muß ihn gesehen haben, den stattlichen Mann, wie er mit Bergstock oder Eispickel die Höhen nahm und wie sein Auge über die leuchtende Bergeswelt schweifte.

Da ist er vollends zum Dichter geworden.



Aber nicht zum reinen Romantiker, der von Berggeistern und Gletscherfeen sang, sondern »der sich auf sich selbst besann« und mit der engen Welt, die er eben trotzig und zornig verlassen, sich in tiefstem Ernste auseinandersetzte. So entstand sein Roman »Ein Verrückter«, in welchem er das Schicksal eines Lehrers mit aller Schärfe der Wahrhaftigkeit den staunenden Lesern vor Augen führte. Das war nicht bloß eine starke Probe der Begabung, sondern auch der Ausdruck einer starken, durch nichts zu beugenden Persönlichkeit. Und nun, da er sich gewissermaßen gesundgeschrieben hatte, erwachte auch sein köstlicher Humor und leistete ihm in der Maske der Satire die treulichsten Dienste. Sie war ihm für das, was er zu sagen hatte, Notwendigkeit. Aber ihn völlig unter ihre Herrschaft gebeugt hat sie nie. Und was er mit ihrer Hilfe vollendete, das waren in seinem Sinne alles Bausteine, freilich feste, granitne Hausteine für jene Werke, die er noch zu schaffen gedachte. An sich waren es kleine, in sich geschlossene Kunstwerke, die er in seinen »Tragikomödien«, auch in den »Wallfahrer-, Maler- und Mördergeschichten« gesammelt herausggb. Von den meisten darf man sagen, daß jede bedeutend und ein Problem mit Meisterschaft behandelt. An sich Erlebnisse, Stoffe, die der Tag ihm zutrug, die aber unter seinen rastlos arbeitenden Händen rein menschliche Bedeutung gewannen. Denn nichts ging aus seiner Werkstatt hervor, das er nicht mit fast selbstquälerischer Sorgsamkeit aufs feinste geglättet hätte. Was andern mangelt, das besaß er bis zum drückenden Übermaß: den künstlerischen Ernst. Er legte sich damit selbst prometheische Fesseln an. Denn gerade er, der seiner Intuition, besonders im Drama, sich rückhaltlos hingeben durfte, konnte sich im Umarbeiten und Feilen nicht genug tun. Dadurch haben seine Arbeiten zweifellos gewonnen, und diese künstlerische Durchbildung sichert ihnen die Unsterblichkeit. Aber infolge davon trat doch ein Teil seiner Schaffenskraft nicht in ihrer ganzen aufgespeicherten Fülle zutage, jenes Stück Th. Amadeus Hoffmann, das seinem Wesen innewohnte und, wenn er uns erhalten geblieben, in vollgeklärter Eigenart sicher noch zu vollem Durchbruch gelangt wäre. Denn die »Münchner Epoche« seines Schaffens, in welche die Novellen und Satiren, vor allem auch sein scharfer Theaterscherz »Auf drehbarer Bühne« gehört, hatte er mit seinem Buche über »München« selbst abgeschlossen.

Dieses ist gewissermaßen die groteske Fermate dieser eigenartigen und seltsamen Weisen. Es hat ihm wohl vor allem den Ruf als Satiriker verschafft. Und es hat ihm Freude gemacht, dieses merkwürdige Städtebild zu entwerfen. Ich sah ihn damals, wie er in dem verschneiten Dorfe Walchensee in einer kleinen, traulichen Stube des Försterhauses, wo er sich einquartiert hatte, an dem Buche arbeitete, nichts leicht nehmend, alles auf der Goldwage abwägend und doch mit einer köstlichen Freude, durch all das Gewühl hindurch den Weg zu dem Goldschatz seines München suchend, das er selbst so liebte — es ist das oft gesagt worden —, aber eben doch nur, soweit es echt und gut geblieben war im Sinne des gesunden Bajuvarentums, dem er freilich ein andres Denkmal zu setzen gewillt war und auch gesetzt hat: in seinem »Schmied von Kochel«. Denn was ihn zu diesem Stoff geführt hat, das war die tiefe, heilige Liebe zu seiner Heimat und die Freude an der unbändigen Kraft, die dieses mythische Urbild des bayrischen Bergbauern auszeichnet, und die es hinwiederum symbolisiert.

Als er mir zum ersten Male von dem Stoffe sprach und mir in großen Strichen das Bild seines Helden zeichnete, wie es vor seinen Augen stand, da sprach er's rückhaltlos aus: »Mich freut der Stoff ganz besonders, weil ich stolz darauf bin, daß der Mann mein Landsmann war!« Er kannte diese unverwüstliche, zähe Kraft und die rückhaltlose Tapferkeit, die in diesem Kriege nun in so leuchtender Weise zutage tritt und von Freund und Feind bewundert und gefürchtet wird. Aber der Dramatiker fand mehr und fühlte, daß er diese Seite seines Helden dem Epiker überlassen mußte. Und aus dem Mythus heraus war ihm die Gestalt entgegengetreten, zu einer mythischen mußte sie ihm wieder werden. Er lebte ja selbst so viel inmitten dieser schlichten und doch so phantasiereichen Bauernwelt: dort hat er die eigenartige mythische Verklärung des so tragisch geendeten Bayernkönigs, mit dessen Gestalt sein eignes Fühlen von Kind auf eng verwachsen war, werden



sehen. Er sagt selbst von sich: »Der unglückliche König stand wieder vor mir in all seiner Schönheit und Glorie. Ich sah ihn auf seinen geheimnisvollen Schlössern, sah ihn des Nachts bei Mondlicht und Fackelschein durch das Gebirge jagen und sah sein düsteres Ende im Starnberger See.« So lebte der König im Gebirge fort wie eine mythische Gestalt. Daran hat Ruederer angeknüpft und seinem Schmied etwas von dieser mystischen Liebe und Verehrung für seinen Fürsten gegeben, der freilich ein andrer war: Kurfürst Max Emanuel. Und so hat er aus dem Mythus heraus ein stark empfundenes Wirklichkeitsdrama geschaffen voll ergreifender Poesie und schöpferischer Kraft, für das die Zeit des Verstehens und Auferstehens sicher erst kommen wird.

Als Gegenstück dazu hatte er sich einen andern Helden gedacht, der in seiner Art doch mit jenem stark verwandt ist, den »Florian Geyer«. Das Schicksal hat ihm versagt, diese eigenartig düstere Gestalt in seiner Art zu beleben. Denn der Tag lockte ihn immer wieder von seinen großen, innerlich längst fertigen Werken ab. So hat er für das ehemalige Münchner Künstlertheater die Bearbeitung des Aristophanischen »Wolkenkuckucksheim« geschaffen, in der nun der Satiriker völlig das Wort hatte — ein Werk, ungemein reich an Einfällen und Schönheiten; freilich mußte auch er der Form den Tribut bezahlen. Und nachdem er den »Schmied von Kochel« beendet hatte, schrieb er eine Komödie, in der er das Wesen der Presse behandelte. Dieses Stück wird uns wohl aus dem Nachlaß des allzufrüh Dahingegangenen geschenkt werden: freilich nur wenig im Vergleich zu dem, was man von ihm noch hätte erhoffen dürfen. Aber gleichviel: was er geschaffen, ist ein schönes, reiches Erbe und wird bleibend sein. Und es kommt von einem Menschen, dem eigentlich nur die Befreiung von seiner selbstquälerischen Strenge gegen sein Schaffen fehlte. Denn als Persönlichkeit, als Gatte und Vater genoß er ein volles und man darf sagen vollverdientes Glück. Nun ist es erloschen mit seinem allzu kurzen Leben. Aber er hat gearbeitet — sub specie aeterni. Und diesem Wollen ward Erfüllung.

Die Mutter

Seitdem ist sie so seltsam still geworden,
So blaß ist ihr Gesicht und traurig ihre Augen,
Doch niemals wurde eine Klage von ihr laut.

Sie nahm es hin mit einem Seufzen,
Das wie ein großer, aber kraftgebrochner Schrei
Und wie ein Atmen der Erleichtrung war.

Ganz still war sie, nur ihre Lippen zitterten
Ein wenig, und in ihren schreckerstarrten Augen
Brach eine brennendheiße Träne langsam vor.

Sie fragte nichts und wollte auch nichts hören,
In ihrem Stuhl am Fenster saß sie lang und sann,
Doch ohne Tränen, ohne Worte, ohne Klage.

Seitdem ist sie so seltsam still geworden,
So blaß ist ihr Gesicht und traurig ihre Augen,
Doch stolz in ihrem Schmerz und königlich in ihrer Trauer.

Hans Fredersdorff





Wer will unter die Soldaten (Käthe-Kruse-Puppen)

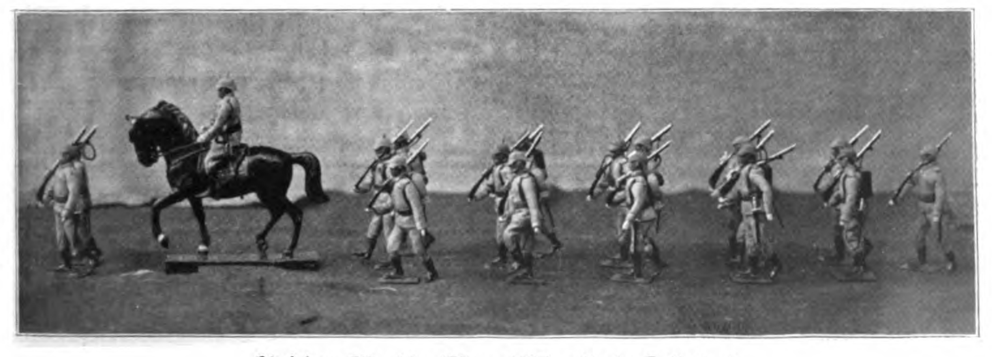
Handwerk und Kunstgewerbe

II

Puppen und Spielzeug

Auf dem nordischen Friedenskongreß, der vor einigen Monaten in Kopenhagen tagte, ist wieder einmal — höchst zeitgemäß, will uns scheinen! — gegen den verderblichen vaterländischen und kriegerischen Geist in der Kinderstube, besonders aber im Kinderspielzeug Sturm gelaufen worden. So hat sich z. B. ein Zeitungsmann aus Norwegen darüber ereifert, daß man die Kinder daheim und in der Schule Männer wie Nordenskjöld und Napoleon bewundern lehre, und ein leitender Schulmann aus Stockholm ist noch einen Schritt weiter gegangen, indem er die Forderung aufstellte, daß hinfort beim Schulunterricht in den geschichtlichen Büchern alle Schilderungen ausgetilgt werden möchten, die sich mit dem »großen Räuber Napoleon« beschäftigen. Den Vogel aber schoß ein dänischer Pfarrer ab, der gegen Eltern und Erzieher flammende Anklage erhob, weil sie noch immer duldeten, daß man den Kindern Zinnsoldaten und Holzgewehre zum Spielen gebe ... Mit solchen und ähnlichen »Kindereien« meinte man bei kommenden Geschlechtern der Anbahnung des »ewigen Friedens« vorarbeiten zu können!

Zum Glück kehren sich an solche Luft-



Auf dem Marsche (Neue Käthe-Kruse-Soldaten)



Deutscher (Neue Käthe-Kruse-Puppe)

gebilde und Hirngespinste weder unsre Kinder noch unsre Spielzeugwerkstätten. Vielmehr sind sie beide sich darüber einig, daß »Soldat- und Kriegspielen« zu den natürlichsten und unausrottbarsten Lustgefühlen der werdenden Menschenseele gehört, nicht nur deshalb, weil nach einem vielfach bestätigten Entwicklungsgesetz sich im Seelenleben des Kindes die Staffeln der allgemeinen Menschheitsgeschichte wiederholen, sondern weil in allem, was zum Krieg und Soldatentum gehört, so viel ursprüngliche



Österreicher (Neue Käthe-Kruse-Puppe)

sinnliche Reize für das kindliche Auge, die kindliche Einbildungs- und Nachahmungskraft liegen, daß nur die Natur selber sich damit vergleichen darf. Die Buntheit des Tuches und das Blitzen des Metalls an Wehr und Waffen tuen's nicht; im Gegenteil: alles spricht dafür, daß das gedämpfte Feldgrau sich genau derselben, wenn nicht noch größerer Beliebtheit in der Kinderstube erfreuen wird als die ehemalige Vielfarbigkeit der mit Unrecht so genannten »Uniform«. Jedenfalls haben sich, wie die



Eine Partie Skat (Neue Käthe-Kruse-Puppen)

an vielen Orten gesammelten Kriegskinderzeichnungen und die neuen Erzeugnisse unsrer Spielzeugwerkstätten beweisen, beide Zuständigkeitsstellen im Nu mit der neuen Erscheinung zu befreunden gewußt.

Noch vor anderthalb Jahren sah eine Kompagnie Falstaffrekruten in der Kinderstube so bunt zusammengewürfelt aus wie in der aus Käthe-Kruse-Puppen aufgebauten Szene »Wer will unter die Soldaten?« — heute gibt es für den kleinen Hindenburg oder Mackensen nichts Schöneres, als eine Marschkolonne so unscheinbar hinzustellen, wie das unser zweites Bild auf Seite 577, gleichfalls ein Erzeugnis der



Cerstegen-Puppen aus den Deutschen Werkstätten in Hellerau

Kruse-Werkstätten, zeigt. So unscheinbar und so — wirklichkeitsgetreu. Namentlich in allem, was marschieren, exerzieren, attackieren heißt. Denn, muß man wissen, diese Feldgrauen können nicht nur, dank einem ebenso einfachen wie sinnreich erfundenen und geformten Fußgestell, aufrechtstehen, sitzen, hocken, knien und liegen, sie können auch die Beine heben — »Rechten, Linken, Speck und Schinken!« —, das Ge-



Wörlein-Puppen aus den Deutschen Werkstätten in Hellerau

wehr schultern, es am Riemen über die Brust hängen, anschlagen und zielen, das Seitengewehr aufpflanzen, ihr Gepäck ablegen, zu Pferde steigen und sich eingraben. Bei Friedmann & Weber, im Hohenzollern-Kunstgewerbehaus in Berlin, sah man im Oktober sogar ein ganzes Lager aus solchen Puppen aufgebaut — ein Gefangenenlager, denn sie sollten doch möglichst alle in die Erscheinung treten, die neun oder zehn Nationen, die Frau Käthe Kruse im Kriegsjahr 1914/15 aus ihrer neuen Werkstatt in Potsdam in die Kinderstuben ausschickt: Deutsche, Österreicher, Russen, Franzosen, Engländer, Belgier, Turkos, Zuaven, Serben — wo aber könnte man die ganze Gesellschaft besser zusammenhaben als in einem deutschen Gefangenenlager! Daß sich auch kleinere und friedlichere Szenen mit bescheideneren Mitteln aufbauen lassen, beweist die »Partie Skat« auf Seite 578.

Nach ganz andern Grundsätzen sind die Terstegen- und Wörlein-Puppen (s. die beiden Abbildungen auf S. 579) geschaffen, die von den Deutschen Werkstätten in Hellerau auf den Markt gebracht werden. Hier waltet die freie Phantasie des Künstlers oder der Künstlerin, wenn auch Anlehnungen an volkstümliche Trachten oder typische Erscheinungen des Märchens, der Sage oder der Kindererzählung gesucht werden mögen. Die Phantasie des Künstlers erfindet und gestaltet, die Phantasie des Kindes soll angeregt und beschäftigt werden. Der Stoff selbst, das Tuch oder der weiche Filz, sorgt für eine der allzu betonten Naturnachahmung ausweichende Vereinfachung der Formen und damit zugleich für jene bequeme und wohlige Handlichkeit, die beim Spielen eine so große Rolle »spielt«. Der Münchner Einfluß, der das Possierliche so liebt, manchmal aber auch schon ins Groteske und Karikaturenhafte entgleist, ist unverkennbar. In den Figuren des Münchner Puppenspiels war dafür eine langjährige, kräftige Überlieferung zur Hand. Man mag bei einigen dieser Gebilde, wie z. B. den heiligen Königen und dem Hanswurst, die Befürchtung nicht ganz unterdrücken können, als sei hier dem Humoristischen schon etwas zu viel des Guten geschehen — die Erfahrung der Kinderstube bestätigt aber immer wieder, daß sich die Kinderhände und Kinderherzen überraschend schnell mit solchen »Ungeheuern« befreunden. Es ist das derselbe aus herzhaftem Mut und leisem Grauen gemischte Zug, der ihnen den bösen Wolf so lieb und vertraut macht und bewirkt, daß ein so grimmiger Gesell wie der Teddy-Bär schon nach einem Stündchen Greinens als Bettgenosse mit in den Schlaf genommen wird. E. W.

O du selige ...

Zwischen der Menschen eiligem Lauf
Bauen sich Tannenwäldchen auf,
Heimatlich duftend, festlich und still
Halten sie Wacht in dem Großstadtgeschrill,
Warten auf Hände, die liebend sie schmücken,
Warten auf Tage, die uns beglücken.

Tage des Glückes am scheidenden Jahr!
Lichterbäumchen mit goldenem Haar!
Auf sel'ges Beglücken wartet auch ihr,
Auf liebende Hände — wie wir, wie wir ...
Schleicht doch die Sehnsucht durch jedes Haus —
Löscht schluchzend die süßesten Lichterchen aus.

Spricht aber die Tanne mildleuchtenden Scheins:
Deutsche Seele, heut sind wir eins.
Schmücke nicht mein schlichtes Gewand
Mit Gold und Silber und schimmerndem Tand.
Nur vom Segen der Liebe schwer
Bleibe kein hängendes Zweiglein leer.

Hören wir auch des Sturmes Stöhnen
Durch unsre herrlichsten Wälder dröhnen —
Denke, wir sind von derselben Art:
Für lichtlose Tage aufgespart ...
Ich fülle dich liebreich mit seligem Schein —
Du trag' ihn ins Herz der Menschheit hinein.

Otto Riemasch



Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Zeitgeist und Theater — Kleine dramatische Kriegsdichtungen: »Aussaat« von Leo Sternberg; »Abschied« von Otto Erich Schmidt; Requiem von Hans Franck; »Krieg« von Woldemar Oskar Döring; »Der Umweg zum Tod« von Rolf Lauckner; »Aus dem großen Kriege« von Carl Hauptmann; »Preußengeist« von Paul Ernst — »Komödie der Worte« von Arthur Schnitzler — »Die selige Exzellenz« von Rudolf Presber und Leo Walther Stein — Shakespeares »Sturm« — Schillers »Maria Stuart« — Strindbergs »Vater«

ie Künste, die bildenden so gut wie die redenden, mögen sich gegen den Krieg sträuben, sie tun vielleicht sogar klug daran, sich dem Braus und Graus des waffenklirrenden Tages zu versagen, was sie aber nicht verschmähen dürfen, wollen sie nicht Selbstmord begehen oder sich zu einem kümmerlichen Dasein im Schmollwinkel verurteilen, das ist der Bund mit dem neuen vaterländischen Zeitwillen, der als Erbe der Gegenwart und als Fortinbras einer noch größeren Zukunft aus dem Schoße dieses Krieges geboren wird. Diese Gemeinschaft läßt sich weder spotten noch übersehen; Großes und Kleines wird dereinst an ihrer Erfüllung oder Vernachlässigung gemessen werden. Dagegen hilft alles Pochen auf Freiheit und Selbstherrlichkeit nicht: die neugegründete und neugerichtete sittliche Ordnung, die unzerstörbare Grundlage, auf der das machtvoll aufsteigende deutsche Volkstum ruht, setzt auch bei der freiesten Kunst ihre Forderungen durch und bindet sie an das Gesetz des nationalen Willens. Nicht bloß im Sinn und Gehalt, auch in der Erscheinung und Form. Die heldisch stimmende Lebenskraft dieser Tage fordert gebieterisch ihren Widerhall auch in der Dichtung, in der dramatischen vielleicht nicht zuerst, da sie es ist, die von allen Dichtungsgattungen am wenigsten die gesättigte Reife und Sammlung entbehren kann, aber dereinst gewiß am strengsten und unerbittlichsten. Eine Fastenzeit wird ihr schon deshalb guttun, weil sie sich, bevor sie ihrer neuen Aufgabe entgegenschreitet, erst von all den Eitelkeiten und Auswüchsen befreien muß, die in der langen Zeit fauler Ruhe den geraden Stamm ihres Wesens entstellt haben: von dem geilen Schönlingstum, das ihre gesunde Rinde zerfressen hat, von den fremdländischen Schmarotzerpflanzen, die sich bei ihr eingewuchert haben, von dem zerstreuenden Ausstattungsprunk, der ihren Wurzeln so viel Säfte entzieht. Dann erst wird sie recht vorbereitet sein für die neuen Forderungen, die der neue Entwicklungsabschnitt unsers völkischen und staatlichen Lebens an ihre Gestaltungskraft stellt; dann erst wird sie reif sein für den Gedanken, daß es keine höhere Krone für sie gibt, als im freien Dienste des Staatsgedankens dem Sinn und Ziel des großen Erlebens von weithin sichtbarer Stätte allgemein ergreifenden und verklärenden Ausdruck zu verleihen.

Ich weiß wohl, das sind Träume der Zukunft; *wann* sie Wirklichkeit werden, ob wir heute auf der Mittagshöhe des Lebens Stehenden noch etwas von ihnen in Fleisch und Blut wandeln sehen werden, das ist eine bange Frage, auf die der Augenblick noch keine Antwort hat. Einstweilen stecken wir noch tief in der weichlich-sentimentalen Vorstellung, daß Krieg und Kunst, Schlachtenlärm und dramatische Dichtung unversöhnliche Feinde seien, mit dem gleichen Paradiesesfluche belastet wie Schlangen- und Weibessamen. Zwar hat Heinrich Stümcke in einer ebenso kenntnisreichen wie umsichtigen und fleißigen Schrift (Oldenburg, Schulzesche Verlagsbuchhandlung), die nach allen Seiten hin das wechselvolle Verhältnis von *Theater und Krieg* erörtert, eine lange Liste von Stücken aufgeführt, die sich den gegenwärtigen Weltkrieg zum Gegenstand nehmen, und in einer besonderen sorgfältigen Untersuchung all die dramatischen Werke gemustert, in denen sich Deutschlands große Kriege widerspiegeln oder die Schlacht als wirkende Kraft auf der Bühne erscheint, aber über Bericht und Erörterung zu einer lebendigen Forderung ist auch dieses sonst so dankenswerte Buch nicht hinausgedrungen.

Aber doch — *eine* Lerchenstimme wenigstens, die den kommenden Frühling verkündet, läßt sich schon heute hören. Es ist ein Lyriker, der diesen Weckruf in die Welt schmettert; aber Lyriker hatten ja von jeher den Beruf, dem Werdenden als Boten voranzufliegen. In Belgien ist zur Erheiterung und Erhebung unsrer Soldaten

von der »Bildungszentrale beim Generalgouverneur« ein ständiges deutsches Theater ins Leben gerufen worden, das von Dr. Jaeschke, dem Direktor der städtischen Bücher- und Lesehalle in Düsseldorf, zurzeit Abteilungsvorsteher der Bildungszentrale vom Rhein-Mainischen Verband für Volksbildung in Frankfurt a. M., geleitet wird, und das sich zum Ziele gesetzt hat, dem guten volkstümlichen Schauspiel besondere Pflege zu widmen, sowohl dem klassischen, soweit es die beschränkten Räume des kleinen Parktheaters in Brüssel gestatten, wie auch dem modernen. Die Eröffnungsvorstellung brachte einen Deutschen Abend, an dem drei Fastnachtsspiele von Hans Sachs, also echt deutsche Gaben kerniger volkstümlicher Laune, den Auftakt zu »Wallensteins Lager« bildeten. Umrahmt aber wurden diese Darbietungen von einem eigens zu dem Zweck gedichteten Weihe- und Erläuterungsspiel, das sich »Aussaat« nennt und unsern Mitarbeiter Leo Sternberg zum Verfasser hat.

Die Frage, die uns daheim bewegt, schweigt auch draußen nicht: Was soll die Kunst in der Nachbarschaft der Schützengräben? Sind wir Barbaren, wenn wir im Umkreis der Feuerlinien auf die Gaben der Kunst verzichten, oder sind wir es im Gegenteil, wenn wir in der seelischen Spannung großer Schlachten mit Hans Sachsens fahrendem Schüler ins Paradies, mit Schillers Gustel von Blasewitz vor die Stadt Pilsen und mit Freytags Piepenbrink auf den Maskenball ziehen? Sternbergs Spiel, das seinen Schauplatz in Belgien während der deutschen Besetzung hat, schlichtet diese Bedenken, die wir nach deutscher Art wohl gar zu Zweifeln des Gewissens und der Sittlichkeit machen möchten, mit der freien, heiteren Entschlossenheit des Dichters. Ein handfester deutscher Soldat führt die deutsche Muse als »Spionin« auf die Bühne, gefesselt, ihres Blumenkranzes und Zauberstabes beraubt, verwirrt und entsetzt über den Waffenlärm, in dem sie ihr Dichtervolk nicht mehr wiederzufinden meint: »Volk des Gemüts, wo bliebst du? Wo sind Herz und Geist?« — »Unterm feldgrauen Rock«, antwortet der Soldat und verkündet ihr stolz, daß hier aus dem Geschlecht der deutschen Träumer ein einziges graues Heldenvolk der Tat geworden ist. So könne sie also gehen, grollt die Muse: »So wirft man die gebrauchte Leiter fort, auf der man zu den Sternen aufgestiegen?« Da aber — was ist das? Ein deutsches Lied erklingt, als walte rings statt des mörderischen Kampfes vollmondbeschienener, sternenüberglänzter Dorffrieden, und wie sie näher zusieht, erkennt die Erstaunte säende Soldaten, die mit liebender Gebärde, als wären sie in der Heimat, ihre goldenen Körner in die Furchen des Feindeslandes streuen. Und da kommt auch schon der Geist der Gegenwart in eisenfarbenem Gewand und blutrotem wallendem Mantel leibhaftig auf sie zu. Sie will fliehen, denn sie fühlt sich klein vor dieser gewaltigen Erscheinung, dann aber kniet sie vor ihr nieder und küßt ihre Hände. Die Gegenwart wehrt diese demütige Huldigung ab: nichts Übermenschliches, nichts Wunderbares verkörpere sich in ihr, ihr Thron stehe nicht auf Wolken, ihr Haus erhebe sich fest und breit auf der Erde, ihr Reich sei das der Pflicht, der Arbeit, der Tat, der eisernen Wirklichkeit, ihre Helfer Technik und Wissenschaft, Tapferkeit, Wagemut und Feldherrnkunst. Mit flammenden Worten schildert sie die Welt dieser neuen krieg- und kampfgestählten Schönheit, in der es nichts mehr von Traum und Märchen gibt. Aber die Muse soll deshalb doch darin willkommen sein. Denn sie bringe zu der Erfüllung die — Sehnsucht, die wir bei all unsern Errungenschaften nicht entbehren können. Das ist Trost und Erlösung für die Gekränkte, hat sie nun doch wieder ihren Beruf:

... Wie dort die Säer gehn,
In kampfzerfurchte Felder Korn zu sä'n,
So will ich in die aufgepflügten Seelen
Den Samen streuen hinterm Kampfeswagen
Und mir das blutgedüngte Land erwählen,
Ein fliegend Feldtheater aufzuschlagen,
Zum Göttlichen, für das wir ausgezogen,
Hinüberspannend seinen Regenbogen ...

Der Geist der Gegenwart, so schreckenvoll und ungeheuer sein Reich ist, erklärt sich doch gern bereit, der Andern mitten in dem Weltenfeuer eine stille Schönheitsinsel zu lassen, wo der Fieberaufruhr der wunden Sinne Ruhe finden kann:

Bezaubre du auch mich! Denn sieh, mit Minen
Und Festungsbrechern, Panzern und Maschinen
Will ich nichts anderm als dem Frieden
dienen —



Bis du die Bühne deines Wirkens weitest
Und zu mir auf die Weltenbühne schreitest,
Den Waffensieg durch einen Sieg des Schönen
Vollendest, um den deutschen Geist zu krönen.

Denn, wie es in dem kurzen Nachspiel heißt, Soldat und Dichter sind sich nah verwandt, und nichts verbürgt so sicher unsern endlichen Sieg als dieser innige Bund zwischen Schwert und Leier, Krieg und Kultur.

Was Sternberg da geschaffen hat, ist gewiß kein großes dramatisches Kunstwerk, aber es ist ein dichterisches Bekenntnis, das in edler und doch volkstümlicher Form über seinen Entstehungsanlaß hinaus allgemeinen Gedanken und Gefühlen der Zeit zur Befreiung verhilft. Man sollte auf derartige Gelegenheitswerke, die die Brücke zwischen daheim und dem Felde schlagen, sorgsamer achten. Es finden sich gerade jetzt so viele gesellige Kreise, die dankbar dafür sind, durch solch ein Band gemeinsamer Freude, Trauer und Tröstung mit denen verbunden zu sein, die für sie wachen, kämpfen und leiden. Mir hat leider die Zeit dazu gefehlt, planvoll nach solchen Stücken zu fahnden; aber schon unter den von Stümcke aufgezählten Zeitschöpfungen, so wahllos sie zunächst zusammengestellt sein mögen, wird sich bei näherer Prüfung manches finden, was die für »aktuelle« Kriegsstücke übliche Verachtung nicht verdient. Hier nur ein paar flüchtige Hinweise und Winke, wie der Zufall des Findens sie mir an die Hand gibt oder auch jene halb unbewußte heimliche Zuneigung, die in solchen ernsten Tagen ohne unser Zutun wie Tau vom Himmel fällt und für die man nun doppelt dankbar ist.

Den Abschied des Sohnes vom Elternhause, von Vater und Mutter, von der Geliebten und vom Bruder hat uns Otto Erich Schmidt in ein paar lyrisch-dramatischen Bildern gemalt, die in schlicht menschlichen Zügen, und doch mit einer schier religiösen Verklärung ins Ewige, die Gefühle der Trennung, des Opfermuts und der Todesbereitschaft zum Ausdruck bringen:

Eure Liebe wird mich begleiten.
Bleibt mir gesund. Ich schütze das Haus. —
Hätt'st du uns, Gott, nicht dieses Lieben
In unser Herz gegossen, so würden
Wir uns nicht opfern. So lassen Haus wir,
Eltern, Geschwister, Geliebte plötzlich.
Sehen vielleicht nie wieder den ruhigen Abend
Und die hellblauen Himmelswogen. —
Oder sind ihnen näher — — wer weiß ...

Der Hauch reinen deutschen Jugendgefühls ist in der kleinen Dichtung (»Abschied«; Leipzig, Verlag der Weißen Bücher), und so könnte ich mir denken, daß sie auch bei einer Aufführung mit ihrer edel-natürlichen Menschlichkeit zu der Jugend am eindringlichsten sprechen würde. — Ein Kriegs-Requiem haben wir von Hans Franck (Sonderdruck des Rheinischen Frauenklubs in Düsseldorf), eine Dichtung voller Weihe und Tiefe und einer lyrisch-dramatischen Sprachkraft, daß wir ihr wohl die Vertonung wünschen möchten. Unser Novemberheft hat eine Probe daraus gebracht.

Weiter ist mir ein Drama »Krieg« von Woldemar Oskar Döring begegnet (Schönberg i. M., Lehmann & Bernhard) — auch das gewiß kein großes, überwältigendes Kunstwerk, in der inneren Handlung nicht immer überzeugend und in der Sprache nicht ohne papierne Wendungen, aber doch ein Ansatz, ein erster Funke von der starken, erschöpfenden Gestaltung des neuen Lebens- und Sittlichkeitsgefühls, die wir von der Dichtung der Zukunft, insbesondere der kommenden deutschen Dramatik fordern müssen. Hier wird — zum ersten Male, soweit ich sehe — der tragische Zwiespalt zwischen der selbstgenügsamen Künstlerseele und dem neuen vaterländischen Allgemeingefühl, der selbstlosen Hingabe an das große Ganze darzustellen gesucht. Mit der Heilung des Malers, den erst der heilige Opfermut, die erhabene Größe und Schönheit seines gegen eine Welt von Feinden kämpfenden Volkes aus den Banden seines Trotzes und Stolzes, seiner Ichsucht und Selbstvergötterung befreit und damit den Anschluß an die Zeit gewinnen läßt, gehen Hand in Hand zwei andre seelische Genesungen in seinem Hause; und gerade diese enge Verschlingung des besonderen, ein trotziges Mannesherz tief umpflügenden Zeiterlebnisses mit den urewigen Seelengeschicken der Menschen gibt dem kleinen Drama einen so freien Aufschwung und einen so vollen Nachhall in unsern Herzen.

Noch unmittelbarer aus den täglichen Stimmungs- und Gedankenkreisen des großen Krieges holt sich Rolf Lauckner seine Stoffe für die fünf kleinen Dramen,



besser Dialoge, für die er den Titel des ersten, im deutschen Gefangenenlager auf Korsika spielenden Stückes »*Der Umweg zum Tod*« als Gesamtbezeichnung gewählt hat (Stuttgart, Cotta). Hier will es mir doch fraglich erscheinen, ob es für die stark realistische Form, die in diesen Szenen und Gesprächen oft etwas Herabdrückendes hat, heute schon an der Zeit ist.

Auch an *Carl Hauptmanns* sieben dramatische Szenen »*Aus dem großen Kriege*« (Leipzig, Kurt Wolff) möchte ich in diesem Zusammenhange wieder erinnern, obwohl sie trotz ihren aus der jüngsten Gegenwart entnommenen realistischen Stoffen, wie alles, was von diesem älteren Bruder des Weber- und Hannele-Dichters kommt, aus dem Gedanklichen nicht recht in Tat und Handlung hinausgewachsen sind.

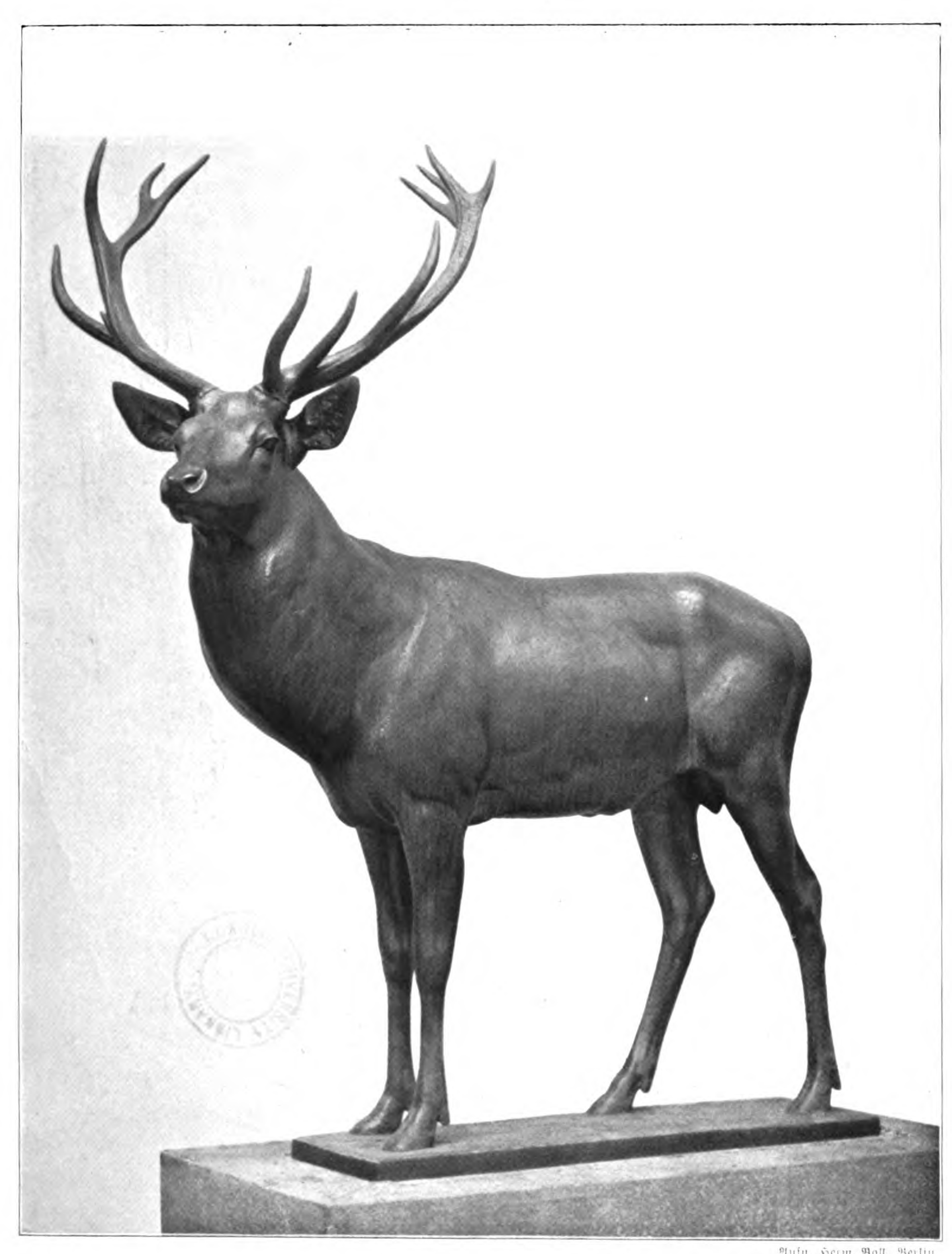
Diese Neigung zum Didaktischen teilen sie mit *Paul Ernsts* knappem Versdrama »*Preußengeist*« (Leipzig, Reclams Universalbibliothek), aber auch aus diesem Schauspiel, das seinen Konflikt aus dem harten Widerstreit zwischen König Friedrich Wilhelm I. und dem jungen Kronprinzen Friedrich schöpft, steigen Gedanken, Erkenntnisse und Gewissensbilder empor, die sich aufs innigste mit der großen Bewegung unsrer Zeit berühren. Des Königs strenges Pflicht- und Verantwortungsgefühl, seine auch gegen das eigne Fleisch und Blut unerbittliche Hingabe an Staat und Volk und die an diesem erhabenen Preußengeist wie an Kattes menschlich freiem und hohem Opfermut sich emporrankende Selbstüberwindung des Kronprinzen — wie sollten diese aus Not und noch größerer Notwendigkeit geschmiedeten Tugenden heute nicht mit ehernen Zungen zu uns reden! Das dreiaktige, mit wenigen Mitteln überall leicht zu spielende Drama hat zu Kaisers Geburtstag 1915 am Weimarer Hoftheater seine Uraufführung gehabt; es verdiente auf noch recht vielen Bühnen zu erscheinen, wo man den starken vaterländischen Stimmungen dieser Tage Erlösung und Widerhall schaffen möchte.

Denn was das Kunstschaffen der Gegenwart, was zumal unsre bekannten, namhaften Dramatiker dem Spielplan sonst bieten, verträgt sich meist nur schlecht mit dem, was unser aller Herzen im Innersten erfüllt und was auch dann nicht schweigen mag, wenn Kunsttrieb oder das natürliche Verlangen nach geistiger Zerstreuung und Erholung uns ins Theater führt. Wir drängen die Säumigen sowenig, wie wir ihre vaterländische Gesinnung und das Bewußtsein ihrer Verantwortung vor ihrem Genius und ihrem Volke — beide seien eins! — beargwöhnen. Aber nicht immer wird es einem ganz in diesem heiligen Allgemeingefühl flammenden Herzen leicht, über ihre — Neuheiten zu berichten.

Komödie der Worte« nennt *Arthur Schnitzler* seine neue vom Lessingtheater aufgeführte Einakterreihe (Buchausgabe bei S. Fischer in Berlin), und dieser echt Schnitzlersche Titel klingt wie eine bittere Selbstkritik all solcher Wortgefechte und Silbenstechereien in dieser tatenschwangeren Zeit. Aber der eingestreute Selbstspott kann uns nicht täuschen: der Dichter des »Anatol« und des »Schleiers der Beatrice«, der es so ernst nimmt mit Masken und Hüllen, glaubt auch hier mit dem Schall der Worte, wenn auch auf dem Umwege der Ironie und der Skepsis, etwas Tieferes vom Menschenschicksal, vielleicht sogar einen Fetzen von »der Gottheit lebendigem Kleid« zu erhaschen. »Wir spielen immer«, lautete einst sein Bekenntnis; so scheint es auch noch jetzt zu lauten.

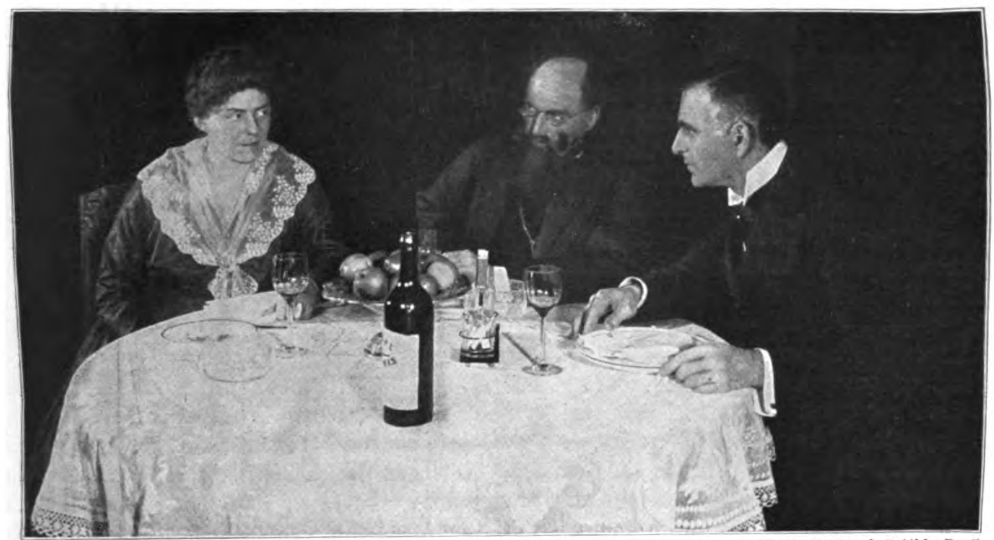
»*Stunde des Erkennens*« — für Mann, Frau und Freund schlägt sie in dem Augenblick, da die Tochter, das Band des notwendigen Zusammenhaltens, der Riegel des Schweigens, als Jungvermählte aus dem elterlichen Hause gegangen ist und der Freund sich anschickt, als Kriegsarzt der Schlacht und Pest entgegenzufahren. Denn nun gesteht Frau Klara, die Gattin des Doktors Eckold, dem abschiednehmenden Professor Ormin, daß sie ihn heimlich geliebt, sich ihm aber versagt und einem andern, minder Verwöhnten mehr aus Mütterlichkeit als aus Liebe geschenkt habe, weil sie sich zu dem Opfer der Trennung von Mann und Kind, das der Ernst ihrer Leidenschaft von ihr gefordert hätte, nicht gewachsen fühlte. Diesem verspäteten Wortbekenntnis folgt, kaum daß der enttäuschte Freund den Rücken gekehrt hat, ein andres aus dem Munde des Ehegatten. Schon zehn Jahre lang hat Doktor Eckold die Gewißheit von der Untreue seiner Frau mit





Aufn. Herm. Boll, Berlin

Johann Robert Korn: Hirsch



Aufn. Sander & Labisch, Berlin

Lina Lossen, Albert Bassermann und Max Landa (Prof. Ormin) in Schnitzlers »Stunde des Erkennens« (Lessingtheater)

sich herumgetragen, aber erst jetzt öffnet er die Lippen, weil auch er in Gegenwart der Tochter den äußerlich ruhigen Lauf ihrer Existenz nicht unterbrechen, nicht eine so tiefgreifende Erschütterung der Lebensverhältnisse herbeiführen wollte. So eng die Gatten auch all die Jahre zusammen gelebt haben, so zärtlich sie scheinbar miteinander waren, im Grunde seiner Seele hielt sich dieser Rächer seiner Ehre von seiner Frau getrennt und lebte mit allen Fibern dem Tage der Vergeltung entgegen, der nun endlich gekommen ist. Die Schmach, die er sich von ihr angetan meint, ist in seinen Augen um so größer, weil sie, wie er glaubt, ihre Liebe dem schenkte, der im vollen Glanze des Erfolges und Ruhmes stand, während ihm das Schicksal nur die bescheidene Existenz eines praktischen Arztes gönnte. Er meint Ormin, er bildet sich ein, daß der auch hier sein glücklicher Rivale war. Die Angeklagte öffnet schon den Mund, ihn über seinen Irrtum aufzuklären — da durchzuckt sie der Gedanke, daß ihr ja gerade dies teuflische Mißverständnis die Waffe in die Hand gibt, die Erniedrigung der zehn Jahre, wo sie ihres Mannes »Geliebte«, nicht aber seine Frau war, ihrerseits zu rächen. Deshalb läßt sie ihn in dem Irrtum, einem Wahn, der die kleine, neiderfüllte Seele auf die Dauer am tiefsten wurmen wird, und geht ohne ein Wort der Aufklärung aus dem Hause. So übergiftet das Schweigen das Gift der Worte ... Die Künstelei dieser ehelichen Abrechnung würde sich in ihrer ganzen kalten Blöße und Windigkeit enthüllt haben, wenn Schnitzlers glänzender Dialog, ein Meisterstück seelischer Anatomie, es nicht fertigbrächte, mit immer neuen Wendungen, immer neuen Verschränkungen zu überraschen und zu spannen. Und dann: neben Albert Bassermann, einem Musterbild ehrverbohrter Kleinseligkeit, stand Lina Lossen! Dem bis ins kleinste und feinste beseelten Spiel ihrer Augen und Mienen glaubte man alles, jede leiseste, noch so flüchtige Abschattung des Gefühls und der Empfindlichkeit — nur den Ehebruch ihrer Vergangenheit nicht. So ward sie, aus höherem Zwang der Natur, bei aller Hingabe an ihre Aufgabe zugleich eine unerbittliche Richterin des Stückes und seiner psychologischen Voraussetzungen.

»Die große Szene«: natürlich ein Schauspielerstück. Ein berühmter, von aller Welt verwöhnter Mime, der eben feierlich allem Lügenkram abgeschworen hat und dem zum Lohn dafür seine Frau zurückgekehrt ist, läßt sich schon im nächsten Augenblick so von den alten eitlen Lockungen seines Handwerks hinreißen, daß er einem braven Kerl, dem er in schmählichster Weise die Braut verführt hat, eine seinen eifersüchti-

gen Argwohn einlullende Komödie vorspielt, eine wahre Teufelsmischung aus Verstellung, halber Wahrheit und abgefeimtem Betrug. Seine Frau, die aus dem Nebenzimmer alles mit angehört hat, ist angeekelt von diesem Menschen, dem Liebe, Betrug, Mord in der Wirklichkeit nicht schwerer wiegen, als wenn sie in einer seiner Rollen stünden. »Ein Mensch — er? Ein tollgewordener Hanswurst, der, wenn's sich einmal so fügt, auch bereit ist, einen Menschen zu spielen — aber kein Mensch.« Sie will von ihm, für immer — aber da liegt er vor ihr auf den Knien, flehend, bettelnd: nur wenn sie da sei, könne er heute abend den Hamlet spielen. Und sie vergibt ihm, dem großen Kinde, dem unverantwortlichen Jungen. Was anders sonst als unendliche Güte und Liebe einer Frau könnte sich eines solchen Unverbesserlichen erbarmen? ... Es fragt sich nur, ob dies Bild des Schauspielertums wirklich noch seine Heimat im Reiche der Kunst, also doch eines menschlichen Höhenreiches, hat, wie Schnitzler meint und will, oder ob es dem verstaubten und verkommenen Komödiantentum angehört, einer Zeit, wo man Genie mit Erbärmlichkeit und Unreife zu verwechseln geneigt war. Auf dem Theater freilich machte gerade dies Stück, das mittlere der drei, das Glück des Abends. Bassermann als der große Mime Konrad Herbot, dem die andern eigentlich nur die Stichworte bringen, hatte wirklich seine »große Szene« und war bei allem routinierten Theaterschmiß von einer zuweilen geradezu rührenden, hinreißenden Jungenhaftigkeit voller Laune und Feuer.



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Albert Bassermann (Konrad Herbot) und Else Bassermann (Frau Sophie Herbot) in Schnitzlers Einakter »Große Szene« (Lessingtheater)

»Das Bachusfest«: eigentlich nur noch ein Füllsel, eine Zugabe. Ein nach sechswöchiger Abwesenheit aus der Sommerfrische heimkehrender, geistig und körperlich gleich überlegener Schriftsteller holt sich mit ein paar bald kalten, bald heißen Hieben siegesgewisser Dialektik seine Frau — ein rechtes Gänschen übrigens — aus der sommerlichen Dummen-Jungen-Zärtlichkeit eines Sportsmannes zurück und schickt ihn selbst mit der antiken Anekdote von dem Bacchusfest, das jungen liebebedürftigen Leutchen wohl ein einmaliges freies Beieinander gewährte, für das zweite Mal ihnen aber nur die Wahl zwischen Tod oder — ewiger Vereinigung vergönnte, mit dem nächsten Eilzug nach Paris ... Hier haben Worte einmal das drohende Gewitter vertrieben und die Situation gerettet. Dafür aber — und das ist der besondere Fluch dieses auch durch Bassermanns Fechtergewandtheit nicht zu rettenden Stückes, wie es das Verhängnis der ganzen Dreiheit ist — bleiben es auch wirklich nur Worte. Mit den Künsten eines geistreichen, eben nur dem Augenblick genügenden Dialogs ist Verdienst und Wirkung dieser Stücke erschöpft. Sobald man von ihnen weg wieder dem Antlitz der Zeit gegenübertritt, kommt etwas wie Scham über einen, daß man sich auf ihrem schwanken Kahn auch nur für ein Stündchen aus der großen Wirklichkeit hat entführen lassen.

Vor Rudolf Presbers und Leo Walther Steins neuem Lustspiel »Die selige Exzellenz« geht es einem nicht anders. Ein hübscher und ertragversprechender Theatereinfall, den begabten und einflußreichen Minister, der sie alle am Bändle hatte, auch nach seinem Tode weiter die Fäden der Hofgeschicke lenken zu lassen, indem seine vertraute Freundin Frau von Windegg (mit Hilfe eines versiegelten Konversationslexikonbandes) aus seinem Nach-

laß ein Tagebuch ans Licht fördert, das an Offenheit gewiß nichts zu wünschen übrigläßt. Der Einfall wird noch lustiger, wenn man sieht, daß die Schranzen, die sich eben noch an der Bahre des toten Löwen so gespreizt und gebläht haben, vor dem Popanz zu Kreuze kriechen und sich den Plänen der menschenfreundlichen Egeria gefügig erweisen. Nur schade, daß diese Pläne nicht viel höher fliegen, als die Spatzen im modernen deutschen Lustspiel für gewöhnlich: die glücklich bewerkstelligte Verlobung des schon halb in Ungnade gefallenen Privatsekretärs der seligen Exzellenz mit dem Kanzleiratstöchterchen, dem üblichen schnippisch-sentimentalen Schwankbackfischlein, und die gleichfalls unter Hymens Segen vollzogene Ehrenrettung der Frau von Windegg vor versammelter Hofgesellschaft — das ist alles, was bei der Wanderschaft des Konversationslexikons (Band 14: Rotkohl bis Soxhlet) herauskommt ... Uns wäre es erwünschter gewesen, wenn Presbers menschliche Liebenswürdigkeit und artiger Humor die Zügel der Handlung und damit auch der Charakterschilderungen weniger gefügig dem kalten Theatergeschick seines Gefährten überlassen hätte, mögen auch in Hans Junkermanns Hofmarschall, einem geprellten Fuchs der kleinstaatlichen Diplomatie, und in Ilka Grünings Baronin, einer in Ehren grau gewordenen Intrigantin, zwei Typen auf die Bühne kommen, an denen man sein redliches Ergötzen haben kann. Köstlich ist jedenfalls die Szene, wie zu Schluß des Stückes die beiden alten Sünder eng beieinander am Kamin hocken und die verkohlten Fetzen des großmütig verbrannten »Tagebuches« aus der Asche holen. »Können Sie noch was entziffern, Baron?« — »Ja!« Und er buchstabiert: »... Auffütterung der Kinder heraus. Hierher gehören auch seine Untersuchungen über die Unterschiede zwischen Kuh- und Frauenmilch ...« Merkwürdig, was die selige Exzellenz in ihren Mußestunden alles getrieben hat! Sogar mit agrikulturchemischen und — Bevölkerungsfragen hat sie sich beschäftigt ...



Aufn. Zander & Labisch Berlin

Szenenbild aus dem Lustspiel »Die selige Exzellenz« von Presber und Stein. (Von rechts nach links: Julie Serda als Frau von Windegg; Hans Junkermann als Hofmarschall; Artur Schröder als Privatsekretär der seligen Exzellenz)

Die bemerkenswerten Neuaufführungen auch des Monats Oktober gingen auf den Bühnen Reinhardts vor sich. Im Volkstheater am Bülowplatz, dessen künstlerische Leitung ihm für zwei Jahre anvertraut ist, ließ er die von holdester, lauterster Poesie gebändigte Elementarkraft des Shakespearischen »Sturms« brausen. Wohl hätte man gewünscht, daß er der Technik dieser modernsten aller Bühnen, der schier nichts mehr unmöglich ist, manchmal weniger, der mitschaffenden Poesie der Zuschauer, die hier unter dem Zauberstabe des mächtigsten aller Dichter-Wundertäter steht, mehr zugetraut hätte, namentlich überall da, wo es die drohenden und zürnenden Gebärden der Natur nachzuahmen galt, aber für solche Übertreibungen eines


Aufn. Zander & Labisch, Berlin
Ludwig Wüllner als Prospero in Shakespeares »Sturm« (Aufführung im Volkstheater)

rastlos neue Wege suchenden Spielleitergenies entschädigte der wunderbare Glanz und Duft, die schwebende Anmut und durchsichtige Leuchtkraft, die mit Hilfe der Fortunylampen der Luft und den Wolken abgewonnen wurden. Noch nie hat die Seligkeit des Äthers bei der Verkörperung eines Dichterwerkes so herrlich auf der Bühne mitgewirkt wie bei dieser Aufführung. In der schauspielerischen Darstellung war sie desto ungleicher. Mit Schildkrauts grausig-groteskem, wie aus dem Urschlamm der Welt gekrochenen Caliban vertrug sich schlecht Wüllners allzu biederer, allzu gesetzter Prospero, der zur Erhabenheit nur in der Ruhe gelangte; gegen Maria Feins mehr wirbeligen als beschwingten Ariel stand allzu dünn und glasig die unbedeutende Miranda der Camilla Eibenschütz. Mit dem »Sommernachtstraum« und dem »Wintermärchen«, unvergeßlichen Neuschöpfungen Reinhardtischer Regiekunst aus der innersten Seele der Dichtungen heraus, kann sich diese weder an Inbrunst noch an Erfindungskraft vergleichen.

Jenen Leistungen kam er erst wieder in der »Maria Stuart« nahe, die uns, von ihm verjüngt, im Deutschen Theater ein ganz neues Gesicht zeigte. Ein zu hitziges vielleicht. Oder schien uns das nur so, weil neben der mit Leidenschaft und Gefühlsdrang überladenen Schottenkönigin der Maria Fein und dem von zwei Stilen zapplig hin und her gerissenen Leicester Franz Bonns, der lockere Zügel am allerwenigsten verträgt, eine so sichere, kühle und kunstbewußte Darstellerin wie Hermine Körner, die eben erst dem Dresdner Hoftheater entrissen, als Königin Elisabeth stand? Auch eine Herrschernatur wie Reinhardt wird sich entscheiden müssen, ob er, soll nicht ein gefährlicher Zwiespalt in seine Kräfte geraten, dem Willen seiner Spielleitungskunst auch die neuen, aus andrer Schule kommenden Begabungen beugen oder sich und seine Schüler allmählich ihnen annähern will. Im übrigen möchten wir auf diese Aufführung noch zurückkommen, da noch für eine andre Berliner Bühne eine Maria-Stuart-Aufführung angekündigt ist, die zweifellos zu bemerkenswerten Vergleichen Anlaß geben wird.

Das moderne Schauspiel überläßt Reinhardt schon jetzt gern seinem Jünger Felix Hollaender. Er darf es. Denn dieser Dramaturg hat sich namentlich in die Welt der nordischen Seelendramatik so gut eingefühlt, daß er Stab und Kleid des Meisters von sich werfen darf. Das zeigte seine Einrichtung und Spielleitung des »Vater« von Strindberg, des Trauerspiels von 1889, in dem der Schwede zum ersten Male seinem dann in immer neuen Formen wiederkehrenden Thema vom Kampf und Haß der Geschlechter machtvolle, erschütternde, ja einmal wahrhaft große Gestaltung gibt. Mit Paul Wegener als Rittmeister und Lucie Höflich als Laura kam hier eine so wuchtige und packende Aufführung zustande, wie auch die Kammerspiele sie selten gesehen haben. Man mag sich gegen Strindbergs Weltanschauung noch so sehr auflehnen, hier muß der Widerstand des Herzens vor der Energie des Erlebens und der Macht der Künstlerschaft das Schweigen lernen. So fern diese zermürbende Ehetragik dem hohen Sinn und Geist dieser Zeit steht, in der Gewalt und Leidenschaftlichkeit ihres Willens sind sie einander nahe.

Von Kunst und Künstlern

Paul W. Harnisch: Flucht nach Ägypten — Otto Rasch: Schwere Zeit; Toilettenzimmer der Herzogin Anna Amalie — Johanna Zschille von Beschwitz: Stickendes Mädchen — Johann Robert Korn: Hirsch (Plastik) — Generaloberst von Below, nach einer Radierung von O. Sander-Herweg — Karl Bauer: Leutnant Dehmel

Die Darstellung, die Paul W. Harnisch für die »Flucht nach Ägypten« gewählt hat, weicht von der uns geläufigen Auffassung in mehr als einem Punkte ab. Seit dem sechzehnten Jahrhundert hat sich für diese von den apokryphen Evangelien sehr ausgeschmückte biblische Begebenheit die Bevorzugung einer heiteren Tageslandschaft herausgebildet, die noch dazu mit allerlei lieblich idyllischen Zügen ausgestattet wird. Ein klassisches Beispiel dafür ist Lucas Cranachs berühmtes Gemälde aus dem Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin: da ist alles Friede und Holdseligkeit, die heilige Familie selbst mit dem fröhlichen Jesuskind auf Marias Schoß, namentlich aber das muntere Volk der Engelein, das dem neuen Spielkameraden frische rote Erdbeeren, sprudelndes Quellwasser und sogar einen bunten Vogel bringt, indes andre sein Ohr mit Gesang und Flötenmusik ergötzen. Und mit welcher wohligen Heimatfreude ist diese durch und durch deutsche Landschaft, dieser Himmel, diese Fichtengruppe, dieser Felsenquell gemalt! Die hilfreich-geschäftigen Engelein finden wir auch bei Dürer; einmal zerteilen und verscheuchen sie als geflügelter Himmelschor die Wolken, das andre Mal gehen sie dem Vater Joseph bei seiner Zimmermannsarbeit und der Mutter Maria beim Spinnen zur Hand — auch hier, in dem südlichen Märchenwald und dem altdeutschen Stadtwinkel, atmet alles Glück und Heiterkeit, Frieden und Geborgenheit. Es ist, als sträubte sich die Phantasie des Volkes und mit ihr die der Maler dagegen, die Leidenszeit der heiligen Familie früher beginnen zu lassen, als es die bittere Notwendigkeit wollte. Harnisch hat ein Nachtbild gemalt und damit vielleicht an Rembrandt angeknüpft, dessen »Ruhe auf der Flucht« von 1647 (Dubliner Nationalgalerie) ganz in die schwere, dunkle Nachtstimmung der Landschaft aufgeht, die nur durch das gastliche Feuer der Hirten mehr ahnungsvoll als erhellend durchbrochen wird. Jedenfalls gewinnt auch unser Bild seine malerische Wirkung durch den Gegensatz von geballter Dunkelheit und lockerer Helligkeit. Dadurch kommt etwas Überirdisches, Mystisches in den Vorgang, und es ist ein feiner Zug, daß das Licht sich auf den in unbesorgter Zuversicht voranschreitenden Engel und die Gruppe von Mutter und Kind vereinigt, während die Gestalt des mehr ans Weltliche gefesselten Joseph vom Mantel der Dunkelheit umhüllt ist. Zugleich löst sich das Bild dadurch vom biblischen Vorgang und bekommt etwas Religiös-Symbolisches.

Von dem Weimarer Otto Rasch bringen wir in Mattkunstdruck ein thüringisches Frauenbildnis, dem die Bezeichnung »Schwere Zeit« nicht etwa nur äußerlich aufgeklebt ist, sondern das wirklich auch innerlich dem »schweren Mut« dieser Opferzeit, der Trauer, die so viele Frauen, Mutter-, Schwester- und Witwenherzen, befallen hat, ein schönes, in seiner Schlichtheit doppelt ergreifendes Denkmal setzt.

Derselbe Künstler hat zu unsern farbigen Einschaltblättern das »Toilettenzimmer der Herzogin Anna Amalie« beigesteuert. Mit der historischen Bedeutsamkeit des Ortes — es ist ein Raum aus dem Wittumspalais in Weimar — begegnet sich hier der malerische Reiz: die scharf einfallende Sonne verklingt in Reflexen und Spiegelungen auf der Menge der kleinen Bilder und Erinnerungen, die wohl jedem Besucher dieser Stätte vertraut und teuer sind. Man sieht dem Blatte die Eile der Arbeit, aber auch die Frische der Empfindung und die Freude an, mit der die schlichte und doch so überaus erinnerungsreiche Stimmung des Raumes festgehalten ist. Über ein Menschenalter lang, zweiunddreißig Jahre, hat Herzogin Anna Amalie in diesem ihrem Witwen- und Ruhesitz gewohnt. Seit sie selbst am 10. April 1807 und wenige Monate später auch ihre treue Gefährtin Thusnelda von Göchhausen, die nach dem Hinscheiden ihrer Herrin noch einige Mansardenzimmer bewohnte, die Augen geschlossen hatte, stand das Palais »ausgestorben«. So ist es geblieben bis auf unsre Tage. Und doch will es uns immer noch dünken, als seien diese stillen Räume mit unvergänglichem Leben erfüllt, so rein und unverfälscht sind sie in ihrem ursprünglichen Duft und Gepräge erhalten geblieben.

Das Bild »Stickendes Mädchen« von Johanna Zschille von Beschwitz, einer jungen Dresdner Malerin, fiel uns in der Herbstabteilung der Großen Berliner Kunstausstellung durch seine vornehme Ruhe und seine weiche, warme Farbentönung auf. Es wäre ein leichtes gewesen, dieses Bild durch eine zeitgemäße Benennung wie »Liebesgaben« oder dergleichen der augenblicklichen Kriegsstimmung anzupassen; aber schon ein solcher Titel hätte ihm viel von seiner zeitlosen Ruhe und Zurückgezogenheit geraubt. Bei seiner Empfindenden darf es seiner künstlerischen Wirkung nun erst recht gewiß sein.

Der Hirsch, die einzige Plastik dieses Heftes, ist ein Werk des Berliner Bildhauers Johann Robert Korn, eines geborenen

Thüringers (geboren in Salzungen in Sachsen-Meiningen 1873). Von Korn stammt u. a. auch das Weidmannsdenkmal, das seit 1903 dem Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha in Oberhof errichtet ist, eine aus Granitfindlingen aufgebaute Felsgruppe mit dem Reliefbildnis des Herzogs und einer Wildgruppe aus Bronze.

Das Bildnis des Generalobersten von Below bringen wir nach einer Radierung von O. Sander-Herweg. Eine größere Reihe dieser aus einer Hand stammenden Heerführerbildnisse ist bei Fritz Gurlitt in Berlin erschienen.

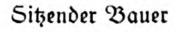
Aus Fritz Heyders Kalender »Kunst und Leben« (Zehlendorf, Heyders Verlag), dem einzigen wirklich künstlerisch gedachten und ausgeführten Abreißkalender, den wir haben, geben wir als Probe ein Blatt von Karl Bauer wieder, das Bildnis des Leutnants Dehmel. Auf seinen Vornamen muß der Dichter hier einmal verzichten; aber das Feldgrau und das Eiserne Kreuz auf der Brust sind reichlicher Ersatz dafür. Niemand in ganz Deutschland mag die Freiheit der Persönlichkeit höher geschätzt haben als der von Leidenschaften glühende Lyriker Richard Dehmel — und wie freudig doch warf er sie auf den Altar des Vaterlandes, als die Stunde der Gefahr kam: eine Warnung für alle die, die in dem Künstler immer nur den großen Selbstling, den ungebundenen Ichmenschen suchen ... Heyders Kalender bringt nur Werke der Zeichenkunst, weil nur diese sich in mechanischer Vervielfältigung ohne viel Einbuße wiedergeben lassen. So haben wir nun aber auch die Gewißheit, mit jedem dieser zweiundfünfzig Sonntagsblätter ein dem Original nahverwandtes Kunstblatt zu genießen. F. D.

Lob der Handzeichnungen

Die Prestel-Gesellschaft

Kunstwerke anschaffen kann sich jeder. Auch mit den geringsten Mitteln ist es möglich, sich einen Wandschmuck oder eine Mappe mit Kunstblättern zu besorgen und damit einen wahren Schatz der Freude und Erholung für trübe und gute Stunden. Eins besonders sollte man nicht vergessen, woran leider wenige denken: das sind Handzeichnungen; und wem sie nicht in Original erschwinglich sind, dem stehen mannigfache Arten von Vervielfältigung zur Verfügung. Handzeichnungen geben das Wesen des Künstlers fast immer unmittelbarer und echter als weitläufige Gemälde. Das gilt doppelt und dreifach für deutsche, deren innerster Kern in der Zeichnung beschlossen liegt. An Dürers und Carstens' Zeichnungen richtet sich wahrhaft die Seele auf; es sind Offenbarungen höchster Art wie Phidias' Skulpturen und Michelangelos Fresken.

Unsre heutige Reproduktionstechnik ist so vervollkommnet, daß sie Handzeichnungen, auch farbiger Art, mit dem täuschenden Schein des gleichen Aussehens nachahmen kann. Die Freude an solchen Nachbildungen unterscheidet sich sehr wenig von der Freude am Original. Nun sind leider die meisten Reproduktionswerke dieser Art einseitig auf das gesamte Werk eines Meisters (Dürer, Holbein, Michelangelo) oder einer Sammlung beschränkt. Da hat es die Prestel-Gesellschaft in Frankfurt a. M. unternommen, in jährlichen Lieferungen jeweils dreißig Blatt Handzeichnungen alter Meister herauszugeben. Der Liebhaber erhält dergestalt (für den Jahresbeitrag von 30 M) einzelne Mappen in zwangloser Folge. Für den künstlerischen Wert der Auswahl bürgt der Name des Leiters der Gesellschaft, Direktorialassistent Schrey am Städelschen Institut, für die technisch vollendete Ausführung der Verlag von Voigtländer-Tetzner. Nachdem die zwei ersten Veröffentlichungen der Prestel-Gesellschaft vergriffen waren, erschien im Kriegsjahr



Cornelis Dusart: Sitzender Bauer



Rembrandt: Kamele

1914 die dritte Mappe mit dreißig Blatt Handzeichnungen aus der Bremer Kunsthalle, von Direktor Dr. Pauli besorgt. Es genügt, ein paar der besten Namen zu nennen, um eine Vorstellung von der Schönheit und Reichhaltigkeit der ausgesuchten, glänzenden Blätter zu geben: Dürer (drei), Watteau, Guercino (eins der herrlichsten Tuschblätter des Barocks überhaupt), Brueghel, Dusart, Van Dyck (drei), Rembrandt (vier), Snyders, Simon de Vlieger, Th. Wijck: jedes einzelne dieser Stücke bedeutet eine Bereicherung unsrer künstlerischen Erlebnisse.

Besonders gespannt darf man auf die Sonderveröffentlichung von Zeichnungen K. Ph. Fehrs sein, die demnächst in einer an sechzig Blatt haltenden Mappe erscheinen soll. Dieser hochbegabte, 1818 sehr jung gestorbene Heidelberger wird dadurch endlich zu seinem Ruhm und Recht kommen. Dr. P. F. Schmidt.

Die junge Witwe

Tausende, Tausende fallen
Wie Blätter im Wind.
Du willst die schwarzen Korallen?
Spiele, spiele, mein Kind!
Ich will dir die roten noch geben,
Flammendurchloht —
So gleiten durch unsere Finger das Leben
Im Spiel und der Tod.

Tausende, Tausende fallen —
Und viel, viel mehr:
Unter den Ungesehenen allen
Ist auch er.
Er hat mir die roten Kränze gewunden
In heißer Nacht,
Hat meine kleine Seele gefunden
Und glücklich gemacht.

Laß nur die Perlen verrollen;
Schlafe, mein Kind!
Daß dir diese Nächte, die unglückvollen,
Verborgen sind.
Tausende, Tausende fallen —
Was liegt noch daran?
Mir fiel der eine von ihnen allen,
Mein geliebter, einziger Mann!

Emil Hadina





Aus »Gott und Welt«, Randzeichnungen Dürers zum Gebetbuch des Kaisers Maximilian (Berlin, Fritz Heyder)

Literarische Rundschau

Geschenkbücher aus Kunst, Musik, Literatur, Geschichte, Länder- und Völkerkunde — Bücher unsrer Mitarbeiter — Jugendschriften und Kinderbücher — Verschiedenes

Geschenkbücher aus Kunst, Musik, Literatur, Geschichte, Länder- und Völkerkunde

Der Krieg mit all seinen Nöten und Opfern hat sowenig die Liebe des Deutschen zur Kunst und Wissenschaft wie sein zärtliches oder freundschaftliches Verhältnis zum Buche zu ersticken vermocht. Nur der Kreis unsrer Teilnahme hat sich ein wenig verengert. Wer aber möchte darin für diese Zeit der äußersten Kraftanspannung einen Nachteil erblicken: jedes Lebewesen braucht einmal Pausen der Ruhe und der Sammlung, wo die Säfte im Inneren festgehalten werden, um nachher desto tiefere Wurzeln und breitere Zweige treiben zu können. Eine solche Zeit der Sammlung und Sonderung ist auch für unser Buchwesen gekommen, und wir wollen sie nützen zur bewußten Beschränkung und Zusammenfassung auch unsrer Beschäftigung. Während früher unsre Weihnachtswanderung durch die Bücherernte des Jahres der lieben Vollständigkeit halber oft hat ins Tal hinabsteigen müssen, möchten wir uns diesmal auf der Höhe oder doch auf dem Kamme halten und in schneller Musterung nur das anführen, was als erprobte oder unanfechtbar gute Leistung des literarischen Marktes einer uneingeschränkten Empfehlung wert ist. Das soll freilich durchaus nicht heißen, daß allein das hochzeitliche Kleid den Ausschlag gibt, denn allzeit hat der Deutsche mehr auf den Inhalt als auf die äußere Erscheinung gesehen, aber ein wenig werden wir doch auch die Form, die innere Ausstattung und das Gewand mitsprechen lassen müssen.

Ein rechtes Kriegsweihnachtsbuch ist das »Heilandsleben in deutscher Bilderkunst«, das uns der Kunstwart im Rahmen seiner deutschen Hausbilderei darbietet (München, Callwey). Es sind fünf Hefte in Großquart zu insgesamt 10 M (Vorzugsausgabe 20 M), und ihre je nach der Technik des Originals in verschiedenen Arten der Wiedergabe erscheinenden Blätter, bald groß, bald kleiner, fügen aus deutschem Kunstschaffen seit Dürers Zeit das Stärkste zusammen, was unserm Volke Ausdruck seines religiösen Gefühls war und was also auch heute noch ein Hausschatz deutscher Andacht zu werden verdient. Denn daß es eine »deutsche« Kunst gibt, lehrt die innere Einheitlichkeit, die feste seelische Linie dieser Bilder: von Dürer und Rembrandt zu Richter, Uhde und Steinhausen geht ein einziger Strom nationaler Innigkeit. Was Deutschtum ist im Unterschied zu andern nationalen Gefühlen, das lernt man hier sicherer als anderswo; die religiöse Kunst bleibt nun einmal der zarteste Prüfstein aller inneren Lebenskräfte. Über den Inhalt der Hefte, die übrigens auch einzeln zu haben sind (M 1,50 bis M 2,25), geben ihre fünf Sondertitel Aufschluß: 1. »Des Heilands Verkündigung und Geburt«; 2. »Jesu Kindheit und Maria«; 3. Der lehrende und heilende Christus«; 4. »Der Leidensweg Christi«; 5. »Tod und Verklärung Christi«. Avenarius hat kurze Einleitungen zu den einzelnen Abteilungen geschrieben, die auf alle Kunstgelehrsamkeit Verzicht leisten und uns in warmen, herzlichen Worten vor allem den Gefühlsinhalt der Bilder nahebringen.

Die Handzeichnungen Albrecht Dürers vermittelt uns kein Geringerer als Heinrich Wölfflin in 78 Abbildungen, die bei Piper & Ko. in München, nicht etwa in losen Blättern, sondern vereinigt zu einem festen, schönen Pergamentband (12 M) vor-

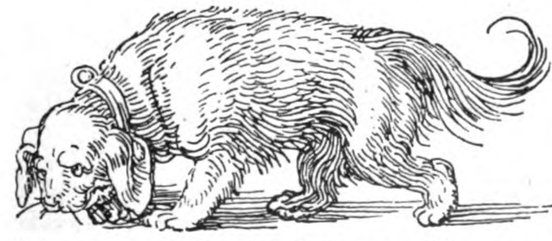
liegen. Auch hier ist durch Abtönungen des Druckes den Originaltechniken, die bei Dürer wichtig sind, Rechnung getragen. Zu den Vernachlässigungen, die wir uns vor dem Kriege, einseitig auf die Unmittelbarkeit der Gestaltung gerichtet, gegen deutsche Meister zuschulden kommen ließen, gehört auch die Unterschätzung des reifen, zur Meisterschaft gediehenen Dürer. Was man suchte, war nicht das Korrekte, sondern das Impulsive der Zeichnung. Demgegenüber ist dieses Werk berufen, die in sich gefestigte Form, die Klarheit der künstlerischen Sprache, die Kraft und Sicherheit der Linie wieder zu ihrem gerechten Ruhme zu bringen. Gerade jetzt, wo Auge und Seele wach geworden sind für alles Echte und Heimische, darf diese Sammlung ihrer guten Wirkung sicher sein.

Dürers Randzeichnungen aus dem Gebetbuch des Kaisers Maximilian erscheinen gleichzeitig bei Fritz Heyder in Berlin-Zehlendorf in einer Ausgabe, wie sie so sorgsam und so billig zugleich noch nicht da war, zumal da sie in dem Format und in den Farben des Originals, grün und violett, ausgeführt ist (2½ M). Statt des lateinischen Gebetbuchtextes füllt den Spiegel der Zeichnungen die Besprechung Goethes, die, »fast aus lauter Lobsprüchen gewebt«, zuerst 1808 in der Jenaischen Literaturzeitung hervortrat. Die Begeisterung, die ihn erfüllte, können wir vor diesen ebenso erfindungsreichen wie beseelten und bewegten Zeichnungen, die den Humor wie den Ernst gleich meisterhaft beherrschen, noch heute nachfühlen. »Gott und Welt« nennt sich das Heft, und wir haben hier wirklich auf 24 Seiten einen Abriß des Irdischen und des Ewigen, gesehen durch das Auge des Künstlers. Zwei kleine Proben mögen wenigstens einen bescheidenen Begriff von der Kraft und Anmut dieser Zeichnungen geben (S. 592 und S. 593).

Nur wenige deutsche Maler der Gegenwart werden sich in die Nachbarschaft dieses Meisters wagen können; Hans Thoma darf es, denn so verschieden auch seine Art von der Dürers sein mag, im innersten Gehalt ist er ihm verwandt. Kein Zweiter unter den Lebenden ruht mit seiner Kunst so auf dem Boden deutschen Gemüts wie der, der uns den Sämann, die Schnitter, das blumenbekränzte Landmädchen, das Bildnis eines Bauern, den Berggreis, Großmutter und Kind, die Märchenerzählerin, den Geiger, den Hüter des Tals, die Schwarzwald- und Taunuslandschaften gegeben hat. Seine treudeutsche Art, vor allem aber seine Volkstümlichkeit und sein inniges Empfinden werden ihn, jetzt, wo keiner mehr wagen darf, die Nase darüber zu rümpfen, zu neuen Ehren bringen. So ist auch der Band, in dem Dr. Ludwig Volkmann 24 Gemälde und Steinzeichnungen Thomas unter dem bezeichnenden Titel »Deutsches Land und deutsche Art« zusammengefaßt hat (Leipzig, Breitkopf & Härtel), freundliche und friedliche Blätter alles dessen, was wir jetzt gegen eine Welt von Feinden verteidigen, eine der zeitgemäßesten Erscheinungen, die der deutsche Büchermarkt zu bieten hat.

So etwas wie einen Reclam der bildenden Künste möchten die von Dr. Emil Schaeffer herausgegebenen Sammelbändchen liefern, die sich »Bards Bücher der Kunst« nennen, Eine-Mark-Bände, die jedesmal in etwa fünfzig guten Kunstdrucken Schätze der Baukunst, der Plastik und der Malerei unter dem Generalnenner einer künstlerischen Persönlichkeit, einer Gruppe, eines Zeitabschnitts oder einer Kunststätte vereinen (Berlin, Julius Bard). In diesen hübschen handlichen Bänden treten nach einer kurzen Einleitung die Werke selbst vor uns hin; jeder kann ohne langes Federlesen Zwiesprache mit den Schöpfungen aller Zeiten und Meister halten. Bisher sind fünf Bände erschienen: Bildnisse römischer Kaiser, bearbeitet von Richard Delbrück; Leonardo da Vincis Abendmahl mit den Studien und Randzeichnungen, eingeleitet von Goethe; die Werke der Familie della Robbia, besorgt von W. von Bode; Fünfzig Bildniszeichnungen von Dürer, gesammelt von Jaro Springer, und Chodowieckis Illustrationen zu deutschen Klassikern, die hier zum ersten Male von Paul Landau zusammengefaßt werden.

In neuer durchgesehener und vermehrter Ausgabe beginnt im Bibliographischen Institut Karl Woermanns »Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker« zu erscheinen. Der erste Band dieser neuen Auflage, geschmückt mit 548 Abbildungen im Text, 11 Tafeln in Farbendruck sowie 71 in Tonätzung und Holzschnitt, liegt in gutem, kräftigem Leinwandband vor. Er behandelt die Urzeit und das Altertum (Kunst Ägyptens, Westasiens und der Mittelmeerländer). Woermanns Art und Vorzüge sind bekannt: er sucht seinen Ehrgeiz in der ruhigen Sachlichkeit



Aus »Gott und Welt«, Randzeichnungen Dürers zum Gebetbuch des Kaisers Maximilian (Berlin, Fritz Heyder)

des Historikers, er berichtet und stellt dar, unterdrückt aber möglichst alle eignen Empfindungen. Als Leserkreis stellt er sich das gutgebildete deutsche Haus, nicht etwa Fachleute vor. Schönwissenschaftliche Abhandlungen, die durch Geist, Witz und Kühnheit der Gedanken verblüffen, darf man bei ihm nicht suchen; sein Ideal ist das der geschichtlichen Wahrhaftigkeit. Aber dieser Wahrhaftigkeit steht eine zuweilen fast dichterisch-hellseherische Anschauungskraft zur Seite, und so gelingt es ihm, auch die fernsten, dunkelsten und sprödesten Epochen der Kunstgeschichte, sei es durch geschickte Auswahl des Bedeutsamen, sei es durch entschlossene Betonung des Unterscheidenden, überraschend zu erhellen. Auch als Nachschlagebuch leistet sein Werk dank einem gründlichen, nach verschiedenen Gesichtspunkten bearbeiteten Seitenzeiger zuverlässige Dienste.

Von kunstgeschichtlichen Einzelwerken möchten wir in diesem Zusammenhange nur zwei Bücher empfehlen: Hedwig Fechheimers »Plastik der Ägypter« (Berlin, Bruno Cassirer; mit 156 Bildtafeln, geb. 12 *M*), ein kunstanalytisches Buch, geschrieben für den modernen Menschen, der in der strengen Formkunst der Ägypter die rein künstlerischen Werte suchen und finden will, und sodann Dr. Paul Frankls sehr selbständige und deshalb doppelt anregende Darstellung der »Entwicklungsphasen der neueren Baukunst«, die mit Hilfe sorgsam ausgewählter erläuternder Abbildungen auf die entscheidenden Grundzüge und die formbildenden Kräfte der Baustile vorzudringen weiß (Leipzig, Teubner).

Die Essarbände aus dem weiten Reich der bildenden Kunst möchten wir eigentlich ganz übergehen, aber es ist ein Buch unter ihnen, das schon jetzt zu einer Klassizität gediehen, die es rechtfertigt, wenn wir mit ihm eine Ausnahme machen. Wir meinen die Sammlung von Aufsätzen zur Kunst aus der Feder Herman Grimms, ausgewählt und herausgegeben von dem Verwalter seines Nachlasses Prof. Reinhold Steig (Gütersloh, Bertelsmann; geh. 5 *M*). Wer Herman Grimm gehört oder auch nur etwas von ihm gelesen hat, etwa sein Goethebuch oder seinen Michelangelo, weiß, daß seiner Auffassung und Darstellung neuere Forschungen wenig anhaben können; es sind immer nur die großen bleibenden Linien, die ihn anziehen, die er mit dichterischer Einfühlung aufzuspüren und mit künstlerischer Bildnerkraft herauszuarbeiten versteht, ganz abgesehen von den weiten umfassenden Kulturblicken, die sich ihm und uns dabei eröffnen. Diese seine Art macht seine großen kunstgeschichtlichen Werke, macht aber auch diese Sammlung von kleineren Aufsätzen, die mit Raffael und Michelangelo beginnen und im Zeitalter Kaiser Wilhelms endigen, so unveraltbar. Hinzu kommt der immer neue Reiz seiner ganz persönlichen Form, die ihn früh zu einem Meister gerade des Essays gemacht hat.

Aus der Musikgeschichte bieten sich uns einige neue oder neu bearbeitete Lebensgeschichten bedeutender Komponisten dar. So hat Leopold Schmidt in der Sammlung »Berühmte Musiker« (Band 19; Berlin, Schlesische Verlagsanstalt vorm. Schottländer; geb. 5 *M*) Mozarts Leben und Bedeutung aus der neuen Wertschätzung heraus geschildert, die wir heute wieder für den Meister der anmutigen Heiterkeit haben, und in derselben Sammlung (Band 13) ist Frimmels bekannte Beethoven-Biographie zu demselben Preise in neuer (vierter) Auflage erschienen. Erinnerungen an Beethoven hat Friedrich Kerst in zwei Bänden bei Julius Hoffmann in Stuttgart gesammelt (mit vielen Abbildungen, geb. 12 *M*). Etwa anderthalbhundert Zeitgenossen Beethovens, seine Lehrer, Freunde und Besucher, kommen in diesem Buche zu Worte, und der Herausgeber verbindet ihre Aufzeichnungen durch ein fast zu einer vollständigen Lebensgeschichte abgerundetes Charakterbild. Ganz neu, schon aus dem neuen deutschen Geiste, der ein Geschenk dieses Krieges ist, hat Gustav Ernest Leben und Schaffen Richard Wagners dargestellt (Berlin, Georg Bondi; mit vier Bildnissen und den Leitmotiven sämtlicher Werke als Beilage; geb. 5½ *M*). Das Buch ist aus voller, glühender Begeisterung für den Meister geschrieben, verbindet aber mit den sorgfältigen musikalischen Analysen auch eine so eingehende Besprechung der Dichtungen und Prosaschriften, daß es sich auch dem Verständnis dessen nicht entzieht, der sich mit Wagner selbst eben erst vertraut zu machen beginnt. Ja, uns das Rätsel »Wagner«, das jeder neuen Zeit ein neues Gesicht zeigt, möglichst allgemeinverständlich zu deuten, ist der Hauptehrgeiz dieser in vielen Punkten selbständigen Würdigung. Wagner, in der Gesamtheit seiner ganzen Erscheinung richtig erfaßt, wird und muß uns ein Führer auch in der kommenden Friedenszeit sein; sein Wort aus den »Meistersingern«: »Ehrt eure deutschen Meister, dann bannt ihr gute Geister!«, gilt von ihm selbst.

Über die Zeit Goethes möchten wir bei den Werken aus der deutschen Literaturgeschichte nicht hinausgehen. Was Goethe selber, der beste Deuter und Beurteiler auch seines eignen Schaffens, über seine Dichtungen gedacht und gesagt hat, sammelt Prof. Dr. Hans Gerhard Gräf seit Jahren mit allem Fleiß und aller Gründlichkeit des deutschen Gelehrten. Das Werk (Frankfurt a. M., Rütten & Loe-

ning) ist jetzt bei den lyrischen Dichtungen angelangt, nachdem die epischen und dramatischen bereits in sechs Bänden behandelt sind. Gerade für Goethes Gedichte aber, die ja eigentlich alle Erlebnisdichtungen und Bekenntnisse des innersten Menschen sind, muß eine solche Sammlung aller eignen Äußerungen des Dichters höchst aufschlußreich sein, nicht bloß für den Goetheforscher, sondern auch für den genießenden Laien, der sich in die feinen und geheimen Schönheiten eines Goethischen Gedichts versenken möchte und dafür doch auch den persönlichen Erlebnisboden mit seinem Geäder kennenlernen sollte, aus dem das Kunstwerk entsprungen ist.

Eine neue Bereicherung unsrer Kenntnis des Goethischen Lebenskreises schenkt uns der Briefwechsel des Herzogs Carl August mit Goethe, der, herausgegeben von Dr. Hans Wahl, bei Mittler in Berlin zu erscheinen beginnt. Der gegenwärtige Großherzog Wilhelm Ernst von Sachsen hat ihn zur Jahrhundertfeier des Großherzogtums als Festgabe seinem Lande dargebracht, aber er ist mehr: eine kostbare Gabe für uns alle, die in dem Namen Weimar einen Herz- und Gipfelpunkt deutscher Kunst und Bildung verehren. Zum ersten Male tritt dieser Briefwechsel hier in reiner und vollständiger Gestalt vor uns hin; das Goethe- und Schillerarchiv sowie das Großherzogliche Haupt- und Staatsarchiv haben vertrauensvoll alles hergegeben, was an schriftlichen Bekenntnissen und Mitteilungen zwischen dem Dichter und dem Fürsten gewechselt worden ist. Gründliche Anmerkungen sorgen dafür, daß das Bild Carl Augusts nach allen Seiten hin, in der ganzen Vielseitigkeit seiner lebhaften Beziehungen und Interessen beleuchtet erscheint. Der Briefwechsel, von dem bisher der erste Band mit den Briefen von 1775 bis 1806 vorliegt (geb. 12 ℳ), bildet zugleich eine Abteilung des von Erich Marcks herauszugebenden Standwerkes »Carl August«, das sich die Aufgabe setzt, Persönlichkeit und Wirken dieses Fürsten, die mit unvergeßlichen Schöpfungen unsrer größten geistigen Tage verknüpft sind, dem Vaterlande, ja, in diesem Falle dürfen wir wohl sagen, der gesamten Kulturwelt als würdiges Denkmal aufzubauen. — Neben dem Dichterfreund und -gönner Carl August sollte der »Mensch aus dem Ganzen«, wie Goethe ihn nannte, der Soldat und deutsche Reichsfürst nicht vergessen werden. Dem Ruhme dieses uns noch recht fremden Carl August dient die Auswahl aus seinen Briefen, die, ebenfalls von Hans Wahl besorgt, bei Kiepenheuer (Weimar) in Gestalt eines billigen, aber artig im Geschmack der Zeit ausgestatteten Bändchens erschienen ist (gebunden 1½ ℳ). Ein Büchlein voll sprudelnden Lebens! Eine Persönlichkeit, die noch heute, mögen die Ziele ihrer Gedanken und Bestrebungen längst überholt sein, unwiderstehlich mit fortreißt! Hier erst, wo ihre Vielseitigkeit sich auftut, verstehen wir Goethes Wort von der »dämonischen Natur voll unbegrenzter Tatkraft und Unruhe«, der »auch das größte Reich zu klein gewesen wäre«.

Zu dem Bezirk unsrer Klassiker gehört auch noch der Briefwechsel zwischen Wilhelm und Caroline von Humboldt, den schon seit einigen Jahren Humboldts Urenkelin, Anna v. Sydow, bei Mittler in Berlin veröffentlicht. Der soeben erschienene siebente (Schluß-) Band (geb. 8 ℳ) führt auf die Höhe dieses seltenen Charakter- und Seelenbundes. Aus zwei Teilen setzt sich sein Inhalt zusammen. Der erste (»Letzte Wege«) umfaßt die Jahre 1820 bis 1829 und schließt mit dem Tode Carolinens, der zweite (»Einsamkeit«) berichtet über die letzten Lebensjahre Humboldts. Höchste geistige Interessen verschlingen sich hier mit vertraulichem Scherz und Humor, wie sie aus dem Familienkreis emporkeimen; mit den Gedanken an die Zukunft, wie der Verkehr mit den Kindern sie ergibt, verwebt sich die Gabe der Erinnerung, die Humboldt von jeher so wundervoll zu pflegen verstand, die aber nun in seinen Witwerjahren erst ihre volle Schönheit entfaltet. Selten ist ein Leben in so stiller, reifer Sammlung verklungen wie dieses; allen, die geistig daran teilnehmen wollen, steht die gastliche Tür weit offen. Auch Goethes Gestalt erscheint in diesem Rahmen, und die Schilderungen, die Humboldt aus den Jahren 1823 und 1826 von ihm entwirft, bekunden in jedem Satz, daß ein Großer von einem Großen spricht.

Wie aus den kunstgeschichtlichen Arbeiten, so hat Steig auch aus Herman Grimms Aufsätzen zur Literatur das Schönste und Beste ausgewählt, darunter die großzügigen Betrachtungen über Goethe, die Erinnerungen an die Brüder Grimm, an Uhland und Rückert, die Charakterbilder von Curtius, Treitschke und Ranke, die Gedanken über Bismarcks Briefe, die Aufsätze über Wildenbruch und Conrad Ferdinand Meyer, alles Arbeiten, die man noch heute mit unvermindertem Genuß liest (Gütersloh, Bertelsmann; geh. 5 ℳ).

Erst ein Menschenalter nach Scheffels Tode sind seine Briefe an Anton von Werner hervorgetreten, noch von dem Empfänger selbst herausgegeben und erläutert (Stuttgart, Bonz & Ko.; geh. 3½ ℳ). Aus dem Illustrator seiner Werke wurde Werner bald ein Freund des Dichters, und da man damals, in den Jahren 1863 bis 1886, noch die heute fast verlorene Kunst des Briefschreibens verstand, so ist dieser Band nicht bloß reich an lebensgeschichtlichen Aufschlüssen, son-



dern auch an seinen Beobachtungen und geistreichen Einfällen.

Dem Gedächtnis eines der besten und schönheitsfreudigsten Menschen, dessen Persönlichkeit weit seine dichterische Bedeutung überragte, hat Prof. Dr. Theodor Siebs das wohlverdiente literarische Denkmal gesetzt. Leben und Dichten des Marschendichters Hermann Allmers konnten unmöglich allein in einer kühl darstellenden Biographie lebendig werden, seine Briefe und Aufzeichnungen selbst mußten unmittelbar für ihn zeugen, und das geschieht denn auch in reichem Maße in dem stattlichen Bande, der, mit vier Abbildungen geschmückt, kürzlich bei Mittler in Berlin erschienen ist. Da führt der Dichter meistens selbst das Wort, und dadurch gewinnt die Darstellung eine höchst anziehende natürliche Form. Mit Uhland, Geibel, Scheffel, Heyse, Riehl, Grosse und manchen andern Dichtern stand Allmers in Verkehr, aus allen, die ihm nahetraten, wußte er den Quell vertraulicher Bekenntnisse sprudeln zu lassen. Aber auch politisch ist er mannigfach hervorgetreten, und so hat dieses Buch eines Mannes, der zeit seines Lebens ein Künder und Pfleger deutschen Geistes war, auch dieser neuen Zeit vaterländischen Aufschwungs manches Wertvolle zu sagen.

Die Auswahl aus den Werken der Geschichte wird uns leicht gemacht, da diese Zeit selbst mit ihren großen politischen Ereignissen die Linie, d. h. in diesem Falle die deutsche Linie dafür vorschreibt. So möchten wir über den großen Krieg des siebzehnten Jahrhunderts nicht hinausgehen und stellen deshalb an die Spitze das neue Charakterbild, das Ricarda Huch aus ihren umfassenden geschichtlichen Studien und Erzählungen für die beherrschende Gestalt der ganzen Zeit, also für Wallenstein, gewonnen hat (Leipzig, Inselverlag). Ihre erstaunliche Gabe, mit der Kühle des Gelehrten die Bildnerkraft des Künstlers zu verbinden, das Gewebe nüchternster Wissenschaftlichkeit plötzlich mit einem Geniefaden, wie nur der Dichter ihn auf seiner Spule hat, zu durchwirken, bewährt sich auch bei dieser Arbeit, die freilich bei ihrem knappen Umfang von noch nicht 180 Seiten streng auf das Wesentliche angewiesen ist.

Die Unterhaltungen mit Friedrich dem Großen, die Henri de Catt in den Jahren 1758 bis 1760 in seinen Tagebüchern aufgezeichnet hat, werden uns zum ersten Male in vollständiger deutscher Übertragung von Clara Hertz und Karl Georg Heise zugänglich gemacht (Weimar, Kiepenheuer; geb. 1½ M). Diese Unterhaltungen sind mit dem Buche Eckermanns über Goethe verglichen worden, aber der Vergleich hinkt auf mehr als einer Seite: so wie sich Goethe seinem getreuen Famulus erschloß, hat sich Friedrich dem ehrgeizigen, aber auch engherzigen und verbitterten Hofmann nicht geoffenbart, wohl aber war es diesem damals ehrlich begeisterten Gesellschafter des Königs vergönnt, ihn in mannigfachen Verhältnissen, Lagen und Stimmungen zu beobachten, und so mag denn noch heute das Urteil zu Recht bestehen, das schon vor hundert Jahren ein Historiker über sein Buch fällte: Es gibt zwei Spiegel, in denen man Friedrichs Persönlichkeit unverfälscht erkennen kann: der eine sind seine eignen Gedichte, der andre die Denkwürdigkeiten des Herrn von Catt.

Die Gedenkfeier unsrer vorbereitenden Einigungskämpfe aus den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ist durch die Kriegsjahre 1914 und 1915 überschattet und in den Hintergrund gedrängt worden. Manche noch heute nicht ganz geschlossene Wunde mag dabei geschont worden sein; wer aber gelernt hat, den Entwicklungen der Geschichte als einer ehernen Notwendigkeit gelassen ins Antlitz zu blicken, wird sich nicht scheuen, das Gedächtnis auch jener Tage gerade jetzt wieder in sich zu erwecken. Gute Dienste dafür werden ihm zwei volkstümlich gehaltene Bücher leisten, die beide ohne viel Betrachtungen die Tatsachen und Geschehnisse selbst sprechen lassen. Es sind das die Gedenkblätter, die Hinrich Ewald Hoff den Kämpfen um Schleswig-Holstein während der Jahre 1863 bis 1866 gewidmet hat (Kiel, Schleswig-Holsteinische Verlagsanstalt Wilhelm Handorff; mit vier Karten vom Kriegsschauplatz) und die Denkwürdigkeiten aus dem Deutsch-Dänischen Krieg von 1864, die Prof. Hellinghaus in seiner »Bibliothek wertvoller Denkwürdigkeiten« (Freiburg, Herder) unmittelbar aus den politischen und militärischen Schriften der Zeit sowie den Erinnerungen der Mitkämpfer gesammelt hat. Zwölf Bilder erläutern und beleben hier den Text.

Aus dem Kriege gegen Frankreich bringen uns die Lebenserinnerungen des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen nicht neue, aber in ihrer verkürzten Ausgabe nun doppelt eindringliche und lebensvolle Kunde. Der Mittlersche Verlag in Berlin hat sich nämlich entschlossen, dieses ursprünglich recht umfangreiche und dadurch in seiner Wirkung gehemmte Werk in einem einzigen Bande erscheinen zu lassen (geb. 6 M). Der Krieg von 1870/71 sah den Prinzen als Kommandeur der Artillerie des Gardekorps. An ihrer Spitze zog er über St. Privat und Sedan durch die Argonnen nach Reims und endlich vor Paris, wo er dann die gesamte Belagerungsartillerie leitete. Man sieht, es ergeben sich überall aus seinen gerade in diesen



Abschnitten besonders lebensvollen Schilderungen Vergleichungspunkte zu den neuen Kämpfen auf französischem Boden, aber die Aufzeichnungen gehen zurück bis zum Jahre 1848, und auch der dänische Krieg, den der Prinz im Hauptquartier Wrangels mitmachte, sowie der Feldzug von 1866, der dem Befehlshaber der Garde-Reserveartillerie Gelegenheit gab, mitentscheidend in die Schlacht von Königgrätz einzugreifen, finden in dieser verkürzten Ausgabe ihre Schilderungen.

Aus dem Russisch-Türkischen Kriege von 1877 und 1878 hat der türkische Arzt Dr. Ch. Ryan seine Erlebnisse niedergeschrieben. Hier haben nicht nur die Kämpfe bei Plewna und im Kaukasus einen gut unterrichteten Schilderer gefunden, es sind auch all die kleinen und großen Charakterzüge aus dem Schlachten- und Lagerleben festgehalten worden, die sich dem Arzte am wenigsten entziehen können. Ryan war eben Arzt und Kämpfer in einer Person, und wie er mit ganzer Seele bei den Ereignissen war, so gibt er sie ohne Rückhalt, manchmal mit einer erstaunlichen Offenheit wieder, selbst dann, wenn sie seinen Landsleuten nicht gerade zum unvergänglichen Ruhme gereichen. So wird sein Buch zu einem ungeschminkten Charakterbilde des Türken überhaupt, insbesondere aber des türkischen Soldaten, und hat uns also jetzt für Gegenwart und Zukunft viel Wichtiges zu sagen. Der Band (in Leinen 6½ M) gehört der Lutzschen Memoirenbibliothek an (Stuttgart, Robert Lutz).

Die Landschafts-, Reise- und Entdeckungsliteratur hat uns in letzter Zeit aus begreiflichen Gründen nur wenig Neues gebracht. So greifen wir, um doch der neuerwachten Freude an den Schönheiten der deutschen Heimat Nahrung zu bieten, auf zwei ältere Wanderbücher zurück. Das eine ist von Herm. Siegfr. Rehm, bewegt sich auf deutschen Landstraßen von Nord nach Süd, von Ost nach West auf und ab und beobachtet mit dem Auge des an Meister Riehl geschulten Volkskundigen, aber auch nach Ratzels Art Land und Leute, geschichtliche und geographische Spuren, um das alles dann in Bilder zu fassen, die sich nicht selten zu kleinen novellistischen Genrestücken verdichten. Er selbst hat 16 Federzeichnungen dazu beigesteuert (Berlin, Allgem. Verein für deutsche Literatur Herm. Paetel). Das andre dieser heimatlichen Wanderbücher beschränkt sich auf Mecklenburg (Unter der wendischen Krone; Berlin-Dahlem, L. Fontane & Ko.), seine Verfasserin H. von Krause weiß aber, wie es Fontane einmal für die verachtete Mark getan hat, aus den unscheinbaren Reizen und der noch bescheideneren Geschichte des Landes, bald mit Hilfe ernster Studien, bald mit frischem, fröhlichem Humor, viel Unterhaltendes, Fesselndes und Belehrendes herauszuholen.

Eine neue Schilderung Spaniens, dessen Landschafts- und Kulturschönheiten bei uns noch so wenig bekannt sind, verdanken wir dem bekannten Reiseschriftsteller Johannes Mayrhofer (Freiburg, Herder; geb. M 4,20). Im Vordergrunde seines »Fern im Süd« betitelten Buches stehen farbenreiche Schilderungen kirchlicher Feiern und der heiter bewegten Volksfeste, an denen namentlich das fröhliche Andalusien so reich ist. Spanien wird ja wohl ein gut Teil von der Liebe unsrer Südlandfahrer erben, und da wird dieses Buch, das übrigens reich mit guten Bildern geschmückt ist, gern zur Vorbereitung benutzt werden. Gründlicher und wissenschaftlicher hat Dr. Gustav Diercks nach geschichtlichen, kulturhistorischen, volkskundlichen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten das moderne Portugal geschildert (Berlin, Allgem. Verlag für deutsche Literatur Herm. Paetel; geb. 7½ M; mit elf Abbildungen). Wenn einmal die englische Hand von Portugal genommen ist, wird auch dies Land vielleicht ein Ziel deutscher Wanderungen und Handelsunternehmungen werden.

Wie eine Kunde aus längst verschollenen Tagen mutet uns die Fahrt an, die Fedor von Zobeltitz sieben Monate vor Ausbruch des Weltkrieges auf dem »Cap Trafalgar« angetreten und die ihn im Gefolge des Prinzen Heinrich von Preußen nach Südamerika getragen hat. Damals ließ sich über diese namentlich an gesellschaftlichen Ereignissen reiche Reise noch gar friedlich und anmutig plaudern, ganz als wenn kein Wölkchen am deutschen Himmel hing, zwischen die unmittelbaren Reiseeindrücke ließen sich kleine unterhaltende Geschichtchen streuen, und auf amerikanischem Boden hinderte die harmlosen Vergnügungsreisenden nichts daran, allerlei schöne Träume für die Zukunft zu spinnen. Dann kam der Ernst des Krieges, und »Cap Trafalgar«, der jüngste, mit erlesener Technik ausgebaute Passagierdampfer der Hamburg-Amerika-Linie, fand, jetzt als deutscher Hilfskreuzer armiert, als eins der ersten Opfer seinen Untergang in denselben südamerikanischen Gewässern, wo er noch kurz zuvor so glänzende Festlichkeiten an Bord gesehen hatte. Zobeltitz ist in seinem Plauderbuche, das mit zahlreichen Abbildungen bei Engelhorn erschienen ist (geh. 2 M), auch diesem Ernste gerecht geworden und hat so mit dem ihm eignen Geschick ein Werkchen geschaffen, das man, wenn auch manchmal mit Wehmut, doch mit um so ernsterem Nachdenken auch in dieser gründlich veränderten Zeit noch gern lesen wird.

Für den, der es liebt, mit kühnen Forschern



und Entdeckern auf weite, gefahrvolle und abenteuerreiche Reisen zu gehen, führen wir zwei solcher Bücher an: Nansens neues Werk über Sibirien, in dem er ein Zukunftsland der Weltwirtschaft sieht (Leipzig, Brockhaus; reich illustriert 10 M), und Dr. Albert Tafels Tibetreise, eine Studienfahrt durch das nordwestliche China und durch die innere Mongolei in den Osten dieses für uns noch immer mit so viel Rätseln und Geheimnissen umschlossenen Landes (zwei Bände; Stuttgart, Union; reich illustriert; geb. 24 M).

Bücher unsrer Mitarbeiter

Adele Gerhards Erzählung »Der Ring des Lebendigen«, die hier im Augustheft 1915 erschien, wird noch unvergessen sein; uns können wohl, zumal in dieser ereignisschweren Zeit, Werke eigentümlicher, sogar starker Erfindung und feinster künstlerischer Gestaltung schnell aus dem Gedächtnis schwinden, nicht aber ein Bekenntnis und Zeugnis des Lebens, das so tief wie diese Geschichte dem innersten Herzen der Zeit selbst entquollen ist. Was Tausende stumm erlebt, worum sie in Zweifel gebangt und wozu sie am Ende doch alle freudig und zuversichtlich ja gesagt haben, kann nur mit den Gestirnen dieser Zeit selbst verlöschen. Aber es ist nicht genug, daß Adele Gerhards Erzählung daheim bekannt wird; sie, ja gerade sie, ein so zartes und reines Spiegelbild des Kriegserlebnisses in den Seelen der Daheimgebliebenen, gehört auch an die Front unsrer Kämpfenden. Deshalb die Sonderausgabe in Buchform, die bei Westermann in Braunschweig erschienen ist und bequem als Feldpostbrief verschickt werden kann.

*

Kurt Münzers hier vor zwei Jahren zuerst erschienene Schweizer Novelle »Die Rosentreppe« liegt jetzt auch in Buchform vor, und zwar in einem sehr freundlich ausgestatteten Bändchen, das sich leicht ins Feld verschicken läßt (Konstanz, Reuß & Itta). Wir alle wissen ja, wie sehr sich unsre Kämpfer an der Front und im Etappengebiet nach friedlichen Büchern sehnen, in denen es nicht von Geschützdonner und Granatenkrachen widerhallt, sondern lieblichere Gewalten das Wort führen. Hier ist so eine freundliche Gabe, eine Liebesgeschichte, ganz umsponnen von der Poesie der Jugend und Romantik, aber ohne jede süßliche Gefühlsseligkeit, vielmehr voller Natur und Leben, Kraft und Mut. Denselben Beifall, den sich diese Geschichte bei unsern Lesern errungen hat, wird sie auch draußen im Felde finden.

*

Heinrich Wolfgang Seibel, der Sohn Heinrich Seibels, hat sich vor kurzem (Juniheft) mit der Novelle »Die spanische Jacht« in die Reihe unsrer Mitarbeiter gestellt. Das hier bewiesene kunstbewußte Erzählertalent, das unmittelbar aus dem Leben schöpft und doch den Duft einer geheimnisvollen, aus tieferen Zusammenhängen erblühenden Stimmung um die Dinge der Wirklichkeit zu weben weiß, zeigt seine behaglichere, zum Plaudern und Ausmalen geneigte Seite in einer mit jener vereinigten größeren Novelle, die sich nach dem Schauplatz ihrer höchst merkwürdigen, humor- und glückgesegneten Geschehnisse »Ameisenberg« nennt. Beide Geschichten zusammen füllen ein anmutiges, zierliches Bändchen (Berlin, Grote), das viel tröstliche Hoffnungen auf eine neue Blütezeit gutdeutscher Erzählerkunst erweckt.

*

Aus dem neuen Buche von Jos. August Lux »Der österreichische Bruder« (Stuttgart, Union; geh. M 1,35) haben die Leser vor einigen Monaten im voraus eine Probe zu schmecken bekommen: Der Aufsatz »Österreichs große Stunde«, in dem die Idee Deutschlands und die Idee Österreichs aneinander abgewogen, Österreichs Schwäche offen, aber auch Österreichs Vorzüge liebevoll aufgedeckt wurden, bevor der Verfasser Österreichs Sendung als notwendige und ersprießliche Ergänzung unsers reichsdeutschen Wesens erwies, war gleichsam der Angelpunkt dieser Gedankengänge, die sich bewußt in den Dienst einer geistigen und wirtschaftlichen Annäherung der verbündeten Völker stellen. Aber er war doch nur ein Stein aus dem Gesamtbau. Dieses wohldurchdachte, in schöner, edler und durchsichtiger Form ausgestaltete Ganze kennenzulernen, bietet sich in der Buchausgabe Gelegenheit. Ein paar Sätze aus dem Vorwort: »Es gibt eine reichsdeutsche Psyche und eine österreichische Psyche. So viel des Verwandten und so viel des Verschiedenen! Das, was uns ewig bindet, ist aber so groß, daß es das, was uns trennt, als ein gegenseitig Ergänzendes erkennen läßt: unsre menschlich bedingte freiere Individualität und deutscherseits die musterhafte Organisationskraft. ... Ich will Führer sein und das Herz der Dinge, Menschen und Länder aufschließen — das österreichische Herz.«

*

Karl Storck ist unsern Lesern durch die musikkritischen Aufsätze vertraut, die er — früher in zusammenhängender Folge, neuerdings nur bei besonderen Anlässen — in den Monatsheften veröffentlicht hat. Wer sich an diese Aufsätze, ihre kunsterzieherische Gesinnung und



die entschlossene Art ihres Vortrags erinnert, wird sich nicht darüber verwundern, diesen Schriftsteller in der Reihe derer zu finden, die jetzt mit doppelt gestählter Feder für den Sieg des Deutschtums in Kunst und Leben kämpfen. Storck brauchte sich nicht erst auf den neuen deutschen Geist, der mit dem Ausbruch dieses Krieges über uns gekommen ist, einzustellen; er brauchte den Weg, den er vorher schon zwei Jahrzehnte lang charaktervoll und zielbewußt ging, nur weiter zu verfolgen, um die günstige Zeit mit allen Kräften für eine Vertiefung unsrer heimischen deutschen Art auszunützen. Diesen »Kampf hinter der Front« führt er in einer Reihe von Kriegsaufsätzen (Stuttgart, Muthsche Verlagshandlung), die zugleich verteidigen und angreifen. Ihr Angriff gilt dem fremden Geist, der sich bei uns an tausend Stellen eingenistet hat, ihre Verteidigung und Bejahung der eignen deutschen Art und Tüchtigkeit, die sich jetzt mutiger denn zuvor regt. Es fehlt diesen Aufsätzen Storcks nicht an »goldenen Rücksichtslosigkeiten«, auch da, wo andre sonst zur selben Fahne schwörende Kämpfer dem Burgfrieden zuliebe sich Zurückhaltung glauben auferlegen zu müssen; doch er mag darin recht haben, daß erst einmal »erfrischende Gewitter« die Luft gereinigt haben müssen, bevor wir unsers Deutschtums selber recht froh werden und aus dieser geklärten Fröhlichkeit heraus auch der Welt Freudebringer werden können. Der innerlich wie äußerlich gediegene Band ist eine Frucht des Tages, aber der Wein, der aus ihr gekeltert, wird gleich edlen Jahrgängen des Traubenbluts mit der Zeit nur noch reifer und edler werden.

Jugendschriften und Kinderbücher

Von der schönen Friedlichkeit, deren sich die Jugendschriften sonst erfreuten, ist wenig übriggeblieben. Deshalb sollen aber doch unter den Büchern, die wir — durch eine Erwähnung wenigstens — vor den andern auszeichnen möchten, die friedlichen und idyllischen kraft dem Recht ihrer Erstgeburt den Vorrang behaupten.

Ein Buch mit neuen Märchen (Gütersloh, Bertelsmann; 2 ℳ), die ihren Stoff meistens aus dem Naturleben schöpfen, beschert der Jugend, Knaben und Mädchen, Chr. R. Lamp (mit Bildern von Oskar Höppner). Ein Wander- und Erlebnisbuch aus Kalifornien und Neuyork, das uns wie eine Friedenstaube aus vergangenen oder kommenden Tagen anmutet, bietet der Schweizer J. H. Hoepli in einem bei Huber & Ko. in Frauenfeld erschienenen Bändchen (ℳ 2,60), das sich »Erlebtes und Erstrebtes« nennt, also schon ein wenig in den Ernst des tätigen Lebens hinüberleitet. Einen guten Ruf als Erzählerin hat sich sehr schnell Maria Batzer erworben; sie hat Anmut und Innigkeit und zu dem Ernst eine gute Dosis Humor, für die die Jugend immer dankbar ist. Bei Nister in Nürnberg ist eine Sammlung ihrer kürzeren jugend- und heimatfrohen Kindergeschichten unter dem Titel »Vergnügte Leutchen« (geb. ℳ 1,80) mit guten Bildern von Ernst Kutzer erschienen, aber auch noch ein stärkerer Band »Am Torwarthäuschen« (geb. 4 ℳ), dessen leider nur zum Teil künstlerisch illustrierte Geschichtchen die Beobachtungsgabe und Erfindungskraft der Erzählerin auf ihrer Höhe zeigen.

Der Knabenphantasie, die gern in abenteuerliche Ferne schweift, hat der Verlag von Spamer in Leipzig mit einer neuen Bearbeitung des wohlbekannten Buches von Louis Thomas, »Die denkwürdigsten Entdeckungen«, gewiß ein willkommenes Geschenk gemacht, wenn auch die Bilder etwas zu historisch anmuten. Der erste Band, bearbeitet von Dr. Richard Hennig, behandelt die älteren Land- und Seereisen bis zur Auffindung der Seewege nach Amerika und Indien.

Der Krieg ist jetzt, im zweiten Jahre seiner Dauer, natürlich schon für alle Altersklassen weidlich ausgebeutet worden. Es ist bei der Gequältheit, die da meistens herrscht, nicht leicht, unter den Kriegsbilderbüchern auch nur ein paar erträgliche oder erfreuliche zu nennen. Einmal haftet dem Text, das andre Mal den Bildern Verstimmendes an. Immerhin sei es gewagt mit der »Lustigen Geschichte in Wort und Bild« von Kurt Rübner (bei C. Winter in Dresden; geb. ℳ 1,20), die den Krieg in Szenen des Kinderlebens überträgt, und mit dem Buch von Willi Planck, »Haltet aus im Sturmgebraus!« (Nürnberg, Nister; geb. 3 ℳ): hier sind jedenfalls die Bilder aus dem Kriege in ihrer festen, kernigen und einfachen Art gut auf das Kinderauge und die kindliche Vorstellungskraft berechnet. Die Phantasieerzählungen, die sich aus Kriegsberichten nähren, um nach bekanntem Schema eine möglichst wilde und abenteuerreiche Geschichte daraus zu machen, dünken uns meist unerträglich. Besseres dieser Art ist uns nur in zweien dieser Bücher begegnet: das eine kommt von Dr. Kurt Floericke (Nürnberg, Nister) und bewegt sich durch geschickte Verknüpfung gleich »Auf drei Kriegsschauplätzen« (Rußland, Türkei und Frankreich); das andre nennt sich »Der Russenschreck« (von Dietrich Darenberg; Leipzig, Spamer) und ist eine Erzählung aus den Tagen der Sommerschlacht in Masuren. Beide Bände sind illustriert. Würdiger dienen dem strengen



Wirklichkeitsgeist dieses Krieges die unmittelbar auf Feldzugserinnerungen von Mitkämpfenden fußenden Bücher, wie ihrer zwei bei Thienemann in Stuttgart erschienen sind. Eins davon, betitelt »Im Schützengraben« (von Albert Leopold; geb. 2 *M*), schildert die Erlebnisse eines schwäbischen Musketiers (Württembergische 26. Division) auf der Wacht und beim Angriff in Polen; das andre enthält mit ganz vortrefflichen Bildern von Willi Planck Erinnerungen eines österreichischen Offiziers aus den schweren Kämpfen in den Karstöden der Herzegowina, Süddalmatiens und der montenegrinischen Grenzgebiete (Rifat Gozdović Pascha: »Im blutigen Karst«; geb. 3 *M*). Diese beiden Bände sind eigentlich keine ausgesprochenen Jugendschriften mehr, sondern auch, dank ihrem Ernst und ihrer realistischen Beobachtungsfülle, schon Bücher für Erwachsene.

Dieser Grundsatz, daß eine gute Jugendschrift niemals allein und ausschließlich für die Jugend bestimmt und berechnet sein darf, beherrscht auch die drei neuen Bände der Westermannschen Sammlung »Lebensbücher der Jugend« (Band 25—27). Hier finden wir eine vorsichtige Bearbeitung des Simplizissimus von Grimmelshausen, des großen für das deutsche Leben so wichtigen Geschichts- und Kulturromans aus dem Dreißigjährigen Kriege (bearbeitet von Friedrich Düsel, mit Bildern von Hans Röhm); ein aus unverfälschten Kriegsberichten zusammengestelltes Ehrenbuch deutscher Tapferkeit, das sich bemüht, aus diesem Krieg der Massen die kühnen, zähen Heldentaten Einzelner hervorzuheben (»Unsre Helden«, gesammelt von Icus-Rothe, mit Bildern von Greve-Lindau), und ein Fliegerbuch, das den unerschrockenen, noch von so viel Romantik umwobenen Taten unsrer jüngsten, von der Jugend am meisten bewunderten Waffe huldigt (»Unsre Flieger im Felde«, gesammelt von Oskar Wiener, mit Bildern von Georg Jilovsky).

Auch in die Beschäftigungsspiele hat der Krieg neues Leben gebracht. So gibt es in dem bekannten pädagogischen Verlag von Oskar Maier in Ravensburg ein neues Viktoria-Kriegsspiel, auf dessen farbig ausgeführtem Landschaftsplan Figuren verschiedener Truppengattungen Aufstellung nehmen und allerlei Hindernisse zu überwinden haben. Von verblüffender Einfachheit, aber gerade dadurch von dauernder Anregungskraft ist das Spiel mit Schleudern, das sich »Der Bombardier« nennt, während das Belagerungsspiel und das Geduldspiel »Schlachtenbilder« nur alte Spielideen zeitgemäß zuspitzen. Neben diesen »Aktualitäten« behaupten sich für unsern Geschmack die friedlichen Gefährten der Kinderstube immer noch siegreich, als da sind die aus der Geschichte und der Geographie geschöpften Quartettspiele »Berühmte Männer« und »Harz-Thüringen«; das »A-B-C in der Kinderstube«, das spielend die Kunst des Lesens lehrt; das Silhouettenschneiden nach Vorbildern und endlich, doch gewiß nicht zuletzt, das alte gute Glocke- und Hammerspiel«, in dem so viele tiefsinnige Erinnerungen an alte germanische Sagen- und Göttergestalten bis auf unsre Tage weiterleben.

Verschiedenes

Von Otto Gildemeisters längst als klassisch anerkannter Verdeutschung der »Göttlichen Komödie« hat der Cottaische Verlag eine leichte, schmiegsame Taschenausgabe (Gewicht 240 Gramm) veranstaltet, die der Neuen Deutschen Dante-Gesellschaft gewidmet ist, deren eigentliche Bestimmung aber wohl auf die Schützengräben und Etappen unsrer Kämpfer in West, Ost, Süd und Südost zielt. Denn wie unsre Feldgrauen neben Goethes »Faust« nicht Shakespeares »Hamlet«, so verschmähen sie auch im gewaltigsten und erbittertsten aller Kriege das Edelwerk des großen Italieners nicht, das freilich seinen entarteten Landsleuten von heute eher ein Strafgericht als ein Ruhmesspiegel ist. Gildemeisters Übersetzung verbindet Treue mit Freiheit zu einer so reinen dichterischen Form, daß sie sich fast wie ein deutsches Werk liest.

Freunde der Jordanschen Nibelungendichtung werden es mit Dank begrüßen, daß der Verlag von Diesterweg in Frankfurt a. M. neben der ziemlich teuren Originalausgabe jetzt eine Volksausgabe auf den Markt gebracht hat, die sich trotz ihrem billigen Preise eine gediegene Ausstattung bewahrt. Der Frithjofssage des Esaias Tegnér haben sich die sogenannten Rudolfinischen Drucke angenommen, denen wir den schönen, hier mit Anerkennung besprochenen Druck des »Hanne Nüte« von Reuter verdanken (Offenbach, Gerstung). Höchst wohltuend wirkt in dieser sachlich vornehmen Ausgabe der übersichtliche und kräftige Versdruck, wie denn überhaupt dieser weiße Halbpergamentband mit dem Granatapfelmuster auf dem Deckel nicht bloß eine Zierde jeder Hausbücherei darstellt, sondern auch eine Wohltat für Hand und Auge ist.



Generaloberst von Below

Nach einer Radierung von O. Sander-Herweg aus dem Kunstverlag von Fritz Gurlitt G. m. b. H. in Berlin W



Der deutsche Weltkrieg



Federzeichnung von Wilhelm Kohlhoff

Glockenklänge

In unserm französischen Dorfe tönt eine
Glocke.
Jahrelang hat sie Geburt und Tod
Und Hochzeit verkündet, gemahnt, gedroht
Und Lust und Weh in die Herzen gelegt.
Nun wird sie von deutschen Händen bewegt.
Ihre Kirche wurde zum Lazarett;
In den Bogengängen steht Bett an Bett.
Hörst du, wie dumpf sie jetzt erklingt?
So dumpf und schwer,
Als käme sie von einem Grabe her,
Und zögernd, wie wenn ihr Herzschlag
stocke –
Sie läutet Tod.

Du weißt: nun ist auch er verschieden
Und kämpft nicht mehr,
Der blonde Hüne, den sie gestern Nacht
Hereingebracht.
Heiß hat er mit dem Tode gerungen,
Und der Tod hat das blühende Leben be-
zwungen.
Doch jetzt – o horch, wie die Glocke singt,
Wie das Leben, das Leben den Tod be-
zwingt!
Sie lacht, sie jubelt. Mein Herz, frohlocke
Sie läutet Warschau, Iwangorod,
Sie läutet Sieg! – Wann läutet sie
Frieden?

Eugen Lerch (z. Z. im Westen)



Ungedienter Landsturm im Feuer

Erzählt von Ret Marut

I

Die Blätter fielen langsam von den Bäumen, und weiße Fäden hingen in der Luft.

In weiter Ferne vor mir lag die Stadt. In einem flimmernden Nebelschleier. Unten auf der Wiese waren Kühe, die in schwerfälliger Behaglichkeit ganz kleine Spaziergänge machten. Von dem Walde her, an dessen Rand ich mich gesetzt hatte, kam ein satter, feuchtwarmer Geruch von Pilzen, Moos und Moder.

Ich wollte nichts denken und an nichts erinnert sein. Aber als ich einmal zur Seite sah, saß da ein Soldat mit verbundener Hand. Und da begriff ich plötzlich, warum meine Freude an dem stillen Frieden um mich her nicht vollkommen war: es war ja noch immer Krieg. Nun wußte ich mit einem Male, weshalb ich dieses sonnigen Herbsttages nicht so recht von Herzen froh werden konnte, trotzdem ich doch den Krieg ganz und gar vergessen hatte. Aber wie ein vergessener Traum, der noch irgendwo in uns weiterlebt, hatte mich ununterbrochen ein Gefühl gequält, angesichts der fernen Stadt und der weidenden Kühe: das unsagbar schmerzliche Heimweh nach Frieden.

Und nun war ich wieder mitten in dem großen Ereignis, in dem größten unsrer Zeit, als ich den verwundeten Soldaten sah.

Ich ging zu ihm, sagte ihm guten Tag. Dann saßen wir lange beieinander, ohne ein Wort zu sprechen. Er sah vor sich hin und war sehr ernst. Und plötzlich sagte er: »Wir sitzen hier nun beinah eine Stunde, und Sie haben mich nichts gefragt. Alle haben mich bisher immer gefragt, nur Sie nicht. Warum nicht?«

»Ich denke, daß man aus Achtung voreinander nicht nach den Erlebnissen fragen sollte, die einen Menschen am tiefsten ergriffen haben müssen. Und dann glaube ich, daß es furchtbar sein muß, an alles das erinnert zu werden, das man bis in die tiefsten Tiefen der Seele verbergen möchte.«

»Ja,« sagte er, »so ist es. Und doch dürfen Sie es mir glauben, ich habe eine brennende Sehnsucht, ein einziges Mal über das zu sprechen, was ich erlebt habe, um mich davon frei zu machen, um es zu vergessen. Dann wäre ich es los, und es würde nicht mehr versuchen, mich zu erdrücken, um mich umzubringen. Denn ich habe oft das seltsame Empfinden, als wollte mich das alles ersticken.«

Ohne daß ich eine Andeutung machte, er möge erzählen, fing er nach einer Weile von selbst an. Mit einem Sprung setzte er gleich ein. Alles andre, seine Herkunft, seinen Beruf, sein Vorleben schob er beiseite. Ich kann mich nicht besinnen, jemals von dem Kriege so ohne jedes Pathos, ohne jede Phrase sprechen gehört zu haben. Und wenn es mir nicht gelingt, es so einfach und schlicht wiederzuerzählen, wie er's mir vorerzählt hat, so liegt die Schuld bei mir.

*

Drei Monate wurden wir ausgebildet. Das ist eine reichlich lange Zeit. Aber eines Mittags im April wurde in der Befehlsausgabe bekanntgegeben: »Morgen früh sechs Uhr steht das Bataillon feldmarschbereit auf dem vorderen Kasernenhofe zur Abfahrt an die Front.« Jeden Tag hatten wir diesen Befehl erwartet. Und jetzt, wo er endlich da war, kam er uns allen überraschend. Ich müßte sehr lügen, wenn ich behaupten wollte, ich wäre gern Soldat geworden und wäre gern in den Krieg gezogen. Soweit ich meine Kameraden kannte, dachte keiner anders. Wir alle waren aus unsern uns liebgewordenen Berufen und Verhältnissen gerissen worden. Wir alle standen im Alter zwischen siebenundzwanzig und dreißig, wenigstens zwei Drittel hatten eigne Familie, und keiner von uns hätte bei der Mobilmachung je daran gedacht, mitzumüssen. Denn wir gehörten in Friedenszeiten alle dem »Landsturm ohne Waffe« an und wurden erst später während des Krieges als felddiensttauglich befunden. Ich erzähle das nur deshalb, weil später manches vorkam, was gedienten Soldaten nicht passieren könnte, bei uns aber entschuldbar ist.

Nachmittags hatten wir dann noch von drei bis fünf Uhr Offiziersunterricht. Im Zusammenhang wurde uns noch einmal alles mitgeteilt, was wir zu wissen nötig hatten, über das Verhalten auf der Bahn, auf dem Marsche, im Quartier, im Feindesland, im Feuer, im Sturmangriff und im Falle einer Verwundung. Kurz vor Schluß



der Stunde kam dann noch der Hauptmann unsrer Kompagnie. Er sagte nicht viel, alles in kurzen, zerhackten Sätzen. Aber erst seit dieser wundervollen Rede, die uns allen zu Herzen ging, fühlten wir, daß es nun wirklich ernst werden sollte. Dann gingen wir einkaufen: Seife, Zahnpulver, Briefpapier, Bleistifte und mehr von solchem Kleinkram, der uns unentbehrlich schien. Später, während eines Nachtgefechts, fiel mir plötzlich das Kaufen dieser Kleinigkeiten ein, und ich erinnere mich, wie lächerlich, wie belanglos und kindisch einfältig mir da unser so sehr gerühmtes Kulturleben vorkam, das immer nur aus dem Einkaufen von angeblich unentbehrlichen Kleinigkeiten besteht. Aber dieser Gedanke war natürlich ganz aus dem logischen Zusammenhange gerissen. Er war ja auch nur möglich unter dem furchtbaren Eindruck gigantischer Vorgänge in jener Nacht, in der Tausende von Menschenleben abgetan wurden, als wären sie ein Nasenstüber.

Die meisten von uns konnten in der Nacht nicht schlafen und fingen schon um drei Uhr an, sich zu waschen und den Tornister wieder aus- und einzupacken. Ein Landwirt, der mit auf unsrer Stube lag — wir waren sonst alle Großstädter —, schimpfte mordsmäßig, weil er nicht schlafen konnte. Er sagte, wenn wir alle die Hosen jetzt schon voll hätten, so sollten wir doch einen anständigen Menschen, der seine Ruhe braucht, wenigstens schlafen lassen. Er hatte gut reden, denn er brauchte nicht mit, er hatte sich die Füße so krank gelaufen, daß er keinen Stiefel anziehen konnte und am nächsten Tage ins Lazarett sollte. Wir waren nicht aufgelegt, uns mit ihm herumzuzanken, nur waren wir ein wenig leiser. Hunger hatten wir keinen, und vom Kaffee tranken wir jeder nur ein paar Schluck, rein aus Gewohnheit.

Um halb sechs traten wir auf dem Kasernenhof an. Die Gruppenführer sahen sich bei jedem einzelnen noch den Anzug an und fragten jeden, ob er auch alles im Tornister habe, Nachsendungsanträge würden nicht ausgeführt. Das sollte ein Witz sein, aber wir lachten nicht. Dann ging der Feldwebel die Front ganz langsam hinunter und sah jedem Mann ins Gesicht. Er sagte aber kein Wort, sonst hatte er immer etwas auszusetzen. Als der Hauptmann kam und »Guten Morgen, Kameraden!« sagte, antworteten wir sonderbar laut. Ich hatte das Gefühl, als sei ich ganz heiser. Dann erst, als auch der Major, auf dem Pferde sitzend, rief: »Guten Morgen, Kameraden!«, fiel es mir auf, daß bis gestern noch der Morgengruß immer gelautet hatte: »Guten Morgen, Leute!« Mit Musik zogen wir zum Bahnhof. Die Musik spielte: »Ich hatt' einen Kameraden« und »Ich bin ein Preuße« und »O Deutschland hoch in Ehren«. Was sie sonst noch gespielt hat, weiß ich nicht mehr. Immer wenn die Musik aufhörte, sangen wir irgend etwas. Aber wir sangen sehr schlecht. Wenigstens kam es mir so vor. Überall auf den Straßen standen Leute. Viele nahmen die Hüte ab und riefen: »Auf Wiedersehen!« Aus den Fenstern wurde mit Taschentüchern gewinkt. Das waren Frauen und Mädchen. Auf dem Balkon in einem ersten Stockwerk stand eine Frau, die furchtbar weinte, als wir vorbeikamen. An einem andern Hause war das Fensterbrett im dritten Stockwerk voll von Blumen. Da standen zwei Mädchen, die auch mit Tüchern winkten. Als unsre Kompagnie vorüberkam, schnitten die Mädchen mit einer Schere alle Blumen in den Kästen ab und warfen sie auf uns. Manche von den Blumen konnten wir nicht auffangen. Die hoben dann Kinder auf und gaben sie uns. Verschiedene Kameraden steckten die Blumen in die Gewehrmündung. Ich steckte eine Blume, die mir ein kleines Mädel gegeben hatte, ins Knopfloch, weil ich glaubte, in die Gewehrmündung, aus der man die Kugeln schießt, die Menschen töten, passen keine Blumen. Diese Mündung muß schwarz sein und auch schwarz bleiben. Immer. Man schimpfiert die farbenfrohe Blume und schimpfiert sein treues Gewehr. Später habe ich aber auch Blumen in die Mündung gesteckt. Aber erst nach der zweiten Schlacht. Da hatte ich alles vergessen. Und da war mir auch alles egal geworden.

Wohin wir gehen sollten, wußte keiner. Auch unser Hauptmonn nicht. Nur der Major und der Eisenbahn-Zugführer, und die sagten nichts. Wir kamen aus Nordwestdeutschland. Nun fuhren wir den Rhein hinauf. Es konnte ebensogut nach den Argonnen wie nach den Vogesen gehen. Bis Mittag wußten wir es jedenfalls immer



noch nicht. Als wir hinter Bonn waren, wurde der Zug auf ein Nebengleis geschoben, und in großen Baracken, die dort errichtet waren, erhielten wir zu essen. Es gab Rindfleisch mit Bohnen. Jeder erhielt ein kleines Glas Bier dazu. Es wurde erzählt, das Bier hätte der Major aus eignen Mitteln gestiftet.

Am späten Abend erfuhren wir, wohin die Reise ging. Denn als wir in Mainz waren, zweigten wir ab und konnten bald an den Stationen sehen, daß wir in die Richtung Bebra—Erfurt kamen. Also sollte es gegen die Russen gehen. Ich bin schon oft den Rhein hinaufgefahren, zu Schiff und auch mit der Bahn. Einmal, im Sommer, habe ich sogar zu Fuß eine Rhein- und Moselfahrt getan. Aber noch niemals ist mir die wundervolle Schönheit des Rheins so mächtig zum Bewußtsein gekommen wie auf dieser Kriegsfahrt. Sonst fand ich auch alles schön und freute mich an allem. Aber diesmal war es ganz anders. Immer dachte ich: Oh, wie schön, wie wunderschön ist das alles! Wer weiß, ob ich diese Herrlichkeit je wiedersehe! Wozu muß das alles sein? Und dieser wehe Abschied war es, der mich den Rhein, den ich doch so oft gesehen hatte, jetzt erst wirklich lieben hieß. Und diese Liebe zum deutschen Heimatlande wurde immer größer und tiefer, je weiter wir durch deutsches Land fuhren. Außer Rheinland und Friesland hatte ich von Deutschland nichts gesehen. Und nun sah ich das Hessenland, das märchenhafte Thüringen, die Elbgegend, die Oberniederung, Brandenburg. Und nun so langsam kam die Begeisterung für den Krieg, die ich bisher eigentlich nur immer andern nachempfunden, aber nicht selbst gefühlt und gelebt hatte. Das Wort, das ich in dieser Zeit so oft gedankenlos mit angehört hatte, begann ich jetzt erst zu erfassen, mit dem Herzen und mit dem Verstande zu erfassen: »Nein, dieses Land soll unser bleiben, immer und ewig! Wir allein sind dieses Land wert; denn niemand hat es sich so mit Blut verdient wie wir.«

Dann wurde marschiert, marschiert, marschiert und marschiert. Nie in meinem Leben hätte ich gedacht, daß ein Mensch so viel laufen kann. Jeden Tag, den Gott der Herr werden ließ, wurde marschiert von morgens um vier bis nachmittags um vier. Und dabei das Gewehr über die Schulter und den Tornister auf dem Rücken, dessen Gewicht man morgens beim Abmarsch auf zehn Pfund schätzte, das aber mit jeder Stunde um zehn Pfund zuzunehmen schien und abends immer über einen Zentner wog. Vom Gewehr und von den Tornisterriemen hatte ich ganz wunde Schultern. Aber die wunden Stellen gingen, nachdem sie das höchste Stadium des gräßlichsten Schmerzes überschritten hatten, in einen Zustand der Verhornung über, die sich der völligen Versteinerung näherte. Ebenso ging es mir mit den Hüftknochen, die vom Schanzzeug durch und durch geknetet waren. Immer wenn wir um vier Uhr auf einem Felde oder einer Wiese ankamen, die uns als Ruheplatz angewiesen waren, wollten wir uns sofort hinwerfen und schlafen. Aber das gab es nicht. Eine Gruppe mußte Wasser suchen gehen, andre mußten Holz fällen gehen, wenn die gemieteten Bauern mit ihren Holzfuhren nicht gekommen waren. Dann wurden Kochlöcher gegraben, und wir alle, ob nun einer wollte oder nicht, mußten unsre eisernen Rationen abkochen, die noch im Laufe des Abends erneuert wurden. Die Gruppenführer mußten genau aufpassen, daß jeder kochte und jeder aß. Dann mußten wir das Geschirr reinigen, die Stiefel auf dem Fuße schmieren und das Gewehr nachsehen. Hierauf wurden die Wachen bestimmt, und wir übrigen legten uns auf den Boden, ohne Stroh, ohne Zelte, nur in die Mäntel gewickelt. Niemand durfte die Stiefel ausziehen oder sein Gepäck verlassen. In der zweiten Hälfte der Nacht wurde es immer so kalt, daß man vor Kälte nicht mehr schlafen konnte und aufstand und so lange herumlief, bis man wieder warm war. Dann schlief man wieder, und um drei Uhr morgens standen wir auf, kochten Kaffee oder Tee, aßen trockenes Brot dazu, manchmal mit Speck. und dann wurde wieder marschiert. Seife, Zahnpulver und Rasierzeug schleppte man ganz unnütz mit herum. Einmal hatten wir des Mittags Rast an einem Bache, und weil mich mein Bart so gräßlich juckte, packte ich mein Rasierzeug aus und begann mich zu rasieren. Das erzeugte einen Auflauf. Die neben mir lagen, riefen beinah die ganze Kompagnie herbei und schrien wie auf dem Jahrmarkt: »Hierherspaziert,



meine Herren, zehn Pfennig Eintritt nur, Kinder die Hälfte. Hier ist jemand zu sehen, der sich rasiert.« Ich machte mir aber nichts daraus. Dann sagte einer: »Du willst wohl heute abend in die Oper fahren?« — »Ja,« sagte ich, »sei doch so gut und telephoniere um eine Eintrittskarte.« — »Parkett?« — »Nein, Fremdenloge natürlich.« — »Kostet aber zehn Mark.« — »Sage, es wäre für einen Soldaten.« — »Dann kostet sie nur neun Mark fünfzig.« Nach einer Weile kam dann ein andrer. Er riß die Hacken zusammen und grüßte so überaus höflich und respektvoll, als stände er vor einem General, und sagte: »Ach, verzeihen Sie, mein Herr; ich höre soeben, daß Sie heute abend in die Oper wollen. Was wird denn gegeben, wenn man fragen darf?« Ich sagte: »Die Meistersinger; darf ich Ihnen einen Platz in meiner Loge anbieten?« Da gab mir der Gefragte zur Antwort: »Du, das war dein Glück; denn hättest du jetzt den faulen Witz gemacht und gesagt: Das Nachtlager von Granada, dann hätten wir dich, so lang du bist, in den Graben geschmissen. Denn daß du dich hier rasierst, ist eine Gemeinheit von dir, du verdirbst uns den ganzen Gesamteindruck.«

An dem Abend kamen wir tatsächlich alle in die Oper. Gegen fünf hörten wir schon so ein eigentümliches Rollen. Wir guckten gegen den Himmel, aber es war nichts zu sehen. Unser Feldwebel, der am Ende unsers Zuges ging, sagte nach einer Weile: »Na, Kinder, jetzt scheint es endlich loszugehen. Das sind unsre Geschütze. Da scheint sich etwas anzubandeln.« Wir wurden darauf sehr still und marschierten immer weiter. Aber Müdigkeit empfanden wir gar nicht mehr. Die war wie fortgeblasen. Nach einer Stunde mußten wir von der Straße hinunter und auf dem Felde weiterlaufen. Dann kam Artillerie in rasender Geschwindigkeit an uns vorüber. Die nahm bald kein Ende mehr. Dann kam eine Reiterabteilung. Und hierauf etwa zwei Dutzend Autos mit Jägern und Maschinengewehrabteilungen. Ohne daß ein Befehl ergangen wäre, marschierten wir immer schneller, als könnten wir irgendwohin zu spät kommen. Aber es geschah ganz gedankenlos. Das Donnern wurde immer stärker. Man hörte ab und zu schon den kurzen, abgerissenen Knall einzelner Schüsse. Endlich gegen Abend sahen wir auf weitabliegenden Höhen schwere Geschütze, die sich von dem Abendhimmel scharf abhoben. »Das sind die österreichischen Einunddreißig-Komma-Fünfer,« sagte der Feldwebel, »ich höre es am Knall.«

Auf der andern Seite der Straße sahen wir auch die ersten Verwundeten ankommen. Es waren durchweg Artilleristen. Aber keiner von ihnen machte ein trauriges Gesicht. Einer rief zu uns herüber: »Ihr braucht gar nicht so zu rennen, ihr kommt schon noch zurecht.« Jetzt war es bereits ganz finster geworden. Wir marschierten wenigstens schon fünfzehn Stunden. Sonst hätten wir ganz gewiß nicht mehr gekonnt. Aber heute dachte man mit keinem Gedanken daran, sich hinzulegen. Auch daß wir seit elf Uhr morgens keinen Happen mehr gegessen hatten, wußten wir nicht. Der Kanonendonner war jetzt bereits so stark, daß wir glaubten, mitten darin zu sein. Wir verstanden kaum noch, was unser Nebenmann sagte, wenn er nicht gerade laut schrie. Und immer noch raste auf der Straße Artillerie vorüber, und eine ununterbrochene Reihe von Autos und bespannten Wagen mit Munition, Broten, Holz, Stroh und Heu fuhr, dicht an den Straßenrand gedrängt, neben der Artillerie her.

»Vom Nebenmann drei Schritt Abstand nehmen! Befehl weitergeben!« hörten wir jetzt das Kommando, das von vorn kam. Nun konnten wir auch mehr sehen. Obgleich es stockfinster war, erkannte man doch minutenlang die Fläche vor uns, die in einem fort von den langen Fühlern der Scheinwerfer grell beleuchtet wurde. Das waren schon die Lichter der feindlichen Truppen. Als wir das hörten, klopfte mir das Herz fürchterlich, und ich hatte nur den einen Gedanken: Ach Gott, wenn ich doch bloß keine Angst kriege!

Dann erfolgte das Kommando: »Züge rechts aufmarschieren!« Darauf: »Ohne Halt, Bataillon rechts aufmarschieren!« Unsre Kompagnie kam an dritter Stelle. Deshalb mußten wir im Laufschritt aufmarschieren, damit wir die gleiche Richtung mit der Spitze, die im Marschtempo weiterlief, erhielten. Wir waren kaum damit fertig, da kam schon das neue Kommando: »Nach rechts schwärmen mit zwei Schritt



Abstand!« Wir zogen uns halbrechts im Laufschritt auseinander. Und dann marschierten wir so wohl eine reichliche Stunde lang. Der Boden war sehr unregelmäßig. Sehr hügelig, voll von Löchern, Gräben und Ackerfurchen. Hin und wieder sahen wir jetzt auch schon Löcher, die nur von Granaten herrühren konnten. Es war kein Laufen mehr und auch kein Marschieren, nur ein Stolpern und Stürzen nach vorn. Ich dachte, man könnte sich jetzt doch ohne weiteres in solch einen Graben fallen lassen und zurückbleiben, kein Mensch würde es in der Finsternis bemerken. Es ist häßlich, daß ich diesen Gedanken hatte, aber ich will nicht lügen. Ich bin überzeugt, daß noch viele meiner Kameraden diese oder ähnliche Gedanken empfanden; denn inwiefern sollte ich ein Ausnahmemensch sein und andre Gedanken fühlen als meine Umgebung. Aber keiner hat sich gedrückt. Man geht immer mit, und ginge es in die Hölle, nur um nicht einsam und allein sein zu müssen. Das wäre nicht zu ertragen.

Wir machten halt, durften uns aber nicht hinlegen. Und dann sahen wir in dem schießenden Licht der Scheinwerfer, wie etwa zweihundert Meter vor uns an unsrer Front entlang ein Regiment Infanterie im rasenden Laufschritt vorbeigeführt wurde. »Das sind Stammannschaften, die stehen seit Anfang August im Felde; die gehen jetzt an einer besonders harten Stelle zum Sturm vor. Wo die hinmüssen, da wird es brennend heiß,« sagte unser Feldwebel. Ich weiß nicht warum, aber weiß Gott, da fing ich an zu heulen. Es überkam mich so. Und meinem Nebenmann ging es genau so. Dieser Vormarsch im Sturmschritt an unsrer Front vorbei von kampferprobten Helden, die uns zu sagen schienen: Wir gehen in einen Kampf, bei dem ihr nicht zu brauchen seid, hat auf mich den tiefsten Eindruck bis jetzt gemacht. Der Vorbeizug der Todgeweihten, die so unheimlich schweigend ohne Laut vorüberrannten wie ein grausig belebter kochender Atemzug eines unsichtbaren gewaltigen Riesen, wirkte so erschütternd unwirklich auf mich ein, daß ich später im Lazarett jede Nacht aus schweren Träumen schweißüberdeckt aufschrak und durch mein Stöhnen alle Kameraden, die mit mir im Saale lagen, erweckte. Als der Zug vorüber war, gingen wir weiter. Es mußte nach ein Uhr sein, da hieß es: »Halt! Hinlegen! Visier tausend und elfhundert! Langsames Schützenfeuer! Munition sparen!« Die Kommandos wurden von Mann zu Mann weitergegeben, weil der Geschützdonner so stark war, daß man kein Wort verstehen konnte. Wohin wir zielen sollten, wußten wir nicht. Wir sahen überhaupt nichts. Deshalb schossen wir nur immer geradeaus. Dann kam das Kommando: »Feindlicher Sturmangriff ist noch in der Nacht zu erwarten. Zum Aufpflanzen der Seitengewehre erfolgt neues Kommando!« Hinter uns waren jetzt Feuerwerker mit Autos angefahren gekommen. Sie schossen Raketen und Leuchtpistolen ab. Wir konnten die vor uns liegende Gegend dadurch auf wenigstens zwei Kilometer gut übersehen. Nun waren wir vierundzwanzig Stunden auf den Beinen, mit Ausnahme einer Ruhepause am Mittag ununterbrochen gelaufen, und das auf den schlechtesten Wegen. Seit Mittag hatten wir nichts gegessen. Ich begreife nicht, wie ich das eigentlich aushalten konnte. Aber ich hatte keinen Hunger und war auch nicht müde. Keiner von uns.

Ich hätte nicht gedacht, daß der Kanonendonner noch stärker werden könnte, daß überhaupt noch ein Geräusch in der Luft Platz haben könne. Aber es wurde noch lauter. Und nun sahen wir, daß hundert Meter vor uns Granaten einschluaen, die explodierten mit furchtbarem Gebrüll und rissen die steinichte Erde auf, daß sie häuserhoch in mächtigen Klumpen in die Luft ging. Dann wurde mir alles egal, ob Leben oder Tod, ob Freiheit oder Knechtschaft, ich dachte weder ans Vaterland noch an den Kaiser. Meinetwegen sollte alles in Stücke gehen und ich dazu. Was kümmerte mich das alles! Und wie läppisch und quatschig war es, daß ich Seife und Zahnpulver und Briefpapier im Tornister hatte! Wozu das alles! Wozu hatte ich schreiben gelernt, wozu hatte ich die Schule besucht und meine Examina gemacht! Weshalb nur haben sich meine Eltern so unendlich viel Sorgen um mich gemacht! Alles ist doch dumm und überflüssig. Ich wollte nur tot sein.

Aber es hörte nicht auf. Als der Morgen kam, hofften wir, daß alles nur ein blödsinnig wüster Traum sei, der mit dem ersten Sonnenstrahl verschwinden müsse, daß wir



erwachen müßten. Dann bekamen wir Brot. Das Feuer von uns wurde eingestellt. Es hieß, daß die Feldküchen unsers Bataillons mit Kaffee und Suppe unterwegs seien. Aber noch ehe sie herankamen, erhielten wir den Befehl, weiterzumarschieren. Das Bataillon wurde während des Marsches in Marschkolonne zusammengezogen. Wir schliefen im Gehen. Die Beine liefen ganz von selbst ohne unsern eigentlichen Willen. Hin und wieder kam es vor, daß einer während des Marschierens im Schlaf in sich zusammensank. Dann wurde er von uns mit dem Stiefel heftig getreten, daß er erwachte. Wir taten es gewiß nicht gern, aber es war ein Liebesdienst. Dann gegen Mittag durften wir endlich lagern. Wir brachen zusammen, wo wir standen, ohne abzuschnallen, mit dem Gewehr im Arm. Der Feldwebel machte bekannt, daß nur eine Stunde geruht werden dürfe, dann müsse abgekocht werden, es sei Bataillonsbefehl. Nach einer Stunde wurde geweckt. überall hörten wir die Feldwebel und die Unteroffiziere fluchen, aber niemand stand auf. Einige, die an Gehorsamsverweigerung dachten, erhoben sich, aber sie brachen gleich wieder zusammen wie hingestupft. Dann kamen zwei Feldküchen, die zwei andern konnten nicht folgen, und wir erhielten Kaffee, schliefen aber gleich wieder ein. Um fünf mußten wir auf und weiter.

Dann kamen wir an die deutschen und österreichischen Schützengräben, die das Weitervordringen der Russen bisher verhindert hatten, und nach einer weiteren halben Stunde waren wir inmitten der russischen Gräben. Hier lagen die Toten zu Haufen, oft zehn Mann übereinander. Früher konnte ich nie einen Toten ohne Grauen ansehen, jetzt zählte ich sie gleichgültig wie Holzscheite. Hinter diesen Gräben machten wir halt. Eine Stunde lang mußten wir beim Beerdigen der toten Russen helfen. Was übrig liegenblieb nach dieser Zeit, mußten nachfolgende Truppen forträumen. Und dann trafen wir Gefangene. Wie riesige, halb stumpfsinnige Herden trotteten diese ungeheuren Massen ehemaliger Soldaten an uns vorüber. Stundenlang zogen diese Unmassen Gefangener vorbei. Es schienen so unendlich viele, daß man glaubte, es könne kein russischer Soldat mehr im Felde stehen. Zuweilen, besonders bei den späteren Trupps, kamen welche, die sangen und sprachen zu uns herüber. Viele bettelten uns an um Tabak und Zigaretten. Aber wir gaben keine her, weil wir nicht wußten, wie nötig wir sie selbst noch brauchen könnten.

Wir marschierten nun wieder drei Tage hintereinander immer in Eilmärschen. Die mit den längsten Beinen wurden an die Spitze gestellt, damit es schneller gehen sollte; die Kleineren von uns rannten immer halb, um mitzukommen. Und dazu eine glühende Hitze. Wir hatten dicke Krusten auf den Händen und den Gesichtern. Manche hatten die Füße krankgelaufen, die mußten barfuß gehen, aber mit mußten alle. Es hat auch keiner schlappgemacht. Wir gingen in geschlossener Kolonne, aber mit zwei Schritt Abstand vom Nebenmann, damit die Luft besser durchziehen konnte und jeder das Gewehr tragen konnte, wie er wollte. Abends um sieben, wenn abgekocht, gescheuert und das Gewehr und die Stiefel in Ordnung gebracht waren, wurde uns der Tagesbericht bekanntgegeben. Der Sieg wurde immer umfangreicher. Und das war der Grund, daß wir das alles überhaupt fertigbrachten, was wir leisten mußten.

Wir rückten näher an die von den Russen besetzte Festung Przemysl heran. Alle wollten wir dabeisein, wenn wir sie den Russen wieder abnehmen würden. Das sollte dann eine Freude werden! Am Mittag, als wir Rast machten, wurde uns mitgeteilt, daß wir wahrscheinlich heute noch ins Gefecht kommen würden, denn vor uns sollten die den Rückzug deckenden Russen Feldbefestigungen angelegt haben, um uns aufzuhalten. Ich bekam Herzklopfen, als ich das hörte. Ob vor Aufregung oder aus Angst vor der möglichen Angst, kann ich nicht sagen. Aber wir konnten nicht mehr liegen. Es war vielleicht weniger der Wunsch, ins Gefecht zu kommen, als vielmehr der begreifliche Wunsch, das, was uns angekündigt war, so schnell wie möglich hinter uns zu haben, um nicht immerfort daran denken zu müssen. Wir marschierten bis gegen fünf Uhr, da ließ der Major haltmachen, und es wurde uns bekanntgegeben, daß wir nur noch dreitausend Meter vom Feinde entfernt seien, der uns erwarte. Wir machten nun eine kurze Rast, aßen, rauchten und wälzten uns im Acker. Dann kamen,



während wir weitermarschierten, ununterbrochen Meldereiter, die unserm Major Befehle überbrachten. Plötzlich hielt die Spitze, und die Befehle wurden von vorn nach hinten weitergegeben: »Bataillon zugweise nach links und rechts aufmarschieren! Nach beiden Seiten schwärmen mit einem Schritt Abstand! Der zweite Zug der dritten Kompagnie und die drei Züge der vierten Kompagnie bleiben in Reserve und folgen in lose geschlossener Marschkolonne!«

Ich war mit bei denen, die in Schützenlinie vorgingen. Da hörten wir sonderbare Töne wie das feine Summen hochfliegender Bienen. Aber erst, als Unteroffizier Merkel aufschrie: »Mein Gott, ich bin getroffen!«, wußten wir, daß Gewehrkugeln über uns her flogen. Wir liefen von selbst immer schneller, beinah Laufschritt. Dann wurde mit einem Male das feine Klingen in der Luft über uns so stark, daß man nicht mehr die einzelnen Töne hörte, sondern daß es wie ein unaufhörlich wimmernder Ton klang. Der Feldwebel, der ein paar Mann neben mir ging, sagte: »Das sind Maschinengewehre.« Trotzdem fand ich den eigentümlichen bebenden Ton ungemein schön und reizvoll. Es wurde Laufschritt kommandiert und dann Hinlegen. Wir glaubten, wir könnten nun losschießen. Aber wir durften nicht. Und der Feldwebel meinte auch, das wäre doch bloß unnötige Munitionsverschwendung; ob wir nun wirklich aus reinem Zufall einen Russen treffen, das bleibt sich doch gleich und hat auf den Ausgang des Krieges keinen Einfluß. Wir wunderten uns, daß wir in dieser Situation darüber lachen konnten. Aber ich glaube, wir hatten uns schon ein wenig an den Krieg gewöhnt. Dann sprangen wir auf, liefen hundert Schritt und legten uns wieder hin. Das taten wir vielleicht zehnmal. Beim letzten Hinlegen wurde das Visier gestellt: achthundert und tausend. Dann wurden zwei Salven abgegeben, und nachdem die Offiziere den Einschlag beobachtet und die Entfernung festgestellt hatten, sicherten wir das Gewehr und machten wieder einen Sprung. Nun wurde das Visier auf sechshundert und achthundert umgestellt, und nach zwei Salven stellten wir alle das Visier auf achthundert. Jetzt hörten wir das zusammenhängende und auch das einzelne Klingen schon genauer, um es als das Pfeifen der Gewehrkugeln zu empfinden. Es war außer dem Unteroffizier noch niemand sonst getroffen, soweit wir erzählen hörten. Das gab uns eine gewisse Sicherheit. »Die ungeraden Zahlen Schützengräben auswerfen, die geraden langsam weiterfeuern, alle zehn Minuten wechseln!« hieß das nächste Kommando. Und bald hockten wir in unserm ersten Schützengraben.

Es waren nun doch mehrere noch getroffen worden, aber alle nur verwundet. Wir wollten darüber Witze reißen, daß die Russen so schlecht schössen. Da sagte der Feldwebel: »Ihr habt gerade Ursache! Seid ihr bloß still, ihr Schlumpschützen, die ihr seid, glaubt ihr, ihr hättet vielleicht da drüben etwas getroffen? Die ihr erschießen wolltet, die leben alle noch. Dreihundert Meter zu weit habt ihr geschossen, wenn ihr es wissen wollt.« Da haben wir nichts mehr über die Russen gesagt.

Abends um zehn Uhr wurde bekanntgegeben: »Morgen früh punkt sieben Uhr zwanzig werden die gegenüberliegenden vom Feinde besetzten Schützengräben gestürmt. Ist Artillerie zur Stelle, dann erfolgt eine Beschießung von sieben bis sieben Uhr fünfzehn. Im andern Falle erfolgt der Sturmangriff ohne artilleristische Vorbereitung. Das Feuer ist jetzt sofort einzustellen. Die Mannschaft ruht bis zum Wecken, mit Ausnahme der Posten. Die Herren Zugführer werden zum Herrn Major gebeten.«

Das war ja eine schöne Bescherung. Es stand uns nun ja einiges recht Angenehmes für den morgigen Tag bevor. Es lohnte sich schon, heute abend vor dem Einschlafen mal das durchlebte Dasein zu überdenken; wer weiß, ob man morgen abend um diese Zeit noch Gelegenheit dazu haben würde.

Am nächsten Morgen wunderte ich mich sehr, daß ich sofort eingeschlafen war, ohne meine Lebensrechnung noch einmal durchzugehen, wie ich mir doch vorgenommen hatte, und daß ich dann so fest und ruhig die ganze Nacht geschlafen habe. Es muß wohl daran liegen, daß ich diesem Weltkriege gegenüber ein gutes Gewissen habe und wahrhaftig völlig unschuldig an seinem Ausbruch bin.

(Schluß folgt.)



Tod und Verklärung

Der Abend fällt. An seines Motors Steuer
Lehnt Pegoud. Pegoud, der dereinst im Flug
Kopfüber das uralte Ungeheuer
Der Schwere als ein neuer Sieger schlug.

Die Zigarette funkt im Abendwinde,
Und Pegoud lacht den Freunden und erzählt –
Scharf fuhr er ob dem deutschen Bahngewinde,
Und seine Bomben haben nicht gefehlt!

Die Luft hellt ab. Doch da: Alarmruf gellt!
Ein Deutscher kommt zur Rache hergeflogen;
Die Taube wirft – es dröhnt –, in wildem Bogen
Sprüht Erdreich auf französisches Gezelt.

Und schon sitzt Pegoud wieder im Gestühl,
Die Zigarette fliegt zum Sand. Er winkt –
Die Freunde greifen zu – der Motor singt –
Der Geier kreist sich hoch und sucht sein Ziel.

Die Taube stößt. Neu dröhnt es: das ist nicht
Maschinenzauber mehr, der Schwerkraft wendet –
Maschinenfeuer, das den Tod entsendet,
Speit Kugeln aus. Sie kreisen – plötzlich bricht

Der große Geier ab und fällt und fällt
Und schlägt herab in fürchterlicher Schwere,
Und Pegoud sitzt am Steuer – unentstellt –,
Wenn nicht durchs Herz die kleine Kugel wäre. –

Wie ihn die Freunde aus den Stangen heben,
Glüht noch die Zigarette aus dem Sand. –
Fort fliegt der Deutsche übers dunkle Land
Die Nacht ist da. Die Kreaturen beben
Schwach in des schweren Todes Siegerhand.

◆ ◆ ◆

Der Morgen steigt. Durch weiße Wolkenmassen
Schießt rotes Licht. Die blasse Frühe singt:
Ein deutscher Flieger – hoch in Kreisen schwingt
Er auf französischem Gezelt gelassen.

Er zielt und wirft. Doch keinen Todesspeer.
Der Morgen steigt, aus tauigen Büschen froh
Dringt Vogelruf. Ein Kranz von Lorbeer schwer
Sinkt langsam ab. Der deutsche Flieger floh
Ins Morgenlicht. Und unten irgendwer
Entziffert, liest: Pegoud mort en heros
Son adversaire. – –

Julius Bab



Der Weltkrieg

Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloff (Gießen)

XV

Stellungskrieg im Osten und Westen, vorwiegend defensive Kriegführung der Deutschen und Österreicher, offensive der Feinde, das kennzeichnet die militärische Lage im Oktober auf den wichtigsten bisherigen Kriegsschauplätzen, während die entscheidungsuchende Offensive von den mitteleuropäischen Verbündeten auf den Balkankriegsschauplatz verlegt worden ist. Die Operation kam an sich keineswegs unerwartet, aber bei der sorgsam verhüllten Vorbereitung im gegenwärtigen Augenblick doch überraschend.

Wir hatten in unsrer letzten Betrachtung noch angenommen, daß Kurland und Litauen einstweilen noch der Hauptkriegsschauplatz bleiben sollten, aber während wir schrieben, erfolgte die Vorschiebung deutscher und österreichisch-ungarischer Streitkräfte nach der serbischen Grenze und darüber hinaus, wodurch das ganze strategische Bild verändert wurde. Das Vorgehen Hindenburgs hatten wir aufgefaßt als den Versuch, die Russen zwischen Düna und Beresina umfassend anzugreifen und zu vernichten, während die übrigen Armeen diese Offensive durch Beschäftigung der Russen vor ihrer Front zu erleichtern hatten. Heute, wo wir wissen, daß Hindenburg während seines Vormarsches in Litauen einen Teil seiner Truppen unter General von Gallwitz nach Serbien abgegeben hatte und daß die übrigen Armeen durch den Abmarsch Mackensens ebenfalls geschwächt worden waren, dürfen wir annehmen, daß sich der Sieger von Tannenberg ein geringeres Ziel gesteckt hatte: die deutsche Armee in eine solche Stellung zu bringen, daß sie, unterstützt von günstigem Gelände, in tätiger Defensive die nun ohne Zweifel weit überlegene russische Nordwestarmee in Schach halten konnte. Dieselbe Aufgabe stellte sich seinen südlichen Nachbarheeren, kurz, die riesige Front von der Ostsee bis zu den Karpathen bildete eine Flankendeckung großen Stils für das neue serbische Unternehmen; es galt, in zähem Schützengrabenkrieg das Gewonnene gegen eine Übermacht zu behaupten, den angreifenden Russen Verluste zuzufügen, womöglich durch Teilangriffe die eigne Stellung zu verbessern, vor allem den Russen die Entsendung beträchtlicher Truppenmassen nach dem Balkan unmöglich zu machen. Dasselbe, was Hindenburg im Mai und Juni während der Eroberung Galiziens geleistet hatte, war jetzt in größerem Maßstabe zu wiederholen. Die verbündete Heeresleitung hat gehandelt nach dem durch die Erfahrung unendlich oft bewährten Satze von Clausewitz, daß nicht die »absolute Überlegenheit«, sondern die »relative« den Ausschlag gibt. Die Überlegenheit, ja, nur eine ungefähre numerische Gleichheit auf allen vier Fronten zugleich zu erlangen, ist für uns bei der Zahl unsrer Feinde unmöglich, so daß sich auch eine Offensive an mehreren Stellen zugleich einstweilen verbietet, weil dann vermutlich keine zu einem durchschlagenden Erfolg stark genug sein würde. Aber auf dem entscheidenden Felde, das jetzt in Serbien gesucht wird, hat, wie wir sehen werden, unsre Heeresleitung eine große, schnellen Erfolg verheißende Übermacht zu schaffen verstanden, ohne die andern Stellen in ihrer Widerstandsfähigkeit gefährlich zu schwächen. Ist erst am Balkan eine große Entscheidung gefallen und ein Teil der Sieger dort frei geworden, wird auch die zur Offensive nötige Stärke auf einem andern Kriegsschauplatze herzustellen sein.

Natürlich änderte sich wie die deutsche auch die russische Strategie. Den Heeren des Zaren, die in den letzten fünf Monaten unausgesetzt geschlagen waren, eröffnete sich nun die Möglichkeit, nicht nur im Rückzug innezuhalten, sondern sogar durch stürmische Angriffe Erfolge zu erkämpfen. Im Laufe des Septembers freilich war ihnen eine Unterbrechung des deutschen Vormarsches noch nicht gelungen. Hindenburg war bis dicht an die Düna vorgedrungen, hatte sogar an zwei Stellen (Lennewaden und Friedrichstadt) Brückenköpfe erobert, aber das waren Ausläufer seiner Front. Die Hauptstellung führte von Tukkum—Mitau nach Süden, der Düna ungefähr parallel bis westlich von Dünaburg, ohne daß wir die einzelnen Posten genau bezeichnen könnten. Zwei bis drei Meilen westlich des Stroms mag die Front im allgemeinen gelaufen sein. Von Dünaburg zog sie sich fast senkrecht nach Süden über Kosjany, die



Madziolka entlang zum Narocz-See, um von hier in leichter Ausbiegung nach Südwesten östlich von Smorgon die Wilia zu erreichen. Über Wischnew im Beresinagebiet gewann sie dann Anschluß an die Heeresgruppe des Prinzen Leopold. In dieser wenigstens fünfhundert Kilometer langen Front hielten sich die Deutschen südlich von Dünaburg wesentlich in der Verteidigung, weiter nördlich arbeiteten sie sich dagegen an zwei Punkten an die Düna heran: auf dem linken Flügel östlich von Mitau und dicht unterhalb von Dünaburg. In der Mitauer Gegend wurden die Russen in mehrtägigen Gefechten (vom 16. bis 20. Oktober) erst über die Misse, dann weiter nach Osten getrieben, so daß unsre Truppen die Düna in einer Ausdehnung von etwa zwei Meilen zwischen Berkowitz und Bersemünde (18 Kilometer oberhalb von Riga) erreichen konnten. Damit war die Sicherheit gegen eine nördliche Umgehung verstärkt worden. Größer noch waren die Erfolge vor Dünaburg, wo die Kämpfe den ganzen Monat andauerten. Nördlich und südlich der Bahn Dünaburg—Poniewiecz wurde eine Stellung nach der andern genommen, darunter drei größere Verschanzungen gestürmt: Garbunowka (8. Oktober) und Tymschany (26. Oktober), südlich, Illuxt (23. Oktober), nördlich der Bahn gelegen. Auf weniger als eine Meile ist hierdurch die deutsche Front an die Düna herangetragen worden; man darf wohl hoffen, daß die Angriffe weiter günstig vorwärtsschreiten werden und Dünaburg bald unter dem wirksamen Feuer der deutschen Geschütze liegen wird. Mit der Einnahme dieses letzten großen Stützpunktes in Litauen wäre die russische Front an einem wichtigen Punkte durchbrochen; schwerlich würde die Armee südlich der Düna, bedroht in ihrer rechten Flanke und der Verbindung über die Düna für ihre Verpflegung beraubt, ihre Stellung behaupten können. Überdies wäre eine künftige Offensive nach Livland erleichtert und Riga vermutlich sofort ernstlich gefährdet. Alle diese Erfolge waren mit starken Verlusten für die Russen verbunden, und da sie in der Regel versuchten, die verlorene Stellung wieder zu erstürmen, aber abgeschlagen wurden, so müssen ihre Einbußen recht beträchtlich sein.

Wenn im Norden die feindliche Heeresleitung den Deutschen die Initiative überließ, so ging sie im Süden selbständiger vor: nach dem Muster ihrer westlichen Bundesgenossen suchte sie hier die deutsche Front zu durchbrechen. Außer zahlreichen Teilangriffen bei Smorgon, Wischnew, Koschany, nordöstlich von Widsy und andern Punkten versuchte sie zwei Massenstöße fast auf der ganzen Front. Am 3. Oktober führte sie zwischen Postawy und Smorgon, also in einer Front von fast achtzig Kilometer Länge, nach »ausgiebiger Artillerievorbereitung« dichte Massen gegen die deutschen Stellungen heran; als der Angriff unter schweren Verlusten gescheitert war, wiederholte sie nach einem Ruhetag den Versuch und dehnte die Front sogar aufs Doppelte aus, nach Norden bis zum Driswjaty-See, nach Süden bis Krewo (zwischen Smorgon und Wischnew). Ein großer Sieg hätte die deutsche Front zerrissen und den linken Flügel Hindenburgs schwer gefährdet. Drei Tage dauerten die Massenstöße, bald hier, bald dort stärker angesetzt, scheiterten aber überall unter schweren Opfern, und an einigen Stellen mußten die Russen sogar Gelände aufgeben. Auf die Gesamtlage hatten diese Stürme so wenig Einfluß, daß Hindenburg, weit entfernt, den nördlichen Flügel zu schwächen, vielmehr unbekümmert die Offensive mit ihm fortsetzte und in diesen Tagen einen wichtigen Erfolg vor Dünaburg davontrug (6. Oktober).

Wesentlich einfacher war die Aufgabe des Prinzen Leopold, der seine Stellung vom Niemen bis zu den Rokitnosümpfen behauptete und nur wenig stärkere Angriffe — so besonders am Oginskikanal — abzuweisen hatte. Wechselvoll wie immer waren dagegen die Ereignisse auf dem wolhynisch-galizischen Kriegsschauplatze. Der Angriff der Heeresgruppe Linsingen gegen den mittleren Styr (bei Kolki—Czartorysk) Ende September trieb die Russen bis hinter den Kormin und gestattete auch den österreichisch-ungarischen Truppen, im Raume von Luck—Dubar wieder vorzugehen, aber vermöge ihrer Übermacht konnten die Feinde dicht oberhalb des Sumpfgebiets (bei Mulitycze, Rafalowko und Czartorysk) noch einmal größere Massen über den Styr bringen und Linsingens linke Flanke bedrohen (Anfang Oktober). Erst nach hartnäckigen Kämpfen, die sich haupt-



sächlich in der weiteren Umgebung von Czartorysk abspielten, konnten die Russen über den Fluß zurückgetrieben werden (10. Oktober), und seitdem ist es gelungen, diese Linie im allgemeinen zu behaupten. Hin und wieder vermochten feindliche Abteilungen den Strom zu überschreiten, einmal sogar eine Division zurückzudrängen und ihr einige Geschütze abzunehmen (20. Oktober), aber bereits am folgenden Tage warf sie ein Gegenstoß zurück. Nirgend haben sich größere feindliche Massen auf dem Westufer zu halten vermocht. Unzerbrechlich war auch die Defensive in Galizien, wo u. a. Graf Bothmer westlich von Tarnopol und Böhm-Ermolli bei Alexiniew schwere Stürme abzuwehren hatten. Ein Durchbruchsversuch zwischen Sereth und Strypa, wie überall nach reichlicher Munitionsverschwendung mit großem Menscheneinsatz begonnen, drängte die verbündeten Truppen zunächst südlich von Tarnopol über die Strypa zurück (11. Oktober), aber unmittelbar darauf wurde das Verlorene wiedergewonnen. Ein neuer Stoß Anfang November führte die Russen ebenfalls nicht über die Strypa, kostete ihnen aber an Gefangenen allein mehrere tausend Mann. An der bessarabischen Front endlich kamen die Russen trotz großen Opfern in dichten Massenangriffen nicht vorwärts.

Lenken wir von hier unsern Blick nach Westen, so finden wir dasselbe Bild wie im September, nur in abgeschwächten Farben. Sowohl an örtlicher Ausdehnung wie an Heftigkeit haben die feindlichen Stürme nachgelassen, obgleich mehrfach die Durchbruchsversuche wieder aufgenommen worden sind. Die stärkste Probe hatten wiederum die Truppen des Generalobersten v. Einem in der Champagne zu bestehen, und zwar war das Zentrum der deutschen Stellung nördlich von Tahure der vornehmste Angriffspunkt. Von Süden und Westen her wurde es wiederholt nach der üblichen Vorbereitung durch »Trommelfeuer« bestürmt. Drei große Angriffsperioden der Franzosen lassen sich unterscheiden, der 5. und 6. Oktober, an denen die Franzosen nicht weniger als sechs Massenangriffe unternahmen, sodann die Tage vom 9. bis 13. und endlich der 24. und 25. Oktober. Alle endeten mit Mißerfolgen, vorübergehend in Besitz genommene deutsche vordere Gräben vermochten die Feinde nicht zu behaupten. Seltener waren die Angriffe an den beiden Flügeln, bei Auberive im Westen und Massiges im Osten (besonders am 26. Oktober). Wie schon früher erwähnt, schien bereits Anfang Oktober die Angriffskraft der Franzosen etwas vermindert; Gegenstöße konnten seit dem 2. Oktober in verschiedenen Zwischenräumen einsetzen und in den nächsten Wochen einen guten Teil des im September verlorenen Geländes wiedererobern und zahlreiche Gefangene einbringen. Vor allem war die Wiedergewinnung einer Höhe nordwestlich von Tahure, der »Butte de Tahure«, von Wichtigkeit (30. Oktober), weil sie den Franzosen Einsicht in einen Teil unsrer Stellung gewährt hatte.

Ähnlichen Charakter zeigen die Gefechte auf dem nordwestlichen Kampfplatze, wo vor allem im Raume von Loos bei dem sechs Kilometer nordwestlich gelegenen Vermelles gestritten wurde (8., 12., 15./17. Oktober); bei Souchez und Arras gab es häufige, aber anscheinend kleinere Zusammenstöße. Die deutschen Gegenangriffe setzten hier noch früher und erfolgreicher als in der Champagne ein, da offenbar die Engländer, die hier vornehmlich zu bekämpfen waren, nicht genügende Truppen hatten oder sie, wie auch behauptet worden ist, schonen wollten. Wenigstens standen in manchen früheren englischen Stellungen jetzt Franzosen unsern Truppen gegenüber. Zum Charakter der englisch-französischen Bundesgenossenschaft würde dieser Zug trefflich passen. — Natürlich fehlten auch an andern Stellen, wie in den Vogesen, wo die deutsche Stellung am Schratzmännle und Hartmannsweilerkopf verbessert wurde, die Kämpfe nicht, aber sie beschäftigten weit schwächere Truppenmengen.

Vielleicht darf man schon daraus, daß die Franzosen immer längere Pausen zwischen den großen Angriffen machten, auf ein gewisses Ermatten schließen, und die Beobachtung, die verschiedene Teilnehmer an mehreren Stellen der Front übereinstimmend gemacht haben, daß die Stürmenden vor dem Angriff durch reichlichen Alkoholgenuß in künstliche Begeisterung versetzt worden seien, infolgedessen aber auch nach dem Mißlingen die Haltung verloren hätten und nicht mehr vorzubringen gewesen



seien, spricht ebenfalls dafür. Über die Verluste, die der Oktober den Franzosen gebracht hat, ist eine amtliche Schätzung nicht bekannt geworden; es ist aber kein Zweifel, daß sie wenig hinter denen im September zurückbleiben werden, denn die deutsche Artilleriewirkung wird durch Vermehrung der schweren Geschütze an den bedrohten Punkten erheblich stärker als vor einigen Wochen gewesen sein. Auf das Sechs- bis Siebenfache der deutschen Verluste sind sie geschätzt worden. Wenn wir im vorigen Heft den Ausgang der Septemberschlacht als schwere taktische Niederlage der Franzosen bezeichneten, so können wir jetzt dies Urteil verstärkt wiederholen, seitdem wir durch einen neuen abgefangenen Tagesbefehl Joffres genau wissen, welche ungeheure Massen die Franzosen in den Kampf geführt haben und wie hoch ihre Erwartungen gespannt waren. Nicht weniger als drei Viertel ihrer Armee mit fünftausend Geschützen — 66 Infanterie- und 15 Kavallerie-Divisionen in erster Linie, 12 Infanterie-Divisionen in zweiter Linie — sollten den Stoß führen: »Alle Vorbedingungen zu einem sicheren Erfolg sind gegeben«, rief der französische Oberbefehlshaber seinen Truppen zu. Daß es mit einer solchen riesigen Anstrengung trotz ungeheuren Opfern nicht gelungen ist, etwas zu erreichen, muß auf die deutschen Truppen ebenso erhebend wie auf die feindlichen niederdrückend wirken. Vermutlich werden die Stürme ihr Ende noch nicht erreicht haben, aber die Kampfesbedingungen werden für unsre Regimenter stets günstiger.

Stürmischer als je ist in den letzten Wochen an der italienischen Front gefochten worden. Offenbar hat sich die italienische Heeresleitung zum Teil durch politische Gründe veranlaßt gesehen, gerade in diesem Augenblick immer neue Angriffe zu versuchen: sie wollte das Fernbleiben der Italiener vom Balkankriegsschauplatz, wo ihre Bundesgenossen dringend eine Aktion zur Rettung Serbiens verlangten, mit näherliegenden Aufgaben rechtfertigen. Ein blutiger, fruchtloser Kampf um die Höhe Villgereuth (in Tirol) eröffnete den Monat (bis zum 8. Oktober), hierauf folgte eine mehrtägige Ruhepause, dann setzte nach einer viertägigen Artillerievorbereitung ein Angriff auf das oft umstrittene Plateau von Doberdo an der Isonzofront ein (16. Oktober), der mehrere Tage hintereinander wiederholt wurde. Am 18. Oktober begann eine Bestürmung der ganzen Front in allen Teilen, am Isonzo, in Kärnten und in Tirol. Nicht immer waren die Kämpfe gleichmäßig stark an allen Punkten, aber stets wurden sie mit großen Massen unternommen; offenbar führten die Italiener den größten Teil ihres Heeres ins Gefecht, um an der langen Front vermöge ihrer Übermacht einen schwachen Punkt herauszufinden und durchzustoßen. Am 28. Oktober griffen noch frische Truppen in den Kampf ein, aber schon drei Tage darauf erklärte die österreichische Heeresleitung die Stürme für gescheitert. In der Tat ließen sie nach und hörten zu Anfang November fast auf. Selbstverständlich ist es den Italienern hier und da gelungen, kleine Strecken vorwärtszukommen, aber meist wurden sie durch Gegenangriffe wieder zurückgeworfen, und zu Anfang November stand die österreichisch-ungarische Verteidigung unerschüttert: der Weg nach Triest, Villach und Bozen war den Italienern ebenso versperrt wie je seit Beginn des Krieges. Die Italiener haben somit nutzlos viele Tausende geopfert — über 150000 nach österreichischer Schätzung — und zugleich den Wünschen ihrer Ententegenossen entgegengehandelt: es ist kein Wunder, daß daraus bereits bittere Erörterungen in der Presse der vier Länder hervorgegangen sind.

Mit Bewunderung und Freude zugleich dürfen wir endlich unsern Blick auf den orientalischen Kriegsschauplatz richten. Jetzt ist es nicht mehr die Halbinsel Gallipoli, wo die Feinde seit ihrer Augustniederlage nichts mehr gewagt haben, sondern Serbien, das uns in Spannung erhält. Das neue Unternehmen, wie erwähnt, in aller Stille vorbereitet, wurde mit solcher Kraft ausgeführt, daß ein erfolgreicher Widerstand gar nicht möglich war. Binnen drei Tagen brachte Feldmarschall Mackensen, der Eroberer Galiziens, seine Heeresgruppe über die Grenzflüsse; die westliche Armee unter dem österreichisch-ungarischen General Koeweß ging über die Drina und Save, die östliche unter Gallwitz über Save und Donau. Die Hauptmasse setzte zwischen Sabac und Gradiste über,



Karte vom orientalischen Kriegsschauplatz

in einer Front, deren Luftlinie 150 Kilometer lang ist, und drängte unausgesetzt zu beiden Seiten der Morawa vor. Sowenig die Serben den Übergang vereiteln konnten, konnten sie den Fall ihrer Hauptstadt verhindern (8./9. Oktober); das weitere Vorgehen in dem bergigen und von vielen Flüssen durchschnittenen Gelände vermochten sie zwar durch tapferen Kampf etwas zu verlangsamen, aber nicht ernstlich zu hemmen. Überall mußten sie namentlich vor der überlegenen Artillerie das Feld räumen; Mitte Oktober stand die verbündete Armee schon in breiter Front zwanzig bis dreißig Kilometer südlich der Save—Donau-Linie und hatte dem Feinde schweren Verlust an Mannschaften und Geschützen zugefügt.

In diesen Tagen, da die Verbündeten sich ein großes Aufmarschgebiet und feste Verbindungen gesichert hatten, erstand ihnen ein neuer Bundesgenosse: **Bulgarien trat auf den Plan.** Seit dem zweiten Balkankrieg von 1913 grimmig mit Serbien verfeindet, das ihm im Verein mit Griechenland und Rumänien den besten Teil Mazedoniens entrissen hat, stand das Königreich längst in Verhandlungen mit den Zentralmächten und übte wohlwollende Neutralität gegen die Pforte, was besonders in der Versorgung der türkischen Armee mit deutscher Munition zum Ausdruck kam. Freilich war auch die Entente in Sofia rührig: bald drohte sie mit der Rache Rußlands und Englands, bald versprach sie, Serbien zur Abtretung des von Bulgaren bewohnten Ostserbiens zu nötigen, aber da Serbien

die Abtretung nur für den Fall versprach, daß es zuvor Entschädigungen in österreichisch-ungarischen Provinzen erhalten habe, zerschlugen sich alle Verhandlungen. Der ungünstige Stand der militärischen Lage für die Entente im Sommer trug vollends nicht dazu bei, die Bulgaren für ein Bündnis mit Serbien und dem Vierverband zu stimmen. Man darf wohl annehmen, daß in Bulgarien Regierung und Mehrheit der Bevölkerung von vornherein aus Haß gegen Serbien und aus Furcht vor der russischen Knechtschaft Deutschland und Österreich zuneigten, aber trotzdem ist nicht abzusehen, wie die Entscheidung in Sofia gefallen wäre, wenn die Russen die Karpathen siegreich überschritten hätten: genug, die beginnende Offensive gegen Serbien gab König Ferdinand die Kraft, seiner Neigung und seinen Interessen frei zu folgen: er erklärte Serbien den Krieg, um die nationalen Forderungen seines Volkes zu erfüllen und gegen die Überflutung der Balkanhalbinsel durch englisch-russischen Einfluß neue Dämme aufzurichten. Den äußeren Anlaß gaben einige serbische Grenzverletzungen (14. Oktober).

Wie bei den Bulgaren, so verlor der Vierverband seinen Prozeß auch bei den Griechen und Rumänen. Beide blieben neutral, obgleich in beiden Ländern starke Sympathien mit dem Vierverband bestehen und Griechenland sogar mit Serbien verbündet ist. Indessen die Einsicht, durch den Anschluß an England und Rußland sich selbst Ketten zu schmieden, und die geschickte Diplomatie Bulgariens und der Kaisermächte trug es davon; offenbar ist beiden Sicherheit für ihren Länderbestand und Berücksichtigung ihrer Interessen beim Frieden versprochen worden.

Die Kriegführung stellt der bulgarischen Regierung ein ebenso günstiges Zeugnis aus wie ihre Politik: der Kriegserklärung folgte der Einmarsch auf dem Fuße. Eine Armee brach über die Nordwestgrenze und strebte mit dem linken Flügel über Pirot gegen Nisch, mit dem rechten entlang der serbisch-rumänischen Grenze gegen das Eiserne Tor; eine andre marschierte in südwestlicher Richtung mit dem rechten Flügel auf Vranja, mit dem linken gegen die untere Wardar.

Es lag im dringendsten Interesse der Mächte des Vierverbandes, den Serben Hilfe zu bringen, da ja ihre Niederwerfung den Siegern den Vormarsch auf Konstantinopel mit den unberechenbaren Möglichkeiten eines Orientfeldzuges eröffnete, aber sie waren trotz großen Worten jetzt ebenso ratlos wie beim Donauübergang Mackensens. Seit Anfang Oktober hatten England und Frankreich zwar einige zwanzigtausend Mann bei Saloniki gelandet, aber diese Truppe war viel zu schwach, die Bulgaren zu hemmen; sie entfremdete Griechenland, das vergeblich gegen diese Neutralitätsverletzung protestierte, den Verbandsmächten noch mehr, was bald im Sturz des englandfreundlichen Venizelos zum Ausdruck kam. So blieben die Serben sich selbst überlassen und wurden nun von zwei Seiten zusammengepreßt. Die Mackensensche Armee rückte stetig unter größeren oder kleineren Gefechten nach Süden und überschritt eine Woche nach der bulgarischen Kriegserklärung auch die östliche Donaugrenze bei Orsowa, marschierte also dem bulgarischen rechten Flügel entgegen. Den Bulgaren blühten rasche Erfolge: ihre Südarmee nahm Vranja (18. Oktober) und unterbrach damit die Bahn zwischen Nisch, dem serbischen Regierungssitz, und Saloniki; bald darauf fielen Weles (Köprülü) und Üsküb (am 21. und 23. Oktober) in ihre Hand, so daß auch die Verbindung des westlichen Serbiens mit Saloniki unterbunden war. Ebenso blieben die Bulgaren siegreich im äußersten Südwesten, wo sie die Serben und einige ihnen von Saloniki zu Hilfe geeilte Franzosen über den Wardar jagten. Die nördliche Gruppe ging in breiter Front über den Timok und nahm die befestigten Orte Knacewatsch und Zazewatsch (27. Oktober), am folgenden Tage sogar die Festung Pirot, so daß ein Angriff auf Nisch von Osten und Nordosten her freistand. Mittlerweile hatten die Verbündeten von Norden her ihren Vormarsch ins Herz Serbiens ungefähr bis zur Höhe des Resawaabschnitts fortgesetzt, ihr äußerster linker Flügel trat südlich von Orsowa in Verbindung mit dem äußersten rechten der Bulgaren (26. Oktober), der über Negotin vorgedrungen war: eine direkte Verbindung mit Konstantinopel über die Donau und die bulgarischen Eisenbahnen war damit hergestellt worden. Wenige Tage später standen die Bulgaren in Nisch (5. November), die Verbündeten in Kraljewo (6. November) und Krusewatz, so



daß fast die ganze direkte Eisenbahnlinie nach Konstantinopel gewonnen war. Durch diesen konzentrischen Vormarsch der beiden Fronten ist die Lage der Serben höchst gefahrvoll geworden, sie geraten immer mehr in Gefahr, ihre Rückzugsstraße nach Montenegro zu verlieren und von den übermächtigen Feinden erdrückt zu werden.

Die Entente sah ohnmächtig diesem Todeskampfe ihres Vasallen zu. Die Beschießung des bulgarischen Hafens von Dedeagatsch war ebenso wirkungslos wie der russische Landungsversuch bei Varna, und ein schwacher Vorstoß von Saloniki aus gegen Prilep endete mit einer Niederlage (4. November). Die Erklärung Lord Cecils, den Verbündeten bei ihrem Durchmarsch in Bulgarien entgegentreten zu wollen, scheint nur ein Versuch, die Preisgebung Serbiens durch Versprechungen für die Zukunft zu beschönigen.

Außer der militärischen Schwäche ist noch ein andrer Umstand dem Vierverband in seinen Unternehmungen im östlichen Mittelmeer überaus hinderlich: die Tätigkeit der deutschen Unterseeboote. Zahlreiche englische und französische Transportdampfer, von denen einige mit Truppen belegt waren, sind von ihnen in den letzten Wochen zur Strecke gebracht worden. Vermutlich werden die Schwierigkeiten noch steigen, wenn in der späteren Jahreszeit das Landen auf Gallipoli und damit die Verpflegung der Truppen dort erschwert wird. Es ist also kein Wunder, daß die Presse der Entente sich immer weniger befriedigt von der allgemeinen Lage ausspricht. Anzeichen dieser Unzufriedenheit sind die heftigen Anklagen gegen die englische Regierung im Parlament und die Uneinigkeit innerhalb der maßgebenden französischen Politiker über die Balkanfrage, wodurch erst Delcassé und schließlich das ganze französische Ministerium zum Rücktritt gezwungen worden ist. Ob aber hieraus auf eine beginnende politische Wandlung zu schließen ist, steht sehr dahin; die Mitglieder des neuen Kabinetts Briand haben sich durch ihre bisherige Tätigkeit ebenso für die Ententepolitik festgelegt wie Delcassé und Viviani.

(Abgeschlossen am 8. November 1915)

Kriegsgedanken[1]

Wir wollen Hammer sein in der Schwertschmiede. Unsre Feinde geben den Amboß ab. Auch ein Amboß muß standhalten. Hat der Himmel nicht recht getan, uns seit Jahrhunderten harten Widerstand finden zu lassen? Hat nicht er selber uns gestählt, Wehr und Waffen dem endlichen Sieg zuzuführen?

*

Ritter Götz von Berlichingen, der kann uns viel lehren. Ritterlich sein, solange Ritterlichkeit einen Sinn hat. Allezeit die eiserne Hand besitzen. Ach ja: und im rechten Augenblick die berühmte Einladung loslassen!

*

Einer wedelt uns an, ihm die Tür zum ersehnten Garten zu öffnen. Wir tun dem Geschöpf den Gefallen. Sobald der Köter hinter dem Zaun angelangt ist, dankt er dem Helfer mit haßerfülltem Gebell. Italien und wir. Und alle möglichen hochgepäppelten Auslandskreaturen und wir.

Max Bittrich

Verantwortliche Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9.
Vertretung für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrkergasse 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Einsendungen nur nach Anfrage an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 35. Lützowstraße 84 a. Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.



Der große Christof lobesan - der war ein rechter deutscher Mann.
Er fürchtet gar nichts in der Welt - als nur den Herrn im Himmelszelt.
Trotz Teufel, Welt und Sturmesgraus - der Christof macht sich gar nichts draus.
Will dienen nur dem größten Mann - dem Himmel und Erde untertan.
Trag Starker, nun das Christkindlein - Merk Deutschland, sollst der Christof sein!
Drum fürchte gar nichts in der Welt - als nur den Herrn im Himmelszelt.

Rudolf Schäfer: Christophorus

Aus »Das ewige Licht geht da herein«. Ein Weihnachtsgruß für unsre Krieger
Verlag des Evangelischen Presseverbandes für Württemberg, Stuttgart, Färberstr. 2

Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel
Band: 119. II Jan. 1916

Ein Spiel im Wind

Roman von Heinrich Lilienfein

V


m siebzehnten Februar wurde das Langersehnte zum Ereignis: Hendrik Jörns gab mit dem Philharmonischen Orchester sein erstes großes Konzert. Er brachte am Klavier eine Sonate von sich, dann als sein eigner Kapellmeister eine symphonische Dichtung und endlich das Vorspiel, eine Arie und das Finale seiner Oper »Sindbad« zu Gehör. Eine Sängerin von Ruf, die aus der Schule der Malvi hervorgegangen war, hatte für den Schlußteil den Gesangsvortrag übernommen. Oswine Malvi selbst thronte in einer Loge, allen Augen als würdiger Schutzgeist sichtbar, die Hannemann hinter sich. Der von Edith gespendete Taktstock mit den eingelegten silbernen Noten des Liebesmotivs eroberte dem jungen Meister einen vollen Erfolg. Das Publikum ließ es an rauschenden Beifallskundgebungen nicht fehlen, die am Ende in eine regelrechte Huldigung ausklangen.

Frau Gisberte hatte Meo beauftragt, ihr für den Morgen des Achtzehnten alle Zeitungen zu besorgen, deren er habhaft werden konnte. Das Zimmermädchen mußte sie ihr gegen zehn Uhr mit dem Frühstück ans Bett bringen. Sie las die Besprechungen hintereinander. Die Berliner Presse verhielt sich nicht ganz so begeistert wie das Publikum, aber doch vorzugsweise wohlwollend und anerkennend. Die einen ließen nur den Virtuosen Jöns, die andern nur den Komponisten gelten; man gab ihm seinen Rang unter den biederen Epigonen und auch unter den genialen Umstürzlern; man fand seine Art zu dirigieren noch anfängerhaft und wieder von verblüffender Reife, wie das so zu gehen pflegt. Grätig, beinah scharf war eigentlich nur — Professor Bodenheim; er lobte mündlich so reichlich, daß er schriftlich immer ins Gegenteil verfiel und die Objektivität wahrte. Alles in allem bestätigte die Stimme der Berufenen doch den ansehnlichen Erfolg des Abends. Wenn Frau Gisberte gleichwohl die Morgenblätter zerknüllte, zerknitterte und beiseitewarf, war es nur deshalb, weil die Lektüre in ihr die üble Erinnerung noch verstärkte, daß der Sieg Hendriks für sie als Niederlage geendigt hatte.

Mit welchem Eifer, welchem Opfermut hatte sie diesen Sieg vorbereitet! In welcher Aufregung — und sie regte sich eigentlich selten über das angenehme Maß hinaus auf — war sie in einer der vordersten Reihen gesessen! Edith an ihrer Seite war demgegenüber ruhig zu nennen gewesen. Bis zuletzt hatte sie Stimmung gemacht: wie mit hundert Menschen vorher, so hatte sie



mit hundert in den Pausen geplaudert, die ihr bekannten Einflußreichen mit Liebenswürdigkeiten gepäppelt und gestreichelt! Und dann brachte ihr das Festessen im Freundeskreis, das sie zur Nachfeier im Fürstenhof angeordnet hatte, statt des verdienten Dankes die unverdienteste Enttäuschung. Der in seinem Ruhm schwelgende Hendrik vereinigte seine ganze Erkenntlichkeit auf die ihm zur Rechten sitzende Malvi, die mit zugedrückten Augen und süßem Lächeln die Lobsprüche einsog.

Die nächste Wirkung auf Frau Gisberte war Entrüstung. Als erste, vor der Zeit hatte sie das Festmahl mit Edith verlassen. Ihre schlechte Laune ließ sie auch noch an den Zeitungsberichten aus. Aber sie war denn doch zu schlau, um nicht zu wissen, daß sich mit Wut und Ärger nichts Gescheites ausrichten ließ. Verlieren wollte sie Hendrik unter keinen Umständen. Mit einer kräftigen Strafpredigt, mit nachhaltigem Schmollen kam sie ihm, wie die Dinge lagen, auch nicht bei. Sie setzte sich damit nur der Gefahr aus, daß er sich ihrem Einfluß noch mehr entzog als bisher. Die Rechnung auf die halbe »Verlobung« mit Edith — gründlich war ihr die vorbeigelungen! Überhaupt Edith! Das passive, farblose Wesen, das das junge Mädchen neuerdings mehr und mehr zur Schau trug — wenn es schon sie, Frau Gisberte, langweilte, wie mußte es einen Mann wie ihn langweilen! Um ihn wie früher, wie seither zu fesseln, bedurfte es andrer Mittel.

Die rettende Idee wuchs Frau Gisberte schneller, als sie hoffen durfte, entgegen.

Die gute Hermine von Martiz hatte schon lange vergebliche Anstrengungen gemacht, ihre so hochgeschätzte Schwägerin mit einer Welt bekannt zu machen, in der sie noch tiefere Entzückungen genoß als in der Kunst. Über oder hinter dem »Hügel von Baireuth« verrichtete sie ihre Anbetung in einem noch köstlicheren Heiligtum: im Tempel der Theosophie. In ihrer Gartenhauswohnung in der Händelstraße, wo sie unter ehrwürdigen Ahnenbildern mit Pintscher und Papagei hauste, war ein kleiner Kreis Gleichgesinnter heimisch, und es war ihr heißgehegter, nie erfüllter Wunsch, ihre Schwägerin mit einzubeziehen. Einige Tage vor Hendriks Konzert hatte Frau Gisberte auf einer ihrer ruhelosen Rundfahrten das Bedürfnis gefühlt, ein Viertelstündchen Atem zu schöpfen, und da sie sich zufällig unweit der Händelstraße befand, war sie kurz entschlossen bei Fräulein Hermine eingekehrt. Sie traf dort eine auserlesene Gesellschaft von wenigen Menschen, die bei einem Gläschen Madera und Kuchen andächtig umhersaß. Der Mittelpunkt war ein steifer, gemessener Herr in schwarzem Gehrock: sein scharfes, bartloses Gesicht wurde durch einen Kneifer in schwarzer Hornfassung noch schärfer, und schwarze, glänzende Haare, die ihm in einem spitzen Winkel über die Stirn fielen, vollendeten seine Düsterheit. Seine Vorstellung — er hieß Doktor Hollenius — erfolgte mit der seinem Aussehen entsprechenden geheimnisvollen Wichtigkeit. Auch im Verlauf des Gesprächs wurde er mit einer Art verehrungsvoller Auszeichnung behandelt, und dies Gespräch wandte sich nach der kurzen Unterbrechung, die durch die Einführung von Frau Gisberte verursacht war, schnell geheimnisvollen Bahnen zu. Das Wort hatte am häufigsten ein bejahrter Graf, mit einer beharrlichen, nervösmachenden Flüsterstimme. Nur bisweilen öffnete der schwarze Mann den Mund zu einer kurzen, orakelhaften Anmerkung, die widerspruchslos, gleich einer Offenbarung aufgenommen wurde.

Frau Gisberte, die in ihrer lebhaften, leichten Weise drauflosschwatzte, stieß überall, wo sie sich in die Unterhaltung mischte, auf vorwurfsvoll-tragische Mienen, auf seltsam dunkle Erwiderungen, die ihr böhmische Dörfer waren, aber für die gute Hermine und ihre übrigen Gäste ersichtlich des Tiefsinns voll. Wenn sie dann auf eine Erklärung drang oder, belustigt durch die ihr unverständliche Geheimniskrämerei, Ausfälle machte, begegnete sie nur mildem Schweigen, bestenfalls einem nachsichtigen Lächeln und Nicken von seiten des schwarzen Mannes.

Die Sache kam ihr je länger je närrischer vor. Sie verabschiedete sich baldigst. Ihrer Schwägerin, die sie in den Flur begleitete, machte sie kein Hehl aus ihrer Meinung.

»Beste Hermine, es ist mir ein Rätsel, wie du dich unter solchen Sektierern, um nichts Schlimmeres zu sagen, wohlfühlen kannst! Mir ist der Kopf schon ganz verdreht von dem Gallimathias, den ihr da



fabriziert. Und wie mag das erst werden, wenn ich wieder fort bin!«

»Liebe Gisberte,« erwiderte Fräulein von Martiz, »das kommt nur daher, weil du noch nicht im Stande der Erkenntnis, sondern noch im Sommerland bist! Wenn du nur wolltest —« Sie schlug die Augen himmelwärts.

»Barmherziger! Im Sommerland! Wir haben Februar, Herminchen! — Unter keinen Umständen will ich! Ich würde in dieser Atmosphäre ersticken! Brr ...« Lachend lief Frau Gisberte davon. —

Einige Tage nach dem Jönsschen Konzert brachte ihr Meo eine Besuchskarte, die sie kaum ansah. »Kenn' ich nicht!« sagte sie abweisend. »Bedaure! Ich bin nicht zu sprechen.« Sie las zufällig noch einmal über die Karte hin, während sie anfing, sie zu zerstückeln. »Hollenius ... Halt!« Sie rief den schon entschwindenden Meo wieder zurück. »Schwarz? Ohne Bart? Kneifer?«

Meo zeigte sein Gebiß von einem Ohr bis zum andern. »Bis zu Haut schwarz wie Meo!« antwortete er. »Sogar Glas für Auge mit traurigem Rand!«

»Stimmt! Stimmt! — Ich lasse doch bitten!« verfügte Frau Gisberte. Warum sollte sie sich den sonderbaren Heiligen nicht mal näher besehen? Wie kam er übrigens dazu ...?

Doktor Hollenius stand schon vor ihr. Noch schwärzer, als sie ihn in Erinnerung gehabt hatte, denn er trug Handschuhe von dieser Farbe und desgleichen einen Zylinder steif zwischen den Fingern.

»Sie wundern sich, Frau von Martiz,« begann er mit seiner tiefen, getragenen Stimme, »daß ich mir die Ehre gebe. Aber ich folge einem höheren Gesetz, dem wir alle uns zu beugen haben. Gewisse Zeichen belehrten mich schon bei unsrer ersten Begegnung, daß wir uns wiedersehen mußten.«

»Wirklich?« warf Frau Gisberte schnippisch hin. »Mir war nicht unbedingt so!«

Hollenius ließ sich nicht beirren. »Zum Überfluß berechnete ich Ihre Nativität, Frau von Martiz. Nach Daten, die mir Ihr Fräulein Schwägerin —«

»Das finde ich von Ihnen wie von meiner Schwägerin, gelinde gesagt — sehr undelikat.«

Er lächelte mild. »Die astrologische Wissenschaft bestätigt mir, daß Ihr Lebenskreis und der meinige bestimmt sind, sich zu schneiden. Es ist weise, dem Gebot der Sterne nicht auszuweichen. Auch Sie sollten das nicht tun. Meine Sendung verpflichtet mich, Ihnen zuzurufen: Sie gehören zu uns!« Er stand kerzengerade vor ihr und sah durch den Kneifer starr auf sie nieder.

»Ich weiß das nicht so sicher,« meinte Frau Gisberte. »Wollen Sie nicht Platz nehmen?« Sie wies auf einen Stuhl. Er kam der Aufforderung nach. Sie setzte sich in beträchtlicher Entfernung ihm gegenüber.

»Ich sehe«, sagte er, auf die Umgebung weisend, »aus der Einrichtung Ihres Zimmers, daß Sie, Frau von Martiz, wenn auch zunächst nur auf äußeren Wegen, durch Ihren Geschmack schon dahin geleitet wurden, das Licht aus Osten zu ehren.«

»Ah, das ist eine Liebhaberei von mir. Niedliche Sächelchen, was?« Es schmeichelte ihr immer, wenn ihr Geschmack Anerkennung fand, auch wenn, wie in diesem Fall, gar nicht er der Urheber gewesen war, sondern der des Konsuls.

»Liebhabereien sind Fühlfäden tieferer Beschaffenheiten und Sehnsüchte der Seele. Es gibt keine Zufälle, nur Notwendigkeiten. Wenn Sie aus der Rupaebene hinübertreten auf die Arupaebene, werden Sie es verstehen. Ich bin einer der Führer zum Selbst. Mehr zu sagen, verbietet mir die Demut. Es wären auch Rätsel für Sie. Ich habe den Auftrag, Ihnen zu helfen. Ich werde Ihnen helfen, Frau von Martiz.«

Frau Gisberte fand sich gar nicht hilfsbedürftig. Sie fühlte ihre Spottlust nicht wenig herausgefordert. Aber es war etwas an dem Manne, steckte in seiner mystischen Redeweise, wie in seinem bald gebietenden, bald demutvollen Wesen, was sie an sich halten ließ. Das Neue, Unbekannte reizte sie. Warum sollte sie nicht auch diesen Spuk mal kennenlernen?

Doktor Hollenius spürte sofort, daß er Fuß zu fassen begann. Er entwickelte eine Beredsamkeit, die im Gegensatz zu seiner Einsilbigkeit in der Händelstraße stand, aber nicht minder orakelhaft war. Die Dunkelheiten, die Frau Gisberte schon damals aufgefallen waren, häuften sich, wurden durch eingestreute indische Worte verstärkt, setzten aber ihre Einbildungskraft in Spannung. Sie hörte ihm bald mit so viel Aufmerksam-





keit zu, als sie aufbringen konnte, und als er sich nach einer halben Stunde erhob, war sie für eine Extratour in die Theosophie halb und halb gewonnen.

»Wenn Sie mir vertrauen, Frau von Martiz,« sagte er zum Abschied, »werde ich Sie wiedersehen. Ich werde das aus der Ferne fühlen, durch den geistigen Rapport, der Sie von jetzt an noch inniger mit mir verbindet.«

»Das heißt, Sie möchten mich öfters besuchen!« erwiderte sie mit einem Anflug ihrer vortheosophischen Boshaftigkeit.

»Nur wenn ich mich gerufen weiß,« versetzte Hollenius ...

Frau Gisberte wartete den inneren Ruf, den er andeutete, gar nicht ab. Sie entbot den Theosophen durch eine Rohrpostkarte früher, als er damit gerechnet haben mochte, wieder zu sich. Und sie zeigte bei dem dritten Wiedersehen einen entschiedenen Eifer, sich in die Mysterien einführen zu lassen. Sie wollte, um mit der guten Hermine zu reden, alles Ernstes das Sommerland verlassen.

Rittmeister Gerland, nach wie vor der treueste Gast an den Dienstagnachmittagen, witterte mit seiner feinen, kundigen Nase sofort, daß bestimmte neue Elemente in Frau von Martiz' Salon von Vorbedeutung waren. Als er Hollenius und den Grafen mit der Flüsterstimme zum ersten Male traf, bemerkte er zu Edith: »Wenn mich meine Erfahrung nicht trügt, gibt es hier einen Wetterumschlag. Eine Revolution unter der Hand. Die Musik wird entthront, und ich fürchte, ich fürchte, wir kommen auf die Magie.«

Seine Befürchtung erfüllte sich mit einer Schnelligkeit, die ihn selber verblüffte. Beinah über Nacht verwandelte sich am Lützowufer das gesellschaftliche Gesicht. An Stelle der musikalischen Darbietungen und Erörterungen trat unvermittelt der erste Vortrag des Doktors Hollenius, der »auf Wunsch der verehrten Hausfrau« über die Weisheit des Ostens sprach. Der düstere Mann mit dem Hornkneifer verbreitete sich eine Stunde und länger über die Vedas und verhieß für die nächste Gelegenheit entsprechende Überblicke über den Brahmanismus, den Buddhismus, das Vedantasystem, die Zusammenhänge christlicher und indischer Lehre. In der freien Meinungsäußerung, die ein für allemal sich anschloß, führte der Graf das Wort, genau wie in der Händelstraße ... Die seitherigen, musikalisch gerichteten Freunde des Hauses hörten verdutzt zu, sahen sich an, schüttelten die Köpfe und kamen so bald nicht wieder. Das Musikzimmer wurde für den sich zusehends verringernden Kreis zu groß und ungeeignet: man zog sich in das kleinere, wie vorherbestimmte indische Zimmer zurück. Zur neidlosen Wonne der guten Hermine verpflanzte sich der enge Zirkel der Adepten, der bisher bei ihr getagt hatte, zu Frau von Martiz. Den Kopf versonnen in beide Hände stützend, saß Frau Gisberte auf einem dreifüßigen Hocker zu Füßen von Hollenius, der über die Lehne eines Sessels weg wie über eine Kanzelbrüstung lehrte. Die übrigen Zuhörer gruppierten sich ringsum nach Belieben in grübelnder Pose. Die wöchentlichen Vorträge genügten nicht für den brennenden Wissensdurst: sie wurden durch häufigere Sitzungen ergänzt ...

Edith hatte der ahnungsvollen Warnung Gerlands wenig Beachtung geschenkt. Nun sah sie doch staunend die jähe, neue Wandlung sich vollziehen. So wehrlos wie je stand sie ihr gegenüber. Hendriks Konzert und sein Benehmen bei der Nachfeier im Fürstenhof hatten auch auf sie seine Wirkungen ausgeübt. Unter dem Eindruck der Musik, des Erfolgs, der meisterlichen Taktführung war auch sie zwei Stunden lang im Bann des Künstlers gewesen, hatte ihm die Zweifel und Vorwürfe, die in den vorhergehenden Wochen sich in ihr gesammelt hatten, abgebeten. Das Glücksgefühl, ihm gehören zu dürfen, doch die nächste an seinem Ruhm, an seiner Größe sein zu sollen, überflutete sie im Wogen der Klänge und im Rauschen des Beifalls. Die Ernüchterung über das, was folgte, war um so grausamer. Aber während sie bei Frau Gisberte im Handumdrehen neue Entschlüsse, kühne Veränderungen zeitigte, warf sie Edith zurück in das alte, unklare Übersichergehenlassen, das jedem Zuendedenken und Ausfühlen entsagte. Gehorsam ergab sie sich in die Vorträge, die Sitzungen der so unvermutet heraufgezogenen theosophischen Ära, ja, sie quälte sich redlich ab, in die von furchtbaren indischen Sprachungetümen bewachte Weisheit mit einzudringen, die ihre Mutter und die gute Hermine und all



die andern Adepten mit so tiefsinniger Andacht, so verständnisvollem Kopfnicken bewältigten — in die Lehren von den vier Bewußtseinszuständen, von den acht Pfaden zur Vollendung, von den drei Buddhaformen, in die Vorhöfe immer neuer Vorhöfe ...

Doktor Hollenius, der große Eingeweihte und Meister der Weißen Loge, schien anfangs für die Tochter seiner aussichtsreichen Schülerin nur mäßiges Interesse zu haben. Es schien nur so: Ediths weiche, bestimmbare Natur entging ihm von vornherein nicht. Bald ging er denn auch dazu über, die zwingende Gewalt seiner Blicke in merklicher Weise an ihr zu messen — gelegentlich so unerwartet und nachdrücklich, daß Edith nicht wußte, wohin mit ihren Augen. Im Begriff, seinen Darlegungen über theosophische Mystik Versuche der praktischen Magie anzugliedern, eröffnete er Frau Gisberte, er ahne in ihrer Tochter eine vorzügliche Mediumität, die auszunutzen für alle Teile von hoher Wichtigkeit sei.

Frau Gisberte griff die Anregung ohne Bedenken auf und übernahm es, Edith für seine Absichten geneigt zu machen. Sie hielt die Sache für sehr harmlos, sehr interessant, und stellte sie auch Edith so dar. Es war nur natürlich, daß sie in jüngster Zeit noch mehr als vor dem Konzert mit den Beweisen mütterlicher Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit karger geworden war. Jetzt war sie zutunlich wie lange nicht.

»Du tust uns den Gefallen, nicht wahr, Dith? Es ist so fabelhaft anziehend und lockend, das siehst du doch ein! So ein kleiner Ausflug ins Übersinnliche! Eine Verknüpfung mit der Astralebene!« Sie hatte schon Fortschritte gemacht und wußte die Holleniusschen Fachausdrücke halb selbstgefällig, halb ironisch-kokett nachzuplappern. »Wenn ich nur etwas mehr Anlage dafür hätte — der Doktor sagt, ich tauge nicht dafür —, ich würde nicht einen Augenblick zögern, mich liebend gern in Trance versetzen lassen!«

Edith war über das Ansinnen aufrichtig erschrocken.

»Nein, Mama — verzeih, aber ich möchte das nicht!« Sie spürte instinktiv, daß sie sich zu solchen Experimenten nie und nimmer hergeben durfte; daß ihr ohnehin schwacher Wille als Beute hypnotischer Beeinflussung in sich zusammenbrechen müßte.

»Ah — du bist doch nicht genierlich, Kind? Es soll dir ja gar nichts geschehen! Es wäre ja albern und unartig, sich zu zieren, wo es sich um wertvolle wissenschaftliche Versuche handelt, die uns allen zugute kommen!«

»Nicht nur äußerlich wäre es mir sehr, sehr unangenehm,« beteuerte Edith, »ich fühle, daß ich es nicht darf. Es würde mir schaden, Mama —«

»Schaden? Lächerlich! Der Doktor sagt, es ist nicht die mindeste Gefahr dabei. Also — du sagst doch ja?« Wie so oft, wollte Frau Gisberte die Zustimmung vollends vorwegnehmen.

Edith nahm alle Kraft zusammen. »Es geht nicht, Mama!

»Bah! Da hätten wir ja wieder deinen niedlichen Eigensinn! Ich muß dir gestehen, daß ich diese Aufsässigkeiten unerträglich finde. Ich werde mich danach richten!« Es kam so spitz und bös, daß Edith ihrer Mutter betroffen nachsah. Nicht einmal an jenem schlimmen Nachmittag draußen im Grunewald hatte es so feindlich in Frau Gisbertes Augen gefunkelt. »Eigensinn« — »Aufsässigkeiten« — Edith war sich nicht bewußt, diesen Vorwurf schon eher verdient zu haben. Wie war es möglich, daß sie darin nicht verstanden wurde? Mußte ihre Mutter ihr das nicht nachfühlen können? Sie dachte an Alex, an sein hartes Urteil ... doch sie zog sich gleich wieder vor solchen Gedanken zurück.

Sie beschloß, wie bisher an den Sitzungen im indischen Zimmer teilzunehmen, überzeugt, daß nach ihrer Weigerung auf ihre Dienste als Medium endgültig verzichtet würde. Hollenius blieb bei seinem Vorsatz, seine theosophischen Ausführungen durch Experimente zu bereichern. Er handelte von den odischen Ausstrahlungen, von den magnetischen, übersinnlichen Eigenschaften der Seele, vom Tiefschlaf — so zielbewußt, daß Edith annahm, es müsse sich für sie ein Ersatz gefunden haben. Sie glaubte, ihre Sinne trögen sie, als er im entscheidenden Augenblick, wie selbstverständlich, mit erhobenen, nach auswärts gedrehten Händen nun doch auf niemand anders als auf sie zuschritt. Aller Augen folgten ihm. Sie war wie gelähmt. Er stand vor ihr, begann mit weit ausgreifenden und dicht einziehenden Gebärden Striche durch



die Luft zu führen — längs ihrer Augen, ihrer Arme, ihrer Brust. Er zwang ihren Blick an den seinen. Sie fühlte, wie ein dumpfer Druck sich auf ihre Schläfen legte, ihre Lider niederdrückte, wie sie sich willenlos erhob. Auf einmal trat eine Stockung ein. Hollenius ließ unwillig seine Arme sinken, blickte nach der Tür: der Vorhang zum Musikzimmer, neuerlich durch eine Decke hinter den bunten Stäben verdichtet, war aufgehoben worden, so daß Licht in das magische Halbdunkel schoß: Hendriks Gesicht schaute herein. Mit einem leisen Schrei entriß sich Edith ihrer Erstarrung und stürzte auf ihn zu.

»Aber was geht denn da vor?« fragte Hendrik erstaunt. Er hatte sich die mehr als vierzehn Tage, die seit seinem Konzert verstrichen waren, nur zwei-, dreimal im Vorübergehen blicken lassen. Die Veränderung, die sich am Lützowufer inzwischen vollzogen hatte, war er dabei nicht gewahr geworden, hatte, erfüllt von seinen Triumphen, Frau Gisbertes kühle Zurückhaltung absichtlich nicht beachten wollen — und nun dies merkwürdig düstere Gruppenbild im indischen Zimmer, dieser Auftritt, bei dem ihm eine überraschende Rolle zufiel! »Was geht denn aber vor?« wiederholte er, während er der zitternden Edith nachgab und sich von ihr nach ihrem Zimmer führen ließ, dessen Tür sie wie vor einem Verfolger zusperrte.

»Ich bin dir ja so dankbar, Hendrik!« stammelte Edith. Sogar das »Du«, das ihr sonst bei dem seltenen Alleinsein mit ihm gar nicht recht geläufig war, wurde ihr ganz leicht, und sie sah ihn beglückt an. »Du hast mich gerettet — er wollte mich magnetisieren — und ich hatte mir's doch verbeten — und —«

»Ich versteh' kein Wort von alledem. Lauter unbekannte Leute! Ich denke, ich komme in eine Betstunde, ein Konventikel! Ah — nun schwant mir so was! Als ich neulich dem Rittmeister begegnete, schwatzte er von theosophischer Epoche, einschneidender Wandlung — ich dachte, einer seiner faden Späße — ließ ihn stehen —«

»Oh — wenn du öfter gekommen wärst, früher — aber ich mache dir ja keine Vorwürfe! Fast täglich hält Hollenius seine Sitzungen mit uns.«

»Sitzungen? Hollenius? Ja, was ist denn das? Hollenius heißt wohl der lange schwarze Bursche, der wie ein Methodistenprediger aussieht? Nun bitte ich aber um deutliche Erklärungen! Der Reihe nach!«

Edith gab sie ihm, so kurz und gut sie es vermochte.

»Aber das ist ja niederträchtig! Und das spielt sich hinter meinem Rücken ab? Ohne daß ich eine Ahnung davon habe? Das kann doch Ihrer — deiner Mutter nicht ernst sein!« Die Erregtheit, von der sich Edith erholte, ergriff nun zusehends ihn.

»Es ist Mama doch wohl sehr ernst damit! Und sie wird nun erst recht ärgerlich auf mich sein, weil ich davonlief. Weil ich nicht dulde, daß er mich als Medium verwendet!«

Hendrik überlegte. »Ich werde wieder öfter kommen. Das kann nur eine Laune von ihr sein! Es war so viel los — die letzte Zeit: Besprechungen für eine Tournee im nächsten Winter. Hundert Verpflichtungen. Man wird nicht umsonst an einem Abend dreiviertel berühmt! ... Aber ich komme öfter! Ich will mir diesen Blödsinn genauer ansehen!« Er wurde wärmer, legte Edith den Arm um die Schultern. »Wir müssen ihr das austreiben! Und zusammenhalten!« In einer Anwandlung von Zärtlichkeit zog er sie an sich und küßte sie.

Edith wußte nicht, wie ihr geschah. Er war ihr als Retter erschienen; er sagte »wir«, sprach von »zusammenhalten«, und nun die Liebkosung ... Sie traute sich kaum, daran zu glauben. Wurde es nun doch wahr, daß er ihr näherkam? Hatte es nur des ersten Anlasses bedurft, um ihr Verhältnis natürlicher, herzlicher zu machen, so wie es eigentlich sein sollte? »Ich glaube auch, es wäre gut, wenn wir Mama davon abbringen könnten. Ich danke dir, Hendrik, und wenn du wirklich öfter kämst ...« Sie sah ihn aus ihren Augen bittend und voller Hoffnung an, lehnte sich an ihn. Es war ihr, als wäre es nun erst richtig mit dieser Verlobung.

Hendrik nickte, drückte ihr die Hand, als empfände er wie sie ...

Und er hielt sein Versprechen, kam regelmäßiger. Edith hielt sich von den Sitzungen im indischen Zimmer fern. Frau Gisberte strafte sie mit einer verletzenden Nichtachtung, und sie wäre über diese bisher un-

erhörte Behandlung trostlos gewesen, wenn sie nicht Hendrik gehabt, auf ihn gebaut hätte. Er beobachtete die Vorgänge, wie er sich vorgenommen hatte. Nachdem er sich dem Doktor hatte vorstellen lassen, setzte er sich einige Male mit zu seinen Füßen, hörte zu, wie Hollenius aus der »Stimme der Stille« vorlas und die Lehre vom Nirmanakaja vortrug. Nachher machte Hendrik den Versuch, mit Frau Gisberte zu sprechen, ihr das Lächerliche dieses Treibens, das nach seiner Meinung so wenig zu ihr paßte, vorzustellen. Er scheiterte. Frau Gisberte lehnte seine Einmischung kurz und überlegen ab: er solle nicht von Dingen reden, die er nicht zu würdigen wisse; wollte er sich bemühen, den Geist echter Buddhaschaft, die Lehre des Eingeweihten zu begreifen, ihr nachzueifern — er würde anders denken. Sie übte sich in der Leidenschaftslosigkeit, war auf dem fortschreitenden Weg zum erhabenen Wissen. Blind verehrte sie den geheimnisvollen Helfer, der sich herabließ, sie und ihre Mitadepten emporzuziehen, zu läutern. Hendrik haßte den Theosophen; die ehrfürchtige Vertraulichkeit, die sie Hollenius bewies, brachte ihn außer sich.

In dem Maße, wie er sich von Frau Gisberte beiseitegestellt sah, widmete er sich Edith nur noch nachhaltiger. Er interessierte sich wieder für ihr Singen, saß stundenlang bei ihr in ihrem Zimmer, weil er es im Zirkel der Andächtigen nicht aushielt, begleitete sie auf Ausgängen und ging mit ihr in die Oper. Arglos, voll Dankbarkeit, nahm Edith diese wachsende Gemeinsamkeit auf. Nun erst wollte und konnte sie sich in seine Künstlerart mehr hineinfühlen und -denken. Sie würde streben, es immer vollkommener zu tun, die Gefährtin zu werden, die er brauchte. Alles wurde gut. Bis der Frühling mit blauem Himmel in dem jetzt noch so grauen Spreewasser sich spiegelte — vielleicht war sie bis dahin doch noch die glückliche Braut, als die sie sich bisher kaum zu träumen gewagt hatte ...

Länger als je war auch Rittmeister Gerland vom Lützowufer ferngeblieben. So manche Umwälzungen er bei Frau von Martiz als Unentwegter überdauert hatte, zum »Mystifizinski«, wie er sagte, fühlte er nicht das Zeug in sich. Gerade in diesen Tagen raffte er sich wieder zu einem Besuch auf.

Meo, der ihm öffnete, machte ein bedenkliches Gesicht und erklärte, die gnädige Frau bedaure, nicht empfangen zu können; aus eigner Machtvollkommenheit setzte er gegenüber einem so alten Bekannten des Hauses hinzu, die Herrschaften hielten mit dem Doktor die übliche Sitzung im indischen Zimmer, bei der sie nicht gestört sein wollten.

»Also so weit sind wir schon!« stellte Gerland halblaut fest. »Und das gnädige Fräulein — ist auch mit dabei?« fragte er. Der Hauptzweck seines Kommens war, Edith in Alex' Angelegenheit einen Wink zukommen zu lassen.

»Das gnädige Fräulein — nein. Das sind in ihr Zimmer.«

»Ah — das ist gut!« Er schwankte einen Augenblick. »Fragen Sie Fräulein Edith, ob sie für mich eine Sekunde Zeit hätte,« sagte er dann entschieden.

Meo entschwand, kam wieder und führte den Rittmeister ins altdeutsche Zimmer, wo Edith ihm in Hut und Mantel entgegenkam.

»Sie wollen ausgehen? Ich bitte um Entschuldigung —«

»Oh, es eilt noch nicht!« beruhigte ihn Edith. »Ich will nur später noch in die Stadt, Noten kaufen.« Sie bot dem Rittmeister einen Platz auf einem der geschnitzten Stühle an, die um den riesigen eichenen Tisch standen.

»Ich danke! Ich halte Sie nicht auf. Offen gestanden« — er schmunzelte und neigte den Kopf in der Richtung des indischen Zimmers —, »ich fürchte mich vor irgendwelchen Ausstrahlungen aus dem theosophisch-spiritistisch-indologischen Kabinett. Zu meinem Trost sehe ich übrigens, daß auch Sie noch nicht ein für allemal zur Sippe der Erleuchteten gehören! Zufall oder — Sie sind doch nicht etwa ausgeschlossen?«

»Ich habe mich selbst ausschließen müssen. Es ist nichts für mich —«

»Bravo! Bravo! Sie sehen überhaupt so munter, man möchte fast sagen strahlend aus, Fräulein Edith, wie lange nicht!« Er betrachtete sie beifällig. »Was die Theosophie und Verwandtes betrifft: ich gehöre nicht zu den Dummköpfen, die jede nach ihrem Hirnchen unvernünftige Erscheinung leugnen, weil sie nicht ins wissenschaftliche



System paßt — aber die Holleniusse sind nicht mein Fall ... Doch ich werde geschwätzig. Das Alter! Das Alter!« Er zupfte dabei an der Nelke in seinem Knopfloch, die ihn Lügen strafte. »Nur so viel in Eile: Ihr Bruder — oder hat er Sie schon benachrichtigt?«

»Gar nichts hab' ich mehr von ihm gehört!«

»Er ist mit den Wulffenbergs auseinander! Knall und Fall. Er hat seine frühere Wohnung — ich glaube Alexanderufer — wieder bezogen.«

»Oh!« Edith strahlte nun wirklich übers ganze Gesicht. Besseres zu hören, hätte sie sich nicht wünschen können. Nun wendete sich auch das zum Guten! Aus vollem Herzen schickte sie sich an, dem Rittmeister zu danken.

Er wollte nichts von Dank hören. »Nichts da! — Wie ich die Wulffenbergs von den Schultern Ihres Bruders auf die — na, eben auf andre abgeladen habe, erzählt Ihnen der Leutnant vielleicht selber mal. Wenn er nicht mehr wütend auf mich ist. Und nun — Wiedersehen! Wiedersehen!«

Ehe Edith ihn aufhalten konnte, war er fort ...

Frohen Herzens dachte sie über die Botschaft nach. Noch eben hatte ihr die Zeit lang werden wollen im Warten auf Hendrik, den sie nicht hatte abhalten können, sich noch für eine Viertelstunde oder kürzer ins indische Zimmer zu stehlen, das ihn trotz seinem Widerwillen gegen die Theosophie immer wieder anzog wie den Schmetterling das Licht. Nun vergaß sie beinah das Warten, bis sie plötzlich seine Stimme zornig und laut aufbegehren hörte, daß es bis zu ihr schallte.

»Ich werde kommen und gehen, wie es mir beliebt!« herrschte er.

»Sie gehören nicht zu den Berufenen!« ließ sich dagegen, gleichfalls laut, Hollenius' rollender Baß vernehmen. »Ihr stiller, aber fluidal merkbarer Widerspruch hemmt uns! Ehe Sie nicht —«

»Ausgezeichnet!« unterbrach ihn Jöns ungestüm. »Ich werde mir das merken! Man weist mich also in Ihrer Gegenwart gewissermaßen aus dem Haus, Frau von Martiz! Ich ziehe die nötigen Folgerungen!«

Edith, die unter die Tür nach dem Musikzimmer getreten war, sah, wie er den Vorhang beiseiteriß, herausstürmte. Sein Antlitz glühte vor Empörung. Als er die erschrockene Edith erblickte, stürmte er auf sie los, stürmte an ihr vorbei ins altdeutsche Zimmer. »Ist das nicht ausgezeichnet? Ich — ich muß mir das bieten lassen!« Er bebte vor Wut, hatte die Fäuste geballt, warf sich auf eine Sitztruhe an der Wand. Mit den Fäusten bearbeitete er das Polster, mit den Füßen ohne Rücksicht die prachtvolle Schnitzerei an der Langseite der Truhe.

Ratlos gegenüber diesem unmäßigen Ausbruch, ließ Edith eine Weile vergehen, ehe sie sich ihm näherte, ihn anzureden wagte.

»Sie sollten sich nicht so aufregen,« sagte sie, in der Verfassung, in der er sich befand, das »du« vergessend, und selber erregt.

»Nicht so aufregen?« tobte er. »Wenn man mich hinauswirft! Wenn Ihre Mutter es geduldig geschehen läßt, daß dieser — dieser schwarze Schleicher und Rabulist die Frechheit hat ... Nicht aufregen!!« In seiner sinnlosen Wut, der jeder Gegenstand willkommen war, an dem sie sich auslassen konnte, kehrte er sich gegen Edith. »Wer das sagt, kennt mich nicht! Daß *Sie* sich über nichts aufregen, denk' ich mir! Natürlich nicht!«

»Hendrik,« stieß Edith hervor, »ich kann doch nicht für das, was vorgefallen ist!« Die Geringschätzung, mit der er sie angriff, ging ihr — ein Stich — durch das noch eben so zufriedene, glücksfrohe Herz.

»Mir einerlei! Ich betrete das Haus nicht mehr! Ich habe hier nichts zu suchen, solange solche Kreaturen das große Wort führen dürfen! Ich kann mich sehr gut anders behelfen!«

Edith war blaß geworden bis in die Lippen. »Ich denke, Sie kommen doch auch — meinetwegen,« rang es sich mühsam aus ihr los. »Und ich —«

»Ach, Sie! Wer spricht denn von Ihnen? Verschonen Sie mich doch! Sie merken doch, daß mich dies überflüssige Gerede nur noch mehr reizt! Sie!« Er sprang auf, drehte ihr den Rücken, sah durch das breite Fenster übereck in den Hof und pfiff ingrimmig vor sich hin.

Sie starrte ihn wie entgeistert an. Sie fühlte, wie die Tränen sich ihr heiß in die Augen drängten, ein Schluchzen sie würgen wollte. Sie eilte nach der Tür zum Flur.

»Wohin?« warf er über die Achsel. Doch



sie war schon draußen. Bah — mochte sie machen, was sie wollte. Das war Nebensache. Alles war Nebensache ... außer daß ... Die Wut schüttelte ihn von neuem. Er stemmte sich die Hände in die Hüfte, pfiff wieder los, blickte hinaus, ohne irgend etwas zu sehen ...

Eine Fingerspitze berührte seinen Ellbogen. Er fuhr herum.

Frau Gisberte stand hinter ihm. »Sind Sie etwas ruhiger geworden, Hendrik?«

Er antwortete nicht, sondern drehte sich geflissentlich wieder von ihr weg.

»Ich dachte, Edith würde bei Ihnen sein und Sie beruhigen,« fuhr sie in dem unpersönlichen, duldsamen Tone fort, den sie neuerdings angenommen hatte. »Meo sagt mir, sie sei ausgegangen.«

Hartnäckig schwieg er, rührte sich nicht.

»Lieber Freund, ich verstehe nicht ganz, warum Sie sich vorhin wie ein Wahnsinniger gebärdeten. Nicht genug, daß Sie sich wiederholt schon das Recht nahmen, uns durch beliebiges Kommen und Weglaufen zu stören — Sie rissen uns so sehr aus aller Versenkung, daß wir uns für heute trennen mußten. Ich verstehe nicht —«

»Das verstehen Sie nicht?« Er wandte sich um. »Das verstehen Sie nicht?« fuhr er noch heftiger auf und warf die Arme über sich.

»Hendrik, in dieser Weise werden wir nicht miteinander verhandeln!« Frau Gisberte sagte es, im Gegensatz zum Vorausgegangenen, mit der befehlenden Sicherheit von früher. »Was haben Sie mir eigentlich vorzuwerfen? Hörten Sie von mir Vorwürfe, weil Sie sich bei andern Freunden wohler fühlten als bei mir? Überdies — was ja sehr erfreulich ist —, Sie verständigten sich so wohl mit Edith, Sie —«

»Edith! Was kommen Sie mir immer mit Edith! Sie wissen so gut wie ich —«

»Lassen Sie mich zu Ende reden, Hendrik! Was verdenken Sie es mir, daß ich Sie entbehrlich finde? Die Theosophie gibt mir —«

»Gibt Ihnen eine Handhabe, mich zu peinigen! Mich zu strafen! Sie machen mir nicht weis —«

»Mein Gott, lieber Freund, warum soll ich Sie strafen wollen?«

»Ich gebe zu: ich konnte Ihnen undankbar scheinen. Ich kam seltener. Der Erfolg, der erste, berauschte mich. Fräulein Malvi —«

»Warum wollen Sie sich entschuldigen? Reden wir doch nicht davon!«

»Ich — ich will davon reden!« Er stampfte den Boden. »Sie selbst — Sie sind schuld daran, daß ich unterdrücken mußte, was ich am lebhaftesten empfand! Sie gaben mir Steine statt Brot! Sie —«

»Wenn Sie mir so kommen, Hendrik!« Frau Gisberte zuckte die Achseln. »Ich glaube doch manches für Sie getan zu haben, was —«

»Sie wollen mich mißverstehen!« stieß er hervor. »Sie wissen genau, daß ich Sie nicht entbehren will! Nicht entbehren kann! Was ist mir die Malvi!? Ich brauche sie als Vorspann! Sie haben sie mir vorgespannt — ein ehrwürdiges, häßliches Zugtier — weiter nichts!«

»Pfui, Hendrik!« tadelte sie, nicht ohne ein leises Lächeln.

»Sie gaben meiner Kunst Antrieb, Mut, Schwung! Ihnen verdanke ich den Atem dazu! Sie verstehen mich, wie niemand mich versteht! Sie —«

»Oh — ich denke, ich gab Ihnen Steine statt Brot!« Sie suchte ihre tiefe Befriedigung zu verbergen, aber die Genugtuung glomm aus ihren Augen.

»Sie schoben Edith zwischen Sie und mich! Sie nannten meine Gefühle närrisch, ließen meine Leidenschaft nicht gelten, drohten mir mit Trennung, wenn ich sie nicht bezwang!« Er stand bebend vor ihr. Sie spürte seinen Atem, das Feuer, das er ausströmte.

Sie trat zurück. So wollte sie ihn nicht haben ... Wohl hatte sie diesmal sich selbst eingesetzt, hatte ihre neue Liebhaberei und deren Meister gegen ihn ausgespielt. Aber nun sie gewann, wollte sie frei wie bisher über den Einsatz verfügen. »Sie sind aus Rand und Band, Jöns,« sagte sie wohlwollend. »Ich will es verstehen. Ich will nicht mit Ihnen rechten. Aber wiegeln Sie erst Ihr Temperament etwas ab! Seien Sie vernünftig!«

»Vernünftig! Eben das will ich nicht mehr sein! Sie müssen mich nehmen wie ich bin! Meinen Dank annehmen, wie ich ihn gebe!« Er ergriff ihre Hände, ihre Gelenke; ließ nicht los, obwohl sie sich ihm entziehen wollte. »Ich nehme mein Ver-



sprechen zurück! Ich kann es nicht halten! Ich will hören, Gisberte, ob Sie meine Liebe wollen! Meine Liebe, hören Sie?! Oder ob wir geschiedene Leute sind! Für immer!«

Vergebens sträubte sie sich gegen eine unzweideutige Antwort, bat, schalt, schmeichelte ihm, suchte ihm sein aberwitziges Verlangen vorzustellen. Sie brachte nicht die Kraft der Überredung auf wie im Herbst. Sie hatte sich zu weit, nicht bedachtsam genug ausgesetzt. Und er bat nicht mehr: er forderte mit einem Ungestüm, einer unbezähmten Leidenschaftlichkeit, der sie — wenigstens für den Augenblick — nicht gewachsen war.

Er spürte ihr Erlahmen, riß sie in seine Arme, bedeckte sie mit Küssen ...

Mit einem Lachen, halb ärgerlich, halb kokett, machte sie sich endlich wieder frei.

»Das hätte ich wissen müssen!« schalt sie. »Sie sind ein Barbar! Ein feuerspeiender Unhold! Das sind Sie, Hendrik! Ein ungezogener, unverbesserlicher, verblendeter Draufgänger! Ein —«

»Was Sie wollen! Aber ich gehöre Ihnen! Und Sie, Gisberte —«

»Schweigen Sie! Ich muß mir Ihre unsinnigen Wünsche und Reden erst zurechtlegen. Unerlaubt ist das, mich so zu mißhandeln!« Sie rieb sich ihre Handgelenke, blies darauf und setzte sich auf die Truhe, die er zuvor so unsanft bearbeitet hatte. Er durfte sich neben sie setzen. Sie hatte einen neuen Plan, entwickelte ihn und ruhte nicht, bis er ihr, wenn auch ungern, zuhörte.

Edith hatte in Begleitung von Jöns Noten für ihre morgige Singstunde kaufen wollen. Als sie völlig verstört aus dem Haus trat, dachte sie nicht mehr daran. Sie wollte nur allein sein, wollte das Geschehene, das sie so rücksichtslos und hart aus der glücklichen Selbsttäuschung dieser Tage riß, in sich verarbeiten.

Fast ohne Überlegung schlug sie den Weg über die Herkulesbrücke nach dem Tiergarten ein.

Immer wieder mußte sie sich bezwingen, um die Tränen zurückzuhalten. Hendriks wegwerfendes »Ach Sie! Wer spricht denn von Ihnen?« lag ihr ohne Unterlaß im Sinn. Konnte er schonungsloser als mit diesen Worten, mit seinem ganzen Gebaren bekennen, daß sie ihm nichts war? Er hatte ja nur in seiner maßlosen Wut die Wahrheit durchblicken lassen: er liebte sie nicht ... Und woher diese Wut? ... Er liebte statt ihrer — ihre Mutter! Der Verdacht, der am Abend des Presseballs in ihr aufgeblitzt war, er stand unwidersprechbar vor ihr ... Wohl beschäftigte, wohl schmerzte es sie, daß Hendrik sie nicht liebte, nicht lieben konnte. Liebte sie ihn so, wie sie glaubte lieben zu können? Hatte sie nicht gezweifelt, sich diese »Verlobung« mehr oder weniger aufdrängen lassen, erst jüngst ein größeres Vertrauen dazu gefaßt? ... Noch schwerer, noch schmerzlicher fiel ihr ein andres auf die Seele. Wie stand ihre Mutter zu alledem? Wer war Frau Gisberte? Sie hatte manches an ihr gesehen, von ihr erfahren und erdulden müssen, was sie enttäuschte, auch ihr, der blinden Gefolgläuferin und Anbeterin, Kritik aufnötigte. Dennoch: immer wieder hob sie es über sich, das Bild der einzigen, vergötterten Mama, die ihre Dith auf Händen getragen, sie aus Enge und Trübseligkeit in das Leben und seine bunte, lachende Mannigfaltigkeit erst eingeführt hatte. Nun ... nun wollten ihr die Arme sinken. Nun wollte das Bild dicht und dichter an sie heranrücken aus Ätherhöhe in Augenhöhe ... Wie sah es in Wirklichkeit aus? Was steckte hinter der weißen, dunkelbefransten Stirn, hinter den blinkernden Augen, dem boshaft lächelnden Mund? Wußte Frau Gisberte, wie es mit den Gefühlen von Jöns in Wahrheit beschaffen war? Daß er sie, nicht ihr Kind liebte?

Der Abend, oder eigentlich war es ja doch noch der Nachmittag, war mild und sonnenhell. Kahl und winterlich standen noch die Bäume des Tiergartens. Aber die Sonne umspielte die Äste und Stämme, streute volles Licht auf den leise sprossenden Rasen und über die Teiche, die schmalen Wasserläufe mit ihren Brücken und Stegen. Da und dort waren als Verheißung des nahenden Frühlings Krokusse in allen Farben ins Gras gepflanzt; Drosseln schlugen in hohen Wipfeln, und die Sperlinge krakeelten in den Hecken.

Edith sah und hörte nicht hin. Die Spaziergänger, die sich hinter, neben und vor ihr ergingen, das lustige Jagen von Kindern störte sie bisweilen auf und ließ



sie, ohne Ziel, in einen Seitenpfad einbiegen. An der Rousseauinsel, am Lortzingdenkmal eilte sie vorbei: auf dem leuchtenden Wasserspiegel fuhren bewimpelte Boote; Ruder tauchten goldtropfenschimmernd auf und nieder. Edith lief noch schneller, verirrte sich, glaubte sich in einer breiten Allee, durch die die Straßenbahnen sausten, an einem Platz mit Jagdgruppen wieder auszukennen. Dann wurden ihr die Wege von neuem fremd. Es war ihr auch gleichgültig, wohin sie gelangte. In der Ferne war eine Kirche. Häuser sprangen vor. Sie wählte einen schmalen stillen Weg, der ihnen auswich. Kaum daß auf der oder jener Bank ein Pärchen saß, ein Herr mit einer Zeitung. Eine alte Dame schritt, wie wartend, vor einer leeren Bank auf und ab, stand still, stützte sich auf ihren Stock und schaute vor.

Achtlos strebte Edith vorüber, als sie plötzlich ihren Namen rufen hörte. Sie wandte sich um.

Die alte Dame winkte ihr.

»Aber so eilig dürfen Sie's doch nicht haben, mein liebes Fräulein!« rief sie. »Guten Tag können Sie mir schon sagen!«

Edith kehrte um. Die klugen, festen Augen kannte sie. Und ... Es war Frau von Baudius. »Ich bitte vielmals um Entschuldigung,« stotterte sie. »Ich hatte Sie wirklich nicht erkannt!« Verlegen und steif trat sie vollends herzu.

Die Generalin reichte ihr die Hand, forschte in ihren Zügen. »Erst halten Sie nicht Wort, besuchen mich nicht, vergessen mich überhaupt! Dann erkennen Sie mich nicht und tun jetzt so steif, als wären wir die fremdesten Leute! Ei — ei, Fräulein Edith!«

Edith wußte nicht, was sagen. Sie hatte Frau von Baudius gegenüber ein zu schlechtes Gewissen, und ihre heutige Gemütsverfassung lähmte sie erst recht. Sie mußte recht unglücklich aussehen. Die alte Dame klopfte ihr denn auch auf die Schulter.

»Ich bin nicht übelnehmerisch, liebes Kind,« sagte sie beruhigend. »Ich hätte mich gefreut, wenn Sie mal zu mir gekommen wären. Es war nichts damit. Ich freue mich, Sie wenigstens durch Zufall wiederzusehen ... Sind Sie so in Eile, wie Sie taten?«

»O nein!« versetzte Edith.

»Ich warte hier nämlich auf meinen Sohn. Mein Mädchen brachte mich her. Er wollte kommen, mich abholen. Er muß aufgehalten worden sein auf dem Amt. Es wird für mich zu kühl — ich möchte heim. Ob Sie mich ein Endchen begleiten könnten? Ich gehe zwar leidlich. Besser als im Winter. Aber mitunter brauch' ich doch eine kleine Stütze. Wollen Sie?«

Edith bedachte sich nicht. »Sehr gern!« sagte sie aufrichtig. Sie war froh, der Generalin diesen bescheidenen Dienst leisten zu können, nachdem sie sich mit ihren Besuchen so schmählich betragen hatte.

Frau von Baudius nahm ohne Umstände ihren Arm. Langsam wanderten sie nebeneinander her.

»Was ich mir gewünscht hatte, war,« begann Frau von Baudius wieder, »einmal mit Ihnen von Ihrem Vater zu plaudern. Ich möchte mehr von seinen letzten Jahren hören. Mein verstorbener Mann und er waren gute Freunde. Er und ich verstanden uns auch. Ganz früher bemutterte ich ihn sogar etwas.« Sie gab aus ihrer Erinnerung einige Daten, erzählte Kleinigkeiten, besann sich auf vereinzelte Vorfälle, wie man es tut, wenn ein Stück Vergangenheit, an das man gern denkt, sich vor einem belebt.

Edith hörte schweigend zu.

Nicht wie vor einigen Wochen, da bei Alex, zuerst seit langer Zeit, ihr Vater für Augenblicke gegenwärtig zu sein schien, fühlte sie sich beklommen und ergab sich darein, ihm nicht entfliehen zu können. Es war vielmehr, als wäre er ihr inzwischen, obwohl sie nicht oder nur flüchtig sein Gedächtnis gestreift hatte, minder fremd geworden. Ja, als sei er unbemerkt nah und näher bei ihr gewandelt und träte nun mit einem Male hervor, gäbe sich zu erkennen: noch greifbarer, noch leibhaftiger. Warum gerade jetzt? Warum mit so fragenden, dringenden Blicken? Was fragte er?

Ihr Herz zog sich zusammen. Ohne daß sie es wußte, zitterte ihr Arm.

Die Generalin mußte es bemerkt haben. Sie hielt im Plaudern inne, stand still. »Sie mögen es doch gern, wenn ich von ihm rede? Oder — greift es Sie noch immer zu sehr an? Sie denken viel an ihn?«

»Nicht so viel, als ich vielleicht sollte,« kam es tonlos aus Ediths Lippen.



»Oh, das Gefühl haben wir den Toten gegenüber oft,« antwortete Frau von Baudius. »Oder denken Sie nicht nur Gutes von ihm?«

Edith blieb die Antwort schuldig. Auch die alte Dame schwieg nachdenklich, und sie schritten weiter.

»Sehen Sie, das war es, was ich immer fürchtete,« fuhr sie dann fast wehmütig fort. »Er war gewiß, zumal in den letzten Jahren seines Lebens, verbittert. Er war in sich zerbrochen. Solang er noch im Dienst war, mochte es gehen, aber nachher — und die Krankheit.« Sie schien sich in Sinnen zu verlieren, raffte sich dann aber entschiedener auf. »Sein edler Sinn hatte zu Schweres, Unfaßbares — für ihn Unfaßbares — erfahren. Darunter hatten wohl auch Sie manchmal zu leiden. Und hier, in Berlin, bei Ihrer Mutter war nicht der Ort, wo Sie ihn besser würdigen lernten. Darum war es mir, als ich Sie zuerst sah, als müßte ich mit Ihnen gelegentlich von ihm plaudern ... Nicht über Dinge, die das Verhältnis Ihrer Eltern angehen! Das darf und will ich nicht ... so manches da zu sagen wäre ...« Sie schwieg von neuem, als koste es sie Mühe, diesen Zwang zu behaupten. »Aber Sie sollten nur Gutes von ihm denken! Nur das Beste!« schloß sie, bewegt und bestimmt zugleich, und stieß den Stock wie zur Bekräftigung beinah heftig gegen den Boden.

Edith meinte, die alte Dame, die so warm, so überzeugt von ihrem Vater sprach, hätte jene Frage ausgesprochen, die er selbst noch eben an sie zu richten schien: »Wie denkst du von mir und — wie denkst du von — ihr?« Von ihr, von ihrer Mutter, deren Bild ihr zum peinigenden Rätsel werden wollte ... Sie sollte nur Gutes, nur das Beste von ihm denken! Wer hatte recht? Wenn doch er — und nicht sie, nicht Frau Gisberte? Das durfte sie nicht ausdenken! So in die Irre konnte sie nicht gegangen sein! Nie, nie und nimmer durfte das wahr sein! Schon die bloße Möglichkeit erschütterte sie ... Sie mußte ruhig bleiben. Die Generalin, die sich immer schwerer auf ihren Arm stützte und müde zu werden schien, sollte nicht wieder aufmerksam werden ...

Sie langten in der Alsenstraße an, erreichten das Haus, in dem Frau von Baudius wohnte. Es war noch immer taghell, aber die Dämmerung war nicht mehr fern.

»Ich bedanke mich!« sagte Frau von Baudius atemlos. »Ich klingle, und man holt mich vollends herauf. Aber was wird aus Ihnen? Sie dürfen nicht allein zurück. Es wird dunkel, ehe —«

»Oh — ich komme gut allein zurecht! Ich fahre mit der Elektrischen bis fast nach Hause.«

»Nein! Das gefällt mir nicht! Kommen Sie mit mir nach oben! Hellmut muß ja jeden Augenblick eintreffen. Ich begreife nicht — Er wird Sie begleiten, wenn es Ihnen recht ist. Kommen Sie!«

Es war Edith nicht recht. Überhaupt nicht, und heute weniger denn je. Unerträglich war ihr der Gedanke, mit dem Kapitänleutnant zusammenzutreffen, sich gar von ihm begleiten zu lassen.

Aber die Generalin rechnete offenbar nicht mit weiterem Widerspruch. Das Dienstmädchen kam, führte sie. Edith mußte folgen.

Sie waren noch nicht an der untersten Treppe, als Schritte hinter ihnen schallten. Es war Hellmut Baudius, der fürs erste Edith gar nicht sah oder erkannte, sondern sich nur besorgt seiner Mutter zuwandte.

»Es tut mir leid, daß ich mich verspätete! Die Konferenz nahm kein Ende. Du bist doch nicht allein ...?«

»Fräulein Rauter war so liebenswürdig, mich heimzuführen,« erklärte die Generalin.

»Ah! — Entschuldigen Sie, gnädiges Fräulein! Ich erkenne Sie jetzt erst!« Er legte die Hand an die Mütze und verbeugte sich.

»Du hast gewiß die Freundlichkeit, Hellmut, Fräulein Edith zurückzubegleiten?«

»Es ist wirklich nicht nötig,« wehrte Edith noch einmal.

»Das versteht sich von selbst,« sagte der Kapitänleutnant knapp.

»Herzlichen Dank! Und halten Sie sich nicht auf!« Frau von Baudius drückte Edith die Hand. »Auf Wiedersehn sagen wir lieber nicht! Vielleicht wird es dann eher wahr!«

Edith trat wohl oder übel in Begleitung des Kapitänleutnants den Rückweg an.

Baudius war von vornherein entschlossen, die Vorgänge im Spätjahr, die zu seinem Fernbleiben geführt hatten, nicht zu er-

wähnen. Um über die gleichwohl auch für ihn nicht angenehme Lage, die dies Wiedersehen schuf, leidlich fortzukommen, griff er den nächstliegenden Stoff auf. Er sprach davon, daß ihm das seltene Vergnügen eines Spaziergangs immer willkommen sei, da seine Arbeiten auf dem Amt ihn jetzt weniger denn je dazu kommen ließen. »Ich hoffe, im Laufe des Jahres wird es anders,« fuhr er fort. »Ich habe Aussicht, wieder an Bord zu kommen! Wie früh oder spät, wissen freilich die Götter. Doch vielleicht entwickeln sich die Dinge einmal rascher, als sich heute übersehen läßt!« Er tat sich Gewalt an, gesprächig zu sein.

»Darauf freuen Sie sich natürlich sehr,« erwiderte Edith, um nicht unfreundlich zu scheinen.

»Sehr. Zumal, wenn es doch mal Ernst werden sollte. Und es wird Ernst werden!« Es klang hell und zuversichtlich.

Sie sah ihn unwillkürlich fragend an.

»Ihr Herr Vater wird recht behalten,« sagte er wie zur Antwort. »Wir können im Krieg stehen — über Nacht.«

»Im Krieg?« wiederholte Edith ungläubig. Der Gedanke lag ihr so fern, sie faßte ihn gar nicht recht.

Er nickte, ließ aber den Gegenstand wieder fallen. »Ich darf Ihnen den friedlichen Abend nicht mit so ernsthaften Prophezeiungen verderben!« meinte er, während sie hinter dem Generalstabsgebäude ab- und in die Querallee des Tiergartens einbogen. Die silberlichten und goldroten Wölkchen am Himmel, die leise Dämmerung, die sie unter den Bäumen empfing, und in die sich die Geräusche der Stadt nur weither und gedämpft mischten, standen in der Tat in einem auffallenden Gegensatz zu kriegerischen Gedanken. »Man kann hier mit gutem Willen sogar Berlin auf ein paar Augenblicke vergessen!« Er wies auf die Umgebung. »Vorausgesetzt, daß man das Bedürfnis dazu hat! Sie sind wohl schon eine zu passionierte Berlinerin geworden, als daß ich damit Beifall fände?«

»Doch nicht!« ließ Edith sich leise hören. Sie dachte an eine frühere, weniger gequälte Unterhaltung mit ihm. »Wir sprachen wohl schon einmal davon. Ich meine, von dem, was man in Berlin vermissen kann.«

»Ah — daran erinnern Sie sich noch?« sagte er lebhafter.

»Sie halten mich für vergeßlicher als ich bin!« entfuhr es Edith nun doch fast gekränkt.

»Der Vergeßlichere wäre in diesem Falle ich,« versetzte er gedankenvoll. Er hatte jetzt jene ganze Unterhaltung deutlicher vor sich, als ihm lieb war: im Anschluß daran wollte er ihr den Goethischen Spruch vom Efeu und der Mauer zu lesen geben und unterließ es ... Mit einem seiner schnellen, umfassenden Blicke beobachtete er sie genauer als bisher. Über den Zügen, die ihn immer durch ihre arglose Anmut angesprochen hatten, lag es wie ein fast schwermütiger Schatten und lastete auch auf der Haltung ihrer schlanken, mädchenhaften Gestalt. Regte sich einen Augenblick das alte Gefühl des Schützen- und Helfenwollens in ihm? Schon preßte sich sein Mund fester denn je zusammen. Er wollte nicht. Das durfte nicht wieder anfangen.

Ohne das Gespräch fortgesponnen zu haben, erreichten sie die Charlottenburger Chaussee. Die Straßenbahn ließ sie nicht warten. Sie war überfüllt. Edith fand noch einen Sitzplatz. Baudius stellte sich auf die hintere Plattform.

Noch auf der Fahrt vergaß Edith beinah, daß und von wem sie begleitet wurde. Ihr Daheim stieg wieder vor ihr auf. Und mit ihm die ganze Trostlosigkeit, mit der sie vor einigen Stunden daraus geflüchtet war. Mit Bangen, mit Widerstreben sah sie der Rückkehr entgegen. Was würde werden? Sollte alles bleiben, wie es war? Undenkbar! Das durfte nicht sein. Sie konnte nicht länger durch ein unwahres Band mit Hendrik verbunden bleiben. Sie mußte mit ihrer Mutter davon reden, daß er sie nicht liebe — daß er —. Undenkbar, daß sie die Kraft fand, davon anzufangen!

»Corneliusbrücke!« rief der Schaffner in den Wagen. Edith mußte aussteigen.

Sie gingen den Weg am Ufer hin. Fast schweigend, als trennte sie jetzt, nach der Fahrt, erst recht eine unermeßliche Kluft, über die keins mehr hinüberrufen wollte.

Ein höflicher Abschied. Edith schlüpfte ins Haus.

Das erste, was sie oben sah, war Hendriks Hut und Mantel in der Garderobe. Auf eine Frage beschied sie Meo, die Herrschaften hätten sich im altdeutschen Zimmer zum Abendbrot niedergesetzt.

Als Edith dort eintrat, fand sie denn auch Frau Gisberte und den Künstler am Tisch, als wäre nie das Geringste vorgefallen.

»Endlich! So eine Ausreißerin!« rief ihr Frau Gisberte so heiter entgegen, wie lange nicht. »Wir fangen schon an, ohne dich zu speisen, Dith! Was sie für verwunderte Augen macht, Hendrik!« wandte sie sich an Jöns, der nicht so ganz unbefangen lächelte wie sie. »Immer heran! Ich habe unsern ungezogenen Jungen gebändigt. Wahr und wahrhaftig! — Eben beschließen wir, daß wir in acht Tagen reisen!«

* * *

Berlin, den 15. Juli 1914.

Liebe Edith!

Liebes Kleines darf ich Dich nicht mehr anreden, nachdem mir der Rittmeister — Du errätst, welcher — in diesen Tagen Geständnisse machte, die Deine schwesterliche Liebe mir gegenüber ins hellste Licht rücken. Danach hast Du dich in Augenblicken, wo es um mich, gelinde gesagt, faul stand, in mir bis dato unbekannter Weise um meine Wiederherstellung verdient gemacht. Dem nämlichen Umstand, Deinem Eingreifen in die Speichen meines Lebensrades (bin entschieden stolz auf dieses Bild!) hast Du es aber auch zuzuschreiben, daß ich Monate, sage und schreibe Monate, verstreichen ließ, ohne mich zu einem ordentlichen Brief an Dich aufzuschwingen. Als wir uns vor Eurer überstürzten Abreise von Berlin noch einmal auf eine halbe Stunde bei Traube sahen, eigneten sich die Verhältnisse nicht für vertrauliche Bekenntnisse; ich konnte Dir nur zuraunen: Alle Gefahr beseitigt, Flugbahn frei! Sooft ich inzwischen die Feder ansetzte, um Dir noch einiges Zusätzliche zu schreiben, kam ich mir nur immer dämlicher vor mit »dem« Erlebnis meines ersten Berliner Winters, und seit ich gar durch besagten Gerland weiß, daß Du ihn veranlaßtest, mir hinter die Fährte zu steigen, seither ist dies Gefühl des Dämlichvorkommens zu einer Höhe gestiegen, daß ich Dich bitten muß, mir einen Spezialbericht vorläufig ganz zu erlassen und Dich mit meinem herzlichen Dank zufriedenzugeben. Wieviel oder wiewenig Gerland Dir andeutete, weiß ich nicht. Ich verrate Dir nur noch, daß ich zuerst nahe daran war, mich mit ihm zu schießen, und daß wir jetzt Freunde fürs Leben wurden. Was dazwischenliegt, wie er mir, zunächst unsichtbar, aber um so spürbarer, den Baron Wulffenberg und besonders seine Tochter (†††) abspenstig machte, mich zu rasender Eifersucht entflammte und im gegebenen Zeitpunkt durch die Vorlegung eines Briefwechsels, in dessen Verlauf der Baron ihm Bettys Hand antrug, gletscherhaft abkühlte — bedecken wir's mit Nacht und Grauen. Die Hauptsache: ich bin wieder mein eigner Herr; ich bleibe Militärflieger mit Leib und Seele; ich kann, zwar nicht ohne sanfte Schamröte, aber doch mit freien Augen in diejenigen sehen, auf die mir's ankommt!

Wie geht es Dir? Ich denke oft an Dich und sorge mich um Dich. Ich wollte, ich könnte Dir's beweisen, wie Du Deine Besorgnis für mich mir bewiesen! Ich adressiere den Brief nach Meiringen; die letzte Adresse, die ich von Dir finde. Wo bist Du aber tatsächlich? Daß »sie« bei Dir ist, bezweifle ich nicht. Lieb wäre mir, wenn ich mit einiger Sicherheit bezweifeln könnte, daß auch der unentbehrliche Herr Jöns bei Euch herumwimmelt. Ich habe manchmal, seit ich mich auch noch um andre kümmere als um mich, eine Heidenangst: Du möchtest ihn mir eines Tags als Schwager vorstellen. Wenn möglich, irgend möglich — tu's nicht! Oder sollte ich Dir mit dieser Bitte ans Herz greifen? Dann sei sie ungesprochen!

Seit dem niederträchtigen Verbrechen Ende Juni, dem Attentat von Serajewo, gibt es viele Leute, die sehr mit Kopfschütteln in die nächste Zukunft sehen. Von Politik versteh' ich blutwenig. Sollte unser scharfblickender alter Herr auch hierin recht behalten — ich wäre froh, meinen Drachen gegen den Feind zu steuern: ostwärts, westwärts, wie's beliebt! Werden ja sehen! — Schade, daß Du mich nun doch nicht mehr in Döberitz besuchen konntest! Das Kommando neigt unwiderruflich seinem Ende zu. Der Rittmeister begleitete mich neulich auf einer Spritzfahrt — hart am Übergewicht, doch sehr wacker für einen Landhasen. Dein Geschmack wäre es kaum. Glück ab!

Dein allzeit getreuer und dankbarer

Alex.



Als Edith diesen auf Umwegen reichlich verspätet zu ihr gelangenden Brief las, saß sie in einem Liegestuhl an der Brüstung einer Gartenterrasse: zu ihren Füßen blaute und flimmerte weithin der Bodensee unter der vormittäglichen Julisonne. Der Garten in ihrem Rücken und das kleine Landhaus aus rotem Ziegelstein, mit dem eisernen Stern über dem Giebel, lag an der Bucht von Wasserburg. Links draußen, in beträchtlicher Ferne, ragte der Leuchtturm von Lindau und hinter ihm die Südwestspitze der Inselstadt; zur Rechten, viel näher, reckte sich die altertümliche Dorfkirche von Wasserburg trutzig und friedfertig über die bewehrte Friedhofsmauer, über den See. Jenseit seiner breiten, leichtgekräuselten Fläche hob der Pfänder die waldige Stirn über dem im Dunst verschwimmenden Bregenz; wie Nebelriesen schlossen sich ihm die Berge des Rheintals, die zackigen Gipfel der Montafoner und Rätischen Alpen bald näher, bald ferner an, das lachende Flußtal des Rheins umrundend, bis wo das Schweizeralpenvorland mit Wald- und Wiesenhängen und weißen Häusern sie verdeckte. Über See und Ufer und Bergen wölbte sich fast wolkenlos der sonnendurchflutete Himmel.

Auch Ediths Augen schienen, nachdem sie die brüderlichen Zeilen gelesen hatte, auszuruhen in dem köstlichen Rundblick. Nur flüchtig klangen die Andeutungen von Alex über die drohenden Welthändel in ihr nach. Vor Wochen, bei einem Ausflug nach Bregenz, hatten lange schwarze Fahnen, die unheilvoll in der Sommersonne sich rührten und bauschten, um das fluchwürdige Verbrechen an Österreichs Thronfolger zu betrauern, auch sie erschreckt. Der unvergeßliche Eindruck glitt jetzt an ihr vorüber. Dann dachte sie an die frohe Gewißheit, daß der Bruder nun endgültig des rechten Weges sich wieder bewußt geworden war, und auch sie hatte dazu beitragen dürfen. Aber an all dem haftete sie nicht. Nur die Stelle von dem »unentbehrlichen Herrn Jöns« und die offenherzige Bemerkung, daß Alex ihn sich nicht zum Schwager wünschte, las sie zum zweiten Male ...

Die Monate, die seit der Abreise von Berlin vergangen waren, lebten vor ihr auf.

Wiesbaden. Die Riviera: Nizza und Cannes. Die oberitalienischen Seen. Meiringen. Wie selig hatte sie im vorigen Jahr die erste große Reisezeit mit ihrem Strom von neuen, überreichen Eindrücken genossen! Blaß, bloße Namen — so standen die Stationen der diesjährigen in ihrem Gedächtnis. Um so gegenwärtiger war ihr das andre, das innere Erleben, das das äußere erstickt hatte. Wie ebensoviele Leidensstationen waren die blassen Namen. Ihr schwacher Vorsatz, zwischen sich und Hendrik Klarheit zu schaffen — an demselben Abend, wo sie so trostlos aus dem Tiergarten zurückkehrte, fiel er zusammen vor der neuerstandenen, unverhofften Freundlichkeit ihrer Mutter, vor Hendriks artiger Zutätigkeit, die sie seinen Wutausbruch vergessen machen wollte. Vergessen hatte sie nicht können, aber auch nicht handeln. Damit besiegelte sich ihr Schicksal: als fügsames Anhängsel, nur noch bedeutungsloser als bisher, fuhr sie in der Gefolgschaft von Frau Gisberte und Jöns durch die Welt. Geduldig ließ sie sich hervorholen und zurückstellen, wie es beliebte. Oh, was das äußere Benehmen betraf, mußte sie den beiden einige Gerechtigkeit widerfahren lassen: Frau Gisberte war fast gleichmäßig liebenswürdig zu ihr, und Hendrik hütete sich, je wieder in so unvorteilhafter, plumper Rücksichtslosigkeit vor ihr aufzutreten. Wenn sie gleichwohl litt, war es nicht ihre Schuld? Und sie litt unsäglich! Wohl verharrte sie in der früheren Unselbständigkeit und Abhängigkeit, aber diese Abhängigkeit und Willenlosigkeit war nicht mehr blind, wenn sie auch blind sich gab. Sie beobachtete unausgesetzt: Mienenspiele, Bewegungen, belanglose Äußerungen erwog und beargwöhnte und deutete sie. Was ihrem ganzen, bis dahin so arglosen Wesen widerstrebte — die volle, grausame Stufenleiter des Mißtrauens wurde ihr vertraut. Hendrik gab ihr fast keine Rätsel mehr auf: auch sein aufmerksamstes Verhalten gegen sie täuschte sie nicht, und jedesmal, wenn er sich ihr besonders artig widmete, erriet sie, daß die Wirkung weniger auf sie als auf ihre Mutter berechnet war. Nein — ihr eigentliches, ihr aufreibendstes Studium war nicht er, sondern war Frau Gisberte. Erwiderte sie Hendriks Liebe, oder tat sie es nicht? Es gab Augenblicke, wo Edith meinte, die Wahrheit mit Händen greifen zu können. Frau Gisbertes Blicke, Gebärden, Worte atmeten



den Wunsch, ihm zu gefallen, sprachen von zärtlichem Hingegebensein, deuteten auf das innigste Einverständnis. Kein Zweifel: sie liebte ihn. Vor Edith tat sich ein Abgrund auf: ihre Mutter war ihr nicht mehr anbetungswürdig, sondern verächtlich; jede Schmeichelei, jede Liebkosung der Mutter brannte in ihr wie höllisches Feuer, diente nur dazu, mit Hendrik ein kokettes, aufreizendes Spiel zu treiben ... Und im nächsten Augenblick entglitt ihr Frau Gisberte, so geschwind, als hätte sie sie nicht noch eben in ihrer wahrsten Natur zu fassen geglaubt! Nichts, gar nichts in ihrem Gebaren bestätigte mehr diesen abscheulichen Argwohn: Hendrik wurde nur mütterlich von ihr behandelt, nach Bedürfnis gelobt oder kühl abgekanzelt. Sie war ganz unantastbare Munterkeit — amüsant, boshaft, geistreich — ohne eine Spur von Berechnung und Unnatur. Edith meinte ihr bitteres Unrecht getan zu haben. Sie bat ihr ab, versuchte mit verzweifelter Anstrengung die vergötterte Mama von früher und nur die in ihr zu sehen, zu lieben. Bis Frau Gisberte von neuem sich wandelte, Argwohn und Mißtrauen verdoppelt aufwachten ...

Der Aufenthalt am Bodensee war für die drei Reisenden nur als kurze Durchgangsstation vorgesehen gewesen. Ende Juni sollte die Schweiz wie im Vorjahr mit der Nordsee vertauscht werden. Das Landhaus mit dem magischen Stern gehörte Fräulein Hermine von Martiz; ihr Bruder, der Konsul, hatte es, solange er in München lebte, erworben, nicht wieder loswerden können und seiner Schwester vererbt. Im Vorbeifahren wollte Frau Gisberte ihre Schwägerin, der sie durch den plötzlichen Abbruch des theosophischen Lehrgangs Kummer gemacht hatte, durch einen Besuch entschädigen. Es kam anders als beabsichtigt. Kaum eingetroffen, zog sich Frau Gisberte bei einem Ausflug auf den Gebhardsberg eine Sehnenverzerrung am Fuß zu. Sie mußte die Weiterreise verschieben, wurde zum Stillhalten verdammt. Die gute Hermine, obwohl von vornherein bezaubert und beseligt, vermochte ihren Gästen nur einige Tage zu widmen: die Festspiele riefen sie nach Baireuth, wo auch Hollenius zu erwarten war und sie deshalb unmöglich fehlen konnte; sie überließ ihr Besitztum den Besuchern zu freier Verfügung. Frau Gisberte ergab sich zuerst sehr ungern in diese aufgedrungene Rast, die sich auf Wochen verlängerte, da der Fuß langsam heilte. Allmählich fand sie die idyllische Abgeschiedenheit im »Stern aus Osten« — so taufte sie das Landhäuschen an der Wasserburger Bucht nach seiner Giebelzier — erträglicher, und das Sichpflegenlassen bereitete ihr Vergnügen.

Für Edith brachten die Wochen am Bodensee nicht nur eine Fortdauer, sondern eine Steigerung der Prüfungen, die diese Reise über sie verhängte. Unterwegs, in den großen internationalen Hotels, unter den vielerlei Bekannten, die Frau von Martiz immer im Nu um sich und Jöns zu sammeln wußte, hatte das Leben zu dreien immer noch einigen Spielraum gehabt. In den Puppenkämmerchen des Landhauses, allenfalls im Garten, vollzog es sich in qualvoller Enge. Mit den Gästen im Hotel drüben hatte niemand Lust, anzuknüpfen. Auch auf den Dampferfahrten, die jetzt wieder unternommen werden konnten, blieb man auf sich angewiesen. Und welchen unerschöpflichen Reiz entdeckte Frau Gisberte, die bei andern das Kranksein nicht gelten ließ, darin, sich selbst leidend zu fühlen und pflegen zu lassen! Sie war erfinderisch im Ausdenken immer neuer Dienstleistungen, für die sie bald Hendrik, bald Edith beanspruchte: man sollte ihr vorlesen, ein Spielchen mit ihr machen, sie hin und her führen, dies bringen, jenes fortnehmen, und sie spornte mit Vorliebe den Wetteifer ihrer »Kinder« gegeneinander an. Ach, Edith war nicht mehr harmlos genug, um dies Wettrennen so niedlich zu finden wie ihre Mutter! Auch dabei fühlte sie sich nur als den Ball, den die beiden im Spiel ihrer Empfindungen zwischen sich hin und her warfen. Wenn sie hätte reden können! Wenn sie ihrer Mutter hätte ins Gesicht sagen können: Ich kann nicht mehr glauben, daß du es gut mit mir meinst! Komm mir entgegen! Zeige dich, wie du wirklich bist! Ich halte dies Verstecken nicht mehr aus.

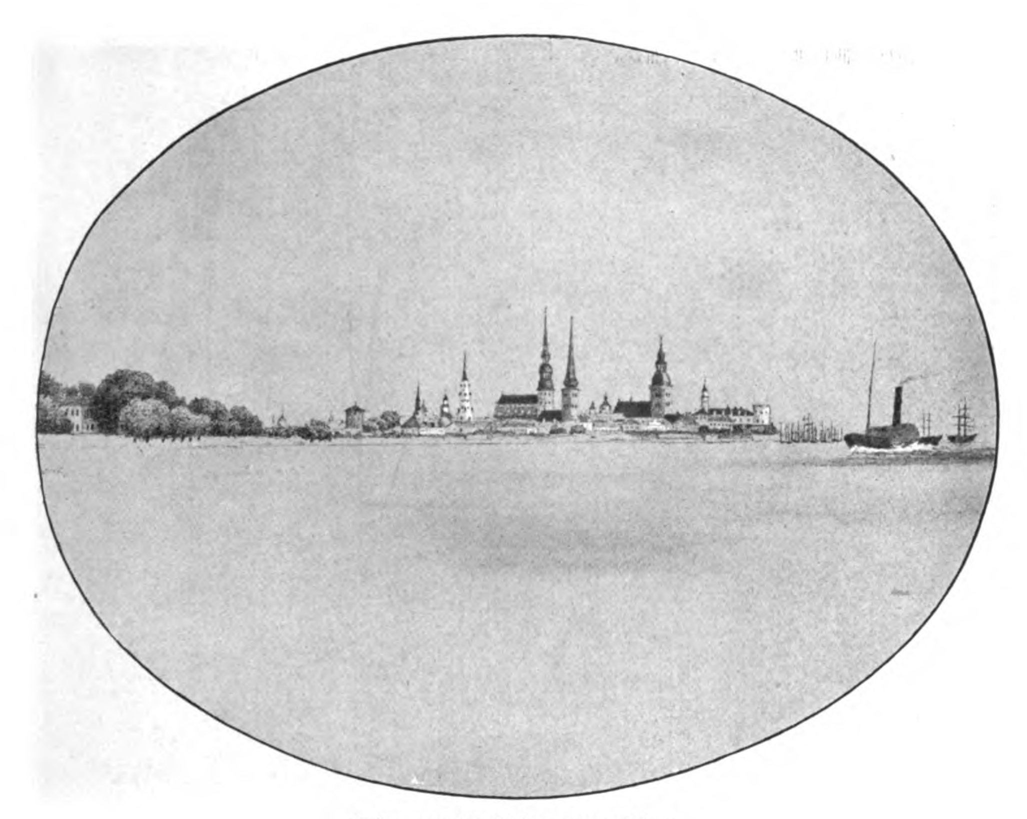
Sie hatte zu lange geschwiegen, zu lange das Schweigen geduldet ...

(Schluß folgt.)

Maximilian Schaefer: Gelbseidener Salon in Sonne

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1915





Riga von der Düna aus gesehen

Livland

Das Kernland der deutschen Ostseeprovinzen

Von Carl Meißner

Erläutert mit vierzehn Handzeichnungen von Wilhelm Siegfried Stavenhagen

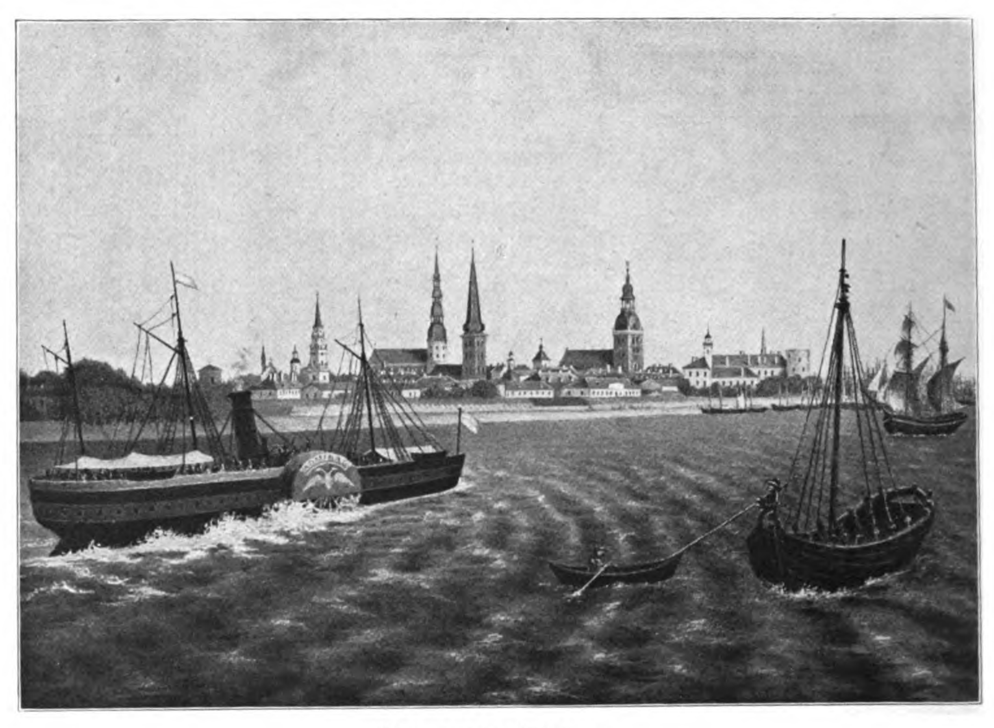


Es sind nun über siebenhundert Jahre her. Ende des zwölften Jahrhunderts schwammen zum erstenmal über das seeartig breite Wasser der Dünamündung, das im Oval unsers ersten Bildes sich ausdehnt, deutsche Schiffe mit Heidenbekehrern und Kaufleuten, die von Lübeck wahrscheinlich über Whisby auf Gotland kamen, schwammen die schon damals alte Handelsstraße der Düna hinauf, deren schöne Ufer weiter aufwärts Kokenhusen (Abbild. S. 635) zeigt.

Und Bischof Alberts Gründung, Riga, wuchs in den dreieinhalb Jahrhunderten, die sie rein deutsch blieb, mächtig empor, mit fast all den Türmen, die dort überm Wasser deutsche Gottessehnsucht himmelan tragen, und die uns unser zweites, bald fünfzig Jahre altes Bild, das aber noch heute gilt, so traulich nahebringt (Abbild. S. 634).

Riga, »uns' oldeste«, wuchs sich aus, nicht nur zum Kern von Livland und zur Pflanzschule, zum Mittelpunkt der deutsch-baltischen Lande, nein, auch zu der zeitweilig reichsten aller Hansestädte, die lange den Handel über Polozk, Witebsk und Smolensk mit Mittelrußland ganz in der Hand hatte und trotz Reval und Dorpat sogar in den nordrussischen Städterepubliken Pleskau und Nowgorod die Vorhand hielt. Ja, von der deutschen Hansa konnte diese mächtigste deutsche Handelskolonie des Mittelalters sich dann später noch zu voller Selbständigkeit ablösen. Und auch in den Jahrhunderten, da Riga unter polnischer, schwedischer und russischer Oberhoheit stand, also seit dem Jahre 1561, blieb sie eine heißumworbene, nie ganz niedergedrückte Macht, die noch heute mehr fürstlichen Landbesitz ihr eigen nennt als irgendeine andre deutsche Stadt.

Die Grundtatsachen der deutsch-baltischen



Riga von der Düna aus

Geschichte, die noch vor Jahresfrist vielen Reichsdeutschen nahezu unbekannt waren, sind seither so oft zusammengefaßt worden — auch ich habe sie im letzten Dezember- und Juliheft der Monatshefte behandelt —, daß sie nun wohl als bekannt gelten können und an die Stelle strenger geschichtlicher Zeitfolge ein Hervorheben einzelner Wendezeiten und Persönlichkeiten, ein zusammenfassendes Bewerten und Vergleichen mit der Gegenwart nach eignen Eindrücken treten darf.

Zum erstenmal in der Geschichte dieser Lande hat Hindenburg den Keil herausgetrieben, der uns von ihnen trennte. Dieses »Samogitien«, das unsre Hauptquartierberichte so oft genannt haben, bewohnt von dem nördlichen, schwer kultivierbaren Litauerstamm der Samogitier, ein Land noch heute ohne rechte Städte, lag in Zeiten deutscher Vormacht immer als plumpes Hemmnis zwischen dem preußischen und dem livländischen Ordensgebiet. Nur auf kurze Zeiten, so 1380 bis 1411, haben größere Stücke davon deutscher Herrschaft unterstanden. Unsre Truppen werden es hier meist nicht anders, nicht sauberer und wohnlicher gefunden haben als auf dem polnischen Lande. Freilich, hie und da wohl doch! Denn in den letzen fünfzig Jahren gerade hat Samogitien stellenweise den Einfluß der stillen Kultivierung durch deutsche Hände erfahren. Seit 1863, seit durch die Aufhebung der Leibeigenschaft das Land hier billig geworden war, haben Rigaer Bürgerfamilien und der baltische Adel für jüngere Söhne vielfach hier Güter erworben. Den Eroberern von Südosten her ist also von Norden her schon vorgearbeitet.

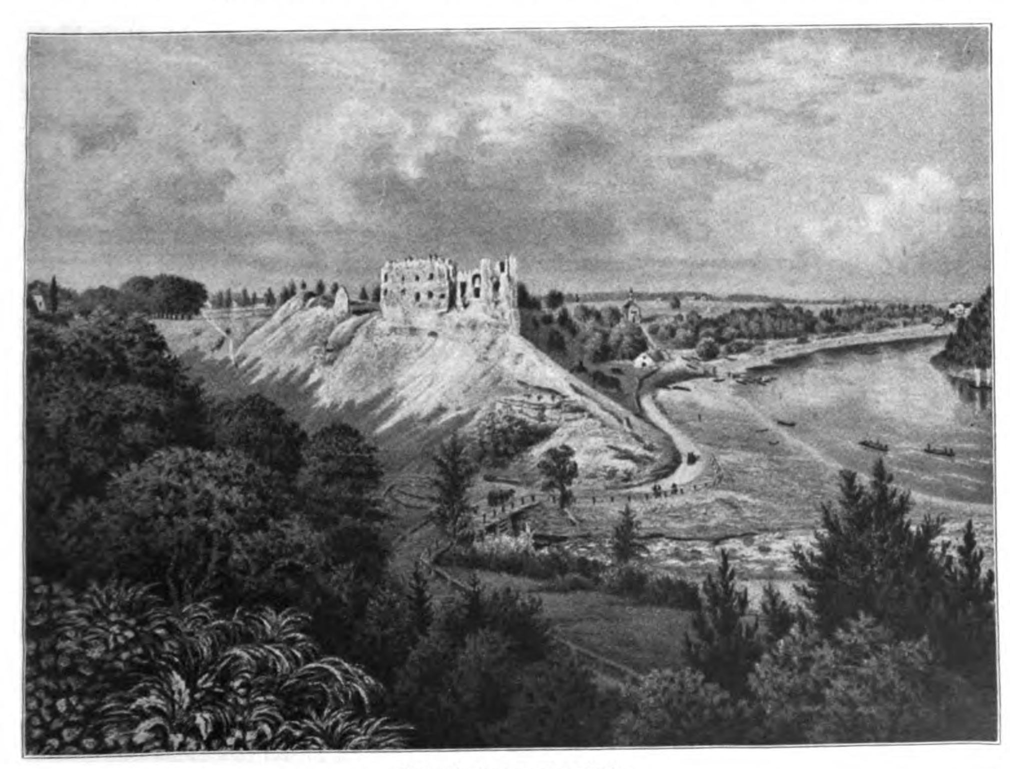
Deutsche Kraft und Arbeit, die heute, zweckvoll geordnet, zusammengefaßt und genial geleitet, so Gewaltiges leistet, sie hat auch in jenen alten deutschen Jahrhunderten in Baltland viel vollbracht. Aber wieviel Größeres, Dauerkräftigeres hätte sie schaffen können, wenn statt Zwietracht und Rechtsstreit klare Ordnung und Einigkeit im Lande geherrscht hätten! Wer die mittelalterliche Karte Baltlands betrachtet, findet sie zusammengefügt aus solchen feindlichen Keilen. Hie Ordensland, hie Bischofsland! Ein Land aus Stücken! Geteilte Herrschaft, und nie voller Frieden zwischen den Teilen.

Von aller Vielherrschaft ist Zweiherrschaft wohl die ärgste! Die geschichtliche Ursache all des Unsegens, der aus ihr folgte,

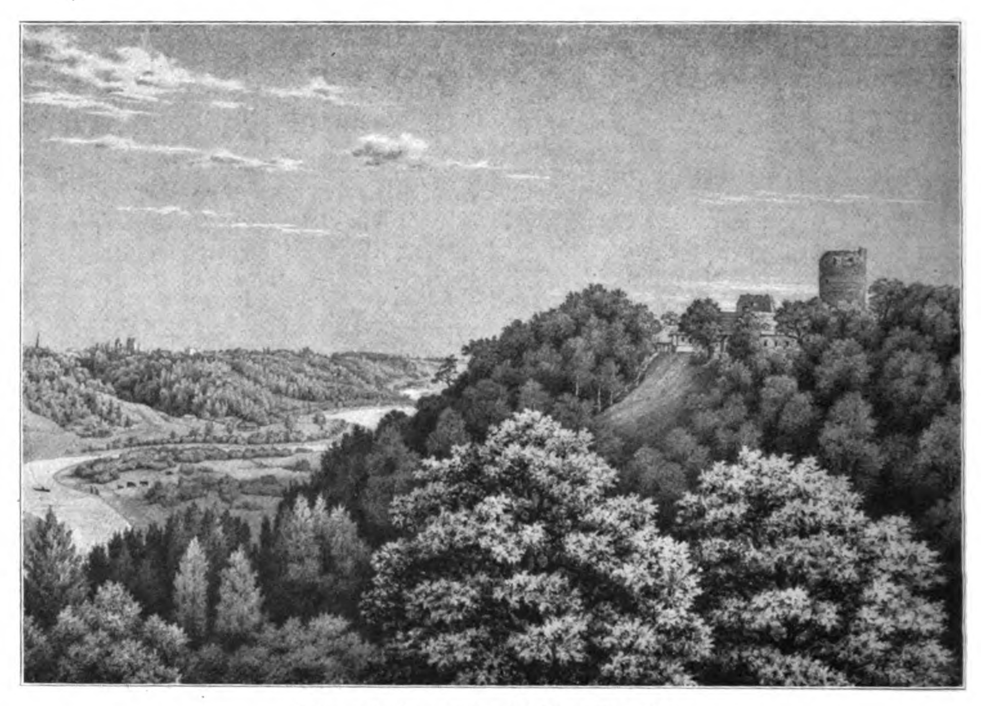


ist deutsches Gerechtigkeitsgefühl gewesen — im Sinne des Goethewortes: »Es erben sich Gesetz' und Rechte wie eine ew'ge Krankheit fort«. Weil ein Kleriker, der kühne Bischof Albert, mit Hilfe des von ihm gegründeten Schwertbrüderordens die Lande zum erstenmal unterworfen hatte, so mußte, als nach seinem Tode dies Schwert schartig geworden und im Kampfe zerbrochen war, als 1237 der preußische Orden die Kampfarbeit auch für Livland übernahm, das »alte Recht« gewahrt werden! Zwar bekam der Orden ein ganz unsicher beherrschtes Land und hatte noch viel schwerere Arbeit bis zur völligen Unterwerfung zu tun, als bis dahin getan war; zwar war er auch gegen die äußeren Feinde stets der eigentliche Schirmherr des Landes: aber er nahm Livland vom Bischof zum Lehen! Der Schwache hatte formelle Herrscherrechte gegenüber dem Starken. Dieser flaue Kompromiß aus Rechtsgefühl schleppte sich nun »von Geschlecht zu Geschlecht«. Über die dreihundertjährige Geschichte dieser Vormachtkämpfe kann man das »Weh' dir, daß du ein Enkel bist!« schreiben. Entsprachen diese Kämpfe auch den Vormachtkämpfen zwischen Kaiser und Papst im Reiche: hier, fern vom Reich hätte ein entschlossenes, von einem Pflichtgefühl gegen die Zukunft diktiertes Macht-vor-Recht-gehen-lassen Großes wirken können. An solchen Wendepunkten der Geschichte heißt es wohl einmal Unrecht tun, damit die Nachkommen nicht Unrecht leiden. Auf schlechtgerodetem Felde wächst nichts Reinliches. Entschlossene Gewaltsamkeit, die klare Verhältnisse schafft, kann aus einem viel tieferen Rechtsgefühl quellen als gewissenhafte Bedenklichkeit, die nichts »vom Rechte, das mit uns geboren« weiß. Fast meine ich, die Geschichte könnte da unsre deutsche Gegenwart etwas lehren!

Zäh kämpfte der deutsche Orden um das ihm vorenthaltene Machtrecht. Das Heil des Ganzen, der staatliche Einheitsgedanke für Livland, hing an seinem Sieg, den die fernen Kaiser wohl mit Rechten segnen, aber kaum praktisch fördern konnten. Die Päpstlichen aber riefen schon früh je länger je mehr Fremde zu Hilfe. Nacheinander verdanken ihrer Schwäche Li-



Kokenhusen an der Düna

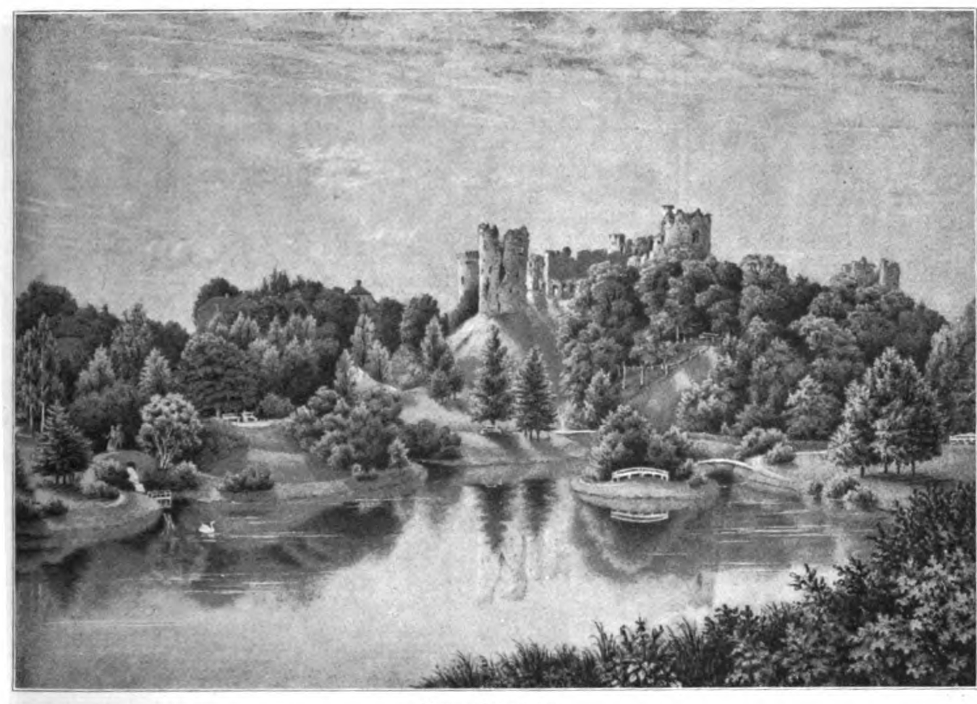


Burg Treiden an der Livländischen Aa

tauer, Polen und schließlich gar die andersgläubigen Russen das Scheinrecht, sich in die inneren Angelegenheiten der Kolonie zu mischen. Unter der Bischofsschwäche erstarkten aber auch vor allem die eigentlich weltlichen Mächte der Lande, das Bürgertum der Städte und die besitzenden adligen Vasallen, die also in wunderlicher Verkehrung zum Verfechter kirchlicher Interessen wurden. Bald bilden sie Stände mit starkem Gemeinschaftssinn und besonderen Landtagen, auf denen sie mit ihren Lehnsherren, den Ordensgeistlichen und Bischöfen, beraten. Diese Landtage sind lange das einzige Gemeinsame der Landesteile und die Form staatlichen Lebens gewesen, die länger als alle andern sich erhalten hat. Mit gewandelten Rechten bestanden sie bis zur Gegenwart.

Gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts scheint der Orden zu obsiegen. Riga wird bezwungen. Sein Erzbischof muß auf die Oberhoheit über den Orden verzichten. Durch den Erwerb Estlands aus Dänemarks Händen wächst die Ordensmacht stark. Aber immer wieder flammt der alte Hader auf, in dem mitten im Lande unter andern die Burg Treiden einen Zankapfel bildete, deren Ruine am friedlichen Tal der Livländischen Aa, nordöstlich von Riga, unsre Abbildung Seite 636 zeigt. Es gibt im inneren Kampf zwei Schlachten bei Treiden! Ein fast trauriger Beweis für die starke Lebenskraft der Kolonie, daß trotz diesem ewig schwelenden Innenhader die immer mächtiger werdenden äußeren Feinde so lange abgewehrt werden konnten.

Der partikularistische Streit der Parteien und Stände war nicht das einzige Hemmnis gesunder Zustände. Auch das ist wie eine Warnung für die Gegenwart: das Gedeihen der Lande war allzusehr abhängig vom Blühen des Handels. Livland war eine Kolonie geblieben, hatte kein Volkstum gebildet. Anders als im preußischen Ordensland, in dem gewaltsam für Einwanderung deutscher Bauern Raum geschaffen wurde, blieb in Livland der Bauer — ein kennzeichnendes baltisches Wort — »undeutsch«, das heißt im Süden lettisch, im Norden estnisch. Haben und halten wir die Lande, so wäre Ansiedlung deutscher Bauern, bis das Übergewicht auch der Zahl erreicht ist, Vorbedingung einer guten Zukunft. Schon im fünfzehnten Jahrhundert war der Handel mit dem russischen Hinter-



Burg Wenden

land, der vor allem Salz, Tuche, Heringe und Wein einführte und Felle, Teer und Flachs, der — wie heute noch — in Livland selbst viel gebaut wurde, ausführte, ein allzu gefährliches Geschäft geworden. In Nowgorod werden 1494 die deutschen Kaufleute überfallen und verschleppt, ihr Gut gestohlen, der Nowgoroder Handel vernichtet — die gleichen sinnlosen Zerstörungspraktiken wie heute.

Da wird im selben Jahre **Wolter von Plettenberg** Meister von Livland und sein Retter auf noch fünfzig Jahre. Er schlägt ganz wie heute mit einer Minderzahl »durch Überraschung und Tapferkeit« 1502 an der Smolina die Russen aufs Haupt, so daß sie ihm »Beifrieden« nach »Beifrieden« von im ganzen einem halben Jahrhundert bewilligen. Im Inneren aber treibt er weise, ruhig und doch unermüdlich eine Versöhnungspolitik und faßt von seiner Residenz Wenden, die unsre Abbildung Seite 637 in großen Trümmern zeigt, nur dann fest zu, wenn die Sache sonst gefährdet ist. Selbst Riga unterwirft sich ihm — zum erstenmal dem Ordensmeister allein, der die vom Erzbischof Blankenfeld scharf befehdete Reformation zwar nicht persönlich annimmt, aber ihren raschen Einstrom als ein die Sitten läuterndes Element nicht hindert. Als Luther 1524 »den Christen zu Rigen in Liefland« die Auslegung des 127. Psalms widmet, schreibt er an das erste fast ganz evangelisch gewordene deutsche Land.

1525 ist das Jahr von Plettenbergs höchster Macht. Da hätte er den Erzbischof, den er dann auch vorübergehend — in Schloß Ronneburg (Abbild. S. 638) — gefangenhält, als der allzu frech mit dem Feinde konspiriert, absetzen **können**. Das Ordensland Preußen war weltliches Herzogtum geworden. Auf dem Landtage zu Wolmar bieten Städte und Stände auch ihm die weltliche Oberhoheit über Livland an. Aber er entsagt. Er ist ein Greis ohne Leibeserben. Der Krieg mit Polen, dem »Protektor der Kirche«, war unausweichlich, wenn die Päpstlichen weichen mußten. Der ferne Kaiser Max konnte ihm nicht helfen. Es fehlte an Geld und an Männern, auf die sich bauen ließ. Für sich will der Meister nichts, er will das Land erhalten. Er macht Frieden mit dem Erzbischof und läßt sich nur zum »Schirmherrn« Livlands ernennen. Ich meine nicht wie andre, daß

hier kluge Mäßigung doch verfehlt war, aber freilich konnte auch Wolter von Plettenberg das Chaos nicht hemmen. 1535 stirbt er in seinem Wenden, hochbetagt und gern, denn »die Zeit ging aus den Fugen«.

Ein paar Sätze Karl Schirrens, des bedeutenden baltischen Geschichtschreibers, sollen deutlich machen, warum Livland damals zerdrückt wurde: »Das Geschick dieses Landes ist jederzeit mitbestimmt worden durch die Feindschaft draußen. Seit seiner Begründung war es zum Prellkissen geworden für die benachbarten Mächte. Im Osten Rußland, im Norden Schweden, im Westen Dänemark, im Süden Polen; von allen Himmelsgegenden befeindet, war es lange erhalten nur durch die Eifersucht der Feinde. Es hatte eine jener vorbestimmten Stellungen, um welche sich wie um eine Angel die Bewegung großer Staatsgebiete dreht. Wie Sizilien in alter Zeit, wie nachmals die Niederlande, wie heute die Länder am Bosporus, so war Livland umstritten von seinen Nachbarn als Schlußstein im maritimen System der Ostsee.« Fünfundzwanzig Jahre nach Plettenbergs Tod (1560), mit dem Fall der größten Burg des Ordens, die größer war als die Marienburg in Preußen, mit dem Fall Fellins in Nordlivland, das auf unsrer Abbildung Seite 639 nun als ein friedliches Landstädtchen daliegt, geschah der Zusammenbruch. Den Anstoß dazu gaben die furchtbaren Raubzüge der russischen Horden, die genau so wie heute »evakuierten« und alles hinter sich verbrannten. Der Obsieger aber war für Livland wenigstens zunächst der Pole. Es gab ein halbes Jahrhundert echt polnischer Wirtschaft. Kein verbrieftes Recht galt, die Gegenreformation drang ein. Ruhe bekam das Land nicht. Erst der schwerverwüstende schwedisch-polnische Erbfolgekrieg 1600 bis 1629 ließ das ermattete Land bis auf die südöstlichen Stücke in Schwedens Hand.

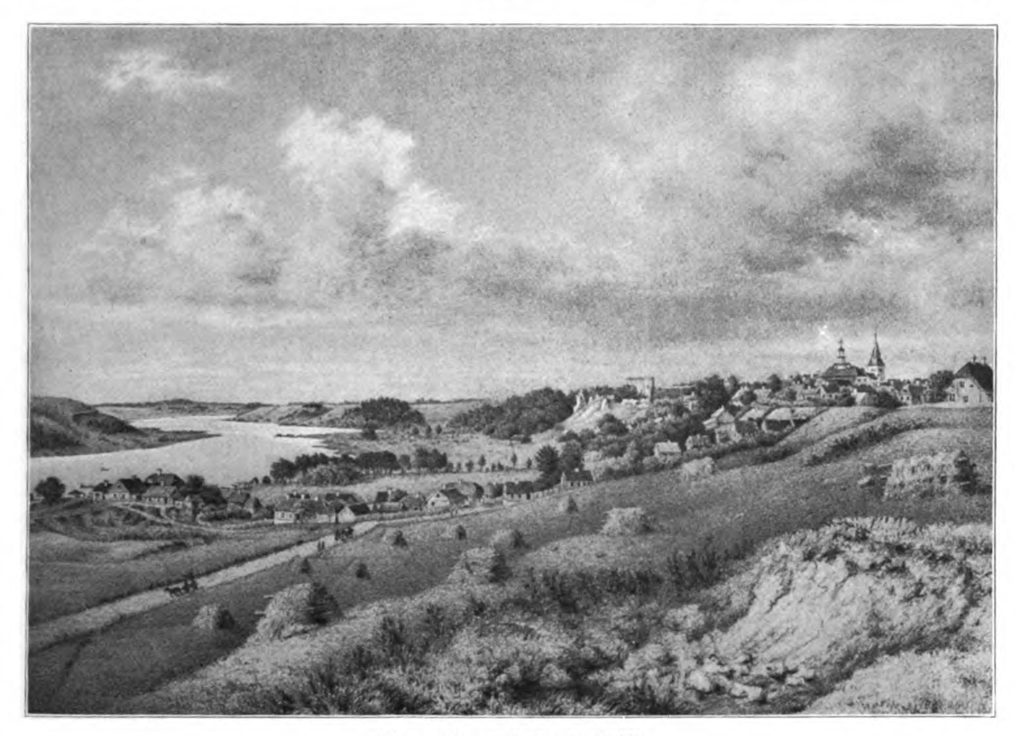
Diese Hand schuf zunächst Segen.

In jenen seinen machtgroßen Zeiten hat Schweden in Estland, das es schon seit 1561 besaß, und dann zunächst auch in Livland Recht und Nationalität der stammesver-



Ronneburg



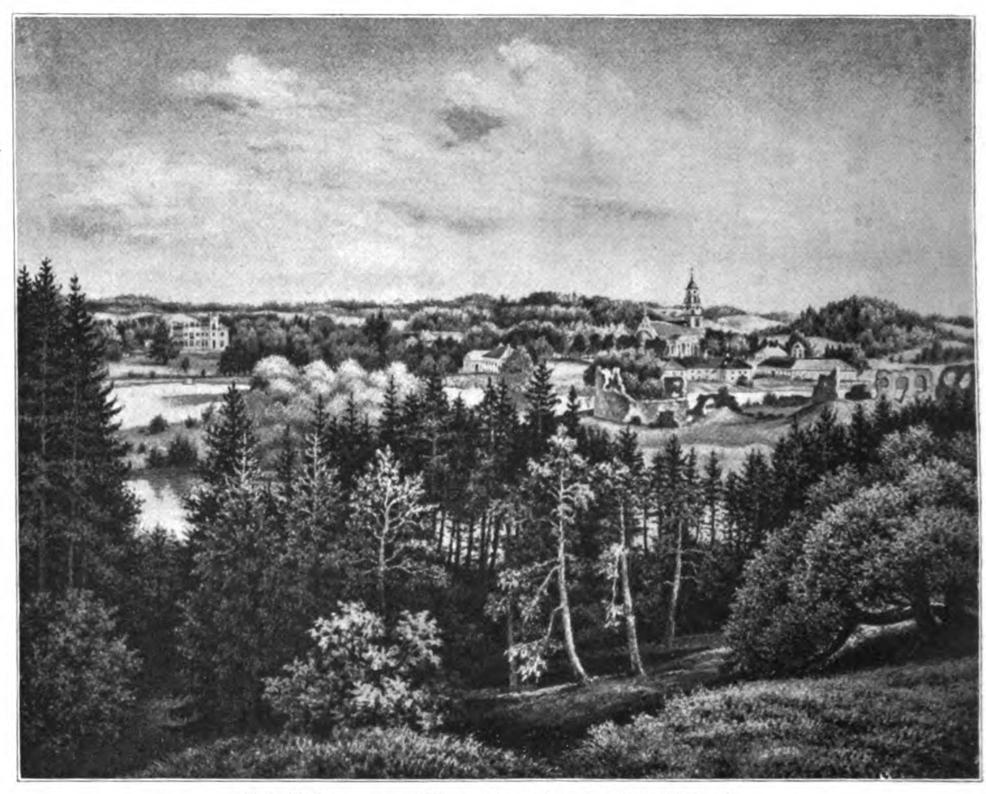


Burgruine und Stadt Fellin

wandten Deutschen geachtet. Das schwedische Jahrhundert teilt sich für Livland in zwei Hälften: in der ersten ordnen und neuordnen mit starker Hand Gustav Adolf und dann sein großer Kanzler Oxenstierna und seine Nachfolger die Verhältnisse wohlwollend landesväterlich. Die Universität Dorpat wird zum erstenmal aufgetan, die Landesverwaltung und die Gerichtsbarkeit brauchbar und in freiem Geiste gestaltet. Die Besitzverhältnisse werden geklärt, die Adelsgüter vermessen, das Recht der Bauern und der Städte geordnet. Schulen und Kirchen entstehen, und die evangelischen Pastoren bekommen so viel Landbesitz, daß ihre Seelsorge unabhängig wird. Viel von dem damals Geschaffenen wirkt noch heute — nach dreihundert Jahren — nach. Diese erste Hälfte der Schwedenzeit in Livland, das damals ein »Provinzialstaat« mit weitgehender Selbstverwaltung war, hat in Otto und Engelbrecht von Mengden klare, bedeutende Männer, die Hand in Hand und im Glauben an den guten Willen der Regierung mit Schweden arbeiten konnten. Aber die zweite Hälfte straft die Hoffnungen Lügen. Was Karl XI. begann, führte Karl XII., der phantastische allschwedische Machtpolitiker, weiter. Der berüchtigten, rechtsverhöhnenden »Güterreduktion« von 1680 bis 1684 zugunsten der schwedischen Krone, die Hunderte von Adelsfamilien an den Bettelstab brachte, folgte die Aufhebung der livländischen Landesverfassung, und so ist der dunkle Verschwörer Johann Reinhold von Patkul in diesem Kampfe gegen das schwedische Rechtsbrechertum die hervorragende Gestalt des echten livländischen Patrioten.

Wieder greift der Wille eines Einzelnen, hinter dem hier zudem keinerlei Machtrecht stand, in die Geschichte Livlands ein. Man darf sagen: Patkul, der sein Leben heimatflüchtig in Italien, Frankreich, Holland, England und Rußland verbracht und schließlich 1707 auf dem Schafott für seine Idee geblutet, hat Livland von Schweden losgerissen. Ohne ihn hätten Dänemark, Polen und Rußland sich nicht gegen Schweden vereinigt.

Im Nordischen Krieg wird dann Livland vor allem wieder von russischen Heeren von Grund auf verwüstet. Damals wurde auch die Marienburg im östlichsten Livland so zerstört, wie sie unsre Abbildung auf Seite 640 zeigt. Was Scheremetjew aus



Die Trümmer der Marienburg im östlichen Livland

Livland 1702 an Peter den Großen berichtet, klingt wie russische Gegenwart: »Im feindlichen Lande gibt es nichts mehr zu zerstören. Nichts steht aufrecht außer Reval und Pernau und hin und wieder ein Hof am Meere. Sonst ist von Reval bis Riga alles mit Stumpf und Stiel ausgerottet. Die Orte stehen nur noch auf der Karte.« Und Zar Peter schreibt: »Boris Petrowitsch hat in Livland trefflich gehauset.« Zehntausende werden nach Osten verschleppt. Schließlich aus Dorpat auch die letzten achthundert! »Der Russe ist nicht konservativ, er ist stabil«, schrieb Victor Hehn allzuwahr. Das gleiche erleben wir heute.

Die Ursache war politischer Kleinmut Peters des Großen. Er meinte Livland nicht halten zu können. Erst als Karl XII. bei Poltawa sein wildes Glücksspiel verloren und der schwache Preußenkönig Friedrich I. auf sein altes Einspruchsrecht verzichtet hatte, beginnt Zar Peter Livland zu umwerben. Er bestätigt schon vor dem Frieden zu Nystädt alle deutschen Rechte. Hatte sich Livland 1629 aus polnischer Willkür zu Schweden gerettet, so rettet es sich nun vor schwerster Entrechtung durch Schweden zu Rußland. Aber dieser »Spielball der Mächte« war vor allem zufolge der furchtbaren Schläge des neuen Oberherrn fast das ganze achtzehnte Jahrhundert lang ohne alle Elastizität. Von Osten erhielt er keine Kräftigung. Wunden heilen ist nicht russische Begabung. Rußland hat Livland gute hundert Jahre so ziemlich »in Ruhe gelassen«. Das ist eigentlich, abgesehen etwa von der Aufnötigung der höchst ungeeigneten »Statthalterschafts«-Verfassung, das einzige, was es »tat«. Und mit einer Überfülle staatserhaltender Kräfte, tüchtiger Männer, deren organisatorische Gaben die oft stockende russische Staatsmaschine im Gange hielten, haben sich die baltischen Deutschen dafür erkenntlich gezeigt — mit jener männlichen Treue und Festigkeit, die nicht hastig nach Neuem greift, die die Früchte der Zeit nicht unreif brechen mag, die aus dem Bestehenden das Mögliche zu machen sucht.

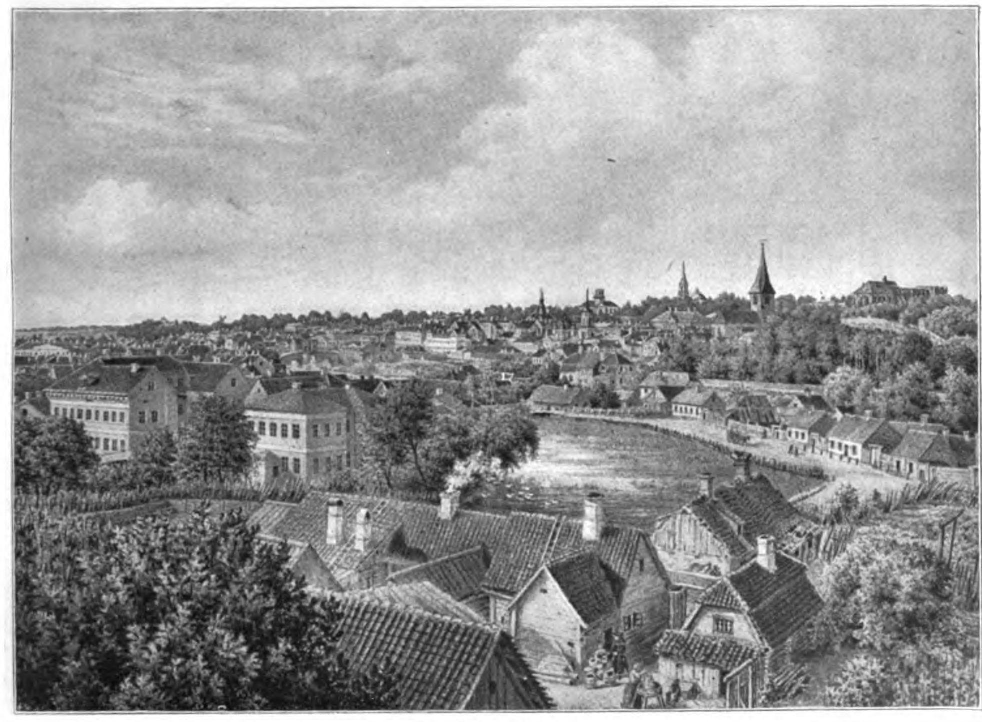
Zunächst war im eignen Lande eine

Armut zu überwinden, welche die deutschen Zustände nach dem Dreißigjährigen Kriege fast noch übertrifft. Es sind klägliche Zahlen, die in den Kassen des bisher stolzen und wohlhabenden Adels — fehlen! Landtage können nicht stattfinden, weil die Besendungskosten nicht zu erschwingen sind. Das Land lag weithin als Wildnis da. Diese Jahrzehnte nach dem Nordischen Krieg sind wohl die Zeiten der tiefsten Erschöpfung des baltischen Lebens. Der Adel aß das Kriegsbrot der Fremde. 23 Feldmarschälle — darunter Laudon —, 10 Generals en chef, 27 Generalleutnants, 34 Generalmajore und 53 Obersten hat Livland 1700 bis 1749 den europäischen Heeren geliefert.

Aber anderseits half auch das Mutterland durch Nachwanderung das baltische Deutschtum wieder kräftigen. Ich sprach davon schon im Juliheft. Damit kam neue geistige Bewegung ins Land. Stärker als das Herrnhutertum, das hier viel Gutes wirkte, hat doch die Aufklärungszeit des philosophischen Jahrhunderts vor allem in Riga Leben geweckt. Herder bekennt: »In Livland habe ich so frei, so ungebunden gelebt, gelehrt, gehandelt, als ich vielleicht nie mehr imstande sein werde, zu leben, zu lehren, zu handeln.« Im Hause der Brüder Berens besonders war Hanseatengeist wieder lebendig geworden.

Freilich ein Baron Schoultz von Ascheraden fand unter Katharina II. für seine Gedanken der Bauernbefreiung beim livländischen Adel noch eine Gegenliebe. Erst als sie ihr Land wieder aufgepflegt hatten und wirtschaftlich dazu imstande waren, erst in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts — Hamilkar von Foelkersahms edler Wille half da viel — wurden diese Gedanken allmählich aus eignem Antriebe Tat — lange vor Rußlands dann überhasteter Aufhebung der Leibeigenschaft.

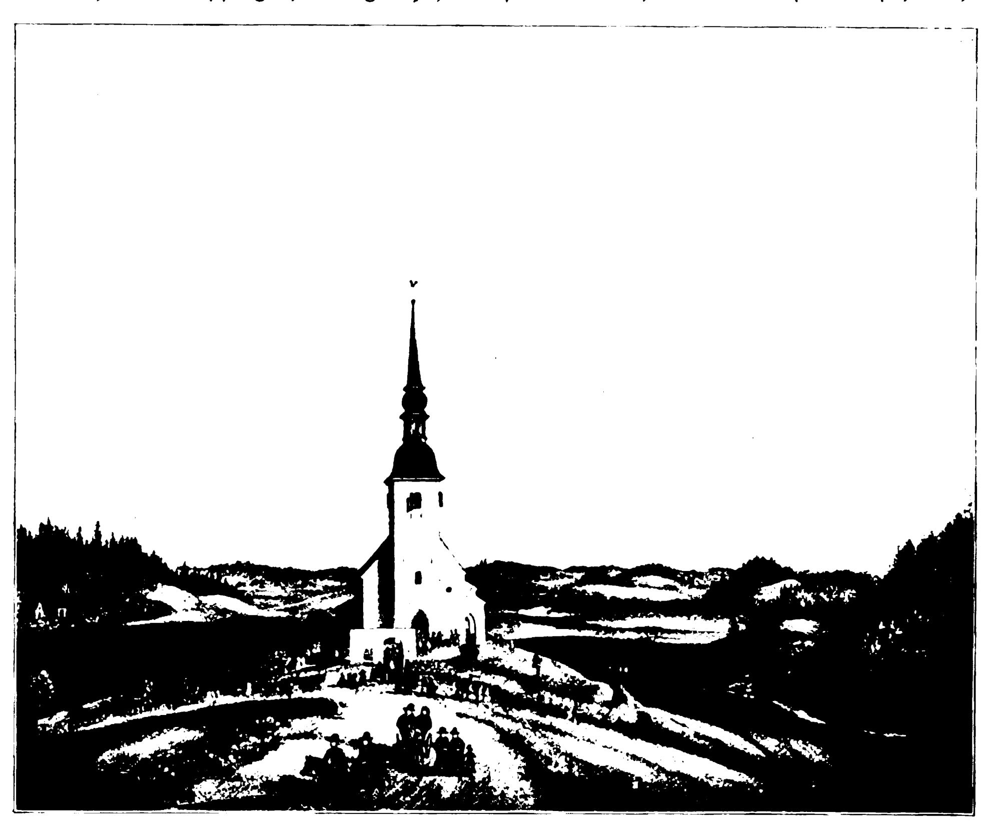
Für das geistige Leben in Livland war die Gründung der eignen deutschen Landesuniversität Dorpat das wichtigste Geschehnis. Unsre Abbildung auf Seite 641 zeigt uns so recht das Bild der »Stadt im Embachtale« und läßt etwas von dem breiten Behagen ahnen, mit dem sich der baltische Deutsche neben fröhlichem Burschentreiben hier der Pflege seines Geistes hin=



Dorpat

gab. Waren die Studien im deutschen Mutterland nur für die Wohlhabenderen möglich gewesen, so konnte nun auch der schlichte Bürgersohn studieren, und manch strebsamer »Undeutscher«, Lette und Este, ward hier auf die einzige Art, in der man in Baltland germanisiert hat, durch Bildung bereitwillig in den Kreis deutscher Kultur aufgenommen. Die Söhne des Adels aber lernten hier in empfänglichen Jugendjahren geistliche Burgen im Lande verwaltete. Unsre Abbildung auf Seite 642 zeigt die Kirche von Odenpae nahe bei Dorpat, die gerade von den wohlbehirteten, hier schon estnischen Schäflein verlassen wird.

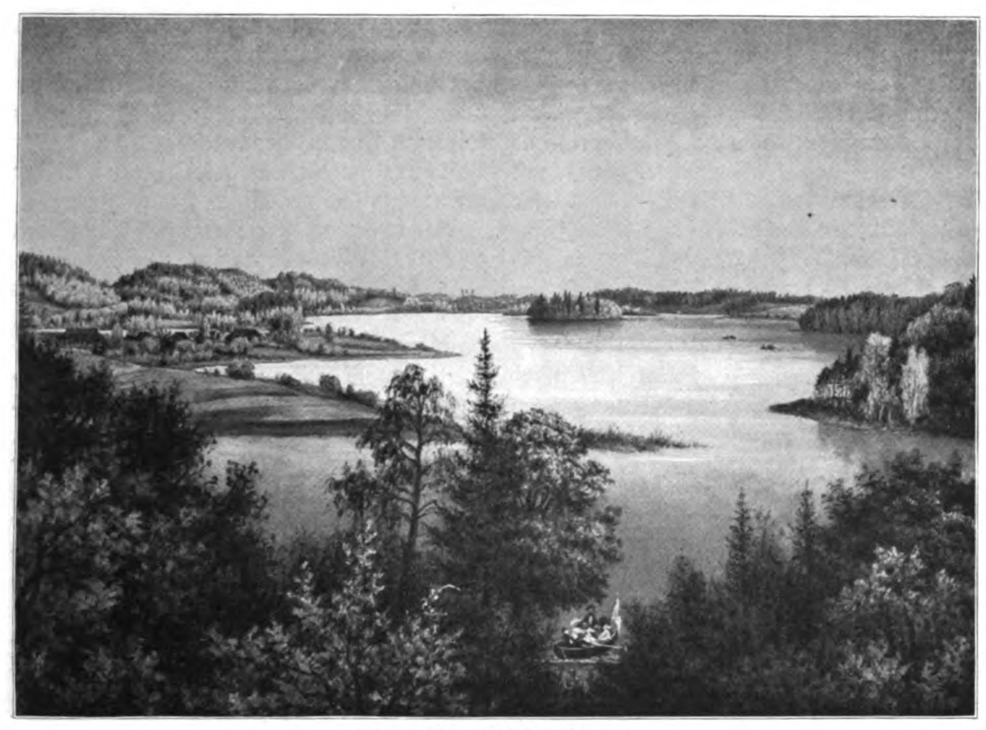
In Dorpat wurde das verwirrte Landesrecht kodifiziert und wissenschaftlich gelehrt, was nicht nur dem Juristen, auch dem Gutsherrn nottat. Hier war die Vorbildungsstätte des Lehrermaterials für die sich meh-



Kirche zu Odenpae bei Dorpat

nicht nur die Gedanken der Zeit, sondern auch den Städter und Bürgersohn erst recht kennen und gebührend schätzen. Das gute Freundschafts- und Arbeitsverhältnis, zwischen Gutsherrn und Geistlichen vor allem, wurde hier vorbereitet. Hier fanden sich die Herzen und die Köpfe, und ein heimatländisches Ideal ward durch stille Arbeit bekräftigt. Hier an der theologischen Landesfakultät bildeten bedeutende Theologen, vor allem Moritz von Engelhardt und Alexander von Oettingen Generationen von ehrenfesten und tatstarken Geistlichen, deren protestantisch-deutsche Bildung Hunderte

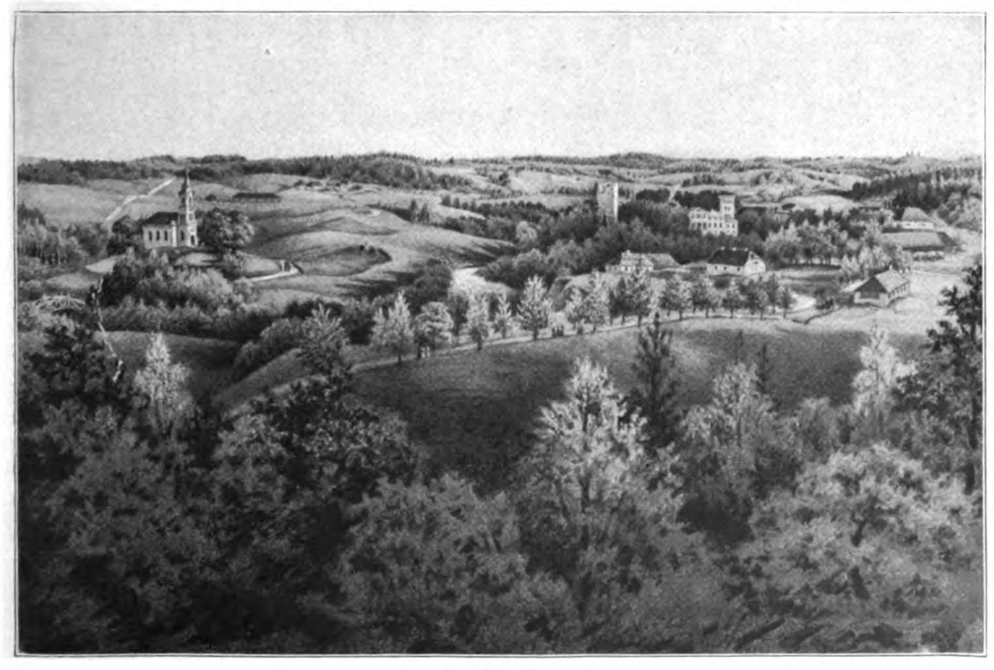
renden Mittel- und Volksschulen. Bei dem Worte »Material« sträubte sich die Feder. Der Balte ist meist so stark Einzelpersönlichkeit, daß das Wort den Begriff nicht deckt. Der schöne Bildungsernst, die Gründlichkeit geistigen Arbeitens und Genießens in Baltland, eine gewisse Innigkeit der Bildung, die überall auch auf dem Lande die Deutschen nahe zueinanderführt, fanden vor allem in Dorpat die feste Stütze. Die Klassiker werden hier wirklich gelesen. Und der gute Vers als Ausdruck der Naturgefühle gehört, wie manch baltischer Almanach lehrt, dort zum deutschen Bildungsgemeingut.



Der Heiligensee bei Dorpat

Wie oft ist der buchtenreiche Heiligensee (Abbild. S. 643), das beliebte Ausflugsziel von Dorpat, von warmer Heimatliebe in begeisterten Versen besungen worden!

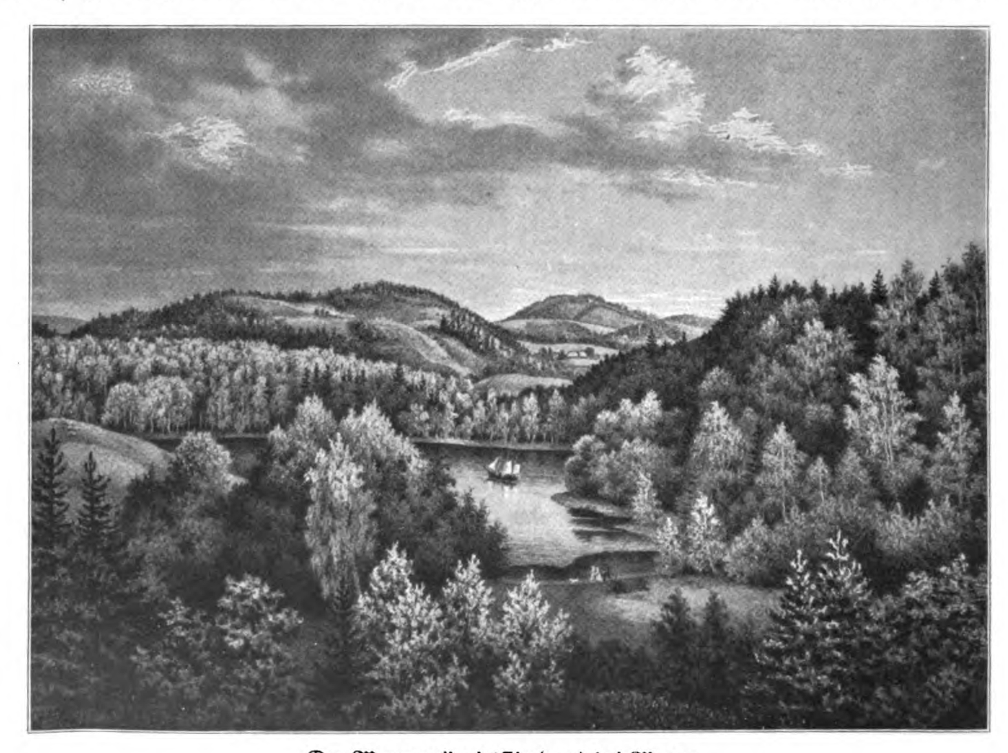
Eine nicht geringe Zahl von Studierenden und Professoren Dorpats bekam kraft ihrer Leistung aber auch einen deutschen Ruf, zum Teil einen europäischen Namen.



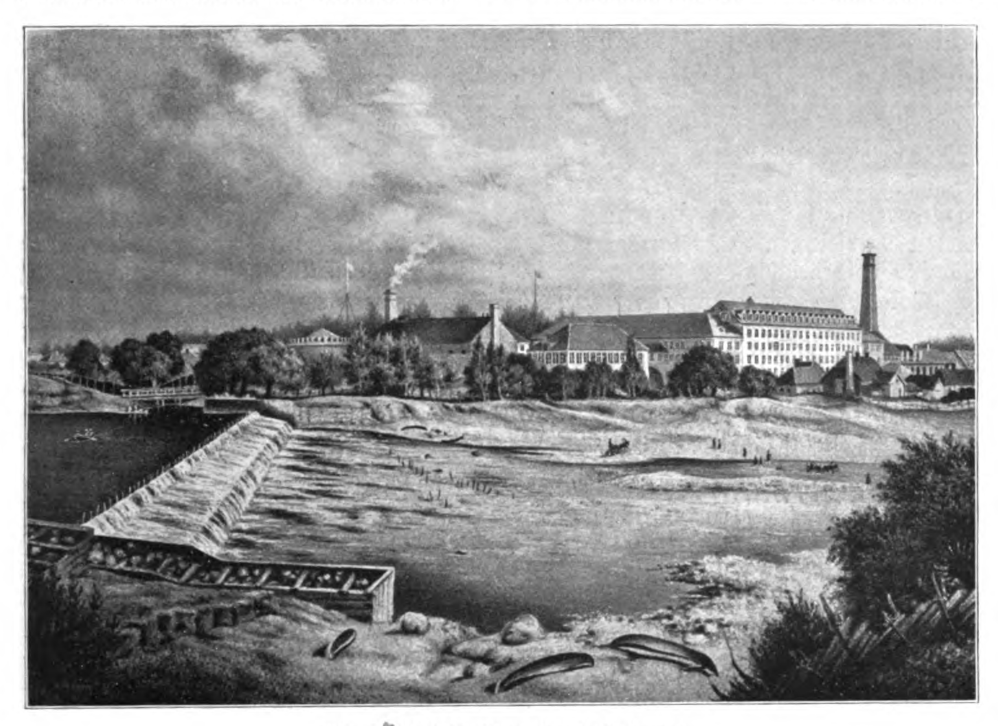
Schloß Erla

Von dem großen Naturwissenschaftler Karl Ernst von Baer, dessen tiefe und klare Gedanken gegenüber Darwin Geltung behielten, über Victor Hehn, den Verfasser der »Kulturpflanzen und Haustiere« und der Goethe- und Italienbücher, über Ernst von Bergmann zu Adolf Harnack ist eine stolze Reihe, in der doch einige fast Gleichbürtige fehlen. Verstandesschärfe und geistige Klarheit, verbunden mit einer Neigung zum Geistreichen und wohl auch zur recht scharfen Kritik, und zielbewußt zusammengehaltener Wille sind dem Livländer eigen und steigern sich in diesen Männern zum Bedeutenden.

Die vielzerspaltene Geschichte der politischen Bewegung im Livland des neunzehnten Jahrhunderts in kurzen Tatsachen zu schreiben, ist auf knappem Raum unmöglich. Es lassen sich nur ein paar Grundlinien ziehen. Die erste Hälfte ist nach der Stimmung im Lande eine idyllisch stille, unpolitische Zeit, die zweite Hälfte eine Zeit starker innerer und äußerer Bewegung. Petersburgs und des Zaren Einfluß wechselt. Zu Beginn der beiden Jahrhunderthälften gab es unter der Regierung der beiden Alexander I. und II. liberale Zeiten, denen dann unter Nikolaus I. und Alexander III. hart zerstörende Reaktionszeiten folgten. Immer handelt es sich im guten Falle nur um ein Gewährenlassen, im bösen um ein sinnlos gehässiges Zertrümmern geschichtlich gewordener Formen. Die Macht zu diesem Zertrümmern kam vom Absolutismus, die Anregung dazu aber später von den »liberalen Reformen« der Panslawisten. Rußland ist ja das Land der Gegensätze. Dies absolutistisch regierte Volk ist in breiten Kreisen der Intelligenz das demokratischste Volk zugleich. Es fehlt ihm jeder charaktervolle Sinn für die Würde und den Wert des dauerhaft Bestehenden, wertvoll Gefestigten. Mechanisch die Dinge auf den Kopf stellen, gilt ihm als Reform. Rassenhaß, der das Deutschtum vernichten wollte, verbarg sich hinter Liberalismus. Leider hat man das im liberalen Deutschland — zum Schmerz der Livländer — lange verkannt. Die gewiß teilweise veralteten Formen der Adelsvorherrschaft, des Rechts, der Verwaltung, die von innen heraus umzugestalten die Regierung nicht gestattete,



Der Munnamäggi (Eierberg) bei Werro



Die Tuchfabrik Zintenhof bei Pernau

waren das Bollwerk des deutschen Lebens! Das »Sint ut sunt, aut non sint« traf hier ganz zu. Was die Russifikation der sechziger, siebziger und achtziger Jahre Schweres brachte, ist sattsam bekannt. Drangsalierung der Kirche, Vernichtung des eignen Rechts, der eignen Verwaltung, Schließung der deutschen Schulen, bis 1893 mit Dorpats Entdeutschung der Gipfel erreicht schien. Wie die systematisch von Rußland betriebene Verhetzung der Letten und Esten dann 1905/06 die baltische Revolution »zeitigte«, und wie nach schweren Leiden die nun politisch geschulten Deutschen am geschicktesten die neuen Rechte auszunutzen verstanden, davon habe ich im vorigen Dezemberheft gesprochen.

Was die Livländer in diesen Weltkriegszeiten erlebten, hat den Gewissenskonflikt zwischen Rassegefühl und Staatsuntertanenpflicht, in den sie zunächst gestellt waren, klar gelöst. Aus all den Brutalitäten der Beraubung, Entrechtung und Verschleppung wissen sie nun: Das einzige, das letzte Heil ist bei Deutschland. Wir erfuhren es aus Briefen: während sie heimlich und unter Gefahren unsern ins hinterste Rußland verschleppten Reichsdeutschen helfen, harren sie — »auf den Durchgang der Feuerlinie«.

Es ist keine historische Sentimentalität, außer Kurland auch Livland als einen Teil des Deutschen Reiches zu denken. Das lebhafte Gefühl der Verpflichtung gegen deutsche Stammesgenossen, denen dreihundertundfünfzig Jahre Fremdherrschaft nicht ihre deutsche Herrenart genommen hat, müßte schweigen, wäre es nicht zugleich gute und kühle Politik, die gerade aus den Erfahrungen dieser großen Zeit erwachsen ist.

Es ist zweifellos: wir müssen einen Teil unsrer deutschen Zukunft als Landmacht im nahe verbundenen Lande, also im Osten, suchen. Eine Grenze, die, sagen wir, von Czernowitz nach Norden bis zum Peipussee durchginge, wäre, auch wenn sie recht lebhaft in Beugungen verliefe, immer noch wesentlich kürzer als die ganz unnatürliche heutige Grenze Österreichs und Deutschlands von Czernowitz bis Memel. Daß in friedlichem Zusammenleben mit Rußland der dort vorhandene Raum für die wertvolle Arbeit unsrer Volksteile nicht mehr offensteht, wissen wir nun.

Livland ist von Zeiten des Nordischen Krieges her noch immer schwach bevölkert. Es kann doppelt soviel Menschen ernähren als heute. Die Domänen sind minder zahlreich als in Kurland, aber auf den adligen Großgütern sind vielhundertfach Pachtstellen ausgebaut, die fertige Höfe für selbständige Siedler darbieten. Zunächst wäre hier der Platz für die deutschen Rückwanderer von der Wolga und aus Südrußland, die, entrechtet und gehetzt, gern kommen werden, während die paar russischen Großgrundbesitzer gern abwandern werden. Der lettische und estnische Bauer, soweit er bleibt, wird gefügig sein — er hofft vom Russen nichts mehr und wird wie der Litauer rasch genügend germanisiert sein.

Wie schön und fruchtbar das Land ist, davon spricht neben den früheren auch die Abbildung auf Seite 643. Schloß und Kirche von Erla im südöstlichen Livland geben typisch das Land der »Kallne«, der weitgewellten Hügel, das neben Roggen, Hafer und Flachs viele weite Wälder trägt. Der Munnamäggi (»Eierberg«) bei Salishof (Abbild. S. 644) zeigt uns aber seenumkränzt Livlands höchste runde Kuppe, nahe bei Werro, 317 Meter hoch. Daß deutscher Fleiß seit langem im Lande auch Gewerbe entwickelt hat, bestätigt unser letztes Bild (S. 645) mit der Tuchfabrik Zintenhof unweit Pernau.

Gibt es eine Zahlenmystik? Bischof Albert war ungefähr 1215 zum erstenmal im vollen Besitz des Landes. Dreihundertfünfzig Jahre war es dann deutsche Kolonie. Dreihundertfünfzig Jahre hat Livland nun unter Fremdherrschaft gelitten und sich doch im Kern deutsch gehalten. Ist die Zeit erfüllet?

Goldene Heere

Alle Tennen leuchten des Abends rot.
Flegelschlag stolpert die dunkelen Straßen entlang,
Härter als Deutschlands Not — denn er schlägt Deutschlands Not.
Herb ist sein Klang und süßer als Geigensang:
Deutschland hat Brot.

Wenn ihr drauf achtet, immer um Mitternacht
Wallt es in langen Zügen aus jedem Tor,
Goldgewappnete Männer, eine reisige Macht,
Mitzukämpfen gegen den Feind, der sich tückisch verschwor,
Deutschlands heiligste Schlacht.

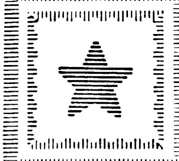
Ostwärts und westwärts und südwärts und nordwärts teilt sich die Schar.
Eilig schreiten sie aus in die schweigende Finsternis,
Endlos, endlos, Paar an Paar,
B.s der Stundenschlag Eins die wandernde Kette zerriß,
Klingend und klar.

Wenn verspätet einer mit schlürfendem Schritte vorüberstreicht,
Er sinkt nieder, elend und müde, verdorrt,
Und seiner Rüstung goldener Schimmer verbleicht.
Morgen findet ihr an demselbigen Ort
Ein verlorenes Korn vielleicht.

Karl Martin Schiller







Der Gaukler

Von Agnes Miegel (Königsberg i. Pr.)

Personen: Der Baron — Sein Bruder — Die Gräfin — Der Gaukler — Elisabeth — Bediente — Gäste.

Die Handlung spielt im Landhause des Barons an einem Sommernachmittag um die Jahrhundertwende (1800).

Der Baron und sein Bruder sind mittelgroß, schlank, blond und schon leicht ergraut. Der Baron ist schön. — Die Gräfin ist brünett, groß, ein wenig steif, im Alter des Barons; stark geschminkt. — Der Gaukler hat dunkelrotbraunes Haar. Er ist kleiner als der Baron, sehr beweglich, mit einem regelmäßigen Marquisgesicht. — Elisabeth ist mittelgroß, schwarzhaarig, mit sehr schmalen Schultern und Händen. Sie trägt ebenso wie ihr Mann ein phantastisches Kostüm, eine Art Zigeunerkleidung im Directoiregeschmack.

1. Szene.

Ein weißer Gartensaal im Geschmack Ludwigs XVI. In der Mitte des Hintergrundes eine offene, breite weiße Glastür, die nach der Gartenterrasse führt. Links und rechts von der Tür hohe schmale Fenster. Zwischen dem einen Fenster und der Glastür im ovalen Goldrahmen das Bild einer brünetten, schönen Frau mit langen Locken. Davor ein zierlicher Tisch, auf dem eine große mit Rosen gefüllte chinesische Vase steht. — An beiden Seitenwänden weiß und goldene Türen, mit Malereien darüber. — Im Zimmer rechts ein Flügel, mit silbernem Leuchter darauf. — Einige Stühle, ein kleines Sofa, zwei Tische. — Alles mehr zur rechten Seite. Der Raum vor der linken Tür ist frei. — Es ist Spätnachmittag. Man sieht während des Stücks die Sonne langsam über die Terrasse wandern, bis zuletzt glühendes Abendlicht in breitem Streif durch die offene Tür hereinströmt.

Baron

(zu einem Bedienten, der ein Tablett mit Gläsern durch den Saal trägt):

Sage dem Gärtner, er soll Rosen bringen;
Die Zentifolien vor dem Bild sind welk.
Und höre, sag' auch in der Küche an,
Daß man dem fremden Gaukler und der Frau
Ein Essen gäbe. Sag' der Wirtin auch,
Daß sie den Leuten eine Kammer weise
Oben am Speicher —

Diener:

Hier in unserm Haus? —

Baron:

Ja, hier. Der Mann gefiel mir, als er sprach.
Wie ist die Frau?

Diener:

Schön, gnäd'ger Herr. Sehr schön.
Nur allzu bleich. Und ordentlich geht sie auch,
Gar nicht wie jene Braune, die vorm Jahr
Auf unserm Hofe tanzte ... (Ab.)

Baron

(nimmt die Rosen aus der chinesischen Vase):

Welk und matt!
Wie Todeshauch aus Grüften ist der Duft
Verblühender Blumen. —
Alle welken hier
So schnell, als spürten sie, daß deiner Schönheit
Sommer verging. Als träfe sie der Fluch,
Der deine Stirne streifte, deinen Mund,
Der rot wie eine wilde Blume blühte,
In marmorkaltem Kuß erstarren ließ.

Bruder

(ist durch die Tür zur Linken während der letzten Worte eingetreten; schüttelt ein wenig den Kopf. Kommt auf den Baron zu):

Schon wieder, Frederik, vor diesem Bild!
Wenn »hassen« nicht so grell und albern klänge,
Ich möchte wirklich sagen, daß ich's hasse.
Ja, dieses Bild. — Nicht sie! — Sie ist nur noch
Wie ein Gespenst der eignen, großen Schönheit,
Vor der du zwanzig Jahre lang gekniet.
Dies Bild da oben ist das Götzenbild,
Dem alles du geopfert — Jugend — Leben —,
In diesem weißen Gartensaal verrann
Im Duft der Zentifolien, wie im Qualm
Von roten Opferkerzen, alles, was wir
Für dich gehofft —

Baron (leise und bitter):

Und lang begraben haben.

Bruder (leichter):

Vielleicht war's dir bestimmt. —
Ich meine oft,
Es ist ein Leben wert, langsam und still
Im Dienste solcher Schönheit zu verbluten.



Baron (an der Tür zum Garten):
So mein' auch ich manchmal ...

Bruder (beunruhigt):
Nicht immer?

Baron (in den Garten blickend):
Nein.
Denn allzu traumhaft war's.
Ich seh' zuweilen, abends, wenn die Dämm'rung
Vom Park her schauernd durch das Fenster späht,
Wie in der langen Flucht der stillen Zimmer
Sich an der weißen Tür, der allerletzten,
Spukhaft und still der goldne Riegel schließt,
Und weiß: Dort geht mein Glück ...
(Stille. Nach einer kleinen Pause zeigt der Bruder nach dem Bild.)

Bruder:
So war's nicht diese?

Baron
(ohne sich zu wenden, wie ein Schlafwandelnder):
Und aus dem Leben, das wir alle gleich
In jenem blassen Dämm'rungslande leben,
Das von den Strömen Schlaf und Tod umflutet
In einem ew'gen Inselfrühling blüht —
Taucht mir ein Haupt —
dem Bild hier oben gleichend
Wie eine jüng're Schwester.
Doch ihm gleich,
Wie jene, die Pygmalions Arm umschlang,
Dem starren Bild aus blassem Marmor glich ...

Bruder (angstvoll):
Du träumst! Die sahst du nie.

Baron:
Doch sah ich sie. Wo? — Ja, das weiß ich nicht.
So sinnlos ist Erinn'rung. — Doch ein Lärm
Von vielen Stimmen, Glut und Staub war dort.
Sie war sehr jung — ein Kind, ein junges Reh,
Und tanzte ...
Doch jetzt seh' ich sie vor mir
Erblüht, mit großen sammetschwarzen Augen,
Durch die ein goldnes Leuchten glitzernd geht
Wie durch den Teich an heißem Sommertag.

Bruder
(zieht den Baron von der Gartentür fort, nach dem Klavier zu):
O Träumer Frederik, wo schweift dein Sinn? —
So warst du schon als Kind. Seltsam verfloß
Dir Traum und Wirklichkeit. Du sprachst am Tag
Mit deinen Traumgesichten. —
Horch, ein Schritt!

Der Gaukler
(kommt durch die Tür zur Linken, verneigt sich, und packt aus einem grünen Tuch Bälle, Messer, einen Pistolenkasten. Er legt alles vorn auf einen kleinen Spieltisch):

Bruder:
Wer ist der Mann?

Baron
(in den Noten auf dem Klavier blätternd):
Der fremde Gaukler ist's,
Den ich für heute abend herbestellt.
Tönnies empfahl ihn mir. Sein Meisterstück
Ist, daß er sieben Kugeln in die Tür
In gleichem Zirkel jagt, wie sieben Sterne
Um seines Weibes Haupt, die davor tanzt.

Bruder:
Er sieht sehr vornehm aus. Welch schmale Schläfen!
Ein Gaukler, sagst du, ist er? Ein Franzos?

2. Szene.

Der Baron und sein Bruder treten an den Spieltisch.

Baron (zum Gaukler):
Eine schöne Klinge — wie, ihr fangt auch Bälle?

Gaukler:
Und gehe auf dem Kopf, und spring' aufs Pferd,
Lauf' auf dem Seile über einen Marktplatz
Und tanze auf der Lehne eines Sessels.

Bruder (betrachtet einen Dolch):
Ein köstlich Ding —
(Er betrachtet während der folgenden Worte eingehend den Gaukler. Dieser sieht ihn ruhig an, nur seine Hände spielen nervös auf dem grünen Tuch.)
Das alte Wappen dran
Ist mir bekannt. Ein gräflich Haus im Herzen
Der Dauphiné hat ruhmvoll es geführt.
Den letzten des Geschlechts fraß zu Paris
Die Guillotine —



Wilhelm Haverkamp: Ballſpielerin (Bronze)

Aus der Großen Berliner Kunſtausſtellung vom Sommer 1915



Gaukler:

Ich kenn' das Wappen nicht.
Um ein Geringes kaufte ich den Dolch —
Denn adlig Gut war dort im Preis gesunken —
Von einem Trödler in Rouen ...

(Kastagnetten. Der Gaukler bricht ab, sieht nach der Gartentür, halblaut:)

Elisabeth!
Und sie ist froh. Ich hör's an ihrem Schritt.

Elisabeth

(kommt im Tanzschritt lächelnd in den Saal. Sie schlägt leise die Kastagnetten und kommt auf den Gaukler zu, ohne die Brüder zu bemerken, die etwas nach rechts zurückgehen. Lebhaft):

Das mußt du sehn, Denis!
Ein großer Garten
Voll lauter Blumen. Wo die Sonne brennt
Auf eine Taxushecke, stehen Lilien
So hoch wie ich; mit lichtem Gold behängte
Dufttrunkne Kelche. Und am Weiher hin
Ganze Rabatten rosiger Federnelken
Mit großen Disteln, die gepanzert stehn
Wie Ritter, die ein Elfenvolk bewachen.

Baron

(steht an den Flügel gelehnt, so daß sein Gesicht nicht zu sehen ist. Er steht vollkommen reglos, wie erstarrt. Der Gaukler tritt auf Elisabeth zu, streicht über ihren Scheitel).

Gaukler:

Komm her — wie bist du heiß! Die Sonne sticht
Zu sehr! Wo ist dein Hut?

(Er sieht sie einen Augenblick an. Dann fährt er zusammen, nimmt sie bei der Hand und führt sie vor den Baron.)

Elisabeth,
Dies ist der gnädige Herr, der uns gerufen.

Elisabeth

(mit einer tiefen Verbeugung):

Verzeiht, ich sah euch nicht. Ich sehe schlecht;
Nur Blumen kann ich sehn. Doch vor den Menschen
Ist's wie ein feiner Nebel. Und ich war
Noch allzusehr vom Sonnenlicht geblendet.

Bruder (betrachtet sie, heiter):

Ich merke, daß der Garten Euch gefiel.
Das war sehr klug von Euch. Der Blumenflor
Ist meines Bruders liebstes Steckenpferd,
Denn er braucht Blumen, wie ein Märchenfürst,
Um sie vor einem Götzenbild zu opfern ...

Der Gärtner

(kommt von der Terrasse mit einem großen Weidenkorb voll weißer Lilien):

Hier, gnäd'ger Herr. Die Rosen konnt' ich nicht
Um diese allzu heiße Stunde pflücken.
Doch diese Lilien, mein' ich, sind recht schön,
Und werden prächtig in der Vase stehn ...

Baron

(wie aus einem tiefen Traum erwachend):

Nein, keine Blumen.
Doch! gib her —

(Er greift so hastig nach dem Korbe, den der Gärtner schon wegzieht, daß die Lilien alle zu Elisabeths Füßen fallen. Der Baron winkt dem Gärtner, zu gehen.)

Elisabeth.

Die armen Lilien ...

(Sie kniet nieder, spielt mit den Blumen.)

So viel! Ein großer Korb voll! Schau, Denis,
Ich kann drin wühlen ...

Gaukler:

Herr Baron, verzeiht!
Sie liebt die Blumen allzusehr und kennt
Sie hinter Gittern nur, in fremden Gärten.

(Der Baron starrt unablässig auf Elisabeth. Er ist totenbleich geworden.)

Bruder

(leise, zieht den Baron fort, der mechanisch folgt):

Frederik, was ist dir? Wer ist diese Frau?

Baron (sieht ihn verloren an).

Diener (in der Tür zur Rechten):

Gnäd'ger Herr, die Gäste sind alle da!

Baron (wendet sich jäh):

Laß mich, Wilhelm, noch einen Augenblick.

(Er sieht nach Elisabeth, die ihn nicht bemerkt. Der Gaukler steht, auf den Tisch gestützt, und starrt auf den Baron.)

Sie kniet, und ihre langen Wimpern schlagen
Wie samtne Falterflügel, unablässig
In bebendem Entzücken ...

Bruder

(zieht ihn nach der Tür, gewahrt noch den Blick des Gauklers):

Frederik, wach auf! ...
(Ab.)

3. Szene.

Gaukler

(steht schlaff, zusammengesunken an dem Tisch. Dann sehr leise und langsam):

»Ihre samtnen Wimpern schlagen
In bebendem Entzücken, unablässig,
Wie eines Falters Flügel« ...
Herr Baron,
Mein Ohr ist fein. Es hat zu scharf gelauscht,
Ob nicht der Katzentritt des Meuchelmords,
Der Diebsschritt des Verrates mich umkroch —

(Er wendet sich um; lächelt. Zärtlich und ganz verändert):

Elisabeth! Laß jetzt die Blumen!

Elisabeth

(die immerfort wie ein Kind mit den Lilien spielt):

Nein! Sie sind allzuschön!
Sieh, beide Arme hab' ich voll! Den ganzen Schoß
Voll weißer Lilien —

Gaukler (neben ihr):

Hast du mich lieb?

Elisabeth (ohne aufzublicken):

Ja!
Sieh nur, diese eine hier
Ist größer als die andern, und ihr Stempel
Ist glühend kupferrot ...

(Gaukler beugt sich über sie. Einen Augenblick legt sie das Haupt ein wenig zur Seite und blickt ihn lächelnd an.)

Gaukler:

Elisabeth,
O hör' mich an! Ich habe einst für dich
Alles gegeben, was mir heilig war,
Namen und Ehre ... Und du hast für mich
Kaum einen Blick.

Elisabeth:

Du kennst mich doch so lange!
Und kennst du mich so schlecht?
Du weißt, was mir
Die Blumen sind. Wie Schwestern sind sie mir,
Die eine menschenfremde Sprache sprechen,
Die ich verstehe, die ich selber rede,
Wenn ich im Tanz mich wiege —

Gaukler:

Seltsam Kind!
Jawohl, ich kenne dich! Wie Windeshauch
Den Weiher kräuselt, gleitet das Entzücken
Durch deine Seele bei dem Blumenduft,
Doch regungslos, in einem bleiern stillen
Glanz bleibt ihr Spiegel unter meinem Blick.—
Du weichst ihm aus ...

Elisabeth (leise):

Ich fürchte ihn —

Gaukler:

Und hast mich doch befreit,
Als schon das blut'ge Beil nach meinem Hals
Sich lechzend reckte —

(Er neigt sich tief über sie, blickt ihr forschend ins Gesicht und ergreift ihre Hände. Sie runzelt die Stirn und wiegt sich hin und her, lächelt aber).

Hast du mich geliebt,
Als du das tatest?

Elisabeth (nachdenklich):

Ich sah dich lange an
Und wußte damals, dieser Todbestimmte
Wird meiner Seele rätselvolle Sprache
Verstehn ...

(Sie gleitet dicht neben ihn, schmiegt ihren Kopf in seine Hände.)

Und kam's nicht so, Denis?
Die schöne Zeit!

(Sie blickt ihn lächelnd, in kindlicher Heiterkeit an, streichelt seine Hand.)

Wieviel hab' ich von dir gelernt, du Guter!

Gaukler:

Nur nicht die Liebe! — Bittre Schmeichelei!

Elisabeth

(hebt sich von den Knien. Mit leisem Lachen):

Wie werd' ich heute tanzen! — Hör' doch nur
Wie meine Kastagnetten lustig klappern!
Mein ganzes Wesen heut ist eine einz'ge
Stillglühende Freude —

(Sie wiegt sich im Tanz.)

Gaukler:

Meine schöne Blume,
Die sich auf ihrem schwanken Stiele wiegt,
Wann wirst zur Liebe du erwachen? —



Elisabeth:

Nie ...

(Sich leise hin und her wiegend):

Ich lebe
Wie Blumen leben. Und ich habe Angst,
Wenn ich in andern Augen, jäh entfacht,
Den wilden Brand der roten Lust gewahre,
Der wie ein heißer Wind versengend weht,
Dann zittre ich und sage: »Wind, bleib fern
Von meinem Garten!« ...

(Sie kommt auf ihn zugetanzt, umarmt ihn, dreht ihn rasch herum.)

Denis, küsse mich!
Ich bin so froh ... Ach, kämen nur die Gäste,
Daß ich recht tanzen kann! Die Füße gleiten
Mir ganz von selbst hier unter all den Lilien ...

(Sie tanzt. Der Gaukler sitzt auf dem Tisch und blickt nach ihr, ohne den Baron zu gewahren, der in der Tür steht. Man hört einen Augenblick lang Gläser klingen und Stimmen.)

4. Szene.

Baron (schließt die Tür; für sich):

Jetzt weiß ich es, auf einem Jahrmarkt war's,
Sie war ein Kind ...

(Er geht rasch auf Elisabeth zu, legt die Hand auf ihre Schulter; sie bleibt stehen, sieht erschrocken auf, erkennt ihn und lächelt.)

Ihr heißt Elisabeth?
Als Kind — besinnt Euch — war's Antoinette. —

Elisabeth:

Jawohl, in Deutschland ward ich so genannt,
Als wir dort reisten — nach der Königin,
Die ja von Wien her kam.
Ich bin Elisabeth getauft.

Baron:

»Haus Gottes«,
Ein schwerer Name für ein Gauklerkind!

Elisabeth:

Habt Ihr als Antoinette mich gesehn?
Wir waren einmal in der kleinen Stadt,
Durch die wir gestern kamen. Kirmes war's,
Ich fiel vom Rad des Wagens und verstauchte
Den Knöchel mir. Da kam ein Edelmann,
— Er war in Trauer, ja, das weiß ich noch —
Der hob mich auf und trug mich in das Zelt
Und band ein seidnes Tuch um meinen Fuß.
Ich hab' es noch —

(Leiser:) Es waren allzuwen'ge,
Die freundlich zu mir waren ... In der Ecke
Des Tuches ist ein Wappen eingestickt:
Zwei Nesselblätter, überragt von einem —

Baron (sehr schnell, bewegt):

Gekrönten Wolf, der sich zum Sprunge reckt —

Elisabeth (groß erstaunt):

Ihr kennt das Wappen?

(Zuckt zusammen.)

War's dieselbe Hand,
Die mir das Tuch und heut die Lilien gab?

(Kniet nieder, ergreift seine Hand.)

O teure Hand, die zweimal Freude brachte,
Ich will dich küssen!

(Blickt auf.)

Ihr seid grau geworden,
Ganz grau ... und damals war't Ihr silberblond —
Ein feiner Nebel ...

(Sie hebt sich von den Knien.)

Laßt mich dichter sehn,
So fern der Sonne bin ich beinah blind ...

(Sie hält ihr Haupt ganz nahe dem seinen, ihre Hände liegen ineinander. Sie stutzt. Sie zittert; er legt den Arm um ihren Leib und stützt sie, da sie zu wanken beginnt.)

Gaukler

(der bis dahin regungslos in einer dumpfen Erstarrung gesessen, springt vom Tisch, streckt die Hände aus.)

Elisabeth!

Elisabeth

(wie erwachend, macht sich frei):

Wer ruft mir? Wer ist das? Denis!

5. Szene.

(Der Bruder, die Gräfin und die andern Gäste kommen durch die Tür zur Rechten. Der Bruder führt die Gräfin, die vor ihrem Bilde stehenbleibt, zuerst ohne hinzublicken.)

Gräfin:

Frederik, wo sind Sie nur?
Wir suchen Sie in allen Zimmern!

(Sieht die Vase.)

Keine Blumen?!

Bruder:

Ein Mißgeschick, Charlotte. Unserm Gärtner
Entfiel der Korb, als man zu Tische rief,
Und er, vor Angst, man möcht' ihn so erwischen,



Lief fort, eh er die Lilien aufgesammelt.
Nun sind sie unser Teppich. —
Bitte, nehmt Platz.

(Er sieht auf den Baron, der stumm am Flügel lehnt, dann eifrig:)

Herr Graf, hier dieser Sessel ...

(Zu einer alten Dame:)

Ja, Sie werden
Es gut von dort aus sehn.

(Zu einem Herrn:)

Sie wissen, Frederik liebt solch seltne Künste,
Und Vetter Tönnies schrieb von diesem Paar
So sehr entzückt ...

Graf:

Die Frau ist eine Schönheit,
So fein gefesselt. Aber allzu bleich.

Bruder:

Vor einer Stunde war sie allzu rot ...

(Die Gäste nehmen Platz, rechts, aber mehr nach dem Hintergrund zu, hinter dem Flügel.)

Gaukler

(verneigt sich, mit spröder, fast gebrochener Stimme):

Wir werden mit dem letzten gleich beginnen,
Denn ich bin bange, daß die gnäd'ge Herrschaft
Sich ennuyiert ...

(Zum Baron:)

oder befiehlt der Herr?

(Kleine Pause.)

Der Bruder:

Frederik!

Baron (zusammenfahrend):

Ich sollte sagen? Nein, ich weiß es nicht,
Fangt ruhig an ...

Gräfin

(auf den Sessel zu ihrer Linken deutend):

Frederik, der Stuhl ist frei
Hier bei dem Tisch.

Baron (ausweichend):

Ich wollte zu dem Tanz
Hier auf dem Flügel leis akkompagnieren.

Gräfin:

Sie haben lange nicht gespielt —

Baron (heiter):

Doch heute
Singt alles in mir und will Stimme haben
Und wartet nur, bis irgend was es weckt.
Vielleicht ein Falter, der vom Garten her
In diesen stillen Saal sich hinverirrte
Und angstvoll mit den seidnen Flügeln schlägt.

(Gleich hinter dem Baron, der an dem offenen Flügel sitzt, nimmt sein Bruder Platz, zu dessen Rechten die Gräfin sitzt. Während des Folgenden blickt der Bruder oft nach dem Baron und spielt unruhig mit seinem Schildpattlorgnon.)

Elisabeth

(vor der Tür zur Linken, fängt an die Kastagnetten zu schlagen.)

Gaukler

(leise, während er die Pistole lädt):

So hab' ich hundertmal dir zugeschaut
Und sah in einem traumhaft stillen Gleiten
Wie eine Nixe, die um Mitternacht
Mit halbem Leib sich aus dem Weiher hebt,
Dich hin und her in sanftem Reigen schreiten.
So sah ich dich an jenem ersten Tag
Ganz eingesponnen in des Traumes Lust,
Blind für das Grauen, das dich rings umgab —
Mit schmalen Füßen das Schafott umtanzen ...

(Die erste Kugel fliegt in die geschweifte Krönung der Tür. Elisabeth beginnt jetzt, beim Tanz die Arme zu heben.)

Auf deinem ungeküßten Munde sah
Ich die Erfüllung aller Sehnsucht brennen,
Und aus des Todes Raubtierrachen riß
Mich deiner Schönheit siegende Gewalt. —
Mein wurdest du ...

(Die zweite Kugel durchbohrt einen gemalten kleinen Amor. Die Kastagnetten klingen lauter. Der Baron greift ein paar Akkorde.)

Die Wonne Edens lag auf deinen Lippen.
Bei jedem Hauch des Schicksals bebte deine
Zitternde Seele, wie der Laute Saiten,
Die eines großen Künstlers Hand berührt;
Doch immer unter meinem Griffe hallte
Gedämpft ihr Ton, als bebte sie im Traum ...

(Die dritte Kugel fliegt in die Schnitzerei. Eine goldene Muschel springt ab und fällt zu Boden. Elisabeth bleibt einen Augenblick reglos stehen, dann blickt sie auf, sieht den Baron am Klavier und lächelt. In dem Augenblick, wo sie wieder zu tanzen beginnt, spielt er leise einen Walzer.)





Lazar Ghelman: Schneewetter

Gaukler (lauter):

Ich kannte jeden Hauch, der sie durchrann.
Nun kommt ein andrer, den ich nie vernahm.
Was ich gefürchtet, mehr als einst den Tod,
Den grauenvollen, von des Henkers Hand,
Nun ist es da ...

(Seine Hand mit der Pistole sinkt müde herab. Elisabeth beginnt, ganz rasch zu tanzen.)

Elisabeth
(jauchzend zu dem Klappern der Kastagnetten):

In meinem stillen Garten
Wirbelt der Sturm — »komm, Südwind!
Wehe, Nord!«

Gaukler (erschüttert):

So sah ich dich ... so hoffte ich, zehn lange
Ruhlose Jahre, daß dein Lächeln mich
In einem irren Taumel suchen würde ...

(Der Bruder ist der einzige, dem die Bedeutung der Worte aufgeht. Er will in höchster Unruhe aufstehen, sammelt sich aber und setzt sich wieder.)

Elisabeth (strahlend vor Freude):

Ich lebte, wie die weißen Blumen leben,
Die Luft des Lichts, die Süßigkeit der Wärme,
Die Kühle nächt'gen Tau's durchrannen mich
Mit einer grenzenlosen, bangen Freude,
Die nur die stumme Kreatur bewegt ...

(Sie tanzt weiter von der Tür fort und zuletzt vor dem Flügel, nur für den Baron, der sie unverwandt anblickt und weiterspielt.)

Der Graf:

Nein, ist die Frau schön! So berauschend
War sie vorhin nicht ...

Bruder:

Still, hören Sie doch —

Gaukler (aufgerichtet, sehr ernst, laut):

Und stumm, wie sich im Wald die Blumen neigen,
Wirst du, wie sie, zum dunklen Schoß der Mutter,
Der ewig schweigenden, noch heute kehren ...

(Sein Gesicht nimmt den Ausdruck eines Sterbenden an.)

Elisabeth
(wendet das Haupt, blickt lächelnd über die Schulter nach ihm, schüttelt den Kopf. Immerfort tanzend):

Du sprichst im Fieber, Denis!
(Sie lacht leise.)
Weiß ich nicht,
Daß du in meiner Seele lesen kannst? —

(Ihr Tanz wird ganz bacchantisch. Sie sagt laut, mit ganz trunkener Stimme:)

Wie eine Fackel lobre ich empor,
Ich habe nie gelebt ... Zum erstenmal
Seh' ich des Lebens ganze Seligkeit ...

(Der Gaukler hebt jäh die Pistole. Die Gräfin packt in einem plötzlichen Verstehen des Bruders Hand.)

Gräfin:

Wilhelm, das ist kein Spiel! ...

Bruder:

Nein ...

(Die beiden sitzen Hand in Hand in schweigendem Entsetzen.)

Gaukler:

Zu spät —
Du siehst sie nur —
Licht meines Lebens
Nein, keinem andern! —
Dieses ist dein Tod!

(Elisabeth schlägt hochatmend die Kastagnetten über dem Haupte zusammen. Im selben Augenblick durchbohrt sie die Kugel. Die Gäste springen auf, weichen zurück (nach rechts). Der Bruder stützt die Gräfin, die fassungslos in ihrem Sessel schluchzt. Der Gaukler wirft sich über den Tisch und verharrt so bis zum Schluß.)

Baron
(stürzt vor, fängt Elisabeth in seinen Armen auf, trägt sie nach der Gartentür in das hineinströmende Abendlicht):

Ich trug dich einmal schon —
Hinaus ins Licht! —
Du wirst gesunden ...

Elisabeth
(schlägt die Augen auf; lächelt):

Küsse mich ...

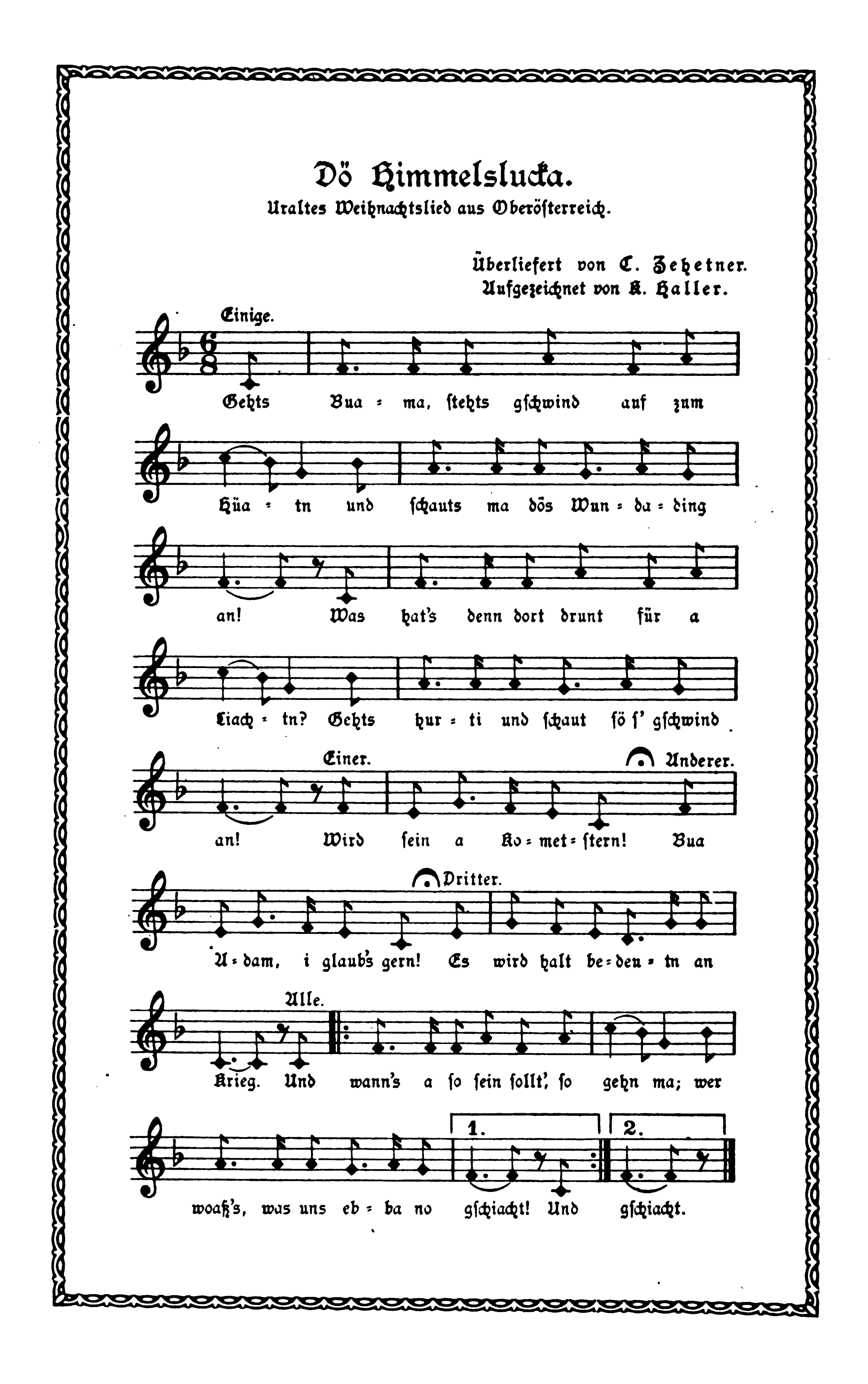
(Sie küssen sich lange. Dann gleitet sie aus seinen Armen, hält aber noch seinen Hals umklammert. Stammelnd:)

Süß, süß ...
Dies ist der Tod.

(Sie bäumt sich empor. Jauchzend:)

Nein!
Das Leben ...

(Sie stirbt, gleitet zu Boden. Er wirft sich über sie, noch mit den Lippen auf ihrem Munde.)


Dö Himmelslucka.
Uraltes Weihnachtslied aus Oberösterreich.
Überliefert von C. Zehetner.
Aufgezeichnet von K. Haller.
Einige.
Gehts Bua - ma, stehts gschwind auf zum
Hüa - tn und schauts ma dös Wun - da - ding
an! Was hat's denn dort drunt für a
Liach - tn? Gehts hur - ti und schaut sö s' gschwind
Einer.
Anderer.
an! Wird sein a Ko - met - stern! Bua
Dritter.
A - dam, i glaub's gern! Es wird halt be - deu - tn an
Alle.
Krieg. Und wann's a so sein sollt', so gehn ma; wer
1.
2.
woaß's, was uns eb - ba no gschiacht! Und gschiacht.

In Himmel dort siach i a Lucka,
Viel tausend sand ferti für d' Roas';
Und wann s' taten auf uns obarucka,
Daß an iada[1] sein Stecka gschwind woaß.
Dort siach i schon oan!
Und nöt gar an gmoan!
Hat an a wundaschöns Kload!
Jatz gehn ma schön hurti und fragn ma,
Schau, was er uns nöt Neues sagt.

Jatz geht ma da Tram schon vonstattn,
Dort kimmt schon an Engl daher.
Mir derfan ja gar nöt drum fragn,
Er schreit ja von weitn schon her:
Seid fröhlich, ihr Hirten!
Ös derfts enk net füarchtn!
I sag enk's recht ohne Gspoaß.
Singt's Gloria dem Herrn Gott im Himmel,
Derweil er hat ghaltn sein Ghoaß.

Gott gibt jetzt der Welt zun Erlösen
Sein allaböst's Guat, das er hat.
So sagt halt dar Engl: Dastehstn,
Der koan ruawigs Gewissn hat.
Sein Suhn tuat a schicka!
Bua, der wird das flicka!
Es hat's d' Prophezeiung schon gsagt.
Sein Lebn wird a gebn für uns Schöffel,[2]
Zletzt zreißn dn d' Wölf auf da Hoad.

Gehts Buama, stehts gschwind auf und gehn ma,
Wolln schaun, daß ma's Kinderl dafragn.
Auf Bethlehem war's halt das Schöna,
Sö wissent's uns doda schon zsagn.
Geh, Hiasl, geh voran!
I denk ma's ja eh schon,
Mir san ja ganz nahet dabei.
Ja, Seppl, du hast as daratn,
Dort liegt schon das Kind auf 'n Heu.

Was wollt i mi harbn zum Plunda,
Was habn ma vagessn, schau Bua!
Hat koana koa Opfa mitgnumma,
Jatz kemma ma laari[3] dazua.
Mir nehman, was z' essn.
Hätt bald drauf vagessn.
Und i nimm a Ranzerl voll Gwand.
An öttla[4] Maß Bier in an Plutza,[5]
Daß druntn auf d' Feirtag was habn.

I bin mit mein Sacherl beinanda,
Hab's Ranzerl schon doda bei mir.
Mir grüaßn di von Herzn ollsanda,
Hirzt falln ma grad nieda auf d' Knie.
Tua 's Ranzerl aufmacha!
Das Büaberl wird locha!
Mir hat's das schön Handerl schon gebn!
Da Plutza Bier ghört dein Vatern,
Deina Muatta, was z' essn danebn.

Was toan ma halt den kloan Büaberl?
I woaß mi vor Freud nöt, wo aus?
Derweil is' a wordn unsa Brüaderl,
Wolln pfeifn an Almerischn auf:
Geh, Hiasl, nimm d' Pfeifa![6]
I tua schon drum greifa.
Und i laß mein Dudlsock dröhn.
Jatz singa ma oans bei sein Kripperl,
Darnach habn ma Zeit, daß ma gehn.

Herr Jesus, mir falln da zu Füaßn,
Voleih uns dein göttliche Gnad!
Wann mir von da Welt scheidn müaßn,
Daß an iada den Himmel gwiß hat.
Mir wolln dich stets preisn!
Und das zu beweisn,
Mir schenkn d'as Herz zun an Pfand.
Das lassn ma dir da bei dein Kripperl,
Und mir wünschn uns wieda-r-aufs Land.

---

[1] Jeder. [2] Schafe. [3] Leer, mit leeren Händen. [4] Etliche. [5] Plumpes Steingefäß. [6] Die Hirtenpfeife.



Die Edelsteine in Sage und Geschichte

Studie von Georg Kröning

Gefühl und Aberglaube haben seit undenklichen Zeiten ihre schönsten und auch ihre seltsamsten Blüten um alle Edelsteine gerankt. Die Schönheit dieser licht- und farbensprühenden Kinder der Erde, ihr in grauen Zeiten noch unbekannter Ursprung lassen es begreiflich erscheinen, daß man ihnen geheimnisvolle Kräfte innewohnen glaubte, und daß diese Vorstellung auch dann nicht ganz ihre Macht verlieren konnte, als ihr die Wissenschaft den Grund, auf dem sie ruhte, entzogen hatte. Feine Blüten des Empfindens sind die Vorstellungen, welche die einzelnen Edelsteine mit den Monaten des Jahres verknüpfen, sie als Beschützer gegen Leid und Weh auftreten lassen. Wünsche der Liebe suchen nach einem Gegenstande, der sie offenbaren, oder besser, sie verwirklichen könnte und, wenn nicht ein Träger des Glücks selbst, so doch ein Schutz gegen Leid und Gefahr, ein Trostspender im Unglück für das geliebte Wesen ist. Zu solchem Zwecke aber erscheinen die Edelsteine wunderbar geeignet, und sie sind dafür auch noch heute und auch in jenen Kreisen begehrt, die nur die lieblichen Legenden kennen und sich an ihnen erfreuen, ohne einen Aberglauben damit zu verbinden.

Da jeder Mensch seinem Geburtsmonat eine bestimmte Charakterschwäche verdanken soll, die es ihm erschwert, auf den vielfach gewundenen Pfaden des Lebens die Richtung zu finden, so dienen ihm die den einzelnen Monaten geweihten Edelsteine als Führer, Schutz und Stütze in der Überwindung dieser überkommenen Fehler. Den Monaten zugeeignet sind: Granat — Amethyst — Beryll — Diamant — Smaragd — Perle — Rubin — Sardonyx — Saphir — Opal — Topas und Türkis als Symbole der Beständigkeit und Freundschaft, der Zufriedenheit, des Mutes, der Unschuld, der beglückten Liebe, der Reinheit, des Seelenadels, des Eheglücks, des Schutzes vor Unglück, der Hoffnung, der Freudigkeit und Treue und endlich des Gedeihens.

Der **Granat** ist in fast allen Farben zu beschaffen, so daß ein Januarkind bei der Wahl seines Talismans durchaus nicht gezwungen ist, sich auf eine einzige Farbe zu beschränken. Außer den edlen orientalischen und böhmischen Granaten, dem Almandin und Pyrop, dem Karfunkel, den grönländischen und ostindischen Granaten und der wertvollsten Varietät, dem Kaprubin, dessen Farbe vom tiefsten Rubinrot bis zum schönsten Dunkelviolett geht, gehören auch der gelbe Topazolith, der pomeranzengelbe bis hyazinthrote Kaneelstein und Hessonit, die oliven-, lauch- und berggrünen Granate, Allochroit, Aplom und Demantoid zu derselben tugendreichen Familie der Granate. Seinen Namen verdankt der Stein vielleicht der leuchtenden Farbe der Granatäpfelblüten. Nach einem Ausspruch des heiligen Hieronymus erleuchtet er das Herz und verleiht seinem Träger die Gabe, göttliche Dinge zu betrachten.

Kein Edelstein hat mehr poetische und romantische Beziehungen als der **Karfunkel**. Seit frühesten Zeiten berichteten Indienfahrer die seltsamsten Geschichten von der ungewöhnlichen Größe und dem übernatürlichen Glanz der Karfunkel, die sie im Besitz der indischen Fürsten sahen. Ein Römer, Vartomanus, erzählt, daß der König zu Pegu in Indien einen Karfunkel besitze, der so wundersam leuchte, daß er einen finsteren Raum erhelle wie die Sonne. Im Talmud lesen wir, daß das einzige Licht, das Noah in der Arche hatte, von Karfunkeln und andern Edelsteinen herrührte, die ohne Zweifel dazu beitrugen, seine trostlose Umgebung ein wenig »rosiger« zu machen. Der einst allgemeine Glaube an die ungewöhnliche Leuchtkraft des Karfunkels wird von allen Poeten dargetan. Im Mittelalter verstand man unter Karfunkel einen fabelhaften, feuerroten, wie Gold glänzenden Stein — das Wort bedeutet eine glühende, feurige Kohle —, den die Zeisige in ihr Nest legen, und der unter andern Eigenschaften auch die besitzen soll, seinen Träger unsichtbar zu machen.

Schon die Steinschneider des Altertums bevorzugten den **Amethyst** für ihre Arbeiten, und einige der schönsten noch vorhandenen alten Intaglien sind aus den blassen Amethystvarietäten geschnitten, vielleicht wegen ihrer außerordentlichen Durchsichtigkeit, die jede Einzelheit des Schnitts vollendet zur Geltung bringt. Eins der edelsten Stücke dieser Art, der Kopf eines syrischen Königs auf einem großen blassen Stein mit dem Namenszuge des Künstlers, befindet sich in der Sammlung Pulszky (Ungarisches Nationalmuseum in Pest). St. Valentin soll einen Amethystring mit einem wunderschön eingeschnittenen Kupido getragen haben, und da der Monat Februar sowohl dem Amethyst wie dem heiligen Valentin geweiht ist, an dessen Namenstag der kleine Liebesgott allerhand loses Spiel treiben darf, so mag die Legende einiger Begründung nicht entbehren. Man hat diesen lieblichen Stein mit seinem tiefen, strahlenden Purpur hochgeschätzt, nicht allein seines — früher weit höheren — Wertes wegen, sondern auch wegen der ihm zugeschriebenen mancherlei



Matthäus Schiestl: Heilige Notburga

Original im Besitz des Kunstmuseums der Stadt Essen

Zu dem Aufsatz »Matthäus und Rudolf Schiestl« von Dr. Hans Cürlis



reizvollen Eigenschaften, deren nicht geringste die ist, daß er seinen Träger vor der Wirkung des Weins schützt. Schon Aristoteles empfiehlt ihn als Mittel gegen die Trunkenheit: »Auf den Nabel gebunden reißt er die Dünste an sich.« Amethystos bedeutet: Ich widerstehe der Trunkenheit. Auch denen, welche die Gnade der Fürsten suchen, ist der Amethyst hilfreich.

Der *Beryll* hat, wie schon sein im Edelsteinhandel üblicher Name »Aquamarin« besagt, eine schöne seegrüne bis seeblaue Farbe. Zu seiner Familie gehört auch der Smaragd, der jedoch als Edelstein weit höher geschätzt wird. Einer der schönsten Aquamarine befindet sich in der Hope-Sammlung im South Kensington Museum in London. Er gehörte einst Murat, dem späteren König von Neapel, der ihn in seinem Schwertknauf trug; er wiegt 3½ Unzen und ist fast zehn Zentimeter lang. Ein andrer superber Stein ist mit dem Bilde Julias, der Tochter des Kaisers Titus, graviert und wurde in einem goldenen Reliquienkästchen von Karl dem Großen der Abtei St. Denis geschenkt; heute befindet er sich in der Pariser Nationalbibliothek. Der interessanteste Aquamarin der Welt, der lange als Smaragd gegolten hat, ist wohl der heilige Kelch im Dom zu Genua. Er soll einst dem König Herodes gehört haben und von Christus bei Einsetzung des Abendmahls benutzt worden sein. Ein Kreuzzugritter brachte ihn aus dem Heiligen Lande mit und verkaufte ihn den Genuesern, wie in den Archiven der Stadt aus dem Anfang des zwölften Jahrhunderts zu lesen steht. Die Römer schliffen den Beryll zu Augengläsern, so daß das Wort »Brille« von ihm abgeleitet sein soll.

Jahrhundertelang blieben die Schönheiten des *Diamanten* unenthüllt, denn die Kunst der Steinschleifer war bis zum fünfzehnten Jahrhundert recht unvollkommen, und es blieb Louis von Berquem dem Älteren aus Brügge vorbehalten, die Kunst erst recht auszubilden. Er machte im Jahre 1456 die für das Farbenspiel des Diamanten so überaus wichtige Erfindung der regelmäßigen Facettierung. Bis dahin war viel von dem Feuer der Steine nicht zur Geltung gekommen, denn die Schleifer befürchteten bei einer Verminderung der Größe auch eine Verminderung des Wertes. Berquem schliff für Karl den Kühnen den berühmten Sancy und den Florentiner. Seine Schüler zogen teils nach Antwerpen, teils nach Italien. Von italienischen Meistern kam der Venezianer Hortensio Borgio zu Ruhm und Ehre; er war es, der 1650 bis 1658 für Schah Jehan den Kohinur schliff, aber schwer mußte er den Gewichtsverlust, den der Stein beim Schleifen erlitt — er ging von 672, nach andern von 795 auf 279 Karat zurück — büßen. Einen andern Künstler, Matteo del Nettaro, berief der kunstliebende König Franz I. 1525 nach Paris, wo unter dem Kardinal Mazarin in den Jahren 1650 bis 1660 die Diamantschleiferei zu hoher Blüte gelangte. Das Ende des achtzehnten Jahrhunderts aber sah ihr vollkommenes Erliegen, und die von Napoleon 1850 unternommenen Versuche, Diamantschleifereien zu gründen, konnten das holländische Monopol nicht mehr brechen.

In seiner Historia naturalis schreibt Plinius: »Der Diamant scheint nur im Golde zu entstehen. Man prüft ihn auf dem Amboß, denn die echten widerstehen den Schlägen so sehr, daß der Hammer nach allen Seiten hin zerspringt und selbst der Amboß Risse bekommt. Außerdem hat er noch die Eigenschaft, das Feuer zu besiegen, das heißt, sich nicht erhitzen zu lassen. Der Diamant wird jedoch durch Bocksblut, aber nur wenn dieses frisch und warm ist, zersprengt, doch auch dabei gehen noch Hammer und Amboß in Stücke, wenn sie nicht von vorzüglicher Beschaffenheit sind.« Hierzu bemerkt Albertus Magnus (1205 bis 1240), daß das Bocksblut dann besonders wirksam sei, wenn das Tier vor der Tötung Wein getrunken oder Petersilie gefressen habe! Wegen seiner vermeintlichen Härte nannten die Alten den Edelstein »Adamas«, d. i. der Unbezwingbare. Aber die Angaben des Plinius decken sich nicht mit der Wahrheit: der Diamant kann schon durch einen kräftigen Hammerschlag leicht zertrümmert werden, und er widersteht auch nicht dem Feuer, wie durch zahlreiche Experimente, denen viele wertvolle Diamanten geopfert werden mußten, festgestellt ist.

Es ist schwierig, unter den vielen historischen Diamanten den berühmtesten herauszugreifen. Vielleicht ist es der Kohinur, der Berg des Lichts, der heute der englischen Krone gehört, und dessen Stammbaum sich durch Ströme von Blut mehr als zweitausend Jahre zurückverfolgen läßt. Die meisten seiner Besitzer ereilte ein gewaltsamer Tod. Die East India Company ließ ihn der Königin Viktoria von England überreichen. Die Hindus aber glauben, daß der Stein jedem, der ihn besitze, Unheil bringe, und sagen, daß die Königin den frühen schmerzlichen Verlust ihres Gatten und einiger ihrer Kinder seinem unheilvollen Einflusse zuzuschreiben habe. Aber nur diesen allerersten im Reiche des Diamanten haftet das Unheil an, weil sie durch Verrat, Raub und Mord erworben wurden; sonst hat der Diamant die Eigenschaft, seinem Träger Mut, Kühnheit und Erfolg in jedem Kampfe zu verleihen. Auch ist er der Hüter der Keuschheit und Treue und schafft, daß Ehegatten sich nicht trennen noch scheiden, auch nicht in höchster Not, sondern in unwandelbarer Liebe zueinanderstehen, bis der sie scheidet, der alle bezwingt.





Der Smaragd war schon im Altertum hochgeschätzt, nicht allein wegen seiner Schönheit, sondern auch wegen seiner wunderbaren Macht, Augenkrankheiten zu heilen. Man weiß, daß Kaiser Nero einen großen Smaragd als Augenglas benutzte, um seine Gäste bei den Festgelagen argwöhnisch damit zu beobachten. Die Alten glaubten, daß die Schlangen erblinden müßten, sobald der Strahl eines Smaragds ihr Auge treffe, und Plinius berichtet von einem Marmorlöwen mit Smaragdaugen, der das Grabmal des Königs Hermias auf Zypern schmückte. Funkelnd durchdrangen die Smaragdaugen die Wogen des Meeres, so daß die Tunfische sich entsetzten und die Stelle flohen. Endlich entdeckten die bekümmerten Fischer die Ursache, und der Löwe erhielt andre Augen, so daß die Fische wieder Ruhe fanden. Zum Lobe der Farbe des Steins sagt Plinius: »Schon das Grün der Kräuter und Blumen sehen wir mit Wohlgefallen, aber viel lieber noch die Smaragde, denn ihr Grün ist von allen das schönste. Sie erfüllen die Augen, ohne sie zu sättigen, und scheinen die sie umgebende Luft zu färben.« Neuheuser, ein Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts, nimmt an, daß der Smaragd aus gutem Golde mit Kupfer vermischt gewachsen sei, und sagt, daß er weit mehr von Frauen und Jungfrauen als von Männern getragen werde, weil er die Keuschheit bewahre. Daher stammt auch sein alter Name Lapis virgineus. Berührt man mit einem Smaragd die Hand eines Ehebrechers, so bricht der Stein in Stücke. Nach Cardano verleiht der Smaragd die Kraft der Weissagung, während ein andrer Schriftsteller des Mittelalters ihn Personen und Gelehrten empfiehlt, »so Mangel an der Zunge haben und mit der Rede bisweilen anstoßen und stammeln, die sollen orientalischen Smaragd tragen, so dunkel dick grüne ist«.

Das holde Sinnbild der Reinheit ist die Perle, deren geheimnisvoller Ursprung sicher nicht wenig dazu beigetragen hat, sie zum erklärten Liebling der Orientalen zu machen. Kein Schriftstück, keine Überlieferung besteht über die Auffindung der ersten Perle, aber man weiß, daß die ältesten Nationen sie kannten und zur Ausschmückung ihrer Tempel verwandten. Viele poetische Legenden erzählen vom Ursprung der Perle, die doch ganz unpoetisch ihr Entstehen dem Eindringen eines Fremdkörpers in den Mantel der Muschel verdankt, dessen sich das gequälte Tier durch Ausscheiden der Perlensubstanz zu entledigen sucht. Im Alten Testament finden wir viele Anspielungen auf den Wert und die Schönheit der Perlen, so im Buche Hiob 28, 18, wo es heißt: »Die Weisheit ist höher zu wägen als Perlen.« Und im Neuen Testament: »Und da er eine köstliche Perle fand, ging er hin und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte die Perle.« Es wird auch berichtet, daß Abraham, als er nach Ägypten kam, fürchtete, man möge ihm sein Weib um ihrer Schönheit willen rauben; deshalb barg er sie in eine Truhe, auf daß niemand ihre Lieblichkeit schaue. Als er vor den Zöllnern stand, erklärte er, jeden Zoll zahlen zu wollen, wenn man nur die Truhe nicht öffne. Halb ironisch fragten die Zöllner den Patriarchen: »Sicher sind es Perlen, die du mit dir führst?«, und er erwiderte ruhig: »So will ich zahlen für Perlen.« Da stieg der Zöllner Neugier aufs höchste; sie bestanden auf Öffnung des Schreins und sahen darin Sarah in all ihrer Lieblichkeit und Schöne.

Die Meder, Perser und Ägypter liebten die Perlen leidenschaftlich; unter den persischen Adligen war es Brauch, einen Perlhänger im rechten Ohr zu tragen. Jahrhunderte später trug die verschwenderische, prachtliebende Jugend Athens in den Ohren zierliche Glöckchen mit einem Perlenklöppel. Wie schrecklich mag wohl dies Glöckchengeläut die weisen alten Herren der großen Stadt der Minerva empört haben! Auch in den Ruinen von Pompeji hat man zwei solche Perlglöckchen gefunden.

Die größte Perle, im Werte von etwa anderthalb Millionen Mark, soll Kleopatra bei einem Gastmahl in Weinessig aufgelöst und zum Wohle des Antonius getrunken haben. Eine andre berühmte Perle, La Peregrina genannt, die Philipp II. von Spanien überreicht wurde, war oval, hatte die Größe eines Taubeneies und wurde auf 60 000 Dukaten geschätzt. Zu Schnüren gereihte Perlen müssen in der Farbe genau zueinander passen; je vollendeter die Farbeneinheit, je höher der Wert, der außerdem auch nach Größe und Form bestimmt wird. Die berühmten Perlengeschmeide Asiens und Europas brauchten Jahre zu ihrer Vervollständigung und sind gewaltige Summen wert. Der Schmuck, den Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen der Princeß Royal von England schenkte und der aus zweiunddreißig der schönsten Perlen bestand, wurde schon damals auf 160 000 Mark geschätzt, würde aber bei den heutigen Perlenpreisen eine weit höhere, geradezu fabelhafte Summe kosten.

Auch dem Rubin sind nach dem Glauben unsrer Vorfahren geheimnisvolle Kräfte eigen. U. a. soll er, als Talisman getragen, vor Pestilenz und Gift bewahren, schwere Gedanken und Träume, Traurigkeit und üble Geister vertreiben, auch wunderbare Dienste gegen alle Krankheiten des Herzens und der Leber leisten, beim weiblichen Geschlecht aber jungfräuliche Zucht und eheliche Treue bewirken und bewahren. Zur Zeit der Kreuzzüge war der Rubin ein bevorzugtes Liebespfand, und einer

der reizvollsten Romane Walter Scotts, »Der Talisman«, handelt von einem Rubin. Im Mittelalter war man davon überzeugt, daß der Träger eines Rubins von einer ihm drohenden Gefahr durch das Schwarzwerden des Steins rechtzeitig unterrichtet werde. Die Chinesen verbergen noch heute kleine Säckchen mit Rubinen in den Fundamenten ihrer Häuser, um üble Geister dadurch fernzuhalten und zu versöhnen. Die alten Griechen sahen in dem Rubin das Sinnbild alles Köstlichen auf Erden; keine giftigen Dünste können dort entstehen, wo ein Rubin bewahrt wird; er schützt seinen Träger vor Verschwendung und luxuriösen Übertreibungen; als bestes von allem aber bringt und erhält er den Frieden zwischen Freunden.

Die Farbe des Edelrubins aus der Familie der Korunde geht vom blassen Rosa bis zum tiefsten Karmin; aber die Zahl der tief und schön rot gefärbten fehlerlosen Steine ist verschwindend klein gegen die der blauen Korunde, Saphire und selbst der besten farblosen Diamanten. Die schönste und geschätzteste Spielart, die taubenblutfarbige, kommt von Mandale in Birma, während Ceylon hellere und Siam sehr dunkelrote Steine liefert. In schleifwürdigen Exemplaren kommt der Edelrubin nur aus den Wäschereien Indiens und Ceylons in den Handel und wird meist in Paris facettiert. Trotz der weit vorgeschrittenen Nachahmung ist sein Preis noch immer ungeheuer hoch, denn da nur äußerst selten Steine von mehr als vier bis fünf Karat vorkommen, so kosten Rubine, sobald sie nur einige Karat wiegen, das Fünf- bis Zehnfache der besten Diamanten. Ein Karatstein erster Güte kostet 400 bis 1000 Mark, Zweikaratsteine bis 10 000 und Fünfkaratsteine bis 80 000 Mark.

Die Mythologie der Griechen war immer bereit, rätselhafte Erscheinungen in poetischer Weise zu erklären, und so schuf sie auch dem Sardonyx eine Entstehungsgeschichte. Eines Tags fand Amor die Venus in tiefem Schlaf, und der schalkhafte Gott schnitt ihr mit dem Eisen seines Pfeils die Nägel ab. Die Schnitzel aber fielen in den Sand am Ufer des Indus. Allein, nichts was von einem himmlischen Körper herrührt, darf verderben; deshalb sammelten die Parzen die Nagelstückchen und verwandelten sie in Onyxsteine. Und wirklich, Onyx heißt: der Fingernagel. Viele Onyxarten haben der Farbe nach eine gewisse Ähnlichkeit mit dem auf dem Fleische liegenden Nagel; das trifft besonders für die Bandachate zu, darunter den Sardonyx mit weißen Lagen auf rötlichem oder braunem Grunde.

Zu Juvenals Tagen war der Sardonyx sehr beliebt und besonders von den Rechtsanwälten begehrt, da man glaubte, daß er dem Träger die Gabe der Beredsamkeit verleihe. Plinius erzählt von dem Rechtsanwalt Paulus, dem es an Glücksgütern mangelte. Als er den Prozeß einer reichen Witwe zu führen hatte, borgte er sich einen Sardonyxring, und siehe, dessen Wirkung war so wunderbar, daß er nicht nur den Prozeß, sondern auch die Hand der reichen Witwe gewann. Ob der Ring sich auch als Spender des ihm zugeschriebenen Eheglücks bewährte, davon berichtet Plinius nichts. Auch der Stein im Ringe des Polykrates soll nach Plinius ein Sardonyx gewesen sein.

Der Sardonyx ist das schönste Kameenmaterial, das schon im Altertum zur Herstellung der feinsten Kunstwerke diente. Die größte aller bekannten Kameen befindet sich in den Sammlungen des Vatikans; sie ist in wundervollster Arbeit aus einem Sardonyx von fünf Lagen geschnitten nud stellt den Triumph des Bacchus und der Ceres dar. Um eine kleine Vorstellung davon zu geben, welche Sorgfalt die alten Steinschneidekünstler auf die Herstellung ihrer Meisterwerke verwendeten, sei erwähnt, daß der berühmte Guay zwei Jahre an einem Kameenbildnis Ludwigs XV. arbeitete.

Seit den ältesten Zeiten hat man den Saphir gekannt und ihn in Verbindung mit heiligen Dingen genannt. Vielleicht wegen seiner Ähnlichkeit mit dem tiefen Blau des morgenländischen Himmels. Er war dem Apollo heilig, und die Griechen trugen ihn bei sich, wenn sie das Orakel befragten, da sie wähnten, dann eher eine Antwort zu erhalten. Er galt als mit den wunderbarsten Kräften begabt gegen alle Krankheiten der Seele und des Leibes. Er vertreibt das Fieber und das heiße Blut, das gar zu rebellisch durch die Adern strömt, und so oft man ihn anschaut, stärkt und erquickt er das Auge. Er erhält seinen Besitzer züchtig und keusch, weshalb ihn die Geistlichen des Mittelalters gern zum Schmuck und Talisman wählten. Wie der Smaragd, haßt er den Ehebrecher, und er verliert seinen Glanz, sobald ihn ein solcher im Ringe trägt. Er gilt als das Sinnbild der Beständigkeit und Treue, hilft seinem Besitzer die Gunst der Menschen, besonders der Fürsten, zu gewinnen, er schützt ihn vor Gefängnis und Banden und vor Zauberei, ja, er besänftigt sogar den Zorn Gottes. Epiphanes berichtet, daß die Gesetzestafeln, die Moses vom Sinai brachte, aus Saphir gewesen seien; bei den Juden galt der Saphir als der erste aller Edelsteine.

Der Wert eines tadellosen Saphirs steht dem des Diamanten nicht nach. Gewisse Saphire von blasser Farbe sind als Asteria- oder Sternsaphire bekannt. Rundgeschliffen, lassen sie im Sonnen- oder lebhaften Kerzenlicht einen sechsstrahlig sternförmigen Lichtschein, Asterismus, wahrnehmen, der ebenso merkwürdig



wie schön ist und wohl auf innere Zwillingslamellierung zurückgeführt werden muß. Die Orientalen verehren diese Sternsaphire besonders, da sie ihnen übermächtige Kräfte zuschreiben.

Viel Poesie und Aberglaube ranken sich um einen der lieblichsten Edelsteine, den Opal, der aber infolge seiner Schichtung der weichste und zerbrechlichste aller Edelsteine ist, und diese Eigenschaften sind es wohl gewesen, die ihn als Unglücksbringer vielfach in Verruf gebracht haben. Sein wundervolles Farbenspiel wird durch ein rein zufälliges Gefüge hervorgerufen; winzige Spalten durchsetzen ihn, zwischen denen sich ein außerordentlich dünner Luftfilm befindet, der die als »Interferenz« bekannte optische Wirkung hervorruft. Plinius sagt treffend, daß der Opal in seinem köstlichen Farbenspiel das rote Feuer des Rubins, das männliche Grün des Smaragds und den glänzenden Purpur des Amethysts in einer unglaublich glücklichen Mischung vereinigt. Römer und Griechen schrieben dem Opal jede Tugend zu, und unter diesen Tugenden war nicht die geringste die, daß er seinem beneidenswerten Besitzer das Glück in ununterbrochener Dauer sichere. Begreiflicherweise stand daher der Stein bei den Alten in hohem Werte; so wurde, wie Plinius berichtet, der haselnußgroße Opal des Senators Nonius auf 20 000 Sesterzen, etwa 2400 Mark, geschätzt. Antonius begehrte des Kleinods, allein Nonius zog die Verbannung dem Verlust seines Glücksteins vor. Der Überlieferung zufolge sollen alle im Oktober Geborenen den Opal zum Talisman wählen; denn er hält die Hoffnung aufrecht in jeder Not und Gefahr, macht seinen Besitzer zum Günstling der Menschen und ist ein sicherer Schutz gegen selbstmörderische Gedanken. Die österreichischen Kronjuwelen enthalten die schönsten Opale der Welt, und auch die Königin Viktoria von England besaß eine prächtige Sammlung: Opale waren ihre Lieblingssteine.

In das Grau des Novembers leuchtet der goldklare Topas, das Sinnbild der Fruchtbarkeit und des Glaubens, der Freudigkeit und Treue. Obgleich sein Wert sehr viel geringer ist als der des Rubins, Diamants und Smaragds, so war er doch im Altertum hochgeschätzt, auch in der Bibel wird er oft erwähnt. Eine Eigentümlichkeit des Steins ist, daß er unter der Einwirkung großer Hitze eine entschieden rosa Färbung annimmt und stark elektrisch wird. Wahrscheinlich um dieser Elektrizität willen gab man ihn gebärenden Frauen zur Linderung der Schmerzen, und wir lesen von einem großen Topas, den der Sachsenkönig Ethelred der Abtei St. Alban schenkte, der aber nicht in einem Schrein befestigt, sondern den Wöchnerinnen bei gefahrvollen Geburten geliehen wurde. Es heißt, daß diesem Steine die Erhaltung vieler junger Leben zu danken sei.

Als der Handel der Venezianer noch die Welt umspannte, brachten sie den ersten Türkis aus dem Morgenlande heim, und da es die Türkei war, wo sie ihn erhalten hatten, so gaben sie ihm den Namen Türkenstein, woraus sich später Türkis bildete. Es gibt morgen- und abendländische Türkise, von denen jene, die hauptsächlich in Persien gefunden werden, die wertvolleren sind. Die griechischen Soldaten brachten Mengen des schönen Steins aus ihren persischen Feldzügen heim, und die Griechen waren so von ihm entzückt, daß sie ihre Gold- und Silbergeräte, ja selbst ihre Rüstungen mit Türkisen förmlich überkrusteten.

Die Mohammedaner schätzen den Türkis besonders als Amulett, und als solches wird mittels eines Geheimverfahrens der Name Allah mit Gold in den Stein eingelegt, was sehr schön aussieht. Ein orientalisches Sprichwort sagt: »Ein Türkis von liebender Hand gegeben, bringt Glückseligkeit und Wohlergehen mit sich«, und ein andres: »Der Türkis erbleicht, wenn dem Glück seines Gebers Gefahr droht«. In Deutschland war er als Stein für Verlobungsringe sehr geschätzt, denn man glaubte, daß er durch Verblassen seiner Farbe jedes Schwanken der Verlobten vom Pfade der Liebe und Treue kundgebe. Anlaß zu dem auch in Deutschland viel verbreiteten Glauben, daß der Türkis »stirbt«, d. h. bleich oder gelb wird, wenn seinem Besitzer Unheil droht, hat wohl die Tatsache gegeben, daß er unter den Einflüssen des Klimas, der Hautausdünstungen, vor allem aber unter Säuren und Seife die Farbe verliert.

Den Gipfelpunkt der Beliebtheit im Abendlande erreichte der Türkis im Mittelalter. Damals galt er als Symbol des Gedeihens, des ungetrübten Glücks und des unbegrenzten Erfolges. Er sollte die Sehkraft schärfen, das Herz erfreuen, seinen Besitzer vor Verletzungen durch Stoß oder Sturz bewahren, Erschrecken und Ansteckung verhindern. Der Arzt Cardano berichtet, daß der Türkis wunderbare Heilungen bewirke und das Fieber vertreibe: »So man ihn in Fiebern unter der Zunge halt, lescht er den Durst.« Ein hübscher Brauch besteht in den englischen Grafschaften Sussex und Hampshire. Zur Weihnachtszeit stellen sich zwei Personen an den Ufern eines gefrorenen Flusses oder Teiches einander gegenüber und lassen gleichzeitig einen Türkis von einem zum andern gleiten, wodurch man sich Glück und Erfolg im neuen Jahre zu sichern glaubt.





Matthäus Schiestl: Berggreis — Aus den Zeitgenössischen Kunstblättern von Breitkopf & Härtel in Leipzig

Matthäus und Rudolf Schiestl

Von Dr. Hans Cürlis



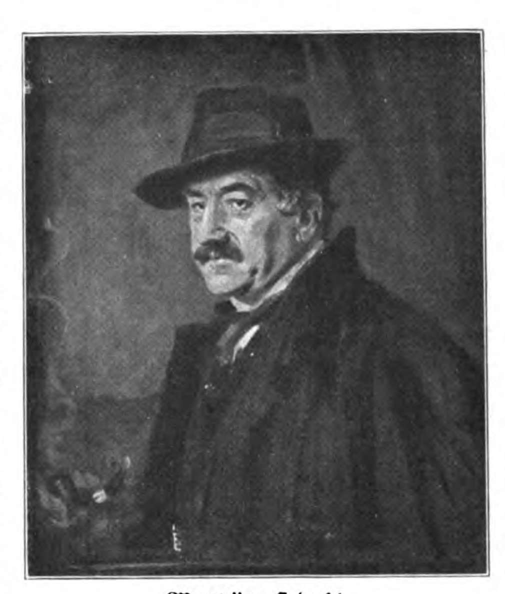
Im August (1914) war ich auch in München und hab' mich gefreut über die Begeisterung, die überall herrschte. Aber für Kunst hatte kein Mensch Interesse. Im Glaspalast waren Sonntagnachmittag drei bis vier Leute. Hab's auch nur eine halbe Stunde ausgehalten. Es kommt einem alles so nichtig vor.« So schrieb mir der ältere der beiden Brüder, in deren Werk dieser Aufsatz einführen soll.

Das erste Kriegsjahr hat uns gelehrt, uns an den Kriegszustand zu gewöhnen, und es wundert uns kaum noch, daß die Dinge, die uns im August 1914 nichtig schienen, heute schon wieder ein Interesse wie in Zeiten vor dem Kriege beanspruchen. Es ist hoch erfreulich, daß hierzu auch die Kulturdinge gehören und — daß wir uns wieder auf alles, was deutsch heißt, besonnen haben. Unsre beiden Meister waren auch vor 1914 nicht unbekannt, aber die Kritik schämte sich fast, sich zu ihnen zu bekennen, die so gar nicht französisch, nicht einmal sensationell waren. Daß sie als Ersatz dafür nicht wenigstens »süß« und »sentimental« waren, ärgerte wieder andre. Es bedeutete eben für einen Künstler vor dem Kriege eine Gefahr, wenn er »zu echt« war. Jetzt aber sind wir den Männern dankbar, die in der oft schweren Friedenszeit »durchhielten«, sich nicht irremachen ließen und blieben, was sie waren: deutsche Meister.

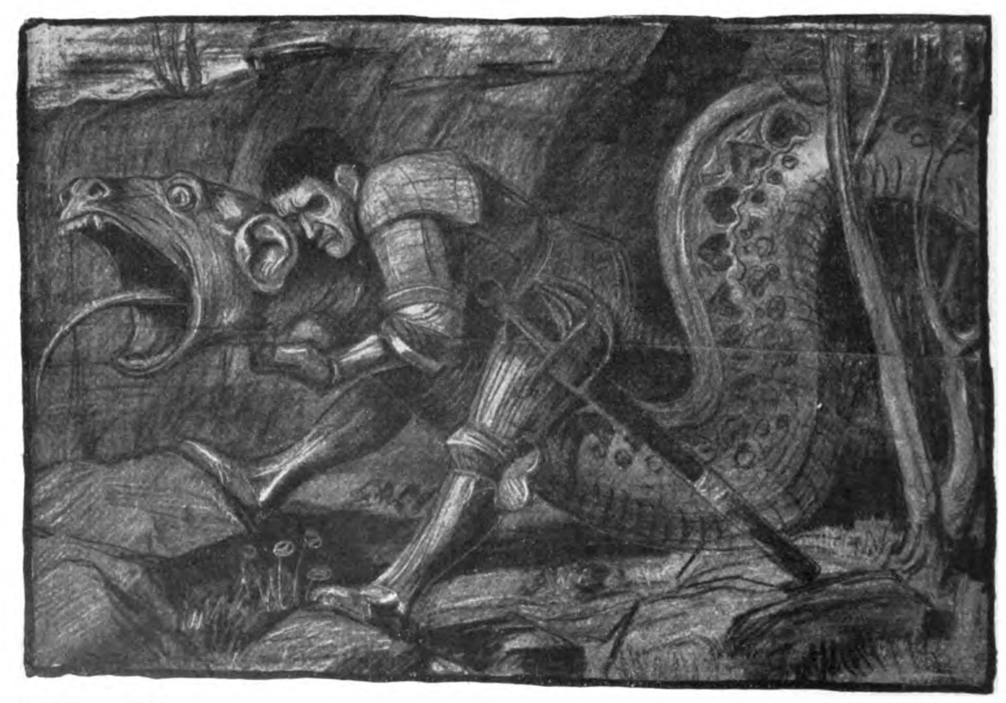
Matthäus Schiestl wurde am 27. März 1869 zu Gnigl bei Salzburg als Sohn eines Bildschnitzers geboren. Seine Jugend verlebte er in Würzburg mit seinem Bruder Rudolf, der dort am 8. August 1878 geboren wurde. In des

Vaters Werkstätte arbeiteten später die Brüder, zu denen noch ein dritter kam, gemeinsam mit viel Fleiß als Bildschnitzer. Beides sollte bekannt sein, ehe man näher auf die Schiestl eingeht.

Die Technik des Malers fußt ganz auf der Schulung des Bildschnitzers. Viele Vorzüge, die klare, bestimmte Auffassung und die ausgeprägte Formgebung, allerdings auch die manchmal ans Harte grenzende Wirkung, rühren daher. Auch die legendarischen und religiösen Stoffe wurzeln in dem Auftragskreis des Vaters. Dazu tritt noch die nahe Bekanntschaft mit den Werken der Romantiker und die Liebe zu den alten Meistern. Die Skizzenbücher, die aus dem reichen Schatz der Natur schöpfen, ergänzen den Stand der Kenntnisse und des Könnens, mit dem Matthäus 1893 und Rudolf 1895 zur Akademie geht. Dem Matthäus gibt die Akademie nicht viel. Seine Art beeinflußt sie gar nicht. Er selbst schreibt über diese Zeit: »Obwohl mein Bruder viel jünger ist, ist er fast geradeso lange Maler wie ich. Er kam als Achtzehnjähriger nach München. Schon in Würzburg sind wir viel miteinander gewandert und haben unsre Skizzenbücher mit Ritterdenkmälern, Ruinen und alten Städtchen gefüllt. Und auch in München haben wir das Skizzieren eifrig gepflegt und die Umgebung nach malerischen Motiven abgesucht, was ich heute noch betreibe. Die Skizzenbücher sind auch eine Grundlage unsrer Arbeit. Nach dem ersten



Matthäus Schiestl
Nach dem Gemälde von Leo Samberger





Matthäus Schiestl Drachenkampf



Matthäus Schiestl: Der heilige Michael
Aus den Zeitgenössischen Kunstblättern von Breitkopf & Härtel in Leipzig

Jahre meiner Akademiezeit war ich ein Jahr in einer großen Glasmalerei in Innsbruck. Gefreut hat's mich nicht recht. Aber gelernt hab' ich dort doch manches. Es war vielleicht besser, als wenn ich diese Zeit auf der Akademie verbracht hätte.«

Ist auch der Stoffkreis der beiden Meister in den beigegebenen Abbildungen keineswegs erschöpft, so ermöglichen diese doch einen Überblick über den Schaffensbereich. Sehen wir uns zunächst Matthäus, den älteren Bruder, an!

Ein Berggreis, dem ein Steinbock Futter aus der Hand frißt, vor einer breitgelagerten, mit Gletschereis und Schnee bedeckten, schroffen Hochgebirgskuppe, ein Bild der Alpen, dessen Schönheit nur dem ganz aufgeht, der die Berge kennt. Die Breite eines Hausgiebels mitten ins Bild gestellt wie eine trotzige Burg vor den charakteristischen Felsblöcken des Jura. Oder die heilige Notburga, der der Heilige mit der Sichel aus der Not hilft (s. das farbige Einschaltbild). Und weiter: der heilige Georg, der dem Drachen ohne kunsthistorische Bedenken auf den Nacken gesprungen ist und ihn erwürgt. Oder derselbe Recke aufrecht, das blanke Schlachtschwert in der Faust. Hoch über den Dächern der Stadt finden wir den romanischen Steinmetzen bei der Arbeit, und als ein Wunderwerk wächst hinter ihm der Dom gen Himmel. Wieder ein Steindruck zeigt einen Menschen, der mit dem Leben nicht zurechtgekommen ist und dem Gevatter Tod den letzten Weg, den Weg zum Friedhof, weist. Allerlei Unglückliche haben sich bei »St. Simon, dem Styliten« und auf dem Blatt »Die Bettler« zusammengefunden. Also eine Fülle von Stoffen, derentwegen man den Meister schon liebgewinnen kann, und nicht nur den Leuten, die gern etwas Liebes und Deutsches sehen, gilt Schiestl als Meister. Auch die Künstlerschaft schätzt ihn und sein starkes Können.

Allein die Tageskritik, sonderlich die mo-

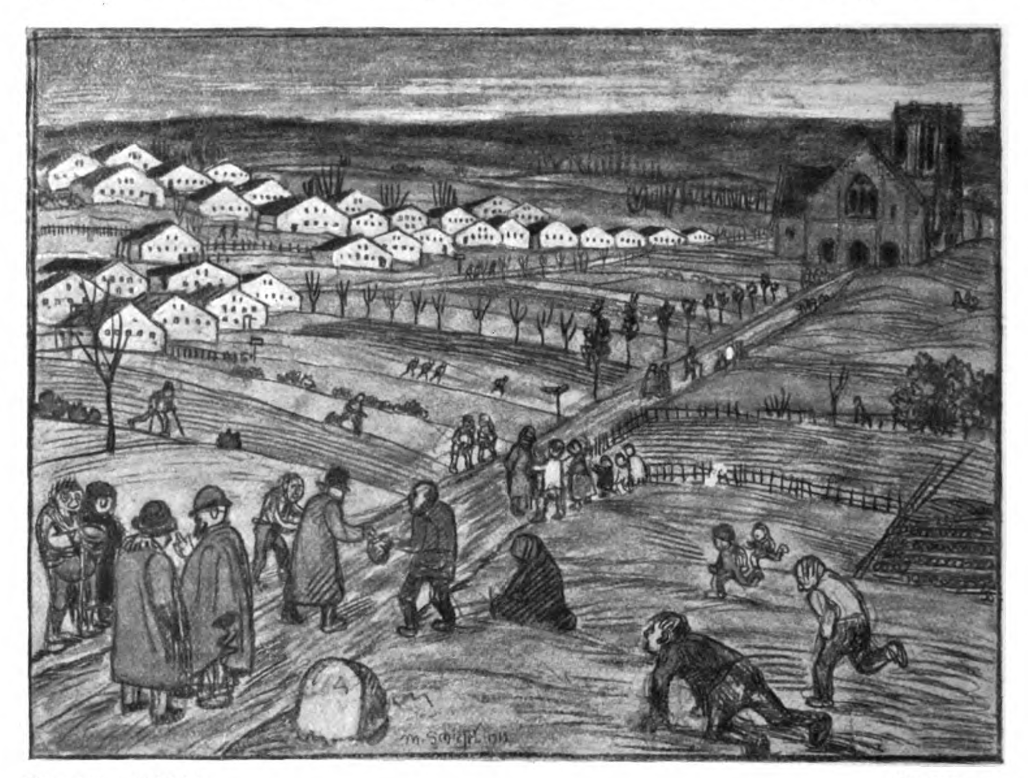


Matthäus Schiestl: Romanischer Steinmetz

dern ästhetische, ist ihm nicht gewogen. So hieß es in einer Essener Zeitungsbesprechung einiger dort ausgestellter Stücke: »Wir haben hier das typische Bild des deutschen Romantikers, wie er heute nicht mehr lebendig sein kann. Wir suchen nicht mehr in weher Sehnsucht die ‚Blaue Blume' (Titel eines Bildes), sondern wollen Künstler, die aus eignem Blute schaffen.« Es versteht sich fast von selbst, daß der Artikelschreiber nur so oberflächlich unterrichtet ist, daß er falsche Angaben über den Entwicklungsgang Schiestls macht, ebenso, daß er »seinen« Künstler in einem jener Schwächlinge gefunden hat, deren Malversuche vor dem Kriege »dernier cri« waren.

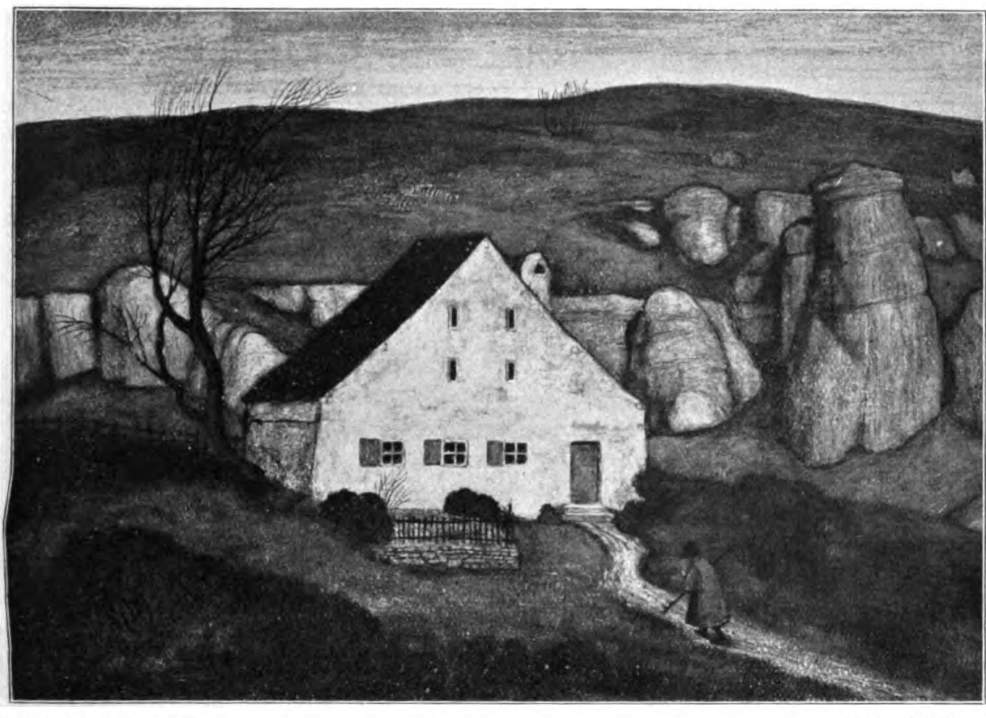
Ist Schiestl wirklich der Romantiker, für den ihn auch manche seiner Freunde gern ausgeben, das heißt, gehört er nicht in unsre Zeit, ist er also nicht »modern« im besten Sinne?

Die Kunstgeschichte lehrt, daß alle wirklichen Meister für ihre Zeit die »Modernen« waren. Wer je eine Originalzeichnung Schiestls sah, wird nicht verkennen können, daß hier ein Talent von überragendem Können schafft, und daß man es mit »Leistungen« zu tun hat; und davor sollte man zunächst einmal Achtung haben, das sollte zur Vorsicht mahnen. Wer Schiestls Skizzenbücher und Entwürfe durchsehen durfte und sich sonst etwas unter Künstlern auskennt, ist erstaunt über die Fülle an Phantasie und bald überzeugt, daß er nach Ähnlichem vergeblich im Lande suchen würde. Auch das sollte uns wohl stutzig machen.

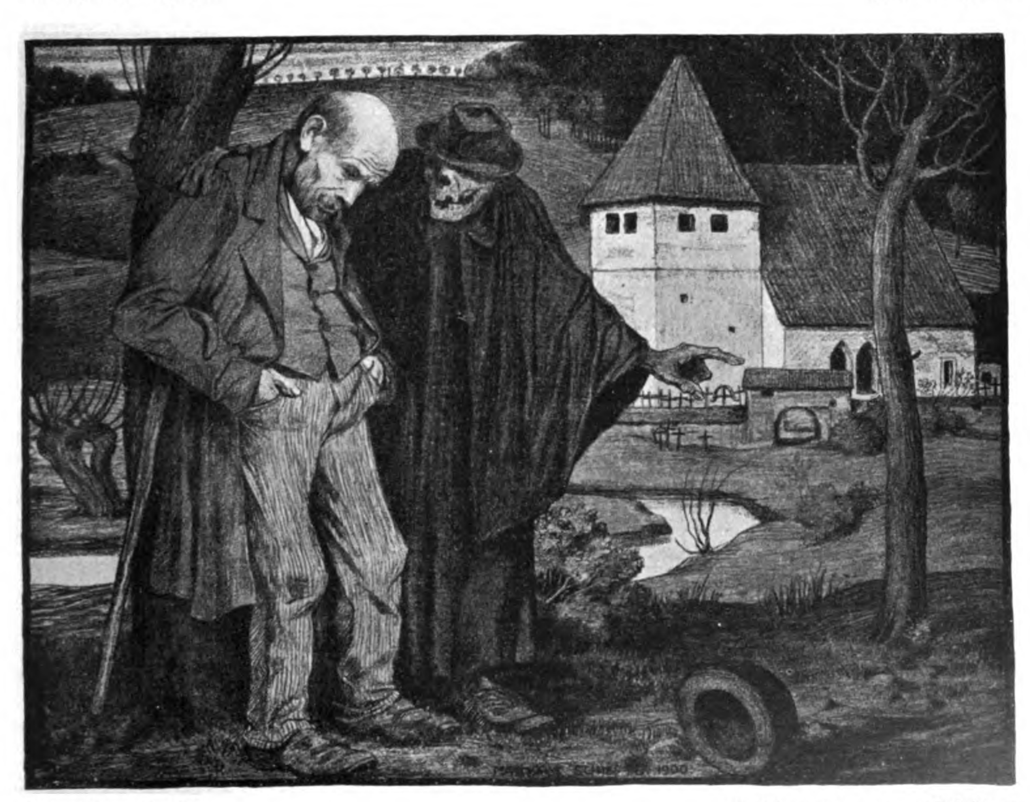


Matthäus Schiestl: Die Bettler

Gewiß, der Stoff ist manchmal romantisch. Es liegt die Gemütstiefe der Romantiker in dem »Berggeist». Es liegt Romantik über den Marien- und den Legendenstoffen; die Gründe hierfür sind schon angeführt. Aber ebensogut war auch Dürer Romantiker. Gemütstiefe und Innigkeit und deutsche Art haben die Künstler von der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts weder erfunden noch in Erbpacht. Es geht eben nicht an, diese Eigenschaften als einen Tadel gegen moderne Künstler auszuspielen. Es verrät sich darin ein starker Mangel an historischer Bildung. Der Stoff ist durchaus

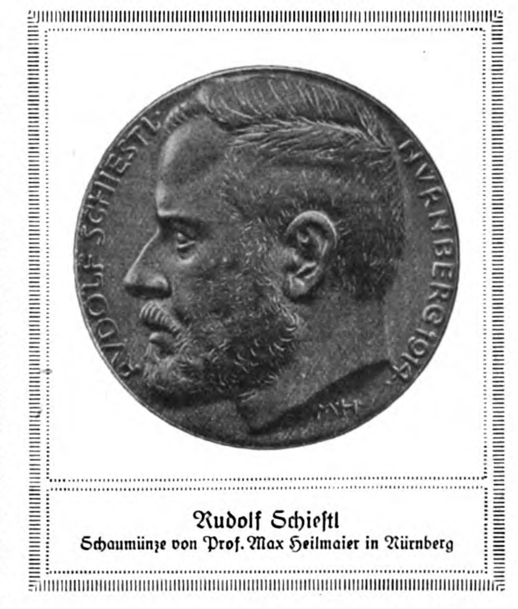


Matthäus Schiestl: Haus im Jura



Matthäus Schiestl: Auf dem Wege zum Friedhof

nicht das Entscheidende, aber ebensowenig, wie man das so gern wahrhaben möchte, die Stofflosigkeit. Wir wissen es lange, daß das »Wie« die Hauptsache ist. Schon 1806 sagt Jean Paul vom Fibel: »Aber der Stoff ging ihn, wie einen Dichter, nichts an, sondern nur die Form.« Wo bleibt die Weichheit und Sehnsucht der Romantiker bei dem stehenden Michael und dem, der den Drachen erwürgt! Der eine in seiner selbstsicheren Ruhe und der andre in seiner unbändigen Naturkraft, die wohltuend von dem Siegfriedathletentum, das sich in den letzten Jahrzehnten vor allem in der Plastik breitmachte, abstechen — sind nicht beide, wie Vorahnungen dessen, was wir heute erleben dürfen? Sind sie nicht, wenn irgend etwas, »modern«, d. h. aus dem Besten der Zeit herausgewachsen? Wieviel moderner Sinn für das Organische und »Industrielle« steckt nicht in dem Turmbau des »romanischen Steinmetzen«! Man vergegenwärtige sich dagegen Schwinds poesievolles Bild »Erwin, der Erbauer des Straß-



Rudolf Schiestl
Schaumünze von Prof. Max Heilmaier in Nürnberg



Rudolf Schiestl: Bauern auf der Landstraße



Rudolf Schiestl: Sauhirt

burger Münsters«. Oder mutet die Figur des Mannes mit dem Tod romantisch an? Und gar das Blatt mit den armen Bettlern — wo bleibt da die Romantik? Das sind keine weichen, verschwommenen Stimmungen mehr, dahinter steht ein Mann, ein Mann, wie ihn die Zeit der Romantiker nicht hervorbringen konnte. Gewiß hat er von den Alten gelernt, aber das haben Dürer, Rubens und Rembrandt auch. Er liebt die alten Meister. Aber aus eignem Blut geschaffen hat er wie nur einer unsrer Meister. Oder ist der St. Michael noch nicht eigen genug? Wer hat ihn ihm vorgeschaffen? Auf dem »Englischen Gruß«, den wir leider hier nicht zeigen können, reicht der Engel der Maria die Hand; das gibt sich so selbstverständlich, und doch, wer hat das vor ihm getan?

Aber die Modernen haben doch die Farbe erfunden. Das Licht ist ja schon abgetan, für viele der Jüngsten wenigstens, welche die Impressionisten zwar kaum recht begriffen, dafür jedoch schon vergessen haben. Noch ein andres vergaßen sie, nämlich daß man, um mit Farbe Wirkungen zu erreichen, nicht nur Gefühl, sondern auch positive Kenntnisse haben muß, daß man die Farbe in ihrer Leistungsfähigkeit technisch beherrschen muß. Schiestl kennt die Gesetze seiner Farben, weil er sie selbst herstellt. Seine Bilder sind mit der Sorgfalt der alten Meister gemalt. Darum geben auch die Farben das Höchste, was an Leuchtkraft zu erreichen ist, her, und die modernen Farbenstammler verblassen vor dieser Glut. Und doch gehen sie denselben modernen Weg, der wieder auf Konzentrierung der Farbe und der Bildmasse hinführt — nur ist er der Meister. An dem Problem des Freilichts ist das ganze Schiestlwerk vorübergegangen, und daran stoßen sich viele. Doch gibt es solche Künstler, die ihrer Zeit voraus sind, und deren Gewand seinen Zu-



Rudolf Schiestl: Bäuerliches Liebespaar

schnitt nach älteren Mustern hat. Wie auch in manchem andern war der Niederländer Pieter Brueghel der Ältere, der die Sprichwörter, die Bauernhochzeiten und die Kreuzschleppung malte, eine ähnliche Erscheinung.

Ist es auch in der alten Zeit, in der das Malen die Tätigkeit nicht nur eines Familienmitgliedes, sondern fast der ganzen Familie war, nicht selten, daß Brüder gleichzeitig Meisterhaftes leisteten, so ist es doch heute, entsprechend der ganz andern Art der beruflichen Vorbereitung und der späteren Ernährungsfrage, etwas Ungewöhnliches, daß zwei Künstler mit so starken Eigenarten, wie die Schiestl, Brüder sind.

Rudolf Schiestl ist mit achtzehn Jahren nach München gekommen, aber er hat seine Eigenart auch schon mitgebracht, ist er doch unter den gleichen Einflüssen wie Matthäus großgeworden, und wie dieser hält er hartnäckig an dem in der Jugend erworbenen Schatze fest. »Wir haben unsre Art zusammen und gleichzeitig sogar in einem kleinen Atelier in der Gabelsberger Straße zu München ausgebrütet«, sagt er selbst. Daher auch die starke Ähnlichkeit beider. Aber trotz dem Einfluß, den der Ältere auf den Jüngeren gewiß gehabt hat, kann man kaum von einer Abhängigkeit sprechen. Eine nicht ganz oberflächliche Beschäftigung mit Rudolfs Werken kommt leicht hinter die grundlegenden Unterschiede und wird bald nicht mehr den einen mit dem andern verwechseln können.

Bedarf es der üblichen Kritik gegenüber bei Matthäus einer Verteidigung, wenn man sagt, er sei modern, so ist das in dem Maße bei Rudolf nicht mehr nötig. Er sieht eben von vornherein moderner aus. Das liegt viel in seinen Bildvorwürfen. Wie der Impressionismus seine Kunst aus dem Alltagsleben greift, so ist auch Rudolf nicht so sehr auf das Typische be-

Rudolf Schiestl: Singender Hirte

dacht. Matthäus hat einen bestimmten Madonnentyp, ernst und herb. Es gibt einen guten Steindruck von Rudolf, eine Gottesmutter mit Kind und Engeln im Tannengrün. Diese junge Maria könnte auch ein schönes Waldfräulein eines Grimmschen Märchens sein, so wenig streng typisch ist sie gegeben. Bei Matthäus ist jeder Hirte zum wenigsten der heilige Wendelin.

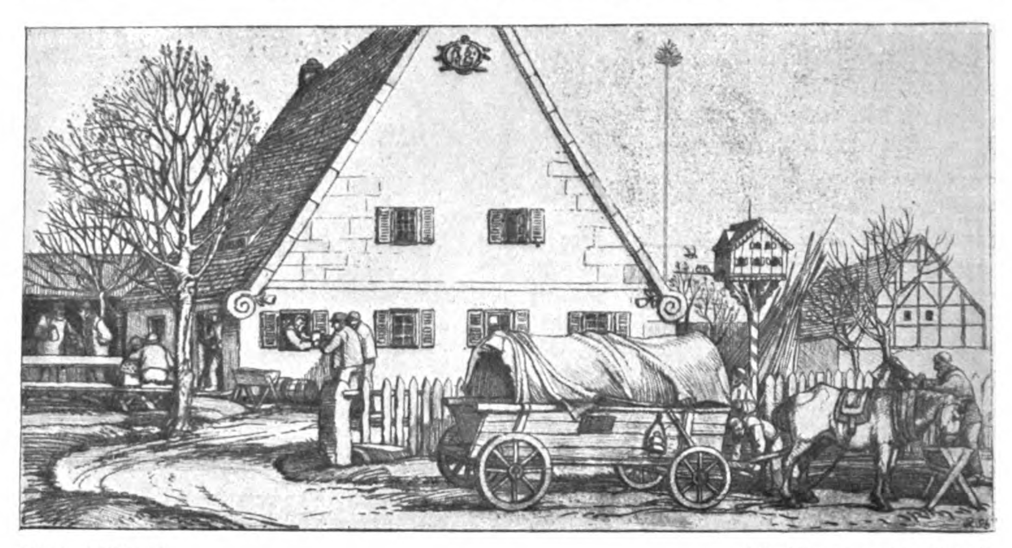


Rudolf Schiestl: Hirte mit Kuh

Rudolf hat einen »Singenden Hirten« oder einen »Hirten mit Kuh.« Ein gutes Beispiel seiner Art ist auch »Das Wirtshaus an der Straße«. Wie ein schützender Schirm spannt sich der breite Giebel aus über all dem bunten Kleinleben vor ihm, sonnig und behaglich — ein Wirtshaus. Dagegen »Das Haus im Jura«. Auch hier der Giebel das Hauptmotiv mit seinem raffiniert feinen Kontrast als hellste zur dunkelsten Farbe des Daches. Das ist die Hauptsache, alles andre tritt zurück, vor allem der Mensch. Wer den Jura kennt, weiß: das ist das Haus im Jura. Rudolf dagegen malt »Die Dorfältesten« (s. das farbige Einschaltbild), ein paar alte Leute, die durch die Herbstlandschaft gehen. Matthäus zeichnet für den Steindruck den Bergältesten. Rudolf kennt auch arme Leute, sein Hirte, sein verlorener Sohn (oder nüchterner: Der Sauhirt) sind bettelarm, der Bruder zeichnet »Die Bettler«. Demselben Empfinden für das mehr Zufällige entspringt es, wenn Rudolf in seiner Kompositionsweise ungebundener ist. Das Typische verlangt eine einfache Gruppierung, und so ordnen sich bei Matthäus die Figuren fast immer parallel zum vorderen Bildrand, so beim Berggreis, Tod und Mann, Englischen Gruß und bei der Notburga. Rudolf schiebt die Figuren meist schräg ins Bild hinein. Damit kommt mehr Gelenk in die Gliederung. Nicht zum wenigsten aus diesen Gründen sehen die Bilder moderner aus. So erinnert die



Rudolf Schiestl: Mädchenbildnis



Rudolf Schiestl: Wirtshaus an der Straße

Zeichnung »Der Hirte« mehr an Max Liebermann denn an Dürer. Und doch kennt Rudolf auch Dürer sehr genau. Und es ist vielleicht lehrreich, Dürers frühen Kupferstich »Die drei Bauern« mit den Schiestlschen (»Bauern im Gespräch auf der Wiese«) zu vergleichen. Ein freies Verwenden dieser Gruppe liegt wohl vor. Wie geht der junge Dürer jedem Fältchen in der Gewandung seiner Modelle nach! Schiestl sieht dieselben Bauern als Farbe in blauen Kitteln, die im Bild mit dem Grün und Weißgelb zum Dreiklang sich zusammenschließt.

Ein Zug unsrer Zeit ist es auch, daß die Graphik wieder zur Geltung gekommen ist. Die Blüte des Steindrucks scheint schon vorüber zu sein. Daß hier Mittel und künstlerisches Wollen sich nicht zu einer klassischen Lösung vereinten, liegt wohl an einem grundsätzlichen Fehler. Man hatte den Steindruck gleich für »das Volk« mit Beschlag belegt. Die Kunst zerfällt aber nicht in Kunst für den Kenner und in Kunst für das Volk. Der Künstler sollte immer nur für den Kenner schaffen, d. h. für den, der sich redlich bestrebt, zum Genuß des Kunstwerks zu kommen. Man sollte den Laien auf die Schönheiten eines Bildes aufmerksam machen. So hat aber die Kunst für das Volk ziemlich Fiasko gemacht. Die guten Steindrucke erfreuen den Kenner, die andern sind volkstümelnd, zurechtgeschnitten und volksgefällig. Die Steindrucke der beiden Schiestl gehören zu der ersten Art. Dürer schenkte auf der Niederländischen Reise dieselben Passionsblätter seinem Fuhrmann und später der Statthalterin der Niederlande.



Vornehmer als der Steindruck ist die Radierung geblieben. Und zu den Meistern der modernen Radierung gehört Rudolf Schiestl zweifellos.

In seinen »Bauern auf der Landstraße«, seinem »Wirtshaus«, dem »Liebespaar«, dem »Singenden Hirten« haben wir einige Prachtexemplare davon. Das schönste Blatt, die farbige Radierung »Der Sauhandel«, fehlt hier leider. Manche Neujahrs- und Glückwunschkarte, oft mit den originellsten Einfällen, verdanken wir seiner Nadel. Kennzeichnend für seine Art sind auch die vielen wundervollen Illustrationen in so manchem Märchen- und Liederbuch. Diese Dinge sind wohl seine bekanntesten Schöpfungen. Die gelenkigere Art, die sich schon in der Komposition zeigte, wird klar, vergleicht man Kopf und Haltung weiblicher Figuren. Alles gibt sich angenehmer, leichter, während die Bilder von Matthäus in ihrer strengen Wucht bis zur Härte gehen können. Es ist bezeichnend, daß Rudolf gute, schlichte Bildnisse malt (»Mädchenbildnis«).

Dieser Unterschied äußert sich auch in der Zeichenweise. Rudolf kennt nur langlaufende und gerundete Linien, Matthäus gebrochene und eher krumme als gebogene Striche. Hand in Hand geht damit bei Rudolf die Vorliebe für gerundete Flächen. Runde Kirchtürme, abgerundete Steine, Kugeln als Schmuck für Steinpilaster sind charakteristisch für ihn. Die Kleiderfalten, die bei Matthäus scharfkantig und auch spitz werden können und selten in großen Zügen durchlaufen, legen sich bei den Figuren Rudolfs in oft dicken, runden Wulsten um die Glieder. Ein Tier, so voller Masse wie das Schwein, behandelt Rudolf mit besonderer Sorgfalt. Allerdings muß man sich in diese Art der beiden Meister erst hineinsehen, dann wird man aber auch bald genug zu der Einsicht kommen, daß jeder seinen Weg selbständig geht.

Dieser Weg ist noch bei keinem von ihnen am Ziel angelangt; beide stehen in schaffenssicherem Mannesalter, und es ist auch nicht die leiseste Befürchtung berechtigt, daß ihre Kraft nicht mehr im Wachsen begriffen sei. Die Meister werden nicht steril. Matthäus Schiestl ist kein Mann, der mit zugeknöpften Augen der Kunst seiner Zeit gegenübersteht. Sogar die neuesten Bestrebungen, Neoimpressionismus und Futurismus, studiert er sehr eingehend auf ihr Wollen, ihre Wirkung und ihren Wert hin. Er sagt: »Ich habe alle Ausstellungen während dieser Zeit (seit 1893) gesehen und mich mit den verschiedenartigsten Richtungen befreundet, und begriffen habe ich die modernen Richtungen schon, habe mich sogar oft darüber gefreut. Ich selbst hab's immer gemacht, wie es mich gefreut und wie ich es gekonnt habe.«

Über das Leben der beiden Brüder ließe sich noch viel Liebes und Schönes sagen, so, wie sie im Sommer mit dem alten Vater und dem Bruder Bildschnitzer zusammen in einer Blockhütte hausen, eifrig arbeiten und — den ganzen Haushalt selbst besorgen.

Die beiden Schiestl verdienen es, im Land bekannter zu werden. Und gerade jetzt, wo des ganzen Volkes körperliche und geistige Kraft sich auf das eine Ziel richtet: deutsch zu bleiben, dürfen wir an keinem Künstler vorübergehen, der in dem Kern seiner Kunst so deutsch ist wie sie beide.

Die alte Jungfer

Ihr, die aus jungfräulichen Lenzen
Des Mannes Wahl zur Frau erhob —
Jetzt tönt aus frischen Friedhofskränzen
Der alten Jungfer hohes Lob.

War Opfern, Dulden und Entsagen
Oft schon ihr frühes Ehrenkleid,
Jetzt in des Weltbrands Heldentagen
Wird stille Treue größres Leid.

Die Mutter, Braut und Gattin steigen
Im tiefsten Schmerz zum Stolz empor,
Doch die noch hoffte, darf nicht zeigen,
Was schicksalsbang ihr Herz verlor.

Wenn festlich ernst die Fahnen rauschen,
Verblutet mancher fern im Feld —
Ihr meldet's niemand; nur im Lauschen
Vernimmt ihr Ohr: Er starb als Held.

Zu ungenanntem Leid erkoren,
Fragt sie kein haderndes Warum.
Ein schlichter Kranz ruht still verloren
Auf seinem Hügel treulich stumm.

Drum, die aus jungfräulichen Lenzen
Des Mannes Wahl zur Frau erhob —
Noch tönt aus welken Wehmutskränzen
Der alten Jungfer hohes Lob.

Siegfried Mauermann





Die Heimat

Roman von Sophie Hoechstetter

V



Das Haus Bruglochner tat sich vor Albrecht und Karllutz auf.

Ein Diener, dem die Pflicht des Schweigens auferlegt schien, oder der fürchten mußte, in einer Rede noch altmodische Vorurteile zu enthüllen, und aus dem nichts herauszubringen war als Verbeugungen, enteilte, kam wieder, riß eine Tür auf — zu den Möbeln aus München. Nur sie, nicht die vertrauten Bücher, nicht die Tochter des Ministers waren in dem Raum.

»Aber dort ist eine Tür — dort sind auch Stimmen —«

Man mußte Bruglochners alles abbitten. Im nächsten Gemach waren nicht nur Möbel. Mit einem Blick sah man — auch nicht eine bunte Karawane.

Unter vielen Menschen erhob sich eine Dame. Sie war groß und trug ein veilchenfarbiges Seidenkleid von schlanker Form. Sie hatte einen stolzen Hals frei, sie hatte übermächtige blonde Haare und zeigte die wundervollsten Zähne, als sie lächelte. Sie machte mit den Anwesenden bekannt, so sicher, so liebenswürdig, als träfen sich hier nur Menschen eines Geistes, und als wäre das Haus Bruglochner schon längst eine feststehende Einrichtung. Albrecht dachte lächelnd: Es ist Kean gelungen, eine Dame von sehr viel Welt in sein Haus zu bringen.

In leisem Gesprächston sagte sie zu ihm und Karllutz: »Sie haben die letzte Ausstellung der Gräfin Pawel gesehen — bei Cassirer — Sie waren ohne Zweifel in dem Stück, das Herr Kollescha inszeniert hat — Nollendorfplatz — ja — Sie lesen die Aufsätze von Herrn Oswald A. B. C. D. E. Schlitz über Kultur — Sie sahen die Neudrucke des Eiland-Verlages —« Ein kleiner Blick ging zu den »Berühmtheiten«.

Albrecht folgte den Blicken nicht. Er fand, um Frau von Bruglochner lag eine so große Anmut. Und da Karllutz sich einer Damengruppe zuwandte, machte er von dem Recht des Neuangekommenen Gebrauch, die Hausfrau etwas für sich zu beanspruchen.

»Sie haben Heinrich Bruglochner nicht mitgebracht?« fragte sie. »Er ging doch, Sie zu holen.«

In der Tat, Kean fehlte.

»Oh, es wird ihm noch etwas eingefallen sein. Mein Mann hat immer so viele bunte Einfälle, die ihm den Willen irren. Er bereitet mir täglich mindestens mehrere Überraschungen.« Sie sagte das mit großer Herzlichkeit.

»Und Sie wohnen nun in Berlin, Graf? Heibrug, mein Mann, sagte mir, auf Urlaub. Das ist schön — man kann nicht ewig im Dienst sein, wenn man jung ist.«

Eine dunkle junge Dame in einem schwarzen Samtkleid kam heran und sagte: »Verzeih, Inge — Herr Oswald A. B. C. D. — oder sind es noch mehr Buchstaben? — Schlitz ist sehr ungeduldig — Er möchte nun vorlesen.«

Die dunkle junge Dame hatte kurzes Haar, das Gesicht des jungen Dyckschen Wilhelm von Nassauen und die Attitüden eines Adoranten. »Er wird über die Auferweckung von Gretchen und Kätchen sprechen und auf das Reformkleid Flüche schleudern. Er tut das wenigstens *immer*. Er hat nicht so viele Einfälle wie Heibrug.«

»Aber wir werden ihn nicht wiedersehen, wenn Heibrug nicht als Zuhörer da ist. Was ist da zu machen?«

Die blonde Frau und die dunkle Adorantin lachten ein Lachen, das warm und gut klang.

»Du hättest für die Gretchen und Kätchen sorgen müssen.«

»Oh, es ist ja die Gräfin Pawel da.«

Albrecht wußte schon, wer das war. Sie saß drüben auf einem Sofa, einen Reiher im Haar, ein türkisches Tuch um die nackten Schultern. Sie schien nicht mehr in den Gnadenjahren zu sein, sondern aus dem Land, wo die Rosenblätter nicht vom Wind bewegt werden, vielmehr in zierlich geformten Vasen als Symbole einstiger schöner Dinge verwahrt werden.

»Ja, das ist so lieb an der Gräfin Pawel, sie interessiert sich für alles. Es ist nicht nur ihre große gesellschaftliche Liebens-



Rudolf Schiestl: Die Dorfältesten

Aus dem Besitz des Herrn Josef Aischberg in Nürnberg

Zu dem Aufsatz »Matthäus und Rudolf Schiestl« von Dr. Hans Cürlis



würdigkeit — sie besitzt eine Frische im Aufnehmen, die wirklich etwas Kolossalisches hat.«

»Und sie vermag auch, Chronos zu veranlassen, daß er die Zeit zurückschraubt. Wenn sie sich etwas fühlt — sei es welcher Affekt auch —, ist sie jung.« Das sagte die dunkle Dame und lächelte Frau von Bruglochner zu.

Albrecht war ein wenig benommen. Bin ich so lange nicht unter fremden Damen gewesen, daß die ersten, denen ich begegne, mir so seltsam vorkommen? Er folgte Frau von Bruglochner mit den Augen. Ihr Gang hatte etwas sehr Edles. Und er fühlte Bruglochners Worte nach: Ich vermutete mit Recht in ihr die ganze schöne Freiheit ihrer Rasse.

Herr Oswald A. B. C. D. E. Schlitz begann seinen Vortrag.

Er trug eine grüne Krawatte, beschwor Kätchen und Gretchen aus ihren Grüften, war sehr geistreich und weihte dem »schaudervollen Andenken« des Reformkleids jene altvertrauten Worte, die der Deutsche, der ein ganzer Mann ist, stets den Reformversuchen deutscher Frauen weihen wird, solange es noch ganze, echte Männer gibt.

Er tat sein Werk mit so viel finsterer Energie, als wären seine Ideale zugleich Delinquentinnen.

»Er war äußerst interessant,« sagte es unter dem Reiher, und das Wunder des Chronos vollzog sich: die Gräfin Pawel erblühte.

Herr Oswald A. B. C. D. E. Schlitz sah mit finsterer Energie auf das Kleid aus Paris (Drécolle, Poiret usw.) und näherte ihm seine grüne Krawatte, soweit es sich mit Betonung großer Gleichgültigkeit vertrug.

Zwei junge Frauen, die nach glücklicher Ehe aussahen, lächelten einem alltäglichen, hübschen Manne zu, der behaglich, in dem Gefühl, daß niemand von ihm etwas Bedeutendes erwarte, sich an dem Anblick der aufregungslos Glücklichen freute.

Herr Oswald A. B. C. D. E. Schlitz schien einen Reim auf seinen Namen gemacht zu haben, einen Witz, einen Geistesblitz — denn über die Gräfin Pawel breitete sich ein ganzer Frühling. und der Reiher bewegte sich wie eine Fanfare.

Ich muß diese Gräfin auch kennenlernen, beschloß Albrecht, machte zierliche Schritte und betrat die Insel. Dies bewirkte, daß sowohl Herr Schlitz als auch Karllutz seinen Blicken entschwanden.

»Kennen Sie Herrn von Bruglochner schon länger?« war fast die erste Frage, die sie an Albrecht richtete. Und er fühlte, es war ihr sicherlich ein Trost, wenn ein Herr aus einem mediatisierten Hause dies bejahte.

»Frau von Bruglochner ist in der Tat eine überaus anziehende Dame. Aber warum ist Herr von Bruglochner nicht hier?«

Was, dachte Albrecht fast ehrgeizig, meinetwegen geschieht das Wunder des Chronos nicht? Sieht diese Gräfin in dem sogenannten Standesgenossen nur Langeweile und die Wiederholung von hundert Gestalten? Und er beschloß, sich auszuzeichnen, und formte dunkle Sätze: »Warum Herr von Bruglochner nicht hier ist, kann in diesem Moment niemand sagen. Vielleicht ahnt, fühlt, weiß er, daß ihm hier eine Gefahr droht. Ich meine natürlich die schöne Gefahr — die Leiberhöhung. Ich denke es mir eminent schwierig, eine Frau zu besitzen.«

Die Gräfin blickte enthusiastisch, verzeihend und ein wenig mokant auf ihn: »Gretchen und Kätchen werden alsbald da sein, wenn sie so sehr gerufen werden. Nur weiß ich nicht, ob die Stimme von Herrn O. A. B. C. — Sie verzeihen, jeder Kreis hat seine Berühmtheiten — ich konnte den Namen nicht so genau behalten — also des Herrn mit der grünen Krawatte so verführerisch klingt.«

Er glaubte die Gräfin zu verstehen und fragte: »Und es macht Ihnen Vergnügen, gnädigste Gräfin, die verschiedenen Berühmtheiten verschiedener Kreise kennenzulernen?«

Über das dekadente, müde und zugleich fanatische Gesicht der Gräfin Pawel wehte ein Zug überlegener Abwehr hin. »Wie geht es wohl Ihrer Schwägerin, Graf Dietrichstein? Ich habe sie vor einem Jahre bei Mary Harrach kennengelernt. Was ist diese Frau schön! Man konnte gar nicht anders, man mußte sie liebhaben. Ich las in der Kreuzzeitung — welch eine Tragödie für sie, den Gatten nach so kurzer Zeit zu verlieren!«

Da stürmte ein Schritt durch die Räume. Vor seinen Gästen stand Heinrich Brug-

lochner, oder, wie man jetzt wohl in der Sprache des Hauses sich unter Zusammenziehung seiner Namensanfangssilben auszudrücken hatte: Heibrug. Das war gar kein häßliches Wort und klang nach der nordischen Frau.

Er stand da, die braunen glänzenden, gebietenden Augen umfaßten den Raum — er lächelte zu der Frau in dem veilchenfarbigen Kleid — er grüßte die andern — und dann kam er heran zu der Gräfin Pawel. »Daß nur etwas ganz Absonderliches mich der Freude beraubte, eher in Ihrer Gesellschaft zu sein, brauche ich wohl nicht zu versichern. Darf ich es später erzählen?«

Die Stimme klang so sonderbar. Es kam Albrecht vor, als läge wirklich etwas hinter den Worten.

Da die Gräfin nun von dem Hausherrn beansprucht war, suchte Albrecht die Frau in dem veilchenfarbigen Kleid. Sie war durch eine der Flügeltüren gegangen, und Albrecht sah sich, ihr folgend, in einem schönen Bibliotheksraum. Der ist den Büchern zuliebe gemacht, fühlte er: hinter den Scheiben der Zedernholzschränke in der Form des Barocks standen Reihen über Reihen goldbrauner, sanftgegilbter Bände. Karlluß stand an einem Tisch mit Mappen, die Frau in dem veilchenfarbenen Kleid neben ihm.

Wie vornehm sehen beide aus — wie gut stimmen sie in ihrer Blondheit in den Raum! dachte er. Die sonderbar singende Stimme Frau von Bruglochners ließ sich hören: »Knut Hamsun kann sich Gösta Berlings Wünsche erfüllen, er ist in die ewigen Wälder gegangen. Man muß sehr reich sein, um das zu können. Man muß die stolze Gewißheit haben, daß keine Sehnsucht mehr den Dingen der Welt gilt. Aber dahin wird immer nur der Auserwählte kommen, der es auch erträgt, endlich vergessen und verschollen zu sein.«

»Sie waren mit Heinrich dort oben, gnädige Frau?« fragte Brand.

Wieder kam die warme, singende Stimme: »O nein! Heibrug wird nie in die ewigen Wälder gehen. Ihm gehört die Bewegung. Seine Berufung ist es, Unruhe zu bringen. Die schöne Unruhe, die etwas in den Menschen hochreißt, die sie unzufrieden macht in ihrem Alltag.«

»Oh, das kann ich mir denken!« hörte Albrecht sich plötzlich lebhaft sagen. »Es ist mir ganz wunderlich, wie Sie das aussprechen, was ich immer an Herrn von Bruglochner fühlte, ohne eine Bezeichnung dafür zu wissen. Unruhe bringt er — und er weiß es wohl — und das ist seine Freude —«

Die blonde Frau in dem veilchenfarbenen Kleid lächelte. »Ja, er hat wohl vielen Unruhe gebracht. Aber wohl immer nur im Gefühl der Epoche. Ihn allein für sich zu wollen, wäre wohl Tragödie. Sein menschliches Herz besitzen ist schön, und unsre Kameradschaft macht mich sehr froh.«

Vor kurzem noch hätte Albrecht ein solches Wort von einer angetrauten Frau über alle Begriffe absurd, possenhaft oder brüsk gefunden. Er hätte einen modernen Geist darin gesehen, vor dem man sich schaudernd wendet. Aber um die Frau, die es sagte, lag etwas von einer so starken und warmen, natürlichen Offenheit, daß es ihm vorkam, hier offenbare sich ein zu achtender Wille freier und selbstbewußter, wahrhaftiger Menschen. Sie war wohl auch überzeugt, daß wenigstens Brand, der Jugendgenosse Bruglochners in aller Entwicklung, in allen Herzenskonflikten, ihn viel besser kannte als sie. Und diese Anerkennung älterer, freundschaftlicher Beziehungen war wieder etwas von der heiteren Freiheit, der großen Menschlichkeit ihres Wesens, die Bruglochner gerühmt hatte.

Er kam ins Zimmer, sah die Frau mit einer Art von brüderlichem Stolz an und warf einen Blick auf Brand, wie: Habe ich das nicht gut gemacht?

»Inge, es war wieder etwas mit dem Ring. Ich muß es erzählen. Vielleicht nimmt jemand den Ring. Ich will nicht mehr.«

Man ging zu den andern. Und Bruglochner begann seine Erzählung. Mit Vergnügen bemerkte Albrecht, daß er vor den fremden Gästen seine Schauspielerallüren beiseiteließ. In einem ganz schlichten Ton, ohne Gesten und ohne Unterstreichungen, fing er an zu sprechen:

»Ich bin vor knapp einem Jahr in Flandern gewesen, ohne einen andern Zweck als zu reisen und die Eindrücke der alten, schönen Städte auf mich wirken zu lassen.

Meiner Gewohnheit gemäß ging ich zuweilen auch in kleine, alte Gassen, die nicht zu den Sehenswürdigkeiten gehören, und ich fand da irgendwo einen Laden mit allerlei altem Gerümpel. Um kurz zu sein, der Inhaber besaß einen Ring. Nicht weil er ihn mir abwechselnd als einen Talisman Josephinens, als ein Geschenk des Kaisers Alexander an Hortense und als Napoleons einziges Erbe von Madame mère anpries, sondern weil ich den armen Narren, der vor der Pfändung stand, aus seiner Lage befreien wollte, kaufte ich den Ring. Der verschleierte Diamant, den er vorstellen sollte, ist ein großer ovaler Mondstein, für seinen geringen Geldwert allerdings sehr schön gefaßt.

Ich legte den Ring in mein Gepäck und vergaß ihn. Der Zufall förderte ihn einige Monate später wieder zutage. Ich befand mich in einer mir ganz fremden deutschen Stadt, wo ich übernachtete, nur um eine Gemäldegalerie anzusehen. Aus irgendeiner Augenblicksfreude an seiner schönen Form steckte ich den Ring an die Hand.

Ich besuchte also die Galerie, und da ich nicht fand, was ich dort vermutet — ein Porträt von Langillière —, blieb mir noch überflüssige Zeit bis zum Abgang meines Zuges. Ich wollte nicht nochmals in das Hotel, sondern ging ziellos durch die Stadt.

Plötzlich war ich in einem Hause. Ich stieg Treppen hinauf und läutete. Völlig ohne Absicht, völlig im Gefühl aller Realität — völlig ohne Verwunderung für mein Tun. Jemand öffnete mir, führte mich in ein Zimmer, wo eine Dame saß. Ich weiß nicht mehr, wie sie aussah, ob irgend etwas Bemerkenswertes an ihr war — aber ich ging auf sie zu und hörte mich sagen: ‚Sie sollten von Ihrem Vorhaben ablassen, es würde schlecht für Sie ausfallen.' Die Dame starrte mich an, griff nach einer großen Mappe, stand auf und ging stumm hinaus. Ich folgte ihr, stieg die Treppe wieder hinunter — alles ohne das Gefühl, etwas Sonderbares getan zu haben, sah die Dame in einen Wagen steigen und ging selbst zum Bahnhof. Erst als ich im Zug war, besann ich mich, warum ich denn eigentlich in ein fremdes Haus gegangen war. Ich brachte es nicht in Zusammenhang mit dem Ring, aber als jemand im Abteil auf diese etwas allzu dekorative Zierde meiner Hand sah, legte ich ihn ab und warf ihn in meine kleine Ledertasche.

Da lag er denn wieder eine Weile. Ich befand mich in Würzburg, um die alte bischöfliche Residenz zu besichtigen, deren Interieure etwas zu Unrecht als die schönsten Dokumente des Rokokos in Deutschland gelten. Am Morgen war mir in meiner Handtasche ein Flakon zerbrochen, der Kellner kam mit Tüchern, sie auszutrocknen — er kippte das Ding um — der Ring rollte über den Boden, und als der Kellner mir ihn überreichte, steckte ich ihn, um ihn nicht verwahren zu müssen, an den Finger. Ich durchwanderte also in einer gewissen Enttäuschung die Würzburger Residenz, freute mich aber, dort unerwartete, sehr schöne Zimmer mit pompejanischen Motiven zu finden — ein sehr vornehmes Empire —«

Er wurde lebhaft und drohte sich in eine Abhandlung über die Verwendung der pompejanischen Motive im Empire zu verlieren.

»Der Ring, Heibrug, der Ring!« sagte sanft Frau von Bruglochner.

Er warf den Kopf zurück, seine braunen Augen wurden einen Augenblick voll Feuer.

»Verzeihung! Also ich ging über die Juliuspromenade — oder wo es denn war —, es gibt da um die Schloßgegend in Würzburg solche feuchten, trüben, düsteren Baumplätze, die selbst einen Glücklichen melancholisch machen müssen. Ich läutete an einem langgestreckten Hause. Alles wie beim ersten Male.«

»Sie hatten den Eindruck, unter einem Zwang zu handeln?« fragte Herr Oswald A. B. C. D. E. Schlitz mit finsterer Energie.

»Nein, Verzeihung, nichts von Zwang. Ganz leicht, ganz selbstverständlich. Ich ging einen langen Korridor hinab, hinter mir eine Nonne, und kam in ein Krankenzimmer. Da hingen viele Heiligenbilder. Da lag ein Mann mit der schrecklichen Wachsfarbe der Krebskranken. Ich hörte mich sagen: ‚Seien Sie ganz beruhigt, er hat Ihnen verziehen.' Dann ging ich wieder. Die Nonne sah mich fromm an. Auf dem Korridor kam ein Pfarrer mit dem Mesner.

Nein, ich träumte nicht. Es war das Juliusspital. Wie mir ein Straßenjunge bestätigte. Aber ich riß den Ring herunter, als ich nachher auf der hellen, sonnigen Mainbrücke stand, wollte ihn ins Wasser

werfen — und steckte ihn in meine Westentasche. Die Weste legte ich sofort im Hotel ab.« Er schlug den Gehrock etwas zurück. »Es war diese Weste hier. Warum ich sie heute anzog — ich weiß es nicht. Vermutlich, weil sie mir zu den Strümpfen zu passen schien. Sie verzeihen gütigst, ich wollte damit nur sagen, daß nicht die geringste innere Nötigung, wie ein Erinnern und dergleichen, mich zu der Weste greifen ließ.

Ich besuchte meinen Korpsbruder Professor Brand und den Grafen Dietrichstein. Wollen die Herren die Güte haben, völlig objektiv zu berichten, ob ich etwas Wunderliches an mir hatte während des Besuches?«

Brand lächelte und bestätigte, daß Bruglochner die Wohnung an der Gervinusstraße verlassen habe mit dem Vorsatz, in größter Schnelligkeit hierherzukommen.

»Schön,« fuhr Bruglochner fort. »Ich war auch hier vor dem Hause. Ich fingerte in meiner Westentasche nach Kleingeld für das Auto. Da stieß ich auf den Ring — ich hatte die Handschuhe abgelegt — und zog ihn über, um ihn nicht wieder zu vergessen, denn er war mir völlig aus dem Gedächtnis gekommen.

Als der Chauffeur abgefertigt war, fühlte ich eine unbezwingliche Lust, noch etwas spazierenzugehen. Nur ein paar Minuten da oben am Kanal. Ich liebe es, wenn auf dem schwarzen Wasser die Lichter wie gelbe Blätter schwimmen. Und als ich dort war, verging mir jedes Zeitgefühl — ich weiß nicht, wie lange ich lief, weiß auch nicht, was ich dachte. Ich war dann dabei, die Potsdamer Brücke zu überschreiten. Kam an das andre Ufer und bog in eine ziemlich verkehrslose Straße ein: die Schellingstraße. Ich kenne dort keinen Menschen. Ich wüßte keinen Namen. Ich meine nicht so, daß man etwa bei öfterer Wiederholung eines Weges etwelche Schilder mechanisch liest, und sie sich einprägen. Ich bin mit Bewußtsein nie vorher in der Schellingstraße gewesen.

Eine Toreinfahrt war nur angelehnt. Ich ging in das Haus. Es kam eine wenig elegante Treppe, mit Linoleumfetzchen belegt. Die Schritte waren sehr hörbar. Ich ging weiter. Da saßen plötzlich zwei ganz absurde, ungeheure Katzen, wie Pelzpakete —«

Er hielt einen Augenblick inne. Albrecht wurde es sonderbar. Er sah, daß auf Bruglochners Gesicht sich eine Art von Schreck malte, der den andern, als von Katzen erweckt, recht unbegreiflich scheinen mußte.

Und er dachte: Jetzt wird die Sache zur Fabel oder zur Autosuggestion. Er war in Erinnerungen und träumte sich zu den Katzen von Ansbach — Zu seinem Erdenrest oder seinem Lebensideal — trotz der harmonischen Ehe.

»Diese Katzen hatten eine so phänomenale Größe, daß man erschrak —«

Da lachte plötzlich der hübsche junge Mann, von dem bisher noch niemand etwas erwartet hatte: »Sie waren im Hause der Fräulein Malchow, ich glaube, die Geheimrätin lebt jetzt nicht mehr. Da wohnt auch mein Zahnarzt. Ich habe mich auch immer an den Malchowschen Katzen gefreut — es sind wirklich Pelzpakete — wie Herr von Bruglochner sagt —«

»Und Sie gingen zum Zahnarzt?« fragte, ermutigt durch den hübschen Herrn, eine der glücklichen jungen Frauen in liebenswürdiger Banalität.

Aber Bruglochner antwortete in unerschütterlichem Ernst: »Nein, ich ging nicht zum Zahnarzt, sondern ich ging weiter, bis endlich die klappernden, schallenden Treppen ein Ende nahmen, und da klingelte ich.

Es kam eine Dame mittleren Alters, mit einer roten Nase, sie entschuldigte ihre ausgegangenen Dienstboten und die Abwesenheit einer Gräfin, führte mich in ein Zimmer, das sehr düster wirkte, und ich hörte mich sagen: ‚Es ist besser, Sie verkaufen die Sache.' Ich wollte, nachdem ich diese für mich selbst blödsinnigen Worte gesprochen hatte, wieder gehen. Aber da hielt mich die Dame zurück und sagte: ‚Ja, schön — das wäre gewiß das Vernünftigste, wo man doch immer nur Geld hineinbaut, aber die Gräfin erwartet doch, daß Sie den Bann lösen. Sie sind doch auf das Inserat im Lokalanzeiger gekommen?'«

Ein Gelächter entstand. Daß Herr von Bruglochner auf ein Inserat im Lokalanzeiger an eine fremde Tür klopfen sollte, war sehr ergötzlich.

Er lächelte selbst. »Ja, wissen Sie, das Wort von ‚Bannlösen' hielt mich auf der Schwelle. Und ich erfuhr, die abwesende Gräfin besäße ein Schloß, über dem ein



Bann läge. Anders könne man es sich nicht erklären, daß dort renovierte Dächer, Mauern, Gerüste, Kamine, die für erschreckliches Geld und unter größter Entsagung immer wieder hergestellt würden, ständig von neuem zusammenbrächen. Auch gäbe es Gespenster. Der Architekt habe sie gesehen. Es müsse also ein Bann sein, und im Lokalanzeiger wäre das Inserat gewesen. Morgen sei die Gräfin sicher vormittags zu Hause —«

Bruglochner stand auf. »Ist es nicht toll — ich suche doch immer ein Gespensterschloß. Und nun diese Farce! Nein, ich will den Ring nicht mehr haben.« Und er griff in seine Westentasche und legte den sonderbaren Gegenstand auf ein kleines Tischchen vor die Blicke seiner Gäste.

Eine lebhafte Debatte entstand. Sogar die glücklichen Frauen wußten plötzlich seltsame Geschichten, die Freunde ihrer Großmütter von Bekannten irgendwo gehört hatten. Der Mondstein wanderte durch vorsichtige und fest zugreifende Finger. Was war es mit dem Ring? Zwei der von Bruglochner erlebten Fälle konnten als Warnungen gelten, die man Personen zu bringen hatte. Die Sache im Juliusspital fiel aus diesem Rahmen. Logik oder Einheit lag also nicht in den geheimnisvollen Kräften.

Herr Oswald Schlitz war interessiert. Er sprach von Talismanen und den fortwirkenden Kräften, die den Stein zusammenhielten. Und er sagte, man dürfe ein solch seltsames Stück nicht ausschalten, man müsse den Kräften Raum und Möglichkeit geben, sich zu entwickeln. Nicht daß ihn jemand beständig tragen solle — man habe doch aus Herrn von Bruglochners Erzählungen dieses eine sehr Interessante merken können, daß der Ring sich immer wie zufällig melde, wenn seine Stunde gekommen sei. Ohne daß der Besitzer darin eine Mahnung sähe. Ganz unbewußt folge der Besitzer der fremden Kraft, die sich ja bisher im Guten manifestiert habe.

»Wir wollen den Ring verlosen,« schlug Bruglochner vor. Nach vielem Hin und Her wurde man sich einig, wer den Ring habe, solle seine Erlebnisse mitteilen. Der Ring sollte im Kreise der Anwesenden wandern.

Der hübsche junge Mann und die glücklichen Frauen erklärten mit Entschiedenheit, daß sie sich an der Sache nicht zu beteiligen wünschten. Sie blickten in einer gewissen neugierigen Heiterkeit nicht auf den Ring, sondern auf seine Interessenten. Man sah den drei Vernünftigen und Glücklichen an, daß sie des Hausherrn Erzählung für die Einleitung zu einer Art Gesellschaftsspiel hielten, das einem aber doch unter Umständen Beschwer machen könne, sei es auch nur, unfruchtbarer Phantasie ein Erlebnis mit dem Ring abzuzwingen.

Der Ring fiel an die Gräfin Pawel. Albrecht gestand sich, daß er ihn gern bekommen hätte. Aber dazu war ja noch Aussicht, denn die Gräfin sagte, sie würde ihn heute in vier Wochen, sofern das recht sei, hier der Gesellschaft wieder übergeben, gleichviel ob sie etwas damit erlebt habe oder nicht. —

»Der Abend hat sich wirklich gelohnt,« meinte Brand, als sie wieder zu Hause waren und der männliche Teil der Familie Pompefunèbre ihnen wehleidig Erlösung von ihren Leiden, das heißt gute Nacht gewünscht hatte. Sie plauderten noch über Bruglochners vielseitige Gaben.

Brand lächelte, als Albrecht von dem Scharm der Frau von Bruglochner sprach. »Sie ist in der Tat eine seltene Frau. Sie weiß diesen Sonderbaren zu nehmen und hilft ihm wohl, zeitweilig zu vergessen, daß er ein großes Unglück in seinem Leben hatte — eine von den Tragödien, die niemals ganz ausgelöscht werden können. Es mag ihr Geheimnis sein, daß sie dem Rastlosen nie Fesseln anlegen will. Er fabelt von einem Gesellschaftsvertrag und einem eröffneten Haus, und das Ganze wird sein, daß ihm die Anmutige eine — Heimat geschenkt hat.«

Das Haus Bruglochner hatte es Albrecht ein wenig angetan; er ging sehr oft hin. Wenn er bei diesen Menschen war, vergaß er die eignen Gedanken. Es konnten Stunden vergehen, ohne daß er die Erbfolge in Dietrichstein erwog und sich um Carly quälte. Es gab bei Bruglochners viele interessante Menschen, immer neue Probleme, und das seltsame Ehepaar mit dem Gesellschaftsvertrag vermochte wohl zu fesseln.

So liefen manche Wochen hin.

Da lag eines Tags wieder eine Depesche



aus Dietrichstein vor. Der Finanzdirektor meldete eine gräßliche Geschichte, die den ganzen Ort in Aufruhr versetze und Albrechts schleuniges Kommen notwendig mache: der Bürgermeister habe sich das Leben genommen, nachdem ungeheure Unterschleife entdeckt waren, darunter auch der Verbrauch des ganzen Geldes, das der Fürst in die städtischen Unternehmungen geworfen hatte.

Albrecht las das, erschrak, wie man einer Pflicht genügt, und war irgendwo im Innersten doch bang erfreut: er konnte heim nach Dietrichstein, denn er mußte. Ob es ihm schwer oder leicht fiel, es war eine unerläßliche Pflicht.

Voll Ungeduld wartete er auf Karllutzens abendliche Heimkehr. Der Freund las das Blatt und warf es mit einer an ihm fremden, zornigen Gebärde auf den Tisch. »Konnte dieser elende Mensch nicht noch eine Weile warten?«

»Das wäre ihm vermutlich sehr angenehm gewesen.« Und Albrecht erzählte von dem Bürgermeister, den geheimnisvollen Spenderinnen von Brunnen, Pflasterungen und sonstigen Wohltaten, die er der Stadt verschafft, und die wohl alle aus unterschlagenen Geldern herrührten.

Karllutz unterbrach ihn: »Das mag ja alles für den Ort recht trauervoll und aufregend sein, aber was geht es dich an? Du kannst das Geld vom Fideikommiß nicht wieder herausreißen. Du mußt nicht hin und das ganze Unsal beaugenscheinigen.«

»Aber es ist doch meine Pflicht.«

Karllutz war erregt; Albrecht hatte ihn nie so gesehen. »Pflicht? Es handelt sich um keines Menschen Leben oder Tod. Ein sehr reicher Besitz büßt einige hunderttausend Mark ein, die nicht mehr zu retten sind. Wenn du hinfährst, werden dir sämtliche Leute dort in tödlicher Wichtigkeit den Kriminalfall erzählen. Kauf' dir einen Band Pitaval, der Genuß ist kürzer und schmerzloser. Bis zur Erschlaffung werden sie dir alle mehr oder minder unfrei Rapporte erstatten, keiner der Beamten wird verfehlen, anzubringen, daß er stets vor dem Bürgermeister gewarnt, aber kein Gehör gefunden habe — auf Wochen wird dein täglich Brot die Geschichte eines Schurken. Dazwischen kommt Frau von Jastrow und erzählt dir sinnreiche Märchen von den Toten, die sie nicht mehr widerlegen können, Geschichten, die deine alte Unruhe wieder entfesseln — ich bitte dich, laß die Dietrichsteiner ihre Karre allein aus dem Dreck ziehen.«

Albrecht erbleichte. Er war von diesem Ausbruch gekränkt, denn er fühlte sich wider Willen erraten. »Es ist doch meine Pflicht,« antwortete er in halber Unehrlichkeit, denn er hatte sagen wollen: Es ist mein Recht.

Ein Schweigen entstand. Albrecht empfand sich dem Freunde ferngerückt. Zugleich war er halb beschämt, daß er die Dinge so wichtig nahm, die der andre wie einen Haufen Kehricht behandelte.

»Liebst du denn diese Frau noch immer?« fragte plötzlich Karllutz mit veränderter Stimme.

Albrecht, nicht mehr geschaffen zu der Kraft des Schweigens, wie in einer Hast, sich zu verteidigen, begann zu erzählen. Was ihm Assenhausen gesagt von dem Zwang, den sein Vater ausgeübt habe, und von Carlys eignen Worten, die ihm dies bestätigten. Er wußte nicht, wie sehr ihn dabei seine Stimme und seine flackernden Augen verrieten.

»Und warum hast du das alles nicht erfahren, als die Dinge sich begaben?« fragte Karllutz kühl und unerbittlich. »Es gäbe doch nur eine Entschuldigung für deine frühere Verlobte — die ist zu gräßlich, als daß ich sie aussprechen möchte.«

Albrecht starrte ihn an. »Was meinst du?« fragte er, hilflos, unsicher und halb beschämt. Und er wiederholte seine Worte, als keine Antwort kam.

Karllutz hielt auf seiner Wanderung durch das große Zimmer inne. »Nun, wenn einer das Allerniedrigste getan hätte, was ein Mann einer Frau gegenüber tun kann, wenn dieser Rudolf sich mit Gewalt eine Stunde nahm, nach der eine junge Dame nicht zu ihrem Verlobten zurückkann. Nach den Begriffen der Zeit zwingt es sie in die Tragödie. Ich habe die Fürstin nicht gesehen. Ich weiß also nichts von ihr. Emilia Galotti starb vor diesem G e d a n k e n. Heutzutage denkt man wohl: Quand on est mort c'est pour longtemps —«

Vor Albrecht weitete sich der Raum. Dieses — dieses hatte er nie bedacht. Nie für des verachteten Bruders Möglichkeit gehalten. Die Gedanken jagten sich ihm. Er



suchte die Erinnerung an jenen gräßlichen Brief, den er damals, eines bangen Abends, verbrannt und in das Dunkel des Dezemberwindes geworfen hatte. War da nicht etwas gesagt von Gewalten und einem Willen über ihr? Im halben Dämmern wollte ihm scheinen, auch ein Wort von Raschheit und Kühnheit Rudolfs habe da gestanden, und so drücke man wohl nicht eine entsetzliche Handlung aus. Aber er wußte die Sätze des Briefes nicht mehr richtig. Er hatte nur den Gesamteindruck des Gräßlichen behalten.

Er fühlte Karllutzens Hand auf seiner Schulter. »Mein alter Junge, einmal mußt du doch fertig werden mit der Sache. Leben heißt doch nicht, sich zerstören. Ich hatte es mir anders für dich gedacht, das gestehe ich dir. Aber —«

Albrecht unterbrach ihn. In einer fliegenden Hast entledigte er sich bewahrter Worte: »Sie hat mir gesagt, als ich sie zuletzt sah: Man hat dich und mich unglücklich gemacht, man hat mir meine Jugend zerbrochen.«

Da antwortete Brand: »Dann geh zu der Frau, um die es für dich allein sich handelt — sprich — sei ein Mann und lies ihr die Wahrheit vom Gesicht —«

Es lag noch kein Schnee über dem Dietrichsteiner Land. Im Buchental brannten die Feuerchen der Holzfäller. Albrecht ließ langsam fahren. Er hatte das seltsame, ächzende, fast schmerzliche Geräusch gehört, mit dem ein Baum fällt. Die Luft war kühl im Tal und trug den Geruch frischgeschlagenen Holzes. Die lange Straße des Ortes kam. Menschen standen in Gruppen. Aufgeregte, lebhaft gestikulierende Menschen. Sie grüßten Albrecht voll Neugier. Vielleicht erhofften sie Hilfe.

Oben im Schloß wartete schon der Finanzdirektor.

Ein Unbehagen überfiel Albrecht. »Was ist also?« fragte er kurz.

Der Direktor — er trug den Bart in der pomphaften Art Rudolfs — stieß heraus: »Der Bürgermeister hat bei drei großen Thüringer Banken Anleihen für die Stadt gemacht im Betrag von über einer Million. Wie es ihm gelang, drei große Häuser zu bewegen, diese Anleihen ohne persönliches Erscheinen der nötigen Stadträte, nur auf ihre — gefälschten — Unterschriften hin zu geben, ist eine Sache der gerichtlichen Untersuchung. Durch einen Zufall kam vorgestern alles zutage. Der Bürgermeister nahm Gift. Seine Schenkungen durch ferne Wohltäterinnen rühren aus den Anleihen her und aus dem Geld der Sparkasse, an der viele kleine Leute alles verloren haben. Das Geld von Seiner Durchlaucht ist glatt fort. Dieser Verlust ist unbedkbar. Es ist einfach nichts da. Ich habe den Herrn Grafen hauptsächlich darum gebeten, zu kommen, weil das Geschick des Ortes so furchtbar ist, daß man vielleicht von der Standesherrschaft aus eine Hilfsaktion machen muß — um dort unten nicht eine Bettlerhorde zu haben.«

Albrecht hatte sich gewehrt. Er hatte kommen wollen wie ein Blinder. Oder wie einer, der als Automat das Notwendige tut und dann auf sein Ziel zugeht, seine Frage stellt. Doch kaum war er wieder da, so umgab ihn die Heimat wie ein Mantel. Schon allein, daß ihn alle Menschen grüßten, war ein rätselhaftes Wohlgefühl. Daß er hier alles tausendmal kannte, erweckte ihm eine traumhafte Freude. Und daß man ihn brauchte in einer Ratlosigkeit, die den ganzen Ort anging, empfand er nicht als Zufall. Flüchtig dachte er nur: Karllutz kann das nicht so beurteilen. Er kennt das unzerstörbare Gefühl, das man allem Angestammten entgegenbringt, eben nicht so. Er sieht vielleicht einen Atavismus darin.

Abends ging er noch durch den Ort. Schritt durch die kleinen Gassen, sah auf die Lichter, die in den Häusern brannten, fühlte sich vom Dezemberwind umsaust, hörte halb gerührt das Geläute der alten Glocken und lachte, als ein paar Jungen ihn in wildem Hervorbrechen aus einer der steilen kleinen Seitengäßchen anrempelten.

»Na, Kerle, lauft! Es ist Gebetläuten.«

»Der Herr Graf —«

»Wer seid ihr denn?«

Es waren Brüder. »Ich heiße Brecht, wie der Herr Graf,« sagte einer, und die Stimme klang einschmeichelnd. »Ich heiße Wilhelm, wie der Kaiser,« der andre.

Ach Gott, den Jungens mußte man was kaufen —

Dann saß Albrecht bis in den Abend und bemühte sich, die Verträge zwischen



Papa und der Stadt durchzusehen und zu suchen, ob die Sache noch Weiterungen nach sich zog.

Als es aber nun klopfte und Frau von Jastrow bei ihm eintrat, mußte er fast lächeln: es kam doch alles genau so, wie Karlluß gesagt hatte. Noch bangte Frau von Jastrow, wo das »Trockene« sein würde, in das sie ihr Schäflein rettete.

»Man ruft Sie wirklich zu keinen Freuden hierher, Graf Albrecht,« begann sie in einem natürlichen, fast herzlichen Ton. »Es ist eine so fürchterliche Sache, all die armen Leute drunten im Städtchen. Ich war heute bei ein paar Frauen, man wird ganz elend davon, und es muß doch etwas geschehen. Carly läßt Sie dringend bitten, doch zu ihr zu kommen. Sie möchte, daß wenigstens den Ärmsten eine Beruhigung gegeben wird.«

Etwas wie Freude wollte sich in ihm erheben. Also Carly nahm doch einen Anteil. »Greift es sie aber auch nicht zu sehr an? Wie geht es ihr?«

»Oh, ganz normal. Ihre Nerven sind ja gut. Sie möchte nur so gerne, daß die Leute eine Beruhigung haben. Und sie selbst kann doch nichts versprechen — das würden leere Worte sein. Es handelt sich da um eine Einstimmigkeit mit Ihnen, anders kann sie doch nicht, anders können auch Sie nicht, Graf. Und Sie werden auch den Leuten gern einen Trost geben wollen.«

Er folgte Frau von Jastrow. Seine Befangenheit war ganz verflogen. Über eine Not andrer mit Carly zu sprechen, dabei würde es ihm nicht an Worten fehlen.

Er fand sie auf einem Diwan liegend, mit einem weißen Fell eingedeckt. Sie streckte ihm die Hand entgegen und sagte etwa dieselben Worte wie vorhin Frau von Jastrow. Er wiederholte, ohne eine Hemmung, seine Sorge, ob es sie nicht angriffe.

»Es beunruhigt mich nur, solange nicht etwas geschehen ist. Bei den Leuten macht es wohl böses Blut, daß Papa auch mit den Geschäften des Bürgermeisters zu tun hatte. Natürlich ist seine Hinterlassenschaft auch bedeutend geschädigt. Aber hier entscheidet nicht die Korrektheit. Es ist einfach so: die armen Leute der Stadt haben ihr Letztes verloren, so wie wenn sie abgebrannt wären und dergleichen. Da ist es Pflicht und Menschlichkeit, daß die Standesherrschaft eine größere Hilfssumme garantiert. Wie denkst du darüber, Albrecht?«

Er sagte, daß er derselben Meinung sei, die Höhe der Summe mit dem Finanzdirektor besprechen und ihr dann berichten wolle.

Carlys Gesicht kam ihm so sonderbar starr und ausdruckslos vor. Gleichgültig und kühl hatte sie gesprochen. Was mochte sie denken? War es ihr peinlich, daß sie mit ihm verhandeln mußte? Sie sprach in einer sonderbar lässigen Weise weiter: »Man sollte wirklich denken, alle Unglücksmöglichkeiten, die es gibt, brechen über Dietrichstein herein. Nun kann also noch ein Brand kommen oder was immer. Ich wundre mich über nichts mehr.« Sie hob jäh das Gesicht. »Ich wollte dir auch noch sagen, Brecht, daß ich dir einen Brief geschrieben habe, den du erhältst, wenn ich sterbe.«

Er erschrak. Daß Carly sterben konnte, hatte er nie gedacht. Es war stets seine feste, instinktive Überzeugung gewesen, daß ihre Lebenskraft sein Dasein lange überdauern werde.

»Du bist doch so gesund, Carly. Warum solltest du denn sterben? Was dir bevorsteht, ist doch keine Krankheit.«

Sie behielt die sonderbare Gleichgültigkeit des Ausdrucks. »Ich fürchte mich ja auch gar nicht. Es ist mir alles einerlei geworden, das kannst du mir glauben. Du denkst sicherlich schlecht von mir und hast auch Gründe. Dachtest du noch manchmal an mich?«

Bitter stieß er heraus: »Du ließest mich allein —«

Sie sah ihn an — ohne Erregung, ohne Wärme. »Ja, als deine Geliebte konnte ich nun doch nicht gut zu dir kommen, da hättest du dir ja ewige Vorwürfe gemacht, und Geld konnten wir beide nicht aus der Erde stampfen. Ich hätte — ich glaube, ich kann es sagen, ich hätte doch auf dich gewartet. Denn ich liebte dich sehr.«

Er vergaß, daß sie schonungsbedürftig war und keine Aufregung haben durfte. »Warum hast du mir denn damals, als es noch Zeit war, nicht ein Wort davon gesagt, daß da Menschen am Werk waren, dich in andres zu zerren?« Die Stimme überschlug sich ihm. »Um Gottes willen, warum tatest du



es nicht? So gib mir doch jetzt wenigstens die Antwort!«

Ihre Hände gingen unruhig über die Decke hin und vergruben sich in dem Fell; ziellos waren ihre Augen. »Man kann die Zeit nicht zurückschrauben,« sagte sie endlich. »Niemand kann von mir verlangen, daß ich noch über alles spreche. Weißt du, Carly Assenhausen ist schon lange tot.« Sie sagte das so leise und sonderbar, wie wenn sie gar nichts bei den Worten fühlte.

Er drang in sie. Er wußte nicht so recht, was er sagte. Da lag sie vor ihm, war es und war es doch nicht. Und in einem kalten Entsetzen begann er plötzlich halb zu begreifen, daß es Vergangenheiten gibt, die man nicht mehr aus ihren Grüften holen kann, die keine Wärme des Herzens und keine Sehnsucht mehr lebendig und tätig zu machen vermag. Er überstürzte sich. Bot er ihr Verzeihung und seine alte Liebe an? Er wußte nicht, was er sagte. Er hielt ihre Hände — er sprach Flehentliches. Hinter ihm tickte so sonderbar laut eine Uhr. Eine Spur von Neugier — das sah er trotz aller Erregung ganz deutlich — kam über ihr Gesicht, kam und verschwand.

»Du bereust das später — es ist vergeblich, Albrecht — ich bin jedes Gefühls unfähig. Begreife doch —«

Er raffte sich zusammen. Stand steil, dachte Sinnloses und merkte nach einer Weile, daß die Kammerfrau eingetreten war und nicht abgewiesen wurde.

»Nicht wahr, es wäre mir sehr lieb, wenn die Leute im Ort bald beruhigt werden könnten?«

Die Leute, ja gewiß, die Leute —

Er stolperte über den Korridor und ging an den Fernsprecher. Der Finanzdirektor sollte den Abend mit ihm arbeiten. Um nichts zu begreifen, um nichts Eignes zu denken, saß er, bis es Mitternacht wurde, und beriet mit dem Beamten, wieviel Geld flüssig zu machen wäre, um zu helfen.

Die Groteske kam. Eine wilde Erzählung von all den rührenden Wohltäterinnen, die durch die Hand des Bürgermeisters die Stadt Dietrichstein mit Brunnen, Pflasterung, einem städtischen Museum und dergleichen mehr beglückt hatten. An die wunderbare Dankadressen abgegangen, die der Bürgermeister selbst nach Berlin, Rom, oder wo es sonst war, brachte. Denn die Wohltäterinnen verheimlichten ihre Namen auch der Post. Alles, auch der persönlichste und intimste Aufwand des Bürgermeisters, war aus Anleihen gedeckt, die die Banken gegeben hatten. Der Kriminalroman hatte unzählige Kapitel. Sooft Albrecht jemand aus dem Ort empfangen mußte, hörte er ein neues. Denn es kamen die Stadträte, und es kamen Vereinsverbände, Arbeitgeber vom Elektrizitätswerk, der Wasserleitung.

Die Groteske entrollte ihre verschiedenen Phasen, und das geschäftliche oder verbrecherische Genie des verflossenen Bürgermeisters blitzte auf in all den schauderhaften Berichten. Auch mußte dieser Mann begraben werden. Auch gab es eine Witwe. Und Albrecht mußte in den Wald fahren — ja, es war wohl nun notwendig, daß man den Abholzungsplan in seinem ganzen Umfang durchführte. Es gab Geld, und es gab Arbeit für viele, Arbeit, die man schuldig war, zu schaffen.

Schriftlich kam, ein paar Tage später, die Einwilligung Carlys für die Garantiesumme, die den Betrogenen gespendet werden sollte. Auf dem Rathaus sollten vor Albrecht und dem Konsistorialrat die Einzelnen darlegen, wie hoch ihr Schaden war, was für sie die verlorenen Spareinlagen bedeuteten.

Nach einem tüchtigen Frühstück ging Albrecht hinunter in den Ort. Er begegnete dem Auto, das den Schloßberg heraufschnob. Ein Besuch, dachte er flüchtig. Wer kam denn schon so in der Morgenfrühe?

Ein paar aufgeregte Leute starrten dem Auto nach und trafen ihn mit sonderbarem Blick. Es lag so etwas Verscheuchtes über den Menschen des Städtchens, als erwarteten sie immer noch Neues, noch Gräßlicheres. Gewiß möchten sie den toten Bürgermeister unter Flüchen begraben, dachte er.

Auf den Treppen und Korridoren des Rathauses waren so viele Menschen, daß Albrecht erschrak. Wie würde man ihnen gerecht werden können?

Dann saß er neben dem Konsistorialrat in dem alten, großen Saal. An der Wand hing das Bild seines Vaters — eine üble Lithographie aus Jugendjahren. Papa trug da einen Kronprinz-Friedrich-Wilhelm-Bart und etwas langes Haar, die Mode von 1870. Ein unbekannter Künstler hatte das

Bild auf Stein gezeichnet: »Christian Erkinger, Regierender Fürst und Graf zu Dietrichstein-Dietrichstein« stand pomphaft darunter und erweckte dem Wissenden die Erinnerung an die Konflikte und Nöte, die einst um das Wort »regierend« gegangen waren, bis es doch zugestanden wurde, und kleinste andre, wirklich Regierende dann auf ihre Münzen prägen ließen: Souveräner Fürst Soundso.

Vor Albrecht lag ein Aktenheft. Es enthielt die Namen der bestellten Menschen und die Aufzeichnung ihrer Verlustsumme; auch über Alter, Leumund und so weiter waren Vermerke darin. Das hatte alles der Konsistorialrat schon ausgefertigt. Nun sollte Albrecht noch den persönlichen Eindruck gewinnen, und sie selbst sollten Aufschluß geben, ob die Verluste ihr einziger Besitz gewesen waren, oder ob sie noch Hilfsquellen besaßen.

Der Konsistorialrat führte das Wort. Albrecht sah eine Gestalt sich gegenüber, eine von denen, die es nur in kleinen Orten gibt: ein vielleicht sechzigjähriges Fräulein, seltsam aufgeputzt mit Resten aus wohlhabenden Tagen. Sie sprach von allen Dingen, die sie hochachtete, im Plural: »Wo das Geld von Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht gelegen haben, da dacht' ich, könnte das bißchen von der Rosette Schönheit auch gut ruhen« und so weiter. Auch habe es niemand an ihrer Wiege gesungen, daß Rosette Schönheit einst als eine Bettlerin dastehen würde, da ihr Vater weiland ein Kanzlist gewesen sei, und die Herzen immer hoch geschlagen hätten für Glück und Annehmlichkeiten des hochfürstlichen und durchlauchtigsten Hauses. Sie wisse noch genau, an welchem Platz das Kinderwägelchen des Herrn Grafen im Park gestanden hätte, denn dazumal habe sie ihren betagten Vater oft aus der Schloßkanzlei abgeholt.

Sie knixte viele Male auf zierliche Weise und nahm nur ungern ihren Abschied, um einem alten Manne mit einem Stelzfuß Platz zu machen.

So ging es viele Stunden lang. Zuletzt war es Albrecht ganz wirr von all den Lebensgeschichten. Nach einer kurzen Mittagspause im Konsistorium hatte man bis zum Abend weitergearbeitet. »Ich glaube, hier gibt es überhaupt nur traurige Lebensgeschichten,« sagte Albrecht wehmütig. »Jedes dieser Geschicke fing mit freudigen Wiegenliedern an und bekommt dann seinen Bruch.« Er war sehr müde. Aber der Pfarrer hatte seine Wünsche, für heute die Sache zu beenden, immer wieder überhört.

Nun schritt er neben dem dunklen Manne, der ihn etwas überragte, die steile, gepflasterte Gasse nach oben. Die Gestirne flimmerten über der Nacht. Albrecht schauerte ein wenig zusammen, er war abgespannt und fühlte die Kälte. »Wir müssen laufen — trinken Sie ein Glas Grog bei mir?«

Der Konsistorialrat blieb stehen. »Sie müssen ganz offen sein, Graf Dietrichstein. Ich bin zur Verfügung. Es muß wohl oben so weit sein. Darf ich Ihnen die Nachricht bringen —«

»Was für eine Nachricht?«

»Oh, Verzeihung — ja, wußten Sie denn nicht — es ist doch heute morgen der Professor aus Jena gekommen — man erwartete die Entbindung zum Abend.«

Das Auto, die Beflissenheit des Pfarrers, ihn lange fernzuhalten — jetzt begriff Albrecht. Er fühlte, wie er zu zittern begann. Es war ihm gräßlich, allein in das Schloß zu gehen, von irgendeiner Bedienung zu erfahren — »Ich bitte, kommen Sie mit.«

Stille lag über dem Schloßhof. Doch alle Korridore, viele Fenster waren hell erleuchtet.

»Wollen Sie durch die Halle gehen, Graf?«

»Ja, natürlich.«

Einen Augenblick lang wunderte sich Albrecht, daß der Pfarrer wie selbstverständlich sich den Vortritt nahm. Dann fiel ihm auf, wie hastig er ihm voranging. Als wollte er etwas abwehren.

Sie waren die Hälfte der Treppen hinaufgestiegen. Oben hörte man ein Flüstern der Dienerschaft. Und plötzlich eine laute, hüpfende, triumphierende Stimme — er erkannte sie: es war die Frau von Jastrows. Und dann deutlich hell, klirrend: »Es ist ein Fürstchen geboren! Ein Prachtjunge, Leute! ein Fürstchen!« —

Kannte der Konsistorialrat die Wege hier besser als er? Unbemerkt von den Leuten kam man in einen Raum, ging weiter, war endlich im alten Arbeitszimmer Papas. Ein wenig war Albrecht allein. Er fühlte gar nichts. Nur so leer war es in dem alten

Zimmer. So tot und leer. Er mußte plötzlich an seinen Vater denken. Und an Onkel Webig. »Es ist nicht hübsch, bei der Schwägerin im Elternhaus zu Gast zu sein«, hatte der einmal gesagt. Onkel Webig — das Bild des Abkömmlings, der nicht Erbe war. Wo mochte er sein?

Albrecht ging im Zimmer auf und ab. Er blieb vor einer häßlichen kleinen Etagere stehen, die über und über mit Bildern besetzt war. Mit ruhiger Hand griff er nach einem kleinen auf Elfenbein gemalten Bildnis, das mit einer Goldplatte gedeckt war: seine Mutter als Mädchen. Er steckte das Bild in seine Rocktasche. Etwas erbt man ja schließlich von seinem Vater, dachte er.

Er hörte, daß der Konsistorialrat wiederkam. Albrecht sah auf, versuchte ein Lächeln und sagte: »Ich danke Ihnen vielmals. Es tut mir wirklich wohl, daß mein letzter Tag hier nicht in eignen Gedanken ging. Dazu verhalfen Sie mir. Das war sehr lieb von Ihnen.«

Der Pfarrer legte einen Brief auf den Tisch. Von Carly. Ja, sie hatte gesagt, er würde noch einen Brief von ihr bekommen.

»Ich hatte es anders gehofft,« hörte er den Pfarrer sagen. »Aber niemand weiß noch, was aus diesem Kind wird.«

Albrecht gab ihm die Hand. »Ich möchte ohne Abschied gehen. Nichts mehr von allem.« —

Als er im D-Zug saß — allein — und in die Nacht hinausfuhr, zog er Carlys Brief aus der Tasche und las ihn wieder:

Lieber Albrecht, es ist möglich, daß ich sterbe — da habe ich Dir noch ein Wort zu sagen. Es gilt auch dann, wenn ich am Leben bleibe.

Es war keine Phrase, wenn ich Dir sagte, daß man mir meine Jugend zerbrochen hat, daß ich das Opfer fremder Willkür wurde. Doch niemand kann von mir verlangen, daß ich über jenes Erlebnis spreche. Es ist vorüber. Zu dem Herzen, das ich einst besaß, geht kein Weg mehr zurück. Auch ich selbst finde ihn nicht mehr. Alles, was vielleicht gut in mir war, ist tot. Alles Erinnern ist für mich nur noch ein Wissen, an dem ich keinen Teil mehr habe. Vergiß mich! Besseres kann ich Dir nicht wünschen. Carly.

Das war an dem Tag nach seiner Rückkehr geschrieben. Er steckte das Blatt wieder ein, wie etwas Unbegriffenes. Und er dachte: Mir tut ja nichts mehr weh.

Über den Straßen von Berlin lag die Sonne. Man war im Februar, und in den Vorgärten um die Gegend der Potsdamer Brücke begrünten sich leise die Sträucher. Die Blumenverkäufer sahen wie die leibhaftige Fröhlichkeit aus und schwenkten die Büschel goldgelber Tazetten unternehmend den Vorübergehenden entgegen. Auch im Tiergarten lag ein grünblauer Schleier zwischen den Bäumen, und auf dem Rasen hoben die ersten Krokusblüten sich als runde Flecke.

Der Abend war voll Sehnsucht und Verheißung. Die kühle, herbe Luft stieg aus der Erde auf, man sah Holzfäller bei der Arbeit, vereinzelte Menschen gingen, alle ein wenig gehoben, froher, belebter. Man konnte denken, man wäre in einem alten, entlegenen Park, irgendwo auf dem Lande, wenn nicht, wie aus weiter Ferne, das Geräusch der weiten Stadt gewesen wäre, dieses Geräusch unendlichen, vielgestaltigen Lebens.

Albrecht war die immer leerer werdenden Alleen und Wege hinausgegangen nach der Charlottenburger Brücke zu. Da brannten schon pomphaft die Bogenlampen, Autos kamen gerast. Er blieb stehen, sah ein paar Wagen nach und dachte: Fahren sie einem Glück zu?

Und sein Herz, ziellos geworden, fühlte eine unbestimmte Erregung. Eigentlich wollte er nicht nach Hause. Aber auch nicht unter Menschen. Und doch wartete er auf irgend etwas. Nicht zu nennen, nicht zu formen. Die Stadt der tausend Möglichkeiten warf ihren Mantel über ihn. Aber er nahm sich doch einen Wagen, nicht zu einer Fahrt ins Unbestimmte, sondern ganz brav nach Hause zu seiner Arbeit. Karlluß hatte ihn gewissermaßen gezwungen, sich für etwas zu interessieren. Es handelte sich um einen militärisch-volkswirtschaftlichen Plan, nämlich die Einstellung aller nicht geradezu krüppelhafter junger Männer, aller, die bisher als Ersatzreserven oder Landsturm ohne Waffe dienstfrei geblieben waren, zu einer Art leichter Pioniertruppe, die zur Kultivierung der großen Ödländer



Preußens gedacht war; für andre wieder war ein Dienstjahr in sozialer Fürsorge erwogen. Das Ganze ging von der Idee aus, das sittliche Moment der militärischen Erziehung auch dem körperlich Schwächeren nicht zu entziehen. »Denk nicht immer an die Dietrichsteiner, denk an das ganze Volk!« hatte Karlluß gesagt.

Eine Zeitlang ging es auch. Mit Gewalt dachte sich Albrecht neue Lebenspläne zurecht. Aber wie es allen geht, die nicht aus einer im Lebenskampf stehenden Rasse stammen: alles schien ihm mühselig, leer, ohne Reiz, ohne Elan. Er sah die tausend Möglichkeiten der großen Stadt, sah ihr fieberndes Leben und blieb immer in dem Gefühl der Ausgeschlossenheit, des Zuschauers. So schleppten sich die Wochen hin und wurden zu Monaten, und manchmal dachte er: Vielleicht kann man sich auch an das Unerträgliche gewöhnen.

Albrecht ging mit Heibrug über den Pariser Platz. Die Märzsonne schien warm und golden, die Menschen hatten schon leichtere, fröhliche Kleider an. Heibrug erzählte, daß er wirklich noch mal in das Haus gegangen sei, wohin ihn damals der Ring geführt hatte. Und er habe nicht übel Lust, sich das Schloß mit dem sogenannten Bann anzusehen. Vielleicht wäre trotz all den eigentümlich leeren und kalten, ja sozusagen rationalistischen Bannberichten der Besitzerin dort etwas zu erleben. Herr Kolescha, der Regisseur, mit dem er viel verkehre und der ein großer Kenner solcher »Phänomene« sei, und vor allem ein ausgezeichneter Hypnotiseur, hielte es nicht für ausgeschlossen, daß so ein altes Schloß mit vielen Erinnerungen vielleicht gewisse Suggestivkräfte auf die Bewohner ausüben könne.

Heibrug war stehengeblieben und erklärte eifrig die Theorien der Erfahrungen des genannten Kolescha. Albrecht stutzte: vor dem Hotel Adlon stand ein offenes Automobil. Eine Dame stieg ein. Erst glaubte er eine Sekunde lang, Ähnlichkeit narre ihn und ließe ihn in schrecklicher Schwäche das Herz klopfen. Dann wußte er, es war Carly. Eine gemäßigte Trauerkleidung ohne Pomp — ihr Gesicht, ihr hochmütiges, blühendes Gesicht. Und kein Zweifel mehr, auch Frau von Jastrow. Und hinter den Damen kam ein Herr. Er nahm auf dem Rücksitz Platz. Es war nicht Assenhausen, niemand, den er kannte. Ein sehr großer, sehr vornehm aussehender Herr in mittleren Jahren. Das Auto setzte sich in Bewegung — nach den Linden zu.

»Was gucken Sie denn da? Ach so, wohl Bekannte —« Und Heibrug redete weiter von Herrn Kolescha.

Albrecht starrte noch immer dem Auto nach, obwohl es sich schon unter andern verloren hatte.

»Mein Gott, Graf, sehen Sie denn am hellen Tag auf dem Pariser Platz Gespenster?«

Albrecht fühlte Heibrugs Arm sich in den seinen schieben. Er konnte einer körperlichen Schwäche nicht im Augenblick Herr werden. Und fast voll Grauen fühlte er, alles mühsam Aufgebaute der letzten Monate war in einer Sekunde wie umgeworfen, weggeblasen, nur weil er die Frau, die er nicht vergessen konnte, wiedergesehen hatte. »Es gibt auch lebendige Gespenster,« sagte er endlich. »Irgend jemand fuhr vorüber — erinnerte mich. Aber sprechen wir weiter! Wann wollen Sie die Fahrt machen? Sie meinten, ich soll mich vorher mit den Dingen noch etwas beschäftigen?«

Heibrug winkte einem Auto. »Es ist am besten, wir fahren nach Hause. Kolescha ist heute bei uns.« Damit schob er Albrecht sacht in den Wagen. Als sie saßen und das Auto durchaus nicht nach der Viktoriastraße fuhr, sondern stille Teile des Tiergartens sanft durchglitt, sagte Heibrug väterlich: »Vor Tagesgespenstern muß man nicht erblassen. Hinunter damit! Einmal kommt immer unsre Stunde, wo wir abrechnen, wo wir die Bilanz schreiben. Ich kenne Ihr persönlichstes Schicksal nicht, Graf, aber ich kann nicht glauben, daß Sie ein Lebensideal um eine Schuld verscherzten. Den Frauen ist Untreue, jene gewisse Untreue, die dem Manne so herzlich wenig bedeutet, auch oft Schuld. Das Lächeln darüber hilft dann nichts, wenn man an der Frau mit all ihren Vorurteilen hängt. Aber bei Ihnen« — er redete nun sanft und nachdenklich — »wird so etwas nicht sein. Sahen Sie jemand aus Ihrer alten Heimat?«

Albrecht nickte mechanisch. Sein Erbschaftsgeschick war ja wohl auch Heibrug bekannt.

»Ja, die Scholle, Graf, ist eine geheim-



nisvolle Sache. Meine Eltern hatten nur einen kleinen Garten und ein altes Haus. Lange war es mir fast unerträglich, daß mein Vater es verkauft hat — nun gehört es andern, die es nicht mehr loslassen. Ich verstehe gut — gerade dann, wenn der Frühling kommt, wenn man sich erinnert, wie süß es ist, sein Erwachen auf einer eignen Erde mitzuerleben, wenn man in der alten Heimat fast jeden Baum wie einen Vertrauten kennt und weiß, wo die erste Buche grün wird.« Er sah ganz verändert aus. »Der hohe Frühling dann, der sich schon in den Sommer neigt, wenn die weichen Blütenkronen noch so licht sind — wie selig war das Einst frühester Jugend!«

Sonderbarster! dachte Albrecht.

Aber das zarte Lächeln war schon wieder weg von Heibrugs Gesicht. Energiebelebte Züge wandten sich Albrecht zu. »Ich will nicht nur wegen des Banns auf das Schloß in Sachsen-Weimar, nein, ich habe noch ein paar andre Landsitze zum Besichtigen. Sie müssen mitkommen. Karllutz ist der idealste Mensch, den ich kenne, aber in dem einen versteht er Sie nicht, daß ein Mann mit Ihrer Herkunft — ich meine nicht Ihrem Titel, es würde das gleiche sein, wären Sie ein Bauernsohn — etwas wie eine eigne Scholle braucht. Eine Mietwohnung allein fühlt man als Erdgeborener immer fast wie einen Makel. Es geht mir selbst so, obwohl mein Vater nur ein kleines Häuschen hatte und unser Garten kein Sanssouci war.«

Albrecht fühlte sich in einem ungesprochenen Wunsch verstanden. Doch er sagte zaghaft: »Ich bin sehr unbemittelt. Ich kann keine Landsitze kaufen.«

»Aber ich,« antwortete Heibrug gemächlich. »Seien Sie beruhigt.« —

Zu Hause ging Albrecht der Vorschlag noch durch den Kopf. Ja, wenn er irgend etwas eignes Land hätte, wie Heibrug meinte. Aber das war dann ja erinnerungslos.

Frau Pompefunèbre stand vor ihm. »Eine Dame!« flüsterte sie wehleidig. Sie habe gebeten, wen sie melden dürfe, aber die Dame hätte so sonderbare Augen, und vielleicht verstünde sie nicht Deutsch, denn sie hätte nicht geantwortet.

Er stand auf. Ich bin ein Narr, dachte er, denn er wartete auf Carly. »Aber lassen Sie die Dame doch nicht auf dem Korridor —« Ratlos sah er um sich, ratlos sah er nach der Tür.

Enttäuscht und doch wie erleichtert erblickte er die Gräfin Pawel. Sie kam mit sonderbar steifen, wie unwirklichen Schritten auf ihn zu, sah gerade in die Luft und sagte: »Ich werde Sie pflegen, wenn Sie sehr krank sind.«

Einen Augenblick lang war er gänzlich verwirrt, fast ohne Begreifen. Da sah er, daß die Gräfin sich wandte und mit denselben sonderbaren, steifen Schritten wieder auf die Tür zuging.

»Gnädigste Gräfin, tausend Verzeihungen — ich — ich —«

Erschrocken bog sie den Kopf zurück. »Wo bin ich denn?« fragte sie tonlos und sah Albrecht fast entgeistert an, als kenne sie ihn nicht.

Der Ring von Heibrug! durchfuhr es ihn. »Gnädigste Gräfin, Sie wollten ja — Sie sollten mir den Ring bringen. Den Ring von Herrn von Bruglochner.«

Wie mechanisch zog die Gräfin den rechten Handschuh aus. Der ihren kinderhaften Händen viel zu weite Ring fiel herunter und rollte auf den Teppich. Albrecht bückte sich, ihn aufzuheben. Die Gräfin Pawel stand in ratloser Verlegenheit. Ihr kleines Gesicht war ganz hilflos bleich. Albrecht klingelte Frau Pompefunèbre nach Tee. Langsam kam die Gräfin wieder zum Bewußtsein. Man konnte es ganz deutlich sehen: ihr Erscheinen hier war in einem halb schlafwandlerischen Zustand gewesen. Und Albrecht dachte: Dieses Spiel mit dem Ring ist keine so harmlose Sache.

Er brachte die Gräfin nachher in ihre Wohnung und war erregter über den Vorfall, als er eingestand. Auch Karllutz fand ihn seltsam. Denn die Persönlichkeit der Gräfin schloß jede Mystifikation, jede Täuschung aus.

Am andern Nachmittag ging Albrecht in die Teezeit, sich nach dem Befinden der Gräfin zu erkundigen. Er dachte, er müsse doch sehen, ob ihr die seltsame Sache nicht geschadet oder sie hinterher erregt habe.

Pawels hielten einen gebrechlichen alten Diener. Ein Herrenmantel hing auffällig im Flur. Es paßte Albrecht schlecht, daß da Besuch war, er wollte doch die Sache noch besprechen. Der Diener aber hatte schon die Tür aufgerissen nach einer kleinen



Bibliothek, hinter der der Salon lag. Albrecht hörte Stimmen durch die offenen Flügeltüren, hatte das Gefühl, wieder umkehren zu mögen, und trat doch ein. Er sah drei Menschen um die Gräfin, zwei Herren und eine Dame, erschrak, wußte nicht, was er sagte, küßte der Gräfin die Hand, hörte wie im Traum eine Vorstellung: »Prinz Keyenberg — Immo Pawel«, verbeugte sich und sah in Carlys kühles, schönes, blühendes Gesicht.

»Guten Tag, Albrecht,« sagte sie in großer Lässigkeit, »eben sprach die Gräfin von dir. Ich freue mich, daß du dich in Berlin gut amüsierst.«

Er fand keine Antwort. Steif stand er da und merkte nur, daß die Gräfin Pawel in gesellschaftlicher Gewandtheit das unterbrochene Thema wieder aufgriff und ihn einbezog, ja ein wenig auszeichnete. Sie sagte, daß sie auf die Dinge, die man besprach, erst durch Albrecht und seine Freunde gekommen sei, und daß somit Albrecht viel besser Auskunft geben könne als sie.

Er sprach. Er fühlte, daß er zu laut und zu lange redete, und auch schlecht. Aber er fand keine Unbefangenheit. Wie durch einen Schleier sah er, daß der mit Prinz Keyenberg bezeichnete Herr, derselbe, der gestern im Auto mit Carly gefahren war, eine diskrete Beflissenheit um sie zeigte. Eine ihm schreckliche Viertelstunde quälte sich hin. Dann stand Carly auf.

Mit ihr zugleich Keyenberg. »Ich darf Durchlaucht noch bis zum Auto bringen,« sagte er betont. Und er fügte hinzu, ebenso betont, daß um sechs Uhr eine Herrenhaussitzung sei. Man plaudre gewiß lieber in angenehmstem Kreise von schönen Dingen — aber die Pflicht.

»Tag, Albrecht, laß dir's gut gehen!«

»Bist du noch länger hier?«

»Bis morgen nur.« Und gedankenlos, leer, achtlos fügte sie, wie zu jeder Verabschiedung, ein »Auf Wiedersehen!« hinzu. Die Gräfin begleitete sie hinaus.

Immo Pawel, der Husarenoffizier, anscheinend ein Halbbruder der Gräfin, denn er war jung, sagte, als er mit Albrecht allein war: »Ihre Kusine ist fabelhaft hübsch. Keyenberg scheint ganz hin. Aber ich glaube, sie ist sehr stolz auf ihre Durchlaucht. Ist es wahr, daß sie effektiv des Titels wegen nicht mehr heiraten will?«

Albrecht hörte sich sagen: »Da mein Bruder noch nicht lange tot ist —« Und dann drängte es ihn fort.

Er nahm auf der Kantstraße ein Auto und ließ sich durch den Tiergarten fahren. Man konnte sich einbilden, das wäre ein weiter Wald, und über seine Einsamkeit käme man hin zu etwas Geliebtem.

Carly war in der Stadt. Wenn ich zu ihr ginge! durchzuckte es ihn. Aber er durfte sich nicht einer neuen Demütigung aussetzen.

Vielleicht fand er bei Frau von Bruglochner eine gute Stunde. Sie vermochte ohne Worte zu trösten, eine sanfte, schwesterliche Beruhigung ging von ihr aus.

Er traf sie allein, mit alten Bildern und Briefen beschäftigt, als wäre auch für sie ein banger Abend. Sie freute sich seines Kommens und empfing ihn wie einen zum Hause Gehörigen, der immer erwartet wird. Er empfand es wunderbar wohltuend, bei ihr zu sein. Ihr ganzes Wesen ruhte in einer schönen Sicherheit, und es schien, als flösse davon auch etwas über zu den Menschen.

»Sie sind nicht gelassen,« sagte er, »auch nicht geduldig. Ich kann mich nicht so ausdrücken, man meint, Sie wissen für alles die richtige Zeit.« Er hörte sie etwas erwidern, achtete aber nicht auf den Sinn der Worte; mehr der Klang, die Kraft des Wesens, die daraus sprach, hatte etwas, das ihn anzog, ihn anreizte.

»Wie sonderbar,« sagte sie dann, »ich habe lange in einer sehr persönlichen Welt gelebt und dachte endlich, das sei ein Egoismus oder eine Verzärtelung des eignen Wesens, und es bedeute eine Pflicht, sich, so bescheiden es immer sein möge, den Dingen der Zeit, der Allgemeinheit zuzuwenden. Oder, besser gesagt, den Idealen der Gegenwart, in der man lebt. Sie wissen, Graf, Berlin ist mir nicht fremd. Ich habe fast sechs Jahre lang hier gelebt, wenn Sie wollen, meine Erziehung hier genossen. Und nun suchte ich, suchte ich. Ich fand unendlich viele Bestrebungen um das materielle Wohl der unteren Stände, ich fand eine Unmenge von Bildungsanstalten, fand all die Dinge der Frauenbewegung — ach, tausend gute, nützliche Dinge. Aber ein Ideal der Zeit, eine große Idee, nach der die Menschen lebten, die sie zu erreichen suchen, fand ich nicht. Arbeit um des Ge-



nusses willen, ein rastloses Ringen um Geld, das fand ich. Steht es wirklich in Deutschland so, daß man dies als Merkmal der Zeit betrachten muß?«

Er errötete. Vielleicht vor ihrem Willen zu einem Tun. »Ich dachte,« sagte er zögernd, »diese gewissen, sehr abstoßenden Dinge, die man in Berlin sehen kann, vielmehr sehen muß, wenn man nicht ganz blind ist: ich meine die Anbetung aller Tagesdinge in Theater, Kino, Literatur und nicht zuletzt der Malerei und die wahnwitzige Überschätzung alles Materiellen sind weniger Erscheinungen der Zeit als das unvermeidliche Zubehör einer Weltstadt. In jeder Weltstadt gibt es eine Halbwelt. Berlin ist so rasend schnell gewachsen, so unvermittelt zur Weltstadt geworden. Daran haben die Menschen eine gewisse Freude, sind deshalb am Ende duldsamer gegen den Demimondegeschmack, den die sogenannte Kultur des öffentlichen Lebens zurzeit hier trägt. Ich meine fast, mit dem Begriff Deutschland hat das im Grunde sehr wenig zu tun. Sie vergessen, Berlin spielt für Deutschland nicht die Rolle, die Paris für Frankreich hat. Wenn man von Frankreich spricht, meint man bekanntlich Paris. Wir haben große Kulturstätten in der Provinz, in den Hauptstädten der Bundesstaaten. Dort geht man nicht in Tingeltangel, in fürchterliche Ausstellungen von Futuristen — man bespricht andre Dinge. Das deutsche Ideal muß man heute bei denen suchen, die nicht die herrschende Gesellschaft bilden — die in kleinen Mittelpunkten wirken. Für den Offizier«, setzte er langsam hinzu, »ist es wohl der alte, einfache Begriff geblieben: das Vaterland.«

Sie wurde lebhaft: »Und warum ist dann eine solch harte, fast kantige Trennung zwischen den Vertretern der Armee und den Intellektuellen des Landes? Warum trägt die herrschende Intelligenzgruppe einen gewissen internationalen Verbrüderungsgedanken? Warum wiegen sich diese Menschen in der Idee, Frankreich sei versöhnlich, England brüderlich gesinnt? Tappt man in dem Wahn, Kongresse, Diners und Verbeugungen nach Paris und London könnten einen uralten Rassenhaß verwischen?«

Er war plötzlich munter. »Ich habe niemals solche Verbeugungen gemacht, ich mache sie nur nach Skandinavien hin, wenn Sie gütigst verzeihen.« Und angeregt fuhr er fort: »Wille zur Macht oder persönlichstes Leben — diese beiden Ideale erkenne ich an. Sich zu verallgemeinern, ist kein Ideal. Wem nicht Geburt oder die Gunst des Augenblicks die Möglichkeit zur Macht im öffentlichen Leben gab, der dient wohl seiner Zeit, seinem Vaterland und so auch seiner Kultur besser, wenn er das persönlichste Leben führt, von dem Sie ausgingen in unserm Gespräch, gnädigste Frau.«

Sie saß ein wenig zurückgelehnt und lächelte ihn an. »So rasch gebe ich mich nicht besiegt. Aber heute wollen wir noch andres sprechen. Kamen Sie eben mit dem Ring der Gräfin zu mir — als Tröster für künftige Leiden?«

»Sie glauben nicht an den Ring? Ich meine, Sie halten Heibrugs erstes Erlebnis für einen seltsamen Zufall, alles andre für Autosuggestion?«

Sie lächelte weich. »Ich glaube alles, Graf. Ich würde die wundersamsten Wunder und Geschehnisse glauben. Denn noch viel wunderbarer als alle Ringe und Zeichen und Mirakel ist mir schon das Einfache, daß es im Menschen die untrüglichsten Instinkte der Sympathie und die der unbedingten Abwehr gibt, mag der Mensch, dem wir begegnen, dazu scheinbar auch nicht den geringsten Anlaß bieten. Es ist mir das einfache Leben zwischen Menschen untereinander immer so voll von schönen und seltsamen Dingen, so voll Möglichkeiten und reichen Erfahrungen, daß ich die Mitwirkung aufregender Ringe, und was es noch gibt, mehr in ihrer Wirkung auf die Menschen als in ihrem Wert an sich betrachte.«

Es war ihm wieder, als spüre er die Kraft dieser blonden Frau wie etwas, an dem man durch seine Gegenwart teilhatte. Was aber hatte sie selbst für ein Schicksal, wenn es doch nicht Heibrug hieß? »Sie kennen nichts Unheilbares im Leben, gnädige Frau?«

Ihr Blick traf ihn. Er wußte nicht, was auf dem Grund dieser Augen lag. Langsam antwortete sie: »Wir wünschen oft etwas zu heilen. Es kann uns in Zeiten eine solche Wiederherstellung alter Dinge der einzige Sinn des Daseins bedeuten. Und hätten wir es erreicht, so wären wir ihm



vielleicht entwachsen. Nehmen wir einmal dies: wir hängen noch an einem Menschen, der sich von uns wandte. Wir denken Tag und Nacht an ihn, unser Unterbewußtsein läßt den Gedanken auch dann nicht ruhen, wenn unser Verstand, unsre Hand sich anders betätigt. Aber kämen wir an unser Ziel, dann könnten wir uns wohl nicht mehr zurückbilden zu dem alten Ideal. Denn ungleich lägen dann die Dinge. Wer lange Leiden trug und viele Schmerzen hatte, ist kein Gefährte oder doch nicht der letzte Freund mehr für den, der kühl und gleichgültig einem Alltag oder angeregt einem Amüsement lebte. Denn daß zwei Getrennte *eine* Trauer, *einen* Schmerz gleichen Ranges umeinander trugen, ist wohl das Allerseltenste.«

Sprach sie von sich selbst? Er wußte es nicht. »Nicht den gleichen Schmerz,« sagte er träumerisch. »Aber man kann es nicht glauben, daß bei jemand eine Liebe, mit der er ging, die vielleicht seine Jugend bedeutete, spurlos erlischt. Nicht Treue, nicht Wille sind es, die uns wieder rufen. Jeder große Affekt, einst gelebt, rinnt doch in uns fort — wie soll man ihm entfliehen können? Warum bringt Heibrug allen Unruhe? Weil er überall an Affekte rührt, die vielleicht zu schlafen schienen. Und der Mensch wandelt doch dabei, geht sinnlos durch das Leben. Wenn man hinginge zu solchen Schlafwandlern, das Wort fände, das sie wieder zu ihrem Herzen ruft —«

»Ist es gut, Graf,« hörte er Frau von Bruglochner sehr sanft sagen, »so viel Liebe, so viel Wärme und menschliches Gutsein immer zu einer Toten tragen zu wollen, das heißt zu einer, die es nicht mehr begreift? Nennen Sie es nicht Treue. Treue ist eine Angelegenheit, die nur uns selbst angeht. Wir sind unsrer eigensten Natur und dem, was sich ihr verband, Treue schuldig. Wenn unsrer eignen Natur aber Leere und Kälte und Trägheit des Herzens nicht gemäß ist, sollen wir dann nicht verlernen, immer wieder noch da eine Heimat zu suchen, wo wir die Trägheit des Herzens erblickten?«

Sie sah ihn frei und herzlich an. Er dachte: Wie lieb ist diese Frau!, und fragte verwirrt: »Woher wissen Sie von mir?« Er beugte sich ihr ein wenig näher zu, küßte ihre Hand und war einen Augenblick lang seltsam ruhig, als wüßte er, diese Hand würde ihm wohl tun.

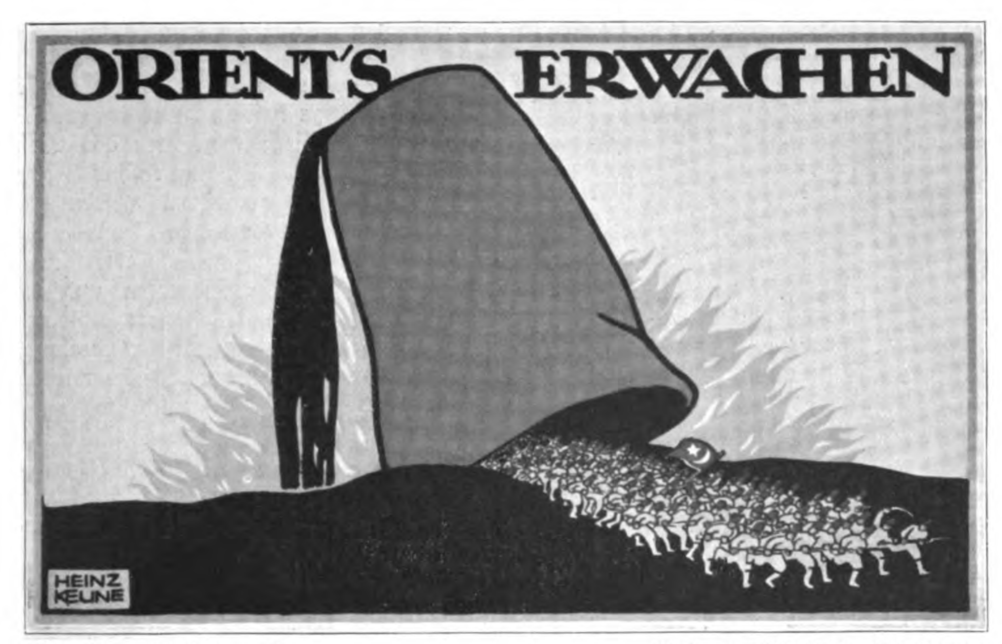
»Woher ich von Ihnen weiß? Vielleicht verstehen Sie es nicht so recht, aber es ist so: Männer sagen mir immer das, was sie einer andern sagen wollten, die nicht da ist und die sie nicht vergessen können, und darum denke ich es vielleicht auch von Ihnen. Ich bin so etwas wie eine Freundin, über der noch ein Schimmer von Jugend liegt, und die viel weiß aus einem langen Leben.«

Er mußte ein wenig lächeln angesichts ihrer blühenden Blondheit und ihrer frühen Jahre und fand ein seltsames Begreifen, ja die Freiheit zu einer kleinen, brüderlichen Offenheit. »Da ist ein altes Schloß, auf dem ich geboren bin, und da ist das alte Land, da sind die weiten, weiten Wälder. Um dieses alles bin ich so traurig, daß es mich nur noch quält, die Natur zu sehen, den Frühling kommen zu sehen. Denn dort in der Heimat bin ich ein Fremder, ohne Recht. Und die Frau, die ich so sehr geliebt habe, lebt dort als Herrin, und alles ist mir verschlossen.«

Er fühlte ihre sanfte Hand auf der seinen und spürte dieser lieben Hand eine Bewegtheit an. »Liegt nicht jedem in Jugendferne ein Malmaison — mit all dem tödlichen Reiz glücklicher Jahre, dem Traum von Ruhm und der Wehmut der Vergangenheit? Aber wissen Sie, Lieber, ein schönes Herz kann uns das alles wiedergeben. Die Veilchen eines Frühlings und die grünende Erde und den Wind, der hinter den Wäldern weht. Kennen Sie das alte Wort von Musset: Aime, et tu renaîtras!? Liebe, und du wirst auferstehn!? Im Sommer gehen wir alle, Heibrug, meine Freundin und ich mit der Gräfin Pawel, auf die alte Burg in Thüringen. Es soll zu kaufen sein. Sie müssen mitkommen. Ich erwarte es von Ihnen. Vielleicht kann es etwas werden, ein Besitz, eine Freude, eine zweite Jugend. Denken Sie nicht mehr an den bangen Abend. Das Leben ist so reich. Und einmal kommen wir alle heim.«

Das klang wie ein ferner Ton von Glück. »Liebe Freundin!« sagte er.

(Schluß folgt.)



Heinz Keune: Ansichtskarte — Verlag von König & Ebhardt in Hannover

Die deutsche Zeichenkunst und der Weltkrieg

Von Dr. Walter F. Schubert



Zu allen Zeiten und an allen Orten haben Kriege die tiefsten Pflugspuren gezogen über Völker und Länder und über alles, was sie hervorbrachten und schufen. An den Kampfplätzen war immer Verwüstung und Schrecken und in der Heimat der Streiter stets Hoffnung und Sorge und ein Aufwühlen alles Bestehenden bis zum Grunde. In Angriff und Abwehr sind die Mittel seit Jahrhunderten in ihren Wirkungen gesteigert worden, die Schlachtfelder sind an Ausdehnung gewachsen, das Zerstörungswerk, das früher langsam nur mit der Heerschlange vorwärtskroch, besorgen heute Tausende von Kriegsmaschinen auf ferne Strecken hin und in weitem Umkreise.

Und wie die unmittelbaren Einwirkungen der Kriege an Weite und Wucht gewachsen sind, so sind mit den Fortschritten der Kultur auch die wirtschaftlichen Folgen blutiger Auseinandersetzungen immer tiefer geworden. Handel und Wandel, Kunst und Wissenschaft, alle Pulsschläge im Leben der großen Millionenvölker unsrer Zeit geraten in fieberhafte Erregung und Unruhe, wenn die eisernen Würfel gefallen sind.

Sahen wir es nicht im August 1914, als die schwüle politische Spannung, die über Europa lastete, von den Blitzen der Kriegserklärungen durchzuckt, erhellt und entlastet wurde, mit welcher Riesenkraft der Krieg in das vieltausendmaschige Netz unsers großen sozialen und völkischen Organismus griff, an allen Strängen zerrte, alle Nerven und Fasern zum Mitschwingen, zur Regsamkeit brachte? Einen Augenblick ging es wie ein banges Stocken durch die Herzen von Millionen: »Was nun? Sind wir bereit? Oh, unsre Eisenbahnen, unsre Industrie, unser Leben!« Aber während noch die druckfeuchten Extrablätter ihre hastigen Meldungen über die Menschen riefen, rollte sich von tausend Spulen ohne Hast und Stockung das endlose Band ab, das unsre Heeresleitung in langen Jahren starker Friedensarbeit für den Fall der Mobilmachung geschaffen hatte. Da war alles bedacht, alles bereit, alles in deutscher Ordnung. Die Heere zogen aus, neue wurden einberufen, gewaltige Aufträge an Gewerbe und Handel verteilt, die Wohlfahrts- und Verwundetenpflege organisiert, der Wissenschaft neue Aufgaben gestellt. Und als dann noch von West und Ost die Siegesnachrichten kamen, da wurde die Unrast der ersten Tage und Wochen bald verdrängt von dem Ge-


Alex Oppler: Franktireure
Aus »Krieg und Kunst«. Verlag von Julius Bard in Berlin

in die Worte ihrer Sprache zu kleiden. Aber erst als die Siegesnachrichten aus West und Ost in rascher Folge sich zu einem Heldenbuche des deutschen Heeres ansammelten, als die Kunst unsrer Feldherren und die Tüchtigkeit unsrer Soldaten dem geliebten Vaterlande Schutz und Ruhe wiedergaben, als auch das wirtschaftliche Leben sich durch die zitternde Unrast der ersten Kriegstage, durch die schweren Erschütterungen und Umwälzungen der ersten Wochen zu ernster Festigkeit durchgerungen hatte, kam die Kunst wieder zu ihrem Rechte, trafen unsre Künstler und Kunstgewerbler wieder auf ein Publikum, das aus Miterleben und Mitfühlen einen neuen Weg zur Kunst gefunden hatte. Freilich, die Photographie war eine gefährliche Nebenbuhlerin, die dem Bedürfnis der Massen nach »aktuellem« Bildstoff rasch und in unbegrenzter Zahl zu entsprechen vermochte. Als jedoch die ersten an Ort und Stelle gefertigten Skizzen unsrer Künstler in den großen Zeitschriften erschienen, zeigte es sich bald, daß diese Blätter von der Gesamtstimmung eines Lebensausschnitts ein weit eindringlicheres und wirksameres Bild zu geben wußten als die an wesentlich engere Grenzen gebundenen Erzeugnisse der photographischen Kamera.

fühl des Vertrauens und der Ruhe. Man lernte sich mit den schweren wirtschaftlichen Schäden und Schwierigkeiten, die immer neu auftauchten, allmählich abfinden, sich bescheiden und mit andern Mitteln gleiche Ziele erstreben. Und man fand auch die Wege zur Kunst wieder, zur bildenden Kunst — denn Musik und Dichtkunst hatten allezeit die Verbindung mit dem deutschen Herzen zu erhalten gewußt.

Eine Weile freilich stand unsre bildende Kunst stumm beiseite. Wie gebannt starrten ihre Jünger in das unerhörte, riesenhaft gesteigerte Lebensgefühl dieser Tage. Vor solcher gewaltigen Flutwelle mußte alles künstlerische Wollen und Planen zunichte werden, neben ihrer erhabenen Schönheit alles andre verblassen. Erst als ihre Hochflut verrauscht war, als die starre Bewunderung, das atemverhaltende Schauen mit der weithinrauschenden, im Fernen noch Auge und Herz beglückenden Begeisterungswelle ruhigere Formen angenommen hatte, fanden auch die Künstler allmählich die Kraft wieder, die Gewalt dieses Erlebens

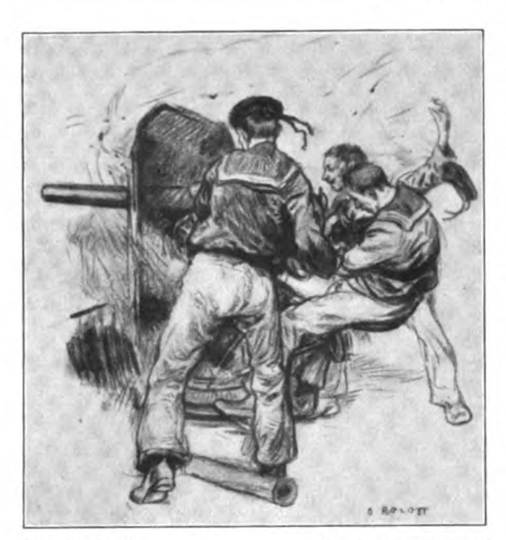
Die Eigenart des modernen Krieges zwingt ja dazu, die wichtigste Tätigkeit in die Stunden der Dämmerung und der Finsternis zu verlegen, und den erregenden Stimmungsgehalt dieser von seltsamen und unheimlichen Formen und Farben belebten Welt, dieses wilden Spuks von langgreifenden Scheinwerferblitzen und rundstäubenden Raketenkugeln, von schweren farbigen Gaswolken, von flockenzarten weißen Schrapnellwölkchen und feuerblitzenden Granatenexplosionen kann nur Hirn und Hand eines Menschen, eines Künstlers erfassen, der selbst unter dem Bann dieser Erscheinungen

gestanden hat, und nur in Skizzen, in rasch hingeworfenen Zeichnungen, höchstens mit einigen wenigen Farben läßt sich ein Niederschlag solcher nervenaufpeitschenden Vorgänge gewinnen. Größere Arbeiten, vollausgeführte Ölbilder werden erst spätere Zeiten auf der Grundlage dieser unmittelbaren Eindrücke erstehen sehen, sofern es sich nicht lediglich um Arbeiten aus friedlicherer Zone, um Bildnisse oder Landschaften hinter der Front handelt. Einstweilen ist für solche großen Originalwerke weder bei den Künstlern noch beim Publikum Neigung und Muße vorhanden. Wie der Künstler rasch sein Erleben mit Stift und Pinsel formen muß, um der ewig flutenden Bewegtheit seiner Umwelt folgen zu können, so verlangt das Publikum nach lebendiger, eindrucksstarker Sprache, nach Bildern voller Unmittelbarkeit und Wohlfeilheit. Es will selber Kriegsbilder besitzen, sammeln, verschenken. Aus der Summe alles dessen wird sich uns und den Enkeln ja einst das Reich der Erinnerungen aufbauen. So hat denn die Graphik, die ganze Griffelkunst, die solchem Verlangen am besten zu dienen vermag, in diesen Zeiten einen überraschenden Aufschwung genommen, die reine Schmuckgraphik nicht minder als die sogenannte Gebrauchsgraphik. Die Zahl der Einzelblätter und Mappenwerke, der Zeitschriften und Bücher, die sich ausschließlich mit »Kriegsgraphik« befassen, wächst täglich. Alle Richtungen und Schulen begegnen sich auf diesem Wege, alle Arten der Vervielfältigung werden herangezogen, alle Bildgrößen von der kleinen Siegelmarke bis zum metergroßen Kunstblatt und zum noch weiter bemessenen Plakat dem Schmuckzweck dienstbar gemacht. Und des Gegenständlichen endlich ist kein Maß und Ziel mehr.

Zu Kriegsbeginn waren es vornehmlich die Bilder des Kaisers und der deutschen Bundesfürsten, die unsre Graphiker beschäftigten. Mit den Erfolgen in West und Ost rückten die siegreichen Feldherren in den Brennpunkt des allgemeinen Interesses. Den besten Gradmesser für die Volkstümlichkeit unsrer Heerführer gibt wieder die Griffelkunst ab. Hindenburg hat es — ohne die vielen Photographien — auf mehr als ein halbes Tausend Bilder gebracht. Allein er hat auch die Schattenseite solcher Allbeliebtheit kennenlernen müssen. Wenn es schon bei den Zeichnungen neben einigen vollendeten Kunstschöpfungen einen großen Wust von Durchschnittsleistungen und mehr noch dürftigen Dilettantenübungen gab, so wurde die Wagschale des Mittelmäßigen vollends niedergedrückt durch all jene Erzeugnisse des Kunstgewerbes, mit denen findige Köpfe den Namen Hindenburg zu verbinden wußten. Der große Meister der Kriegskunst mußte es sich nicht nur gefallen lassen, sein Bild in Marzipantorten geknetet, in allerlei edle und mehr noch unedle mineralische und metallische Stoffe geprägt und geformt zu sehen, er mußte es sich auch bieten lassen, auf Fußmatten mit Füßen getreten und auf Nadelkissen durchspießt und durchbohrt zu werden: wahrlich ein kaum zu überbietender Akt der Langmütigkeit des Gefeierten, mehr aber noch der Geschmacksverirrung des Herstellers und Benutzers. Denn ist es schon wenig erfreulich, wenn



Steinzeichnung von Max Liebermann
Aus der »Kriegszeit«. Verlag von Paul Cassirer in Berlin



Otto Roloff: Gruß an England
Zeichnung aus dem »Wieland«. Wieland-Verlag von Julius Bard in Berlin

die höchste Ehrenzier des deutschen Kriegers, das Eiserne Kreuz, als Schmuck auf den unmöglichsten Dingen angebracht wird, auf Kaffeewärmern, Schlummerkissen und Oberhemden, so wirkt ein solches Hineinziehen einer gefeierten Persönlichkeit in die nüchternste Alltäglichkeit geradezu widerwärtig. Anders liegen die Dinge, wenn etwa das Eiserne Kreuz als dekoratives Element auf einem kunstgewerblichen Gegenstand angebracht wird, der — wie beispielsweise ein Kriegstagebuch oder eine Mappe zum Aufbewahren von Kriegsdokumenten, Kriegsbriefen u. a. — seine Daseinsberechtigung aus einem unmittelbaren Kriegsbedürfnis herleitet und in einer nicht nur äußeren Beziehung zu dem Gegenstand steht. Vorbildlich in dieser Hinsicht und ganz im Sinne der Bestrebungen des geschmackserzieherisch so verdienstvoll wirkenden »Deutschen Werkbundes« sind hier die schlicht in Leder oder Leinen gebundenen, mit gutgesetzter klarer Beschriftung und bescheiden vornehmem Schmuckwerk versehenen Gebrauchsbücher der Kunstanstalt König & Ebhardt in Hannover: Kriegstagebücher für Private und Gemeinden in Leder und Moleskin, Dokumentenmappen in Leinen u. a.

Neben den Bildern der Herrscher und Führer erscheint am häufigsten das Thema »Feldgrau« in allen graphischen Darstellungen. Wie unsre wackeren Krieger leben, streiten und sterben: das ist der Gegenstand Tausender von gezeichneten Blättern. Eine reiche Ausbeute liefern da unsre großen Bilder-Zeitschriften ernster und heiterer Richtung. Selbst die scharfzahnigen Witzblätter, die sonst oft und gern dem deutschen Offizier, dem militärischen Drill, dem vielgeschmähten und nun über alles gepriesenen preußischen »Militarismus« etwas am Zeuge flickten, sind mit Kling und Klang ins Lager der Bewunderer übergegangen und geben ehrlich und kernhaft ihrer neuen Überzeugung Ausdruck. Für unsre sämtlichen Zeitschriften ist der Weltkrieg Mittelpunkt alles Schreib- und Zeichenwerks. Eine ganze Reihe andrer Verlagserzeugnisse verdankt ihm überhaupt erst ihre Entstehung. Wir besitzen in Nord- und in Süddeutschland bereits mehrere solcher Zeitschriften, die nur Kriegsgraphik enthalten. In Norddeutschland verdient das Unternehmen der Berliner Sezession Beachtung, das der Verlag von Julius Bard unter dem Titel »Krieg und Kunst« herausgibt. Es bietet für einen wohlfeilen Preis auf einzelnen in Heftform lose aneinandergelegten Blättern beste, zum Teil farbige Künstlersteinzeichnungen (Abbild. S. 690). Während hier auf das geschriebene Wort ganz Verzicht geleistet wird, erscheint ein andres in der Kriegszeit begonnenes Unternehmen desselben Verlages, der »Wieland«,

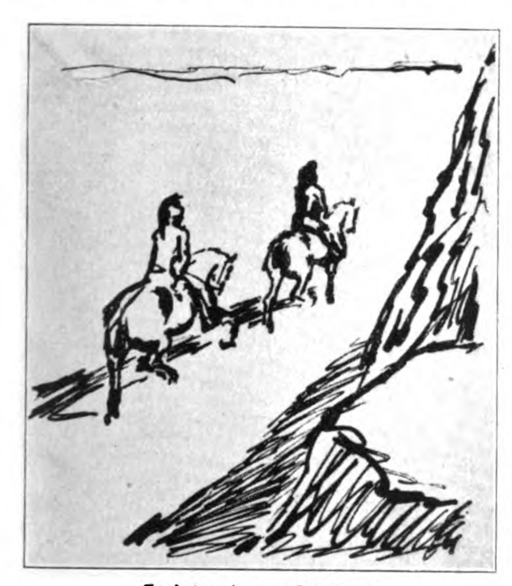


Teutsch: Stürmende Bayern
Aus: »Kriegsbilderbogen Münchner Künstler«. Goltzverlag, München

als regelrechte Zeitschrift mit Bild und Wort (Abbild. S. 692). An beiden Stellen setzen unsre ersten Meister ihr Können ein und bürgen für eine gedeihliche Weiterentwicklung. Auch die von einem andern Berliner Verlage herausgegebene »Kriegszeit« dient in der Hauptsache der bildenden Kunst. Aus ihr bringen wir gleichfalls eine Bildprobe (Abbild. S. 691). Die süddeutschen Künstler haben in dem im Münchner Graphik-Verlag erscheinenden »Zeit-Echo« (Abbild. S. 693), das Bild und Wort in annähernd gleichem Verhältnis berücksichtigt, eine Sammelstatt gefunden, durch die schon viele wertvolle Schöpfungen zu allgemeiner Kenntnis gelangt sind. Neben diesen regelmäßig erscheinenden Zeitschriften, in denen Künstler aller Richtungen und Fähigkeiten zu Worte kommen, bieten große Mappenwerke eine ausgezeichnete Gelegenheit, über die Tätigkeit einzelner Künstler und bestimmter Künstlergruppen eine Überschau zu gewinnen. Mit der technischen Ausführung dieser Sammelwerke, die fast immer handsignierte Vorzugsdrucke enthalten und nur in kleinen Auflagen hergestellt werden, hängt es zusammen, daß diese Arbeiten nicht jedermann erschwinglich sind und ihre Kenntnis für das große Publikum im wesentlichen durch unsre Museen vermittelt werden muß. Das gilt z. B. auch von dem aus zehn Blatt stark dekorativ behandelter Steindrucke bestehenden Mappenwerk »Unsern Helden 1914« von Willi Geiger (Abbild. S. 693). Außerordentlich wohlfeil dagegen und an besten Leistungen reich sind die beiden Sammlungen von »Kriegsbilderbogen Münchner Künstler«, die der Goltz-Verlag in München herausgegeben hat (Abbild. S. 692). Auch hier handelt es sich um eigenhändig von den Künstlern signierte Blätter, die auf einem guten Chinapapier in nur geringer bezifferter Auflage gedruckt wurden. Wem die Mittel zur Anschaffung solcher erlesenen graphischen Kunst nicht zur Verfügung stehen, und wer doch um wenige Pfennige eine künstlerisch gediegene Gabe erwerben will, dem seien die in Einzelblättern erscheinenden und einzeln käuflichen »Bunten Kriegsbilderbogen« empfohlen, die in Berlin im Verlage der Vereinigung der Kunstfreunde veröffentlicht werden (Abbild. S. 694). Ernst und Scherz wechseln hier in bunter Folge, und es lassen sich aus diesem Ma-



Willi Geiger: Titelbild seines Mappenwerks »Unsern Helden 1914«
Graphik-Verlag in München


Steindruck von R. Beeh
Aus dem »Zeit-Echo«. Graphik-Verlag in München

terial ganz vorzügliche Spenden für Lazarette und für unsre Tapferen draußen an der Front zusammenstellen. Überhaupt: das Thema »Schmücke dein Heim!«, das hier in der Heimat durch allerhand kunstgewerbliche Hausgreuel und Geschmacksverirrungen eine Zeitlang in schlechten Ruf gekommen war, für unsre Feldgrauen draußen im Unterstand und kahlen Feindesquartier gewinnt es jetzt ein neues Leben. Gewiß: ein schönes warmes Essen und ein sauberer Strohsack sind allezeit für den Feldsoldaten das Erstnotwendige und Inbegriffe höchster Wonnen. Aber so eine nüchterne Stein- oder Holz- oder Erdwand sieht doch ganz anders aus, viel freundlicher, wohnlicher und gemütlicher, wenn man ein paar Bilder daran befestigt. Vor allem farbige Blätter schaffen Behagen und Freude. Große Bilder eignen sich schon der schwierigen Beförderung halber wenig für diesen Zweck. Aber die Fülle farbiger Zeitschriftenabbildungen, Bilderbogen und Ansichtskarten, über die wir verfügen, ist eine nie versiegende Quelle, aus der wir allen Anforderungen gerecht werden und durch die wir bei verständiger Auswahl viel Gutes stiften können.

Eine besonders günstige Gelegenheit zur Beschaffung eines billigen und überall verwendbaren Wandschmucks bietet die Ansichtskarte. Sie verlangt freilich auch, soll sie zu guter Kurzweil und wahrer Er-



Rainer: Reiterlied
Aus den »Bunten Kriegsbilderbogen«. Verlag der Vereinigung der Kunstfreunde, Ad. O. Troitzsch, in Berlin



Ed. Thöny: Schwarz-gelb
Aus der Kriegspostkartenreihe »Hurra!«. Goltzverlag in München

quickung dienen, die achtsamste Behandlung. Denn unter ihrem Namen findet sich eine so buntgemischte Gesellschaft zusammen, und gerade das Minderwertige tritt mit so sicherfrecher Gebärde vor den nicht durchgebildeten Geschmack, daß es wahrlich nicht wundernehmen darf, wenn unter dem wuchernden Unkraut das Edelgut leidet und der gedankenloseste süßliche Kitsch oft der besten herben Kriegsgraphik vorgezogen wird. Die Grenze zwischen gut und böse aufzurichten und zu achten, wird hier freilich immer dem künstlerischen Empfinden wie dem Geschmack und Bildungsgrad des Einzelnen überlassen werden müssen. Gegen eine andre Gruppe von Widersachern im Kampf um die Erlangung künstlerisch gediegener Kriegskarten haben die gemeinsamen Bemühungen unsrer Kritiker an der Front und in der Heimat mit Hilfe des schweren Geschützes strafpolizeilicher Maßnahmen rasche Erfolge erzielt. Diesen Schmierfinken, die ihre Unkenntnis vom Krieg und vom Soldatenleben und ihr künstlerisches Unvermögen hinter der Maske eines billigen Hohns auf den Feind zu verbergen trachteten, ist jetzt so ziemlich das Handwerk gelegt worden. Wer draußen seinen Mann gestanden hat und solche Sudelkarten zu Gesicht bekommt, der muß sich durch sie herabgesetzt fühlen. Denn er weiß, daß auch der Gegner es an Mut und Tapfer-



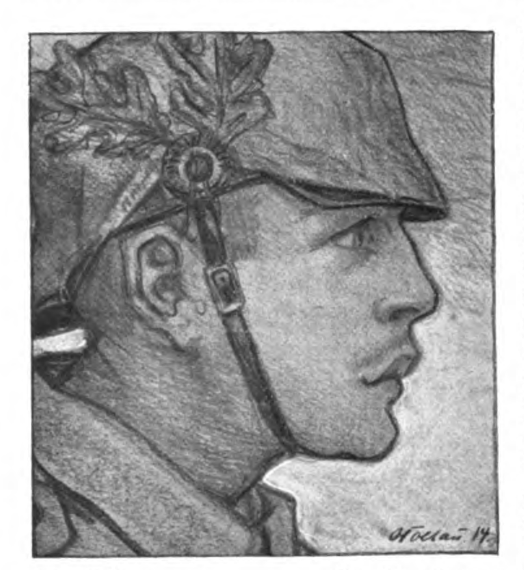
Emil Orlik: Landwehrmann
Ansichtskarte aus der »Künstlerspende« des »Vereins für Kindervolksküchen und Volkskinderhorte« in Berlin

keit nicht fehlen läßt, und daß man von ihm nicht lediglich die Kehrseite zu sehen bekommt, wie es diese sogenannten »Witzkarten« glauben machen möchten. Gegen eine in angemessenen Bahnen sich bewegende Verspottung von Eigenschaften und Schwächen unsrer Gegner wird selbstverständlich kein Mensch etwas einzuwenden haben. Meisterhafte Arbeiten dieser Art hat uns beispielsweise Eduard Thöny beschert, der ja seit jeher der beste und vornehmste Charakterschilderer des bunten Tuchs ist und schon immer in seinen Darstellungen sein zeichnerisches Können mit einer Beigabe treffenden, doch nie verletzenden Humors zu verbinden wußte. Seine Beiträge zur Kriegsgraphik, die meist erst im »Simplizissimus« farbig erscheinen und später verkleinert und einfarbig als Ansichtskarten (Abbild. S. 694), sind stets im Geschmack und in der Technik gleich vollendete Kunstwerkchen, was man von den Kriegszeichnungen unsrer andern Karikaturisten, denen das Ewigweibliche bisher alleiniger Bildvorwurf war, nur in Ausnahmefällen behaupten kann. Schöne Erfolge haben auch die Bemühungen einiger wohltätigen und gemeinnützigen Anstalten und Vereine um die Erlangung guten Werbematerials gebracht. Obenan stehen die Kartenreihen des »Vereins für Kindervolksküchen und Volkskinderhorte«, an deren Zustandekommen unsre führenden deutschen und österreichischen Meister sich beteiligt haben (Abbild. S. 695). Auch unter den bestimmten Zweigen der Kriegsfürsorge zugewandten »Wohlfahrtskarten« gibt es einige ganz vortreffliche Reihen, die um ihres guten Zwecks nicht minder als um ihres künstlerischen Wertes willen weite Verbreitung verdienen. Eine eigenartige und sehr eindringliche Wirkung erzielt dabei der Berliner Zeichner August Hajduk, der weiteren Kreisen vor allem durch seine großen Bildinserate in Zeitungen und Zeitschriften bekannt ist, mit seinen bei A. Collignon in Berlin erschienenen Künstler-Schattenrissen (Abbild. S. 695). Diese Karten sind von einer prächtigen samtweichen Schwärze und im Wege des sogenannten Offsetdrucks vervielfältigt, eines Verfahrens, das die Benutzung auch sehr harten und rauhen Papiers gestattet, sich durch Wärme und Frische der Tongebung auszeichnet und immer häufiger beim Druck von Ansichtskarten zur Anwendung kommt. Aus der Hochflut der Ansichtskarten haben wir noch zwei Bildproben aufgenommen, von denen die eine, »Orients Erwachen«





August Hajduk: Künstler-Schattenriß
Verlag von Arthur Collignon in Berlin W 62



Otto Soltau: Deutscher Krieger
Umschlagzeichnung für: 1914/15. Ein Tagebuch von Eduard Engel
Verlag von George Westermann in Braunschweig

(Abbild. S. 689), als Einzelstück erschienen und als einzelne Musterleistung zu bewerten ist, während die andre, »Deutscher Flieger« (Abbild. S. 696), einer Kartenreihe entnommen ist, die in ihrer Gesamtheit die Anerkennung musterhaft verdient. Unter den zahlreichen Kriegskarten Heinz Keunes tut sich sein Blatt »Orients Erwachen« durch die Knappheit und Anschaulichkeit seiner künstlerischen Sprache und die Kraft und Schlichtheit seiner Farbenfügung hervor, während Otto Soltau, von dem auch der deutsche Kriegerkopf (Abbild. S. 696) stammt, auch ohne Farbe durch wuchtige Strichführung und scharfes Betonen des Charakteristischen starke Wirkungen zu erzielen weiß. Bei der letzten Karte endlich, die wir hier im Bilde zeigen (Abbild. S. 697), bei dem Trommler, den Ferdinand Spiegel auf seinem Entwurf für die Hannoversche Keksfabrik Bahlsen das Kalbfell rühren läßt, ist es umgekehrt die schmeichelnde Weichheit der ineinander übergehenden grauen, gelben und roten Farbtöne, die dem Blatt seine koloristischen Reize gibt. Die gleiche feine und duftige Stimmung atmen alle Arbeiten, die Spiegel für dieses Haus geschaffen hat. Malerisch noch freier und kühner erscheinen die von Josse Gooßens demselben Auftraggeber gelieferten Entwürfe; volkstümlicher, anspruchsloser, den Geist kriegerischer Wirklichkeit noch stärker atmend die Serien von Walther Georgi. Diese Kartenserien bilden zusammen eine Klasse für sich, nach ihrem künstlerischen Wert und nach ihrer Zweckbestimmung. Es sind Meisterschöpfungen ersten Ranges, bei deren Anblick man seine helle Freude hat. Daß gerade diese Karten in solchen Mengen ins Feld gelangen (die Firma läßt jedem Feldpostpack zwei Karten beilegen) und dorthin mit dem Labsal für den Magen auch eine Gabe für Gemüt und Geist bringen, die teils als Wandzier draußen verbleibt, teils als Gedankenvermittlerin in die Heimat zurückkehrt, das steigert ihren Wert und läßt nahezu völlig ihre Zweckbestimmung vergessen. Sind diese Karten doch eigentlich Werbekarten, Helferinnen eines großen modernen Geschäftsbetriebs. Aber daß hier Reklamezwecke verfolgt werden, merkt man fast gar nicht mehr. Irgendwo steht ganz bescheidentlich ein Kekspack. Das ist alles. Und es ist zugleich die beste Lösung einer schwierigen Aufgabe neuzeitlichen Kunstschaffens.

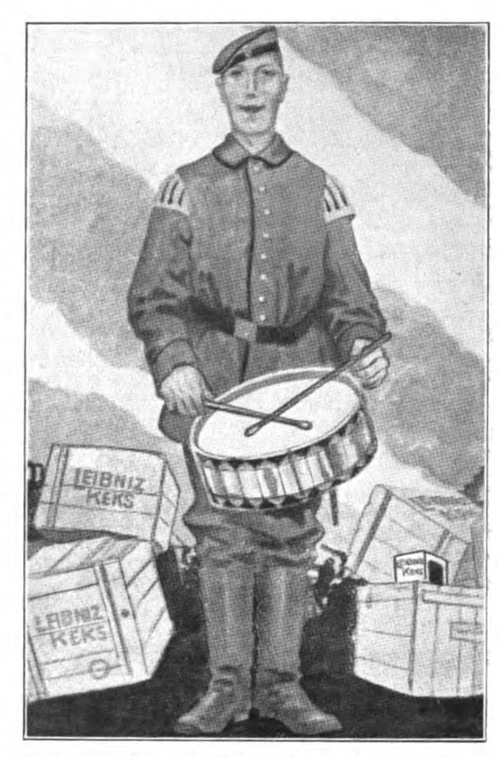
Es versteht sich von selbst, daß die moderne Reklame in ihrem Streben nach zeitgemäßer Gewandung, nach »Aktualität«, auch auf allen andern Äußerungsgebieten den Weltkrieg ausgenutzt hat, vom großen Plakat bis hinunter zur kleinen Siegelmarke. Und es war vorauszusehen, daß sich auch bei der angewandten Kriegsgraphik die gleichen Geschmacksverirrungen zeigen würden wie bei der reinen Kriegsgraphik: Kitsch und Roheit. Um so angenehmer berühren gerade



Otto Soltau: Deutscher Flieger
Ansichtskarte des Türmer-Verlags in Stuttgart



hier, wo Hemmnisse aller Art und nicht minder schon die Grundforderungen jeder Reklame einer freien Entwicklung künstlerischen Schaffensdrangs entgegenstehen, wohlgelungene Lösungen der schwierigen Aufgabe. In der künstlerisch durchgebildeten Reklame stand Deutschland vor dem Kriege an erster Stelle. Daß es diesen Posten auch während und trotz diesem Riesenkampf, der ja in erster Linie auf sein wirtschaftliches Niederringen gerichtet ist, zu verteidigen weiß, daß es seinen Reklamezeichnern weiterhin Aufträge erteilt, daß diese bewährten Könner auch jetzt Gutes zu schaffen vermögen: all das ist nur ein neuer Beweis für die Spannkraft und Festigkeit deutschen Geistes und Wesens. Wie im Frieden, so ist auch nun in bewegter Kriegszeit Ludwig Hohlwein, der temperamentvolle Münchner Meister, Führer dieses Zweiges angewandter Kunst. Sein Hauptschaffensgebiet ist die Plakatmalerei. Auf ihm hat er auch mit Arbeiten, die sich würdig seinen früheren anreihen, die deutsche Kriegsgraphik bereichert (Abbild. S. 697). Andre süd- und norddeutsche Spezialisten sind mit viel Glück seinem Beispiel gefolgt. Vornehmlich unsre Tabakfabriken, die sich aller englischen Bezeichnungen an ihren Packungen zu entäußern eilten und mit neuen Erzeugnissen der starken Nachfrage entgegenzukommen trachteten, bedienen sich des Künstlerplakats seit Kriegsbeginn in ausgiebigster Weise. Daneben ist auch der Anzeige eine sehr bedeutsame Rolle zugefallen. Von norddeutschen Künstlern haben vornehmlich Hans Rudi Erdt und August Hajduk sich auf diesem Gebiet hervorgetan, in Süddeutschland ist Franz Paul Glaß mit besonderem Erfolg hier tätig gewesen (Abbild. S. 698).



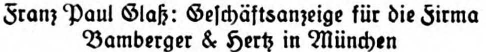
Ferdinand Spiegel: Feldpostkarte der Keksfabrik von Bahlsen in Hannover



Ludwig Hohlwein: Plakat
Ausführung von Reichhold & Lang in München

Wie im Plakat und in der Geschäftsanzeige, so kommt auch in allen andern Erscheinungsformen der modernen Gebrauchsgraphik der kriegerische Geist der Zeiten zu mehr oder minder künstlerischem Ausdruck. Das weite Feld der neuzeitlichen Warenpackung liefert reiche Erträge, und es ist viel Gutes da aufgesprossen neben allerlei Mißwachs und Unkraut. Die Reklamemarke, dieses jüngste Reis am Stamme graphischer Nutzkunst, hat die ihr von jung und alt entgegengebrachte liebevolle Pflege mit größter Bereitwilligkeit gelohnt und mit unzähligen neuen Mustern ihre Verehrerschaft




Franz Paul Glaß: Geschäftsanzeige für die Firma Bamberger & Hertz in München



Fritz Wolff: Farbiger Buchumschlag für den Verlag von Georg Müller in München

beglückt. Wo die Kriegswohltätigkeit sich ihrer Freundschaft versichert und sie in künstlerischem Gewande als Werberin für ihre Zwecke verpflichtet hat, ist die Ausbeute doppelt zu buchen: nicht nur auf der Seite des klingenden Ertrages, sondern ebensosehr auf dem Blatt des ideellen Ertrags, der Geschmackserziehung. Die Kriegswohlfahrtsvereine würden an beiden Stellen noch erhebliche Zuschreibungen anbringen können, wenn sie sich eifriger und zielbewußter der Künstlerhilfe auf diesem Gebiete versichern wollten. Vorbildlich sind z. B. die »Kriegserinnerungsmarken« des Berliner Verlags von Arthur Collignon, bei deren Entstehung unsre besten deutschen Zeichner, u. a. auch Franz Staffen, mitgewirkt haben (Abbild. S. 698).



Franz Staffen: Kriegserinnerungsmarke
Verlag von Arthur Collignon in Berlin W 62

Unsern Künstlern sind aus der Kriegsgraphik so viele neue Aufgaben gestellt worden, daß es ganz unmöglich ist, auf alle diese Äußerungsformen hier näher einzugehen. Nur zweier soll noch kurz gedacht werden: der einen, weil sie so gar häufig und weil sie an gut und böse und allerlei wässerigem Mittelmaß so reich ist; der andern, weil sie künstlerisch und rein menschlich so tief empfunden und wahrhaft schön und weil sie noch viel zu wenig bekannt ist. Ich meine den Buchschmuck. Er

hat, wie wir alle wissen, in den letzten Jahrzehnten bei uns eine außerordentliche Vervollkommnung gefunden. Buchillustration, Buch-, Zeitschriften- und Notenumschlag: das sind heute ausgedehnte Studiengebiete, über die man Bücher schreibt und mit denen man Sonderausstellungen veranstaltet. Nun bringt auch in ihren buntbewegten Kreis die Kriegsgraphik veränderte Gestalt und neues Leben. Unsre Verleger haben rasch die Bedeutung der in ihr ruhenden Werte erkannt und sich bemüht, für die Bewältigung der neuen Aufgabe unsre Buchkünstler zu gewinnen. Die Freudigkeit und Frische, mit der diese ans Werk gingen, zeigen uns viele hundert wohlgelungene Arbeiten, an denen Scherz und Ernst gleichen Anteil haben (Abb. S. 698.)

Von tiefstem Ernst, von herzlicher Anteilnahme an aller Todestrauer dieses furchtbaren Völkerringens beseelt ist jene andre noch einzeln zu erwähnende Ausdrucksform deutscher Kriegsgraphik, mit der wir Abschied nehmen wollen von diesem Neuland deutscher Kunst, sind die beiden Trauerkarten und das Gedenkblatt des Leipziger Meisterradierers Prof. Bruno Héroux, drei Steindrucke von Großquartabmessungen, jene auf schlichtem Karton mit einer Einlage von schwarzgerandetem, durch ein schwarzes Band gehaltenem Schreibpapier zur Aufnahme von schriftlichen Mitteilungen, dieses auf feinem Kunstdruckpapier abgezogen, auf dem Umschlag nur mit dem Aufdruck »Zum Gedächtnis« versehen und lediglich als Erinnerungsblatt gedacht (Abbild. S. 699). Kein andrer war so berufen, eine Aufgabe zu erfüllen, an die nur edelstes Menschentum und hehrste Künstlerkraft herantreten durften, keinen Würdigeren konnte die Kunstanstalt für die Verwirklichung ihrer Absicht finden, als Héroux. Der Gedanke ist so schön, wie der Entwurf meisterlich und die Ausführung über alles Lob erhaben. Kein aufdringliches Hervortreten der eignen Künstlerpersönlichkeit, kein Betonen irgendwelcher stofflicher Nebensächlichkeiten beeinträchtigt die Gesamtstimmung. Etwas Weihevoll-Verklärtes liegt über diesen Blättern, ein heiliges, tiefinnerliches Mitempfinden. Sie gehören zu den edelsten Gaben, die die deutsche Kriegsgraphik auf ihrem weiten Erntefelde hat reifen lassen.

Möchten sie im Verein mit andrer wahrhaft deutscher Kriegsgraphik an ihrem Teile dazu beitragen, die Liebe zur Kunst im deutschen Volke zu stärken und recht vielen Herzen Trost und Freude zu spenden, bis — hoffentlich in nicht zu ferner Zeit — die deutsche Kriegsgraphik zu einer deutschen Siegesgraphik sich erhebt, um schließlich und zu guter Letzt einer geläuterten Friedensgraphik das Feld zur Saat und Ernte zu überlassen.



Bruno Héroux: Gedenkblatt
Verlag von Meißner & Buch in Leipzig






Ehebildnisse der Frau von Speeth und des Oberstleutnants von Speeth (Mörikes Schwiegereltern)

Eduard Mörike und die Familie von Speeth in Mergentheim

Mitgeteilt von Hanns Wolfgang Rath (Frankfurt a. M.)

Mit sechs unveröffentlichten Bildnissen sowie einem Bildnis und einem ungedruckten Brief des Dichters



Die alte Hoch- und Deutschmeisterstadt Mergentheim an der Tauber bewahrt eine köstliche, wertvolle Reliquie. Nicht eines Heiligen Gebeine sind es, nicht eine versunkene und wiedergefundene Kaiserkrone oder etwas, das sonst eines jeden Blick auf sich lenken mag. Nein, ein simples, abgegriffenes Schreibbuch, nicht mehr.

Was doch ist das Wertvolle an ihm, warum solch Wesen um ein einfach Buch?

Es ist unsers lieben, großen Schwabendichters, es ist Eduard Mörikes Haushaltungsbuch.

Als ob ein Dichter nicht auch ein solches führen könnte — der Gedanke mag manch einem aufkommen. Gewißlich kann das ein Dichter. Immerhin: Dichter sind bekanntlich — dessen haben wir aus den Biographien und der Literaturgeschichte Beweise im Überfluß — wohl recht häusliche Leute, und wer war es mehr als Eduard Mörike, der nichts lieber als unangefochten in stiller, beschaulicher Häuslichkeit verbrachte — doch zumeist nicht im Sinne eines althergebrachten Haushaltungsbuches haushälterisch, ja, man kann sich denken, daß einem echten Dichter, zumal einem, der mit seinen Träumen in einer andern, schöneren Welt lebt, ein solches »Finanzrequisit« äußerst prosaisch und deshalb auch nicht nach seinem Geschmack erscheinen mag.

So können wir wohl auch, ohne erst hineingeschaut zu haben, sagen, daß Eduard Mörikes Haushaltungsbuch keins von den peinlich und sauber geführten Wirtschaftsbüchern, wie sie sich sonst allenthalben in den Familien vorfinden, sein kann. Und doch wären wir über die fast kleinliche Peinlichkeit überrascht, wenn wir nicht aus den einfachen Einträgen so viel herauslesen könnten.

Groß ging's ja bei Pfarrer Mörikes nicht her. Woher sollt's auch sein? Weder das Gehalt war fürstlich, noch der Nebenverdienst aus des Pfarrherrn Poeterei nennenswert. Und daß der Dichter keine Anlage zum Kapitalisten besaß, hat er selbst früh erkannt, auch einmal in dem reizend-neckischen Gedicht »Ländliche Kurzweil« (1842) der Schwester Clara folgendermaßen in den Mund gelegt:

> Und der Fall beweist nur wieder,
> Was oft, dich in Schutz zu nehmen,
> Andere mit mir bezeugten,
> Daß mein teuerster Herr Bruder
> Bei dem allerbesten Willen
> Zum Kapitalisten eben
> Einmal nicht geboren ist.

Auf seiner stets kurzrastigen Vikarswanderung hatte Mörike jeweils im Kreise

der Pfarrfamilien gelebt und ein Haushaltungsbuch für seine Person nicht gebraucht. Auf der letzten Station seines geistlichen Berufs, Cleversulzbach, bereiteten ihm die Mutter und Clärchen, die Schwester, als deren Stütze das wohlbekannte Pfarrhausidyll, wie wir es aus der endgültigen Fassung des »Alten Turmhahns« in all seiner Traulichkeit herauszulesen vermögen. Als dann die ehrwürdige Frau Charlotte Mörike geb. Beyer zum Sterben kam und in den letzten Apriltagen des Jahres 1841 neben einer andern im selben Hause verschiedenen Dichtermutter, der Mutter unsers Schiller, auf dem kleinen Dorfkirchhof zur Ruhe gelegt worden war, sorgte bis zur Pensionierung des Pfarrherrn neben Clärchen eine Magd. Der Neununddreißigjährige mußte seiner schwankenden Gesundheit wegen das Amt niederlegen, und am 19. September 1843 verließ Mörike das durch ihn berühmt werdende Pfarrdorf. Eduard und die getreue Clara zogen zunächst nach Wermuthshausen in das Haus des Erzfreundes Wilhelm Hartlaub. Viel zu sorgen gab es für sie dort nicht, doch vergüteten sie in bar dem stets hilfsbereiten Vertrauten ihren Teil für den Lebensbedarf dieser Rastzeit, die bis in den Frühling des folgenden Jahres währte.

Dann zogen die Geschwister weiter, nach dem Orte, den sie zum Wohnaufenthalt für



Frau von Speeth in höherem Alter
Miniatur von unbekanntem Künstler

gedeihlich ausgekundschaftet hatten, nach Schwäbisch-Hall, der alten Reichsstadt am Kocher. —

Das Wirtschaftsbuch setzt mit dem 16. Oktober 1843 ein und meldet in geringer Abwechslung die kleinen Ausgaben für das Notwendigste. Hier in Hall erst begannen sie am 18. April 1844, auf den 16. als den Abreisetag von Hartlaubs gastlicher Pfarre rückdatierend, sorgsam die ersten Ausgaben ihres selbständigen Haushalts zu buchen. Von diesem Zeitpunkt an gewinnt das in Mergentheim behütete Schatzkästlein an Bedeutung.

So wichtig die zahlenmäßigen Einträge für den nachspürenden Forscher sind, so vermögen sie doch nicht den Sonderwert des Büchleins auszumachen. Dieses ist vielmehr den Geschwistern zu einer Art Tagebuch geworden. Neben den Einträgen weist es nämlich nicht nur in reizend naiven poetischen und prosaischen Bemerkungen Hindeutungen auf Ereignisse aus dem Leben der einzelnen Tage auf, sondern in besonders reicher Fülle auch zu diesen in engstem Bezug stehende reizend naive Zeichnungen von des Dichters eigner Hand.* Und durch



Josepha Margarite von Speeth als junge Frau
Miniatur von unbekanntem Künstler

* Es ist ein schönes Verdienst Walther Eggert Windeggs, das »Haushaltungsbuch« in bildlicher Wiedergabe (34 Tafeln) mit liebevoller Erklärung herausgegeben zu haben (Stuttgart, Strecker & Schröder, 1909).



Oberstleutnant von Speeth auf dem Totenbett
Handzeichnung von Eduard Mörike, 10. August 1845

sie ist das unscheinbare Buch für die Kenntnis dieser wichtigen Zeit in des Dichters Leben, aus der uns nicht allzu reiche Quellen fließen, von großer Bedeutung geworden.

Auf den Wegen zu und mit Mörike bot sich auch mir wieder Gelegenheit, dieses Orakel zu befragen. Fand ich doch neulich auf einem solcher Wege ein Schriftstück, das dem Kenner Mörikes — Unterschrift, Ort und Datum trägt das engbeschriebene Doppelblatt nicht — gar nicht zu sagen brauchte, von wessen Hand es herrührt. Und bei eingehendem Studium fand sich, daß es einer der wenigen und frühesten der an des Dichters spätere Braut und Frau, Margarethe von Speeth gerichteten Briefe ist. Selbst das Datum ließ sich auf den Tag genau aus den Ausgabeneinträgen und einer »korrespondierenden« Randzeichnung des Büchleins feststellen. —

Die Geschwister waren im November 1844 von Schwäbisch-Hall nach Mergentheim verzogen. Das Klima in der Kocherstadt hatte der Gesundheit des Dichters zugesetzt, und Mergentheim war ihm aus früheren Kuraufenthalten (mit Clärchen, Sommer 1837) vorteilhaft bekannt. Und Clärchen wies, da sie allein, im Herbst 1840, noch einmal zu gleichem Zweck dort geweilt, nachdrücklich auf die gesunde Lage hin. Zufällig hatte diese bei der Gelegenheit ein junges Fräulein von Speeth flüchtig kennengelernt.

In der Mühlwehrgasse richteten sie ihren Haushalt ein, um ihn aber schon im folgenden Frühling, da die Wohnung sich als unzuträglich herausstellte, in den gerade freistehenden ersten Stock des dem württembergischen Oberstleutnant von Speeth gehörigen Hauses auf dem Marktplatz zu verlegen. So führte der Zufall zum zweitenmal die an Alter nicht sehr Verschiedenen, Clara und Margarethe, diesmal unmittelbarer und inniger, zusammen, und mit diesem Umstand bereitete sich für Eduard Mörike die menschlich bedeutsamste Zeit seines Lebens vor. Den oberen Stock bewohnte der schon länger leidende Oberstleutnant mit seiner kleinen Familie. Valentin von Speeth, am 6. Juni 1778 in Mannheim geboren, trat nach kurzer Lerntätigkeit in einem Handelshause zum Militär über, in dem er sich bereits 1805 als württembergischer Ober-

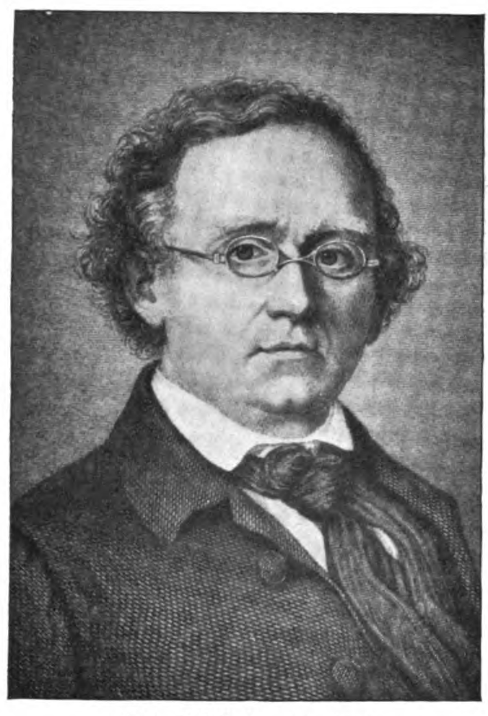


Margarethe von Mörike geb. von Speeth als junge Frau. (Frühe Aufnahme.)

leutnant gegen Österreich hervortat. Das Jahr 1811 wurde für ihn besonders bedeutsam. Als Hauptmann kam er mit dem »leichten Bataillon Nr. 4«, die »schwarzen Jäger« genannt, nach Mergentheim in Garnison — für nicht lange. Schon 1812 mußte er, im Sold Napoleons, am russischen Feldzuge teilnehmen. Sein Korps fiel auf dem Rückzuge der »Großen Armee« den Tücken des Feindes, der Kälte und den Fluten der Beresina bis auf den letzten Mann zum Opfer. Speeth als einziger rang sich energisch durch, kam erkrankt ins Lazarett zu Wilna, wurde dort von den Russen gefangen und kehrte, ein Jahr später freigelassen, nach Mergentheim zurück. Die »schwarzen Jäger« wurden für aufgelöst erklärt, ihre Uniform eingezogen. Speeth erhielt, nachdem er als Major bei einem neugebildeten Truppenteil eingestellt war, im Herbst 1814 die nachgesuchte Entlassung unter Beförderung zum Oberstleutnant; durch besondere Gnade seines Königs trug er als Pensionär die Uniform der »schwarzen Jäger« bis ans Lebensende, das ihn am 10. August 1845 von schweren Leiden erlöste. Mit militärischen Ehren ward er in seiner Uniform in Mergentheim bestattet.

Am 19. Dezember 1814 hatte er sich mit Josepha Margarite Schaupp aus Bamberg (geboren am 1. Februar 1790) verehelicht. Diese war in erster Ehe (November 1810 bis Mai 1811) an Joseph Gavirati, einen Handelsmann italienischer Herkunft, verheiratet gewesen. Diesem, der siebenundzwanzigjährig starb, verdankte sie den Besitz des ererbten Hausanwesens, einiger Grundstücke und einer »Spezerey-Waarenhandlung«, die erst 1827 in andre Hände überging. Speeth hatte die junge Witwe 1811 kennengelernt und nach seiner Rückkehr um sie geworben. Fünfzehn Jahre überlebte sie ihn; sie starb in Stuttgart am 30. September 1860.

Nur noch zwei Kinder waren am Leben: Margarethe Elisabetha Antonia (geboren am 10. Juni 1818) und Wilhelm, der Unstern der Familie, der den Seinen großes Leid, auch starke Geldverluste bereitete und durch sein herrisches Wesen den Tod des Vaters beschleunigte. Er soll etwa 1870 in der Fremde verschollen sein. Mörikes Haushaltungsbuch weiß über ihn — »Jeder Zoll ein Baron!« — in Wort und Bild zu berichten.

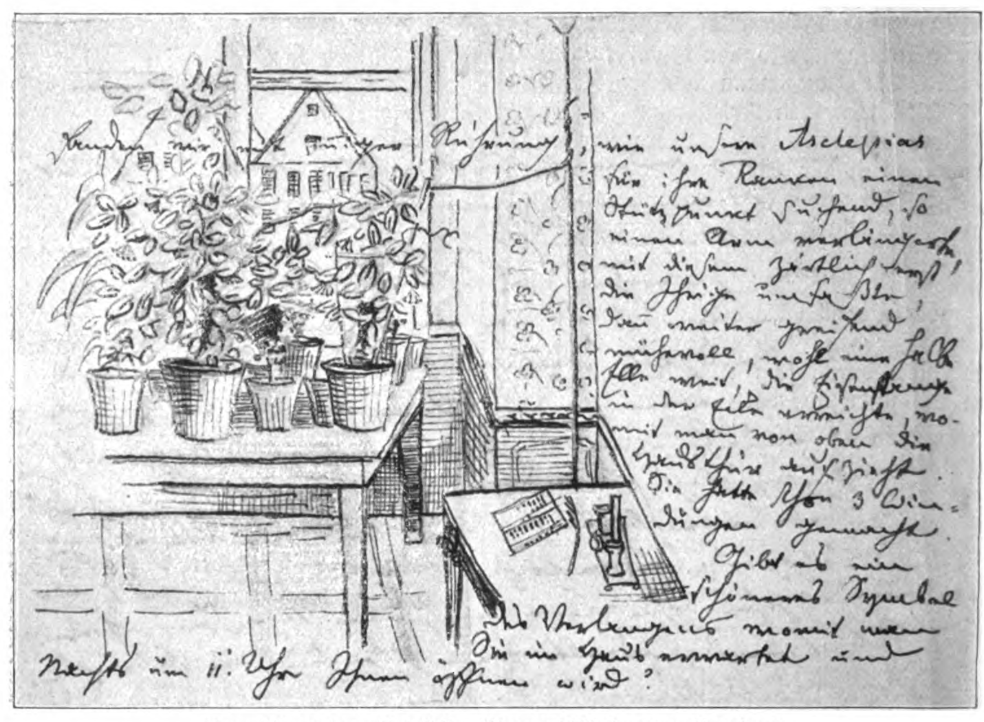


Eduard Mörike um 1850
Nach einer Zeichnung von Professor Kurz

Mörike, der die letzten Wochen des Mannes mit seinem Trost erfüllte und ihm mit der Schwester das Wort gegeben hatte, sich Margarethens anzunehmen, hat uns in einer eignen Handzeichnung, vom Sterbetage datiert, das Bild Speeths auf dem Totenbett erhalten.

Nach des Vaters Tode verfiel Margarethe, von Natur aus zart, infolge der Übermüdung nächtlichen Wachens in eine schwere Krankheit. Sofort brachten die Geschwister den letzten Wunsch des Heimgegangenen in Erfüllung: sie nahmen die Leidende zu hingebender Pflege ganz in ihre Wohnung zu sich. Die stete Nähe brachte die drei Menschen von Tag zu Tag einander näher. Aus der bemitleideten Hausgenossin wurde bald eine vertrauteste Freundin und Schwester.

Den Augen der kleinen Welt dünkte die offensichtliche Vertraulichkeit indes nicht harmlos. Es wurde im geheimen geredet, und der übliche Kleinstadtklatsch wußte Gerüchte zu verbreiten, die das katholische Fräulein zur Braut des ehemaligen protestantischen Pfarrers Mörike machten. Um ein Jahr früher sprach damit der Leute Mund aus, was die Beteiligten selbst noch



Unveröffentlichtes Briefstück Eduard Mörikes (an Gretchen)

nicht im geringsten in offenen Erwägungen und Gedanken auszutauschen gewagt hatten.

Auch zu dem sittenstrengen Hartlaub drangen die Gerüchte; harte Auseinandersetzungen und zeitweilige Entfremdung waren die traurigen Folgen.

Der Dreibund im Speethschen Hause kehrte sich indessen nicht an das Gerede, es vertiefte vielmehr die gegenseitigen Neigungen nur noch mehr. Sie fühlten sich menschlich eins, und am wenigsten mochte Mörike, der als Dichter und romantisch angelegte Natur von manchem mystischen Zauber der katholischen Kirche seit langem gebannt war, ohne seinem angestammten Glauben ein Jota zu nehmen, dem konfessionellen Unterschiede eine Bedeutung beimessen. So teilten die innig verbundenen »Geschwister« Leiden und Freuden ihrer Stille getreulich, und so eng war die Verschwisterung, daß kein Geheimnis vor ihnen Bestand hatte — außer dem einen größten, das auch noch lange Jahre reifen sollte.

Blättert man das Haushaltungsbuch durch, so findet man vorzugsweise Margarethens Hand als die der Eintragenden. Jedenfalls war sie die Praktische, Haushälterische, die das Mörikesche »Vermögen« aufs sparsamste verwaltete. Rührend ist es zu sehen, wie die allerkleinsten Posten der täglichen Lebensnotdurft immer wiederkehren, nicht minder rührend der häufige Eintrag der Almosenkreuzer. Am rührendsten aber erscheint die Sehnsucht der Mörikeschen Geschwister, die sich in den Randbemerkungen und Zeichnungen der einsamen Tage ausdrückt, da Margarethe in Familienangelegenheiten auf Reisen, in Bamberg und München, weilte.

Eine solche Reise begann am 5. Juli 1846. Gretchen, wie sie kurz genannt wurde, schrieb an diesem Tage in die Rechnung hinein:

> »Adieu liebs Büchlein, halt gut Ordnung!!!«

Und darunter steht von Claras Hand, die nun die Einträge für die nächste Zeit fortführt:

> »O liebe, liebe, treue Seele, du bist jetzt so weit weg!«

Und Eduard hat daneben die Abfahrt der Postkutsche bildlich festgehalten, indes am Rande des nächsttägigen Wirtschaftseintrages in Claras Schrift wieder zu lesen ist:

> »Mein Herzle ist weit fort in M.«

Vom 12. bis 23. Juli sind auch die Ge-



Hans Looschen: Madonna

schwister abwesend und weilen zu Besuch in Wermuthshausen. Nach ihrer Heimkehr mehren sich die Zeichen der Sehnsucht nach der Fernweilenden in allerlei Randbemerkungen, und am Kopf der neuen Seite prangt das Willkommenschild mit Bemerkungen zu dessen Seiten. Eduard schreibt hin:

»Auf diese Seite, sag ich, fällt Ihre Ankunft.«

Und Clärchen:

»! die beste, größte Einnahme in diesem Monat ist mein liebs, guts Gritchenlein.«

Am 1. August übernimmt Gretchen wieder die Führung des Haushaltungsbuchs mit den Worten:

»Grüß Gott Büchle!« —

Als Eduard und Clara auf die Reise gingen, hatten sie die befreundete Rentamtmännin Niepieller mit den Wohnungsschlüsseln betraut; sie begoß auch die zusammengestellten Blumenstöcke. Bei ihrer Rückkehr bemerkten sie, wie eine Asklepias, eine Stütze suchend, eine Ranke ausgestreckt und Gretchens Pflanze umfaßt hatte. Eine kleine bildliche Darstellung im Buche wird durch eine größere am Kopf der zweiten Seite des hier mitgeteilten, bisher unbekannten Briefes noch mehr veranschaulicht. An der Hand dieser Darstellungen ließ sich genau feststellen, daß dieser Brief der unter den Ausgaben des 25. Juli mit »Porto nach B. — 6« (Kreuzer) verzeichnete ist. Der 25. Juli 1846 war ein Samstag, auf welchen Wochentag der Brief selbst anspielt.

Der Brief lautet:

»Mit wie ganz anderem Mute, beste Tante! als kürzlich noch aus Werm. möglich war, begrüße ich Sie wieder im lieben Mergentheim! Ich sitze am bekannten Pult im gelben Zimmerchen, das ich mein Lebenlang nicht lassen möchte. Es ist nach diesen vielen heißen Tagen, wo der Marktplatz stets im grellroten Lichte stand und man kaum einen Laden öffnen durfte, der Himmel heut einmal etwas umhüllt, doch ohne Regenaussicht, morgenfrischlich, und diese stille Tagesfärbung giebt der Seele einen bestimmten Ton, labet zur Ruhe und zur Sammlung unsrer verborgenen Kräfte ein.

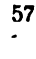
Auf der Straße gehen ohne Lärm verschiedene Menschen ihrer Arbeit nach, das alte kleine Männchen, das Fabelmännchen, wie wir es als nannten, mit dem übergroßen Hut und langem blauen Rock bis an die Knöchel, macht seine winzigen Schrittlein, wobei kein Knie gebogen wird, in grader Linie über das Pflaster; eh er von dem Portal an Gassens Haus bis an die Rathhausecke kommt, kann ich bequem so eine ganze Seite schreiben und dazwischen hinein einmal nach Clärchen sehn, die ihr vertrenntes schwarzes Kleid soeben in der Küche wascht. Ein fremder Herr im »Straußen« drüben singt von Zeit zu Zeit eine großartige Theater-Roulade; ein Güterwagen steht gepackt unter seinen Fenstern. Das Alles sind Ihnen bekannte Scenen und doch in Bamberg werden sie sich wie ein lange nicht gesehnes Schattenspiel reizend und neu vor Ihren Augen darstellen.

Und nun auch was aus Ihrem Stübchen! Dort stellte Clärchen, als wir neulich verreisten, den rohen tannenen Blumentisch ins Fensterlicht, 3 Spannen weit vom Simsen ab: die Rentamtmännin (schreibe Niepieller), die Schlüsselverwalterin, begoß sie die 11 Tage regelmäßig. Bei unserer Heimkehr fanden wir mit inniger Rührung, wie unsere Asclepias für ihre Ranken einen Stützpunkt suchend, so einen Arm verlängerte, mit diesem zärtlich erst die Ihrige umfaßte, dann weiter greifend mühevoll, wohl eine halbe Elle weit die Eisenstange in der Ecke erreichte, womit man von oben die Haustür aufzieht. Sie hatte schon 3 Windungen gemacht. Gibt es ein schöneres Symbol des Verlangens, womit man Sie im Haus erwartet und Nachts um 11 Uhr Ihnen öffnen wird?

In Wahrheit, liebste Tante, es scheint nun hohe Zeit in mehr als Einem Betracht, daß Sie den wohlbekannten Koffer wieder in Bewegung setzen und die letzte der 4 lateinischen Chiffern an der innern Seite seines Deckels in Erfüllung bringen! * —

Ich gäbe viel darum zu wissen, wie jetzt Ihre Gesundheit steht. Ihre Nachrichten deshalb haben uns die Zeit her doch oft Sorge machen wollen — Gott gebe, daß es wieder vollkommen gut sei. Gewiß hat Ihnen auch die übergroße Sommerhitze zugesetzt, wie mir und Clärchen, die gestern

* Aus der Zeichnung im Haushaltungsbuch als »Salve« ersichtlich D. V.



über Schwindel klagte, der aber heute weg ist.

Die Leute hoffen infolge dieser Witterung goldne Berge von dem Wein — ich dachte gleich ans Häschen u. s. w. — Sie schreiben von den Unterredungen mit Ihrem Herrn Oheim nichts Näheres und allerdings erfahren wirs aus Ihrem Munde zeitig genug, sind aber höchst gespannt. Ob Er Sie wohl begleiten wird? Wir zweifeln.

Gewiß ist dies mein letztes Blättchen — gelt? Verstecken Sie es irgendwo in eine Mauer oder Balken, damit doch auch von mir ein Andenken in Bamberg sei, das mich nie sah.

Heut Abend, Samstag, 9 Uhr sehen wir mit Ihnen zum mittleren Fenster.« —

Hier bricht der Brief mit dem Ende der zweiten Seite ab. Möglich und wahrscheinlich, daß Clara ihn mit einem neuen Blatt fortsetzte, doch ist eine solche Fortsetzung bisher nicht aufgefunden worden. —

Aus der Folgezeit sei dies als Abschluß mitgeteilt:

Trotz der Berichtigung der unwahren Gerüchte über das Verhältnis der drei Menschen zueinander behielten Hartlaubs ihre Bedenken. Eduard und Clärchen aber ließen weder die alten Freunde noch die neue Freundin im Stich. Der Zwiespalt der Herzen war, besonders für den Dichter, voller leidvoller Empfindungen.

Die nächsten Jahre brachten gemeinsame Freuden und Leiden. Gretchen weilte mit ihrer Mutter längere Zeit in Bamberg. Das Jahr 1848, dessen politische Unruhen auch nach Mergentheim drangen, warf unsern Dichter auf ein langes Krankenlager. Ein Kuraufenthalt in Teinach brachte erst im Herbst Genesung. Auch eine Reise Gretchens und Claras nach München im nächsten Jahre und ein längerer Besuch bei dem Bruder Louis auf dem Gute bei Regensburg in Gemeinsamkeit mit Gretchen im Herbst 1850 sind bekannt. —

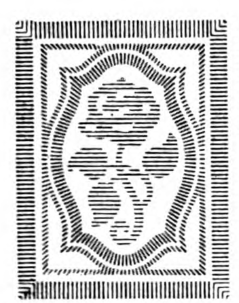
Um dem auf die Dauer unhaltbaren Zustand ein Ziel zu setzen, gab Mörike im Frühjahr 1851 die Wohnung auf, um sich in Stuttgart — er hatte sich um die Stellung als Hofbibliothekar beworben — einen neuen Lebensposten zu suchen. Da die Bewerbung jedoch abschlägig beschieden wurde, griff er auf einen mit Gretchen schon im Februar desselben Jahres ersonnenen Plan zurück: bei Konstanz ein Mädchenpensionat ins Leben zu rufen, das sie zu dreien verwalten wollten. Doch auch dieser Plan kam nicht zustande. Im Juni 1851 nach Stuttgart zurückgekehrt, erhielt Mörike endlich auf Betreiben von einflußreichen Freunden eine Anstellung als Professor am Katharinenstift, die ihn zwar nicht übermäßig in Anspruch nahm, da er wöchentlich nur eine Literaturstunde zu erteilen hatte, ihn aber für die Zukunft aus den Geldsorgen heraushob, daß er es nun ohne große Bedenken wagen konnte, um Gretchens Hand anzuhalten. Der schöne Brief an Gretchens Mutter vom 9. August 1851, der sich im Besitz des Marbacher Museums befindet und im Rechenschaftsbericht 1912/13 zum erstenmal veröffentlicht worden ist, wurde wenige Tage nachher von der Adressatin zustimmend beantwortet.

Am 25. November 1851 kam es in der Mergentheimer Schloßkirche nach protestantischer Weise zum Ehebunde, und zwei Tage hernach bezog das Paar die bescheidene Stuttgarter Wohnung, Augustenstraße 14 p., die Eduard mit Klärchen schon seit dem 22. August innehatte.

Clärchen blieb fortan die Dritte im Bunde. Beide Gatten mochten die Getreue nicht missen.

Aus den ersten Ehejahren hat sich ein Bildnis Gretchens erhalten, eine mit der Zeit verblaßte Photographie, die bisher noch nirgend veröffentlicht worden ist und nun hier als letzte unsrer Abbildungen gebracht werden soll.

Das Verhältnis zu dem Freunde Hartlaub, der inzwischen von dem weitabliegenden Wermuthshausen näher in die Umgebung Stuttgarts, nach Wimsheim, versetzt worden war, wurde durch die endgültige Verbindung aufs neue getrübt, war eine geraume Zeit sehr gespannt, kam aber doch allmählich in versöhnlichere Bahnen. Gretchen blieb jedoch den alten Freunden ihres Gatten lebenslang in einer gewissen Entfernung, wenn auch die Zeit die Unduldsamkeit religiöser Verschiedenheit milderte.



Maria
oder
Die Tragödie der Mutter

Von Karl Röttger



Wie haben fromme Maler Maria gemalt, die Heilige, die den Gesandten Gottes gebar, den Heiland der Welt? Blond, blau, golden und mit ganz weißen Händen, und so ist sie, die da horchte der Verkündigung in der einsamen Stunde, entrückt, sie, die Verlobte Josephs und doch ganz untertan und gehorsam, die Magd des Höchsten.

Das ist die engelhaft Süße mit dem versunkenen Sinn, die da der Welt gab der Wunder größtes. Und es erscheint ihr Stern der Winternacht, und sie schaut zu ihm auf und sieht den Himmel offen, und Gott blickt gütig. Und siehe, ein Knäblein liegt ihr im Schoß, der schwer trug, und es lächelt das Kind und drängt an ihre Brust. Hängt am Hals ihr, zu Nazareth, wenn sie hingeht mit seligem Schritt und seligem Lächeln.

Geht an den Brunnen, geht in den Garten, ruft Joseph zum Essen herein, deckt den Tisch mit Linnen und trägt auf Speise und Trank. Steht am Morgen und schaut den Hügel hinauf, steht am Abend und lauscht einem fernen Lied. Das ist Maria, die Süße, die himmlische, heilige Frau und fast immer noch Jungfrau.

Das Knäblein, das älteste, läuft schon allein im Haus und Garten und auf dem Zimmerplatz. An der Brust Marias liegen die jüngeren Geschwister. Sie wartet ihrer mit gleicher Liebe, aber ihr Blick ruht öfter auf der Gestalt und dem Gesicht jenes, der aus ihrem ersten tiefen Traum hervorblühte. Sein Wesen ist anders als das mancher Kinder sonst. Er liebt die Blumen, die Sonne, den blauen Himmel und die Stimmen der Vögel.

Das ist Maria, die der Kinder wartet, die alle mit Liebe umschließt in ihren Gedanken, und deren Traum und Warten stillgeworden ist. Die nur manchmal nachdenklich sitzt und sinnt.

Es ist noch keine Müdigkeit in ihr, sie ist noch immer hold, blau, golden, weiß und süß. Eine Himmlische. Joseph naht ihr manchmal mit halber Ehrfurcht, wie einem kostbaren Dinge, das aus der Schatzkammer der Könige kam. Golden wiegt ihr Haupt im Sommerwind.

Aber diese Maria meine ich nicht, wenn ich diese kleine Geschichte erzähle.

Jesus war schon Mann, er arbeitete aber noch auf seines Vaters Zimmerplatz, oft schweigsam, nachdenklich, sinnend, während der Pausen in die Sonne, ins Feld oder bis über die Hügel schauend.

Manchmal am Sabbat, aber auch sonst ging er in die Schule und las dort in den heiligen Büchern, die ihm der Meister der Schule gab. Danach ging er wohl hinaus ins Feld und setzte sich in die Blumen. Maria aber war schon in die Jahre gekommen, da sie ganz leise und fein anfing grau zu werden. Dennoch war ein Nachklang jener süßen Schönheit und himmlischen Jugend in ihrer Gestalt und in ihrem Schritt. Sie stand oft am Abend am Zaun, wenn der Sohn heimkehrte von seinen stillen Gängen. Dann faßte sie seine Hände und lächelte glückselig.

Sie dachte: Wie ist er herrlich! Hat einer Mutter Sohn Hände wie der meine, Augen wie der meine, Haare wie der meine? Ist er nicht schön wie einst Salomo? Gott hat ihn gesandt. Mehr aber dachte sie nicht. Sie hätte schon denken können: Was wird er tun in der Welt, welches wird sein Weg sein? Wird er ein Priester werden und zuletzt ein Hoherpriester, oder was wird er sein? Wird er des Fürsten Ratgeber werden und Gutes vollbringen in seinem Namen? Wird er ein Prophet werden wie Elias, der da Könige richtete in Gottes Namen und läßt Dürre kommen und Regen?

Und sie dachte: Mein Sohn ist schön, seine Rede ist stark und fein, seine Gestalt fest, stark und doch lieblich. Er wird unter den Menschen geehrt sein; es mag nicht leicht ein Weib sein, das ihn verdiente; es mag nicht leicht ein Amt in der Welt sein, das



ihm genüge, denn er hat den Blick eines Königs.

Und eines Abends, als er wieder heimkam und sie am Zaun stand und wartete seiner Heimkehr und lauschte der Stimme des Dunkels, des Windes und sah die Sterne an, da faßte sie seine Hand im Dunkel und drückte sie und sprach: »Mein Sohn!«

Und Jesus fühlte ihre Liebe und sprach: »Ja?«

»Mein Sohn,« sprach sie, »ich gedenke deiner vor allen andern, vor dem Vater Joseph und vor den Geschwistern. Am Morgen, wenn ich aufwache, bei der Arbeit und abends auch, wie du siehst.«

»Ich weiß es, Mutter.«

»Auch träume ich viel von dir, mehr als von den andern.«

»Ich weiß es, Mutter.«

»Ich habe gedacht, ob es nicht unrecht sei, daß meine Liebe mehr bei dir ist als bei den andern. Aber ich k a n n ja nicht anders.«

Jesus sprach: »Du kannst nicht anders, das ist recht, weiß ich doch, daß dein Herz immer bei mir ist, und es beglückt mich.«

Da drückte sie seine Hände fester, die sie noch immer hielt, und atmete tief.

Jesus aber sprach weiter: »Auch ist deine Liebe ja auch bei den andern, und du liebst sie dennoch inniger und mehr, als sonst Mütter ihre Kinder lieben und Frauen ihre Männer. Denn sieh: du hast ein so großes, sonniges Herz, das von Gott ist, daß es der Liebe m e h r vermag und strahlt, als Menschenherzen gemeiniglich tun.«

»Du sagst es!« rief sie. »Ja, dein Blick ist tief, und du weißt der Menschen Wesen und Sein. Sieh, darum liebe ich dich ja sonderlich, denn du bist von Gott gesegnet.«

»Ich weiß es, Mutter, ich fühle in mir werden eine Kraft, die sich wohl einmal sehnt, viel zu tun, weil sie groß ist, aber das ist nicht meinetwillen, sondern wohl um Gottes willen und um der Welt willen.«

»Du sprichst wahr,« sagte Maria. »Ich habe es oft so geahnt, nur daß ich es nicht zu sagen wußte, und das ist ja nun auch d a s, was ich mit dir reden wollte. Was denkst du, Lieber, was deines Amtes sein wird in der Welt? Oder was deiner Tage Tun sein wird? Oder deines Herzens Glück?«

»Ich habe dem nachgesonnen,« sprach Jesus, »ich werde es bald wissen. Ich habe mit Gott geredet in diesen Tagen, in der Sonne, in den Blumen und in der Einsamkeit. Auch in den Nächten, wenn ich nicht vor der Morgendämmerung heimkam. Immer wenn ich in der Schule war und hatte die heiligen Bücher gelesen.«

»Ja,« fragte sie, »wirst du es bald wissen? Ich habe an diesem Abend viel gedacht und fand dies, daß nicht leicht ein Weib sein möge, das dich verdient und dir das Glück bereite, daß nicht leicht ein Amt, das deiner würdig sei, es sei denn: der Erste des Königs zu sein oder selber ein König. Siehe, in deinem Haupt ist Weisheit und Liebe und eine unaussprechliche Güte und Reine. Mein Sohn, so viel Glück darob in meinem Herzen ist, so fühl' ich's doch manchmal leise bangen und beben wie kleine Blumen im Wind, wenn ich gedenke, daß die Welt noch nicht gut ist und daß es schwer zu finden, was dir zu tun eignet, auf daß die Welt erfahre und schaue, w e r du bist Und daß du von Gott ausgestattet bist: schön, stark und gütig anzusehen.«

Jesus sprach: »Wir wollen es aus Gottes Hand nehmen, Mutter. Es ist nichts andres not denn dies: erhorchen, was unser Vater meint.«

»Unser Vater —?«

»Ja, der Vater. Sieh, ich bin dem ganz nahe, was Er meint. Du Liebe wirst am ersten wissen können, was ich meine: da Gottes Engel dir einmal nahe war und du in Demut lauschtest, kann Gottes Wille dir immer nur Glück sein.«

»Ich war nur Demut, Lieber.«

»Ich weiß! Nun wohl, Mutter, ich sehe noch alles das in dir, was jung und schön und lieblich ist und — das wird dein Sohn sein und bringen.«

Sie sprach: »Ich sinne, aber ich schaue es noch nicht klar.«

»Glück, überschwengliches Glück,« sprach Jesus, »Sieg und Glaube. Von nun an beginnt für die Welt, für Gottes große Welt die Zeit der Befreiung und Erlösung. Wenn ich meinen Weg begonnen haben werde, wird es alles offenbar werden.«

So gingen sie in das Haus, und in Seligkeit schlief Maria ein. Träumte auch von ihrem lieben Sohn, sah ihn auf königlichem Stuhle, und es dienten ihm viele. Viele,



die seine Weisheit verkündigten und die seine Befehle hinaustrugen, und es war ihm Macht und Reichtum gegeben, und er tat, was gut und groß war: den Bedrängten helfen, den Armen, daß sie leben konnten von Acker und Weide, den Verfolgten, daß sie Ruhe fanden, den Kranken, daß sie gesund wurden. Und die Menschen auf den Gassen und in den Häusern rühmten des Sohnes Weisheit, Macht und Tun. Und sie hörte und sah dies alles im Schlaf und im Traum und freute sich, also, daß sie des öftern erwachte in der Nacht und des Morgens früh aufstand, noch vor den andern, und ging in den Garten, in den Tau und sah mit glänzenden Augen das Licht.

Es war aber dies die Zeit, daß Jesus seine Sendung beginnen sollte, wie Gott vorausgedacht.

Und Jesus war auch früh aufgestanden und auch hinausgegangen in den Tau, und so stand er auf einmal bei ihr und faßte ihre Hand. »Es ist mir gekommen in der Nacht,« sprach er, »noch ehe ich einschlief, und danach schlief ich fest und tief: daß ich nun gehen muß.«

Sie sah zu ihm auf und verstand ihn noch nicht und wartete.

Er sprach: »Ich denke dem nach. Gott will, daß es nun beginnt.«

»Was, mein Sohn?«

»Das Werk.«

»Und was wirst du tun?«

»Gehen. Fortgehen. Ich werde es alles wissen zu seiner Zeit. Nun denke ich dem nach: ob ich warte, bis der Vater da ist und die Brüder da sind und die Schwestern — sieh, ich bin euer Sohn und habe Arbeit getan in Haus und Hof und Feld, ich weiß auch, daß es den Vater freut und er nicht gern sehen wird, wenn ich gehe. Und erst gar, wenn ich ihm nicht sagen kann, zu welchem Tun ich gehe. Denn ich gehe vorerst noch zu keinem Tun.«

»Wohin denn, Liebster?«

»In die Einsamkeit. Daß ich da tief noch lausche und alles wisse.«

Da schwieg Maria, und die zwei standen einander gegenüber.

Bis Jesus sprach: »Du hast eine sanfte Stimme. Du hast ein gutes Herz. Und sie hören dich alle gern, der Vater und die Kinder. So rede du mit ihnen und bitte sie und sage, ich sei gegangen, weil ich müsse. Und daß ich's heimlich getan und ohne Abschied, um ihnen Schmerz zu sparen und mir. Und daß ich wiederkommen werde zu seiner Zeit. Und daß ein jeder Mensch das tun müsse, was Gott wolle, und sich dem nicht entziehen dürfe, was Gott ihm auftrage zu tun, wie Mose es zeigte, der Größten einer und Gottes Liebling.«

Sie sprach: »Ich will es tun.«

So schieden sie. Jesus ging aus dem Gartentor und bis ins Feld und die Hügel hinan, an den drei Feigenbäumen vorbei durch das Licht, immer noch durch das Licht, durch die helle Sonne, und war zuletzt verschwunden.

Maria stand und bebte. Im Morgenwind flatterten ein paar graue Fäden ihres Haares, das sonst noch blond war. — —

Schon lange war Jesus aus der Wüste zurück, und die ersten Treuen gingen mit ihm, jene, die ein Sehnen trieb, ein Sehnen aus den Nächten geboren, ein Sehnen geboren aus dem Traum vom Glück der Welt. Und da waren ihre Augen aufgetan worden, also, daß sie sahen die Herrlichkeit Gottes in den Augen und den Mienen Jesu.

Und es war Botschaft gegeben an Johannes des Täufers Diener: Sagt eurem Meister, was ihr sehet und höret. Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, und den Armen wird das Evangelium gepredigt. Und selig ist, wer sich nicht an mir ärgert.

Das Glück hatte begonnen auf der Erde, das Heil der Welt. Die Gesundung des Menschen in Gott. Und war kein Zweifel, daß er von Gott war, denen kein Zweifel, die da sahen und hörten.

Doch waren ihrer noch wenige. Denn es waren die Augen der Menschen noch nicht aufgetan, und es stand vor ihrem Blick noch andres, was sie hinderte zu schauen den Glanz seiner Gestalt, und war in ihren Ohren, was sie hinderte, zu hören den Wohllaut seiner Rede. Also, daß er mit den wenigen Vertrauten oft vergeblich zu den Menschen sprach, daß sie da hingingen im Staub der Straße als solche, die da Narrheit reden oder was den Menschen ein Ärgernis oder ein Anstoß ist. Also, daß sein Königtum noch verborgen war. —

Nun geschah es an einem Tage, daß Jesus zu der Stadt Nazareth einging, von der er einst ausgegangen war; und es war



nachmittags, und er ging mit seinen Jüngern die Straße hin, wo die Kinder spielten und die Sonne auf den Steinen und dem Gras lag. Und er ließ die Jünger da und hieß sie zu Bekannten gehen und ging allein die letzten Schritte und kam zu seines Vaters Haus. Da sah Maria aus dem Fenster heraus und sah ihn an, lächelte, und ihr Blick tauchte in dem seinen unter. Er kommt in der Sonne, dachte sie, so wie er einst ging in der Sonne. Jesus aber war schon auf die Schwelle getreten, und es erschien ihm alles klein, das Haus und die Tür. Er neigte das Haupt unter dem eichenen Pfosten und trat ein. Da standen die Brüder und antworteten leise und verlegen auf seinen Gruß.

In der Zimmertür aber stand Maria, und sie sprach zu ihm: »Was bringst du mit dir, was ist da so hell?«

Die Brüder sagten: »Er kommt so arm, als er ging.«

Maria sprach: »Dann ist er reich gewesen, schon als er ging.«

Die Brüder sprachen: »Er blickt wie ein Fremder und lächelt verstört.«

»Eben darum bereitet ihr ihm freundlich ein Mahl und ein Lager.« — — —

Es war aber in der Nacht und schon nahe vor dem Morgen, da lag er wach, und es tat sich leise die Tür seiner Kammer auf, und Maria, die Mutter, trat herein. Sie setzte sich zu ihm und sprach: »Sag' mir, Sohn, was ist es mit dir?«

Er sprach: »Ist dir nicht Kunde geworden von mir?«

»Ja. Kunde so — und auch andre Kunde. Kunde, daß deine Rede gewaltig und groß ist, und Kunde, daß du Narrheit redest.«

Jesus lächelte und sprach: »Nun wohl, so weiß meine Mutter, welche Kunde davon die rechte.«

Sie sprach: »Das wohl. Aber gestern, da du kamst, in der Nachmittagssonne, war es wie ein lauter Feuer, und es folgte dir ein Strom lauteren Lichts. Wie ist das, kannst du im Feuer gehen? Bist du mehr als wir?«

»Ich weiß nicht, Mutter, kam ich im Feuer?«

Da umklammerte sie ihn in Trauer und Angst und sprach: »Du bist der Meine, willst du uns ganz fremd werden?«

Er sprach: »Ich diene Gott und bin in die Welt gesandt — verstehe mich, wer kann.« Und nach einer Weile sprach er weiter: »Du bist meine Mutter und die Freundin meiner einsamen Kindheit, und es wird die Zeit kommen, wo du mich ganz erkennst.« Er war aufgestanden und hatte schon seine Kleider angetan und sprach: »Nun will ich abermals gehen, vielleicht, wenn die Sonne aufgeht, siehst du mich gehen im Feuer. Die Meinen warten schon am Tor.«

»Wer sind die Deinen?«

»Die mir glauben und meiner Sendung glauben.«

»Wirst du nicht von den Geschwistern Abschied nehmen?«

Er sprach: »Es ist noch früh. Sie schlafen ihr kleines Leben aus, laß sie noch schlafen, Mutter; siehe, sie sind eine Burg um dein mütterliches Bangen und ein Trost deines Altwerdens. Ich aber werde nie alt sein, eher bin ich schon zu alt geworden. Nun sieh, wie ich lächle. Ich gehe hinaus, mein Leben zu leben: schwer, nötig und einsam, aber im Glück. Du aber sollst, wenn du an mich denkst, immer wissen, daß mein Leben glücklich sein wird, so oder so, glücklich, nötig und einsam. Du sollst an mich denken mit Lächeln und ohne Scham und ohne Zorn.«

Da sprach sie: »Soll ich, Jesus?« Und lächelte.

Und als er ging, schliefen sie alle noch, und die Stube war fröstelnd grau in der einsamen Dämmerung. Da sprach er: »Lebe wohl, Mutter! Das letzte Lebewohl ist dieses nicht.«

Sie stand am Fenster und sah ihn noch, wie er den Weg hinging und verschwand ...

Er kam aber noch einmal heim, und das war in einer Nacht, und die Nacht war dunkel von Wolken überhangen. Und seine Jünger warteten draußen vor der Stadt.

Es war aber Maria allein im Zimmer, und sie saß bei einer Lampe, nähte und sann. Sie sann noch immer dem frühen Traum, dem Glanz und der Herrlichkeit nach, mit der sie seine Gestalt im Traum umsponnen hatte.

Er trat vor sie und sprach, als sie ihre müden Augen zu ihm aufhob und in Tränen lächelte: »Ich weiß wohl, was du sinnst. Aber nun erkenne den Sohn.«



Da weinte sie und sprach: »Ich wußte wohl, daß du es warst, der da kommt. Aber sieh, daß ich deiner gedenke auf meine Weise, das ist, weil ich dein Glück wollte.«

Er sprach: »Das Glück ist noch immer da. Ich tue den Willen des Vaters.«

Sie sprach: »Mein Herz ist schwer; weiß ich denn nicht, daß du ein geringes Kleid anhast und hast nicht, wo du dein Haupt hinlegst zur Nacht, daß du issest und trinkest bei Fremden, und daß du nur zu eigen hast: der Seele Glanz und der Worte Macht? Aber wieviele sind ihrer denn, die dich hören, und was tun sie dir dafür?«

Jesus sprach: »Ich schaffe nicht um Lohn.«

»Wohl, aber verstehe, wie mein Herz zuckt um deinetwillen.«

Da lächelte er schmerzlich und sagte: »Du glaubst noch immer meinem Glück nicht?«

Und es war ein Schweigen danach zwischen ihnen beiden, und in dem Schweigen fing es draußen an zu regnen, und sie hörte die Tropfen eintönig fallen auf das Dach und auf die Steine vorm Haus.

Er sprach: »Was kann denn einer Mutter und Frau Tat sein, als glauben dem Manne, dem Sohne, und seiner Sendung glauben!? Und nun finde ich dich in Trauer, indessen dein Sohn den Menschen draußen das Glück verkündet und selber das Glück lebt.«

Sie sprach: »Das sagst du mir, da ich doch sehe, wie du leidest.«

»Auch das Leiden ist Glück, und das Glück der Auserwählten ist: großes Leiden.«

Sie standen einander im Dunkel gegenüber. Maria weinte noch in ihre Hände.

Er sprach: »Ist es so schwer, einander zu verstehen?«

»Deine Brüder und deine Schwestern haben einen Boden, auf dem sie stehen, du aber bist ruhelos.«

»Ich wurzle in Gott.«

»Hätte ich den Traum nicht geträumt von deinem Königtum, dann müßte ich nicht so leiden.«

Jesus lächelte: »Auch das Leiden ist Glück; was weißt du von meinem Königtum? Siehst du es noch nicht?«

»Siehe, ich bin deine Mutter, soll ich nicht mit dir leiden?«

»So du leidest wie ich, würdest du nicht klagen.«

Sie standen einander im Dunkel gegenüber, und draußen tropfte es eintönig, müde und kühl.

Jesus lächelte durch das Dunkel und sprach: »Vermag Maria nicht zu glauben dem Sohne? Es glauben schon viele in Israel, so kann es auch die Mutter, oder glaubt etwa eine Mutter nicht immer dem Sohne?«

Sie fühlte, daß er lächelte und lieb war, und wurde ein wenig stiller danach und sprach: »Ich glaube dir ja. Es kann nicht alles nur Traum gewesen sein.«

»Nein,« sprach Jesus, »du träumtest wahr: ein König kam, und das Glück kam und die Erfüllung. Aber das alles sieht nun anders aus als die Menschen dachten. Nun lasse du von deinem Denken und Meinen und schaue: was da ist.«

»Ich will es tun.«

Weil aber Nacht war, vermochte sie es doch nicht ganz, den Sohn in Klarheit zu sehen.

So schieden sie erst noch in halber Einheit. Aber Jesus lächelte schön und legte seine Hand auf ihren Scheitel, wie man einem geliebten Wesen tut, und sprach: »Dies ist das andre Mal, daß ich dir Lebewohl sage, aber auch noch nicht das letzte Lebewohl. Und es wird sein und kommen, daß du mich schaust in Klarheit, so wie ich dich schaute in Klarheit von Anbeginn. Siehe, Gott will, daß du wissest und schaust deines Sohnes Glück und Königtum. Daß du schaust den Glanz seines niedrigen Lebens, seiner Armut und seiner Herrlichkeit.«

Da ging es in ihrem Herzen auf wie ein Licht. Aber schon ging er, und die Tür schloß hinter ihm, und draußen verklang sein Schritt in der Regennacht. Er ging wieder hinaus zu den Seinen, daß er seine Wanderung fortsetze, wie verkannt, gering und oft verachtet er auch sei. — — — —

Maria saß in der Nacht in der Kammer, noch in Trauer, noch in Schmerz, aber schön in Tränen. Das erste Licht in ihr war aufgegangen, aber es war noch nicht so groß, daß ihres Denkens und Meinens Trauer darin verschwunden war. Also wachte sie die Nacht durch bis in den Morgendämmer. Schlummerte dann ein weniges und trat mit blassem Gesicht herein, als Joseph und die Kinder schon im Haus und Hof am Schaffen waren. Da griff auch sie mit den



Händen zu und dachte: Im Tun des Tages werde ich all des vergessen wie eines Traumes.

Aber es war noch ein Stachel, ein Schmerz da, der manchmal fragte: Wählte dein Sohn auch das Rechte? Ist es Gottes Wille, daß eine Seele und ein Geist wie er lebt in tiefer Niedrigkeit, daß Wenige zu ihm treu sind? Daß er lebt in Armut? Daß er wohltut den Kranken und lehrt Güte und Gerechtigkeit, und sie hören ihn dennoch nicht? Lachen und spotten sogar seiner, und wenn er selber es wollte, müßte ihm nicht zufallen Glanz und Macht? Ist Gottes Wille dies? Ist es wirklich sein Glück, wie er sagte, so in Niedrigkeit zu gehen und zu leben, oder ist mein Herz nicht fromm, wenn ich so denke? Ist einer Mutter Wünschen und Sehnen böse, wenn sie für den Sohn Großes und Schönes wünscht, oder muß ich noch demütiger werden und mich neigen, so wie ich mich einst neigte vor Gottes Engel?

Und sie fand noch nicht die Antwort auf alle diese Fragen.

*

Und es geschah, daß Jesus zum letztenmal hinaufging gen Jerusalem, und Maria mit den Ihren war auch hinaufgegangen gen Jerusalem. Und es geschah, daß sie am Wege stand an dem Tage, da er von Bethanien gen Jerusalem hinaufritt auf einem Eselsfüllen, und das Volk ihm Grün und Blätter vor die Füße warf und ihm zuschrie: »Hosianna!« Und sie stand am Wege und sah und hörte es alles und dachte: Mein Sohn hat wohl recht gewählt seinen Weg und hat wohl vorausgewußt, was er tun mußte, und ich sehe wohl, daß ihm nun kommt, was ich ihm wünschte.

Dies aber war der Traum einer kurzen Stunde. Denn schon bald danach sah sie, wie er wider das Volk stand und das Volk wider ihn, als er im Tempel die Tische der Wechsler und Händler umwarf, seine Stimme erhob und anfing zu reden, was den Menschen ein Ärgernis war.

Doch glühte immer noch in ihr das Licht, das entzündet war in der dunklen Regennacht. Und je tiefer die Schwere des Leidens dieser letzten Tage auf ihn herabsank, um so heller und gewisser glühte nun das Licht auf. Und es geschah an dem Tage seines Todes, in der Frühe, daß sie von dem Hause des Landpflegers auszogen durch die Straßen Zions bis auf den Berg Golgatha. Und da sie nun mit den vielen Menschen ihm nachfolgte, war auf einmal alles klar geworden in ihr und licht und überirdisch hell. Also, daß sie wußte: Ja, dieses ist er, dein Sohn, der Eine! Und daß sie wußte, in allem Schmerz, der ausging von seiner Gestalt und von der Schwere des Holzes, das er trug: Ein Größerer ist nicht, wie niedrig und verkannt er nun auch dahingeht.

Und das größte Glück kam ihr mit dem größten Schmerz danach, als sie am Kreuz hingesunken war, am Abend dieses Tages, da er starb und in der Dämmerung das Kreuz hinaufwuchs und sein weißes Haupt heilig und unnahbar hernieder leuchtete.

Aber sie sprach kein Wort. Sie war nur Mutterschmerz und Mutterliebe und war ganz Verstehen und ganz Zuversicht. Sie sprach kein Wort, auch nicht, als sie seine Stimme hörte und als er begann, seine wenigen letzten Worte zu sprechen. Auch nicht, als er zu ihr sprach und zu seinem liebsten Jünger: »Siehe, das ist dein Sohn! Siehe, das ist deine Mutter!«

Nur daß sie in allem Weinen bei seiner lieben Stimme und bei dem Klang seines Mundes fühlte: Das Glück ist Christus, mein Sohn. Das Glück ist Christus, trotz aller Schmach, trotz allem Leiden und in allem Tod. Und da gedachte sie der Nächte und der Tage, da er Abschied genommen hatte. Immer neuen Abschied von ihrem Herzen, das nicht immer gleich gefolgt war seinem Tun und Wollen. Da schluchzte sie auf in Weh und auch in Seligkeit und fiel vornüber und schlug mit dem Haupte unten ans Holz.

Das Kreuz aber ragte schon in die Abendluft, die da hoch, klar und dünn um sein Haupt stand. Als sei er schon der Welt, dem Leben entrückt — so ragte er auf. Als stiege das Kreuz mit ihm in die hohe Abendklarheit. Weiß wie eine Blume stand sein Haupt vor dem Abend. Dunkel tropften einige Tropfen Blutes, als er nun sprach: »Es ist vollbracht!«, und das Haupt neigte und verschied.




Erreichte Ziele der Elektrotechnik

Von Carl Heim

Dieser Aufsatz wurde als Festvortrag vom Verfasser, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Heim, bei Übernahme des Rektorats der Kgl. techn. Hochschule zu Hannover gehalten (1 Juli 1915)

Mit gewaltiger Hand hat der Krieg in die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens eingegriffen, hemmend hier, fördernd dort, umgestaltend fast überall. Wie sich unsre blühende Industrie nach kurzem Stocken den veränderten Umständen anzupassen wußte, haben uns die Tageszeitungen berichtet. Einer ihrer am meisten betroffenen Zweige ist die Elektrotechnik, unter welcher hier lediglich die Starkstromtechnik, also mit Weglassung der Telegraphie, Telephonie und des Signalwesens, verstanden sein soll. Nach Erledigung der bei Kriegsausbruch noch vorhandenen Aufträge hätten unsre großen elektrotechnischen Fabriken bald fast stilliegen müssen, denn der Bedarf der Armee und Marine für ihre Erzeugnisse ist zwar beträchtlich, vermag aber eine so gewaltige Industrie nicht nennenswert zu beschäftigen. Auch fehlt es an dem unentbehrlichen Kupfer. Da haben die Werke kurz entschlossen ihre Tätigkeit umgeschaltet, und schon längst drehen Siemens-Schuckert, die A. E.-G., Bergmann, Brown & Boveri, Voigt & Haeffner und viele andre Granaten, fabrizieren Zünder u. dgl. und haben damit für ihre Werkzeugmaschinen wieder lohnende Arbeit gefunden.

Die bis dahin ungehemmte Entwicklung der Starkstromtechnik ist jetzt zum erstenmal aufgehalten, ja fast ganz zum Stillstand gebracht. Hoffen wir, nur für kurze Zeit. Diese Pause gibt willkommene Veranlassung, einmal Atem zu schöpfen, die Entwicklung bis zu diesem Abschnitt kurz zu überblicken und zu fragen: *Was hat die Elektrotechnik von den ihr gestellten Aufgaben bisher verwirklicht?*

Sieht man von einigen älteren, grundlegenden Erfindungen ab — hier seien die Namen Werner Siemens, Pacinotti, Gramme genannt —, so stammt die Starkstromtechnik etwa aus der Zeit von 1880, ist also jetzt fünfunddreißig Jahre alt, und manche von uns haben die Freude gehabt, diese Entwicklung von Anfang an bewußt mitzuerleben.

Durch die wissenschaftliche Forschung während achtzig Jahren war ihr gut vorgearbeitet. Die Arten der Erzeugung der Elektrizität, ihre mannigfaltigen Wirkungen, ihre Gesetze, die Meßmethoden waren eingehend studiert. Dabei hatte man auch die Möglichkeit und die Zwecke ihrer Anwendung wohl erkannt, fast wie heute, war aber weit von der Verwirklichung entfernt.

Nun hatten *die* Männer das Wort, die es als ihre Aufgabe betrachteten, die Errungenschaften der Wissenschaft in die Praxis umzusetzen. Daß das nicht so leicht ist, wie mancher denkt, hat gerade die Entwicklung der Elektrotechnik deutlich gezeigt.

Zu Anfang war sie vielfach nur angewandte Physik. Ihre Maschinen und sonstigen Vorrichtungen zeigten Formen, welche dem erfahrenen Ingenieur ein Lächeln abnötigten, und kein Wunder, daß sie sich häufig als unzulänglich erwiesen. Der sogenannte Elektriker brauchte dringend einen Bundesgenossen. Dieser kam ihm durch den *Maschineningenieur*, dessen durch Jahrhunderte entwickelte gediegene Schulung und Erfahrung dem neuen Fache noch abging. Bald kam es zu einem glücklichen Zusammenwirken beider Zweige der Technik, das reiche Früchte trug und an den Hochschulen dazu führte, daß der Maschinenbau ein wesentlicher Bestandteil des elektrotechnischen Studiums wurde.

Der Maschineningenieur brachte den elektrischen Maschinen die vorher fehlende Betriebssicherheit, förderte auch ihren Wirkungsgrad und die Ausnutzung des Materials.

Trotzdem ging es mit der Anwendung des elektrischen Stroms für die Zwecke des täglichen Lebens und der Industrie noch lange nicht so schnell, wie die Elektro-Ingenieure es wünschten und das große Publikum und die Presse erwarteten. Einmal war das überall geltende Gesetz der Trägheit zu überwinden, dann ließen die Leistungen noch vielfach zu wünschen übrig, und — ein Hauptgrund — auch die hohen Kosten des Stroms standen im Wege.

Es bedurfte einer vieljährigen, unermüdlichen Kleinarbeit, um auszubauen, zu verbessern, zu erproben, zu verbilligen und so allmählich Vertrauen für die neue Technik zu erwerben. Als dieses Vertrauen sich endlich einzustellen begann, ist es bald, was den Umfang der Anwendungen betraf, mit raschen Schritten vorwärtsgegangen.

Der erste nachhaltige Erfolg war der Elektrotechnik auf ihrem ältesten Gebiete, dem der elektrischen Beleuchtung, beschieden.

Schon in den siebziger Jahren wurde die Bogenlampe erfunden. Sie war eine Starklichtquelle, und als solche für Innenräume, außer Hallen und großen Sälen, wenig geeignet. So unruhig ihr Licht anfänglich war, so gelang es doch durch fortgesetzte Verbesserung des Regulierwerks in den neunziger Jahren, vor allem in Deutschland, sie zu einer Art Präzisionsapparat mit nahezu gleichmäßiger Lichtstärke umzugestalten. Schließlich wurde auch der Stromverbrauch wesentlich vermindert, am meisten durch Bremer (1900), der ihn auf etwa ein Viertel des ursprünglichen herunterbrachte.

In den Scheinwerfern für Militär und Marine usw. wird dem Bogenlicht auch eine dauernde Anwendung bleiben, trotz dem zurzeit gefährlichen Wettbewerb der hochkerzigen Metallfadenlampe.

Die dringend notwendige Teilung des elektrischen Lichts in kleine Beträge und damit die gegebene Lichtquelle für Innenräume, bis zu den kleinsten herab, brachte bekanntlich die von Edison 1879 erfundene Glühlampe. Ihr ruhiges, mildes Licht und die einfache Handhabung beim Ein- und Ausschalten (das sogenannte Knipsen) fanden sofort großen Anklang. Doch machte ihr verhältnismäßig hoher Strombedarf sie sehr teuer im Gebrauch. Eine wundervolle Beleuchtung, aber leider vorläufig ein Luxus. Daß das Glühlicht trotzdem in größeren Städten schon viel eingeführt wurde, zeigt, daß das Publikum seine Vorzüge erkannte und bewertete, trotz den Kosten, so wie wir ja auch das, was wir essen und trinken, nicht nur nach dem Nährwert, sondern auch nach dem Wohlgeschmack auswählen, wenn das auch teurer kommt.

Die Gasbeleuchtung erkannte bald, daß ihr in dem elektrischen Licht ein gefährlicher Gegner erwachsen sei, und dem sich von da ab durch mehr als zwanzig Jahre ziehenden Konkurrenzkampfe verdanken wir eine überraschende Fülle von Fortschritten beider Beleuchtungsarten. Daß die Gastechnik den Kampf allmählich aufzugeben beginnt, ist hauptsächlich, wie bekannt, durch die im Jahre 1906 gemachte Erfindung der Metallfadenlampe bewirkt worden. Durch diese wurde der Stromverbrauch des elektrischen Glühlichts mit einem Male auf ein Drittel dessen herabgesetzt, was die bisherige Kohlenfadenlampe benötigt hatte, und zugleich die Lebensdauer auf das Doppelte erhöht.

Eigenartig ist es, daß der Erfinder oder doch Hauptförderer der Metallfadenlampe derselbe Mann ist, der zwanzig Jahre vorher der elektrischen Beleuchtung durch die Erfindung des Glühstrumpfes einen schweren Stoß versetzt hatte: Auer v. Welsbach. Eine nochmalige Verminderung des Strombedarfs für größere Glühlampen brachte die 1913 aus Amerika zu uns gekommene sogenannte Halbwattlampe. Sie verbraucht auf die Kerzenstärke nur noch ein Achtel bis ein Neuntel von dem, was die alte Edisonlampe erfordert hatte.

Heute ist das elektrische Glühlicht in den Städten mehr angewendet als Gaslicht, nicht nur in Geschäftsräumen, Kaufhäusern u. dgl., auch nicht nur in der Wohnung des Reichen und des Mittelstandes, sondern vielfach auch in der des kleinen Bürgers. Wie bald die Bestrebungen gelingen werden, es auch in Arbeiterwohnungen einzuführen, wird von der Erleichterung der Einrichtungsbedingungen und von einer zweckmäßigen Tarifpolitik abhängen. Weit verbreitet ist es auch auf dem Lande, und in Fabriken kommt eine andre Beleuchtungsart als die elektrische kaum mehr in Betracht.

So dürfen wir das älteste Ziel der Elektrotechnik, die allgemeine Einführung der elektrischen Beleuchtung, jetzt als erreicht ansehen. Aber das hat über dreißig Jahre gedauert.

Hand in Hand mit der Entwicklung und Einführung der elektrischen Beleuchtung geht die der öffentlichen Anlagen zur Erzeugung und Verteilung des Stromes. Der Begründer der städtischen Zentralanlagen ist Edison, 1880. Sie versorgten zuerst nur die Verkehrsmitten der großen



Städte, wo die Geschäftswelt das teure Licht einführte. In den neunziger Jahren dehnten sie sich allmählich auch auf die äußeren Stadtteile aus, und man begann derartige Anlagen auch in kleinen Städten und Dörfern zu bauen, während die mittelgroßen Städte erst später folgten. Mit dieser Entwicklung gingen Fortschritte in den Systemen der Stromverteilung, Steigerung der Spannung, Verbesserung der Hauseinrichtungen Hand in Hand. Sehr segensreich haben hier die Bestrebungen des Verbandes deutscher Elektrotechniker gewirkt. Die Einführung von Akkumulatoren brachte erhöhte Betriebssicherheit; ferner wurden die Reguliermethoden, das Leitungsnetz, die Hausanschlüsse und Zähler verbessert und zweckmäßige Tarife eingeführt. Auch die für eine Verbilligung der Stromerzeugung maßgebenden Umstände hat man bald mehr berücksichtigt, so z. B. die bequeme und billige Zuführung von Kohlen und Wasser, Vergrößerung der Maschineneinheiten, bessere Ausnutzung der Betriebsmittel, Verminderung der Bedienungskosten. Größere Werke dieser Art bilden heute höchst wirtschaftlich arbeitende Großbetriebe.

Hierin und in der allgemeinen Verbreitung der zentralisierten Stromversorgung in den Städten hat die Elektrotechnik wiederum eine wichtige Aufgabe gelöst.

So alt wie die Anfänge der elektrischen Beleuchtung ist das Bestreben, mechanische Arbeit oder, wie man auch nicht ganz zutreffend sagt: Kraft auf elektrischem Wege zu übertragen. Dieser Gedanke lag deswegen von Anfang an nahe, weil die stromerzeugenden Maschinen, wenn man ihnen von außen Strom zuführte, durch diesen als Elektromotoren getrieben wurden und so mechanische Arbeit abzugeben vermochten.

Durch einfache isolierte Drähte konnte man den Strom der an einer Stelle laufenden Dynamomaschine ziemlich weit fortleiten und am Ende der Leitung durch Verbrauch in einem Elektromotor zum Antreiben andrer Maschinen verwenden. Diese Übertragungsart in die Ferne ist einfacher und bequemer als jede andre, um so mehr, je größer die Entfernung wird. Doch war anfänglich der Strom zu teuer, die Anlagekosten zu hoch und der Betrieb zu unsicher. Durch ständige Verbesserung, unter wesentlicher Mitwirkung des Maschineningenieurs, wurde allmählich die elektrische Kraftübertragung vervollkommnet und verbilligt. Einzelne ausgeführte Anlagen bewährten sich gut, und so verbreitete sich nach und nach die Erkenntnis von den Vorteilen der neuen Betriebsart. Diese sind kurz gesagt: das einfache und schnelle Anlassen und Abstellen, der geringe Raumbedarf, das geringe Gewicht und unbedeutende Geräusch des Elektromotors, ferner, daß er nur wenig Wärme und keinen Geruch verbreitet und daß seine Umdrehungszahl, wenigstens die des Gleichstrommotors, sich in weiten Grenzen regulieren läßt.

Eine bedeutende Förderung erfuhr die elektrische Kraftübertragung 1891 durch die Verwendung des Drehstroms. Von 1892 ab begann man, ganze Fabriken nur mit elektrischer Kraftverteilung einzurichten, zunächst durch Gleichstrom, seit 1894 auch mit Drehstrom. Hierbei ersetzt die elektrische Verteilung die sonst verwendeten mechanischen Transmissionen mit ihren langen Wellenleitungen und zahlreichen Treibriemen. Da die Transmissionen schlimme Kraftfresser sind und auch in Arbeitspausen vielfach weiterlaufen müssen, war die Konkurrenz für den Elektromotor, den man bei auch nur minutenlanger Nichtbenutzung abzustellen pflegt, möglich.

Seit 1900 wird wohl kaum eine neue Fabrik ohne elektrische Kraftverteilung eingerichtet.

Schon etwas vor dieser Zeit begannen der Bergbau und die sogenannte schwere Industrie sich die Vorteile der elektrischen Kraftübertragung zunutze zu machen zum Antrieb von Ventilatoren, Pumpen, kleinen Walzenstraßen und Arbeitsmaschinen aller Art. Dieses Anwendungsgebiet erlangte bald großen Umfang, und die mit dem neuen Jahrhundert alles früher gewohnte Maß übersteigenden Bestellungen aus den Berg- und Hüttenbezirken in Rheinland-Westfalen, Oberschlesien und dem Saargebiet haben die deutsche Elektrotechnik über die sonst kritischen Jahre von 1900 bis 1904 glücklich hinweggebracht.

Schon in den Anfang dieser Entwicklung fällt die Anwendung des Elektromotors für den Betrieb von Kranen und sonstigen Hebezeugen aller Art, während man mit dem von Fahrstühlen schon früher begonnen hatte. In kurzer Zeit hat die elektrische



hier jede andre Antriebsart verdrängt und durch ihre bequeme und vielseitige Verwendbarkeit sehr viel zu einer umwälzenden Entwicklung der Hebe- und Transportvorrichtungen überhaupt beigetragen.

Dieser Erfolg ermutigte bald auch zur Anwendung des elektrischen Motors auf Hebemaschinen größten Stils, nämlich auf die Hauptschacht-Fördermaschinen von Kohlenbergwerken. Bei diesen sind Lasten von 4000 bis 5000 Kilogramm aus Tiefen bis über 800 Meter und mit Geschwindigkeiten von 10 bis 20 Meter in der Sekunde zu heben. Das erfordert Arbeitsgrößen von 1000 bis 2000 Pferdestärken. Da jedoch der Hub nur etwa eine Minute dauert, worauf eine Pause bis zum neuen Hub folgt, so stellt dieser unterbrochene Betrieb mit so großen Leistungen die schwersten Bedingungen an die elektrische Anlage. Es gelang aber bald, durch Einfügung eines sinnreichen Zwischenglieds, das man Ilgner verdankt, die Stromstöße aufzunehmen, dadurch eine nahezu gleichmäßige Belastung des Kraftwerks herbeizuführen und so die Hauptschwierigkeit zu überwinden. Bis heute sind über dreihundert derartige elektrische Förderanlagen ausgeführt und haben dem Bergbau eine erhöhte Sicherheit und Genauigkeit des Förderbetriebs gebracht.

Von da bis zum Antrieb der großen Umkehr-Walzenstraßen der Hüttenwerke war noch ein bedeutender Schritt. Allein man hat auch ihn seit 1907 mit Erfolg gewagt. Heute arbeiten viele derartige Anlagen mit elektrischem Betrieb, bei welchen Gußstahlblöcke von etwa fünftausend Kilogramm in fortwährendem Hinundhergang zwischen den Walzen durchgepreßt und umgeformt werden. Die antreibenden Elektromotoren haben dabei eine Leistung bis zu zehntausend Pferdestärken zu entwickeln, und diese muß nicht weniger als zehn- bis zwölfmal in der Minute ein-, aus- und umgeschaltet werden.

Wenn man vor Jahren an so weitgehende Ziele auch noch nicht dachte, so ist dagegen die Möglichkeit der Kraftübertragung auf große Entfernung schon früh ins Auge gefaßt und auch manchmal verwirklicht worden. So zeigte schon die Münchner elektrotechnische Ausstellung von 1882 einen Elektromotor, der seinen Strom aus dem 53 Kilometer entfernten Miesbach empfing. Freilich kam von den dort verfügbaren drei Pferdestärken kaum die Hälfte in der Ausstellung an. Mit besserem Nutzwert, nämlich etwa 70 vom Hundert, arbeitete schon die Übertragung Lauffen—Frankfurt für die elektrische Ausstellung in Frankfurt a. M., 1891. Sie übertrug etwa 150 Pferdestärken auf 170 Kilometer. Allein das waren beides mehr Schaustücke, und die ausgedehnte Anwendung der Fernübertragung für praktische Zwecke ließ noch auf sich warten. Sie kam erst ganz allmählich, in dem Maße, wie durch unermüdliche Weiterarbeit alle Teile solcher Anlagen durchgebildet und verbessert wurden. Vor allem handelt es sich dabei um die betriebssichere Anwendung hoher Spannungen, da man nur bei hoher Spannung den Verlust in langen Leitungen genügend klein halten kann. Auf je größere Entfernungen man mit der Zeit ging, desto höher mußte die Spannung gesteigert werden und alle Teile, Stromerzeuger, Transformatoren, Isolatoren, Kabel, Schaltapparate, für die gesteigerte Spannung neu konstruiert und erprobt werden.

Während die Spannung bei Miesbach—München etwa zweitausend Volt betrug und man jahrelang nicht höher ging, hat man bei Lauffen—Frankfurt, wo der Drehstrom zum erstenmal zur Anwendung kam, 15 000 Volt gewagt. In Anlagen für praktische Zwecke steigerte man sie jedoch bis zum Jahre 1900 kaum über 10 000 Volt. Dann ging es rasch höher. 1905 war Nordamerika schon bis 60 000 Volt gekommen, Deutschland (Moosburg—München) und die Schweiz bis etwa 50 000. Auch hierbei blieb man nicht lange stehen, vor allem in Amerika (Kalifornien). 1912 kam in Sachsen eine Anlage mit 100 000 Volt in Betrieb, während die Amerikaner schon 130 000 erreicht hatten und im vorigen Jahre (1914) mit der Übertragung am Big Creek bei 150 000 Volt angelangt sind.

Die meisten solcher Fernübertragungsanlagen bezwecken die Ausnutzung natürlicher Kraftquellen, hauptsächlich von Wasserkräften, auch in Talsperren künstlich gestauten, daneben von Braunkohlenlagern, Torfmooren sowie Ölquellen. Die dabei verwerteten Leistungen sind mit der Zeit immer mehr gestiegen. Während die 1887 eröffnete Übertragung Kriegstetten—Solothurn 25 Pferdestärken ausnutzte, waren



es in Rheinfelden 1897 bereits 17000, bei dem Brusio-Werk in Graubünden (1908) 45000, bei dem Werk am Rjukanfos (1912) in Norwegen 200000 Pferdestärken. Etwa ebensoviel hat man von der Kraft des Niagarafalls bis jetzt verwertet.

Trotz den angewendeten hohen Spannungen beträgt die größte durch elektrische Übertragung überbrückte Entfernung bis jetzt nicht über vierhundert Kilometer, entsprechend etwa Hannover—Aachen, oder etwas mehr als Hannover—Frankfurt. Daher gehören Sensationsnachrichten, die von Zeit zu Zeit auftauchen, wie z. B.: es sei gelungen, die Kraft der Viktoriafälle des Zambesi über tausend Kilometer weit nach dem Randminendistrikt in Südafrika zu übertragen, weil technisch und wirtschaftlich noch nicht erreichbar, einstweilen ins Reich der Fabel.

Nachdem durch die Ausbildung derartiger Anlagen die Hochspannungstechnik sich ziemlich weit entwickelt hatte, bildete dieser Punkt bei der vor etwa zehn Jahren einsetzenden Errichtung sogenannter Überlandzentralen kein Hindernis mehr. Größer als die technischen Schwierigkeiten war für manche davon die, genügend Abnehmer für ihren Strom zu bekommen und sich dadurch wirtschaftlich lebensfähig zu machen. Nicht überall finden die Überlandzentralen den Anschluß industrieller Anlagen als guter Konsumenten. Die Landwirtschaft kann die elektrische Kraft zwar sehr gut gebrauchen, aber sie braucht sie nicht ständig, sondern ganz unregelmäßig, auch liegen die Abnehmer auf gar zu große Entfernungen zerstreut.

So würden weite Gebiete unsers Vaterlandes ohne die Wohltat elektrischer Kraft und elektrischen Lichts bleiben, wenn nicht die Staatsregierungen hier mit weiser Voraussicht vielfach eingesprungen wären. Wo der private Unternehmer vor dem Risiko zurückschreckt, oder wo er durch Verträge örtlich beschränkt ist, vermag der Staat durch eine auf breitere Grundlage gestellte Anlage oder durch zweckmäßige Verbindung mehrerer, verschiedenartigen Zwecken dienender Werke, unter Umständen eher wirtschaftlich zu arbeiten als der Einzelne. Er braucht auch im Interesse der Allgemeinheit nicht bei jeder einzelnen Anlage so ängstlich auf gleiche Höhe der Rente zu sehen. So bietet sich z. B. in Nordwestdeutschland ein Beispiel dieser segensreichen staatlichen Tätigkeit in dem bevorstehenden Zusammenwirken der elektrischen Kraftwerke der großen Edertalsperre, des Weserwerkes bei Münden, der Dampfkraftwerke Cassel und Göttingen und der Anlage bei Dörverden. Eine derartige einheitliche Versorgung großer Landbezirke ist auch in andern Gegenden Deutschlands im Entstehen.

Die größten Überlandzentralen — sie liegen freilich alle in Industriegebieten — haben eine Leistungsfähigkeit ihrer einzelnen Maschineneinheiten erreicht, die ganz gewaltig ist. So leistet das Werk in Chorzow bei Beuthen in Oberschlesien, das seinerzeit mit drei Maschinensätzen von je 450 Pferdestärken, also zusammen 1350 Pferdestärken, eröffnet wurde, jetzt im ganzen 55000 Pferdestärken, worunter sich eine Maschine von allein 25000 Pferdestärken befindet. Je einen gleich großen Turbogenerator besitzen die Werke in Rummelsburg bei Berlin und in Reisholz bei Düsseldorf, und die Überlandzentrale Mark in Westfalen gar einen Koloß von 40000 Pferdestärken.

Neben der Verwertung der elektrischen Energie zu Licht- und Kraftzwecken hat sie auch in der metallurgischen und chemischen Industrie schon früh Anwendung gefunden. Zwar sind gerade hier die Bäume nicht in den Himmel gewachsen, und die Propheten, welche in den achtziger Jahren voraussagten, binnen kurzem würden alle Metalle, sogar das Eisen, nur noch elektrisch erzeugt, sind verstummt. Die Sache wäre sehr schön, wenn der Strom kein Geld kostete. Heutzutage werden elektrische Verfahren in der Metallindustrie zwar vielfach angewendet, jedoch nur da, wo sie sich lohnen oder wo sie allein zum Ziele führen.

Das sind, neben der allbekannten Anwendung zum Vernickeln, Versilbern, Vergolden usw., die besonders in Nordamerika in großem Maßstab betriebene elektrolytische Reinigung (Raffinierung) des Kupfers, die Herstellung des Natriums und des im jetzigen Kriege so viel gebrauchten Aluminiums. Ferner werden, ebenfalls in großem Maßstabe, Chlor, Alkalien, Chlorate und der zur Füllung unsrer Zeppeline dienende Wasserstoff durch Elektrolyse gewonnen. Auch der in zahllosen elektrischen Licht- und Kraft-



anlagen, in Automobilen und in den Unterseebooten verwendete elektrische Akkumulator gehört hierher.

Bei mehreren andern Verwendungen auf diesem Gebiete bewirkt die elektrische Energie nicht chemische Zersetzung, sondern liefert vermöge ihrer leichten Umwandelbarkeit in Wärme das wirksamste Mittel zur Erzeugung hoher Temperaturen. So wird durch elektrische Erhitzung neben Ferrosilizium, Ferromangan usw. hochwertiger Stahl für besondere Zwecke dargestellt und bereits seit zwanzig Jahren das bekannte Kalziumkarbid. Das aus diesem durch einfaches Zusammenbringen mit Wasser gewonnene Azetylengas hat in diesem Kriege, wo Petroleum fehlt, als Lichtquelle wieder mehr Bedeutung erlangt.

Besonders wichtig ist zurzeit die elektrische Verwertung des Stickstoffs der Luft zur Erzeugung von Salpeter zu Sprengstoffen und für Düngungszwecke. Auch hierbei ist es die Umsetzung der elektrischen Energie in Wärme, welche den chemischen Prozeß zustande bringt. Doch hat diese Methode jetzt in der von Haber zur unmittelbaren Darstellung von Ammoniak einen mächtigen Wettbewerber erhalten.

Die meisten elektrochemischen Verfahren sind nur bei Verwendung sehr billigen Stroms ergiebig und dadurch auf die Nähe von Wasserkräften oder von Braunkohlenlagern u. dgl. angewiesen.

Eine wohlbekannte Anwendung elektrischer Kraft bleibt noch zu besprechen: die zum Betriebe von Bahnen.

In den städtischen Straßen- und Vorortbahnen haben wir ein weitverbreitetes und ziemlich ausgebautes Gebiet der Elektrotechnik vor uns. Bei uns und in Nordamerika gibt es kaum eine Stadt von 50000 Einwohnern und mehr ohne eine solche Anlage. In Deutschland 1879 zuerst gezeigt und 1883/84 an drei Orten in einfachster Weise ausgeführt, hat sich die elektrische Straßenbahn in den folgenden Jahren hauptsächlich in Amerika entwickelt und kam 1890 mit den dortigen Verbesserungen wieder zu uns. Die überraschend schnelle Verbreitung in den neunziger Jahren ist nicht nur durch das »Zeitalter des Verkehrs« zu erklären, in dem wir leben, sondern wesentlich auch dadurch, daß der Wettbewerb mit dem mühseligen Pferdebetrieb der Straßenbahnen leicht war. Was würden uns gar jetzt im Kriege Pferdebahnen nützen?

Während der letzten zehn Jahre hat die Straßenbahntechnik gegen früher so wenige umwälzende Neuerungen gebracht, daß das Wort von dem »ausgebauten Gebiet« wohl berechtigt ist.

Um so größer ist die Rührigkeit und der Fortschritt nach andern Seiten.

Bahnverbindungen nach entfernteren Vororten der Städte und auf kürzeren Überlandstrecken folgten bald, sind aber technisch von den Straßenbahnen kaum verschieden.

Dagegen entstand um 1900 in den sogenannten Stadtschnellbahnen von der Art der Neuyorker, Pariser, Berliner und Hamburger Hoch- und Untergrundbahnen ein neues, wichtiges Verkehrsmittel für Großstädte, das im Begriff ist, die Dampfstadtbahnen zu verdrängen. Es verwendet jedoch, wie die Straßenbahnen, noch den Gleichstrom.

Dieser gestattet nicht, hohe Spannungen, z. B. über 2000 Volt, zu benutzen, wie man sie bei größerer Streckenlänge benötigt. Darum sah man sich nach andern Stromarten um, als man nun auch daranging, Überlandbahnen beträchtlicherer Länge zu elektrifizieren. Dafür bot sich der Drehstrom, der bisher nur bei einigen Bergbahnen (Gornergrat, Jungfraubahn) verwendet war. Die 106 Kilometer lange Valtellinabahn in Oberitalien wurde 1902 damit eingerichtet, mit so gutem Erfolg, daß der Betrieb heute noch fast unverändert läuft und die italienische Staatsbahn bald noch weitere Drehstromlinien baute. Auch der Betrieb für den Simplontunnel geschieht seit 1906 mit Drehstrom.

Unbequem ist freilich, daß diese Stromart zwei Fahrdrähte über jedem Gleis erfordert und daß die Fahrgeschwindigkeit sich nur durch umständliche Mittel verändern läßt.

So suchte man nach weiteren Verbesserungen und hat in dem sogenannten Kollektormotor einen für Bahnbetrieb gut geeigneten, vollkommeneren Motor gefunden, der, mit Einphasenwechselstrom betrieben, nur einen Fahrdraht benötigt.

Diesem neuen System hat die Preußisch-Hessische Eisenbahnverwaltung schon bei den ersten Versuchsfahrten 1905 ihre Aufmerksamkeit zugewendet und 1907 den damit ein-



gerichteten Betrieb der Hamburger Stadt- und Vorortbahn Blankenese—Ohlsdorf eröffnet, der nach Überwindung anfänglicher Schwierigkeiten sich bewährt hat. Daraufhin strebte unsre rührige Eisenbahnverwaltung einen Betriebsversuch unter den größeren Verhältnissen einer Vollbahn an und eröffnete ihn 1911 auf der 26 Kilometer langen Strecke Dessau—Bitterfeld. Hier ist die Betriebsspannung am Fahrdraht auf 10000 Volt gesteigert. Diese Versuchsanlage, die hauptsächlich zur Erprobung und Verbesserung der elektrischen Lokomotiven und der neuartigen Oberleitung dienen sollte, hat zur Ausdehnung des elektrischen Betriebs auf die ganze 150 Kilometer lange Strecke Magdeburg—Zerbst—Bitterfeld—Leipzig—Halle geführt, die zurzeit eingerichtet wird. Gleichzeitig steht die Eröffnung zweier zusammen über hundert Kilometer umfassenden Strecken am Riesengebirge in Schlesien bevor. Ferner hat Baden die sogenannte Wiesentalbahn Basel—Schopfheim—Zell und Säckingen für die gleiche Stromart eingerichtet, jedoch noch nicht regelmäßig in Betrieb, Bayern die Strecke Salzburg—Reichenhall und die Mittenwaldbahn. Am bekanntesten ist bis jetzt die 1913 eröffnete, mit Einphasenstrom von 15000 Volt betriebene, 74 Kilometer lange Lötschbergbahn geworden, bei welcher elektrische Lokomotiven von 2500 Pferdestärken Leistungsfähigkeit schwere Züge einer durchgehenden internationalen Strecke von Spiez am Thuner See durch den Lötschbergtunnel nach Brig ins Rhonetal befördern und dabei einen Höhenunterschied von fast sechshundert Metern in Steigungen bis 1:37 überwinden.

Der Vollständigkeit halber seien noch die Akkumulatoren-Triebwagen unserer Staatsbahnen genannt, die zurzeit auf über hundert Strecken laufen.

Diese Leistungen der letzten zwölf Jahre, zu denen auch solche in Amerika, Frankreich und Schweden kommen, haben bewiesen, daß es möglich ist, Hauptbahnen elektrisch zu betreiben. Doch denkt vorläufig niemand daran, alle Eisenbahnen für elektrischen Betrieb umzubauen. Es sind nicht allein die ungeheuren Kosten der Umwandlung, sondern auch militärische Bedenken, die dem entgegenstehen. Solange das Durchschneiden einer Leitung genügt, um den Betrieb selbst aus größerer Entfernung zu stören, werden elektrische Vollbahnen einstweilen auf minder wichtige Strecken beschränkt bleiben, zumal da der Dampfbetrieb in diesem Kriege bei uns wieder eine glänzende Probe seiner Leistungsfähigkeit und Zuverlässigkeit abgelegt hat. —

Der verehrte Leser wird aus dieser gedrängten Darstellung ersehen, daß die Elektrotechnik auf den Gebieten der Beleuchtung und der Kraftübertragung das Ziel, das sie sich vor über dreißig Jahren steckte, erreicht hat, daß ihr in der Metall- und der chemischen Industrie mancher schöne Erfolg beschieden war, daß sie sich die Straßenbahnen erobern konnte und mit ihrer Anwendung bei Überlandzentralen und Hauptbahnen in reger und vielversprechender Entwicklung begriffen ist.

Wir dürfen hoffen, daß auch nach diesem Kriege die deutsche Elektrotechnik nicht rasten und rosten wird, sondern mit frischer Kraft an neue Aufgaben gehen, in der bewährten Zusammenarbeit von technischer Wissenschaft und Praxis, unter dem Schutze einer starken, einsichtsvollen Regierung, zum Segen unsers Vaterlandes.

Glück

Im Dämmerglanz, wenn sich der letzte Strahl
Der Sonne rötlich an den Scheiben bricht,
Ziehn wir die Polster schweigend zum Kamin
Und setzen uns. Ich nehme deine Hand
In meinen Schoß, und dein geliebtes Haupt
Sinkt leis zu mir herüber, daß mein Mund
Im Kuß mit deines Haares Duft sich eint.
So ruhen wir, des Glückes froh bewußt,
Des festlichen, das uns im Herzen wohnt,
Und fühlen, daß wir jung sind: jung und reich.

Hans Bethge







Tante Jettchen

Von Carl Heine

Daß Tante Jettchen eigensinnig sein könnte, hatte niemand geglaubt; immer war sie gütig und nachgiebig gewesen, und nun auf einmal kam sie mit dieser unbegreiflichen, unvernünftigen Halsstarrigkeit! Aber seit dem Ausbruch des Krieges war sie überhaupt wie ausgewechselt. Wie reizend hatte man sie früher mit ihrer Prüderie necken können! Die jüngere Generation hatte es aufgebracht, daß Tante Jettchen aus dem Zimmer geschickt werden müsse, wenn von Kinderkriegen, von intimen ehelichen oder gar außerehelichen Dingen die Rede war. Schließlich waren auch die Alten von diesen Neckereien angesteckt, und endlich gehörte der Witz von Tante Jettchens Prüderie zu dem nicht eben reichen eisernen Bestand der Maarhusenschen Familienwitze.

Diese Neckreden waren eigentlich das einzige, was überhaupt von Tante Jettchen in der Familie laut wurde, im übrigen huschte die zierliche weißhaarige Gestalt fast unbeachtet durch die weitverzweigte Maarhusensche Familie. Man rief sie, wenn man ihrer bedurfte, und wenn sie da war, merkte man ihre Anwesenheit kaum.

Sie bildete eben eins jener Familieninventare, die beleidigt werden, wenn sie arm; gehaßt, wenn sie selbstsüchtig; übersehen, wenn sie gütig sind. Und nun kam sie plötzlich mit ihrem Widerspruch. Alle Welt floh aus dem bedrängten Preußen, kein Maarhusen blieb dort; Onkel Theodor, dessen Frau zur Entbindung der Schwiegertochter gereist war und ihrem Manne inzwischen die Enkelkinder gesandt hatte, Onkel Theodor brauchte sie doch auf der Flucht als Aufsicht für die Kleinen; aber Tante Jettchen erklärte ruhig und bestimmt, daß sie ihr Häuschen, das sie seit dreißig Jahren, seit sie die Leitung des sächsischen Ladengeschäfts ihres Bruders aufgegeben hatte, still und bescheiden, sauber und korrekt, das Urbild der alten Jungfer, bewohnte, nicht im Stich lassen würde. Achselzuckend waren dann die Maarhusens abgereist, mehr geärgert als besorgt.

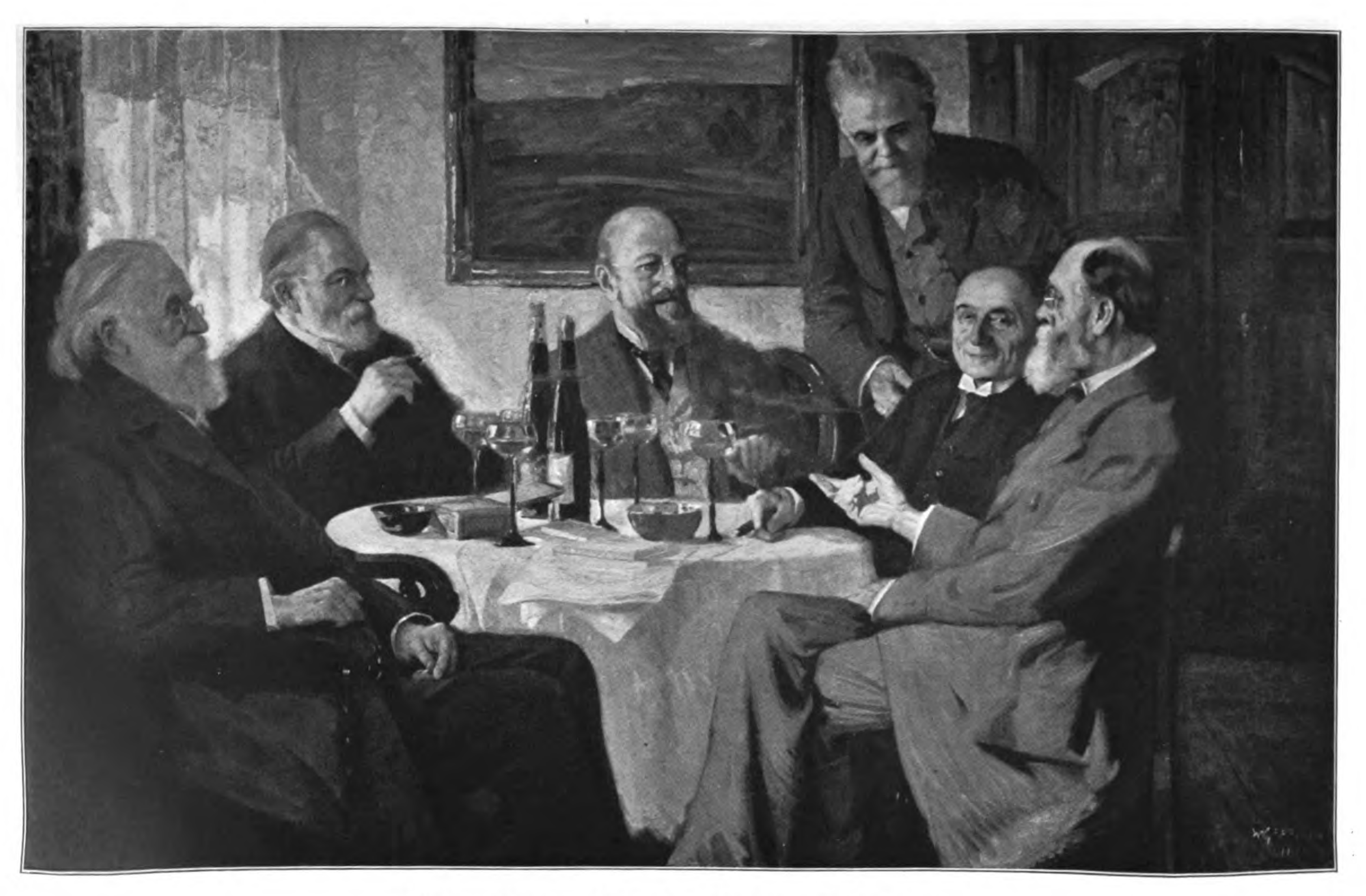
Tante Jettchen war wirklich geblieben. Sie hörte den Donner der Geschütze. Die Russen kamen. Ruhig lebte sie ihren Tag. Nur zwei Tage und eine Nacht hausten die Feinde, dann trieben die siegreichen Deutschen die Russen hinaus aus dem Städtchen, den verderblichen Seen zu. Einquartierung kam, Lazarette wurden errichtet, und wo zu helfen war, legte die Fünfundsiebzigjährige still die Hände an, anspruchslos, korrekt, hilfsbereit und gar nicht prüde.

Die Deutschen zogen weiter, dem Feinde nach; die Stadt war ziemlich unversehrt. Im November war alles schon wieder wie im Frieden. Die Regierung forderte die Geflüchteten auf, heimzukehren. Da trafen denn auch im Dezember die Maarhusens in ihren Häusern ein und brachten die kleinen Schäden, die der Durchzug der Truppen verursacht hatte, in Ordnung.

Und am ersten Januar begingen sie, wie seit urvordenklichen Zeiten, den Familientag. Selbst der Krieg, der sich sozusagen vor ihren Türen abspielte, hielt sie von der alten Gewohnheit nicht ab; denn ihr ausgeprägter Sinn für die Sippe legte Wert darauf, daß die Angelegenheiten jedes einzelnen Maarhusen von der ganzen Familie einmal im Jahre wenigstens sorgsam und eingehend besprochen wurden. Auf den ersten Januar aber war der Familientag ein für allemal festgelegt wegen der seit hundert Jahren am Neujahrstag üblichen Abrechnung über das Familienvermögen, das in einer Gold- und Silberwarenfabrik bestand, die Lars Rikmer Maarhusen einst gegründet hatte und deren Teilhaber jeder Maarhusen vom Tage seiner Großjährigkeit an war.

Dieser Lars Rikmer Maarhusen war ein dänischer Silberschmied gewesen, der im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts seine Heimat verlassen und sich im östlichen Preußen angesiedelt hatte. Dort schuf seine Kunst silberne Löffel und goldene Becher, wie sie als Patengeschenke stark in Aufnahme waren. Er brachte aber damals nicht nur seine Kunst, sondern auch eine Frau in die neue Heimat mit. Sie war eine





Walter Geffcken: Aus dem Kreise der Zwanglosen

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1915

Spanierin von erlesener Schönheit, und es hieß, daß er einer Skandalgeschichte wegen, in die er der heißblütigen Inez zuliebe verwickelt gewesen, die alte Heimat hätte verlassen müssen. In Deutschland heiratete er nun diese Inez, erwarb sich durch seine Geschicklichkeit Ehre und Vermögen, und als er hochbetagt starb, hinterließ er eine stattliche Zahl von Kindern nebst einer blühenden Werkstatt, die sich bald in eine Fabrik verwandelte. In den folgenden Generationen wuchs diese Fabrik schnell zu hoher Bedeutung; man war durch Heirat oder Kauf mit wichtigen deutschen Firmen in Verbindung gekommen und hatte Filialfabriken angelegt und nach und nach in fast allen deutschen Provinzen Verkaufsstellen eingerichtet, deren Betrieb ein unverbrüchliches Privileg Maarhusenscher Familienmitglieder blieb. Und wenn auch der ausländische Familienname und die Gewohnheit blieb, immer den ältesten Sohn Lars Rikmer, die älteste Tochter Ines zu nennen, so erinnerte doch nichts mehr bei den Maarhusen an die dänisch-spanische Abkunft, so kerndeutsch war die Familie in Gesinnung und Lebensführung geworden. Nur hin und wieder schlug einmal ganz unvermutet in einem der Nachkommen das lustige dänische oder das heiße spanische Blut der Stammeltern heraus und verwirrte ein junges Reis in abseitiger Liebes- und Lebensverwicklung, die dann neujahrlich mit tiefem Ernst, breiter Gründlichkeit und energischer Kraft vom Familienrat gelöst wurde.

Heute war das Familienessen bei jenem Onkel Theodor gewesen, der sich im August so über Tante Jettchen hatte ärgern müssen. Da seine Frau aber wegen neuer großmütterlicher Pflichten nicht mit heimgekehrt war, so hatte er großmütig Tante Jettchen verziehen und sie beauftragt, das Familienfest bei ihm auszurichten.

Tante Jettchen hatte in Hinblick auf manche günstige Umstände reichlicher auftragen lassen, als man erwartet hatte. Deshalb saß man nach dem Essen beim Familienrat etwas schläfrig in den Stühlen und ließ den ruhigen Fluß, in dem Onkel Theodor über den günstigen Stand der Geschäfte berichtete, ziemlich teilnahmlos über sich hin murmeln. Jeder kannte ja den Inhalt des Geschäftsberichts vorher; man wußte, daß durch Onkel Eduards glücklichen Gedanken der silbernen Kriegsamulette, durch Kriegslieferungen von Kochgeschirren einer neuen Legierung der befürchtete Verlust, der aus dem Stilliegen der Hauptfabrik unvermeidlich schien, nicht nur wettgemacht, sondern daß noch ein erheblicher Gewinn erzielt war.

Daß Onkel Theodor die Fabriken und den Familienrat schon seit einer Reihe von Jahren leitete, war eigentlich nicht ganz in Ordnung. Das wäre laut Testaments des Stammvaters Sache des ältesten männlichen Maarhusen gewesen, und Onkel Eduard war fünfzehn Jahre älter als Onkel Theodor. Aber mit dem war es eine eigne Sache. Bei dem war nämlich das in der Maarhusenschen Familienchronik Unerhörte geschehen, daß sich das verwirrende Blut der Stammutter Inez zweimal gemeldet hatte. Denn nicht nur in den Jahren bis dreißig, in denen die atavistischen Zustände der Familienglieder traditionell waren, hatte Onkel Eduard den Familienrat beschäftigt, sondern noch ein zweites Mal hatten die Maarhusens eingreifen müssen. Die Folge dieses zweiten Eingreifens war, daß Onkel Eduard sein Ältestenrecht an den jüngeren Vetter Theodor abtreten mußte, und daß er Junggeselle blieb. Da er überdies im Gegensatz zu seinen Verwandten über sein Privatleben einen dichten Schleier zog, so galt er der Familie als zynisch und unzuverlässig und stand bei ihr, die überhaupt Junggesellentum als egoistisch und der Familienmacht abträglich mißbilligte, in keinem guten Ansehen. Nur Tante Jettchen hielt zu ihm, was auf die andern aber wenig Eindruck machte.

Endlich war die Bilanz genügend erläutert, und Onkel Theodor kam zu dem zweiten Punkt des Familienrats, zu der spanischen Abteilung. Es handelte sich um Hans und die blonde Elfriede, die in seines Vaters Laden Verkäuferin gewesen war. Die Geschichte war durch die plötzliche Kriegseinberufung des jungen Mannes ans Licht gekommen.

Die Teilnehmer des Familienrats verscheuchten sofort ihre schläfrige Nachmittagsstimmung, setzten betretene Mienen auf, und Onkel Lorenz blickte den präsidierenden Onkel Theodor bedenklich an und sagte: »Ich glaube, die kommenden Auseinandersetzungen sind nichts für Tante Jettchen;





wäre es nicht besser, lieber Theodor, du bätest Tante Jettchen, solange das peinliche Thema verhandelt wird, uns und das Zimmer zu verlassen?« Der dünne Onkel Lorenz hatte längst vergessen, daß diese traditionell gewordene Aufforderung zuerst nur einer Neckerei galt, die unvermerkt zu Ernst und Ansehen gelangt war, ohne daß Tante Jettchen daran Anstoß zu nehmen schien. Das ebenfalls traditionell gewordene Durcheinander folgte: »Tante Jettchen raus!« — »Aber nicht horchen!« — »Tante Jettchen ist rot geworden!« Und mit verschämtem Lächeln und einer ihr eigentümlichen Handbewegung verschwand Tante Jettchen aus dem Halbdunkel des Beratungszimmers.

Nun legte man sich keinen Zwang mehr auf. Mit phantasieloser Gründlichkeit berichtete Onkel Lorenz, und man tappte sich tief in die zarten Schlafzimmergeheimnisse des jungen Paares hinein. Als keine schamvolle Einzelheit mehr zu enthüllen blieb, wurde das Urteil gesprochen, und Tante Jettchen konnte wieder hereingerufen werden.

Man öffnete die Tür zum Nebenzimmer, aber weder dort noch in dem daran anstoßenden Wintergarten war Tante Jettchen zu finden. Das Dienstmädchen berichtete, Fräulein Maarhusen sei in ihre Wohnung hinübergegangen.

Da die Sitzung ohnehin vorüber war, und die Teilnehmer, von der Behandlung des Falles Hans aus dem Gleichgewicht gebracht, eine Entladung der inneren Spannung ersehnten, beschloß man tumultuarisch, Tante Jettchen aus ihrer Absonderung herauszuzwingen. Alle eilten, ohne erst Überkleider anzulegen, die breiten Stufen hinunter, man öffnete das stattliche Haustor und lief durch den Vorgarten über den Schnee hinüber zu Tante Jettchens kleinem Haus. Unter Lachen betrat man den engen Hausflur, kletterte die schmale, etwas unbequeme Stiege hinauf, klinkte ohne anzuklopfen die Wohnstubentür auf — aber Tante Jettchen saß nicht an ihrem Fensterplatz, an dem man sie seit dreißig Jahren zu finden gewohnt war. Man drang noch weiter vor, ins Eßzimmer, in die gute Stube, aber Tante Jettchen war nicht da. Nun war man ratlos. Auch die Küche zeigte sich leer. Das Dienstmädchen war an seinem freien Sonntag nicht zu Hause.

Und wie man nun diese Stuben durchwanderte, die Tante Jettchens sauberen Frischwäscheduft atmeten, da wurde die Bescheidene zum erstenmal vermißt und dadurch gegenwärtiger als all die Zeit, in der sie leibhaftig mit ihnen allen war. Seit dreißig Jahren war man hier in diesen Räumen ein und aus gegangen, heimlich jeder für sich, ohne den andern etwas davon zu sagen. Jeder hatte hier irgendwann einmal der Gütigen etwas zu beichten gehabt, von der Hilfsbereiten Rat oder Trost erhalten, hatte ihrer Einsicht Irrungen und Wirrungen unterbreitet, die dann im Familienrat am Neujahrstage unter dem traditionellen Ausschluß von Tante Jettchen beredet worden waren. Und mit diesen verschwiegenen Erinnerungen kam die Erkenntnis, daß die Geneckte, Übersehene die Herzenserfahrenste von ihnen allen war, daß sie selbst sich aus Bequemlichkeit, Selbstsucht und Feigheit, aus Scham die Legende gebildet hatten, Tante Jettchen sei weltfremd, altjüngferlich, prüde.

Langsam schmolz diese Einsicht den Damm der Geheimniskrämerei; sie gestanden einander und beichteten, wie jeder von ihnen einmal mit seinen Nöten und Ängsten hierhergekommen war, und wie Tante Jettchen, die Übersehene, dreißig Jahre lang klug, still und gütig den im Verborgenen führenden Geist der Familie bedeutete. Immer genommen hatten sie alle hier: Rat, Trost, Geld; und was sie gegeben hatten, war immer nur gewesen: *ihre* Nöte, *ihren* Kummer, *ihre* Sorgen. Dort im Ofenwinkel hatte Eduard ihr damals von dem Kinde erzählt, und sie hatte ihm trotz dem Familienrat noch ein kleines Glück herauszuholen verstanden. Dort im Sofa hatte Theodor mit ihr gesessen, und sie hatte ihm über den Tod der durch seine Schuld lebensunfähigen Söhne hinweggeholfen; dort am Tisch hatte Lorenz ihr gestanden, daß er heimlich spekuliert und verloren hatte, und mit ihrem Geld hatte er die Scharte auszuwetzen vermocht. Alle Möbel, alle Winkel bekamen Sprache und redeten von der Geheimgeschichte der Maarhusen seit über dreißig Jahren; aber von Tante Jettchens Leben erzählten sie nichts; denn jeder kam nur als Hilfesuchender zu ihr, jeder hatte ihr nur, soweit es das verschlossene Wesen der Maarhusen es erlaubte, sein Innerstes enthüllt, jeder hatte ihr nur heimlich zugeflüstert:



»Das bin ich, das bin ich«, und keiner von ihnen allen hatte je die Einsame gefragt: »Wer bist du?« Immer war sie ihnen nur ein Gegebenes, Vorhandenes, über dessen Wesen, über dessen Werden man sich den Kopf nicht zerbrach.

Gruppenweis durchwanderte man nun die Räume. Onkel Eduard hatte sich von den andern getrennt. Er war eine Stiege höher gegangen. Dort mußte Tante Jettchens Schlafzimmer sein. Überall waren sie als Kinder und Erwachsene willkommen gewesen, nur das jungfräuliche Schlafzimmer blieb allen verschlossen. Was hatte das für Stoff zu Neckereien gegeben! Die Tür war nur angelehnt. Eduard trat ein. Am Fenster bei einer altmodischen Kommode saß die Greisin, sie hatte sich leicht vornübergebeugt und schien zu lesen. Eduard sah über ihre Schulter hinweg; er sah, es war die letzte Seite eines alten, vergilbten Briefes, in den Tante Jettchen blickte. »Jürgen« las er als Unterschrift und den Namen Lars Rikmer einige Zeilen vorher. Nur unwillkürlich waren ihm diese Worte ins Auge gefallen, spionieren wollte er nicht, und rasch trat er deshalb einen Schritt vor und rief die Verträumte an; sie antwortete nicht, er trat näher, sie rührte sich nicht, Tante Jettchen war tot. Auf der Platte der Kommode lagen vergilbte Briefe, vergilbte Kinderwäsche, altes Kinderspielzeug. Dahinter stand das Bild eines Leutnants in der altmodischen Uniform eines schleswigschen Regiments, daneben das Bild einer schönen jungen Dame, ein Jugendbild Jettchens, mit einem kleinen Knaben auf dem Schoß, den schleswigschen Leutnant zur Seite. Auf dem Antlitz der Greisin aber lag dasselbe verschämte Lächeln, mit dem sie vorhin das Zimmer verlassen hatte, in dem über das Liebesglück ihres Großneffen Hans beraten werden sollte. Und plötzlich war Eduard auch die Handbewegung klar, mit der Tante Jettchen die Neckereien über ihre Altjüngferlichkeit aufzunehmen pflegte.

Die Maarhusens waren Eduard nachgegangen. Als er sie auf der Treppe hörte, verbarg er die Schätze, die nun die Tote nicht mehr selbst hüten konnte, und ließ die Familie ein.

Die sentimentale Stimmung von vorhin verflog; Tatsachen gegenüber war man korrekt. Man sagte zueinander passende Worte über das plötzliche Ableben der Tante, vermied es taktvoll, schon jetzt von der zu erwartenden nicht unbedeutenden Erbschaft zu reden, und ging, um die geziemenden Schritte zu tun, die solch ein Todesfall nötig macht.

Draußen aber, als die Extrablätter über einen neuen Waffenerfolg ausgerufen wurden und die Männer stehenblieben, um deren Inhalt zu besprechen, trennte sich Onkel Eduard von ihnen. Er verreiste. Erst zur Beerdigung war er zurückgekehrt, als eben der Sarg geschlossen werden sollte.

Ungesehen von den andern gab er der Toten zwei Efeublätter in die Hand. Das eine war vom Grab des 1864 gefallenen Leutnants Jürgen Steffensen, das andre von einem Kindergrab, vom Friedhof einer thüringischen Landstadt. Der Stein, der das kleine Grab schmückte, trug die Inschrift: »Lars Rikmer Maarhusen, geboren 24. Juni 1865, gestorben 9. März 1871. Habe Dank und vergib!«

Mutter

»War nicht dein Haar noch braun,
Mutter, da ich gegangen
Früh im Morgentau'n,
Als die Kam'raden sangen?

War nicht dein Auge noch klar,
Da ich ins Feld gezogen,
Da um den leuchtenden Aar
Flatternd die Fahnen flogen?«

»Wohl war mein Haar noch braun,
Mein Sohn, als du Abschied genommen.
Aber dann ist das Grau'n
Mir in die Seele gekommen.

Wohl war mein Auge noch stark,
Als du jauchzend zum Kampf geritten.
Aber bis in das Mark
Hat mich der Schmerz geschnitten.

O diese Tage, so hehr,
So voll Stolz und Freude!
O diese Nächte, so schwer,
So voll Herzeleide!«

Gotthard Kurland



Das Reich der Frau

XXXIII

Vom deutschen Frauenideal

Von Dr. C. Th. Kaempf

Unser Frauenideal stand seit drei Jahrhunderten, besonders in künstlerischer Hinsicht, unter der Lüge einer falschen Form. Wir überkappten die rassischen Eigenheiten unsers deutschen Weibes mit einem Idealschema, das wir Hellas und Rom entlehnt hatten. Redeten wir von der »schönen« Frau, so erstanden die Bildwerke des Phidias und Praxiteles vor unsern Augen. Dachten wir des »edlen« Weibes, dann erinnerten wir uns gern der Schöpfungen Rafaels und Leonardos. Aber an vorbildliche deutsche Formungen hielten wir uns nie, obwohl wir, genau wie jedes andre kulturell selbständige Volk, eigne Ausdrucksformen unsers Schönheitsideals reichlich besaßen. Das ganze frühe Mittelalter war voll der Offenbarungen rein deutschen Empfindens und Gestaltens. Es hatte noch den Willen und die Kraft, ausschließlich eigne Werte zu schaffen. Ohne Anlehnung, ohne andre Vorbilder als die im eignen Herzen und Geiste. Erst als sich später die große schöpferische Kraft unsers Volkes verausgabt hatte, schulten wir unsre Augen an fremden Formen und verloren so den Sehsinn für unsre Sonderart.

Ihn gilt es wieder zu wecken, auf daß wir mit der kommenden neuen Zeit auch eine Vertiefung und Belebung wirklich deutschen Fühlens und Wollens erreichen.

Der deutsche Künstler gestaltete im Sinne der Wirklichkeit. Er gab den Gegenstand seines Schaffens in aller Natürlichkeit, mit dem Zufälligen des Tages und der Stunde wieder. Das sprechende Lebendige des Augenblicks, das Naturnahe der persönlichen Eigenheit mit allen Falten und Runzeln, Wärzchen und Löckchen behandelt er in behutsamer Sorgfalt, als gelte es die Feinheiten einer Miniatur zu bewahren. Eine Glättung und Abrundung nach sogenannten schönlinigen Formen kannte er nicht. Wie er sich auch hütete, der Dargestellten eine ausgesuchte Stellung zu geben. Frei und ungezwungen hatte sie im Bildausschnitt zu stehen.

Vollends aber blieb dem deutschen Bildner eine »Idealisierung« der äußeren Form zugunsten der sichtbaren Charaktereigentümlichkeit fremd. Eine derartige Erledigung der Aufgabe wäre ihm einer Vergewaltigung gleichgekommen. Eine seinem Empfinden nach verabscheuungswürdige Willkür, die auch im weiteren Volke niemals eine Billigung gefunden hätte.

Wie anders die Antike und die Kunst der italienischen Renaissance! Sie zielten auf eine Fassung ab, die wir als schematisch empfinden mußten. Die große Erscheinung idealer Köperlichkeit, die vom Gegenständlichen, vom Gegenwärtigen befreite und geklärte Schönheit, wie sie sich im Schwung wohlklingender Linien und in gesetzmäßigen Abwägungen der Einzelformen in ihren geistigen Werten untereinander kundtat, war nach dem Sinne jener Menschen. Die in solchen Grundzügen geläuterte Bildschaffung konnte natürlich nicht über das rein Äußerliche hinaus. Sie befriedigte sich allein an der möglichst glanzvollen Erledigung der Aufgabe.

Das entsprach aber auch dem Wunsch und dem Willen jener südländischen Völker. Schon das jugendliche Frauenbildnis der Renaissance drückt in Gestalt und Haltung eine äußere hoheitsvolle Zurückhaltung aus, die einem weltmännischen Lebenszwang folgte. Der Reiz der vegetativen Ursprünglichkeit, der lockere Schmelz eines unbehinderten Aussichheraustretens, eines natürlichen Sichäußerns, erschien durch geheime Satzungen zum würdevollen Gehabe gesteift. Diese Frauen waren gehalten wie Modefiguren in kostbaren Gewändern, gravitätisch auf und nieder zu wandeln. Sie glichen Repräsentationsfiguren, die den durch Geschlechter ererbten inneren und äußeren Reichtum, den Besitz an kulturellem Geschmack in geistiger und sachlicher Beziehung versinnbildlichen sollten. Das bedingte natürlich eine gleichbleibende prunkende Phrase, ein hohles Sich-zur-Schau-stellen, das alle inneren Werte der Einzelpersönlichkeit erstickte und nur die wirksame augenfällige Erscheinung gelten ließ. So kam es, daß alles Sinnen und Trachten jener Frauen auch auf die Eindruckswirkung in dieser Hinsicht eingestellt blieb.

Wir mühten uns auf tausendfältige Weise, Leonardos Bildnis der Mona Lisa auszudeuten und zu begreifen. Ein nutzloses Unterfangen. Gingen wir doch mit deutschen Voraussetzungen an eine Verkörperung fremdrassiger Werte. So mußte uns diese Frauennatur immer eine Sphinx bleiben. Alles an ihr wirkte auf uns berechnet. Aufbau, Gesamthaltung, Gesamtgebärde und vollends: das weltberühmte Lächeln. — Es könnte sein, daß viele von diesem Frauenbildnis in seiner thronenden Ruhe bestrickt würden. Aber auch diesen wird bald beifallen, daß wir im Weibe, sollte es selbst die Lebensgeliebte sein, nie die königliche Frau, sondern die frauliche Königin schätzten. Pflegten wir



doch auch sonst nicht den Begriff vor das Wesen zu setzen, wohl aber aus dem Wesen den Begriff zu folgern. Endlich werden wir fühlen, daß Leonardo sein Idealbild als geistvolle Frau schilderte, während der Deutsche das seelenvolle Weib als höchstes Schöpfungsglied ansieht. Dieser Unterschied trennt aber zwei Welten.

Immer schon überraschte unser Fühlen der aus den Zügen jenes Bildnisses zutage tretende scharf berechnende Wille dieser klugen Frau. Hier spürte man etwas von der wissenden Absicht, von einem Aufgeklärtsein, das seine verfügbaren Mittel zum geschickten Ausnutzen zu gebrauchen versteht. Über dieser Weltklugheit lag dann weiter das Eis des Herkömmlichen. Alles Leben schien auf einem sichtbaren Gefrierpunkt angelangt, der ein kühles Empfindungsleben bedingte. Das sprach sich auch im Verhältnis von Mensch zu Mensch aus. Kalt erklügelte Regeln hielten alles in rücksichtslosen Grenzbestimmungen gebannt. Die Liebe dieser Frauen nahm äußerlich einen erbarmungslos fest umzirkelten Charakter an, der im Nichtüblichen, wo es offenbar wurde, ein Freibeutestück seiner ungebührlich frivolen Auffassung sah. Diese herrlichen Frauenköpfe des Andrea del Sarto, Palma-Vecchio, Raffael, Leonardo hätten niemals begriffen, wie man Anteil an dem Geschick des Gretchen im »Faust« nehmen konnte. Für sie wäre es immer die »kleine Nähterin« gewesen, über deren Liebeslos der wohlerzogene Mensch der Gesellschaft unbekümmert hinwegschritt. Diese stolze Teilnahmlosigkeit blieb immer herzlos nüchtern. Nirgend fand sich ein freier Schwung. Jegliche frische Begeisterung mußte unterdrückt werden. Aufjubelndes, herzerquickendes Lachen, ein gramvolles aufrichtiges Weinen galt als unschicklich, ja als unmöglich. Gewiß wurde diesen Frauen viel Enttäuschung erspart. Auch legte ihnen das Leben vielleicht den Erfolg schneller in den Schoß. Für die Lebensansicht des Südländers mochte das genügen, aber der tieferblickende und sachlich urteilende Nordeuropäer erkannte hier den täuschenden Eintagswert, der ohne jeglichen Erlösereinfluß auf die Menschheit blieb. Ihm war dies alles höchstens das aufschwirrende Funkenspiel eines Feuerwerks, das grell aufleuchtet und die Sternenschönheit im Firmament für Augenblicke vergessen, dann aber, schnell verpuffend, den Glanz der sich gleichbleibenden Dauer nur herrlicher erstrahlen läßt.

Wir haben das Tagebuch einer deutschen Frau, die, in eine solche Welt des Scheins gestellt, mit aller Ursprünglichkeit das Phrasenhafte und Klägliche dieser Normen qualvoll empfand. Man muß diese packenden Aufzeichnungen der Liselotte von der Pfalz in der kräftigen Derbheit ihrer Sprache lesen, um zu wissen, wie sehr hier ein deutsches Weib beleidigt werden konnte.

Es handelt sich eben um Lebensverschiedenheiten.

Novalis, einer jener halben deutschen Romantiker, bemerkt einmal als höchstes Lob von einer Romangestalt: »Und wo er stand, schien er für alle Ewigkeit stehen zu wollen.« Das war im Sinne der Antike und der Renaissance vorzüglich charakterisiert. Sie wollten den Menschen von Jugend auf in einer erdfernen, schicksalsgesicherten Ausgeglichenheit wissen. Je mehr die Darstellung dieses Ziel versinnbildlichte, um so gültiger schien es erreicht. Auf deutsche Art aber bezogen hätte der Satz lauten müssen: »Er handelte, als gälte es die Ewigkeit zu bezwingen.«

Der Lebensauffassung des Deutschen konnte ein abgeschlossener Zustand paradiesischer Unberührtheit und Unbekümmertheit nicht genügen. Er wollte das Streben, das Wirken und Schaffen ihr entgegensetzen.

Was die deutsche Frau vor allem auszeichnete, war eben die sprechende Lebendigkeit, dies zugreifende Handeln, das nutzbringende Tätigsein, das emsige Wirken im engen Kreise des Bürgerhauses oder im Patronatsbezirk der ländlichen Herrschaftspflicht. Hier lag ihre Bedeutung, die allein für sie sprach und die sie dazu führte, selbstbewußt und doch bescheiden, naturfrei und doch zurückhaltend in bestimmter sachlicher Offenheit aufzutreten. Einer etwaigen Überlegenheit konnte sie sich dort, wo sie als Frau geachtet war, begeben, so daß jeder Bürgersmann oder Bauer bei aller Ehrerbietung in ihr seinesgleichen sehen durfte. Daher wäre es für sie auch sinnwidrig gewesen, eine besondere »Aufmachung« zu üben. Das gespreizte, aufdringliche Sichherausstellen mit der anmaßenden Herausforderung, beachtet, geehrt, bewundert zu werden, war ihr stets zuwider, ja, sie empfand es als entwürdigend.

Der Alltag wie der Festtag ihres Daseins drehte sich um die vier Pole unsrer nationalen Tüchtigkeit, um die opferwillige, heitere Liebe, die gläubige, tapfere Treue, die züchtige Menschheitspflicht und den ernsten Lebensgehorsam. In der reichen Ausgestaltung dieser Vorzüge gewann sich die schlichteste Bürgerfrau genau wie die hochgeborene Fürstin den gleichen Heiligenschein.

Ihre adelnde Lebenssphäre war die Natürlichkeit des Werkeltags, die rastlos tätige Sachlichkeit der Stunde. Wir wollten daher auch Lebenswirklichkeit und die Wertigkeit des Lebensschaffens in ihrer Gestalt, im Gesamtauftreten, in der Prägung ihres Charakters offen erkennen.

Dabei durfte sie den Pflichten nicht aus geistigem Erkennen, sondern aus dem schlichten



Empfinden ihres Herzens genügen. Ihr Gemüt, diese natürliche Nährkraft ihres Seins, mußte immer unverbildet bleiben und unterlag daher auch uneingeschränkt in starkem, oft vielleicht zu weit gehendem Maße allen an sie herantretenden Regungen. Sie war im Schmerz ernst und zuweilen so tief ergriffen, daß der Gram ihres Herzens sich titanengleich gegen das Schicksal auflehnte und in ihr den Willen zur harten Tat entschlossen weckte. Das war stets der Fall, wenn ihr klares Rechtsgefühl, ihr Empfinden für Treue und Echtheit verletzt wurde. Dann überwand sie alle Zerrissenheit des Gemüts und einte alle Kräfte zum ungeheuren Entschluß. Mochte dieser sich nun gewaltsam äußern, wie bei Kriemhild, oder passiv wirken, wie im zuversichtlichen Ausharren Gudruns.

Niemals aber vermochte sie flüchtig alle Eindrücke abzuschütteln, noch sich kaltherzig unberührt mit Lebensverlusten abzufinden. Alle Bekümmertheit ihrer Umgebung traf auch sie, die wie keine andre dem Mitleiden unterworfen war. Fürsorge, Mitsorgen galt als eine ihrer besten Tugenden. Ebenso wie sie neidlos sich an den glücklichen, lichten Stunden ihrer Umgebung mitfreuen konnte.

Die natürliche Heiterkeit ihrer Seele spiegelte allen Frohsinn der Umwelt leicht und anmutig wider. So frisch und ungezwungen äußerte sich diese Seelenfröhlichkeit, daß sie sich zu einer goldenen Schalkhaftigkeit, einer mitreißenden Ausgelassenheit und schließlich zu einem tollbreisten Übermut weitete, der in flotten Einfällen und kindlicher Harmlosigkeit die anziehendsten Reize offenbarte.

Dabei bedurfte dieser lebhafte Empfindungsausdruck, der ursprünglich blieb und immer aus tiefer Reinheit kam, keinerlei Schranken. Das wahre Taktgefühl der deutschen Frau hielt ohne weiteres alles Verstimmende, Ungeziemende von Anfang an fern. So konnte sie auch unbesorgt und unbeschabet mit gesundem, freiem Lachen auf ein keckes Wort des geliebten Mannes eingehen.

Nicht ohne Rührung erkannten wir bei aller reichen Lebensfreude und Lebenslust die bescheidene Genügsamkeit des deutschen Weibes. Mit entzückender Herzensinnigkeit lauscht es dem Gesang der »geliebten« Vögelein und ergötzt sich am süßen Duft der buntstrahlenden »Blümelein«. Diese selige Einfachheit war auch der Grund einer hingebenden, stets kindlich zuversichtigen, gläubig vertrauenden Liebe. Die gesamte Weltliteratur hat nichts der ewig bräutlich und ehelich bleibenden, verschämt-scheuen und zart-großherzigen Liebe des deutschen Weibes, wie sie ihm von unsern Dichtern bezeugt wird, entgegenzusetzen.

Allerdings wuchs sich das schnelle, sorglose Zutrauen, diese fromme volle Preisgabe der ganzen Persönlichkeit oftmals zur Lebenstragik aus. Aber unsre guten Eigenschaften siegen doch gerade durch den Beweis der Lebensfähigkeit! Nur Schaumgebilde vermochten keinem Sturm zu widerstehen.

Darum verkörperte sich unsern Künstlern das Idealbild der Frau in einer natürlichen, offensichtlich widerstandsstarken Form. Die blutfrischen, rotwangigen und pausbäckigen Mädchengestalten in der straffen, schwellenden Schönheit ihres hochgewachsenen, biegsamen Körperbaues haben ebensowenig in der ganzen Kunst ihresgleichen wie die zarten, keuschen, züchtigen und doch kräftigen, lebensprühenden Frauenfiguren des Naumburger Doms. In diesen aber mußte der deutsche Künstler, solange er noch frei von fremdem Einfluß war, bewußt oder unbewußt die Vorbilder gesehen haben, deren Weiterführungen wir in den Schöpfungen Grünewalds, Hans Baldung Griens, Dürers und Rembrandts bewundern.

Sie alle zeigen uns im Weibe ein liebevolles Umfassen des Natürlichen und Einfachen, des Starken und Tüchtigen, ein Sichgründen auf Wahrheit und Ehrlichkeit, ein Auswallen des Gemüts, ein Ausströmen der Seele. Ohne Idealisierung, in der bescheidenen Schlichtheit und Ursprünglichkeit der Stunde.

Im Unterstand

Die Flackerkerzen in der Flasche tropfen.
Wir hören an die trockne Erdenwand
Des Unterstandes dumpf die Kugeln klopfen,
Wie Trommelschläge von des Todes Hand.

Goldäugig schimmern durch den Schacht die Sterne.
Die Nacht verglüht in schwülem Feuerschein.
Ein Heimatlied trägt uns in lichte Ferne,
Und jeder träumt und glaubt zu Haus zu sein.

Und hat Granatenschrei den Traum zerrissen,
Fiel blutiger Tau auf das Geschenk der Nacht,
Wir leben noch ... Der Herrgott muß es wissen,
Was morgen kommt ... Wir sind bereit zur Schlacht.

Ilse Franke





Schreibzeug mit Lorbeer- und Eichenlaubkranz. Malerei von Flad — Kgl. Porzellan-Manufaktur in Berlin

Handwerk und Kunstgewerbe

III

Neues Kriegsporzellan

Betrachtungen eines Laien. Von E. Grüttel (Hamburg)

Der Krieg durchdringt unser Leben. Unsern Alltag und unsern Feiertag, alles, was zwischen Morgen und Abend und zwischen Abend und Morgen liegt. Er beherrscht uns und alles. Wir wollen es so. Aber wir wollen noch mehr. Wenn der Krieg vorüber ist — und irgendeinmal geht jeder, auch der gewaltigste Krieg zu Ende —, dann wollen wir, daß von ihm etwas bleibt für später, für die lange Zeit des Friedens, die hoffentlich dann angebrochen sein wird. Zunächst innerlich, und da zu allermeist. Daneben aber wünschen viele sich äußere, sichtbare Zeichen, die Kunde geben von rauhen, gewaltigen Tagen und Taten, wenn eine freundlichere und sanftere Zeit die große Not und Härte dieses Weltkampfes längst verdrängt haben wird. Und für diese Erinnerungszeichen brauchen wir das Kunstgewerbe. Leute von Fach, Künstler, Kenner und Könner haben nun bereits viele Worte darum gemacht, Gutes und Belehrendes zum umfangreichen Thema Kunstgewerbe und Krieg gesagt. Der Laie jedoch hat bisher geschwiegen. Er hat aber, meine ich, auf diesem Gebiet ein kräftig Wörtlein mitzureden, denn ist's nicht in erster Linie der gebildete Laie, der des Kunstgewerblers Schöpfungen erwirbt? Zwei Antworten erfolgen mit Sicherheit hierauf. Von keinem Geringeren als Lichtwark stammt die eine: »Die Künstler machen die Kunst, wir nicht. Wir sehen zu.« Und die andre wird



Speisegefäß »Emden« — Kgl. Porzellan-Manufaktur in Berlin

sich mit Nachdruck auf die Behauptung stützen, daß der Künstler dem Laien weitgehende Zugeständnisse bei seinen Kriegsmodellen mache und daher einer Anregung keineswegs bedürfe. Begrenzen wir einmal den Kreis der Schöpfungen ganz eng, enthalten wir uns als gebildete Laien vorläufig jedes Urteils, erst recht aber irgendwelcher Vorschläge, und sehen wir zu, was uns die Kriegszeit 1914/15 an neuen Porzellanen bisher gebracht hat. Einige Abbildungen mögen als Erläuterung dienen. Die Erzeugnisse stammen aus unsern großen Manufakturen und sind gewiß geeignet, darzutun, wie sich des Krieges Stimmungen in der Seele des Kunstgewerblers spiegeln. Anklänge an die Flotte zur See und an unser Sanitätswesen, Schützengrabenidylle und die Wirkung unsrer Zweiundvierziger wechseln da miteinander; ganze Teile von eroberten Städten, deren Einnahme Höhepunkte im Weltkrieg bedeuten, stürmende Infanteristen, Reiter und Trommler werden malerisch oder figürlich wiedergegeben. Daneben leuchtet auf hellem Felde, umrahmt von Lorbeer, als Wahrzeichen deutscher Tapferkeit das »Eiserne«. Diesen bald allegorischen, bald rein gegenständlichen Inhalt finden wir auf Vasen, Speisegefäßen und Platten, auf Tassen, Schalen und Schreibzeugen, bald stilisiert, bald naturgetreu dargestellt. Die Farbentöne der einzelnen Stücke spielen dabei vom lichtesten Weiß bis ins tiefste Schwarz. Manche Modelle sind nur auf zwei, drei Töne gestimmt und tragen neben dem kräftigen Königs- oder Kobaltblau ein gelbliches Gold und ein starres Schwarz; andre schillern in sämtlichen Schattierungen der Palette, und wieder andre sind nur weiß.



Platte »Ostpreußenhilfe« von Vopel — Kgl. Porzellan-Manufaktur in Berlin

Wenn im Rahmen dieser Zeilen in Bildern vom Guten nur das Beste gezeigt wird, so geschieht das, weil die feinen Formen und Farben unsrer großen Manufakturen unter dem Wust billiger Massenherstellungen fast zu ersticken drohen und weil auf die Frage nach gutem Kriegsporzellan aus Laienkreisen immer wieder die Antwort kam: »Wirklich Gutes habe ich noch nicht gesehen.« Das Mittelmäßige und Minderwertige war eben in seiner Aufdringlichkeit einfach überwältigend, während sich anderseits bei den großen Manufakturen lange eine gewisse Zurückhaltung beobachten ließ. Wir brauchen ja nur die Porzellane und ihre Abarten im allgemeinen zu betrachten, und neben dem wenigen Wertvollen des ersten verflossenen Kriegsjahres wird sofort der ganze neugeschaffene Hurrakitsch vor uns lebendig.

Der Käufer von gutem Geschmack urteile nun selbst, wohlgemerkt: der Käufer als Laie. Was ihm an Kriegsporzellanen gefällt, soll er gutheißen. Und etliches, auch an minder Kostspieligem — das, weil es nicht den allerersten Manufakturen entstammt, noch lange nicht jenseit von Kunst und gutem Geschmack zu stehen braucht —, wird ihm gefallen. Was ihm aber nicht zusagt, mag er kurz entschlossen ablehnen. In dieser Beziehung sind wir niemals ehrlich genug gewesen, auch vor dem Kriege nicht. Wir haben zu lange geduldig vorliebgenommen und zuwenig verneint. Es ist die höchste Zeit,


Sanitätshund
Schwarzburger Werkstätten für Porzellankunst

daß wir uns — immer der gebildete Laie — auf dieses Recht, sofern man hier nicht sogar von Pflicht sprechen will, besinnen. Der Kunstgewerbler wird sich zwar sträuben, aber das hilft ihm nichts. Er wird fordern, daß wir



Vase mit der Quadriga des Brandenburger Tores
Malerei von Flad
Kgl. Porzellan-Manufaktur in Berlin

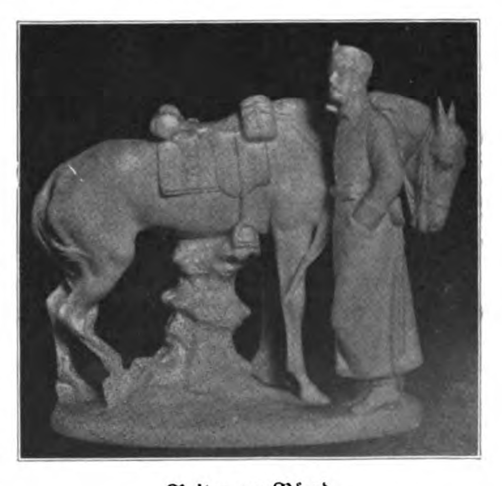
auch weiterhin »zusehen« sollen. Wir haben schon ein ganzes Kriegsjahr zugesehen, und dem, was in diesem Jahre an Gutem, Vollwertigem herausgekommen ist, wollen wir ja auch nicht schaden, sondern vielmehr nützen. Und er wird weiter einwenden, daß er minder Gutes eben einfach habe schaffen müssen, als Zugeständnis



Stürmende Infanterie
Porzellanfabrik von Ph. Rosenthal & Ko. in Selb

an die kaufenden Kreise. Worauf wir allerdings mehr als ein kurzes Wörtlein zu erwidern haben.

Wir wollen Kunst im Gewerbe, auch im Kriege, und ganz besonders in Erinnerungszeichen, denn in dieser Beziehung lassen wir uns nicht vergewaltigen. Manches Rührselige mag mit durchschlüpfen. Gewiß. Aber eben weil heute alles in uns so sehr auf das Empfindsame gestimmt ist, sollte der Künstler, der Fabrikant den unentbehrlichen Takt walten lassen. Und bevorzugt er hartnäckig den weichen, rührseligen Inhalt, so sei wenigstens die Form



Reiter am Pferd
Porzellanfabrik von Ph. Rosenthal & Ko. in Selb



Brüssel-Schale — Kgl. Porzellan-Manufaktur in Meißen

dem Inhalt angemessen. Sonst wirkt das ganze Stück verletzend und wird dadurch als Erinnerung an diese schmerzvolle und gewaltige Zeit unmöglich. Und wenn der Hersteller seine Eisernen Kreuze auf Kuchentellern und Aschenschalen noch so malerisch entwirft, und wenn der Ladeninhaber Millionen um Millionen porzellanene Schutzengel die porzellanenen Hände segnend über unsre Feldgrauen breiten läßt und der Kunstgewerbler noch so laut verkündet, daß uns das alles nur deshalb vorgesetzt wird, weil wir das und nichts Besseres wollen —: wir wollen es nicht! Wir wollen keine Schlagsahne und keine Asche auf dem Eisernen Kreuz, und die weinerlichen Schutzengel sind uns ebenso gefühlswidrig wie der Orden Pour le mérite auf Manschettenknöpfen und Hindenburgbilder auf Taschentüchern.

Die Sachen werden gekauft, sie finden zum Teil sogar reißenden Absatz — o ja! Der Spekulant weiß sehr wohl, daß er es zum weitaus größten Teil mit einem in kunstgewerblichen Dingen wenig gebildeten Laienpublikum zu tun hat. Diese Tatsache ist aber keine Entschuldigung für minderwertige Leistungen. Wäre kein Kitsch da, er könnte auch nicht gekauft werden. Weshalb sollen die Käufer darunter leiden, daß dem Kunstgewerbler nichts Gutes einfiel? Er macht Minderwertiges und sagt leichthin: Ihr habt's ja nicht besser gewollt und verdient. Auf diese Weise wird der Geschmack der Käuferkreise planmäßig verdorben. Und wenn es zehnmal anders wäre, wenn das Publikum wirklich diese fürchterlichen Schutzengel und Eßteller und Aschenschalen verlangte, und dem Künstler schwirrte der Kopf von genialen Einfällen: er müßte sie ausführen. Oder will er etwa warten, bis ihm jemand auf seinen noch in den Windeln schlummernden Einfall eine Bestellung verschafft? »Die Künstler machen die Kunst ...« Aber Kunst muß es sein.

Es wäre schön, wenn es gelänge, noch mehr als bisher Gegenstände zu schaffen, zu denen man du sagen kann. Denn das Leben nach dem Kriege ist nicht leicht, und in solchen Tagen braucht und will man nur Freunde um sich. Mit Recht griff zum Beispiel die Königliche Porzellan-Manufaktur in Berlin auf jene alten Muster aus den Befreiungskriegen zurück, deren Wert sich nun durch ein volles Jahrhundert hindurch als dauernd erwiesen hat. Derartige Speisegefäße pflegte schon

Antwerpen-Schale — Kgl. Porzellan-Manufaktur in Meißen



Dinant-Schale — Kgl. Porzellan-Manufaktur in Meißen

Friedrich Wilhelm III. seinen Generalen zu schenken. Auch die beiden reizvollen Tassen von Hutschenreuther zeigen alte Formen. Sehr viele alte Stücke besitzen wir ja leider nicht. Aus der deutsch-französischen Kriegszeit fehlt auf diesem Gebiet sogar jegliche Anregung, denn in den siebziger Jahren lag das deutsche Kunstgewerbe fast ganz danieder. Der große Aufschwung aber, den es in unserm Jahrhundert genommen hat, berechtigt uns zu großen und ernsten Anforderungen, die man an dieses vernachlässigte Gewerbe damals unmöglich hätte stellen können. Heute wünschen wir uns neben der Wiederbelebung alter Formen auch neue Ausdrucksmöglichkeiten, wie sie in dem figürlichen Rosenthal-Porzellan und in den Modellen aus den Schwarzburger Werkstätten schon erstanden sind. Meißen hat zunächst fast ausschließlich dem rein Bildhaften den Vorzug gegeben, und jede Richtung wird sicher ihre Liebhaber finden. Stellen doch die hier gezeigten Porzellane zum Teil schon das dar, was wir an Kriegserinnerungen wünschen, denn diese Platten sind nicht etwa Gebrauchsteller, sondern Zierstücke, und auch Schreibzeuge und Vasen sowie die beiden Tassen wurden als Sammelstücke oder kunstgewerblicher Zimmerschmuck und nicht als Benutzungsgegenstände für den Alltag gedacht und geschaffen. Ein Symbol darf niemals zur Trivialität herabsinken. Auf diesem Gebiet ist schon viel gesündigt worden. Ich kann mir nicht denken, daß jemand Gefallen daran finden sollte, auf einem Eisernen Kreuz zu sitzen, und sei dieses Kreuz auch nur von Seide und in ein Kissen eingestickt. Für ebensowenig geschmackvoll wird man die Frau halten, die an ihrer Spitzenbluse eine Ziernadel mit der Aufschrift »Gold gab ich für Eisen« trägt. Bei den Porzellanen ist die Gefahr nicht minder groß. Und deshalb bitten wir den Kunstgewerbler, darauf bedacht zu sein, daß unsre Auszeichnung für Tapferkeit und Pflichterfüllung durch die schmuckhafte Verwendung an feierlichem Wert nicht das Geringste einbüße; das betreffende Porzellanstück hätte sonst keine Daseinsberechtigung.

Und wir bitten ihn ferner, mit den gewaltigen Erinnerungen dieser Weltkriegszeit überhaupt unsern Alltag nicht nach der realen, sondern mehr noch als bisher nach der idealen Seite zu durchdringen. Heute will der Krieg uns, später wollen wir ihn. Heute spüren wir den



Adler-Schale — Kgl. Porzellan-Manufaktur in Meißen



Lüttich-Schale — Kgl. Porzellan-Manufaktur in Meißen

Krieg bis in unsre Küchen und Vorratskammern hinein. Das geht vorüber. Die Bilder klären und verklären sich, und wie das Wirre, Verwirrende unserm Alltag langsam wieder entsteigt, so werden wir dann auch die Kunst, die dieser Krieg geboren hat, nur auf der Höhe suchen, nur als schönen Schmuck, der farben- und bilderreiche Kunde gibt von dem, was 1914 und 1915 war. Derb gesagt: wir wollen später nicht in der Küche, sondern im Wohnraum an den Krieg erinnert sein. Verschont uns drum mit Kriegserinnerungen auf allen Gebrauchsgegenständen. Auf Zier- und Sammelstücken sind sie uns lieber. Der kunstgewerbliche Geschmack des Laien hat sich zum Guten gewandelt, und auch in Schlössern wird heute nicht mehr von Kriegsgedenkstücken gespeist. Wie glaubhaft wirken einzelne der figürlichen Porzellane aus Selb! So kennen wir unsre kampffrohen Feldgrauen, so stürmen sie mit Hurra Stellung auf Stellung, und auch des treuen Pferdes Kameradschaft findet künstlerische Gestaltung. Figuren wie diese können wir liebgewinnen. Oder: wenn später einmal der Großvater die schöne weiße Berliner Vase mit der Quadriga aus der Nische holt und den jüngsten Enkel auf die Knie nimmt und ihm vom Siegeseinzug durchs Brandenburger Tor erzählt, dann wird es still werden im Zimmer. Mächtige Erinnerungen steigen aus den glühenden Farben auf, langsam beginnt der kleine Bub die große Zeit des Weltkrieges zu begreifen, und die alte Vase aus Großvaters Jugendtagen gewinnt eine ganz neue Bedeutung. Die Meißner Teller und die Hutschenreuther-Tassen werden wohl später in der Sammlung jedes Porzellanfreundes zu finden sein. Tassen und Schreibzeuge sind freilich an sich Gebrauchsgegenstände. Da es aber fraglich erscheint, ob sich nicht das Empfinden gegen den Genuß von Schokolade aus einem mit dem Relief unsers größten Heerführers gezierten Tassenkopf und gegen Tintenflecke auf goldenem Siegeslorbeer sträuben wird, so wird der Kriegserinnerungsschmuck den Benutzungsgegenstand hier wohl in den meisten Fällen zum Zierstück stempeln. Auch großen Eßgeschirren — wenn sich die Künstler in dieser Richtung überhaupt in weiterem Umfange mit ihnen befassen wollen — wird es ebenso ergehen. Da nun aber die Kunst dieses Weltkrieges nicht nur für den

Schale: Weihnachten 1914 im Schützengraben
Kgl. Porzellan-Manufaktur in Meißen



Deckeltasse mit Eisernem Kreuz
Porzellanfabrik von Hutschenreuther in Selb



Hindenburg-Tasse
Porzellanfabrik von Hutschenreuther in Selb

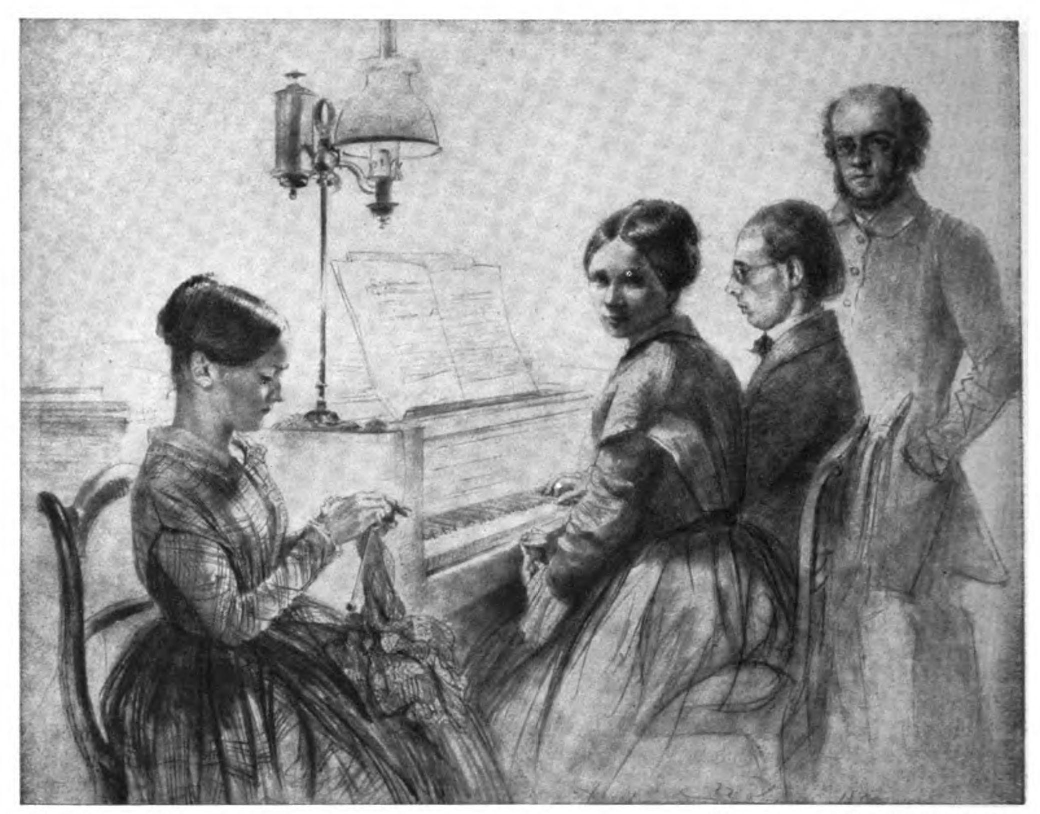
Sammler, sondern mindestens ebensosehr für jeden kunstsinnigen Menschen dasein sollte, so wären noch mehr liebe, rasch vertraute Zierstücke jeder Art auf dem Porzellanmarkt hochwillkommen.

Ich weiß sehr wohl, daß es künstlerisch gesinnte und gestimmte Menschen gibt, die hier Einhalt gebieten möchten: »Nur nicht noch mehr von dieser porzellanenen Kriegskunst! Was an Gutem da ist, mag seinen Wert behalten. Aber: muß derlei überhaupt sein?« Hierauf wäre vernunft- und gefühlsmäßig zu antworten: Ja, es muß sein. Denn es wäre unnatürlich, wenn in einer Zeit, wo alles im Kriege und nur im Kriege lebt und Kunst und Künstler seine Wirkung wahrlich tief verspüren, gerade die Porzellankunst von aller Gewalt der Eindrücke unberührt bleiben sollte. Der Krieg durchdringt naturgemäß auch diesen Zweig unsers Kunstgewerbes. Niemand kann das verhindern. Was wir aber als Käufer verhindern können, ist die Bevorzugung, ja, schon die Unterstützung jeder Neigung auf diesem Gebiet zum Geschmacklosen.

Es muß ja nicht nur das Eiserne Kreuz als Schmuck dienen. Ärmlich ist die Phantasie eines Kunstgewerblers, der aus den reichen Anregungen des großen Krieges nichts andres zu schöpfen weiß. Die Künstler unsrer großen Manufakturen sind daher, wie wir sahen, auch bereits weiter gegangen. Darauf sollte nun aufgebaut werden. Wie wäre es mit den Wappen der im Kriege heiß umstrittenen und vielgenannten Städte: Lüttich, Antwerpen, Brüssel, Libau, Przemysl, Lemberg? Ansätze zu derartigem Wappenschmuck weist schon der anmutige Zierteller des Roten Kreuzes und des Vaterländischen Frauenvereins auf. Dem Luftkrieg gebührt ein weiter Raum in der Phantasie des Künstlers; der heldenhaften Kämpfe um Tsingtau und Deutsch-Südwest hat sich das Kunstgewerbe ebenfalls bisher kaum zugewandt. Sprüche und Zeilen von Dichtern wie Dehmel, Flaischlen, Zuckermann würden vielleicht einem Zierteller sinnvollen Inhalt verleihen, während eine Reihe der kernigsten Aussprüche von Kaiser und Kanzler sicherlich geeignet sind, bei der Herstellung von Kriegsporzellanen Schmuck und Gedenkwort zugleich zu sein. Der soeben fertiggestellte Ostpreußenteller kommt diesem Gedanken auf das glücklichste entgegen. Das deutsche Kunstgewerbe spielt in der gewaltigsten Zeit, die je erlebt wurde, eine Rolle, die ihm die Wahrung seiner Würde aufs dringendste gebietet: Deutschland muß auf der ganzen Linie siegen. Schon ist manches Gute geschaffen. Nun heraus, Kunstgewerbler! Zeigt, was ihr könnt!



Kriegserinnerungsteller des Roten Kreuzes, entworfen von Prof. Ludwig von Zumbusch
Porzellanfabrik von Ph. Rosenthal & Ko. in Selb



Adolph von Menzel: Menzel und seine Angehörigen

Aus »Adolph von Menzel. Der Maler deutschen Wesens«. Verlag von F. Bruckmann A.-G. in München

Von Kunst und Künstlern

Adolph von Menzels hundertster Geburtstag — Rudolf Schäfer: Christophorus — Hans Looschen: Madonna — Lazar Ghelman: Schneewetter — Maximilian Schaefer: Gelbseidener Salon in Sonne — Walter Geffcken: Aus dem Kreise der Zwanglosen — Bildnis des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern — Gustav Adolf Romin: Der »Albatros« an der Küste Gotlands — Wilhelm Haverkamp: Ballspielerin (Plastik) — Albert Hußmann: Betender Krieger — Gabriel von Max †

Mitten in den Weltkrieg fällt Adolph von Menzels hundertster Geburtstag. Das Gedächtnis manches andern, den zu feiern der Kalender in diesen Tagen fordert, verblaßt in solcher Zeit und Umgebung so sehr, daß man ihm eher eine Wohltat als eine Mißachtung antut, wenn man den Rasen des Schweigens unangetastet läßt. Menzels Namen darf man laut hinausrufen in den Donnerhall der Kriegswaffen: er verträgt sich mit dem ehernen Klang. Denn nicht bloß dem künstlerischen Schaffen nach war die kleine Exzellenz in Berlin ein preußisch-deutscher Maler durch und durch, auch der Gehalt, die Gefühlskraft, die Gesinnung, die Arbeits- und Ausdrucksweise, die den Menzelschen Bildern und Zeichnungen innewohnt, stellen ihren Schöpfer in die vorderste Reihe derer, die als unsichtbare Geister unsrer Vergangenheit diesen Kampf um unser Sein und — Werden heldenhaft mitkämpfen. Aus der preußischen Geschichte, aus dem Leben und Ringen Friedrichs des Großen, den Befreiungskriegen, den jungen Tagen des Bismarckischen Zeitalters haben auch andre sich ihre Stoffe geholt, keiner aber ist so in ihren innersten Geist und ihre entscheidende Eigenart eingedrungen wie er, der die Tafelrunde und das Flötenkonzert von Sanssouci, den Überfall von Hochkirch, den alten Zieten und den alten Blücher, Wilhelms I. Krönung in Königsberg, seine Abreise in den Krieg von 1870, das Eisenwalzwerk und den Kurgarten von Kissingen gemalt hat. Als es bei dem jähen Ausbruch dieses Krieges galt, eine bildliche Darstellung zu finden, die bestimmt, bündig und doch auch allgemein und umfassend Sinn und Stimmung dieses neuen großen Erlebnisses ausdrückte, die berufen war, als eine Art seherisches Sinnbild, als ein geistiges Banner vor dem hereinbrechenden Geschehen aufgepflanzt zu werden, da fand sich trotz langem, mühsamem Suchen im weiten Reiche deutscher Kunst nichts, was sich besser zur Giebelzier des Gegenwärtigen und Kommenden geeignet hätte, als jene Menzelsche

Zeichnung aus den Werken Friedrichs des Großen, auf der aus den ehernen Pforten des Janustempels der Kriegsgott mit Fackel und Sense hervorbricht. Der Vorwurf dieser Darstellung stammt aus dem Altertum — der Geist ist preußisch, ist deutsch in jedem Zug und Strich.

Aber um uns der unveralteten Zeitgemäßheit, der blühenden Lebendigkeit Menzelscher Kunst bewußt zu werden, braucht es nicht kriegerischer und heldenhafter, nicht einmal historischer Bilder.* Auch in seinen Landschaften und Innenbildern, seinen Szenen aus dem Zoologischen Garten und den Berliner Straßen, seinen Illustrationen zu Kleists »Zerbrochenem Krug«, ja selbst in seinen Tischkarten, Adressen und andern kleinen Gelegenheitsarbeiten begegnet uns der unverkennbare deutsche Stil, dieser Stil des Ernstes, des Fleißes, der Sachlichkeit und Besonnenheit, der Wahrhaftigkeit, Treue und Tüchtigkeit, der heute in unsrer Kriegführung daheim und draußen waltet, und der sich so gut auch mit dem Geiste der persönlichen Freiheit, der Vielseitigkeit und des behaglichen Humors verträgt. Theodor Fontane, ihr in manchem verwandt, hat die weiten Grenzen Menzelscher Kunst einmal in ein paar leichten Versen, wie der Augenblick sie eingibt, zu umschreiben versucht:

Ja, wer ist Menzel? Menzel ist sehr vieles,
Um nicht zu sagen alles; mind'stens ist er
Die ganze Arche Noäh, Tier' und Menschen:
Putthühner, Gänse, Papagei'n und Enten,
Schwerin und Seydlitz, Leopold von Dessau,
Der alte Zieten, Ammen, Schlosserjungen,
Kathol'sche Kirchen, italien'sche Plätze,
Schuhschnallen, Bronzen, Walz- und Eisenwerke,
Stadträte mit und ohne goldne Kette,
Minister, mißgestimmt in Kaschmirhosen,
Straußfedern, Hofball, Hummer-Mayonnaise,
Der Kaiser, Moltke, Gräfin Hacke, Bismarck ...
... Er durchstudierte
Die groß' und kleine Welt; was kreucht und fleucht,
Er gibt es uns im Spiegelbilde wieder —
Im Rundsaal, vom Plafond her strahlt der Lüster,
Siebartig golden blinkt der Stühle Flechtwerk —
Champagner perlt, und auf der Meißner Schale
Liegt, schon zerpflückt, die Pontac-Apfelsine.

Gerade diese Freiheit und Vielseitigkeit Menzelscher Kunst und damit deutschen Wesens zu

* Nach allen Seiten seiner Kunst hat Dr. Max Osborn Adolph von Menzel in einem Doppelaufsatz des Bandes 87 behandelt (S. 34 ff. und 305 ff. mit insgesamt dreiundsechzig Bildern).



Adolph von Menzel: Im Freien

Aus »Adolph von Menzel. Der Maler deutschen Wesens.« Verlag von F. Bruckmann A.-G. in München

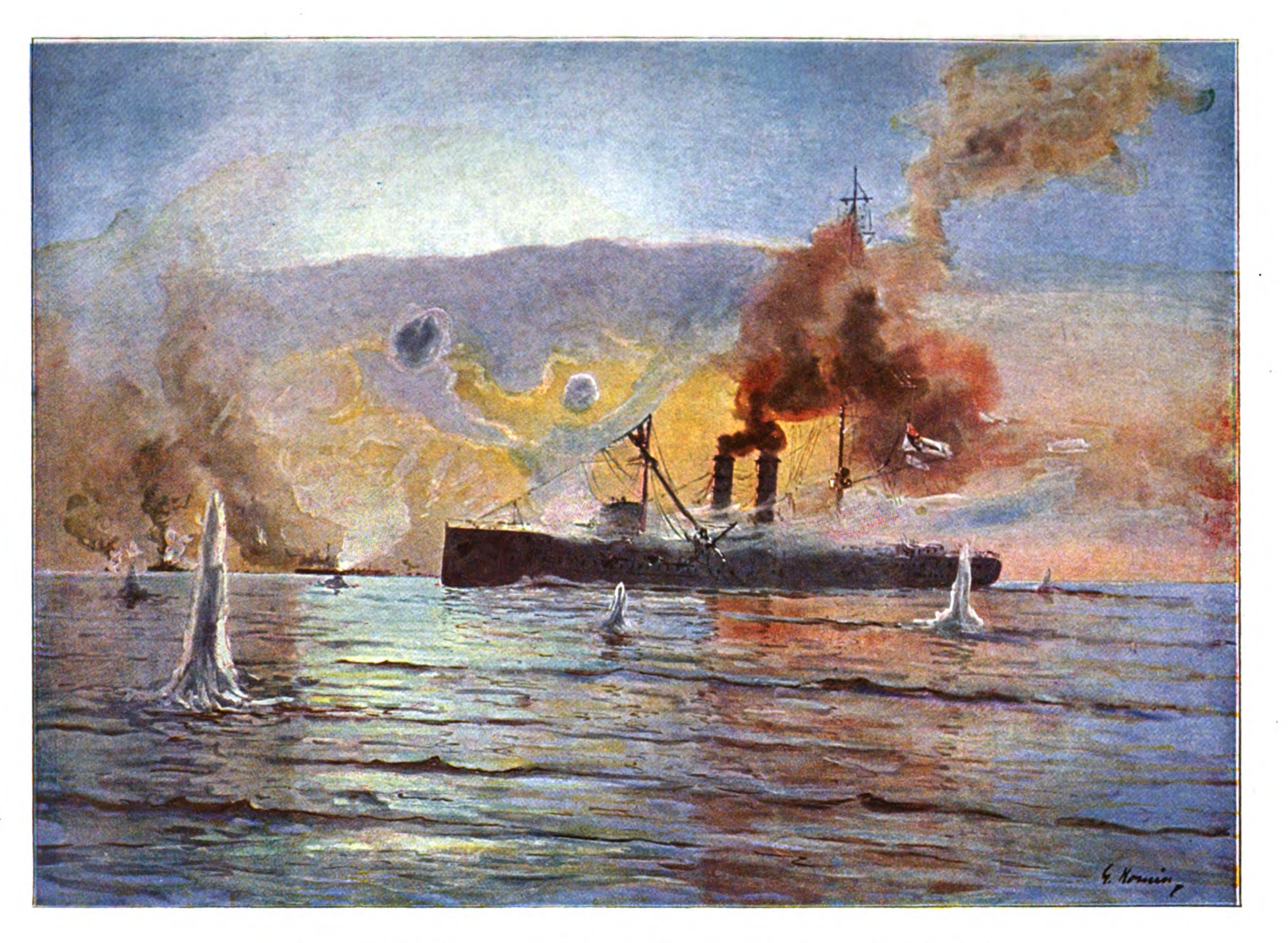


Adolph von Menzel: Schlafendes Kind
Aus »Adolph von Menzel. Der Maler deutschen Wesens.«
Verlag von F. Bruckmann A.-G. in München

betonen, paßt gut in diese Zeit, da unsre Feinde und Neider sich geifernde Mühe geben, uns vor der Welt als Barbaren, als bloße Kanonen- und Säbelmenschen zu verschreien. So tut denn auch der Bruckmannsche Verlag in München, bei dem die Verwaltung der künstlerischen Nachlaßrechte Menzels ruht, recht daran, in diesen Tagen, die von Waffenlärm widerhallen und wie der Magnet das Eisen anziehen, nicht etwa nur kriegerisch-heroische Darstellungen Menzels in einem auf die kriegerische Zeit kriegerisch zugeschnittenen Gedenkwerke aufleben zu lassen, sondern vielmehr einen wohlfeilen volkstümlichen Band (geb. 4½ M) erscheinen zu lassen, der uns in guten Wiedergaben neben den Friedrich-Bildern und -Zeichnungen auch Menzels Bilder von Begebenheiten und Zuständen seiner Zeit und besonders reichhaltig die friedlichen Bilder aus Berlins Umgebung, aus Dresden, Thüringen, Kissingen, Gastein, Salzburg und Innsbruck, ja auch aus Paris genießen läßt. Mit guter Berechtigung trägt dieser Band die Bezeichnung »Adolph von Menzel. Der Maler deutschen Wesens«. Rund anderthalbhundert Gemälde, Handzeichnungen und Holzschnitte werden hier gezeigt, und ein sorgsam durchgearbeiteter, feinempfundener und gutgeformter Text von Georg Jakob Wolf führt auch den ihr noch Fernstehenden in die Menzelsche Welt ein.

Eine Seite des deutschen Wesens freilich, eine, die wir jetzt wieder recht schätzen gelernt haben, fehlte Menzels realistischem Künstlertum: das religiöse Empfinden, der Drang, Übersinnliches, nur Geahntes und Ersehntes in ein Bild zu bannen. Dieser Zweig der Kunst hat bei uns lange Zeit überhaupt nur spärliche Blüten getrieben; erst neuerdings fängt er wieder an kräftiger zu blühen, und eine der hoffnungsvollsten Begabungen, die sich seiner Pflege angenommen haben, ist der Niederdeutsche Rudolf Schäfer, von dem wir mit Erlaubnis des Evangelischen Preßverbandes in Württemberg den Christophorus wiedergeben. Bekannt geworden ist dieser 1878 in Altona geborene Künstler zuerst als Illustrator des lieben alten Wandsbecker Boten Matthias Claudius und Paul Gerhards, des frommen Liederdichters aus dem siebzehnten Jahrhundert. »Illustrator« ist freilich eine recht dürftige und oberflächliche Bezeichnung für einen Künstler, der, wie Rudolf Schäfer, seine eignen Gedanken und Stimmungen aus den Gedichten jener beiden sanften und kindlichen Sänger zieht und die Schöpfungen seiner Phantasie neben den ihrigen in schöner Freiheit einhergehen läßt. Diese Freiheit blieb ihm auch treu, als er sich den deutschen Volksliedern und den Kirchenliedern zuwendete und z. B. das sächsische Landesgesangbuch und das »Schmucktestament« der Hauptbibelgesellschaft zu Sachsen mit Bildern und Zierstücken versah. Auch für Teubners Künstlersteinzeichnungen hat Schäfer einige kirchliche Gedenkblätter, Glückwunsch- und Einladungskarten zu kirchlichen Festen und Bilder zu einzelnen Stellen der Heiligen Schrift geliefert. Jetzt eben erst ist dort eine Mappe mit sechs Biblischen Bildern erschienen (Preis 3 M), die in Anlehnung an Schriftstellen Quell- und Höhepunkte der heiligen Geschichte in farbig getönten Blättern von herzbewegender Innigkeit und echt deutscher Empfindungstiefe festhalten (Christi Geburt; Hochzeit von Kana; Bergpredigt; Lasset die Kindlein zu mir kommen; Gleichnis vom barmherzigen Samariter; Abendmahl). Wie oft werden wir nach einem Geschenkwerk mit Bildern gefragt, das religiös gestimmt, doch ohne dogmatische Fesseln ist, das volkstümliche Wirkung hat, doch auf der Höhe der Kunst steht — hier ist so eins!

Schäfer vertritt in diesen Bildern die Form evangelischen Christentums, »die nicht mit der Bekehrung beginnt, sondern mit dem freudigen Dank der Gemeinde für die große Gabe göttlicher Liebe«. Was Ludwig Richter für die deutschen Volksbücher und Grimms Märchen, etwas Ähnliches ist Schäfer für Claudius und Gerhard, für Bibel und Gesangbuch geworden. Seine Bilder sind Neuschöpfungen aus dem Geist der Dichtungen, Entfaltungen und Steigerungen ihres Verständnisses. Aber gerade dieser Verzicht auf das Moralisierende hat ihm die Herzen des Volkes und den Beifall der Theologen gewonnen; erst jüngst ist er von einem Pfarrer im »Kirchenblatt für die refor-



Gustav Adolf Romin: S. M. S. Albatros im Kampf bei Gotland

mierte Schweiz« als der »bedeutendste Vertreter der protestantisch-religiösen Illustrationskunst gefeiert worden.

Hans Looschens »Madonna«, deren einfarbige Wiedergabe leider nur wenig von ihrer Farbenschönheit ahnen läßt, ist halb religiöses Bild, halb Landschaft. Ja, vielleicht hat der Maler — dessen Schaffen wir übrigens erst vor kurzem in einem ausführlichen, reich illustrierten Aufsatz (von Walther Nithack-Stahn im Septemberheft 1911) behandelt haben — auf die landschaftliche Stimmung der Jahreszeit, diese reife, gesättigte Fülle und Weichheit, mehr Wert gelegt als auf das Madonnenmotiv. Darauf deutet die Bezeichnung »Sommer«, unter der uns das Gemälde in einer der letzten Berliner Kunstausstellungen begegnete.

Einen jungen, noch in der Entwicklung begriffenen Künstler stellen wir den Lesern in dem Zeichner des Blattes »Schneewetter« vor. Lazar Ghelman, ein Schüler der Münchner Jank und Habermann, der aber schon seit geraumer Zeit in Berlin lebt und schafft, hat sich als besondere Aufgabe die Darstellung ärmlicher Volkstypen erkoren, wie sie ihm auf den Straßen der Großstadt oder auf dem platten Lande seiner rumänischen Heimat begegnet sind. Wenn es ihm geglückt ist, darin, ohne das Kriegsthema selbst anzuschlagen, doch etwas von der Not und Bitternis dieser zwei schweren Kriegswinter zu geben, so zeugt das wohl für die Wärme seines Gefühls und den Ernst seines künstlerischen Strebens.

Keinen stärkeren Gegensatz zu diesem Bilde aus der Trübsal der Armen können wir uns denken als das farbenleuchtende Innenbild »Gelbseidener Salon in Sonne« von Maximilian Schaefer, dem Berliner Akademieprofessor. Hier ist alles Licht, Heiterkeit und gemessene Vornehmheit. Und doch entbehrt dieses Bild nicht des Lebens und der inneren Bewegung. Für den, der auch die Reize solcher »toten« Dinge nachzuempfinden vermag, bedeutet es einen auserlesenen Genuß, zu beobachten, wie die einfallenden Sonnenstrahlen auf den seidenen Möbelbezügen zu »spielen« beginnen, als wären es Saiten eines feinen Instruments, die unter ihrer zarten Berührung leise erklingen.

Sollen wir auch Walter Geffckens Blatt »Aus dem Kreise der Zwanglosen« ein Innenbild nennen, oder ist es eine Bildnisgruppe? Nun, jedenfalls fällt es dem mit den geistigen Kreisen Münchens Vertrauten nicht schwer, eine Reihe ausgeprägter Köpfe zu erkennen: zunächst, hinter dem Tische zur Linken, Karl Theodor v. Heigels, des kürzlich verstorbenen Akademiepräsidenten, wuchtigen Gelehrtenkopf mit der unvergeßlichen behaglich-liebenswürdigen Milde und Güte im Ausdruck, ihm zur Rechten den General Neureuther, weiter nach rechts (stehend) den Justizrat Dürck, den Geheimrat Arnold, einen bekannten Schulmann, und im Vordergrunde rechts den Oberstleutnant Förster, einen Enkel Jean Pauls, endlich ihm gegenüber, im Vordergrunde links, den Ministerialrat Dr. Baumeister, bekannt durch seine seit dem Jahre 1870 im Elsaß ausgeübte Schultätigkeit. Die »Zwanglosen« sind kein »Stammtisch« im üblichen Sinne des Wortes, sondern eine alte Münchner Gesellschaft, die sich aus allen gebildeten Kreisen zusammensetzt und zu der von jeher die besten Namen der bayrischen Hauptstadt zählten. Schon in Geibels Lebensgeschichte begegnet uns diese Gesellschaft von Freunden. Als der neugebackene norddeutsche Professor 1852 dem Rufe des Königs Maximilian nach München folgte, waren es die »Zwanglosen«, die den Norddeutschen am 5. Dezember durch ein Festmahl vorurteilslos und feierlich bewillkommneten. Franz von Kobell brachte den Festgruß dar; Geibel antwortete in Versen, sprach von des Vaterlandes Weh und seiner Zerrissenheit, von seinem Trost und seiner Kraft in der Einheit geistiger Bestrebungen, von der Macht und der Lust der Poesie, von seinen Hoffnungen und Wünschen für sie am Strande der Isar. »Das ist ein Mensch! Das ist ein Herz!« scholl es da von aller Lippen, und das Frohgefühl einer gemeinsamen Liebe durchbebte die Versammlung. »An jenem Abend«, schreibt Luise von Kobell in ihren Erinnerungen, »versetzte die Begeisterung Geibel und die andern in eine Art Ekstase, und in einer Ekstase zu leben, wären es auch nur ein paar Stunden, ist denkwürdig.« — Auch die »Zwanglosen« mögen seitdem, wie so vieles in Süd und Nord, ihr Gesicht geändert haben, ihr Wesen, »das geistige Erwärmen der Menschen aneinander«, worin Schopenhauer den höheren Zweck der Geselligkeit erkennt, ist bis heute erhalten geblieben.

Ein Neffe jenes Königs Maximilian, dessen freimütiges Mäzenatentum so viel für Münchens Kunst und Gelehrsamkeit getan hat, steht heute als Generalfeldmarschall des deutschen Reichsheeres in dem Prinzen Leopold von Bayern an der Spitze einer unsrer Ostarmeen. Den Ruhm, den er sich schon im Kriege von 1870/71 als Hauptmann und Batteriechef beim ersten bayrischen Armeekorps unter General v. d. Tann bei Villepion erworben hatte, hat er jetzt durch die Eroberung von Warschau noch im hohen Alter von siebzig Jahren (geb. 9. Februar 1845) glänzend gekrönt.

Ein schwedischer Maler ist es, dem wir das Marinebild »Der Albatros an der Küste Gotlands« verdanken. Gustav Adolf Romin (geb. 1863 in Wisby auf





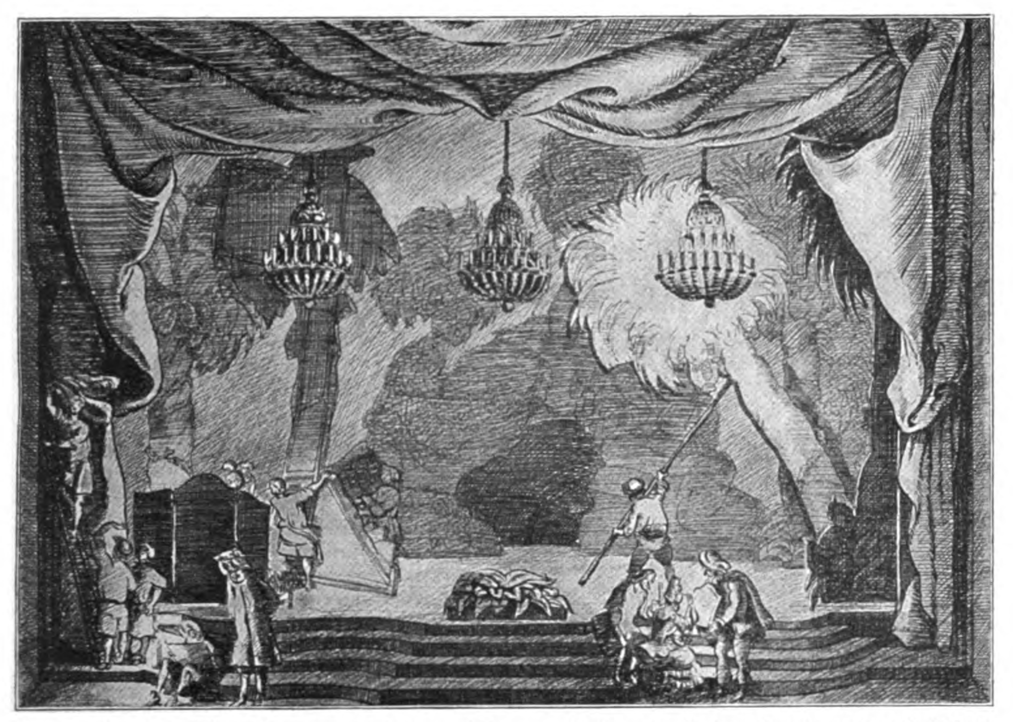
Gotland) lebt und schafft aber schon seit einer Reihe von Jahren in Berlin, wo er im Verein der Berliner Künstler, bei Schulte und Gurlitt wiederholt ausgestellt hat, nachdem er sich seine letzte Ausbildung bei Prof. Hans Gude geholt und in Amerika, Holland, England, Hamburg und Kopenhagen seine selbständigen Studien in der Marinemalerei gemacht hatte. Natürlich ist der Maler nicht Zeuge des Seegefechts vom 2. Juli 1915 gewesen, aber zu den Schilderungen, die er, wie wir alle, aus den Berichten andrer empfing, gesellten sich für ihn lebendige Heimatserinnerungen an die gotländischen Gewässer, in denen er wiederholt gemalt hat.

Die Plastik dieses Heftes ist ein neues Werk des Bildhauers Wilhelm Haverkamp. Aus dem in Münster i. W., seiner Heimat, gepflegten Handwerk der Stein- und Holzbildnerei hervorgegangen, kam Haverkamp (geb. 4. März 1864 in Senden i. W.) zu Anfang der achtziger Jahre nach Berlin und erfreute sich hier des Unterrichts von Prof. Fritz Schaper. Seit dem Jahre 1892 entstanden dann in der Reichshauptstadt, wo Haverkamp nun seinen dauernden Wohnsitz nahm, die zahlreichen Werke historischer und religiöser Art, Reliefs, Standbilder und Denkmäler, die ihm den Namen gemacht haben. Er war bei der Ausschmückung der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche und der Lutherkirche tätig, er erhielt vom Kaiser mehrere Aufträge, u. a. für die Denkmäler des Großen Kurfürsten in Minden und Kiel, für die Fuchsjagd am Großen Stern im Berliner Tiergarten und für das Standbild Wilhelms II. von Oranien. Seine »Ballspielerin« aber ist ein Werk freier Schöpferwahl. Was den Künstler hier reizte, ist leicht zu erkennen: die weichen, fließenden Linien eines jungen Mädchenkörpers bei einer der harmonischen Bewegungen, wie sie sich gerade beim Ballspiel in so mannigfaltiger Art ergeben. Und zwar ist der Augenblick kurz vor dem Emporschnellen der Bälle festgehalten, wo sich die Hände um die Kugeln schließen und die Arme zu spielen beginnen — gerade auf diese sanften Beugungen der Gliedmaßen kam es dem Künstler an. Auch auf dem Antlitz spiegelt sich in einem sanften, glücklichen Lächeln schon die Lust am Spiel voraus. »Nur wenige Menschen«, schreibt uns Haverkamp, »haben wie der Künstler das Glück, die wunderbaren Formen des nackten menschlichen Körpers mit ruhigem, reinem und leidenschaftslosem Auge zu sehen, in dem Ebenmaß der Glieder, dem Rhythmus der Bewegungen, die auf ihn wirken wie Musik in ihren edelsten Motiven ... Mir schwebte die zarte Schönheit der antiken griechischen Frauenkörper vor, deren Formensprache Ruhe und Einfachheit ist, in den Bewegungen sowohl wie in der Behandlung des Materials. Aber freilich, wie unendlich viel schöner bleibt die Natur des jugendlichen Körpers als auch das tiefempfundene, auf das vollkommenste durchgebildete Kunstwerk. Deshalb ist es ein unendlich hoher Genuß, die erhabene Schönheit des Menschen nachbildend zu bewundern. Wie bedauernswert, daß so wenig Menschen das begreifen, so wenige zu dieser reinen Freude gelangen!« ... Das mögen sich alle die gesagt sein lassen, die in flachgeistiger Beschränktheit dem Künstler die Darstellung des nackten Menschenkörpers verargen oder ihm gar unkeusche Absichten dabei unterschieben.

Die Kopfleiste zu unsrer Abteilung »Der deutsche Weltkrieg« ist die Wiedergabe eines Betenden Ritters von Albert Hußmann, dem Berliner Bildhauer, von dem wir vorm Jahre (Novemberheft 1914) das Reiterstandbild »Vor dem Rennen« gebracht haben. Dieses neue Werk, das auf der letzten Großen Berliner Kunstausstellung hervorgetreten ist, erschien uns als Schmuck und Weihe für jene Abteilung besonders geeignet, weil es trotz der mittelalterlichen Rüstung den mannhaft frommen, gesammelten und gestrafften Geist dieses Krieges ausdrückt.

*

Ein Fünfundsiebzigjähriger, ist in München Ende November Gabriel von Max gestorben. Wenn wir in den letzten Jahren Bilder von ihm in den Ausstellungen fanden, meistens etwas überirdisch oder gefühlsselig angehauchte Mädchenköpfe, so fragten wir uns wohl: Lebt und malt er denn noch? So sehr schien uns seine Art und Zeit »überwunden« zu sein. Und doch waren seine Bilder, namentlich die mystischen, Katharine Emmerich, die stigmatisierte Nonne von Dülmen, Christus als Arzt, die Märtyrin am Kreuz, das enthauptete Gretchen, Jeanne d'Arc auf dem Scheiterhaufen, einst Gegenstände allgemeiner Bewunderung, ähnlich wie die Makarts auf der andern, der sinnlich-weltlichen Seite. Dann freilich, schon in den neunziger Jahren lernten wir mehr und mehr das Krankhafte an diesen Bildern sehen, und der Mystiker Gabriel Max, der schwermütig-schwüle Maler von Tod und Verwesung, Wundern und Verzückungen, verblaßte vor dem reizvollen Koloristen, der sich bei seinen krassen Stoffen eine abgetönte Gedämpftheit, eine vornehme Durchbildung der Farbe bewahrte. Man braucht nur an sein »Frühlingsmärchen« oder an die »Drei Schwestern« in der Nationalgalerie zu denken, um das Gedächtnis eines feinen Meisters der Farbe und der Raumgestaltung in sich aufleben zu lassen, der seinen Platz zwischen Böcklin und Trübner behauptet. F. D.



Szenenentwurf von Ernst Stern zur »Ariadne auf Naxos«. Aufbau der Dekorationen vor dem Publikum
Aus »Heinz Herald, Max Reinhardt«. Verlag von Felix Lehmann in Berlin

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Das Gastspiel des Deutschen Theaters in Stockholm und Christiania — Der Weg der Reinhardtischen Regiekunst — Die beiden Maria Stuart — Frank Wedekinds »Liebestrank« — »Der Prahlhans« von Plautus — Neue und alte Schwänke

um erstenmal seit Beginn des Weltkrieges hat es ein deutsches Theater wagen können, auf fremdem Boden ein Gesamtgastspiel zu geben. Zwar war es neutraler und noch dazu skandinavischer Boden, auf dem Max Reinhardt mit den Kräften seines Deutschen Theaters deutsche Schauspielkunst leuchten ließ, aber wir haben im Laufe dieses Krieges so oft und so bitter spüren müssen, wie weit »Neutralität« gegen Deutschland auch von dem bescheidensten Wohlwollen entfernt ist, wie locker selbst das Band germanischer Blutsverwandtschaft geworden ist, wenn es gilt, gegen das Wahngebilde des deutschen »Militarismus« zu demonstrieren, daß es wie der erste freundliche Schimmer kommender Friedenszeit in unsre trotzige Einsamkeit fiel, als wir Schwedens und Norwegens Hauptstädte diese in der Kulturwelt sonst so selbstverständliche Gastfreundschaft an uns üben sahen. Unser Stolz ist in Kampf und Not und Sieg zu hart gehämmert worden, als daß wir für diese erste gastliche Aufnahme deutscher Kunstsendboten gerührten Dank stammeln möchten — kamen wir doch auch als Gebende, nicht als Nehmende —, aber vergessen werden wir dem nordischen Brudervolk diesen Händedruck und Willkommensbecher nicht. Die Ehre freilich haben sie sich selbst erteilt: durch den Mut, den sie mit dieser Einladung vor andern neutralen Völkern bewiesen haben. Und auch das wollen wir ihnen als besondere Ehre anrechnen, daß es neben den begeisterten und feierlichen Auszeichnungen, die Reinhardt und seine Künstler dort oben erfahren haben, weder in Stockholm noch in Christiania an ernster Kritik seiner Darbietungen, an klarer und selbstbewußter Scheidung zwischen deutscher und skandinavischer Theaterkunst gefehlt hat. Je fester sich jemand in seinem eignen Selbst behauptet, desto wertvoller werden Lob und Anerkennung, die er dem Fremden trotzdem spendet.

Reinhardt kam zunächst mit einem schwedischen Stück — das war eine feine Huldigung vor dem nordischen Dichtergeiste und zugleich die entscheidendste Beglaubigung, die seine Kunst sich holen konnte. Möglich, daß man in der Heimat Strindbergs einiges von der bodenwüchsigen, enggebundenen Echtheit seines »Totentanzes« vermißt hat, überwältigt, erschüttert und bewundernd hat man auch dort zu der tragischen Wucht und Größe aufgeblickt,

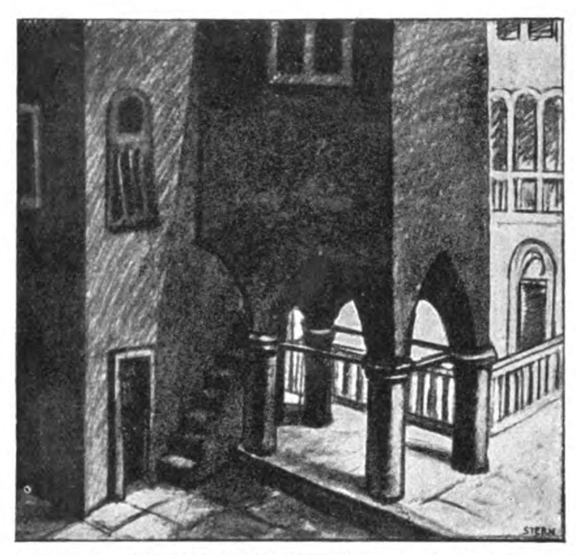


zu der Paul Wegener und Rosa Bertens diese düstere, an prometheische Qualen streifende Ehetragödie des Schweden zu steigern wußten. Aber das über den ursprünglichen Plan ausgedehnte Gastspiel brachte auch andres, auch hohe deutsche Dramatik: neben Shakespeares »Hamlet« Lessings »Minna von Barnhelm«, Schillers »Räuber« und Hofmannsthals Mysterienspiel »Jedermann«. Und diese Aufführungen erst offenbarten den Schweden und den Norwegern die ganze Kühnheit, Neuheit und Selbständigkeit Reinhardtischer Regie und Darstellungskunst. Hören wir jetzt die erstaunten und begeisterten Stimmen der nordischen Zuschauerschaft zu uns herüberschallen, so erleben wir gleichsam noch einmal wieder die beispiellose Bewegung, die wir selbst vor Jahren an uns erfuhren, als diese Werke unter Reinhardts belebendem Zauberstabe in neuer Jugend vor uns auferstanden. »Im Zuschauerraum herrschte oft die zitternde Todesstille, die ein Zeichen heftigster Ergriffenheit ist.« — »Das ist nicht nur Bühnenphantasie, die schafft und dichtet, hinter allem steht außerdem der gleiche künstlerische starke Wille.« — »Dies neue wunderbare Erlebnis! So also kann eine große Dichtung verdolmetscht und verherrlicht werden von Genie, Ehrerbietung und Leidenschaft«: das nur ein paar Proben der sonst gewiß nicht als überschwenglich verschrienen nordischen Begeisterung.

Daneben aber — und diese Stimmen scheinen uns nach Tonfall und Klangfärbung die eigentlichen Bekenntnisse aus Strindbergs und Ibsens Heimat darzustellen — regt sich der skandinavische Rechenschaftsdrang, dieser kühl wägende, scharf sondernde Geist, der gern in die letzten Gründe einer neuen Erscheinung hinabtaucht und nach ihren unterscheidenden Eigentümlichkeiten forscht. Der Wortführer dieser gelasseneren Kunstkritiker war August Brunius, der Theaterkritiker des Stockholmer »Svenska Dagbladet«; daß er auf den innersten Nerv der Sache zu dringen sucht, zeigt schon die Überschrift seines Berichts: nicht mit den gesellschaftlichen Äußerlichkeiten des Gastspiels hält er sich auf, auch nicht an den fesselnden oder blendenden Einzelheiten der Aufführungen bleibt er haften, sondern das »künstlerische Ergebnis des Reinhardtischen Gastspiels« sucht er zu ergründen und festzuhalten. Auch uns, meine ich, kann dieser unbefangene Beurteiler der Fremde manches lehren oder es uns unter neuem Gesichtswinkel sehen lassen — nicht immer hat die Nähe das schärfste Auge, geschweige denn das sicherste Urteil. Dies um so weniger, als für Reinhardts innerstes Wesen, wie auch der schwedische Kritiker sofort bemerkt, nichts so bezeichnend ist wie das Chamäleonartige, das Sprunghafte seiner Auffassung und Wiedergabe. Diese faustische Unrast, diese unermüdliche Lust am Experimentieren hat es denn auch bewirkt oder — verschuldet, daß man kein einheitliches Bild von ihm gewonnen hat, daß die eine Vorstellung außerordentlich geglückt, die andre zersplittert und unzusammenhängend oder gar »wertlos improvisiert« wirkte. Reinhardt, meint Brunius, ist niemals mit seiner Arbeit zufrieden; kaum mit einer Aufgabe fertig, sieht er schon neue unbegrenzte Möglichkeiten in seiner Phantasie. Er will als Theaterkünstler nicht nur eine Sache, nicht nur ein Ziel, er sieht die größte Wirkung des Theaters nicht in der vertieften mächtigen Verdolmetschung einer Dichtung, er will nicht nur prachtvolle, augenblicklich bestechende Wirkungen für Augen und Ohren hervorrufen, er denkt auch nicht einseitig an die intime oder die dekorative Tätigkeit, er zieht an beiden Strängen. Er hat die Kammerspiele gegründet und die Zirkusspiele für die großen klassischen Werke eingeführt. »Die Experimente sind die Luft, in der Reinhardt allein richtig atmen kann, und das erklärt das Unberechenbare und stetig Wechselnde in seinen Darbietungen.« Freilich, er hat diese zweischneidige Gabe der Natur mit einer seltenen Kraft und immer regem Fleiß zu nutzen verstanden. Kaum je hat ein Machthaber der Bühne all ihre Möglichkeiten — die dichterischen, die stimmungsmusikalischen, die malerischen, die intimen und die Massenwirkungen, den Lärm und das Schweigen — durch Zusammenfassung in einer starken Hand so zur Selbstherrschaft auszubilden vermocht wie er. Ein Wunder, wie das bei der täglichen sorgsamen Kleinarbeit, die der Spielleiter doch zu leisten hat, möglich war! Seine einzig dastehende Kunst, Menschen zu behandeln, erklärt es doch nur zum Teil. Und mit ihren Vorzügen zeigen sich gleich auch die Schwächen dieser stark persönlichen Art der Regieführung. Wohl schenkt sie jedem einzelnen Statisten das beflügelnde Gefühl der Verantwortung und Bedeutung und läßt so alle Auftretenden sich gegenseitig elektrisieren, aber das ist nicht anders möglich als durch den Umsturz, die Auflösung aller vorhandenen Formen und Überlieferungen. Was hergebracht, was feststehend, was klassisch, was heilig! Alles kann neues Leben erhalten, alles kann fesselnd und spannend auf eine neue Weise wirken, wenn es auch noch so alt und ehrwürdig ist. So erreicht er seine überraschenden und aufrüttelnden Wirkungen, aber manchmal artet diese Neuerungslust auch in Willkür aus, und das dramatische Werk verändert sich unter seinen Händen bis zur Unkenntlichkeit.

Dies alles haben wir selbst, wenn auch vielleicht nicht so scharf, schon an Reinhardts Theaterkunst bemerkt, manchmal gerügt und gescholten, öfters gelobt und bewundert. Dann

aber sagt uns — und Reinhardt! — der schwedische Kritiker eine Wahrheit, die aus dem kleinen Lande dort oben viel gewichtiger, überzeugender und eindringlicher klingt, als wenn wir, die wir wohl auch manchmal so ketzerisch sind, die »Provinz« gegen die »führende Theaterstadt Berlin« auszuspielen, sie aussprächen. Diese Wahrheit aber lautet so: »Reinhardt hat mit dem Individualismus der Schauspieler Schluß gemacht. Er braucht für seine Ziele keine großen Schauspieler, und er begnügt sich mit mittelmäßigen. Eine überraschende Entdeckung war es wohl für viele, die Reinhardts Theater noch nicht kannten, wie bescheiden sein Schauspielermaterial war, vielleicht mit einer einzigen Ausnahme (Wegener), die nur die Regel bestätigt. Es kann kein Zweifel darüber sein, daß unsre vornehmsten schwedischen Gesellschaften mehr als ein bedeutend stärkeres und besseres Ensemble zusammensetzen könnten, als wir an diesen Abenden auf der Bühne des Königlichen Theaters in Stockholm gesehen haben.« Brunius schließt mit dem Ausdruck der Überzeugung, daß sich für die schwedischen Bühnen in den Einzelheiten das Nachahmenswerte und das Verwerfliche wohl die Wage halten würden, daß im ganzen das Selbstvertrauen der schwedischen Theaterleute nach diesem Gastspiel eher gestärkt als geschwächt worden sei, daß sie aber eine große Lehre daraus ziehen könnten, nämlich den Nutzen des Zusammenwirkens unter einer starken persönlichen Leitung — »eine Lehre,« fügt der Schwede halb resigniert hinzu, »die ein klareres Relief erhält durch unsre eignen zersplitterten Theaterverhältnisse.«



Szenenentwurf von Ernst Stern für den »Kaufmann von Venedig«: Shylocks Haus

Aus »Heinz Herald, Max Reinhardt«. Verlag von Felix Lehmann in Berlin

Noch einmal: wir wollen dankbar dafür sein, daß diese Stimme aus der Fremde, die erste vorurteilslos-wohlwollende, die wir seit langer Zeit über die Grenzen deutscher Sprach- und Kulturgemeinschaft zu uns herüberschallen hören, nicht eitel Lobgesang für uns tönt, daß uns ihr nationales Selbstbewußtsein so viel Ernstes und Nachdenkliches zu sagen hat. Nachdenken vor allem wollen wir dem, worin der schwedische Beurteiler seine Beobachtungen gipfeln läßt: wie wertvoll es für ein Theaterwesen ist, wenn es sich einer starken zusammenhaltenden und führenden Persönlichkeit erfreut, und uns dieses »höchsten Glücks der Erdenkinder« — auch in objektivem Sinne! — hinfort wieder lebendiger bewußt sein. Doch auch das andre sei nicht in den Wind geschlagen, die Erkenntnis, daß Experimente, mögen sie noch so geistreich und spannkräftig sein, auf die Dauer zu keiner Reise führen, und daß dem großen Regiewillen auch das Darstellermaterial ebenbürtig sein muß, wenn die künstlerische Einheitlichkeit und Vollendung erreicht werden soll. Freilich scheint Reinhardt selbst schon diesen Weg der Erkenntnis betreten zu haben. Einem jener Ausfrager, die bei einem künstlerischen Ereignis in fremdem Lande selten fehlen, hat er wenigstens bekannt, daß er mehr und mehr den Eindruck gewinne, die Regiekünste der Einrichtung und Ausstattung hätten sich erschöpft, es gelte wieder, die Kunst des dramatischen Wortes auf der Bühne zu Ehren zu bringen und den Weg für eine geistige Schauspielkunst zu bahnen, die schon allzulange von der mechanischen des Bühnenapparates unterjocht worden sei. Ob er die Kräfte dafür findet, die seinem Ideal entsprechen, hängt von Zufällen ab; ob er die glücklich gewonnenen recht zu gebrauchen, zu führen und auszubilden verstehen wird, entscheidet der Grad seiner Selbstüberwindung. Jung und beweglich genug zu solchem Umlernen und Umschaffen wäre er gewiß noch, aber in ihm liegt es nicht. Es bestand einmal der Plan, keinen Geringeren als Kainz für das Deutsche Theater zu gewinnen. Die Bemühungen, hieß es damals, seien an »äußeren Schwierigkeiten« gescheitert. Möglich; wahrscheinlicher jedoch, daß diese äußeren Schwierigkeiten im letzten Grunde innere Hemmnisse waren. Wenigstens vermögen wir uns nur schwer vorzustellen, wie sich die freiwüchsige Genialität eines Kainz mit dem selbstherrlichen Theaterwillen Reinhardts, dem bisher alles nur bildsames Material war, vertragen hätte, ohne von seinem eigensten Werte das Beste einzubüßen.



Aufn. Fritz Richard (Deutsches Theater, Berlin)

Maria Fein als Maria Stuart

Welche Macht Reinhardt ist, und welchen Weg seine Entwicklung gegangen, haben uns liebevolle Darstellungen, namentlich Siegfried Jacobsohns Buch über Reinhardt (1910), schon mehrmals geschildert. Jetzt eben, wo er nach eignem Gefühl an einer neuen Wende seiner Kraft steht, hat ein Schüler seiner Regie, Heinz Herald, einen neuen derartigen Versuch unternommen (»Max Reinhardt. Ein Versuch über das Wesen der modernen Regie.« Mit elf Szenenbildern nach Entwürfen der Maler des Deutschen Theaters und einem Bildnis; Berlin, Felix Lehmanns Verlag). Eine kritische Würdigung der Art und der Leistungen des Meisters darf man von diesem Buche nicht erwarten; dazu steht der Verfasser seinem Stoffe zu nahe, und es fehlen ihm auch wohl die nötigen Vergleichsmöglichkeiten, wie nur eine gründliche praktische Erfahrung an andern Bühnen sie liefern könnte. Aber an Vielseitigkeit und Gründlichkeit der Beobachtung fehlt es dem Heraldschen Werke nicht. Etwas von der zusammenfassenden Energie Reinhardts scheint auf dies Buch seines Jüngers und Bewunderers übergegangen zu sein. Wie der Meister all die toten und lebendigen Kräfte, die vereint das moderne Theater wirken, so sammelt sein Herold all die hundert Betätigungen des Bühnen- und Spielleiters in einem Punkte und sucht von hier aus das Bild der gesamten zeitgenössischen Bühnenkunst zu beleuchten. Es gelingt ihm nicht ganz. Ja, wenn so etwas philosophisch zu begreifen und zu umschreiben wäre, dann ließe man sich's vielleicht gefallen, das Theater so von einem Punkte aus mit weltweiser Einseitigkeit zur Abstraktion verklärt zu sehen. Da es aber ein Lebewesen mit unerschöpflichen Spielarten und Wandlungen ist, so wird man den Wert dieses Buches auf den Ausschnitt des Ganzen beschränken müssen, den Reinhardt als Regisseur und Herald als Beobachter erfüllt. Dieser Ausschnitt ist groß und bedeutend genug, um auch ein so gründliches und planvolles Buch wie dieses zu rechtfertigen; ja, dem, der sich einmal in diesem mit so viel Wundern und Geheimnissen lockenden Weltausschnitt heimisch machen will, wird die Unterdrückung der Kritik nur angenehm sein: man glaubt gar nicht, wie gern die Leute in dem von Fontane verschmähten »unbedingten Begeisterungsschritt« marschieren. Also: am Bild Reinhardts bespricht das Buch in seinen Hauptteilen die soziale, dramaturgische, szenische und musikalische Seite des »modernen Theaterproblems«, andre erzählen von Reinhardts Schreibtisch- und Probenarbeit und berichten von den verschiedenen Theaterformen, in denen er sich immer wieder andre und neue Ausdrucksmöglichkeiten geschaffen hat. Und was dem Wort nicht genügend anschaulich zu machen gelingt, das erläutern und vergegenwärtigen die Bilder: je ein Szenenentwurf von Walser, Roller, Orlik und Munch, sieben Szenenentwürfe von Ernst Stern, dem glücklichen Erben all der verschiedenen Maler und Bildhauer, die Reinhardt einst nach und nach für seine Szenengestaltungen aufbot, bis seinem Herrschergeiste auch hier der Vorteil eines Kopfes und Pinsels statt der vielen einleuchtete. Von den unmittelbar nach den Originalentwürfen der Künstler wiedergegebenen sehr schönen Bildtafeln bringen wir mit Erlaubnis des Verlages ein paar verkleinerte Proben.

Herald beschreibt und schildert uns genau den Weg, den Reinhardt bis zu seiner gegenwärtigen Höhe genommen hat, so daß wir ihn Schritt für Schritt mitmachen; über das »Wie weiter?« enthält er sich der Prophezeiungen. Und doch scheint dies neue Ziel zum Greifen nahe zu liegen. Oder sieht der Jünger nicht, daß selbst das, was er als des Meisters Hauptlebenswerk bezeichnet, nämlich das klassische Drama auf dem Theater neu zu erschaffen, erst halb getan ist? Die äußere Erscheinung, auch die Zeichnung der inneren Linie und die Ausmalung des dramaturgischen Bildes, ist bei ihm zur höchsten und feinsten Vollendung gediehen; jetzt aber heißt es, eine Stufe höher steigen und auch dies alles als gebändigten Stoff überwinden, um das Geistige des Dramas zu bezwingen, damit auch die letzten Eierschalen der verhängnis-

vollen Craigschen Vorstellung von dem Theater als absolutes Reich der bildenden Kunst von ihm fallen. Daß sich Reinhardt unmittelbar auf geistigem Wege der Welt des großen geistigen Dramas nähern werde, wird niemand mehr hoffen; dafür hat er sich schon zu lange dem Bewußtsein entwöhnt, daß ein dramatisches Werk nicht zuerst und zuletzt dem Theater, sondern dem Gedanken, dem großen Zusammenhange des Geistes und der Poesie zuliebe dasei, daß es ein Recht habe, diese seine Schätze ungehemmt vor der Öffentlichkeit auszuladen. Seine Entfremdung vom Drama der Gegenwart kommt nicht zuletzt aus dieser Entfernung vom Geistigen und Gedanklichen.



Aufn. Fritz Richard (Deutsches Theater, Berlin)
Eduard von Winterstein als Shrewsbury

Doch soll es uns auch recht und willkommen sein, wenn er sich durch Vermittlung der Schauspielkunst dem Geistigen wieder nähert. Und diese Notwendigkeit scheint ihm selber zu dämmern. Vielleicht gilt auch hier mal wieder die Erfahrung, die er seine Bewunderer schon öfters hat machen lassen: wenn sie glauben, er sei noch in Weimar, ist er schon in Erfurt. Wenigstens scheinen zwei seiner jüngsten Schauspielererwerbungen für die Absicht zu zeugen, sich auch selbst einmal von Schauspielerpersönlichkeiten leiten zu lassen, nachdem er bisher immer seinen Ruhm darin gesucht hat, sie nach seinem Willen zurecht- oder — was bei einem so starken Willen dasselbe — nach ihrer Natur geradezubiegen. Bei Maria Fein, seiner Judith und Maria Stuart, wird ihm das sowenig gelingen wie bei Hermine Körner, seiner Elisabeth. Wer einen Ferdinand Bonn nicht in die Kandare nimmt, der kann auch nicht gut gesonnen sein, zwei so fertig geschulten Könnerinnen, wie er sie sich eben aus Dresden geholt hat, die Zügel straffzuziehen. Bei Maria Fein hat das seine großen Gefahren. Ihre Mittel und ihre Fertigkeiten leiden an einer bedenklichen Überladenheit. Ihre Maria ist eine einzige Verzückung des Gefühlsüberschwangs. Eine übersteigerte Gebärde jagt die andre, und wie bald setzen sie sich in dieser Häufung gegenseitig matt! Gewiß, sie hat mit ihren reichen Mitteln alles, jedes Wort und jede Gefühlsfärbung der Rolle bis ins kleinste durchgearbeitet, aber sie kennt nicht die schöne Gelassenheit der Reife, die, wenn sie das Ganze überschaut, frei und überlegen genug ist, soundso viel als Schutt der Werkstatt zu verwerfen. Da ist Irene Triesch, die fast gleichzeitig in einer Neuaufführung des Theaters in der Königgrätzer Straße die Maria spielte, klüger und wählerischer. Wenn man ihrer schillernden Geschicklichkeit und Intelligenz nur das schillerische Gefühl glaubte! In Hermine Körner und in Helene Fehdmer stehen sich zwei Königinnen Elisabeth gegenüber, die kaum



Aufn. Fritz Richard (Deutsches Theater, Berlin)
Hermine Körner als Königin Elisabeth

einen Berührungspunkt haben. Die blonde, mütterliche Fehdmer hat es ebenso schwer, die kalte Hoheit und den glühenden Haß der Königin, wie leicht, die menschlichen Schwächen des Weibes glaubhaft zu machen; Hermine Körner in ihrer gebändigten Sachlichkeit, die sich ganz im Zaume hat, bringt beides ohne Mühe nebeneinander vereint, wie eine edle stählerne Klinge die höchste Geschmeidigkeit mit höchster Schärfe verbindet. In den Begleitrollen war das Deutsche Theater dem Nebenbuhler an Beweglichkeit und Farbigkeit nun vollends überlegen. Wintersteins Shrewsbury, eine prachtvolle neue Auflage seiner treuen, derben Vasallen, mag allein dafür mit seiner beredten Maske zeugen.

Hier höre ich die erstaunte Zwischenfrage: Woher plötzlich diese Schillerliebe der Berliner Bühnen? Lange Zeit hat man doch gar nichts und auch dann nur etwas von dem jungen Schiller wissen wollen! Und jetzt auf einmal zwei Maria Stuart nebeneinander? ... Ich wollte, ich könnte antworten: Ganz einfach, weil der politische Geist der Zeit sich für Schiller entschieden hat, weil uns auch die Bühne den politisch-historischen Atem dieser Tage spüren lassen möchte. Aber ach! mit solchem Pathos würde sich die Antwort nur lächerlich machen. Was uns diese beiden Aufführungen auf zwei bedeutenden Bühnen zu gleicher Zeit beschert hat, ist nichts andres als der hitzige Wettbewerb des Theaterehrgeizes, der glaubt, den erfolgreicheren Wettbewerber mit Inszenierung oder Darstellung ausstechen zu können. Reinhardt darf sich wenigstens auf seinen »Wallenstein« berufen, mit dem er schon vor einem Jahre die redliche Bemühung um die historische Mannesdramatik Schillers begonnen und ein nicht glänzendes, aber wohlgefügtes Gewebe von Zeitbild und Menschenschicksal zustande gebracht hat; aber mit seiner Seele, seiner schöpferischen Liebe war auch er kaum bei dem Werke, beim Friedländer nicht und nicht bei der Schottländerin.

Unsre Hoffnung, daß man uns in dieser ernsten Zeit mit Wedekinds Grotesken und Grimassen verschonen werde, hat sich nicht erfüllt. Die Kammerspiele glaubten uns seinen »Liebestrank« kredenzen zu müssen. Das ist ein wüstes Sammelsurium von Clownspäßen, das sich mit krampfhafter Mühe etwas von bittergalliger Menschenverachtung und trübseligem Tiefsinn anzuschminken sucht, als es sieht, daß ein launiger Einfall nicht ausreicht, einen ehrlichen Schwank zuwege zu bringen. Uns geht es bei diesen Karikaturen und Marionetten von Menschen nicht anders als dem hoffnungslos in seine achtzehnjährige Nichte verliebten russischen Fürsten Rogoschin, dem ein eigens zu diesem Zweck engagierter — Kindererzieher einen Liebestrank brauen muß, der ihn aber nicht an die Lippen bringt, weil ihm der Zauberer nachdrücklich ein übers andre Mal eingeschärft hat, dabei ja nicht an einen — Bären zu denken, was er nun natürlich nicht lassen kann: auch uns widersteht dieser Mischtrank aus sanften Possensäften und höllischen Latwergen, und wir bedauern einen so kernigen, urgesunden Humoristen wie Emil Jannings, daß er sich dazu hergeben muß, seine gut niederdeutsche Komik zu der barbarischen Unmöglichkeit dieses russischen Fürsten von Wedekinds Gnaden zu verzerren. Die andern Figuren sind vollends nur Requisiten für den Hokuspokus eines Exzentrik-Gymnastikers aus den Varietéhallen der Literatur.

Da lob' ich mir den alten, schier zweitausend Jahre alten Plautus und seine Soldatenkomödie vom »Miles gloriosus«. Die hat Karl Bardt für das Kleine Theater Unter den Linden neu verdeutscht und bearbeitet, und siehe da! dieser »Prahlhans« mit seinen waffenklirrenden Aufschneidereien, deren mordsmäßige Heldentaten dann bald in so splitternackter gottsjämmerlicher Erbärmlichkeit vor uns stehen, verfehlt auch auf die Zeitgenossen des Weltkrieges von 1915 seine humorvolle Wirkung nicht. Und wenn gar die von Gustav Eskuche verdeutschten, von Bogumil Zeppler offenbachisch vertonten Couplets ihren Sprühregen auf uns ergießen, so erfahren wir, daß es dagegen nur eine Rettung gibt: das Lachen — das Lachen über den alten Römer und ein wenig auch über uns selbst, denn wir wissen: den Luxus der Selbstverspottung, den sich das Römerheer von Cannä und Zama erlauben durfte, dürfen erst recht wir uns erlauben: von so einem entlarvten Bramarbas — Pyrgopolinices, Mauernbrecher heißt er bei Plautus — fiele die eherne Mauer unsrer drei Fronten nicht um — auch wenn er in der Champagne, in Livland oder Serbien noch einige gleichgeartete Kameraden haben sollte. So brauchen auch wir von 1915 uns nicht gegen diese heute noch unverwüstliche vis comica zu sträuben — allein die echt volkstümliche, wenn auch derbe Sprachkraft und das faschingsmäßige Lachen sichern ihr ein langes Leben —, und dürfen beim »Plaudite!« die Hände zum klatschenden Beifall regen, wie's die Scipionen und Quintus Fabius Kunktator getan haben. Zumal die Singspielverse mit dem köstlichen Kehrreim »Und meine Ahnfrau ist Pallas Athene« werden den Ruhm des Müllerburschen aus Umbrien in unsre vordersten Schützengräben tragen.

Geschichtlich betrachtet spielt Herr T. Maccius Plautus freilich nicht ganz die harmlose Rolle, in der er uns heute, durch den Zeitraum von zwei Jahrtausenden von aller Ansteckungsgefahr entkeimt, erscheinen mag. Sein



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Szenenbild aus dem »Prahlhans« von Plautus. Aufführung im Kleinen Theater zu Berlin

Pyrgopolinices ist nicht nur ein aufgeblasener Maulheld, sondern auch ein unverbesserlicher Schürzenjäger, und es steht auch sonst außer Zweifel, daß die Komödie des Plautus, dies seltsame Zwitterwesen von Griechisch und Römisch, mit ihrer leichten Moral die altrömische Sittenstrenge bedenklich gelockert hat. Ihre Wirkung war kaum viel anders und besser als der Einfluß, den die Pariser Schwänke auf uns ausgeübt haben. Doch auf die Entfernung kommt es an. Der alte Römer, den wir durch das Objektiv zweier Jahrtausende sehen, kann uns nichts mehr anhaben; gegen den Versuch, die leichtfertige Pariser Possenmache unter deutscher Marke wieder bei uns einzuschmuggeln, wie ihn Robert Reinert in der »Rätselhaften Frau« macht (Komödienhaus), einem Lustspiel, das nichts andres als eine plumpe Verkleidung französischer Ehebruchsstücke ist, lehnen wir uns empört und gesittet auf. An solcher Trugware gemessen, soll uns selbst ein derber Schmarren, wie Kraatz und Arnold ihn aus ihrem »Kuckucksei« backen, willkommen sein. Ein Naturmensch mit Lederhosen und nackten Knien, der tegernseeisch jodelt und Juhu schreit, in einem »aristokratischen Salon« und als »natürlicher« (sehr natürlicher!) Sohn und Alleinerbe eines Grafen, ein Schmiedegesell, der sich von heute auf morgen in Frack und weiße Binde, in Wagner- und Baireuthbegeisterung wirft — solche gesellschaftliche Kontrastkomik, so oft sie auch schon dagewesen sein mag, behält etwas Erfrischendes. Ja, sie hat vielleicht sogar ihre lebendigen Gegenstücke in einer Zeit, die sich nicht geniert, den Baron zum Offiziersburschen eines Handlungsdieners zu machen.

Will man der Zeit aber entfliehen, dann gehe man beim Königlichen Schauspielhaus zu Gaste, wo Dr. Reinhard Bruck mit einem Singspiel von Holtei (»Wiener in Berlin«) und einer Posse von Angely (»Die Reise auf gemeinschaftliche Kosten«) das vorstädtische Volkstheater aus Großmutters Tagen wieder aufbaut. Denn — o Wunder! — dieser Altberliner Abend bekehrt eine dämonisch-nervöse Schauspielerin wie Tilla Durieux zur lammfrommen Soubrette, eine stillresignierte komische Alte wie Paula Conrad zur heitersten Lustigkeit ihrer Jugend und uns selbst zu sanften Liebhabern einer Kunst, die ihr Herz ehrlich teilte zwischen einer Berliner Weißen mit Käsestulle und dem schönen Liede »Sanfter Mond, du gehst so stille ...«

Literarische Rundschau

Mag der Krieg auf Literatur und Kunst noch so verstörend und zersplitternd gewirkt haben, ein Verdienst darf man ihm nicht absprechen: er hat unsre Aufmerksamkeit und Liebe in gesammelter Kraft auf die wurzelfesten Mächte unsrer vaterländischen Dichtung zurückgelenkt. Wir wissen heute wieder, was uns die *Meister lebensvoller Erzählungskunst aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts* wert sind, und wieviel sie uns für Zeit und Zukunft noch zu geben haben. Da dürfen neue, volkstümliche Ausgaben ihrer Werke eines guten Empfangs und einer fruchtbaren Wirkung gewiß sein. Nachdem wir von *Gustav Freytags* Werken vor kurzem so eine Auswahl seines Tüchtigsten und Lebendigsten erhalten haben, bietet uns jetzt der Fischersche Verlag in Berlin eine *fünfbändige Ausgabe von Theodor Fontanes* Werken zu dem gewiß überall erschwinglichen Preise von 20 M. Der Verlag tut recht daran, dieses Unternehmen mitten im Kriege aufzupflanzen, denn auch Fontanes Romane, die neben einer nur wenig gekürzten Auswahl seiner Gedichte den Grundstock dieser Ausgabe bilden, werfen aus ihrer Handlung, mehr noch aus ihren von reifer Lebenserfahrung strotzenden Betrachtungen überall Fäden hinüber in unsre Gegenwart. Aber auch wenn das nicht wäre, würden wir uns an dem Geiste geschichtlicher und kultureller Wirklichkeit, der seine Bücher erfüllt, des inneren Zusammenhangs zwischen ihm und uns bewußt werden. Dazu kommt seine erstaunliche Frische, sein immer reger Witz, seine behagliche Plauderkunst, seine Freude an der Anekdote und nicht zuletzt seine untrügliche Menschenkenntnis, alles Eigenschaften, die wir heute wieder, nachdem so vieles Eitle und Spielerische von uns abgefallen, nach Gebühr zu schätzen wissen. Die fünf Bände, denen *Paul Schlenther* eine aus wahlverwandtem Verständnis geschöpfte biographisch-kritische Einleitung voranschickt, ordnen sich nach Stoffgruppen: der erste bringt nach den Gedichten das vorwiegend Märkische der Fontanischen Novellistik, der zweite die Eheromane, der dritte die Erzählungen aus dem Berliner Kleinleben, der vierte die Adelsgeschichten, der fünfte den Stechlin, also die Krone des Fontanischen Lebenswerkes, in deren Geschmeide noch einmal all seine Kostbarkeiten zusammengefaßt werden, sein sittlicher Ernst, sein Geist, sein Humor, seine Weisheit und die Kunst seiner dichterischen Gestaltung.

Darf man den Märker den Meister des realistischen Erfahrungsromans nennen, so verdient der Schleswig-Holsteiner *Theodor Storm* den Namen eines Meisters der Stimmungsnovelle. Im Leben haben sich beide öfters aneinander gerieben, die Nachwelt versöhnt sie zu friedlicher Nachbarschaft, und für die häusliche Lektüre der Einsamkeit oder der Familiengemeinschaft ist nichts reizvoller zu denken, als nach einem Roman von Fontane eine Novelle von Storm zu genießen. Sie beide vereint geben erst den vollen Doppelklang deutschen Wesens: nach der herben, gesund-nüchternen Wirklichkeit Fontanes, die mit dem Tropfen französischen Blutes nur eben aufgequirlt wird, die romantische Verträumtheit und den lyrischen Duft Stormscher Novellistik. Bedeutet Fontane eine Bestätigung des heute so mächtig gewordenen deutschen Wirklichkeitssinnes, so bringt Storm die nach einem unverbrüchlichen Naturgesetz geforderte Gegenströmung. Wir wissen es nicht nur aus den Schützengräben; auch wir daheim, die wir mit täglich angespannten Nerven den Kampf unsers Volkes begleiten, haben es mehr als einmal erfahren, wie wohl es tut, unsre Sinne und Gedanken von der in sich selber ruhenden Poesie Stormscher Novellen entspannen zu lassen. So kommt denn auch die *neue fünfbändige Gesamtausgabe*, die der Verlag Westermann von Storms Werken zu dem bescheidenen Preise von 15 M herausbringt, als ein der gepanzerten Zeit doppelt erfreuliches Geschenk. Storms sparsamere und wählerischere Kunst, die von der behaglichen Breite Fontanes nichts weiß, macht es möglich, auch in dieser gedrängteren Ausgabe alles zu vereinigen, was er an dichterischen Werken geschaffen oder doch selbst zum Druck bestimmt hat. Also nicht nur eine Auswahl, sondern den *ganzen Storm* empfängt man hier, und dieses Denkmal, diesen gesammelten Schatz ist man ein Vierteljahrhundert nach seinem Tode einem Dichter wohl schuldig, der so als geschlossene menschliche und künstlerische Persönlichkeit vor uns steht wie er.

Zu Storms Werken gehören *Storms Briefe*. Niemand, der eine Dichterpersönlichkeit aus ihrem lebendigen Kern zu genießen versteht, verkennt heute mehr ihre Geschwisternähe zu den Dichtungen: beide kommen aus einer Quelle, beide werden genährt von denselben seelischen Kräften. Nun gar bei einem Dichter, der sein Bestes so durchaus aus dem innersten Gemütsboden empfängt wie Storm. Deshalb gehören zu seinen Werken unzertrennlich und unentbehrlich *Storms Briefe an seine Braut und an seine Frau*, die seine Tochter *Gertrud Storm* in zwei selbständigen Bänden bei Westermann gesammelt und mit Einleitungen herausgegeben hat. Die Brautbriefe (geb. 6 M) waren Bekenntnisse der Sehnsucht eines nach innigster, auch geistiger und sittlicher Gemeinschaft mit der Geliebten

verlangenden Mannesherzens; die soeben erschienenen »Briefe an seine Frau« (geb. 4½ M), die äußere und innere Ergänzung dazu, sind Zeugnisse seliger Besitzerfreude, aber auch einer im Kampf des Tages, der Gesinnungskraft und der Heimatssehnsucht nie ermüdenden Verantwortlichkeit, die Gemeinschaft der Ehe zu einer immer reineren und edleren Form hinaufzuläutern. Der Dichter und der Mensch Theodor Storm offenbaren sich hier auf der Höhe ihrer Entwicklung in engstem Bunde und in vollendeter Reife.

Auch Wilhelm Raabes umfangreiches Gesamtwerk ist ja seit einiger Zeit im Erscheinen begriffen. Für den fünften Meister der Erzählungskunst, den Deutsch-Schweizer Gottfried Keller, fehlt eine solche volkstümliche Ausgabe seiner Werke bisher noch; dafür bietet uns der Cottasche Verlag einstweilen eine Keller-Biographie, die das bekannte Baechtoldsche Werk wohl benutzt, aber eben nur als Grundlage, um darauf einen nach allen Seiten hin ausgestalteten Neubau zu errichten. Wir verdanken diese nach innen vertiefte, nach außen abgerundete Darstellung von Kellers Leben und gesamter Entwicklung dem Schweizer Emil Ermatinger, der seit Jahren schon mit Benutzung des Kellerschen Nachlasses und all der inzwischen ans Tageslicht getretenen Lebenszeugnisse daran gearbeitet hat. Bei Baechtold waren Lebensbild, Briefe und Tagebücher vereinigt; jetzt duldete schon die Fülle des hinzugekommenen Neuen diese Verbindung nicht mehr, und so werden nach der in sich geschlossenen Lebensbeschreibung, die übrigens durchaus die an Baechtolds Buch so oft gerühmte Versöhnung ernster Wissenschaftlichkeit und geschmackvoller Form zu bewahren weiß, später zwei Bände mit den Briefen und Tagebüchern nachfolgen. Doch ist jeder dieser Bände einzeln käuflich; die mit einem Bildnis Kellers aus seinen Münchner Jahren (gezeichnet von R. Leemann) geschmückte Lebensgeschichte kostet in Leinen gebunden 19½ M.

Bei den Gesamtausgaben deutscher Erzähler der neueren Zeit möchten wir doch auch daran erinnern, daß bei Staackmann in Leipzig schon seit ein paar Jahren die Gesammelten Werke Peter Roseggers, für die nicht weniger als vierzig Bände angesetzt sind, nach und nach erscheinen. Sie haben jetzt gerade mit den Bänden 25 und 26, die den großen Kulturroman »Erdsegen« und die »Geschichten aus Steiermark« bringen, ihren Höhepunkt erreicht. Künstlerisch gemessen sind die hier aufgespeicherten Früchte eines unermüdlichen Schriftstellerfleißes zwar höchst ungleich, aber für den, der bei einem Erzähler vor allem die Volkskraft, die bodenwüchsige Persönlichkeit und ein temperamentvolles Innenleben, das sich mit jeder neuen Erscheinung sofort entschlossen, wenn auch einseitig, auseinandersetzt, zu schätzen weiß, für den bietet diese Gesamtausgabe, die recht billig ist, eine schier unerschöpfliche Quelle anregender und lehrsamer Unterhaltung.

Bei der deutschen Lyrik müssen wir uns für diesmal mit zwei Sammelwerken begnügen. Zunächst das beste, geschmacksicherste, das wir haben: das »Hausbuch deutscher Lyrik« von Ferdinand Avenarius, von dem bei Callwey eine etwas gekürzte Taschenausgabe in Pappband ohne die Bilder erschienen ist (1,80 M). Dreihundertsechsunddreißig Seiten mit dem Schönsten und Reifsten, was die deutsche Lyrik in Vergangenheit und Gegenwart geschaffen hat, für noch nicht zwei Mark, das macht uns auch der sonst wegen seiner billigen Ausgaben so gerühmte englische Buchhandel kaum nach.

Aus dem harten Boden der Zeit ist der Gedanke zu Walther Eggert Windeggs neuer Sammlung unsrer schönsten historischen Gedichte von den Anfängen deutscher Geschichte bis zur Gegenwart erwachsen. Er nennt sie »Der Barde« (München, Beck; in Leinen geb. 6 M), und schon diese Bezeichnung deutet auf den lyrisch-vaterländischen Gehalt hin, der fast allen diesen Gedichten eigen ist. Das gehört zum natürlichen Wesen dieser lyrisch-epischen Dichtungsart; für die Auswahl aber, für die Paßerteilung oder Paßverweigerung sind ästhetische Erwägungen, sind dichterische Vorzüge oder Schwächen ausschlaggebend gewesen. Es sollten wirkliche Dichter, nicht bloß Versbauer und Reimer sein, mit denen man hier durch Täler und Höhen der deutschen Geschichte wandelt. Manches Schoßkind unsrer Schullesebücher hat bei dieser Sichtung dran glauben müssen, manch vergessener Edelstein ist in diesem Kronschmuck deutscher Kraft, Not und Herrlichkeit wieder zu Glanz und Farbe gekommen. Neu und mutig ist die Anordnung des Buches. Man darf darin wohl den ersten Sieg des politischen Staatsgedankens auch über die sonst so selbstherrlichen schönen Künste erblicken, wenn die Gedichte nach historischen Inhaltsgruppen zusammengestellt werden (Germanen und Römer; die Völkerwanderung; das Jahr 1870 u. a.). Ein Buch wie geschaffen zum Begleiter in die neue Zeit, die uns erwartet!

Die volkstümliche Deutsche Literaturgeschichte, die Alfred Biese in drei Bänden geschrieben hat (München, Beck; jeder Band einzeln käuflich; geb. 5½ M), hat es bereits bis zum dreißigsten Tausend gebracht. Man versteht diesen Erfolg wohl. Mag man an den ersten mehr auf historische Wissenschaftlichkeit angewiesenen Bänden auch einiges an Exaktheit und Kritik vermissen: Biese weiß sei-



nen Lesern die dichterischen Persönlichkeiten und ihre Werke durch eine lebendige und geschmackvolle Kunst zusammenfassender Erzählung und Gestaltung nahezubringen. Statt subjektiver Wertungen läßt er gern den Dichter selbst und sein Werk unmittelbar zu uns sprechen, wozu ihm seine immer höchst glücklich gewählten Zitate behilflich sind. So erlebt man den Genuß, den ihm die Werke selber bereitet haben, bei ihrem Wiederaufbau fast unverkürzt mit, und wenn er, wie in dem letzten Bande bei Storm, Keller oder Raabe, besonders warm und freudig bei der Sache ist, so wird seine Darstellung selbst zu einem Kunstwerk, das zwischen dem Leser und den Dichtern nichts mehr von jener erkältenden Scheidewand duldet, die uns bei andern Literaturgeschichten so oft den reinen Genuß stört.

Karl Heinemanns »Goethe« behauptet nun schon in der zweiten Generation den Ruf eines guten deutschen Hausbuches für die deutsche Familie. Aber es ist nicht gesonnen, auf diesen seinen Lorbeeren behaglich auszuruhen, was schon manchem ursprünglich gleich tüchtigen Werke ähnlicher Art zum Verhängnis geworden ist. Wenn wir die 1903 erschienene dritte Auflage durchblättern, so verstimmt unser empfindlicher gewordenes Auge gleich auf den ersten Blick der für heutige Kunstansprüche wenig klassische Bildschmuck. Wie grob erscheinen uns jetzt diese zwischen Holzschnitt und Zinkätzung stehenden Bildnisse, wie süßlich und geziert die Vignetten! Dem hilft die soeben erschienene vierte Auflage gründlich ab; hier sind alle Bilder in der edelsten mechanischen Technik wiedergegeben, die die Gegenwart kennt, und wie anders, wieviel lebendiger sprechen sie nun zu unserm Auge und Herzen! Aber auch der Text hat an vielen Stellen ein neues Gesicht bekommen; Heinemann hat die neueren Goetheforschungen sorgsam durchgearbeitet, dem neugefundenen Urmeister ein eignes eingehendes Kapitel gewidmet und die Abschnitte über Goethes religiöse und philosophische Anschauungen sowie über seine Naturforschung einer völligen Umarbeitung unterzogen. Es sind jetzt wieder zwei Bände geworden (Leipzig, Alfred Kröner; geb. 12 ℳ), aber diese Teilung bedeutet keine Erweiterung des Umfangs, sondern im Gegenteil eine Verdichtung und Läuterung der Darstellung, wie sie nur dem gelingen, der auf der Höhe seines ganz von Goetheliebe und Goetheforschung erfüllten Lebens mit einem für alles Wesentliche geschärften Blick sein eignes Werk mustert und meistert, um es zu der klaren, edlen Form zu bringen, die dem großen Gegenstande entspricht.

In die »Klassiker der Kunst«, die seit über einem Jahrzehnt in der Deutschen Verlagsanstalt erscheinen und es bis zu ihrem fünfundzwanzigsten Bande gebracht haben, ist jetzt auch Perugino, der Lehrer Raffaels, aufgenommen worden. Sein Lebenswerk, uns in erfreulicher Vollständigkeit überliefert, wird hier in zweihundertfünfzig guten und großen Abbildungen gezeigt (herausgegeben und eingeleitet von Dr. Walther Bombe; geb. 10 ℳ). Das Buch lag schon im vorigen Jahre fertig vor, aber der Verlag tat gut daran, es erst zur zweiten Kriegsweihnacht herauszubringen, in der berechtigten Hoffnung, daß nun der erhabene und idyllische Frieden, der aus diesen teils sanften, teils sehnsüchtig-schwärmerischen Andachtsbildern spricht, nach dem Gesetz des Gegensatzes desto dankbarere Empfänglichkeit finden wird. Den Zorn, den wir gegen die treulosen Nachfahren dieses Italieners aus dem fünfzehnten Jahrhundert im Herzen tragen, wird den alten, unsern Kämpfen weit entrückten Meister wohl niemand von uns entgelten lassen.



Der Hauptplatz mit dem Kastell in Görz
Aus »Denkmalen der Kunst in den südlichen Kriegsgebieten« von Leo Planiscig
Kunstverlag von Anton Schroll & Co. in Wien

Dem unmittelbaren Zeitinteresse kommt aufs lebhafteste eine kleine,



Der Hauptplatz mit dem Stadtbrunnen in Trient
Aus »Denkmalen der Kunst in den südlichen Kriegsgebieten« von Leo Planiscig
Kunstverlag von Anton Schroll & Co., in Wien

aber sorgsam und geschmackvoll ausgestattete Veröffentlichung des Kunstverlags von Anton Schroll & Ko. in Wien entgegen. In diesen von Leo Planiscig behandelten »Denkmalen der Kunst in den südlichen Kriegsgebieten« (Isonzoebene, Istrien, Südtirol, Dalmatien) tut sich mit Hilfe von hundertzwanzig Bildern nach neuen eignen Aufnahmen die ganze erstaunliche Fülle von Kunstwerken des österreichischen Südens vor uns auf. Es ist eine merkwürdige Kunst der Übergänge, die sich da angesiedelt hat; alle Stile, alle Zeiten und alle Völker haben dort ihre Spuren hinterlassen. Das römische Altertum begegnet sich mit dem frühen Christentum, die Zeit der Völkerwanderung mit den großartigen Bauten des Mittelalters, die Gotik mit der Renaissance, das Barock mit dem neuen Klassizismus. Wir dummen Italienfahrer sahen wohl alle ein wenig davon, wenn wir auf der Hinfahrt oder Rückkehr an einem dieser Orte Rast machten; so im Zusammenhange, so schön und klar erläutert, wie wir diese Dinge nun aber unter der Führung des Assistenten am Kunsthistorischen Hofmuseum in Wien auf den Blättern dieses billigen Bändchens genießen (2 *M*), sind sie uns noch nie erschienen. Ein Reisebegleiter möchte das Buch werden, und diese Gegenden dürfen in der Tat den Anspruch auf einen regeren Besuch auch reichsdeutscher Kunstliebhaber machen. Dazu bedarf es der Vorbereitung; hier ist die Anleitung dazu. Von den Abbildungen bringen wir mit Erlaubnis des Verlags ein paar Proben.

Ein gleich zeitgemäßes Gegenstück zu diesem Kunstbuch bildet ein im Inselverlag erschienener, von Eugen Lüthgen herausgegebener und sorgsam eingeleiteter Band mit Belgischen Baudenkmälern (geb. 3 *M*). Hier wird zum erstenmal der Versuch unternommen, den Geist und Sinn des belgischen baukünstlerischen Schaffens vom Beginn seines Werdens an bis zu seiner höchsten künstlerischen Vollendung und seinem allmählichen Verfall unter großen Gesichtspunkten aufzudecken. Fast hundert Abbildungen, sämtlich in schönsten, sanftgetönten Mattkunstdrucken wiedergegeben, begleiten und erläutern den Text. Gleichviel, wie sich das Schicksal Belgiens entscheiden wird, dieser Boden ist mit so viel edlem deutschem Blut getränkt, diese Kunstdenkmäler sind mit so viel deutschem Fleiß und deutscher Ehrfurcht auch im bittersten Kampfgetöse umsorgt und umhegt worden, daß sie uns hinfort, wie einer Mutter ihr Schmerzenskind, doppelt tief ins Herz geprägt bleiben werden.

Dem töricht mißachteten Preußischen Stil ist endlich in dem charaktervollen Kunst- und Kulturschriftsteller Moeller van den Bruck ein Verteidiger und Verherrlicher entstanden. Sein mit 34 auserlesenen Bildtafeln geschmücktes Buch (München, R. Piper & Ko.; geb. 7 *M*) macht mit dem Vorwurf unsrer Feinde und unserm eignen Vorurteil, daß Preußen nichts andres als eine strenge soldatische Zucht und allenfalls die Sittlichkeit strenger Pflichterfüllung hervorgebracht habe, gründlich ein Ende. Es zeigt uns vielmehr, daß mit Preußens politischem Aufschwung der Aufstieg einer preußischen Kunst Hand in Hand gegangen ist, der nur ihm eigentümlich ist als eine Bestätigung und Erfüllung seines innersten Wesens. Ein künstlerisches und ein politisches Buch, ein Werk, das bewußt dem großen schöpferischen Staatsgedanken dient, der allein unsre deutsche Zukunft aufbauen und vor der Wiederholung beschämender »Gründerjahre« schützen kann.

Damit doch diesen paar aus der Kunstliteratur herausgegriffenen Bänden auch der Schimmer

heiterer Fröhlichkeit nicht fehle, erinnern wir daran, daß im Delphinverlag zu München eine billige Ausgabe von Spitzwegs Bildern erschienen ist, ein stattlicher Quartband mit 155 zum großen Teil ganzseitigen Wiedergaben (geb. 4 M), auch er besorgt von dem rühmlichst bekannten Spitzwegkenner und -forscher Professor Hermann Uhde-Bernays, der auch dieser wohlfeilen Ausgabe sein Lebensbild des Altmeisters Münchner Biedermeierkunst nicht vorenthalten hat. Neben den Gemälden Spitzwegs fehlt es nicht an Zeichnungen und Skizzen aus den Fliegenden Blättern, die oft noch von den humorvollen Versen oder kleinen dramatischen Szenen des Künstlers begleitet sind.

Das gehört doch vielleicht auch mit zu dem Charakterbilde der Kriegsjahre 1914/15, daß der »Führer durch den Konzertsaal« von Hermann Kretzschmar gerade jetzt in der zweiten Abteilung seines zweiten Bandes die dritte, vollständig neubearbeitete Auflage erlebt (Leipzig, Breitkopf & Härtel; geb. 18 M). Und wir wollen es als ein weiteres schönes Zeichen auch unsrer geistigen Standhaftigkeit nehmen, daß dieser Band die Oratorien und weltlichen Chorwerke behandelt. Freilich wußten wir auch vor dem Kriege schon, daß in Deutschland das Kirchenoratorium zurückkehren und ein neues Hausoratorium in Sicht treten würde, und die wachsende Vertiefung in die ältere Oratorienmusik ist sogar ein Erlebnis mitten aus derselben Zeit, da die moderne Operette auf dem Gipfel ihrer Blüte stand. Schon diese gründliche Geschmacksänderung bot dem Verfasser, dem Direktor der Kgl. Hochschule für Musik und des Kgl. Akademischen Instituts für Kirchenmusik in Berlin, reichlichen Anlaß für all die Ergänzungen und Verbesserungen, die seine historisch-kritische Darstellung und die praktisch-ästhetische Erläuterung älterer und neuerer Oratorien, Kantaten, Balladen, Schauspielmusiken, Chorballaden (mit Notenbeispielen) in dieser neuen Auflage überall erfahren haben.

So standhaft wir uns jetzt auch gegen die ausländische Literatur abschließen mögen, eine literarische Gattung gibt es doch, die wir auch aus feindlichen Ländern gern als Taube mit dem Ölzweig zu uns kommen sehen: das ist das Märchen. Nicht das Kunst-, sondern das Volksmärchen, um dessen Erforschung und Sammlung wir Deutsche unter allen Völkern das größte Verdienst haben. So ist denn auch jetzt wieder eine volkstümliche Sammlung von Volksmärchen der Weltliteratur im Erscheinen begriffen. Bei Diederichs in Jena geben Friedrich v. d. Leyen und Paul Zaunert seit einigen Jahren die »Märchen der Weltliteratur« heraus. Die acht oder zehn Bände, die davon bisher vorliegen (jeder Band in farbigem Pappband 3 M), darunter die Volksmärchen der Deutschen von Musäus, Grimms Kinder- und Hausmärchen und die nach den Grimms entdeckten und gesammelten Märchen, bilden einen wahren Schatz der Poesie und der Volkskunde. Einen auserlesenen Edelstein hat die Sammlung aber mit den Plattdeutschen Volksmärchen gewonnen, die sie — und jeder Freund bodenwüchsiger deutscher Volkspoesie mit ihr — dem Sammeleifer des Holsteiners Wilhelm Wisser verdankt. An den gelegentlichen Derbheiten dieser niederdeutschen Dichtungen darf man sich nicht stoßen; ohne sie würde ihre Weisheit nicht so schlagend, ihre Anschaulichkeit nicht so lebensvoll sein. Seit den Märchen der Grimm haben wir nicht eine gleich schöne und wertvolle Bereicherung unsrer deutschen Märchenliteratur erlebt. Auch die Kunst der Wiedererzählung darf sich mit der Grimmschen Fassung vergleichen; ihre saftige und körnige Sprache verwischt nichts von dem Witz und Humor, der Schelmerei und Treuherzigkeit der niedersächsischen Art. Zwei weitere Bände der Sammlung vereinigen nordische Volksmärchen aus Dänemark, Schweden und Norwegen, übersetzt und herausgegeben von Dr. Klara Ströbe. Wir wissen ja alle, daß sich der germanische Gedanke dort oben im Volkstum am reinsten erhalten hat; so greifen uns denn auch diese Märchen mit ihrer kühnen, aufrechten Mannhaftigkeit, ihrer todesmutigen Freude an Gefahr und Abenteuern gerade jetzt besonders an Herz. Dabei sorgt die fein abgestufte Verschiedenheit der drei Nationen für fesselnde Mannigfaltigkeit der Stoffe und Stimmungen: Norwegen bevorzugt das Grausige, Unheimliche und Mystische, wie wir's im Abglanz aus Ibsens »Peer Gynt« kennen; Schweden birgt einen derben und rauhen Kern gern in buntschillernder, phantastisch geformter Schale; Dänemark sucht seinen Ruhm in der eigenartigen Abwandlung altüberlieferter Stoffe, die es dann wohl mit einem feinen lyrischen Duft umhüllt. Auch einen Band russischer Volksmärchen, übersetzt von Dr. August von Löwis of Menar, gibt es in der Sammlung. Hier begegnet uns neben völlig Neuem manches Bekannte, aber auch dieses ist so mit Phantastik und slawischer Schwermut umwoben, daß es uns fast neu erscheint. Auffallend ist hier die wirkungsvolle, ja oft kunstmäßige Erzählungsart, weshalb denn auch der Herausgeber einen berufsmäßigen Stand von Märchenerzählern annimmt. Die Roheit, die uns schon in den russischen Märchen nicht selten neben ihrer Urwüchsigkeit und ihrem Tiefsinn begegnet, zumal wenn sie in Scherz und

Schwank übergehen, herrscht erst recht in den Balkanmärchen, die August Leskien aus den Volksüberlieferungen der Albaner, Bulgaren, Serben und Kroaten gesammelt und übersetzt hat. Hier haben wir vielleicht den vielfarbigsten, aber auch den primitivsten Märchenschatz der Welt vor uns, voller Glaubenshaß und Aberglauben, so daß dieser Band kaum auf sittlichen, wohl aber auf volkskundlichen Wert Anspruch erheben darf.

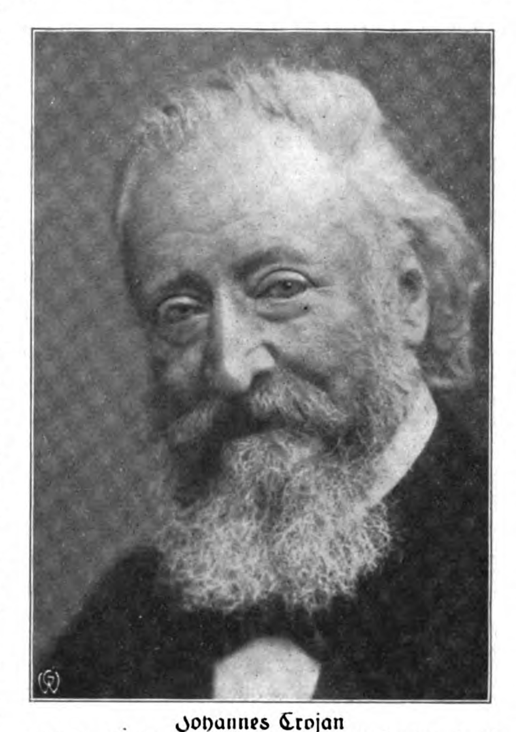
Die Urheimat des Märchens, der Garten, wo es am üppigsten zur Entfaltung gekommen ist, wo es auch heute noch immer neue holde und phantastische Blüten treibt, ist das Morgenland, ist Indien. In den ersten Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung entstanden dort die großen Märchen- und Fabelsammlungen, die spätere Zeiten beständig bereicherten und erweiterten, und die fast alle zu einer poetisch vollendeten Form gediehen sind. Adolf Holtzmann, der berühmte Heidelberger Germanist, hat sie zuerst von ihren vielfach entstellenden späteren Zutaten gereinigt und sie in ein deutsches Gewand gekleidet, das ihrer ursprünglichen schönen Form ebenbürtig ist. Seine Verdeutschungen indischer Sagen erregten schon Wagners und Hebbels Bewunderung. »Wie beschämt steht unsre ganze Bildung da«, schrieb Wagner an Mathilde Wesendonck, »vor dieser reinsten Offenbarung edelster Menschlichkeit im alten Orient!« Und Friedrich Hebbel jubelte: ja, das sei Poesie für alle Völker, die verdiene, aus ihrer toten Sprache in alle lebenden hinübergerettet zu werden, als ein Gewinn für jede Menschenseele, die das Organ habe, sie in Lust und Leid nachzufühlen und zu begreifen. Nun sind diese von Holtzmann übersetzten Indischen Sagen, neu besorgt und eingeleitet von Winternitz, bei Diederichs in Jena in einem vollendet schönen Neudruck neu herausgekommen, und unsre Zeit wird dieses Buch, worin sich Sage, Heldendichtung, Märchen und Novelle reizvoll mischen, mit kaum geringerer Begeisterung aufnehmen, als es Wagner und Hebbel getan haben.

Den altbekannten Jugendbüchern der Union hat auch der Krieg nichts anhaben können. Die beiden schon seit mehr als fünfundzwanzig Jahren geschwisterlich nebeneinander hergehenden Jugendjahrbücher »Der gute Kamerad« und »Das Kränzchen« (geb. je 10 *M*), jedes nah an tausend Seiten stark und mit über sechshundert Bildern geschmückt, haben sich der neuen Zeitstimmung geschickt angepaßt, ohne ihrem alten Grundsatz, dem Kopf und dem Herzen, dem Gemütsleben und dem Belehrungsbedürfnis zu dienen, die Treue zu brechen. Die Erzählungen sind meistens recht schwach, auf der Knabenseite nach dem alten Abenteuerrezept, auf der Mädchenseite im üblichen Backfischgeschmack gehalten, da aber, wo die Bilder Reiseerlebnissen, Geschichts-, Natur-, Länder- und Völkerschilderungen erläuternd zur Seite treten, beginnt auch hier mehr und mehr ein sachlicher Ernst zu walten, genährt von den vaterländischen Stoffen und Aufgaben der Zeit. An Fülle und Mannigfaltigkeit fehlt es dabei nicht; auch das kinderreichste und lesehungrigste Haus wird für ein Jahr an diesen beiden Büchern genug haben für müßige und nachdenkliche Stunden. Für reifere Knaben, deren Neigung sich schon den technischen und praktischen Beschäftigungen zugewendet hat, bietet derselbe Verlag den 36. Band des Neuen Universums (geb. 6,75 *M*). Hier nehmen schon Schriftsteller von Namen, Erfahrung und Sonderkenntnissen das Wort, wenn sie Erfindungen und Entdeckungen, Forschungs- oder Jagdreisen, neue Errungenschaften der Technik, des Gewerbes und der Wissenschaft schildern. Hand in Hand mit dem Text, in dem auch diesmal die »Häusliche Werkstatt« nicht fehlt, gehen die fünftehalbhundert Abbildungen und Beilagen, die hier mit aller nur wünschenswerten Genauigkeit und Klarheit wiedergegeben sind — eine Sorgfalt, für die auch der Erwachsene noch dankbar ist. In den Erzählungsbüchern des Verlags wird wohl die Geschichte von Woldemar Urban, die die »Kriegsfahrten der Emden« ausbeutet, in der Gunst der jungen Leser allen andern den Rang ablaufen: hier braucht sich die Erfindungskraft mit den Schicksalen des »jungen Helden« nicht erst groß anzustrengen, die Wirklichkeit selbst ist der Dichter und Wundertäter.

Fritz Pistorius — oder wie er für seine jungen Freunde heißt: Dr. Fuchs — ist mit seiner Tertia jetzt bis zur Prima aufgerückt und hat sich, wie es von einem so braven Schulmeister 1915 nicht anders zu erwarten war, in Feldgrau gekleidet. Das neue Buch dessen, der alt und jung schon mit so vielen frohgemuten Bildern aus der bei ihm ganz und gar nicht staubigen Schulstube erfreut hat, diesmal eine Sammlung von lose zusammenhängenden Schulgeschichten, nennt sich deshalb auch »Die Kriegsprima« (Berlin, Trowitzsch & Sohn; geb. 4 *M*). Wir wissen ja ungefähr, was wir da aus dem heißen jugendlichen Miterleben der Zeit an ernsten und heiteren Bildern zu erwarten haben, aber wir sind doch auch hier wieder freudig überrascht durch die kernige Frische, den gesunden Menschenverstand und das feine Jugendverständnis eines Lehrers, der so vollkommen zum Kameraden seiner Schüler wird. Wenn wir Alten an den seligen Ernst Eckstein, den klassischen Schulhumoristen unsrer Gymnasiastenjahre, zurückdenken, so müssen wir sagen, daß die Jugend von heute einen weit besseren Begleiter ihrer Freuden und Nöte hat.



Johannes Trojan †



Johannes Trojan
Nach einer Aufnahme von Wilh. Fechner in Berlin, Potsdamerstr. 13

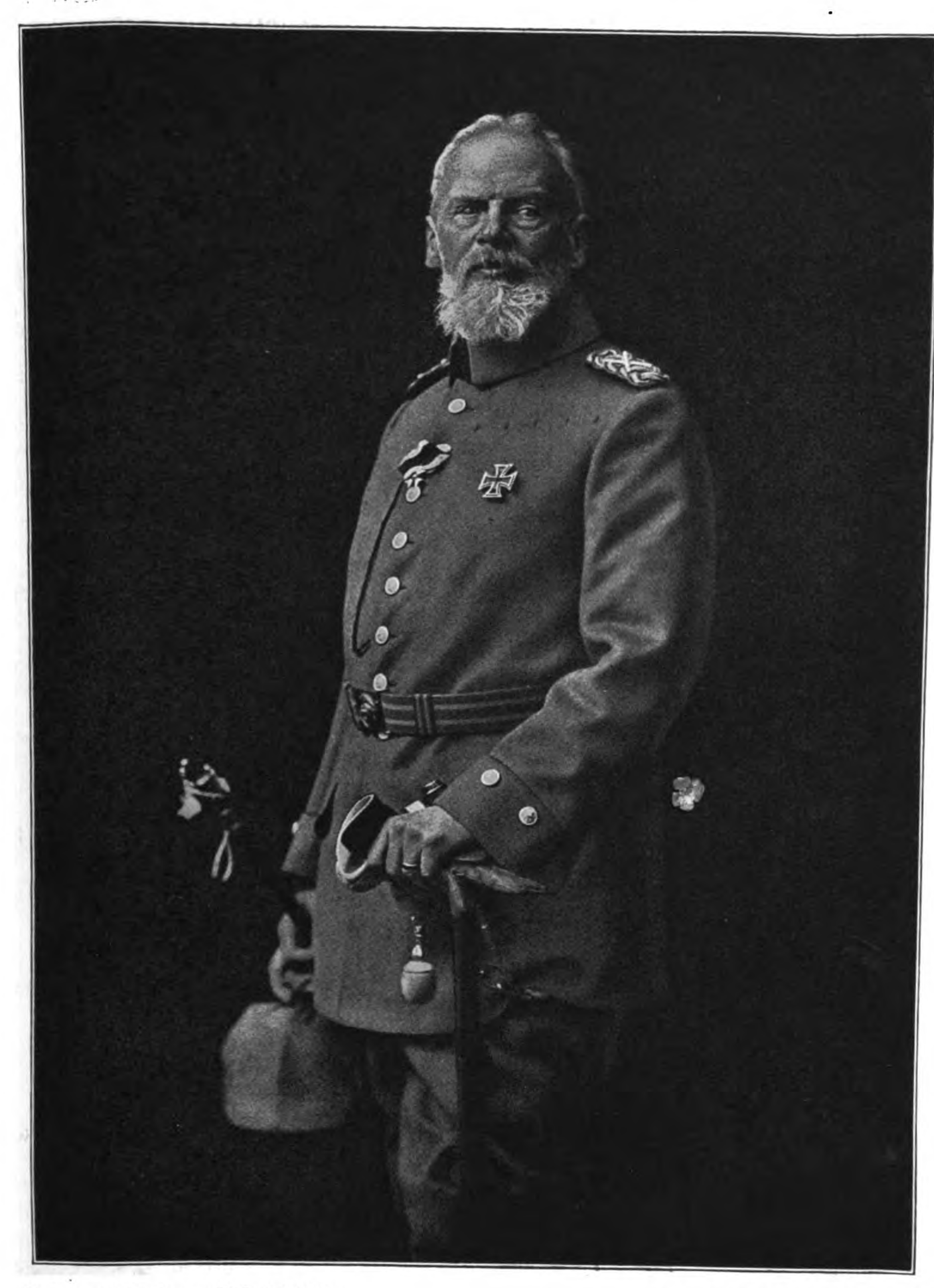
Johannes Trojan ist nicht mehr. Er war gewiß keiner von unsern großen Dichtern, in denen sich Kraft und Gewissen des Volkes spiegelt, und die ihren Volksgenossen zugleich den Weg in die Höhe weisen. Aber er war ein freundlicher Schmuck unsers Daseins während der vier Friedensjahrzehnte, die wir — wohl nicht immer zum Segen unsrer Kunst und Dichtung — genießen durften. Wir brauchen uns nur ein wenig in seinen Gedicht- und Prosabüchern umzusehen nach dem, was er geliebt und besungen hat: den Weißen und den Roten, den Vogelsang und den Blumenduft — oh, er war ein Blumenkenner, wie es nur wenige in Deutschland gibt —, all die »Stimmen der Stille«, das Flüstern des Schilfes, das Rauschen der Saat, das Glück und den Frieden der häuslichen vier Wände, den Reichtum der Genügsamkeit und den Stolz der Bescheidenheit; da wissen wir, wie der war, der mit all diesen leisen und unscheinbaren Dingen des Alltags so zärtlich umzugehen wußte:

Das Beste ist das Kleine,
Drum bin ich sehr dafür.
Das Zierliche und Feine
Gefällt vor allem mir.

Fast vergißt man darüber den streitbaren Zeitdichter des »Kladderadatsch«, der doch über ein Menschenalter lang Fahne, Geißel und Pritsche über den politischen Ereignissen des Tages geschwungen hat und noch im weißen Haar für ein paar allzu kecke Verse dieser Art auf die Festung Weichselmünde mußte. Ein sorgenloser Lebensabend vergönnte ihm, aus solchem Harnisch in den bequemen Hausrock des Patriarchen zurückzukehren, fern von der großen, um so inniger aber vertraut und hingegeben der kleinen Welt, die ihm nun erst recht all ihre mikroskopischen Wunder erschloß. Denn das ist und bleibt seine verdienstvollste Tat, daß er, im Gefolge des Leberecht-Hühnchen-Dichters, die »Poesie der Prosa« mitentdecken half und wie die Biene Honig aus den dürftigsten Blüten sog. Den Härten und Nöten dieses Lebens ist er stets in weitem Bogen aus dem Wege gegangen; wo er seinen Fuß hinsetzte, mußte Sonne sein, drum war er auch den modernen Naturalisten, den Nacht- und Elendsdichtern so gram. Wenn man ihm, dem Westpreußen, der an der mecklenburgischen Ostseeküste seine Wahlheimat, den stillen Hafen seines Alters gefunden hat, ein Denkmal setzt, vielleicht in der Rostocker Heide oder an einer umbuschten Stelle der Warnemünder Strandanlagen, dann soll man einen freigewachsenen Findling nehmen, sein Bildnis mit den lachenden Augen hineinsetzen und seine eignen Verse daruntermeißeln:

Ich seh' ein altes Angesicht,
Das glänzt wie Herbstes Sonnenlicht,
So mild und klar, so still und gut,
Es anzusehn gibt Trost und Mut.
Und wie in Herbstes Sonnenstrahl
Lenzblumen blühn zum zweitenmal,
So glänzt auf diesem Antlitz auch,
Geweckt durch güt'gen Geistes Hauch,
Etwas hervor von Jugend noch.
Wie macht so schön das Alter doch!

Und Weißdorn und Haselbusch sollen drum blühen, und kleine Vögel sollen ihr Nest in der Nähe bauen, daß jeder, der des Weges kommt, gleich weiß: hier ruht der letzte Dichtersmann aus Deutschlands alten stillverträumten Tagen. Aber von ferne soll auch das Meer, das freie deutsche Meer seine Orgeltöne herüberschicken, denn dieser Friedliche war zeit seines Lebens ein treuer Wächter deutscher Einigkeit, ein Sänger deutscher Vaterlandsliebe und ein Herold deutscher Zukunftsherrlichkeit. F. D.



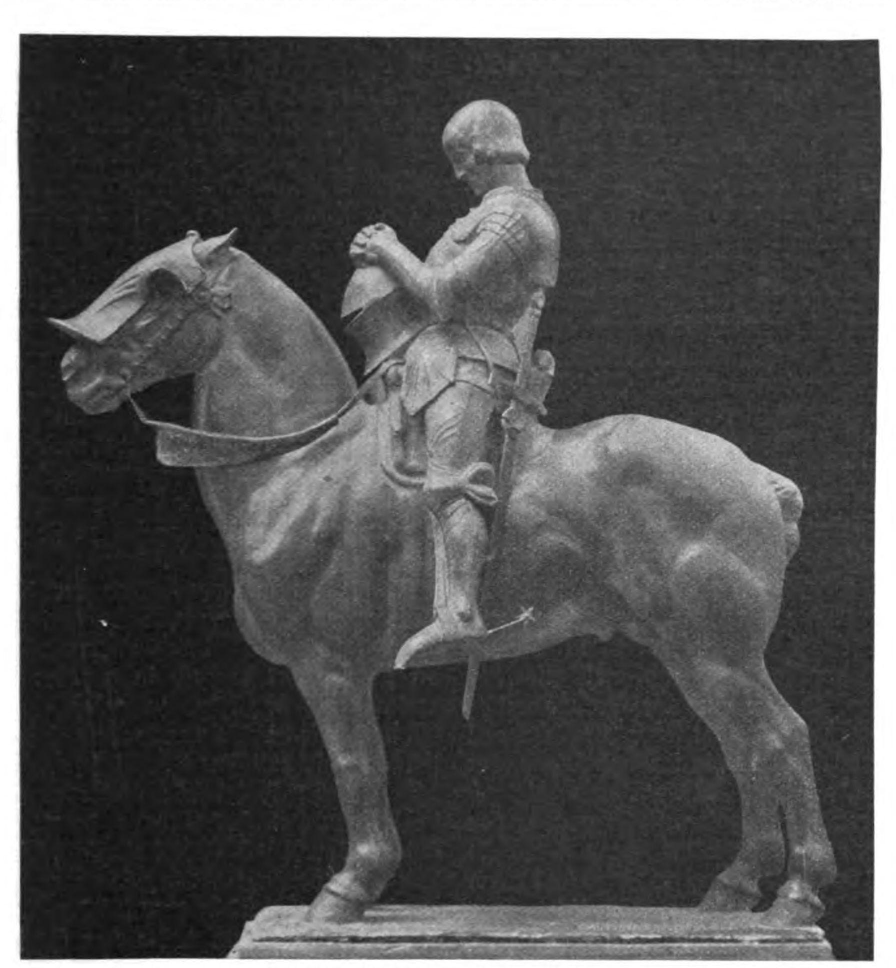
Verlag von F. Bruckmann A.-G. in München

Aufnahme: Atelier Elvira in München

Fürs Vaterland zu kämpfen
ist des echten Mannes höchstes Glück

Leopold
Prinz von Bayern
Generalfeldmarschall

Der deutsche Weltkrieg



Betender Krieger von Albert Hußmann

Eisernes Kreuz

Du kannst die Heldenbrust nicht allen schmücken,
Du Eisenzeit, mit deinem Kreuzeszeichen;
Doch gabst du jedem Kraft im Land der Eichen,
Daß er es freudig trägt auf seinem Rücken.

Und mag es uns die Schulter blutig drücken,
Und geh' der Pfad zum Golgatha der Leichen:
Den zähen Mut soll uns kein Druck erweichen,
Wir tragen's stolz und frei und ohne Bücken!

Mein Volk! Lern' heldisch hungern, frieren, wachen!
Sie lauern grinsend schon, in Staub zu schmiegen
Dein Herrlichstes zum Fraß dem Höllendrachen.

Halt aus! Und willst du weinend schier erliegen:
Heb' dich empor zu heilig-stillem Lachen
Am Kreuz – „In diesem Zeichen wirst du siegen!"

Fritz Erdner



Ungedienter Landsturm im Feuer

Erzählt von Ret Marut

II (Schluß)

Ich erwachte vom Kanonendonner. Es war schon sieben Uhr vorbei, und die Artillerie legte sich mächtig ins Zeug, um uns die Arbeit zu erleichtern. Nie in meinem Leben bin ich so froh darüber gewesen, daß es Artillerie gibt, wie an diesem Morgen, als ich sie losdonnern hörte. Das schönste Konzert könnte mir nicht lieblicher in den Ohren klingen. Wir hatten immer noch keinen Feind gesehen und schossen auf eine vor uns liegende Linie, deren Endpunkte uns durch bestimmte Geländemerkmale angegeben worden waren. Der Feldwebel sagte uns, das sei die Linie, wo die Russen festsitzen. Hin und wieder glaubte man den kurzen Feuerblitz eines Schusses zu sehen, aber das konnte ebensogut eine Täuschung sein.

Zwischen uns und den feindlichen Schützengräben zog sich ein vielleicht fünfzig Meter breiter kleiner Fluß hin, der sehr reißend zu sein schien. Wir wagten aber nicht, uns den Fluß näher anzusehen, weil wir sonst den Kopf zu sehr über die Deckung hätten heben müssen. Das tat sogar der Feldwebel nicht, und der war ein tapferer Mann, der vor nichts Angst hatte. Aber unnötigerweise, nur um dickzutun, steckte auch er den Kopf nicht hervor. Er war unser Zugführer, und er sollte unsern Zug zum Sturm führen. Das war uns sehr lieb. Wir hatten viel Vertrauen zu ihm. Er konnte mehr als unser Hauptmann, der uns eigentlich immer recht fremd geblieben war. Er war Reserveoffizier, aber viel mehr forscher Vorgesetzter als Kamerad. Der Feldwebel war aktiver Soldat, war seit der Mobilmachung im Felde und hatte die belgischen Festungen mit erstürmt.

Es fehlten noch fünf Minuten an der Zeit, die für den Sturm bestimmt war. Unsre Geschütze feuerten immer wütender. Die Flieger, die beim Morgengrauen auf Erkundigung gegangen waren, hatten nämlich festgestellt, daß die uns gegenüberliegenden Russen viel zahlreicher und viel stärker verschanzt waren, als der Divisionsstab gestern angenommen hatte. Es lagen mehrere Schützengräben hintereinander, und es war zweifelhaft, ob der Sturm beim ersten Male gleich glücken würde. »Ein nicht geglückter Sturm kostet immer sehr große Verluste,« sagte später der Feldwebel; aber vorher behielt er das für sich.

Rechts von uns zog sich über den Fluß eine kräftige Holzbrücke hin. Und ich glaubte, wir würden natürlich diese Brücke beim Angriff benutzen. Daß auf dieser Brücke dann die höchsten Verluste sein würden, war sicher. Denn die Russen brauchten ja nur auf den dichtgedrängten Menschenknäuel hinzuhalten, und jeder Schuß mußte sitzen. Solange wir im Schützengraben hockten, war niemand mehr getroffen worden. Die Russen waren überhaupt viel schlechter dran als wir. Sie hatten auch nicht ein Geschütz zur Verfügung. Der Feldwebel meinte, daß sie schon alle Geschütze in Sicherheit gebracht hätten, damit wir sie ihnen nicht abnehmen sollten. Menschen hatten sie genug, aber die Geschütze waren knapp.

Kurz vor dem Angriff kam der Befehl: »Die Brücke darf von niemand betreten werden, da sie wahrscheinlich unterminiert ist; der Angriff hat deshalb in gerader Front mitten durch den Fluß zu gehen.« Dann pflanzten wir das Seitengewehr auf, schnallten den Helm und das Gepäck fester. Hierauf sagte der Feldwebel: »Wer noch was im Magen hat, schnell raus damit, dann ist ein Bauchschuß bloß halb so schlimm.« Wir taten das auch. Aber schon mehr aus Angst und größtenteils von selbst. Es war ja auch egal. Dann nahm der Feldwebel das Handgelenk hoch, wo er die Uhr trug, und gleich darauf rief er: »Vorwärts!« Aber es ging kein Mensch raus. Wir blieben alle ruhig liegen, als ginge uns das gar nichts an. Jeder guckte sich um, ob sein Nebenmann sich nicht rühren würde. Aber der Nebenmann wartete ja eben auch auf seinen Nebenmann. Da sagte der Feldwebel: »Ja, Kinder, wollt ihr gleich raus, wollt ihr wohl gleich raus!« Wäre er wütend geworden und hätte vielleicht gesagt: Verfluchte Hunde! oder: Schlappschwänze! oder: Elende Memmen!, ich glaube, er hätte keinen 'rausgekriegt, und wenn er uns niedergeschossen hätte. Denn wir gaben uns doch alle Mühe, aber wir konnten nicht. Aber so sagte er das »Wollt ihr wohl 'raus!« in einem derartig halb freundlichen, halb verweisenden Tone eines alles Menschliche begreifenden und alles Menschliche ver-

zeihenden väterlichen treuen Freundes, daß uns ganz sonderbar ums Herz wurde und wir uns mächtig schämten. Er durfte nicht vorspringen, das war streng untersagt. Hätte er es getan, wir hätten ihn nicht im Stich gelassen. Jetzt nicht mehr. Und ohne daß er noch etwas sagte, krochen wir nun langsam aus der Deckung. Wir schoben uns eigentlich mehr hinauf. Oben blieben wir noch etwas liegen, gerade so, als hofften wir, der Sturmangriff könnte uns vielleicht durch irgendein Wunder erspart bleiben. Und dann hörten wir rechts und links ein die Luft erschütterndes, brausendes Hurra! Da konnte sich unser Feldwebel nicht mehr halten. Er sprang trotz dem Verbot zuerst hoch und stürmte mit einem wilden »Hurra!« uns zwanzig Meter voraus. Wir alle hinter ihm her. Ich schrie auch in einem fort »Hurra!« Das gab mir eine große Erleichterung. Aber ich konnte es nicht lassen, ich mußte rechts und links hinunterschauen, wie das aussah. Und da sah ich, daß dies eine richtige Schlacht war, so wie man sie sich immer dachte, aber jetzt nicht mehr für möglich gehalten hätte.

So weit das Auge reichte, rechts und links die mit Geschrei und gefälltem Gewehr unter Trommelwirbel vorstürmenden Reihen. Von allen Bildern, die ich bisher während des Krieges in mich aufgenommen hatte, war es das an gigantischer Schönheit und kriegerischer Wahrheit größte, dessen Erleben ich nicht missen möchte, für nichts in der Welt. Der nächtliche Vormarsch des todgeweihten Regiments, den ich gesehen hatte, war viel zu gespenstischgrausig und unheimlich, als daß er nur einen ähnlichen Eindruck hätte erwecken können wie dieses, den Eindruck: Das ist der Krieg, das ist die Schlacht, das sind die Helden, von denen man zehntausend Jahre nach unserm Tode schreiben und sprechen wird, und ich bin dabei!

Da waren wir auch schon am Flusse. Wir mußten durch mit Gewehr und vollem Gepäck. Einzelne sahen wir schon darin waten. Das Wasser schien nicht tief zu sein, aber unerhört reißend war der Fluß. Das war auch ganz natürlich, denn er kam hoch aus dem Gebirge und ging schnell zu Tal. Manche, die am Bein getroffen wurden, eine leichte Verwundung, die sonst nichts bedeutete und ganz ungefährlich war, starben jetzt an dieser lächerlich winzigen Wunde; denn wer infolge einer Fußverletzung im Flusse fiel und sich auf den Beinen nicht sofort wieder aufrichten konnte, wurde vom Wasser weggerissen und kam nicht mehr zum Vorschein. So sind aus unserm Zuge die Kameraden Lohmann und Kösters gefallen. Eigentlich recht dumm, so ein zufälliger, außer jeder Berechnung stehender Tod. An manchen Stellen war das Wasser sehr tief, an manchen ganz flach, daß es nur bis zu den Knien reichte; ein rechter Gebirgsfluß mit Geröll, Steinen und unerwarteten Überraschungen in dem ungleichen Bett. Dicht vorm Ufer versank ich bis zum Hals im Wasser, aber mein Nebenmann, der gerade eine flache Stelle hatte, reichte mit seinem Gewehr herüber und half mir ans Ufer. Sobald wir am Ufer hochgeklettert waren, stürzten wir vorwärts, weil wir glaubten, der Feind müsse jetzt dicht vor uns sein. Wir hatten den rechten Flügel. Links hörte man nur noch wenig Geschrei. Da waren sie sicher aneinander.

Mit einem Male rief unser Feldwebel: »Halt! Wir sind ja schon vorbei!« Wir blieben stehen und sahen halb links hinter uns die bereits fünfzig Schritt überlaufene Flanke eines Schützengrabens. Und auf dem Wall des Grabens standen vielleicht hundert bis hundertfünfzig Russen, die Gewehre, Gepäck und Seitengewehrkoppel weggeworfen hatten, die Hände hoch in die Luft streckten und uns heranwinkten. Dabei schrien sie wie besessen: »Panje, Panje, Panje, lieb gut deetsch Soldat Kamrad, ergib, ergib, ergib! Panje, Panje, wir nikt schießen, ergib, ergib!«

Wir rannten hin. Und ehe wir etwas sagten, formten sie sich sofort zu geschlossenen Trupps, immer noch mit hochgehobenen Händen, und zogen, ohne Befehl und ohne daß sie eine Begleitung abwarteten, in der Richtung ab, aus der wir gekommen waren. Ich habe in meinem Leben noch nicht so glückselige Gesichter gesehen wie die der Russen von dem Augenblick an, wo sie sich in unsrer Gefangenschaft befanden und der Krieg für sie vorbei war. Da hörten wir aber auch schon wieder Hurrageschrei und Trommelwirbel. Der linke Flügel und die Mitte waren bereits weit vor uns und nahmen schon die zweite Stellung. Vier Mann, die etwas Leichtes abgekriegt hatten, führten



die gefangenen Russen ab, die es sehr eilig zu haben schienen, aus dem Bereich ihrer ehemaligen Stellungen zu kommen. Wir gingen nunmehr nach halb links und stürmten dann die vor uns liegende zweite Stellung. Die Gegner schossen wie wütend. Sie zielten gar nicht. Sie drückten nur ununterbrochen ab. Trotzdem wurde es jetzt auffallend licht in unserm Zuge. Bei jedem Schritt fiel einer von uns. Manche kamen wieder nachgestolpert, aber die meisten blieben liegen, auch mein Hintermann aus dem zweiten Gliede, mit dem ich während der ganzen Zeit zu einer Rotte gehörte und der in der Kaserne im Bett über mir geschlafen hatte.

Die Gegner im zweiten Graben waren tapferer; sie schossen bis zum letzten Augenblick, und erst, als wir zehn Schritt vor ihnen waren und zum Bajonettkampf auslegten, warfen sie die Gewehre fort und streckten die Hände hoch.

Nun hielten wir an. In der Mitte wurde noch gekämpft. Aber unser Feldwebel sagte: »Laßt die nur, die werden schon ohne uns fertig.« Dann wischte er sich den Schweiß von der Stirn und sah gewohnheitsmäßig nach der Uhr. Ich hätte jetzt an keine Uhr oder sonst an irgend etwas denken können. Aber als der Feldwebel sagte: »Es ist halb acht«, da glaubte ich, er meinte abends halb acht. Aber die Sonne stand hoch, und da merkte ich, daß der ganze Kampf, der mir so lang vorkam wie ein ganzes langes Menschenalter, tatsächlich nur zehn Minuten gedauert hatte. Das war mir das Ungeheuerlichste an diesem Sturmangriff.

Der Feldwebel ließ den Zug nun sammeln, und dann sagte er: »Kinder, ich bin stolz auf euch, auf euch kann man sich verlassen. Ihr habt euch gut geschlagen, ebenso gut beinah wie Aktive.«

Wir wußten, daß wir jetzt vor keinem Sturmangriff mehr Angst haben würden und auf die Sekunde aus der Deckung gehen würden.

»Mensch!« schrie mich da plötzlich mein Gruppenführer, der Unteroffizier, an, »Menschenskind, wo haben Sie denn eigentlich die Artillerieflagge?«

»Die habe ich vergessen, die liegt noch in unserm Schützengraben,« sagte ich, mich auf die Gegenwart besinnend.

»Dann aber rasch geholt. Was fällt Ihnen eigentlich ein, einfach die Flagge zu vergessen? Los, marsch, marsch, zurück und rangeschafft!«

Ich mußte also zurück. Die Artillerieflagge ist ein breites, mit farbigem Stoff bezogenes Holzgestell, das an einer langen Stange von einem Manne der stürmenden Truppe hundert Meter voran getragen wird. Sie hat den Zweck, der eignen Artillerie die Stellung der stürmenden Truppe sichtbar zu markieren, damit die Truppe nicht von der eignen Artillerie, die ja immer sehr weit hinten ist und selbst mit Hilfe der Gläser nicht so genau die sich an der Front abspielenden Vorgänge sehen kann, nicht beschossen wird. Das Fehlen dieser Flagge kann einem stürmenden Truppenteil unter gewissen unglücklichen Verhältnissen verhängnisvoll werden.

Der Träger dieser Artillerieflagge ist dem Feuer der angegriffenen Feinde besonders stark ausgesetzt, und zwar einmal, weil er hundert Meter voran ist, und dann auch, weil die Flagge ein vortreffliches Ziel abgibt, auf das sich mit Vorliebe alle feindlichen Gewehre richten. Aber auch jetzt will ich nicht schwindeln; denn ich hatte die Flagge wirklich vergessen, und zwar wirklich unabsichtlich vergessen. Geglaubt hat es mir freilich kein Mensch. Ich hätte es einem andern ja auch nicht geglaubt.

Ich mußte nun den ganzen Weg, den wir gekommen waren, zurücklaufen, da half nichts. Über das Gefechtsfeld und auch durch den Fluß. Das letztere habe ich mir aber doch geschenkt. Denn als ich sah, daß man die gefangenen Russen über die Brücke führte, ohne daß sie in die Luft flog, machte ich es sofort nach. Ich sagte mir, daß jetzt gewiß keine Notwendigkeit mehr vorliege, nur den kürzesten Weg zu wählen. Es dauerte aber sehr lange, bis ich die Flagge gefunden hatte, weil es nicht leicht war, bei der langen Front, die das Bataillon in Schützenlinie eingenommen hatte, unsern Graben so schnell wiederzufinden. Als ich sie endlich hatte, beeilte ich mich nicht sonderlich, zu meiner Truppe zurückzukehren; denn ich war müde, und unsre Kompagnie rastete ja auch wahrscheinlich eine Stunde, weil wir noch nichts gegessen hatten. Aber als ich zu der Stelle kam, wo ich glaubte die Kompagnie verlassen zu haben, sah ich, daß ich mich auf

dem überall ähnlichen Gelände verlaufen hatte, und der Truppenteil, auf den ich zugegangen war, und den ich für den meinigen gehalten hatte, bestand aus einer Kompagnie, die zu einem andern Bataillon gehörte, das rechts von uns gestürmt hatte oder sich erst nach unserm Sturm bei irgendeiner Gelegenheit in der Nähe unsers Gefechtsfeldes eingefunden haben mochte. Vorher hatte ich es jedenfalls nicht bemerkt oder als zu uns gehörig betrachtet. Als ich nun weiterwollte, rief mich ein Unteroffizier an: »Sie, wo wollen Sie mit Ihrer Artillerieflagge denn hin?« — »Zu meinem Truppenteil zurück, den ich verloren habe,« sagte ich. »Das gibt es nicht,« meinte darauf der Unteroffizier, »Sie bleiben hier mit Ihrer Flagge; die unsre ist uns vorhin beim Sturm verlorengegangen. Wir müssen eine neue haben, unbedingt, weil es möglich ist, daß wir noch einmal zum Gefecht kommen. Jetzt finden Sie Ihre Kompagnie ja doch nicht.« Ich war aber damit durchaus nicht einverstanden und sagte: »Herr Unteroffizier verzeihen, aber ich habe den strengen Befehl, mit der Flagge sofort zu unsrer Kompagnie zurückzukommen. Wir haben auch keine.« Der Unteroffizier ließ sich nicht darauf ein und sagte nun: »Und ich gebe Ihnen hiermit den Befehl, mit der Flagge hier bei uns zu bleiben, bis wir Sie wegschicken.« Ich war wütend, daß ich nicht zu meinen Kameraden zurückdurfte, denn hier gefiel es mir gar nicht. Aber ich konnte nichts dagegen machen, vorläufig wenigstens nicht.

Die Kompagnie ging dann vor. Ich mit. Das Gelände war sehr bergig, und man marschierte schlecht. Wir waren noch nicht lange gelaufen, da sahen wir vor uns einen breiten Streifen, der mit dichtem Untergehölz bewachsen war. Wir gingen darauf zu, weil wir nach einem Wege suchen mußten, der vielleicht hindurchführte, so daß wir einen großen Umweg sparen konnten. Aber als wir uns etwa fünfzig Schritt vor dem Gehölz befanden, knatterten uns aus dem undurchsichtigen Gestrüpp Maschinengewehre entgegen. Der Leutnant, der diese Kompagnie führte, war noch sehr jung und hatte erst vor einer Stunde, als der Hauptmann beim Sturm schwerverwundet zurückbleiben mußte, die Führung der Kompagnie übernommen. Und als jetzt so plötzlich das Feuer auf uns einsetzte, von wo es niemand vermutet hatte, wurde der arme Leutnant für einen Augenblick ratlos und kommandierte: »Ganzes Bataillon kehrt, marsch, marsch!«

Es war natürlich das Verkehrteste, was er in dieser verteufelten Lage tun konnte. Die Mannschaften sahen das gewiß auch ein, aber sie folgten trotzdem diesem Befehl, ohne zu mucksen. Da schrie mitten im Laufen eine Stimme: »Hinlegen!« Es war ein Unteroffizier, der es gerufen hatte. Ich glaubte, der junge Leutnant würde das übelnehmen, daß ein Unteroffizier ihm für einen Augenblick das Kommando abgenommen hatte. Aber als die Leute sich sofort alle mit einem Ruck hinwarfen, blieb der Leutnant ruhig stehen. Dann rief er laut, so laut, daß es jeder von uns hören mußte: »Ich danke Ihnen, Unteroffizier Schünemann, ich bin ein Ochse!«

Es richteten sich natürlich alle Gewehre und Maschinengewehrläufe auf den ganz allein im freien Felde stehenden Leutnant Ehlers. Aber es geschah ihm nichts. Dann, immer noch stehend, kommandierte er gleich darauf: »Im Liegen ganzes Bataillon kehrt! Zum Sturm Gewehr rechts! Sprung auf, marsch, marsch!« Und einige Augenblicke darauf war das Gehölz in unsrer Hand. Wir machten zweiundachtzig Gefangene und erbeuteten sechs Maschinengewehre. Wäre die Kompagnie nicht in weitaufgelöster Linie gegangen, um den gangbarsten Weg zu suchen, dann wäre von uns wohl kaum ein Mann übriggeblieben, da wir ohne jede Deckung waren. Unter den Gefangenen befand sich ein Offizier. Der war zweifellos die Ursache, daß diese Abteilung bei dem großen Sturmangriff sich nicht ergeben hatte, sondern in eine neue Stellung gegangen war, um das Bataillon im Verfolgen des Gegners aufzuhalten. Wir hatten siebzehn Verwundete nur und neun Tote.

Unter den Toten befand sich Leutnant Ehlers. Er war noch keine achtzehn Jahre alt. Schade, ewig schade war es um diesen Menschen. Mit diesem Schneid, wie er eine begangene Dummheit einsah und, alle törichte Vorgesetzteneitelkeit unverzagt beiseitestellend, dem Untergebenen, der ihn vor allen Leuten auf diese Dummheit aufmerksam gemacht hatte, nichts übelnahm, nur der größeren Sache gehorchend, wäre ein prächtiger, ganzer Kerl aus ihm geworden. Die halbe Kompagnie heulte um ihr »Küken«.



Ich benutzte die Gelegenheit, und während sich die Kompagnie sammelte und sich mit den Gefangenen und den Verwundeten beschäftigte, verschwand ich mit meiner Flagge. Ich hatte eine unstillbare Sehnsucht nach meinen Kameraden bekommen. Auch diese hier waren Kameraden. Natürlich. Und liebe Kerle. Aber man ist doch am liebsten bei denen, zu denen man nun einmal von Anfang an gehört. Ich lief, was die Stiefelsohlen halten wollten. Und als ich vielleicht ein Kilometer gegangen war, sah ich am Ende eines Wäldchens einige Infanteristen stehen. Ich kam näher und bemerkte zu meiner Freude, daß sie von der ersten Kompagnie meines Bataillons waren. Sie zeigten mir die Richtung, in der sich das Bataillon befand, das gerade mit dem Abkochen begann, um dann die Verfolgung weiter aufzunehmen. Die übliche Mittagsrast sollte vermieden werden.

Die Kameraden sollten unter Aufsicht eines Unteroffiziers die vom Bataillon gemachten Gefangenen zur nächsten Etappenstation bringen und dann mittels Autos wieder der Truppe folgen. Ich habe die Gefangenen nicht genau gezählt. Aber es waren wenigstens dreihundert. Sie sahen sehr gut aus. Hier bei diesem Wäldchen, das im Gelände einen guten Markierungspunkt abgab, waren die Gefangenen alle gesammelt worden. In dem Augenblick aber, als der Abmarsch beginnen sollte und die Gefangenen aus dem Walde ins offene Feld traten, bekamen wir Gewehrfeuer aus weiter Entfernung. Wir wußten gar nicht, woher es kam. Wir hörten nur die Geschosse um die Ohren klingen und sahen, wie sie in die Bäume fuhren. Der Unteroffizier befahl sofort: »Hinlegen!« Es galt jedoch nur für uns, denn die Russen lagen schon. Die erste Kugel hören und liegen, war eins bei ihnen gewesen, sie hatten das Kommando gar nicht abgewartet. Nach dieser Leistung zu urteilen, schien es, als stände das rasche Hinlegen in ihrer Ausbildungsvorschrift an allerwichtigster Stelle. Das Feuer hörte jetzt auf, aber sobald der Unteroffizier »Auf!« kommandiert hatte, setzte es wieder ein. Wir lagen gleich wieder und wußten jetzt nicht, was wir eigentlich tun sollten. Da sagte ein Gefreiter: »Herr Unteroffizier, wenn mich nicht alles täuscht, sind das welche von den Unsrigen. Das ist sicher die Reservekompagnie des Bataillons, das hinter unserm linken Flügel nachrückte und dann abschwenkte, um die linke Deckung unsrer Brigade zu halten. Ich hörte das heute morgen, als ein Melbereiter unserm Major einen Befehl brachte. Und die Schüsse scheinen auch von dieser Richtung zu kommen.« — »Ja, was machen wir denn da?« fragte nun der Unteroffizier. Da sagte ich: »Ich werde meine Artillerieflagge hochhalten und in die Richtung marschieren, aus der wir das Feuer vermuten. Wenn es welche von den Unsrigen sind, werden sie ja auf die Flagge nicht schießen, denn sie wissen es doch, daß es eine Sturmflagge ist.« — »Das geht,« sagte darauf der Unteroffizier, »aber was dann, wenn es nicht unsre Leute sind?« — »Ach,« meinte ich, recht gleichgültig tuend, »die werden ja nicht so rasch treffen.« — »Na, dann los, ziehen Sie ab!« sagte der Unteroffizier, und ich stolperte fort.

Denen da drüben schien die Sache auch schon irgendwie nicht ganz zu stimmen, weil ihr Feuer von uns ja nicht erwidert wurde. Infolgedessen war meine mutige Tat gar nicht gefährlich. Als ich etwa dreihundert Schritt gegangen war, sah ich einen Meldereiter auf mich zu galoppieren. Er war bald bei mir und schrie mich schon auf hundert Meter an: »Mensch, was ist denn da los?« — »Was los ist, ihr blödsinnigen Hammel? Auf uns geschossen habt ihr. Ihr habt wohl die Augen voll Dreck?« Ich sagte noch etwas andres, aber das paßt nur ins Feld und nur unter Männer. Er hatte sofort eine ähnliche Antwort, und die Kameradschaft war hergestellt. Er gab mir fünf Zigaretten, und ich gab ihm dafür eine halbe Tafel Schokolade. »Ja, aber da drüben haben wir doch Russen gesehen,« fing er nun wieder an. — »Das glaube ich gern, ihr Esel, aber das sind doch welche, die wir heute morgen mit Mühe und Spucke gefangengenommen haben.« — »Da hätten wir ja was Schönes anrichten können! Sind denn welche getroffen worden?« — »Von euren Schlumpschützen vielleicht? Nö, nicht ein einziger.« — »Das ist gut,« sagte er, während er seinen Gaul wendete, »denn wenn wir auch nur einen getroffen hätten und man würde es irgendwo erfahren — das Geschrei hätte ich hören mögen. In der ganzen Welt hätten sie wieder er-

zählt, wir bringen die gefangenen Russen um.«

Nach einer halben Stunde kam ich bei meiner Kompagnie an. »Sie stehen schon in der Verlustliste,« empfing mich der Feldwebel, »gehen Sie nur gleich zum Herrn Hauptmann und melden Sie sich.«

Zur Strafe für meine Vergeßlichkeit wurde mir die Flagge für die Zukunft abgenommen, und ich bekam an deren Stelle eine Beilpicke an das Koppel gehängt, ohne Ablösung. Nur wer das kennt, weiß, was das bedeutet.

Das Abkochen ging sehr schnell. Dann kam der Befehl, die toten Kameraden auf dem Gelände bis zum Flusse zu begraben. Die hinter dem Flusse lagen, sollten von dem Sanitätspersonal beerdigt werden, weil uns das zu lange aufgehalten hätte. Wir bekamen nur zwanzig Minuten Zeit für das Aufsuchen und Begraben. Wir hatten auf dieser Strecke elf Tote. Der Feldwebel war dabei, als wir sie zusammensuchten. Bei jedem, den wir fanden, nannte er den Namen und immer mit einer solchen Verwunderung, als stände er vor etwas Unbegreiflichem, daß es gerade dieser sei: »Was denn, der Goedecke? — Mein Gott, auch der Salzmann? — Also auch der, der Berthold Bunge?« Wir legten sie alle nebeneinander in eine flache Grube. Die Offiziere waren sämtlich beim Bataillonsstab zur Beratung. Deshalb sollte der Feldwebel das Grabgebet sprechen. Wir standen um das Grab, die kurzen Spaten in die Erde gesteckt und die Helme abgenommen. Unser Feldwebel stellte sich an das Fußende der Toten und faltete die Hände, um das Gebet zu sprechen. Aber als er das erste Wort sagen sollte, fing er laut an zu heulen, so daß er kein Wort herausbrachte. So bitterlich und herzerbrechend habe ich noch keinen Menschen weinen sehen. Dann ging es uns ebenso. Da wollte er noch mal einen Versuch zum Gebet machen, aber es ging wieder nicht. Er winkte nur mit der Hand, und wir schaufelten schnell zu. Sehen konnten wir nichts dabei. Zwei Kameraden waren rasch umhergelaufen und hatten Gras und ein paar armselige Blümchen, die hier verstohlen wuchsen, ausgerupft. Wir legten das aufs Grab, setzten einen Helm darauf, und auf eine Zeltbahn, die wir darüberbreiteten, weil sonst nichts da war, schrieb einer mit Kreide: »Hier schlafen elf tapfere Deutsche.« Aber der Feldwebel nahm dem Manne die Kreide aus der Hand, strich das »Deutsche« dick durch und schrieb statt dessen dahinter: »Soldaten«. Und als er dem Manne die Kreide zurückgab, hörten wir schon die Spielleute zum Antreten trommeln, und zehn Minuten später waren wir unterwegs. Dem geschlagenen Feinde nach.

Kanonierlied

Straßauf, straßab, in gleichem Schritt,
Schwer geht der Kanoniere Tritt
Im grauen Dunst des Morgens.

Noch schläft die Welt; in bangem Traum
Stehn an dem Wege Haus und Baum;
Im Ost ein Streifen dämmert.

Wir nur sind längst der Nacht entflohn,
Marschier'n zu Mörser und Kanon'
Im harten Dienst des Tages.

Wohl blinken Helm uns und Gewehr,
Doch irrt der Sinn so hin und her,
Kann keine Ruh' nicht finden.

Kämst du des Wegs, Herzliebste mein,
Ein Blick von dir, verstohlen fein —
O wär' das sel'ge Wonne!

Das brennte mir ins Herz hinein,
Tät' leuchten drin mit güldnem Schein
Als wie ein Stern am Himmel.

So aber geht's in Dunst und Rauch,
Und nur ein wunderkühler Hauch
Streift uns um Stirn und Schläfe.

Oscar Lang

Das handelspolitische Zukunftsverhältnis zwischen dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn

Von Kommerzialrat Heinrich Vetter,
Präsidenten des Bundes österreichischer Industrieller

Oft genug ist in Deutschland wie in Österreich-Ungarn der Grundsatz betont worden, daß einstweilen alle Erörterungen über die Ziele dieses Krieges zurückgedrängt werden müßten. Dennoch gibt es gewisse Fragen, die, mögen sie auch nicht unmittelbar als Kriegsziele bezeichnet werden können, für jeden denkenden Beobachter Folgeerscheinungen des Krieges bilden, deren Besprechung jetzt schon zeitgemäß ist. Eine solche Frage ist die zukünftige Gestaltung der handelspolitischen Verhältnisse. Nicht nur für die Gegenwart hat der Krieg alle Handelsbeziehungen zwischen den kriegführenden Staaten gelöst, nicht nur den Handelsverkehr unter gänzlich neuartige Bedingungen gestellt, sondern er hat auch Verhältnisse geschaffen, die unbedingt von grundstürzendem Einfluß auf die handelspolitische Gliederung der gesamten Welt nach dem Kriege sein müssen.

Reichskanzler von Bethmann Hollwegs berühmter Ausspruch, daß der Friedensschluß ein völlig neues Europa finden werde, gilt nicht bloß in rein politischer, sondern auch in handelspolitischer Beziehung. Die Handelsverträge zwischen den Vierverbandsstaaten und den Zentralmächten sind aufgehoben, und nur zwischen den Kriegführenden und den Neutralen bestehen noch einige Jahre laufende Handelsverträge. Da aber wohl seinerzeit bei den Friedensverhandlungen auch in andrer Richtung über die Rechte der Neutralen entschieden werden muß, so werden sodann die gesamten Welthandelsbeziehungen auf eine neue Grundlage gestellt werden müssen. Ungemein schwierige Fragen tauchen dabei auf, und ihre Lösung greift weit hinaus über das Arbeitsfeld der Diplomatie. So ist es denn verständlich, daß die Gewerbebetriebe Deutschlands und Österreich-Ungarns, deren Zukunftsmöglichkeiten durch die künftigen handelspolitischen Gestaltungen sehr wesentlich berührt werden, sich schon heute ernstlich mit diesen Fragen beschäftigen. Zumindest versuchen sie, das entsprechende Material zusammenzutragen und zu sichten, um nach einer Klärung der Weltlage auch vom Standpunkt ihrer Interessen aus diejenige Gestaltung der zwischenstaatlichen Handelspolitik zu fordern, die ihnen die besten Daseinsmöglichkeiten zu bieten scheint.

Aus dem Wirrsal ursprünglich widersprechender Anschauungen scheinen sich nun doch einige Gesichtspunkte entwickelt zu haben, die keiner Meinungsverschiedenheit mehr unterliegen. Der vielumstrittenen Meistbegünstigungsklausel dürfte, mag sie auch einigen Umänderungen unterworfen sein, immerhin noch eine längere Lebensdauer beschieden bleiben. Jedenfalls wird man dafür sorgen müssen, daß die durch die Meistbegünstigungsklausel festgelegte. Absicht nicht etwa durch die Zollgesetzgebung und die Zollkniffe einzelner Länder vereitelt werde. Auch darf die Meistbegünstigungsklausel nicht etwa als Zeichen einer herrschenden Freihandelsströmung aufgefaßt werden. Die Meistbegünstigungsklausel war einstmals der Kampfruf der Freihändler. Erst später hat sie diese Bedeutung verloren, blieb aber immer das sichtbare Zeichen, daß ihre Anhänger auf dem Standpunkt einer Handelsvertragspolitik stehen und die Rückkehr zu einer vertraglosen Handelspolitik nicht mehr wünschen. Weil weder Deutschland noch Österreich-Ungarn in Zukunft auf den Abschluß von Handelsverträgen verzichten wollen, scheint die Beibehaltung der Klausel unbedingt notwendig; dies schon aus dem Grunde, weil durch die Meistbegünstigungsklausel allein auch jene Staaten, mit denen aus bestimmten Gründen Tarifverträge nicht abgeschlossen werden können, die Möglichkeit vertraglicher Verhältnisse erlangen. Die Beibehaltung der Meistbegünstigungsklausel bedeutet daher das Festhalten an der Handelsvertragspolitik bei gleichzeitiger Schaffung der Möglichkeit, in verhältnismäßig kurzer Zeit mit den zweiundsiebzig Staaten, die heute in zwischenstaatlichem Handelsverkehr stehen, zu Vertragsverhältnissen zu gelangen.

Ein zweiter feststehender Grundgedanke besteht darin, daß die Waffenbrüderschaft zwischen den Zentralmächten sich auch in eine gewisse Gemeinsamkeit auf dem Gebiete der Handelspolitik umsetzen muß. Alle jene Kreise Österreichs, die den heißen Wunsch haben, daß die Waffenbrüderschaft der Mittelmächte zu einem Staatsgrundgesetz unsrer und der deutschen Politik werde, haben nach Mitteln gesucht, um das militärisch und politisch so glänzend erprobte Bündnis für die Zukunft gewissermaßen auch handelspolitisch zu verankern. Man tastet nach Mitteln und Wegen, um ein derart inniges Verhältnis zwischen beiden Reichen herzustellen, daß in Zukunft eine Bündnisfrage eigentlich nicht mehr bestehen sollte. Vielen schien dies dadurch erreichbar, daß die beiden Nachbarreiche bei voller Aufrechterhaltung ihrer politischen Selbständigkeit wirtschaftlich ineinander aufgehen sollten, und daß hierdurch eine unlösbare Einheit geschaffen würde. Aus diesen politischen Erwägungen heraus tauchte zuerst der Gedanke einer deutsch-österreichisch-ungarischen Zollgemeinschaft auf. Die Erinnerung

an die Geschichte des Zollvereins spielte hierbei eine große Rolle, denn die Erfahrung lehrte, daß derartige wirtschaftliche Einigungen die stärksten Bindemittel bedeuten, und nicht mit Unrecht sieht man heute in Friedrich List, dem Gründer des Deutschen Zollvereins, einen der Baumeister des Deutschen Reiches. Der Gedanke einer deutsch-österreichisch-ungarischen Zollgemeinschaft ging aus Kreisen hervor, die zum Teil dem Wirtschaftsleben der Staaten fernerstehen — in erster Reihe verdankt er seinen Ursprung politischem Erwägen und Empfinden. In diesem Aufsatz sollen alle politischen Momente beiseitegelassen werden; ist auch bei so schwierigen Fragen die Außerachtlassung der politischen Seite eigentlich nicht ganz möglich, so kann dennoch der ruhigen Beurteilung der Wirtschaftslage das Hineinmengen politischer Gedanken und Wünsche nur schaden. Weit eher gewinnen wir in unserm Denken und Fühlen sicheren Boden, wenn wir die ganze Angelegenheit zunächst nüchtern als eine rein wirtschaftliche betrachten.

Vorderhand sei festgestellt, daß heute schon zwischen den verbündeten Reichen ein außerordentlich inniges handelspolitisches Verhältnis besteht. In Österreich nimmt die deutsche Einfuhr unter der Einfuhr aller Staaten die erste Stelle ein, und auch Deutschland ist noch immer für die österreichische Ausfuhr das größte Aufnahmegebiet. Daß auf der andern Seite weder unsre Einfuhr nach Deutschland noch die deutsche Ausfuhr zu uns in der deutschen Handelsbilanz eine ähnliche Rolle spielt, ist selbstverständlich. Ist doch der deutsche Außenhandel um so vieles größer als der unsrige, daß Ziffern, die bei uns in erster Reihe stehen, in Deutschland erst an die fünfte oder sechste Stelle rücken. Der deutsch-österreichische Handelsvertrag bildet für uns die Grundlage der Vertragsverhandlungen mit allen übrigen Staaten, und dies gilt auch umgekehrt für Deutschland. Wir beziehen wohl drei Viertel unsrer Einfuhr von Gewerbeerzeugnissen aus Deutschland, dagegen aus dritten Staaten fast ausschließlich jene, die in Deutschland nicht erzeugt werden oder nicht erzeugt werden können. Von diesem Gesichtspunkt aus muß also unser jetziges handelspolitisches Verhältnis zu Deutschland schon als ein sehr enges bezeichnet werden, und diejenigen scheinen nicht unrecht zu haben, welche behaupten, daß ein noch engeres Verhältnis zwischen den beiden Staaten, wenigstens was Österreich-Ungarn anbelangt, nur dann möglich wäre, wenn wir unsre Zölle überhaupt abbauen. Ob ein solcher Abbau des Hochschutzzolls für Österreich-Ungarn möglich, ist eine Frage, die man nicht so einfach beantworten kann. Jedenfalls hängt die Antwort sehr wesentlich von dem weiteren Gang der Kriegsereignisse ab, die ihre Rückwirkungen auf die Erzeugungsbedingungen in Österreich äußern müssen. Sicher ist, daß eine Zollgemeinschaft für Österreich nicht bloß eine Veränderung der Handelsbeziehungen zu Deutschland, sondern gleichzeitig eine Abkehr zum Freihandel bedeuten würde. Sicher ist ferner, daß infolge dieser Erkenntnis die unbedingtesten Anhänger der Zollgemeinschaft zugestehen, daß die Erzeugungsbedingungen in Österreich und in Deutschland grundverschieden sind, daß daher mindestens für eine Übergangszeit Zwischenzölle notwendig sein werden, damit der schwächeren österreichischen Industrie unterdessen der nötige Schutz gewährt wird.

Aber auch ohne Rücksicht auf die Zollfrage bedürfen Deutschland und Österreich-Ungarn einer engeren wirtschaftlichen Verbindung als bisher. Wie immer das Ergebnis des Krieges sein mag, wer heute gegen uns in Waffen steht, wird uns auch später im friedlichen industriellen Wettbewerb schädigen wollen. Sehe ich auch nicht so schwarz wie mancher deutsche Industrieführer, so bin ich doch überzeugt, daß auch im Wirtschaftsleben die Nachwirkungen der politischen Feindschaft sich durch lange Zeit schwer fühlbar machen werden, und daß der Handelsverkehr erst spät wieder in die gewohnten Bahnen geleitet werden wird. Soll sich aber diese Einrenkung vollziehen können, so muß sie durch entsprechende Handelsverträge vorbereitet werden. Gewiß werden diese nicht gleichzeitig mit den Friedensverträgen geschlossen werden, und schon darum wird ihr Abschluß weit größere Anforderungen an die Geschicklichkeit der Unterhändler, an die wirtschaftliche und politische Machtstellung der verhandelnden Staaten stellen. Am besten werden die Vertreter der stärksten Interessengruppen abschneiden. Wer am meisten bieten kann, wird stets das meiste durchsetzen. Viel bieten können aber nur große Wirtschaftsgebiete mit verbrauchskräftiger Bevölkerung, die überdies schon eine solche Höhe industrieller Entwicklung erklommen hat, daß sie zum eignen Nutzen eine Politik der Handelssperre scheuen muß. Wenn sich Deutschland und Österreich-Ungarn ebenso wie auf dem Schlachtfelde auch in handelspolitischer Beziehung zu einer Macht vereinigen, dann werden sie auf dem handelspolitischen Schlachtfelde gleiche Erfolge erringen wie auf der blutigen Walstatt. Beide Reiche zusammen stellen ein Verbrauchsgebiet dar, das an Bevölkerungszahl in Europa seinesgleichen nicht hat. Denn um ein einheitliches Wirtschaftsgebiet zu bilden, genügt die politische Freundschaft nicht, auch geographische Nachbarschaft ist unerläßlich. Überdies ist dieses deutsch-österreichisch-ungarische handelspolitische Machtgebiet nicht bloß so volkreich wie kein zweites in Europa, es



ist auch das verbrauchskräftigste und — ich spreche auch für Österreich — jedenfalls industriell so entwickelt, daß die industrielle Schutzpolitik beider Staaten einer Steigerung nicht fähig ist. Aus diesen nüchternen Erwägungen muß sowohl von einsichtigen deutschen wie von einsichtigen österreichischen oder ungarischen Industriellen gefordert werden, daß beide Staaten bei künftigen Handelsvertragsverhandlungen jederzeit das Gewicht ihrer gemeinsamen handelspolitischen Machtstellung in die Wagschale werfen. Dies mag nun so geschehen, daß beide Reiche ihre Handelsvertragsverhandlungen mit dritten Staaten immer nur gemeinsam führen oder daß sie an diesen mitarbeiten. Unter keinen Umständen aber dürfen Deutschland und Österreich-Ungarn mit dritten Staaten in Verhandlungen treten, ehe sie sich nicht untereinander geeinigt haben. Unter Caprivi sollten die Verträge der Dreibundstaaten die Grundlage der europäischen Handelspolitik bilden. Jetzt fordern wir, daß der deutsch-österreichisch-ungarische Handelsvertrag die Grundlage bilde, auf der auch andre Staaten sich diesem neuen mächtigen Wirtschaftsbund anschließen können, und wir erblicken in diesem Vertrag die Machtstellung, von der aus der handelspolitische Kampf mit andern Staaten geführt wird. Nicht bloß militärisch und politisch, auch handelspolitisch soll das neue Europa die beiden Zentralmächte vereint und untrennbar finden. Als selbstverständliche Folge dieser außerordentlichen Annäherung zwischen beiden Staaten werde ich es gern in den Kauf nehmen, daß derartige Neugestaltungen auch den Zwang zu einer durchgreifenden Verbesserung der österreichisch-ungarischen Verwaltung bilden; denn diese muß sich immer mehr und mehr der Gestaltung jenes Staates anpassen, mit dem wir vollkommen bewußt eine politische, militärische und handelspolitische Verbindung eingehen. Anderseits aber gehe ich weniger weit als diejenigen, die ursprünglich den Gedanken einer deutsch-österreichisch-ungarischen wirtschaftlichen Annäherung ins Leben riefen. Die ungeheuren Schwierigkeiten, die einer Zollgemeinschaft entgegenstehen, sind nicht bloß handelspolitischer, sondern auch politischer und technischer Natur. Aus eigner, in Österreich gemachter Erfahrung weiß ich, welch großes, schwieriges Werk die Aufstellung eines autonomen Zolltarifs ist, der die Grundlage einer Zollgemeinschaft zu bilden hätte. Schon Österreich und Ungarn können sich nicht leicht über jenen autonomen Zolltarif einigen. Sicher aber wachsen die Schwierigkeiten, sobald noch ein dritter Vertragschließender hinzutritt. Ist es richtig, daß zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland wichtige Verschiedenheiten in den Erzeugungsbedingungen der einzelnen Industrien bestehen, die also auch eine durchaus verschiedene Zollbehandlung beanspruchen können, so genügt es nicht, wenn zum Ausgleich dieser Verschiedenheiten Zwischenzollschranken errichtet werden. Denn es ist hierbei zu erwägen, daß Zwischenzölle doch in irgendwelchem Verhältnis zu den autonomen Zöllen stehen müssen und daher die Errichtung von Zwischenzöllen voraussichtlich eine wesentliche Erhöhung der autonomen Zölle zur Folge haben wird. Es erscheint nun zweifelhaft, ob ein solcher mit Rücksicht auf die Zwischenzölle aufgestellter autonomer Zolltarif eine gute Handhabe für Verhandlungen mit dritten Staaten sein wird und nicht weit eher der Abschluß günstiger Handelsverträge mit solchen Staaten dadurch ungemein erschwert wird.

Dazu kommt noch, daß Österreich-Ungarn und Deutschland auch in jenen Punkten, in denen nicht Verkehrsinteressen zwischen den beiden Staaten in Frage kommen, verschiedene Zollsätze haben, daß somit die Notwendigkeit des Zollschutzes gegenüber dritten Staaten eine andre in Deutschland, eine andre in Österreich-Ungarn ist, und sofort tauchen bei der Zollgemeinschaft für die Finanzzölle und die Monopole sowie die Aufteilung der Zolleinnahmen neue Schwierigkeiten auf. Diese einer Zollgemeinschaft entgegenstehenden Schwierigkeiten haben bekanntlich auch andre Pläne gezeitigt, die wohl verschiedene Abarten aufweisen, aber doch unter dem Schlagwort einer Vorzugsbehandlung zwischen den beiden Staaten zusammenzufassen sind. Steht man auf dem Standpunkt, daß die Verschiedenheiten der Erzeugungsbedingungen eine Zollgemeinschaft schlechtweg nicht gestatten, so hat der Plan der Vorzugsbehandlung entschiedene Vorteile gegenüber dem einer ausgleichenden Zwischenzollgrenze; Vorteile, die namentlich darin bestehen, daß gleichzeitig bei dem Schutze der Sonderinteressen der beiden Reiche auch eine Verhandlungsgrundlage geschaffen werden kann, die den Vertragsabschlüssen mit andern Staaten keine Hindernisse bereitet. Natürlich setzt aber der Grundsatz der Vorzugsbehandlung auch voraus, daß Österreich-Ungarn und Deutschland in den Friedensverhandlungen mächtig genug sein werden, um durchzusetzen, daß dritte Staaten derartige Vorzugsbehandlungen nicht als unter den Begriff der Meistbegünstigung fallend ansehen und niemals für sich in Anspruch nehmen können oder dürfen. Heute kann man zu diesen verschiedenen handelspolitischen Zukunftsplänen noch keine Stellung nehmen. Noch ist das Material nicht genügend durchgearbeitet, auch müssen wir in der zukünftigen Entwicklung mit so vielen unbekannten Einflüssen rechnen, daß eine sichere Berechnungsgrundlage heute noch kaum gegeben ist. Hier muß auch erwähnt werden, daß es aufrichtige und warmherzige Bekenner

zur österreichischen und deutschen politischen Waffengemeinschaft gibt, die dennoch jede weitere handelspolitische Annäherung ablehnen. Sie fürchten, daß jede Schädigung, die sich für die eine oder andre Industrie aus einer Änderung des gegenwärtigen Zustandes ergeben könnte, nur geeignet wäre, einen Wermuttropfen in den Becher der Bündnisfreude zu gießen, und weisen darauf hin, daß der schon in den letzten Jahren immer stärker fühlbare Druck der deutschen Industrie in vielen Kreisen Verstimmungen hervorgerufen hat, die zum Glück vorläufig ohne politische Rückwirkung geblieben sind, jedoch zu politischen Verstimmungen Anlaß geben könnten.

Für mich steht dessenungeachtet für die zukünftige Entwicklung eins als unverrückbares Ideal fest: Deutschland und Österreich-Ungarn müssen und dürfen in Zukunft nur gemeinschaftlich als eine handelspolitische Macht auftreten. Österreich vermag die Gefahr einer wirtschaftlichen politischen Vereinsamung nicht zu ertragen, und selbst für das wesentlich mächtigere Deutsche Reich ist eine »glänzende Vereinsamung« nicht das erwünschte handelspolitische Ziel. Sie sind auch handelspolitisch in gleichem Maße aufeinander angewiesen wie in der Waffenbrüderschaft. Ob nun zur Ermöglichung dieser handelspolitischen Vereinigung eine Zollgemeinschaft mit oder ohne Zwischenzölle errichtet wird, ob ein handelspolitisches Vorzugssystem notwendig ist oder nicht, weiß ich heute nicht zu beurteilen, und so möchte ich meine Wünsche in wenigen Worten noch einmal zusammenfassen:

Ich halte das unbedingte Zusammengehen zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland in allen handelspolitischen Fragen dritten Staaten gegenüber in Zukunft für eine unbedingte Notwendigkeit im Interesse beider Reiche. Nur weil ich das glaube, fördre ich diesen Gedanken, denn es gibt kein Bündnis, welches von Dauer sein kann, wenn es nicht beiden Teilen frommt. Ob zur Erreichung dieses Zieles auch sonstige Änderungen des handelspolitischen Verhältnisses zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland notwendig sind, vermag ich nicht zu beurteilen. Ich sage aber weiter: da ich diese handelspolitische Vereinigung will, müssen ihr in Zukunft von beiden Staaten alle jene Opfer gebracht werden, die notwendig sind, um eine handelspolitische Zusammenarbeit zu ermöglichen. Mit andern Worten: ich bin ein unbedingter Anhänger des engsten wirtschaftlichen Anschlusses an Deutschland, wobei ich aber vorläufig noch die Frage offen lassen muß, ob ein solcher auf dem Wege einer Vorzugsbehandlung oder dem eines vernünftig und sorgfältig abgeschlossenen Handelsvertrags erreicht werden kann. Das sind Zweckmäßigkeitsfragen, die nur auf Grund eingehender Erhebungen und bei genauer Kenntnis der zukünftigen Gestaltung der handelspolitischen Verhältnisse der Welt gründlich und sachgemäß beantwortet werden können. Im Endziel bin ich mir ja klar, daß es nicht nur mir, sondern den meisten so geht, die sich ernstlich mit der Frage beschäftigen und nicht bloß in Schlagworten arbeiten wollen, sondern die Berücksichtigung der Verschiedenheit der Erzeugungsverhältnisse und auch des Wohles der einzelnen Industrien immer vor Augen haben. Das macht mir aber doch für die Zukunft durchaus nicht bange, denn hier gilt wohl weit mehr als in andern Dingen: Die Hauptsache ist der Wille; wo der Wille ist, wird und muß sich auch ein Weg finden.

Die deutsche Nation

Mein Volk, mein geliebtes deutsches Volk,
Heb auf dein gramvolles Angesicht,
Ob manches herrliche Herz auch bricht,
Hoch deutsches Gehorchen, hoch deutsche Pflicht,
Wir siegen, wir unterliegen nicht.
Aufklingt mit neuem, gewaltigem Ton
Ein Wort: Die deutsche Nation.

Mein Volk, mein geliebtes deutsches Volk,
Du steigst empor, du erringst den Kranz,
Aus Siegen geflochten im Schlachtentanz,
Kein Ruhm reicht an deinen Ruhmesglanz,
Wiedergeboren, in Einheit, ganz!
Aufklingt mit neuem, gewaltigem Ton
Das Wort: Die deutsche Nation.

Mein Volk, mein geliebtes deutsches Volk,
Zur Sonne richte dein Angesicht.
Ob Völker zerbrechen im großen Gericht,
Du trägst durch das Chaos dein siegendes Licht,
Setz weit deine Grenzen und fürchte dich nicht!
Aufjauchze mit neuem, gewaltigem Ton,
Jauchze: Die deutsche Nation!

Johanna Wolff



Der Weltkrieg

Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloff (Gießen)

XVI

Die letzten Wochen zeigen denselben Charakter wie im Oktober: keine Veränderungen im Osten und Westen, glänzende Fortschritte da, wo unsre Oberste Heeresleitung jetzt die Entscheidung sucht: in Serbien.

Am ruhigsten war die Lage im Westen, wo offenbar die Erschöpfung der Feinde nach ihren großen Stürmen noch nachwirkt. Nur einmal haben sie den Entschluß zu einem größeren Teilangriff gefunden, an der Straße Messines—Armentières, wo die Engländer einen vergeblichen Handstreich unternahmen (17. November). Im übrigen waren die Deutschen die Angreifer. So wurde die Stellung in der Champagne abermals verbessert durch die Erstürmung eines Grabens nördlich von Massiges (3. November) und durch die Verjagung der Franzosen aus einem Grabenstück östlich von Le Mesnil, das sie bei ihrer ersten großen Offensive eingenommen hatten. Ebenso gelang unsern Truppen die Einnahme eines wichtigen Grabens bei Ecurie (19. November) und seine Behauptung gegen mehrere Angriffe. Im übrigen gab es zahlreiche Artillerie- und Handgranatenkämpfe sowie Gefechte zwischen Flugzeugen, in denen die Feinde, wie schon in den letzten Wochen, größere Verluste erlitten.

Größere Gefechte, aber auch ohne erhebliche Veränderungen, hat der russische Kriegsschauplatz erlebt. Entsprechend ihrer durch die Stärkeverhältnisse gebotenen Zurückhaltung hat die Hindenburgische Armee sich darauf beschränkt, zahlreiche russische Angriffe abzuweisen, die von Dünaburg abwärts in der ersten Novemberwoche an mehreren Stellen stattfanden: zwischen dem Swenten- und Ilsen-See, bei Illurt, bei Jakobstadt und westlich von Riga, wo gelegentlich auch russische Kriegsschiffe mitwirkten. Alle diese Vorstöße blieben erfolglos. Wenn die Russen einmal am Swenten-See ein Dorf gewannen, so mußten sie es vor der überlegenen Artilleriewirkung der Deutschen bald wieder aufgeben. Ebensowenig hat ein russischer Angriff bei Smorgon, wo schon im Oktober blutig gefochten wurde, Erfolg gehabt (14. November).

Wenn die Russen hier wohl nicht mehr als Teilerfolge anstrebten, so haben sie dagegen am Styr und an der Strypa Durchbruchsversuche mit großen Massen gemacht. Wir können nicht sagen, wo sie stärkere Kräfte einsetzten und wo sie zuerst Erfolg erwarteten; gewiß ist, daß beide Angriffe miteinander in Verbindung standen. Vielleicht hofften sie an beiden Stellen gleichzeitig zu siegen, vielleicht wollten sie auch nur durch den Doppelangriff eine Verstärkung der gefährdeten Stelle verhindern.

In Wolhynien schien ihnen zu Beginn der Offensive alles nach Wunsch zu gehen. General Iwanow, der Befehlshaber der russischen Südarmee, vermochte dank seiner Übermacht stärkere Abteilungen über den unteren Styr nördlich und südlich von Czartorysk zu bringen und in dem großen Flußbogen von Komarow bis Rafalowka ein bis zwei Meilen nach Westen — bis etwa in die Linie Budka, Kamiemucha, Lisowo — vorzurücken. Er ließ das gewonnene Gelände sogleich zur Verteidigung einrichten; Hüttenlager, Blockhäuser, Stallungen u. dgl. wurden hergestellt, damit man hier größere Massen zu einem entscheidenden Vorstoß in Ruhe versammeln könne. In Galizien richteten die Russen in denselben Tagen heftige Stürme auf die Strypa nördlich von Budzacz, um, wie es in einem Armeebefehl hieß, »um jeden Preis den Übergang über den Strom zu erzwingen« und alle feindlichen Armeen zurückzutreiben. Es leuchtet ein, daß ein Gelingen beider Angriffe die Verbindung der verbündeten Truppen in Ostgalizien und Wolhynien aufs schwerste gefährdet, vielleicht gar einen allgemeinen Rückzug erzwungen hätte. Schon ein nur halber Erfolg im Norden, das Einnisten stärkerer Massen im Bogen westlich des Styrs hätte eine beständige Bedrohung für die verbündeten Truppen gebildet.

Es gab nur ein Mittel, alle diese Gefahren zu beschwören: im Süden zäher Widerstand, im Norden rascher Angriff, um das westliche Styrufer wieder vom Feinde zu säubern. In mehrtägigen Kämpfen vermochte General v. Linsingen diese Aufgabe zu erfüllen; in heftigen Gefechten wurde ein Dorf nach dem andern genommen und die Russen über den Fluß geworfen (14. November). Mit sechstausend



Gefangenen und dem Mehrfachen an Toten und Verwundeten mußten die Russen ihren Durchbruchsversuch bezahlen, und die Deutschen hatten durch Erlangung der gesamten Styrlinie ihre Stellung bedeutend verbessert. Denselben Ausgang nahmen die Kämpfe an der Strypa, wo Graf Bothmer alle Angriffe blutig zurückschlug.

So blieb die verbündete Linie im Osten völlig ungebrochen. Die zweite Hälfte des Monats verlief weit ruhiger als die erste, wozu neben den russischen Verlusten auch das schlechte Herbstwetter beigetragen haben mag. Es steht dahin, ob eine neue Periode der Offensive einsetzen wird, wenn der Frost die jetzt vielfach unpassierbaren Sümpfe und Flüsse überschreitbar gemacht haben wird. Es ist nicht ausgeschlossen, daß im Süden Rußlands von beiden Seiten etwas vorbereitet wird, denn es gehen viele Nachrichten von großen russischen Truppenansammlungen in Bessarabien durch die Zeitungen.

Eintönig wiederum war das Bild der Kämpfe zwischen Österreich und Italien. Abermals war der Brückenkopf von Görz der Hauptangriffspunkt; es hieß, daß die italienischen Kammern mit der Siegesbotschaft von der Eroberung von Görz eröffnet werden sollten. Aber anscheinend hat jetzt die italienische Heeresleitung die Hoffnung auf die Einnahme der übrigens militärisch bedeutungslosen Stadt fallen lassen, da sie seit einigen Tagen (20. November) die Stadt durch ein Bombardement mit schweren Geschützen fast vernichtet hat: sie will vermutlich dem Feinde die Freude an dem Besitz, den sie selbst nicht haben kann, verderben. Auch von der tirolischen Front sind Truppen zum Sturm gegen Görz herangeführt worden, aber die eigentliche Kampflinie der Österreicher ist, abgesehen von kleinen Vorstellungen, auch in dieser vierten Isonzoschlacht unerschüttert geblieben. Der jetzt ein halbes Jahr dauernde Krieg hat nach den Worten des österreichisch-ungarischen Tagesberichts den Italienern noch keine Eroberung gebracht, wohl aber eine halbe Million an Toten und Verwundeten gekostet.

In jeder Beziehung dürfen wir wieder mit Stolz und Freude auf den serbischen Kriegsschauplatz blicken: auf die strategische Leitung, die Tapferkeit und Hingabe der Truppen, die alle Strapazen des mühseligen Gebirgskrieges glänzend zu überwinden verstanden, auf das Zusammenwirken der Verbündeten und endlich auf die Ergebnisse. Zwei Kriegsschauplätze haben wir zu unterscheiden. Nachdem auf dem nördlichen durch das Vordringen der Armeen Koeweß und Gallwitz bis fast zur westlichen Morawa und der bulgarischen Armee Bojadjeff, die anscheinend ebenfalls unter Mackensens Oberbefehl stand, bis zur südlichen eine Verbindung der Armeegruppen bei Paracin hergestellt war, ging die konzentrische Offensive von Norden und Osten unaufhaltsam weiter; ein Gebirgskamm und ein Flußabschnitt nach dem andern wurden genommen; nur selten leisteten die Serben nachdrücklichen Widerstand, und wo sie es versuchten, wurden sie geworfen. Täglich ließen sie Tausende von Gefangenen und viel Kriegsmaterial in den Händen der Sieger. Im Laufe der nächsten Wochen wurden die Flüchtenden immer enger zusammengedrängt und schließlich ungefähr auf den Raum zwischen Mitrowitza und Pristina beschränkt (22. November). Schon am folgenden Tage wurden beide Städte genommen und die Serben über die Sitnica, wo sie sich vergeblich zu halten versuchten, getrieben. Da bulgarische Truppen südwestlich und südöstlich von Pristina den Weg nach Mittelalbanien und nach Süden sperrten, so blieb nur der Rückzug über Djakova und Ipek nach Montenegro und Nordalbanien. Aber auch diese Straßen scheinen bedroht, da deutsche Truppen in Nowipazar eingerückt sind (20. November) und von da nach Süden vordrängen. Eine Flucht nach Montenegro würde selbst aber schwerlich Rettung bringen, da hier ausreichende Verpflegung nicht zu finden wäre, und vermutlich würde die Verfolgung nicht an den Grenzen der Schwarzen Berge haltmachen. Schon haben die Österreicher mit einem Angriff von Norden her begonnen. Allerdings wird in der ausländischen Presse von einem Rückzug auf italienische Schiffe gesprochen, aber es ist fraglich, wie viele Serben den Marsch durch Montenegro und Albanien überstehen würden. Man darf daher wohl bald die Katastrophe der durch Gefechte, Fahnenflucht



und Hunger stark zusammengeschmolzenen serbischen Hauptarmee erwarten. Da über 120 000 gefangen sind, werden kaum noch so viel übrig sein, und von ihrer Artillerie ist nur ein Teil der Gebirgsgeschütze gerettet.

Nicht weniger günstig sind die Ereignisse auf dem südlichen Kriegsschauplatz verlaufen. Bei Beginn des Feldzugs hatten die Bulgaren eine Offensive den Wardar hinauf unternommen und durch die Besetzung von Veles (Köprülü) und Usküb die Verbindung zwischen Südmazedonien und den serbischen Hauptkräften im Norden durchbrochen. Zugleich hatten sie hierdurch die Möglichkeit gewonnen, die weichende serbische Nordarmee von Usküb aus bei Pristina, wie erwähnt, in Flanke und Rücken zu bedrohen (nach Mitte November). Ihre Hauptmacht der Südgruppe richteten sie aber anscheinend gegen Süden und Westen.

Zu Beginn des Novembers zog sich die Front der Feinde ungefähr von Tetowo (Kalkandelen) am oberen Wardar stromaufwärts über das Babunagebirge, Prilep, Negotin und Walandowa bis zum Doiransee; auf dem rechten Flügel standen die Engländer, die Franzosen im Zentrum, die Serben auf dem linken Flügel, etwa von Tetowo bis zu den Babunapässen. Die Bulgaren richteten ihren stärksten Stoß gegen die Serben und trieben sie den Wardar hinauf über Gostivar auf Krcova (am Velika), während eine andre Abteilung die Babunapässe stürmte und Prilep eroberte (bis zum 17. November). Am 29. November fiel die Grenzstadt Prisrend: gegen 17 000 Gefangene, über 50 Geschütze und 20 000 Gewehre blieben in der Hand der siegreichen Bulgaren. Damit war die feindliche Front zerbrochen und den Serben der Rückzug nach Albanien ebenso wie auf ihre Bundesgenossen abgeschnitten. Es ist sogar zweifelhaft, ob ihnen als letztes Rettungsmittel noch die Flucht nach Griechenland möglich ist, da die Hauptstraße bei Monastir bereits durch die Bulgaren bedroht ist. Die Einnahme von Prilep hat endlich die linke Flanke der serbischen Bundesgenossen bloßgestellt. Vergeblich hatten die Franzosen versucht, durch Offensivstöße den Serben Luft zu schaffen und den bulgarischen Angriff zu hemmen; alle ihre Versuche, den Tscharnakra (Karussa) zu überschreiten, wurden blutig abgewiesen. Die Bulgaren blieben sogar stark genug, auch den rechten feindlichen Flügel zu bedrängen und den Engländern am Doiransee einige Dörfer zu entreißen.

Die Entente ist offenbar außerstande, die Lage wiederherzustellen. Die Truppenlandung in Saloniki geht langsam vor sich, und wenn der General Sarrail, der Oberbefehlshaber, wirklich 100—150 000 Mann zur Hand haben mag, so reichen diese gerade aus, sich einstweilen gegen die Bulgaren allein in der Defensive zu halten, aber sie werden unmöglich lange widerstehen können, wenn erst nach völliger Vernichtung der Serben im Norden Verstärkungen in Mazedonien angelangt sein werden. Schon sollen nach französischen Blättern deutsche Truppen in Köstendil angekommen sein. Ein umfassender Angriff gegen die Ententetruppen wird demnach bevorstehen.

Daß die Entente das Spiel um Serbien verloren gibt, hat die englische Regierung schon vor Wochen eingestanden, jetzt hegt sie kaum noch die Hoffnung, sich aus eigner Kraft in dem südmazedonischen Winkel zu halten. Ihr verzweifelter Versuch, durch Drohungen mit der Blockade oder gar Beschießung der Küstenstädte Griechenland zum Anschluß zu treiben oder ihm mindestens die Zusicherung zu entreißen, nichts gegen die etwa aus Serbien flüchtenden serbischen Verbandstruppen unternehmen zu wollen, sind bezeichnend für ihre militärische Schwäche und ihre rücksichtslose Vergewaltigung der Kleinstaaten, wo ihr die Macht dazu nicht fehlt. Ohne Zweifel werden alle ihre Anstrengungen an der Festigkeit König Konstantins scheitern, der sich auch durch Lord Kitchener nicht einschüchtern ließ und immer deutlicher die Unterstützung der großen Mehrheit seiner Nation gewinnt. Nicht erfolgreicher werden die Lockungen des Vierverbandes bei Rumänien sein, das wirtschaftlich eine gewisse Annäherung an die Mittelmächte vollzogen hat. Unklar ist noch die Haltung Italiens, das offenbar keine Neigung hat, sich an den Balkankämpfen zu beteiligen, aber vielleicht doch dem Druck seiner übermächtigen Bundesgenossen nicht auf die Dauer widerstehen kann. Freilich wird es schwerlich auf zwei Kriegsschauplätzen zu-



gleich mit bedeutenden Kräften auftreten können.

Der Sieg in Serbien hat schon günstige Wirkungen auf die Lage der Pforte geäußert. Einmal ist jetzt die direkte Verbindung über die Donau und die Eisenbahn Belgrad—Nisch—Sofia nach Konstantinopel geöffnet, wodurch die Versorgung der Türken mit schweren Geschützen und sonstigem Kriegsmaterial außerordentlich erleichtert wird, anderseits haben die Feinde die Hoffnung auf die Eroberung Konstantinopels aufgegeben. Die Rollen wechseln allmählich im Orient: die Pforte tritt aus ihrer Defensive heraus und beunruhigt die Feinde auf Gallipoli durch Angriffe, während die Entente ihre Truppen von der Halbinsel nach Saloniki und Ägypten zu führen beginnt. Denn daß Ägypten jetzt gefährdet ist, darf man wohl annehmen; vermutlich wird die türkische Regierung schon mit der Vorbereitung eines Feldzugs gegen den Suezkanal beschäftigt sein. Heißt es doch, daß deutsche Truppen in Adrianopel angekommen seien, von wo sie ebenso zum Angriff auf Gallipoli wie gegen Ägypten bestimmt sein können. Ein Versuch der Engländer, die Aktionskraft der Türken durch einen Vorstoß in Mesopotamien vom Persischen Golf her zu lähmen, ist gescheitert, denn am Tigris haben sie beträchtliche Verluste erlitten und bereits 150—200 Kilometer südlich von Bagdad innehalten, ja einen schleunigen Rückzug antreten müssen. Welche Wirkung die Niederlage der Entente am Balkan und die Bedrohung Ägyptens auf die allgemeine Kriegslage ausüben, ob daraus vielleicht eine Verminderung der englischen Truppen an der Westfront folgen wird, läßt sich noch nicht übersehen; ebenso ist noch unsicher, ob die Nachrichten von größeren Aufständen in Indien begründet sind.

Ein dunkles Kapitel sind endlich noch die Beziehungen zwischen England und den Vereinigten Staaten. Es heißt, daß Präsident Wilson mit Rücksicht auf die innere Politik, um seine demokratische Partei vor dem Zusammenbruch zu retten, die Stimmen der Deutschen und Iren gewinnen und zu dem Zweck eine deutschfreundlichere Politik einschlagen will. Nach einigen amerikanischen Stimmen soll er sogar die Absicht haben, gemeinsam mit Deutschland gegen England für die Freiheit der Meere einzutreten, weshalb ihm an einer Einigung mit Deutschland viel gelegen sei. Er hat ja in der Tat die Freiheit, Baumwolle und Lebensmittel an Deutschland zu liefern, gefordert, und wenn er England in diesem Punkt durch die Drohung, die Ausfuhr von Kriegsmaterial verbieten zu wollen, zum Nachgeben zwingt, so muß die Aushungerungsidee, die in den letzten Wochen in England infolge der vorübergehenden Preissteigerung in Deutschland wieder Anhänger gewonnen hatte, endgültig aufgegeben werden. Da aber Deutschland militärisch nicht niedergerungen werden kann, so werden sich viele Briten die Frage vorlegen, ob die Fortsetzung des Krieges noch einen vernünftigen Zweck hat: die Schwächung der Kriegsenergie in England wird unvermeidlich sein. Und die Stimmung in England wird nicht ohne Einfluß auf die in Frankreich bleiben. Ohnehin hat hier an Stelle der kriegerischen Begeisterung und Siegeszuversicht trotz allen pomphaften Reden der Minister und Abgeordneten eine starke Ernüchterung, ja eine gewisse Resignation Platz gegriffen, wie aus dem pessimistischen Ton der Hauptblätter und vor allem aus der Unmöglichkeit, bisher eine große innere Anleihe durchzubringen, zu erkennen ist. Erst jetzt, nachdem Frankreich für seine Kriegskosten von der Bank von Frankreich bereits über sieben Milliarden Franken Vorschüsse erhalten, hat es eine Anleihe ausgeschrieben, die aber für den Staat weit ungünstigere Bedingungen als die deutschen enthält. Auch die englischen Anleihen haben ja ein so günstiges Ergebnis wie die deutschen nicht gehabt, namentlich sind die kleinen Zeichnungen weit weniger zahlreich.

Mögen auch die herrschenden Kreise ihre Politik und damit ihre Existenz noch durch Aufpeitschung des Nationalhasses zu retten suchen: in der Masse ist die kriegerische Begeisterung dahin, und je größer unsre militärischen Erfolge sind, desto eher wird sich in England und Frankreich eine Friedenspartei bilden.

Im Luftkriege haben große Unternehmungen nicht stattgefunden. Es scheint, daß sich die Witterung für die Wiederholung von Angriffen auf London, das ja im Oktober stark heimgesucht worden



ist, nicht günstig gezeigt hat. Der Seekrieg hat den Unterseebooten im Mittelmeer, das offenbar jetzt der Hauptschauplatz des Seekrieges ist, wiederum Gelegenheit gegeben, sich glänzend zu bewähren: fast 120 000 Tonnen feindlicher Schiffe sind in der ersten Novemberhälfte allein versenkt worden. Welchen Einfluß das auf die Landungen in Saloniki — die dortigen Schiffe mußten durch Sperren gesichert werden — und den Verkehr zwischen den feindlichen Häfen ausgeübt hat, ist noch nicht bekannt geworden.

Abgeschlossen am 1. Dezember 1915

Erlebnis in einer französischen Kirche

Es war in einer grünen Vorstadt von Laon,
Im Wiesenkirchlein von Sankt Peter zu Ardon.
Da stand ich, als ein flammender Septembertag
Verblitzend in den Fenstermalereien lag.
Um Säulen, Steingetäfel, Schnitzwerk und Gestühl
Wogte gebrochener Farben mystisches Gewühl:
Burgunderrot wie Blut von Märtyrern. Und Blau
Des Himmels wie die Iris Unsrer lieben Frau,
Olivengrün wie Laubgewind des Paradieses,
Altgold, Legendengold des weitberühmten Göttervlieses,
Nein, Lockenblond des Christkinds.'
Dieses aber stand,
Von schlichtem Künstlersinn in Lindenholz gebannt,
Seitlich des Altars, wo das Abschiedsfeuer
Des Tags in Flammenbündeln lohte ungeheuer.
Es stand in seiner heiligen Eltern frommer Hut
Und freute sich der krausen Abendfarbenglut.

Ich trat zu ihm, gedrängt von einem jäh befreiten
Aufflackern meiner tiefsten Herzensheimlichkeiten.
Ich sah das selige Lodern seines Angesichts
Und ward so voll von Sehnsucht, Traum und Widerschein des Lichts,
Daß ich es küßte. —
Glückverloren schied ich dann
Und ließ das Kirchlein, ein gebeterhörter Mann,
Indes die Schwärmerei der glanzbetörten Gläser
Zu Tiefsinn ward und dunkler Schwermut, Buschwerk, Ranken, Gräser
Des Hags die letzten Strahlen tranken wie ein Sieb
Und drinnen nur die Brunst des ewigen Lämpleins blieb. —
Heut aber kam ein Brief von meiner Teuern: Heil
Und heiter ward ein blondes Bübchen uns zu teil!
Da lacht' ich; denn ich wußt' es ja. Und farbenhell
Ergoß sich in mein Herz spielender Strahlenquell.

Kurt Arnold Findeisen, z. Z. freiwilliger Krankenpfleger im Felde

Verantwortliche Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9.
Vertretung für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrkergasse 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Einsendungen nur nach Anfrage an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 35, Lützowstraße 84 a. Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

Edmund Steppes: Wiesenbächlein (Wasserfarben)

Zu dem Aufsatz »Edmund Steppes« von Hermann Brandt



Ein Spiel im Wind

Roman von Heinrich Lilienfein

VI (Schluß)

ines Nachmittags, als Edith in ihrem Liegestuhl auf der Terrasse am Bodensee lehnte, wogten die Widersprüche, die Qualen der Unklarheit, in die ihr Wesen sich wie in einen Knäuel dicht und dichter verstrickt hatte, vor ihr, um sie auf.

Eine Nachricht hatte sie jetzt gerade besonders aufgeregt. Eine einfache gedruckte Karte aus der einstigen Heimat mit der Verlobungsanzeige von Maia und Arnold Bunge. Das Weitentlegene war ihr damit nah, so nah getreten. Glückliche Maia, die so sicher ihren Weg ging! Es war gut so für sie — für ihn. Aber Edith war sich über dieser Kunde so schmerzlich bewußt geworden, wieviel sie preisgegeben hatte. Nicht nur die Freundschaft mit Maia: das ungetrübte Andenken an den Vater, das zage, echte Empfinden für — jawohl, für Hellmut Baudius ... Preisgegeben, geopfert für Frau Gisberte! Sie war Efeu, der Stamm oder Mauer brauchte. Von allen, die sich ihr zur Stütze boten, hatte sie nur an e i n e sich gerankt, an ihre Mutter! Diese eine, letzte Stütze, die sie für die beste gehalten hatte, sollte die trügerischste sein!? Darum war sie so feige, so schwach, so erbärmlich, daß sie nicht einmal das unklare Verhältnis zu Hendrik hatte klären und lösen können — darum, weil sie diese grausamste Entdeckung fürchtete und mit ihr die vollendete Verlassenheit ...

»Edith! Dith! Edith!« rief es eindringlich vom Haus her. Es war Frau Gisbertes Stimme.

Edith fuhr aus ihrem unfruchtbaren Grübeln auf. Sie eilte zu ihrer Mutter, die in der Tür der dem Hause vorgebauten Glasveranda stand und ungeduldig winkte.

»Wo steckt ihr nur? Mich so allein zu lassen!« schalt Frau Gisberte. In dem flotten, naturfarbenen Kostüm sah sie jung und reizvoll aus wie je, und der dünne Stock mit silbernem Griff, gegen den sie sich lehnte, war ersichtlich mehr ein gefälliges Spielzeug als ein notwendiges Hilfsmittel.

»Du wolltest nach dem Frühstück Briefe schreiben, Mama!«

»Längst erledigt! Angezogen auch schon, wie du siehst! Ist Hendrik nicht bei dir?«

»Er wollte baden und nachher drüben im Hotel Zeitungen lesen.«

»Und liest immer noch Zeitungen? Das glaub' ihm ein andrer! Wir werden uns das mal ansehen! Führe mich, Liebling!« Frau Gisberte ließ sich Ediths Arm geben. »Du hast doch gar kein Talent zur Eifersucht!« meinte sie, während sie behutsamer

als nötig die paar Stufen zum Garten niederstieg. »Einen Mann wie Hendrik muß man immerzu beschäftigen. Wie oft muß ich dir das noch sagen! Ab und zu auch mal durch Eifersucht! Je grundloser, desto besser! Daß du das nicht verstehst!«

»Darum — liebt er mich ja auch nicht!« sagte Edith. Sie lächelte dazu. Aber das Herz klopfte ihr. Sie versuchte es nicht zum erstenmal, mit einem kläglichen Rest von Mut dem Gespräch mit ihrer Mutter eine verzweifelte Wendung in dieser Richtung zu geben, in der ja auch ihre heutigen trüben Gedanken gegangen waren.

»Das sagst du so hin: Er liebt mich nicht,« sagte Frau Gisberte, während sie zusammen aus der rückwärts gelegenen Gartenpforte auf die Landstraße traten. »Mein Gott, als ob das mit der ‚Liebe' eine einfache Sache wäre! Das hast du so aus Büchern. Schon das Wort ‚Liebe'! Viel zu abgebraucht und einfältig, um ein so kompliziertes Ding auch nur zu bezeichnen! Das wechselt täglich — was sag' ich! — stündlich, minutlich! Groß, klein, gar nicht da — so geht das ab und auf!« Schon verlor sie sich, verliebte sich in die Idee, die ihr gerade in den Weg lief, ließ den besonderen Fall links liegen. So oder ähnlich machte sie es immer, entwand sie sich immer. »Diesen Reiz von Auf und Ab dauernd zu machen,« plauderte sie weiter, »das ist die Kunst! Das will gelernt sein, lernt sich nie aus!«

»Dann bleibe ich gewiß für immer ungelehrig!« entgegnete Edith. »Wenn ich wäre wie du —«

»Wie ich? Wie meinst du das?« Mit kindlicher Verwunderung sah Frau Gisberte sie an. »Ach, du verspottest deine arme alte Mama! Schöne Lehren geben ist leicht, denkst du. Und du hast nicht einmal unrecht!« Sie seufzte. »Ich habe zur Genüge bewiesen, wie schlecht ich sie zu befolgen weiß. Deshalb ... Doch da sitzt er ja! Und wahrhaftig mit 'ner Zeitung!« Sie wies nach einem Fenster des Hotels, dem sie sich genähert hatten, und als sie in Reichweite waren, klopfte sie mit dem Stock an die Scheibe. »Holla!«

Hendrik sah auf, legte das Blatt weg. Es dauerte nicht lange, so kam er aus der Haustür, mit einer sehr griesgrämigen, bedenklichen Miene.

»Sie sehen ja aus wie ein Unglücksrabe, Hendrik!« rief ihm Frau Gisberte entgegen. »Hat ein Kollege seine Oper angebracht oder was gekriegt, auf was wir uns spitzten?«

»Ach — reden Sie nicht!« wehrte er verdrießlich. »Ich lese ja nur Politisches. Und ich versichere Sie —«

»Politisches?! Er liest Politisches, Dith! ... Dann geschieht's Ihnen ja dreimal recht, wenn Sie sich ärgern! Künstler sollen nicht politisieren. Was geht Sie das Kriegsgeschrei an?«

»Sagen Sie das nicht! Ich sehe den Quark nicht zu meinem Vergnügen nach. Es sieht wahrhaftig sehr kritisch aus! Serbien hat —«

»Verschonen Sie uns, Hendrik! Das ist ja doch alles nur, damit die Blätter etwas zu drucken haben. Jeden Sommer dasselbe! ... Ich habe das Essen abbestellt, Kinder! Fahren wir irgendwohin! Mit dem nächsten Dampfer. Studieren wir den Fahrplan!« Sie strebte nach der nahen Landungsbrücke.

»Ich wollte am Nachmittag nach Schachen hinüber,« wandte Jöns ein.

»Schon wieder den Hofkapellmeister besuchen!? Hendrik, Hendrik! Die Tochter, von der Sie so beiher sprechen, muß noch mehr nach Ihrem Geschmack sein als ihr Herr Papa! Ist sie so hübsch?«

»Ganz leidlich!« Er versuchte zu lächeln. »Wichtiger ist mir: der Kapellmeister wartet auf zuverlässige Nachrichten über die politische Lage ...«

»Also der auch!« lachte Frau Gisberte. »Gut, Sie sollen Ihren Willen haben. Wir fahren zu Tisch nach Lindau. Am Nachmittag zusammen nach Schachen. Wir wollen uns das junge Mädchen auch mal besehen, nicht wahr, Dith?« —

Es war keine Zeit zu verlieren. Das Schiff ging in zehn Minuten. Jöns und Edith liefen noch einmal ins Haus nach Mänteln, Schals, Schirmen. Der Dampfer fuhr schon dem Wasserburger Steg zu, als sie zurückkehrten ...

Kaum eine halbe Stunde später, und die drei saßen in Lindau auf der Terrasse des »Bayrischen Hofs« — den belebten Hafen mit seiner vom marmornen Löwen und vom Leuchtturm bewachten Einfahrt, jenseit des Hafendamms die blaue Bregenzer Bucht und ihre Berge vor sich. Die Fremden,

die aus den Schiffen stiegen oder dahin pilgerten, sorgten für Gesprächsstoff und Augenschau während der Mahlzeit. Frau Gisberte stellte durch ihre vorzügliche Laune bald auch die von Hendrik wenigstens vorübergehend wieder her. Sogar Edith ließ sich anstecken.

Nach Tisch wurde im Inneren der winkligen, altertümlichen Inselstadt eine Konditorei ausfindig gemacht. Frau Gisberte ließ sich dabei von Hendrik führen und zeigte gar keine Ermüdung. Auf dem Rückweg erstieg man noch die Römerschanze, um einen Schneezacken des Säntis zu erhaschen. Das Dampfboot, das sie mitnehmen wollte, fuhr derweil schon in den Hafen ...

Nach kurzer Überfahrt setzte das Schiff sie in Bad Schachen wieder ab.

Der schattige Garten vor dem vielstöckigen Hotel mit seinem hochspringenden Turm wimmelte von Kaffeegästen. Hendrik hielt Umschau nach seinen Bekannten, entdeckte sie aber nicht. Nachdem Frau Gisberte und Edith etwas abseits einen Tisch gewählt hatten, ging er ins Haus, um nach dem Hofkapellmeister zu fragen. Bald kam er allein zurück — mit verstörtem Gesicht.

»Was ist denn nun wieder?« rief Frau Gisberte.

»Die Herrschaften lassen sich entschuldigen,« berichtete er. »Sie sind mitten in der Abreise. Der Hofkapellmeister sagt wörtlich, er will sich hier nicht vom Krieg überraschen lassen.«

»Ja — ist denn die ganze Welt verrückt geworden? Es gibt keinen Krieg. Unsinn! Und wenn —«

»Wenn,« unterbrach sie Hendrik erregt, »so sind wir in der ekelhaftesten Lage, die sich denken läßt.«

»Aber — steht es denn wirklich — so gefährlich?« fragte nun auch Edith. Sie erinnerte sich an den Brief des Leutnants vom Morgen. »Alex, von dem ich heute einen Brief hatte, schrieb allerdings auch —«

»Ach, Alex!« warf Frau Gisberte hin. »Was sind das für Bangemachereien! Nun fängst du auch noch an, Edith! Ich mag nichts davon hören! Schämen Sie sich, Hendrik!«

»Dann reise ich allein!« fuhr Jöns plötzlich sehr bestimmt heraus. »Ich bin russischer Untertan. Ich habe gar keine Lust —«

»Was sind Sie? Russischer Untertan!?« Frau Gisberte schlug lachend die Hände zusammen. »Davon weiß ich ja gar nichts! Das ist ja riesig interessant! Wieso denn?«

»Ich habe gar keine Lust,« wiederholte Hendrik heftig, »mich irgendwo bei Kriegsausbruch festsetzen zu lassen! Mein Vater war russischer Staatsangehöriger, wer kümmert sich denn in vernünftigen Zeiten um solchen Plunder! Doch jetzt — ich denke nicht daran, mich unnötigen Schwulitäten auszusetzen! Ich reise!« Eine finstere, eigensinnige Entschlossenheit lag auf seinem Antlitz; das breite Kinn schob sich vor und hin und her.

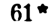
Frau Gisberte wollte die Sache immer noch von der spaßhaften Seite nehmen.

»Sie reisen? Knall und Fall? Und wir? Und wohin? Das ist ja närrisch!« Sie glaubte nicht an dieses Kriegsmärchen. Nichts lag ihr ferner als das, war ihr unbequemer und darum unwahrscheinlicher. Mit allen Mitteln suchte sie Jöns es auszureden.

Der Kellner trat zum zweitenmal heran mit der Frage, was die Herrschaften nähmen.

»Nichts!« fuhr Hendrik ihn an und stand auf. Er lief einfach weg, nach dem Park, der das Hotel umgab. Frau Gisberte gab dem unschuldigen Kellner ein Beruhigungstrinkgeld, erhob sich mit Edith, folgte dem Flüchtling, den sie auf einer Bank einholten. Er saß da und hieb mit seinem Stöckchen auf den Weg, daß der Sand umherspritzte. Kaum daß er die Damen heranließ, ihnen Platz machte. Er kochte über, schimpfte über diese verdammten Verwicklungen, die ihn nichts angingen und im Begriff ständen, seine schönsten Pläne, seine eben jetzt erfolgreich begonnene, sorgfältig angelegte Laufbahn zuschanden zu machen. Nachgerade wurde auch Frau Gisberte nervös, konnte sich, so eifrig sie widersprach, der Besorgnisse nicht erwehren. Edith saß schweigend dabei. Vergebens suchte sie das Außergewöhnliche, das da heranbrohte, zu erfassen: zu sehr war sie all die Zeit in ihren eignen Kümmernissen befangen, um auch nur bei dem Wort »Krieg« sich ein Wirkliches zu denken, geschweige denn die Tatsache mit ihrem Leben in irgendeinen Zusammenhang bringen zu können.

Ein unangenehmer, lauer, stößiger Wind fegte über den See her, trieb graues Ge-





wölk über den Himmel und trübte damit die Sonne. Niemand hatte Lust, länger zu bleiben, und das nächste Schiff war zur Heimfahrt willkommen. Da das Wetter zusehends unfreundlicher wurde, setzten sie sich in die Kajüte.

Hendrik hielt es nicht dort aus. Ohne Erklärung stürmte er weg, auf Deck.

»Komm! Wir dürfen ihn so nicht sich selber überlassen! Abscheulich das!« Frau Gisberte ging ihm nach, ohne weiter auf Edith zu achten, die zurückblieb und erst nach einer Weile bemerkte, daß sie allein saß. Sie trat hinaus aufs Zwischendeck, suchte ihre Mutter und Jöns. Es waren wenig Mitfahrer an Bord. Sie stieg die Treppe zum Oberdeck hinauf. See und Ufer waren in verdrießliches Grau gehüllt. Der Kirchturm von Wasserburg, dem das Schiff zulenkte, war schon nah herangetreten. Vorn auf dem Deck, dem Land zugekehrt, in seinen Lodenüberwurf eingewickelt, stand Hendrik. Frau Gisberte lehnte zutraulich an ihm, hatte einen Arm um seine Schulter gelegt, sprach auf ihn ein. Edith zog sich wieder über die Treppe zurück; sie war überflüssig. Das war nichts Neues. Und doch: sie fühlte einen zehrenden Schmerz. Jetzt, wo etwas Unheimliches, Ungeheuerliches in der Luft lag, wo einer des andern Nähe unwillkürlich suchte, brauchte, war sie ausgeschlossen. Die beiden bedurften ihrer nicht. Niemand bedurfte ihrer. Und sie war selber so bedürftig — eines Zurufs, eines Halts, der Anlehnung ...

Zu Hause fand Frau Gisberte ein dringendes Telegramm vor. Vor einigen Tagen hatte sie an Freunde in Brüssel geschrieben, eine scherzhafte Anfrage nach der politischen Witterung eingeflochten. Die Drahtnachricht bestätigte in ernstesten Worten, was sie noch immer für Hirngespinste hielt: die Gefahr eines unmittelbar bevorstehenden Weltkrieges.

Das Abendbrot verlief, im Gegensatz zu sonst, schweigsam und trüb. Kaum daß ein Bissen angerührt wurde. Jeder hing seinen Gedanken und Gefühlen nach, wie sie die so schnell verdichtete Kriegsgefahr aufregte.

Hendrik wartete das Ende des drückenden Mahls gar nicht erst ab. Er warf sich über den Flügel, der das Stübchen nebenan fast völlig ausfüllte. In wilden, zerrissenen Klängen raste er seine ungezügelten Empfindungen aus. Frau Gisberte verließ gleichfalls den Tisch und folgte ihm.

Nur Edith blieb sitzen. Sie sah durch die gegenüberliegende Tür, wie ihre Mutter, nahe bei ihm, mit halbem Leib über den Flügel lehnte. Das Gesicht in den Händen, horchte sie auf sein Stürmen, hielt die Augen mit starren, dringenden Blicken auf ihn gerichtet, als wollte sie ihn ihre Nähe, ihr Verständnis, ihr Mitfühlen zwingend und sänftigend fühlen lassen. Er warf ihr erst nur einzelne, dann immer häufigere, lodernde Blicke entgegen. Es wurde mehr und mehr eine heiße, in Töne verhüllte und doch so unverhüllte Zwiesprache.

Edith hielt es nicht aus; unbemerkt ging sie aus dem Zimmer.

Sie bewohnte die Giebelstube, unmittelbar unter dem eisernen Stern. Dort setzte sie sich im Dunkeln unweit des offenen Fensters. Laut brandeten drunten die Wellen gegen das Ufer. Wolken segelten in dem Wind, der das Eisengestirn über ihr knarren machte, über dem nächtlichen See. Nur in weiter Ferne flimmerte eine magische Lichtbahn: der Mond, der verborgen war, schüttete den geheimnisvollen Schimmer aus.

Edith duckte sich zusammen. Es war ihr, als hätte das Große, Furchtbare, was sie »Krieg« nannten, in der Jagd der fahrenden Wolken Gestalt angenommen, käme ihr nah und näher. Was sollte werden? Wo war noch ein Unterschlupf, eine Zuflucht für sie? Nirgend. Wer erbarmte sich über die verzweifelte, ratlose Verlassenheit ihrer Seele, die in sich hineingescheucht war, nicht aus noch ein mehr fand? Niemand. — Krieg! Krieg! ... Sie wiederholte das Wort, sprach es halblaut vor sich hin, und mit einmal war es nicht sie, war es ihr Vater, der es ihr zurief. Er, er hatte es vorausverkündigt, und er behielt recht. Recht nicht nur für ein ganzes Volk, dessen Schicksalsstunde er vorhersah — recht auch für sie, für ihr kleines Schicksal — recht gegen ihre Mutter! Wie Schuppen fiel es ihr von den Augen: diese Reisewochen, glichen sie vielleicht dem Martyrium, das er durchlitten hatte; dem Martyrium der Qual, das vom Gipfel der Vergötterung über alle Stufen des Argwohns niederführte bis in den Abgrund der Verachtung? Sie hatte gelitten, sie litt wie er — an

Frau Gisberte! Eine Erkenntnis, eine Offenbarung war es, die sie in allen Tiefen schüttelte und aufrührte, die sie vollends niederwarf und doch zugleich leise wieder aufhob. Es war ja nicht möglich, daß nichts, gar nichts in ihr war von der Kraft, die in ihm gewesen war; die ihn gehalten, zum Widerstand stark gemacht hatte! Was werden wollte — sie mußte sich an ihn schmiegen, zu ihm sich bekennen, Kraft aus seiner Kraft in sich wecken, in sich hinübertrinken! Mit ringenden Armen klammerte sie sich an ihn, tastete sich an ihm empor, bettelte um einen verstehenden, helfenden Blick aus den Augen, deren verborgene Güte sie verkannt, sie verleugnet hatte ... Sie wurde ruhiger. Todmüde, aber nicht ganz so verlassen und hoffnungslos wie sie heraufgekommen war, legte sie sich schlafen.

Auch drunten hatte der Flügel ausgetobt. Hendriks Kopf lag in Frau Gisbertes Schoß, und sie streichelte ihn, und sie versprach, was ihr guter, armer Künstlerjunge nur wollte ...

Früh am Morgen wurde Edith wachgeklopft. Frau Gisberte selbst war es, die, alle Schonung für ihren bisherigen erholungsbedürftigen Zustand außer acht lassend, schon auf war.

Als Edith fertig war und herunterkam, fand sie den Frühstückstisch, der, wie immer an trüben Tagen, statt auf der Terrasse in der Glasveranda stand, nur noch für sich gedeckt. Frau Gisberte kam nach einer Weile sehr in Eile gelaufen — nicht mehr im Morgenkleid, sondern schon im Reiseanzug.

»Ich bin schon beim Packen, Kind! Wir fahren. Es geht nicht anders.« Sie setzte sich auf die Ecke eines Stuhles. »Hendrik und ich besprachen uns gestern noch sehr eingehend. Morgen früh können wir in Berlin sein. Abends reisen wir von dort weiter.«

»Weiter?« fragte Edith, auf die diese plötzlichen Entschlüsse niederprasselten, mit wachsendem Staunen.

»Zunächst nach Amsterdam, dachten wir,« berichtete Frau Gisberte hastig weiter. »Sind wir erst auf neutralem Boden, werden wir sehen! Vielleicht Skandinavien, vielleicht — na ja, das wird sich zeigen.«

»Aber warum denn ins Ausland?« kam es betroffen von Ediths Lippen.

»Sehr einfach. Erstens sind wir im neutralen Ausland am sichersten. Hundert gegen eins steht zu wetten, daß, wenn alle Völker — Franzosen, Russen, womöglich Engländer — gegen die Deutschen losschlagen, die deutsche Herrlichkeit zu Scherben geht! Das verdanken wir diesen Rüstungsnarren! Diesen ewigen Kriegshetzern! Ah — ich bin wütend!« Sie schlug zur Bekräftigung mit ihrer kleinen Hand auf den Tisch. »Ich brauch' dir nicht zu sagen, wer da mit dazugehörte.«

Edith verstand die Anspielung auf ihren Vater nur zu wohl. Sie sah vor sich nieder.

»Doch das hilft ja nun nichts!« fuhr Frau Gisberte fort. »Ich will überhaupt mit der widerwärtigen Politik nichts zu tun haben. Wir müssen an Hendrik denken — das ist der Kasus! Will er nicht nach Rußland fahren und sich womöglich in Uniform stecken lassen, und will er nicht riskieren, bei uns in einigen Tagen festgesetzt zu werden, bleibt doch nur, daß er sich in Sicherheit bringt, bis der Sturm vorüber ist. Vielleicht findet sich Gelegenheit zu einer Tournee in Ländern, wo sie sich nicht totschlagen ... Ich denke, es leuchtet dir ein, daß wir keine Wahl haben, als fort. Und das schleunigst!« Sie stand schon wieder auf. »Also spute dich und packe deine Siebensachen wie wir!«

»Mama, ich halte es nicht für richtig,« preßte Edith heraus.

»Was hältst du nicht für richtig?« Frau Gisberte blieb stehen und sah über die Achsel.

»Daß wir in einer solchen Zeit — Deutschland verlassen,« sagte Edith, sich zusammenraffend. »Was sollte Alex dazu sagen? Wir können doch nicht, während er ins Feld zieht —«

»Ach, Alex! Alex! Hat er sich um mich gekümmert? Darauf nehme ich keine Rücksicht!«

»Ich — ich muß sie nehmen!« Edith erhob sich unwillkürlich. »Ich kann nicht fort. Und — und — ich will nicht, Mama!« Wie ein Aufschrei brach es hervor. Sie zitterte und mußte sich gegen die Wand lehnen.

»Du willst nicht?« wiederholte Frau Gisberte, als hätte sie sich verhört. »Du willst nicht? Erkläre mir das, bitte! Aber rasch! Unsre Zeit ist kostbar.«



Edith blickte schweigend vor sich hin. Der Augenblick war da. Der Augenblick, den sie immer gesucht hatte und vor dem sie immer ausgewichen war. Wenn sie ihn verpaßte, kam er nicht wieder. Aber die ewige Schwäche war gleichzeitig am Werk, drückte ihr den Mund zu. Als ob nicht jede Minute des Schweigens sie mehr entwaffnet hätte — schwieg sie und schwieg noch immer.

»Kind, ich glaube, daß du nicht weißt, was du willst!« begann Frau Gisberte wieder, die den Kampf, der nur zu sichtbar in Ediths Zügen sich abspielte, mit naiver Spannung beobachtete. »Überleg' dir —«

»Doch, doch weiß ich, was ich will!« Edith arbeitete sich aus ihrem Schweigen los, mit der Verzweiflung eines Ertrinkenden. »Hendrik liebt mich nicht! Ich habe keinen Grund, um seinetwillen zu fliehen! Ich würde mich schämen, es zu tun!«

»Das sind ja reizende Bekenntnisse!« murmelte Frau Gisberte. Mehr ärgerlich als bestürzt über diesen ungelegenen Ausbruch, setzte sie sich wieder, klopfte mit den Fingerspitzen gegeneinander und drängte: »Weiter — weiter!«

»Ich sage dir nichts Neues, Mama! Du mußt das wissen, mußt!« Einmal frei geworden, stürzten die Worte fast leidenschaftlich aus Edith hervor. »Ich leide darunter! Seit Monaten leide ich darunter! Hendrik liebt nicht mich, sondern dich! Ich bitte dich« — sie legte eine flehende, verzweifelte Inbrunst in ihre Stimme, hob beschwörend ihre Hände —, »ich bitte dich, sag' mir klar und offen, ob du das nicht weißt! Nicht wußtest! Du mußt dich entscheiden zwischen ihm und mir! Sag', daß wir nicht reisen wollen! Du auch nicht, wenn ich nicht will!«

Verlegenheit war Frau Gisbertes Fall nicht. Aber Ediths heftige, ungekünstelte Sprache übertraf so sehr alles, was sie von dem kleinen, willensschwachen Mädchen bisher gewohnt war, daß sie fassungslos ihre sonst so beherrschte Miene verzog, den Blick senkte, sich die Hand wie schützend vor die Augen legte. Als sie die Hand wieder wegnahm, hatte ihr Gesicht einen leidenden, enttäuschten Ausdruck angenommen.

»Edith, ich brauche dir nicht zu sagen, daß mich dein Benehmen aufs schmerzlichste überrascht,« sagte sie gekränkt. »Ich bin nicht gewohnt, Gott sei Dank nicht, dich so mit mir reden zu hören. Wenn du mich liebhättest —«

»Ich habe dir meine Liebe bewiesen, Mama! Nicht einmal, tausendmal! So sehr, daß —«

»Wenn du mich liebhättest, sage ich, würdest du mich nicht gerade jetzt vor eine unerträgliche Wahl stellen wollen. Du weißt, was Jöns mir ist —«

»Du gibst mir keine Antwort auf meine Frage, Mama!«

»Ich gebe zu, daß ihr, Hendrik und du, euch nicht so nahegekommen seid, wie wir dachten — er sprach mir schon im März davon. Ich riet ihm, sich zu gedulden, auf diese Reise, diesen Sommer zu hoffen. Ist es meine Schuld, wenn die Hoffnung fehlschlug? Was nicht sein kann — mag es nicht sein! Was hat das mit unsern sonstigen Plänen zu tun?«

»Viel. Alles, Mama! Ich halte das Leben zu dreien nicht mehr aus! Und ich kann jetzt nicht, mit ihm nicht ins Ausland reisen! Siehst du denn das nicht ein, Mama?«

»Nenne mich nicht so!« fuhr Frau Gisberte auf. Sie war am Ende ihrer Geduld. »Ein Kind, das mir vorschreibt, was ich zu tun und zu lassen habe, das mir in einem kritischen Moment wie jetzt die Pistole auf die Brust setzt, soll mich nicht so heißen!« Sie sprang auf. Ihre Augen funkelten; sie war außer sich über diesen Starrsinn. Schon gestern abend hatte sie Hendrik mehr versprochen, als ihr lieb war, hatte sich ihm so gut wie ergeben — in der Hoffnung, die sie nie verlor, doch wieder neuen Aufschub zu gewinnen. Nun rückte ihr Edith zu Leibe. Wollte auch sie sie zwingen, sich zu entscheiden, ihres freien Willens zu begeben? »Was erwartest du eigentlich von mir? Wo hinaus soll diese Komödie? Verkehrte Welt, daß du mich vor eine Wahl stellst! Ich lasse dir Zeit, zu wählen! Du kannst dir das bis Berlin reichlich überlegen! Ob du mitkommen willst oder nicht! Ob wir beisammenbleiben oder uns trennen!«

»Das heißt — du reisest in — jedem Fall?« stammelte Edith. »Du begleitest ihn — so oder so?« Obwohl ihre Frage schon beantwortet war, stellte sie sie noch einmal, ließ sie sich eine letzte Möglichkeit, sich getäuscht zu haben, offen. Ihr entfärbtes Gesicht, die entsetzt aufgerissenen Augen und



der zuckende Mund verrieten, daß sie am Ende ihrer Kraft war, der sie das Äußerste zugemutet hatte.

Frau Gisberte stand dicht vor ihr. Sie war wieder ganz sie selbst, zweifelte nicht, daß sie, je nachdrücklicher sie auf ihrem Willen bestand, um so sicherer auch dieser bis dahin unerhörten Meuterei Herr werden würde.

»In jedem Fall, mein Liebling! Ganz recht!« sagte sie mit einem Lächeln, in dem ihre wiedergewonnene Überlegenheit aufblinkte. »Ich begleite ihn in jedem Fall!«

»Dann — dann brauche ich mir nichts mehr zu überlegen,« flüsterte Edith. »Ich weiß genug!« Frau Gisberte hatte die Veranda verlassen, ohne noch auf die Worte zu hören, und Edith sank erschöpft auf einen Stuhl.

Sie hatte der Mutter die Wahrheit, ein offenes, rückhaltloses Bekenntnis der Liebe zu Hendrik nicht entrissen, das letzte Rätsel dieser Seele nicht gelöst. Und wußte doch genug. Vergebens hatte sie in all ihrer Herzensnot an diese Seele gepocht, nach mütterlichem Gefühl, mütterlichem Verständnis gerufen und gerungen! Wenn je dergleichen dort gewohnt hatte — fünfviertel Jahre hatten genügt, es aufzuzehren. Das Götterbild, zu dem sie mit so viel kindlicher Andacht emporgeschaut, dem sie eins ums andre gläubig hingeopfert hatte, lag in Trümmern. So bitter der Schmerz war, so grausam die Ernüchterung, so grenzenlos die Verlassenheit — sie hatte den Kampf ausgehalten, würde ihn durchhalten bis ans Ende ...

Die Reise, die gegen Abend angetreten wurde, bewies von vornherein, daß Frau von Martiz und die Ihrigen mit den Befürchtungen eines Krieges längst nicht mehr allein standen. Entgegen der vornehmen Bequemlichkeit, an die man bei allen Fahrten des Sommers und Frühlings gewöhnt war, mußte man zufrieden sein, in dem D-Zug von Lindau über München nach Berlin überhaupt Sitzplätze zu finden. Zu Dutzenden standen die Fahrgäste in den Gängen und gaben sich sogar mit einem Platz im Gepäckwagen zufrieden. Und an den Haltestellen strömten immer neue Scharen herzu, als hätten sich gerade auf diesen Zug die Reisenden von ganz Deutschland vereinigt. Mit immer schwererer, immer gedrängterer Bürde und immer langsamer keuchte die Lokomotive nach Mitteldeutschland hinein. Auf halbe, auf dreiviertel Stunden hielt man im freien Feld, schwarze, undurchdringliche Nacht vor den Fenstern.

An Schlaf war nicht zu denken. Stunde um Stunde saßen Frau Gisberte und Edith — Jöns hatte nur in einem entfernten Abteil Unterkunft gefunden — sich gegenüber. Sie waren fast zur Bewegungslosigkeit verdammt, und nach ihrer Aussprache war dies Gegeneinandergebundensein wie eine höhnische Strafe. Zugleich war es eine letzte, lange Frist für beide, sich über das Vorgefallene und seine Folgen klarzuwerden.

Sie waren auch beide damit beschäftigt, kamen davon nicht los.

Zu tief drohte das Zerwürfnis mit ihrer Mutter, eine Trennung von ihr in Ediths Leben einzuschneiden, als daß sie nicht auch jetzt noch mit einer Faser ihres Herzens an die Möglichkeit einer wenigstens vorläufigen Verständigung sich geklammert hätte — ein Hoffnungsschimmer, der aufblitzte und erlosch, wie draußen vor dem Fenster des fahrenden Zuges die Lichtpünktchen der Laternen neben und auf den Gleisen. Mußte nicht doch in Frau Gisberte irgendwo und -wie das Gefühl der Mutter sich regen, das es nicht ertrug, ein Kind einfach sich selbst zu überlassen? Hatte wirklich eine Leidenschaft, echt und ohne Maß, sie so ergriffen, daß nichts außer Jöns mehr in ihr Raum und Sinn hatte? Seit wann konnte das sein und wie weit war es gediehen, und wie hätte dies Dasein zu dreien sich weitergestalten sollen?

Auch in Frau Gisberte, so fest sie meist die Augen geschlossen hielt, arbeiteten die Gedanken unaufhörlich. Sie warf oder vielmehr schob sich immer neu, immer anders in den Polstern hin und her und lag oder saß doch immer auf dem alten Fleck. Natürlich hatte sie damit rechnen müssen, daß früher oder später die Dinge zu einer Entscheidung trieben. An eine Verbindung zwischen Hendrik und Edith glaubte sie selber kaum mehr. Als im März Hendrik sie überrumpelte, von neuem und diesmal auf ja oder nein um sie warb, erlangte sie noch einmal von ihm einen Aufschub: er sollte noch über die Reise sich und ihr Frist geben, unterwegs zwischen ihr und Edith seine Empfindungen klären, die ihn doch vielleicht

anders führten. Das Spiel zu dreien, unter dem Edith so sehr litt und in dem sie sich nach ihrer ganzen Anlage gefiel, beförderte sie so, ja, erklärte es erst eigentlich zu Recht. Glaubte sie ernstlich, daß Hendrik sich umbesinnen würde? Wünschte sie es noch? Je nach ihrer Stimmung ... Noch immer dachte sie kühl genug, um sich ihr Schicksal ausrechnen zu können, wenn sie dem um ein Dutzend Jahre jüngeren Künstler nachgab. Wenige Jahre bestenfalls — Jahre des Rausches, aufreibender Nervenspannung, der Ernüchterung und Enttäuschung —, und sie trat beiseite, ehe sie beiseitegestellt wurde. Lohnte das den Einsatz? Sie hätte unbedingt verneinen müssen, hätte sie nicht diesen Einsatz — ihre Person und ihre Freiheit schon halb verloren gehabt, als sie die Theosophie und deren Meister mit nur zu gutem Erfolg gegen Hendrik ausspielte. Seither mußte sie Schritt für Schritt mehr einsetzen und mehr verlieren. Hendrik war und blieb der Gewinner. Aber bis jetzt hielt sie sich an die Illusion ihres freien Willens, ihres Selbstbestimmungsrechts. Und nun kam dieser niederträchtige Krieg, kam ebenso aus heiterem Himmel Ediths niederträchtiges: Er oder ich! Sie war außer sich. Sie übersah mit einem Schlag, wie sehr sie sich aus der Hand gegeben hatte. Sie konnte von Hendrik nicht mehr los, hatte sich zu sehr an ihn gewöhnt, aber auch an ihn gekettet. Sie konnte nicht, selbst wenn sie gewollt hätte! Was sie an Neigung für dieses ihr so spät zugefallene Kind hatte aufbringen können — eigentlich war ihr das junge Mädchen nur eine Unterhaltung, ein Spielzeug für ihre Laune gewesen —, war verausgabt. Und nun trat ihr dieses undankbare Kind störrisch in den Weg, forderte Entscheidungen, die sie noch in der Ferne und in ihrem Belieben wähnte! Bah! — es war unmöglich, daß die bisher so nachgiebige, bildsame kleine Person beharrlich blieb! Es mußte unmöglich sein, und darum wollte sie die etwaigen Folgen gar nicht erst ausdenken. Sie rechnete unerschütterlich auf einen Umschlag, eine Wendung, die ihr noch einmal Bewegungs- und Entschlußfreiheit verschaffte, und wäre es nur auf Wochen.

Die Nacht ging vorüber. Hendrik brachte den Damen beinah mit Lebensgefahr eine Tasse Kaffee in Jena oder Naumburg oder sonstwo. Der Morgen, der Vormittag verstrich — je mehr der überfüllte Zug dem Norden zustrebte, um so träger wurde die Fahrt, um so länger die Aufenthalte. Es wurde drei Uhr, ehe man in Halle war, und um sechs Uhr fuhr der Zug in den Anhalter Bahnhof ein.

Gerädert und überwacht langte Frau Gisberte mit Edith am Lützowufer an. Die Telegramme hatten die Dienstboten nicht rechtzeitig erreicht. Man mußte unverrichteter Dinge umkehren und in einem Hotel am Leipziger Platz übernachten.

Frau Gisberte hatte mit Jöns, der, um seine eignen Angelegenheiten zu ordnen, sich gleich nach der Ankunft in Berlin von den Damen hatte trennen müssen, die Weiterfahrt nach Holland auf den Abend des kommenden Tages verabredet. Nur die nötigsten Stunden blieben, um mit Hilfe Meos und eines Mädchens, die nun eingetroffen waren, zu packen und die bringenden Geschäfte zu erledigen. Auch Edith hatte zu tun. Im Traum, mechanisch legte sie das Unentbehrliche, das, was ihr gehörte und von dem sie sich nicht trennen mochte, zurecht, packte um und ein. Immer wieder horchte sie aus ihrem Zimmer hinaus, sah nach den Türen: weder beim Frühstück im Hotel noch später hatte Frau Gisberte in der Unterhaltung, die sich auf Unerläßliches beschränkte, auch nur ein Wort fallen lassen, das sich auf die Trennung bezog. Sie tat unentwegt so, als dächte sie nicht mehr daran. Wie sollte dieser unheimliche Zustand endigen? Wer würde das Schweigen brechen?

Es wurde Mittag: sie aßen getrennt — ein paar Bissen, die Meo in der Nachbarschaft holte. Edith war mit ihrem Packen fertig. Es half nichts: sie mußte ihre Mutter aufsuchen, mit ihr reden, ein Ende suchen.

Frau Gisberte saß im indischen Zimmer am Boden, inmitten eines Wirrwarrs von Kleidern, Hüten, Schachteln, Koffern und Handtaschen. Auch sie hatte beiher gehorcht, auf Edith gewartet. Neugierig sah sie auf.

»Na, und —?« fragte sie, als Edith unschlüssig in der Tür stehenblieb. »Wie wird das nun? Du fährst natürlich mit uns, was?« Sie lächelte verschmitzt.

»Nein, Mama!« war das einzige, was Edith hervorbrachte.

»Nein? Nein? Ja — was soll denn



dann werden?« Frau Gisberte war ehrlich bestürzt. »Hast du dir das denn überlegt?« Es klang gar nicht böse, eher freundschaftlich und äußerst verwundert.

»Ich kann nicht!« gab Edith zurück. »Ich kann mich nicht anders entschließen, Mama!«

»Dann ist uns nicht zu helfen, Liebling! Ich kann auch nicht!« Mit nachdenklicher Miene, ratlos blieb sie sitzen, wo sie saß. »Vielleicht ist es nicht einmal das Schlechteste so,« begann sie dann zögernd. »Ich meine, wir wollen uns nichts vormachen,« fuhr sie lebhafter fort. »Es ist schon so: Hendrik, der gute, dumme Junge, kann nicht ohne mich sein. Er liebt mich, mag sein. Eine verflixte Geschichte! Ob ich ihn liebe? Wie er sich's vorstellt? Mein Gott, Kind, da fragst du mich zuviel — ich weiß es selbst nicht ...« Sie sagte es aufrichtig, beinah kindlich und hilflos. Und sie lächelte nicht einmal, sah eher ernsthaft, fast wehmütig aus.

Edith schauerte leise in sich zusammen. Die Frau, die ihre Mutter hieß, blieb bis zuletzt, wie sie war. Und wer sie war, wußte niemand, vielleicht sie selber nicht.

Frau Gisberte erhob sich, kam zu ihr. »Und was willst du machen? Ich muß doch wissen, was aus dir wird!« fragte sie kopfschüttelnd.

»Ich will Alex aufsuchen. Falls er noch hier ist. Sonst — sonst —«

»Siehst du! Du weißt noch immer nicht, was du willst, Kind! Es ist unsinnig, was du vorhast! Ganz unsinnig! Besinn dich noch einmal! Wie können wir in die Welt hineinlaufen — du so — ich so!?«

»Vielleicht gehe ich — einstweilen — gehe ich — zu Frau von Baudius.«

»Ah — zu Frau von Baudius! Alte Liebe rostet nicht!« Einen Augenblick spielte Frau Gisbertes Gesicht in den verschiedensten Empfindungen, die nicht so gut waren wie die, die bisher sich darin gezeigt hatten. Aber das ging schnell vorüber. »Vielleicht gar kein so übler Gedanke! Von dir aus gesehen!«

Wieder trat eine Pause ein. Dann streckte ihr Edith die Hand hin. »Lebe wohl!« Sie brachte es nicht über sich, sie, wie sonst, Mama zu nennen.

»Wie? Was? Gleich? Eilt denn das so?« Frau Gisberte war nun doch erschrocken.

»Gleich,« erwiderte Edith unhörbar.

Frau Gisberte ergriff ihre Hand, zog sie an sich, berührte mit den Lippen ihre Stirn. »Wir wollen uns nicht böse sein, was? Es ist nur vorläufig! Wir hören wieder voneinander! — Leb' wohl, Dith!«

Edith riß sich los, eilte fort, ohne noch einmal zu antworten ...

Erst in ihrem Zimmerchen blieb sie wie betäubt stehen. Es war zu Ende. Zu Ende — und nicht einmal Tränen kamen ihr zu Hilfe. Sie war ohne Mutter, ohne Heim, verwaist — alles war zu Ende ...

Sie trug dem lilabefrackten Meo auf, ihr einen Wagen zu besorgen. Bis er gemeldet wurde, saß sie regungslos, mit den Händen im Schoß da; blickte geistesabwesend auf die leichten, luftigen weißen Möbel mit ihren Blumenmustern, die hellen Wände, den erhöhten Sitz am Fenster, das ganze muntere Zimmer, das sie in so vielerlei Stimmungen und doch nur so kurz beherbergt hatte ... Dann ging sie.

Erst in später Nachmittagsstunde, nach langer Irrfahrt, fuhr Edith in der Alsenstraße, am Hause der Generalin von Baudius vor.

Vergebens hatte sie nach ihrem Bruder gesucht. Sie hatte sich seine Hausnummer nur ungenau gemerkt. Als sie endlich seine Wohnung am Alexanderufer fand, hieß es, der Herr Leutnant habe schon drei Tage zuvor sein Quartier geräumt. Näheres schienen die Leute nicht zu wissen. Edith machte den Versuch, in Döberitz etwas über ihn zu erfahren; in einem Café in der Friedrichstraße trank sie eine Tasse Fleischbrühe und benutzte den Fernsprecher. Sie bekam lange keinen Anschluß; schließlich den Bescheid, ihr Bruder sei nicht da. Rittmeister Gerland fiel ihr ein. Sie ließ sich in die Markgrafenstraße fahren — der Rittmeister hatte von Halensee dahin gewechselt. Schon der Pförtner meldete, der Herr sei noch verreist. Gänzlich erschöpft ließ sie sich nach der Alsenstraße fahren.

Sie war so hoffnungslos niedergeschlagen, daß sie beschloß, den Kutscher auch hier lieber gleich warten zu lassen. Frau von Baudius war gewiß auch verreist oder ausgegangen, und sie stand dann mit ihrem Gepäck allein auf der Straße.

»Warten? Doch wieder?« meinte der

graubärtige Rosselenker, der sie nun schon stundenlang herumkutschierte. »Aber man nich bis nach'n Krieg!« Er lachte befriedigt über seinen bescheidenen, aber zeitgemäßen Witz.

Edith verstand ihn nicht einmal. Verzagt ging sie ins Haus. Im ersten Stock nannte sie dem Mädchen, das auf ihr Klingeln erschien, ihren Namen. Man ließ sie warten. Doch nicht wieder umsonst. Noch einen Augenblick, und sie stand vor der alten Dame, die ihr entgegenkam.

»Sie sind hier?« empfing sie Edith lebhaft. »Und denken also doch noch wieder an mich! Und ich verwünschte eben mein Alter, mein Fußwerk, das mir nicht erlaubt, unterwegs zu sein, wo doch alle Welt in diesen atemraubenden Tagen — Aber was ist Ihnen, liebes Kind? Wie sehen Sie aus? Setzen Sie sich mal erst — hier — aufs Sofa, neben mich!« Voll Besorgnis zog sie Edith neben sich nieder und sah ihr in das bleiche, verstörte Gesicht, in die Augen, die sich endlich, endlich mit Tränen füllten.

Edith nahm sich möglichst zusammen. Sie fing an, Bericht zu erstatten über das, was ihr begegnet war, aber je weiter sie kam, desto abgerissener wurden ihre Sätze, desto grimmiger fiel das Leid sie an, das nun im Schildern ihr erst so recht zum Bewußtsein kam und ihre Worte in einem herzbrechenden Schluchzen untergehen ließ.

Frau von Baudius hatte mit Anteil, allmählich mit Ergriffenheit zugehört. Sie war welterfahren genug, um sich aus dem, was Edith sagte, das, was sie nicht über die Lippen brachte, zu ergänzen. Sie nahm die Hand des jungen Mädchens in die ihrige, streichelte darüber, ließ Edith sich eine Weile ausweinen.

»So, mein liebes Fräulein,« sagte sie dann, »nun wird Ihnen schon leichter. Jetzt vor allen Dingen das Praktische! So bin ich nun mal. Sie sind augenblicklich, wenn ich recht verstehe, mutterseelenallein in Berlin. Auf Ihren Bruder können Sie nicht rechnen. Wollen Sie bei mir bleiben?«

»Wenn ich darf —«

»Abgemacht! Ich lasse Ihr Gepäck heraufschaffen.« Die Generalin klingelte, gab die nötigen Weisungen. »Sehen Sie,« wandte sie sich dann wieder zu Edith, »nun sind Sie doch noch zu mir gekommen! Oder eigentlich — ich möchte fast lieber sagen, Sie sind zu Ihrem Vater zurückgekommen! Hab' ich nicht recht?«

Edith nickte nur still vor sich hin.

»Und daß Sie es gerade jetzt sind, das ist mir wie ein besonderes Zeichen!« fuhr die alte Dame mit ihrer starken, schallenden Stimme fort, die warm war und doch so gar nicht gefühlsselig. »Wir dürfen jetzt alle nicht in unserm kleinen Schicksal aufgehen! Auch Sie nicht! Das größere steht vor der Tür! Wie es Ihr Vater voraussah. Und in dem heilen wir uns, richten wir uns auf! Wollen wir?«

Zu wund war Edith, zu zerrissen, um ganz begreifen zu können, wie es die Generalin meinte. Sie küßte ihr nur dankbar die Hände ...

Sie sollte es begreifen.

Der schwüle Sturm, der mit Brausen über die Welt fegte und dem Weltunwetter voraufging, ließ in den Tagen, die mit der unheimlichen Wucht dramatischen Geschehens sich steigerten, keinen nur an sich denken und sein bißchen persönliches Leid oder Lust — keinen, und darum auch Edith nicht. Die Windsbraut aus Osten, aus Westen, vom Nordmeer rüttelte an allen Fenstern und allen Herzen. Wie sie die Menschen nicht im engen Bann ihrer Sorgen litt, so nicht einmal in ihren Wohnungen, ihren Häusern. Die ganze Riesenstadt der Millionen, die Edith nur erst aus dem Gesichtswinkel des Hauses am Lützowufer kannte, kochte über, und die Fluten einer tiefverborgenen, für unmöglich gehaltenen Begeisterung brandeten durch die Straßen.

Auch die Generalin, alle Rücksicht auf Gicht und Jahre beiseitesetzend, war mit Edith unterwegs.

Sie gingen Unter die Linden, ins Gewimmel der erregten Tausende, der Zeitungsrufer, der jubelnd begrüßten Soldaten, die bahnwärts marschierten, Sträuße an den Gewehren, Lieder auf den Lippen. Sie sah den Kronprinzen, den Kaiser, dessen Wagen sich mühsam Bahn brach durch die hochrufende, tücherschwenkende Menge, und suchten, wenn es des Guten zuviel wurde, bei Kranzler oder im Café Bauer ein Unterkommen.

Als es dann doch über die Kräfte der Generalin ging, in den mit elektrischer



Spannung geladenen Stunden zwischen dem drohenden Kriegszustand und der Mobilmachung, wurde Rittmeister Gerland Ediths Führer. Noch am Abend des Tages, an dem sie ihn vergebens aufgesucht hatte, war er nach Berlin zurückgekehrt, hatte mit bewährter Findigkeit nach der Beschreibung seines Pförtners die Person seiner Besucherin, und auf Umwegen, die er ergötzlich zu schildern wußte, ihren Aufenthalt ermittelt. Er wußte auch über Alex Bescheid: der Leutnant hatte schon vor einigen Tagen sich zu seinem Regiment begeben müssen, wo er weitere Verfügungen des Korpskommandos abwartete. Es war also Edith versagt, ihn jetzt wiederzusehen, so sehr sie danach verlangte; nur aufs Geratewohl konnte sie ihm ein paar Zeilen schicken, das Geschehene andeuten, ihm ihre heißen Wünsche senden für das, was bevorstand. Der Rittmeister bewies ein Zartgefühl, das im umgekehrten Verhältnis zu seiner massiven Körperlichkeit stand. Wenige Andeutungen genügten, und er war durchaus im Bild. Im Einverständnis mit Frau von Baudius bot er alles auf, Edith von sich ab- und auf die großen Vorgänge draußen zuzuleiten. Mit ihm stand sie am Abend des denkwürdigen ersten August unter den Massen vor dem Schloß, die mit immer lauterem Ruf den Kaiser, ihren Kaiser zu sehen verlangten. Die alten, stolzen Lieder aus abertausend Kehlen umbrausten sie. Und sie sah, wie der Kaiser heraustrat, hörte seine Stimme über die atemlose Menge hinhallen: »Wir sind heute alle deutsche Brüder und nur noch deutsche Brüder!« Und der unermeßliche Schrei der Liebe, der Treue, der zum Augusthimmel emporschlug — Gelöbnis und Gebet zugleich —, er trug auch ihre Seele über sich hinaus. Sie dachte, sie fühlte in dem Gewaltigen, das da geschah, die Gegenwart ihres Vaters deutlich wie nie, und ihre verzagte Seele flog zu ihm, schmiegte sich an ihn, beugte sich vor ihm ...

Hellmut Baudius war noch in Berlin. Er hatte sein Bordkommando in der Tasche, aber die Erkrankung eines Kameraden machte ihn im Marineamt unabkömmlich. Die verdoppelte Last der Geschäfte ließ ihn fast nur zum Schlafen nach Hause kommen. Edith sah ihn kaum. Seine Mutter hatte ihn von dem, was vorgegangen war und ihr Edith zugeführt hatte, natürlich unterrichtet. Er war davon gepackt, empfand tiefes Mitleid mit Edith, fühlte auch, ohne daß er es freilich bei sich selbst wahrhaben wollte, etwas wie einen Vorwurf gegen sich in diesem traurigen Erleben. Aber er verschloß all das in sich. Die Arbeitsbürde, der Anteil an den übergroßen Zeitereignissen kam ihm dabei zu Hilfe. Wenn er mit Edith zusammenkam, war er freundlich, erwies ihr rücksichtsvolle Schonung, trat aber nicht aus sich heraus. Und sie blieb entsprechend zurückhaltend, schweigsam und scheu.

Es bedurfte einer Anregung der Generalin, damit der Kapitänleutnant sich anbot, Edith am allgemeinen Kriegsbettag in den Dom zu begleiten. Er sparte sich die paar Stunden aus, und sie machten sich frühzeitig auf den Weg. Trotzdem fanden sie keinen Einlaß mehr in dem überfüllten Gotteshaus. Auf dem Rückweg gerieten sie in die Menschenmasse, die hinter dem Reichstag vor dem Bismarckdenkmal sich staute. Der weite Königsplatz, die Anlagen, die Treppen zum Reichstagsgebäude, das Denkmal selbst — alles war von Menschen jedes Standes, jedes Alters überflutet. Und über der gewaltigen Versammlung blaute der sonnigste Sommerhimmel. Edith und der Kapitänleutnant harrten mit aus. Das altniederländische Dankgebet, von der Kapelle der Gardefüsiliere geblasen, von den Tausenden mitgesungen, leitete den Gottesdienst ein. Worte der Kraft und Weihe schallten danach aus Predigermund über die lauschende Riesengemeinde. Ein Hüter, ein Bürge deutscher Art, Eintracht, Siegeszuversicht, ragte das Erzbild des Reichsschöpfers über dem betenden Volk.

Nach der Feier war das Gedränge so stark, daß Edith in Gefahr war, ihren Begleiter zu verlieren. Er mußte ihr den Arm bieten, um sie sicher nach der nahen Alsenstraße zu führen.

Als sie das ärgste Getriebe hinter sich hatten, machte Edith ihren Arm so hastig von ihm los, daß Baudius sie verdutzt ansah.

»Das sieht ja beinah wie Angst aus!« meinte er mit einem eigentümlichen Lächeln.

»Ich wollte Ihnen nur nicht beschwerlich werden!« entschuldigte Edith verlegen ihre Hast.

»Denken Sie wirklich, Sie könnten mir ‚beschwerlich' sein?« fragte er. Zum erstenmal sah sie in seinem klaren, ruhigen Auge

wieder einen Schimmer von jenem Leuchten, das sie von einst kannte.

»Sie sagten mir eben nicht umsonst, ich müßte mir selber helfen!« sagte Edith und wußte nicht, woher ihr der Mut zu dieser schelmischen Anspielung kam, über die sie gleich errötete.

»Oho — das haben Sie mir gut gegeben!« Der Kapitänleutnant griff grüßend an seine Mütze. »Sie sollen übrigens nicht denken,« fuhr er nach einer Weile ernsthaft fort, »weil ich in den paar Augenblicken, die ich frei bin — jetzt und daheim —, noch einsilbiger bin als sonst, ich freute mich nicht, daß Sie bei uns sind und — sich geholfen haben.«

Seine Worte taten Edith unbeschreiblich wohl. Sie fühlte mehr als Teilnahme darin, fühlte seine Achtung, die ihr Selbstgefühl stärkte. Und in der Folge, wenn sie zusammen waren, so flüchtig es sein mochte, gaben sie sich beide freier; er hatte immer ein aufmunterndes, gutes Wort oder doch ein ermutigendes Nicken für sie ...

Frau von Baudius, schon in Friedenszeiten unermüdlich in Liebeswerken, entwickelte mit Kriegsausbruch erst recht eine erstaunliche Tätigkeit in und außer dem Hause. Sie stellte ihre ganze Umsicht, Zeit und Arbeitskraft von Morgen bis Abend in den Dienst der vaterländischen Sache. Zunächst galt es Einkaufsgänge in allen Gegenden der Stadt zu machen. Dann wurde die halbe Wohnung in eine Werkstatt für Schneiderei, Stricken und Häkeln verwandelt. In der richtigen Erkenntnis, daß für Edith gerade jetzt eine tüchtige Arbeit der beste Schutz und Balsam sei, spannte sie ihren Wohngast kräftig mit ein, draußen und daheim. An mehreren Nachmittagen der Woche erschien eine aus ihrem Bekanntenkreis ausgelesene Schar von jungen Mädchen bei ihr und half bei all der mannigfaltigen Hantierung. Die schwatzende Fröhlichkeit der Jugend war recht nach dem Sinn der alten Dame und kam auch Edith zugute.

In den Stunden, wo Frau von Baudius und Edith unter sich waren, bekam bald auch die Erinnerung ihr Recht. Der Wunsch ging von Edith aus, und einmal ausgesprochen, wurde er von der Generalin gern und immer ausgiebiger erfüllt. Als diese merkte, daß sie auch an das Schmerzliche rühren durfte, ohne ihren jungen Gast allzusehr zu erregen, erzählte sie alles, was sie über Ediths Eltern vor und während der Ehe wußte. Es war genug, um Edith das Wesen ihres Vaters immer deutlicher und verständlicher zu machen. Vieles, was ihr als Härte, als düsterer, weltfeindlicher Eigensinn erschienen war — es wurzelte in der von Grund aus echten, mannhaften Eigenart seines Charakters, und nur das Schicksal, das ihn in Frau Gisbertes Gestalt heimgesucht und geschlagen hatte, hatte das Gerade zum Starren verbildet. Frau Gisbertes jugendliche Beweglichkeit, Geistreichigkeit, Natürlichkeit — Eigenschaften, die ihm abgingen oder die seinigen ergänzten — bestachen ihn; sie, die frühverwaiste Tochter eines durch unglückliche Spekulationen zu Fall gekommenen Bankiers, fast mittellos, ließ sich durch die Aussicht auf eine glänzende gesellschaftliche Stellung und andre Äußerlichkeiten schmeicheln. Schon die Verschiedenheit des Alters — er in den Dreißigern, sie noch nicht achtzehn —, die Ungleichheit der Neigungen und Temperamente barg die Gefahr von Reibungen in sich, und das Baudiussche Ehepaar, in dessen Haus Rauter als Kriegsakademiker die erste Bekanntschaft mit seiner nachmaligen Frau machte, sah die Verbindung von vornherein nicht ohne Bedenken. Doch erst die immer seltsamere Formen annehmende Lust Frau Gisbertes an männlichen Freundschaften, die ihren Höhepunkt in den Beziehungen zu Herrn von Martiz fand, erweckte die Eifersucht des Obersten. Nicht einen einzelnen Fall von Schuld, nicht ein greifbares Vergessen von Pflicht und Ehre konnte er ihr nachweisen; sie hinterging ihn, wie er während des späteren Prozesses an seinen Freund Baudius einmal geschrieben hatte, täglich, stündlich durch ihre geistige und seelische Untreue. Eine Untreue, an der seine auf Treue gegründete Natur sich wundrieb und abmarterte, bis der Zweikampf mit dem Konsul, ihre Flucht zu seinem gleich ihm verwundeten Gegner nicht den Beweis ihrer Schuld, die unerweislich blieb, und für die es keine Richter gab, wohl aber die Handhabe zur Scheidung brachte ... Mit erglühenden und dann wieder mit erkaltenden Wangen, tief über die Handarbeit gebeugt, hörte Edith der Generalin bei ihren Erzählungen zu. Den

Beweis der Schuld, um den ihr Vater sich abquälte — auch sie brauchte ihn nicht mehr! Jenes Vergehen der Untreue, ungreifbar, unerweislich und doch so gewiß — sie hatte die Qualen seiner Wirkung an sich selbst erlebt! Ein neues, plötzliches Licht fiel ihr auf die schroffe Strenge ihres Vaters gegen Alex, gegen sie. Er fürchtete das Blut in ihnen, das nicht das seinige war! Dem galt sein Argwohn, sein Bewachen, seine Unduldsamkeit! Wie mußte ihm geschehen, als er ihr und Frau Gisbertes geheimes Einvernehmen entdeckte! Das einzige, was er noch liebte — seine Kinder, auch sie waren angesteckt von dem Gift, vor dem er sie hatte bewahren wollen. Das mußte ihn tödlich treffen! Und sie — Edith — hatte ihm das angetan! Sie hatte ihn nicht verstanden, ihm ihre Liebe aufgesagt, den Verrat ihm zugefügt, den zu überleben seine Kraft nicht mehr zureichte! ... Die Nadel zitterte zwischen ihren Fingern; ihr Herz krümmte sich vor Weh und Reue. Wenn die Generalin es bemerkte — und was bemerkten ihre hellsichtigen Augen nicht! —, stand sie auf, trat heran, klopfte Edith auf den Arm: »Nicht den Kopf hängen lassen, Fräulein Edith! Das darf jetzt keiner von uns!« wiederholte sie oft munter und herzlich. »Wir lernen jetzt alle, jung und alt! Großes Nachsitzen in Treusein, Deutschsein, wie Ihr Vater es wollte!«

Auf die wundervolle Begeisterung der Mobilmachungstage folgte das bange Warten. Jeder horchte hinaus nach Osten, nach Westen: auf den ersten Anprall der Millionen-Heervölker, dachte an die Seinen, die er mitgegeben hatte. Auch Edith war bei Alex. Er allein war ihr ja übriggeblieben. Er hatte nichts mehr von sich hören lassen. Ob ihr Gruß ihn nicht mehr erreicht hatte? Wo war er? Sie sah ihn, seine gebrechliche Taube in Wetter und Wind, im Kugelregen. Aber sie durfte nicht verzagen, nicht kleinmütig werden. Keiner durfte es ...

Der Fall von Lüttich war ein verheißungsvolles Vorzeichen. Gleich danach, an einem Abend — noch vor der allgemeinen Bekanntgabe — brachte der Kapitänleutnant Kunde von dem ersten großen Sieg bei Metz. Ein Aufatmen, ein Frohlocken, eine Begeisterung hob die Herzen. Frau von Baudius hielt auf einen bescheidenen Tisch, auf einfache altpreußische Sitten. Noch ehe Hellmut daran dachte, stimmte sie an diesem Abend für eine Flasche alten Rotspon. Sie selber hatte nur die Aussicht, davon zu nippen, aber die Kelche mußten froh und dankbar zusammenklingen ...

In Arbeit und Zuversicht ging es vom August an die Schwelle des September.

Über ihre Zukunft hatte Edith sich noch keine bestimmteren Gedanken gemacht. Nur als eine schwere dunkle Frage stand es an ihrem Horizont. Die Generalin vermied es, davon anzufangen. Als Edith dann doch einmal schüchtern daran tippte, meinte Frau von Baudius: »Das drängt nicht, Kind! Sie sind mir ein so lieber, nützlicher Gast, und wenn erst gar Hellmut hinausmuß — Ich bin nicht fürs Schieben. Diesmal schieben wir!« Und Edith war's vorläufig zufrieden, wenn die Frage sie auch nicht wieder ganz in Ruhe ließ ...

Zwei Tage — und es kam anders, als sie dachten. Eine Depesche an Edith traf ein. Die Generalin, die Edith gleich die Unruhe anfühlte, erbat sich, sie zuerst lesen zu dürfen. Sie öffnete und las. Nur kurz bedachte sie sich.

»Von Ihrem Bruder, Kind! Aus Koblenz.«

»Von Alex? Was ist mit ihm?« Edith streckte erbleichend die Hand aus.

»Immer ruhig Blut! Er drahtet selber oder läßt doch drahten. Also nichts unmittelbar Gefährliches. Das merken Sie sich! Und jetzt lesen Sie!« Sie gab ihr das Blatt.

Der Leutnant meldete oder ließ melden, daß er bei einer erfolgreichen Erkundungsfahrt über den feindlichen Linien einen Schuß erhalten habe und im Krankenhaus liege. »Keine unmittelbare Gefahr«, hieß es, wie schon Frau von Baudius gesagt hatte.

Edith ließ das Blatt sinken und starrte schweigend vor sich nieder.

»Ich muß hin, ich muß zu ihm!« war das erste, was sie denken, was sie hervorbringen konnte.

»Überlegen wir's uns!« Die Generalin faßte sie unter den Arm, ging mit ihr durchs Zimmer.

Zur Überlegung wurde später noch der Kapitänleutnant zugezogen. Es wollte reiflich erwogen sein. Aber Ediths Wille —

er war so fest, daß Mutter und Sohn sich in der Stille daran freuten — überwand alle Bedenken ...

In der Frühe des nächsten Morgens schon, nach einem kurzen innigen Abschied von ihrer Pflegemutter, war Edith auf dem Weg zum Bahnhof. Hellmut Baudius begleitete sie dahin. Im Auto sprachen sie nicht viel. Erst als der Kapitänleutnant für Edith die Fahrkarte und den Gepäckschein besorgte, ihr einen leidlichen Platz im Zug gesichert hatte und sie noch eine Viertelstunde übrig hatten, um auf dem Bahnsteig zu wandern, gab es der Worte mehr.

»Es ist gut, daß Sie hinfahren,« sagte Hellmut überzeugt. »Für ihn und Sie. Er wird sich freuen, und — trivial, aber wahr — Freude ist der beste Arzt. Sie hängen sehr an ihm, Fräulein Edith?« Er hatte sie lange nicht so bei ihrem Vornamen genannt.

»Ich habe ja nur noch ihn,« sagte sie mit verschleierter Stimme.

»Sagen Sie das nicht!« begann er nach einer Pause wieder, nicht ganz leicht. »Meine Mutter liebt sie wie ihr eigen Fleisch und Blut. Und sie hat recht ...« Er stockte, ließ es wieder nur beim Denken. »Übrigens, sie weiß es noch nicht, aber Ihnen will ich es anvertrauen: ich fahre auch Ende der Woche. Man braucht mich endlich an Bord nötiger als hier.«

Also auch er. Es fiel Edith aufs Herz. Zu dem andern, was dort schon lastete. Aber sie konnte nichts darauf sagen.

Es wurde zum Einsteigen gerufen. Sie reichte ihm die Hand hin. Es flimmerte ihr vor den Augen, daß sie ihn kaum sah. Er beugte sich über ihre Hand, küßte sie.

»Dank! Dank! Und alles, alles Gute!« flüsterte sie.

»Ihnen auch!«

Sie stand oben am Fenster. Er sah eine Weile zu Boden. Dann auf zu ihr.

»Vergessen Sie mich nicht!« Es klang fest, fast wie ein Befehl aus dem wortkargen, energischen Mund.

Edith schüttelte den Kopf.

»Wenn ich heil wieder an Land komme, sehen wir uns wieder,« fuhr er fort. »Ich frage dann, ob Sie es wahrgemacht haben. Ob Sie mich nicht vergessen haben!«

Sie nickte. Ihre Augen tauchten in die seinen, die ihren Blick leuchtend umfingen. Versprechen zu Versprechen und Verheißung zu Verheißung. Ein Glücksgefühl, wie sie es nie gekannt hatte, strömte in ihr auf — mitten aus dem Leid, über allem Leid.

So trennten sie sich ...

Und auf der langen, langen Fahrt — im Schwersten, das Edith dachte, ob sie auch den Bruder verlieren sollte, ihn vielleicht schon verloren hätte, raunte es wieder und wieder in ihr: Ich frage dann, ob Sie es wahrgemacht haben. Ob Sie mich nicht vergessen haben! — — —

In Koblenz, wo sie in später Nacht eingetroffen und im Hospiz abgestiegen war, mußte sie drei Tage ausharren, ehe sie Alex sehen durfte. Wie ihr die Tage vergingen, wußte sie nicht. Die Stadt, den Rhein, die sanften Höhen, ein Wogen von Uniformen sah sie und sah es nicht. Aber dann kam die Stunde, wo sie, von einer Schwester geführt, durch lange Gänge, vorbei an Ärzten in weißen Mänteln, an Tragbahren mit verbundenen Kranken, an ernsten Menschengesichtern, denen allen der Schrecken des Krieges ein Zeichen aufgeprägt hatte, in ein schmales Zimmer trat. Eine Hand winkte ihr, zwei Augen glänzten ihr entgegen. Sie mußte alle Kraft aufbieten, um nicht auf den unbeweglich Hingestreckten schluchzend zuzustürzen.

Dann saß sie neben dem Bett. Ihre und seine Hände waren ineinandergeschlungen. Nur die Blicke sprachen.

Bis Alex zuerst Worte fand. »Wie lieb von dir! Wie freu' ich mich!« sagte er leise. »Das war ein weiter Umweg für dich und für mich! ... Aber doch der rechte, wie?« Sie verstand ihn. Ob sie ihn verstand! »Und nun werd' ich mich mal feste dranhalten!« Er lächelte. »Es geht schon viel besser! Die Lunge ist nur gestreift. Lassen uns noch lange nicht kleinkriegen! — Da sieh!« Er wies auf das Eiserne Kreuz, das auf dem Tischchen neben seinem Bett lag, immer vor ihm. »Das möcht' ich unserm alten Herrn mitbringen! Und nachher sollen die Kerls da drüben erst recht dran glauben müssen!« ...

Mit dem Nachher hatte es einstweilen noch gute Weile. Alex' Genesung schritt langsam fort. Aber sie schritt fort. Und Edith blieb bei ihm. In der Nähe des Krankenhauses mietete sie sich ein. Wenn es nur ging, war sie um ihn. Es war, als



lernten sie sich jetzt erst recht kennen, sich und ihre unzerreißbare Gemeinschaft.

Als der Leutnant wieder — vorläufig im Zimmer — die ersten Schritte machen durfte, gab es eine Überraschung. Rittmeister Gerland kam in höchsteigner Person. Er hatte es durchgesetzt, daß ihm »die Racker«, wie er sagte, einen Schutzmann- und Schreiberposten in Belgien anvertrauen wollten. Auf der Durchreise — die feldgraue Uniform kleidete ihn besser, als zu vermuten war — »wollt' er sich noch 'n bißchen an den jungen Leutchen das Herz anfrischen«! ...

Mitte Oktober, als Alex auf Schonungsurlaub gehen konnte, wohin er wollte, trafen sich die Geschwister, als hätten sie sich schon lange darüber verständigt, in einem und demselben Wunsch: sie wollten die Wochen, die ihnen noch zusammen vergönnt waren, am liebsten in dem seit anderthalb Jahren verwaisten Hause an der Panoramastraße hinbringen. Edith teilte Frau von Baudius diesen Entschluß mit, überzeugt, daß er wohl verstanden würde. Und sie schrieb auch an Agnes, verschwieg der treuen Seele nichts von dem Vorgefallenen und fragte bei ihr an, ob sie ihnen haushalten wollte ...

In seltsam wehmütiger und doch gehobener Stimmung fuhren sie der alten Heimat entgegen. Beiden klopfte das Herz im selben stärkeren Schlag, als sie am vorgerückten Nachmittag näher an die Berge kamen, die Gegend wiedererkannten, der Zug in den Bahnhof rollte. Als sie aus dem Abteil stiegen und Edith den Bruder führte, flatterte fernher ein Tuch auf: Maia löste sich aus dem Gedränge, kam ihnen entgegen. Agnes hatte ihr die frohe Neuigkeit verraten.

»Dith! Dith!« rief Maia einmal übers andre, während sie sich umarmten. »Und meine Dith!« All ihre Freude lag in diesem »meine«, alle Dankbarkeit, daß es so gekommen war. So schwer und so schön, wie es nur das Leben, nicht der bestgemeinte Freundeswille fügen kann.

Alex hatte mit dem Dienstmann zu tun. Inzwischen gab es zwischen den Freundinnen eine Fülle weiterer Neuigkeiten. Drei Brüder Hüttemann — Richard, Otto, Theo — standen im Feld. Gottlob unverwundet bis heute. Und Vater Hüttemann war aus einem Friedensapostel ein tüchtiger Helfer und Vorkämpfer für den großen Krieg geworden — in Wort, Schrift und praktischer Hilfe.

»Und Irmgard?« fragte Edith, betäubt von all dem Neuen und doch so Vertrauten.

»Irmgard — Das weißt du noch gar nicht? Sie hat sich im Frühjahr verheiratet. Mit dem Stadtvikar Emsmann — du kennst ihn auch! Aber die größte Überraschung kommt noch! Erschrick nicht zu sehr, Dith! Ich selber, ich hab' auch das Liebste, was mir gehört, im Krieg —«

»Bunge? Deinen — Bräutigam?« Edith schämte sich, daß sie noch nicht den Mut gefunden hatte, nach ihm zu fragen.

»Meinen Mann, Dith! Wir sind verheiratet. Kriegstrauung!« Sie sagte es halb im Scherz, stolz, tapfer, selbstverständlich — ganz Maia. Bunge hatte sich nicht halten lassen, war als Freiwilliger mitgezogen.

Edith konnte Maia nur den Arm drücken. Also auch Maia hatte das Teuerste draußen! Und das war wie ein neues Band, das die alte Freundschaft inniger zusammenschlang. Wenn auch nur sie, Edith, drum wußte, der es in den Ohren klang: Ich frage dann, ob Sie es wahrgemacht haben. Ob Sie mich nicht vergessen haben! ...

Vor dem Bahnhof stiegen die Geschwister und Maia in einen Kraftwagen. Am Haus mit den Weimutskiefern wurde kurz gehalten, um Maia abzusetzen. Noch ein paar Augenblicke, und der Wagen hielt wieder vor dem Gittertor in der Mauer, zu Füßen des wehrhaften Rauterschen Hauses.

Arm in Arm stiegen sie die Treppen hinauf, betraten den Vorderflur. Die Tür, mit einem Tannenkranz geschmückt, tat sich auf: Agnes trat heraus. In ihrer besten weißen Schürze. Unter dem Häubchen grüßte das knittrige, gute Gesicht, als wäre man gestern erst geschieden. Viel Worte konnte keines machen. Auch die Alte nicht. Sie drückte nur ihrem »Fräuleinche« und dem Leutnant einmal ums andre die Hände. »Endlich! 's war mir doch so, als müßte es so sein! Endlich!« — —

Alex war ruhebedürftig. Agnes und Edith führten ihn auf seinen Wunsch nach oben, in sein altes Quartier, wo alles bereitstand, dessen er bedürfen konnte. Er legte sich ein Stündchen nieder.

Edith war zu erregt, um an Ruhe zu



denken. Sie irrte durchs Haus. Sie warf einen Blick in ihre Turmstube. Sie stieg wieder die Treppen hinunter, sah vom Flur im ersten Stock über die Brücke in den Berggarten. Sie trat zaghaft ins Eßzimmer, stand lange dort still. Endlich öffnete sie, auf den Zehen herangehend, die Tür zum Arbeitszimmer ihres Vaters. Alles war stumm und ernst, alles so, wie sie — wie er es verlassen hatte. Übermächtig stürmte die Erinnerung in ihr auf. Ihr war, als müßte er vom Stuhl am Schreibtisch, vom Rohrsessel am Kamin aufstehen, die prüfenden scharfen Augen unter der Stirnfurche auf sie heften. Und sie müßte auf ihn zustürzen, zu seinen Knien niedergleiten: Da bin ich wieder! Jetzt erst versteh' ich dich! Vergib! Vergib! Du hattest ja recht — und ich so unrecht! Sag', daß du mir vergibst! ... Aber er stand nicht dort; er sprach das ersehnte Wort nicht ...

Sie hielt es in seinem Zimmer nicht aus, kehrte auf den Zehenspitzen ins Eßzimmer zurück, setzte sich in den Erker und nahm den heißen, pochenden Kopf in ihre Hände.

Als sie wieder aufsah, war die Dämmerung gewachsen. Die Ebene lag im Zwielicht. Blaßrote Streifen am grauen Herbsthimmel kündeten die letzte Spur der sinkenden Sonne. Einzelne Blätter, vom Wind geschaukelt, hinten im Garten von den Rüstern gepflückt, wehten her und hin. Ein Spiel im Wind ...

Ein Spiel im Wind — das war ihr ganzes Leben bisher gewesen. Sollte es so bleiben? Sie stand auf, atmete freier. Nein, sie war nicht am Ende, sie war am Anfang. Sie brauchte das Wort der Vergebung nicht mit Ohren zu hören, nicht von seinem Angesicht abzulesen: er hatte ihr vergeben ... Sie hatte zurückgefunden zu ihm. Und sie wollte seine Verzeihung immer mehr sich verdienen. Sie wollte so treu sein wie er. Treu in seinem Gedächtnis. Und sie wollte sich nicht fürchten! Auch Alex würde wieder hinausziehen. Sie würde allein sein. Niemand war allein in solcher Zeit! Es war nicht die Dämmerung vor der Nacht, es war die Dämmerung vor dem Morgen. Sie stand auf der Schwelle. Alle fingen sie neu an, standen wie sie auf der Schwelle ...

Da draußen in der Ebene brauste der Krieg. Einer um den andern schritten sie hinein ins Große, ins Ungewisse. Ihr Los war: Warten und stark sein. Weit im Norden wogte die See, wild und gepeitscht, wie sie sie vom vorletzten Sommer kannte. Auch Hellmut war jetzt draußen. Kämpfte gegen Feind und Wellen. Ihr Herz zitterte um ihn. Warten und stark sein ... Damit büßte sie, sühnte sie, was sie ihrem Vater zuleide getan hatte. In Hoffen und Zweifeln machte sie seines Blutes sich würdig.

Wie ein Rufen kam es, schwoll es über die Ebene hin, reichte bis zum fernfernen Meer und brauste auf zum Himmel, und ihr Ruf war unter dem Ruf der Tausende und aber Tausende: Warten und immer stärker sein!

Leid

Leid, mit deinen dunkeln Schwingen
Hast du schwer mein Haupt berührt,
Hast mein Herz von Torendingen
Weit und weiter weggeführt,
Bis gelassen Geist und Wille
Tauchten in die tiefste Stille.

Alles tiefer, alles weiter!
Aus den Schmerzen quillt die Lust,
Und mein Aug', vom Weinen heiter,
Neuer Klarheit sich bewußt,
Trinkt entzückt aus fernsten Fernen
Licht von unentdeckten Sternen.

Wie von Morgenglanz umflossen
Hat die Welt sich aufgetan,
Und so fahr' ich nun entschlossen
Auf dem neuen Ozean,
Draus in zauberhaftem Reigen
Ringsum tausend Inseln steigen.

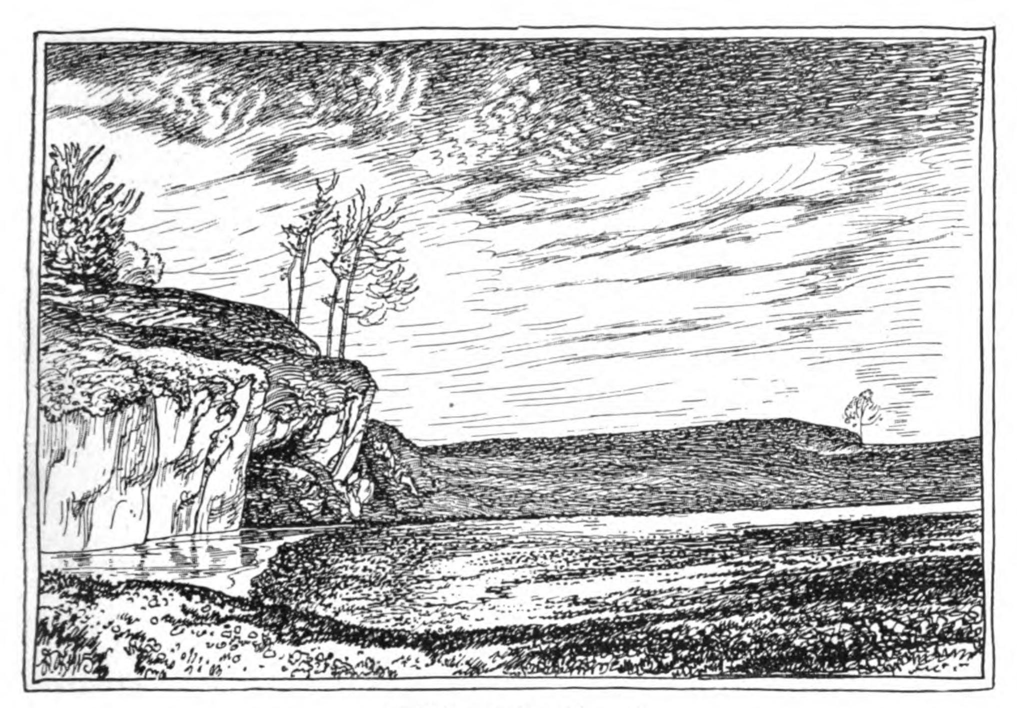
Schwebst du, Leid, mit dunkeln Schwingen
Über mir auch immerzu,
Will ich doch zur Laute singen!
Sing aus meinem Lied auch du!
Dann erst in der reinsten Schöne
Meistern wir die tiefsten Töne.

Georg Ruseler



Edmund Steppes: Insel im Staffelsee

Zu dem Aufsatz »Edmund Steppes« von Hermann Brandt



Frühling (Federzeichnung)

Edmund Steppes

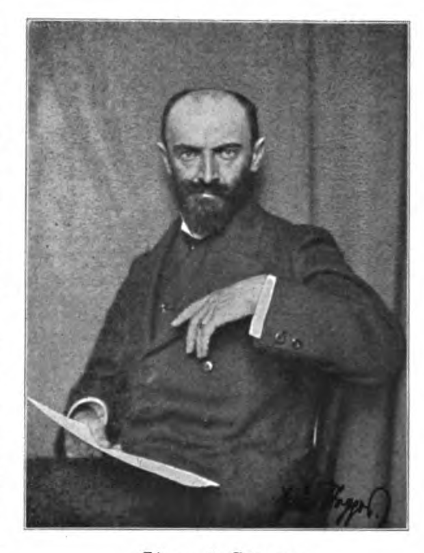
Von Hermann Brandt †



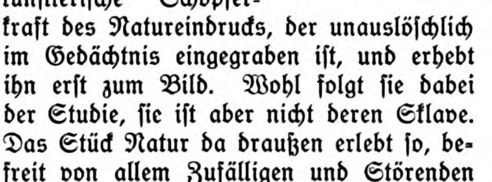
eh nit von der Natur in dein Gutgedunken, daß du willst meinen, das Besser von dir selbs zu finden; dann du wirdest verführt.« »Es wird der versammlet heimlich Schatz des Herzens offenbar durch das Werk und die neue Kreatur, die einer in seinem Herzen schöpft in der Gestalt eines Dinges.« Überrascht und ergriffen wird noch jeder aufgeblickt haben, der diese Sätze in Albrecht Dürers Proportionslehre gefunden hat. Inmitten streng theoretischer Erörterungen vernehmen wir da plötzlich ein allerpersönlichstes Bekenntnis dieser großen Künstlerseele und empfinden es doch, ja gerade deshalb, als ein allgemein und noch heute gültiges. Mit besonderem Recht vielleicht darf es über das Werk des Künstlers, von dem hier die Rede sein soll, gesetzt werden. Aber bezeichnen die Dürerschen Worte in unsern Tagen nicht die stärksten Gegensätze? Stehen nicht dort die Führer des lange mit dogmatischer Strenge herrschenden Naturalismus, dessen Waffe die impressionistische Technik ist, und hier die Jungen, die für das Recht des »Geistigen« in der Kunst kämpfen, die Verkünder des »neuen Bildes«, in dem alles Naturnahe verbannt ist? Edmund Steppes ist weder in der einen noch in der andern Schar zu finden, weshalb sein Name noch vielen unbekannt klingen mag; und da er so gar keine Sensation verheißt, mag sich mancher sogleich enttäuscht abwenden. Und doch dürfte uns der — im Augenblick vielleicht notwendige — Kampf der Extreme nimmermehr blind machen für das Schaffen eines Künstlers, der sich solchem kategorischen Entweder-Oder entzieht, und in dem harmonisch zusammenwirkt, »was die Mode streng geteilt«.

Steppes ist vornehmlich Landschaftsmaler. Eifriges Studium nach der Natur und völlige Freiheit des Gestaltens bedingen sich wechselseitig in seiner Kunst. Unermüdlich häuft er Studie auf Studie, das dichtverflochtene Weidengebüsch am Bach wird mit derselben Schärfe festgehalten wie das vom tiefblauen Alpenhimmel sich abhebende Profil eines Bergriesen. Allein keine dieser Naturabschriften gilt dem Maler als voll-

endetes Werk, sondern ist erst die Voraussetzung dazu. Nie sieht man ihn mit der Staffelei in der Landschaft — und böte sie ein noch so »malerisches« Motiv — sitzen, um das Bild sogleich im Anblick des Modells auszuführen. Es bleibt bei der Zeichnung, bei einigen wenigen Farbenvermerken; selten, daß er eine Farbenskizze macht. Und dann, vielleicht viel später, in einem Augenblick stärkster innerer Sammlung, bemächtigt sich die künstlerische Schöpfer-



Edmund Steppes



kraft des Natureindrucks, der unauslöschlich im Gedächtnis eingegraben ist, und erhebt ihn erst zum Bild. Wohl folgt sie dabei der Studie, sie ist aber nicht deren Sklave. Das Stück Natur da draußen erlebt so, befreit von allem Zufälligen und Störenden und geläutert in der Flamme künstlerischer Phantasie, gleichsam seine Wiedergeburt im Kunstwerk. Es ist die »neue Kreatur«, die Dürer meint. Sie ist der Natur nicht entfremdet, dank jener eben gekennzeichneten Hingabe des Künstlers bei der Studie, doch trägt nun jede Form in einem höheren Sinne als vorher den Stempel seines Wesens. Das Landschaftsbild mit seinem unermeßlichen Reichtum an Stimmungen wird zum Ausdruck des inneren Erlebnisses, der Seele des Künstlers. In Wahrheit »wird der versammlet heimlich Schatz des Herzen offenbar«!

So hat also Steppes die Landschaft gesehen und sich zu eigen gemacht: das Vorland des Hochgebirges mit den zwischen



Aufn. Fritz Hoefle, Augsburg

Frühling (1900)

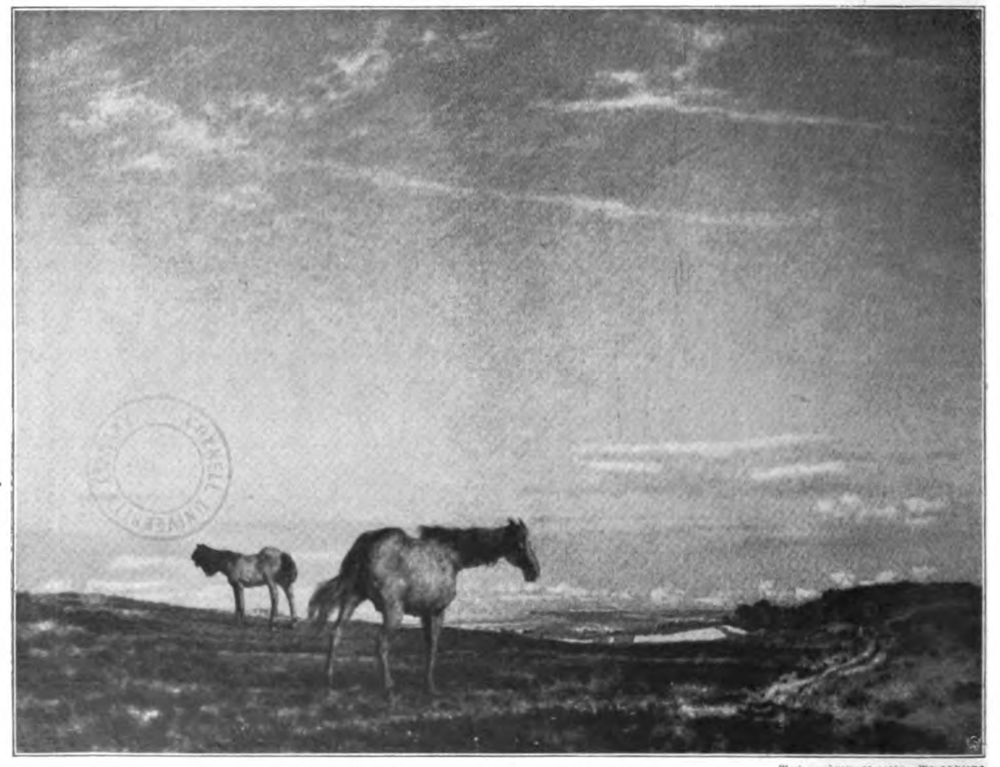


Weiden am Bach (1909)

Wiesenhügeln aufglänzenden Seen, die wilde Einöde der Felszinnen und Hochtäler der Alpen, die edelgeformten Höhenzüge und in Wald vergrabenen Schluchten des deutschen Mittelgebirges, die Unermeßlichkeit lichtdurchfluteter Ebenen, ferne südliche Gestade. Und indem wir nun das Entscheidende in seiner Schaffensweise kennen, wird uns auch seine Stellung in unserm modernen Kunstleben völlig verständlich. So wie er haben alle großen Meister der Landschaftsmalerei bis ins 19. Jahrhundert hinein gearbeitet. In der Folgezeit aber erwachte das große Mißtrauen gegen diese Arbeitsweise und bahnte die bekannten grundsätzlichen Stilwandlungen an. Schien doch dieses Schaffen im Atelier so vielen hochbegabten deutschen Landschaftsmalern am Ende des 18. und dann im 19. Jahrhundert, vornehmlich in Rom, zum Verhängnis geworden zu sein. Aber die Arbeitsweise allein trug gewiß nicht die Schuld daran. Bei diesen Künstlern war das unmittelbare Natursehen und das freie Walten von Formwille und Phantasie gelähmt durch übermächtige Tradition und literarische Programme. Kraftnaturen wie David Friedrich Koch wußten sich darüber zu erheben, andre fanden in der Rückkehr zur schlichten heimatlichen Natur die Befreiung, wie gerade die Berliner Jahrhundertausstellung 1906 dargetan hat. Aus der großen befruchtenden Welle eines gewaltig zupackenden Naturalismus und eines neuen koloristischen Sehens zugleich, die dann in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts aus Frankreich zu uns kam, tauchte das alte Ideal deutscher Landschaftsmalerei doch wieder auf. Am kraftvollsten — sehen wir hier von Böcklin ab — in der Kunst Hans Thomas, in der jene Dürerschen Worte in unsern Tagen nochmals zur Tat wurden. Und es sind im Grunde nur wenige, die sich darin Thoma zur Seite stellen dürfen. Zwei Namen als die wichtigsten seien nur genannt: Karl Haider und Emil Lugo. Im Kreise dieser Künstler finden wir Edmund Steppes. Er steht also doch nicht ganz vereinsamt. Dort sehen wir ihn im Fähnlein der Wenigen, aber Starken und Aufrechten. Und das Ideal, um das sie sich geschart haben, ist kein vergangenes.

Am Eingang des Loisachtales, dort, wo die Oberammergauer Berge aus dem grünen oberbayrischen Hochland sich emporrecken, liegt ein klarer See, umschlossen von ruhelos wie im Wellenspiel bewegtem Wiesengelände. Da und dort haben sich ein paar schlanke Birken oder Tannen auf den Höhen zusammengefunden und bekrönen sie mit ihren feinen Silhouetten. Einige Buchten des Sees aber ruhen verborgen im Schoße dunkler Waldmassen, und ihre Gestade hüllt grüne Dämmerung ein. Und aus dem Wasserspiegel tauchen wiederum kleine Waldhügel als Inseln auf. Friede und tiefste Einsamkeit umfängt diese Ufer. So weltfern erscheint dieser Erdenwinkel, und doch liegt die Welt weit aufgetan da, nach Norden, der großen dunstigen Ebene zu, nach Osten und nach Westen, wo ferne blaue Höhenzüge auftauchen; nur im Süden stehen die hohen Wände des Gebirges. Helle Matten zwischen schwarzen Waldstreifen und schroffe Felskämme blicken durch die klare Luft herüber, oben aber wölbt sich ein tiefer, stiller Himmel, wandern in ewigem Gestaltenwechsel weiße, glänzende Wolken.

Der Staffelsee bei Murnau ist die künstlerische Heimat von Edmund Steppes. Die Geburtsurkunde freilich nennt Burghausen als den Ort, wo er am 11. Juli 1873 geboren ward; sein Vater gehört einer alten bayrischen Beamtenfamilie, seine Mutter dem Hause der Freiherren von Schleich an. Die Familie siedelte bald nach München über. Aber nicht etwa eine frühe Berührung mit Künstlerkreisen, sondern die glücklichen, alljährlich am Staffelsee zugebrachten Ferientage weckten den ersten leidenschaftlichen Drang zum Gestalten. Und diese Landschaft war ein guter Lehrmeister, sie zwang das Auge zur Sammlung auf die so klar und scharf dastehende Einzelform und ließ doch der Phantasie den Weg weit offen in die lockenden Fernen und hinan zur wilden Größe des Hochgebirges. Außer einer Reihe von Bildnissen und Figurenstudien sind alle die zahllosen Skizzen und Versuche aus der frühesten Zeit des Künstlers Landschaften. Ihr Gepräge ist ungewöhnliche Strenge der Zeichnung, die mit scharfen, sicheren Strichen alles, auch die feinsten Linien des Baumschlages etwa,



Montdidier in Lothringen (1909)

Aufn. Fritz Hoefle, Augsburg


Aufn. Fritz Hoefle, Augsburg

Schwermut (1909)

emsig festzuhalten strebt — und die doch nie pedantisch und trocken wird, weil ein stets waches Gefühl für das organische Leben der Vegetation, für die Struktur der Felsen, für die ganze Raumentwicklung den Stift führt. Aber fand sich denn für dieses eifrige Streben nicht der richtige Lehrer? Der junge Künstler hatte sich schon seine Führer gewählt: es waren die altniederländischen und altdeutschen Meister in der Alten Pinakothek. Die Hügel und Felstäler eines Dirk Bouts, die landschaftlichen Träume und Visionen eines Albrecht Altdorfer, er empfand sie beglückt als eine Bestätigung seines eignen Wollens. Und es gab da keine ängstlichen Zweifel und Bedenken, ob dies auch »zeitgemäß« sei. Auch dachte er ja nicht daran, den Stil jener Meister nachzuahmen. Ihre technischen Ausdrucksmittel, der Glanz und die Klarheit ihres Kolorits waren sein heißbegehrtes Ziel. Auf der Münchner Akademie, die er nach manchen Kämpfen beziehen durfte, hoffte er sie zu gewinnen. Und daß es ihm bei einem so unbefangenen Wunsch dort nicht anders erging als so vielen kraftvollen Künstlern des 19. Jahrhunderts, ist nicht verwunderlich. Zwei Jahre hielt er aus, während deren er so oft wie möglich zum Staffelsee und zu Wanderungen ins Gebirge seine Zuflucht vor den Akademiesälen nahm; dann verließ er die Akademie, zusammen mit seinem Freunde Heinrich Reifferscheid, dem Radierer und Maler. Den impressionistischen Häuptern der Sezession, zu deren frühesten Ausstellern Steppes übrigens gehörte, stand er gänzlich fremd gegenüber. Und so begann er, allen wohlgemeinten Ratschlägen zum Trotz, seinen eignen Weg zu suchen. Er hätte dies nicht mit so viel Mut und Freudigkeit vermocht, wenn nicht neben die schweigenden alten Meister lebende Führer und Freunde getreten wären. Damals ward ihm die endlich zu allgemeinerer Anerkennung sich durchsetzende Kunst Hans Thomas, dessen persönliche Bekanntschaft er auch bald machte, zum Leitstern und Helfer in Augenblicken des Zweifels. Dennoch gibt es, selbst aus dieser Lehrzeit, kein Werk von Steppes, das ohne weiteres als »Thoma-


Aufn. Fritz Hoefle, Augsburg

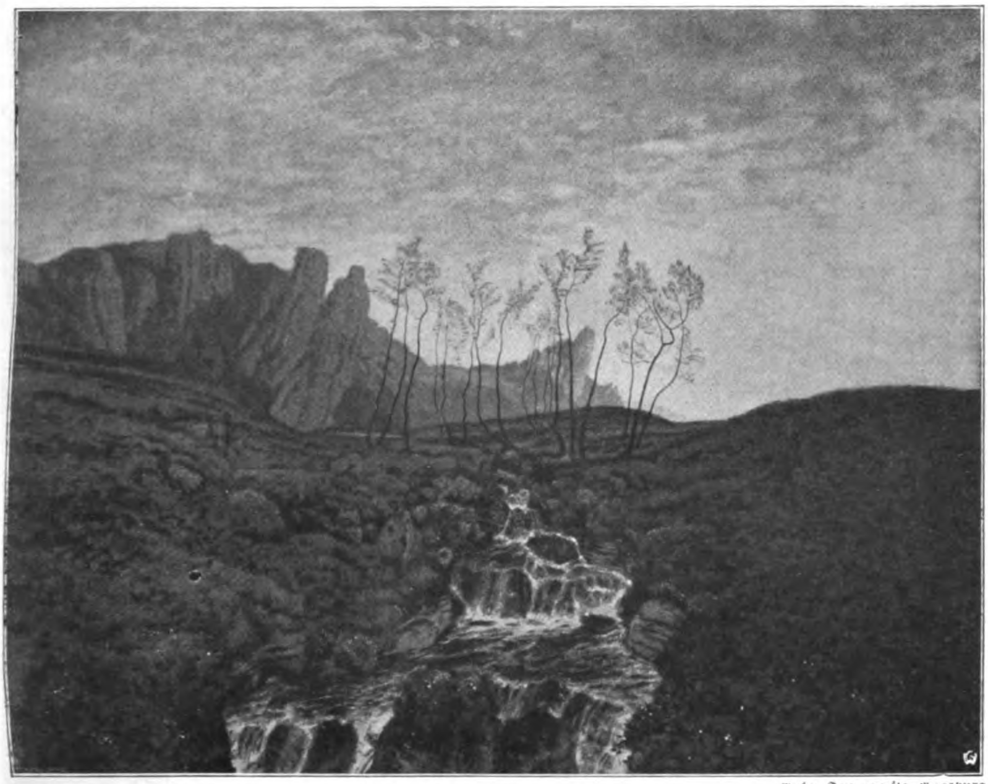
Diana

schule« bezeichnet werden könnte. In München fand er einen treuen Berater in Adolf Bayersdorfer, dem Direktor der Alten Pinakothek, dem scharfsichtigsten und feinfühligsten Kenner, den es damals wohl in München gab. Bayersdorfer hat am frühesten und sichersten die Eigenart des Künstlers erfaßt und zu würdigen gewußt. Er stand eben im Begriff, mit aller Energie für Steppes einzutreten, als ihn der Tod hinwegraffte. Förderung und Bestätigung seines künstlerischen Wollens empfing Steppes schließlich im Verkehr mit Emil Lugo und Albert Lang. Gerade Lugos Landschaftskunst hatte sich in ihren reifsten Leistungen zu Einfachheit und Größe der Form bei vollendet klarer Raumgestaltung durchgerungen. Und dies bestärkte Steppes in dem Appell, den er schon früh an sich selbst gerichtet hatte: Herr zu werden über das Allzuviel der Einzelerscheinungen. Und er wußte, daß es kein stärkeres Mittel zur zusammenfassenden Vereinfachung gibt als die Farbe.

Neben das emsige zeichnerische Studium nach der Natur trat für Steppes von vornherein das malerische. »Es ist falsch, jahrelang zu zeichnen, ohne gleichzeitig zu malen«, schreibt er selbst einmal, allerdings fährt er dann fort: »Es ist falsch, jahrelang zu malen, ohne gleichzeitig stets zu zeichnen.« Wir nannten schon die Meister, von denen einzig er die richtigen technischen Ausdrucksmittel zu empfangen hoffte. Es würde zu weit führen, hier von den unablässigen und erfolgreichen maltechnischen Versuchen zu berichten, die Steppes auf Grund erhaltener alter Rezepte und der Forschungen Bergers und Eastlakes über die Eycksche Technik unternahm, ohne doch je im problematischen Experimentieren und unfruchtbaren Grübeln steckenzubleiben. Er hat seine Erfahrungen 1907 in einem kleinen Buche »Die deutsche Malerei« (Callwey, München) niedergelegt. Es ist eine grimmige Fehdeschrift gegen den Impressionismus geworden und hat begreiflicherweise


Aufn. Fritz Hoefle, Augsburg

Dekoratives Gemälde



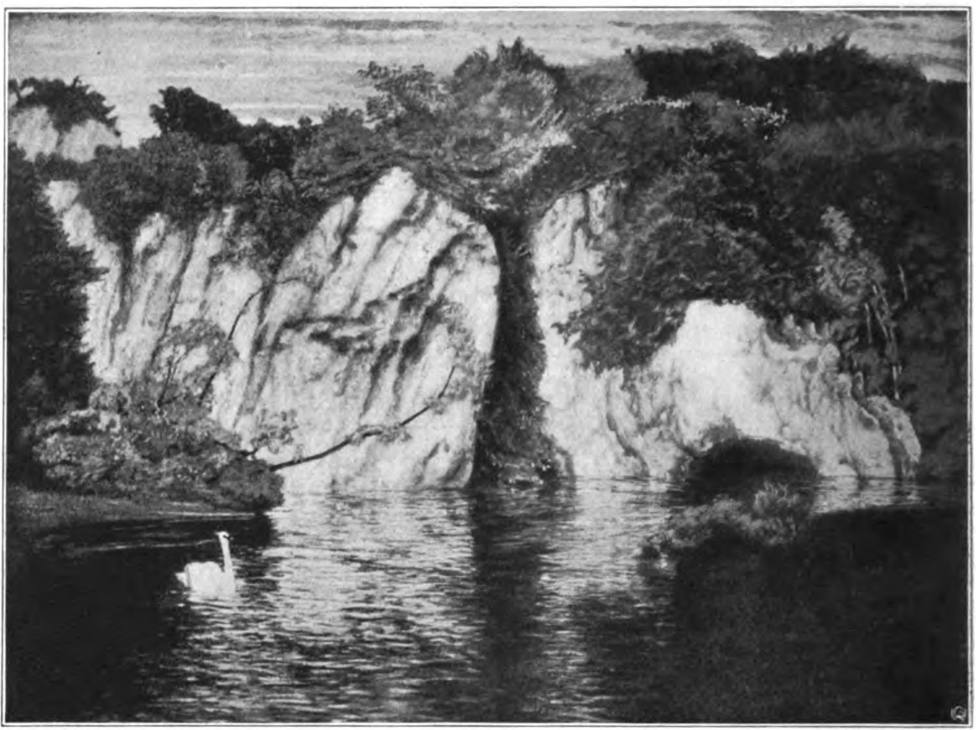
Aufn. Fritz Hoefle, Augsburg

Abend im Jura (1910)

gereizte Entgegnungen erfahren. Dabei übersah man ganz das Wertvollste: das wahrhaft ehrliche und freie Bekenntnis, das hier ein Künstler über seine Entwicklung und sein Schaffen ablegt, und ferner die wichtigen neuen Aufschlüsse über maltechnische Fragen. Steppes verzichtet nicht, wie die Impressionisten mit ihrem einseitigen Gebrauch der Deckfarben, auf die Hälfte der malerischen Ausdrucksmittel, nämlich auf die durchsichtigen Farben (Lasuren), sondern in ihrer Anwendung gerade spricht sich sein Farbengefühl am feinsten und persönlichsten aus. Der glatte weiße Malgrund, der zweifellose Bestimmtheit der Zeichnung und der farbigen Komposition für die Anlage der Untermalung verlangt, strahlt durch die Lasuren hindurch sein Licht aus und verleiht vor allem den Steppesschen Gemälden jenes blühende Kolorit, das sich dem Betrachter unvergeßlich einprägt.

Zeichnerisches und malerisches Können reiften so rasch und kraftvoll heran in den entscheidenden Jahren nach der Befreiung vom akademischen Zwang, in denen es aber täglich zu kämpfen galt, um sich selbst die Treue zu wahren. »Entwickelt der Künstler sich in seiner Zeichnung weiter, so entwickelt sich sein Malen im gleichen Verhältnis weiter«, sagt Steppes in seiner Schrift, und das Wort ist aus eigenster Erfahrung geboren. Es lehrt uns seine Jugendwerke verstehen, in denen aus der Ausführlichkeit und Schärfe der Zeichnung auch manche Härte und Unausgeglichenheit erwächst. Es weist uns den Weg und das Ziel seiner künstlerischen Entwicklung: Freiheit und Größe der Zeichnung, die sich mit unbegrenztem malerischem Reichtum zu reiner Harmonie vereint.

Es gibt aus der Frühzeit des Künstlers ein Bild, »Morgengrauen« genannt, seine erste Schöpfung in ganz großem Format. Auf einsamer, noch von der Nacht überschatteter Bergwiese streben vier mächtige Buchenstämme empor wie Marmorsäulen einer gewaltigen Tempelhalle, und die Wölbungen der breiten Äste verlieren sich im Dunkel. Hinten am Horizont aber bricht das gelbe Tageslicht hervor und erweckt

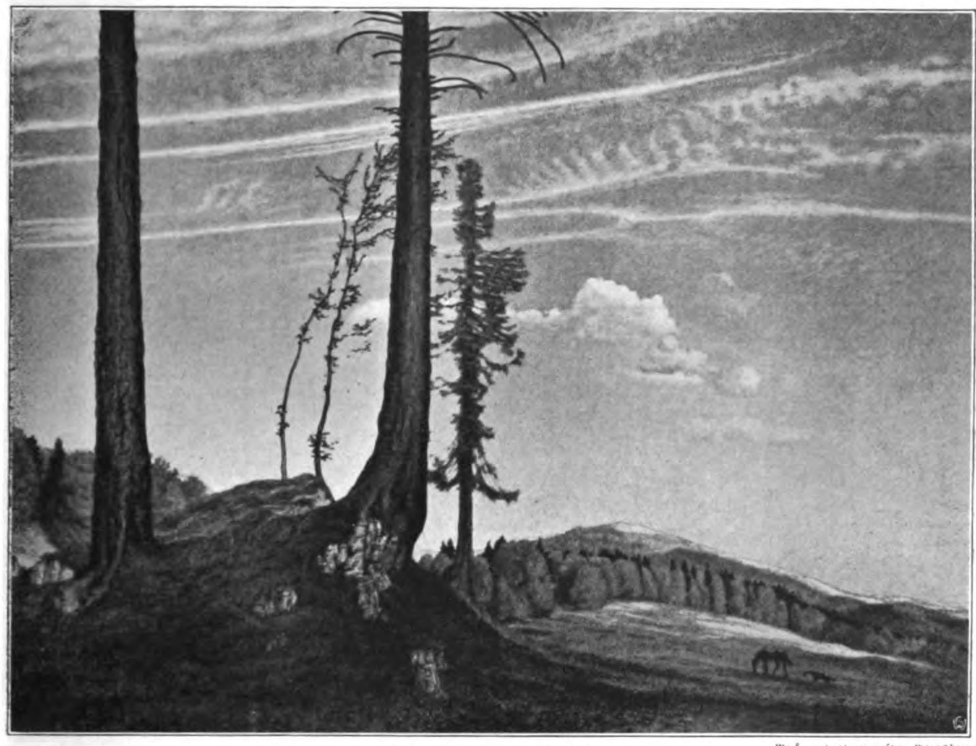


Aufn. Fritz Hoefle Augsburg

Herbst an der Donau (1910)

hundertfache Formen und Farben in schwebenden Baumsilhouetten, breitgelagerten Wäldern, fernen und immer ferneren Gebirgsketten und leise darüber erglühenden Wolkensäumen. In diesem Bilde voll Erwartung und Verheißung sind die Wesenszüge der Steppesschen Kunst bereits versammelt: Einfachheit, die bis zur Schroffheit geht, und überreiche Fülle zugleich, schweigende Einsamkeit, die auf jede wirkungsvolle Staffage verzichtet, und doch eindringliche Beredsamkeit der Stimmung.

So schlicht meist der Vorwurf von Steppes' Bildern ist, es gibt auf ihnen keine leeren Partien und toten Punkte. Ein man möchte sagen individuelles Leben wirkt überall in den schwebenden Blüten des Wiesenteppichs, den der Künstler gern mit großer Ehrlichkeit in den so gar nicht effektvollen Vordergrund breitet, wie in der jungen Birke, die sich dort auf der Höhe voll unsagbarer Anmut wiegt; und dann wieder lesen wir es aus den krausen, eigensinnigen Zügen der Felsen einer Gebirgsklamm. Es gipfelt endlich in einer wahrhaft mythischen Phantastik der Wolken. Bald »wie schöne stille Träume« durch das Blau dahinwallend, bald mit schwarzen Fittichen der Leidenschaft heranstürmend oder in der Abendglut zu hellen Flammen entbrennend, zwingen sie jeden in ihren Zauberbann, der selbst einmal in die Wolken hineingeträumt hat. Wie nahe ist der Künstler in solchen Momenten hochgesteigerter Landschaftsstimmung den freien Phantasiegebilden, wie sie etwa Böcklin und Thoma hingestellt! Mit strenger Selbstbeschränkung hielt sich Steppes davon zurück. Seine Leidenschaft spricht mit verhaltener Macht durch die Naturerscheinungen. Hierin liegt vielleicht eigentlich das Geheimnis, daß seine Welt so »gewaltig und nah an das Gemüt rückend« und doch so lautlos, traumhaft und fern vor uns steht. Aus leidenschaftlich bewegtem Ausdrucksbedürfnis heraus sind in früheren Jahren namentlich Bilder aus dem Schwäbischen und Schweizer Jura entstanden, finstere Waldgebirge unter tiefem, düster drohendem Wetterhimmel. Und von dem holden Frieden seines Seegestades trieb es den Künstler hinauf, durch Schluchten mit riesigen Wasserstürzen zu den höchsten Matten, wo wildzerfetzte Wettertannen trotzig emporgerichtet stehen über dem Abgrund mit der



Auf der Höhe (1910)

Aufn. Fritz Hoefle, Augsburg

unermeßlichen farbigen Welt in der Tiefe. Und über Steinwüsten weiter empor, dorthin, wo in hoch sich aufbäumenden Klippen eine Dämonenwelt zu Stein erstarrt ist und wo über Zyklopenmauern die Wolken geboren werden. Unter den Malern der Alpen nimmt Steppes mit seinen Bildern aus den Algäuer Bergen und neuerdings den Dolomiten eine einzigartige Stellung ein. Ihn reizt nicht nur der große Umriß und die gewaltige Architektonik der Berge, sondern zugleich die ganze wildverschnörkelte Ornamentik all ihrer Furchen und Falten, und in der Rätselschrift der geologischen Schichten zuckt ein geheimes leidenschaftliches Leben. Es bedarf einer ganz ursprünglichen Kraft der Phantasie, um so im Kunstwerk diese Natur zu bewältigen, die aller Phantasie zu spotten scheint.

Von Werk zu Werk wächst die Stimmungsgewalt der Landschaft; nicht aber im Gegenständlichen liegt dies begründet, sondern einzig in der rastlos fortschreitenden Entwicklung des Stils. Die Zeichnung, die in den Frühwerken mit so unerbittlicher Schärfe vorherrschte, ist großzügiger und einfacher geworden; die Farbe hat größere Herrscherrechte bekommen, ihr Ton, voll und doch weich und modulationsfähig, kennzeichnet ungleich eindringlicher als ehedem das Stoffliche der Einzelerscheinung. Steppes ist eben in seiner Maltechnik nicht einer Manier — und wäre es auch eine »altmeisterliche« — anheimgefallen. Durch die malerische Freiheit, zu der er sich durchgerungen, unterscheidet er sich gerade sehr wesentlich von der ihm in manchen Zügen verwandten, herben und strengen Kunst Karl Haiders. Und wie weit ist er entfernt von gewissen Künstlern, deren »Deutschtum« nur in der unermüdlichen Wiederholung einiger Formeln aus der primitiven deutschen Malerei besteht! In den Schöpfungen der letzten Jahre hat Steppes erreicht, was er schon so früh angestrebt: die Farbe zwingt alle Einzelheiten zur großen Einheit zusammen. Und zwar ist es die Farbe des Atmosphärischen, das Licht, das diese großartige Vereinfachung vollbringt. Hier hat ein moderner Maler, fernab von der breiten Straße des Impressionismus, das Lichtproblem bemeistert. Wenn ihm von außen her ein Antrieb dazu kam, so waren es die Stunden, die er vor dem Isenheimer



Geißalpsee im Algäu (1911)

Altar in Kolmar, dem unbegreiflichen Wunder aller Lichtmalerei, zugebracht. Doch hat das Übermächtige eines solchen Vorbildes nie bedrückend auf ihm gelastet. Für die stärksten und die zartesten Lichtstimmungen hat Steppes die angemessenen Ausdrucksmittel gefunden: den Fluten von Helligkeit an einem Hochsommertag folgt jenes geheimnisvolle Nachglühen der Luft, nachdem die Sonne schon gesunken. Dann wieder herrscht das stumpfe Silbergrau eines schwülen sonnenlosen Spätnachmittags. Im Gewittersturm des Hochgebirges, über den schwarz aufgewühlten Wogen bei den Riffen von Portofino erleben wir pochenden Herzens den Kampf zwischen Finsternis und Licht.

Und seltsam: bei einer solchen Ausdrucksfähigkeit der Landschaft angelangt, wandte sich die rastlose Spannkraft des Künstlers der menschlichen Gestalt zu. Bildnismaler ist Steppes von seinen ersten Anfängen an gewesen. Ehrlich, mit großer Schärfe und wohl etwas nüchtern hat er in den Frühwerken die Persönlichkeit erfaßt und gern hineingestellt in das klare, nichts mildernde oder verbergende Licht einer heiteren Landschaft. Dann vertieft sich auch hier sein Schaffen. In den Studien erstrebt er möglichst große »Ähnlichkeit«, im Gemälde sucht er mit Unterstreichung der charakteristischen Linien die inneren Wesenszüge seines Modells herauszuarbeiten und zu enträtseln; selbst der Hintergrund und namentlich die Lichtführung wirken darauf hin. Freilich hängt dabei in ganz besonderem Maße das Gelingen des Werkes von dem inneren Kontakt zwischen Künstler und Modell ab; die künstlerische Wahrhaftigkeit, nicht die wohlmeinende Ansicht, die der Besteller etwa über sich selbst hat, entscheidet hier einzig.

Die eigentlichen Figurenbilder endlich, deren Steppes in den letzten Jahren eine größere Anzahl geschaffen hat, sind gewiß nicht in unbefriedigter Abkehr von der schweigenden Natur entstanden, sondern aus dem Drang nach neuen malerischen Möglichkeiten bei der Verbindung von Landschaft und Mensch. Und nachdem wir die einsame Welt des Künstlers durchwandert, begreifen wir: sein Auge sieht den

Menschen, allem Konventionellen entrückt, als einen Teil der ihn umwaltenden Natur, in mythologischer Nacktheit. Steppes vermeidet aber, wir wiederholen es, die Gestaltung bestimmter poetisch-mythologischer Vorstellungen. Licht- und Luftstimmung scheinen sich zu Gestalten verdichtet zu haben: aus dem Weben der Dämmerung am Waldesrand, am Seegestade blühen junge schlanke Glieder auf. Und man braucht nicht erst zu literarischen Zitaten zu greifen, um den Hauch einer verhaltenen, aber echten Romantik vor diesen Bildern zu verspüren. Unermüdliche Studien sind natürlich auch den Figurenbildern vorangegangen, und wiederum ist man überrascht, wie scharf in den Aktzeichnungen das Persönlich-Charakteristische des Körpers festgehalten ist, auf Kosten der verallgemeinernden Stilisierung nach einem gesetzmäßigen Kanon.

Wer einmal in den Zeichenmappen des Künstlers geblättert hat, mochte wohl wünschen, daß dieses unmittelbarste Zeugnis seines Wesens der Öffentlichkeit bekannt werde, zumal seitdem in den Gemälden das zeichnerische Moment nicht mehr mit solcher Stärke



Aufn. Frau Ad. Brandt, Düsseldorf

Waldidylle

wie früher hervortritt. Dieses zeichnerische Wollen bahnte sich selbst aber einen neuen Weg: ein stattliches graphisches Werk ist in den letzten Jahren entstanden. Den schon früher geschaffenen Steindrucken, die vornehmlich dekorativen Charakter zeigten, sind nun, rasch zu hohem technischem Vermögen sich erhebend, Radierungen und Holzschnitte gefolgt. Da versenkt sich der Künstler bei anspruchslosen Naturstudien ruhevoll ins Einzelne und Kleine, und dann wieder tragen wenige knappe Striche den Keim eines monumentalen Werkes in sich. Leidenschaftlich aufgewühlte Linien bedecken das eine Blatt, auf dem andern liegt die Zartheit einer Silberstiftzeichnung. In ihrer feinen Empfänglichkeit für die Erscheinungen draußen und für die Impulse des Inneren sind diese Blätter eine notwendige Ergänzung zu Steppes' malerischem Werk und erscheinen neben diesem wie ein weibliches Element neben dem männlichen.

Auf der Höhe seines Schaffens ist der Vierzigjährige angelangt, aber dies bedeutet für ihn keinen Stillstand. Es ist wie bei der Wanderung durch seine geliebten Berge: hat man einen Gipfelpunkt erreicht, so winken immer neue ferne Ziele herüber. Solch ein unerschrockenes Vorwärtsbringen bringt Schroffheiten mit sich — eben weil es aber nur der inneren Notwendigkeit folgt, führt es doch immer wieder zu der großen Harmonie zurück, die sich uns vor Steppes' Schöpfungen mitteilt. Er vermochte sie zu spenden, allen äußeren Widerständen zum Trotz. So stolz unsre Zeit darauf ist, auch



Aufn. Fritz Hoefle, Augsburg

Bildnis der Schauspielerin N. (1912)

die extremste Erscheinung zu würdigen, das Leben eines deutschen Künstlers, dessen Ideal nicht mit den herrschenden Richtungen zusammenfällt, bedeutet auch heute noch Kampf. So schien auch Steppes bis vor noch nicht langer Zeit vergessen oder mit Stillschweigen übergangen zu sein, obgleich er an einem Brennpunkt künstlerischen Lebens, in München, wo er sich ein glückliches Heim gegründet, dauernd ansässig geblieben ist. Aus den wenigen verständnisinnigen Freunden, die er endlich gefunden, ist nun ein weiter, über die deutschen Grenzen sich ausdehnender Kreis von Verehrern geworden. Vor allem am Rhein und in Norddeutschland, sodann in Wien, wo die Galerien Czernin, Esterházy, Lanckorónski und Lichtenstein Hauptwerke des Künstlers besitzen, hat man die Bedeutung von Steppes erkannt. München dagegen verharrt dem so eng mit seiner Heimat verbundenen Künstler gegenüber noch immer in stumpfer Gleichgültigkeit, wie denn überhaupt noch viel zu einer allgemeinen tatkräftigen Würdigung dieser Kunst fehlt. Aber sie wird kommen, und der unbeugsame sieghafte Wille, der in dem Manne und in seinem Werke lebt, gibt uns die Gewißheit, daß sie nicht zu spät kommen wird. Steppes wird in gewissem Sinne immer ein Einsamer bleiben. Er selbst hat einmal bekannt, daß die Kunst ein Geheimnis der Einsamkeit sei. Hat er deshalb dem im modernen Leben stehenden Menschen nichts zu sagen? Uns will bedünken: unsre Zeit bedarf mehr denn je solcher Künstler.

Der Verfasser des Aufsatzes über Edmund Steppes, der bei der Übersendung dieses ersten Beitrags die liebenswürdige Absicht aussprach, häufiger an Westermanns Monatsheften mitzuarbeiten, hat das Erscheinen dieses Beitrags nicht mehr erlebt. Dr. Hermann Brandt ist bei dem großen Angriff der Franzosen am 25. September 1915 bei Beau Séjour schwer verwundet gefangengenommen worden und fünf Tage später im Lazarett zu Joigny (Departement Yonne) den Tod fürs Vaterland gestorben. Um seinen Verlust trauert mit seinen Eltern und Freunden auch die Kunstwissenschaft. Denn der Achtundzwanzigjährige war eine ihrer schönsten und sichersten Hoffnungen, einer von jenen Seltenen, die auf diesem Gebiete Kenntnisse mit Gefühl, Geschmack mit Gesinnung verbinden. In Bonn, Berlin und Heidelberg unter Clemen, Wölfflin und Henry Thode hat er studiert; gleich seine ersten selbständigen Arbeiten galten der deutschen Kunstgeschichte, vornehmlich der frühen deutschen Landschaftsmalerei. Er war schon in jungen Jahren genießend und forschend viel gewandert, innerhalb und außerhalb Deutschlands, seine Wurzeln aber hatte er am Rhein, wo er von einem kunstsinnigen Oheim die glücklichste Anregung und Förderung empfing, und wo seinem heiter aufgeschlossenen Wesen aus der Natur und Kunst überall ermunternde Antwort kam. So begrüßte er es doppelt dankbar, als sein Lehrer Prof. Paul Clemen ihn als Assistenten an das Kunsthistorische Institut der Universität Bonn berief. Denn diese Stellung vergönnte es ihm, mehr und mehr in die Kenntnis der alten rheinischen Kunst hineinzuwachsen, wie sie ihm vom Oberrhein bis Köln und weiter abwärts aus ihren Denkmälern entgegentrat. Den zweiten Band seiner Geschichte der rheinischen Glasmalerei, deren Entwurf von fremder Hand herrührte, hat er noch fast neu bearbeiten können; der Plan zu einem Werke über Albrecht Dürer schwebte nur wie ein »entzückender Traum« vor ihm her. Diese geschichtliche Beschäftigung verwehrte ihm nicht die Liebe und Neigung zu zeitgenössischen Künstlern; namentlich zu Edmund Steppes gewann er früh ein inneres, freundschaftliches Verhältnis. Der Krieg riß ihn in andre Bahnen. Er folgte, wie wir einem Nachruf seines früheren Lehrers, Gymnasialdirektors Dr. Roesiger in Heidelberg, entnehmen, mit männlicher Überzeugung und jugendlicher Begeisterung dem Ruf zu den Waffen. Mit frohem Mut trug er alle Anstrengungen der Schützengräben und erhob oft die Kameraden aus den Stimmungen des grauen Alltags zu den großen Gedanken der Zeit oder in das glückliche Reich des Geistes und der Kunst. Im Dezember 1914 überstand er nur wie ein Wunder die opferreichen Kämpfe der ersten Offensive in der Champagne und wurde später vom Großherzog von Baden mit der silbernen Verdienstmedaille des Karl-Friedrich-Ordens ausgezeichnet. Im Frühjahr durfte er, zu einem Offizierskurs nach Deutschland abkommandiert, noch einmal die Heimat und die Freunde sehen, ein Bild männlich straffen, leuchtenden Jugendmuts; dann kündeten nur noch seine herzlich offenen Briefe von seinem feinen Empfinden und tapferen Herzen, seiner Opferfreudigkeit und seiner auch in den schwersten Schicksalstagen des Vaterlandes unerschütterlichen Zuversicht, daß nach all dem Graus dieses Riesenkampfes unserm Volke doch wieder Tage friedlich-harmonischer Schönheit beschieden sein müßten. F. D.



Das Tor von Calais

Frankreich und England im Spiegel Hogarths

Von Prof. Dr. Otto Francke (Weimar)

Jetzt, wo auf Grund privater Nachrichten allerlei Anzeichen vorliegen, daß unsre westlichen Nachbarn die Geister, die sie riefen, gern wieder loswären, wo eine Bevormundung der Franzosen durch englische Gewalt besonders in Calais ernste Befürchtungen wecken muß, erinnern wir uns dreier Bilder des großen englischen Malers William Hogarth, in denen der Künstler 1749 und 1755 seinem Groll gegen den alten Erbfeind überaus bitteren Ausdruck verlieh. Hogarth hat sich in diesen Bildern als echter John Bull erwiesen, der neben Old England kein Land der Welt, am wenigsten Frankreich, als gleichberechtigt ansah. Ein persönliches Erlebnis gab ihm Veranlassung zu dem ersten der hier wiedergegebenen Bilder: »The Gate of Calais«. Im Jahre 1749 wurde er durch folgenden Vorfall an seinem geplanten Besuch von Paris gehindert. Als er in Calais gelandet war, verhöhnte er in stolzem Übermut ihm begegnende Leute aus der Mittelklasse der Bevölkerung, die er von jeher als Froschesser zu verachten gewöhnt war. Damals waren Boulogne und Calais mit britischen Auswanderern überfüllt, mit politischen Flüchtlingen, besonders Irländern und Schotten, denen es gelungen war, sich der Strafe des Gesetzes nach dem Aufstand von 1745 durch die Flucht zu entziehen. Durch sein Verhalten hatte er die Aufmerksamkeit der französischen Spionenpolizei erregt, so daß er, als er eines Tags das prächtige Stadttor von Calais im Skizzenbuch abzeichnete, verhaftet, schließlich aber mit der tröstlichen Versicherung des Gouverneurs entlassen wurde: »Wenn der Friede von Aachen nicht unterzeichnet wäre, so würde ich Sie auf dem Walle von Calais haben aufhängen lassen.« Für diese »Beleidigung« hat sich alsbald Hogarth durch das Bild gerächt, dessen hier wiedergegebener Stich allerdings nicht ganz dem Ölgemälde entspricht, das Lord Charlemont bestellt hatte. Als nämlich das Gemälde fertig war, fiel es durch Versehen von der



Frankreich

Staffelei; ein Nagel riß dabei ein Loch in die Leinwand an der Stelle, wo sich das Kreuz über dem Tore erhob. Hogarth setzte dann an die leere Stelle eine halbverhungerte Krähe, die, offenbar durch den ungewohnten Fleischgeruch angelockt, sehnsüchtig auf den Rinderbraten in der Mitte des Bildes herabblickt. Der Schauplatz ist der Raum zwischen dem inneren und äußeren Festungstor der Stadt mit der Perspektive in eine Straße, wo Einwohner vor einer Prozession niederknien. Das Tor zeigt neben dem französischen auch das englische Wappen, das noch aus der Zeit vor der Königin Maria herstammt, unter deren Regierung sich Calais, das letzte Bollwerk der englischen Besatzung in Frankreich, an den Herzog von Guise ergab. Seitwärts vom Tore links hat der Künstler seine Verhaftung angedeutet durch einen Sergeanten, der, die Hellebarde hochhaltend, dem zeichnenden Künstler die rechte Hand auf die Schulter legt. Nach Hogarths Meinung ist Frankreich das Land, in dem es nichts als gebratene Frösche und Wassersuppen zu essen gibt. Von englischem Roastbeef hat man dort nur geträumt; da wird nun auf einmal ein Stück solchen Fleisches gelandet, ein echter »Sirloin«. Dieses typische Merkmal englischer Kraft und das wollüstige Staunen, das das riesenhafte Ungetüm überall hervorruft, nebst dem Unheil, das es unter den auf französische Diät gesetzten Soldaten anrichtet, ist der Inhalt des köstlichen Bildes. Den Mittelpunkt des Blattes bildet eben der an Madame Grandsire in Calais adressierte Fleischklumpen, den der dürre Koch der Dame, der kaum den zehnten Teil von diesem Fleischstück an seinem Leibe hat, bereits durchs Stadttor heimzutragen im Begriff ist, wenn er nicht von der Last unterwegs zusammenbricht. Ein des Wegs daherkommender feister Mönch betrachtet und untersucht schmunzelnd das gelandete Monstrum mit einem Finger seiner gemästeten Hand. Auf der rechten Seite des Tores sieht man zwei Köche, die einen Topf mit soup maigre (Wassersuppe) in die Wachtstube tragen. Eigenartige Typen sind die beiden Soldaten, deren sehnsüchtiger Blick auf den Braten gerichtet ist; der eine links, in scheinbar kriegerischer Haltung, deutet den Zustand der französischen Armee unter Ludwigs XV. Mätressenregierung zur



England

Genüge an. Der arme Teufel ist gegen die Zugbrücke des Tores so gestellt, als hinge er in Ketten; Strümpfe, Schuhe und Uniform sind zerschlissen; das Hemd, durch das der freie Ellbogen hindurchscheint, ist äußerst dürftig, hat aber papierene Manschetten. Die Beinkleider, die durch die Spitze eines Bratspießes zusammengehalten werden, müssen herunterrutschen, wenn der Träger etwa das Gewehr präsentiert. Der andre Soldat rechts vom Mittelpunkt ist das wahre Sinnbild hungernder Schwindsucht in Lumpenuniform; er gerät beim Anblick des Fleisches in solch zitternde Bewegung, daß er aus einer Schale einen Teil seiner Suppe verschüttet, die in den Stadtgraben fließt, dem sie vermutlich entstammt. Der kleine Kerl daneben in schäbiger Kleidung ist wohl ein noch nicht ausgelieferter Ire mit kugeldurchlöchertem Hut, der nach dem Braten schielt, während er seine Wassersuppe auslöffelt. Rechts unten bei der Brücke liegt ein gefangener halbverhungerter Bergschotte, über dem die Kette der Zugbrücke hängt und dessen Mittagsmahl in Brot und Zwiebel besteht; seine danebenliegende ausgeschnupfte Dose und der leere Tabaksbeutel bilden das Gegenstück zu seinem leeren Magen. Auf der andern Seite links sieht man ein Fischweib, in dessen Gesicht schon der Typus der 43 Jahre später auftretenden Dames de la Halle vorweggenommen erscheint, und zwei Gemüseverkäuferinnen von gemeiner Haltung. Unter dem Bilde, das Hogarths Freund, Mr. Forest, in einem grotesken Gedicht beschrieben hat, stehen die Worte: »Roast Beef at the Gate of Calais«. Gleich bei seinem Erscheinen erregte das Werk in London die größte Begeisterung der von glühendem Haß gegen Frankreich erfüllten Bevölkerung der Stadt.

Wie Forest dieses Bild, so hat kein Geringerer als David Garrick die beiden von Hogarths eigner Hand bezifferten Bilder »France« und »England« mit groben Versen begleitet, die in deutscher Übersetzung also lauten:

Seht der Franzosen Pack hier ragen,
Mit spitzem Kinn, verschrumpftem Magen,
Wie sie uns Hunde nennen.
Bald wird der Feind (er spreizt sich hier)
Die größ're Macht von Rind und Bier
Als die vom Frosch erkennen.

Die Pfaffen in der Herrlichkeit
Sind schon mit Rad und Strick bereit,
Uns Sünder zu bekehren.
Doch möchten sie, an Englands Strand
Von Nick * gefischt, ihm in die Hand
Ein köstlich Mahl gewähren.

Seht den Matrosen und Soldaten
Gewaffnet für des Kampfes Taten,
Sollt' uns Monsieur besuchen;
Denn der hat Englands Rind gerochen,
Will unser Blut und Fleisch und Knochen
Und Englands Bier versuchen.

Ihr Briten auf! Laßt sie nur kommen!
Gebt's ihnen heim, zu unserm Frommen!
Im Angriff seid wie Leuen!
Denn niemand widersteht den Streichen,
Die Eichenhänd' und -herzen ** reichen;
Mut wird die Freiheit leihn.

Die Blätter drücken in derbster Weise den Franzosenhaß aus, auf den der orthodoxe John Bull ebenso eingeschworen war wie auf die fünfunddreißig Artikel der Hochkirche; hielt doch der damalige Engländer seine Nachbarn jenseit des Kanals für eine Art von Tieren mit allen Anlagen zu kriechender Sklaverei und feiger Hinterhältigkeit. Die Ursache dieses Nationalhasses, die in der Einmischung Ludwigs XV. in die Angelegenheiten des englischen Staates lag, hat diese Blätter veranlaßt. Im Jahre 1756 hegte nämlich die Regierung dieses Königs den Plan einer Invasion in England, und wie es da nach englischer Auffassung an der französischen Nordküste zuging, das stellt der erste Kupferstich dar. Die Engländer hörten von der Unternehmung, und von den infolgedessen vorbereiteten Rüstungen zur Abwehr in ihrem Lande gibt das zweite Bild eine Vorstellung. Es scheint, als habe damals Hogarth seinen erregten Landsleuten eine Erläuterung über die Fragen geben wollen: »Was sind die Franzosen?« und: »Was sind wir?« Auf dem ersten Blatt verspottet er die Soldaten der französischen Invasionsarmee des Grand Roi, wahre Vogelscheuchen, die durch Hunger und Mißhandlung zu schemenhaften Gestalten heruntergebracht sind. Den Engländern mußte solches Elend wohl augenfällig werden, wenn sie durch die Provinzen zwischen Calais und Paris mit den verfallenen Häusern und in Lumpen gehüllten Menschen hindurchreisten. Der Schauplatz ist ein dicht am französischen Strand gelegenes Wirtshaus, das offenbar einen Beköstigungsort für vorbeiziehende Truppen darstellt. Aber was sind das für Soldaten! Ist der lange Alte in der Mitte nicht vom kalten Fieber geschüttelt? Man hört beinah die dürren Knie des verhungerten »Kriegers« klappern. Zu essen gibt's schon lange nichts. Das beweist die Ausstattung des Wirtshauses, in dessen hinterem scheibenlosem Fenster ein Rippenstück hängt, an dem keine Faser von Fleisch mehr sichtbar ist, während andre zum Aufhängen von Lebensmitteln bestimmte Haken ganz leer geblieben sind. Das Haus heißt »Zum Königlichen Holzschuh« und verspricht auf der Inschrift des Aushängeschildes »Soup maigre, au Sabot royal«. Der hölzerne Schuh statt des ledernen galt dem damaligen Engländer als das untrügliche Zeichen französischer Armut, wie u. a. eine bekannte Stelle in Goldsmiths »Vicar of Wakefield« beweist und wie aus der Erklärung von Goldsmiths Invaliden für seinen Franzosenhaß in einem seiner Essays hervorgeht: »... because they eat frogs and wear wooden shoes«. Hier haben wir beides; denn ein Offizier, der rechts unten vorm Feuer kniet, macht sicher keine galvanischen Versuche mit seinen vier Fröschen, die er sich vielmehr an seinem Degen, sonst das Symbol französischer Ritterlichkeit, zur Nahrung brät. Der schwindsüchtige Soldat hinter ihm scheint ihn darum zu beneiden, sich aber mit der Inschrift auf der weißen Fahne zu trösten: »Vengence et le Bon Bier (!) et Bon Beuf de Angleterre (!)«. Im Gegensatz zu dieser Hungergruppe steht der fette Mönch, ein Vertreter der ecclesia militans. Dieser hat sein vielsagendes Bekehrungsgeschirr, als Galgen, Rad, Beil, Daumenschrauben, Geißeln, Zange, Strick, den heiligen Antonius mit dem Schwein usw., auf einem Schlitten herbeibringen lassen. Er führt den Finger leise über die Schneide des Beils, um zu prüfen, ob sie wohl den heiligen Dienst

* Der Name »Old Nick« ist die Bezeichnung der englischen Matrosen für »Teufel«.

** Auf diese Wendung (»hands and hearts of oak«) sind die englischen Matrosen besonders stolz, wie auch das bekannte Volkslied lehrt:
Hearts of oak are our ships,
Hearts of oak are our men.

Edmund Steppes: Frauenbildnis

Zu dem Aufsatz »Edmund Steppes« von Hermann Brandt

ad maiorem dei gloriam pflichtschuldig verrichten werde. Hinten auf dem Schlitten sieht man den Riß zu einem Kloster in Black Friars, einem Stadtviertel Londons, das seinen Namen von dem schwarzen Geschmeiß hat, das einst dort nistete. Im Hintergrunde wird auf kahlem Bergrücken ein erbärmliches Stück Land von Weibern mit einer vorgespannten mageren Kuh mühsam gepflügt. Elende Truppen werden links im Hintergrunde dem Strande zugetrieben, von denen ein paar durch die Hellebarde eines Unteroffiziers zum Weitergehen angespornt werden.

Zu diesem Bilde steht das dritte, »England«, in bezeichnendem Gegensatz. Denn hier gibt es Häuser mit Fenstern und lebensfrohe Menschen. Auf dem Schilde des Wirtshauses steht der damalige Abgott des Volkes, Herzog von Cumberland, und vorn glüht die goldene Traube. Neben der Tür lädt zum Genuß eine Bierflasche ein, deren Inhalt den Kork gesprengt hat und sich von selber ins Glas ergießt, und vor dem Hause unter freiem Himmel haben wir die Darstellung rohesten Genusses in aller Form. Die drei Vertreter der bewaffneten Macht Englands sind genügend mit Roastbeef versehen, kennen noch nicht die fleischlosen Tage, von denen jüngst die »Daily Mail« erzählte, und denken vielleicht wie Johnson in Byrons »Don Juan«, wenn er ausruft:

»In heaven's name let's get some supper now,
And then, I'm with you, if you're for a row.«

Die Hauptgestalt des Bildes ist ein launiger Grenadier, der das Bildnis Ludwigs XV. in karikierendem Wachtstubenstil an die Mauer des Hauses malt. Auf dem Spruchband vom Fratzengesicht des Königs stehen die Worte: »You be de Pirate; You be de teef; me send my grand armies, and hang you all«, ein Englisch, das man etwa so verdeutschen könnte: »Ihr sein der Seeräuber, ihr sein der Spitzbub, ich will schicken meinen großen Heer und aufhäng euch allen«. Seiner Drohung Nachdruck zu geben, legt der König die Linke an den Degen, während die Rechte einen Galgen emporhebt. Noch während er malt, mißt ein fröhliches Landmädchen mit der Schürze den Rücken des Grenadiers, und eine andre Dirne hat sich zwischen die Beine eines jungen, nach dem eben entstehenden Gemälde starrenden Matrosen geworfen. Wir erinnern uns auf dem Bilde »France« des guten Biers und des guten boeuf, gegen die beide die Invasion der ausgehungerten Kontinentalarmee geplant scheint. Als sei ihr dieser Plan verraten worden, hat nun die Gesellschaft auf dem Bilde »England« diese beiden Artikel in wohlvorbereiteten Verteidigungszustand gesetzt. Über dem Porterkrug des Matrosen rechts auf dem Tische liegt eine Pistole, und über dem Stück Rindfleisch links davon ein Degen. Auf der rechten Seite bietet sich einem Werbeoffizier ein junger Bauer, ähnlich dem in »Wallensteins Lager«, zum Rekruten an; aber, da er das volle Maß nicht hat, so arbeitet er sich mit Zehen und Schulter nach oben, so daß der Werber und der ihm zugesellte Beamte dem kriegslustigen Burschen nachgiebig entgegenkommen. Daß es überhaupt nicht an Rekruten fehlt und keine so geschmacklosen Mittel, wie sie heute in England gang und gäbe sind, zur Werbung nötig scheinen, beweist der Hintergrund, wo ein Offizier eine Abteilung frisch angeworbener Truppen einexerziert. Links in der Ecke des Bildes übt sich ein kleiner Pfeifer auf seinem Instrument; und was er spielt, ist: »God save the king«.

Beide Platten wurden zuerst 1756 veröffentlicht, jedoch von neuem im »London Chronicle« des 20. Oktober 1756 durch eine marktschreierische Ankündigung empfohlen.

Heute sind die einstigen Todfeinde »verbrüdert«, und doch haben wir das Gefühl, daß angesichts enttäuschter Hoffnungen gar bald die Franzosen, die sich an der Nordküste ihres Landes schon längst nicht mehr als »freie Bürger und Herren des alten Bodens« fühlen, den Engländern die Worte Burgunds in Schillers »Jungfrau von Orleans« (II, 2) zurufen möchten:

»Geht! Eure Gegenwart schafft hier nichts Gutes,
Der Krieger nimmt ein Ärgernis an euch«,

während der Brite mit dem Wort Montgomerys (ebenda II, 6) antworten mag:

»O wär' ich nimmer über Meer hierher geschifft!«

Deutsche Gestalten

Vier Gedichte von Otto Crusius

Fünfundzwanzig Klingenhiebe

Trommelwirbel. »Die Kompagnie
Geschlossen mit vier Ecken!« —
Ein strenger Hauptmann, der Herr Marquis —
»Wer ist der jüngste Leutnant hie?
Er soll den Spruch vollstrecken:
Fünfundzwanzig Klingenhiebe.«

Zögernd hervor der Jüngste trat
Von den Königsoffizieren.
Da kniet ein alter Feldsoldat,
Halbnackt, mit breiter Wundennaht,
Seine Augen zu Boden stieren —
Fünfundzwanzig Klingenhiebe!

»Beim Sturm Verrat und Meuterei —
Erhärtet ist die Klage.
Ich weiß, du stammst hier aus Alzei —
Du trägst französische Liverei,
Und der Deutsche kam zu Tage.
Fünfundzwanzig Klingenhiebe!«

Der Leutnant zieht die Klinge gut,
Salutiert dem Kapitäne;
Der streckt mit Würde den Federhut.
Ein neuer Wirbel. Ruhig Blut,
Beiß aufeinander die Zähne —
Fünfundzwanzig Klingenhiebe!

Der Alte hob die Augen sacht,
Den Leutnant sah man wanken.
»Auf seinem Rücken aus der Schlacht,
Halbtot hat er mich heimgebracht:
So soll ich's ihm verdanken —
Fünfundzwanzig Klingenhiebe!«

Hei, wie die blanke Klinge saust:
»Fünf — zehn — nicht nachgelassen!«
Und die Klinge wird rot, dem Leutnant graust —
Der Herr Marquis droht mit der Faust:
»Mit beiden Händen fassen,
Fünfundzwanzig Klingenhiebe.«

»Nein, vierundzwanzig und genug!«
Todstille — wie mag das enden?
»Du Schwert, das schon mein Vater trug —«
Er packt's und stößt es durch Brust und Bug
Sich selbst mit beiden Händen —
Fünfundzwanzig Klingenhiebe.

Der junge Gneisenau

Ich neide keinen Prasser,
Bin hart in harter Not,
Die Quelle gibt mir Wasser,
Der Bauer schwarzes Brot.
Ich hüte Schaf' und Gänse,
In Regen, Schnee und Wind,
Sie nennen mich Hans der Hänse,
Schilbasches Narrenkind —
Verloren alles, nur der Name nicht:
Der dröhnt und spricht,
Der klingt nach Eisen, singt von grüner Au:
August Wilhelm Neidhart von Gneisenau.

Ich tu', was mir befohlen,
Willkommen, hartes Muß!
Nicht nur der Schuh hat Sohlen,
Sohlen hat auch der Fuß.
Mich drücken keine Steine,
Mich ritzt nicht Glas noch Dorn,
Treu schirmt mir Fuß und Beine
Die Siegfriedshaut von Horn.
Wo weilt mein Vater? Ich weiß es nicht.
Doch tröstlich spricht
Der Eisenklang, der Schall von grüner Au:
August Wilhelm Neidhart von Gneisenau.

Schweigen, Gespött, Geflunker —
Mir ward es doch bekannt,
Mein Vater war ein Junker,
Östreichischer Leutenant.
Meine Mutter fuhr im Kriege
Mit Vater, todgetreu,
Troßwagen meine Wiege,
Mein Kissen Stroh und Heu!
Wo weilt die Mutter? Im Himmelslicht.
Doch tröstlich spricht
Der Eisenklang, der Schall von grüner Au:
August Wilhelm Neidhart von Gneisenau.

Schweigen, Gezank, Gespötte:
»Freiherr vom Straßenbreck,
Da hielt sie's Wochenbette
Und starb in jähem Schreck.« —
O Mutter, dir gehör' ich,
Ob ich dich nie gekannt,
Und deinem Schatten schwör' ich:
Ich werde Leutenant!
Verloren alles, nur der Name nicht;
Der Name spricht,
Der klingt nach Eisen, singt von Feld und Au:
August Wilhelm Neidhart von Gneisenau.

Ein Weddigenlied

Teurer Held, was du gehofft, gesungen,*
Bis zum Tod war's Wahrheit dir und Tat.
Tief im Meere ruhst du, unbezwungen,
Tausend Herzen hegen deine Saat.
Wimpel wehen,
Wogen gehen,
Ohne Ende,
Händ' um Hände —
Die du schufst, die Tatenkette, reiht
Fern sich hin in fernste Ewigkeit.

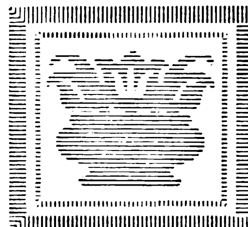
Stark in Schönheit, schlicht in stillem Adel,
Feind dem Feind, dem Überwundnen mild,
Held und Ritter ohne Furcht und Tadel —
Schwebe vor uns, du geliebtes Bild!
Wimpel wehen,
Wogen gehen
Ohne Ende —
Hebt die Hände,
Schwört's dem Meere, schwört's der Sonne zu:
Teurer Held, wir wollen sein wie du!

Traumklage

Ach, im Traum wie traurig war mein Sinn!
Kaum vor Schluchzen wußt' ich mich zu fassen.
Freunde, Helden traten vor mich hin,
Schwertgefällt — wie viele mußt' ich lassen!
Sehnend streckt' ich, reckt' ich meine Hand,
Sie vergehn wie Pulverrauch und weichen.
Drüben steht die Geisternebelwand,
Und von Lippen tönt's, von todesbleichen:
Traurig, traurig, wir sind so allein!
Komm zu uns, wir werden glücklich sein!

Und dem Geisterreigen jagt' ich nach,
Wie als Kindlein einst dem Regenbogen;
Hinterm Hügel schwebt' er, hinterm Bach,
Wurde über Gletscherhöh'n gezogen,
Sank in Heideland und dunkles Moor —
Wetterleuchten — Klagerufe gellen ...
Aus den Tiefen schweben sie empor,
Riesenhaft, die knochigen Gesellen:
Traurig, traurig — wie bist du allein!
Komm zu uns, und du wirst glücklich sein!

* Eben erschien: Weddigens Seemannslied. Berlin, Verlag »Kameradschaft«.




Der Trommelschlegel

Von Fritz Müller (München)

Draußen war Krieg, und drinnen war eine Versteigerung. Auch diese Versteigerung gehörte zu einem Krieg, sie war das Ende eines Kampfes. Den Kampf hatte der Rittmeister a. D. von Scheitlin tapfer mit seinen Gläubigern gekämpft. Es war ein zäher Kampf gewesen. Die Gläubiger schossen mit ihren Zahlbefehlen Löcher in die rittmeisterliche Pension. Der stopfte die Löcher mit den Geldscheinen der nächsten Pensionsgelder notdürftig zu — bum! schlug schon wieder die Granate einer Mahnung ein. Und so ging das weiter.

Nicht, als wenn der Herr von Scheitlin ein Sausundbraus gewesen wäre. Sein grauer Scheitel sah ganz anders aus. Aber da hatten sich einmal an seinem Lebenswege irgendwo zwei Freundeshände aufgereckt: »Du mußt mir helfen, alter Freund — nein, nein, kein bares Geld, nur eine Bürgschaft ...«

Also her mit dem Fetzen Papier und »von Scheitlin« draufgeworfen: »Kann ich sonst noch was für dich tun, alter Freund?«

»Nein, ich danke dir — jetzt kann ich wieder atmen.«

Aber auf einmal hatte der andre ausgeatmet, und die Bürgschaft wurde lebendig, arg lebendig. Der Kampf begann. Er war nicht aussichtslos. Die Granatenlöcher wurden kleiner. Blindgänger waren auch dabei. Flintenschüsse wurden daraus, und schließlich waren es nur mehr Nadelstiche. Über ein kleines würde der Feind die Belagerung aufheben müssen.

Da aber kam ihm der Krieg zuvor.

Der einberufene Rittmeister schaute zum letztenmal rundum in seiner Wohnung. Noch was mitzunehmen? Ein Andenken oder so was? Das alte Blücherbild an der Wand mit dem altmodisch bauschigen Rahmen schaute ihn ermunternd an: Mich vielleicht? Ich bin was Kriegerisches.

Ein Schlachtenbild in die Schlacht? Nein, die Bilder malen wir dort draußen selber.

Zwei Trommelschlegel spitzten mit alten, rötlichen Köpfen über den Wandschrank: Wir stammen aus der Gustav-Adolf-Zeit von deinem Vorfahr und haben dich auch Anno siebzig begleitet und lebendig heimgeführt.

Na, ich weiß nicht — damals hab' ich euch halt eingesteckt, weil Großmutter gar so drängte —

Sie wußte auch, warum, und hat es dir gesagt: Wer uns beide in der Tasche hat, den trommeln wir mit heiler Haut durch jede Schlacht.

Unsinn — aber schließlich seid ihr ja nicht groß. Her mit euch! Er hatte rasch hinaufgegriffen, zu hoch gelangt und so auf die Schlegelköpfe geschlagen, daß die Schlegel klappernd durch das Zimmer sprangen. Na, wo waren sie? Ah, dort lag der eine auf dem Teppich. Er bückte sich und steckte ihn in die Tasche. So, jetzt noch der andre.

Aber der fand sich nicht. Er war und blieb verschwunden. Der Rittmeister suchte unterm Schrank, unterm Tisch, überall. Es war doch sonderbar. Da läutete es. Der Bursche war's. Höchste Zeit für die Kaserne.

Hm! Da war eigentlich noch was Wichtigeres als der verlorene Trommelschlegel: die unbezahlte Schuld. Aber was lag jetzt daran!

Der Krieg draußen hob alle Kriege drinnen auf. Die hartnäckigsten Einkassierer mußten sich zu einem Waffenstillstand bequemen.

Weg da, laßt den Rittmeister a. D. in Ruhe! Den brauche ich. Der ist jetzt wieder i. D. — Platz da, Platz!

Das i. D. hatte dann für den alten Haudegen Geltung bis knapp vor Libau, wo der Punkt vom i herunterrutschte, eine russische Gewehrkugel wurde und hinter des Rittmeisters Leben den Punkt setzte.

Dort kam er nicht zur Ruhe. Die Verlassenschaftsbehörde legte einen blauen Akt an: »Verlassenschaftssache Rittmeister von Scheitlin«. Darauf hatte sich der alte Punkt vervierfacht und schaute aus zwei Augenpaaren in die Zukunft: Was nun?

Die Anmeldungen der Gläubiger schlüpften in den blauen Akt. Ein Inventarverzeichnis kam hinterher. Darauf ein Schätzungsprotokoll.

»Ei,« sagte der Verlassenschaftsbeamte, »die Passiven sind ja größer — wie ist es, Herr Krenkmann, treten Sie im verwandtschaftlichen Interesse die Erbschaft dennoch an?«

»Werd' mich hüten!« sagte der Kohlenhändler Krenkmann.

»Dann muß ich also Versteigerung vornehmen lassen, und wenn die nicht genügend ausfällt, gibt's Konkurs, Herr Krenkmann.«

»Kann nicht helfen, Herr Amtsrichter — bin doch zu entfernt verwandt, als daß ich auch noch draufbezahlen sollte.«

»Nun, Herr Krenkmann, der Herr Rittmeister ist draußen fürs Vaterland gestorben, und da dachte ich, Sie könnten im Interesse seines Namens den kleinen Ausfall —«

»Herr Amtsrichter, ich habe selbst Verluste durch den Krieg — wenn Sie meine Debitorenliste sähen — ich schicke sie Ihnen, damit Sie —«

»Schon gut, Herr Krenkmann: Sie verzichten auf die Erbschaft und ich auf Ihre Debitorenliste — die Versteigerung ist übernächste Woche.« —

Die Auktionshalle Zum Bären hatte heute schon die zweite Versteigerung hinter sich. Der gemütliche dicke Versteigerer schneuzte sich umständlich.

»Jetzt kommt die Sache —« sagte er zu seinem Gehilfen.

»Draußen steht ein Herr,« unterbrach ihn ein Möbelschlepper mit der grünen Schürze, »der läßt fragen, ob die Sache Scheitlin schon dran war.«

»Kommt jetzt, kommt eben jetzt — wie heißt der Herr — ah, der Herr Amtsrichter selbst — darf ich Ihnen einen Platz bei uns anbieten?«

»Nein, danke, werde mich unters Publikum setzen.«

»Sie haben persönliches Interesse, Herr Amtsrichter?« Er zwinkerte aus einer alten Versteigerungsgewohnheit mit den vergnügten Äuglein.

»Nein, nur menschliches — wäre doch ein Jammer, wenn dem alten Haudegen noch ein Konkurs ins Grab nachhinkte.«

»Hm! Werde mein möglichstes tun, Herr Amtsrichter; aber es wird schwerhalten, die Sachen sind verdammt hoch eingeschätzt — werde froh sein müssen, wenn das dabei herauskommt.«

»Dann gibt's Konkurs — es ist greulich — denken Sie, der Mann hatte schon Siebzig mitgemacht, und jetzt —«

»Ist denn kein Erbe da, Herr Amtsrichter?«

»Ja, ein Kohlenhändler mit einer Debitorenliste — aber will Sie nicht länger aufhalten, tun Sie Ihre Pflicht.« —

Gut die Hälfte des rittmeisterlichen Hausrats war schon versteigert. Nicht schlecht versteigert. Die mancherlei erprobten Scherze des gewandten Versteigerers hatten da und dort den Preisen nachgeholfen. Dann und wann ein dramatisches Zögern vor dem »Zum dritten- und — und — und letztenmal!« blies in den hinteren Zuschauerbänken halberloschene Flammen hoch. Aber noch war kein Mehr gegen die Schätzung erzielt. Der Versteigerer wollte ein wenig trübselig in die vierte Bank rechts hinüberblinzeln, wo der Amtsrichter nachdenklich saß, aber es wurde doch wieder ein lustiges Zwinkern.

Nun, dachte der Amtsrichter infolgedessen, vielleicht wird's doch. Und dann lief sein Blick über die noch verbliebenen Gegenstände — merkwürdig, daß der Verstorbene nicht eine einzige Kriegserinnerung hatte. Man hätte doch denken können, wenn einer Siebzig mitgemacht hat, so —

»Ein dreiteiliges Ledersofa!« rief der Versteigerer aus. »Noch ganz prächtiges Leder — kein moderner Schund — na, wer macht das erste Gebot?«

Ein Gewerbsmäßiger bot schläfrig zwanzig Mark.

»Das ist ja allein die Rückenlehne wert,« zwinkerte der Versteigerer.

»Fünfundzwanzig!« — »Siebenundzwanzig!« — »Dreißig!« — »Fünfunddreißig!« — »Vierzig!« kam's darauf rasch hintereinander. Wie es zugeschlagen war, stellte der Versteigerer ärgerlich fest, daß es genau den Schätzungswert geholt hatte, nicht ein Markstück mehr.

Nichts zu machen! Nichts zu machen! zwinkerte er verdrossen-lustig zum Amtsrichter hinüber.

Und nicht viel anders ging es bei den andern Stücken. Eins war jetzt noch da, ein Bild.



»Aha, doch noch was Kriegerisches,« murmelte der Amtsrichter. »Blücher an der Katzbach«, konnte er von ferne buchstabieren. Wenn nur Bilderliebhaber da sind! dachte er und sah sich rasch im Halbkreis um.

Zwei Bänke hinter ihm schlug ein Mann die Augen nieder. »Ah,« murmelte der Amtsrichter, »ist er doch gekommen, der Kohlenhändler, der Krenkmann — aber geboten hat er nichts, der — der vorsichtige Herr — nun, notfalls kaufe ich das Bild — ein arg hölzernes Quadratgesicht hat er freilich, dieser Leinwandblücher — viel kann es nicht wert sein, dies Bild —«

Der Versteigerer hatte einen Blick in die Schätzungsliste geworfen: »Na, fufzehn Mark kann's holen,« sagte er zu seinem Gehilfen.

»Wenn's gut geht, Herr Schrepfer — Sie wissen ja, bei Bildern —«

Ein Postbote mit Einschreibbriefen tauchte im Hintergrund auf und winkte.

»Stellen Sie das Bild einstweilen ordentlich auf,« sagte der Versteigerer zum Gehilfen, »ich muß einiges unterschreiben.«

Der Gehilfe stellte das Bild hoch. Er sah nicht, daß sich zwischen dem Bild und dem dickgezackten linken Bronzegipsrahmen etwas löste und sich im Winkel gegen die untere Rahmenseite klemmte.

Was ist denn das für ein Ding? dachten die Zuschauer und reckten mäßig neugierig den Hals.

Sonderbar, dachte der Amtsrichter, 'n Trommelschlegel! Wie der da reingekommen ist?

Soso, dachte der Kohlenhändler, 'n Trommelschlegel hat er auch gehabt, der alte Rittmeister — hat doch selber nicht getrommelt — wohl 'n Andenken oder so was ...

Wie das aussieht! dachten andre. Der Trommelschlegel schneidet den Blücher haarscharf von der Katzbach ab.

»Sehen Sie, wie der Trommelschlegel ausschaut!« flüsterte einer seinem Nachbarn zu.

»Ich kann nichts dran finden.«

»Nu ja, es is jedenfalls 'n guter Trommelschlegel.«

»Aber alt.«

»Gerade alte Trommelschlegel sind fein — sehen Sie, der Kopf ist viel länger, als man ihn jetzt macht.«

»Mit dem müßte sich famos trommeln lassen,« mischte sich ein Dritter ins Gespräch. Einer machte unbewußt eine Trommelbewegung auf der zerschnitzelten Bank. Alle in der Bank machten's nach. Es wurde fast ein Marsch daraus. Der steckte an. Auch die Bank dahinter trommelte leise mit. Ein paar Lippen spitzten sich. Die Gedanken der Versammlung liefen in die Ferne. Da draußen hatten sie Söhne, hatten sie Brüder. Da draußen trommelte es den ganzen Tag. Wenn man auch selber nicht genommen wurde, als kleiner Junge hatte man doch einmal getrommelt — tarram — tarram — tarram ... Hm, wenn man den Trommelschlegel steigern könnte? Ja so, ja so, das Bild gehört da auch dazu. Nein, umgekehrt, der Trommelschlegel gehörte mit zum Bild. Na, wenn das nicht zu teuer käme — nicht gar zu teuer ...

Eigentümlich rötlich ist dieser Trommelschlegel — wohl Pitchpineholz — nein, nein, kein Pitchpineholz, dazu ist er zu alt — damals haben sie noch kein Pitchpineholz eingeführt — aha, das Bild hat abgefärbt — nein, auf dem ganzen Bild war fast kein Rot, die Blücherschlacht begann da erst, das Blut kam später — Blut? Wahrhaftig, nachgedunkeltes Blut konnte das auf dem Trommelschlegel sein — da ist der Trommler wohl gefallen — tarram — tarram — tarram — aus war's auf einmal — wie bei so vielen jetzt — so vielen — wenn ich an meinen Bruder denke ... ja, an meinen Sohn, der jetzt da draußen — tarram — tarram — tarram ...

Wie sonderbar! Der Trommelschlegel hat ja ein Gesicht, ein langes Holzgesicht — ja, ja, so hat der verrückte Ritter ausgesehen, der gegen Windmühlen kämpfte — wo sah ich doch neulich sein Bild? — Und wie hager dem sein Leib ist — wenn man's nicht wüßte, daß es 'n Trommelschlegel ist, wahrhaftig, 's könnte ein Soldat von einem Kasperletheater sein — hm, so 'n verrückten Trommelschlegel möcht' ich auch mal haben.

»Und schließlich von dieser Gruppe noch 'n Bild!« sagte der zurückgekommene Versteigerer eintönig, ohne es anzuschauen. »Wer bietet auf das Bild?«

Schweigen. Der Amtsrichter besann sich. Hatte er nicht vorhin bei sich gemeint, er könnte —?

»Fünfzig Mark!« sagte er.

»Fufzehn Mark!« wiederholte der Versteigerer, an die Schätzungsliste denkend.

»Fünfzig hat der Herr gesagt!« rief einer.

Aha, ein Kenner! dachten einige.

Nun, wird's schon wert sein, dachten andre — und der Trommelschlegel ist da auch dabei —, wenn man's wieder gut verkaufen würde, könnte man den Trommelschlegel ja behalten, nicht? ...

»Fünfzig Mark zum ersten,« sagte der Versteigerer erfreut, »wer bietet mehr?«

»Fünfundfünfzig!«

»Sechzig!« — »Siebzig!« — »Fünfundsiebzig!«

Das ist schön, dachte der Amtsrichter bei sich, wenn sie nur hundert böten! Und siehe, da hatte er, ohne es zu wissen, ganz laut »hundert!« gesagt.

»Hundert!« wiederholte der Versteigerer achtungsvoll. »Wer bietet mehr?«

Der Amtsrichter war erschrocken. Nein, hundert konnte er nicht bieten. Hundert Mark für einen viereckigen Blücher und einen runden Trommelschlegel, das ging über seine amtsrichterlichen Einkünfte. Freilich, der Kohlenhändler, der könnte ruhig — Er hatte sich nach ihm umgeschaut. Krenkmann wurde rot.

»Hundertzehn,« stotterte er.

»Hundertzehn zum ersten — niemand mehr?« Die zwinkernden Äuglein überschauten befriedigt die Versammlung. Na ja, wenn das so weiterging! Inzwischen durfte man sich ja mal wieder schneuzen. Derweil konnten sich die Bieter zu neuen Angeboten sammeln. Der Versteigerer hinter dem Bild stieß ein wenig an den Rahmen. Der Trommelschlegel rührte sich.

Ja, ja, das waren keine Risse, das war wirklich ein Gesicht. Wenn jetzt der Trommelschlegel aus dem Rahmen spränge? Wenn er über den Tisch marschierte? Denn das könnte er natürlich. Oder zumindest doch trommeln — tarram — tarram — tarram ...

Oder wenn er die ins Holz hineingewachsenen Arme plötzlich in die Seiten stemmte? Wenn der Riß im Holz plötzlich als ein Maul aufging, ein Kriegsmaul, ein verwettertes — das auf einmal zu erzählen anfing von den Kämpfen draußen — tarram — tarram — tarram ...

»Also hundert zum ersten,« sagte der Versteigerer und machte einen letzten ausgiebigen Schneuzer. Dabei ging sein Blick zwischen rotgeblümtem Taschentuch und gehobenem Ellbogen von der Seite nach dem Bild —

»Hundertfünf!« — Hundertzehn!«

»Werden sehn, es ist doch 'n berühmter Name,« flüsterte es dazwischen.

»Hundertzwanzig!«

»Einen Augenblick, bitte, meine Herrschaften,« sagte der Versteigerer und trat dicht ans Bild, »was ist denn das da für'n Ding?« Dann, zum Gehilfen gewendet: »Was haben Sie denn da für 'n Stück Holz zwischen den Rahmen geklemmt? Mal raus damit!« Er löste den Trommelschlegel aus dem Rahmen und legte ihn auf den Tisch.

»Also hundertzwanzig hatten wir — wer hat hundertzwanzig?«

Stille.

»Wer hundertzwanzig hat?«

Niemand rührte sich.

»Aber es hat doch jemand vorhin hundertzwanzig —«

»Entschuldigen Sie, gehört der Trommelschlegel nicht dazu?«

»Der was? Ach so, der Trommelschlegel da — na ja, na ja, 'n Trommelschlegel gehört ja sonst nicht zu 'nem Bild, aber weil's 'n Schlachtenbild ist —«

»Hundertfünfundzwanzig!«

Der Versteigerer brachte den Trommelschlegel ganz nahe an seine zwinkernden Äuglein und schüttelte den Kopf.

»Na ja, ich weiß nich — ich weiß nich —«

»Hundertdreißig!«

Wieder schaute der Amtsrichter um. Aha, der Kohlenhändler kämpfte jetzt mit einem Herrn, dem ein Nachbar fortwährend ins Ohr tuschelte: »Ich wette meinen Kopf, es ist 'n echter — 'n echter ...«

»Hundertvierzig!«

Der Versteigerer hatte den Schlegel mechanisch in die Hand genommen und trommelte mechanisch auf die Platte: Tarram — tarram — tarram ... Jemand stieß den Kohlenhändler an.

»Dummes Zeug,« sagte der, »zweihundert!«

»— und zehn!« klappte sein Gegner nach.

»— und fünfzig!« sagte der Kohlenhändler mit absichtlicher Ruhe.

»Zweihundert!« schrillte es entgegen.

Tarram — tarram — tarram! wirbelte der Schlegel stärker. Auf allen Bänken trommelten die Hände mit. Es war das



Versteigerungsfieber. Der Schlegel hatte die Versammlung in die Hand bekommen. Die Gebote jagten sich. Ein dritter, ein vierter unter den Bietern war in den Kampf der höheren Beträge hineingetaucht. Das dritte Hundert lag schon hinten. Jetzt kletterten die Beträge im vierten Hundert aneinander in die Höhe.

Tarram — tarram — tarram! machte der Trommelschlegel. Sein rötliches Holz leuchtete. Der Blücher auf dem Bilde mit dem Schwert, das nach vorn wies, schaute rückwärts: Mir nach — mir nach — voran, voran!

Da übersprangen die Gebote den Graben von fünfhundert, schwirrten über das Blachfeld des nächsten Hunderters — hopplahopp, das sechste Hundert — das siebente ...

»Wenn das Bild echt ist, so ist das erst ein Pappenstiel,« flüsterte es neben dem Kohlenhändler.

»Ja, der das kriegt, macht ein famoses Geschäft.«

»Aber jetzt kauft doch kein Mensch — im Kriege.«

»Aber einen Blücher kaufen sie gerade — passen Sie auf, wenn das erst einmal in den Zeitungen steht: ein echter —«

»Achthundertfünfzig!« bot der Kohlenhändler.

Es war ein Rausch. Die Augen des Versteigerers vergaßen auf das Zwinkern. Sie wurden groß und still. Sein Mund ging nicht mehr auf. Die Steigerer ließen keinen Zwischenraum zum Reden. Nur der Trommelschlegel ratterte unbeirrt und sieghaft.

»Tausend Mark!« schrie einer.

»— und fünfzig!« fiel der Kohlenhändler mit einer unnatürlichen Ruhe ein. Der Schlegel rastete. Der Rausch riß durch. Still wurde es. Keiner bot mehr.

»Tausendfünfzig zum ersten — zum zweiten — zum dritten — niemand mehr? — und letztenmal — Ihren Namen, bitte!«

»Krenkmann.« Ein erregtes Geplauder setzte ein. Der Amtsrichter war aufgestanden und ging zwei Bänke rückwärts.

»Das war tüchtig, Herr Krenkmann,« sagte er und schüttelte dem Kohlenhändler die Hand, »jetzt geht's ohne den Konkurs.«

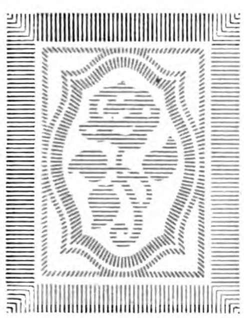
»Ja, ja,« sagte der Kohlenhändler und schaute über den Amtsrichter weg nach dem Gehilfen, der das Bild und den Trommelschlegel brachte. Der Kohlenhändler griff an dem Trommelschlegel vorbei fast gierig nach dem Bilde. Aber da entfiel der Trommelschlegel dem Gehilfen und trommelte dem Kohlenhändler derb auf die Hand: Tarram — tarram — tarram ...

Der Bauer im Krieg

Einmal wird das Morden enden ...
Harte Hand, die Wunden schlug,
Trägt das Holz zum stillen Herde,
Führt im neuen Lenz den Pflug,
Will die braune Scholle wenden,
Will der alten Heimaterde
Wieder Samenkörner spenden.

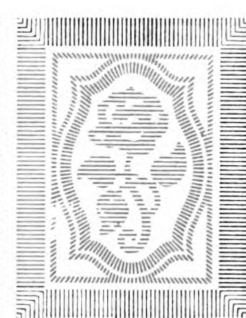
Und am Sonntag den Choral
Singt der Bauer mit den andern;
Auf der Bank vor seinem Haus
Denkt er noch ans ferne Flandern.
Glockentöne ziehn durchs Tal.
Und er spricht zum Nachbar Klaus:
„Weißt du noch? Dort am Kanal ...“

Karl Berner



Deutschland und der Orient

Von Gustav Roloff



Wer heute seinen Blick rückwärts auf die Zeit vor dem Kriege lenkt, sieht eine Periode europäischen Friedens von mehr als vierzigjähriger Dauer, länger als sie irgendeine andre Epoche der Weltgeschichte gekannt hat. Freilich ist auch in dieser langen Friedenszeit, die wir der gerechten Politik der beiden mitteleuropäischen Kaisermächte verdanken, fast stets von einer Kriegsgefahr die Rede gewesen; man wußte und fühlte, daß starke internationale Gegensätze bestanden, und in den Kundgebungen der Monarchen, der Presse und der Parlamente spielte die Möglichkeit einer Gefährdung des Friedens durch sie stets eine große Rolle. In Deutschland dachte das große Publikum bei solchen Erörterungen lange Zeit fast nur an die alte Feindschaft Frankreichs, bald auch an die Spannung mit Rußland, die sich seit dem Berliner Kongreß von 1878 immer deutlicher zeigte, endlich trat dazu die Abneigung Englands gegen das wirtschaftliche und maritime Aufstreben des Deutschen Reiches. Im letzten Jahrzehnt haben sogar diese beiden jüngeren Gegensätze die Öffentlichkeit stärker beschäftigt als der alte Zwist mit Frankreich; dies Land galt fast als Macht zweiten Ranges neben jenen großen Weltmächten und dazu bestimmt, mit seinem Geld und Blut fremden Plänen dienen zu müssen. Im großen und ganzen hat die öffentliche Meinung hiermit richtig gesehen; in der Tat haben England und Rußland in sorgsamer jahrelanger Arbeit den Scheiterhaufen für das Kriegsfeuer geschichtet, Rußland hat den ersten Feuerbrand geworfen, und England, das in letzter Stunde noch die Kraft gehabt hätte, Rußland in den Arm zu fallen und damit auch Frankreich die schon erhobene Fackel aus der Hand zu schlagen, hat vielmehr Öl ins glimmende Feuer gegossen und so den allgemeinen Brand entzündet. Wenn so dem deutschen Volke die Verteilung der Rollen in dem kriegerischen Drama klar ist, so haben sich doch die wenigsten Rechenschaft darüber geben können, worauf die unversöhnliche Feindschaft Rußlands und Englands beruht; oft ist man gar geneigt, die Entstehung des Dreiverbandes durch Fehler der deutschen Politik zu erklären, die nicht, wie dereinst Bismarck, unsre drei Gegner auseinanderzuhalten vermocht hätte. Dieser Auffassung liegt ein großer Irrtum zugrunde, die Vorstellung, daß die allgemeinen Dinge, insbesondere die Lebensbedingungen Deutschlands, heute noch dieselben seien wie zur Zeit des Reichsgründers. Ganz neue Größen, die vor einem Menschenalter erst im Entstehen begriffen waren und für die Bismarckische Politik kaum etwas bedeuteten, haben den Weltkrieg herbeigeführt, und die weitaus wichtigste davon ist die Umwandlung der Dinge im türkischen Orient.

Welche Stellung Bismarck zur orientalischen Frage, sowohl zu den Vorgängen auf der Balkanhalbinsel wie in Vorderasien, einnahm, ergibt sich deutlich aus seinen Äußerungen und seiner Praxis: er war überzeugt, daß Deutschland dort keine unmittelbaren Interessen von großem Gewicht wahrzunehmen habe und nur so weit an den dortigen Ereignissen beteiligt sei, als sie eine Kriegsgefahr zwischen europäischen Großmächten hervorzurufen imstande waren, denn davon konnte Deutschland schwerlich unberührt bleiben. Vor allen Dingen durfte nach seiner Überzeugung eine orientalische Verwicklung niemals die Großmachtstellung Österreich-Ungarns untergraben, denn dann hätte Deutschland einem französisch-russischen Angriff, mit dem er stets rechnete, allein gegenüberstehen müssen. In diesem Gedanken hat er nach dem Russisch-Türkischen Kriege (1878) gemeinsam mit Österreich und England die russischen Eroberungsabsichten bekämpft, wenn sie mit Österreichs Sicherheit unverträglich waren; aber er hat keineswegs grundsätzlich die Ausdehnung der russischen Herrschaft auf türkischem Boden abgelehnt und wiederholt auch Österreich zum Entgegenkommen gegen Rußland zu bestimmen gesucht. Noch im Jahre 1886 hat er z. B. der Wiener Regierung dringend geraten, es geschehen zu lassen, wenn die russische Regierung Bulgarien militärisch besetzen wolle, um die Vereinigung Ostrumeliens mit Bulgarien gewaltsam zu hindern. Er erwartete von der Teilung der russischen Armee keine Stärkung, sondern eine Schwächung des Zarenreiches, wenn es zum Kriege zwischen Österreich und Rußland kommen sollte; und wie es den Bulgaren unterdessen erging, ob die Russen Konstantinopel gänzlich unter ihren Einfluß brachten, berührte die deutsche Politik nicht. Nur weil die österreichisch-ungarische Regierung trotz-

dem den Einmarsch der Russen in Bulgarien als Kriegsfall bezeichnete, hat er sich dem österreichischen Widerspruch in Petersburg angeschlossen und hierdurch das russische Vorhaben auf friedlichem Wege zu Fall gebracht.

Eine solche grundsätzliche Zurückhaltung allen orientalischen Dingen gegenüber läßt sich aber heute nicht mehr aufrechterhalten, denn unterdessen ist Deutschland mitten in den Orient hineingewachsen.*

Die Abwandlung ist hervorgerufen durch die gewaltige Zunahme der deutschen Wirtschaftskraft in den letzten anderthalb Menschenaltern. Die fast aufs Doppelte gestiegene Bevölkerung und das gewaltig vermehrte Kapital brauchen Arbeitsfelder in aller Welt; immer neue Gebiete müssen wir erschließen, um unsern wachsenden Bedarf an Nahrungsmitteln, industriellen Rohstoffen, an Absatzmärkten für unsre Waren u. dgl. zu sichern. Solchen Bestrebungen bot sich der Orient als ein weites und noch wenig beackertes Feld dar. Welcher gewaltige Umschwung in den deutsch-türkischen Beziehungen seit der Zeit des Fürsten Bismarck eingetreten ist, mögen folgende Zahlen anschaulich machen. Der deutsche Handel mit der Türkei betrug noch im Jahre 1887 nur etwa 20 bis 30 Millionen Mark und wurde weit von dem englischen und französischen, ja dem österreichischen übertroffen; heute, d. h. unmittelbar vor dem Kriege, ist er auf nahezu 200 Millionen Mark gestiegen und steht damit dem österreichischen gleich, dem englischen nur wenig nach, den französischen hat er überflügelt. Aber wenn der englische Handel in der Türkei noch an der Spitze marschiert, so hat er doch nicht eine so reißende Zunahme wie der deutsche gehabt, ja, im Verhältnis zu dem deutschen hat er sogar verloren, denn 1887 hatte der englische Anteil 60 Prozent des türkischen Außenhandels betragen, 1910 nur noch 35 Prozent, der deutsche hat sich dagegen in derselben Zeit von 6 auf 21 Prozent gehoben. Freilich ist der deutsch-türkische Handel nur ein bescheidener Bruchteil unsers Gesamthandels, aber wir werden bald sehen, welcher mächtigen Steigerung er fähig ist. Nicht minder drastisch kennzeichnet das folgende Bild die Steigerung der deutschen Orientinteressen: zur Zeit des Berliner Kongresses (1878) wurde das in türkischen Ländern arbeitende deutsche Kapital geschätzt auf 40 Millionen Mark, heute auf 450 Millionen, und die Zukunft wird auch hier noch ganz andre Entwicklungsmöglichkeiten bringen. Der Wert der türkischen Staatspapiere in deutschen Händen betrug um dieselbe Zeit gegen 80 Millionen, heute mehr als das Sechsfache; also rund eine Milliarde deutscher Ersparnisse sind in der Türkei angelegt.

Eine ganze Reihe kapitalistischer Unternehmungen haben diese Verschiebung hervorgerufen. Die wichtigsten dürften folgende sein. Im Jahre 1888 wurde der Deutschen Bank die Konzession zum Bau der kleinasiatischen Bahn von Ismid nach Angora erteilt, das Jahr darauf wurde die deutsche Levantelinie in Hamburg begründet, die heute mit einer Schiffsmenge von 150 000 Tonnen einen regelmäßigen, zum Teil wöchentlichen Verkehr mit zahlreichen Häfen des östlichen Mittelmeers unterhält. 1897 wurden große Getreidespeicher am Marmarameer angelegt; 1902 der Hafen von Haidar-Pascha, der Ausgangspunkt der Eisenbahn nach Konia, der wichtigsten kleinasiatischen Strecke, ausgebaut; 1912 begann der Ausbau des Hafens von Alexandrette in Syrien, der nach der Vollendung des geplanten vorderasiatischen Eisenbahnnetzes ohne Zweifel einer der besuchtesten Häfen des Orients werden wird; Bewässerungsanlagen wurden im südöstlichen Kleinasien bei Adana und im Herzen Kleinasiens bei Konia begonnen, endlich von der Hamburg-Amerika-Linie durch den Persischen Golf eine monatliche Verbindung mit Basra am Zusammenfluß von Euphrat und Tigris hergestellt. Aber alle diese Arbeiten werden in den Schatten gestellt durch das große Unternehmen, das den deutschen Verkehr mit der Türkei, ja den ganzen türkischen Staat auf neue Grundlagen zu stellen bestimmt ist: durch die Bagdadbahn, die von Haidar-Pascha über Konia, Adana, den oberen Euphrat, Mossul, Bagdad und Basra bis zum Persischen Golf führen soll. Es ist eine Linie von etwa 2500 Kilometer Länge; Abzweigungen sollen in Syrien die Verbindung mit Alexandrette und Damaskus und von Bagdad aus mit Persien gewinnen. Lange, schwierige Verhandlungen hat dies Projekt hervorgerufen; im Jahre 1899 wurde der erste, seitdem wiederholt geänderte Vertrag zwischen der Pforte und einer internationalen Aktiengesellschaft abgeschlossen. Auf 500 Millionen Mark wurde der Bau veranschlagt, das Kapital sollte zu 40 Prozent aus Deutschland, zu je 30 Prozent aus Frankreich und der Schweiz kommen, die Direktion sollte entsprechend dieser Beteiligung gemischt zusammengesetzt werden. Um die Kapitalisten anzulocken, verpflichtete sich die Pforte, eine bestimmte Verzinsung sicherzustellen, also Zuschüsse zu zahlen, wenn der Betrieb nicht genügenden Verdienst abwarf.

Das Projekt hat eine doppelte Bedeutung, eine wirtschaftliche und politische. Die wirtschaftliche wird schon dadurch deutlich, daß die

* Von den zahlreichen Schriften hierüber hebe ich folgende hervor: P. Rohrbach, Die Bagdadbahn (Berlin 1909); E. Jäckh, Deutschland im Orient (Straßburg 1913); C. A. Schäfer, Deutsch-türkische Freundschaft (Stuttgart 1914).

Bahn bestimmt ist, den Hauptteil der asiatischen Türkei zu erschließen, ein Gebiet mehr als doppelt so groß wie Deutschland, aber mit einer Einwohnerschaft von nicht 20 Millionen. Dies Riesenland, in vielen Teilen wüst und öde — in weiten Räumen Mesopotamiens sind nur räuberische Nomadenstämme von geringer Kopfzahl heimisch (etwa sieben Menschen kommen auf das Quadratkilometer) —, soll seine Blüte wiedererhalten, die es im Altertum und frühen Mittelalter besaß; wir entnehmen aus alten Steuerlisten, aus dem Anblick zahlreicher Ruinen von Städten und Kanälen und andern Zeugnissen, daß Mesopotamien und Syrien zu den bevölkertsten und reichsten Ländern der Welt gehört haben, bis die arabische Eroberung und die ihr folgenden kriegerischen Stürme die Kultur vernichteten. Mit einem Blick wollen wir nun die Mittel betrachten, durch welche das verschwundene Leben wiedererweckt werden kann, und fragen, welcher Nutzen dabei für Deutschland abfällt.

Zunächst werden umfangreiche Bewässerungsarbeiten nötig sein, um fruchtbares, aber jetzt trockenes Land urbar zu machen. Ein Anfang ist schon in der Ebene von Konia gemacht worden, wo durch deutsche Arbeit ein Areal von 50 000 Hektar bewässert und im vorigen Jahre in Betrieb gesetzt worden ist; weiter südlich in der ziliziſchen Ebene hofft man auf dieselbe Weise das Zehnfache an Land neu zu gewinnen, und im Zweistromland endlich soll nach Erneuerung des alten verfallenen, aber hier und da in Spuren noch vorhandenen Kanalnetzes gar eine Fläche von mehreren Millionen Hektar der Bebauung neu erschlossen werden. Gewaltig wie die Ziffern der Hektare sind die der Produktion: man rechnet mit einem Ertrag an Baumwolle im Werte von Hunderten Millionen Mark — Mesopotamien allein soll mehr als Ägypten bringen —, von mehr als einer Million Tonnen Weizen, mit einer Zucht von Millionen Schafen, von Hunderttausenden von Rindern. Diese Berechnungen sind nicht etwa luftige Phantasiegebilde, denn in Zilizien ist bereits in kleinem Maßstabe die Probe gemacht worden; durch solche Arbeiten ist bereits der Baumwollgewinn in wenigen Jahren verdoppelt worden. Aber es ist klar, daß alle diese Hoffnungen ohne Eisenbahnen unerfüllt bleiben müssen; nur sie ermöglichen die Zufuhr europäischer Arbeitskraft, europäischer Maschinen und endlich den Absatz der gewonnenen Schätze. Es ist daher verständlich, daß die Bagdadbahn der Angelpunkt aller wirtschaftlichen und, wie wir bald sehen werden, auch der politischen Bestrebungen in der Türkei geworden ist. Aber das vorderasiatische Dornröschen gewährt seinem Erwecker noch mehr als agrarische Erzeugnisse: im Gebiet des Tigris harren riesige Naphthalager, die an Reichhaltigkeit den amerikanischen und kaukasischen Ölgebieten gleichkommen sollen, im Taurus zahlreiche Erze (Eisen, Kupfer, Zink usw.) der Förderung.

Welche Bedeutung die Schaffung dieser neuen Werte für Deutschland haben muß, ist leicht zu ermessen. Zunächst müssen sich die in den Eisenbahn- und Bewässerungsbauten angelegten Gelder gut verzinsen, aber dann wird die Vermehrung der Rohbaumwolle und der übrigen Produkte der deutschen Nationalarbeit zugute kommen. Deutschland führt alljährlich mindestens für 600 Millionen Mark Rohbaumwolle ein und ist dafür fast ausschließlich auf Amerika angewiesen, also auch in gewisser Hinsicht von Amerika abhängig. Jede Stockung der Produktion drüben, jede durch irgendwelche Ereignisse hervorgerufene Preisverschiebung und endlich eine Absperrung der amerikanischen Zufuhr kann die deutsche Baumwollindustrie aufs schwerste schädigen. Gelingt es, in Vorderasien eine solche gewaltige Menge neu hervorzubringen, so muß der Baumwollpreis günstig beeinflußt werden; wir können sogar vielleicht der amerikanischen Baumwolle ganz oder zum Teil entbehren, und wir werden gewiß lieber mit unsern Millionen unsre türkischen Freunde als unsre versteckten Feinde, die »neutralen« Amerikaner, bereichern wollen. Nicht minder vorteilhaft ist die Vermehrung der Schafwolle, für die Deutschland über 400 Millionen jährlich ans Ausland, zum guten Teil an die englischen Kolonien, zahlt. Auch der asiatische Weizen wird für unser Wirtschaftsleben von Wichtigkeit werden, wenn er vermutlich auch in normalen Zeiten nicht nach Deutschland, sondern nach Persien, Indien und andern nähergelegenen weizenarmen Ländern seinen Weg nehmen wird. Aber für etwaige Krisen ist die Vermehrung eines solchen Weltartikels stets von Nutzen. Dasselbe gilt in noch höherem Maße für die Vergrößerung des Angebots an Fleisch. Voraussichtlich wird der Orient auch beträchtliche Mengen an Gerste, die Deutschland für 400 Millionen Mark vom Ausland kauft, liefern können. Welchen Wert die mineralischen Schätze haben werden, läßt sich einstweilen, da praktische Erfahrungen in größerem Maßstab noch fehlen, nur andeuten: die Petroleumquellen können als Heizmaterial für die Bahnen und andre Betriebe dienen und Deutschland von der Notwendigkeit, jährlich 70 Millionen Mark an Amerika und Rußland zu zahlen, befreien; Kupfer und andre Erze können künftig zum Teil von hier anstatt aus Amerika bezogen werden.

Wie als Käufer wird unsre Industrie auch als Verkäufer den größten Nutzen ziehen: es ist selbstverständlich, daß die deutschen Aktiengesellschaften und sonstigen Unternehmer in erster



Linie deutsche Maschinen, deutsche Eisenbahnschienen u. dgl. in ihren Anlagen verwenden werden, oft wird ja die deutsche Großindustrie der Geldgeber für die neuen Arbeiten sein. Und ebenso ist gewiß, daß die durch die deutsche Arbeit emporgebrachten Orientalen ihren Bedarf an europäischen Waren aus Deutschland decken werden; kurz, der deutsche Handel nach dem nahen Osten wird noch weit stärker emporschnellen als in den letzten Jahrzehnten. Es ist ein überaus fruchtbarer Kreislauf, den so das Geld aus den deutschen Banken und Sparkassen vollzieht; unsre nationale Arbeit, unsre Schaffenskraft und Schaffensfreude muß auf das nachhaltigste belebt werden.

Ein Moment ist bei diesen günstigen Zukunftsaussichten von ganz besonderer Wichtigkeit: jenes Tätigkeitsfeld hängt mit Deutschland durch Vermittlung des verbündeten Österreich-Ungarn und befreundeter Balkanstaaten auf dem Landwege zusammen; keine noch so übermächtige Flotte kann uns von diesem Rohstoff- und Lebensmittellieferanten und Absatzmarkt abschneiden; der Gedanke, uns durch Aushungerung mürbe zu machen, wäre von vornherein unmöglich und müßte auch für die eingefleischtesten Engländer unfaßbar sein. Was eine solche Sicherheit des Zusammenhangs mit einem weltwirtschaftlichen Gebiet bedeutet, können wir nach unsern gegenwärtigen Erfahrungen beurteilen: wir können zwar unser Volk ernähren und unsre kriegerischen und sonstigen dringendsten gewerblichen Bedürfnisse befriedigen, weil wir zwei leidliche Ernten hintereinander hatten, weil wir Vorräte aller Art besaßen, mancherlei auch trotz der englischen Blockade hereingekommen ist und weil unsre Industrie eine großartige Anpassungsfähigkeit bewiesen hat, aber wir fühlen in der allgemeinen Preissteigerung und manchen Entbehrungen die Unterbrechung des normalen Verkehrs drückend genug — und wie übel müßte unsre Lage sein, wenn wir 1914 und 1915 gar Mißernten gehabt hätten! Wieviel besser würden wir aber heute stehen, wenn wir alle jene Produkte schon ungestört über Konstantinopel beziehen könnten!

Nun liegt freilich angesichts dieses lockenden Zukunftsbildes die Frage nahe: Wie sollen denn alle jene Werte erzeugt werden, wenn das herrliche Land so wenig Menschen hat, wenn z. B. Mesopotamien zu neun Zehnteln unbewohnt ist? Sollen etwa Zehn- oder Hunderttausende deutscher Bauern und Arbeiter in der Türkei angesiedelt werden und jene Kultivierung übernehmen? Mit dieser Vorstellung, blühende deutsche Städte und Dörfer am Euphrat und Tigris entstehen zu sehen, muß man von Grund aus brechen. Einmal haben wir in den letzten Jahrzehnten kaum Auswanderung gehabt, wir haben vielmehr fremder Hände bedurft, um unsre wirtschaftlichen Aufgaben lösen zu können, und sollten wir nach dem Kriege Bedarf an Siedlungsland haben, so wird es hoffentlich im nahen Nordosten, in Kurland, Livland und Litauen, Gelegenheit zur Ansiedlung Deutscher auf deutschem Reichsboden geben. In der Türkei wird dagegen nie ein Platz für viele Tausende deutscher Kolonisten sein. Denn abgesehen von klimatischen Schwierigkeiten in Syrien und Mesopotamien würde die Pforte sich mit einer solchen Ansiedlung nicht befreunden können. Wir würden selbstverständlich fordern, daß die Ansiedler nicht nur deutsch nach Sprache und Gesinnung, sondern auch deutsche Reichsbürger blieben, und einen solchen Staat im Staate könnte die türkische Regierung nicht dulden. Die alte, schwache Türkei mit ihrer lockeren Organisation hätte sich vielleicht damit abfinden können; die neue, die seit einigen Jahren das Land durch straffe, modernisierte Verwaltung zusammenfassen und alle Einwohner gleichmäßig zu den Staatspflichten heranziehen will, kann das nicht mehr. Wie die Regierung denkt die Bevölkerung; sie würde die Fremden als Eindringlinge und Räuber an ihrem Grund und Boden betrachten und die Ansiedler ihres Lebens nicht froh werden lassen. Wenn wir aber die Pforte mit Gewalt zur Duldung einer deutschen Massenkolonisation zwingen wollten, so müßte das auf Losreißung Kleinasiens und der übrigen Landschaften hinauskommen. Damit würden wir unsern Feinden, den Engländern und Russen, die, wie wir gleich sehen werden, die Vernichtung der Pforte anstreben, in die Hände arbeiten und nach vollbrachter Tat schwerlich imstande sein, die weit entfernten Kolonisten gegen die Eingeborenen sowie gegen Russen und Engländer zu schützen. Alle auf jene Länder verwandten Mühen und Kosten wären also verloren. Mit Recht hat daher weder die deutsche Regierung noch die Bagdadbahn daran gedacht, deutsche Bauern anzusiedeln.

Aber damit ist solchen Arbeitskräften, an denen die deutsche Heimat Überfluß hat, die Tür des Orients keineswegs verschlossen. Hunderte und Tausende werden als Techniker und Bergleute, als Vorarbeiter und Leiter auf den Pflanzungen, als Bankiers und Händler, als Ärzte und nicht zum wenigsten als Lehrer Verwendung finden. Gerade solche Elemente, die sich eine höhere Bildung und höheres technisches Können angeeignet haben, finden ja in Deutschland bei dem allgemeinen Emporstreben, das unsre Nation auszeichnet, oft schwieriges Fortkommen, und da würde der Orient einen trefflichen Abzugskanal bilden. Hier würden sie ihre Fähigkeiten in deutschem Interesse verwenden und deutsch bleiben können, denn eine den Türken unbequeme privilegierte politische Gemeinschaft könnten diese über das ganze riesige Gebiet ver-

streuten Kulturträger — ein kleiner Bruchteil der allmählich entstehenden türkischen Oberschicht — nicht darstellen. Die Wenigsten würden übrigens wohl ihren Wohnsitz dauernd in der Türkei aufschlagen, sondern nach vorübergehender Tätigkeit nach Hause zurückkehren. Die soziale Spannung in den mittleren Schichten Deutschlands würde damit erheblich gemildert werden. Die Bevölkerung, die jene Werte zu schaffen hat, muß vielmehr aus der Türkei selbst oder aus den ihr innerlich nahestehenden benachbarten mohammedanischen Ländern kommen. Die Dinge liegen günstig: viele Tausende von mohammedanischen Mazedoniern, die im Jahre 1912 unter bulgarische, serbische und griechische Herrschaft gekommen sind, aber unter christlichem Zepter nicht leben wollen, sind bereit, in Asien, das sie stets als ihre eigentliche Heimat betrachtet haben, neue Wohnsitze zu suchen, haben zum Teil sogar mit der Abwanderung begonnen. Diese Arbeitskräfte zu moderner großzügiger wirtschaftlicher Tätigkeit anzuleiten, wird die Aufgabe der Deutschen sein müssen, und zu diesem Zweck ist nicht nur die Übersiedlung deutscher Kaufleute und Techniker, sondern auch die deutscher Ärzte und Lehrer notwendig: durch Sorge für das körperliche und geistige Wohl der Bevölkerung wird man ihr Vertrauen gewinnen, sie zu den neuen Arbeiten willig machen und durch Vermittlung der deutschen Sprache in enge innere Verbindung mit Deutschland bringen. Hunderte von jungen strebsamen Türken, die zu Hause unsre Sprache gelernt haben, werden, um sich weiterzubilden, deutsche Hochschulen und deutsche Geschäfte besuchen und in ihrer Heimat später deutsche Gedanken vertreten. Das Beispiel unsrer Feinde kann uns hier belehren: die Franzosen haben seit langer Zeit mehrere hundert französischer Schulen in der Türkei unterhalten und durch sie zahlreiche Türken nach Paris gelockt. Nach der Revolution von 1908 waren die Franzosen nahe daran, mit Hilfe dieser französisch beeinflußten Kreise die Pforte in französisch-englisches Fahrwasser zu ziehen, bis die Feindschaft der Entente gegen die Pforte sich nicht mehr verbergen ließ. So verbindet sich der politische und wirtschaftliche Vorteil für Deutschland mit der erhebenden Aufgabe, Hunderttausenden als Lehrer und Führer zu dienen; diese Tätigkeit unsrer Volksgenossen in der Levante wird auch auf die ganze Nation nicht ohne tiefe moralische Wirkung bleiben.

Wenn die Kultivierung Kleinasiens und Mesopotamiens für Deutschland und die Türkei zugleich von wirtschaftlichem Segen sein muß, so ergibt sich die politische Bedeutung unsrer orientalischen Unternehmungen von selbst: die Türkei wird wirtschaftlich und finanziell durch die Vermehrung und Bereicherung ihrer Untertanen gekräftigt; sie wird ganz andre Summen als bisher für Wehrkraft, Verwaltung und den öffentlichen Dienst überhaupt verwenden können, sie wird also an Macht und Festigkeit gewaltig zunehmen. Die Ausdehnung des Bahnnetzes und die Verbesserung der Straßen wird den inneren Zusammenhang des weiten Reiches steigern; die wilden arabischen und kurdischen Stämme in Mesopotamien und Armenien, die bisher ein fast unabhängiges Leben führten und einen regelmäßigen Anbau durch ihre Räubereien verhinderten, werden rasch gebändigt werden, wenn erst disziplinierte Truppen in größerer Anzahl dort unterhalten werden können, was jetzt die Unmöglichkeit der Verpflegung nicht gestattet; gegen jeden Angriff an irgendeiner Grenze werden die Truppen aus allen Teilen herangezogen werden können, während im Jahre 1912 z. B. die Hauptentscheidung schon gefallen war, ehe die Kerntruppen aus dem östlichen Kleinasien und Syrien den Kriegsschauplatz betreten hatten.

Leicht erklärlich ist es da, daß die Feinde der Türkei die deutschen Bestrebungen mit Abneigung betrachteten und ihnen alle möglichen Hindernisse in den Weg legten. Diese Feinde waren zugleich die Widersacher Deutschlands: England und Rußland. Ohne weiteres versteht man, daß Rußland der Erstarkung der Türkei widerstrebte. Es trachtet ja seit Jahrhunderten nach dem Besitz Konstantinopels und Kleinasiens und muß daher alles bekämpfen, was den »kranken Mann« gesund machen kann. Doppelt widerwärtig war es der russischen Regierung, daß ihr westlicher Nachbar, der schon die russischen Zerstörungspläne gegen Österreich zu Fall gebracht hatte, diese Heilung übernahm, denn von der deutschen Kraft war Erfolg zu erwarten. Ganz ohne Frucht blieben die russischen Intrigen nicht; die türkische Regierung und die Bagdadbahngesellschaft mußten versprechen, daß die Bahn nicht über Armenien geleitet werde, also sich der russischen Grenze nicht näherte: Rußland hofft auf diese Weise sein natürliches Einbruchsland und nächstes Eroberungsziel vor einer engeren Verbindung mit Konstantinopel bewahren und somit leicht angreifbar erhalten zu können.

Noch stärker war die Gegnerschaft Englands. Das Inselreich, das nach den Worten seiner Minister zum Schirm der Schwachen in der Welt bestellt ist, hat in der Tat im Jahre 1878 Konstantinopel vor den Russen schützen helfen, weil es die russische Seemacht aus dem Mittelmeer fernhalten wollte, und sich diesen sich selbst geleisteten Dienst mit der türkischen Insel Zypern bezahlen lassen; aber an einer Kräftigung der Türkei lag den britischen Politikern schon damals nichts. Und in der Folgezeit noch weniger: denn seitdem sie im Jahre 1882 wider-



rechtlich Ägypten besetzt haben, müssen sie besorgen, daß eine erstarkte Türkei eines Tags ihren alten Besitz zurückfordert. Sogleich erkannten daher die Engländer mit dem Scharfblick des Argwohns — oder des bösen Gewissens — die Gefahr, die ihnen von der Zunahme der deutsch-türkischen Beziehungen und vollends von den Eisenbahnplänen drohen konnte. Man war in London ebenso rasch wie in Petersburg entschlossen, sie zu hintertreiben, um so mehr, da man durch die Vereitelung dieser Pläne zugleich auch Deutschland, dem unbequemsten Konkurrenten, einen schweren Schlag versetzte. Denn in derselben Zeit, da Deutschland immer stärker sich dem Orient zuwandte, im letzten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts, ergriff in England die Besorgnis vor der steigenden deutschen Handelsmacht und der wachsenden deutschen Seemacht immer weitere Kreise: der allgemeine unversöhnliche Widerstreit der beiden Großmächte, und besonders der orientalische, entstammt also ungefähr denselben Jahren. Durch allerlei Mittel hat daher England versucht, den Bau der Bagdadbahn, ohne die ja ein Eindringen europäischer Arbeit und die Hebung der Türkei unmöglich war, zu verhindern. Zuerst hat es die Beteiligung an der Kapitalbildung abgelehnt, in der Hoffnung, ohne englische Hilfe werde sich das notwendige Geld nicht finden; als sich das angesichts des deutschen Reichtums als ein Versuch mit untauglichen Mitteln erwies, suchte die englische Politik die Weiterführung der Bahn von Bagdad nach dem Persischen Golf zu verwehren, weil dies Gebiet angeblich in der englischen Interessensphäre liege, oder wenigstens müßte die südlichste Strecke nur mit englischem Gelde gebaut werden, und was dergleichen Winkelzüge mehr waren. Sobann suchten England und Rußland im Verein die Geldbürgschaft der Pforte für die Eisenbahn zu Fall zu bringen. Als die türkische Regierung ihre Zölle erhöhen wollte, um die notwendige Sicherheit für die Bürgschaftssumme bieten zu können, verweigerten sie ihre Zustimmung, wozu sie formell berechtigt waren, da die Pforte mit den europäischen Staaten in früheren Zeiten sogenannte »ewige Verträge« über Zoll- und Handelsrechte ihrer Untertanen im türkischen Gebiet abgeschlossen hatte und diese nicht einseitig aufheben oder verändern konnte. Indessen trotz diesen Widerwärtigkeiten ging es mit dem Bau vorwärts. Bis zum Ausbruch des Krieges waren die Hauptstrecken Kleinasiens und Syriens und in Mesopotamien eine Linie oberhalb Bagdads von 120 Kilometer Länge fertiggestellt. Der Krieg hat natürlich mit dieser englisch-russischen Feindschaft ein Ende gemacht, denn jene Fessel der ewigen Verträge hat die Pforte sogleich abgeworfen.

Der beharrliche Widerstand Englands gegen die türkenfreundliche orientalische Politik Deutschlands hatte noch eine andre Wurzel als die Besorgnis für Ägypten und die Feindschaft gegen Deutschland: die Absicht, die Pforte zu berauben. Seit etwa zwanzig Jahren ist in England der Plan aufgetaucht, Mesopotamien, Syrien, Palästina und Arabien von der Türkei loszureißen, um eine Landverbindung zwischen Südpersien und Ägypten zustande zu bringen: das bedeutete eine Brücke zwischen Ägypten und Indien, denn Südpersien und Beludschistan, die westlichen Nachbarländer Indiens, standen bereits tatsächlich unter englischer Herrschaft. Auch die britischen Politiker planten in ihrer Weise eine Hebung dieser Länder: eine Bahn sollte vom mittleren Euphrat durch die syrisch-arabische Wüste nach Damaskus und von da durch Palästina über Suez nach Ägypten gebaut werden; indische und ägyptische Untertanen Englands, am besten solche, die in irgendwelchen religiösen und Stammesgegensätzen zu den Türken lebten, sollten in dem Bahngebiet angesiedelt werden und mit englischem Gelde unter englischer Botmäßigkeit die wüsten Gebiete urbar machen. Man sieht sofort, wie dies Projekt des früheren indischen Vizekönigs Lord Curzon und des ägyptischen Ingenieurs Willcoxe sich von den deutschen Plänen unterscheidet: es ist ausschließlich im englischen Vorteil erdacht und mit dem Interesse der Türkei und der europäischen Staaten, die im Orient ein freies Wirtschaftsgebiet suchen, unverträglich. Nicht eine nähere Verbindung der südlichen türkischen Reichshälfte mit dem Mittelpunkt beabsichtigen die Londoner Herren, sondern eine Trennung: innerlich durch die Besiedlung mit fremden, von England abhängigen Elementen, äußerlich durch die Unterbindung des Verkehrs von Süden nach Norden und durch die einseitige Pflege des Handels von Osten nach Westen vermöge des erwähnten Bahnbaues. Deutschland will die Ansiedler geistig heben, aber ihnen ihre Eigenart und Selbständigkeit lassen; England will sie in eine bestimmte Richtung hineinzwingen. Und wenn die deutschen Unternehmergesellschaften grundsätzlich stets auch fremdem Kapital den Zutritt gewährten — mit dem holländischen z. B. haben sie gemeinsam die Erschließung der Ölfelder vorbereitet —, so sollte der englische Plan allein von Engländern und englischem Gelde ausgeführt werden, damit kein fremder Einfluß ihr Werk der Unterjochung und Ausbeutung störe. Noch war die Türkei nicht so weit heruntergebracht, daß sie sich diesen Entgliederungsversuchen widerstandslos hätte fügen müssen; immer enger schloß sie sich an Deutschland an, von wo allein Hilfe gegen die Räuber von Norden und Süden kommen konnte. Ebensowenig konnte freilich ausbleiben, daß die

beiden Feinde des Sultans sich im Kampf gegen seinen Freund zusammenfanden. Seit 1907 etwa haben sie alle ihre früheren Gegensätze im Orient allmählich vertagt und sich zur Bekämpfung Deutschlands und der Pforte geeinigt. Es ist unmöglich, in der Kürze alle die Wendungen und Windungen zu schildern, die dieser orientalische Gegensatz in der europäischen Politik hervorgerufen hat; es ist kein Zweifel, daß er seit dem Auftauchen des Bagdadbahnplanes den wichtigsten europäischen Streitpunkt gebildet hat, einen weit wichtigeren als die deutsch-französische Marokkofrage, die immer nur gefährlich wurde, wenn England seinen französischen Vasallen vorwärtstrieb — und das geschah immer, wenn England durch Säbelrasseln Deutschland einschüchtern und im Orient einen Schritt zurückdrängen wollte.

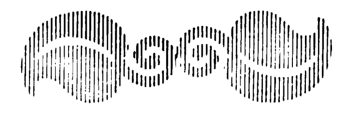
Wie die ganze internationale Lage Deutschlands, so mußte insbesondere sein Verhältnis zu Österreich-Ungarn von der neuen orientalischen Entwicklung berührt werden. Die Habsburgische Monarchie hat dasselbe Interesse an der Erhaltung der Türkei wie das Deutsche Reich; ihr Handel mit dem Orient ist ebenfalls gewachsen — von 50 Millionen auf 200 Millionen in den letzten fünfundzwanzig Jahren —, ihr Kapital hat sich an vielen Unternehmungen, wie an der Bagdadbahn, beteiligt, und alle diese Beziehungen sind einer großen Steigerung fähig. Hieraus ergibt sich, daß beide Kaiserreiche eine neue gemeinsame positive Aufgabe, die Pforte vor einer russisch-englischen Teilung zu schützen, erhalten haben, und für Deutschland im besonderen ist die Erhaltung der Nachbarmonarchie als der Brücke nach dem Orient schlechterdings unerläßlich. Darüber ist nach dem schon Gesagten kein Wort mehr zu verlieren. Die Bundesgenossenschaft beider Mächte hat also einen neuen Kitt erhalten, der sie unauflöslich macht, ja voraussichtlich noch enger gestalten wird, da die gemeinsamen wirtschaftlichen Aufgaben im Orient gewiß einen noch engeren wirtschaftlichen Zusammenschluß, als sie der jetzige Handelsvertrag bildet, bewirken werden. Noch stärker haben sich die Beziehungen Deutschlands zu den Balkanstaaten geändert. Da sie die Fortsetzung der österreichischen Brücke nach dem Orient bilden, kann Deutschland nicht dulden, daß sie je unter russische Herrschaft kämen; der Schikanierung des deutschen Handels durch russische Willkür wäre ja dann Tür und Tor geöffnet. Was Bismarck im Jahre 1886 der Wiener Regierung empfahl, würde heute ein Reichskanzler nicht wiederholen können. Nebenbei, als Gedanken von geringerem Gewicht, darf man anführen, daß auch der deutsche Handel die Sperrung des Marktes der Balkanstaaten schwerer als vor dreißig Jahren empfinden würde: im Jahre 1890 betrug der Handel mit Rumänien, Bulgarien und Serbien rund 90, heute 350 Millionen Mark.

Es ist, wie man sieht, eine konservative Politik, die Deutschland im Orient treibt, es arbeitet für die Erhaltung Österreichs und der Türkei sowie für die Fernhaltung der russischen Herrschaft auf dem Balkan: es ist daher die gesteigerte Fortsetzung der Bismarckischen Politik, wenn auch oft in andern Formen und mit neuen Mitteln. Ich brauche im einzelnen nicht aufzuzählen, wie Deutschland den neuen Ansprüchen gerecht geworden ist, und erinnere nur flüchtig an weniges: die Kaiserreisen nach dem Orient in den Jahren 1889 und 1898, die von den Neunmalklugen selbstverständlich als überflüssige Prunkreisen bekrittelt worden sind, haben mächtig zur Verbreitung des deutschen Namens im Orient und zur Erweiterung der wirtschaftlichen Beziehungen beigetragen; in allen großen Krisen war das Reich auf dem Posten; es hat z. B. 1908 und 1909 Österreich-Ungarn in der serbisch-bosnischen Frage gegen den Dreiverband so nachdrücklich unterstützt, daß der Friede gewahrt blieb; es hat nach der Niederlage der Türkei im Jahre 1912 durch eifrige diplomatische Tätigkeit das Äußerste von der Pforte abgewendet; es hat die russische Regierung, die drauf und dran war, Armenien mit Beschlag zu belegen, durch die Drohung mit der Mobilmachung zum Verzicht auf dies Unterfangen gezwungen; es hat gemeinsam mit Österreich den von der Entente geplanten großen Balkanbund russisch-englischer Färbung vereitelt und in Bulgarien eine zuverlässige Stütze seiner Orientpolitik gewonnen. Vor allem hat Deutschland alles getan, was in seinen Kräften stand, die Türkei zu kräftigen; die lebendige Förderung der Bagdadbahn und der übrigen Unternehmungen durch seinen diplomatischen Einfluß in Konstantinopel sowie die Entsendung von Offizieren zur Reformierung der türkischen Armee sind ja sprechende Zeugnisse. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben; die durch die Revolution und die Niederlage von 1912 geläuterte Türkei vermag heute schon ein ganz andres Gewicht in die kriegerische Wagschale zu werfen als vor zehn Jahren oder gar zur Zeit Bismarcks, den schon — abgesehen von der fehlenden Notwendigkeit — ihre Schwäche abgehalten hätte, eine engere Gemeinschaft mit ihr zu begründen. Das schärfste Gegenbild zu Deutschland bildet wiederum England. Während General von Liman sich redlich mit der Verbesserung der türkischen Truppen abmühte, hielt es der Neugestalter der Flotte, der englische Admiral Limpus, mit seiner Ehre für verträglich, die ihm anvertrauten Schiffe und Mannschaften zu vernachlässigen und seine Vertrauensstellung zur Spionage im Dienste der türkenfeindlichen Mächte zu benutzen.

Da sich so die Wege des Dreiverbandes und der Zentralmächte am Balkan wie im Orient kreuzten, so ist es verständlich, daß diese Fragen schließlich auch zum Bruch geführt haben.

Hält man sich das alles vor Augen, so versteht man, weshalb unsre Feinde solchen Wert auf die Eroberung Konstantinopels gelegt und Hunderttausende diesem Phantom in den Dardanellen geopfert haben: mit dieser Eroberung und der dann unvermeidlichen Zertrümmerung der Türkei wären ja alle deutschen Hoffnungen im Orient begraben, alles, was deutscher Fleiß bisher zwischen dem Schwarzen und dem Indischen Meer geschaffen hat, fiele Engländern und Russen in den Schoß. Selbst wenn die beiden Zentralmächte in Europa ihren Besitz behaupteten, ja hier und da ein Stück dazueroberten, wäre ihre wirtschaftliche Zukunft doch geschwächt und würde von der überlegenen englischen Seemacht nicht unabhängig werden können. Noch mehr: die Eroberung Konstantinopels würde die Engländer von dem türkischen Damoklesschwert befreien, das in Ägypten über ihrem Haupte hängt, sobald die Pforte beginnt, zu Kräften zu kommen. Unschätzbar ist es daher, daß es den Türken gelungen ist, alle Angriffe an den Dardanellen abzuschlagen: die bei Ausbildung der türkischen Truppen bewährte Pflichttreue der deutschen Offiziere hat somit für das ganze Vaterland Früchte getragen. Aber wir dürfen hoffen, daß es mit der siegreichen Defensive nicht sein Bewenden haben wird; die Unterwerfung Serbiens und der Vormarsch der verbündeten Truppen auf dem Balkan wird die türkische Hauptstadt endgültig sichern und ein türkisches Heer zum Vormarsch auf Ägypten frei machen. Was die Eroberung des Nillandes aber für den Krieg bedeutet, ist oft ausgemalt worden: durch den Suezkanal geht die Hälfte der Lebensmittel, die in England eingeführt werden; die Sperrung dieser Straße muß also sogleich eine große Preissteigerung in England hervorrufen, sein ganzer asiatischer und Levantehandel wäre gestört und vom Roten Meer aus aufs höchste zu gefährden, endlich würde man von Oberägypten zu Lande und vom Roten Meer zu Wasser den englischen Kolonien in Afrika zu Leibe gehen können. Nimmt man dazu die unmittelbaren Einbußen an Werten aller Art, die der Verlust Ägyptens, in dem ja riesige englische Summen stecken, dem englischen Nationalvermögen bringen würde, so darf man wohl die Frage aufwerfen, ob die Engländer dann noch den Krieg fortsetzen könnten — ihre Kampfkraft würde jedenfalls außerordentlich verringert sein. Es würde dem Charakter des deutsch-englischen Gegensatzes im Orient entsprechen, wenn dieser Stoß ins Genick des britischen Weltreichs, wie Bismarck Ägypten genannt hat, durch die Siege deutscher Truppen ermöglicht werden sollte. Der Weltkrieg, im Orient entstanden, wäre auch im Orient entschieden.

Nun, was auch die Niederlage unsrer Feinde herbeiführen mag — kommen wird sie, und was sie für den Orient bedeutet, ist klar: alle die Unternehmungen, die Deutschland begonnen hat, werden in vergrößertem Maßstabe fortgeführt werden, denn der Krieg hat für jeden, der nicht blind und taub sein will, das bestätigt, was vor dem Kriege nur ein kleiner Kreis wußte: daß die beiden mitteleuropäischen Kaisermächte und die Türkei wirtschaftlich und politisch zusammengehören. Das Feld wird für die Arbeit der Deutschen und ihrer Freunde freier werden, denn der Wettbewerb der Entente und ihre unehrlichen Ränke werden im Lande des Halbmonds nichts mehr bedeuten. Auch Armenien, das einstweilen wohl oder übel Rußland überlassen werden mußte, wird jetzt der deutschen Arbeit und der europäischen Kultur geöffnet sein. Aber so wenig wie früher werden die Sieger danach streben, den Orient mit schwarzweißroten und schwarzgelben Grenzpfählen zu umstecken und fremde Mitarbeit auszuschließen; im Gegenteil, sie werden im Interesse der Beschleunigung jener Kulturarbeiten das schon begonnene Zusammenwirken mit Schweizern, Holländern und andern aufrichtigen Förderern des Orients noch ausgestalten: neue Aussichten und Entwürfe für einen künftigen engeren wirtschaftlichen Zusammenschluß auch mit diesen Ländern mögen sich sogar hieraus entwickeln. Bald wird diese segensreiche Tätigkeit, geschützt vom neuen Dreibund Deutschland, Österreich-Ungarn, Pforte, ihr Feld erweitern und über die türkischen Grenzen hinausgreifen: Persien wird sich ihr willig öffnen, Afghanistan wird ebenfalls allmählich dem europäischen Handel und europäischen Einflüssen zugänglich gemacht werden, denn eins verbindet diese und alle islamitischen Länder Vorderasiens mit Deutschland und seinen Verbündeten: der Wunsch, von englischer und russischer Unterjochung verschont zu bleiben. Deutschland allein kann sie vor diesem Los schützen; der deutsche Sieg bedeutet für Deutschland wie für den Orient neues Leben, Freiheit und Emporsteigen, der russisch-englische Verkümmerung, Knechtschaft und geistigen Tod.





Alfred Scherres: Kanal in Flandern

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1915



Bauernhaus in Althagen bei Ahrenshoop (Pommern)

Malerische Bauernhäuser in Norddeutschland

Von Prof. Leopold Peters

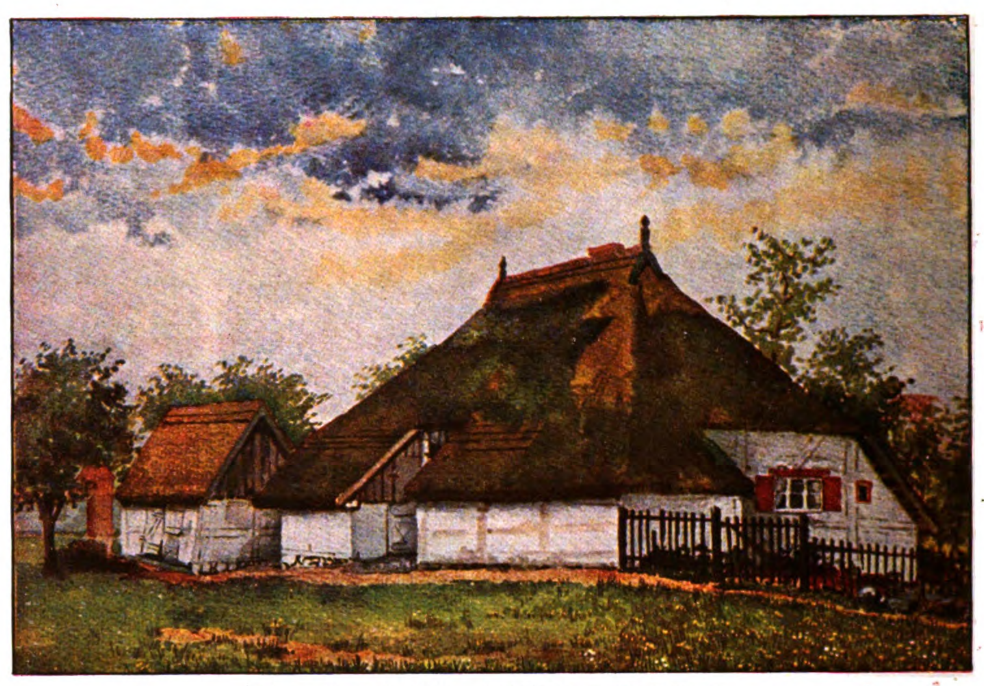
Mit acht farbigen Abbildungen nach Aquarellen des Verfassers

s gibt wohl kaum ein deutsches Dorf, in dem nicht ein altes Bauernhaus stolz auf die Straße schaut und uns von dem Leben und Schaffen seiner ernsten und arbeitsfrohen Bewohner erzählt. Schon vor dem Beginn des Krieges haben diese Bauernhäuser durch die Heimatschutzbestrebungen wieder Beachtung und Anerkennung ihrer zweckmäßigen Schönheiten gewonnen. Fast war es schon zu spät, nachdem die alles gleichmachende Stadtkultur überall Einzug gehalten hatte und im Laufe der Jahre die Eigenheiten und die natürlichen Schönheiten zu verwischen suchte. Jetzt, wo der Krieg wieder die Herzen für die Heimat lauter schlagen läßt und die Gemüter für heimatliche Eigenarten empfindlicher, die Liebe für die Scholle tiefer gestimmt hat, wird auch die Bauernkunst in all ihren Zweigen zu vollem Verständnis gelangen und allgemein die Beachtung und Verehrung der Deutschen gewinnen.

Im allgemeinen sind die Bauernhäuser im südlichen Deutschland mehr bekannt geworden als die im Norden und Osten unsers Vaterlandes. Und doch finden wir gerade hier echte Zeugen vollendeter Handwerkskunst in den mannigfachsten Formen. Die intimen Reize der norddeutschen Landschaft waren bisher zuwenig bekannt. Die freundlichen Wälder, die stillen Landseen und die schwermütigen Heideflächen mit all ihren Stimmungen wurden daher in weiteren Entfernungen der Städte nur selten oder gar nicht aufgesucht. Und so blieben auch die Schönheiten des nord- und ostdeutschen Bauernhauses weiten Kreisen des Volkes unbekannt.

Der Aufbau und das Aussehen ist abhängig von den landesüblichen Verhältnissen, den bodenständigen Baustoffen und den vererbten Raumgestaltungen. Hiernach unterscheiden wir hauptsächlich den altsächsischen, den fränkischen und den ostdeutschen oder nordischen Haustyp. Und bei allen drei Arten finden wir einen vollendeten Aufbau, der in seiner eigenartigen Schönheit ein Zeugnis handwerklicher Kunst abgibt. Sie alle sind nicht allein reine Zweckbauten, sondern zeigen auch in allen ihren



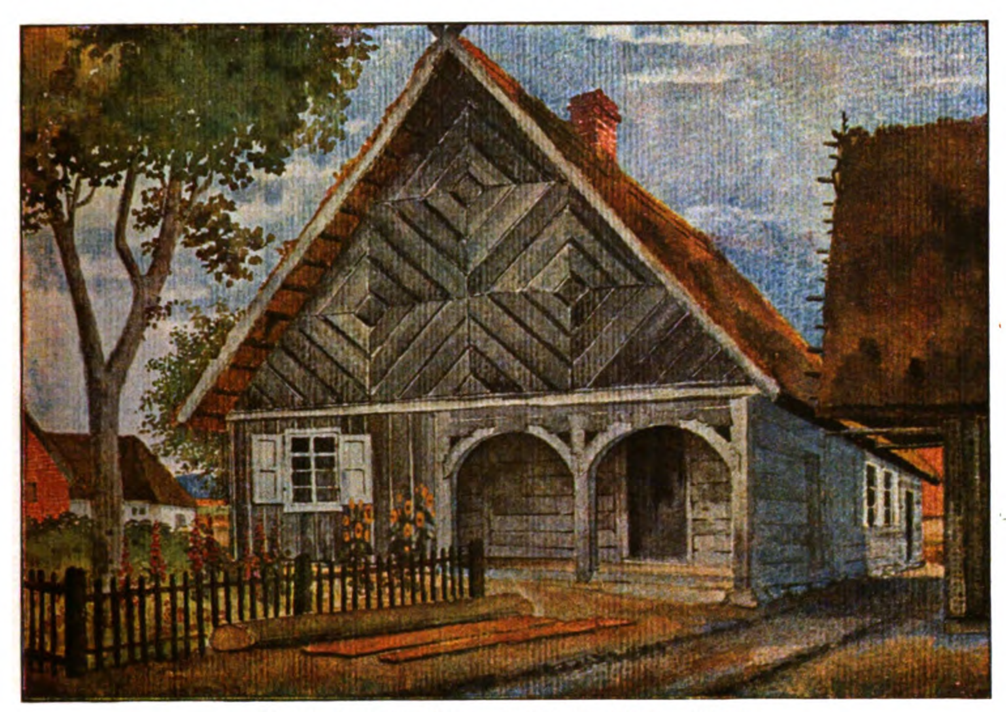


Bauernhaus in Katzow bei Wolgast (Pommern)

Einzelheiten Schmuckformen, die im Verein mit den natürlichen Baustoffen Schönheitsgebilde von schätzbarem Wert geben.

Die Baustoffe sind aus der unmittelbaren Umgebung gewählt. In der Hauptsache sind die alten Bauernhäuser Holzfachwerkbauten mit schilfgedeckten Dächern. Sie haben hierdurch ein Kleid erhalten, das der Umgebung natürlich angepaßt ist. In lehm- und tonreichen Gegenden ist das Rohr durch gebrannte Dachziegeln ersetzt, und wieder andre Gegenden mit natürlichen, schiefrigen Gesteinsarten zeigen schiefergedeckte und »behängte Häuser. In den östlichen Gegenden Deutschlands, wo vor vielen Jahren ein fast unerschöpflicher Reichtum an Wäldern vorhanden war, wurden die Häuser ganz aus Holz als Blockhäuser errichtet, von denen wir jetzt noch zahlreiche Zeugen haben. Sie alle haben den Unbilden des Wetters getrotzt und stehen noch heute fest und sicher da, wenn nicht außergewöhnliche Umstände die Vergänglichkeit besonders gefördert haben. Zur Dichtung der Fugen und Gefache in den Wänden wurden ursprünglich Moos und Lehm verwendet. Auch nach dem Zusammentrocknen wurde immer wieder mit diesen Baustoffen nachgedichtet. Alle diese Materialien sind aus der Umgebung des Hauses der Natur entnommen und in natürlichem oder bearbeitetem Zustande zur Verwendung gelangt. Sie passen als bodenständige Stoffe auch nach der Bearbeitung in diese Umgebung und bringen nichts Fremdes in das Aussehen der Ort- und Landschaften. Ihr Aussehen ist natürlich und schöner als alle künstlichen Erzeugnisse. Sie passen sich den klimatischen Verhältnissen an, indem sie sich zum eignen Schutze mit einer Decke überziehen, die der umgebenden Natur entspricht.

Der Aufbau ist in erster Linie zweckmäßig: niedrig die Wände und fest in der Konstruktion, ohne Angriffsfläche gegen Winde und andre Naturkräfte, geschlossen im Umfange. Das starke Gerippe der Konstruktion tritt deutlich zutage und wird zuweilen durch Farbe noch kräftiger hervorgehoben. In diesen Umfassungswänden der Räume sind Fenster und Türen ausgebrochen oder ausgespart, um die Benutzung der Räume und des Hauses zu ermöglichen und gegen die dürftige Benutzungsart der frühesten Hauszeiten zu vervollkommnen. Über das Haus breitet das dichtgedeckte Dach seinen Mantel zum Schutze aus und hält Regen und Kälte ab. Wo die Winde besonders stark sind, zieht sich



Bauernhaus in Granau bei Konitz (Westpreußen)

diese Schutzhaube bis tief auf die Erde herab und ersetzt auch den hohen Giebel, damit die Witterungsunbilden weniger Angriffsfläche finden. Die Baustelle ist in ihrer natürlichen Form möglichst erhalten geblieben, weder geebnet noch sonstwie verbildet, wie es leider die unverständige Zeit vor zehn bis zwanzig Jahren mit den meisten unsrer bürgerlichen Bauten machte. Die Einzelteile des Hauses sind zweckmäßig, aber auch schön in den Linien und Verhältnissen zueinander abgestimmt. Die Harmonie in dem Zusammengehen der Einzelteile mit dem Ganzen und mit der Umgebung gibt ein anziehendes Bild voller natürlicher Reize und Schönheiten. So ist das Bauernhaus der Natur angepaßt, zweckmäßig aufgeführt und in den bodenständigen Stoffen erstanden. Schon durch diese Natürlichkeit gefällt es in erster Linie. Nichts Unverstandenes und Vernunftwidriges, alles, wie es sich aus sich selbst ergibt und versteht. Aber wie unsre Kleider uns nicht allein genügen, wenn sie zweckmäßig und praktisch ausgeführt sind, wie wir auch dem natürlichen Gebilde einen Schmuck verleihen, um unsern Schönheitssinn zu befriedigen, so hat auch der praktische und natürlich empfindende Bauer schmückende Zutaten für sein praktisches Haus gefordert und ersonnen. Sein Haus war ihm sein Alles, von dem sein Wohl und das Gedeihen seiner Wirtschaft nicht in letzter Linie abhingen. Und deshalb putzte er es gern und ließ es nach außen auch im Schmuck reicher, vielseitiger Verzierungen prangen. Wir finden fast an allen Einzelteilen des Bauernhauses besondere Formen oder Zutaten, die lediglich den Zweck des Schmückens und Verschönerns haben. Und in der Tat tragen alle diese kleineren und reicheren Zierate unendlich viel dazu bei, das an sich schöne Bauernhaus noch weiter zu heben und zur Wirkung kommen zu lassen. Alle Einzelheiten sind mit Liebe und Verständnis erdacht und vollendet, so daß sie ein dem Ganzen harmonisch angegliederter Schmuck sind. Sie heben und beleben in reicher Weise das schöne Werk des Bauernhauses zur Vollkommenheit. Die Wände, Türen und Tore, Fenster und Dach, alle diese Einzelteile sind bei der Herstellung so gestaltet, daß sie schmückend wirken neben ihren eigentlichen Zweckbestimmungen.

Es ist selbstverständlich, daß bei feierlichen Anlässen das Bauernhaus besonderen Festtagsschmuck anlegt. Erntefeste, Schützenfeiern und dergleichen fordern lustige, auffallende Abzeichen, wie Erntekränze, Schüt-

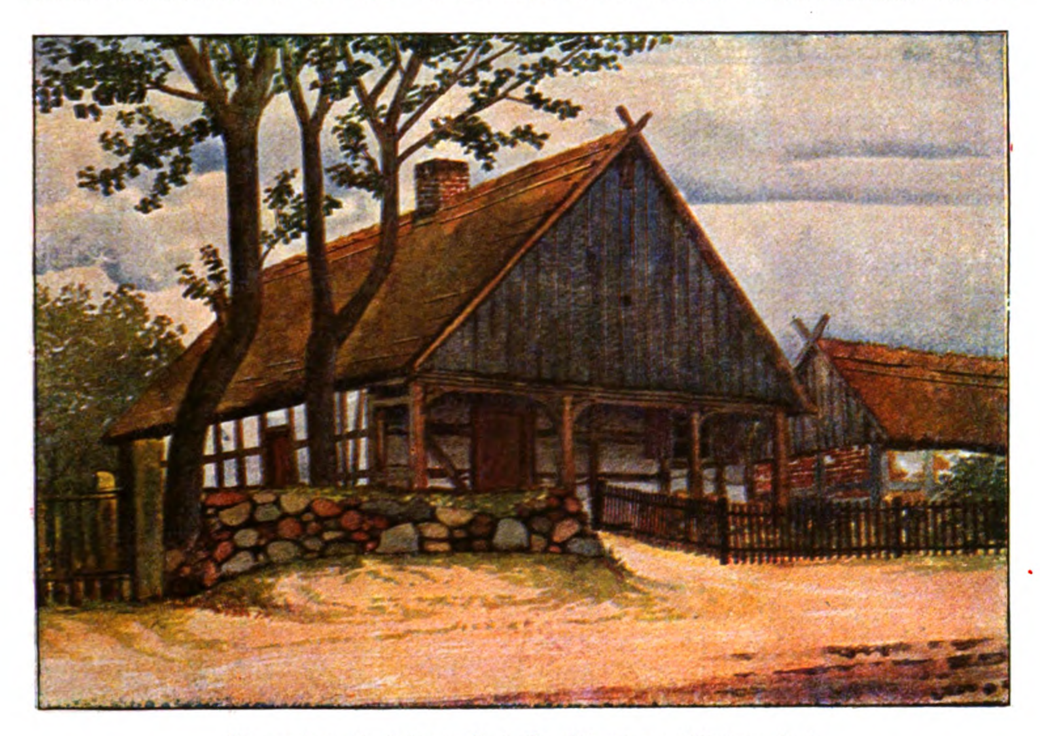
zenscheiben und ähnlichen Festtagsputz. Auch finden wir sehr zahlreich an den Straßenansichten der Bauernhäuser einen aus Holz geschnittenen und buntbemalten Hahn als Sinnbild des früh zur Arbeit eilenden Landmannes angebracht. Das alles sind rein schmückende Zutaten, die nicht unmittelbar mit den Hausteilen in Verbindung stehen.

Die Wände aus Lehm zwischen hölzernen Stielen und Riegeln sind glatt verstrichen und mit lebhaften warmen Tönen getüncht. Die dunkel gestrichenen oder rohen Holzstiele in gleichgeteilten Abständen und zwischen ihnen die weißen, bläulichen oder gelben Gefache geben der Wand lebhafte Abwechslung in ruhigem Rhythmus. Auf den glattgestrichenen Kalk- und Lehmflächen sind Sterne, Blumen und andre Ornamente durch Aneinanderreihen von eingedrückten Punkten und Linien gebildet, einfache und reiche Muster in ruhiger Flächenwirkung. An andern Bauernhäusern finden wir die Teilungsfelder der hölzernen Fachwände mit warmtönigen, roten Ziegeln ausgemauert, die einen schönen Farbengegensatz zu den wetterergrauten Tönen des Holzes geben. Die Ausmauerung ist vielfach in reizenden Mustern erfolgt, die durch den Wechsel in der Form reichbelebte Wandflächen schaffen. Noch üppigeren Schmuck weisen oft die Balkenköpfe und andre Fachwerkshölzer auf. Sie sind geschnitzt und bemalt und zeigen hierdurch einen außerordentlich reichen und wirkungsvollen Aufputz, wie wir ihn an heutigen Bauten selten finden. Bei den uns erhaltenen Blockhausbauten wirken nicht allein die alten moosüberzogenen Hölzer malerisch, auch der Zusammenschnitt der einzelnen Holzteile in den verschiedensten Verbindungsarten sieht schön und gefällig aus. Die Fugenteilung belebt und verschönt die silbergrauen und grünlichgelben Flächen der Holzwände.

Die Türen und Tore sind bei den Bauernhäusern oft die am meisten hervorgehobenen Teile und bilden daher durchweg den Schwerpunkt alles Schmuckes. Bei den ostdeutschen Laubenhäusern lassen die vorgebauten und überdachten Lauben oder Vorhallen den Eingang besonders stark in die Erscheinung treten. Ursprünglich reine Zweckbauten, geben sie doch dem Hause



Bauernhaus in Rose, Kreis Deutsch-Krone (Westpreußen)

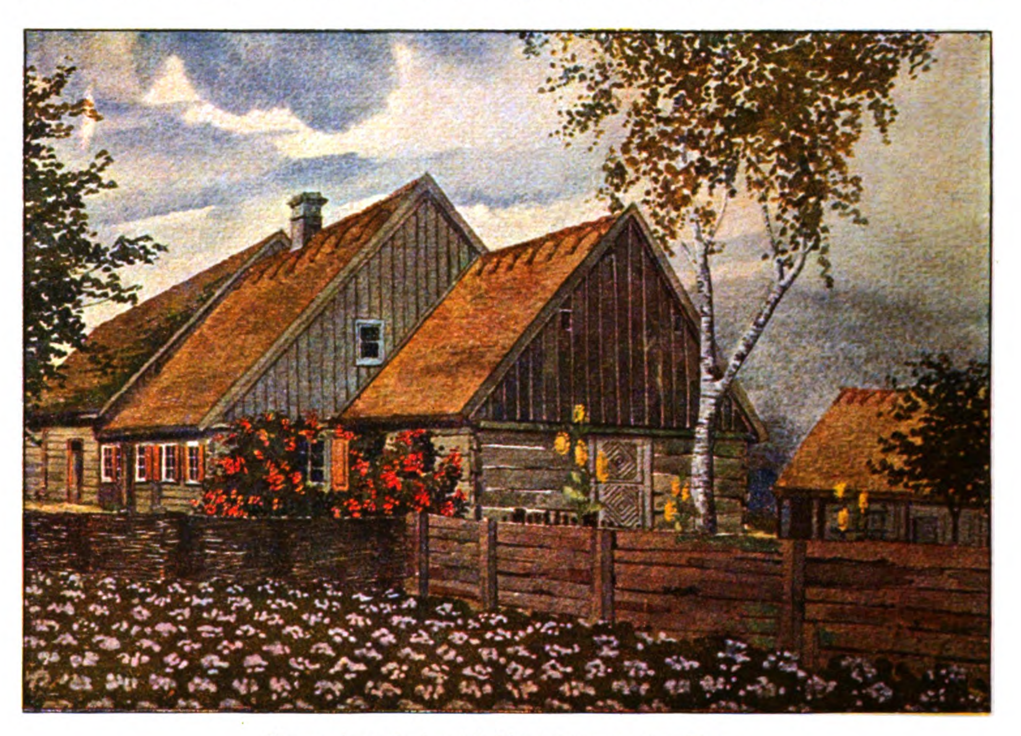


Bauernhaus in Schrotz, Kreis Deutsch-Krone (Westpreußen)

durch ihren künstlerischen Zusammenbau der Einzelteile, durch ihre oftmals reichbearbeiteten Holzstützen und nicht zuletzt durch ihre Gegensätze der Licht- und Schattenwirkung eine belebende und schmückende Wirkung. Sie zeugen von reifer handwerklicher Kunst und verdienen auch für Neubauten regere Beachtung. Die fränkischen Gehöftanlagen, in denen Wohnung und Stallungen in getrennten Gebäuden untergebracht sind, haben ähnliche, reichgeschmückte und schöngeformte Toreingänge, die mit den Vorlauben vor den Häusern wohl zu vergleichen sind. Die altsächsischen Bauernhäuser, die in großer Zahl die norddeutsche Ebene zieren und beleben, weisen meist reizende Haustore auf, wie sie rassiger und schöner kaum gedacht werden können. Sie tragen auf den Torstielen und Riegeln Schnitzereien und Malereien, die von gediegener Handwerkskunst zeugen und den guten Sinn für lustigen Schmuck der Bauern verraten. Die Schnitzereien sind fast durchweg mit staunenswerter Geschicklichkeit ausgeführt und zeigen eine Reichhaltigkeit von Blatt- und Blumenformen, von Perl- und Schnürbändern, von Zahnschnitten und reichen ornamentalen Beschriftungen, wie sie kaum anderswo zu finden sind. Ebenso bei den buntbemalten Toren, die allerdings seltener vorkommen als die geschnitzten. Die Farben sind durchweg hell und leuchtend, aber sorgfältig aufeinander abgestimmt. Diese Malereien und bemalten Schnitzereien preisen mit ihrer freudigen Farbenpracht in beredter Sprache den frohen Sinn unsrer Bauern und kunstgeübten alten Handwerker. Oft tragen die das Tor umrahmenden Hölzer einen weißen Grundton, auf dem dann die andern Farben der Blumen- und Blattmalereien noch lebhafter hervortreten, und diese Behandlung der Tore gibt dem ganzen Bauernhaus ein durchaus malerisches Gepräge. Auch die Eisenbeschläge der Türen und Tore weisen vielfach Zeichen von Schmuckformen auf. Ebenso sind die mit Profilierungen ineinandergeschobenen und zu allerlei Mustern gelagerten Bretter der Türen oft wahre Schmuckstücke.

Wie die Türen, so zeigen auch die F e n s t e r mit ihren Verglasungen, ihren feinen Sprossenteilungen, den bemalten und geschnitzten Umrahmungen und nicht zuletzt mit ihren praktischen bunten Klappläden reichen Hausschmuck und tragen viel zu der buntfarbigen Wirkung des Ganzen bei. Auch

die Anordnung der Oberlichtfenster über den Türen macht oft einen wirkungsvollen Eindruck. Der Anstrich des Fensterholzes ist meist weiß und hebt dadurch diese Lichtöffnungen lebhaft aus dem Rahmen des Ganzen hervor. Ihre Lage vor, in oder hinter der Wandfläche und die hierdurch verursachten Schatten- und Lichtwirkungen sollen nicht unerwähnt bleiben. Die Fenster sind es aber nicht allein, die diesen lebhaften Schmuck geben, sondern sie wirken zusammen mit den nie fehlenden Blumen und Blattpflanzen. Die bunten Blumen an den Bauernhausfenstern erscheinen wie die belebenden Schleifen und Bänder an unsern Frauen- und Kinderkleidern. Die ruhige Fläche der Wand erhält hierdurch natürliches Leben und anmutende Frische.



Bauernhaus in der Weichselniederung bei Thorn

Wie alle diese Teile des Aufbaues ohne Ausnahme zu dem malerischen Bilde des Bauernhauses beitragen, so auch das Dach mit seiner vielseitigen Gestaltung und seinen verschiedenen Eindeckungsarten. Wenn es die klimatischen Verhältnisse erfordern, wird der Giebel weggelassen und an seiner Stelle das Dach als Walmdach zum Schutze des Hauses heruntergezogen. Bei beiden Formen ist an dem höchsten Punkte eine Verzierung durch schlichte oder geschnitzte Brettstücke angebracht. Meist sind es zwei gekreuzte Bretter, die mit den freien Enden das Dach überragen und mit allerlei Schnitzwerk versehen sind. Vielfach finden wir die beiden Pferdeköpfe, aber auch andre Figuren von Menschen, Tieren, Blumen u. dgl. Zwischen diesen gekreuzten Firstbrettern oder an deren Stelle hat man oft Windfahnen aus Eisen angebracht, die auch ihrerseits fast stets schmückende Formen haben. Das Dach wirkt besonders durch die Bedachungsstoffe ruhig und kräftig als der stärkere und wetterschützende Teil des Hauses. Aber hierzu kommt bei den Ziegeldächern die Fugenwirkung und die belebende Form der Einzelziegel. Bei den Stroh- und Rohrdächern sind es besonders die vielseitigen Firstbefestigungen, die krönend und schmückend das Dach hervorheben. Sie sind durch langgelagerte Latten, durch übergelegte Brett- oder Stabstücke in Reitsitz, durch dicke Strohwindeln oder durch wulstartig aufgelegtes Heidekraut erreicht. Und alle wirken sie als Zierde und schmückende Krone des Hauses in auffallend schöner Weise.

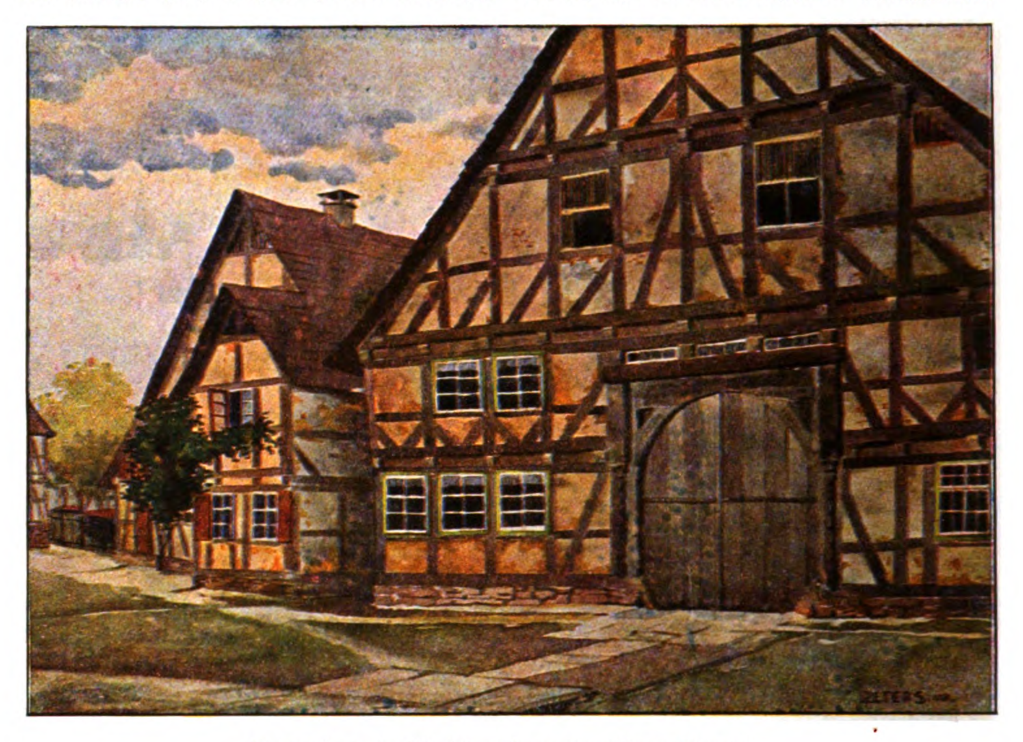




Westfälisches Bauernhaus

Auch der über das Dach geführte Schornstein hat allerlei Zierformen angenommen. Die rauchabführende Öffnung erhält vielseitige Dachüberbauten aus Stein oder Eisen, einer überstehenden Platte oder einem gesimsartig vorgestreckten Mauerwerk. Der Schornstein ist meist unverputzt und taucht seine roten Ziegel in die Bläue des Himmels.

So haben alle Teile des Bauernhauses besondere Formen erhalten, die nicht allein der Zweckmäßigkeit dienen, sondern gleichzeitig auch durch Material, Form und Bearbeitung ein Zierat des Hauses geworden sind. Und das Ganze in seiner baustoffgerechten und handwerklich gereiften Ausführung ist ein schmuckes Kunstwerk, wie es



Bauernhaus in Warbsen (Herzogtum Braunschweig)

meisterhafter kaum gestaltet werden konnte. Nimmt man noch das ehrwürdige Alter dazu, so gewinnt das Haus eine gar prächtige Farbenstimmung, die sich der Umgebung und dem Farbenwechsel in der Natur harmonisch einfügt. In der Sonne warm und in hellen silbergrauen und moosgrünen Tönen leuchtend, bei Regen dunkel und farbenschwer.

Leider kennen nur wenige die Schönheiten der stimmungsvollen norddeutschen Landschaft. Erst die Bestrebungen des Heimatschutzes und der Denkmalpflege sowie die Veröffentlichungen der Worpsweder Künstlerkolonie und die andrer Kunstmaler haben in den letzten Jahren weitere Beachtung für die Stimmungswerte und Reize der norddeutschen Tiefebene und ihrer Bauernhäuser zu erwecken gewußt.

Gerade die alten Bauernbauten zeichnen sich durch ihre eigentümliche Erscheinung und durch ihr zwangloses Aufgehen im Dorfbilde und in der Landschaft aus, während fast alle Neubauten der letzten Jahre das Dorfbild verschandelt haben. Deshalb sind uns die erhaltenen Zeugen längst vergangener Zeiten doppelt wertvoll, erscheinen sie doch berufen, vorbildlich zu wirken, weil sie nicht nur Zweckmäßigkeit und Wohlgefälligkeit alter Handwerkskunst verkörpern, sondern auch den Geist und die Gesinnung unsers treuen, arbeitsamen Landvolks in traulicher Weise zum Ausdruck bringen. Sie können heute noch — natürlich unter Beachtung aller gesunden Fortschritte — als Muster dienen. So würden auch unsre alten schönen Bauernhäuser beim Wiederaufbau Ostpreußens manche gesunde Anregung geben und bei den Neubauten in zeitlichem Gewande wieder Verwendung finden können.

Durch den gewaltigen Weltkrieg, der klärend und vertiefend auf die Menschen wirkt, ist auch die Liebe zur Heimat neu geboren worden. Wir werden die Heimatscholle mit all ihren Schönheiten wieder mehr zu schätzen und zu würdigen wissen, wir werden das platte Land mit seiner treuen Bevölkerung, mit seinen urwüchsigen Eigenheiten und mit all seinen Schätzen und Kunstwerken wieder verstehen und verehren lernen. Und dann wird gewiß das schmucke Bauernhaus in der schönen deutschen Landschaft mit liebevoller Pflege auch wieder die verdiente Anerkennung und Beachtung finden.



Hermann Schlittgen: Nähende Mädchen



Die Heimat

Roman von Sophie Hoechstetter

VI (Schluß)



Sehr viel später erst begriff Albrecht, was für ein guter Freund ihm Heinrich Bruglochner geworden war. Im Augenblick nahm er seine Aufforderung, ihn auf eine Autoreise zu begleiten, die den Zweck hatte, ein Schloß zu suchen, mehr als eine Laune hin.

Nur auf das Schloß, das mit dem Ring etwas zu tun hatte, wollte er nicht. Er sagte lachend, der Ring habe nun seine Schuldigkeit getan, für alle Not und Krankheit wäre die Gräfin Pawel als Pflegerin erbötig, nichts sei mehr von dunklen Mächten zu fürchten.

Sie besuchten zunächst Weimar, und dort hielt sich Heibrug so lange auf, daß man erst in der Dunkelheit weiterfuhr. Von dem Ziel wollte sich Albrecht gern überraschen lassen. Zu später Nachtstunde hielten sie vor einem Hotel. Flüchtig dachte Albrecht, das Gesicht des Oberkellners sei ihm bekannt. Oder der Hausflur mit den Lorbeerbäumen. Aber die Kellner und die Gasthoflorbeeren sahen einander wohl alle ähnlich.

Am andern Morgen erwachte Albrecht, weil Heibrug vor seinem Bett stand. Er sah bekümmert aus und fast verlegen. Hastig sagte er: »Ich habe etwas Dummes gemacht, Sie müssen verzeihen, Albrecht. Fühlen Sie, wo Sie sind? Nun, im Hotel von Dietrichstein. Also, tausend Verzeihungen. Die Geschichte ist so: Mein Agent hatte mir mitgeteilt, daß das Lustschloß Dietrichshof auf zwanzig Jahre zu einem allerdings enormen Preis verpachtet werden sollte. Ich glaubte Ihnen heute hier meinen Pachtvertrag zur Verfügung stellen zu können. Ich war in Aktion, während Sie schliefen. Aber die Sache ist weg. Ein Prinz Keyenburg ist mir zuvorgekommen. Laffe! Die Affäre ist nun, wir sind hier in Dietrichstein. Aber sobald Sie angekleidet sind, kann uns das Auto wieder wegbringen.«

Er stand auf seinen hohen, pathetischen Beinen vor dem Bett, begleitete seine Rede mit den Handbewegungen von Bühnenministern und sah Albrecht fast kalt an. »Weil Sie mich so freundlich einladen, setze ich mich,« sagte er dann und schlang den Arm um eine Stuhllehne. »Sie dachten ja immer so sehr hierher, daß ich es wie körperlich fühlte. Solche Dinge müssen beendet werden. Ich hoffte, einen Weg zu öffnen. Der war verfehlt. Wann wollen wir abreisen?«

Albrecht antwortete, er wolle den Nachmittag gern die Reise über Dietrichshof machen. Heibrug möchte mit ihm kommen. Wenn es verpachtet würde, könne man es gewiß auch gegen Eintrittsgeld sehen.

»Oh, sicher! So sicher, wie wir alles im Leben, was uns Glück ist, gar teuer mit etwas von uns bezahlen,« antwortete Heibrug mit einem ruhelosen Lächeln.

Das Auto knatterte durch die alten Gassen von Dietrichstein. An den Fenstern der kleinen Häuser sah man spähende Gesichter.

Waren die Menschen hier nicht deine Nächsten? dachte Albrecht. Oh, es ist eine Bitternis, nirgend mehr zu Hause zu sein. Und da ist der Park, durch den einer mit seiner Geliebten ging. Das Schloß, in dem er geboren. Es öffnet sich auch jetzt — gegen ein Eintrittsgeld. Ein fremder Diener führt durch vertraute Räume und erklärt. Die Markgräfin von Baireuth hat hier einst das Bild Amaliens, ihrer Quedlinburger Schwester, aufgehängt. Der Diener erinnert daran, daß diese es mit einem gewissen Trenck gehalten habe. Es gäbe neuere Affären von diesem Schloß zu erzählen. Jawohl. Und Albrecht verzerrte das Gesicht zu einem posenhaften Lächeln, aufgewendet für seinen Begleiter. Die Ironie ist immer die Waffe der Unterlegenen.

Und dann ging er mit Heibrug durch den Park. An den Eiben vorbei, an den Kastanien. »Baum meiner Jugend, dessen Zweige klagen« — »Marys Lächeln ist verschwunden« — o nein, man zitiert nicht Byron, aber alles, was man fühlt, tat schon einmal, fern, einem andern weh.

»Wie war es mit dem Garten des Paradieses?« fragte plötzlich Heibrug. »Ist er in Flammen versunken, oder tat sich die Erde auf? Gleichviel, der Mensch macht



nur halt, wenn es das Geliebte nicht mehr gibt. Sollen wir eine Brandfackel in dieses Schloß werfen?«

Er sah nicht aus, als sei das nur so eine Redensart. In nachdenklichem Ernst stand er da, den Blick zurückgerichtet auf die Front des Schlosses, die man durch den Baumausschnitt sah.

Und Albrecht erschrak. Wieviel von seinem Innersten hatte er gezeigt —

Über die Rasenflächen und im feuchten Grund zwischen den Bäumen hin, wo schon die ersten scheuen, kühlen Anemonen blühten, rannten Amseln. Der Duft der Erde und des alten Laubes quälte.

»Die Welt ist so weit!« sagte Heibrug. »Warum machen Sie Ihre Augen tot? Ist es noch nicht genug?«

»Und warum denken Sie an das Haus mit den Katzen in Ansbach?«

»Weil ich ein Narr bin.«

»Weil wir alle unserm Schicksal nicht entlaufen können.«

»Sei es so. Aber von Erinnerungen lebt man nicht. Ich lebe anders als Sie. Sich einem Neuen hingeben, heißt nicht, treulos gegen die Vergangenheit sein müssen.«

Sie gingen zurück. Auf dem Balkon des Schlosses stand eine Dame. Welche dem Herrn hinter ihr die schöne Aussicht zeigte, die er mit seinem Mietkontrakt bekam. Es flimmerte Albrecht vor den Augen. Er schämte sich vor sich selbst — denn er erbebte.

Aber er war doch im Schutz einer Allee und hatte sein Eintrittsgeld bezahlt. —

Das Auto tickte. Das Auto griff aus. An der Parkmauer hin, an den alten, schönen, schmiedeeisernen Toren vorüber, die sich wie ein Affekt in die stille Landschaft warfen. Dann war der Park nur noch wie eine seltsame Koppe in der Ferne.

Und endlich sah man nichts mehr. — —

Das Auto flog weiter zu den Plätzen, die Heibrug als Zukunftspläne ausersehen hatte. Und Heibrug empfahl Albrecht auf das dringendste, dort die Menschen, den Volksschlag zu studieren — dies sei sehr von Belang, wenn man sich ansiedle. —

Das Mädchen hatte die seelenvollen Augen einer Adorantin, und seine Gestalt war voll Anmut. Das Mädchen trug keine Rechenmaschine in sich, noch dachte es daran, Gräfin zu werden. Seines Onkels Garten stand in Knospen, und der Onkel und sein Erbe waren alle Garantien für später. Mit diesem Onkel, der mehrere Güter verwaltete, hatte Heibrug unglaublich viel zu tun. Man war bei ihm einquartiert, um all der Geschäfte willen. Und im Dorf gab es nur eine Schenke, keine Herberge.

Verschollen, tief in Franken lag das kleine Dorf. Die sanften Hügel der Landschaft trugen Buchenwälder, die rötlich schimmerten. Veilchenwiesen waren um den Ort. Der junge Pfarrer ging öfter als nötig an dem Herrenhaus mit den weiten Gärten vorüber. Er war sehr hübsch und kräftig wie ein Landmann, und es stand seiner Jugend nicht übel an, daß sein Reden und sein Benehmen noch wenig Gefüge hatten.

Warum es Heibrug so lange an diesem Ort hielt? Er fuhr oft halbe Tage allein mit dem Auto fort. Vielleicht fuhr er nach Ansbach, man konnte nicht wissen. Vielleicht war er hier in eines andern Auftrag oder um für jemand hier neue Verhältnisse zu schaffen. Selbst wollte er sich hier nicht ankaufen.

Irgendwie gefiel Albrecht diese ruhende Stille. Das Mädchen mit den seelenvollen Augen zeigte ihm die Merkwürdigkeiten der Gärten. Es gab einen Tulpenbaum und eine Edelkastanie darin, es gab einen verwitterten Faun, eine gebrechliche Flora und das Grabmal eines Hundes. Der junge Pfarrer konnte sich im Spazierengehen gar nicht genug tun, und alle Wege aus seinem frauenlosen Pfarrhaus schienen an den Gärten mit dem Tulpenbaum und so weiter vorüberzuführen.

Das Mädchen brachte Albrecht Veilchen und lächelte sehnsüchtig. Die Frühlingssonne überspielte das alte Zimmer. Draußen in den Gärten summten die Bienen um blühende Sträucher. Das ruhende Wiesenland da draußen, die sanften Hügel lagen so selig in einer Erwartung.

»Es ist nun bald Ostern,« sagte das Mädchen. Und die Worte waren wie ein leiser Singsang. Die Sonne spielte mit ihrem goldbraunen Haar. »Dann kommen die Kinder von meinem Bruder, und wir holen Blumen für die Kirche —«

Sie saß auf dem Fensterbrett, in unbewußter Vertraulichkeit, denn diese Zimmer gehörten ja sonst ihr mit. Sie war sehr schlank und hatte feine Hände —



Und er dachte, es wäre wohl ihr Geschick, später dem jungen Pfarrer treu zu sein und im kühlen Frühling jungen Jahres eine Liebe gelebt zu haben, die nicht nach morgen frug oder sich ewig sehnte, die alten Worte noch einmal zu sagen. Er seufzte — und der Augenblick verrann. — — — —

»Nicht?« sagte Heibrug eines Tags mit einem Hochziehen der Augenbrauen. »Schön, oder vielmehr nicht schön — Wir wollen weiter.« Und das Auto raste wieder durch das Land. —

Das neue Mädchen war ein Fräulein und wollte gern eine Dame sein. Es blinkerte und glitzerte in seinen Augen, und es erzählte seine Begegnungen mit der Frau Großherzogin gern und oft. Denn sie war »in Karlsruh auf der Benehme gewese« und hatte die Haushaltungsschule unter dem Protektorat der Frau Großherzogin besucht.

Es seien Zigeuner im Dorf, sagte das schwarzhaarige Fräulein schmeichelnd. Ihr Vater ließe sie nicht hin — nein, und eine Freundin habe sie ja hier nicht. Und es sei ihr Herzenswunsch — wie, habe nicht auch der große Wallenstein die Sterndeuter befragt? Ob nicht der Herr Graf, in der Dämmerung — sie hinführen möchte? Es sei nicht weit.

Warum nicht zu Zigeunern im Odenwald? Warum nicht mit dem schwarzhaarigen Mädchen, das selbst wie eine aussah? Hinterm Dorf, bei Resten einer herabgebrannten Scheuer lagerten sie. Kleine Hunde kläfften. Eine schmutzige Alte drängte sich heran. Sie hatte an der Hand einen Jungen mit kohlschwarzen, herrlichen Augen, einen Kopf voll geschorenen Pelzes, dick wie eine Masse. So schön war das Kerlchen, daß Albrecht jählings dachte: Ein Kind! Wie wäre es gut, ein Kind zu haben! Die Alte begriff ohne Worte, was man von ihr wollte. Und während Albrecht sich mit dem Kind beschäftigte, erfuhr das Fräulein ihre Zukunft. Sie kam mit aufgeregtem Wesen nach einer Weile zurück.

»Und der Herr?« schrie die Alte. Albrecht machte eine Handbewegung. Dann sah die Großmutter Geldstücke in des Jungen Händen. Und hinter Albrecht her klang es: »Gesundheit und Segen! Und eine vornehme Dame! Und große Stellung in der Welt!«

Alles klang für ein paar Münzen hinter ihm her, was man auf Erden wünschen konnte.

»Sind Sie nun zufrieden?« fragte er das Mädchen. Sie gingen den Hohlweg zu der Burg hinauf. Es war schon ganz dunkel da. Es roch so heftig nach Frühling.

Das Mädchen, das man Fräulein nannte und das eine Dame werden wollte, hängte sich an seinen Hals. Er spürte eine heiße Wange und einen wissenden Mund.

»So allein, da kommt man ja um —«

Aber seine Wünsche schwiegen auch hier schon wieder.

»Schön,« sagte Heibrug ein wenig später, »nun habe ich noch in Mannheim Geschäfte.«

Dieses Mädchen spielte am Hoftheater die Kätchen, Gretchen, Grillen und Lorles, wenn ihre mächtige Kollegin von der ersten Besetzung ihr gnädig war. Auch durfte sie, wenn die Heroine Lust auf Johanna von Orleans hatte, aus ihrem trüben Zimmerchen in einem feuchten Hause als Agnes Sorel, des Königs Geliebte, die Bretter besteigen.

Heibrug kannte sie von irgendwoher. Er war erstaunt, sie nicht in Karriere zu finden. Ihr Gesicht war noch vom Schein der Jugend umspielt, ihre blonde Schlankheit voll Scharm. Aber sie sah nach bösen Erfahrungen aus, und Mannheim bedeutete eine Rettung vom Varieté her, in das sie irgendeine Leidenschaft heruntergezogen hatte.

Heibrug lud sie ein, zum Abend ins Hotel. Sie und eine Freundin. Die Freundin war ganz neu beim Theater, klein und rosig und lustig. Dazwischen besann sie sich und redete Phrasen von dem Recht des Talents und der freien Künstlerschaft.

Die Larmoyante und die Lustige kamen Albrecht gleich trostlos vor. Er dachte: Wenn nur Heibrug nicht weiter mit der Larmoyanten sprechen wollte. Denn er stand draußen auf dem Balkon des Zimmers mit ihr — man hörte seine Simme kalt und in großer Härte.

Albrecht ging zur Tür. Das Mädchen sah so jammervoll aus, daß man dachte: Er hat sie gequält und irgendwie beleidigt oder in Unruhe gebracht. Und er glaubte, flüchtig durch etwas an ihrem schwankenden Gang an Ophelia erinnert, da läge ein Schicksal.

Aber sie kam am andern Abend wieder. Da war Heibrug bei einem alten Bekannten.



Albrecht saß auf dem Balkon, sah nach dem Garten hinaus, über den die Schatten des Frühlingsabends schlichen.

Unruhe lag auf dem Gesicht des Mädchens. Sie erzählte jählings von Heibrug. »Alle hat er mit Unrast erfüllt, alle kamen aus ihrem Gleis. Eine war da, was die getan hat, das kann ich gar nicht aussprechen. Und« — ein Zaudern kam in die Stimme — »alle liebten ihn. So sonderbar das klingen mag, auch die Männer gerieten untereinander in Haß und Streit um seinetwillen. Nur Sie, Sie hängen gewiß nicht von ihm ab, Sie sind ein Graf.«

Er gab irgendeine schickliche Antwort, die den Abwesenden verteidigte.

Die Schauspielerin lächelte vag. »Ich habe nichts gesagt, was überheblich von mir wäre und schlecht gegen Herrn von Bruglochner. Er kann nicht dafür. Aber alle, die von ihm angezogen werden, müssen es büßen.«

Sie war langsam zu Albrecht herangekommen. Und er begriff plötzlich, was in ihrem Blick lag, den er schon gestern mit einem leisen Unbehagen auf sich gefühlt hatte. Fast mußte er lächeln. Seine Unbefangenheit ließ immer spät erst ein Begreifen zu. Er dachte an das Mädchen in dem Dorf mit den Veilchenwiesen, dachte an die begehrliche kleine Badenserin, sah Sinn in dem Kontrast und fühlte: Eine etwas larmoyante Freundin hat mir der gute Heibrug diesmal zugedacht.

Wider Willen hatte er mit einem zu langen Schweigen eine Vertraulichkeit geschaffen. Er fühlte leise seine Hand berührt, die fest auf der Balkonbrüstung lag. Ein gleitendes Streicheln war es. Keine häßliche Empfindung. Fast gequält dachte er: Warum ist mir alles so leblos?

»Vielleicht muß ich auch dies büßen, daß Herr von Bruglochner mich gestern hierher einlud.«

Er antwortete nichts. Und der kleine Elan der Schauspielerin verflog in die Nacht hinaus. — — —

Das alte Elend ging in Berlin seinen Weg weiter. Eine Weile noch hatte Albrecht gegen dieses sinnlose, jedes Lebensgefühl aufsaugende Heimweh angekämpft. Dann ließ er sich gehen. Er wußte, daß alles nichts half.

Es war völlig gleichgültig, was er tat: ob er an der Universität noch so viele Vorlesungen hörte, ob er mit Karlluß arbeitete, ob er in Heibrugs Versammlungen mitarbeitete, die auf ein politisches Bündnis mit den drei nordischen Königreichen hinarbeiten wollten — nichts vermochte ihn zu beleben.

Nichts konnte ihm das Gefühl entreißen, daß er ein Entwurzelter war, daß die kranke Sehnsucht nach einer verlorenen Heimat und einer verlorenen Liebe die Hand lähmte zu neuem Erfassen.

Eines Abends saß er in Heibrugs Arbeitszimmer. Ein norwegischer Freund Frau von Bruglochners war da, der Sohn eines großen Toten. Außer ihm ein paar Schweden — Herren in mittleren Jahren, mit politischen Ämtern in der Heimat. Sie beredeten die Frage, ob die Zeit reif sei, ein öffentliches Komitee zu begründen, oder erst noch weiter in der Stille die Pläne zu vertreten, deren Ziel ein politischer Zusammenschluß des Deutschen Reiches mit den nordischen Königreichen sein sollte. Albrecht hörte mit einem gewissen Wohlbehagen zu. Die Männer mit den festen, klugen Gesichtern gefielen ihm. Sie hatten alle Würde und ein wohlbegründetes Selbstbewußtsein. Plötzlich machte ihn ein Satz stutzig: »Ich glaube nicht, daß wir vor dem Krieg noch irgend etwas unternehmen können.«

Vor dem Krieg? Er glaubte sich verhört zu haben.

»Nun, Österreich muß doch in Sachen Franz Ferdinands —«

Sie redeten weiter. Dieser Krieg konnte vielleicht begrenzt werden. Und Albrecht verlor sich wieder in ein Nachsinnen. Über Franz Ferdinands Eheproblem. Will man nicht sein Erbe für seine Kinder? Sonderbarer! Aber nun war ihm alles zerschellt. Die alten Gestalten Habsburgs stiegen aus ihren Grüften — einem der besten, die je gelebt, war die wohl heißersehnte Macht entrissen für einen langen Schlaf. Aber er hatte als Mensch sein Maß an Glück gehabt ...

Die Herren waren fort. Im Zimmer lag noch ein sonderbares Fluidum, als wäre eine Bangigkeit hindurchgegangen. Heibrug rauchte und stieg mit seinen steifen Schritten die Front der Bücherschränke ab. Plötzlich warf er lässig hin: »Hören Sie einmal, Dietrichstein. Sie schliefen wohl vorhin?

Verzeihung, Sie haben natürlich dazu subjektiv alles Recht. Die Politik, die wir hier jetzt noch treiben können, ist Spekulation. Zu spät. Es ist eins der Gebrechen der Deutschen von Kultur, daß sie die Politik zu sehr außer acht lassen. Sie glauben, mit dem allgemeinen Wahlrecht, Herrn Ferdinand Lassalles seliger Idee, ist alles getan. Aber hinunter! Sie schliefen vorhin. Wäre es Ihnen nicht endlich lieb, wieder aufzuwachen? Besonders, da Ihre Träume keine holden sind?«

»Ist das Bühnenton?« fragte Albrecht, kühl, kurz.

»Weder Bühnenton noch Wunderbalsam,« antwortete Heibrug mit einem düsteren Lächeln. (Er weiß, es kleidet ihn gut, dachte Albrecht.) »Nur eine Frage. Eine schwerwiegende. Ich kann es auch auf Hamletisch bringen, da Sie mich so freundlich erinnern — also ‚to be or not to be that's the question'. Meine Deklamation geht Sie verflucht nahe an. Lassen Sie mich Ihnen einen kleinen Vortrag halten.« Und er umarmte nach seiner Gewohnheit eine Stuhllehne, schlug die langen Beine übereinander und starrte sein Gegenüber an: »Alles fließt. Wir erleben in uns nicht nur Epochen, sondern auch oftmals das Sterben und die Auferstehung. Den Menschen, der wir vor zehn oder zwanzig Jahren waren, müssen wir suchen wie ein Erinnern — er ist nicht mehr da. Das Leben verschlingt uns und wirft einen neuen Menschen auf, ohne daß wir Handelnde dabei scheinen. Angesichts dieser ewigen Tatsachen wäre es mehr als töricht, überhaupt an ein Vergehen zu glauben. Die Gräber beenden ein Hierseits. Gott hat uns die Erde geschenkt, ihre Kräfte auszuproben. Ich halte jede Möglichkeit der Natur und des Geistes darum für eine Wahrheit, eine Notwendigkeit, ein Gut. Wenn uns nun die Natur den Weg zeigt, eine fruchtlose, quälende, schmerzvolle Epoche unsers Fühlens zu beenden, was stünde dagegen, dies nicht zu tun? Eine unselige Liebe, ein Heimweh nach einer Scholle, die Sie nie besitzen werden, nimmt Ihnen die Kraft, das Leben recht zu fassen. Für jetzt. In vielen Jahren würde es anders sein. Da wären Sie vielleicht wie jener Onkel von Ihnen — jener alte Prinz, den ich kannte, ehe ich Sie kannte. Soll so Ihr Geschick werden?« Er sprach mit Härte. »Nein, ich will es gern glauben. Also: es ist in unsrer Macht, auf den langsamen Prozeß, den man Resignation und Vergessen nennt, rasch und mit Hilfe einer Naturkraft einzuwirken. Sie sind krank an einer ziellosen Sehnsucht, das heißt einer unerfüllbaren. Gehen Sie mit mir zu einem Freund, und er wird Ihnen die Hypnose geben, die jene Frau, die Sie mißachtet hat, die jene Heimat, die Sie nicht wiedergewinnen, aus dem Gedächtnis löscht.«

Albrecht faßte nicht sogleich. Er war wenig unterrichtet über solche Dinge. Halb unbewußt antwortete er: »Und würde mir einen armseligen, aber letzten Besitz entreißen —«

»Nein. Eine Krankheit. Die Tore öffnen zu Neuem. Zu allem. Sie gehen an allem vorüber. Ihr Leben könnte reich sein. Sie sagen vielleicht, es ist amoralisch oder antimoralisch, jedes Mittel, das die Natur bietet, zu nehmen. Sie sagen vielleicht, dazu seien wir sittliche Persönlichkeiten, um zu wählen und zu richten unter den Möglichkeiten. Gut. Aber einen Prozeß, der sich doch einmal vollziehen würde, zu beschleunigen, zum Guten zu beschleunigen, kann nur das Gegenteil von unsittlich sein. Verstehen Sie mich recht — wer weiß, daß er in einem ungesunden, unwirksamen Zustand ist, der ihm das Gefühl des Lebens nimmt und seiner Kraft alle Frische, würde verwerflich handeln, wenn er ein Mittel außer acht ließe, dies zu wenden.«

Eine seelische Amputation, dachte Albrecht. Nein, eine Befreiung von all der alten und hoffnungslosen Qual. Glänzend und heiter stieg es plötzlich vor ihm auf: Wenn er wieder frisch und jung und ungebrochen sein könnte —

Er sah zu Heibrug hinüber. Der stand steif da, hatte ein kaltes Lächeln und etwas wie Neugier auf seinem Gesicht.

Und plötzlich wußte Albrecht: dieses kalte Lächeln verdeckte ein Mitleid. Dieser Vorschlag, beredt vorgetragen, war einem gemacht, von dessen eigner Kraft man nichts mehr erwartete. »Warum ließen Sie sich nicht eine Hypnose gegen das Haus mit den Katzen geben, Heibrug? Kommen Sie mit, dann machen wir die Sache zusammen. Wir lassen unsre Leiden durch einen Hypnotiseur in den Strom des Vergessens wer-



sen.« Er sagte es mit einer heiteren Ironie. Sah den andern an, fühlte eine rätselvolle Freude über ihn und fuhr fort: »Aber ich dank' dir, Heinrich — jetzt gabst du mir wohl den Rest. Du bist hart und gut.«

Heinrich Bruglochner hob sein stolzes Gesicht, sah mit der starken Kraft seiner braunen Augen auf den andern, so wie damals an dem dunklen Abend von Ansbach. »Ich danke dir, daß du mich nicht enttäuscht hast. Bitte, hilf mir jetzt in einer äußeren Sache. Geh auf das Schloß, das ich gekauft habe. Im Gefühl, einem von uns kann es wichtig werden.«

Das Schloß, auf steilem Felsen über dem Saaletal erbaut, lag im Abendschein, als Albrecht den Weg fuhr.

Die alten, schweren Mauern, wohl ein Jahrtausend alt, wuchsen aus dem Buchengrün eines kühlen Hains. So sah man das Schloß aufsteigen, fuhr eine geschlängelte Straße hinauf und kam dann erst in ein kleines Dorf, dem Schloß und Gärten gegen den Talabfall des Berges vorgelagert waren.

Ein Schloßhof tat sich auf mit einer großen alten Linde und einem rauschenden Brunnen. Dort stand Frau von Bruglochner. Ihr Mann und die andern Bewohner verbrachten den Abend in Weimar; sie war geblieben, Albrecht zu empfangen. Er fühlte sich wunderlich bewegt, als er die liebe blonde Freundin vor sich sah, heiter und herzlich in ihrer schönen Freiheit.

»Endlich sind Sie gekommen, Albrecht! Als ob wir nicht alle hier auf Sie gewartet hätten, auch die Ihnen Unbekannten! Und die Dinge! Ich lasse Ihnen nur ganz wenig Zeit jetzt. Solange noch Licht ist, muß ich Ihnen das ganze Schloß zeigen. Wir haben sehr viel Raum. Fräulein Ursleben und ihr Bruder bewohnen nur ein Geschoß des einen Flügels, und wenn die Gräfin Pawel hier ist, hat sie ihre Zimmer bei ihnen. Wir kannten Urslebens schon aus Berlin. Sie bleiben wohnen. All die andern Geschosse und Gelasse harren nun der Bestimmung. Ich muß Ihnen die Zimmer zeigen, die ich mir für Sie gedacht habe — aber ganz, ohne Ihrer Entscheidung vorgreifen zu wollen.«

Er dachte, in der Rührung des Verletzlichen: Warum ist sie so gut zu mir? Dann aber ging er mit ihr durch das Schloß. Irgendein alter zusammengewürfelter Hausrat verunzierte noch den größeren Teil der Räume, die weit und schöngestaltet waren. Frau von Bruglochner führte ihn zu den Zimmern, die sie für ihn gedacht hatte. Es war das erste Stockwerk des einen Flügels, den ein Turm mit Treppenanlage mit dem andern verband. Grünes Licht aus dem Buchenhain fiel in die Räume, durch die schon die Schatten des Abends schlichen. Andre Zimmer hatten den Blick ins Tal.

»Aber Sie dürfen nicht hinaussehen, Albrecht,« sagte Frau von Bruglochner eifrig. »Nein, das Tal will ich Ihnen von den Gärten aus zeigen.« Und sie bat ihn hinunter in einen kühlen saalartigen Raum mit schönem Holzgetäfel, zum Abendbrot. »Wir sind hier eingezogen wie die Parvenüs,« lächelte sie. »Im Saal mit dem gotischen Getäfel steht ein Wirtshaustisch mit Rohrstühlen. Begreifen Sie nun, was wir alles hier zu tun haben? Nein, wir schreiben nicht Briefe nach Firmen, die mit stilgerechten Möbeln bemustern. Wir müssen sie selbst suchen. Alle Dinge sollen ein persönliches Erinnern tragen. Heute stöbern sie schon in Weimar die Läden der Althändler durch. Ich aber möchte die Gegend absuchen. Man wird noch manches finden von den Dingen, die einst hier waren und die in die Zerstreuung gingen. Man muß auch erst der Geschichte des Schlosses nachspüren. Es ist eine Kaiserpfalz gewesen, aber das sagt mir gar nichts. Aus einer Zeit, die noch nicht so verschollen ist, die uns noch wärmer und verwandter berührt, müssen auch Erlebnisse hier ruhen, Gestalten zu finden sein.«

»Und wenn sie uns nicht gefallen?« meinte er, über ihren Geschichtseifer lächelnd.

Ihre Züge wurden fremder durch einen schweifenden Zug. »Es steht uns doch frei, sie uns schön zu denken. Ich will die Zimmer der Erinnerungen haben. Jeder trägt doch hier sein Leben hinein, mit all dem, was ihm einst wohl und weh tat. Und ich hoffe, was hier sein wird, soll uns des Lebens schönen Festglanz tragen.« Sie lächelte wieder, und in ihren großen grauen Augen lag jener zärtliche Perlmutterglanz, der ihn leise erregte. »Bluts- und Wahlverwandtschaft, das sind wohl die größten Mächte des Lebens. Mich zog das Freigewählte immer mit größerer Gewalt zu sich, als mich das Eingeborene hielt. Deutsch-

land ist nicht mein Vaterland, sondern meine Wahlheimat. Und was mich hier band, nachdem ich es gesehen oder gefühlt, das will ich Ihnen nun zeigen.«

Sie gingen über den Schloßhof. Es war schon ein wenig dämmerig. Der Brunnen rauschte, und vom Dorf herüber klangen, weicher und zärtlicher gemacht durch die Ferne, Stimmen von Mädchen:

»Es war ein Markgraf überm Rhein,
Der hatt' drei schöne Töchterlein —«

»Hier singen die Leute so viel — es klingt immer durch den Abend. Aber kommen Sie!«

Da war ein Mauerpförtchen neben der Einfahrt. Man kam in ein kleines, tiefliegendes Gärtchen. Eine Spindeleiche stand da, reckte sich hoch wie eine Fackel. Weiter — eine schöngerundete, breite Steintreppe führte wieder in die Höhe.

Da kamen Terrassen. Am steilen Bergabhang hing Wein an den Mauern, Büsche voll schwerer Rosen umsäumten die Wege. Und alle Steige waren überflutet von dem überschwenglichen Blühen alter Sommerblumen, deren Duft so weich und zärtlich kam.

Weiter — vorgeworfen an den Rand der Terrasse als ein stürmischer Akzent hob sich ein kleines Rokokogartenschlößchen in den Abendhimmel. Hinter ihm lag das Gewirr von Hainbuchengängen. Inge Bruglochner eilte. Er sollte alles so rasch sehen. Den Kreuzweg des Buchenganges hinunter — er verlor sich in Rosen. Und unter den Rosen stand, ganz nun von der Dämmerung umwoben, ein dunkles Frauenbild, die Herme einer Bacchantin. Man konnte die Züge nicht mehr sehen in dem Dämmerungsschein. Nur daß das Gesicht wie ermattet geneigt war, gab der Umriß.

Weiter — weiter. Ein runder Platz, mit weißen Bänken bestreut, von uralten Kastanien umstanden, deren Äste eine hohe Kuppel schufen. Und dann ein Weg zu einem alten Wasserbecken, in dem sich ein Mansardenhaus — vielleicht die Gärtnerwohnung — spiegelte.

Albrecht mußte laufen, um Schritt mit Inge Bruglochner zu halten. Sie führte ihn wieder zurück, auf verschlungenen Wegen in kühlen Gebüschen, führte ihn kleine Treppen hinauf, hinunter, bis endlich wieder eine Mauer sich hob gegen das kleine Gartenschlößchen hin. Von Mauern umschlossen, mit einer niedrigen Steinwand gegen den Abfall der Terrassen begrenzt, lag ein weiter Platz, an seinem Ende das kleine Schloß. Linden dunkelten ihn ein, ein paar urnenförmige Sandsteinvasen, ein paar alte Bänke standen in einer gewissen Regelmäßigkeit unter den Bäumen.

Er wollte, fast zärtlich berührt von der geheimnisvollen Stille des Platzes, das Bild in sich aufnehmen, aber Inge Bruglochner war schon fort von ihm wie eine Fliehende, am Rand der Mauer. Er folgte ihr, sah sie stehen, wie zeitlos, wie den Dingen fern — eine schlanke Silhouette gegen das verdämmernde Blau der fernen Hügel gerückt, die wie ein schmaler Streifen zwischen der Mauer und dem Himmel jenseit des Tales herübersahen.

Er trat gegen die Mauer. Da lag das Tal. Weit und wie in einer seligen Ruhe. Durchzogen von dem verschlungen gewundenen Band des Flusses. Der floß so sanft dahin, schien fast unbewegt — ja, nur wie ein schimmerndes Band über die weiten Wiesen geworfen, zwischen die Weiden geschlungen. Und doch rauschte dieser stille Fluß so seltsam durch den Abend, aus all seinem sachten Gleiten brach er plötzlich das zischende Wasser zu einem wilden, heftigen Sturz über einem Wehr.

Und drüben lagen die Hügel. Von Buchen bestanden, so sanft gewellt. Und Albrecht, auf dieses süße, weite Tal hinunterschauend, fühlte etwas, als lege sich eine unaussprechlich sanfte Hand über alles, was schwer war. Er sprach nichts. Er stand neben Inge Bruglochner, versonnen wie sie — nahe bei ihr, und doch jeder bei seinem eignen Geschick.

Drüben an den Büschen, jenseit des Tales, sah man ein stilles Leuchten schimmern. Es wurde größer. Der Mond kam, in einem tiefen, rötlich gewordenen Licht in den blauen Himmel der Nacht, und sein Schein überflutete das Tal.

Sie standen immer noch schweigend, wohl eine lange Zeit. Der Mond war höher gestiegen, und über den Fluß lagerten sich Nebel. So trunken und seltsam war alles hier.

»Ist das nicht Glück?« hörte er leise Inge Bruglochners Stimme. Und es war, als befreie sie sich aus einem Traum, dem sie



hier hingegeben gewesen in der schönen Stille dieses Gartens. Er begriff sie wohl, und war doch selbst sonderbar erregt. Sie gingen Wege zurück, über den verschwiegenen Platz, vorüber an dem Schlößchen, über die Terrassen, die nun das Mondlicht weitete, als seien die Wege silberne Pfeile, weit hinausstrebend in die Ferne — oder ins Grenzenlose des Himmels. Und er fühlte einen sonderbaren Schauer. Die selige Ruhe, die hier zu liegen schien, war nicht alles. Durch diesen Garten floß es wie ein bebendes Atemholen, wie Inbrunst und Gefahr, wie der Strom einer Leidenschaft, deren Ursache, deren Ziel man nicht kannte. Und als sie sich den alten, ein wenig versunkenen, grazievollen Treppen zu dem Mauergärtchen an dem alten Burgschloß wieder näherten, klang noch, wie aus kühler Weite, vom Dorf her eine einzelne Frauenstimme in einem schwermütigen, unbekannten Lied.

»Aber hier kommt man ja um!« sagte Albrecht, und in einer unbewußten Gebärde suchte er nach Inge Bruglochners Händen.

Sie lächelte, in einer Sehnsucht, die nicht ihm galt, und die er doch sah, als wäre sie eine Verheißung vielleicht des fernen Lebens, das ihm so lange die Tore verschlossen hatte.

»Hier kann man nie ganz unglücklich sein,« sagte sie flüsternd. »Hier haben Vergangenheit und Zukunft etwas wie eine mystische Vermählung. Ich möchte diesen Ort nie mehr verlieren.« —

Er schlief in einem alten Saal, nach Westen gelegen. Der Raum in seiner kühlen Größe tat ihm wohl. Er merkte daran, wie sehr er im Grunde kleine Stuben, und gar solche in Mietkasernen, nicht leiden konnte. Irgendein Gefühl, aus Zufriedenheit und Reiz gemischt, überkam ihn. In der Nacht wachte er einmal auf, von einem Traumglück genarrt. Und er stand halb taumelnd auf und trat ans Fenster.

Da sah er, versinkend am Horizont, einen grünlichen Mond, der so unbegreiflich melancholisch und erregend über dunklem Land erlöschen wollte.

Was ist hier? dachte er verwirrt. Und ihm war, als stünde er in einer unendlichen Einsamkeit, aus der doch eine ferne Stimme rief. —

Am andern Tag lernte er die bisherigen Mitbewohner des Schlosses kennen, eine tatkräftige Dame von fünfzig Jahren, die ihrem kränklichen Bruder lebte und die Freundin der Gräfin Pawel war. Er merkte bald, sie gehörten zu dem Adel, der durch Unglück oder Aufteilung von seiner Scholle gekommen ist. Sie schienen eine große Schwäche für Heibrug zu haben. Er sagte ihm, dieses Schloß sei Inges Wunsch und Wille. Sie habe da solche Träume von Ansiedlern und würde wohl, wenn nicht eine bedachte Vernunft neben ihr wäre, bald eine schreckliche Klientel um sich versammeln. Leute, die man erst einlud, aus dem Elend riß, und die dann über Nacht zu Herren und Heischenden sich wandelten.

»Gefällt dir denn der Ansiedlerplan nicht?« fragte Albrecht.

Heibrug lachte. »Alles, was Inge Bruglochner tut, gefällt mir. Ich fürchte nur, was sie aufbaut, reiße ich ein. Ich würde die Seligen wieder aus ihrem Frieden scheuchen. Ohne Willen. Das haftet mir so an. Und auch, ich muß jetzt fort. Ich habe zu tun. Irgendwo ist jemand, der mich notwendiger braucht als Inge Bruglochner und du.«

Dieses »Inge Bruglochner« sprach er aus, wie man einen besonders klangvollen und erlauchten Namen spricht, und dabei immer in der Art, als betone er die Ehre, die jene Inge ihm erwiesen, indem sie sich Inge Bruglochner nannte.

Der seltsame Ehemann fuhr denn auch bald mit vielen Koffern davon. Und es sah bedenklich so aus, als wehte der Wind, der ihn rief, von Ansbach her.

Nachdenklich sah Albrecht den Wagen mit dem Rastlosen verschwinden. Kaum hatte er hier den schönen Besitz gekauft, so drängte es ihn wieder in andres. Ein unruhiges Herz, ein nie gestilltes Temperament. Inge Bruglochner, die neben ihm stand, sah vielleicht seine Befremdung. »Er würde sterben, wenn er Ruhe hätte,« sagte sie. »Er würde vergehen ohne Aufregungen. Und wenn er kein Herzeleid mehr besäße, wären ihm Himmel und Erde leer. Vielleicht hat man ihn darum so lieb.«

Albrecht war in eine Tätigkeit geworfen. Es gab unendlich viel zu tun mit dem neuen Besitz. Die Ländereien, die Weggerechtsamen, die Verbindlichkeiten gegen die Gemeinde, die Baumöglichkeiten, alles Dinge,



von denen Frau von Bruglochner nicht viel verstand, mußten abgemacht und besprochen werden. Auch hatte er zu bedenken, auf welche Weise er sich hier selbst als Mitbesitzer eingliedern konnte.

Er fühlte ein neues Leben in sich erwachen, er fühlte, wie er nicht mehr alles mit dem Dietrichstein verglich und zu gering befand.

Tagelang war er mit Inge Bruglochner draußen, alles, was an Ländereien zum Schloß gehörte, zu besehen — in der Eroberung dieses Neuen, das eine Heimat werden sollte.

Sie waren in diesem Tun so hingenommen, daß sie auf nichts sonst achteten in diesen letzten Juliwochen. Sie lasen keine Zeitung, sie hörten, allzu ermüdet und ganz in ihre Pläne eingesponnen, kaum auf die Tischgespräche hin.

Da kamen, ihnen wie ein Unbegreifliches, die schweren Botschaften. Endlich die Verhängung des Kriegszustandes.

Es fiel Albrecht aufs Herz, als sei er durch seine Sorglosigkeit ein Mitschuldiger. Er lief zu dem kranken Herrn von Ursleben, erbat sich die Zeitungen der letzten Tage, ließ sich berichten — las und las und empfand es wie ein Unrecht, daß er sich in diesen Wochen, wo die Ereignisse der Zeit sich aus ihrer ruhenden Schwüle erhoben, allein mit sich und irgendeinem Weg zu einem neuen Leben beschäftigt hatte.

Ins Haus kamen an dem Tag Menschen, wie aus der Erde gestampft. Nachbarn, die Albrecht noch nie gesehen, der Pastor, der Arzt, der Oberförster, Dorfleute. Alle in einer unfaßlichen Verwunderung, von Schreck wie gelähmt. Die Völker der zivilisierten Welt auf der Seite eines kleinen, rohen, erbärmlichen Volkes, dessen Regierung den abscheulichsten Mord mitwissend hatte geschehen lassen?

Wenn man Krieg gewollt hatte, wenn man den Neid auf das unter Wilhelm II. gewordene Reich nicht mehr ertrug, wenn man Deutschland aus seiner Entwicklung, aus seiner jungen Weltmachtstellung reißen wollte, weil es unbequem wurde: wohl, es ist immer allzu menschlich gewesen, der Jugend den Weg verbauen zu wollen. Aber war es möglich, daß zivilisierte Völker es sich gestatten konnten, ihren Rassenhaß, ihren Neid, ihre vielleicht noch verständlichen Vergeltungswünsche unter der widerwärtigsten Form von Parteinahme für ein Volk, dessen Vernichtung, Auslöschung eher eine Kulturtat als ein Strafgericht wäre, auszuspielen? War dieses ekelhafte Schauspiel möglich?

Albrecht las die Worte des alten Habsburgers an seine Völker: »Es war mein sehnlichster Wunsch, die Jahre, die mir durch Gottes Gnade noch beschieden sind, Werken des Friedens zu weihen und meine Völker vor den schweren Opfern und Lasten des Krieges zu bewahren. ... Ein verbrecherisches Tun greift über die Grenze. Eine Reihe von Mordanschlägen, eine planmäßig verbreitete und durchgeführte Verschwörung, deren furchtbares Gelingen mich und meine treuen Völker ins Herz getroffen hat, bildet die weithin sichtbare blutige Spur jener geheimen Machenschaften, die von Serbien aus ins Werk gesetzt und geleitet würden. Diesem unerträglichen Treiben muß Einhalt geboten werden —«

Und dieses Volk zu schützen, ergreift Rußland das Schwert! Sein Verbündeter, Frankreich, ist zur Stelle. Es gibt einen Grund. Zwar könnte er nicht erbärmlicher sein. Zwar gäbe es kaum eine niedrigere politische Tat als die von Serajewo: aber Russen und Franzosen sind bereit, für das serbische Volk einzustehen. Aber Haß, alter Neid, uralte Rassenfeindschaft, die sich lange genug verstecken mußte unter der Tünche internationaler Höflichkeiten, glauben nun die Stunde gekommen.

Ob es im letzten Augenblick noch eine Wendung gab? Die Antworten aus Paris und Petersburg auf das Ultimatum der deutschen Regierung mußten diese Nacht wohl eintreffen. Unruhe lag über dem Schloß, über dem Dorf. Finstere, bedrückte Gesichter, in denen Albrecht nicht so recht zu lesen verstand. Wenn es Krieg gegen zwei Fronten gab — gegen zwei? Da war doch noch England. Wo lag sein Gewinn?

Es war ein unerträglich banger Tag. Albrecht dachte, er solle nach Berlin fahren. Hier in dem weltabgelegenen Dorf mit langsamster Post war es schrecklich, wenn man auf Nachrichten von außen wartete.

Das Postfräulein gab kummervoll eine Auskunft: sie dürfe ja nichts sagen, lautete sie. Da fiel Albrecht ein: sie vermittelte ja auch telephonisch die Depeschen an den Ortsvorstand. Er verstand plötzlich in dem Ge-



sicht des kummervollen Fräuleins zu lesen und dachte: Wenn die Mobilmachung da ist, muß ich gleich fort. In einem Gefühl, als habe er hier noch etwas zu tun, als müsse er das Land, mit dem er sich nun so eindringlich beschäftigt hatte, noch einmal ansehen, ging er hinaus zum Rand des Plateaus, zu den Pappeln, zu Inge Bruglochners neuem Besitz.

Es war so sonderbar. Ein glühend heller Tag. Der erste August. Der Himmel in endlosem Blau. Die Flur in schwerem Reichtum. Das Tal in seliger Ruhe. War es nur Empfindung, die all die Dinge wie von einem Bangen durchbebt sah? War es nur Gefühl, das ihn das Land erblicken ließ wie durch bunte Glasscheiben, die alles so seltsam verändern, verstärken, aufrührerisch sonderbar und geheimnisvoll scheinen lassen?

Vielleicht war doch der Himmel dunkler — vielleicht das Land schon in den Schatten? Oder hatte nur die Seele nichts mehr als ein großes Bangen, das alles überflutete mit der steigenden Unruhe dunkler Erwartung?

Er war lange draußen gewesen — ohne Gedanken fast, und bewegt von einem bangen Druck, wie ihn der drohende Ausbruch eines sich entfesselnden Elements hervorruft.

Krieg — Krieg. Er hatte keine Vorstellung ...

Er hatte Soldaten erzogen, hatte geritten, Manöver mitgemacht, Kriegswissenschaften studiert — er kannte den Krieg von 1870/71 und die Kriege Friedrichs des Großen in jeder Einzelheit auswendig. Er war seit Jahren Offizier. Doch in seiner Zeit es erleben zu sollen, daß die Nationen Europas sich gegeneinander erheben würden, um Land, Besitz, Menschen, Gut und Blut einander zu zerstören bis zur Vernichtung — das hatte er nie gedacht. Alle Vorstellung, die wohl einmal gekommen, im Gespräch mit Kameraden, war um kriegerische Streifzüge in den Kolonien, war um halbzivilisierte Völker gegangen oder hatte geklungen wie ein Lied, das kaum noch rührt an all das Unsägliche von zielbewußtem Wüten, das wie der Traum von Überwundenem ist:

Die lieben Waffen glänzen
So hell im Morgenrot,
Man träumt von Siegeskränzen —
Man denkt auch an den Tod.

Das hatte Hilmar so gerne gesungen. Mein Gott, der Kerl! Ob er dann zurück zum Regiment kam oder, wo er war, eingereiht würde? Ein kleines Schicksal. Eins von Hunderttausenden.

Die Sonne blendete noch so seltsam. Es war, als wolle dieser Tag stillestehen, als hätte er Angst, sich zu neigen. Albrecht kam wieder gegen das Dorf. Da fingen plötzlich die Glocken der kleinen Kirche an zu läuten. In die unfaßliche Stille des Tags, der keinen Abschied finden wollte, läuteten die Glocken.

Ein junger Bursche kam quer über den Weg gerannt, nach dem Dorf zu. Er grüßte: »Mobilmachung!« schrie er. »Es geht los! Auf die Russen und die Franzosen — Doch, den' woll'n wir kommen! Feste druff, immer feste druff!«

Andre Männer kamen vorüber. Sie lachten. Verschwunden die finsteren, bangen Gesichter von gestern. Sie sahen aus wie Befreite. »Weil es nur losgeht — Der Kaiser — Itze hat er's recht gemacht. Das war Zeit. Das hat müssen kommen.« Und es war, als sei in dieses stille Dorf eine überwältigende Freude gefallen.

Aber darüber läuteten die dunklen Glocken, und an den Haustüren standen weinende Frauen.

Benommen ging Albrecht weiter. Er kam nach dem Park, lief über die Terrassen, sah das süße Tal im Abendfrieden.

Und plötzlich fühlte er sich hochgerissen von einem ungeheuren Aufstrom in seiner Seele, in seinem Bewußtsein: Die deutsche Erde galt es zu schützen! Und in der Stunde starb etwas in ihm, ohne daß er es noch wußte, starb sein armes Heimweh nach dem Stück Erde, das seiner Väter Land war. Er wußte nichts mehr davon. Das große Vaterland, die weite deutsche Erde ward ihm plötzlich zum Geliebtesten. Er sah hinunter auf das Tal, das ihm vor wenig Wochen noch die Fremde gewesen war, und wußte, daß er es liebte. Er dachte hin zum Rhein, hin zu den Vogesen, er dachte an die schwermütigen Ebenen Ostpreußens und fühlte, wie sein Herz erbebte.

War ich denn ein Tor in meinem Unglück? dachte er fast selig, und gab doch dem Erinnern kaum eine Sekunde Raum. Was lag an eines Menschen Anrecht oder Verzicht? Nichts mehr, nicht das Geringste mehr.



Das weite, große, das überschwenglich schöne und reiche und das in jeder Armut noch rührende, von heiligen Erinnerungen durchwobene deutsche Vaterland galt es zu schützen.

Und er fühlte den zitternden Schlag des Herzens die Gedanken überstürzen — er dachte nur noch: Welch ein Glück, welch ein Glück, daß ich Soldat bin — daß ich nicht einer von denen bin, die Beruf oder Krankheit oder Alter hindern, mit der Fahne zu ziehen!

Wie blind ging er den Weg, dem Schlosse zu.

»Albrecht — Sie wissen?«

Inge Bruglochner stand vor ihm. Sie war nicht allein. Er sah in das Gesicht eines jungen Mädchens. Er sah in blaue Augen.

»Erlauben Sie, Fräulein von Altenlohe, daß ich Ihnen den Grafen Dietrichstein vorstelle.« Er sah in blaue Augen, sonderbar entrückt. »Unser Nachbar, Herr von Altenlohe, hat uns seine Tochter gebracht. Er mußte gleich nach Berlin, sich zur Verfügung zu stellen.«

Er sagte eine Höflichkeit für beide. Sah wieder die junge Dame an und fragte sich: Woher kenne ich sie? Dann lächelte er auf Inge Bruglochner: »Dies ist wie ein Erwachen. Dies ist so ungeheuer. Wie steht es mit Heibrug? Hat er telegraphiert?«

»Heibrug ist in Ansbach. Da hat er ja auch gedient. Reserveoffizier bei den Chevauxlegers. Ihn trifft die Mobilmachung gleich an Ort und Stelle.« Ein Schatten floß über ihr Gesicht. »Er wird nicht Zeit haben, noch einmal hierher zurückzukommen.«

Die junge Dame ging ihnen voraus. Ihr Gang war sehr leicht und sehr vornehm. Sie hatte so lichtes Haar wie Inge Bruglochner, schmale Hüften und eine leise Müdigkeit in den Schultern.

»Ich muß morgen reisen. Soll ich Sie nach Ansbach bringen, Inge?«

»Ich danke Ihnen. Ich will es mir noch bedenken. Es ist nicht so einfach. Nein, nicht wegen der Bahn. Wir haben schon hinuntergeschickt, zu fragen. In den ersten Mobilmachungstagen werden noch private Reisende befördert. Aber Heibrug möchte vielleicht da in Ansbach — allein sein.«

Die junge Dame verschwand jetzt auf der sich senkenden Treppe nach dem Mauergarten.

»Wer ist Fräulein von Altenlohe?«

Inge Bruglochner blieb stehen und zeigte nach dem Tal. »Sehen Sie dort unten, drüben bei den Weiden, an der Schleife des Flusses die Baumkoppen? Dahinter liegt ein kleines Schloß. Es gehört dem Herrn von Altenlohe. Er ist befreundet mit Urslebens. Er wird ein Kommando bekommen. Seine Tochter soll über den Krieg hier bei uns bleiben. Sie ist zu jung, um allein dort unten im Tal zu leben.« Plötzlich waren Tränen in Inge Bruglochners Augen. »Und nun gehen Sie fort, Albrecht. Es war so gut in dieser Zeit hier.«

»Ja, ich danke Ihnen viel, Inge.« Er strahlte sie an. »Mein Gott, nun ist alles gut! Ich weiß nicht, ich kann es nicht so sagen. Aber mir ist, als wäre nun die große Befreiung da. Nicht nur für den Einzelnen. Für alle. Sahen Sie die Männer im Dorf? Nun wissen wir wieder, was es heißt, ein Vaterland zu haben.«

Inge kam mit in seine Zimmer, rief den Diener. Aber Albrecht brauchte ja nur kleines Gepäck. Seine Felduniformen waren in München. Dort konnte er auch alles noch besorgen. Er mußte erst am dritten Mobilmachungstag beim Regiment sein.

»Wir fahren morgen, Inge. Mit dem Frühzug. Nach Ansbach ist es ein wenig umständlich. Ich frage mich nur, mit wem reisen Sie heim? Wir müssen den Diener mitnehmen. Die Heimreise ist mühselig, vielleicht sehr langsam. Darum wollen wir gleich morgen früh fahren — vielleicht kann dann Heibrug Sie wieder hinüber nach Nürnberg bringen.«

»Ich bin doch nicht so hilflos,« lächelte sie. »Ich bin viel durch die Welt gefahren ohne männlichen Schutz.«

»Aber nun bin ich doch da, Inge.«

Sie saß nach Heibrugs Art auf einem Stuhl neben dem Koffer. Das Zimmer trug schon die Spuren des Aufbruchs.

»Ich möchte Heibrug gerne Lebewohl sagen, und ich weiß doch nicht, ob er diese letzten Tage oder Stunden in Ansbach nicht lieber einem ganz andern Gefühl schenken wollte. Und doch —« Sie blickte suchend auf Albrecht.



»Sie würden es nie vergessen, daß Sie ihm nicht Lebewohl sagten.« Er wurde lebhaft, warm, überschwenglich.

»Dort in Ansbach — ja, gewiß, ohne Herzeleid konnte er nicht leben. Aber er soll auch die Stimme derer hören, die zu ihm in unwandelbarer Freundschaft halten. Glauben Sie nicht, vor einer solchen Stunde versinken die Dinge, die Menschen, die uns nicht mehr das Herz erwärmten? Die irgendwo zu leben wußten, fern von uns? Danken wir Gott, wenn wir es nicht waren, der jemanden, der ihm durch das Blut oder Neigung und Freundschaft zugehören mußte, in seinen Leiden und seelischen Erlebnissen sich selbst überließ. Das ist nicht Stolz — das ist nicht Resignation. Denen, die zu uns in der Trägheit des Herzens lebten, wird nicht unsre letzte Herzensflamme aufglühen.«

Inge Bruglochner stand plötzlich neben ihm, nahm seine Hände, sah ihn in einem großen Ernst an und sagte: »Dies ist ein schöner Tag, Albrecht.«

Da merkte er, daß er nicht mehr von Heibrug und seinen Ansbacher Dingen gesprochen hatte, sondern von sich. Er lächelte die Freundin an, die in schwesterlicher Güte zu ihm gehalten hatte, und sagte: »Es ist gut. Von Ihnen nehme ich den Abschied, wenn ich gehe.«

Der Abend war hereingebrochen. Inge mußte ihre Sachen für die Reise mit dem Frühzug bestimmen. Da lief Albrecht noch einmal durch den Park. Die Sterne der Augustnacht flimmerten weiß und fern aus dem Unermeßlichen herüber. Im Park stand noch die Schwüle des Tags, Fluten von weicher Wärme. Aus dem Dorf aber herüber klang es durch die Nacht, von Burschen, von Mädchen mit jungen, heftigen Stimmen: »Deutschland, Deutschland, über alles —«

Er kam an den Lindenplatz. Die alten Bäume. Er mußte die alten Bäume noch streicheln. Denn er wußte, ein grabendes Gefühl in der Brust, hier würde man sein Gedächtnis bewahren. Inge und der Park. Hier würde man dieses letzten Abends und seiner selbst lange gedenken. Und er wollte noch von der Mauer aus hinsehen über das weite, stille Tal —

An der Mauer stand das junge Mädchen, in dessen blaue Augen er heute gesehen hatte, das Herz voll von einem neuen, ungeahnten Glück. Es dunkelte sehr, aber er erkannte die anmutige Gestalt.

Er war ohne jede Befangenheit. Als selbstverständlich setzte er voraus, daß auch sie ihn oder seine Stimme wiedererkannte.

»Ihr Herr Vater geht auch in den Krieg? Das wird ihn freuen. Darum müssen Sie nicht traurig sein. Und hier ist es gut. Sie sind bei lieben und guten Menschen.«

Eine lebhafte Antwort kam: »Ich bin nicht traurig, weil mein Vater ins Feld geht. Seit Jahren wartet er auf die Stunde, wie auf eine große Erfüllung. Aber nur warten, wenn andre handeln — es muß so selig sein, jetzt handeln zu dürfen!«

Sie wandte ihm das Gesicht zu. Er sah den Schimmer einer reinen Jugend darüber, und er wußte, sie war schön, die da vor ihm stand.

»Sie gehen morgen fort, Graf Dietrichstein, sagt Frau von Bruglochner. Wohin wohl? Wo ist Ihr Regiment? In Potsdam? Heute abend ist mein Vater in Potsdam. Ich weiß, er ist glücklich. Mit der alten preußischen Garde — auf dem Schloßhof von Potsdam — es konnte für ihn keine schönere Erdenstunde kommen als diese.«

Preußin, Soldatentochter, dachte er, wach, erhellt, fast fröhlich.

»Ich stehe in München. Schwere Reiter. Uns wird man es wohl lassen, nach Frankreich zu dürfen. Nach den alten Waffenplätzen von Sedan und Bazeilles muß man die Bayern lassen. Gott, was freu' ich mich auf meine Kerle! Die Bayern können so herzlich hassen. Das ist keine zivilisierte Sache. Das ist so altmodisch und wenig pazifistisch. Unsre Weltbürger in Berlin werden die Hände ringen.«

»Darüber muß man nicht lächeln, denn sie verlieren jetzt den Glauben an die Verwirklichung eines Ideals.«

»Oh, ich danke Ihnen. Aber es war keine vaterländische Idee. Die Sache der Menschheit wird nicht im Bürgerlichen, nicht im Ausgleichenden, nicht im Traditionslosen entschieden. Die Sache der Menschheit trägt immer nur das Genie zu ihren Himmeln. Wir aber lieben die Kultur, die Güter, die Erde, die Menschen unsers Vaterlandes. Und wer uns Geliebtes angreift, dem verzeihen wir nicht. Wer unsre Mutter be-

schimpft, dem verzeihen wir nicht. Das ist so einfach — und kein Problem. Der Krieg ist das Entweder-Oder. Keine Sache mehr, über den Feind zu meditieren. Und weil das meine Reiter so ganz gewiß nicht tun, darum freue ich mich auf sie. Wenn sie freilich fortmüssen, von Frau und Kind, von der Liebsten und dem Haus in den Bergen —«

Das Wort fiel ihm plötzlich aufs Herz, und er verstummte. Über das Tal zogen die weißen Nebel — ferner klang es jetzt vom Dorf her: »Ich hatt' einen Kameraden —«

»Kameraden, ja gute Kameraden, die hat man wohl.« Er dachte laut. »Sie haben keinen Bruder, Fräulein von Altenlohe?«

»Nein.«

»Ich auch nicht. Hier oben wird es sehr still werden, im Schloß und in dem kleinen Dorf. Aber die Frauen werden wieder deutlicher, reiner als bisher ihre alten und heiligen Rechte ausüben können: das Herdfeuer zu bewahren. Der Krieg führt zu alter Bestimmung der Geschlechter zurück — die Tätigen, die Bewahrenden — zwischen ihnen die Emphatischen, die Gefühlsträger. Wir wollen Gedenken, wir wollen immaterielle Güter, selbst angesichts des konkretesten Handelns, das kommt.« Er dachte wieder laut. Und beugte sich plötzlich vor. »Ach, hören Sie —«

Aus dem Tal klangen Stimmen. Junge Bursche sangen: »Noch sind die Tage der Rosen —«

Du liebes Land — du liebes Land — Er fühlte es nicht mehr, daß er vor einer Fremden stand. Die Nacht und die Macht der Stunde überfluteten ihn mit einer Freude, die sein ganzes Wesen erbeben ließ. Der Weg führte über die Terrassen an den Rosensträuchern vorüber. Die blühten von neuem.

Er ging mit einem jungen Mädchen durch eine wundervolle Nacht. Am letzten Abend der Ruhe.

»Ich möchte wieder heimkommen,« sagte er plötzlich. »Das wäre wohl schön, so schön, wie für das Vaterland zu fallen. Es ist gleich. Schenken Sie mir eine Rose diese Nacht. Ich habe hier eine neue Heimat suchen wollen. Sie sind ein Soldatenkind. Schenken Sie mir eine Rose von dem lieben Land —«

Sie war weder verwundert noch befangen.

Im Dunkel suchte sie. Gab ihm eine von den Rosen, die da so gebeugt am Strauche hingen.

»Von dem alten Land, das Sie verteidigen werden —«

Er nahm die Blume, küßte eine schmale Hand, fühlte sonderbar: Ich bin nicht allein — nicht allein, und fragte, ein leises Zerren am Herzen: »Von dem alten Land — und durch wen? Oh, es ist nur, ich möchte — Ihren Namen —«

Sie sagte: »Julie Altenlohe«, und halb befangen: »Ich habe Sie schon einmal gesehen. In der Bahn, ich fuhr mit Papa nach Nürnberg. Ich habe Ihr Gesicht wiedererkannt.«

Oh, nun erinnerte er sich. Da war im Abteil von Dietrichstein und ihm lachend die Rede gewesen. Und eine junge Dame hatte es jemand verwiesen, über ein Unglück zu lächeln.

»Oh, Sie waren es.« Und er sagte ihren Namen vor sich hin, wie ein Wunderlicher.

»Warum habe ich Sie all die Zeit noch nicht gesehen? Sie sind sehr spät herauf nach Saalburg gekommen. Gerade, wo man nun Abschied nehmen muß. Aber vielleicht ist es auch so gut. Zum Abschiednehmen sollte man immer etwas ganz Neues geschenkt bekommen.«

Er suchte seine Worte nicht, er fabelte etwas vor sich hin, wie jemand, der aus allen Gleisen ist. Denn er hatte heute eine Welt verlassen. Die Welt voll alten Grams. Und er sah das Neue, was ihm Leben und Geschick bringen sollte, noch an mit den Augen des Wiedererwachten oder des Unberührten, fern von allem Herkömmlichen, losgelöst — in einer Freiheit, die er nie vordem besessen.

Im Saal fanden sie Inge. Sie aßen zu dreien ein verspätetes Abendbrot. Albrecht saß neben Inge Bruglochner, Julie Altenlohe gegenüber. Flackernde Kerzen brannten auf dem Tisch. Die Fenster standen offen.

Inge Bruglochner hob das Glas: »Auf Ihre Heimkehr, Albrecht!«

Er lächelte. »Auf die Frauen, die das Herdfeuer hüten!« Und er fühlte wieder, sonderbar beseligt: Hier wird man an mich denken, hier würde Traurigkeit und Erinne-

rung sein, wenn ich nicht wiederkäme. »Wir werden lange im Felde sein — lange. Unsre Armeen werden Unerhörtes leisten müssen. Aber wie schön, daß man dies miterleben kann!« Er sah, die Frauen hatten traurige Augen. Sie dachten wohl an all das Unglück, an all das furchtbare Sterben, das kommen mußte, an Zerstörung und Schrecken. »Es geht doch um eine Idee: das Vaterland, seine Kultur, seine Erde, seine Menschen. Nie erlebten wir vorher eine so ungeheure Stunde!« Er war aufgestanden. Rastlos bewegt durchschritt er den Raum. »Ach, nicht nun schlafen gehen, Inge. Fräulein von Altenlohe, sind Sie müde? Nein, das ist unmöglich. Wer schläft denn in dieser Nacht? Vielleicht preßt sich jetzt für Tausende das Leben nur noch in Stunden — in Tage. Ich möchte noch einmal alles fühlen, was schön ist. So fern vom Frühling her und von den Dämmerungen des Herbstes. Inge, nachher müssen Sie mir noch einmal Lieder spielen. Und vorher müssen Sie mir beide etwas erzählen. Etwas Wunderschönes. Fräulein von Altenlohe, ich bitte herzlich, erzählen Sie: wie ist in diesem Land der Frühling? Das möchte ich wissen, ich möchte mich darauf freuen, wenn ich wiederkomme.«

Er stand vor der jungen Dame, sah ihr in die blauen Augen, sah auf ihr helles Haar, lächelte verträumt und dachte nur immer: Von allem Schönen des Lebens möchte ich noch wissen, ehe ich gehe. Ich sehe vielleicht niemals wieder einen Frühling, ich halte vielleicht morgen zum letztenmal eine liebe Hand. Aber dann weiß ich, wofür ich falle. Nun wäre der Tod kein Jammer, keine Angst, kein zages Erlöschen. Nun trüge es einen tiefen Sinn: das Leben zu lassen für seine Freunde. Niemand kann Größeres tun, klang ihm der alte Bibelspruch nach. Und man stirbt nicht allein. Unter den Kameraden. Nicht mehr allein lebt und handelt man. Man gehört einem großen einzigen Willen an, der alle beseelt.

Er hörte, daß Julie Altenlohe, wie er sie gebeten, von hier erzählte. Wie der Frühling so bald käme, wie die Weidenkätzchen im Tale blühten und an den Berghängen die Veilchen. Und dann später im Park der Flieder. Oft sei sie hier oben gewesen, als es noch so still im Schlosse war, nur die mütterliche Freundin Fräulein von Ursleben da und der kranke Bruder.

Ein Wort floß über seine Seele, Inge hatte es einst gesprochen: »Aime et tu renaîtras!«

Wo war Inge? Er sah sich allein mit Julie Altenlohe. Allein in dem alten Saal, dem Kerzenlicht nur eine halbe, unruhige Helle gab. Und wieder durchflutete es ihn, als wären die Wünsche vieler Jahre zusamengepreßt zu einem unerhört heftigen Gefühl des Lebens. Einmal noch glücklich sein! Einmal noch von allem Schönen wissen! Die Stunde rinnt. Es ist ja heute der letzte Tag, der dir gehört. Morgen hast du kein eignes Leben mehr, da gehört alles, was du bist und kannst, dem Vaterland, dem Krieg, dem großen Ringen. Da gibt es keinen Wunsch mehr für das eigne Geschick.

»Julie Altenlohe, wenn ich wiederkomme — aber Gott mag wissen, ob das ist — jetzt gehe ich. Geben Sie mir eine Hoffnung mit! Ich lasse nichts hier, was mir allein gehört. Sie sind doch ein Soldatenkind. Und dies ist der seltsamste Abend — ich möchte noch einmal etwas sehen, wie einen Schimmer von Glück.« Er sah, über das schöne Gesicht vor ihm floß ein Lächeln. Und halb träumend, halb verwirrt flüsterte er: »An Sie will ich denken. Und wenn ich wiederkomme, dann ist alles neu —«

In diesen süßen Augenblick hinein, der nichts gewährte und in seiner Scheu doch voll von Verheißungen war, klang von nebenan Musik. Die geheimnisvolle Erzählung von einem fernen Land, unnahbar euren Schritten.

Inge spielte. Und Albrecht dachte: Ich habe nicht gewußt, wie groß das Leben ist, wie furchtbar und wie süß.

Die Fahrt mit Inge. Sie saßen unter andern Menschen im Abteil, Damen und Offizieren. Aber allen lag die Erregung. Alle redeten miteinander, als kennten sie sich, als wäre eines jeden Ziel und Absicht das eigenste Interesse. Draußen an den kleinen Bahnhöfen strömten Menschen hin und her, kamen zu den Zügen heran, brachten schon Liebesgaben: Blumen und Eßwaren. Gesang überall. Und dann die Männer, die Abschied nahmen. Ihre Frauen, ihre Kinder, ihre Schwestern, ihre

Bräute bei ihnen. Junge Bursche, die mutig den Hut schwenkten: »Sorgt euch nicht, das ist wie ein Manöver! Aber verhauen werden wir sie. Feste! Da sollt ihr was erleben!« Dann die Universitätsstadt. Blutjunge Studenten mit kleinen Koffern. Kommilitonen um sie. Noch ein Lied, noch rasch ein Lied! Arbeiter und Bürger dazwischen. Frauen, die sich zu beherrschen suchten, und denen doch über lächelnde Gesichter stoßweise die Tränen rannen.

Wie waren die Menschen plötzlich alle anders, schöner und feiner geworden! Die einfachen Gesichter schienen ins Edle gehoben, von Würde, Fassung, von einem wundervollen Ernst erfüllt.

Albrecht sah plötzlich, daß Inge, die neben ihm an der Wagentür stand, Tränen in den Augen hatte —

Sie fuhren weiter. Hin gegen die Grenze. Es tat ihm nicht weh.

»Siehst du, Inge,« sagte er, als das Tal mit den Tannen über dem Schiefer kam, das enge Tal mit dem rauschenden Bach, »da hinter den Tannen liegt der Dietrichstein.« Er lächelte dabei, wie man lächelt, wenn man überwunden hat, und wußte nicht einmal, daß er du zu Inge sagte.

Dann kam das blühende Franken mit den Kirchen am Wege, der Bischofsstadt. Auf den Bahnhöfen Jubel. Manchmal die weißblaue Fahne. Heiterer schien hier alles, und so strahlend hell war der Tag. »Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen —« das alte bayrische Leiblied der Soldaten erklang.

Es war gegen Abend, als sie Ansbach erreichten. Die Stadt trug den Schmuck von Kränzen und Bäumen, Fahnen und bunten Tüchern. Und sie hörten, der König hatte kommen wollen, darum war die Stadt wie zu einem Fest geschmückt.

Heibrug war nicht am Bahnhof. Das Telegramm kam vielleicht erst in Tagen hier an, wenn es überhaupt noch befördert werden konnte. Albrecht brachte den Diener im Hotel unter, im »Stern«, ging aufs Geratewohl mit Inge suchend durch die Gassen der alten Stadt, ob sie vielleicht zufällig Heibrug begegnen möchten.

Der stille Ort war voll Leben. An allen Gassenkreuzungen standen die Menschen und sprachen vom Krieg. Pompefunèbres fielen Albrecht ein. Die saßen nun bei Karllutz in Berlin. Und er selbst? Wie mochte ihn die Stunde treffen? Alles war so rasch. Aber um Karllutz lag Ruhe. Vielleicht ging er zum Sanitätsdienst, zur Organisation des Roten Kreuzes. Er wollte doch versuchen, ob er ihm vielleicht ein Telegramm schicken konnte.

Inge ging gern durch den Ort. Sie sah mit einer gewissen Überlegenheit über das Tagesgetriebe fort, suchte die Stadt in ihrer alten Form. »Hier redet alles von einst gewesenen Tagen,« meinte sie. »Alles ist wie versunken, verblaßt, einer Wehmut ans Herz gefallen. Ich möchte es fast begreifen, daß man einen so melancholisch süßen Ort nicht wieder vergessen kann. Und doch meint man, hier müßten alle Geschicke nicht ins Tragische gehen, sondern eben sich in Wehmut auflösen. Und hier sahst du Heibrug als Schauspieler.«

»Und wo finden wir ihn?« fragte Albrecht etwas erregt. Er mußte mit dem Nachtzug fort. Es waren nicht viele Stunden mehr.

»Ich will dir noch den Hofgarten zeigen.«

Sie schritten durch die alten hochgereckten Lindenalleen. Auch da waren viele Menschen. Alte, eifrige Herren machten eine posthume Politik. Dazwischen: »Mein Ludwig, dein Max, Ernestinens Rupprecht. Das unterbrochene Studium. Und Fritz wird General. Was der sich freuen wird! Es ist sicher, daß er eine Brigade bekommt. Der Rektor sagt, die ganze Oberklasse, die noch ein volles Jahr vor sich hätte, soll zum Not-Abitur zugelassen werden.«

»Freut euch des Lebens!« sagte Albrecht munter nach den alten Herren hin. Die lächelten zu der Randbemerkung, griffen an den Hut, unsicher, ob es nicht vielleicht ein junger Crailsheim, Seckendorff oder Feilitzsch wäre, der zum Regiment berufen.

In den Seitenwegen des Hofgartens dämmerte es schon. Da sahen sie plötzlich Heibrug kommen. In feldgrauer Uniform, sonderbar aufrecht, kam er da mit seinen anspruchsvollen Schritten ihnen entgegen, auf den Kaspar-Hauser-Gedenkstein zu — eine Sekunde verlegen, wie jemand, der auf einer gräßlichen Sentimentalität überrascht wird.

Dann strahlte sein Gesicht auf. »Ach, das ist gut von euch.« Albrecht hatte Hei-



brug schon in vielen Wandlungen gesehen. Die zum grauen Reiteroffizier wollte ihm fast die seltsamste vorkommen. Er nickte der Frau, die seinen Namen trug, mit einem guten Lächeln zu und grüßte sie mit einem Ibsenwort: »Und segelt' ich auch meinen Kahn in den Grund, oh, so war es doch herrlich, zu fahren — Ach, weißt du, Inge, weißt du, Albrecht, das, was wir nie geglaubt hatten, zu erleben, dieses Schöne vor dem Fürchterlichen, das nun hereinbrechen wird, dieses Schöne, daß ein ganzes Volk wieder zu sich, ich möchte sagen zu seinem Herzen gefunden hat, und dieser große Entscheidungskampf, der Europa aus den Fugen rütteln wird, er löst viel Vergebliches in uns auf zu einem Sinn. Wie wir Männer auch gelebt haben: jetzt wird unser Tod nichts Klägliches, nichts Überflüssiges an sich haben.«

Ein Frösteln lief über Albrecht hin. Der Tod? Er dachte an Soldatenglück und fernes Heimreiten, nach harten Kämpfen.

Im Gasthof war er mit Heibrug noch eine Viertelstunde allein. Er sagte ihm, daß er den Diener mitgebracht habe, damit Inge morgen nicht schutzlos zurückführe. Das hieß Heibrug gut. Sein Regiment rücke übermorgen aus. Er stand in seiner grauen Uniform so seltsam da. Das Gesicht schmaler geworden, in den Haaren viel Weiß. Das kam Albrecht fremd vor.

»Ich weiß, daß dieses der letzte Abschied von Ansbach ist, weiß es so sicher, und bin nicht mehr unruhig. Sonderbar, ich hätte nicht geglaubt, daß man die Stunde erlebt, in der es keinen Schmerz mehr gibt.«

Als er den Freund so stehen sah, aller Pose bar und in dieser Einfachheit edler, als er je gewesen, trat Albrecht alles, was er für Heinrich Bruglochner empfand, wie ein warmer Strom ins Blut. »Ich kann es wohl verstehen, was du mit dem letzten Abschied von Ansbach meinst. Du hast überwunden. Unser Schicksal war verschieden, und nun fließt es seltsam den gleichen Weg. Es ist die Befreiung.«

Einen Augenblick lang lächelte Heibrug und hob seine ausdrucksvolle Hand, als grüße er etwas.

»Oh, das ist schön für dich. Dieses Wissen nehme ich gern noch mit. Bei mir ist alles wohl ein wenig anders. Ich komme nicht zurück. Nirgend mehr hin. Nein, laß, ich weiß es. Aber wenn ihr andern — ich sage schon ihr, denn ich gehöre nirgend mehr hin —, wenn ihr andern später, ganz später einmal, unruhige Träume habt und nicht wißt, warum in einen hellen Tag des Glücks hinein Unrast eure Seele fassen will, dann wißt ihr, es ist Heinrich. Erloschen bin ich nicht, auch wenn ich verschwunden sein werde. Und vergiß es nicht, Albrecht. Zuletzt wissen wir wohl alle einmal: unser Geschick gehört zu uns, alles, was vergeblich schien, hatte doch seinen Sinn. Wir mußten uns daran messen.«

Albrecht antwortete schwer: »Ich weiß, daß ich dich nicht zum letztenmal sehe. Unser Ring rundet sich nicht hier in deinem alten Ansbach.« —

Noch eine kurze Stunde.

Ein liebenswürdiger Mann saß neben einer Frau, die voll Anmut war, die den beiden noch etwas aus einer schönen, zarten Welt mitgab zum Abschied.

»Hätt' ich das damals gedacht, als ich mit Karllutz dich traf, daß ich in der Stunde, wo es ins ungewisse geht und wo man im Grunde seines Herzens doch von allem Abschied nimmt, bei dir und Inge sein werde, wie bei den nächsten Menschen gleichen Blutes!«

»Ja, die Deinen sind Inge und ich sicher. Und Inge muß nun das alte neue Haus behüten — für dich mit. Das vergißt du nicht, für dich mit.« —

Albrecht fuhr durch die Nacht. Durch Franken, durch weite Täler, über denen Wälder dunkelten. Die Nacht war voll von Liedern. Er konnte nicht schlafen. Er stand auf dem Korridor des Zuges, sah hinaus über die Hügel, über Ebenen, in denen Flüsse schimmerten, und dachte: Noch sehen meine Augen die Heimat.

Und er dachte es wieder, als er mit dem Regiment durch das blühende Süddeutschland fuhr, durch die weiten Gartenlandschaften Schwabens, vorüber an all den Orten mit alter Kultur, alter Geschichte. Er sah die Menschen in ihrer ungeheuren Gehobenheit, er sah das wechselnde Land, wie geschmückt zum Feste. Deutsche Erde, deutsche Schönheit. Die Heimat, die Heimat! Und er konnte seine Augen nicht wenden, es war ihm, als wollte er alles in sich trinken wie ein neues, schönes Wunder. Er dachte an den alten Park, den letzten Abend in Inges



Fritz Reusing: Damenbildnis

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1915

Saal, dachte an blaue Augen, und in seinem Blut sang es: die Befreiung.

Es ging Metz zu.

Aufbruch. Endlich Aufbruch.

Man hatte so lange gewartet. In den glühendheißen Nächten immer von fernher den Geschützdonner gehört. Im Feldlazarett die Verwundeten gesehen. Sie sprachen fast nichts. Sie kamen aus kleinen Gefechten. Sie hatten keinen Überblick.

Aufbruch. Endlich Aufbruch.

Die Regimenter, die man als Nachhut gelassen hatte, sollten zur Armee des Kronprinzen rücken. Von Süden her. In einem Nachtritt. Zugleich die Stellungen des Feindes erkunden. Darum die weite Schleife des Umwegs. Ein großes Dorf und eine Fabrikstadt mußten besetzt werden, um dem anrückenden Feind nicht als Deckung zu dienen.

»Die Stadt ist gefährlich,« sagte der Oberst. »Sicher Franktireure, wahrscheinlich auch Truppen. Wir werden um Mitternacht dort sein. Mit Chevauxlegers zusammentreffen und mit Artillerieverstärkung.«

Der Augustabend dunkelte. Das Regiment ritt. Es war ein feuchtes Tal im Wiesengrund, mit Weiden bestanden, mit einem weichen Moorboden. Die Artillerie kam etwas langsam vorwärts. Man mußte sich ihrem Tempo anpassen.

Sonderbar still war diese Nacht. In allen andern hatte man von fernher den Geschützdonner gehört. Diese Nacht aber lag in einer Totenruhe.

»Der Feind hat sich konzentriert,« meinte der Schwadronschef. »Wir haben ihn durch unser Warten getäuscht; er vermutet keine Nachhut mehr.«

Der feuchte Grund zog sich wohl eine Stunde lang hin. Dann wurde das Gelände hüglig. Sooft man einen der kleinen bebuschten Hügel nahm, bot sich im schwachen Sternenlicht wieder dasselbe Bild: eine kleine Senkung, ein neuer bebuschter Hügelzug. Über allem die ungeheure, sonderbare Stille, die wie eine Last war, die Albrecht unheimlicher vorkommen wollte als irgendein Geräusch des Lebens. Er dachte: Jemand hat mir eine Rose mitgegeben. An dem Tag, wo ich zu einem neuen Leben erwacht bin. Ob ich wieder heimkomme in das neue Leben? Und ob ich dann jemand finde, der nur auf mich gewartet hat — nicht auf zehn oder zwanzig Freunde? Ob das sein wird, und ob diese Rose nicht nur dem Abschied galt? Und er dachte an einen Manöverabend in Grafenwöhr. Da war er, auf Vorposten, durch eine solche Stille nach einem Kloster zu geritten, von dem Gedanken getroffen, wie man es wohl im Ernstfall fühlte.

Jetzt spürte er nur: das Warten war lang. Andre Regimenter standen längst im Feuer. Dieser Nachtritt entnervte ein wenig. Es war, als wiche alles so seltsam zur Seite. Landschaft, Feind, Gelegenheit — alles rückt ab, fort zur Seite ins Dunkel der Nacht, öffnete gleitend, gefällig, allzu gefällig eine Gasse, vor deren unbekannten Möglichkeiten Albrecht es in sich wie ein Grauen aufsteigen fühlte. Er wurde die Empfindung nicht los, daß der Feind hier mit seinem plötzlichen und gänzlichen Zurückweichen eine üble Absicht hatte.

Der Rittmeister kam heran. »Wir sind zwei Kilometer von dem Dorf. Halbe erste Schwadron als Vorhut. Freiwillige!«

Albrecht riß sein Pferd herum. Aus diesem Druck heraus! Dieses schleichende Reiten hatte etwas Unerträgliches bekommen.

»Sobald ein Schuß aus dem Dorf fällt, zurück! Keine unnützen Verluste! Die Artillerie putzt das Dorf weg, wenn irgend Verdächtiges ist.«

Die halbe Schwadron formte sich. Albrecht fühlte eine jähe Freude in sich aufsteigen. Endlich Handlung. Endlich der Gefahr ins Auge sehen können. Sein Oberleutnant saß katzbucklig auf dem Gaul. »Holla, Dietrichstein! Ruhe, Ruhe! Ich habe keine Lust nach einer Bauernkugel. Die Freude machen wir dem Pack nicht. Wir werden uns da mal ganz vorsichtig 'nanpirschen.«

Das Dorf lag in einer kleinen Senkung, die Karte zeigte, daß seine Häuser in ziemlichen Abständen an der Straße hingestreckt waren.

Von der Höhe des Hügelrückens aus konnte man die Häuserumrisse nur schwach erkennen. Jegliches Licht darin schien zu fehlen. Den Leuten wurde gesagt, sie sollten vorsichtig heranreiten, den Karabiner schußbereit. Vor allem auskundschaften, wo etwa hinter Läden oder verhangenen Fenstern ein Lichtschein zu erspähen sei.





Albrecht nahm die Spitze. Er fühlte ein ganz unbezwingliches Verlangen, daß irgend etwas kommen möchte, das dieses Schweigen, diese verwünschte Stille durchbräche.

Die Straße war schlecht und ein wenig aufgeweicht. Die Pferdehufe klapperten stumpf.

Das erste Haus. Ein hohes, altes Gehöft in der lothringischen Bauart. Wenig und sehr kleine Fenster. Die waren dunkel. Kein Hundegebell. Nichts. Als sei das Haus verlassen oder ausgestorben. Weiter! Ein Garten hinter einer Mauer — ein zweites Haus. Es ähnelte dem ersten. Albrecht hielt an. Ein Unteroffizier kam.

»Die lauern,« flüsterte er. »Ich hab' das Ohr an einen Laden gelegt, da hörte ich, daß wer wach ist. Aber sie haben kein Licht.«

»Ein paar Mann vor!« befahl Albrecht. »Wir wollen weitersehen.«

Wenigstens gab es hier keine Sackgassen. Das ganze Dorf zog sich so weiter an der Straße. Nirgend ein Lichtschein, nirgend ein Geräusch. Kein Hundegebell.

»Sie lauern,« beharrte der Unteroffizier. Da ließ Albrecht wenden. Sie stießen auf den Oberleutnant.

»Im vierten Haus ist die Mairie,« berichtete Albrecht. »Wir wollen wecken.«

»Ganz recht.«

Eine Klingel an einem klappernden Draht rasselte, gellte auf. Einmal, noch mal. Nach einer Wartepause schlürfende Schritte. Die Haustür öffnete sich. Ein alter Mann stand da, eine tropfende Kerze in der Hand. Man sah, sie war nicht eben erst angezündet; man sah auf den ersten Blick: der Mann hatte sich eben erst schnell des Rockes entledigt.

Der Oberleutnant stellte Fragen. Nein, großer Gott, nein, man habe keine Soldaten gesehen. Zuletzt vor vier Tagen. Hier wohnten friedliche Bauern. Die Regimenter seien nach dem Inneren gerückt.

»Und die Stadt?« Die Stadt habe Einquartierung gehabt. Die Stadt sei reich. Die könne das Opfer bringen. Aber nun wäre kein Soldat mehr in der Stadt.

Der Oberleutnant wandte sich achselzuckend ab. Er hieß die Schwadron sich zerstreuen. Jedes Haus bewachen. Und ritt zurück.

Albrecht hielt mit dem Unteroffizier vor der Mairie. Der Bürgermeister sollte zur Stelle bleiben. Er bat höflich, sich einen Mantel holen zu dürfen und seine Frau zu beruhigen. Dann kam er wieder. Albrecht gefiel das Gesicht nicht. Es mühte sich zu einem unterwürfigen Ausdruck. Eine weinerliche Rede über den Krieg, den die armen braven Bauern nicht gewollt hätten, kam aus dem Halbdunkel. Man würde doch nicht auf Wehrlose schießen? Oder wolle man Quartier? Das könne man wohl geben, nur aber sehr wenig zu essen. In der Stadt sei es besser, eine reiche Stadt.

Albrecht wußte nichts mit dem Manne anzufangen. Dieses Dorf sollte täuschen, in Sicherheit wiegen — vor der Stadt. Aber man m u ß t e ja über die Stadt.

Plötzlich öffneten sich ein paar Türen gegenüber. Schreiende Weiber kamen heraus. Sie rannten heran zum Bürgermeister mit flehenden, aufgeregten, gräßlichen Gebärden.

Der alte Mann beruhigte. Es geschähe nichts. Wie könnte einem friedlichen Dorf etwas geschehen! Und wieder dachte Albrecht: Das alles ist eine wohlverabredete Komödie. Er besann sich gequält, wie er vielleicht durch Fragen hin und her irgendeine unbedachte Wahrheit aus den Leuten locken könnte.

Er hörte erleichtert das Anrücken des Regiments. Der Oberst hielt vor der Mairie; er bekam dieselben Antworten wie Albrecht.

Vorwärts!

Es ging wieder weiter über das hüglige Gelände. Zwei Stunden lang. Es mochte nun Mitternacht sein. Die große Frage war: Wie fand man die Stadt? Lag der Feind dahinter, dann konnte man versichert sein, daß die Brücke über den Fluß nicht mehr passierbar war. Hatte sie der Feind noch nicht benutzt, so mußte man einen Angriff oder Barrikadenkämpfe in den Straßen erwarten. Das sonderbare Grauen schlich sich wieder über Albrecht hin. Als erstes Treffen ein Nachtgefecht. Man hatte sich doch alles anders gedacht: den offenen Feind, Helle, eine Schlacht. Nicht dieses Hinreiten nach einem Ort, der in der Maske des Schlafes lag. Plötzlich hoben ein paar von den Leuten an zu singen. Er begriff sie und mußte doch dazwischenfahren.



»Wenn wir sie erst vor uns haben, Herrgott, dann brüllt, was ihr wollt!«

»Erste Schwadron vor!«

Albrecht strengte die Augen an. Die Stadt — man sah sie nicht, aber man roch sie. Irgendein schlechter Dunst, halb Kohlenrauch, halb Fabrikabwässer, war zu spüren. Ein paar Minuten später sah man in der Dunkelheit eine noch dunklere Masse und dahinter etwas schimmern: den Fluß.

Der Oberleutnant befahl Eile. Aus seiner Stimme klang es: Langsam kann ich die Sache nicht machen.

Die Schwadron griff aus. Da waren die ersten Vorstadthäuser, häßliche, flachgedeckte Gebäude wie Würfel, Bauplätze, Schutthaufen, Holzlager dazwischen. Kein Licht.

»Verteufeltes Loch!« fluchte der Oberleutnant. Er ritt ganz dicht an Albrecht heran. »Wir nehmen zwei Unteroffiziere mit vor. Es ist nun keine Wahl. Ich möchte nicht die Schwadron aufs Spiel setzen. Wir reiten vorwärts — geht's los, so hören sie ja hinten die Schießerei.«

»Zwei Freiwillige!« rief Albrecht. Er konnte kaum erkennen, wer anritt. »Schmidtbauer, Hollfeld — schön. Vorwärts!«

Er dachte gar nichts. Nur ein aufgespeicherter Zorn war in ihm über diese schwarze, unheimliche, häßliche Stadt. Eine Gasse hinunter. »Rechts abbiegen!« schrie der Oberleutnant. »Wir müssen auf die Brücke kommen.« Ein tolles Gefühl. Halb Grauen, halb Neugier. Die Stadt war so unheimlich schwarz. Nirgend ein Licht. Das konnte nur auf Verabredung sein. Um Mitternacht war ein großer Ort nicht ganz im Schlafe. Die Pferdehufe klapperten so gräßlich auf dem Steinpflaster. Die Häuser standen, eng aneinandergedrängt, hoch und häßlich. Und die Stadt dehnte sich so merkwürdig lang. In rasender Eile ging es vorwärts, und doch war es Albrecht, als dauerte dieser Ritt im Unheimlichen schon eine Ewigkeit lang. Er fühlte, wie ihm alles Zeitgefühl entschwand. Irgend etwas dachte in ihm, ein einst gehörtes Wort, jäh zum Begriff umgeformt: »Zum Raum wird hier die Zeit.« Und wieder, während er wartete, wartete, daß nun endlich Schüsse aus den Häusern fallen würden, wußte er ganz deutlich und bildhaft, wo dieses Wort vorkam: »Zum Raum wird hier die Zeit.« Er sah die Gestalt eines Bühnenparsifals scheinbar schreiten durch das Land, Felsmauern, getürmtes Gestein.

Die Gassen wurden wirr und winklig. Der Oberleutnant war nach links abgebogen. Warum? Einen Augenblick hielt Albrecht das Pferd an, starrte die Gasse hinunter, ritt wie besessen los.

Er hatte da unten einen Lichtschein gesehen. Für eine Sekunde lang auch Gestalten. Es war irrsinnig, da hineinzureiten. Und er tat es doch. Er wußte genau, das war nicht mehr Mut. Es war nur, daß man Entscheidung wollte. Irgend etwas mußte doch kommen.

Wieder der Lichtschein. Vorwärts, vorwärts! War das die Brücke?

Plötzlich: aufgerissenes Pflaster. Hundert Schritt davon ein Wall. Barrikaden.

Da krachten die ersten Schüsse hinter dem Wall hervor. Zu hoch. Viel zu hoch!

Getümmel in der Dunkelheit hinter dem Wall. Ein Befehl. Donnerwetter, das war die Stimme eines Offiziers. Eine neue Salve krachte. Im gleichen Augenblick flogen in der Gasse Fensterläden auf und enthüllten Licht. Aus Dachluken und Fenstern krachten Schüsse.

Albrecht hatte das Pferd zurückgerissen. Er jagte die Gasse wieder hinauf. Er sah, wie aus der Seitengasse der Oberleutnant kam mit den zwei Reitern. Sie rasten. Die Stadt war aufgewacht. Aus den schwarzen Häusern flogen Geschosse. Es ist Zufall, wenn eins trifft — keins trifft, keins trifft — du stirbst nicht an einem Zufall. Scheußlich — ekelhaft — vorwärts — vorwärts!

Das Pflaster schien wie ein Gebirge. Im Rücken sausten die Kugeln. Schlugen auf die Steine. Aber jetzt war die Stadt kurz, da kamen schon die Vorstadthäuser. Sie schienen wirklich unbewohnt. Endlich die Landstraße. Was jetzt im Rücken klapperte, raste, waren die Kameraden.

Albrecht kam, in Schweiß gebadet, mit dem Gefühl, als sei er über und über voll Schmutz, zu der Vorhut. Gab dem Gaul nochmals die Sporen, suchte den Oberst. Meldete mit einer heiseren, trockenen Stimme, vor der Brücke, am Ende der Stadt wäre eine Barrikade, dahinter feindliche Infanterie und Artillerie. Die Stadt voll Franktireure. Die Brücke sei wohl



nicht gesprengt, sollte wohl verteidigt werden, das heißt erhalten für den Übergang. Man habe wohl Feind im Rücken.

Der Oberleutnant keuchte heran. Er war nicht bis zur Barrikade gekommen, er meldete nur die Franktireurschüsse.

»Wir haben keine Zeit, uns mit der Stadt aufzuhalten — wir müssen durch. Wir müssen unter allen Umständen die Brücke für unsre Regimenter halten, die von Westen 'rankommen.« — Und das Regiment erhielt die Befehle: »An den Häusern reiten, so rasch als möglich. Artillerie vor!«

Nochmals in diese Stadt? Nun denn vorwärts — vorwärts!

Es war die Hölle. Es war so über alle Begriffe gräßlich. Ein tobsüchtiger Lärm von Schüssen, krachenden Mauern. Das Einschlagen der Geschosse. Die schwarze, ekelhafte Stadt mit den Feuerkugeln dazwischen. Aus den Dachluken hingen verzerrte Gestalten, schossen, schossen. Die Reiter rasten wie Gespenster — Zusammenbruch, Aufbrüllen — weiter, weiter — die Barrikade.

An eine Mauerwand gedrückt, hielt Albrecht das Pferd. Er konnte doch nichts tun — nichts tun. Erst mußte die Artillerie vor.

Er hatte nachher keine Übersicht mehr über diese Stunden. Nur Bilder waren, grauenhafte Bilder — man wußte nicht: Waren sie gräßlicher als der Höllenlärm, oder war der Lärm allein noch eine Wohltat gewesen vor den gräßlichen Bildern? Pferdeleiber wälzten sich auf der Gasse. Pioniere schlugen die Türen der verfluchten Häuser ein. Gebrüll drinnen. Ein wahnsinniges, feiges Gebrüll. Es wurde heller — aus ein paar Fenstern schlug Feuer. Man mußte stehenbleiben, warten. Die drei Reiter da vor Albrecht waren tot. Zwei andern half er wieder auf. Den Notverband heraus! Aber was taten die paar Fetzen gegen das strömende Blut! »Die Hunde — die Hunde!«

Ein Steinhagel vorn. Die Artillerie hatte die Barrikade zusammengeschossen, rückte vor, öffnete ihre Feuerschlünde gegen die feindliche Stellung. Herauf klang das Knattern von Maschinengewehren, rasten Infanteriesalven. Kein schweres Geschütz. Und schaudernd dachte Albrecht: Das haben sie drüben, das kommt, wenn wir über die Brücke wollen.

»Infanterie vor! Bajonettangriff!«

Er dachte: Dies halte ich nicht mehr aus, dieses Warten. Sie mußten zusehen oder, besser, zuhören, wie die Infanterie vorrückte. In den Häusern wurde es mählich stiller, da war die ekelhafte Arbeit getan. Aber drunten in der Niederung gegen die Brücke hin, da war nun das Wüten von Mann zu Mann.

Jählings dort unten eine Bewegung. Neues Feuer von der Seite her.

Eine Meldung pflanzte sich fort: Die Regimenter sind zu uns gestoßen. Sammeln!

Am Himmel stand nun ein heller Schein. Morgengrauen. Das Regiment ritt über den gräßlichen Weg nach der Brücke zu. Über das fürchterliche Feld der letzten Stunden. Nicht umsehen. Vorwärts. Die Brücke —

Vor ihr wurde noch gekämpft. Die Maschinengewehre mähten. Man glaubte, in einer Viertelstunde wäre der Übergang gemacht — Kommando zum Stillstehen.

Da kam über das Feld herauf ein einzelner Reiter. Ein rasender, tollkühner Reiter. Er saß so sonderbar gereckt im Sattel wie einer, der nicht mehr an sich denkt, auf keuchendem Gaul heran zum Oberst und brüllte mit einer sich überschlagenden Stimme Worte, aus denen Albrecht heraushörte: Befehl vom Divisionär: Übergang um jeden Preis, Feind nahe im Rücken, Sprengung der Brücke, wenn Übergang gemacht.

Albrecht kannte die Stimme nicht. Nein, sie war ganz fremd. Sie hatte etwas Furchtbares. Aber er kannte die Haltung. Der Meldereiter war Heibrug.

Und als der ein wenig zurücktritt, fiel der Feuerschein aus einem Hause über sein Gesicht.

Albrecht hatte heute das Gräßlichste erlebt. Er war allein durch diese fürchterlichen, nächtlichen, totenhaften Gassen geritten, zurückgerast unter dem Pfeifen von Kugeln, wieder hineingeritten in diese Hölle; dann hatte er die Kameraden fallen sehen, war bei ihnen auf der Erde gewesen. Seine Kleider trugen Blutflecke. Das alles war der Krieg; das alles hatte man sich vielleicht vorgestellt. Aber das Gesicht, das Heibrug bekommen hatte — es war nicht mehr menschlich. Es war, als käme es aus unermessenen Fernen, von dort her, wo die



letzte Erkenntnis ist. Die Augen, geweitet, schienen blicklos wie ein Stück Opal. Um den Mund, der halb geöffnet blieb, eine ungeheure Verachtung.

»Mein Gott, Heibrug, Heinrich —« Er wollte sagen: Siehst du, ich wußte, daß wir uns in Ansbach nicht zum letztenmal sahen, aber das Wort blieb ihm in der Kehle stecken. Dies war ja nicht mehr Heinrich, dies war ja ein andrer, tausendmal von seinem Einst entfernt, gewachsen in ein Unbeschreibliches hinein und entrückt.

»Du — Brecht — Brechtelein —«

Warum sagte er Brechtelein? Das törichte Wort aus einem Einst, das nur e i n e jemals gebraucht hatte. Das Wort aus langer, toter Liebe.

»Heinrich, bist du verwundet?«

»Ich weiß nicht. Ich will noch über die Brücke reiten. Laß — ich muß — ich muß noch über die Brücke reiten.«

Die Luft war so fürchterlich. So über die Maßen quälend. Der Übergang im feindlichen Feuer schien noch besser als das Bleiben.

Befehle schrillten auf. Vorwärts! Hinüber! Der Melbereiter unterstand hier keinem Befehl. Er drängte vorwärts, an die Spitze.

»Heinrich!«

»Was willst du noch? Wie?« Die mächtigen Augen, die so gespensterhaft schimmerten wie Opal, waren Albrecht ganz nahe.

»Ich weiß alles, Brechtelein. Und einst ist alles gut.«

Albrecht riß Heinrichs Hand zu sich herüber. »So warte doch! Erst das Regiment, Heinrich!« Da gab Heibrug seinem Gaul die Sporen. Schoß vorwärts — Albrecht hinter ihm.

Morgengrauen. Der Weg voll Leichen. Aber Albrecht fühlte es mehr, als er es sah. Er sah nur das Pferd vor sich mit dem töricht aufrechten, dem verächtlichen Reiter. So steif saß der Reiter. Albrechts Augen bohrten sich in diese Gestalt. Er merkte es kaum, daß er noch durch Infanteriefeuer ritt. Hinter ihm klappten Hufe, drängten. Jemand ritt ihm vor, jemand schrie plötzlich einen Warnruf.

Der aufrechte Reiter war auf der Brücke. Sie hatte eine ganz niedrige Steinmauer. Roß und Reiter überragten sie, bogen gegen die Mauer hin vor einem Hindernis.

Ein Sausen, Schwirren in der Luft. Ein Krachen. Ein Nebelkegel. Die Augen krampften sich zu — Kommandos. Die Brücke, die Brücke. »Es hat ihn und das Pferd hinuntergesprengt!« hörte Albrecht eine Stimme.

Er riß die Augen wieder auf.

Die Brücke war leer. —

So muß er wenigstens nicht bei der Stadt dieser Hunde liegen, dachte Albrecht; er fühlte noch keinen Schmerz, nur den rasenden Zorn. Vorwärts — vorwärts!

Über die Brücke. Albrecht sah auf das graue Wasser hinunter. Es strömte in einem raschen, gurgelnden Lauf. An der Isar — einst, hatte ihn dieses rastlose Gleiten so entsetzt. Das war nun des Unruhigen — Ruhe. Vorwärts! —

Eine Viertelstunde später, oben auf dem Hügel, hielt Albrecht wieder an. Wartete, wartete. Er konnte die Verspätung schon einholen.

Er mußte es sehen, mußte es sehen, wie die Brücke in die Luft flog.

Er mußte das sehen. — —

*

Ja, Inge, von dem Tage von Metz kann ich dir nun nicht viel erzählen. Vielleicht einmal später. Ich bin da geritten und habe Heinrichs Tod im Herzen gehabt und habe diesen wahnsinnigen Zorn auf den Feind gehabt, ohne den es ja nicht möglich wäre, was der Einzelne zu tun hat. Es ist auch nicht ganz so leicht, jemand die Lanze in die Brust zu stoßen — schießen ist besser; aber weißt du, wir standen da im Handgemenge —«

Seine Augen waren noch so unsicher. Wenn er angestrengt auf etwas blickte, flimmerte es so lästig. Um Inge hing etwas Weißes, ein Kittel oder eine Schürze. Ja, natürlich. Sie hatten ja ein Soldaten-Erholungsheim auf der Burg. Sonst wäre er wohl noch gar nicht hierher entlassen worden.

»Du sollst auch jetzt gar nicht mehr viel sprechen. Aber, nicht wahr, daß Karllutz dich suchte und dich dann mit Ina Pawel pflegen konnte, das war doch Glück.«

Er lächelte. »Ach, die gute Gräfin. Ich habe sie doch nur so elegant gekannt, ganz Paris. Wie sie da in dem ungefügen, gestreiften Kleid war, und mit dem Häubchen über ihrem kleinen Gesicht, da kannte ich



sie einfach nicht wieder. Und ich mußte mich besinnen, wie sie sich so freundschaftlich über mein Bett beugte und sagte: ‚Ich habe es Ihnen doch damals mit Herrn von Bruglochners Ring versprochen, ich würde Sie pflegen, wenn Sie krank seien.' Und da kannte ich sie immer noch nicht. Ich dankte wirklich Gott, daß mein Fieber noch recht hoch stand, denn sonst hätte es sie gekränkt.« Und als müsse er sich noch jetzt entschuldigen, fügte er hinzu: »Ich hatte doch überhaupt von nirgend her eine Post — bis zum deutschen Lazarett. Ich ahnte doch nicht, daß Karllutz da mit dem Roten Kreuz war, und daß er durch die Beziehungen der guten Gräfin gleich mit auf den Kriegsschauplatz kam. Natürlich wußten sie, daß mein Regiment im Feuer gewesen war. Suchten alle Lazarette ab. Aber uns haben die Unsrigen ja erst zehn Tage nachher dem Feind abgenommen. Wir waren doch da in einem französischen Dorf. Ach nein, so sehr gräßlich ist es nicht gewesen. Die Leute taten auch ihre Pflicht. Aber so viel Schwerverwundete, und so eine Anhäufung in dem Saal. Immer starb mal einer. Dann war gleich wieder ein andrer in dem Bett. Ja, das war schon sehr hübsch, als wir dann hinübergeschafft wurden. Ich meine, der Gedanke. Die Fahrt ja weniger.«

»Du mußt heute nicht mehr sprechen. Morgen, morgen.« Und Inge Bruglochner streichelte seine Hände.

»Ja, morgen. Nun ist es Oktober? Der zwanzigste schon? Wann werde ich da wieder 'rauskommen? Das Bein ist verflucht steif. Aber ich sage dir, ich bin bei jedem Zugwechsel über die Bahnsteige gegangen. Mit dem Stock allein gegangen. Und morgen — morgen will ich hinaus auf die Terrassen gehen.« Er fühlte Inges liebe Hand auf der seinen. Er sah, ihr Lächeln hatte etwas so Schmerzliches bekommen. Und bange dachte er wieder: Heibrug. Wir werden ihn nicht wiedersehen. Es gibt niemand wie ihn. Aber wenn einmal ein Mensch kommt, der eine leise, ferne Ähnlichkeit mit ihm hat, an seinem Körper oder einen verwandten Wesenszug, werden wir ihn liebhaben um seinetwillen.

»Tut dein Arm auch nicht mehr weh, Albrecht?«

»Nein. Das war nicht so schlimm. Aber das Bein. Einmal dachten sie, es müsse abgenommen werden. Da fingen Karllutz und die gute Gräfin schon an, mich zu erheitern mit Schilderungen der herrlichen künstlichen Beine, die es jetzt gäbe.«

Er schrak ein wenig zusammen. »Ach, Inge, wenn man das alles gesehen hat — das Schlachtfeld und dann die Not in den Lazaretten — die jungen Leute, die nun fürs Leben Krüppel sind oder die so furchtbar starben — dann schämt man sich fast, daß man es so gut hat, daß man so gepflegt wird — und alles.«

Da lächelte Inge. »Ich will doch einmal den Spiegel holen. Du siehst wirklich nicht aus, als habest du nur im Manöver geritten.«

Sie wollte fortgehen. Es hatte sie beide aufgewühlt, von Heibrugs Tod zu sprechen. Inge meinte, er solle nun bis zum Abendbrot ruhen, dann wollte sie wieder nach ihm sehen. »Zwei Reisetage liegen hinter dir,« mahnte sie.

Doch er wollte nicht allein sein. Das war er noch lange genug, wenn es Nacht wurde. Seit er kein Morphium mehr bekam, fürchtete er die Nächte ein wenig. Es war doch nun schon so lange her, aber immer wieder quälten ihn in den Schlaf hinein die fürchterlichen Bilder. Und dann stieg Heibrugs letztes Gesicht auf. Es war wie eingebrannt in sein Gedächtnis. Nicht wie ein Entsetzen, nicht schrecklich. Aber nach diesem Gesicht glaubte man, daß es noch eine andre Welt gab, mit anderm Wissen, mit einer andern Erkenntnis, eine Welt, vor der all unsre Erdennot so armselig geworden ist. Und er rätselte, welch ein Erlebnis, welch ein letztes Tun Heinrich dieses Gesicht geprägt hatte.

Die Gewißheit des Sterbens? Aber die hatte er selbst auch für Augenblicke gefühlt, da in den gräßlichen Gassen der lauernden, finsteren Stadt. Zu Sieg oder Sterben war man ja ausgezogen. Bei Heibrug mußte etwas andres gewesen sein. Vielleicht hatte er es schon im Leben gewußt und nur nie davon gesprochen. Damals, als er von dem Schloß mit dem sogenannten »Bann« erzählte, war auch etwas um Heibrug gewesen, wie eine fremde, unbekannte Macht. Nun kannte er sie wohl. »Ich werde nicht erlöschen«, hatte er gesagt. Nein — der Sinn dieser Erdenzeit ging

wohl erst in einem andern Sein seiner Erfüllung zu.

»Woran denkst du?« fragte Inge, und er hörte Besorgnis in ihrer Stimme.

Er zwang sich ein Lächeln ab. »Ich muß mich doch erst wieder in alles finden. So wunderlich ist mir die Stille, die Geborgenheit. Der alte Raum hier. Und da sind die vielen Herbststräuße, das bunte Laub. Es riecht so schön. Und als ich ins Haus hereinkam — nicht wahr, dahinten — am Ende des Ganges ist die Küche? Es roch nach eingekochten Früchten — Ernte —«

»Ja, wir ernten die Zwetschen. Die Äpfel. Es ist ganz heiter. Manche von den Soldaten helfen uns schon dabei.«

»Habt ihr viele?«

»Zwölf Mann und vier Offiziere. Herr von Ursleben ist ganz aufgeweckt dadurch. Es gibt auch sehr viel Arbeit. Julie Altenlohe —«

Er hatte so lange auf den Namen gewartet. Und doch keine Frage gewagt.

»Julie hat dir ja immer alles geschrieben. Nun sei nicht böse. Sie mußte heute sich einmal zu Hause umsehen. Sie weiß es nicht, daß du gerade heute gekommen bist. Ich wollte dich diese ersten Stunden noch allein haben, wegen Heibrug, du verstehst mich. Sie wird aber schon im Hause, zurück sein.«

Während sie sprach, zündete Inge die Lampe an. Es kam ihm wie ein Symbol vor, als sollte nun alle Dämmerung verscheucht werden.

»Inge!«

»Ja.«

»Denke dir. Heinrich hat Brechtelein zu mir gesagt. Da beim letztenmal. Das war das Wort aus der alten Zeit, die nun hinuntergegangen ist. Heinrich war gut zu uns allen. Nicht sanft, nicht weich. Mit ihm Freund zu sein, stellte immer Forderungen. Aber zuletzt, da schenkte er mir dies Wort. Ach, lache nicht, es ist ein törichtes Wort, und doch hatte ich es so lieb, und es war ein Jammer, daß es nicht mehr klang. Wenn es jetzt noch in mein Gedächtnis kommen wird, dann rührt es nicht mehr an jenes Einst. Dann ist es Heinrichs erste und letzte Zärtlichkeit gewesen.«

»Und wird dir nun nichts mehr weh tun, was du noch von dort, von Dietrichstein hörst?«

»Nein, Inge, es ist alles überwunden. Alles. Ich bin nicht mehr der trübe Gast auf der alten Erde. Mir ist alles neu geworden. Nur — Heinrich haben wir nicht mehr.«

In den Augen der blonden Frau war eine schöne, stille Flamme. Wie faßte sie es, Heinrich zu verlieren? dachte Albrecht. Und als habe sie ihn erraten, sagte sie leise: »Es hat mir nur ein kleiner Teil von ihm gehört. Er war bei mir, wenn er sich nach heimatlichen Dingen sehnte — der ewig Ungestillte. Dann ist er wie ein Kind gewesen und sehr sanft. In Ansbach sprach Heibrug mir noch viel, wie wir alle das Leben hier einrichten sollten. Du weißt, er besaß ein so großes Ahnungsvermögen. In Ansbach hat er mir, da ich ging, auch noch angedeutet, was sein Geschick dort war: ein unheilbares Herzeleid. Aber glaube mir, er konnte nicht ohne das Tragische leben. Selbst die letzte Erdenseligkeit hätte ihm verbunden sein müssen mit dem, was seines Wesens Tiefstes war: die eingeborene Traurigkeit.«

Sie sprachen noch lange. Das schöne Licht ihrer Freundschaft leuchtete über Vergangenheit und Zukunft. Er wußte: zwischen ihm und Inge lag Unverlierbares. Aber hinter der schönen Stunde, wußte er, Erwartung im Herzen, mußte noch andres kommen.

Und Inge sagte: »So seltsam war es! An dem Abend, als wir wußten, daß Krieg ist, bist du ein andrer Mensch geworden. Ich werde es nie vergessen, wie du dich wandeltest. Du kannst das nicht so wissen. Du wirktest wie ein Mensch, der aus dem Lande der Toten jählings zu den Lebenden kommt. Ich dachte so viel darüber. Aller so lange gekränkte, unterbundene Lebenswille wachte in dir auf. Und welch ein Glück, daß die erste, die dir begegnete, ein so schöner Mensch, reines Herzens ist. Ach, Albrecht, an dem Abend, als sie dich zuerst sah, bist du wohl geschaffen gewesen, zu bezaubern. Du kennst sie nun gut, nicht wahr?«

»Ja, sie hat mir viel geschrieben. Glaubte sie wohl, ich kehrte nicht zurück?« Er beugte sich ein wenig vor. »Sag' mal, Inge, hat sie nur deshalb — habt ihr gedacht, ich sterbe da im Lazarett?«

Inge lächelte. »Ich will es ihr nun sagen, daß du da bist. Das mußt du nun

alles mit Julie selbst sprechen.« Sie lächelte ihm zu und ging.

Er fühlte das Glück der Heimkehr als eine goldene Freude. Und in einer namenlosen Gehobenheit dachte er: Ich habe für das Vaterland kämpfen dürfen, und mein Leben lang trage ich die Spur davon. Ich bin in eine Heimat zurückgekommen, aus der mich nichts mehr vertreibt. Und nun werde ich sie wiedersehen, deren Herz ich in ihren Briefen zu mir kommen fühlte. Nicht mit dem Willen nach Macht und Rang und Reichtum ist ihr Herz verknüpft. Sie hat einen Menschen in sich zu vergeben und sucht einen Menschen.

Er mühte sich, aufzustehen. Wenn er sich so gegen den Schreibtisch lehnte, ging es schon.

Ach mein Gott, daß er lebte, lebte! Und das Gefühl durchrann ihn wie ein Strom von bebenden Wünschen.

Die Tür ging auf. Er wollte etwas sagen, aber er lächelte nur. Lächelte und sah die schmale Gestalt, das liebe Gesicht mit den blauen Augen. Und als ihm Julie von Altenlohe die Hand reichte, stumm, das Gesicht in der zaghaften Verwirrung eines scheuen Glücks, vergaß er alles, was er hatte sprechen wollen. Vergaß, von dem steifen oder gar hinkenden Gang zu reden, den er wohl immer behalten würde, und was denn sonst noch für Mängel an ihm und seinem Wesen sein mochten.

In seinem Herzen fieberte es: Ich lebe, ich lebe! Ich bin in der unverlierbaren Heimat. Ja, wer heimkam aus diesem Krieg, der ist noch einmal so jung in einem neuen Leben.

Und er sah Julie Altenlohe an, und es wurde ihm, als habe er sie ewig gekannt, und als sähe er in einem neuen Leben zum erstenmal eine Frau. Er wollte sagen: Dich habe ich lieb. Aber über seine erblaßten Lippen kam ein andres Wort: »Du bist die Heimat!« sagte er.

Und sie mußte wohl begriffen haben, daß es nichts gab, was er Größeres hätte sprechen können.

In einer Woche

I

In einer Woche zwei Schicksalsbriefe.
Der eine stieß mich in Tränentiefe
Und Qualbezirk:
Dein Bruder, ach, dein einziger, fiel bei Wilkomirk.
Der zweite hob mich jach auf einen Sonnenthron:
Dir ward ein Sohn.

II

Nun verstricken sich jede Nacht ins Unergründliche
Meine Nachtgedanken. Aufgestanden von einem Hügel
In Litauen, kauern sie um ein Kinderbett,
Flüstern und fragen:
Als du über den Strom fuhrst, liebe kleine Seele,
Bist du nicht einem Nachen begegnet,
Drin ein Jüngling saß, strahlend in kriegerischem Heldenschmuck?
Sag's, kleine Seele — —

Kurt Arnold Findeisen,
z. Zt. freiwilliger Krankenpfleger im Felde



Die Soldatensprache des gegenwärtigen Weltkrieges

Von Prof. Dr. Karl Bergmann (Darmstadt)

Zu Beginn des Krieges tauchten plötzlich aus den Reihen unsrer Feldgrauen zwei Ausdrücke auf, die bald Allgemeingut des deutschen Volkes wurden: die »dicke Berta« und die »Gulaschkanone«. Von vielen lediglich als Ausflüsse prächtigen Soldatenhumors betrachtet, sind jedoch diese Wörter wie die meisten andern Neuschöpfungen der Soldatensprache nicht nur als bloße Soldatenwitze anzusehen. Bei ihrer Prägung wirkten unbewußt sprachschöpferische Gesetze mit, die so alt sind wie die ersten Sprachversuche der Menschheit überhaupt, nämlich die innere Nötigung, das Körperliche zu beseelen, das Geistige zu verkörpern, durch Aufdecken der Beziehungen und Ähnlichkeiten zwischen dem unbekannten Neuen und dem bekannten Alten die uns noch fremden Dinge in Beziehung zu alten bekannten zu setzen und sie uns dadurch näherzubringen. Wer zum erstenmal unsre 42-cm-Mörser als »dicke« oder »fleißige Berta« bezeichnete, der mochte dies wohl tun in Erinnerung an alte bekannte Geschützsnamen wie »Die faule Grete« u. a.; unbewußt spielte aber wie bei allen früheren auch bei dieser neuesten Prägung der dem Menschen innewohnende mächtige Trieb zu personifizieren mit; und ebenso ist die Schöpfung des Wortes »Gulaschkanone« für die neue Einrichtung der fahrbaren Feldküche eine Frucht der im Sprachleben unablässig wuchernden Analogie, also des Triebes, auf Grund irgendwelcher Ähnlichkeit, in unserm Falle des Ofen- und des Kanonenrohres, Fremdes durch Bekanntes, dem Anschauungskreise des Wortschöpfers besonders Naheliegendes zu bezeichnen. Wenn Alfred Biese in seiner »Philosophie des Metaphorischen« meint, daß diese Nötigung, mächtig in der grauen Vorzeit, auch noch heute mächtig sei in der Phantasie der Naturvölker und der Kinder sowie aller derer, die mit künstlerischem, beseelendem Auge in die Welt schauen und in der Sprache der Anschaulichkeit reden, also besonders bei unsern Dichtern, so können wir heute hinzufügen: auch ganz besonders bei unsern Feldgrauen. Alle Erscheinungen dieses gewaltigen Kampfes werden von ihrer schöpferischen Einbildungskraft umsponnen, und so erleben wir eben das Schauspiel, wie Tag für Tag vor unsern Augen eine neue Sprache ersteht, mit Tausenden von Wörtern und Wendungen, in denen deutlich die Motive zu erkennen sind, die zu ihrer Bildung geführt haben. So ist diese neueste Soldatensprache als eine in ihrer Gesamtheit großartige Nebenerscheinung dieses Krieges anzusehen, die allerdings zunächst vor den andern ins Riesenhafte gesteigerten, mit dem Kriege noch unmittelbarer zusammenhängenden Erscheinungen in den Hintergrund treten muß; der Friedenszeit jedoch wird es vorbehalten bleiben, auch der sprachwissenschaftlichen und volkskundlichen Bedeutung dieser in Not und Tod geborenen Soldatensprache näherzutreten. Einige Ansätze zu einer solchen Betrachtung seien aber schon heute gegeben.

Kaum bei einer andern Erscheinung haben unsre Soldaten so sehr Gelegenheit, Unbeseeltes zu beseelen, wie bei den artilleristischen Geschossen: das rasche Dahinsausen der leichten wie das langsamere Dahingleiten der schweren Geschosse; das Geräusch, mit dem sie die Luft durchschneiden und dann zerschellen, drängt geradezu zu Vergleichen mit lebenden Wesen. So heißen die Granaten der französischen Flachbahn-Schnellfeuergeschütze »Kettenhunde«, weil sie plötzlich angesaust kommen und dadurch an das Anspringen eines bösen Hundes erinnern. Ebenfalls mit Bezug auf ihre Schnelligkeit heißen die französischen 7,5-cm-kalibrigen Sprenggranaten »Stinkwiesel«, d. i. der gemeine Iltis, während die langsamer dahinziehenden schweren Geschosse »Blindschleichen« sind. Die Geschosse der deutschen Flachbahngeschütze, welche die feindlichen Gräben beschießen und dicht über die Köpfe der deutschen Soldaten hinweghuschen, sind »Katzen«. Russische Granaten heißen »Weichselvögel« oder »Stahlgänse«. Auch die Geschütze selbst erhalten manchmal Tiernamen: wegen ihres gedrungenen Baues führen die schweren Feldhaubitzen die Bezeichnung »Kröten«.

Neben den Tiervergleichen spielen auch die Vergleiche der Geschosse und Geschütze mit Menschen eine bedeutsame Rolle. Die französische kleinere Schwester der »Dicken Berta« ist ein 21-cm-Geschoß, bei dem man keinen Abschuß, sondern nur das immer näher kommende Pfeifen und das plötzliche Einschlagen hört: »Marie auf Socken« ist die hübsch erdachte Bezeichnung für das Geschoß; ein andres schweres Geschoß heißt die »schwarze Marie«; sie verdankt ihren Namen der schwarzen Rauchwolke, die beim Zerschellen des Geschosses sich entwickelt. Von männlichen Benennungen seien erwähnt der »kurze Gustav«, das französische 7,5-cm-Geschütz, bei dem Abschuß und Einschlag fast gleichzeitig ertönen, und der »Gurgelaugust«, das französische 15-cm-Geschoß, das seinen merkwürdigen Namen den eigentümlichen gurgelnden Tönen verdankt, mit denen es durch die Luft zieht. Auch dem bösen



Bubenpaar »Max und Moritz« begegnen wir auf den Kriegsschauplätzen in Gestalt zweier kleiner deutscher Geschütze, die den Franzosen viel zu schaffen machten. Neben diesen mit Hilfe von Vornamen gebildeten Bezeichnungen stehen noch Benennungen wie z. B. der »Rollschuhläufer« für ein schweres deutsches Geschoß, dessen Flug sich anhört wie wenn ein Rollschuhläufer über eine Betonfläche fährt.

Bei dem eigenartig rollenden Geräusch der schweren Granaten ist es leicht erklärlich, wenn die Phantasie unsrer Feldgrauen auch zu Vergleichen mit allen möglichen Arten von Verkehrsmitteln angeregt wird. Während die einen aus diesem Geräusch das dumpfe Rollen eines »D-Zuges« oder eines »Omnibusses« heraushören, begnügen sich wieder andre mit der Bezeichnung als »Leiterwagen«; für Elberfelder Regimenter lag es nahe, solche Granaten als »Schwebebahn« zu bezeichnen. Außerordentlich verbreitet, besonders bei den bayrischen Truppen, ist die Bezeichnung der schweren Geschosse als »Rollwagen« (Rollwagl).

Zu diesen Beispielen, die nur einen Bruchteil der Geschoß- und Geschütznamen darstellen, sei noch die Benennung schwerer Granaten als »Zuckerhüte« gestellt, um auch ein Wort anzuführen, in welchem die Form der Geschosse zum Ausdruck kommt.

Auf eine gleiche Fülle von Namen stoßen wir bei den Maschinengewehren. Auch hier ist auf das deutlichste zu verfolgen, wie die mannigfachsten Namen für den gleichen Gegenstand entstehen, je nachdem technische Einrichtung, Ton oder Wirkung dieses Todeswerkzeugs zum Ausgangspunkt für die Wortschöpfung genommen werden. Neben der auf die furchtbare Wirkung anspielenden Benennung als »Mähmaschine« steht die kostbare »Stottertante«, und neben Bezeichnungen wie »Steinklopfer« und »Dengelmaschine«, aus welchen wir wie bei der »Stottertante« den eigenartigen Ton des Maschinengewehrs heraushören, finden wir Namen wie »Kaffeemühle« und »Drehorgel«, die uns, mehr praktisch-nüchtern, die technische Handhabung der Maschine vorführen. Aus der Menge der weiteren Ausdrücke sei nur noch die abstoßende »Hackfleischmaschine« angeführt, eine Bezeichnung, in der doppelte Beziehung auf Ton und Wirkung erblickt werden kann.

Viel weniger ergiebig für die Namengebung erweist sich das Infanteriegeschoß. Dafür hat es aber den Vorteil, durch sein Summen und eigentümliches Pfeifen wieder, ähnlich wie die artilleristischen Geschosse, zu Tiervergleichen anzuregen. Naturgemäß sind es kleine Tiere, vor allem Insekten, aber auch kleine Vögel, mit denen die Gewehrkugeln verglichen werden. »Die Bienen schwärmen«, oder noch poetischer »Die Lerchen singen«, so sagt der Soldat, wenn um ihn herum die Kugeln pfeifen; an das summende Geräusch der Infanteriegeschosse erinnert ferner die Bezeichnung »Maikäfer«, besonders werden die Querschläger so genannt, die auch ihrer Wirkung und ihres Tones wegen den Namen »Totenpfeifle« führen. Auf die rote kupferne Umhüllung der französischen Geschosse geht der Ausdruck »Rotschwänzchen« zurück.

Der Trieb des Menschen, sich möglichst anschaulich auszudrücken, und die damit zusammenhängende sprachliche Erscheinung, verbrauchte und daher verblaßte Ausdrücke durch andre, lebenskräftigere zu ersetzen, macht sich auch in der Soldatensprache geltend. Das Alltagswort »schießen« ist aus dem soldatischen Wortschatz fast verschwunden. Die Artillerie schießt nicht mehr, sie »funkt« nur noch. Werden unsre Truppen vom Feinde stark beschossen, so »herrscht dicke Luft« oder »es gibt Saures«. »Franzmann klopft seine Sachen aus«, »Franzmann dengelt wieder«, oder »sie kochen drüben Kaffee«, »sie sitzen wieder an der Nähmaschine« sind einige von den vielen Wendungen für die Tätigkeit der feindlichen Maschinengewehre; bei einem niederdeutschen Regiment heißt es: »De Bäckerjung klappert«; in Hamburg sollen frühmorgens die Bäckerjungen in Holzpantoffeln die Treppen auf und ab klappern. Wie dichterisch der Soldat das feindliche Infanteriefeuer schildert, haben wir oben gesehen; gibt die Infanterie des Gegners nachts einzelne Schüsse ab, so heißt es treffend: »Der Fuhrmann kommt«, denn die Schüsse hören sich wie einzelne Peitschenhiebe an.

Ungeahnte Möglichkeiten für neue Wortgebilde eröffnete die Einführung neuer Waffen und Kampfesweisen. Man denke nur an die Luftfahrt, die Neueinrichtung der Armierungsbataillone, die Ausgestaltung der Verkehrstruppen. So jung die Fliegerei ist, so hat sie doch schon ihre eigne Sprache sich gebildet. Der Flugzeugführer heißt »Heinrich«, der Beobachter »Franz«. Dieser »Franz« stammt, wie Dr. Rudolf Mothes in der »Zeitschrift für den deutschen Unterricht« (Heft 7/8) ausführt, schon aus der Friedenszeit und ist scherzhaft-geringschätzig gemeint. Im Frieden hatte der Beobachter nämlich nur wenig zu tun, und die Bezeichnung sollte erkennen lassen, daß der Beobachter beim Flugzeugführer saß wie der Diener Franz beim Kutscher eines Herrschaftswagens. Von »Franz« ist das Zeitwort »franzen« gebildet worden; es bezeichnet die wichtigste Tätigkeit des Beobachters, nämlich das Orientieren. Fährt der Beobachter das Flugzeug in die Irre, so »verfranzt« er sich. Dies kann z. B. geschehen, wenn er in eine »Waschküche«, d. h. in niedrighängende Wolken, gerät. Eine »Kiste«, d. i. ein Flugzeug, muß »schnell« sein,



nicht »langsam wie eine Botenfrau«; daher bezeichnet »schnell« in der Fliegersprache überhaupt die guten Eigenschaften: ein schönes Mädchen ist ein »schnelles« Mädchen. Außerordentlich hübsch und treffend ist die Bezeichnung des feindlichen Fliegers als »Habicht«: der Gegner sucht unsern Fliegern den Weg abzuschneiden, um dann in zuweilen fast senkrechtem Sturzflug wie ein Habicht auf die deutsche »Taube« herabzustoßen und sie im geeigneten Augenblick mit dem Maschinengewehr zu beschießen. Und wie so oft in der Soldatensprache steht neben der Poesie die Prosa! Neben dem jäh auf die »Taube« herabstoßenden »Habicht« schwebt der »Preßkopf« oder die »graue Leberwurst« am Himmelszelt; so heißt nämlich sehr nüchtern die »Wasserblase«, d. i. der deutsche Fesselballon, der nach dem Sprachgebrauch der Krieger mit den Zeppelinen und Freiballonen zur »aufgeblasenen Konkurrenz« gehört.

Viel war schon in Feldpostbriefen von den »Schippern« zu lesen, wie die »armen Bataillone« (spöttische Deutung der Abkürzung Arm.-Bat. für Armierungsbataillon) nach ihrer Hauptwaffe, der Schippe, genannt werden. Nicht allein hinter der Front, sondern auch in den vordersten Stellungen, oft im stärksten Granatfeuer, üben sie ihre schwere Tätigkeit aus, und der zuerst spöttisch gemeinte Name »Schipper« wurde bald zum Ehrennamen. Auch ein eignes Feldzeichen hat sich die »Schippschipp-hurra-Kolonne«, wie die »Aluminiumssoldaten« nach ihrem Feldgeschrei »Schipp, schipp, hurra!« ebenfalls genannt werden, geschaffen, nämlich gekreuzte Pickel und Schippen mit dem Spruch »Bete und Arbete«. Der Möglichkeit, auf Grund gewisser Merkmale, besonders der bunten Uniformen, den Truppen Spitznamen beizulegen, wie es im Frieden in so ausgedehntem Maße geschah, stellt sich die alles gleichmachende feldgraue Uniform entgegen. Trotzdem sind manche treffende Neubezeichnungen geprägt worden; man nimmt dann einfach die Tätigkeit der Truppen zum Ausgangspunkt der Wortschöpfung. Die Nachrichtenabteilungen sind die »Funkenspucker«, die Telegraphentruppen heißen kurzweg »Drahter«, auch »Bindfadenjungen« oder »Störungssucher«. Die Mannschaften der Kriegsbekleidungsämter führen den kriegerischen Namen »Nähmaschinengewehrabteilung«. Die Schneeschuhtruppe sind die »Brettlhupfer«, die Angehörigen der Scheinwerfertruppe heißen »Leuchtkäfer« oder »Nachteulen«. Unter »Ölprinzen« versteht man die Kraftfahrer. Wegen ihrer zahlreichen Sturmangriffe haben die Bayern den Ehrennamen »Sturmarbeiter« erhalten. Ein Kompagniezug, der besonders viel Eiserne Kreuze bekam, ist der »Kreuzzug«. Nach ihren gewaltigen Märschen werden mehrere große Truppenverbände als »Wander-, Reise-, Tippeldivisionen« bezeichnet. Der Ausdruck »Tippeldivision« zeigt die Beeinflussung der Soldatensprache durch die Sprache der Handwerksburschen und Walzbrüder, die sogenannte Kundensprache, in der »tippeln« soviel wie »fleißig wandern« bedeutet. Auch die schon im Frieden lange gebräuchliche Wendung »Kohldampf schieben« für »hungern« entstammt der Kundensprache.

Eine anziehende Aufgabe ist es, zu beobachten, wie unsre Soldaten sich zu den fremden Sprachen stellen. Unsre Heeresleitung verfolgt den Grundsatz, alle Namen nach der Schreibweise aussprechen zu lassen, damit keine Irrtümer entstehen; demgemäß heißt es Luhnewille, Wi'llers (ers ausgesprochen), Werdu'hn; in diesem Worte liegt allerdings der Ton auf der letzten Silbe, im Gegensatz zu Pa'reid, A'llamont, O'lley usw., die neben völlig deutscher Aussprache auch deutsche Betonung aufweisen. Jedoch läßt sich der Grundsatz der Heeresleitung nicht völlig durchführen, weil Offiziere und Einwohner unwillkürlich die französische Aussprache verbreiten; so heißt es z. B. im Gegensatz zu O'llei (O'lley) wiederum Essee (Essey) und Fliree (Flirey). Besondere Schwierigkeiten machen Ortsnamen wie Quesnoy, Bucquoy, Villers-au-Flos; doch unsre Feldgrauen wissen sich zu helfen, indem sie diese Ortsbezeichnungen einfach in Genua, Buckwitz und Wildbrausflos umwandeln. Eine Briqueterie, in deren Nähe sich eine deutsche Stellung befindet, wird in »Kikeriki« umgetauft, aus Poincaré wird bei süddeutschen Truppen »Boanerkarle«. Die größten Schwierigkeiten bereiten selbstverständlich die polnischen und russischen Namen. Welch glückliche Umbeutschungen aber auch hier unsre Soldaten zuwege bringen, zeigt der Swisloscz-Abschnitt; er erhielt die Bezeichnung »Schwitzloch-Abschnitt«, die um so glücklicher ist, als tatsächlich die Armee von Gallwitz in diesem Raume schwere Kämpfe zu bestehen hatte. Selbstverständlich bringen neben den Ortsbezeichnungen auch andre fremdsprachliche Wendungen in den soldatischen Wortschatz ein. Auf dem westlichen Kriegsschauplatz erfreut sich besonders »Naplü« großer Beliebtheit. Unter seinen mannigfachen Bedeutungen ist für den Sprachforscher die als Kognak wohl die wichtigste. Die Entstehung des Ausdrucks ist nämlich darauf zurückzuführen, daß unsre Soldaten auf ihre Forderung nach Kognak immer ein »n'(y)a plus« zu hören bekamen, so daß durch die ständige Verbindung des Getränkes mit der Wendung diese schließlich zur Bezeichnung des Kognaks selbst wurde.

Fast alle bis jetzt angeführten Beispiele gehören in das Gebiet des fröhlichen Humors; sie sind in ihrer Art vortreffliche Zeugnisse für



die prächtige Stimmung unsrer Truppen, denn nur eine mit Zuversicht erfüllte und auf einen siegreichen Ausgang fest vertrauende Truppe kann fortgesetzt solche Neubildungen schaffen. Mit diesem fröhlich-harmlosen Humor geht aber noch ein andrer, ein grimmer, bitterer, Hand in Hand, und von diesem seien gleichfalls einige Beispiele mitgeteilt. Die Erkennungsmarke heißt »Himmelfahrtsmarke«, derb-niedrig auch »Hunde«- oder »Krepiermarke«. Wenn, um auch einmal unsre blauen Jungen zum Worte kommen zu lassen, ein Kommando ein Minensuchboot besetzen muß, so ist dies ein »Himmelfahrtskommando«, und bei der Sprengung eines Schützengrabens machen dessen Insassen eine »Himmelfahrt«. Auch der Gevatter Tod muß zur Bereicherung des soldatischen Wortschatzes dienen. Allerdings verschwinden in der Menge der Neuschöpfungen jene Wörter, in denen das Wort Tod auftritt; sieht er auch Stunde für Stunde dem Tod ins Auge, so verhindert offenbar den Krieger ein wohl zu begreifendes Gefühl, das Wort selbst in den Mund zu nehmen. Doch heißt hier und da sein feldgrauer Rock »Dodekittel«, eine besonders berüchtigte Kampfstelle in den Vogesen ist das »Totenloch«, Flachbahngeschütze sind »Totengräber«, und Querschläger sind, wie wir schon hörten, »Totenpfeifle«. Einen großartigen, in seiner Plastik geradezu erschütternden Ausdruck verwenden bayrische Truppen, wenn sie von einem tödlich verwundeten Kameraden sagen: »Da Boandlkramer hat eahm d' Haftl einighaut!« Der Boandlkramer ist der Tod, er hat so viele Boandl, d. h. Gebeine, daß er damit handeln könnte. Mit sich krümmenden Fingern greift er, gleichsam wie ein Raubvogel mit seinen Haken (Haftl), in das Fleisch des Opfers.

Der Wert des Studiums der deutschen Soldatensprache würde noch bedeutend gesteigert werden durch den Vergleich mit den fremden Soldatensprachen. Wertvolle Aufschlüsse wären auf solche Weise für die Völkerpsychologie zu erlangen. Die Spitznamen z. B., welche die feindlichen Truppen sich gegenseitig beilegen, könnten unter Umständen einen Einblick in den Charakter der einzelnen Völker gewähren. Doch um solche Urteile fällen zu können, bedarf es einer genauen Kenntnis der fremden Soldatenwörter; eine solche Kenntnis ist aber vorläufig noch unmöglich. Was die deutschen Spitznamen für die Franzosen betrifft, so kann man allerdings wohl jetzt schon sagen, daß keine wegwerfende, gehässige Äußerung sich unter ihnen befindet. Es ist unsern Soldaten noch nicht gelungen, ein dem französischen »boche« würdiges deutsches Gegenstück zu erfinden. Ein weitverbreiteter Spitzname ist der harmlose »Franzmann«. Ein andrer Unname knüpft an den bei der Nähe der Schützengräben von unsern Soldaten oft gehörten französischen Befehl: »Tout le monde en avant!« an. Danach heißt der Franzose der »Tuhlömong«. Oder er wird nach den ebenfalls von unsern Truppen bei den Einwohnern so häufig gehörten Wendungen »voulez-vous«, »veuillez« und »parlez-vous« einfach der »Wulse« oder der »Parlewuh« genannt. Der frackähnlich aufgeschlagene Mantel der französischen Infanteristen trug ihnen die Spottbezeichnung »die Fräck« ein. Der Engländer ist der »Tommy«, der Russe der »Ruski«, die Russen in ihrer Gesamtheit bilden den — »Rennverein«.

Bei der Betrachtung der neuen Soldatenwörter werfen sich verschiedene Fragen auf. Zunächst: Wie bestehen sie vor dem Richterstuhl der Ästhetik? Es ist klar, daß bei einer Sprache, deren Schöpfer die Allgemeinheit ist, auch geschmacklose Bildungen unterlaufen. Die »Freßkutsche« für die fahrbare Feldküche möge als abschreckendes Beispiel dieser Art von Wörtern erwähnt werden. Im allgemeinen darf aber wohl festgestellt werden, daß unsre Soldaten bei der Prägung ihrer Wörter nicht allein von einer starken Vorstellungskraft Zeugnis ablegen, sondern auch von einer glücklichen Begabung, ihren Vorstellungen sprachlich einen treffenden Ausdruck zu verleihen. Mag auch eine Benennung wie »dicke Brocken« für schwere Granaten keine große Erfindungsgabe ihres Schöpfers verraten, so zeigen doch gerade die artilleristischen Geschosse eine Reihe glücklichster, bis zu poetischen Tiervergleichen sich aufschwingender Bezeichnungen. Und die gleiche Beobachtung können wir bei allen andern Gebieten machen: die Wortreihe für Querschläger z. B. führt uns von dem lediglich klangmalenden, dabei unschönen »Pätscher« bis zum »Totenpfeifle«. Und eine zweite Frage: Zeugen manche Ausdrücke nicht geradezu von einer Neigung, die Dinge zu verkleinern und herabzusetzen? Liegt nicht eine Mißachtung darin, wenn die Tapferkeitsmedaille als »Tappigkeitsmedaille« oder eine andre Kriegsauszeichnung wegen der Farbe des Bandes als »Apfelsinenorden« bezeichnet wird? Jedoch liegen in solchen Namen nur scheinbar Mißachtung und Unehrerbietigkeit. Mit Recht weist Paul Horn in seinem im Jahre 1905 erschienenen Buche »Die deutsche Soldatensprache« darauf hin, daß zwar der deutsche Soldat die Fahne seines Bataillons recht schnöde als »Begeisterungsknüppel«, in geschlossenem Zustande als »Bataillonsregenschirm« bezeichnet, daß aber trotzdem kein deutscher Truppenteil im Kriege 1870/71 seine Fahne im Stich gelassen hat, daß unter einem Hügel von Leichen die einzige in feindliche Hände gefallene Fahne nach der Schlacht am andern Tage von den Franzosen gefunden und wieder zurückgegeben wurde. Solch boshafte Schöpfun-



gen verdanken häufig ihre Entstehung der Freude an Wortspielen und namentlich an Verdrehungen, zu denen die militärischen Abkürzungen reichlich Gelegenheit geben. M. G. K., die Abkürzung für Maschinengewehrkompagnie, wird als »Muttergotteskinder«, aber auch wohl roh als »Mordgesellenklub« ausgelegt; G. K., d. i. Genesungskompagnie, findet eine kräftige Umdeutung als »Geisteskrankenkompagnie«; wortspielend heißt diese Kompagnie auch »Chinesenkompagnie«. Kriegsfreiwillige sind »Kriegsmutwillige«, der Unterstand wird zum »Unverstand«, der Lauschepoſten zum »Lauseposten«.

Schließlich sei noch eine dritte Frage beantwortet. Werden diese neuesten Soldatenwörter ein langes Leben fristen? Sind es nicht Eintagsfliegen? Es liegt in der Natur der Sache, daß ein großer Teil dieses sprachlichen Neuguts wieder verschwinden wird, sobald die Voraussetzung für seine Verwendung, eben der Krieg, nicht mehr gegeben ist. Anderseits werden sicherlich manche Wendungen auch weit in die Friedenszeit hinein, vielleicht für immer ihre Lebenskraft bewahren. So glückliche Prägungen wie »Lausoleum« für die Reinigungsanstalt oder »Schnutenorgel« für die Mundharmonika werden sicherlich nicht so bald verschwinden. Vielleicht erhält sich auch ein Spitzname wie »Scheinwerfer« für den Zahlmeister, und kommende Geschlechter mögen aus ihm unsre heutigen geldlichen Verhältnisse ersehen. Ohne die »Gulaschkanone« oder, wie es seit stärkerer Anwendung der Flieger-Abwehrkanone viel häufiger heißt, ohne die »Hungerabwehrkanone« wird für die Zukunft ein Manöver kaum noch denkbar sein. Ja, es ist nicht ausgeschlossen, daß manche Soldatenwendungen in den allgemeinen Sprachschatz übergehen. Vielleicht hat das Fliegerzeitwort »verfranzen« einmal Aussicht, in der erweiterten Bedeutung »etwas verderben« in den allgemeinen Wortschatz aufgenommen zu werden. Selbst unter den Eintagsfliegen, unter jenen Wendungen, die etwa nur einmal in einem engbegrenzten Kreise von einem einzelnen Menschen gesprochen wurden, verdiente manche für immer der Nachwelt überliefert zu werden. Hierher gehört gewiß das glückliche Wort jenes Offiziersstellvertreters, der seinen Soldaten die verwaschene Inschrift eines französischen Ausbläsers amerikanischer Herkunft als »Präsident Wilsons Friedensgebete« erklärte!

Aufruf zur Sammlung der heutigen deutschen Soldatensprache

Der große Krieg unsrer Zeit hat eine eigne Soldatensprache hervorgebracht, die das Leben des Soldaten in Kampf und Ruhestellung, seine Auffassung und sein Urteil in Scherz und Ernst widerspiegelt. Dieses sprachliche Neugut gesammelt zu sehen und so das Andenken an eine große Zeit, gute Kameraden, unvergeßliche Stunden zu bewahren, ist der Wunsch vieler Feldgrauer und der Menschen in der Heimat.

Darum haben die beiden Unterzeichneten in gemeinsamer Arbeit es unternommen, die große Fülle der Neuschöpfungen auf diesem Gebiete, in die der Aufsatz dieses Heftes einen Einblick gewährt, der Öffentlichkeit zu erschließen. Ihre Sammlung weist bereits einen stattlichen Umfang auf, aber natürlich ist noch eine Vermehrung erwünscht. Sie wären daher dankbar, wenn ihnen weiter Stoff zugeführt würde, und bitten, Beiträge an Prof. Dr. Karl Bergmann in Darmstadt (Mathildenstraße 26) zu senden. Es kämen vor allem in Betracht: die Bezeichnungen der artilleristischen und infanteristischen Geschosse, der Maschinengewehre, Minen, Handgranaten; die Spitznamen für die einzelnen Truppenteile, für die Vorgesetzten (Offiziere, Unteroffiziere, Militärbeamte); die Benennungen der Waffen, Kleidungsstücke, Ausrüstungsgegenstände, Kriegsauszeichnungen, Liebesgaben, Speisen, des Ungeziefers; Ausdrücke für Krankheiten, Verwundungen; die Verdrehungen der fremdsprachlichen Wörter (z. B. der Ortsnamen); auch Beiträge aus der Sprache der Flieger, der »Schipper«, der Verkehrstruppen, der Marine, des Sanitätspersonals usw. sind sehr willkommen, ebenso alle Spitznamen für den Feind. Die Mitteilung der im österreichisch-ungarischen Heere neu entstandenen Soldatenausdrücke wäre ebenfalls sehr erwünscht.

Dabei mag noch die Bitte ausgesprochen werden, kurz über die Entstehung der Ausdrücke zu berichten, also anzugeben, warum ein Gegenstand oder ein Vorgang gerade so bezeichnet wird; dieser Wink ist jedoch nur dann zu beachten, wenn die Erklärung eines Ausdrucks nicht zutage liegt.

Darmstadt und Berlin, im Januar 1916.

Prof. Dr. Karl Bergmann.
Dr. Alfred Wolff.



Früchtekranz aus Dichtung und Literatur

Aus Theodor Storms Briefen an seine Frau Constanze

Den Briefen Storms an seine Braut sind Briefe an seine Gattin Constanze, geb. Esmarch, gefolgt. Obwohl zwischen dem letzten Brief jener ersten und dem frühesten Brief dieser zweiten Sammlung (Theodor Storm: Briefe an seine Frau, herausgegeben von Gertrud Storm; Braunschweig, Westermann) nur sechs Jahre liegen, hat sich das innere Bild dieses Bundes zweier Herzen und Seelen von Grund aus geändert. Während die Brautbriefe ein einziges heißes Ringen um die Seele der Geliebten sind und noch einer ihrer letzten von der Qual des Zweifels spricht, ob die Lebensgenossin wohl auch so rücksichtslos, so ernstlich und innig zu ihrem Manne halten werde, daß es der Mühe wert, diese Ehe zu schließen, ruhen die Ehebriefe auf der Gewißheit, daß diese auf Erden so seltene, heiß ersehnte Seelengemeinschaft in stetem Wachsen begriffen ist und durch Sorge und Schmerz nur noch fester geschmiedet werden kann. Mag der alte pedantisch-erzieherische Zug, der tief in Storms Natur lag und zumal bei Einsamkeit und Entfernung von der geliebten Heimat durch alle Liebe und Zärtlichkeit immer wieder hervorbrach, sich auch hier noch ab und an melden, im allgemeinen herrscht in diesen neu hervortretenden Briefen doch schon die beglückte Sicherheit, daß beide Gatten in völliger innerer Übereinstimmung, wenn auch mit ungleicher Willenskraft und grundverschiedenen Mitteln, an der gemeinsamen Lebensaufgabe arbeiten, als die ihrem hochgestimmten Sinn die Ehe erscheint. Storm selbst schalt sich, wenn er an seine früheren »Quälereien« zurückdachte, wohl gelegentlich einen Esel und lobte die »süße, mädchenhafte Geduld«, mit der Constanze solche schulmeisternden Anwandlungen ertragen und überwunden habe.

Die Briefe reichen von Ende 1852 bis Ende 1864, von Storms ersten Bemühungen, sich im preußischen Justizdienst, fern der Heimat, eine neue Stellung zu gründen, nachdem ihm die dänische Regierung die Advokatenbestallung in Husum entzogen hatte, bis zur glücklichen Heimkehr und Wiedereinwurzelung in der geliebten Vaterstadt, einer Zeit der Beruhigung und Erfüllung, deren Seligkeit Constanze freilich nur ein kurzes Jahr genießen sollte. Drei Stationen hat dieser Briefwechsel: Berlin-Potsdam, wo Storms Gemüt sich trotz reichen literarischen Anregungen im Kugler- und Fontanekreis nicht eingewöhnen konnte, Heiligenstadt im Eichsfeld, wo Kinderglück, ein freundliches, geselliges Leben und die geliebte Musik den beiden die Fremde fast zur zweiten Heimat machte, und endlich wieder Husum, wo den Dichter auf allen Wegen lächelnd seine Jugend anblickte und das Vertrauen der Leute dem Herrn Landvogt entgegenkam, als sei er nie von ihnen getrennt gewesen.

Wir wählen als Proben des Ganzen drei Briefe aus, je einen aus diesen drei in ihrer Grundstimmung so verschiedenartigen Lebensabschnitten. Wenn wir damit auch nicht den Reichtum der Sammlung zu kennzeichnen vermögen, so hoffen wir doch ihren Gemütston, ihre Herzens- und Seelenmelodie anzudeuten und den Lesern Lust zu erwecken zum Genuß des ganzen Buches, das uns aufs neue die Einheit des Dichters und Menschen Theodor Storm erweist. F. D.

Sonntag, den 18. September (1853), vormittags.

Wieder etwas anderes. Nachdem ich beim Minister zuerst wieder auf eine Stunde später bestellt worden war und diese Zeit teils auf der Straße, teils in einer Konditorei, wo ich eine Zeitung theologischen Charakters fand, in ziemlich unangenehmer Spannung zugebracht hatte, kam ich ½7 Uhr zur Audienz. Minister Simons, der ein sehr guter Mann sein soll, hatte, wie mir später von Merkel bestätigt wurde, nicht die Gabe, einem dergleichen zu erleichtern, weil er eigentlich gar nicht spricht, so daß höchst verlegenmachende Pausen eintraten, wo keiner spricht und er einen nur ansieht. Es ist dann sehr schwer, wenn man allerlei auf dem Herzen hat, immer wieder von neuem anzufangen. ...

Vom Minister kam ich in die elegante Wohnung des Schulrats Bormann, wo ich den Rütli* in seiner kritischen Tätigkeit zusammen fand, die indessen durch meine Mitteilungen über die Ministeraudienz sistiert wurde. Nun meinte Merkel, wenn nicht in Berlin, so könnte ich vielleicht in Potsdam (per Eisenbahn eine Stunde von Berlin) beim Kreisgericht volontärisieren. Der Direktor des Kreisgerichts in Berlin sei ein grober, fataler Mensch, der des Potsdamer

* Abzweigung der literarischen Gesellschaft »Tunnel über der Spree«.

Kreisgerichts aber ein netter Mann und sein Schwager dazu.

Er wollte mir einen Brief schreiben, und ich möge einmal hinüberfahren. Das soll denn nun in diesen Tagen geschehen. Wohin wir kommen, ist daher noch gar nicht zu sagen, gewiß ist nur, daß es bald losgeht.

... Im Rütli eröffnete uns der kleine originelle Menzel, daß er das Bild zur Argo* fertig habe. Sogleich wurden ihm Bleistift und Papier in die Hand geschoben, er solle uns einen Begriff davon geben. Und nun fing das humoristische Männlein an zu zeichnen und zu erklären. Wir fragten, und er antwortete.

Im Vordergrund die Argo ein Stücklein nur zu sehen, Theseus steigt in den Mast — »Und der Drache?« — »Hier steht er; aber er empfängt Sie höchst freundlich!« — »Und bekommen wir denn das Goldene Vlies?« — »Freilich, da hängt es schon, Sie brauchen es bloß beim Schwanz zu fassen, und am Ufer sind die Straßenjungen von Kolchis angedeutet, die Sie alle mit größter Freude empfangen!«

Du mußt Dir diesen geistreichen Scherz nun nicht sowohl als ein ausgeführtes Bild, als vielmehr alles nur in Andeutungen denken. Morgen werden wir wohl die Abdrücke zu sehen bekommen.

Gegen 10 Uhr gingen wir zu Tisch, wo denn auch die Frau Rätin mit zwei erwachsenen Töchtern und dito Sohn zum Vorschein kam. Ehe die Speisen in Bewegung kamen, sagte der Schulrat: »Laßt uns beten!« und sprach dann laut ein kurzes Gebet, es mögen vier Zeilen gewesen sein. Nachher aber wurde vortrefflicher Ananas-Kardinal getrunken, dem ich alle Ehre antat. So kamen wir denn wieder um 1 Uhr zu Bett. Und um 7 Uhr ist das ganze Haus wieder munter und an keinen Schlaf mehr zu denken. Ach, liebes Herz, könnte ich bei Dir einmal gründlich ausruhen! —

Kugler gewinne ich jeden Tag lieber. Das keusche und ich möchte sagen mitunter hilflose Stummsein und Schweigen, was er an sich hat, und was Leute, die ihm fernerstehen, mitunter für Geheimrätlichkeit halten (wozu er aber — ich erzählte es ihm neulich — in seiner milden Weise »Ach, du lieber Gott!« sagt), das ist mir auch gerade das Anziehende an ihm. Er wird Dir — denn sehen wirst Du ihn ja jedenfalls, wohin wir auch kommen — gewiß sehr gefallen. Er kann eben wie Du und ich das Konventionelle nicht recht über die Zunge bringen. Er gratulierte mir am Geburtstag nicht, er nahm sein Schnupftuch aus der Tasche, schlug damit den wirklichen oder angeblichen Staub vom Fortepiano und sagte dabei, indem er mich mit den freundlichsten Augen ansah: »Was ist denn das? Es sieht ja gar nicht ein bißchen festlich aus!« Ich gab ihm unwillkürlich die Hand, und er drückte sie herzlich. Da hast Du ein schönes Stück von diesem Menschen.

Und nun für heute leb' wohl, mein geliebtes Weib — Willst Du in die Komödie gehen, so tue es doch, tue alles, was Dich erheitern kann und was Dein Gefühl gutheißt. Ich danke für Deine Liebe, daß Du es mir anheimstellst. Aber ich lege es ganz in Deine Hand. Du wirst schon das Richtige tun, wie Du es schon getan hast. Meine Frau, meine süßen Kinder, ich grüße Euch herzlich — Meine Dange —

Dein Theodor.

Heiligenstadt, Sonnabend, 28. Juni 1862, morgens.

Noch immer Regen und Kälte und ein Feuerchen im Ofen. Aber da kommt plötzlich wirklich ein Sonnenstrahl.

Meine neue Dichtung heißt »Im Korn«; ich weiß nur noch nicht, ob ich sie in »reime« oder in »prosa« schreibe. Es ist eine Art »Joseph im Schnee«*, aber tiefer, tragischer, schlüssiger. Ein junger Gutsherr hat die Tochter des Schullehrers verführt unter Eheversprechen. Er hält dies Versprechen nicht, und ein Abstandsgeld, das er ihr geben will, schlägt sie aus. Der Vater stirbt und hinterläßt sie in Armut; sie ist gezwungen, auf Tagelohn auszugehen und das Kind einer alten stumpfen Frau, bei der sie wohnt, zu überlassen. So geht es ein paar Jahre. Hinter dem Dorf hat der Gutsbesitzer sein reichstes Kornfeld, eine einzige unübersehbare Fläche. Die Ähren sind reif, es ist in diesem Jahre eine Überfülle des goldenen Segens. Das Kind, das die

* Das von Fontane und Kugler herausgegebene belletristische Jahrbuch für 1854.

* Schwarzwälder Dorfgeschichte von Berth. Auerbach.

Mutter, die dem Erwerb nachgehen muß, nicht überwachen kann, entläuft der Alten und verirrt sich in dieses Kornmeer. Die Welt zwischen dem Kornwalde, die Seelenstimmungen des Kindes werden Gegenstand der Darstellung; die Angst, die Raserei der Mutter, das vergebliche Suchen. Du erinnerst, daß vor Jahren auf solche Weise ein Kind bei Berlin zugrunde ging. Der junge Gutsherr, dem das Häuschen, wo Mutter und Kind wohnen, ein steter Vorwurf war, der oft einen großen Umweg machte, um dort nicht vorbeizumüssen, ist währenddes abwesend als Geschworener in der nächsten Stadt. Er reitet heim. Eine Flinte, die er in der Stadt beim Büchsenmacher gehabt, hängt über seiner Schulter. Die letzte Sache ist ein Kindesmord gewesen; es hat tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Er sieht noch, wie beim Abgehen der Richter die junge Verbrecherin von der Bank heruntergleitet mit ausgestreckten Armen. »Ach, meine Herren, haben Sie Barmherzigkeit mit mir!« Es ist ihm gewesen, als sei *sie* es, auch sie hätte und durch ihn dort auf der Anklagebank sitzen können. Er kommt an sein prachtvolles Kornfeld; er überschlägt den Wert der Ernte, er beschließt, daß es geschnitten werden soll. Da sieht er hundert Schritt vom Wege zwei Raben über einer bestimmten Stelle auf eine auffallende Weise flattern, hinabtauchen, wieder auffliegen. Er nimmt seine Flinte und erschießt den einen. Er bindet sein Pferd an einen Baum, er geht ins Korn nach der Stelle. Er findet sein Kind; es liegt mit dem Kopf auf den beiden aufeinandergelegten Händchen, aber das Gesicht ist wächsern. Er erkennt es, er sieht alles. »Verhungert — mitten im Korn — in seines Vaters Reichtum.« Er fühlt seine Schuld an seines Kindes Tod, die Gedanken kommen, die sich anklagen und entschuldigen. »Aber warum hat sie das Geld nicht genommen, sie hätte dann nicht zu taglöhnern, ihr Kind nicht ohne Aufsicht zu lassen brauchen!« — »Pfui, Rudolf, du bist ein Schuft!« — usw. Er bringt der Mutter ihr Kind. Große Erschütterungen, Versöhnung, eine stille Hochzeit.

Meine geliebte Constanze! Ich muß einmal abbrechen und etwas spazierengehen; sonst ist dieser Vormittag ganz Dir gewidmet. Was könnt' ich besseres tun, als an Dich zu schreiben, da ich weiß, daß meine Briefe Dir je länger je lieber sind. Auch ist mir jetzt eigentlich nichts schwerer, als nicht an Dich zu schreiben; denn wenn ich mich recht besinne, so ist doch nichts anderes Zweck und Ziel all meines Lebens, als mich immer näher und unauflöslicher mit Dir zu verbinden.

Husum, August 1863.

Wie anders, meine geliebte Frau, sieht die Welt doch aus, wenn die Sonne so prächtig scheint und wenn man geschlafen hat. Denn trotz meiner Bosheit bin ich sofort eingeschlafen. Ich bin Dir also nicht mehr böse, nur meine Wünsche sind dieselben geblieben.

In Segeberg waren wir den letzten Abend ganz in der Familie. In Neumünster blieb ich etwa eineinhalb Stunden in Harms Hotel. Als ich, um mir die Hände zu waschen, die Treppe nach oben hinauf gewiesen wurde, überfiel mich plötzlich die Erinnerung an unsere Jugend, und mit solcher Lebendigkeit und Gegenwart, als sei von jetzt zu damals nicht weiter, als von mir nach jener Zimmertür hier, in die ich aber diesmal nicht hineintrat. Denn von allem, was dazwischen, war dort ja keine Spur. Ich sah wieder Deine jugendlich blitzenden Augen, wie sie, als der Zug hielt, unter der Menge nach mir suchten. Du hattest damals so etwas wie Grübchen um Deinen Mund — in meiner Reisetasche steckte jetzt das Lichtbild aus jener Zeit, und ich hätte mir den unmittelbaren Abdruck der weichen, jugendlichen Linien Deines Gesichts betrachten können, aber ich habe es nicht getan. Das Wort »unwiederbringlich« lag mir im Ohr, und ein Weh saß mir im Herzen.

Ich habe besucht die waldige Heide,
Die zugesehn bei unsern Küssen.
Nun weiß ich um der Geister Leide,
Die, wo sie gelebt, umgehen müssen.

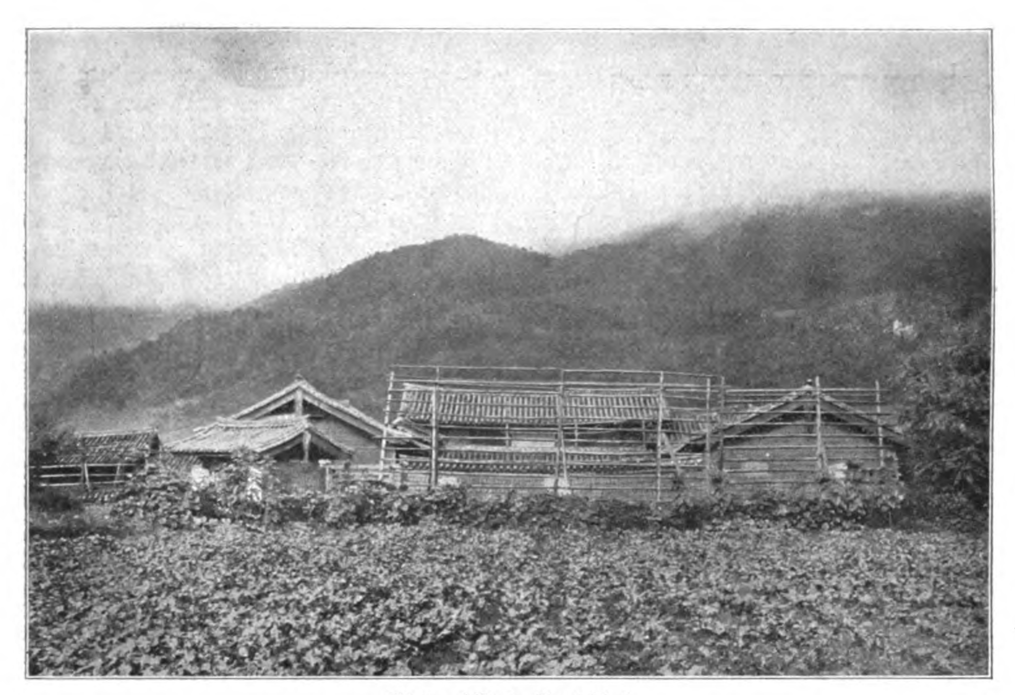
(Immermann.)

Zwar wir haben uns selber einander nicht verloren, wir haben einander mehr und sind reicher, als wir damals waren, aber die entzückende Jugend kam uns abhanden — es ist eigentlich entsetzlich, so ein Stück Blume zu sein, das aufgeht und verblüht, und das wir selber mit ansehen und uns dessen bewußt sind.

Max Thedy: Der Alte

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Herbst 1915





Mosogehöft in Ugulehkeh

Im fernen Westen Chinas

Reiseschilderungen von Camillo Schneider

Generalsekretär der Dendrologischen Gesellschaft für Österreich-Ungarn*

Mit sechsundzwanzig Abbildungen nach eignen Aufnahmen des Verfassers

oll Sehnsucht war ich am 5. Juli 1914 in Litschiangfu (oder Likiangfu), der alten Hauptstadt des Moso-Volkes im Nordwesten von Jünnan, eingezogen, erwarteten doch ich und mein Begleiter, der Wiener Botaniker Baron Dr. von Handel-Mazzetti, nach Wochen wieder einmal Post aus der Heimat. Seit wir am 6. Mai Ningjüanfu in Süd-Szetschwan verlassen hatten, waren wir von der Welt abgeschnitten gewesen. So lasen wir denn mit großem Eifer die eingelaufenen Briefe, noch ehe wir uns in dem bereits von Missionar Kok der hier ansässigen Pentiwstal-Mission für uns besorgten Heim häuslich einrichteten. Aber alle Freude, die ich empfand, dämpfte die entsetzliche Kunde von der Mordtat in Serajewo, die uns ein Telegramm aus der Provinzhauptstadt Jünnanfu meldete. Mit dem Thronfolger verlor die Dendrologische Gesellschaft ihren treuen Schirmherrn, und sein Tod kündete zugleich, welch schweres Unheil in Europa drohe. Freilich, wer konnte damals ahnen, daß der Weltkrieg solch gewaltige Ausdehnung annehmen würde, und noch viel mehr: wer konnte ahnen, daß der Zweibund sich so glänzend schlagen werde!

Der Krieg brachte mir manche trübe Stunde dort in der Ferne. Ich fand aber in Ugulehkeh, dem kleinen Mosodorfe bei Litschiang, wo ich — nach Trennung von meinem bisherigen Gefährten, der andre Pläne hatte — mein Standquartier aufschlug, einen vortrefflichen Gesellschafter in

* Der Verfasser hat Ende 1913 eine auf ein Jahr berechnete botanisch-gärtnerische Forschungsreise nach den Hochgebirgen im Westen der chinesischen Provinz Jünnan angetreten, und zwar im Auftrage der Dendrologischen Gesellschaft zur Förderung der Gehölzkunde und Gartenkunst in Österreich-Ungarn. Diese Gesellschaft stand unter dem hohen Schutze des ermordeten Thronfolgers Franz Ferdinand, ihr Vorsitzender ist der als Gartenkünstler bekannte Graf Ernst Silva Taronca. Auch der stellvertretende Vorsitzende für Ungarn, Graf Istvan Ambrózy, genießt den Ruf eines bedeutenden Gartenkünstlers. Schneider ist durch den Krieg nach den Vereinigten Staaten verschlagen worden.



dem schottischen Forschungsreisenden George Forrest. Er lebte schon im dritten Jahre in dem Hause, das Abbild. S. 857 zeigt, und vermittelte mir Unterkunft in einem ganz ähnlichen, das er früher bewohnt hatte. Da ich mit meinen Leuten (Boy, Koch, sechs Sammlern und zwei Pferdewärtern) und Tieren den ganzen vorhandenen Raum brauchte, hatte der Wirt mit seiner Familie auszuziehen. Er trat übrigens mit andern Dorfleuten als Sammler in meinen Dienst. und einen großen Bodenraum, der die eigentliche Wohnung bildete. Er erhielt reichlich Luft und mäßiges Licht durch Fensteröffnungen, die mit einer Art Gaze zugespannt werden mußten, um die Fliegen etwas abzuhalten. Ich schaffte mir sogar Oberlicht durch Einsetzung eines Glasfensters aus alten photographischen Platten in das Dach — etwas ganz Unerhörtes, denn Glasfenster gibt es in diesen Gegenden nicht. Ebenso fehlen Möbel, außer den



Mosomädchen in Festtracht

Die Unterkunft war einfach genug und mein Haus noch etwas kleiner als das Haus Forrests. Dieses besteht, wie das Bild erkennen läßt, aus verschiedenen Gebäuden. Durch die Eingangspforte (links, quer), die mit Schnitzereien in chinesischer Art verziert ist, tritt man in den Hof. Diesen schließen auf drei Seiten Gebäude ab und nach der vierten, vorn gegen das Feld, eine Mauer. Alles ist aus Erdziegeln gebaut, die nur ausgestochen, gepreßt und getrocknet, nicht gebrannt werden. Das Dach ist mit Ziegeln gedeckt. Das Hauptgebäude, gegenüber der Mauer, enthält drei Räume im Erdgeschoß

einfachsten Stühlen, Bänken, Tischen und Kästen. Doch auch diese läßt man sich erst anfertigen. Das Feldbett ist eine Sehenswürdigkeit.

Wer einmal in so abgelegenen Gebieten gereist ist, richtet sich bald heimisch ein und fühlt sich dann ganz wie zu Hause, zumal wenn er der chinesischen Gasthäuser gedenkt, die so ziemlich das Trostloseste darstellen, was man sich denken kann. Ein eignes Heim wie das meinige in Ugulehkeh ist ein Paradies dagegen. Auf solchen Reisen merkt man erst, wie leicht man die Zivilisation entbehren kann, wenigstens auf begrenzte



Moso bei Ausübung einer Beschwörung

Zeit, und wie es auch ohne all das Drum und Dran ganz gut geht. Ja, es tut einem recht gut, und ich sehne mich heute aus der amerikanischen Zivilisation sehr zurück nach meinem Bodenraum am Fuße der Schneeberge von Litschiang. Jedenfalls, muß ich gestehen, habe ich mich im Grunde genommen unter den Mosoleuten wohler gefühlt.



Drei Bettelweiber bei einem Tempelvorbau



Wandernde Mattenflechterin bei der Arbeit

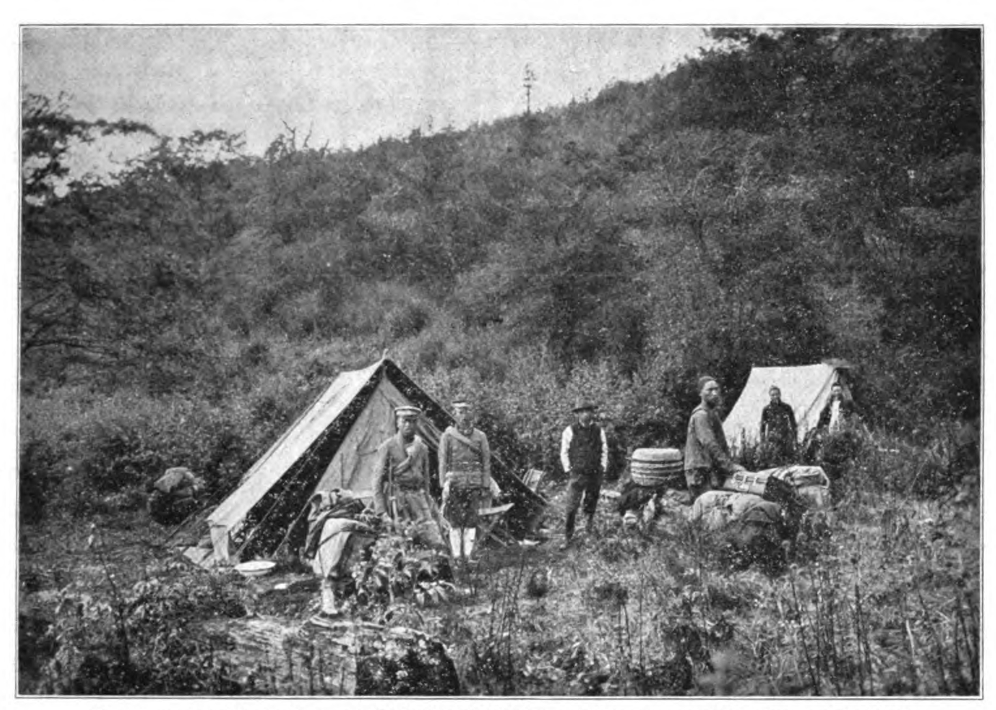
Vor allem sehne ich mich aus der feuchten Sommerschwüle Bostons nach der belebenden Höhenluft; liegt doch das Dorf in einer Höhe von etwa dreitausend Metern, allerdings in einer Breite von 26 Grad, die etwa der der Kanarischen Inseln entspricht. Gleich hinter dem Hause steigen die Vorberge empor, und alles über 3500 Meter ist auf dem Bilde in Nebel gehüllt. Nur selten, und dann meist nur in früher Morgenstunde, zeigen sich im Sommer die stolzen Gipfel, deren höchster bis 6000 Meter empor in den blauen Äther ragt. Ich habe leider kein Bild davon zur Hand, da nur ein Teil meiner tausend Aufnahmen mit mir nach Amerika gewandert ist.

Es ist auch heute nicht meine Absicht, die schöne Zeit, die ich unter den Gletschern der Schneeberge bei Litschiang verlebt habe, hier zu schildern. Ich möchte lediglich einige Bilder aus Jünnan am Auge der Leser vorüberziehen lassen und ihnen einen allgemeinen Eindruck von diesem wenig bekannten Gebiet zu geben suchen.

Jünnan (oder Yunnan) ist eine bucklige Welt. Besonders in seinen Westteilen längs der Grenze von Birma und Assam haben gewaltige Ströme tiefe Täler gegraben, zwischen denen himmelhohe Gebirgsscheiden sich auftürmen. Es sind von Osten nach Westen: der Jangtsekiang, welcher nördlich von Litschiang eine Schleife beschreibt und dann nach Osten sich wendet, um das ganze Reich der Mitte zu durchqueren: der Mekong und der Salween, denen sich in Burma der Irrawadi anschließt. Alle entspringen in den Hochgebirgen Tibets, und die drei letzten strömen ziemlich genau nordsüdlich. Der Irrawadi und Salween münden in den Meerbusen von Bengalen, während der Mekong Indochina durchfurcht und sich bei Saigon in das südchinesische Meer ergießt.

Jünnan ist sowohl orographisch und klimatologisch wie auch ethnographisch hoch interessant. Es ist die unchinesischste aller Provinzen des Riesenreiches. Im Süden und Südwesten grenzt es an das tropische Tongking und Burma, im Westen an das subtropische Assam und im Nordwesten verbinden sich seine Hochgebirge mit dem kalten Tibet. Geographisch gehört wohl auch ein Teil von Südszetschwan, der reichsten und bevölkertsten Provinz, zu Jünnan, insbesondere das Tschientchangtal mit der Hauptstadt Ningjüanfu.

Der Nordwesten Jünnans war es, der

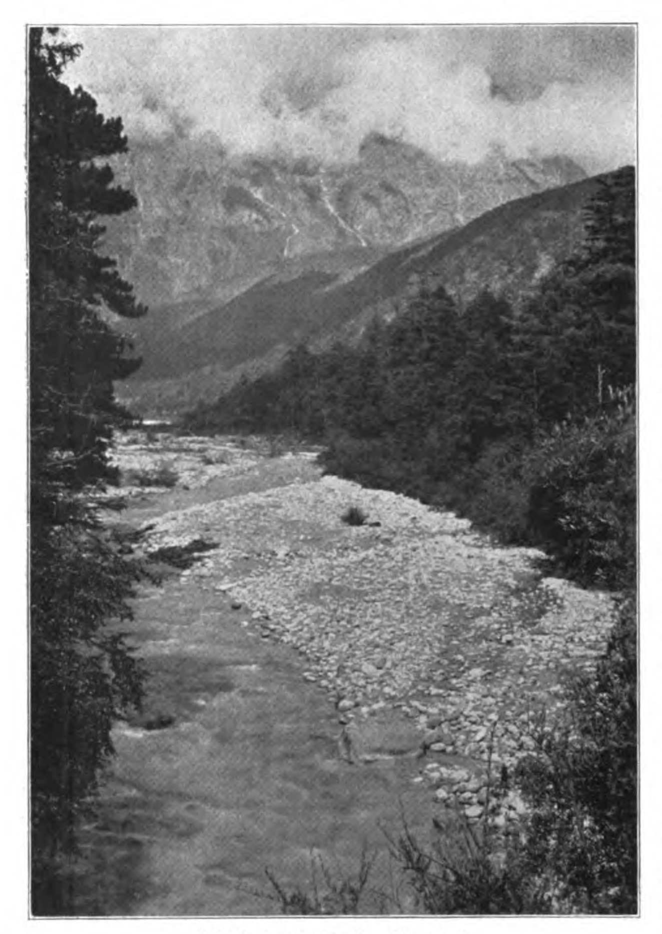


Zeltlager des Verfassers am Fuße des Litschiang-Schneeberges bei 3500 m Seehöhe

mich vor allem lockte, denn hier bieten die Witterungsverhältnisse in den Gebirgen zwischen 3000 und 5000 Meter Höhe Bedingungen, die denen von Mitteleuropa ähneln. Das heißt, Pflanzen, welche in diesen Höhenlagen gedeihen, haben alle Aussicht, in Mitteleuropa sich einbürgern zu lassen. Deshalb blieb ich vom Juli bis September 1914 im Litschiang-Gebirge, das nach G. Forrests Erfahrungen ganz besonders reich an wertvollen Pflanzen für Freilandkultur ist. Und ich kann sagen, daß ich eine sehr reiche Ausbeute erzielte. Ein Kalkgebirge wie die Litschiangkette, die in ihrer Schichtung an die Dolomiten erinnert, ist immer die reichste Fundstätte für den Pflanzensucher.

Neben der Pflanzenwelt lenkten aber auch die Tierwelt und nicht zuletzt die so verschiedenen Vertreter der Gattung Mensch meine Aufmerksamkeit auf sich. Und die Ethnographie ist vielleicht diejenige Wissenschaft, welche in Jünnan die wertvollste Ausbeute verspricht.

Wie ich schon betonte, tritt das eigentliche chinesische Element sehr zurück gegenüber den zahlreichen Eingeborenenstämmen, die in ihren verwandtschaftlichen Beziehungen noch wenig erforscht zu sein scheinen, und deren verschiedene Sprachen ein Tohuwabohu bilden, in dem der Laie sich völlig verliert. Wo die Chinesen festen Fuß gefaßt haben, was namentlich in den gesunden und fruchtbaren Teilen der Provinz der Fall ist, haben sie sich anscheinend sehr mit den ursprünglichen Bewohnern gemischt oder diese in die unfruchtbaren Landesteile zurückgedrängt. Sie nennen diese im allgemeinen Lolo (etwa Barbaren), ohne viel zu unterscheiden, zumal da die Lolosprache auch von andern Stämmen im mittleren und nordöstlichen Jünnan angenommen ist. Die Lolo im engeren Sinne, die sogenannten unabhängigen, bewohnen das Gebiet des Ta liang schon im Südszetschwan. Ich besuchte sie Ende April und anfangs Mai 1914 und brachte eine wertvolle Ausbeute nach Ningjüanfu zurück. Hätte ich die Aufnahmen aus dem Lololande zur Hand, würde ich über dies eigenartige Volk sprechen. So muß ich mich hauptsächlich den Moso widmen, in deren Land ich die längste Zeit verbrachte. Verlebte ich doch den Mai bis anfangs Juni im Reiche des Moso-Fürsten zu Kuapich im Gebiete des Yalung-Flusses in Südszetschwan. Doch auch über diesen Aufenthalt kann ich nicht sprechen. Ich fürchte, daß alle meine Aufnahmen aus die-



Blick in ein Hochgebirgstal

entscheiden, ob sie unserm Geschmack entsprechen. Ihre Tracht dünkt mich nicht so übel. Eine Farbenaufnahme zeigt, daß alles, was auf dem Bilde grau erscheint, blauer (indigo- oder hellblauer) Baumwollstoff ist, das Weiße ist weiß. Dieser Stoff ist das Universalkleid aller Völker, die ich in China sah. Nur die Reichen tragen Seide. Die Fuß- und Armbänder und Ohrringe sowie andre Schmuckstücke sind von Silber, einem minderwertigen, unreinen Silber; die Umhänge auf dem Rücken sind ganz dunkelblau. Durch die schwarzen, glatten, derben Haare geht ein tiefviolettrotes Band, und auch die schmale Borte über der Brust (siehe die Mittelste auf dem Bilde) ist violettrot. Unterkleidung und Strümpfe gibt es nicht. Dafür ist der Körper durch eine Schmutzkruste bedeckt, denn diese Schönheiten scheinen sich nie zu waschen, es sei denn Gesicht, Hände und Füße. Wenn mein Jagdkuli ins Wasser ging, um Beute herauszufischen, zog er sich zuweilen aus und strotzte von — Ungewaschenheit. Die Mädel sollen nicht anders sein. Und ich muß gestehen, dieser Mangel an Sauberkeit — den sie mit dem Durchschnittschinesen teilen — machte mir die Moso nicht sehr sympathisch. Aber das mag ein hier unangebrachtes Vorurteil sein.

sen Tagen den Russen bei Ausbruch des Krieges in die Hände fielen, da ich sie mit Post im Juni absandte und die Kisten gerade in Sibirien gewesen sein mögen, als die Beziehungen zwischen Österreich und Rußland sich lösten.

So beginne ich denn in Litschiangfu, wo allerdings die Moso stark unter chinesischem Einfluß stehen und die Behörden bemüht sind, die alten Sitten und Trachten auszurotten. Um gleich einen Begriff zu geben, wie das Mosovolk ausschaut, füge ich Abbild. S. 858 und S. 859 ein. Abbild. S. 858 zeigt drei Mososchöne in Festtracht aus dem Dorfe Ugulehkeh, Abbild. S. 859 eine Anzahl Männer, die gerade mit einer religiösen Zeremonie beschäftigt sind.

Die drei Freundinnen auf S. 858 waren nicht gerade die hübschesten Dorfmädel, aber gewiß weit hübscher als der Durchschnitt. Ich überlasse es dem Urteil der Leser, zu

Die Moso sind, je nachdem tibetische oder chinesische Einflüsse vorherrschen, Anhänger des Konfuze oder Buddhisten (bzw. Lamaisten). Von den Chinesen haben sie die Ahnenverehrung übernommen, und sonst spielen »Zauberer« eine große Rolle. Bei einer »Beschwörung« photographierte ich die Burschen auf Abbild. S. 859. Das kam so. Alljährlich im Sommer, zur Regenzeit, pflegt eine Rinderpest (Maul- und Klauenseuche) aufzutreten, der wenigstens zwanzig vom Hundert (oft wohl viel mehr) der Rinder in den Mosodörfern zum Opfer fallen. Und die Viehwirtschaft spielt eine große Rolle.

Die Leute sind jedoch nie zu bewegen, die ersten kranken Tiere zu töten und ihre Rinder eine Zeitlang abgesondert zu halten. Sie lassen vielmehr ruhig alles auf die gemeinsame Weide. Da steckt ein Tier das andre an, und die Kranken stehen tage-, oft wochenlang einsam im Gebüsch, bis sie sterben. Dann, wenn die Ansammlung zahlloser Weihen und Adler den Leichnam ankündigt, verscharrt man ihn. Ist nun die Zahl der Kranken sehr groß, so tut sich das Dorf zusammen und zahlt einigen Lamas aus der nahen Lamasserie an die hundert Dollar (ein chinesischer Dollar etwa zwei Mark). Die Lamas setzen tagelang dauernde Beschwörungen mit Opfern in Szene, wobei möglichst viel Lärm zur Verscheuchung der bösen Geister die Hauptsache zu sein scheint. Die Beteiligten putzen sich auf, wie Abbild. S. 859 zeigt, und am Haupttage nehmen Mädel und Burschen aus dem Dorfe teil, wobei getanzt wird. Die alten Mosotänze verschwinden aber jetzt unter dem Einfluß der Chinesen. Sie arteten infolge reichlich genossenen Gersten- und Reisschnapses in etwas wüste Orgien aus. Doch weicht die Moral dieser Völker von der unsrigen weit ab. Die jungen Leute verkehren nach Belieben miteinander, und bekommt das Mädel ein Kind, hat der Bursche sie zu heiraten. Sonst kehrt das Mädel nach der Hochzeit meist ins Elternhaus zurück, und wenn kein Kind geboren wird, gilt die Ehe als wieder gelöst. Diese Moral hat wenigstens den Vorzug, daß es keine Prostitution gibt.

Aber arm ist das Volk. Wer einige hundert Dollar besitzt, ist schon recht vermögend. Viel Unheil richtet die chinesische Sitte der Ahnenverehrung an, indem sie das Volk zwingt, bei Todesfällen zu Ehren des Toten ein bis zwei Wochen offenes Haus zu halten. Da kommt denn jeder und ißt und trinkt. Im Dorfe Ugulehkeh starb der Vater eines der Hauptsammler von Forrest. Die Söhne gaben in vierzehn Tagen über zweihundert Dollar für Bewirtung von Gästen und sonstige Zeremonien aus. Dabei stand der Sarg mit dem Alten immer im Hause; und es dauert oft Monate, ehe der Ortszauberer den richtigen Platz entdeckt, wo das Grab angelegt werden kann. Denn das ist eine verzwickte Wissenschaft. Meist kommen die sehr massiven und infolge der unvernünftigen Holzverwüstung teuren Särge in die Pagode (Kirche). Wenn man dann, wie ich es mit Vorliebe tat, in einer solchen übernachtet, so schläft man fast stets neben Särgen, die keineswegs leer sind. Daß die



Steinbrücke

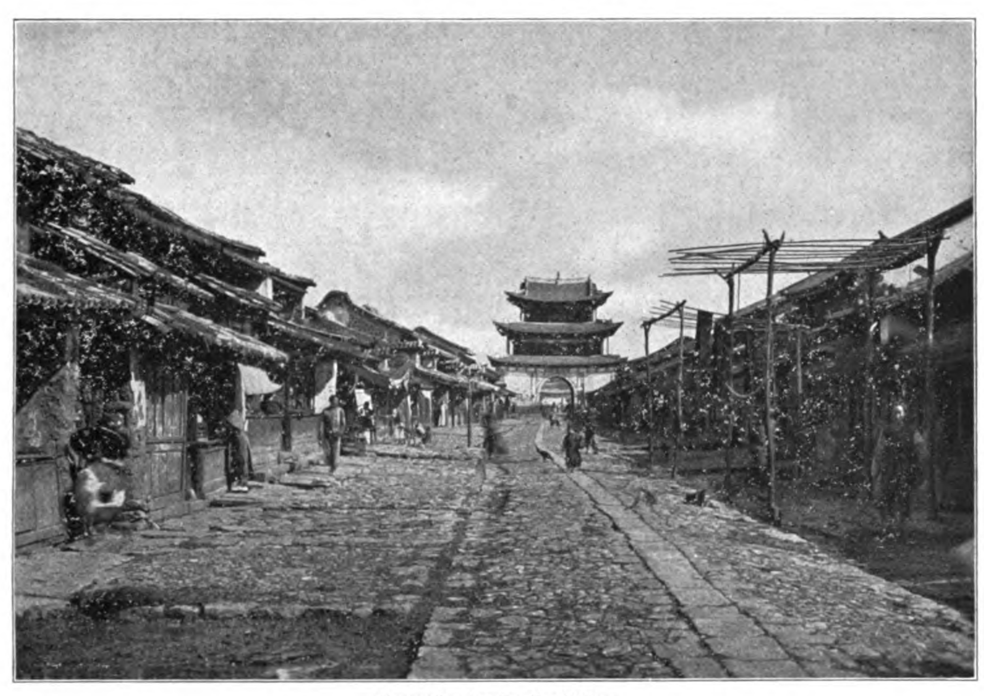
Trauerkleidung der Chinesen weiß ist, wird bekannt sein.

Wie im nahen Orient, so gibt es auch im fernen unzählige Bettler, deren Schmutz und Zerlumptheit unbeschreiblich sind. Eine Probe gibt Abbild. S. 859. Meist sind diese Ärmsten der Armen, die sich oft buchstäblich vom Straßenkot nähren, mit Krankheiten bedeckt gleich einem Lazarus. Dabei spielen Kopf- und Hautausschläge ekelhaftester Art eine Hauptrolle. Kropf ist mancherorts eine ganz gewöhnliche Erscheinung, dem Genuß bestimmten Wassers zuzuschreiben. Das Entsetzlichste, was ich sah, war in der großen Stadt Tschunking am Jangtse auf meiner Rückreise nach Schanghai. Hier standen Kranke bettelnd an allen Straßenecken, und es schauderte einem, nur daran vorüberzugehen.

Reisen im Tragstuhl auf einem Steinwege

Abbild. S. 860 zeigt eine arme Frau mit Kind, die sich aber mit Flechten von Strohmatten durchbringt und ihr Heim in irgendeinem Winkel aufschlägt; hier z. B. bei einem Tempel. Sie war entsetzt ob der Zauberei, die ich nach ihrer Meinung beim Photographieren betrieb; nur einige Centstücke und meiner Leute Zureden beschwichtigten sie ein wenig. Die Arme trägt all ihre Habe mit sich. Rechts ist der flache eiserne Reiskochkessel, das Hauptstück jeder Küche, zu sehen, vorn ein kleiner Kessel mit Henkel, eine kleine Trinkschale links davon. Was braucht sie sonst!

Wie ich selbst lebte, wenn ich nicht in einem Privathause oder Gasthause Unterkunft fand, sondern in der Einsamkeit des Hochgebirges hauste, möge Abbild. S. 861 veranschaulichen. Mein aus Deutschland mitgenommenes Zelt (links) bewährte sich sehr. In einem Anbau (hinten, kaum sichtbar) hauste mein trefflicher Boy Li, der in der Mitte steht (mit Hut). Ein französisch radebrechender, schlauer und geschickter Chinese, dabei ein trefflicher Koch. Links von Li stehen zwei der vier Soldaten, die ich als sogenannte Schutzwache mithatte. Rechts von Li der Obermafu, d. h. der erste Pferdewärter; ganz rechts hinten ist das Leutezelt mit zweien meiner Sammler. Ich kampierte damals in einer Buschlandschaft nahe bei einer Quelle, 3500 Meter hoch am Nordosthange des Litschiang-Schneeberges. Von diesem Punkte aus stieg ich zweimal bis 5000 Meter (über Montblanc-Höhe) empor. Leider herrschte oben Nebel, und andre Bergbilder sind mir jetzt nicht zur Hand. Abbild. S. 862 zeigt einen Einblick in das weiße Wapertal, in dem das eiskalte Gletscherwasser von den Höhen im Hintergrund herabströmt. Ich nahm das Bild von der Steinbrücke, die wir in Abbild. S. 863 sehen; es ist nach links hin. Die Brücke ist



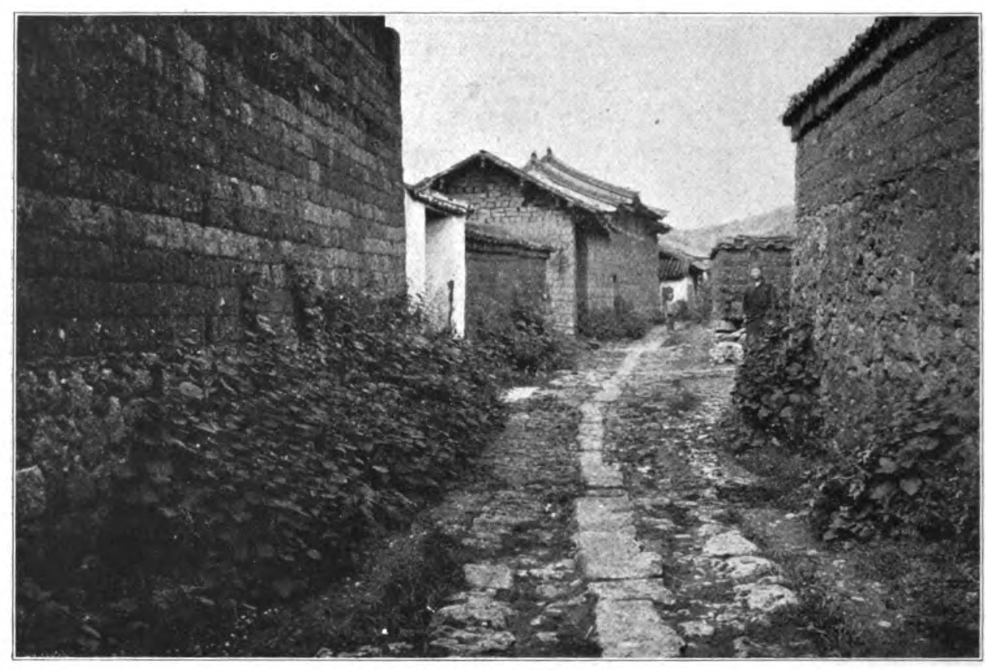
Hauptstraße in Hotsching

ebenfalls ganz typisch und eine der besseren. Auf ihr stehen mein Grauer, ein prächtiges Muster der kleinen Jünnanpferde, die unübertroffene Bergsteiger sind. Rechts davon, mit der Flinte, mein Leibjäger Lau-Tschan, ein treuer, sehr intelligenter Moso, der außer seiner Muttersprache noch mehr oder minder Chinesisch, Hsifan, Tibetisch und etwas



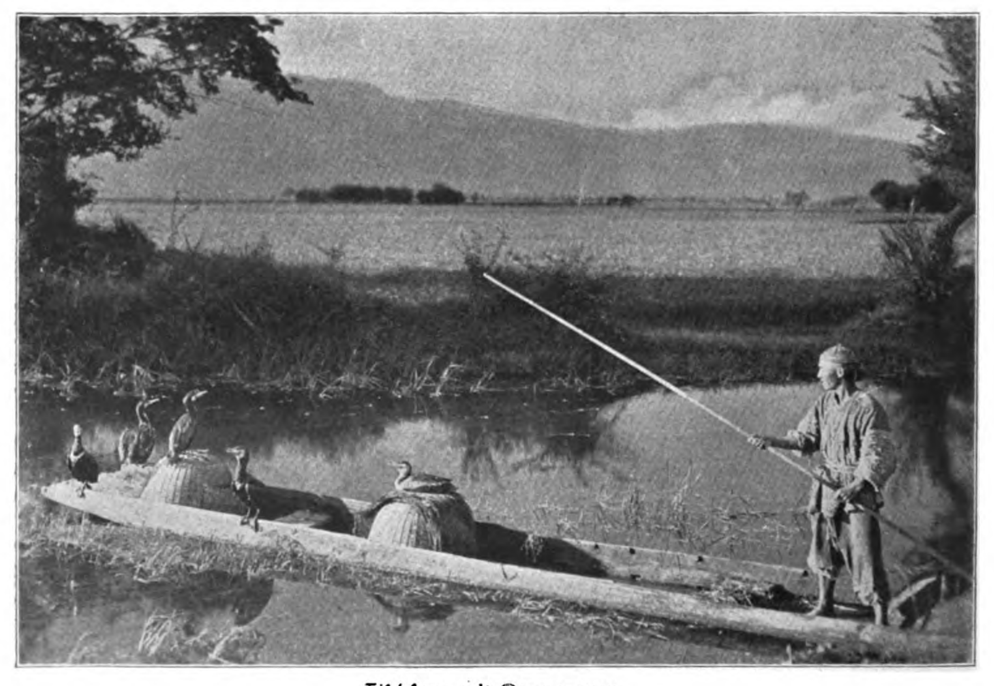
Reismarkt in Talifu





Seitengasse in Litschiangfu

Lolo sprach. Er war einer der Leibdiener des erwähnten Mosofürsten (Tussu) in Kuapieh und begleitete mich zunächst in dessen Auftrage. Es gefiel ihm aber so gut, daß er bat, bis Jünnanfu bleiben zu dürfen. Ich bereute nie, ihm die Bitte gewährt zu haben. Ganz rechts ist mein bester Sammler, ein Muster eines guten Chinesen, zu sehen; achtzehn Jahre alt, geschickt und gefällig wie nur einer. Sein Name: Tschan-ho. Er

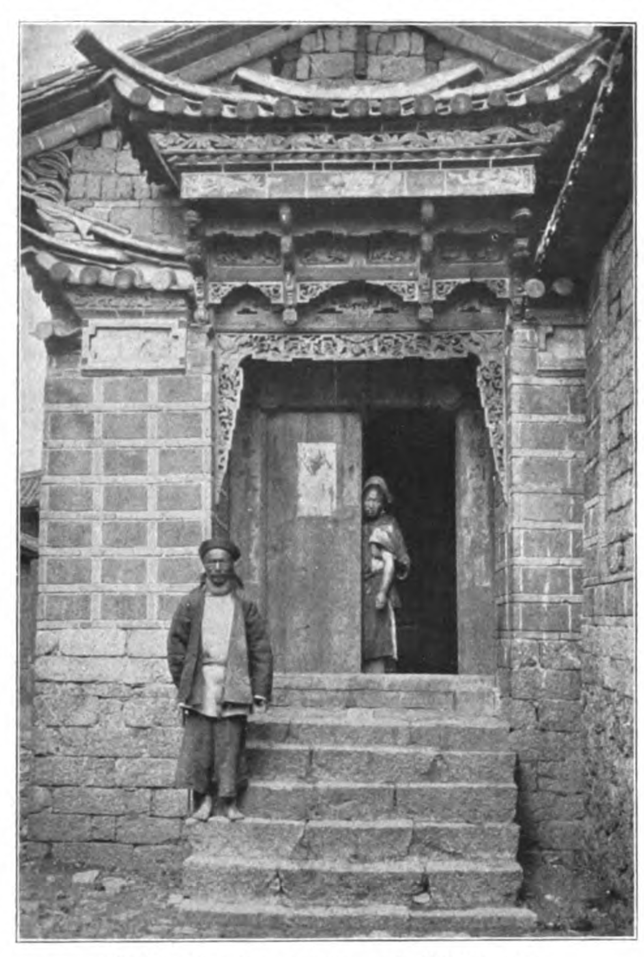


Fischfang mit Kormoranen

war mein Lieblingsdiener auf der ganzen Reise, und wir trennten uns schweren Herzens. Leider zog er sich beim Sammeln von Sämereien eines giftigen Sumachstrauches einen Ausschlag im Nacken zu, den alle Mittel, solange ich mit ihm war, nicht vertreiben konnten.

Hier möchte ich ein Bild einschalten, das zwar nicht aus dieser Gegend stammt, aber gleichwohl dort aufgenommen sein könnte. Es zeigt die sehr beliebte Art des Reisens im Tragstuhl. Mein Boy reiste darin, als ich von Jünnanfu im Januar 1905 über Land nach Suifu ging. Ich selbst hatte einen mehr offenen größeren Stuhl mit vier Trägern. Diese kleinen Stühle für zwei Träger sind sehr leicht gebaut (Holz und Bambus) und kosten 12 bis 16 Mark. Man steigt vorn ein, wo das Schutzleder vorhängt, wenn der Stuhl auf der Erde steht. Der im Stuhl sitzende Boy ist nicht zu erkennen. Das Bild lehrt uns aber noch mehr. Wir sehen einen typischen sogenannten »großen« oder Haupt-Karawanenweg. Er mag vor Jahrhunderten, als man ihn anlegte, recht gut gewesen sein. Aber Alter, Wetter und Menschen haben ihn stark mitgenommen, und das Vergnügen, von einem Stein auf den andern zu tappen, ist auf die Dauer ermüdend. Des weiteren sehen wir eine typische Landschaft, deren Baumwuchs durch ständiges Abbrennen seit langem vernichtet ist. Mit Ausnahme der Tibeter sind alle Völker im gemäßigten Jünnan Waldverwüster. Diese Gegend auf Abbild. S. 864 ist Sandsteinformation in rotgrauen Tönen.

In den wenigen ebenen Gebieten dieser Provinz sind die Hauptwege zuweilen bis vier oder fünf Meter breit. Allein im Grunde ist fast immer nur ein zwei bis drei Meter breiter Mittelweg gepflastert und der Rand nur in der trockenen Zeit gangbar, bei Regen aber ein einem Reisfeld ähnlicher Sumpf. Straßen in unserm Sinne gibt es im Inneren Chinas überhaupt nicht. Wagenverkehr ist auf einige Ortschaften beschränkt, und die Wagen (zwei- bis vierrädrig) sind vorsintflutliche Karren mit Rädern, die aus einem Stück Holz bestehen, das eher vieleckig als rund zu sein pflegt. Jedenfalls ist das Reisen in solchen Wagen unmöglich. Man reitet, läßt sich tragen oder geht zu Fuß, was oft das einzig Erträgliche ist.


Muster eines Hauseinganges in Litschiangfu

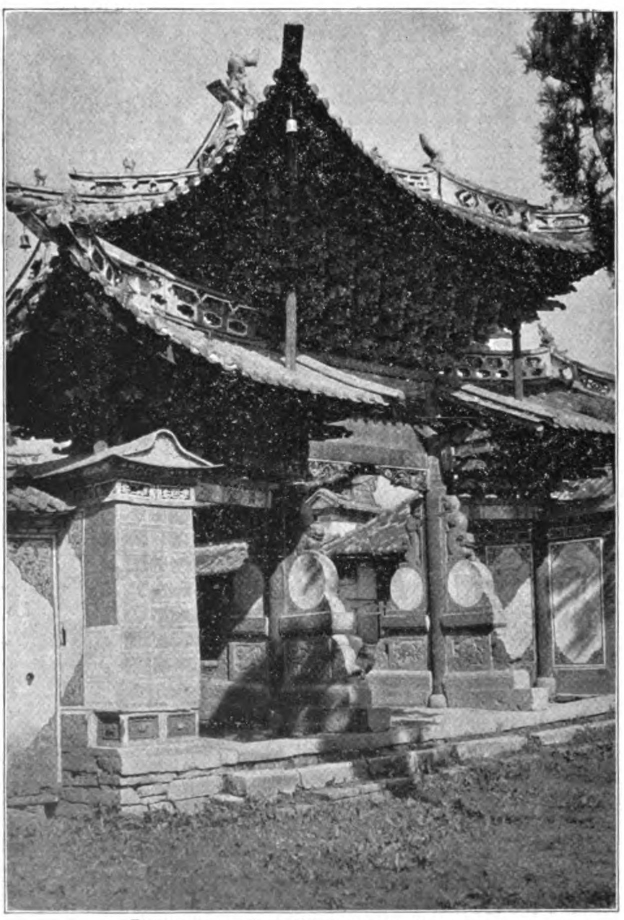
Das Reiten auf einem Steinwege, wie Abbild. S. 864, oder auf Straßen, wie sie Abbild. S. 865 oben zeigt, wo die Tiere hartnäckig den bestgepflasterten Mittelsteig aussuchen, ist nicht immer angenehm. Zumal wenn, wie bei Litschiang und Talifu, das Gestein Kalk oder Marmor, also sehr schlüpfrig ist. Man weiß nie, wann das Tier

ausgleitet und ob man mit den Steinen allzu nachdrückliche Bekanntschaft machen wird.

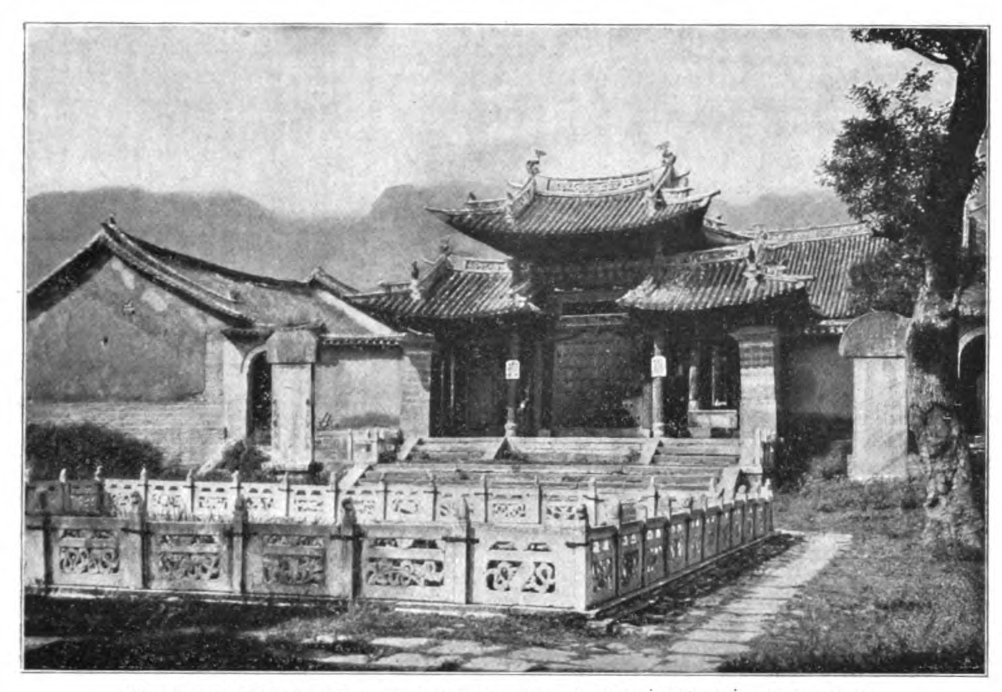
Abbild. S. 865 zeigt die Hauptstraße in Hotsching, dem Handelsvororte, wenn ich so sagen darf, von Litschiang, eine Tagereise (80 Li oder etwa 50 Kilometer) von diesem Orte entfernt. Fast jede Hauptstraße in Städten von 20 000 bis 50 000 Einwohnern sieht ganz ähnlich aus, nur ist sie meist schmäler, oft nur drei bis vier Meter breit. Die hohen Tore sind das Wahrzeichen aller Städte und meist in Vierzahl, nach allen Himmelsrichtungen, vorhanden. Sind doch fast alle chinesischen Städte von hohen Festungsmauern eingeschlossen, deren Tore während der Dunkelheit geschlossen bleiben. Nur in Jünnanfu wurden die Tore nicht mehr geschlossen, was wohl auf europäische Einflüsse zurückzuführen ist.

In den Geschäftsstunden, von etwa neun Uhr früh bis sechs Uhr abends, sind die Straßen voll von Menschen und dem mit dem Handel verbundenen Lärm. Abbild. S. 865 zeigt den Reismarkt in Talifu, der westlichen Provinzhauptstadt, von der ich noch sprechen werde. Vorher will ich noch einige ganz bezeichnende Bilder aus Litschiang einschalten. So die stille Gasse, Abbild. S. 866, in der die Nesseln geruhig meterhoch wachsen und deren Pflaster auch bezeichnend ist. Wie man sieht, gibt es nirgend in der Straßenseite der Häuser Fenster, alle gehen auf den Hofraum hinaus, der zu jedem Gebäude gehört; setzt sich doch meist alles aus Gehöften zusammen.

Ein hübsches Beispiel eines Haus- (oder Hof-) Einganges gibt Abbild. S. 867 aus Litschiangfu wieder. Das Holzschnitzwerk ist verschiedenfarbig gestrichen. An der Tür, links vom Kopfe der Alten, die scheu nach dem Apparat lugt, ist der Rest eines der Heiligenbilder zu sehen, die an jedem Neujahr frisch auf beide Türflügel geklebt werden. Diese Schutzheiligen sind sehr mannigfacher Art und oft die Bilder sagenhafter Kaiser oder Helden.


Eingang zu einer Pagode in Hotsching

Von Litschiang zog ich Ende September in sechs Tagereisen über Hotsching und den Sungkwe-Paß nach Talifu. Talifu liegt am Fuße einer bis fast viertausend Meter hohen Bergkette und an einem prächtigen See. Es war bis vor wenigen Jahrzehnten die muselmännische Hauptstadt, denn in diesem Teile von Jünnan herrschten durch Jahrhunderte Anhänger des Propheten. Auf dem Wege kam ich durch wechselnd ebenes und gebirgiges Gelände. Namentlich in der Hotsching-Ebene findet man fruchtbares Reisland und seenartige sumpfige Flächen. Hier nahm ich Abbildung S. 866 auf, die einen Fischer mit seinen Gehilfen, den Kormoranen, zeigt. Fast überall wird mit Hilfe dieser Vögel gefischt, die vorzügliche Taucher sind. Allein diese



Marmorumfriedetes Brunnenbecken im ersten Hofe der Wu-Pagode in Talifu

Art des Fischens hat ihre großen Nachteile, da nur kleines Zeug gefangen und somit der Nachwuchs ausgerottet wird. Die Hälse der Tiere sind unterhalb des Schlundes eingeschnürt, so daß sie die Beute nicht hinunterschlucken können. Gewöhnlich klatscht der Fischer mit der Stange aufs Wasser und ruft dazu, wenn sie tauchen sollen. Oft hat ein Boot bis zwanzig Vögel, die je vier bis sechs Dollar kosten. Wilde Kormorane sind überall zu sehen, aber sehr scheu.

Da die Pagoden, d. h. die buddhistischen Kirchen, eine große Rolle in jedem Stadtbilde spielen und sehr oft für den Reisenden der einzige brauchbare Unterstandsort sind, lasse ich einige derartige Bilder folgen. Ich muß bemerken, daß anscheinend jetzt viele Pagoden ganz verwahrlosen, da sie kaum mehr gepflegt werden. Sie sind ja auch nicht, wie unsre Dome, für die Ewigkeit gebaut, sondern oft nur recht dürftig. In solchen verfallenen Pagoden, die von Schmutz starren, zu hausen, ist wenig angenehm. Anderseits hat die republikanische Regierung sehr viele Pagoden für Schulzwecke in Anspruch genommen, und dann erlauben die Behörden den Reisenden nur ausnahmsweise die Benutzung. In vielen Orten haust auch das sogenannte Militär in Pagoden, selbst die Polizei. So war es in der alten Pagode in Hotsching, deren Eingang Abbild. S. 868 zeigt. Ich schlief darin zwei Tage, denn die zwei Hotels im Orte waren doch zu — geruchvoll.

Jede größere Pagode gliedert sich in zwei bis drei Höfe und setzt sich aus mehreren Haupt- und Nebengebäuden zusammen. Es würde einen besonderen Aufsatz erfordern, wollte ich solche Kirche gründlich schildern. Die Abbildungen S. 870—873 mögen einige Eindrücke vermitteln. Die einzelnen Höfe sind oft reich ausgestattet und stellen eine Art Garten dar, in dem aber das Steinwerk die Pflanze ersetzt. Gewisse Bäume, wie Zypressen, Feigenbäume (ähnlich unsern sogenannten Gummibäumen, oft groß und mächtig wie unsre Eichen oder Linden), Kiefern (Abbild. S. 871) und verschiedene China eigentümliche Gattungen fehlen wohl nie. Oft auch findet man Blumen in Kübeln, zuweilen im freien Lande. Hie und da ein Wasserbassin, mit kunstvollem Marmorgeländer umfriedet, wie etwa das auf Abbild. S. 869 von der Wu-Miaussu (Pagode des Wu) in Talifu. Die nächste Abbildung S. 870 zeigt das Hauptgebäude im zweiten Hof einer großen Pagode in Hotsching. Sie war gut erhalten, doch ohne



Hauptgebäude einer großen Pagode in Hotsching

alles Statuenwerk im Inneren. Sehr gefiel mir immer die Steinmetzarbeit, und ich füge den Mittelstein in vergrößerter Darstellung auf Abbild. S. 870 unten gesondert bei.

Noch schöner ist vielleicht Abbild. S. 871: der Haupthof mit dem Zierturm in der bemerkenswerten Kwang-ying-Pagode bei Talifu. Ende Oktober 1914 besuchte ich



Ziersteintafel (vgl. die Abbildung oben)



Haupthof mit Zierturm in der Kwang-ying-Pagode bei Talifu

mit Père Auguste Salvat, dem katholischen Missionar Talifus, diesen Tempel und nahm eine Anzahl wohlgelungener schwarzer und farbiger Bilder mit heim. Die Pagode ist ein Wallfahrtsort für Kindersegen erstrebende Frauen; ist doch die Göttin Kwang-ying deren Helferin. Ihr Standbild ist eins der schönsten Kunstwerke, die ich in Jünnan



Standbild der Göttin der Fruchtbarkeit in Kwang-ying

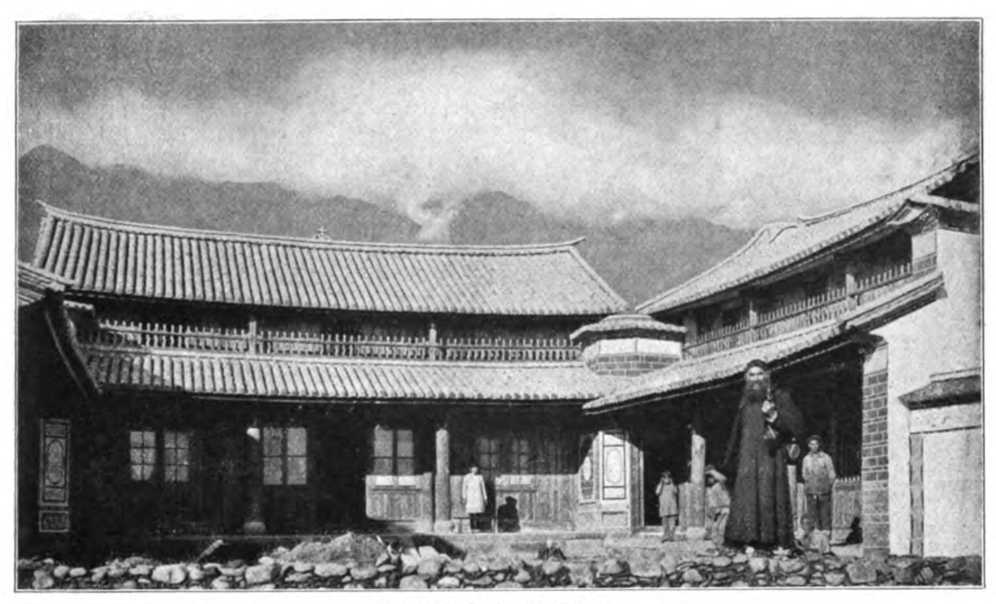
sah. Die schwarze Abbild. S. 871 ist nur eine unvollkommene Wiedergabe, verglichen mit der Farbenpracht, die meine Farbenaufnahme zeigt. Die Göttin trägt ein weißes Gewand mit reicher Goldstickerei; die Kopfhaube und der (auf dem Bilde dunkle) Überwurf sind tiefrot; der schmale Quersaum über der Stickereiborte unten ist himmelblau. Das Kind, das sie in den Händen hält, ist in Tiefgrün gekleidet. Der grottenartige Hintergrund ist ein mystisches Graublau. Was die kleinen Figuren, Vasen, Tafeln alle bedeuten, ist mir noch unklar, kann aber hier auch kaum erläutert werden. Auch sie sind farbig. Die »Wolken« sind teils rot, teils violettblau mit weißen Rändern. Zu Füßen der Göttin liegt eine Lotosblume. Der Vorhang ist tiefbraunrot. Er verhinderte eine Aufnahme der ganzen Gruppe. Die Gesichtszüge sind gar lieblich; durch Überbelichtung der hellen Teile ging der Ausdruck leider verloren.

Die Seitengebäude stellen halboffene Hallen dar, in denen überlebensgroße »Genien« sehr realistisch dargestellt sind. Einige davon möge Abbild. S. 872 wiedergeben. Auch hier ist die Farbe sehr wesentlich. Die Gewänder sind wechselnd purpurn mit tiefblau, hellblau mit grün, tiefgrün mit rot usw.; lauter satte, wirkungsvolle Farben, nur gedämpft durch die auf den Figuren ruhende Staubschicht. Das grottensteinartige Stuckwerk, auf dem die Genien ruhen, ist wieder blaugrau. Die Steintische tragen Opferschalen, in deren Sand die Frommen glimmende Räucherhölzer stecken.

Genien aus dem Kwang-ying-Tempel

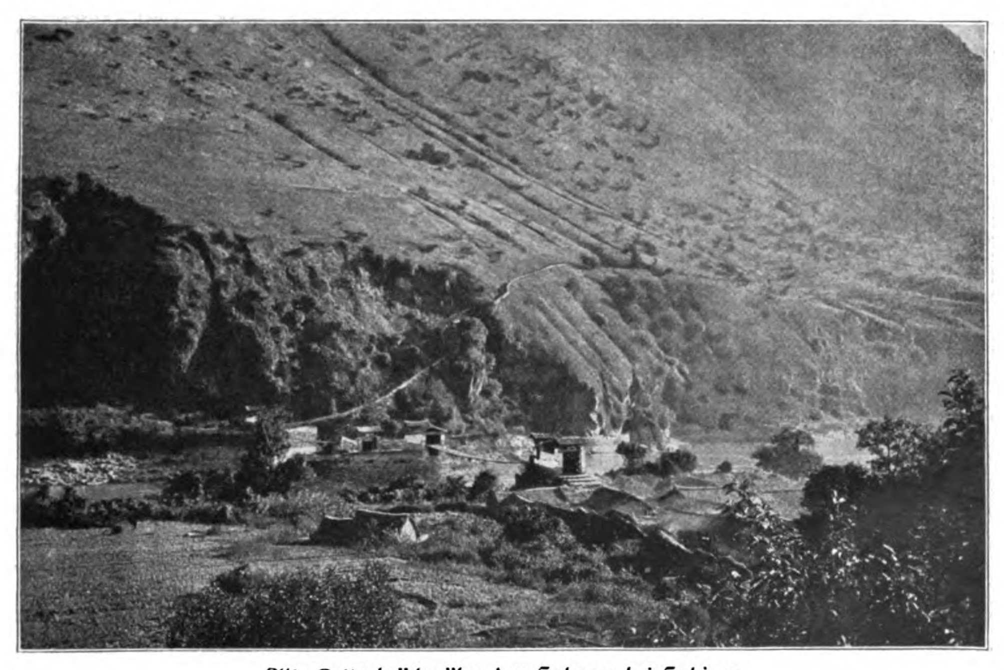
Ehe wir Talifu verlassen, sei mir gestattet, des schon genannten Missionars voll herzlichsten Dankes zu gedenken. Wir sehen ihn auf Abbild. S. 873 vor seiner neuen Mädchenschule; im Hintergrund in der Mitte steht die chinesische Lehrerin. Diese Schule hat Père Salvat unter großen Opfern errichtet. Er ist nicht nur einer der prächtigsten Menschen, die ich je traf, sondern auch einer der besten Missionare, der bereits über dreißig Jahre in China lebt, ohne sein geliebtes Frankreich wiederzusehen. Trotz allem Kriege waren wir sechs Wochen lang in herzlichem Einvernehmen, und ich weiß, daß unsre Freundschaft fortdauern wird.

In Tali ist auch eine Niederlassung einer protestantischen englischen Mission, die Rev. Hanna, ein trefflicher Arzt und Seelsorger, leitet. Er ist Kanadier und auf »Germans« nicht gut zu sprechen. Auch Katholiken scheint er nicht zu schätzen. Es ist sehr bedauerlich, daß katholische und protestantische Missionare so selten in gutem Einvernehmen stehen. Dies führte zu einem



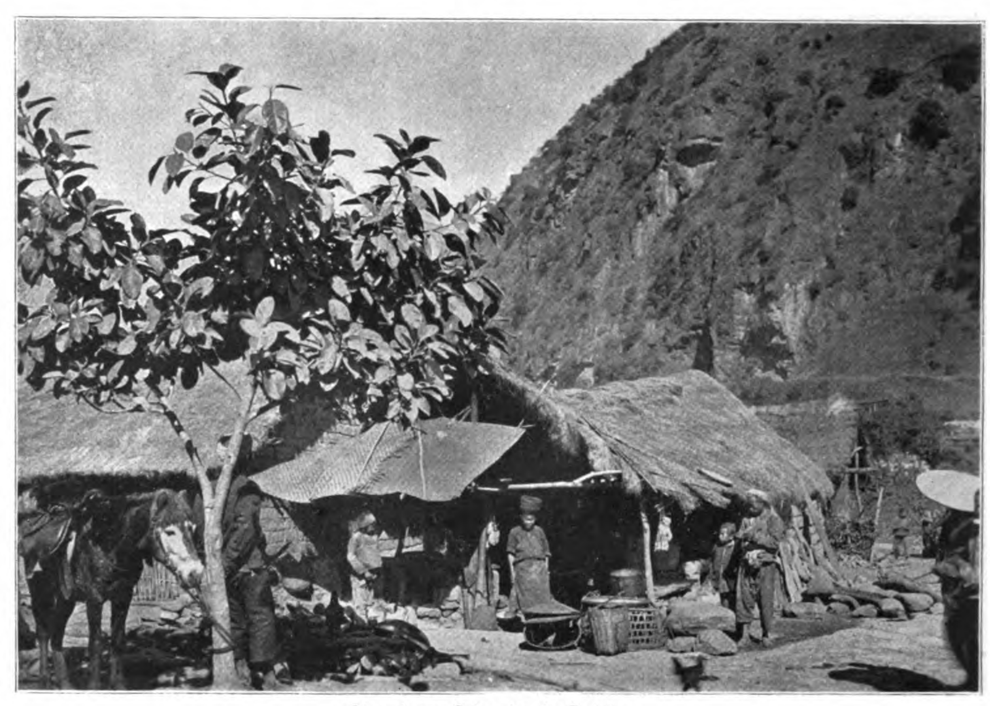
Mädchenschule in Talifu

ganz ergötzlichen Ereignis, das ich nicht unerwähnt lassen möchte. Ich besuchte auf dem Marsche von Jünnanfu nach Suifu im Januar 1915 in der Stadt Tschau-lung-fu die katholische Mission mit einem Geleitbrief Père Salvats. Außerdem gab ich Karten bei den Protestanten ab, wo aber damals nur ein Missionar-Arzt, Dr. Dymond, zu finden war. Dieser lud mich für den Abend ein, und da ich zuvor noch auf der französischen Mission Abschied nehmen wollte, ging ich dort vorbei. Père Fortin, der seit acht Jahren in Tschantung lebte, hatte seinen protestantischen Kollegen noch nie besucht. So brachte denn ich, ein Deutscher und ein Weltkind, die »Alliierten« England und



Alte Kettenbrücke über den Salween bei Sukiang

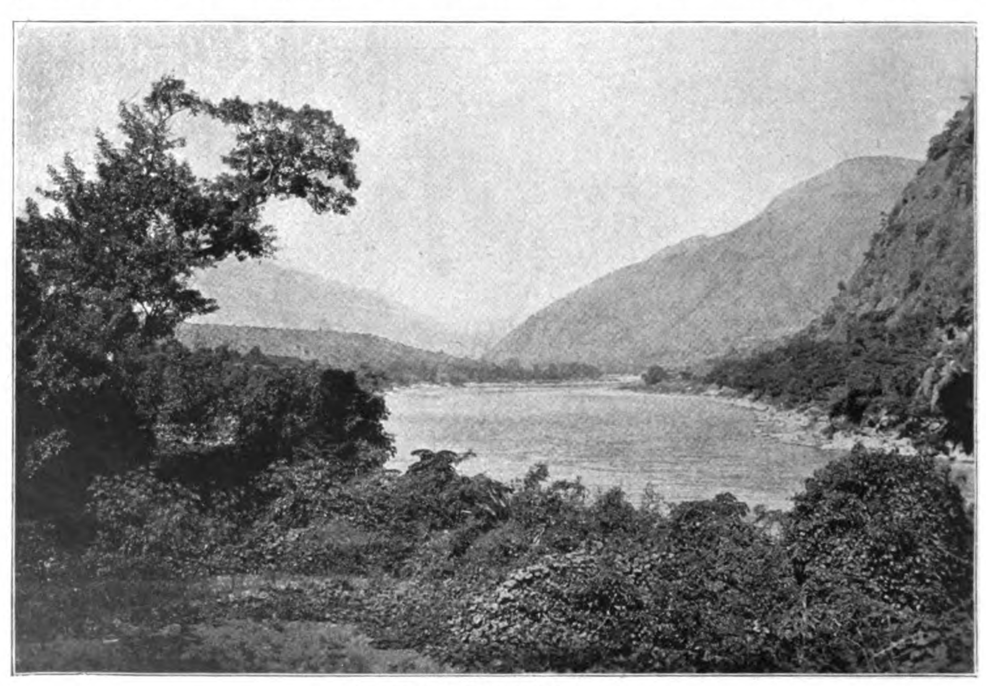




Aus dem Schandorfe Sukiang

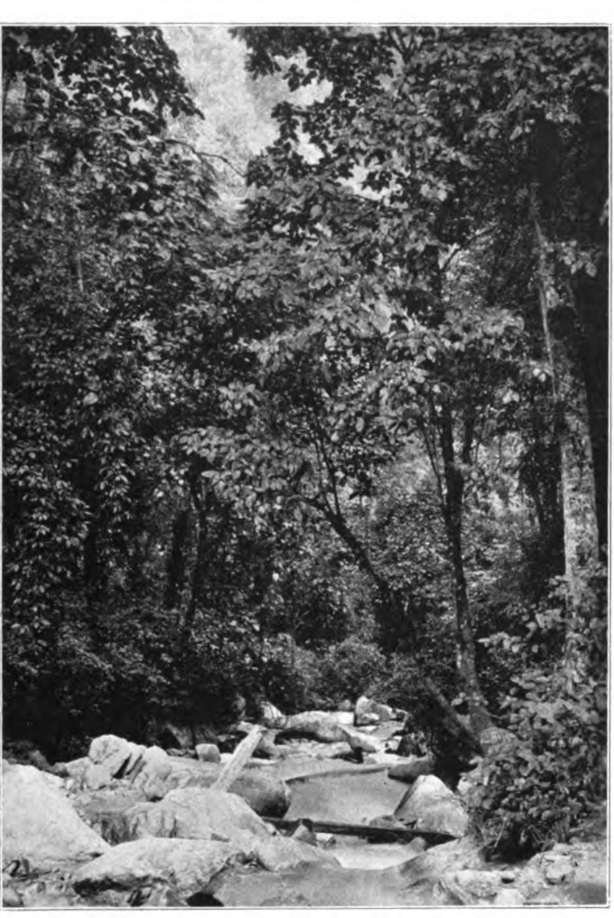
Frankreich zusammen, und der Katholik speiste sogar mit dem Protestanten. Ist das nicht ganz bezeichnend? Es war aber ein sehr netter Abend; nur sprachlich verzwickt, da England und Frankreich sich nur auf chinesisch verständigen konnten, wollte ich nicht den Dolmetsch machen.

Am 15. November 1914 nahm ich Ab-



Landschaftsbild bei Salween

schied von Talifu, um zunächst gen Westen, zum Mekong und Salween, hinzuziehen, deren Gebiet ich nicht ganz unbesucht lassen wollte. Der eigentliche Zweck meiner Reise war beendet, und eine besondere Karawane mit reicher Beute wanderte von Tali auf geradem Wege nach Jünnanfu, wo ich ebenfalls am Weihnachtstage eintreffen wollte.



Urwald bei Lantschei

Zum letztenmal grüßte ich die blendende Schneekuppe des Litschiangberges, die jetzt in vollster Klarheit die Höhen nördlich von Talifu überragte. Zum letztenmal schweifte mein Auge über die blaue Seefläche und über die gelben Reisfelder, die jetzt der Sichel zum Opfer fielen. Krächzend zogen die Kraniche unter dem tiefblauen Himmelszelt dahin, und schnatternd grasten die Wildgänse auf den ersten leeren Reisfeldern. Die Kuppen des Taligebirges deckte junger Schnee, und tagelang konnte ich auf diese Höhen zurückblicken, bis auch sie endlich hinter andern Bergkulissen verschwanden.

Es ist eine mühsame Reise quer durch Westjünnan. Alle Höhen streichen von Nord nach Süd, und es gilt eine gewaltige Sperre nach der andern zu überwinden. Jeder Tag bringt einen Aufstieg von etwa zweitausend Metern und einen Abstieg von oft noch mehr. Das Flußbett des Mekong an der alten Hängebrücke zwischen Tschayang und Pingpo liegt etwa 1300 Meter hoch, wogegen die Brücke über den Salween (Abbild. S. 873) nur rund 700 Meter hoch liegt, was also einen Unterschied von rund 600 Meter ausmacht. Trotzdem ist die Wasserscheide zwischen beiden Flüssen gleich hoch, etwa 2600 Meter, welche Höhenunterschiede auf ziemlich schwierigen Wegen zu überwinden sind. Die Höhen am Mekongtal sind zumeist gänzlich kahl oder nur mit lichtem Kiefernwald überzogen. Das tiefe Salween-Tal dagegen bietet wesentlich andre Pflanzenbilder. Hier unter tausend Metern Meereshöhe herrscht subtropische Vegetation. Im feuchten Sommer gilt die Gegend als sehr fieberreich, allein zur Winterszeit ist sie gefahrlos, wenn auch dann sehr heiß. Auf Abbildung S. 873 kann man im Hintergrund genau den Weg erkennen, auf dem man von Osten her zur Brücke kommt. Diese besteht aus zwei Teilen, die sich auf einer Felseninsel im Flusse treffen. Im Vordergrund rechts liegt der Ort Sukiang, aus dem Abbild. S. 874 einen Ausschnitt bringt. Wir sind hier im Reiche der Schan, eines früher mächtigen Volksstammes. Die Frau im Mittelgrunde mit dem hohen schwarzen Turban ist eine Schan-Frau. Die Dörfer und Wohnungen sind sehr ärmlich, alles aus Bambus errichtet und ohne jede Zier. Der

Baum vorn ist ein junger Feigenbaum der von mir früher erwähnten immergrünen Art. In den steilen Felsen des Hintergrundes hausen Affen.

Wundervoll ist die Szenerie von Abbild. S. 874 unten — in Farben! Himmel und Wasser wetteifern in tiefster Bläue, dazu das satte Grün der Pflanzen und die zarten gelbbraunen und lilaroten Töne der Erde und des Gesteins.

Mein Ziel im Westen lag eine halbe Tagereise vom Salween aufwärts. Es war der Ort Lantschei, den ich auch spätabends am 26. November erreichte. Am andern Morgen brach ich mit nur zwei Begleitern auf, um zur Wasserscheide zwischen Salween und Swehli, einem Nebenflusse des Irrawadi, emporzusteigen. Es war ein mühsames Klimmen durch subtropischen Urwald (Abbild. S. 875), dessen üppige Pflanzenwelt so ganz verschieden von der ist, die ich bisher kennengelernt hatte. Aber es war ein schöner Tag, und die ersten Pfirsiche blühten in den höheren Lagen. Ein neues Stück Welt erschloß sich mir, und ich bereue nie, diesen Abstecher, dem Rate meines Freundes Forrest folgend, gemacht zu haben.

Am nächsten Tage wandte ich mich aber wieder nach Osten und zog in Eilmärschen auf einem südlichen, sogenannten kleinen Wege nach Jünnanfu, wo ich mit dem ersten Schnee am 23. Dezember eintraf. Ich kam gerade rechtzeitig, um noch das Weihnachtsfest im Kreise lieber Deutscher im behaglichen Heim der Familie Stiebritz zu feiern.

Nach sechs Wochen erfuhr ich endlich wieder etwas über die Heimat und hörte von deutschen Siegen!

Letzter Gruß

Nimm diesen Gruß, den ersten, den ich sende —
Der erste muß zugleich der letzte sein —,
Und falte betend deine lieben Hände,
Und ernst, doch ohne Gram gedenke mein.

Denk dran, daß, wenn du diesen Brief erbrochen,
Es schon ein Grab auf fremder Erde gibt,
Drin einer ruht, der nie davon gesprochen,
Und doch seit Jahren dich so heiß geliebt.

Nur flüchtig hab' ich dir die Hand gegeben,
Als ich zum Kampf gerüstet Abschied nahm,
Und fühlte doch, es war fürs ganze Leben —
Ich wußte ja, daß ich nicht wiederkam.

Doch, statt um deine Liebe noch zu werben,
Gab's nur den einen stolzen Wunsch für mich:
Für unser großes Vaterland zu sterben,
Das ich noch heißer liebe selbst als dich.

Ich fühle nichts vom Schmerz der Todeswunde,
Dein liebes Bild schwebt freundlich über mir,
Ich segne dich in meiner letzten Stunde,
Und meine letzten Wünsche sind bei dir.

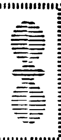
Von fern her hör' ich Siegeslieder schallen,
Zum Himmel hebt der deutsche Adler sich —
Wenn jauchzend einst die Sieger heimwärts wallen,
Pflück' schweigend — eine Rose — auch für mich.

Louis Engelbrecht





Die Züchtung eiweiß- und fettreicher Pilze



Von Prof. Dr. Paul Lindner (Berlin)

Während die höheren Pflanzen in unsern Breiten nur eine einmalige Ernte ihrer eiweiß-, zucker-, stärke- oder fettreichen Früchte gestatten, besteht bei den Kleinlebewesen die Möglichkeit, sie ununterbrochen auszusäen und innerhalb weniger Stunden oder Tage wieder samt ihrem Zuwachs zu ernten. Die höheren Pflanzen schaffen in der freien Natur nur in der wärmeren Jahreszeit die Stoffe, die wir von ihnen später als Nährstoffe einheimsen. Vorbedingung zu ihrer Bildung war außer der Wärme noch Licht, Kohlensäure und mineralischer Dünger, in dem Nitrate oder Ammoniaksalze nicht fehlen durften. Die pflanzlichen Kleinlebewesen, die sich für Massenzüchtungen eignen, sind schon anspruchsvoller. Sie können zwar das Licht entbehren, bedürfen aber statt der Kohlensäure organischer Kohlenstoffverbindungen, insbesondere des Zuckers, den uns die höheren Pflanzen im Sonnenlicht aufgebaut haben. Aus diesem und den stickstoffhaltigen Bestandteilen sowie den Mineralstoffen bauen sie ihre Leiber auf, die in einer Hülle von mehr oder weniger verschleimten Wänden plastische Eiweißstoffe, Glykogen, Fett oder Öl bergen. Je nachdem die Aufgabe gestellt ist, mehr Eiweiß oder mehr Fett zu erzeugen, wird man die Stickstoff- oder Zuckergabe höher nehmen müssen. Bei Erzeugung eines Kraftnährmittels, das Eiweiß und Kohlehydrate oder Fette enthalten soll, wird man eine mittlere Stickstoff- und Zuckerdarbietung bevorzugen. Handelt es sich um die Gewinnung lediglich des Fettes, dann kann man die geernteten Zellen der Selbstverdauung überlassen und die dabei in Lösung gegangenen Eiweißstoffe und Mineralbestandteile der nächsten Zucht wieder zugute kommen lassen. Die Selbstverdauungsprodukte der Zellen stellen eine höherwertige Stickstoffnahrung dar als die Ammoniaksalze oder Nitrate. Man wird diese nur noch in beschränktem Maße der nächsten Zuchtflüssigkeit zuzusetzen brauchen, ebenso die Mineralstoffe.

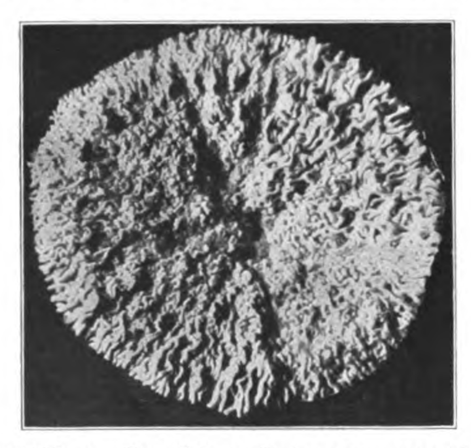
Ganz ausschalten lassen sich aber die Stickstoffverbindungen und die Mineralstoffe nicht, denn ohne sie kann keine Neubildung von Zellen stattfinden, in denen das Fett unter Vermittlung des lebenden eiweißhaltigen Plasmas zur Ausbildung kommt. Es ist allerdings erstaunlich, wie wenig Plasma genügt, um bei Gegenwart von reichlichem Zucker noch größere Fettmengen zu bilden. Die Verhältnisse liegen hier ähnlich wie bei der Bildung von Stärkekörnern. In der Kartoffelzelle ist das reife Stärkekorn ein Riese gegen den Stärkebildner, der schließlich nur als ganz dünnplasmatische Haut das Korn überzieht. Die große Rolle, welche die Kartoffel im Wirtschaftsleben unsers Volkes spielt, ist ihrer Fähigkeit zu danken, auf mageren, stickstoffarmen Böden mit Hilfe dieser geringen Menge Stickstoff die großen Mengen Zucker, die in ihren grünen Organen gebildet wurden, bis auf geringe Atmungsverluste in der Knolle in Form von Stärke aufzuspeichern. Unsre Ölpflanzen speichern in ähnlicher Weise das aus dem Zucker gebildete Öl auf.

Unter den niederen Pflanzen gibt es zahlreiche Arten, bei denen man gelegentlich Zellen von großem Fettreichtum findet. Das kann selbst bei gärenden Mikroben der Fall sein. Hier wird aber nur ein Teil des Zuckers zu Fett umgebildet, ein andrer Teil wird glatt zu Kohlensäure und Alkohol vergoren oder zur Neubildung von Zellen beansprucht.

Wenn wir hinsichtlich der Fettproduktion unter den fettbildenden Arten eine Auswahl treffen sollten, werden wir die meiste Aussicht auf Erfolg haben mit nichtgärenden Arten, die den Zucker in der Form, in der er uns am billigsten zur Verfügung steht, ohne weiteres zu Fett verarbeiten. Als billigste Zuckerquelle ist zurzeit wohl die Melasse anzusprechen, die ein Nebenprodukt der Rübenzuckerfabrikation ist.

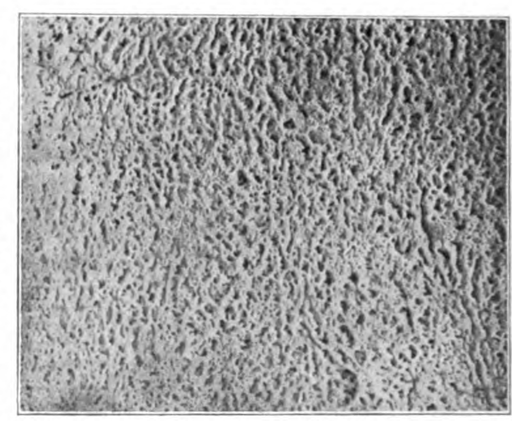
In der Melasse sind außer dem Zucker noch stickstoffhaltige Verbindungen und Salze enthalten, so daß ein kräftig assimilierender Pilz fürs erste darin ganz gut sein Fortkommen findet. Kräftig assimilierende Arten stellen in erster Linie die Kahmpilze dar, die durch Bildung mehr oder weniger dicker Häute auf der Oberfläche der Nährlösung sich auszeichnen. Ein typischer Vertreter dieser Gruppe ist z. B. die Kahmhefe, die wir beim längeren Stehenlassen einer schon halb entleerten Bierflasche fast mit Sicherheit antreffen. Sie bildet zwar auch etwas Fett, aber doch nicht in dem Maße, daß wir sie als »Fettpflanze« ansprechen können. Ein ähnlich wachsender, nämlich mehr oder weniger dicke Häute bildender Pilz ist der von Hofrat Professor L u d w i g (Greiz) benannte und zuerst beschriebene Endomyces vernalis, der im Frühjahr den Hauptbestandteil der Vegetation des an frischen Baumstümpfen oder an sonstigen Wunden der Birke, Hainbuche u. dgl. auftretenden sogenannten »Milchflusses« bildet. Es ist das Verdienst Ludwigs, die Vegetation der Baumflüsse durch

Jahrzehnte hindurch nach der Zeit ihres Auftretens wie nach der Zusammensetzung der Vegetation beobachtet zu haben. Ich selbst habe diese Beobachtungen insoweit fortgeführt, als ich mit Hilfe der Reinkultur die einzelnen Arten daraus abzuordnen und näher zu bestimmen trachtete. Es lag mir namentlich daran, die Beziehungen zwischen den im Gärungsgewerbe auftretenden Mikroben und den in den Naturgärungen heimischen Arten festzustellen. Die Erinnerung an derartige in meine Vorlesungen eingeflochtene Betrachtungen mag den diplomierten Brauereiingenieur Schrettenseger, der in einem Pionierbataillon an der Ostfront tätig ist, bestimmt haben, eine Probe von einem an einer Birke beobachteten Milchflusse seinem früheren Lehrer einzusenden. Die Probe bestand aus wenigen auf einem Stückchen Zeitungspapier eingetrockneten Tropfen. Da ich vor Jahren bereits wiederholt solche Proben aus dem Greizer Waldgebiet von Ludwig zugesandt erhalten und untersucht hatte, schien es mir zunächst aus pflanzengeographischen Erwägungen heraus angezeigt, einen Vergleich mit den früheren Proben, von denen ich bereits eine ganze Anzahl mikrophotographischer Aufnahmen gemacht hatte, anzustellen. In früheren Jahren hatte sich eine eingehendere Untersuchung der Milchflußproben nicht ermöglichen lassen. Dieses sollte nunmehr nachgeholt werden. Entgegen den ersten Zeitungsberichten über die »Fetthefe aus dem Schützengraben« ist zu bemerken, daß die Originalprobe durchaus noch keinen Schluß auf die Anwesenheit einer besonderen Fetthefe gestattete; auch war von einem Gelee, von dem in den Berichten zu lesen war, nichts zu sehen.



Abbild. 1. **Der Fettpilz Endomyces vernalis Ludwig, zu einer »Riesenkolonie« auf Wurzelgelatine innerhalb vier Wochen herausgewachsen. Natürliche Größe**

Die Aussaat war als punktgroßes Tröpfchen auf die Mitte der Gelatinefläche gegeben worden



Abbild. 2. **Auf schwach verzuckerter Kartoffelsuppe gewachsene Pilzhaut des Fettpilzes Endomyces vernalis. Natürliche Größe**

Um eine plastische Wirkung von dem Bilde zu erhalten, wird eine wiederholte Betrachtung nötig sein

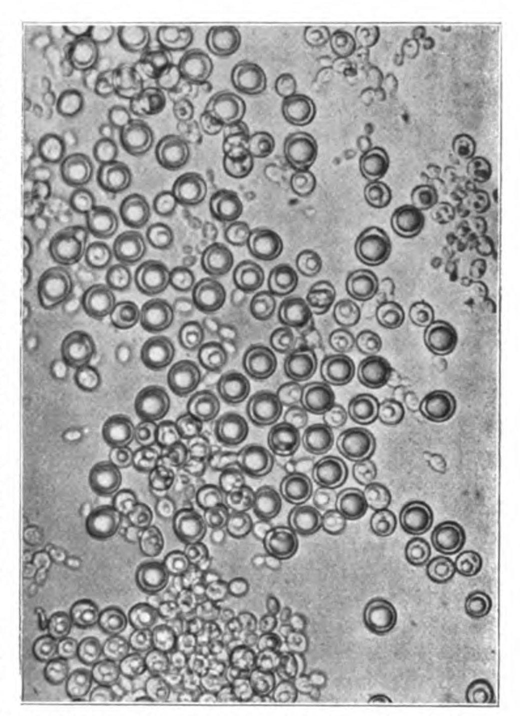
Nur hin und wieder enthielten die hefeähnlichen Zellen ein kleines Fetttröpfchen. Erst in der Kultur traten die fettbildenden Eigenschaften des Hauptbestandteils der Mischvegetation des Endomyces vernalis zutage. Diese Beobachtung fiel gerade in eine Zeit, in der der wissenschaftliche Leiter des Instituts für Gärungsgewerbe, Geheimrat Delbrück, die Suche nach Fetthefen zum Zweck der Fettgewinnung als Kriegsaufgabe des Instituts angeregt hatte. Die schon wenige Tage nach der ergangenen Anregung gemachte Mitteilung, daß ein solcher Pilz gefunden sei, bestimmte ihn, für den Fortgang der Untersuchungen nach Möglichkeit Mittel und Kräfte bereitzustellen.

Es wurde zunächst daran gedacht, den Pilz in ähnlicher Weise, wie es bei der Herstellung der Eiweißfutterhefe geschieht, zu züchten. Das Ergebnis war ein Mißerfolg. Die Pilzzellen bleiben nicht untergetaucht, sondern gehen an die Oberfläche oder in den Schaum, wo sie sich natürlich nicht so schnell vermehren können wie in der Flüssigkeit. Auch verträgt der Pilz nicht so hohe Züchtungstemperaturen wie die im Institut für Gärungsgewerbe bereits im großen gezüchtete Eiweißfutterhefe. Ist er doch ein Frühlingskind und an niedere Temperaturen angepaßt. In der Natur spielt er in Wirklichkeit aber auch die Rolle einer Futterhefe, denn er bildet für zahlreiche Insekten, welche die Baumflüsse besuchen, gewissermaßen das tägliche Brot, zumal da andre Nahrungsquellen, wie süße Früchte u. dgl., noch fehlen. Die Baumflüsse liefern ziemlich große Mengen zuckerhaltiger Säfte im Gegensatz zu den Nektarien der Blüten oder andrer Organe der Frühjahrspflanzen, die nur spärlich fließen und der Insektenwelt nur Naschproben zur Verfügung stellen. Die Baumwunden bilden daher

einen bevorzugten Sammelplatz der letzteren. Die innigen Beziehungen beider gehen sogar so weit, daß die Insekten ihre Eier in den Milchfluß ablegen, weil sie darin die junge Brut auf das beste versorgt wissen. Mit dem Aufhören des Saftfließens ist auch die darin entwickelte Pilzmasse sehr bald von den Insekten aufgezehrt. Nur vereinzelt findet man später noch Zellen des Endomyces vernalis, so in den Nektarien der Blumen oder in dem Honigtau der Blattläuse und in Ameisennestern, wohin sie von den Baumwunden aus verschleppt wurden. Hohe Sommertemperaturen verträgt der Pilz nicht, daher verschwindet er beinah ganz mit zunehmender Wärme von den oberirdischen Standorten und wartet im Boden bis zu seiner Auferstehung im Frühjahr.

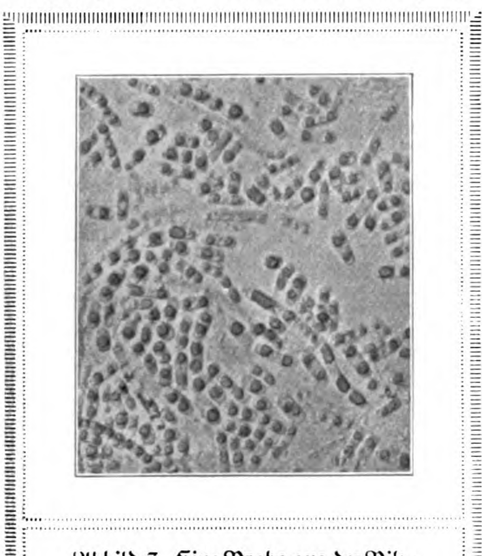
Abbildung 1 zeigt unsern Pilz in der Form einer auf Würzegelatine gewachsenen vier Wochen alten »Riesenkolonie«. Sie erscheint als ein mit weißem Mehl überstäubter kuchenartiger Belag, dessen Oberfläche gekröseartig gefaltet ist.

In den Nektarien der Blüten sind wiederholt schon fettbildende Pilze beobachtet worden, so z. B. von Reukauf. Dieser Umstand veranlaßte mich, zunächst diese Reukaufsche Hefe, die Reukauf und ich wiederholt in mikrophotographischen Abbildungen veröffentlicht haben, von neuem in der Natur aufzusuchen. Dabei fand sich neben der Reukaufschen Hefe des öfteren auch eine interessante »Torula«- oder »Kugelhefe« vor, die ebenfalls eine ausgiebige



Abbild. 4. Eine fettreiche Hefe Torula oleifera, 500fach vergrößert

Neben den großen kugeligen Zellen mit den beinah ebenso großen Öltropfen sind winzige fettfreie Zellen zu sehen, die im Gegensatz zu den Köderzellen der schnellen Vermehrung dienen



Abbild. 3. Eine Probe aus der Pilzhaut in Abbild. 2. 500fach vergrößert

In den meist langgestreckten Zellen sieht man ein bis zwei Öltröpfchen. Die Probe ergab bei der Analyse 24 v. H. Fett in der Trockensubstanz

Bildung von Öltröpfchen (Abbildung 4) zeigte. Da beide Hefen aber Zuckerarten vergären, schien es gebotener, bei Züchtungsversuchen in größerem Maßstabe zunächst den Endomyces vernalis anzuwenden. In verdünnten Melasselösungen wuchs er ausgezeichnet unter Bildung einer rahmartigen, stark gekräuselten Haut, die sich fettig anfühlt und auch rahmig schmeckt. Diese Haut stellt gewissermaßen eine vegetabilische Sahne dar, die eine Verwandtschaft zeigt mit dem vegetabilischen Käse, der in Kamerun aus dem Samen von Treculia africana, einem Urwaldbaum aus der Familie der Moraceen, hergestellt wird und über dessen Bereitung Walther Busse im Jahre 1905 eine kurze Mitteilung gebracht hat.

Wie in Melasselösungen, so wächst der Endomyces auch auf den verschiedensten Gemüseabkochungen unter Bildung einer lockeren, dicken Haut, die um so fettiger wird, je mehr Zucker die Gemüse enthielten. Ich habe auch Kartoffelsuppe nach kurzem Verzuckern mit etwas Malzauszug zu solchen Versuchen benutzt und darauf ebenfalls kräftige fette Häute erhalten.

Es ist so der Weg gewiesen, wie ohne weiteres zu einer Fetterzeugung in großem Maßstabe gelangt werden kann, ohne daß erst der Bau großer Fabriken abgewartet zu werden

braucht. Es ist nur einige Geschicklichkeit erforderlich, um die kuchenblechartigen Gefäße, in denen die Flüssigkeiten mit dem Pilz geimpft werden, keimfrei zu machen und zu halten bis zur Zeit der Ernte, die am dritten oder vierten Tage erfolgen kann. Auf Abbildung 2 sehen wir eine auf schwach verzuckerter Kartoffelsuppe entstandene Pilzhaut und in Abbildung 3 die Vegetation der darin zur Entwicklung gekommenen fetthaltigen Zellen. Die hier abgebildete Probe ist analysiert worden und ergab 24 v. H. Fett in der Trockensubstanz. Die Haut kann man in sehr einfacher Weise mit einem Schaumlöffel schöpfen, noch besser mit einem Gazemull, den man von vornherein, nach kurzem Abbrühen in kochendem Wasser, über die Flüssigkeit vor dem Impfen ausgebreitet hat. Bei der Ernte braucht man nur wie bei einem Fischzug das Netz herauszuheben, und man hat die ganze Pilzmasse, gleichmäßig verteilt, darauf. Die Masse schmeckt schleimig-fettig und ist ohne besonderen Beigeschmack, sofern man sie vorher auf der Gaze in einem Blech mit klarem Wasser von der Nährflüssigkeit, in der sie gewachsen, befreit. Das Fett ist ein flüssiges Öl, das dem Olivenöl nahekommt. Namentlich bei der Zucht auf Melasselösung wird man dieses Auswässern vornehmen müssen, um einen reinen Geschmack zu erzielen. Die Höhe der Schicht in den Zuchtblechen ist auf ungefähr ein bis zwei Zentimeter zu bemessen. Während der Zucht muß natürlich das Blech zugedeckt sein, um fremde Pilzsporen und Insekten abzuhalten.

Da in der Kriegszeit die Beschaffung von Weißblech auf Schwierigkeiten stößt, auch Aluminiumbleche, die sich vorzüglich dazu eignen würden, gesperrt sind, habe ich meine Zuflucht zu Pergamentpapier genommen und ganz gute Erfahrungen damit gemacht. Natürlich muß man darauf achten, daß keine Löcher darin sind, sonst leckt der Papierbottich, der sehr lang zugeschnitten sein kann und dessen Ränder zwei bis drei Zentimeter hoch durch Leisten gestützt werden müssen. Da das Pergamentpapier ohne Schaden durch kochendes Wasser gezogen werden kann, ist bei seiner Anwendung eine keimfreie Unterlage für die Nährflüssigkeit gewährleistet. Über dem Bottich kann man weiter zum Schutz gegen Infektion ein Dach aus Pergament- oder frischem Zeitungspapier, das ziemlich keimfrei ist, spannen. Die Fabrikation im großen wird so anzustreben sein, daß in einem scheunenartigen Gebäude Hunderte von solchen niedrigen Gefäßen übereinander auf einem leichten Gestell untergebracht werden.

Möglicherweise wird man den Nährwert des geernteten Pilzes so hoch einschätzen, daß man den Fettauszug aus den Zellen nur unserm Darmkanal überlassen wird. Auch die Zuführung der schleimigen Zellwände, durch die sich unser Endomyces vernalis auszeichnet, wird man vom diätetischen Standpunkt nur günstig bewerten können. Die biologische Bedeutung der Fettbildung in den niederen Pilzen dürfte darin zu suchen sein, daß durch die fetthaltigen Zellen die Insektenwelt angelockt werden soll, um mit diesen Zellen zugleich andre, weniger fetthaltige (Abbildung 4) und infolgedessen leichter keimfähige Zellen auf andre Standorte zu übertragen. So sucht der Pilz also durch den Köder seiner Fettzellen seine Art zu größerer Verbreitung zu bringen. Daß einmal statt der Insekten die Menschen für seine Massenvermehrung sorgen würden, davon hat er sich allerdings nie etwas träumen lassen.

Die Ungetreue ...

Oh, glaub' an mich,
Ich bitte dich,
Ich lieb' nur dich auf dieser Welt.
Die Augen nur vergingen sich
Und haben andern nachgestellt.

Oh, ich bereu'!
Doch was mir neu,
Das lockt die bösen Blicke sehr.
Die Augen gäb' ich um die Treu',
Doch säh' ich dich dann nimmermehr!

Alma Johanna Koenig (Johannes Herdan)



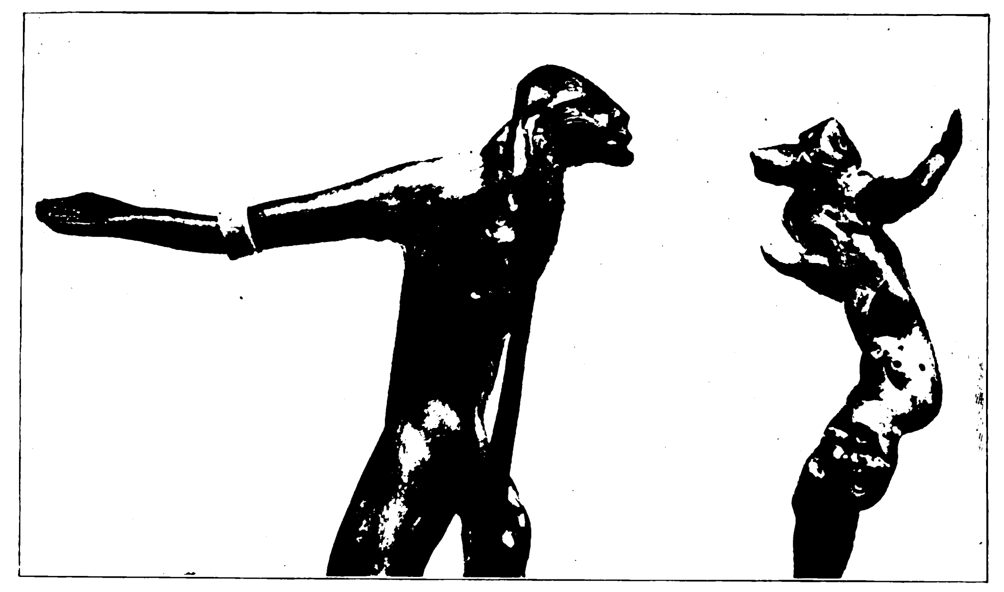
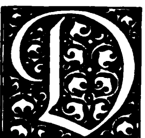


Abbildung 1

Neue Grotesken

Von Dr. Bruno Schröder

urch jedermanns eigne Erfahrung, durch die Literatur von aller Art gaukelt das Spiel der Phantasie, die im wirren Zufall von Linien und Farben etwas wie absichtliche Gestaltung zu sehen meint und zugleich die poetische Erfindungsgabe anregt, Märchen und Fabeln zu erdichten.

Wir aufgeklärten Fernrohrgucker wissen, was es mit den Flecken im Mond auf sich hat. Aber als Kinder haben wir doch alle ein Gesicht im Mond gesehen und sogar an das Märchen vom Mann im Mond geglaubt. Aus irgendeiner Geschichte erinnere ich mich dunkel, wie der Held oder die Heldin im Fieber krank und nun in Traumeswirren in den krausen Mustern der Tapeten wunderliche Gestalten sah, die die gereizte Phantasie schreckten und peinigten. Aus meiner eignen Kindheit weiß ich, daß einmal ein gemusterter Fenstervorhang mich mit rätselhaften Grimassen quälte, bis ich entdeckte, daß ich einen harmlosen Blumenstrauß so seltsam verkannt hatte. Auch weiß ich noch, wie in der Schule eine Karte von Europa und die wunderlichen Gesichter darin mich viel mehr anzogen als das leider so viel nützlichere Einmaleins. Gewiß hat auch jeder schon einmal Tintenflecke auf dem Löschblatt mit ein paar Strichen zu einem Menschenantlitz umgewandelt, vielleicht auch die edle Kunst der Klecksographie mit Andacht betrieben: da spritzt man ein paar Kleckse auf ein Blatt, faltet es zusammen, und wenn man's wieder öffnet, ist es zum mindesten nicht mehr sauber. Die Kunst ist dann, aus dem Geschmier etwas herauszulesen: Menschen, Tiere und sogar die Zukunft. Meistens sieht man nicht mehr als in jedem Werk von Narrenhänden; zuweilen mag das geknifffte Blatt ein symmetrisches Gebilde ergeben; ein Schmetterling kann sich aus den Klecksen entpuppen, und wenn das einem sinnigen Dichter wie Justinus Kerner gelingt, so macht er ein Gedicht darüber:

> Aus Tintenflecken ganz gering
> Entstand der schöne Schmetterling;
> Zu solcher Wandlung ich empfehle
> Gott meine fleckenreiche Seele.

Was ist denn beim Bleigießen am Silvesterabend so lustig? Doch das Raten, was die Klumpen und Zacken zu bedeuten haben, als Form »an und für sich« und als Anweisung auf die Zukunft, womöglich auf die erhoffte Verlobung. — Dann die Wolken! Wer hat nicht schon im Grase liegend in die »schönen, weißen Wolken« gesehen, Gesichter und Tiere zu erblicken gemeint und sich daran ergötzt, wenn sie verschwammen, sich auflösten, sich neu bil-

beten. Für den Dichter kann sich der Anblick zur Vision steigern: Liliencron schildert in einem »Virtuosenstücklein für Rezitatoren« den stillen Sommergarten mit den großen, ziehenden Wolken. Da bröckelt fern von Waldesrändern leise her ein Hörnertönen:

In die Wolken kommt ein Wogen,
Durch den Garten geht ein Stöhnen.

Ein Sturmstoß fährt durch die Äste:

In die Wolken kommt ein Wüten,
Durch den Garten geht ein Wimmern:

Die Wilde Jagd braust durch die Luft:

Vorgebeugt auf schwarzem Hengste
Seh' ich meine Liebste reiten,
Gierig ihre Augen suchend,
Rast mein Todfeind ihr zur Seiten.
Drohend ball' ich meine Fäuste,
Schrei' hinauf: »Verfluchte Metze!«,
Höre noch ihr Hohngelächter,
Und verschwunden ist die Hetze.

Dann verhallt der Lärm von Hunden und Hörnern, es ist still wie zuvor:

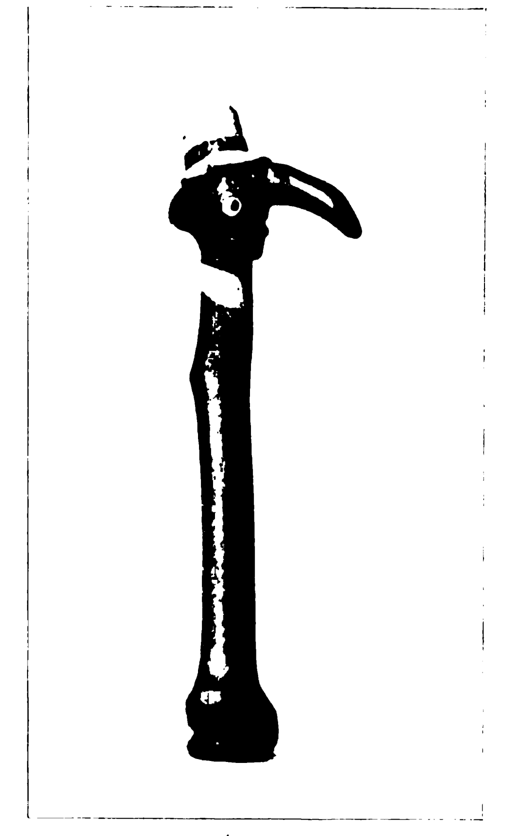


Abbildung 2

Klanglos schläft der Sommergarten,
Durch die Nacht, erschöpfte Tiere,
Schleppen sich die großen Wolken
In die neuen Rastquartiere.

Das ist nicht ganz ernst gemeint; der Dichter spielt mit seiner Erfindungskraft und seiner prachtvollen Sprache; aber der Kern, das Erlebnis ist echt, wie immer bei Liliencron. Der Meister mag es mir verzeihen, wenn sich hierbei eine Erinnerung aus Pennälerzeiten einstellt: wie in Scheffels »Ekkehard« der Ritter Spazzo vom Kloster Reichenau schwergeladen heimreitet und die Finsternis der Nacht ihm unheimlich wird: »Eine ungestalte Wolke kam gegen den Mond geschlichen und hüllte ihn ganz ein; da fiel Herrn Spazzo ein, was ihm die Amme in erster Jugend erzählt, wie der böse Wolf Hati und Managarm, der Mondhund, dem leuchtenden Gestirn nachjagen. Er sah wieder auf, da sah er den Wolf und den Mondhund deutlich am Himmel; itzt hielten sie den armen Tröster der Nacht im Rachen ... Herr Spazzo schauderte; er zog sein Schwert: »Vince luna! Siege, o Mond!« schrie er mit heller Stimme und rasselte mit den Schienbeinen: »Vince luna, vince luna!«

Steine und Felsen zu beleben, hat sich allerorten die Volksphantasie vergnügt. Ich meine nicht jenen Fetischismus, der den Stein als Wohnsitz eines göttlichen Geistes betrachtet und verehrt, sondern die Lust, Ähnlichkeiten mit Lebewesen in dem leblosen Gestein zu entdecken. Die alten wie die neuen Griechen mit ihrer lebhaften Vorstellungskraft haben darin viel geleistet. So sah man z. B. Tropfsteinbildungen an Höhlenwänden für Felle von Ziegen oder Rindern an, brachte sie mit Pan in Verbindung und erfand wohl auch Sagen von geschlachteten Tieren. Manche geographische Namen, wie Kynoskephalai, Chelonatas und Ichthys, sind von einer vorhandenen oder vermeintlichen Ähnlichkeit mit Tieren hergenommen. Auch an das Harma, den Wagen auf dem Parnes, an das Schiff der Phäaken und an das »Schiff von Kostor«, einen Steinbruch in der Nähe der Insel Paros, darf dabei erinnert werden. Im modernen Griechisch erinnert der Ortsname Porto Rhaphti (Schneider-Hafen) an das Spiel der Volksphantasie, die eine ihm unverständliche Erscheinung, in diesem Fall den Trumm einer

antiken Sitzstatue, auf ihre Weise auslegt. So ist es jedenfalls durchaus griechisch gedacht, wenn die Deutschen in Athen einen klaffenden Felsen am Abhang des Lykabettos das »Froschmaul« benennen, und wenn die reisenden Engländer an einer Stelle des Akropolisfelsens das Profil Gladstones zu erkennen meinen. Das »Kamel« auf der Heuscheuer bei Reinerz und die »Pferdekopfsteine« bei Schreiberhau im Riesengebirge sowie der versteinerte »Brautzug« bei Karlsbad verdanken ihre Namen ähnlichen Gedankenverbindungen. Die Fratzen an den »Mythen« am Vierwaldstätter See werden vielen Reisenden vertraut sein. Weniger bekannt sind die phantastischen Kalksteinbildungen an der Weltenberger Enge im Donautal, in denen man alle möglichen Gestalten, Jungfrauen, Apostel, Napoleon usw. zu sehen meint. Eine versteinerte Jungfrau wurde auch auf einem Block in der Mole von Warnemünde gezeigt — aber sie zu erkennen war nicht ganz einfach. Hingegen habe ich es noch kürzlich erlebt, daß ich weit draußen im freien Felde eine Frau mit der Mittagsausgabe der Vossischen Zeitung sah — es war aber, als ich näherkam, nur ein hoher Steinklotz, auf den in halber Höhe ein weißes Schild mit dem Namen des Nachbardorfs gemalt war. Ähnliche Verwechslungen mögen dem Namen »Manderl« für die wegeweisenden Steinmale im bayrischen Gebirge zugrunde liegen.

Auch in Bäumen kann wohl die Einbildung lebende Wesen erkennen. Auch hier gibt es ein Kamel (in Wittgenstein) und »Pferdeköpfe« (bei Biesenthal); es gibt eine Rübezahlfichte in Niederschönhausen, und ebenda einen »Friedrich den Großen«. Die Ähnlichkeit kann auf der Form der Äste oder auf Unregelmäßigkeiten in der Rindenbildung beruhen; einer geängstigten Phantasie genügt schon das Dunkel der Nacht, um in den bewegten Baumformen Organismen zu erkennen:

»Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düsteren Ort?« —
»Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau,
Es schimmern die alten Weiden so grau.«

Wer weiß, ob nicht Dante eine Erinnerung dieser Art vorgeschwebt hat, als er im dreizehnten Gesange des Inferno das wundervolle Bild von den klagenden Bäumen



Abbildung 3

schuf. Mit seinem Führer Vergil schreitet er

in einem Wald voll Grauen,
Und nirgend war die Spur von einem Pfade.
Nicht grün war dort das Laub, nur schwärzlichbraun,
Nicht glatt ein Zweig, nur knotige, verwirrte,
Nicht Frucht daran, nur gift'ger Dorn zu schauen ...
Schon hört' ich rings Geheul und Oh und Ach,
Doch sah ich keinen, der so ächzt' und schnaubte ...

Der Dichter meint, Verborgene stöhnten aus dem dunklen Raume; da rät ihm der Meister, einen Zweig abzubrechen:

Da säumt' ich nicht, die Finger auszustrecken,
Riß einen Zweig von einem großen Dorn,
Und plötzlich schrie der Stumpf zu meinem Schrecken:
»Warum mich brechen?« ...

Ein blutiger Born quillt aus der Wunde, und der Dichter erfährt, die Bäume seien:





Abbildung 4

»Menschen einst, von Rinden jetzt umfangen«, Selbstmörder, deren Seelen in diesen Bäumen wohnen, für immer fern von ihrem Leibe.

Gustav Doré hat Bilder zu Dante gezeichnet; von den drei Blättern, die er diesem Gesang gewidmet hat, wird man namentlich dem dritten, auf dem die Hetzjagd der Vergeuder durch die Bäume bricht, eine gewisse Größe nicht absprechen. Wie die Bäume ihre leeren Äste in die Luft strecken, wie die Stämme sich in Qualen krümmen, ist wirklich mehr als Illustration. Man wird der pathetischen Kraft dieser Bilder inne, wenn man sie mit gewissen humorvollen Zeichnungen vergleicht, die Moritz von Schwind für die »Fliegenden Blätter« gemacht hat; auf der einen (Klassiker der Kunst, Moritz von Schwind, S. 254), »Das organische Leben in der Natur« betitelt, rekeln sich eine Anzahl bezechter Bauern am Boden — es sind aber Baumwurzeln, die nach oben in Buchen weiterwachsen, und im Hintergrunde spaziert gestikulierend eine alte Weide, genau so komisch wie auf einem andern Blatte die beiden sich unterhaltenden Wurzelmänner (ebenda S. 291), die in der Schniepeltracht und in der Haltung ganz das Gepräge jener Zeit (1850) trugen, in der es nicht für Schande galt, ein originelles Aussehen zu haben, und wo man seine berechtigten äußeren Eigentümlichkeiten nicht durch eine gleichmachende Mode künstlich verdeckte.

Würdig reiht sich einem solchen Namen eine Zeichnung von Oberländer an: »Wie der kleine Max sich eine Baumschule vorstellt«: da sitzen die Bäume artig auf ihren Bänken, und eine alte Weide steht als Lehrer auf dem Katheder, so verkümmert, wie nur alte Dorfschulmeister und alte Weiden sind.

Dieselben Wege wie diese Künstlerseelen ging wohl auch die Volkssage, die in Bäumen verwunschene Menschen sieht. Daphne, das von Klinger so anmutig gerettete Ovidische Opfer, flieht im Urtext vor Apoll und wird zum Lorbeerbaum:

Strähniger Bast umspinnt ihre weichen, hüpfenden Brüste,
Haare wachsen zu Laub empor, ihre Arme zu Ästen,
Ach, und ihr Fuß, noch eben so schnell, verwurzelt zur Trägheit,
Wipfel des Baums wird ihr Antlitz. Doch bleibt ihm der Glanz und die Schönheit.

Auch Früchte zeigen oft peinliche Ähnlichkeit mit menschlichen Formen. Das könnte uns zur Bescheidenheit ermahnen; zum mindesten müssen wir die Ironie darin empfinden. So tat es der schon einmal herangezogene Justinus Kerner:

Es treibt Natur mit nichts so viel,
Als mit dem Menschenbild ihr Spiel;
Wenn man ein Laub, ein Brot zerbricht,
Entsteht ein Menschenangesicht,
Und manche Kürbispflanze trug
Auch mein Gesicht schon Zug für Zug.

Vom Baum ist dann der Weg auch nicht weit zu dem Priapus der Italiker, dem Gartengott, der in der Urform roh aus



Abbildung 5



Abbildung 6

einem Ast geschnitzt war, und zu den Alraunen, Wurzelmännchen, zufälligen Bildungen aus Ästen und Wurzeln, die menschlichen Formen ähnlich sind und den Aberglauben ungebildeter Seelen herausfordern — verzeihlich, wenn die schwarze Kunst schon einem Schnitzwerk fabelhafte Kräfte verleihen kann, wie es bei Liliencron in dem Märchen vom Rabbi Löv zu Prag heißt:

> So erschuf er einen Golem,
> Einen holzgeschnitzten Menschen,
> Tat belebend in den Mund ihm
> Einen Zauberspruch, den Schem.

Auch mancher Blumenname verdankt einer vermeintlichen Ähnlichkeit seine Entstehung, z. B. Löwenmaul und Stiefmütterchen, und endlich bietet das Tierreich solche sinnvollen Namen wie Totenkopfschwärmer und Brillenschlange, Namen, die um so grotesker wirken, als die damit behafteten Tiere doch in Wirklichkeit ganz unschuldig an ihrem schrecklichen oder gelehrten Aussehen sind.

Es gibt der Möglichkeiten unendlich viele; überall steckt der Witz in dem Gegensatz zwischen dem zufälligen Aggregat und dem organischen Gebilde, dem unbelebten Ding und dem fühlenden Wesen; der künstlerische Reiz aber liegt in der starken Mitwirkung der Einbildungskraft, die auch in der kargen Andeutung, ja Verzerrung noch eine schöpferische Idee vermutet; hier liegt auch der Grund, weshalb der Kunstforscher an solchen Dingen Interesse nehmen muß; denn die Anregung der Phantasie zum Gestalten und die mitschaffende Betrachtung, die das aus totem Stoff absichtlich oder zufällig Gestaltete in Organismen übersetzt, gehören zu den Grund- und Kernbedingungen alles Kunstschaffens und -genießens. Nur, daß wir uns in den angeführten Beispielen in den Extremen bewegen, die es erst recht zum Bewußtsein bringen, welche Summe von Arbeit in Gestaltungskraft und Einschränkung der Phantasie von der Kunst geleistet wird, um zwischen rohem Stoff und nicht umgeformter Natur den rechten Ausgleich im Kunstwerk zu finden.

Das war es, was uns durch den Sinn ging, als wir die Sammlung von grotesken Schnitzereien sahen, die der Maler Paul Neumann, ein Schüler von Paul Meyerheim, angefertigt hat, und von der wir hier mit seiner Erlaubnis ein paar Proben bekannt machen.

Der Künstler hat, angeregt durch die drollige Gestalt eines Zweiges, in dem ein überaus häßlicher Geck erstarrt zu sein schien



Abbildung 7



Abbildung 8

(Abbildung 2), auf Spaziergängen Wurzelknollen und ungewöhnliche Astbildungen beobachtet, in denen sich menschliche und tierische Bildungen, naturwahr oder in Verzerrung, erkennen ließen. Mit ein paar Schnitten oder durch Hinzufügung von bunten Steinchen und etwas Farbe hat er zuweilen etwas nachgeholfen und so eine ganze Sammlung von Alraunen zusammengebracht, die mindestens die Bezeichnung geistreich verdienen und, so komisch sie zunächst wirken, doch mehr sind als Karikaturen.

Zunächst noch ein paar Astwesen: Der joviale Herr (Abbildung 3) mit dem stattlichen Bäuchlein, der kräftig entwickelten Nase und dem entsprechend verkümmerten Gehirn scheint sich in festlicher Frack- und Dinerstimmung zu befinden; er hört wohl eben einer gut erzählten Anekdote zu, legt abwartend seinen unmenschlich langen kleinen Finger unters Kinn, aber er ahnt schon das fröhliche Ende der Geschichte. Daß er nur ein Bein hat, betrübt ihn nicht. Wie merkwürdig!

Der Teufel (Abbildung 4) läßt sich's mit einer schweren Last sauer werden; es ist wohl jener Unhold, der dem heiligen Wolfgang die Steine zu seinem Kirchlein schleppen mußte. Genealogisch hört er jedenfalls zu der Sippe, die ihren Ursprung auf Th. Th. Heine zurückführt.

Die Gazelle (Abbildung 5) würde jedem naturgeschichtlichen Raritätenkabinett Ehre machen. Der vollkommene Mangel an Oberkörper nähert sie dem Typus des Känguruhs, scheint aber einer stark koketten Anlage des seltsamen Tieres keinen Abbruch zu tun. Schaurig, diese Eitelkeit des Krüppels!

Dann zeigen wir in Abbildung 6 einen Wurzelknollen, der höchst »aktuell« anmutet; ein ganzes Gefangenenlager ist in ihm vereinigt: man sieht einen ganz vergnügten Russen mit wildem Haar und Bartwuchs, einen Japaner mit allen Anzeichen der Enttäuschung und, wenn man das Bild umkehrt, einen farbigen Engländer, der aus dem Staunen nicht herauskommt. Die Armen, für alle Ewigkeit zusammengesperrt!

Aus Pockholz, jenem unregelmäßigen Gebilde, das aus verletzten Stämmen herausquillt und den Stoff für hölzerne Tabakspfeifen liefert, sind die beiden nächsten Stücke entstanden. Abbildung 7: ein »wüschter Kerl«, an dessen Aussehen und Stimmung der Alkohol nicht unbeteiligt scheint, ein Bild abgründiger Verkommenheit, abstoßend in seiner unheimlichen Lebendigkeit. Kein Brueghel, Callot oder Goya brauchte sich zu schämen, so ein Scheusal erfunden zu haben. Dazu, von demselben Klotz geschnitten, das Gegenstück (Abbildung 8), eine liebliche Familienszene: die Mutter ist wohl von gemischtem Geblüt. Die gescheckte Haut, das dunkle Haar und der feurige Blick weisen nach Mittelamerika. Ihr Mutterstolz gilt zwei Sprößlingen, deren einer, an ihren Schoß geschmiegt, von dem älteren Bruder in geradezu roher Weise erdrückt wird. Dieser ist sich aber seines Frevels nicht bewußt; er schmunzelt über seinen ganzen kolossalen Wasserkopf. Auch

die Mutter scheint ganz damit einverstanden; sie ist offenbar sehr stolz auf diesen Ausbund von Abnormität. Sie reckt sich hoch und lächelt uns siegesbewußt an, als wollte sie sagen: »Steht ihm aber gut!« Fürchterlich — eine Tollhausszene!



Abbildung 9

Aber dann in Abbildung 9 wirklich etwas Nettes: die fromme Helene, wie sie geworden wäre, wenn sie sich nicht — wehe, wehe! — auf die Bahn des Likörs begeben hätte — also die Rettung eines Buschischen Opfers! Sie trägt noch immer das Grüne, das so ausgeschnitten, aber ihre Gestalt ist voller geworden, und das einst so kecke Gesicht zeigt jetzt, wo ein Häubchen das gebleichte Haar ziert, den Ausdruck matronaler Güte. Der Kopf ist lose, und der Ausdruck wechselt bei der geringsten Bewegung; er kann ausgelassen vergnügt sein und verbindlich lächeln, ruhig betrachten und freundlich grüßen; Helene als Großmama — wie ist es möglich?!

Endlich ein paar Urwaldszenen: Abbildung 1, eine ernsthafte Auseinandersetzung zwischen einem noch nicht ganz zu reinem Menschentum entwickelten Urmenschen und einem noch im Affenzustand befindlichen Vetter; es handelt sich wohl um mein und dein; der Affe beteuert lebhaft seine Unschuld und weiß von nichts, aber der Neandertaler droht mit der auch heute noch gebräuchlichsten Realinjurie, und der Schwung des Armes, den ein vorgermanischer Armring ziert, verheißt Böses. Dann Abbildung 10: ein Mittelding zwischen Kentaur und Minotaurus, sagen wir ein Bucentaurus primigenius, wohl der Urahn des kretischen Ungetüms, fährt wütend auf einen bejahrten Astmenschen los. Der steht, vor Schreck angewurzelt, streckt in schwacher Abwehr den kraftlosen linken Arm vor und hebt die Blicke und die gespreizte Rechte wie schutzflehend zu den Sternen. Im Hintergrund aber steht mit langem Gesicht und weit aufgerissenen Augen ein Ur-Baumaffe und wartet ängstlich, bis an ihn die Reihe kommt.

Wenn das Wesen der Karikatur darin besteht, daß die bezeichnenden Eigenschaften des Vorbildes absichtlich übertrieben

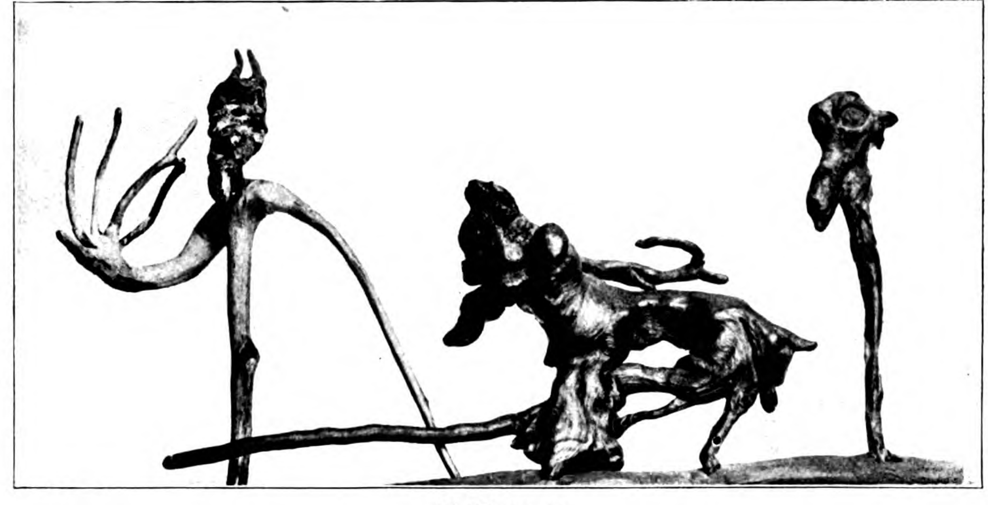


Abbildung 10

oder verzerrt werden, so geht bei diesen Holzfiguren Entstehung und Betrachtung den umgekehrten Weg. Die Verzerrung ist von der Natur fertig gegeben, und wir setzen sie absichtlich in den Normalzustand zurück. Dabei werden wir uns des schroffen Gegensatzes zum Normalzustand bewußt und werden zum Lachen gereizt. Dies Lachen aber ist harmlos, denn wir wissen, daß die Entstellung nicht in böswilliger, verletzender Absicht geschehen ist. Vielmehr geben wir uns freiwillig Mühe, menschliche oder doch organische Wesen in den Knorren zu finden; das steigert noch die Komik zur Selbstironie.

Aber zu dem Lachen über die Karikatur gesellt sich eine andre Empfindung: das Grauen. Uns ist, als wenn die Natur sich vertan hätte, wie sie es in Mißgeburten tut. Diese flößen uns Grauen ein, da wir den verfehlten Zweck und die Ohnmacht des mißlungenen Geschöpfes empfinden. Hier ergeht es uns ganz ebenso. Zwar hat die Natur mit diesen Gebilden ursprünglich keinen andern Zweck verfolgt, als daß sie in einem größeren Organismus rein vegetabilisch zweckvoll oder naturnotwendig dienen sollen. Die Gestalten wirken aber so lebendig und lebensfähig, daß wir in ihrer menschen- und tierähnlichen Erscheinung die Absicht der Natur zu sehen meinen. Diese Erscheinung nun steht im stärksten Gegensatz zu dem, was die Natur, die Schöpferin und Hegerin des Harmonischen und Gesunden, sonst erzeugt. Daher unser Staunen, unser Befremden und Grauen.

Es liegt hier ein Schulbeispiel des Grotesken vor, das kürzlich von Wilhelm Michel (Das Teuflische und Groteske in der Kunst, S. 76) als »Spielart des Negativen, als ein Sonderfall der Verbindung von Grauen und Komik« gekennzeichnet worden ist.

In allem Grotesken steckt ein Zug der Verneinung, der um so mehr abstößt, je mehr wir an den Bestand der Regel, des Positiven, der Harmonie glauben. Die Wirkung des Grotesken ist immer zwiespältig, sie endet nicht in reiner Freude, sondern in unaufgelöster Disharmonie. Hier aber sind wir es ja selber, die, dem Künstler folgend, der Natur bewußt eine falsche Absicht unterschieben. So verliert der Wahnwitz sein Grauen, das Unfaßliche seinen Schrecken und die Komik ihre Schärfe.

Wir wollen uns nicht als Entdecker aufspielen; auch keiner Groteskenkunst das Wort reden, dieweil schon unsre neue und neueste Kunst so nahe an die Grenze streift, wo die Verzerrung ins Unerträgliche anfängt, wo die bewußte Steigerung einer gefühlsmäßigen Auswahl aus der Unbegrenztheit der Natur oft nur mit einer unverhältnismäßigen und nicht freiwillig geleisteten Kraftanstrengung mitzumachen ist. Wir wollen auch nicht untersuchen, welche Stellung das Groteske in den drei oder vier kunstgeschichtlichen Abläufen einnimmt, die wir heute übersehen können, und ob ihm durchweg der Charakter einer Verfallserscheinung zukommt. Jedenfalls ist es interessant, zu sehen, wie in der eben verfließenden Periode gärender und einander heftig befehdender Kunsttheorien auch das Groteske haltlos hier- und dorthin gezogen wurde; wie ihm der gefühlsmäßig übertreibende Ausdruck ebenso zugebilligt wurde wie die »Fremdgefühle«, die für die Auffassung und Technik des Impressionismus verantwortlich gemacht wurden. Es wird in der Tat schwerhalten, das Groteske säuberlich und ohne Sperren in einer kunsttheoretischen Schublade unterzubringen. Anno 1911 konnte in dem erwähnten Buch von Michel behauptet werden, daß das Groteske wegen der Mischgefühle, die es erzeuge, »gerade heute besonders populär« sei und »die moderne Idee der Welt am besten ausdrücke, indem es die beiden Seiten der Welt untereinandermenge, ohne die Versöhnung zu suchen oder zu wagen«. Diese Behauptung war damals gewiß nicht unberechtigt. Aber nun fragt es sich doch, ob sie nach dem Kriege wird aufrechterhalten werden können. Hoffen wir, daß ein positives, männlich kraftvolles Wesen in Zukunft der treffende Ausdruck wenigstens der deutschen Welt sei. Dann wird das Groteske uns nur als Spiel künstlerischer Phantasie belustigen und, wenn wir dazu gestimmt sind, unser Nachdenken auf Urfragen der Kunst und ihrer Mittel hinwenden dürfen, so wie es die hier gezeigten Schnitzereien taten. Dem Grotesken aber als Ausdruck unsers Welt- und Lebensgefühls wollen wir innig wünschen, daß es dahin fahre, wohin es gehört: zum Teufel!



Ferdinand Georg Waldmüller: Beethoven. (Aus dem Jahre 1823)

Original im Besitz von Breitkopf & Härtel in Leipzig



Von Kunst und Künstlern

Hermann Schlittgen: Nähende Mädchen; Spaziergang — Max Chedy: Der Alte — Fritz Reusing: Damenbildnis — Eduard Cucuel: Wintertag — Ferdinand Georg Waldmüller: Beethoven — Oskar Brüch: General der Infanterie Hermann Köveß von Kövesshàza — Alfred Scherres: Kanal in Flandern

Ein Gutes wenigstens hat die Geringschätzung gehabt, unter der bei uns lange Zeit die Zeichenkunst zu leiden hatte: liebevolle Versenkung in das Schaffen derer, die die Öffentlichkeit »nur« als Zeichner kannte, hat ihr dahinter verstecktes malerisches Schaffen ans Licht gezogen. So ist es, um im Münchner Künstlerkreise zu bleiben, mit Busch und Oberländer, so mit René Reinicke gegangen.

Hermann Schlittgen scheint ähnliches erleben zu sollen. Auch von ihm bringen die Kunstausstellungen der letzten Jahre häufiger Gemälde, und diese Gemälde, die man anfangs nur als »Allotria«, als harmlose Spielereien und Zerstreuungen eben eines Zeichenkünstlers gelten lassen wollte, erringen sich sichtlich mehr und mehr Beachtung als selbständige und vollwertige Kunstwerke eines, der mit dem Pinsel in der Hand ganz und nur Maler ist. Schlittgens Ölbild »Nähende Mädchen«, das im Sommer 1914 zuerst auf der Münchner Sezessionsausstellung erschien, ist ein sprechendes Beispiel dafür. Wie hier Licht und Schatten verteilt sind, wie die Blumen am Fenster, die Vorhänge, die Wände, die Nische, das Vogelbauer, das Leinen, die drei Mädchengestalten, die über die Arbeit gebeugten Köpfe unter dem Spiel des Lichtes zum Leben erwachen, das würde auch einem Meister der Lichtmalerei, wie Uhde, zur Ehre gereichen. Das Gefühl des erfüllten und beseelten Raumes, wohl eins der sichersten Merkmale für gute Malerei, wächst, je länger man das Bild betrachtet. Und noch eins spricht mit, etwas, das auszudrücken nur dem echten Künstler gelingt: die Umgebung, der Ort, die Landschaft, die das Motiv hergegeben hat. Nicht nur durch die Scheiben des Fensters fließt etwas von dieser Umwelt, auch das alte schwere Gemäuer atmet diesen Hauch aus der träumerischen Vergangenheit einer Stadt, die ihr Leben hinter sich hat. Es ist Wasserburg am Inn, wo die drei fleißigen Mädchen zu Hause sind, Wasserburg mit seinen verwitterten, malerischen Häusern, die dort nach dem Niedergang des einst so lebhaften Flußverkehrs weiterträumen, als ginge Welt und Gegenwart sie nichts mehr an. Die Mädchen sitzen in einem jener gotischen Erker, die so kennzeichnend für die Blütezeit der alten Innstadt sind. Sogar die Überlieferung des grellfarbigen Anstrichs herrscht hier noch. Wer das Original gesehen hat, vergißt so leicht nicht das Farbenspiel des starken Grüns in der Nische und des Orangegelbs an der Wand des gegenüberliegenden von der Sonne beleuchteten Hauses. Das wird es gewesen sein, was das Auge des Malers zuerst reizte woran er sich nicht sattsehen konnte, bis er's auf die Leinwand gebannt hatte, mitsamt dem Widerschein, den die beiden Farben auf den Kleidern und Gesichtern der Nähmädchen hervorbrachten. Und wie »echt« sind diese selbst in Haltung und Ausdruck! Eine Mischung von Vornehmheit und Kleinbürgerlichkeit, wie man sie nur in Städten findet, die auf eine stolze Vergangenheit zurückblicken und nicht gewillt sind, diese Erinnerung für ein



Hermann Schlittgen: Spaziergang

leichtfertiges Mitschwimmen im Strom einer gänzlich veränderten Gegenwart preiszugeben. Wasserburg ist eine von den wenigen deutschen Städten, die ganz in einem einfachen, noblen gotischen Stil erbaut sind. Der breite Inn, der sich gleich einer Schlinge um die Stadt legt, war einst die Hauptverkehrsader aus dem Süden, an seinen Ufern drängten sich die hohen Speicher, in denen das Salz, das weiße Gold der Stadt, aufgestapelt lag. Jetzt, nach dem Bau der Eisenbahn, ist alles Leben erstarrt; nur in stillen Mondscheinnächten noch erzählen sich die alten Häuser und Speicher von dem Reichtum, der sie einst erfüllte.

Schlittgen, 1859 in Roitzsch (Provinz Sachsen) geboren, in den Kunstakademien von Leipzig, Weimar, München und Paris (Ecole Julian) ausgebildet, ist weit herumgekommen in der Welt, und überall hat er für seine Kunst etwas hinzuzulernen gewußt. Das meiste aber verdankt er doch dem selbständigen Studium der Natur und dem der alten Meister in den Kunstsammlungen des In- und Auslandes. Zuerst betätigte er sich freilich hauptsächlich als Illustrator. Mit neunzehn Jahren lieferte er seine ersten Zeichnungen für den »Schalk«, der damals so eine Art »Fliegende Blätter« für Norddeutschland werden sollte. Julius Lohmeyer, der Herausgeber des Blattes, war es, der Schlittgen »entdeckte« und lebhaft beschäftigte. Dann ging er nach München, zu den echten »Fliegenden Blättern«, die damals noch in ihrer Blüte standen, aber doch schon fühlten, daß sie sich etwas mehr als bisher dem modernen Leben anpassen müßten, wollten sie sich in dieser Blüte behaupten. Schlittgen vor allen war dafür ausersehen. Und man darf wohl sagen, daß er einer der ersten Zeichner Deutschlands war, die das moderne Leben auch modern darstellten. Um so anerkennenswerter, daß er sich mit diesem Ruhm nicht begnügt, sondern neben dem Zeichnen auch seine malerische Begabung mit starkem Farbengefühl und kräftigem Ton gepflegt hat.

Max Thedy, dem wir das in Mattkunstdruck wiedergegebene Blatt »Der Alte« verdanken, ist ein Altersgenosse Schlittgens (geboren 1858 in München), aber seine Entwicklung ist andre Wege gegangen. Früh verwaist, mußte er sich schon von seinem siebzehnten Lebensjahre an selbst erhalten. Das war seinem Fleiße und seiner Begabung ein scharfer Sporn, brachte er es doch schon mit fünfundzwanzig Jahren nach einem eifrigen Studium bei Alexander Wagner, Wilhelm Diez und namentlich bei Löfftz in München zum Lehrer und Professor an der Kunstschule in Weimar, wo er seitdem eine Zeichen- und Malschule leitet. Außer zahlreichen Bildnissen, vornehmlich aus der weimarischen Gesellschaft, hat er hauptsächlich Bilder mit historisch-religiösem Anklang gemalt: in der Dresdner Galerie hängt seine »Adoratio crucis« (Anbetung des Kreuzes), in der Königlichen Galerie zu Würzburg sein großes Gemälde »Anachoreten«, anderswo eine »Büßende Magdalena«. Aber auch Sittengemälde, Stilleben, Innenbilder und Landschaften hat er gemalt: bekannt geworden sind besonders sein »Holländisches Interieur« in der Galerie zu Mainz, seine Kupferputzerin, seine Bayrische Bauernstube, seine Klosterkirche und der Blick durch die Tür.

Der »Alte« ist ein neueres Bild von Thedy, eins von denen, die ihre Entstehung seiner eifrigen Beschäftigung mit der Auffassung und Technik der alten Meister verdanken. Unterstützt wurde er darin durch das Sonderstudium, das sein Freund Prof. Fritz Fleischer in Weimar schon seit langen Jahren den Aufzeichnungen dieser alten Meister über Farben und Maltechnik widmet. Im Verfolg dieser Studien stellte Fleischer die alten Ölfarben wieder her, die den Gemälden vergessener Jahrhunderte ihre vielbewunderte Klarheit und Leuchtkraft verschafft hatten. Nur einem kleinen Kreise von Künstlern sind diese Farben bisher bekannt und geläufig geworden, aber schon haben sie sich bei Bildern verschiedenster Richtungen bewährt. Nach Beendigung des Krieges gedenkt man sie der Allgemeinheit zu übergeben. Mit diesen Farben ist es leicht möglich, Unter- und Übermalungen nach Art der alten Meister auszuführen, und so hat denn auch Thedy nach Fleischers Angaben den abgebildeten Kopf nur in den Lokaltönen, die in drei Farben gemischt waren, untermalt und mit farbigen Lasuren fertiggestellt. Nach seiner Überzeugung beruht die Unvergänglichkeit und Schönheit der alten Meisterwerke zum großen Teil auf der Vereinfachung der Technik und der Farbenskala, zu der wir unbedingt zurückkehren müßten, wenn wir nicht auf Irrwege geraten wollen.

Die beiden Damenbildnisse, das Aquarell von Fritz Reusing und das »Wintertag« benannte Ölbild von Eduard Cucuel, sind künstlerisch eng verwandt, was noch deutlicher hervortreten würde, wenn wir auch Cucuels Gemälde farbig hätten wiedergeben können. Wie sich dieser moderne Illustrator und Landschaftsmaler mit seinen starken farbigen Wirkungen an die Maler der ehemaligen Münchner »Scholle« anlehnt, so bevorzugt auch der Düsseldorfer Stoffe aus der eleganten Welt, die ihm Gelegenheit bieten, seine Farbenfreudigkeit spielen zu lassen. Hier ist die seelische Charakteristik fast untergegangen in dem weich abgetönten, zärtlichen Zusammenklang



der Farben, die allerdings ein auserlesenes Ergötzen für das nachempfindende Auge sind.

Die beiden Männerbildnisse dieses Heftes kommen aus ganz verschiedenen Welten. Der schlichte, scharfgeprägte Beethovenkopf des Wiener Malers Ferdinand Georg Waldmüller (1793—1865) zeigt uns in Auge, Stirn und Mund den gesammelt nach innen lauschenden Musiker, auf dessen Antlitz freilich zugleich der kraftvolle Schöpferwille der Gestaltung thront. Das Bildnis ist erst vor kurzem aus Leipziger Privatbesitz (Familie Breitkopf) in die Öffentlichkeit getreten. Es stammt, wie wir einem Aufsatz von Hermann Voß in Seemanns »Zeitschrift für bildende Kunst« entnehmen, aus dem Jahre 1823 und nimmt in der Reihe der Beethovenbildnisse eine bedeutsame Stelle ein, wenn man ihm auch »Kongenialität« gewiß nicht nachrühmen kann, wie etwa Schallers Büste oder Carel L. Dakes Radierung. Waldmüller gewinnt den Eindruck seines Beethoven ausschließlich aus dem knappen, festen und sicheren Aufbau des breiten, mächtigen Kopfes, in dessen schwere Masse die zusammengepreßten Lippen und der tiefforschende Blick des Auges die geistige Belebung tragen.

Neben dem Dichter der Töne ein Mann der kriegerischen Tat: der österreichische General der Infanterie Hermann Követz von Követzháza nach einer Zeichnung des Malers Oskar Brüch. Wir vervielfältigen das Blatt mit gütiger Erlaubnis des k. u. k. Kriegsministeriums nach einem Mappenwerk, das vor kurzem in Lieferungen zu erscheinen begonnen hat (K. u. k. Kriegsministerium, Kriegsfürsorgeamt, Wien IX). »Unsre Heerführer« betitelt sich dieses Werk, und wenn es so vollendet wird, wie die erste Mappe mit ihren vierzig im Felde nach der Natur gezeichneten Bildnissen verspricht, so wird uns das Ganze in den Besitz einer Galerie von Heerführerköpfen setzen, die uns mit einer erstaunlichen Beweglichkeit und Ausdruckskraft des Zeichenstifts die militärische Führerintelligenz des österreichischen Heeres vergegenwärtigen. Nur zu oft haben wir es bei ähnlichen Unternehmungen, die in einer Künstlerhand vereinigt waren, erlebt, daß sich bald eine gefährliche eintönige Ähnlichkeit all der Köpfe und Gesichter herausstellte; hier ist die Aufgabe an einen Künstler gekommen, der unbefangen und sachlich zu sehen vermag, der Auge und Handwerkszeug vor jedem seiner Modelle neu einstellt. Es ist das um so erfreulicher, als die Technik des Zeichenstifts und der Wiedergabe (knappgehaltene Brustbilder von durchschnittlich 25 cm Höhe in Rötelbruck) doch für einheitlichen Gesamteindruck sorgt.

Endlich noch eine Landschaft. Eine friedliche Landschaft, kein Kriegsbild. Denn der »Kanal in Flandern« von Alfred Scherres ist vor dem Kriege entstanden, zu einer Zeit, als noch niemand ahnte, wie bald über diese feierlich stille Landschaft zwischen Brügge und dem holländischen Grenzstädtchen Sluis das Gewitter des gewaltigsten aller Kriege hereinbrechen werde. Die feierliche Strenge, die erhabene Eintönigkeit dieser von Kanälen durchschnittenen Gegend in schlicht stilisierter Art festzuhalten, war denn auch der Hauptehrgeiz des Malers. Es ist ihm meisterhaft gelungen. Die Stadt Berlin, die das Bild für ihre künftige Galerie angekauft hat, darf stolz sein auf diesen Besitz.

Alfred Scherres, 1864 zu Danzig geboren, ist ein Sohn des bekannten, vor einigen Jahren gestorbenen Landschaftsmalers Professor Karl Scherres. Er besuchte »versuchsweise« die Berliner Kunstakademie, wurde hier aber — an demselben Tage wie Walther Leistikow! — als »untalentiert« abgewiesen und bildete sich dann, nach einem kurzen Studium bei Paul Meyerheim, mit besserem Erfolg an der Königsberger Akademie unter Max Schmidt und Steffeck aus (1886 bis 1889). Das Beste aber verdankt er der Akademie in Karlsruhe, wo er Meisterschüler von Baisch und Schönleber wurde und sich in vierjährigem ernstem und freudigem Studium mit der damals schon zur Herrschaft gelangten neueren Richtung vornehmster Art vertraut machen konnte. Seit 1893 lebt und schafft Scherres wieder in Berlin. Von größeren und kleineren Stimmungslandschaften wendete er sich, immer noch unter dem deutlichen Einfluß Schönlebers, der Darstellung alter Städte, besonders alter Hafenstädte zu und malte mit Vorliebe seine an Motiven so unerschöpflich reiche Vaterstadt Danzig. Ein großes Bild aus Danzig, eine Winterstimmung mit Schnee und Eisgang auf der Mottlau, trug ihm 1908 auf der Großen Berliner Kunstausstellung die Goldene Medaille ein. Neben diesem jetzt in Berliner Privatbesitz befindlichen Gemälde sind noch ein größeres Bild »Waldeinsamkeit« (im Besitz des Staates) und verschiedene kleinere Stadtbilder aus Danzig zu nennen; eins davon, den Stockturm bei Abendbeleuchtung, haben wir farbig im Septemberheft 1912 im Rahmen des Aufsatzes »Alt- und Neu-Danzig« wiedergegeben, ein Zeugnis für die malerischen Wirkungen, die sich in Scherres' Kunst mit der Kraft und Freiheit seiner Zeichnung vereinigen. F. D.



Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Die Wiedergeburt des Willens im Drama — Der alte und der junge Ibsen — »Kaiser und Galiläer« — »Die Kronprätendenten« — »Götz von Berlichingen« — »Das Nürnbergische Ei« von Walther Harlan — »Die entgötterte Welt«, szenische Bilder aus kranker Zeit von Hermann Sudermann — Vollmoellers »Mirakel« und der »Stern von Bethlehem« — Possarts Lebenserinnerungen: »Erstrebtes und Erlebtes« — Das Shakespeare- und das Bühnenjahrbuch

Immer, wenn vom Drama die Rede ist, ertönt, wie eine Glocke über weiter Landschaft, auch das Wort Wille. Niemand leugnet, daß das Drama die Kunstform sei, die kein höheres Ziel habe und kein höheres Gebot über sich anerkenne als den Willen, des Werkes Seele, die Zentralkraft des Charakters. Aber dieses stolze und gewichtige Wort ist im Munde der Gegenwart mehr und mehr zu einem tönenden Erz und einer klingenden Schelle geworden. Überblicken wir die dramatischen Schöpfungen der letzten Jahrzehnte, so begegnet uns in Wirklichkeit überall die Verleugnung dieses Willens, ein Mangel an Zielstrebigkeit überhaupt. Unsre Ästhetik sagt uns mit viel Geist, Geschmack und Urteil, ob und warum ihr dies gefällt, jenes mißfällt, auch wohl, wie es besser gemacht werden könnte. Aber wenn man näher zuhört, entdeckt man, daß sie damit immer nur die Form meint, nie den von innen heraus gestaltenden Willen. Eng zusammen mit dieser verhängnisvollen Verschiebung des dramatischen Schwergewichts hing das Überwuchern des Rahmens über den Inhalt, der Darstellungsmittel über den Darstellungszweck, die Vorherrschaft des Regisseurs und seiner Requisiten, wo doch dem Dichter und seinem Wort das Zepter gebührt. Diese Zeit muß ein Ende haben; der Dichter muß wieder Herrscher werden auf dem Theater. Und mit ihm muß der Gesamtbau der Handlung zu seinem Rechte kommen, das innerliche Geschehen, das seine Wirkung unmittelbar in den Zuschauerraum trägt, um sich in den Herzen der Hörer eine Stätte zu suchen. Nun, da uns die Weltgeschichte ein so gewaltiges Schauspiel des Völkerringens vor Augen stellt, ist es uns doppelt unbegreiflich, wie die Bretter, die die Welt bedeuten, es so lange haben vergessen können, daß es ihre Aufgabe ist, den ganzen Menschen mit seinem Hoffen und Wünschen, seiner Pflicht und seiner Verantwortung, seinem Willen und seiner Entschlußkraft, seinem Glauben und seiner Sittlichkeit aufzurufen.

Das kann nur geschehen, wenn die Bühne uns das Menschenleben in allen Formen, in Höhen und Tiefen, Aufstieg und Niedergang, Glanz und Trübsal, Kampf, Sieg und Unterliegen sehen läßt, Gestalten, in denen wir uns wiederfinden. Mit der Stimmung, der inneren Melodie, dem Rhythmus, oder wie die geheimnisvollen Ästhetenworte sonst heißen, ist da nichts getan, das alles gehört zur Schale — auch das »Milieu«, das einst das A und O der Dramatik zu werden drohte — oder allenfalls zum Rahmen: herrschen soll nicht die Stimmung, sondern das Geschehen, nicht der Rahmen, sondern der Inhalt. Das Geschlecht zwischen den Kriegen, das in Kultur und Überkultur gleichsam siebete wie in seinem eignen Fett, konnte man mit solchen blassen Ausgeklügeltheiten allenfalls abspeisen; wer den Tatensturm des Weltkrieges erlebt hat und der Bühne höhere Bedeutung zuerkennt als die Befriedigung des Vergnügungs- und Unterhaltungsbedürfnisses, wird auch von ihr zum unmittelbar Miterlebenden, Mitjubelnden und Mitleidenden gemacht sein wollen. Nur dann darf sich die dramatische Bühne hinfort noch in den Reigen des Lebens wagen, wenn sie es vermag, den Zuschauer zur Stellung zu zwingen, zu den Geschöpfen, die sie ihm vorführt, zu den Geschehnissen, die sie zur Handlung verschlingt. Haben wir's je erfahren, was Lauheit für ein erbärmliches Gemächte ist, so jetzt im Ringen um unser Sein oder Nichtsein. Drum fort mit der Überschätzung der Objektivität, der »Ohnseitigkeit« in der Kunst! Wir müssen auch vor einem Kunstwerk, zumal im Theater, wieder den Mut gewinnen, zu einem Menschen und seiner Tat ja oder nein, pfui oder bravo zu sagen. »Vor — Kriege las man's anders.« Jawohl, auch hier. Aber wer möchte sich vor dem Bekenntnis fürchten, wer wäre nicht stolz darauf, von diesem Kriege etwas gelernt zu haben, was ihn innerlich umgestaltet? Glaubt mir: das ist alles nur Luxus- und Schmarotzerkunst, was nichts andres als »kaltstaunenden Besuch« erlaubt. Die echte Kunst greift ans Herz, sie gibt ganzes Menschentum und fordert ganzes Menschentum. Nicht nur vom Schaffenden, nein, auch vom Empfangenden. Nichts ist törichter als die eitle Überlegenheit des »Gebildeten«, die es dem Volke verwehren möchte, mit dem Glücklichen zu jubeln und mit dem Unglücklichen zu weinen. Der Künstler hat keinen besseren Freund als den, der mit Egmont um die alten Rechte der Niederländer eifert, mit Faust um Lebensgenuß, Tat und Erkenntnis ringt, mit Tell gegen den Landvogt sich empört, mit dem Prinzen von Homburg in bleicher Todesfurcht erzittert, bevor er die Hoheit und Unverletzlichkeit des Gesetzes verehren lernt, mit Maria Magdalena um die engverschanzte Moral der Kleinstadt blutet, mit Johannes Rosmer und Rebekka West an die seelenadelnde

Kraft der sittlichen Forderungen glaubt, mit den Webern gegen die schlesischen Fabrikanten aufsteht, wie mit dem Hirtenmädchen von Domremy gegen die Engländer.

Aber wir dürfen noch einen Schritt weiter gehen. Mit dem bloßen Dabeisein, mit Zu- und Abneigungen ist es nicht getan. Das Drama soll im Zuschauer — welch oberflächliches, armseliges Wort! — auch Willensfolgen haben. Der Boden der Seele muß nicht nur gelockert und gewendet werden, er muß auch Frucht tragen, Frucht für unsre Gesinnungen und unsre Handlungen. Erst so wird aus dem Mitansehen ein Miterleben. In einer Zeit, die alle unsre tätigen Kräfte fordert, liegt dieses Gebot doppelt nahe. Bisher haben wir das als altmodisch und unbequem abgelehnt. Jetzt, wo das Schicksal so vernehmlich an unsre Pforte gepocht hat, wollen wir uns nicht länger dagegen sträuben, vielmehr die Seele weit öffnen, wenn große Gedanken und hohe Forderungen Einlaß heischen oder ein fremdes Menschenschicksal so zu unserm eignen werden will, daß wir sein Stirb und Werde an uns selbst erfahren. Das kann nur geschehen, wenn hinfort wieder die Leidenschaft und der ernste Sinn an der Rampe stehen und das entscheidende Wort sprechen. Ihnen gehört die Krone und der Herrscherstab, nicht dem Darsteller und auch nicht dem Spielleiter, der sich zu lange schon die oberste Macht angemaßt hat. Sein Ruhm wird nicht geschmälert werden, wenigstens nicht vor den Einsichtigen, wenn er von diesem falschen Thron zurückkehrt zu der Rolle des Mittlers zwischen dem Drama als Buch und dem Drama als lebendigem Bühnenwesen.

Wir sind in diesen Dingen lange Zeit viel zu zage gewesen. Das Drama als Gestaltungsform der Tat will Entschlossenheit. Mit dem skeptischen Berliner Fontane-Geist, der gern fünf gerade sein läßt, weil er meint, er werde es doch nicht ändern, es werde doch alles beim alten bleiben, ist da nichts anzufangen. Nein, wir wollen auch hier hoffen, wir wollen arbeiten — könnten wir sonst unsern heimkehrenden Kriegern ins Auge schauen?

An leisen Zeichen der Besserung fehlt es schon heute nicht. Wie die großen Berliner Bühnen den Weg gefunden haben vom jungen Schiller des Sturmes und Dranges zum reifen Schiller, zum Dramatiker des Schicksals und Willens, so sehen wir sie jetzt — umgekehrt scheinbar, aber im Grunde aus demselben Beweggrund zu demselben Ziele — den Weg vom alten Ibsen zurück zum jungen Ibsen schreiten, vom modernen Gesellschaftsdrama zum heroischen Geschichtsdrama. Reinhardt führt im Volkstheater am Bülowplatz von neuem die »Kronprätendenten« auf, dies Drama von der Kraft des wahren, zweifelfreien Königtums, ein Willensdrama schärfster Prägung, und Barnowsky gibt im Lessingtheater, das unter Blumenthal, Neumann-Hofer und Brahm, wenn auch immer in anderm Sinne, fast ausschließlich ein »Theater der Lebenden« und damit eine Bühne der Stubendramatik war, Ibsens weltgeschichtliches Schauspiel »Kaiser und Galiläer«, dies Trauerspiel eines vermessenen Riesenwillens, der den Zwiespalt zwischen Sichtbarem und Unsichtbarem, Geist und Fleisch, Seele und Sinnen, Logos und Pan versöhnen und das »dritte Reich« auf den geschwisterlichen Pfeilern dieser ewig zwiespältigen aufrichten möchte. Das Werk heischt Ehrfurcht, so weit auch der Gesellschaftskritiker Ibsen, der aus seiner Haut nicht herauskann, mit seinem ge-


Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Aus der Aufführung von Ibsens »Kaiser und Galiläer« im Berliner Lessingtheater

staltenden Können hinter dem Flug des Gedankens zurückbleibt, und nicht ohne Achtung und Anerkennung dürfen wir von dem Entschlusse sprechen, sich an die Aufführung dieser Dichtung zu wagen, auch wenn die — übrigens vom Dichter genehmigte — Bearbeitung von Roman Woerner ihre zwei Teile auf einen, ihre zehn Aufzüge auf fünf beschränkt. Mag Ibsen sich bald andern Göttern zugewendet, mag er sich selbst durch diese Tragödie eines kurzsichtigen und eigensinnigen Zeitfeindes von der Zwiespältigkeit seiner historischen und modernen Kunstneigungen befreit haben, als ein Denkmal hohen geistigen und sittlichen Strebens bleibt dies Werk des Vierzigjährigen bestehen, und auch als Auszug aufgeführt hat es Fülle und Größe genug, um vor dem Antlitz dieser schicksalsgewaltigen Gegenwart nicht zu erbleichen. Wir wissen von dem Dichter selbst, wie sehr an dieser weltgeschichtlichen Gedankendichtung die große politische Bewegung der Reichseinheit mitgearbeitet hat, die Ibsen nach der Rückkehr aus Italien seit dem Jahre 1868 in Deutschland erlebte; kein Wunder, daß wir heute, wo diese Idee im Kampf mit einer Welt ihre Probe zu bestehen hat, für solche um die höchsten Fragen der Kraft und des Herrscherwillens kreisenden Gedanken doppelt empfänglich sind. Die Bühne darf sich solchen Aufgaben nicht entziehen, selbst dann nicht, wenn ihr Unterliegen ebenso gewiß ist wie die Niederlage Julians, des Grüblers, vor dem Galiläer, dem Manne der Tat. Schon um des Beispiels und der Aufmunterung willen darf sie nicht davor zurückschrecken. Freilich, was von dem Doppeldrama in einen Theaterabend zu pressen ist, bleibt Stückwerk auch in der verständnisvollsten und geschicktesten Bearbeitung. Der Kenner des Ganzen — die Fischersche Gesamtausgabe bietet es in der Übersetzung von Paul Hermann — mag die Hände ringen über das, was fehlt an Entwicklung, an Vertiefung, an Gefühlsstimmungen und farbigen Lebensbildern, an Augenblickswirkungen und Weitblicken, schließlich ist doch auch ein Teil, ein Abglanz dieses Reichtums, dieses »Riesenmaßes an Gedanken« in seinem Ahnungswert noch kostbarer als manches von den runderen und reineren, aber auch engeren Kunstwerken des späteren Ibsen, an denen sich das Geschlecht von 1885 bis 1910 allzu einseitig genährt hat.

Es gab zu Anfang des Krieges eine Zeit, da wir uns, erschreckt vom drohenden Gesicht der Wirklichkeit, wie ein angstverstörtes Kind hinter den Ofen unsrer friedfertig-kleinbürgerlichen Vergangenheit flüchteten, in das Biedermeiertum der Postkutsche und des Schlagbaums, dahin, wo der Neid unsrer Feinde uns für immer festgebannt sehen möchte. Diese Zeit ist vorüber. Auch heute noch gehen wir, wie jedes Volk, das sich in großen Augenblicken auf sich selbst besinnt, um sich seiner vollen Kraft bewußt zu werden, gern Pfade der eignen Vergangenheit, aber diese Wege führen in Zeiten, da deutsche Kraft sich regte, deutsches Wachstum sich neue Felder für seine Arbeit und Erfindungslust suchte, wo farbiges Leben die noch mittelalterlichen Städte füllte und die Mauern zu sprengen suchte, wo Hutten dem Jahrhundert zurief, daß es trotz Glaubensstreit und Dunkelmännerschlichen eine Lust sei, zu leben. Da ist im Theater an der Königgrätzer Straße Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand wieder auferstanden, und die Form der Bearbeitung, die häufiger als sonst üblich auf den Urgötz von 1771 zurückgegriffen hat, wie die Gestaltung des Helden — beides das Werk Friedrich Kayßlers — hat dafür gesorgt, daß das Goethische Jugendwerk in der ganzen mannhaften Kernigkeit und Frische seiner dürerhaften Deutschheit vor uns hingetreten ist. Seit Bernhard Baumeisters Glanztagen ist die Gestalt schwerlich je auf der deutschen Bühne zu solcher Rundung und Fülle gekommen wie bei Kayßler. Er gab nicht nur die Geradheit, Reinheit und Redlichkeit, den Trotz und die Derbheit des deutschen Ritters, er blieb ihm auch die Güte, den Zartsinn, das Herz und den lachenden Humor nicht schuldig. So ward durch ihn diese Aufführung (mit sonst oft mangelhaften Kräften) wirklich zu einer Beschwörung unsers eingeborenen Selbst, aus dessen Spiegel uns unser eigen Bild entgegenkam — ein Handschlag und Schwertgruß der Vergangenheit an die Gegenwart.

Bamberg und Nürnberg — deutsche Werbelust und Ahnungsstimmung hat trotz ihrem Bekenntnisgegensatz ein festes Band um die beiden Frankenstädte geschlungen. So geleitet uns denn auch ein Wölkchen vom Dufte des Goethischen Götz hinüber zu Walther Harlans vieraktiger Tragödie vom »Nürnbergischen Ei«, der Erfindung Peter Henleins, des treuherzigen und gewitzten Schlossermeisters, des Zeit- und Stadtgenossen von Albrecht Dürer und Martin Behaim, der nicht nur einen klugen Kopf und eine geschickte Hand sein eigen nennt, sondern der auch im inneren Herzen spüret, was er erschafft mit seiner Hand, und dem aus seinem strengen Verantwortlichkeitsgefühl die Tragik erwächst. Seit zwei Jahren schon liegt dieses Drama in Buchform vor (Berlin, Fleischel & Ko.), auf mancher deutschen Bühne in Süd und Nord ist es längst aufgeführt worden — Berlin, das freilich schon eine ganze Weile den Ehrgeiz aufgegeben hat, den deutschen Theaterstädten mit Neuaufführungen voranzugehen, hat sich erst unter dem

Gebot des Krieges auf dieses Stück deutscher Handwerkskunst (in doppelter Bedeutung!) besonnen.

Es ist die Tragödie des Schaffensdranges, der Schaffens**pflicht** in der deutschen Mannesbrust, die das Weltkind Harlan hier hat gestalten wollen. Dem munteren, lebensfrohen Meister sitzt der fressende Krebs im Halse. Gut, so wird er sich ihn kurzerhand schneiden lassen: der Doktor Schedel ist sein Freund und als geschickter Wundarzt weit bekannt — warum sollte er nicht Zutrauen haben zu dessen menschenfreundlicher Kunst? Ein beherzter Kerl wie er wird sich doch nicht vor dem Messer fürchten! Alles ist schon für morgen verabredet zum Heilschnitt, da fährt wie ein Blitz der Erfindergedanke der pendellosen Schiffsuhr in des Meisters Hirn und Herz. Den entscheidenden Grundgedanken hat er schon, die Ausführung und Vollendung ist nur noch eine Frage der Zeit. Aber diese Zeit will gewonnen, will dem drängenden Wundarzt abgerungen sein. Denn der erklärt jede Verzögerung für lebensgefährlich, ohne doch für den Erfolg seines Eingriffs bürgen zu können. Was dann, wenn das Messer abirrt und der Kranke unter den Händen des Arztes verblutet? Peter Henlein schwankt eine Weile zwischen selbstsüchtiger Liebe zum Leben und uneigennütziger Liebe zu seinem Werk. Dann siegt die göttliche Stimme innerer Berufung: nicht zu leben, sein Ich für sich selbst und die lieben Angehörigen zu erhalten, ist die Pflicht des Begnadeten, sondern Frucht zu tragen, mit dem in ihn gelegten Pfund zu wuchern, es zu vererben an die kommenden Geschlechter. »Was ein Geist vom Heiligen Geist hat empfangen, das muß derselb Geist auch gebären.« Hat er das nicht bei seinem einsamen Abendspaziergang, da er tief in sich und in Gottes Willen hinabstieg, erfahren, als er die vieltausend Ähren ringsum wie eine einzige Stimme sprechen hörte: »Wir tragen unsre Frucht und sterben« ...? War das nicht dieselbe Stimme, die einst zu Moses auf dem Berg Sinai sprach? Ein Schelm und Räuber an Gottes Willen jeder, der sich solchem Gebot entzieht! ... Und er schiebt den drängenden Arzt beiseite und vollendet erst sein Werk, bevor er an die Heilung seiner Krankheit denkt. Wohl muß er diese Verzögerung mit dem Tode büßen, aber noch als er sein Ende schon nahe fühlt, triumphiert er: seine Sendung ist erfüllt, er hat Frucht getragen für die Zukunft, und sanft und heiter führt ihn ins Jenseits hinüber der Traum von all den »Millionen noch ungenähten Taschen«, in denen dereinst sein Werk ticken und tacken wird mit einem Herzschlag, der nicht mehr sterben kann.

Diese Überwindung der sinnlos tückischen, widersittlichen Schicksalsmächte durch das freie, stolze und opfermutige Verantwortlichkeitsgefühl der Persönlichkeit ist ein würdiger dramatisch-tragischer Gedanke, zudem tief verwurzelt im deutschen Wesen und in der Humanistenzeit, die Harlan nach ihren gelehrten und volkstümlichen Elementen lebendig zu machen weiß. Seine Tragik würde uns noch tiefer ergreifen, wenn der Dichter uns den Kampf des Opfers und Siegers unmittelbarer miterleben ließe, anstatt den Höhepunkt des inneren Konflikts auf jenen einsamen Spaziergang und damit hinter die Szene zu verlegen. Die Dürftigkeit dieses Kampfes empfinden wir um so schmerzlicher, als wir den Dramatiker, der darüber fast zum Epiker wird, an die Ausgestaltung der Begleithandlung, der Neben- und Kontrastfiguren sowie an die Ausmalung der Zeit- und Ortstimmung eine fast bis zur Verschwendung getriebene Kleinliebe setzen sehen. Wie ist da jede Gestalt bald mit feinerem, bald mit gröberem Pinsel liebevoll ausgemalt: die der Frau Welt in naiver Lebenslust zugetane Eheliebste und Hausehre des Meisters, die in einem Anfall von Eifersucht sein mühevolles Werk, das schon fast fertige Modell der ersten Taschenuhr, im Gewürzmörser zerstampft; seine mit allen Fasern ihres jungfräulich frommen Herzens dem himmlischen Seelenbräutigam verlobte Schwester Charitas, die erst durch die rastlos werbende Liebe eines kindlich treuherzigen Gesellen dem fröhlichen Leben zurückgewonnen wird; sein gallenbitterer Schwiegervater, der Gesalzenfischer, eine ebenso ausgepichte, engherzige Krämerseele, wie der Eidam ein Träumer und Idealist; der aufgeklärte, mit aller Bildung der neuen Zeit ausgerüstete Mediziner, der schönen Künste und der Arzneikunde Doktor, neben dem noch in krausem mittelalterlichem Aberglauben befangenen Bader; die Weltläufigkeit des ritterlichen Kosmographen, des Freundes von Kolumbus und Magelhaens, neben den wohlhäbigen Meistersingern und Schembartläufern an den Ufern der Pegnitz. Ein Wunder fast, daß zwischen all diesem überbehaglichen Drum und Dran, das so viel eigne Aufmerksamkeit beansprucht und den tragischen Grundton so oft zerreißt, die Gestalt Meister Henleins rund und lebensecht genug hervortritt, ja, daß sein aus Träumerei und kühler Berechnung gewobenes Bild deutscher Erdenkraft und Himmelssehnsucht trotz der viel zu dick aufgetragenen Altertumsfarbe der Sprache mit so vertrauten und beweglichen Lauten zu uns spricht. **Eduard von Winterstein** brauchte hier nur sich selbst zu geben, mit seiner natürlich geraden, hellen und warmen Männlichkeit, um seines Erfolges vom munteren Anfang bis zum aufrechten Ende sicher zu sein. Aber auch das Werk selbst zwang dem von solchen rechtschaffe-

nen Stücken lange entwöhnten Premierenpublikum des Deutschen Theaters ein Maß von Achtung ab, das ihm vor dem Kriege wahrscheinlich noch wider die literarische Ehre gegangen wäre. Auch Verständnis und Liebe für das Volkstümliche wollen erst wieder gelernt sein. Aber es ist ein tröstlich Ding, zu wissen, daß es just dies ehrlich deutsche Schauspiel war, das sich die Jugend des Joachimsthalschen Gymnasiums als Aufführung zu ihrer Abschiedsfeier erkoren hatte, als sie vor Jahr und Tag ihr altehrwürdiges Gebäude in Charlottenburg verließ, um nach Templin überzusiedeln.

Wie es vor dem Kriege in uns aussah und welchen Abgründen da unser Kunst- und Sittlichkeitsempfinden entgegentrieb, das hat uns als erster Hermann Sudermann in drei »szenischen Bildern aus kranker Zeit« wie ein Menetekel vor Augen und Seele zu führen unternommen. Er nennt das Schauspiel, die Tragikomödie und das Lustspiel, die sich da zu einer Art symphonischen Einheit zusammengefunden haben, mit einem gemeinsamen Titel »Die entgötterte Welt« (Stuttgart, Cotta) und schickt ihnen Verse voraus, die, leider nicht frei von schwülstigem Pathos, mit Zorn und Liebe die Frage zu beantworten suchen, was wir waren und was wir sind.



Aufn. Hänse Hermann, Berlin
Marie Dietrich als Nonne Megildis in Vollmoellers »Mirakel«

Wir waren: ein Haufen Hasser, ein Knäuel von Parteien und Parteichen, die sich gegenseitig warm und kalt verspeisten, Anbeter spielerischer Nichtigkeiten, Propheten eitler Ichsucht, Narren eines qualmenden Kunstnebels, Buhler der Frechheit und Schamlosigkeit — wir sind: Vaterlandsgeweihte, bereit zu Qual und Tod, sind Kraft- und Wesensgleiche, die wieder fromm und gottgläubig geworden, Brüder und Schwestern, keusch in Blicken und Herzen:

Unser einz'ger Wunsch ist geben,
Opfern, was man ist und liebt,
Leben, leben — dreimal leben,
Daß es dreimal Tote gibt. —

So, ihr Freunde, fiel der Plunder,
Der uns Kleid und Schmuckstück war,
Freunde, uns geschah ein Wunder,
Und das schuf uns die Gefahr.

Denket daran immer, immer!
Sagt es Kind und Kindeskind!
Was wir waren, sank in Trümmer, —
Ewig blühe, was wir sind! — —

Wir wollen heute nicht damit rechten, daß uns diese fast wildenbruchisch anmutende Ermahnung an die lieben Deutschen aus dem Munde dessen, der »Sodoms Ende«, »Es lebe das Leben«, das »Blumenboot« und das »Hohe Lied« geschrieben hat, zunächst etwas fremdartig klingt — Dichterbekenntnisse können an Inbrunst und Überzeugungskraft nur gewinnen, wenn sie aus den Wunden eigner schmerzlicher und reumütiger Erfahrung quellen. Aber uns will scheinen, als male der Prophet eines neuen, geläuterten Lebens in seinen Rückblicken auf die Friedensverderbnis doch gar zu schwarz, oder als sehe er durch die Brille des Großstadtmenschen. Da ist eine stark sapphisch veranlagte »Freundin«, die in der weiten Welt ein ungebundenes Leben in großem Stile geführt hat und nun, bei ihrem Besuch auf einem Rittergut des Ostens, eine Seelenmörderin schlimmster Art, mit ihrer schamlos freien »lebenskämpferischen Doktrin« vom voraussetzungslosen, selbstherrlichen und selbstzufriedenen Ich Unschuld, Sonne und Hoffnung eines umfriedeten Hauses vernichtet, indem sie die Freundin mit in den wilden Strudel ihrer unfruchtbaren Begierden reißt und hinter sich nur Qual und Zerstörung zurückläßt, die zu heilen die beiden alten treuen Freunde des Hauses, der Pastor und der Arzt, ihre liebe Not haben werden. Da ist ferner eine ganze Gesellschaft von Künstlern, Kunstfreunden, Kunsthändlern, Tagesschriftstellern, Stadtverordneten und Grundstückspekulanten, die sich an dem mitten unter sie geworfenen Erisapfel der »Gutgeschnittenen Ecke«, dem Bauplatz für eine neue Theatergründung, die Giftzähne ihrer amora-

lischen, dämonischen oder zynischen Weltanschauung schärfen, bis sie sich glücklich alle gegenseitig so matt gesetzt haben, daß der Plan zu Wasser wird. Wo sind Ziele, wo ist Kraft, wo Charakter, wo Rückgrat? »Der eine erstickt in Gier, der andre im Fett. Deutschland ist eben zu eng geworden. Tausenderlei Tatkraft liegt brach. Und darum spielt man und ästhetisiert und spekuliert und wird zum Schubjack — bloß um Luft zu kriegen ... Gott gebe uns bald einen schönen Sturm, der alles durcheinanderwirft!« So der Stadtverordnete Friese und so sein alter Gegner im Stadtparlament, Verlagsbuchhändler Brandstetter, die beiden Ehrlichen und Tüchtigen in diesem Kreise; ähnlich auch der junge Doktor Viktor Brandstetter, der sich gegen die entnervende und vergiftende Ästhetenkunst auflehnt und im Verein mit einer einfachen, selbstlos liebenden und sorgenden Frau aus dem Volke die Hoffnung auf Genesung von all diesen Gebrechen und Irrungen in die Zukunft hinüberpflanzt. Wie diese fünfaktige Tragikomödie, so hat auch das dritte und letzte dieser sittenkritischen Gesellschaftsbilder, ein Lustspiel, seinen Schauplatz in Berlin. Da gibt es in irgendeinem stillen Winkel eine kleine Eidgenossenschaft von guten Freunden, einen Zirkel der Arbeit und Zufriedenheit, den ein paar weibliche und männliche Abenteurer, Bacchanten der Passion, der Ekstase, des Rausches, mit einem Wort des »höheren Lebens«, zu zersprengen oder mit in ihr wüstes Chaos zu zerren drohen, bis sie mit ihrem faulen Evangelium vom »Sichausleben«, noch zur rechten Zeit, zum Teufel gejagt werden und nach solcher »Katharsis des Lebens« die wieder ihren Ehrenplatz am deutschen Herde einnimmt, der er gebührt: die schlichte, arbeitsame Frau, die ihr Glück in dem Glücke andrer findet. So schält sich auch aus diesem Stück, befreiender und tröstlicher als aus den andern beiden, die Zuversicht heraus, daß aus der kranken Zeit des Voraugust eine neue Gesundheit erstehen werde ... Auf der lebendigen Bühne werden's die drei »szenischen Bilder« nicht leicht haben — dafür ist ihre Form zu dialogisch-zuständlich —, aber als kundige Zeugnisse eines Gesellschaftskritikers, der mittendrin stand im »Wolfskampf deutscher Kunst«, sollen sie uns aufschlußreich und wertvoll sein.

Wenn jemand heute oder morgen auf der Vergangenheitskritik Sudermanns weiterbaut und nun — vielleicht tut er's selber — dem Schreckbild von gestern ein Trostbild von heute gegenüberstellt, so darf er darin die Wiedergeburt des religiösen Gefühls nicht vergessen. Das Drama der Gegenwart hat bisher kaum ein Echo dafür gehabt, oder es hat, wie Schönherr, die Konflikte des persönlichen religiösen



Else Heims als Maria in dem deutschen Krippenspiel »Der Stern von Bethlehem« von Otto Falckenberg (Deutsches Theater in Berlin)

Lebens mit denen der Bekenntnis- und Heimattreue verquickt. Daß aber auch die Bühne nach rein religiösen Stoffen verlangt, zeigt die Entstehung und Wiederaufnahme des »Mirakels« von Karl Vollmoeller, jenes nach mittelalterlichen Legendenmotiven mit viel kirchlichem und weltlichem Prunk aufgebauten Mysterienspiels, das Reinhardt vor vier Jahren zunächst für die Schaulust der Engländer in der riesigen Londoner Olympiahall aufführte, bevor er es — immer mit respektvollen Pausen — über die kaum weniger geräumige Wiener Rotunde in die Berliner Zirkusarena brachte und jetzt eben im Volkstheater am Bülowplatz, der Bühne der Zweitausend, in bescheidenerer Form wiederauferstehen ließ. Die Riesensymphonie von Aufzügen, Chören, Volksaufläufen, Tänzen, Reigen und Gelagen, Glockengeläute und Orgelspiel, in der drei Stunden lang außer ein paar Schreien kein Wort ertönt, hat auf dieser Wanderung viel von ihren sinnlichen Reizen verloren, aber nicht weniger dürftig als zuvor steht deshalb das frierende

Seelchen der frommen Handlung inmitten all der kalten Geräusche und Schaustücke.

Doch während noch die Schleppe dieser Monstrepantomime an uns vorbeirauscht, führt Reinhardt uns schon ein Aschenbrödelchen in härenem Gewande, ein rechtes Kind aus dem Volke zu: eins jener alten Weihnachts- oder Krippenspiele, die sich, dem Einfluß geistlicher Mitarbeiter früh entzogen, weit treuer als die Passionsspiele den volkstümlichen Stil deutscher Kunst des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts bewahrt haben. Sie mußten lange hinter dem Herde sitzen, diese alten Spiele von Christi Geburt und Anbetung, die ihre weltlichen und heiligen Personen so natürlich und derb sprechen lassen, als wären es Bürger und Bauern der nächsten Umgebung — während es die prunkvollen Passionsspiele unter dem gnädigen Schutze des sensationsgierigen englischen Reisepublikums zum Weltruhm brachten. Dafür aber sind sie dem Leben und unserm Herzen desto näher geblieben. Fast bis auf den heutigen Tag haben die verschiedenen Generationen des Volkes die Gestalten dieser Stücke mit den Augen ihres eignen Zeitalters geschaut und sie in dessen Tracht, Denkart und Redeweise dargestellt. Und gerade diese stete Erwärmung am Busen der Volksphantasie hat ihnen, im Bunde mit der sorglosen Mischung von Spaß und frommem Ernst und mit Hilfe der alten naiven Hans Sachsischen Reimverse, mit denen sich so gut unsre weihnachtlichen Volksweisen vertragen, das Heimatliche, Innige und Natürliche bewahrt. Friedrich Vogt, der Marburger Germanist, hat wahre Schätze deutscher Volksdichtung zutage gefördert, als er vor einigen Jahren die schlesischen Weihnachtsspiele sammelte und wissenschaftlich erläuterte (Band 1 der »Volkstümlichen Überlieferungen Schlesiens«; Leipzig, Teubner; ein Auszug daraus: Weihnachtsspiele des schlesischen Volkes, gesammelt und für die Aufführung wieder eingerichtet von Fr. V.; ebenda). Andre haben sich in ähnlicher Art der Überlieferungen hessischer, bayrischer und österreichischer Gebirgsgegenden angenommen, noch andre sie durch Bearbeitungen für die lebendige Bühne der Gegenwart zurückzugewinnen versucht. Von ihnen hat wohl der Süddeutsche Otto Falckenberg für sein Krippenspiel »Der Stern von Bethlehem«, das sich hauptsächlich an tirolische Überlieferungen hält, den meisten Erfolg gehabt, obwohl ein einheitlicher Stil nicht erzielt worden ist, ja eine gewisse gönnerhafte Überlegenheit durch das Gewand der Naivität oft störend hindurchscheint. Im allgemeinen gilt auch hier, was von allen religiösen Aufführungen gilt: je einfacher die Bilder, desto tiefer die Wirkung. Nichts kommt der Szene gleich, wo die Hirten vom Felde und nach ihnen die drei Könige aus dem Morgenland dem Christkind in Bethlehems Stall ihre Gaben darbringen; vor ihr verblaßten in der Aufführung des Deutschen Theaters selbst all die strahlenden Engelserscheinungen in und über den Wolken, die Reinhardts Regie, so sehr sie sonst aufs Einfache hinstrebte, sich auch hier noch nicht versagen konnte.

Zu den Hoffnungen und Erwartungen, die wir auf die kommende Genesungszeit unsers Theaterlebens setzen, gehört auch die, daß die Person des Darstellers, die oft allzuviel Aufmerksamkeit für sich beansprucht hat, zurücktreten wird hinter Werk und Erscheinung des Dichters, deren Diener und Dolmetsch sie doch sein soll. Die »Persönlichkeiten« unter den Schauspielern brauchen deshalb nicht auszusterben, und auch ihre kleinen menschlichen Eitelkeiten wird man ihnen nicht verwehren, wissen wir doch alle, wie eng sie mit der steten Preisgabe des Ichs verbunden sind, zu der die Bühnenkunst ihre Jünger verpflichtet. Auch in Zukunft sollen sie sich gern schon von der Mitwelt die Kränze flechten lassen, die die Nachwelt ihnen nach einem freilich sehr anfechtbaren Worte Friedrich Schillers versagt, und wenn sie für die Kränze eine Walhalla brauchen, in der diese würdig und wirkungsvoll vor aller Augen aufgehängt werden, so sollen sie getrost weiter ihre — Erinnerungen schreiben. Nachdem es dem Bühnenkünstler längst geglückt ist, sich und seiner Arbeit die Stellung und Schätzung zu erobern, die ihm gebührt, nachdem sich ihm auch die höchsten Gesellschaftskreise willig geöffnet haben, wird sich sogar die allgemeine Kulturgeschichte ihre Früchte davon versprechen dürfen. Das Beste und Wertvollste bleibt aber auch hier, wie bei aller künstlerischen Betätigung, die Entwicklung, das allmähliche Wachstum, das Ringen und Kämpfen mit den Widerständen der Welt und des eignen Charakters. Dessen ist sich auch ein Erfolgverwöhnter wie Ernst von Possart bewußt gewesen, als er, ein Siebzigjähriger, an die Niederschrift seiner Erinnerungen ging. Er nennt sie »Erstrebtes und Erlebtes« (Berlin, E. S. Mittler & Sohn; mit elf Bildertafeln, geb. 5 ℳ), und schon dieser Titel betont die erzieherischen Absichten der Aufzeichnungen. Possart möchte nicht nur an seinem eignen Werdegang die Bedrängnisse der eignen Berufswahl dartun, er möchte dem Leser auch den Entwicklungsgang eines jungen Schauspielers anschaulich machen und unserm Darstellernachwuchs Zielbewußtsein einflößen: »die ernste Pflicht, sich völlig in den Dienst der dramatischen Dichtung zu stellen, seine Persönlichkeit für die Aufgaben der Menschendarstellung tauglich zu machen und seine Lebensführung einzig



diesem veredelnden Berufe unterzuordnen«. An die Seite dieser erzieherischen Absicht tritt dann freilich in wachsendem Maße die geschichtliche: dem Theaterfreund soll das Gedächtnis mancher augenfälligen, bemerkenswerten Begabung erneuert werden, die dem Verfasser auf seinem Wege begegnete, oder es sollen ihm Persönlichkeiten der Bühne, der Literatur, der Gesellschaft, denen der Memoirenschreiber persönlich nähertreten durfte, »im Lichte freimütig schlichter und ungefärbter Beobachtung« gezeigt werden.

Man darf sagen, daß das über 300 Seiten starke Buch diese Versprechungen des Vorworts erfüllt. Vielleicht hat auch da der Ernst der Kriegszeit, unter deren Schatten die Aufzeichnungen vollendet worden sind, seinen Segen ausgeübt. Jedenfalls ist es nicht so sehr der uns allen nur zu geläufige Possart der Maske und Schminke, des Kothurns, der Ordensfreude und der Lorbeerkränze, der hier das Wort führt, als vielmehr der Mann des Arbeitsernstes und der künstlerischen Selbsterziehung, der aus seinen Schauspielerneigungen auch da kein Hehl macht, wo ihre Verhüllung den Nimbus der Persönlichkeit eher erhöht als vermindert hätte. So bekennt er schon im Rückblick auf seine im Friedrichsgymnasium zu Berlin verbrachten Schülerjahre, wie er sich aus den Schulstunden immer mittenhineinträumte in große Paraden und festliche Aufzüge, und wie er dabei immer die Hauptperson war, auf die alle Leute voller Bewunderung sahen, etwa der dirigierende Stabstrompeter bei den Gardes du Corps, der vor dem König und seinem Gefolge die blinkende Trompete hebt und das Zeichen zum Beginn des Marsches gibt: »Und dann blies ich selber mit, und das ganze Publikum deutete auf mich: Wie dieser kleine Kerl das macht! Großartig!« Oder er sah sich auf der Kanzel stehen und vor dichtgedrängter Gemeinde predigen, und die Leute neigten sich zueinander, durch die Menge lief's ganz leise: Ach, wie der junge Mensch spricht! Wunderbar! Ja, Prediger wollte er werden, schon dem Mütterchen zuliebe, die ihn und den großen Bruder aufzog mit Liebe und Strenge, mit Gesangbuch und Bibel. Aber der Vater, dem die schlechten Schulzeugnisse des Jungen ein Dorn im Auge waren, sagte »Kaufmann«, und der von den Vorgenüssen dieses Berufes im Innersten Erschreckte mußte froh sein, als aus den drohenden Heringsfässern das Pult und der Ladentisch des Buchhändlers wurden. In der E. H. Schroederschen Buchhandlung Unter den Linden hat er dann redlich seine drei Jahre abgedient, wenn auch die Gedanken oft mehr bei den einsamen Deklamationsübungen im Tiergarten als bei den Bücherregalen und Kontinuationslisten waren. Aber der Chef hatte einen Bruder, und dieser, der Hofschauspieler Wilhelm Kaiser, dem sich der Buchhändlerlehrling mit seinen jungen Nöten und Neigungen anvertraute, gab ihm während der letzten Lehrzeit heimlichen Unterricht, ohne ihn doch — ein selten Ding in Schauspielerkreisen und ein glückverheißender Stern für Possarts gesamte spätere Entwicklung — den Pflichten seines bürgerlichen Berufs und Broterwerbs abtrünnig zu machen. Der Ernst und Ehrgeiz, den Kaisers sachliche Strenge, sein mehr verstandesmäßiger als genialer Unterricht in ihm großgezogen hatte, begleitete den Schüler in sein erstes Engagement am Breslauer Stadttheater, wo er unter andern berühmten Gästen Josef Lewinsky und Ida Pellet kennenlernte, aber bald erkannte — und das ehrt sein künstlerisches Streben —, daß es sein nächstes Ziel sein müsse, sich an einer kleinen Bühne in den unumschränkten Besitz aller großen Partien des Charakterfaches zu setzen. So wurde Bern die zweite Station seiner Lehr- und Wanderjahre. Hier lernte er Vielseitigkeit und Wandlungsfähigkeit und übte sich methodisch und praktisch in der Technik des Sprechens, die er später zu solcher Virtuosität ausbilden sollte. Am Hamburger Stadttheater, das freilich dem Wettbewerb mit dem unter Maurice mächtig emporblühenden Thaliatheater nicht mehr gewachsen war, kam er dann schon (1863) als Nachfolger Görners auf die hohe See des Schauspielertums, auch hier, wie vorher, ge-



Ernst Possart
Aus Possarts Erinnerungen. Berlin, Mittler & Sohn



Marie Seebach
Aus Possarts Erinnerungen. Berlin, Mittler & Sohn

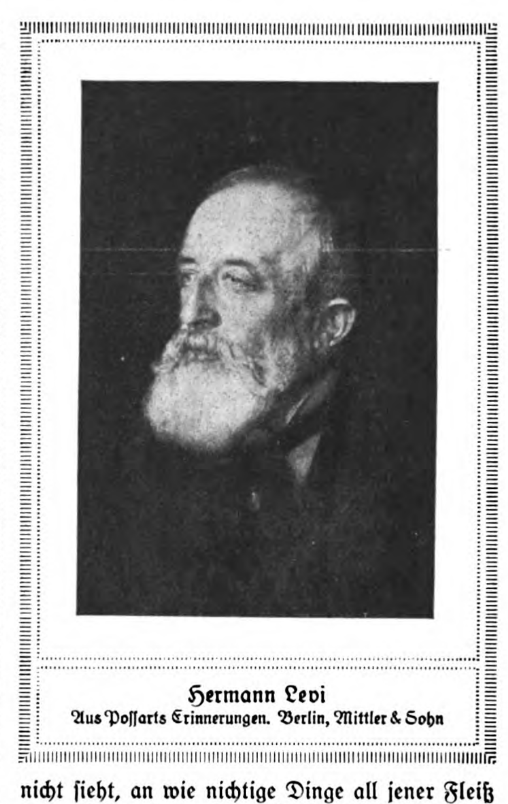
Marie Dahn-Hausmann
Aus Possarts Erinnerungen. Berlin, Mittler & Sohn

fördert von einem gütigen und wohlwollenden Direktor, was freilich bei einem »Disziplinprotz«, wie er es war, nicht viel heißen wollte, und unabläßig bemüht, sich an den Leistungen andrer, zumal der fremden Gäste, weiterzubilden zu einer »Verbindung von Wahrheit und Schönheit«. Diese Vorbildung kam ihm sehr zustatten, als er schon ein Jahr darauf nach München ans Hoftheater berufen wurde, obwohl ihm hier zuerst zum Bewußtsein gebracht wurde, wie sehr ihm die Gemütstöne und mit ihnen die Einfachheit in Sprache und Gebärde, mit einem Wort die natürliche Menschlichkeit fehlte. »Ja, ja, junger Mensch,« sagte einmal nach der Darstellung des treuen Dieners Clotald im »Leben ein Traum« der unbestechliche Regisseur Jenke zu ihm, »wissen Sie, wie das letzte Ende aller Menschendarstellung heißt? Opfern, opfern, opfern! Alle Pointen und Effektmätzchen beiseiteschieben; aus dem Komödienspieler muß der Mensch hervorgucken!«

Possart stand nun eigentlich schon, so jung er war, auf der Höhe seiner Möglichkeiten. Er hat sein Rollenfach später noch unendlich erweitert, er hat mit unermüdlichem Fleiß sein technisches Können ausgebildet, er hat als Regisseur, Intendant und Organisator seines Standes Fähigkeiten in sich entdeckt und entwickelt, die dem deutschen Theater zur hohen Ehre gereichen; als Künstler, nach seinem inneren Darstellerwert ist er seitdem kaum noch gewachsen. Auch die Kunst seiner diplomatischen Menschenbehandlung steht schon in voller Blüte, wie die Gastspiele in Neuyork und Meiningen und all die Begegnungen mit berühmten Männern und Frauen beweisen, bei denen er so gern verweilt. Eine lange und stolze Reihe von Namen, die sich wie funkelnde Edelsteine, von seiner Liebenswürdigkeit und Anerkennungsfreude allesamt wirkungsvoll gefaßt, durch seine Aufzeichnungen ziehen! Richard Wagner, Hans v. Bülow, Hermann Levi, Vinzenz Lachner, Frhr. von Perfall, Heinrich Laube, Friedrich Bodenstedt, Hermann Lingg, Karl von Heigel, Friedrich Haase, Ludwig Barnay, Josef Kainz, Charlotte Wolter, Klara Ziegler, Julie Rettich, Marie Dahn-Hausmann, Marie Seebach — das sind die Berühmtheiten lange nicht alle, die ihm und uns begegnen. Ein besonderes Kapitel dieser ersten Münchner Zeit füllen die Schilderungen der Sondervorstellungen vor König Ludwig II. Possart tritt als ihr begeisterter Verteidiger und Verherrlicher auf. »Für mich«, bekennt er, »sind diese Vorstellungen in ihrem äußeren Verlauf das Wertvollste und Ungetrübteste geblieben, was ich als Darsteller während fünfzigjähriger Bühnentätigkeit miterlebt habe. Eine heilige Stille im Zuschauerraum, der genau so beleuchtet war wie bei jeder andern öffentlichen Vorstellung; ein einziger, aber aufmerksamer, kundiger und be-



Julie Rettich
Aus Possarts Erinnerungen. Berlin, Mittler & Sohn



Hermann Levi
Aus Possarts Erinnerungen. Berlin, Mittler & Sohn

geisterter Zuschauer, der oft nach Schluß der Vorstellung allein die Mitwirkenden vor die Rampe rief; auf der Bühne aber eine szenische Ausstattung — so bis ins Kleinste echt, so natürlich wahr und stimmungsvoll, daß sie den Schauspieler unwillkürlich in den Bann der Wirklichkeit zog; kein lautes Wort des Souffleurs; denn jedermann suchte seinen Stolz darin, völlig Herr der Rolle zu sein: Wo findet der ernsthafte Künstler jemals in unserm heutigen Theaterbetrieb eine gleiche Unterstützung?« Bei aller Bereitwilligkeit, seiner Darstellung zu glauben, ihm recht zu geben gegen böswillige Herabsetzungen, wie Charlotte Wolter und der Franzose Bainville sie den Sondervorstellungen haben zuteil werden lassen, kann mich Possarts Urteil nicht überzeugen. Allein schon aus dem Grunde nicht, den er selbst freilich den Vorstellungen zum Ruhme anrechnet, weil der König das Drama als Sklaven der Geschichte behandelt sehen wollte, weil ihn einzig die Historie (eigentlich die historische Anekdote) im Drama interessierte. »Die Geschichte«, hat Hebbel gesagt, »ist für den Dichter ein Vehikel zur Verkörperung seiner Anschauungen und Ideen, nicht aber sei umgekehrt der Dichter der Auferstehungsengel der Geschichte.« Es ist verwunderlich und zeugt gleich stark für den Zauber des Königs wie für die Urteilslosigkeit dessen, der mit ihm auf diesen »Höhen der Menschheit« wandelte, daß Possart heute noch nicht sieht, an wie nichtige Dinge all jener Fleiß und Aufwand verschwendet worden ist. Er merkt oder will heute noch nicht merken, daß viele von den Auszeichnungen, die der König vornahm, schon deutlich die Umnachtung seines Geistes ankündigten, der er später verfiel. Und peinlich wirkt in diesem Kapitel die in Demut ersterbende Unterwürfigkeit vor dem hohen Herrn; eine Fridolingesinnung, die eines Künstlers unwürdig ist!

Possarts Erinnerungen reichen einstweilen nur bis zum Jahre 1886; ein zweiter Band soll folgen und soll willkommen sein wie dieser erste, der zwischen allen Menschlichkeiten und Eitelkeiten so viel des Fesselnden, Unterhaltenden, Aufschlußreichen, Lebensweisen und »Lehrkünstlerischen« birgt.

Nicht ohne ein Lächeln des Selbstspottes erinnern wir uns heute an die Frage, die zu Kriegsbeginn das Deutsche Theater in Berlin den geistigen Führern der Nation stellen zu müssen glaubte: Dürfen wir auch weiter Shakespeare spielen oder nicht? Wäre diese Frage verneint worden — was freilich undenkbar ist! —, so hätte sich wohl auch die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft auflösen oder doch für die Dauer des Krieges vertagen müssen, nachdem sie wenige Monate zuvor in festlicher Sitzung zu Weimar ihr fünfzigjähriges Bestehen gefeiert hatte. Die

Antwort auf jene Frage aber hatte ein Menschenalter früher schon Hebbel gegeben, als er schrieb: »Man sollte sowenig von dem Engländer Shakespeare sprechen, wie man von dem Juden Christus spricht.« Das war denn auch der Widerhall in all den neuen Antworten auf jene überflüssige Umfrage, und derselbe Gedanke beherrscht die programmatischen Betrachtungen, die Gerhart Hauptmann an der Spitze des jüngsten (51.) Jahrbuches der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft (herausgegeben von Alois Brandl und Max Förster; Berlin, Georg Reimer) dem Thema »Deutschland und Shakespeare« widmet, Betrachtungen, die in dem stolzen Bekenntnis gipfeln: »Es gibt kein Volk, auch das englische nicht, das sich ein Anrecht wie das deutsche auf Shakespeare erworben hätte. Shakespeares Gestalten sind ein Teil unsrer Welt, seine Sache ist eins mit unsrer geworden: und wenn er in England geboren und begraben ist, so ist Deutschland das Land, wo er wahrhaft lebt.« Des sind und werden Zeugen sein unsre Bühnen, die eine gesinnungstählende, tatenfördernde, herzerfrischende, lebenspendende Elementarkraft wie ihn hinfort weniger entbehren können denn zuvor; das wird aber auch weiterhin die ungestörte, unverminderte Tätigkeit unsrer Shakespeare-Gesellschaft belegen und beweisen. Ja, sie am nachdrücklichsten und im weitesten Maße. Denn von vornherein war es der Sinn und Ehrgeiz ihres Wirkens, die Liebhaber so miteinzuschließen, daß sich zur Verbindung von Forschung und Theater zugleich ein volkstümliches Element unzertrennlich gesellte. Wie ihre Gründer, so will auch die gegenwärtige Leitung der Gesellschaft Shakespeare an die volle Breite der Nation heranbringen, um möglichst viele Deutsche innerlich durch seine Werke zu adeln. Volkserfreuung und Volksbildung sind auch heute noch die Ideale, denen die Gesellschaft und ihr Jahrbuch dienen. Wie der Jubiläumsjahrgang wissenschaftliche Aufsätze von Gelehrten mit Schilderungen und Betrachtungen von Dichtern und zeitgenössischen Schriftstellern sowie mit Rechenschaftsberichten praktischer Bühnenmänner vereinigte, wie dort Prof. Albert Köster über die Einrichtung der Bühne zu Shakespeares Zeit, Prof. Oskar Walzel über neue Bühnentechnik im Dienste Shakespeares handelte, aus Wildenbruchs Nachlaß Gedanken zu »Antonius und Kleopatra« ans Licht traten, Friedrich Lienhard Empfindungen und Gedanken aus Stratford vortrug, Hugo Daffner Haydns Verhältnis zu Shakespeare darstellte, Arthur Kahane Reinhardts Shakespeare-Zyklus im Deutschen Theater würdigte, so steht auch in dem neuen Bande Gelehrtes kameradschaftlich neben Populärem. Da würdigt Dr. Edgard Groß Grillparzers leidenschaftliches Ringen mit dem »Riesen«, der ihn »tyrannisiert«, und für dessen Dasein er doch so unendlich dankbar ist, zumal in seinem einsamen Alter; da trägt Ella Horn, zum Teil aus unveröffentlichten Briefen, neuen wertvollen Belegstoff zur Geschichte der ersten Aufführung von Schlegels Hamlet-Übersetzung auf dem Kgl. Nationaltheater zu Berlin vor; da berichten Schauspieler und Spielleiter über moderne Bühnenprobleme und Inszenierungen, die an Shakespeare immer noch ihren höchsten Maßstab finden; da plaudert auf Grund eigner Anschauung Erwin Walter über Shakespeare in Japan; da breitet Brandl seine wissenschaftlichen Kenntnisse und Forschungen über das kulturgeschichtlich so wichtige Thema der Frauenfrage in England (bis Shakespeare) aus. Nachrufe auf zwei Shakespeare-Herolde, wie der Herzog Georg von Meiningen und Rudolf Genée es waren, eine Theater-, eine Bücher- und eine Zeitschriftenschau sorgen für den Zusammenhang mit dem Streben der Gegenwart.

Die zweite Kriegsausgabe des Deutschen Bühnen-Jahrbuches (für 1916), des Organs der Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger, ist genau so pünktlich, stattlich und inhaltsreich erschienen wie die erste (27. Jahrg.; Berlin, Charlottenstraße 85). Die Ehrentafel der aus den Kreisen der deutschen Theater Gefallenen hat sich mit doppelt und dreifach soviel Namen bedeckt; die Übersicht der im Heeresdienst stehenden Bühnenmitglieder umfaßt jetzt wohl nahe an zweitausend Namen, die der Ausgezeichneten an hundertfünfzig. Und doch hat die friedliche Betätigung der Theaterkunst daheim kaum irgendwo empfindlich gelitten. Gewiß, die Spielpläne haben sich hier und da etwas nach der Decke strecken, die technische Ausstattung hat sich ein wenig zur Sparsamkeit und Bescheidenheit bekehren müssen, diese oder jene Bühne, die schon vor dem Kriege »anfällig« war, hat in den Ruhestand treten müssen, aber wir haben mitten im Frieden Zeiten gehabt, die dem Bühnenbetrieb gefährlicher waren als diese zwei Kriegsjahre. Das zeigt die stolze Übersicht über die Vorstände und Mitglieder der deutschen Theater, die den Hauptteil auch des neuen stattlichen Bandes ausmacht; das zeigt die rege Tätigkeit der Verbände und Vereine, die für die Interessen des deutschen Theaters arbeiten; das zeigen endlich auch die Aufsätze über Gedenktage deutscher Bühnenschriftsteller und -darsteller, unter denen Dr. Levin L. Schückings Gedenkaufsatz zu Shakespeares dreihundertstem Todestag (23. April 1916) durch Ernst, Würde, Urteil und Geschmack hervorragt.

Literarische Rundschau

Die Becksche Chronik des Deutschen Krieges, jene, wie unsre Leser schon wissen, nach amtlichen Berichten und zeitgenössischen Kundgebungen veranstaltete Sammlung historischer Kriegsdokumente, schreitet ihren Weg weiter und ist jetzt mit dem sechsten Bande bis Mitte Juli 1915 vorgedrungen (jeder Band geb. 2,80 *M*). Es ist ein gutes Zeugnis für die Anlage dieser Sammlung, daß ihre gleich anfangs beobachteten Grundsätze sich vor den Wechselfällen dieses an Überraschungen so reichen Krieges bewährt haben. Will man nicht von der Entwicklung Lügen gestraft werden, so gibt es vor der drängenden, verwirrenden Fülle dieser Ereignisse keine andre Rettung, als sich streng an die amtlich verbürgten und beglaubigten Mitteilungen zu halten, wie sie in unsern Zeitungen, Bekanntmachungen und den Verhandlungen der Parlamente hervortreten. Das tut diese Chronik, und deshalb wird sie sich mit ihrer klaren, bewußten Sachlichkeit als ein wertvolles Quellenwerk auch vor der Zukunft noch behaupten. Weit einfacher, aber deshalb auch übersichtlicher und für den ersten Nachschlagedienst äußerst zweckmäßig verfährt der in Reclams Universalbibliothek erscheinende Kriegskalender, den Generalleutnant z. D. Metzler bearbeitet. In kleinen Heften werden hier in gedrungenen Schlagwörtern die wichtigsten Ereignisse des westlichen und östlichen Kriegsschauplatzes in zeitvergleichenden Tabellen parallel nebeneinandergestellt, ein Verfahren, das den Zusammenhang und die Bedeutung der Fortschritte oft überraschend erhellt. Der Kalender, bisher bis zur italienischen Kriegserklärung, 23. Mai 1915, fortgeführt, bewältigt so in jedem seiner kleinen Hefte fünf Monate.

Nach ganz anderm Plan und Zweck sammelt Eberhard Buchner, der schon vor dem Kriege Übung in ähnlichen Arbeiten hatte, die Kriegsdokumente bei Langen in München, indem er mit erstaunlichem Fleiß, aber auch mit geschultem Finderglück, die Tageszeitungen, große wie kleine, durchpflügt. Man mag ihm vorwerfen, daß er dabei öfter Regenwürmer als Goldkörner findet, aber das stört ihn nicht, denn seine Arbeit will nicht etwa den Krieg zeigen, wie wir ihn dereinst, wenn uns alle Schleier von den Augen genommen sind, sehen werden, sondern wie wir ihn gestern, heute, in dieser Stunde, in diesem Augenblick sehen; nicht eine Geschichte des Krieges, sondern eine Geschichte unsers Kriegserlebens möchte Buchner geben, eine Geschichte unsrer Freude, unsers Stolzes, unsrer Sorgen und unsers Hoffens, unsrer Irrtümer und unsrer — Kurzsichtigkeit. Ja, es ist der Witz seiner Sammlung, daß er im schroffsten Gegensatz zu der Beckschen Chronik auch alles das aus unsrer Tagesgeschichte aufspießt und in Spiritus setzt, was sich schon in dem Augenblick des Sammelns als falsch oder überholt erweist, was aber dennoch oder gerade deshalb seinen eigentümlichen und bleibenden Stimmungswert hat. So steht, um nur ein Beispiel aufs Geratewohl zu geben, neben einer wichtigen Auslassung der Kölnischen Zeitung über die politische Lage unmittelbar nach der deutschen Mobilmachung eine fünf Zeilen umfassende Notiz aus der Täglichen Rundschau vom selben Tage (2. August), die da lautet: »Die Sommerdirektion des Residenztheaters hatte am gestrigen Abend der Mobilmachung zu einer Premiere eingeladen. Gegeben wurde — auf telephonische Anfrage hin versicherte man uns, daß es wirklich gegeben wurde — ein französisches Lustspiel: ‚Das Ateliergeheimnis' von Henri Beguin. Wir fühlten uns nicht in der Stimmung, dies Ateliergeheimnis am 1. August 1914 zu lüften.« Brauchen wir noch auseinanderzusetzen, wie beredt dermaleinst solche kleinen Züge, wie sie sich in Buchners bisher erschienenen vier starken Bänden (mit sorgfältigem Inhaltsverzeichnis) zu Hunderten finden, von der Atmosphäre der Kriegszeit, die sonst so schwer festzuhalten ist, zeugen werden? Wer das so geschickt macht wie dieser umsichtige Sammler, der mit sicherem Griff das Kennzeichnende zu packen weiß, dem pflichten wir gern bei, wenn er seinem Zeitspiegel die Forderung mitgibt: Eine jede Stunde habe ihren eignen Horizont, der niemals mit dem der vorhergegangenen oder der ihr nachfolgenden zusammenfallen kann! Eine jede Stunde habe ihren eignen Mund und sei ihr eigner Herold!

Nach ganz ähnlichen Gesichtspunkten wird Bruckmanns »Großer Bilderatlas des Weltkrieges« geleitet, und deshalb ist er die denkbar beste Ergänzung und Erläuterung zu dem Buchnerschen Werk. Auch hier behauptet sich das Kleine neben dem Großen, auch hier bekommt das Flüchtige Dauer, und wenn sich das bunte Mosaik dieser Bilder und Bilderchen auch nicht ohne weiteres zu einem Gesamtbilde des Krieges und der Kriegszeit zusammenwebt, so ist diesen Blättern doch eine Erinnerungs- und Wiederbelebungskraft eigen, wie sie dem sichtenden und richtenden Geschichtsdarsteller niemals beschieden sein kann. Den Lieferungen 6 und 7, die der Russenherrschaft in Ostpreußen gelten und über Tannenberg bis zur masurischen Winterschlacht führen, darf man dies noch in besonderem Maße nachrühmen, denn hier war ausreichende Möglichkeit gegeben, mit der photographischen Kamera auch all die kleinen, oft so erschütternden und rühren-



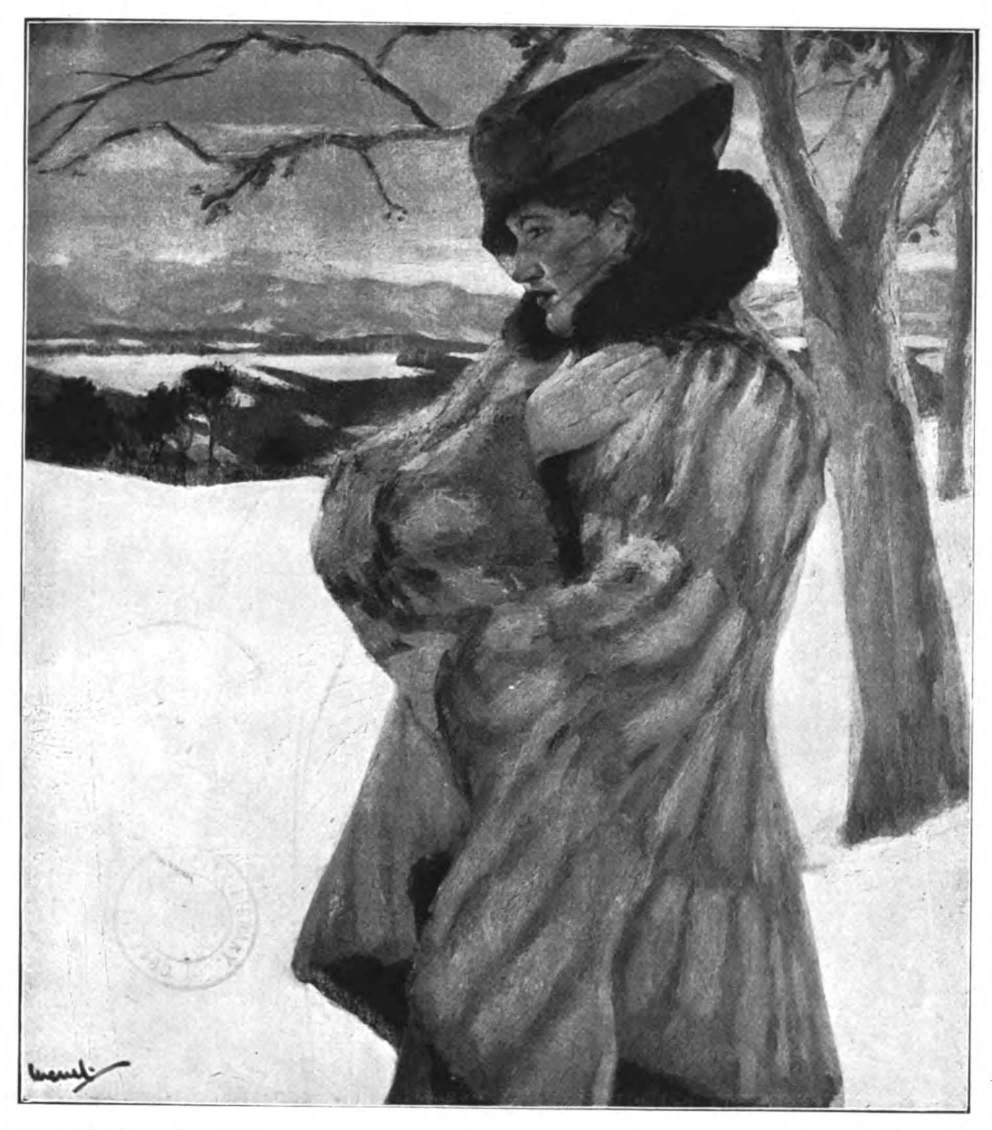
den Szenen des Alltags festzuhalten, die das Flüchtlingsleben und die Zerstörungswut der Russen dort oben in der gefährdeten Grenzmark boten. Welch tausendfaches Echo der Erinnerungen wird dieser Bilderatlas noch nach Jahrzehnten in der Brust derer wachrufen, die diese Zeit miterlebt haben!

Unsern Lesern neue Sammlungen von Feldpostbriefen zu empfehlen, möchten wir uns aus naheliegenden Gründen versagen. Alle diese Sammlungen bieten neben manchem Guten viel Überflüssiges und Nichtiges, das schon vor dem nächsten Tage nicht bestehen kann, und ihr Kennzeichen ist in den meisten Fällen das des Zufalls und der Willkür. So begnügen wir uns damit, die Fortsetzung zweier Sammlungen anzuzeigen, die wir gleich anfangs als bessere oder beste ihrer Art zu erkennen glaubten. Dazu gehört Karl Quenzels Sammlung »Vom Kriegsschauplatz«, von der bei Hesse & Becker in Leipzig der zweite Band erschienen ist, und die in dieser Fortsetzung mehr noch als im ersten Teil ihre eignen Wege geht, so sorgsam sie auch darauf bedacht ist, nur solche Aufzeichnungen zu bewahren, die für den Geist unsrer Heere bezeichnend sind und die unterscheidenden Merkmale gerade dieses Krieges gegenüber andern hervorheben. In noch erhöhtem Maße gilt das von dem dritten Band der Leitzenschen Sammlung »Der große Krieg 1914/15 in Feldpostbriefen« (Wolfenbüttel, Julius Zwißler; geb. 3 *M*). Leitzens Spüreifer hat, das sieht man auch in diesem dritten, die Winterschlachten und Frühjahrskämpfe umfassenden Bande wieder recht deutlich, der Herzensinstinkt des alten Soldaten geleitet, der selbst einmal mit dabei war und schon deshalb aus dem Wust des Vielzuvielen das herauszufinden weiß, was die Bürgschaft der Wahrheit und Treue, den Stempel des unmittelbaren persönlichen Erlebens trägt. Man fühlt: in den Adern dieses Sammlers pulst noch das alte Soldatenblut; schon seine taktvoll abgewogene Mischung von bitterem Ernst und herzerfrischendem Humor beweist seinen inneren Beruf für diese nicht aus Geschäftssinn, sondern mit Begeisterung übernommene Sammelarbeit.

Während unsre feldgrauen Streiter draußen mit Säbel, Flinte und Mörser ihre blutigen Schlachten geschlagen haben, ist daheim das Freiwilligenheer unsrer geistigen Kämpfer nicht untätig gewesen. Wohl in allen deutschen Städten hat es für kleinere oder größere Kreise Redner gegeben, die die Flamme der vaterländischen Begeisterung entfacht, die Zuversicht geweckt und erhalten, das innere Verständnis des Krieges, seiner letzten Ziele und seines tieferen Sinnes gefördert haben. Es liegt uns fern, unter diesen Veranstaltungen, deren Grundgesinnung überall gleich ernst und edel war, irgendwelche Wertunterschiede aufzustellen; nur an ihren Früchten könnte man den Wert dieser Vorträge und Reden messen. Und welche deutsche Landschaft, welcher deutsche Stamm möchte im Ertrag der Ernte wohl andern nachgeben? Eine dieser öffentlichen Veranstaltungen war aber doch wohl da, die allein durch die Stelle, von der sie ausging, und durch die geistige Bedeutung der Persönlichkeiten, die sich an ihr beteiligten, eine besondere Erwähnung und, nun sie ihre Arbeit vollendet hat, auch einen eignen Ruhmeskranz verdient. Das ist die des Vereins für volkstümliche Kurse von Berliner Hochschullehrern und der Zentralstelle für Volkswohlfahrt, die sich beide in kameradschaftlicher Arbeit zusammengefunden hatten, um ihre »Deutschen Reden in schwerer Zeit« in verschiedenen Sälen der Reichshauptstadt nach einem einheitlichen Plan und von geistigen Größen halten zu lassen, denen es nach ihren wissenschaftlichen Leistungen und ihrer vor aller Welt offen daliegenden Charakterhaftigkeit zukam, solche Führerrolle in so entscheidender Zeit zu übernehmen. In ihren Wirkungen werden diese Reden fortleben, und nachdem sie von Mund zu Ohr Tausende und aber Tausende von Hörern gestärkt und bereichert, erhoben und beglückt haben, werden sie nun auf den noch weiter reichenden Flügeln der Gutenbergischen Kunst erst recht ins Weite bringen. Der dritte Band dieser Reden, an dem u. a. die Berliner Professoren Meinecke, Waldeyer, v. Luschan, Kahl und Troeltsch, der Kieler Baumgarten und der Münchner v. Gruber beteiligt sind, schließt die Veröffentlichung ab, wie schon die Veranstaltung selbst vor einiger Zeit in dem sicheren Bewußtsein, ihre Aufgabe erfüllt zu haben, sich vertagt hat (Berlin W 8, Heymanns Verlag). Unter den Beiträgen dieses Bandes sind ein paar von außergewöhnlichem und bleibendem Wert, die verdienen, in das Ehrenbuch des Deutschtums aufgenommen zu werden; wir nennen nur Baumgartens Betrachtung über den Krieg und die Bergpredigt, Kahls deutsche Antwort auf Italiens Verrat (Dreibund — Treubund) und Rudolf Stammlers Rede »Die Gerechtigkeit in der Geschichte«.

Wie die deutsche Professorenschaft, so verdient auch die Betätigung der deutschen Frau im Weltkrieg einen eignen Ruhmeskranz, wenn sich aus ihren Reihen auch keine einzelnen Persönlichkeiten so sichtbar hervorheben wie aus den Reihen der deutschen Gelehrten. Thea von Harbou hat diese literarische Pflicht an ihren Geschlechtsgenossinnen erfüllt, indem sie in »Einblicken und Ausblicken« die Aufgaben wie die Leistungen der





Eduard Cucuel: Wintertag

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1915

deutschen Frauen und Mütter vor und in den Kriegszeiten würdigt (Leipzig, Hesse & Becker). Was dieses Buch von andern ähnlichen Inhalts vorteilhaft unterscheidet, ist der sittliche Ernst, aber auch die liebevolle Menschlichkeit, mit der die Verfasserin die Schwächen von gestern mit den Kräften von heute vergleicht, um an diesem Maßstabe ihre idealen, doch keineswegs überspannten Forderungen für die Zukunft aufzurichten. Wo sich ein so erstaunliches Wachstum in der vaterländischen Arbeit gezeigt hat wie in der deutschen Frauenwelt während der letzten fünf Vierteljahre, da darf allerdings auch weiter eine tatkräftige und zielbewußte Mitarbeit an all den großen Aufgaben, die vor uns stehen, erwartet und gefordert werden. Man soll sich von diesem Buche keine Friedensschalmeien versprechen; für den Frieden, sagt die Verfasserin ebenso richtig wie tapfer, werden unsre Heere sorgen. Die Aufgabe der deutschen Frau sei es, der jetzt unter dem Gestirn des großen Krieges heranwachsenden Jugend das Erbe dieses Krieges zu verwalten und es einst in ihre Hände zu legen: daß der Frieden der Welt unter dem deutschen Schilde ruht. »Daß sie ihre jungen Söhne heranziehe zu einer Wacht am Rhein, von der die Welt weiß, daß sie unbesieglich ist — das wird im Frieden, der uns kommen muß, das größte Werk der deutschen Frau sein.«

Der Vorstand des Bundes deutscher Frauenvereine, des über 600 000 Mitglieder umfassenden Verbandes der interkonfessionellen bürgerlichen Frauenbewegung, läßt sein Kriegsjahrbuch für 1915 (geb. 4 M) unter der Bezeichnung »Heimatdienst im ersten Kriegsjahr« erscheinen (Leipzig, Teubner). Dieser von Dr. Elisabeth Altmann-Gottheiner bearbeitete Band enthält die erste umfassende Zusammenstellung der sozialen Kriegsarbeit der Frauen und damit zugleich der sozialen Kriegsfürsorge in Deutschland. »Heimatdienst«, sagt Gertrud Bäumer in ihrer Einführung, »ist für uns die Kriegsübersetzung des Wortes Frauenbewegung. Wie der Krieg so mancher Willensregung in unserm Volksleben die Gelegenheit gegeben hat, ihren eigentlichen tiefsten Sinn zu offenbaren, so hat er auch der deutschen Frauenbewegung ermöglicht, klarer, als es ihr im Frieden gelingen konnte, zu zeigen, was sie sein will: Nationaler Frauendienst. Wir haben nicht während des Krieges unsre Frauenziele zurückgestellt, um uns eine etwa fernliegende Kriegsarbeit zu suchen, sondern wir haben aus dem Ideal unsrer Bewegung heraus gearbeitet.« Und der Zweck dieser stolzen Übersicht, die kühle tabellarische Statistik mit unmittelbarer warmer Schilderung aus der Übung des Lebens heraus verbindet? Sie will nicht bloß öffentliche Rechenschaft ablegen, sie will auch erwärmen, befeuern und allen, die nach tätigem Anschluß suchen, kameradschaftliche Arme entgegenstrecken. Ergreift diese Hände! Sie ziehen euch in eine Gemeinschaft vaterländischer Arbeit, die jede Mühe mit tausendfältiger innerer Beglückung lohnt!

Bücher unsrer Mitarbeiter

Aus dem Nachlaß der im Februar 1914 gestorbenen Berliner Schriftstellerin Gertrud Franke-Schievelbein ist bei Westermann in Braunschweig ein Novellenband erschienen. Nicht eine jener willkürlichen, wahllosen Sammlungen, wie die literarische Hungerharke sie zusammenbringt, wenn sie nach geborgener Ernte noch einmal über den Acker schleift und mit den Ährenhalmen auch manch tauben Strohhalm aufgreift — nein, eine Nachlese, die zu dem sparsamen Lebenswerk der Dichterin eine neue, fruchtbare Garbe stellt und sich charaktervoll dem Bilde der Charaktervollen einfügt. Wie aus ihren meistens in den Künstler- und Gelehrtenkreisen spielenden Romanen, so leuchtet auch aus diesen, dem schlichten, oft so unscheinbaren Alltagsleben entnommenen Novellen, Geschichten und Skizzen das ernste, tapfere und feine Menschentum der Verfasserin, und der Gesamttitel »Stilles Heldentum« ist mehr als eine bequeme, der ersten dieser zwölf Stücke entnommene Zufallsbenennung, ist eine Marke, die Herkunft, Wachstum und Blume der Kelterung bezeichnet. Denn wie jene erste Geschichte einer modernen Niobe sich über allen Schmerz und allen Kummer zu einer neuen, heiter abgeklärten Lebenstapferkeit emporschwingt, die mit warmem, ewig jungem Herzen an allem Großen der Gegenwart teilnimmt, so bricht auch aus den andern Geschichten dieses Bandes irgendwo, wie ein Sonnenstrahl aus dem Gewölk, die läuternde Erkenntnis von dem Wert und der Schönheit des Lebens. Zwei fast schon auseinandergesprengte Eheleute finden sich endlich doch noch wieder in inniger, seelischer Versöhnung (»Aus tiefem Traum«); der Tod, der das Gedächtnis des Häßlichen auslöscht, erleuchtet dafür desto heller das Reine und Edle einer abgeschiedenen Gestalt, um es als ihr Eigentliches zu bewahren (»Der große Versöhner«); eine Mutter, die weit von ihren Kindern getrennt lebt, erscheint ihnen im Traum und steht den Bekümmerten, Irrenden und Strauchelnden als Trösterin und Helferin bei (»Aus einer Dunkelkammer«); ein zum über-



heblichen Pharisäertum neigender Beamter, schnell fertig zum Verdammen fremder Fehler, lernt im Traum, der ihn ähnliche Qualen durchleben läßt, das »Mitleid« mit der armen Kreatur; ein Zaghafter, der sich selber durch allzu große Vorsicht und Bedenklichkeit um sein Lebensglück brachte, behütet durch seine Erfahrung: »Bei großen Dingen heißt's etwas wagen!« seinen Sohn vor gleichem Schicksal (»Um nichts«) — das sind nur ein paar der hellen und mutigen Lebenserkenntnisse und -lehren, die aus dieser Sammlung fast durchweg gut und wirkungsvoll erzählter Geschichten ohne Zwang hervorkeimen. Einige sinnige oder gemütstiefe, bald heitere, bald ernste Kindergeschichten schließen sich an; auch sie, wenn sie nicht ins Sentimentale gleiten, schöne Zeugnisse für die Lebensfülle, aus der es Gertrud Franke-Schievelbein zu schöpfen vergönnt war.

*

Als hier zu Anfang des Krieges die Novelle »Ordonnanzfahrt« von Theodor Heinrich Meyer erschien (Oktoberheft 1914), hat sie mancher wohl als eine eilig vom Zweig gebrochene Frucht des Kriegserlebnisses angesehen: so geschwellt war sie vom Saft der brausenden Gegenwart, so sicher ruhte sie auf dem technischen Geiste des Kampfes, der ihn alsbald nachdrücklich von allen früheren unterschied. Woran sich vor ihm viele Erzähler vergebens versucht hatten, das war diesem gelungen: dem Technischen und Mechanischen Kräfte einzuflößen, die sich lebendig, selbsttätig bewegten. Jetzt legt uns der Verfasser einen ganzen Band solcher Erzählungen vor (Leipzig, Staackmann; geb. 5 ℳ). »Von Menschen und Maschinen« nennt er die acht Novellen, und schon diese Benennung zeigt an, daß es sich um eine Auseinandersetzung zwischen Mensch und Technik handelt. Erstaunlich und bewundernswert, mit welcher Vielseitigkeit, Wandlungskraft und Kühnheit Meyer diese aus den Rätseltiefen letzter Gegensätze und Zusammenhänge auftauchende Frage behandelt. Die Maschine als Freund, die Maschine als Feind, die Maschine als guter Geist, die Maschine als Dämon des Menschen — unter den Händen dieses Gestalters verliert das Thema jede Spur von Künstelei und Lehrhaftigkeit, nicht einmal das Philosophische, das sich doch hinter all den mannigfachen Geschehnissen verbirgt, stört den genießenden Leser. Und wie nahe ist das Mechanische, wenn es so gebändigt und gemeistert wird wie hier, dem Phantastischen! Wie sicher bewahrt selbst einen so zum Schaurigen und Sensationellen neigenden Stoff, wie die Novelle »Expreßzug Wien—Nizza« ihn hat, diese überlegene Beherrschung der technischen Grundbegriffe und der künstlerischen Formgebung. Ist dies bereits ein zweites oder drittes Werk, so bedauern wir, den mit allen guten Gaben der Gegenwart begnadeten Verfasser nicht schon früher kennengelernt zu haben.

*

Von Heinrich Lilienfein, dessen Roman »Ein Spiel im Wind« in diesem Heft zu Ende geht, erscheint bei Eugen Salzer in Heilbronn ein Bändchen mit Erzählungen, deren Gesamttitel »Im stillen Garten« trefflich die leise, weiche, nachdenklich versonnene und vertiefte Lebensstimmung der sieben kleinen Gaben des schwäbischen Dichters bezeichnet. Lilienfein ist keiner von denen, die den »Aktualitäten« nachjagen; so wirft auch in diese neueren oder älteren Erzählungen, wie in unsern Roman, der Krieg nur eben seinen Schatten oder auch sein Licht herein. Aber gerade diese Zurückhaltung verankert sie desto fester im Allgemeinmenschlichen, Bleibenden und Tröstlichen. Die umfangreichste und wohl auch wertvollste der Geschichten ist die hier zuerst erschienene Bauernerzählung von dem »Weiten Weg«, zu dem sich der Holderwang in seinem Trotz und Schuldbewußtsein nicht entschließen kann, den wir aber mit ihm — und das ist das Schöne an der einfachen Geschichte — immer kürzer und kürzer werden sehen, so kurz und nahe, daß wir wissen, einmal wird er ihn doch noch gehen — zu seiner Jugendliebe und zu seinem Altersglück.

*

Als in unsern Monatsheften Nanny Lambrechts Roman »Die Fahne der Wallonen« erschien, sind aus dem Leserkreise mancherlei Fragen an uns ergangen, wieweit die Erzählung auf Wirklichkeit, wieweit auf Erfindung beruhe, und ob man annehmen dürfe, daß die Verfasserin selbst einiges oder das meiste davon erlebt habe. Wir haben uns versagt, diese Fragen zu beantworten oder sie an die Verfasserin weiterzugeben, in der Meinung, daß eine Erzählung, auch wenn sie in der unmittelbarsten Gegenwart spielt, die Gesetze ihrer Wahrheit in sich selber trage und nicht, wie die selige Mühlbach es tat, an der Elle der historischen Verbürgtheit gemessen werden dürfe. So viel aber ist gewiß: von all denen, die sich ohne langes Fackeln in die Glut der Kriegsgeschehnisse stürzten, war sie »die nächste dazu«. Denn ihr stürmte die Furie des Krieges so nahe auf die Schwelle des eignen Hauses wie keinem andern, ja, in Aachen daheim, stand sie mit einem Fuße gleichsam schon auf dem belgischen Kampfplatz, mit dessen Landesbewohnern sie außerdem von Jugend auf vertraut war, dessen gegensätzliche Rassenprobleme zu packen sie in früheren Werken schon Mut und Kraft genug bewiesen hatte. Nun der leidenschaftdurchglühte Roman in

Buchform vorliegt (Berlin, Fleischel & Ko.; 4 M), werden wir uns dieser Vorzüge von neuem bewußt, zumal da wir bemerken, daß die Siedehitze der ersten Fassung sich zu einer ruhigeren Kunstform abgekühlt hat.

*

Carry Brachvogels hier zuerst erschienener Roman »Die Könige und die Kärrner«, der im Rahmen eines Charakterkampfes zwischen einem selbstsüchtigen, aber willensstarken Halbbauern und einem phantastischen, aber großzügigen Kapitalisten ein wichtiges wirtschaftliches und gesellschaftliches Problem der Gegenwart behandelt, liegt jetzt in Buchform in Engelhorns Romanbibliothek vor.

*

Hölderlin, der »Freund seiner Jugend«, hat keinen würdigeren und treueren Nachfolger als den Dichter des Peter Camenzind und der »Musik des Einsamen« (Heilbronn, Salzer). Diese Gedichte Hermann Hesses stammen wohl sämtlich aus der Zeit der ersten Mannesreife, wo die Jugend sich zum Abschied vorbereitet — vielleicht erklärt sich daraus ihre Schwermut. Der sie, meistens in ganz einfachen Rhythmen und mit ganz schlichten, selbstverständlichen Reimen, aber allesamt mit einer eingeborenen klangreinen Melodik, gesungen hat, ist einer, der um sein entschwindendes Jugendland trauert, aber zugleich fühlt, daß die Erinnerung alles schöner, tiefer und inniger macht. Die Sehnsucht nach dem fernen Tal der Kindheit begleitet ihn auch auf die ostasiatische Reise, ja, eigentlich geht das Heimatsweh seiner Seele noch viel weiter zurück, in jene fernentschwundene mythische Vorzeit, wo der Vogel und der wehende Wind, der hallende Strom und der bleiche Mond ihre Brüder waren, und fremd kehrt sie von dort wieder in diese verwandelte Welt. Wind, Welle und Wolke sind Hesses Lieblinge; tiefere Wonne weiß er nicht auf Erden, als im Weiten unterwegs zu sein, und doch ruft ihn ein ungestillter, wacher Lebensdrang immer wieder ins Nahe und Gegenwärtige zurück:

... Nach der Eb'ne nehm' ich meinen Lauf,
Sonne soll mich sengen, Meer mich kühlen;
Unsrer Erde Leben mitzufühlen,
Tu' ich alle Sinne festlich auf.
Und so soll mir jeder neue Tag
Neue Freude, neue Brüder weisen,
Bis ich neidlos alle Kräfte preisen,
Aller Sterne Gast und Freund sein mag.

Unsre Lyrik hat sinnlichere Farben und leidenschaftlichere Klänge, sie hat stärkere Bildkraft, saftigere Ursprünglichkeit und tiefer schürfende Gedanklichkeit, aber seit Mörike gibt es keinen, der Empfindung so rein zur Musik, Phantasie so kristallen zu durchsichtiger Klarheit zu läutern vermöchte, wie Hermann Hesse.

Und lyrische Gedichte sind im Grunde auch Hesses kleine Prosageschichten, wie er sie letzthin bei Reuß & Itta in Konstanz gesammelt hat, in einem kleinen dünnen Bändchen »Am Weg«. Ob er nun ein Märchen von Gegenwart und Erinnerung, von Leben und Vergänglichkeit erzählt, ob er den Liebestraum einer Juninacht hinhaucht, über den sterbenden Wolf die Schönheit der Natur triumphieren läßt, das Lied der Jugendzeit aus altem Klostergestein wieder erweckt oder die Süßigkeit des Herbstes feiert, immer schlummert ein Gedicht hinter den Zeilen. Das Büchlein ist von außen ganz schlicht und bescheiden; seine Kostbarkeit liegt innen.

Verschiedenes

Die »Meister der Zeichnung«, jene von Prof. Dr. Hans W. Singer herausgegebenen Sammelbände mit Handzeichnungen hervorragender Künstler der Gegenwart, die wir hier wiederholt besprochen haben, werden jetzt im Verlage von Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig fortgesetzt. Besonders auf den vierten Band möchten wir nochmals hinweisen: er ist wohl die Krone der bisherigen Veröffentlichung. Denn in ihm treten 52 Tafeln mit Lichtdrucken nach Zeichnungen Leo Greiners an die Öffentlichkeit, und was Greiner als Zeichner zu bedeuten hat, das braucht man heute in Deutschland niemandem mehr zu sagen. Wenigstens keinem, der das Studium, die Beherrschung des schönen menschlichen Körpers für den entscheidenden Prüfstein der bildenden Kunst hält. Der schöne Mensch: das ist Greiners Thema auf all seinen Blättern; er ist der Schlüssel zum Wesen seiner Kunst. Aber dieses Thema wird mit deutschen Mitteln gelöst: mit der sachlich-liebevollen Andacht zum Einzelnen und mit einer Tüchtigkeit und Gediegenheit der Technik, für die es schlechterdings nur das aus der ehrlichen Handwerkssprache genommene Wort »meisterlich« gibt. Daß diese Liebe zum Detail, diese so handwerkliche Gediegenheit dann zum Heroischen hinaufwächst, wird man ihr ja wohl in dieser Zeit am wenigsten übelnehmen. »Dem Ziel,« sagt Singer in seiner sonst keineswegs unkritischen Einleitung, »die Auffassung des menschlichen Körpers so groß und monumental zu gestalten, daß er uns ohne alles Beiwerk, ohne alle Beziehung ebenso stark interessiert, wie uns ein Epos, ein Drama, ein Roman interessieren, dem ist Greiner nahegekommen.« Dieses Streben des Tüchtigen zum Großen — das Ge-



heimnis der Künstlerschaft überhaupt — geht durch die ganze vorliegende Sammlung: ein Entzücken für das kunstliebende Auge, ein Sporn für die kunsttätige Hand.

*

Mit dem Kriege ist uns auch die gute alte Sitte des Bilderbogens wiedergekehrt. Es ist viel Gekünsteltes dabei, und manche dieser Erscheinungen offenbart uns recht deutlich, wie weit sich unsre Kunst während der Friedenszeit vom Volksempfinden entfernt hatte. Um so dankbarer wollen wir das begrüßen, was den unterbrochenen Zusammenhang wiederherstellt. Und da müssen die in Karl Werckmeisters Kunstverlag (Berlin C 2, Stechbahn 1) erscheinenden Neuen deutschen Bilderbogen an erster Stelle genannt werden. Denn in diesen von durchweg guten und bewährten Zeichnern stammenden Blättern schlägt das Herz der Zeit mit seinem Ernst und Humor, seinem Zorn und Witz. Eine Probe steht auf Seite 909.

*

Meyers Geographisch-Historischer Kalender tritt diesmal (20. Jahrgang) im Kriegsgewand vor uns hin. Während der vorige Jahrgang, schon vor Kriegsausbruch fertig, noch ganz friedlichen Charakter trug, antwortet der neue für das Jahr 1916 fast mit jedem Tagesblatt auf die kriegerischen Ereignisse der vorausgegangenen zwölf Kampf-, Not- und Siegesmonate. Aber mit Mars verträgt sich Merkur, unter dem Waffenklang schweigen nicht Kunst und Wissenschaft sowie das gesamte tätige Leben, dessen Gedächtnis und Würdigung in kurzen Rückblicken, Erläuterungen, Bildern, Sprüchen und Daten zu pflegen dieser Kalender als seine Aufgabe betrachtet. Wie der deutsche Friede sich auch gestalten mag, hier sind die Tore des Schauens, Wissens und Erinnerns schon jetzt weit aufgetan jedem rege mit der Zeit und ihrer Arbeit lebendem Geist.

*

In Reclams Universalbibliothek (Nr. 5802) finden wir jetzt, und zwar als neunzehntes Bändchen der Dichterbiographien, auch ein Lebensbild Emanuel Geibels von Max Mendheim. Wie die Ausgaben Reclams haben auch diese Dichterbiographien volkstümliche Zwecke. So darf man weder neue Mitteilungen aus dem Leben der Dargestellten noch neue Auffassungen und Wertungen ihrer Schöpfungen in ihnen suchen; was sie leisten, ist eine gute Einführung in die äußeren Lebensumstände sowie in die Gedanken- und Gestaltenwelt der Dichter. Diese kleine Geibelbiographie (mit dem Bildnis von Otto Specter aus dem Jahre 1843) atut das mit besonderem Geschick, aufrichtiger Wärme und gutem, unbefangenem Urteil.

Dr. Max Langes Büchlein über das Schachspiel, in der Teubnerschen Sammlung »Aus Natur und Geisteswelt« erschienen, liegt in zweiter, verbesserter und vermehrter Auflage vor. Ein Schachbuch gerade für diese Sammlung zu schreiben, war nicht leicht. Galt es doch wissenschaftliche mit gemeinverständlicher Darstellung zu verbinden, und wie ungeeignet war dafür das bisher für die Abfassung von Schachbüchern übliche Schema! Statt der statistischen Mechanik, die da eingerissen war (möglichst viel Möglichkeiten nebeneinanderstellen!), wählt Lange die Methode des deduktiv-logischen Denkens, in der Überzeugung, daß auch beim Schachspiel den mathematischen ähnliche Überlegungen weit mehr Anwendungs- und Wirksamkeitsmöglichkeiten haben, als man für gewöhnlich gelten lassen will. Dazu gehört freilich ein sehr sorgsamer und fester Grundbau, und so ist es nur folgerichtig, daß Lange in der Erläuterung der für Anfänger so wichtigen Übungspartien ausführlicher ist als manche weit umfangreichere Werke. Auch die starke Berücksichtigung, die das (übrigens mit Bildnissen und 44 Diagrammen ausgestattete) Buch dem Mittelspiel widmet, gilt solchen praktischen Bedürfnissen.

*

Emil Rathenau von Artur Fürst (Berlin-Charlottenburg, Vita Deutsches Verlagshaus; mit Bildnis in Kupfergravüre; geb. 4½ M). — Als Rathenau vor einem halben Jahre starb, ist gewiß vielen der Wunsch gekommen, sein Lebenswerk näher kennenzulernen und zu erfahren, wie es ihm möglich wurde, in einem Menschenalter eins der größten Gewerbeunternehmen der Erde zu schaffen. Aber es gab damals so gut wie nichts Biographisches über Rathenau, denn das vorliegende Buch, obwohl noch zu seinen Lebzeiten und in enger Verbindung mit ihm geschrieben, war nicht fertig. Rathenau hat dem Verfasser noch wenige Wochen vor seinem Tode viele Mitteilungen aus seinem Leben gemacht. So wurde es möglich, ein genaues Bild seiner Persönlichkeit zu zeichnen, den Wegen nachzugehen, die endlich zum Gipfel führten, das Wirken eines industriellen Genies einmal abweichend von den üblichen trockenen Schilderungen technischer Größen darzustellen. Das Buch enthält zugleich eine kurze Geschichte der Elektrotechnik in den letzten Jahrzehnten, mit einer umfassenden Geschichtsdarstellung der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft, und führt in die sausenden Riesenwerkstätten der gewaltigen Fabrikbetriebe. Dabei aber bleibt immer die Hauptsache die Schilderung des Lebens und Wirkens des einen Mannes, der in der vordersten Reihe schaffte und förderte.



General der Infanterie Hermann Köveß von Kövesshäza

Aus dem Mappenwerk »Unsre Heerführer. Vierzig Porträte, im Felde nach der Natur gezeichnet vom Maler Oskar Brüch, k. u. k. Hauptmann« (K. u. K. Kriegsministerium, Kriegsfürsorgeamt Wien IX)

Der deutsche Weltkrieg

Der Kaiser im Schützengraben.

(Nach einer wahren Begebenheit.)

Telephon! . . . Generalkommando hier!
Wer dort? . . . „Hier Hauptquartier!
An Kommandeur die Meldung geben:
Majestät kommt in die Schützengräben!“ . . .
Den nächsten Tag, es schlug kaum zehn,
Wir vor dem deutschen Kaiser stehn!
Und alles lag, genau wie es stand,
Nur unser Adjutant,
Zur Erde gebückt,
Zum Gruß schnell ein paar Blumen pflückt . . .
„Morgen, Kameraden!“ grüßt Majestät,
Indes sein Blick scharf um sich späht;
Er sieht in den Schanzen der Schützengräben
Noch englische Granaten kleben . . .
Sein Ernst verschwindet; er nickt und lacht:
„Habt eure Sache gut gemacht!“
Springt selbst in einen Graben hinein
Und führt ein Gewehr in die Scharte ein
Und zielt und zeigt den Feind mit der Hand:
„Drauf, Kinder, wie Blücher für's Vaterland!“
Dann schreitet er weiter die Front herab
Und steht auf einmal vor einem — Grab!
„Wer liegt hier?!“... „Drei Mann der 8. Kompagnie
Und Leutnant Schulze! Der führte sie!
Wir haben gemeinsam sie begraben,
Die hier wie Helden gefochten haben.“
Der Kaiser wie in der Kirche steht,
Es zuckt sein Mund wie im Gebet,
An die Mütze voll Ehrfurcht
Erhoben die Hand,
So schreitet er an des Grabes Rand!
Dann winkt er den Adjutanten zu sich:
„Sind Ihre Blumen vielleicht für mich?!“
Der, auf des Kaisers Hand gebückt,
Ihm nun verehrt, die er gepflückt,
Zwei Astern nur und ein Rosenzweig —
Und der mächtigste Mann im Kaiserreich
Beugt wie ein Kind sich fromm hinab
Und schmückt das schlichte Soldatengrab! . . .
„Herr Oberst!“ . . . „Majestät befehlen?!“
„Die Eltern grüßt dieser Heldenseelen!“
In des Kaisers Blick so frisch zuvor
Liegt nun ein ernster dunkler Flor . . .
Sechs Söhne hat er selbst im Feld,
Die er in den Willen des Himmels stellt! —
Sein Auto rattert und bremst heran,
Und grüßend verschwindet der herrliche Mann;
Von allen Schanzen erbraust ein Hurra,
Ein Jauchzen und Rufen: „Der Kaiser war da!“

Max Bewer.

J. P. J. 1915

Aus den »Neuen Deutschen Bilderbogen für Jung und Alt«
Karl Werckmeisters Kunstverlag in Berlin C 2 ✶ Jedes Blatt 10 Pf.

Weltkrieg und deutsche Diplomatie

Von Dr. Freiherr von Mackay (München)

Die einfache Wahrheit ist, daß viele Jahre hindurch das Geschick und die Fähigkeiten des Auswärtigen Amtes weit unter dem Durchschnitt der andern Ministerien standen, sowohl in der ... wie bei den Botschaften. Es herrschte ein bemerkenswerter Mangel an Kenntnissen. Die Vertreter ... in den wichtigsten Hauptstädten waren für ihre besonderen Aufgaben, vielleicht überhaupt für ein verantwortungsvolles Amt in einer notorisch lächerlichen Weise unfähig. Der Fehler liegt am System. Das Auswärtige Amt ist der höchste Ausdruck für die Verachtung des Geistes und des Wissens der Persönlichkeit, was leider nur zu charakteristisch ist für einen guten Teil der höheren Gesellschaft.« Setzt man in die offenen punktierten Stellen die Worte »Wilhelmstraße« und »Deutschlands« ein, so hat man ein ungefähres Muster der Jeremiaden über die Unfähigkeit der deutschen Diplomatie, wie sie vor dem Kriege bei uns im Schwange waren. In Wirklichkeit stammt das Schema aus jüngster Zeit und von der andern Kanalseite: aus der Druckerstätte des »Manchester Guardian«, so daß jene Punkte durch »Downingstreet« und »Englands« zu ersetzen sind. Der Waschzettel könnte aber ebensogut aus irgendeinem andern Lande stammen: denn bei schärfster Gegensätzlichkeit der sonstigen politischen Meinungen und Begriffe stimmen doch alle Nationen darin überein, daß sie ihre diplomatische Vertretung für die schlechteste der Welt halten. Dem deutschen Durchschnittskritikaster erscheint der Diplomat alten dunklen Überlieferungen nach als eine im Lehnsessel anmutig dahingestreckte und an den Zeichen vorzeitiger Ergreisung erkennbare Musterkarte aller staatsmännischen Untugenden, Fehler und Beschränktheiten. Der Brite wirft ihm grobe Unkenntnis der fremdländischen Verhältnisse bei ebenso großem Eigendünkel nach dem Erfahrungssatz vor, daß Dummheit und Stolz auf einem Holz wachsen. In Frankreich ist man überzeugt, daß er seit der romantischen Zeit der seligen Pompadour sein Wesen nicht geändert habe, derselbe allem modernen demokratischen Geist fremde Höfling geblieben sei, der vor fremden Königen und Kaisern katzbuckelt und die Republik würdig zu vertreten weder Geist noch Mannhaftigkeit noch guten Willen genug besitzt. In den amerikanischen Witzblättern geht der Diplomatentyp um, der, unrasiert, in vorsintflutlichem Gehrock und dröhnenden Stulpstiefeln auf dem schlüpfrigen Parkett der politischen Salons Europas sich nicht zu benehmen weiß und, ungewöhnlicher Körperfülle sich erfreuend, ein Sinnbild der Shakespearischen Spottverse in »Liebes Lust und Leid« ist:

Ein fetter Bauch hat mag'res Hirn; je feister
Die Rippen, um so eh'r bankrott die Geister.

In Tokio zweifelt kein Mann auf der Straße, daß jeder Geschäftsträger des Mikados nur ein Werkzeug der Kamarilla des Genroin ist, keinerlei Verständnis für die einfachsten Grundgesetze des großmächtlichen Kampfspiels im Westen hat und demgemäß das Land des Sonnenaufgangs von einem weltpolitischen Fiasko in das andre treibt. Kurz, das französische Sprichwort »Du choc des opinions jaillit la vérité« wird hier in vollkommenster Weise Lügen gestraft; je mehr man durch das Dickicht gegenläufiger Meinungen sich Bahn bricht, desto mehr scheint das Antlitz der holden Göttin Wahrheit in nebelhaften Fernen zu verschwinden.

Ein Weltkrieg von der politischen und sittlichen Krisenbildungsgewalt des gegenwärtigen Völkerringens ist ein Umwerter aller marktgängigen Werte von Volksmeinungen und Weltbetrachtungsformen; demgemäß wird heute auch die übliche Stellungnahme zur Prozeßsache der Diplomatie stark erschüttert. Das deutsche diplomatische Korps der törichten Greise ohne Öl auf den Lampen hat auf dem Balkan eine Schlacht gewonnen, deren Bedeutung — was kein billiges Urteil bestreiten kann und was namentlich auch im feindlichen Ausland halb bewundernd, halb neidisch und ingrimmig zugegeben wird — vielen unsrer mit dem Schwert errungenen größten Siege nicht nachsteht. Der Erfolg erscheint dort vielfach so erstaunlich, daß angedeutet wird, es müsse eine vollkommene Neuorganisation des deutschen diplomatischen Dienstes stattgefunden haben, was aber bekanntlich nicht der Fall ist: es sind vielmehr fast ausnahmslos dieselben, früher in allen Tonarten gescholtenen Männer, denen Deutschland den in seinen Fernwirkungen heute noch

unabschätzbaren politischen Triumph verdankt. Hiernach kann also wohl kein Zweifel darüber bestehen, daß die gesamte Frage unter schiefen Gesichtswinkeln betrachtet und so ein verkehrtes Bild gesehen wurde, das richtigzustellen eine Prüfung des ganzen Problems in weiterem Rahmen erfordert.

Die Diplomatie ist die Kunst der Regelung der internationalen Beziehungen, die Aufgabe des einzelnen Staatsmannes, diese Verhältnisse in eine seinem Vaterland möglichst günstige Gewichtslage zu bringen. Nicht aber kann es als seine Pflicht betrachtet werden, den Krieg um jeden Preis zu vermeiden, noch die Vorsehung der Völkerschicksale zu spielen; es gibt vielmehr erfahrungsgemäß in der Geschichte der Staaten Wendungen und Katastrophenbildungen, die mit der Gesetzmäßigkeit elementarer Naturereignisse eintreten und gegen deren Übergewalt alle Diplomatenkunst letzten Endes ohnmächtig ist. Zu solchen Revolutionen gehört offensichtlich auch der gegenwärtige Weltkriegsturm; tatsächlich haben ihn schon vor Menschenaltern deutsche Geisteshelden mit besorgtem Herzen vorausgesagt. So der geniale Friedrich List, der 1846 bereits warnte, »Frankreich und Rußland seien zueinander hingezogen durch das Gesicht der Unzulänglichkeiten ihrer Nationaleigenschaften; ihre wechselseitige Zuneigung könne wohl durch vorübergehende Ereignisse verdeckt werden, müsse aber naturgemäß schließlich in einer Entente cordiale endigen«. Und nicht anders der viel zu wenig gewürdigte schwäbische Philosoph Karl Christian Planck, der in seinem »Testament eines Deutschen« den heutigen Weltkrieg vorauskündete als einen »durch die Natur der Verhältnisse unweigerlich bedingten Zusammenstoß, den keine Friedensliebe, keine politische Klugheit Deutschlands zu verhindern imstande sei«. Planck schloß: »Und kommt es dann einst zum Kampf, so wird derselbe, so sehr wir ihn zum Besten Europas auszufechten haben, dieses doch nicht an unsrer Seite sehen, sondern wie im Osten, so werden wir auch gleichzeitig im Westen uns zu verteidigen haben.« Und im Bann der gleichen schweren Sorge um eine düstere Zukunft, in der das neugeschmiedete Deutsche Reich die Feuerprobe auf seine Widerstandskraft unter schwierigsten Verhältnissen zu bestehen haben werde, stand die ganze Politik Bismarcks nach dem Frankfurter Frieden; das vielberedete Cauchemar des coalitions, das ihn drückte, ist das eindringlich sprechende Zeugnis dafür. Möglich, daß Männer von seinem überlegenen politischen Feldherrnblick das mit ehernem, unwiderstehlichem Schritt nahende Verhängnis noch länger aufzuhalten vermocht hätten. Die Genies wachsen jedoch auch auf den staatsmännischen Gefilden nicht wie die Brombeeren; die meisten Diplomaten sind mehr oder weniger gute Virtuosen, und man wird sich damit bescheiden müssen. Aber darum bleibt doch die Wahrheit bestehen, daß die deutsche Diplomatie — was namentlich britische Staatsmänner des vornehmeren Charakters, wie sie einst im Foreign Office heimisch waren, stets offen anerkannt haben und was noch heute dem Urteil unparteiischer Sachverständiger entspricht — als diejenige unter allen Nebenbuhlern gilt, die bei einer gewissen, dem deutschen Charakter gemäßen Schwerfälligkeit am planvollsten, zielsichersten und vor allem am rechtschaffensten und pflichtgetreuesten arbeitet. So hat sich heute an ihr in hellem Licht das schlichte Wort der Volksweisheit bewahrheitet, daß Ehrlichkeit am längsten währt. Denn wenn Politik gewißlich keine Tugendübung ist, so kann sie doch deutschem moralischem Bewußtsein nach so wenig wie irgendein andres menschliches Tun und Streben außerhalb der Gebote einer sittlichen Weltordnung gestellt werden, welche der Menschen wie der Nationen Dasein, Schicksal und Zukunft lenkt und bestimmt. Es mag zugegeben werden, daß die Verweser unsrer politischen Interessen im Ausland manchmal bei der Abwehr der Minenangriffe eines Feindes, der keinerlei derartige Bindungen und Pflichtgesetze anerkannte, zu sorglos, in Vertrauensseligkeit zu bedenklich und schwächlich gewesen sind. Die grundsätzliche Ablehnung aber, in der schmutzigen Wäsche der Gegner die deutsche Wäsche mitzuwaschen, kann ihnen niemals zum Vorwurf gemacht werden, sondern ist und bleibt ihre und damit Deutschlands Ehre.

Treitschke hat Kaufmannspolitik als die schlechteste und verderblichste von allen Spielarten des diplomatischen Handwerks bezeichnet. Auf der Seite der Entente-



genossenschaft verbündete sich mit britischem Krämergeist und ministerieller Advokatengeriebenheit das französische Glücksrittertum der Parteihäuptlinge moderner radikaler Demokratien, die Gewissenlosigkeit und das politische Spekulantentum russischer Großfürsten, Tschinoffniks und sonstiger Streber und Kulissenschieber der berüchtigten Sphärenkamarilla, war der moralinfreien Liebhaberdiplomatie eines unköniglichen Königs eine verderbte Presse und internationale großkapitalistische Machtlüsternheit dienstbar, um als noch übleres Erzeugnis eine Vabanquepolitik hervorzubringen, die im verhängnisvollen Kreislauf von bösen Ursachen und schlimmen Wirkungen folgegesetzlich den heutigen Weltbrand entfachte. Der monarchische Gedanke ist in England völlig verblaßt, der Hochadel in seiner Verehelichung mit der Hochfinanz-Gentry seinem geschichtlichen Beruf entfremdet und der Vertreter der Geldsackinteressen geworden. Neben der vergreisenden altköniglichen Peerage steht die »Beerage« der Bierbrauer, der Lords und Grafen Burton, Brassey, Iveagh, Ardilaun, die Shop barony der Dudley, Craven, Pomfret, Leigh, Radnor, Londonderry, die städtische Bodenspekulantennobilität der Somerset, Norfolk, Cecil, Worcester, Winchester, das Industrierittertum der Armstrong, Belper, Warwick und, als neuestes Erzeugnis, der Bankherren- und Presseadel der Avebury, Carrington, Rothschild, Northcliffe und andrer mehr. In Frankreich zeigt sich ein Entwicklungsbild ganz gleicher Art, nur andrer Folie und Untermalung. Der Adel ist vollkommen mattgesetzt, aber auch die republikanische Bourgeoisie hat nur dem Schein nach noch die Farbe der Demokratie, die dem wahren Wesen nach längst zur Plutokratie wurde. Der Präsident spielt fast nur noch die Rolle eines Figuranten für politische Komödie, während das Ministerium zusamt dem Parlament an seidenen, aber festen, verdeckten und doch sehr wohl erkennbaren Fäden von einer im Hintergrund wirkenden unverantwortlichen Gewalt gegängelt wird. Das ist die »Bankokratie«, der Ring der Banques d'affaires, wie das Syndikat sehr zutreffend nicht nur wegen der unbedingten Abhängigkeit des gesamten Geld-, Kredit- und Effektenmarktes von ihm, sondern auch wegen der Bedeutung seines verschwiegenen, jedoch sehr wirksamen Eingreifens in alle politische Verhältnisse und Entscheidungen genannt worden ist. Rußlands Eigentümlichkeit endlich ist das denkbar verwickeltste und undurchsichtigste höfische Spinnennetz, in dem der Zar wie der erste Gefangene sitzt, umkreist von dem Schein nach dienstbaren, in Wirklichkeit ihn gängelnden feudalen, militärischen und bureaukratischen Ränkeschmieden, und umschwärmt von allen möglichen aus unbestimmbaren Tiefen emporsteigenden Trabanten nach der Art des »sibirischen Starez«, die periodisch in seine Nähe sich lichtverdunkelnd drängen und ebenso schnell und schleierhaft in die Eklipse hinabtauchen.

Das ist der soziale Boden, aus dem das heutige Geschlecht einer Diplomatie des Geldbeutels und des international organisierten Händler- und Cliquengeistes emporgewachsen ist. Als ihr »Genius« im üblen Sinn gilt mit Recht König Eduard. Da er starb, hat man ihm öffentliche Lobeshymnen gesungen und mit deren Lorbeer das schlimme Bild seiner prinzlichen Schlemmer- und Spielerlaufbahn in Paris zugedeckt. Aber man wechselt den inneren Menschen nicht mit neuem Kleid, auch wenn es ein Hermelin ist. In ihm verkörperte sich in schärfster Prägung der englische Krämersinn, der Albions Herrschaft über Woge und schwimmende Ware durch Deutschland bedroht und daher in diesem den Erbfeind sah. Ein hochangesehener deutscher Universitätsprofessor, der mit größten persönlichen Zuneigungen zur britischen Aristokratie nach London kam und mit den führenden Politikern zu verkehren Gelegenheit hatte, meinte nachher, er habe stets das Gefühl gehabt, in einem Kreise von Roßhändlern zu sein. Ein überscharfes, jedoch im Kern zutreffendes Urteil! Gewiß tragen die Staatsmänner von St. James, der eine wie der andre, die blütenweiße Hemdbrust der »ehrenwerten« Männer. Das sind sie alle drüben, ehrenwert — aber meist zugleich ausgesuchte Leuchten der berüchtigten britischen Doppelmoral. Was für Früchte an deren Baum wachsen, zeigt die Gegenwart eisigharten Lichts. Die denkbar anrüchige Affäre des »diplomatischen Meuchelmörders« und britischen Gesandten in Christiania, Findlay, der sich schon in Ägypten als blutrünstiger Spiritus rector des Den-



schawi-Urteils einen üblen Namen gemacht hatte, steht nicht einmal vereinzelt da. Würdig reiht sich ihr die Lebensgeschichte des Herrn Bax Ironside an, der sich bereits als Mitanstifter der Verschwörung gegen den König von Bulgarien bloßstellte, dann in Südamerika wegen schmutziger Pumpgeschäfte das Feld räumen mußte, trotzdem aber alsbald wieder nach der Schweiz als Gesandtschafts-Ehrenträger berufen wurde, um auch dort alsbald in der Rolle eines »ehrenwerten Spions« sich unrühmlich hervorzutun. Einem Grey kann man zugute halten, daß er zu jener diplomatischen Mittelmäßigkeit mit dem l'air d'un géant dans un entresol gehört, von dem Talleyrand witzig gesprochen, und von Anfang an im Foreign Office nur der Figurant gerissener Drahtzieher war, die es für geraten hielten, »sich im Hintergrund der Neigung, fern von dem Schuß und Anfall der Gefahr« zu halten: eine Entschuldigung, die das Sündenkonto eines Delcassé, des Typs zeitgenössischer französischer Diplomatengrößen, nicht erleichtert. Er, der einstige bescheidene Hofmeister eines Großgrundbesitzers im Pyrenäendepartement Ariège, der Heimat des levissimus quisque Gallorum, erscheint als eine Kopie des dritten Napoleon auf bürgerlich-demokratischer Lichtplatte: ein Glücksritter, offener als Grey, aber auch draufgängerischer, ein Einpeitscher der ganzen Nation, der an alle politischen Strohdächer die Brandfackeln seines maßlosen Ehrgeizes und seines verrannten Patriotismus anlegte und mit jeder Fiber seines südfranzösischen Temperaments frohlockte, wenn er den Erfolg seiner Hetzerei sah: L'Europe va rentrer en mouvement! In Petersburg wiederum das Zusammenspiel zweier charakterverschiedener und doch in der gleichen Zielstrebigkeit zusammenstimmender Chorführer auf der diplomatischen Bühne. Auf der einen Seite die mit dem Alter immer ränke- und herrschsüchtiger werdende Maria Feodorowna, die durch weiblich feines und schlaues Spiel die tiefen Gegensätze zwischen Petersburg und London künstlich zu überbrücken, die Erbfeinde auf dem asiatischen Kampfplatz in gemeinschaftlichem Haß Deutschlands zusammenzuführen vermochte, und in deren Person das alte Unwesen der höfischen Kabalen in Weiberröcken neue Giftblüten trieb. Auf der andern Seite Iswolski, ein in seiner Art geschickter und befähigter Staatsmann, der Briten wie Franzosen russischen Zwecken dienstbar zu machen verstand, dabei aber gänzlich in das allslawische Idol — eine der größten Geschichtslügen der Welt in der betrügerischen Gleichstellung von Moskowitertum mit der unendlichen Fülle slawisch-völkischer Art-, Gattungs- und Gruppenbildungen — verrannt war und um dieses Schemens willen alle Überlieferungen der monarchisch-legitimistischen Politik aus der Zeit des Drei-Kaiser-Bündnisses preisgab.

Dieser vom Haß gegen Deutschland sich nährenden und triefenden Ententeverschwörung stand außerdem eine Presse zur Verfügung, die den Nachrichtendienst fast des ganzen Erdkreises monopolisierte, eine Weltsprache, die englische, deren Stimme in Amerika, Ostasien, Australien maßgeblich war, und der Nimbus des britischen Herrengebots über die Meere und der großkapitalistischen Allmacht von London und Paris. Alles das gab dieser Hetzgenossenschaft Trümpfe in die Hand, denen die deutsche Diplomatie nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen hatte und durch die sie selbst an »neutralen« politischen Mittelpunkten in ungünstigste Kampfstellung gedrängt wurde. Der schlagendste und eigentümlichste Beweis dessen ist Washington, wo im Staatsdepartement eine ganze Reihe von britischen Beamten sitzen, die zum Teil nicht einmal naturalisiert sind, wo heute die Bestehlung des deutsch-amtlichen Schriftwechsels zum förmlichen System britisch-amerikanischer Verständigung erhoben worden ist und wo die gerühmte Freiheit darin besteht, daß unser Kaiser mit je mehr Unflat, mit desto größerem Beifall beschimpft werden darf. Ja, wo sich ein österreichischer Botschafter beschweren mußte, »in der eigentümlichen Lage zu sein, mit seiner Regierung keinen vertraulichen Verkehr unterhalten zu können, obwohl es unsern Feinden gestattet ist, nach Belieben und ohne Zensur die Kabelverbindungen für ihre geheimen Chiffredepeschen zu benutzen«.

Schließlich ist, soll ein halbwegs gerechtes Urteil über die Leistungen der deutschen Staatsmänner bei der Verwesung des auswärtigen Dienstes gefällt werden, nicht die Undankbarkeit des diplomatischen Geschäfts



zu vergessen, bei dem selbst große Erfolge, namentlich wenn sie in der Abwehr feindlicher Angriffe errungen werden, für die Menge meist vollständig unsichtbar bleiben. Denn die Politik kämpft fast niemals wie ein Feldheer in offenen und schnell sich entscheidenden Schlachten, sondern baut ihre Stellungen in langwieriger Anlage von Schanzgräben, Minengängen, Vorwerken, Etappen- und Deckungslinien aus, und die Früchte der Pläne und Arbeiten, die der eine diplomatische Stratege entworfen und geleistet hat, erntet meist erst sein Nachfolger.

Man könnte den Entwicklungsgang der Staatskunst dem Leben der Pflanze vergleichen, die im Zustand der Endosmose mit tausend Fasern aus vielerlei Quellgründen die mineralischen Stoffe zur Bildung von Schaft und Stamm, Zweig und Blatt und Knospe aufsaugt, umformt und sich angleicht, bis dann am Tag der Exosmose die Blume aufbricht und durch ihrer Gestalt und Farben Schönheit überrascht. Ein solcher Sonnentag der Blüte- und Fruchtgestaltung nach langjährigem, stillem Wachstum leuchtet jetzt der deutschen Diplomatie. Der Balkan galt von jeher als eins der allerschwierigsten politischen Kampfgefilde, auf dem ein ungeschickter Diplomat sehr bald in den tausenderlei verdeckten Fallgruben und Verstrickungen der seltsamen halb oder ganz orientalischen Verhältnisse zu Fall kommt. Auf der andern Seite erschien der nahe Osten, seitdem Deutschland von der Höhe seiner Stellung als Großmacht zum weiteren Luft- und Atemraum einer Weltmacht emporstrebte, als das von Natur gegebene Glacis zur Behauptung dieser Ansprüche und zum Aufbau einer festen Grundlage für deren Geltendmachung. Hier, in der Richtung auf Konstantinopel und Bagdad, konnte am ehesten gehofft werden, bei einer zukünftigen Weltkriegentscheidung der deutschen Kampfgruppe den Vorteil der Verfügung über ein der Größe und dem Umfang des Kampfes gemäßes weiträumiges kontinentales Operationsgebiet von geographischer Geschlossenheit, körperschaftlicher Gliederung und Einheitlichkeit zu schaffen, das, ausgerüstet mit allen natürlichen wirtschaftlichen und politischen Vorteilen, den Anforderungen eines solchen titanischen Ringens entspräche und dem britischen Dünkel der Alleinherrschaft über das Meer den Satz entgegenstellte: Landfestigkeit bricht Seegewalt!

Das ist die große Gesichtslinie des deutschen Programms in der orientalischen Politik, deren Peilung und Kurs sich heute als so glücklich erweisen und an deren Entwicklung seit Marschall von Biebersteins Zeiten in streng folgerichtiger und planvoller Weise gearbeitet worden ist, bis der zu früh verstorbene Wangenheim den krönenden Schlußstein auf das Werk setzen konnte. Er, der einstige kecke Reiteroffizier aus dem Rosenbergschen Stab, zeigt das vornehme Bild des echten deutschen Diplomaten in seinen scharfen Gegensätzen zur Schule des Ententerings. In dem eigentümlichen politischen Chaos Mexikos als ein jeden Zufälligkeiten und Gefahren solcher Wirrnis gewachsener Kämpe erprobt, ward er in Konstantinopel gleich gefeiert und bewundert wegen seiner tiefgründigen Bildung und seiner hohen Geistesgaben wie wegen der Ritterlichkeit seines Wesens, der Rechtlichkeit und Lauterkeit seiner Gesinnung, ward er geehrt und geliebt ebenso wegen der gemütlichen und zugleich vornehmen Art seines Familienlebens und seiner Haushaltung wie wegen der Freundestreue, des patriarchalischen und zugleich feinen künstlerischen Geistes, der hier beheimatet war.

So, mit solchen politischen und moralischen Mitteln, nicht auf den krummen Wegen, wie es im Licht der Selbsttäuschung oder der absichtlichen Verdrehung unsrer Feinde erscheint, ist der dornige Ackerboden des Balkans für die heutige Ernte bestellt worden. Berlin und Wien haben nicht, wie London, Paris und Petersburg, im Bereich des Hämus mit den moralinfreien Waffen der Schacher- und Roßtäuscherpolitik der Entente-Kommanditgesellschaft gearbeitet, haben nicht bald diesem, bald jenem der einzufangenden Helfershelfer dieselben Beutestücke und Spekulationsgewinne ohne Recht, Freiheit, Macht, darüber zu verfügen, in Aussicht gestellt, sondern sind auf gerader Straße marschiert. Sie haben nicht einen Partner gegen den andern gehetzt und allenthalben Argwohn und Mißtrauen gesät, um am Glutherd solcher Zwietracht die Hände der eignen Habsucht zu wärmen, sondern setzten,



statt mit der Vielheit der Stichkarten auf deren Durchschlagkraft vertrauend, den Angriff da an, wo er am wirksamsten sein mußte, im Herzen des Balkans. Und sie machten Bulgarien nicht leere Versprechungen, sondern sagten nur zu, wofür sie aus eignen militärischen und politischen Mitteln einstehen konnten, handelten in gleich ehrlicher und offener Weise an den andern Balkanhöfen, kurz, gingen auf der Linie der Norm vor, daß das stärkste Spiel ist: Karten frei auf den Tisch! Freilich: eine solche mannhafte, kraftvolle diplomatische Kriegführung hat ihre Kraftquellen nicht nur in taktischen und sittlichen Grundsätzen, sondern ebenso gut in den organischen Bindungen und Zusammenhängen mit den allgemeinen politischen Verhältnissen, in deren Strom und Rückendeckung stehend sie ihre Aufgabe zu erfüllen hat. Sie stützte Wehr und Wappen eines Bundes, bei dem die individuellen Kampfesinteressen und -ziele nicht, wie bei der Entente, sich allenthalben prellen und vielfach wechselseitig ausschließen, sondern durchaus harmonisch abgestimmt sind, der daher eine unbedingt zuverlässige, den höchsten Belastungsproben gewachsene und bedingungslos einem Willen und einer Zwecksetzung sich unterordnende Organisation bildet. So nur, auf dem Fuße des engen Zusammenwirkens der auswärtigen Ämter und der Kriegskabinette, der wohldurchdachten Vereinheitlichung der staatsmännischen Strategie und des Kriegsplans, konnten die Mittelmächte es wagen, im selben Augenblick, da an der französisch-britischen Front wie an der russischen Linie der Feind — wie immer, vergeblich — das Kriegsglück zu seinen Gunsten zu wenden suchte, mit ungestörter Ruhe und Sicherheit nach lange zeitlich und taktisch vorbereitetem Entwurf zu neuem Stoß am serbischen Wall auszuholen, dessen Durchbruch uns zu einem klar vor Augen stehenden weltpolitischen Ziel ersten Ranges und weitester Fernwirkungen führen soll und wird.

Geographische Gebundenheit und Raumweite, absolutes Schwergewicht, organische Körperlichkeit und Lebenskraft, politische und wirtschaftliche Selbstsicherheit und »Autarkie« verleihen dem Zweibund, der ein Dreibund war und nun in glücklicherer Form und gebietenderer Gestalt ein von Ostende bis zu den Toren des Persischen Golfs sich erstreckender Vierbund geworden ist, seine natürliche überlegene Stoßkraft, gewährleisten ihm den Triumph über eine Welt von Feinden, und diese Unabhängigkeit und Herrenstärke ist wiederum der feste Mauergrund eines gehobenen Ethos, das die Weltpolitik in dem neuen mit dem Aufglühen des Weltkrieges angebrochenen Zeitalter der Menschheitsgeschichte unter Führung deutschen Geistes beseelen soll.

Es war nicht die Absicht, hier ein einseitiges Loblied auf die deutsche Diplomatie als Gegenstück zu den einseitigen Verlästerungen, denen sie früher ausgesetzt war, anzustimmen; es kann kein Zweifel sein, daß sie an vielerlei gleichen Gebrechen krankt, wie sie dem gesamten Organismus unsers staatlichen und sozialen Lebens eigentümlich sind. Aber die ganze Art, wie die deutsche Machtstellung im Orient vorsichtig begründet, stufenweise baugerecht ausgebildet und bis zur heutigen statischen Gleichgewichtslage und Festigkeit, dynamischen Wirksamkeit und Reichweite entwickelt worden ist, wird doch sicherlich einmal von der geschichtlichen Kritik als eine staatsmännische Leistung ersten Ranges anerkannt werden. Worauf Deutschland aber vor allem stolz sein darf, das ist die moralische Dominante, die in der Fuge dieses diplomatischen Meisterstücks durchklingt.

In der Politik gibt es keine absoluten Werte, geschweige denn sittliche; alles ist auf Zweck und Nutzen gestimmt, alle Ziele schwanken von heute auf morgen und müssen auf allen möglichen Umwegen und mit Ausnützung aller menschlichen Schwächen zu erreichen gesucht werden. Das Gute ist stets der Ruf zu einem Überweltlichen, Politik aber der Kampf mit dem Weltlichen; nur die Nation kann sich und die Menschheit zu solchen Jenseitshöhen freien Flugs emporheben, welche den dornigen und sumpfigen Diesseitsboden festen Fußes in ihrer Gewalt hält. Mensch und Erde, hat daher Kirchhoff mit Recht betont, sind unzertrennliche Dioskuren in der geschichtlichen Betrachtungsweise irdischer Tatsachen: eine Wahrheit, die gewiß nicht zum wenigsten Geltung hat bei der Prüfung von Wesen und Bedeutung der welterschütternden Katastrophen in der Völkergeschichte, die nach Art des heutigen Vulkanausbruches die politische Gestalt der Erde in gänzlich neue



Formen prägen. Ohne Wägung, Wertung und Vergleichung des Physischen und des Menschlichen, ohne die Erkenntnis der Potenzen, Abhängigkeiten und Verwirkungen beider sind Wurzeln und Lösungsgesetze keins der Probleme, die solche gewaltige politische Erdrutsche einer zu neuen hoheitsvollen Zielen vorwärtsstrebenden Nation stellen, auffindbar. Eben die Erkenntnis des zeitlichen und zeitlosen Gesichts der Politik, ihres Doppelwesens, das sich aus dem ewig gleichen Naturdrang nach Macht und Größe und den Mitteln verwebt, dieses Begehren gemäß den wechselnden Kulturströmungen und deren ständig sich erhöhenden moralischen Forderungen zu befriedigen, ist jedoch nur eine Wegweisung von den Realitäten des Lebens zu dessen Idealitäten, zu den religiös bestimmten Hochgedanken einer sittlichen politischen Weltordnung, zu deren Gipfeln prophetischen Blickes Planck hinaufsah, wenn er in seinem »Katechismus des Rechts«, das Walten und Wehen der heutigen großen Zeit vorausahnend, schrieb: »Dieselbe Zeit, in der für die stolze Staatsweisheit Altenglands die Stunde ihres Schiffbruchs kommen und über die unnatürlichen selbstischen Zustände des Eigentums, der Arbeit und des Verkehrs der Völker eine rächende Flut hereinbrechen wird, dieselbe Zeit wird mitten im allgemeinen Wanken und Erbeben der Staaten aus der Kraft und Tiefe des deutschen Geistes eine neue schaffende Ordnung der Dinge erstehen sehen, und höher als die Flagge Britanniens wird einst das Banner jener einen bleibenden Rechtsmacht wehen, zu deren festem und sicherem Thron die deutsche Hand den Grundstein zu legen bestimmt ist.«

Prinzip und Offenbarung dieses deutschen Geistes ist aber nichts andres als der unergründliche, doch feste und gewisse deutsche Glaube, daß alles Wirken für persönliche Nützlichkeiten zweckarm, gewöhnlich, vergängliches Alltagsmühen, alles Wirken für die ganze Menschheit und ihre Zukunft zweckgesetzlich, pflichtgeboten und von Ewigkeitswert ist, daß der einzelne Mensch wie das Volk, das sein Handeln allein nach den Trieben seiner Ichsucht bestimmt, vor Gott schuldig wird, daß der Held, die Nation, die sich in religiösem Verantwortlichkeitsgefühl dem Dienst der Gesamtheit unterstellt, als ein wahrhafter Menschheitserlöser sich bewährt. Das ist der Sinn des Pfingstgeistes eines neuen politischen Zeitalters, vor dessen Toren wir ehrfurchts- und erwartungsvoll stehen. So erscheint es der deutschen Staatskunst und deutschem Weltempfinden und -gewissen vorbehalten, jenes letzte Problem zu lösen, an dem sich Politik und diplomatisches Mühen aller Völker seit Jahrhunderten umsonst versucht haben: eine Moral der Staatsindividuen aufzustellen und den Granitbau eines unbedingt verpflichtenden Sittengebots für das völkische Zusammenleben zu begründen, wie es für die bürgerliche Gesellschaft der gesitteten Nationen längst besteht.

Die Heldin

»Wir sind zur Stelle, hier ist das Feld,
Hier starb Euer Gatte den Tod als Held.«

Sie hebt das Auge tränenschwer:
»Ich seh' keinen Hügel, das Feld ist leer.«

»Dort unter der Eiche das große Grab,
Da senkte man die Helden hinab.«

»Die Helden ...? So ruht er nicht allein!« —
Die Eiche leuchtet im Sonnenschein.

»Den Lebenden gab ich dem Vaterland,
Man riß ihn mir weg von des Altars Rand.

Doch der Tote ist mein, ich nehm' ihn mit fort,
Ich lass' ihn nicht hier an fremdem Ort.«

»An fremdem Ort? ... Diese Erde ist sein.« —
Die Erde blüht im Sonnenschein.

»Er hat sie erkämpft mit seinem Blut,
Auf eigener Scholle der Tapfere ruht.

Die Helden hier teilten Freud' und Schmerz,
In gleichem Feuer lohte ihr Herz.

Sie zogen aus mit einem Lied,
Ein Efeu nun ihr Grab umzieht.«

»Mein Gott! So bin und bleib' ich allein!« —
»Des Helden Gattin muß Heldin sein!«

»So will ich's tragen in Einsamkeit
Und denken des Grabes, das allen geweiht.«

Maria Schade



Himmel und Erde

Kriegstagebuchblätter von Alfred Böttcher

In diesem furchtbaren Kriege ereignen sich die merkwürdigsten Dinge. Nun habe ich schon zum viertenmal erlebt, daß Himmel und Erde miteinander streiten.

Das erste Mal war es oben in einem waldigen Vorgebirge der Karpathen. Auf einer von Kolonnen und Truppen staubzerwühlten Straße waren wir tagelang dem Regiment nachmarschiert, dem wir als Ersatz zugeteilt waren.

Eine unendlich lange, erschlaffende Bahnfahrt lag uns noch in den Gliedern. Die Glut der galizischen Sonne brannte unbarmherzig auf uns hernieder. Kehle und Lippen wurden trocken und heiß, in den Schläfen schien das Blut zu kochen. Mühselig und beladen wankten wir schließlich unter der Last des Kriegsgepäcks vorwärts, bis endlich ein ersehntes Kommando Halt gebot.

Wie sie gerade standen, sanken die erschöpften Krieger in den Staub des Weges; nur wenige hatten noch die Willenskraft, sich in den kühlen Schatten des Waldes zu schleppen.

Die Rast dauerte länger, als wir erhoffen konnten. Die Straße, die wir marschieren sollten, war von russischer Artillerie eingedeckt; deshalb war es geschlossenen Kolonnen verboten, weiter vorzurücken.

Wir hätten den ersehnten Aufenthalt mit Freuden begrüßt, wenn nicht Hunger und rasender Durst uns gequält hätten. Wer sollte uns auch verpflegen, die wir sozusagen heimatlos durch ferne Wälder irrten! Unser Regiment lag da vorn im Kampf und vergrößerte die Lücken, die wir auszufüllen bestimmt waren. Das konnte also nicht für uns sorgen, denn es hatte genug mit sich selbst zu tun.

Schließlich brachte uns der Durst auf den Gedanken, seitwärts im Walde nach irgendeiner Quelle oder einem Bach zu suchen. Ich selbst ging als einer der ersten, als Jäger und Wanderer an Strapazen gewöhnt. Die Sonne, die so heiß gebrannt hatte, war schon hinter den Wäldern zur Ruhe gegangen, die Nacht, die kühle südliche Nacht brachte Erfrischung und Aufmunterung. Ich durchquerte rasch einen schmalen Birkenwald und stand plötzlich vor einem wunderbar schönen, friedlichen Waldtal.

Die stille, feiertägliche Schönheit dieser Gebirgslandschaft erinnerte mich daran, daß es Sonntag war. Fast hatte ich, in stillem Anschauen versunken, meinen Auftrag vergessen. Ich hatte mich auf einen gestürzten Stamm niedergelassen und genoß wohlig die Ruhe der Weltabgeschiedenheit, die mich hier umgab.

Aber der Friede war trügerisch. Denn am Horizont leuchteten die blutroten Flammenzeichen des Krieges. Eine Batterie setzte ein, und das heißhungrige Geheul sausender Granaten klang warnend aus der Himmelshöhe auf die Erde nieder.

Fast ganz dunkel war es geworden. Schon wollte ich mich erheben, da fesselte mich ein reizvolles Naturschauspiel. Wie auf einen Zauberruf hatten sich plötzlich aus allen Büschen, aus den taunassen Gräsern des Bodens Hunderte von Leuchtkäfern erhoben, die auf der dunklen Halde vor mir einen wirren Taumeltanz von ganz eigenartiger Schönheit aufführten. Nie zuvor hatte ich so viele dieser Lichtträger zusammen gesehen. Ihr huschendes, irrlichthaftes grünes Leuchten erinnerte an Märchen, Waldfeen und Nixen — irgendein längstverklungenes Fühlen aus ferner Kinderzeit wurde in mir wach.

Die Wolke der magischen Tierchen hatte sich im leisen Hauch des Nachtwindes zu etwas höherem Flug erhoben. Ich war ihrem Tanz mit den Blicken gefolgt — und das war das erste Mal, daß Himmel und Erde miteinander wetteiferten.

Denn die taumelnde Bewegung der irisierenden Lichter vor dem dunklen Nachthimmel schien die Sterne mitgerissen zu haben. Wo endete der Tanz des leuchtenden Insekts? Wo begannen die Sterne? Wogte und taumelte es nicht vor den Blicken durcheinander, als ob der ganze Äther erfüllt wäre von tausenden tanzenden, reigenschwingenden Lichtern?

Ein Kommando rief mich zurück. Zu raschem Vormarsch mußte unsre Truppe sich ordnen. Aber lange noch irrlichterten zwischen den marschierenden Reihen der staubbedeckten Krieger die lichttragenden kleinen Wesen, die es gewagt hatten, auf stiller Waldeshalde zur Johannisnacht die Sterne des Himmels mit in ihren Reigen zu ziehen.

Das zweite Mal hat im Wettstreit zwischen Himmel und Erde hohnlachend der Himmel gesiegt. Ich habe es zwar nicht selbst erlebt, aber zwei Infanteristen, die in jener wilden Nacht am Bergwald Posten gestanden und einen sterbenden Artillerieleutnant auf ihrer Zeltbahn zurück zum Verbandplatz getragen, haben es mir erzählt.

So muß es gewesen sein: Ein unnatürlich heißer Tag, der jeden Lebenswillen erschlaffen ließ, war hinter den Bergen versunken. Aber die Nacht hatte keine Abkühlung gebracht. Dumpfe Schwere lastete in der Luft wie ein drohendes Verhängnis. Am weiten Horizont über den Bergriesen war kein Stern friedlich und schön aufgeleuchtet wie sonst. Eine tiefdunkle Wolkenwand hing wie ein schwerer Vorhang dort tief schleppend hinunter ins Land, un-



heilkündend, atembeklemmend in ihrer Schwere und Wucht.

Die ganze Natur schien sich zu ducken vor dem herannahenden Unwetter. Die Anrufe der Posten und Patrouillen klangen gedämpfter und verhaltener als sonst. Selbst der Klang der Gewehrkugeln, die so flugfroh und wie übermütig die Luft durchsangen, schienen heute müder und matter zu sein. Und dann brach es los, das Unwetter. Nicht plötzlich und unvermittelt. Nein, zuerst zuckten aus dem schwarzen Samt des Vorhangs bläuliche, spielende Lichter. Warnend machte sich der Nachtwind auf und schüttelte Bäume und Sträucher, daß ihre Blätter bebten und zitterten, als ahnten sie kommendes Unheil. Dann aber riß plötzlich ein gewaltiger zuckender Blitz den Himmel auseinander und erleuchtete grell blaugrüne Wälder und eisgraue Felsen. Die Wolken schleuderten schwere Tropfen hernieder, murrender Donner rollte über die Täler. Bald folgte Blitz auf Blitz, Echo und Donner reichten sich die Hände, rauschend schüttelten windgepeitschte Wassermengen die Wipfel der alten Bäume.

Tiefer wühlte sich der Soldat in die waldige Erde, fester zog der Posten die schützende Zeltbahn über die Schulter. Eine unruhige, seltsame Erregung klopfte durch ihre Herzen. Die schaurige Schönheit uralter Göttersagen wurde wieder in ihnen lebendig. War das nicht Wodans wilde, rasende Jagd, die jetzt über die Wipfel alter, verwitterter Bäume, über zerrissene Hänge und Schluchten tobte?

Da — Kommandorufe, Kettenklirren, fluchende Stimmen, immer wieder übertönt von Sturm und Wetter.

Eine schwere Batterie wurde in Stellung gebracht. Bald erdröhnten ihre ersten Schüsse über die Gräben der Infanteriedeckung hinweg.

Wieder wetteiferten Erde und Himmel. In das Grollen des Donners mischte sich das furchtbare Krachen der Geschütze. Feuerflammen zuckten aus ihren Rohren und blendeten das Auge, daß das fahlblaue Licht der Blitze dagegen erstarb.

Ein erhabener Zweikampf! Ein fiebernder Taumel der Erregung schien die Kanoniere erfaßt zu haben. Schuß auf Schuß erdröhnte in den wahnsinnigen Lärm der Gewitternacht hinaus. Als einmal ein sekundenlanger Blitz die Landschaft taghell durchleuchtete, zeigte er die Artilleristen wie huschende Zwerge, wie eifrige Gnomen der Bergwelt. Wie in stolzem Spott hatte der junge Offizier, der bei dem ersten Geschütz stand, die Augen hinaufgehoben in den Aufruhr des Himmels — wie in herrischer Überlegenheit war es über die energischen Züge seines jungen Gesichts gehuscht. Dann aber hatten die Wolken einen Blitz von unheimlicher Gewalt geschleudert, jäh hob sich das große Geschütz, wie aufheulend in Wut verspritzte es Tränen zähflüssig geschmolzenen Metalls. Vom Blitz erschlagen lagen die Kanoniere, zu Tode getroffen der junge Offizier, der es gewagt hatte, über urweltliche Gewalten triumphieren zu wollen.

Erschreckt hatten die Infanteristen sich geduckt, ihr Atem versagte vor der erschütternden Kraft des Elements. Aber dem wuchtigen Schlag war kein zweiter gefolgt.

Wohl rollte noch verhallender Donner über die Schluchten, aber sein Zorn schien befriedigt, seine Wut gebrochen.

Wie höhnisches, spöttisches Lachen zuckte huschendes Wetterleuchten noch eine Weile über den Horizont und bezeichnete den Weg, den Wodan der Sieger genommen. Dann folgte der entfesselnden Naturgewalt die wunderbare, sternenklare, waldkühle Bergnacht.

Auch das dritte Mal, da freie Himmelskraft und Erdenschwere sich im Wettstreit trafen, habe ich in tiefer Nacht erlebt.

Es war in der ersten Hälfte des August, in jener Zeit, da die südlichen Sterne so üppig leuchten und glühen, daß sie verschwenderisch und freigebig ganze Händevoll ihres schimmernden, sprühenden Glanzes auf die dunkle Erde werfen.

Die Gelehrten nennen das herabgeworfene Silber Sternschnuppen. Aber poetischer Sinn und lebenswarme Phantasie hat um ihr Leuchten Märchenzauber und Feenglanz gewoben.

Auch wir Soldaten, die wir im lehmigen Schützengraben dem Feinde auf Todesnähe gegenüberlagen, hatten unsre eignen Gedanken, die wir der leuchtenden Bahn der fliegenden Sterne folgen ließen. Waren das nicht Grüße aus der Heimat? Waren das nicht Boten des Friedens, die uns vom Himmel herab Kunde bringen sollten, daß auch in die Welt, die arme zerkämpfte Welt wieder Friede einziehen sollte, dauernd und schön wie der Sternenfriede dort oben?

Aber Blicke und Gedanken wurden bald abgelenkt von den Boten aus einer andern Welt.

Minenwerfer wurden dicht bei uns aufgestellt, in steiler Flugbahn schleuderten sie ihre Geschosse gen Himmel, um sie dann schwer und verderbenbringend auf die feindliche Stellung fallen zu lassen. Der Krach der explodierenden Bomben war so gewaltig, daß die ganze Natur erschüttert zu zittern schien. Senkte sich die Flugbahn des Steilgeschosses, so folgte jedesmal ein rotglühender Schweif sprühender Funken seinem todbringenden Weg.

Und als gerade wieder so ein feuriger Streifen seine Bahn zog, löste sich aus dem Frieden des Firmaments ein großes Meteor los und



sauste durch den Himmelsraum gerade neben die Flugbahn des Geschosses aus Menschenhand, so daß einen Augenblick lang die silberleuchtenden Sterne des Meteorschweifs neben den armseligen Funken aus irdischer Herkunft einherglitten.

Ein ungleicher Wettlauf durch den Weltenraum! Das Meteor war längst hinter dem weiten Bergland versunken, als krachend die Mine zur Explosion kam. Als ob sie sich rächen wollte für ihre Niederlage, erschütterte sie dermaßen mit ihrem Donner den weiten Äther, daß sich oben vom Himmelszelt flimmernd ein paar Sterne lösten, herunterfielen und hoch über der Erde im Dunkel ertranken.

Der Gelehrte würde sagen: Es sind nur die Sternschnuppen des Sirius, die in der ihnen bestimmten Sekunde fallen. Aber das glaubt der Soldat nicht. Der Soldat, der schon seit Monden Tag und Nacht in freier Natur lebt und deshalb ihre Seele besser versteht als der Gelehrte in der engen Stube.

»Der Krach der Mine hat die Sterne losgelöst«, sagen die Musketiere, und dabei bleiben sie.

Das letzte Mal aber, daß ich es erlebte, wie Himmel und Erde miteinander stritten, kämpfte der Mensch mit der Sonne.

Und der Mensch blieb Sieger, lachender, stolzer Sieger.

Wolkenbedeckt war der Himmel. Hinter eine dieser Wolken hatte sich die Sonne verkrochen, und Schatten lagerten über der Erde, ein ungewisses Zwielicht verbreitend.

Tönte da nicht das Brummen eines Propellers? Wo war der Flieger? Schon griffen von der Russenseite zischende Schrapnells suchend in die Luft. Aber noch vermochte das Auge den surrenden Vogel nicht zu entdecken. Doch plötzlich teilte sich die dunkle Wolke vor der Sonne. Wie ein leuchtendes, funkensprühendes goldenes Gefährt sauste der Apparat des deutschen Fliegers daraus hervor. Allen Glanz der Sonne hatte er mitgenommen. So stark glitzerten und funkelten seine Tragflächen, daß er das schauende Auge blendete. Es war uns, als ob der einsame Lenker da oben lichttrunken hinausjauchzen müßte: »Sonne, alte Sonne! Ich habe dich besiegt, auf meinen Flügeln trag' ich deinen Glanz hinab zur Erde!«

So war es wohl auch wirklich. Denn hinter ihrer Wolke kroch dann auch die Sonne hervor. Ein müder, fast lichtloser Ball, der bald in grauem Dunst und Dämmer versank, als ob er sich schämte. Wir alle aber sahen dem Flieger beglückt nach, als hätte er unsre Seele von ihrer Erdenschwere befreit und trüge unsre Sonnensehnsucht jubelnd durch den Weltenraum. — — —

Ja, ja, es geschehen die sonderbarsten Dinge in diesem Kriege — selbst Himmel und Erde treten in Wettstreit.

Unsre Jungen

Sie müssen einen harten Blick bekommen,
Denn so viel Elend, Tod und Greuel stand vor ihm.
Ihr Herz muß wie das starre Eisen werden,
Sonst bräche es ein einz'ger blutdurchglühter Tag.

Und doch: ein Vogellied von schwankem Zweige,
Das froh des Morgens holden Segen preist,
Ein Sternenblick, der an des Tages Neige
Der Sehnsucht ihren Weg zum Frieden weist,

Ein Rauschen, tief aus stillen Waldesgründen,
Bei dem der Heimat Märchen süß erwacht,
Ein Glockenruf, der unsern Gott will künden
Und seiner Liebe unerschöpfte Macht:

Und sieh! Der harte Blick vergeht in Sehnen,
Und betend schmiegt sich um den Stahl die Hand,
Das starre Herz ein Bersten und ein Dehnen,
Ein weiches Blühen: Heimat, Vaterland!

Karl Bienenstein



Der Weltkrieg

Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloff (Gießen)

XVII

Auch im letzten Monat hat auf den Kriegsschauplätzen, wo sich die größten Massen gegenüberstehen, die Ruhe im allgemeinen angehalten. Artilleriefeuer hüben und drüben, Handgranaten-, Minen- und Flugzeuggefechte finden fast täglich, bald stärker, bald schwächer statt, aber keine Partei unternahm etwas Entscheidendes, und nichts ist bekannt geworden, was mit Sicherheit auf eine baldige Änderung dieses Zustandes schließen ließe. Im ganzen hat der Dezember uns im Westen einige Vorteile gebracht, denn in den beiden größeren Teilgefechten haben unsre Truppen die Oberhand behalten. Das erste spielte sich auf dem Schauplatz der letzten großen Schlacht, in der Champagne, ab. Hier eroberten die Deutschen eine Höhe nordöstlich von Souain und erwiesen durch diese Verbesserung ihrer Stellung aufs neue, wie wenig die taktischen Erfolge der Franzosen im Oktober bedeutet hatten. Daß der Gewinn nicht gering anzuschlagen ist, erkannten die Franzosen selbst durch wiederholte vergebliche Versuche, den Verlust wettzumachen, an (7., 9., 23. Dezember). Das andre Gefecht, in dem die Franzosen die Angreifer waren, brachte den Deutschen zwar keinen Geländegewinn, den Feinden aber herbe Verluste. Ein glücklicher Angriff brachte die Franzosen für kurze Zeit in den Besitz des oft umkämpften Hartmannsweilerkopfes (21. Dezember), aber in den folgenden Tagen verloren sie in hartnäckigen Gefechten alle ihre Vorteile wieder und mußten gegen 2000 Mann als Gefangene in deutschen Händen lassen, während sie bei ihrem ersten Erfolg nur etwa 650 eingebracht hatten.

Kämpfe von solcher Ausdehnung hat es an der deutschen Ostfront überhaupt nicht gegeben. Da die Deutschen und Österreicher einstweilen jede Angriffsbewegung eingestellt haben, so blieb es den Russen überlassen, einige Vorstöße zu unternehmen. Meist handelte es sich um Patrouillengefechte; nur an wenigen Stellen, wie am Babit-See (westlich von Riga), zwischen Naros- und Midgial-See, bei Czartorysk und seit Ende des Monats in Ostgalizien und in Beßarabien, kamen größere Mengen ins Gefecht. Hier kündigt sich vielleicht eine entscheidende Aktion an. Überall wurden die Russen abgewiesen, nirgend vermochten sie Boden zu gewinnen. Ein aufreibender Wachtdienst liegt so unsern Truppen jetzt auch an der riesigen rund tausend Kilometer langen Ostfront ob. Besonders schwierig sind die Verhältnisse in dem Sumpflabyrinth östlich von Brest, wo zahlreiche kleine Pfade dem von der ortskundigen Bevölkerung unterstützten Feinde seine Unternehmungen erleichtern. Ein deutscher Divisionsgeneral ist diesen Verhältnissen bei Pinsk zum Opfer gefallen.

So sind die Dinge zu beiden Seiten Deutschlands in der Schwebe, und mit Spannung von größerer oder geringerer Nervosität erwartet die ganze Welt den Augenblick, wo eine neue Offensive von irgendeiner Seite eine neue Phase des Bewegungskrieges zu erzwingen suchen wird.

An der italienisch-österreichischen Front ist, wie die österreichisch-ungarische Heeresleitung mitteilen konnte, die vierte Isonzoschlacht (vom 9. November bis 16. Dezember) siegreich beendet worden. Länger als in den vorhergehenden drei Schlachten (vom 28. Juni bis 6. Juli, 28. Juli bis 6. August, 18. Oktober bis 3. November) hielten die Stürme an, aber es scheint, daß die Italiener bereits mit ihrem Menschenmaterial oder mit dem Erlahmen ihrer Kampfkraft rechnen müssen, denn es gab wiederholt große Pausen zwischen den Angriffen, so daß die Österreicher schon Ende November zu einigen erfolgreichen Gegenstößen übergehen konnten. Allerdings hatten sie dann noch einmal mehrere Tage lang einen heftigen Sturm auszuhalten (vom 7. Dezember ab), aber damit war die Angriffskraft gebrochen, und die Österreicher konnten in glücklichen Überfällen einige verlorene kleine Posten wiedergewinnen. Wiederum hatten sich die italienischen Hauptanstrengungen gegen den Brückenkopf von Görz und Umgebung gerichtet, und an der Stadt Görz ist das im vorigen Monat begonnene Zerstörungswerk vollendet worden.

Die Kämpfe beschränkten sich nicht auf das Gebiet am Isonzo allein. Neben Triest

war auch Trient das Ziel, dem die Italiener zustrebten. Daher machten sie in Judikarien (westlich des Gardasees) und an der südtirolischen Grenze bei Riva und Ladero Angriffe mit Artillerie und Infanterie, vermochten aber nirgend an die österreichischen Hauptstellungen heranzukommen. Vielleicht waren dies auch nur Nebenaktionen, um die österreichische Aufmerksamkeit vom Isonzo abzulenken. Erreicht haben sie an keiner Stelle einen durchschlagenden Erfolg, und Ströme von Blut sind abermals vergeblich geflossen: über eine halbe Million sollen nach den österreichischen Berechnungen die Italiener an Toten und Verwundeten in dem fruchtlosen siebenmonatigen Kriege verloren haben.

Ereignisreicher verlief der Krieg im Orient. An drei Stellen haben die Mittelmächte und ihre Verbündeten solche Vorteile erstritten, daß man von einer Vorbereitung der endgültigen Entscheidung sprechen kann. Zunächst in Serbien. Hier hatten sich nach den Siegen im November zwei neue Kriegsschauplätze herausgebildet, der westliche (serbisch-montenegrinisch-albanische) und der östliche (südmazedonisch-griechische). Auf dem westlichen waren die Erfolge im November noch größer, als sie sich uns vor einigen Wochen darstellten. Die Österreicher konnten vom Sandschak ohne ernstlichen Widerstand in Südmontenegro einbrechen und täglich Tausende an Gefangenen einbringen; in Ipek, das sie am 6. Dezember besetzten, erbeuteten sie sogar gegen 150 Kanonen und zahlreiches sonstiges Kriegsgerät, und weiter im Süden, in den montenegrinisch-albanischen Grenzbergen, machten sie in den folgenden Tagen ähnliche Beute. Neue Kämpfe begannen erst an der Limlinie. Hier erschienen die Montenegriner, die sich in Serbien nicht am Kampf beteiligt, sondern bisher nur die südbosnischen Gefilde heimgesucht hatten, auf dem Plan. Aber auch sie wurden geworfen, wobei den Österreichern Mohammedaner aus dem Sandschak, dem ehemaligen Okkupationsgebiet, tatkräftige Hilfe leisteten. Die Barbarei der Serben und Montenegriner, die im Balkankrieg von 1912 einen Vernichtungskrieg gegen die Moslems in diesen Gebieten geführt hatten, begann sich zu rächen. Gleichzeitig brach von Norden her, die untere Tara entlang, eine österreichische Abteilung in die Schwarzen Berge ein; in der dritten Dezemberwoche war das gesamte Land östlich der Tara in den Händen der Sieger, nur die Festung Berane hielt sich noch. Seitdem hat anscheinend ungünstiges Wetter einen Stillstand in den Operationen erzwungen, aber eine feste Basis zum weiteren Vormarsch auf Cetinje und Skutari ist gewonnen.

Gleichzeitig trieben die Bulgaren, die sich südlich an die Österreicher anschlossen, die Reste der serbischen Truppen aus dem Amselfelde und dem Wardartale über die albanische Grenze und ließen sie durch eifriges Nachsetzen nicht zur Ruhe kommen. Alle wichtigeren Plätze an der serbisch-albanischen Grenze, wie Djekowa, Debra, Ochrida, fielen in ihre Gewalt (bis zum 8. Dezember). Den fliehenden Serben war damit die Möglichkeit, sich an die französisch-englische Armee in Südmazedonien heranzuziehen, genommen; sie mußten suchen, in Durazzo und Valona auf italienische Schiffe zu entkommen. Wie viele die Küste erreicht haben, steht dahin; was der bulgarischen Gefangenschaft entging, hatte einen beständigen Kleinkrieg mit den Mohammedanern zu führen, die sich auch hier erhoben.

In denselben Tagen vollzog sich in Südmazedonien das Geschick der Bundesgenossen Serbiens. Der Zweck der englisch-französischen Armee in Mazedonien war bereits bei ihrer Landung verfehlt, da sie erst die südserbische Grenze erreichte, als der Doppelangriff von Norden und Osten die serbische Streitmacht fast zu Boden geworfen hatte. Überdies war sie viel zu schwach, um durch eiligen Vormarsch wenigstens dem Rest der Serben die Rettung zu bringen. Sie vermochte nur die schwachen bulgarischen Truppen im Süden bis etwa Köprülü zurückzudrücken, mußte sich aber dann, sobald die Bulgaren sich nach ihrem Sieg im Norden im Süden verstärkten, am Schluß des vorigen Monats zurückziehen und den Bulgaren die Initiative überlassen. General Sarrail bezog eine Stellung, die sich mit dem rechten Flügel an den Doiransee lehnte, von da über Grabetz den Wardar entlang bis zur Mündung der Tscherna reichte und die Tscherna aufwärts in die Gegend von Monastir führte. Monastir war noch von Serben

besetzt. Die Bulgaren richteten im Bewußtsein einer großen Überlegenheit den Angriff auf die ganze Front. Zuerst fiel Monastir (4. Dezember) in die Hand einer deutsch-bulgarischen Abteilung, und diese Gefährdung der linken Flanke erzwang auch die Zurücknahme des Zentrums. In den folgenden Tagen verstärkte sich die Wucht des Angriffs. Die Franzosen im Zentrum wurden aus Demikapu am Wardar geworfen (6. Dezember), kurz darauf die Engländer auf dem rechten Flügel bei Kostarinu durchbrochen (8. Dezember), und so in ununterbrochenen Verfolgungskämpfen die Feinde nach Süden getrieben. Trotz zähem Widerstande vermochten sie sich nirgend zu halten, am 12. Dezember bereits war ganz Mazedonien befreit. Nur die Nähe der griechischen Grenze rettete die Geschlagenen vor völliger Vernichtung. Da die Bulgaren aus politischen Gründen an der Grenze haltmachten, kamen die Vierverbandstruppen mit einem geringen Geschützverlust davon, wenn sie auch große blutige Verluste in den Gefechten erlitten haben werden. General Sarrail erhielt so die Möglichkeit, sich nach Saloniki zurückzuziehen und diesen Hafenplatz in ein befestigtes Lager umzuwandeln.

Hier stehen wir vor einem neuen Fragezeichen: wir wissen nicht, wie die griechisch-bulgarischen Beziehungen geregelt werden, ob etwa die griechische Regierung, wie es in manchen Meldungen hieß, den Bulgaren das Einrücken gestatten oder gar den Abzug der Ententetruppen verlangen wird. Von der Entscheidung Griechenlands, das durch die Verhaftung der Konsuln in Saloniki aufs neue gereizt ist, hängt ihr Schicksal ab. Auf jeden Fall ist aber, mögen sie sich auch in Saloniki halten, eine neue Offensive ungeheuer erschwert. Mögen neue Verstärkungen herangezogen werden, mögen selbst — und neuere Nachrichten bestätigen das — Italiener in Albanien landen, um die Bulgaren von Westen zu bedrohen: überall werden die Feinde außerhalb der Tragweite ihrer Schiffsgeschütze unübersteigliche Hindernisse finden. Das einzige, was sie vermögen, ist, einen Teil der bulgarischen Streitkräfte festzuhalten.

Für die Mittelmächte und ihre Verbündeten ist der Erfolg in Serbien und Mazedonien von außerordentlichem Wert. Die Verbindung zwischen Deutschland und dem Orient, deren Bedeutung wir wiederholt hervorgehoben haben, ist gesichert, ein beträchtlicher Teil der feindlichen Streitkraft ist vernichtet, ein andrer wird von dem westlichen Kriegstheater ferngehalten, während unsre Verluste durch das Eintreten islamitischer Elemente bis zu gewissem Grade wettgemacht sein werden. Die Ententefreunde in Griechenland und Rumänien sind in ihrer Neigung stark abgekühlt, schon wagt sich in beiden Ländern die Forderung des Zusammengehens mit den Mittelmächten hervor. Indessen, um eine solche Wendung herbeizuführen, ist die Niederlage der Entente einstweilen noch nicht groß genug.

Die Ursachen der großen englisch-französischen Niederlage sind schon angeführt worden, es liegen aber auch die Grundfehler des Unternehmens so klar zutage, daß man sie nur aus einer Uneinigkeit der Vierverbandsgenossen erklären zu können meint. Es heißt, England habe die Nutzlosigkeit der Landung von vornherein erkannt und sich nur dazu herbeigelassen, weil Rußland mit aller Macht auf einen Versuch zur Rettung Serbiens drang und die französische Regierung auf seine Seite zog. Dem russisch-französischen Einfluß habe England sich fügen müssen. Die Erklärung klingt nicht unwahrscheinlich, da in der Tat Rußland das größte Interesse daran hat, die Politik Deutschlands und seiner Verbündeten auf der Balkanhalbinsel nicht herrschend werden zu lassen, aber selbst nicht imstande ist, sein schwer bedrohtes Ansehen bei den christlichen Balkanvölkern wiederherzustellen.

Die beiden andern Schlappen zogen sich unsre Feinde auf türkischem Gebiete zu, vornehmlich an der Stelle, wo sie den Krieg durch einen mächtigen Ruck zu entscheiden gehofft hatten. Auf der Halbinsel Gallipoli hatten sie ihr Spiel seit der Unterwerfung Serbiens verloren. Nachdem es ihnen nicht geglückt war, die türkische Armee durch einen gewaltigen opferreichen Sturm über den Haufen zu rennen, mußten sie diese Hoffnung endgültig aufgeben, seitdem die Türken alles, was sie für den Krieg brauchten, ungehindert aus Mitteleuropa beziehen konnten. Denn mit der Erschöpfung der

türkischen Vorräte hatte die englisch-französische Heeresleitung stets gerechnet. Wenn die Truppen somit auf einem verlorenen Posten standen, so mögen die Beschwerden des Winters dazu beigetragen haben, den Beschluß, sie zurückzunehmen, zu beschleunigen. Der Anfang wurde mit den Truppen bei Ari Burun gemacht. Allerdings war die Einschiffung angesichts des angriffslustigen Feindes schwierig, aber die Rettung brachte ein dicker Nebel, der den Türken die feindlichen Bewegungen verhüllte: unter seinem Schutze gelang es anscheinend ohne größere Verluste, nur unter Aufopferung einigen Materials, die Schiffe zu erreichen (18./19. Dezember). Noch ist damit das Werk nicht vollendet, denn noch stehen auf der Südspitze feindliche Truppen, und es fragt sich, ob ihnen die Gunst der Witterung hier ebenso zu Hilfe kommt. Zwar haben einige englische Blätter bereits gefordert, daß man diese Stellung nie preisgeben, sondern als ein zweites Gibraltar zur Beherrschung der Dardanellen einrichten müsse; aber an der Ausführbarkeit dieses echt englischen Gedankens darf man zweifeln. Es scheint, daß die Türken jetzt, wo sie über stärkere schwere Artillerie verfügen, die Landungsplätze vom asiatischen Ufer aus unter wirksames Feuer nehmen und damit die Versorgung der Okkupationstruppen in Frage stellen können. Die nächsten Wochen werden vermutlich das Schicksal auch dieser Truppen entscheiden.

Die englische Regierung stellte den Abzug von Ari Burun als großen Erfolg dar, da man die Truppen jetzt an andern Plätzen verwenden könne, und die gut geschulte Parlamentsmehrheit stimmte kräftig in diesen Ton ein, aber es fehlten doch auch kritische Äußerungen — namentlich in der Northcliffepresse — nicht. Sie wiesen auf den Widerspruch zwischen den stolzen Hoffnungen, mit denen Lord Churchill und andre damals maßgebende Männer den Beginn des Unternehmens verkündet hatten, und dem kläglichen Ende, der Flucht bei Nacht und Nebel, hin und tadelten, daß man den unvermeidlichen Rückzug nicht schon früher angetreten habe. Tatsächlich ist England schwer durch die Räumung Gallipolis getroffen worden. Mögen auch die geretteten Mannschaften in Saloniki oder Ägypten neue Verwendung finden, so wird doch dieser Vorteil weit aufgewogen durch die Bewegungsfreiheit, die die Türken erlangt haben. Vor allem war die Bestürmung Konstantinopels unternommen worden, um die türkische Hauptmacht hier festzuhalten und einen Angriff auf Ägypten zu verhindern: jetzt wird England über kurz oder lang mit dem Marsch einer Armee von Hunderttausenden gegen den Suezkanal rechnen müssen. Die Vorbereitungen: Ausbau der Eisenbahnen in Kleinasien und Palästina, Bau von Straßen im Taurus, Ansammlung von Truppen und Material in Etappen von Kleinasien bis Palästina, werden in ausreichendem Maße betrieben worden sein. Das Ereignis, das das Schicksal des Weltkrieges entscheiden kann, beginnt schon seine Schatten vorauszuwerfen: holländische und englische Schiffahrtsgesellschaften haben soeben die Fahrt durch den Kanal aufgegeben und ihren Schiffen den Weg um das Kap vorgeschrieben. Die längere Dauer dieser Fahrt wird die Frachtpreise abermals steigern und die allgemeinen Transportverhältnisse, die bei dem starken Bedarf der Heeresleitung an Schiffen ohnehin sehr schwierig sind, vor neue Aufgaben stellen. Jedes torpedierte feindliche Handelsschiff bedeutet also für die Feinde einen Verlust, der weit über den unmittelbaren Wert des Schiffes hinausgeht.

Wie England ist auch Rußland durch die Unmöglichkeit, das Dardanellentor zu sprengen, hart getroffen worden. Man hatte gehofft, ihm über das Schwarze Meer Kriegsmaterial zuführen und seine Getreidevorräte abnehmen zu können; dem Heer und den Finanzen der stärksten Landmacht des Verbandes bleibt also auch künftig diese Erfrischungsquelle verschlossen.

Mit der ägyptisch-türkischen Frage standen im inneren Zusammenhange die Kämpfe in Mesopotamien, die von den Engländern im vorigen Monat in größerem Maßstabe begonnen worden waren. Von Bagdad aus hofften sie das türkische Expeditionsheer in der Flanke bedrohen und manche noch schwankenden Araberstämme auf ihre Seite ziehen zu können. Die Pforte hätte also beträchtliche Kräfte nach Süden und Osten zur Sicherung entsenden müssen. Eine schwere Niederlage bei Ktesiphon (Anfang Dezember), die den Engländern außer zahlreichen Mannschaften auch Schiffe



und Flugzeuge kostete, begrub diese Hoffnungen. Jetzt schlugen sich die schwankenden Araber zu den Türken, auch in Persien begann es zu gären, und das glimmende Aufstandsfeuer in Indien wird neue Nahrung durch die englische Niederlage erhalten. Zwar halten sich die englischen Trümmer noch bei Kut el Amara, aber die Türken greifen auch hier bedrohlich beständig an.

So sind auf allen Kriegsschauplätzen große Aktionen entweder im Gange oder in Vorbereitung. Auch der politische Himmel ist keineswegs klar. Die unsichere Haltung Rumäniens und Griechenlands kennen wir schon. Doch vor allem ist die amerikanische Politik noch undurchsichtig. Zwar hat Präsident Wilson einmal kräftige Worte gegen Frankreich gefunden, das einige Deutsche auf einem amerikanischen Schiffe festgenommen hatte, aber im übrigen trugen Regierung und ein großer Teil der Presse eine ausgesprochene Unfreundlichkeit gegen die Mittelmächte zur Schau, ja zeitweilig schien es, als ob man in Washington auf einen Bruch lossteure. Noch ist in aller Erinnerung, wie der österreichisch-ungarische Botschafter Dumba auf den Wunsch der Amerikaner abberufen werden mußte, weil er österreichisch-ungarischen Staatsangehörigen widerraten hatte, in amerikanischen Waffenfabriken zu arbeiten; kurze Zeit darauf verlangte die amerikanische Regierung die Abberufung der deutschen Militär- und Marinebevollmächtigten, ohne daß klargeworden wäre, wodurch sie sich mißliebig gemacht haben, und jetzt ist ein weit gefährlicherer Zwischenfall zwischen Wien und Washington aufgetaucht. Den Anlaß bot die Torpedierung des italienischen Schiffes »Ancona« (7. November) durch ein österreichisches Unterseeboot. Da einige Amerikaner dabei umkamen, forderte eine hochfahrende amerikanische Note Entschädigung der Hinterbliebenen und Bestrafung des Kommandeurs des Unterseebootes, ohne ausreichende Beweise für die Schuld des Kommandanten beizubringen. Auf eine kühle Erwiderung der Wiener Regierung, die vor allem Beweise für die amerikanischen Behauptungen verlangte (14. Dezember), erfolgte eine Antwort, die nach amerikanischen Zeitungen als eine Art Ultimatum gelten soll. Der Zwischenfall ist noch nicht abgeschlossen, aber anscheinend ist durch eine neue österreichische Note (vom 29. Dezember), die im wesentlichen den bisherigen Standpunkt wahrt, ein Weg zur Verständigung gefunden. Schwerlich würde allerdings ein Bruch mit Amerika unsern Feinden erhebliche militärische Verstärkungen bringen, vielleicht aber unsern Unterseebootskrieg von mancher Rücksicht befreien, die er jetzt noch im Interesse der neutralen Schiffahrt genommen hat.

Im übrigen ist der Seekrieg auch für uns nicht ohne Verluste abgegangen. Der schmerzlichste war der Untergang des kleinen Kreuzers »Bremen«, der einem englischen Unterseeboot in der Ostsee zum Opfer fiel (17. Dezember). Recht Tüchtiges hat die österreichisch-ungarische Marine durch Zerstörung italienischer Transportschiffe an der albanischen Küste und durch Blockierung Montenegros geleistet. Die englische Schlachtflotte beharrt nach wie vor in ihrer Untätigkeit, wie wiederholte deutsche Kreuzfahrten in der Nordsee festgestellt haben.

Die Wirkung der militärischen Ereignisse auf die kriegführenden Völker ließ sich in den letzten Wochen besser als je vergleichen, da außer dem englischen und französischen auch das deutsche und das italienische Parlament tagten. Danach braucht das deutsche Volk in keiner Weise den Vergleich mit den andern zu scheuen: nirgend wird seine Siegeszuversicht und Opferwilligkeit übertroffen. Frankreich, das sich gern als Musterland der Vaterlandsliebe rühmt, hat soeben in einer patriotischen Hauptprobe versagt: seine Anleihe brachte nicht einmal 4 Milliarden Mark, einen verschwindenden Teil seines unmittelbaren Bedarfs, ein.

Abgeschlossen am 2. Januar 1916

Verantwortliche Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9.
Vertretung für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrkergasse 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Einsendungen nur nach Anfrage an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 35, Lützowstraße 84 a. Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

Westermanns Monatshefte

Geleitet von Dr. Friedrich Düsel
Schriftleitung: Berlin W, Lützowstr. 84a
Vertretung für Österreich-Ungarn:
Dr. R. Wengraf in Wien

Band 119. II — **Februar 1916** — Heft 714

Inhalt:

12985/858 15

Band von
rmanns
tsheften

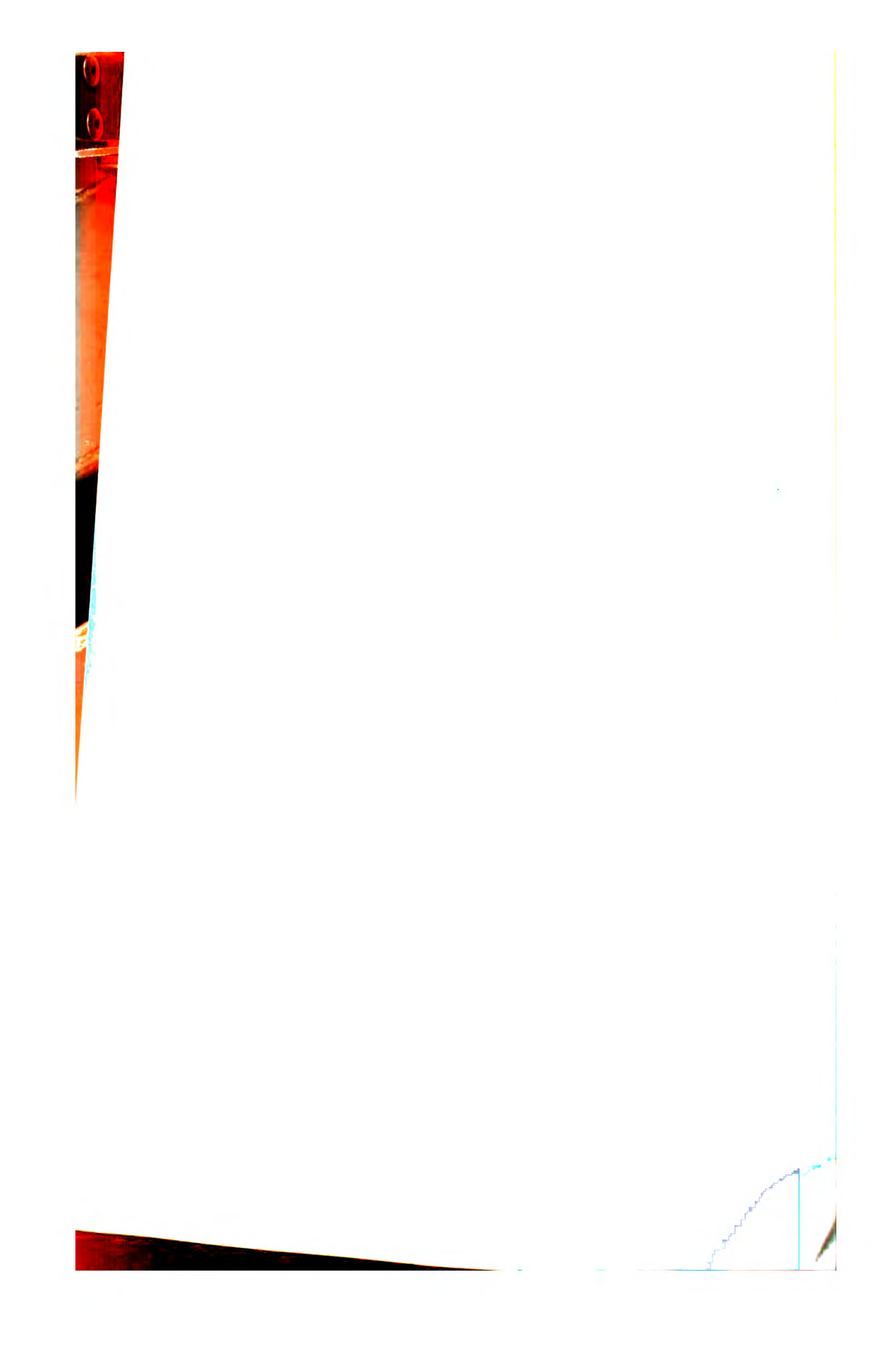
ft 1916 — wird er den Frieden
er wird auch bei seinem Er=
:n der Völker noch andauern?
überlassen die Antwort darauf
:n unsrer Heere. Unsre Pflichten
gilt es auch im neuen Halbjahr,

vorzubereiten,

unsrer Leser empfänglich zu
fragen und Aufgaben, die schon
aus dem aufgepflügten Boden
aates emporsprießen. Es gibt
ie für die deutsche Frau gegen=
einslust und =freude, als mit
:n Händen an dieser vaterlän=
gt zu werden; alle Spielereien
, wie sie anderswo immer noch
en dagegen. Ohne uns selbst
e glauben wir sagen zu dürfen:
sse Ernst dieser Zeit hat
mit ihren Beiträgen, den unter=
ischen, dem Wort wie dem Bild,
. Auch ferner werden wir in
:eratur, Wissenschaft und Leben

tschen Geist

n wir auf allen Gebieten
deutscher Teilnahme an
dlung unsrer Kultur arbeiten.



Der neue Band von Westermanns Monatsheften

beginnend mit dem Märzheft 1916 — wird er den Frieden schon im Lande sehen, oder wird auch bei seinem Erscheinen das blutige Ringen der Völker noch andauern? Wir wissen es nicht und überlassen die Antwort darauf getrost den siegreichen Waffen unsrer Heere. Unsre Pflichten aber kennen wir. Für uns gilt es auch im neuen Halbjahr,

den Frieden vorzubereiten,

die Herzen und Gemüter unsrer Leser empfänglich zu machen für all die neuen Fragen und Aufgaben, die schon jetzt wie Frühlingshalme aus dem aufgepflügten Boden unsers Volkstums und Staates emporsprießen. Es gibt für den deutschen Mann wie für die deutsche Frau gegenwärtig keine größere Daseinslust und -freude, als mit offenem Herzen und tätigen Händen an dieser vaterländischen Kulturarbeit beteiligt zu werden; alle Spielereien und persönlichen Eitelkeiten, wie sie anderswo immer noch gehätschelt werden, erblassen dagegen. Ohne uns selbst rühmen zu wollen, das eine glauben wir sagen zu dürfen: der hohe, siegesgewisse Ernst dieser Zeit hat Westermanns Monatshefte mit ihren Beiträgen, den unterhaltenden wie den darstellerischen, dem Wort wie dem Bild, auf dem Posten gefunden. Auch ferner werden wir in der bildenden Kunst, in Literatur, Wissenschaft und Leben

den deutschen Geist

pflegen, auch ferner werden wir auf allen Gebieten deutscher Arbeit und deutscher Teilnahme an der Vertiefung und Veredlung unsrer Kultur arbeiten.







Aufn. Schöbel, Charlottenburg

Kriegsweihnachten im Lazarettzuge

Neue literarische Erscheinungen.

Bis Ende Dezember sind die nachfolgenden neuen Erscheinungen des Buchhandels bei uns eingelaufen. Besprechungen in der „Literarischen Rundschau“ bleiben vorbehalten. — Rücksendung der Exemplare aber erfolgt nicht.

Aus einem Tagebuch 1914. Von Adolf Hengeler. Sechste Mappe. Preis M. 4,—. München, Verlag Carl Schnell.

Banse, E.: Die Türkei. Eine moderne Geographie. Buchschmuck von Carlos Tips. Mit 62 Abbildungen und einer farbigen Kulturkarte. Geb. M 16,—. Braunschweig, Berlin u. Hamburg, George Westermann.

Bäte, L.: Sommerfahrten. Gedichte. 75 Pfg. Leipzig, Bruno Volger.

Biese, Alfred: Poesie des Krieges. Neue Folge. Berlin, G. Grote.

Birt, Th.: Schiller der Politiker im Licht unserer großen Gegenwart. Geb. 80 Pf. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

Blätter, Die weißen. Eine Monatsschrift. Herausgeber: René Schickele. 2. Jahrg., 11. Heft. Vierteljährlich M. 5,—, Einzelpreis M. 2,—. Leipzig, Verlag der Weißen Bücher.

Blätter, Dramatische. Herausgegeben vom Metzer Stadttheater.

Blum, Helene: Der Nordpolkönig. Märchendichtung. M. 1,—. Leipzig, Bruno Volger.

Brausewetter, Artur: Don Juans Erlösung. Roman. Geh M. 4,50, geb. M. 5,50. Braunschweig, Berlin u. Hamburg, George Westermann.

Buschenhagen, Dr. Fritz (Oberleutnant), und **Walter Lucke** (Leutnant): Die Herbstschlacht in der Champagne und im Artois 1915. Mit 5 Kartenskizzen. 80 Pf. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Bilder aus der Zeit

Feldmarschall Erzherz. Friedrich von Österreich

Wie wenig sich die bildenden Künste durch den Krieg in ihrem Schaffen lahmlegen lassen, wieviel neue Anregung und neue Stoffe sie vielmehr aus ihm zu gewinnen verstehen, lehrt uns fast jede kleine und große Kunstausstellung dieses Winters. Besonders freilich ist es die Malerei als die beweglichste der drei Schwestern, die gern ihre Werkstatt an der Front aufschlägt; man denke nur an die vielen Feldherrnbildnisse, die „zwischen den Schlachten“ entstanden sind. Ab und an hört man auch von einem plastischen Bildwerk, wenn es den Schöpfern auch nur selten beschieden ist, es an Ort und Stelle völlig zum Abschluß zu bringen. So wird auch die Bildhauerin **Helene Scholz** die hier wiedergegebene Bildnisbüste des **Feldmarschalls Erzherzog Friedrich von Österreich**, des Oberbefehlshabers der österreichischen Armeen, im Hauptquartier wohl nur angelegt haben, um sie daheim in der Werkstatt zu der ebenmäßigen Form zu bringen, die das Werk auszeichnet.

Neue literar. Erscheinungen

(Fortsetzung).

Deutsches Bühnen-Jahrbuch. Theatergeschichtliches Jahr- und Adressenbuch. Herausgegeben von der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger, Berlin. 27. Jahrgang 1916. Berlin, F. A. Günther & Sohn, A.-G.

Deutsche Heldenhaine. Herausgegeben im Auftrage der Arbeitsgemeinschaft für Deutschlands Heldenhaine von Willy Lange. M. 1,75. Leipzig 1915, Verlag J. J. Weber.

Dürr, M.: Die Geschichte von Herrn Steinhausers Uhr. Engelhorns Romanbibliothek Bd. 16. Geb. 75 Pf. Stuttgart, J. Engelhorns Nachf.

Ebner-Eschenbach, Marie von: Das Gemeindekind. 16 Aufl., 37.—39. Tausend. Geh. M. 3,— Berlin, Gebr. Paetel (Dr. Georg Paetel).

Elster, Ernst: Deutschtum und Dichtung (Rektoratsrede). Marburger Akademische Reden, Nr. 33. 60 Pf. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlg.

Endres, F. C.: Die Türkei. Bilder und Skizzen von Land und Volk. Geb. M. 5,—. München, C. H. Beck.

Engel, Ed.: 1914. Ein Tagebuch. Mit Urkunden, Bildnissen und Karten. Erscheint in 8—14täg. Lieferungen zum Preise von 50 Pf. 29. Lieferung. Braunschweig, Berlin u. Hamburg, George Westermann.

Eucken, Rud.: Die Träger des deutschen Idealismus. Aus der Sammlung „Männer und Völker“. M. 1,—. Berlin, Ullstein & Ko.

Faßbender, M.: Wollen eine königliche Kunst. Gedanken über Ziel und Methode der Willensbildung und Selbsterziehung. 2. und 3. umgearbeitete Aufl. M. 2,60, geb. in Leinwand M. 3,40. Freiburg i. B. 1916, Herder'sche Verlagshandlg.

Federn, Karl: Dante und seine Zeit. 2. Aufl. Geb. M. 6,—. Leipzig, Alfred Kröner Verlag.

Feldmann, Dr. Wilhelm: Mit der Heeresgruppe des Prinzen Leopold von Bayern nach Weißrußland hinein. M. 1,80. München, C. H. Beck.

Fischer, Max: Heinrich von Kleist der Dichter des Preußentums. Geb. 80 Pf. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

Franke-Schievelbein, Gertrud: Stilles Heldentum und andere Novellen. Geh M. 4,50, geb. M. 5,50. Braunschweig, Berlin u. Hamburg, George Westermann.

Graul, Richard: Einführung in die Kunstgeschichte. 7. Aufl. Geb. M. 7,50. Leipzig, Alfred Kröner Verlag.

Freyberg, Karl Freiherr von: Thorund. Märchen in und aus der Weltgeschichte. Geh. M. 7,50, geb. M. 9,—. Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.

Hagen, Osc.: Correggio Apokryphen. Eine kritische Studie über die sogenannten Jugendwerke des Corregio. M. 4,—. Berlin, Hyperion-Verlag.

Haeckel, Ernst: Ewigkeit. Weltkriegsgedanken über Leben und Tod, Religion und Entwicklungslehre. Geh. M. 1,50, in Pappband M. 2,—. Berlin, Georg Reimer.

Haering, Th.: Lieder in der Heimat 1914—1915. Geb. 60 Pf. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Hansjakob, Heinrich: In Belgien. Reiseerinnerungen aus dem Jahre 1879. Volksausgabe. Steif geh. M. 2,40. Stuttgart, Adolf Bonz & Ko.

Harbou, Thea von: Du junge Wacht am Rhein. Ein Kriegsbuch für die Jugend. M. 3,—. Stuttgart, Verlag von Levy & Müller.

Hirschfeld, Georg: Der japanische Garten. Roman aus dem Jahre 1914. Geh. M. 5,—, in Leinen geb. M. 6,—. Berlin, Gebr. Paetel (Dr. Georg Paetel).

Keller, Paul: Ferien vom Ich. Roman. Geb. M. 5,—. Breslau, Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn.

Keller, Paul: Grünlein. Eine deutsche Kriegsgeschichte. Bilderschmuck von Walter Bayer. Geb. M. 1,—. Breslau, Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn.

Klein, Dr. Franz: Amerika und der europäische Krieg. K 1,—. Wien 1915, Manz'sche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung.

Klug, P. Hubert: Heldinnen der Frauenwelt. Biblische Vorbilder für Jungfrauen. M. 1,80. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagshandlung.

Kriegs- und Friedenskalender für den deutschen Feldsoldaten, Bürger und Landmann auf das Jahr 1916. 40 Pf., Sammlerausgabe M. 1,—. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung.

Unterrichts- und Pensionats-Anzeigen

Landschulheim Am Solling
bei Holzminden
Reformschule auf dem Lande. Lehrplan der Oberrealschule m. Lateinkursen in Ob.-Sekunda bis Ob.-Prima. Ausführl. Prospekt durch den Direktor **A. Kramer.**

Zurückgebliebene
Sorgf. Pflege, Erziehg., Unterricht u. Vorbild. z. einem Lebensberuf finden geistig in dem Schröterschen Institut, gegr. 1873. Dresden-N., Oppelstr. 44. Prosp Hyg.-Ausst. Dresden. Silb. Med.

Töchterheim und Lyzeum
Heidelberg-Neuenheim
staatlich anerkannt. — Geleitet von Herrn u. Frau Direktor **Steinkellner.**

Waldpädagogium Bad Berka i. Th.
Erziehungsschule nach Godesberger Art, bietet gediegenen Unterr., persönl. Fürsorge u. Erziehung. Lehrer und Erzieher, Hausmütter u. Arzt wirken Hand in Hand. Auch zarte Kinder gedeihen vortrefflich.

Ev. Pädagogium Godesberg a. Rh. Gymnasium, Realgymnasium u. Realschule (Einj.-Berecht.). Kleine Klassen. Familien-Erziehung. Körperl. Fürsorge. Jugendsanator., Zweiganst. in Herchen (Sieg) i. ländl. Umgeb. u. herrl. Waldluft. Direkt.: Prof. **O. Kühne, Godesberg a. Rh.**

Töchterheim Schliwa
Heidelberg *Röderweg 8c*

Berlin Sprach- u. Handelslehrinstitut für Damen von Frau Elise Brewitz
Potsdamer Str. 90. Telephon Lützow 8435.
Höhere Handelsschule, Handelsschule
Handelslehrerinnen-Seminar
mit staatlicher Prüfung.

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg
Gymnasial-Realklassen. Erfolgreicher Übertritt in **Prima** u. **Sekunda** (7./8. Kl.). **Mod.** bewährte Einrichtung. Sport. Spiel. Großes eigen. Spielfeld. Wandern. Fluß- und **Hallenbäder.** Werkstätte. Gartenarbeit. Vorzügl. empfohlenes **Familienheim** in eigner Villa. **Keine** Schlafsäle. Einzelbehandlung. Verkürzte Unterrichtsstunden. Förderung **körperlich** Schwacher u. **Zurückgebliebener.** Aufgaben unt. Anleitg. in tägl. **Arbeitsstund.** Prüfungsergebnisse. Prospekte durch die Direktion. — Seit 1895: **312 Einjährige, 193 Prima** und **Obersekunda** (7.-8. Kl.).

Solbad Suderode (Harz)
Töchterheim Opitz
Gediegene wissenschaftliche, hauswirtschaftl. u. gesellschaftl. Ausbildung. Aufnahme v. 14. Jahre an. Vorzügl. empfohl.

Braunschweig
Soffsche höhere Lehranstalt.
Unt. Herzogl. Oberschulkomm. steh. Vorbereitungsanstalt f. Abitur.-, Prima-, Einj.-Freiw.-Prüfung. Damen schnell u. sicher f. Abitur.-Vorb. Vorzügl. Erfolge. Prosp.

Deutsche Kolonialschule Witzenhausen-Wilhelmshof an d. Werra
Vorbereitung für jg. Männer, welche über See einen Beruf als Pflanzungsbeamte, Land- u. Viehwirte suchen. Mindestmaß d. Vorbildung: Berecht. z. Einj.-Dienst.
Prof. **E. A. Fabarius,** Direktor.

Dr. H. Krause (Inh. u. Leit. Dr. Ed. Busse) **Halle a. S.**
höh. Vorbereitungsanstalt f. Abitur.-, Prima- und Einj.-Exam., sowie für alle Klass. höh. Lehranst. 25 jähr. glänzende Erfolge, siehe Prosp. **Pension.**
Besondere Damenklassen.

Sondershausen (Thüringen). Residenz in Bergen und Wäldern. Musikstadt.
Städt. Lyzeum, Oberlyzeum
(Seminar) **Studienanstalt** (dreiklassiger Aufbau auf dem Lyzeum). Lehrerin- und Studienanstaltszeugnisse auch für Preußen usw., und zum Universitätsstudium usw.
Auskunft durch den Direktor.

Adele Gerhard
Die Geschichte der Antonie van Heese
Roman. M. 4,50, geb. M. 5,50.
Verlag George Westermann, Braunschweig, Berlin und Hamburg.

Wo wohne ich während der Reise?

Neuerbaute
Kuranstalt Stillachhaus
870 m **Oberstdorf** 870 m
für innere u. Nervenkranke. Höchstgeleg. u. sonnigstes Sanatorium d. bayer. Alpen. Das ganze Jahr geöffn. Prosp. **Dr. Saathoff.**

Dresden
Hotel Bellevue
Weltbekanntes, vornehmes Haus in unvergleichlich herrlicher Lage an der Elbe und Opernplatz, **umgebaut und zeitgemäß erneuert.** Zimmer von 4 Mark an.



Sanatorium Am Goldberg
Bad Blankenburg .... **Thüringer Wald**
Von Professoren und Ärzten gut empfohlen. Winterkuren. Höchstzahl **50** Kurgäste. Prospekt kostenlos. Telephon 44. Dr. med. Karl Schulze, Besitzer.

WIESBADEN
Hessischer Hof vorm. **Engl. Hof**
Bekanntes Kochbrunnenbadhaus, Kur- und Familienhotel. Modernste Einrichtung bei mäßigen Preisen. Prosp. frei.

Silberne Gedenktaler
in künstlerischer Ausführung mit Porträts aller unserer **Heerführer!**
Abbildungen kostenlos! .... **Stück M. 4,50.**
L. Chr. Lauer, Münzprägeanstalt
Nürnberg 38, Kleinweidenmühle 12. **Berlin SW,** Ritterstr. 56.

Harmoniums von 46 bis 2400 Mark.
Bes. auch von jedermann ohne Notenkenntnis sofort 4 stimm. spielbare Illustr. Kat. **umsonst. Aloys Maier, Hofl., Fulda.**

Aus Bädern und Kurorten

DAVOS der größte und vornehmste Hochgebirgs-Kurort und Sportplatz der Schweiz
1500—1800 m ü. M. 7000 Fremdenbetten
Prospekte durch den Verkehrsverein.

Bad-Nauheim heilt und lindert **Herzkrankheiten,** Rheumatismus, Gicht, Rückenmarks-, Frauen- und Nervenleiden sowie Verwundungen, Knochenbrüche usw.

Winterkur 1915/16

Während des ganzen Winters Bäder und Kurhaus geöffnet
Konzerte / Abendunterhaltungen / Theater / Herrl. Park- u. Waldspaziergänge
Ermäßigte Kurabgabe / Für Feldzugsteilnehmer Vergünstigungen
Prospekte durch „Geschäftszimmer Kurhaus, Bad Nauheim".





Gratis ca. ½ Million **Weihnachtsgeschenke**
be illigte den Hausfrauen der Orbicol-Versand. Verlangen Sie nur das **echte Orbicol.** Auf jedem Beutel muß **„Orbicol" stehen.** Wo nicht vorrätig, Muster für 4 Pfd. **allerfeinsten** Kunsthonig gegen 45 Pf., 3 Pack. für 12 Pfd. M. 1,25 frei.
Orbicol-Versand, Breslau 378.

Sanatorium Schierke im Harz
Physikalisch-diätische Heilanstalt mit Tochterhaus
Kurhotel Barenberger Hof in der Villenkolonie Barenberg (Post Schierke)
für Nerven-, Herz-, Magen-, Darm- und Stoffwechselkranke, Erholungsbedürftige. Moderner Komfort, vorzügliche Verpflegung. Diätküche. Moderne Kureinrichtungen. Anerkannt schöne, geschützte Lage. Das ganze Jahr geöffnet.
Geh. Sanitätsrat Dr. Haug. Dr. Kratzenstein.



Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz **Diätet. Kuren nach Schroth** Herrliche Lage **Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh.** Prosp. u. Brosch. frei.
Abteilung f. Minderbemittelte: pro Tag 5 M.

Deutsche Meisterprosa
Von Prof. Dr. Eduard Engel.
Elegant gebunden M. 5,—.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.



Neue literar. Erscheinungen

(Fortsetzung).

Kriegsbuch für die Jugend und das Volk. Jahrg. 1915/16, Heft 1 (V 2. Jahrg.) „Mußestunden". Eine Zeitschrift für Jugend und Volk. Halbjährlich 10 Hefte M. 1,50. Bei Bezug in einzelnen Heften das Heft 20 Pf. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung.

Krieg 1914/15 in Wort und Bild, Der. Bongs illustrierte Kriegsgeschichte. Heft 54 bis 56. Preis je 30 Pf. Stuttgart, Deutsches Verlagshaus Bong & Ko.

1914/15 Kriegsnovellen. Bd. 3: Helden. Gesammelt von Heinrich Goebel. Berlin, Morawe & Scheffelt.

Künstlerischer Wandschmuck für Schule und Haus. 1. Teil: Farbige künstlerische Heimatbilder. Originalsteinzeichnungen, herausgegeben und mit Begleitwort versehen von Prof. A. Herget. Verzeichnis 40 Pf. Leipzig, Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase.

Laufen, Paula: Dorothee Staufer Roman. Geh. M. 4,50, geb. M. 5,50. Braunschweig, Berlin u. Hamburg, George Westermann.

Lebensbücher der Jugend. Braunschweig, Berlin und Hamburg, George Westermann:
- Bd. 27: Jeus Rothe, W., Unsre Kriegshelden. Berichte aus dem Völkerringen. Mit Bildern von Georg Preve-Lindau.
- Bd. 28: Wiener, Oskar, Unsre Flieger im Felde. Ein Preisbuch der Tapferkeit. Mit Bildern von Georg Jilovsky.
- Bd. 29: Düsel, Friedr., Der abenteuerliche Simplizissimus von Grimmelshausen. Eine Geschichte aus dem Dreißigjährigen Kriege. Mit Bildern von Hanns Röhm.

Jeder Band geb M. 2,50.

Lehmann, P.: Der lebendige Baum. Kart. M 2,—, geb. M. 3,—. Halle a. S., Verlag Otto Hendel.

Linzen, K.: Aus Krieg und Frieden. Novellen. Geh. M. 2,50, geb. M. 3,50. München, Verlag Kösel.

Literarische Gesellschaft, Die. Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft zu Hamburg. Heft 6. Hamburg, M. Glogau jun.

Mayer, Prof. Dr. Jul.: Alban Stolz und Kordula Wöhler (Kordula Peregrina). 3. Aufl. Geb. M. 5,20. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlg.

Mehlis, Dr. Georg: Gestalten des Krieges. Geh. M. 1,50. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Mein Vaterland. Deutsche Jugendbücher zur Pflege der Vaterlandsliebe. Stuttgart, Adolf Bonz & Ko.:
- Bd. 24: Wachler, Ernst, Der Durchbruch von Brzeziny. Feldzugserinnerungen aus Russisch-Polen.
- Bd. 25: Rothermund, Otto, Mit den Württembergern in Feindesland! Erste Kriegserlebnisse in Frankreich.
- Bd. 26: Bitense, Otto, Weltkriegsbilder. Nach Berichten von Mitkämpfern und Augenzeugen zusammengestellt. Neue Folge.
- Bd. 27: Wagner, Rich., Der deutschen Flotte Heldentaten. Bilder aus dem Seekrieg. Nach Berichten von Mitkämpfern und Augenzeugen dargestellt.

Jeder Band in Pappband gebunden 60 Pf.

Meister Johann Dietz, des Großen Kurfürsten Feldscher und Königlicher Hofbarbier. Nach der alten Handschrift in der Königlichen Bibliothek zu Berlin. Zum ersten Male in Druck gegeben von Dr. Ernst Consentius. Ebenhausen b. München, Wilh. Langewiesche-Brandt.

Mewis, Marianne: Die Wolfsjägerin. Band 19 aus „Engelhorns Romanbibliothek". Brosch. 50 Pf., geb. 75 Pf. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorns Nachf.

Muck, Richard: Die Gebote der Friedenszeit. Ein Kampfruf zur großen inneren Befreiung. Wien, Karl Gerold's Sohn.

Müller, Hans von: E. T. A. Hoffmanns Tagebücher und literarische Entwürfe. Erster Band, enthaltend die Texte der Tagebücher und ein Verzeichnis der darin genannten Werke Hoffmanns. Geh. M. 10,—, in Halbfranz geb M. 12,—; auf Büttenpapier, geh. M. 20,—; auf Japan-Papier, geh. M. 40,—. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel).

Musik für Alle. Band XI, Nr. 122: Matthäus-Passion von J. S. Bach. 50 Pf. Berlin u. Wien, Ullstein & Ko.

Possart, Ernst von: Erstrebtes und Erlebtes. Mit 11 Bildertafeln. In Leinen M. 6,50, in Halbleder M. 7,50. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Preuß, Hans: Das Bild Christi im Wandel der Zeiten. Leipzig, R. Voigtländer's Verlag.

Quelle, Otto: Belgien und die französischen Nachbargebiete. Eine Landeskunde für das deutsche Volk. M. 3,—. Braunschweig, Berlin u. Hamburg, George Westermann.

Riesch, Helene: Die heilige Katharina von Siena. Ein Zeitbild aus dem italienischen Mittelalter. Mit 9 Bildern. Geb. M. 2,50. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung.

Sauer, Marie: Die da Sehnsucht tragen ... Gedichte. M. 1,50. Barmen, Verlag E. Biermann.

Schär, Dr. med. O.: Warum noch nervös? Ein Appell an Mutlose. M. 2,60. Olten, Herm. Hambrecht.

Schäuffelin, Hans: Leiden, Sterben und Auferstehung unseres Heilandes Jesu Christi. In den Worten des Evangeliums mit 17 Bildern. 80 Pf. Leipzig, R. Voigtländer's Verlag.

Schneider, Dr. Karl Camillo: Natürliche Menschheitsgeschichte. In 20 Bildern von der Urzeit bis in die Zukunft. M. 1,50. Wien, Orion-Verlag.

Schoepp, Meta: Blockade. Roman. Geb. M. 3,—. Berlin, Ullstein & Ko.

Schröder, P. Friedr.: Sankt Michaels Schwert. Dramatische Dichtung in fünf Aufzügen. M. 1,50. Leipzig, Bruno Volger.

Seele des Tieres, Die. Berichte über die neuen Beobachtungen an Pferden und Hunden. Herausgegeben von der Gesellschaft für Tierpsychologie. Mit einem Vorwort von Dr. H. E. Ziegler. M. 1,50. Berlin, Verlag von W. Junk.

Seemann, August: Dreieinigkeit. Nige plattdütsche Gedichten. Berlin, W. Röwer.

Sieben Monate an der Ostfront als Kraftwagenführerin. Kriegserlebnisse von Annemarie Reimer. M. 1,—. Mannheim, Verlag der Hofbuchdruckerei Max Hahn & Ko.

Spemanns Alpenkalender 1916. M. 2,—. Stuttgart, W. Spemann.

Sommer, Rud.: Die schwarze Garde. Kriegserlebnisse eines freiwilligen Automobilisten in Rußland 1914/15. Mit 7 Abbildungen. M. 2,—. Geb. M. 3,—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Stelter, Joh.: Aus eiserner Zeit. Gedichte aus dem Kriegsjahr 1914/15. M. 1,—. Leipzig, Bruno Volger.

Stern, Dr. Norbert: Mode und Kultur. 3. u. 4. Lieferung. Jede Lieferung M. 1,20. Expedition der Europäischen Modenzeitung.

Storm, Theodor: Briefe an seine Frau. Geb. M. 4,50. Braunschweig, Berlin u. Hamburg, George Westermann.

Storm: Zur Wald- und Wasserfreude. Taschenausgabe. 2. Auflage. Berlin, Gebr. Paetel.

Stuart Fullerton, George: The Truth about the German Nation. Kart. M. 1,50. München, R. Oldenbourg.

Stümcke, Heinrich: Vor der Rampe. Neue dramaturgische Blätter. Geb. M. 4,50 Oldenburg, Schulzesche Hofbuchdruckerei und Verlagsbuchhandlung R. Schwartz.

Sudermann, Herm.: Die entgötterte Welt. Szenische Bilder aus kranker Zeit Inhalt: Die Freundin. — Die gutgeschnittene Ecke. — Das höhere Leben. Geh. M. 3,50, geb. M. 4,50. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

Ulmer, Friedrich: Sturmgeboren! Lieder aus dem Kriege. 4. Aufl. M. 1,— München, Paul Müller.

Unglehrt, Max: Traum und Leben. Dramatische Dichtung in drei Akten. Brosch. M. 2,—, geb. M. 3,—. Friedewald-Dresden, Verlag Aurora.

Vater ist im Kriege. Ein Bilderbuch für Kinder. Herausgegeben von der Kriegskinderspende deutscher Frauen, Berlin. Kronprinzenpalais. M. 1,20. Berlin, Hermann Hillger.

Vesper, Will: Vom großen Kriege 1914—1915. Gedichte. 3. Heft. 80 Pf. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck.

Voß, Rich.: Mit Weinlaub im Haar Roman. Engelhorns Roman-Bibliothek Bd. 12. 75 Pf. Stuttgart, J. Engelhorns Nachf

Weinrich-Klaas, Erika: Jungdeutschland halte Wacht! Erzählungen für das deutsche Volk. M. 1,—. Mannheim 1915, Verlag der Hofbuchdruckerei Max Hahn & Ko.

Welt-Panorama, Das große, der Reisen, Abenteuer, Wunder, Entdeckungen und Kulturtaten in Wort und Bild. 15. Band. Stuttgart, W. Spemann.

Wieder, Konrad: Der Teutone. Kriegsroman. Geb. M. 4,—. Leipzig, C. F. Müller Verlag.

Wundt, Wilh.: Die Nationen und ihre Philosophie. Ein Kapitel zum Weltkrieg. Taschenausgabe. In Leinwand geb. M. 1,20. Leipzig, Alfr. Kröner.

Zeitbücher, Die. Jeder Band 50 Pf. Konstanz, Reuß & Itta:
- Bd. 23: Schussen, W., Der geadelte Steinschleifer.
- Bd. 24: Hesse, Hermann, Am Weg.
- Bd. 25: Hörth, Otto, Heimat, für die wir kämpfen.
- Bd. 26: Rieß, Richard, Der trockene Fisch.
- Bd. 27: Sezauer, A., Feldpredigten von einem Laien.
- Bd. 28: Schäff, Heinrich, Im Zeichen der Stunde.

Zimmermann, Emil: Meine Kriegsfahrt. Von Kamerun zur Heimat. M. 1,—. Berlin, Ullstein & Ko.

Geschäftliche Mitteilungen.

Die drei Tannen sind als Schutzmarke der berühmten Kaiser's Brust-Caramellen in allen Kreisen des Volkes bekannt geworden. Wie notwendig eine solche Schutzmarke ist, ersieht man aus der Tatsache, daß es viele Nachahmungen gibt, von denen aber nicht eine auch nur annähernd jene Volkstümlichkeit erlangte, wie Kaiser's Brust-Caramellen, die den Vorzug angelegentlicher ärztlicher Empfehlung genießen, und die jetzt fast jedem in der Front stehenden Krieger aus den Millionen roter Päckchen bekannt sind, welche als postfreie Feldpostpackung gern versendet werden.

Bad-Nauheim. Bis zum 16. Dezember 1915 — 23042 Kurgäste angekommen. Bäder wurden bis dahin 315504 abgegeben.



Westermanns Monatshefte



September 1915

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus


DEUTSCHER COGNAC
Asbach
„Uralt"

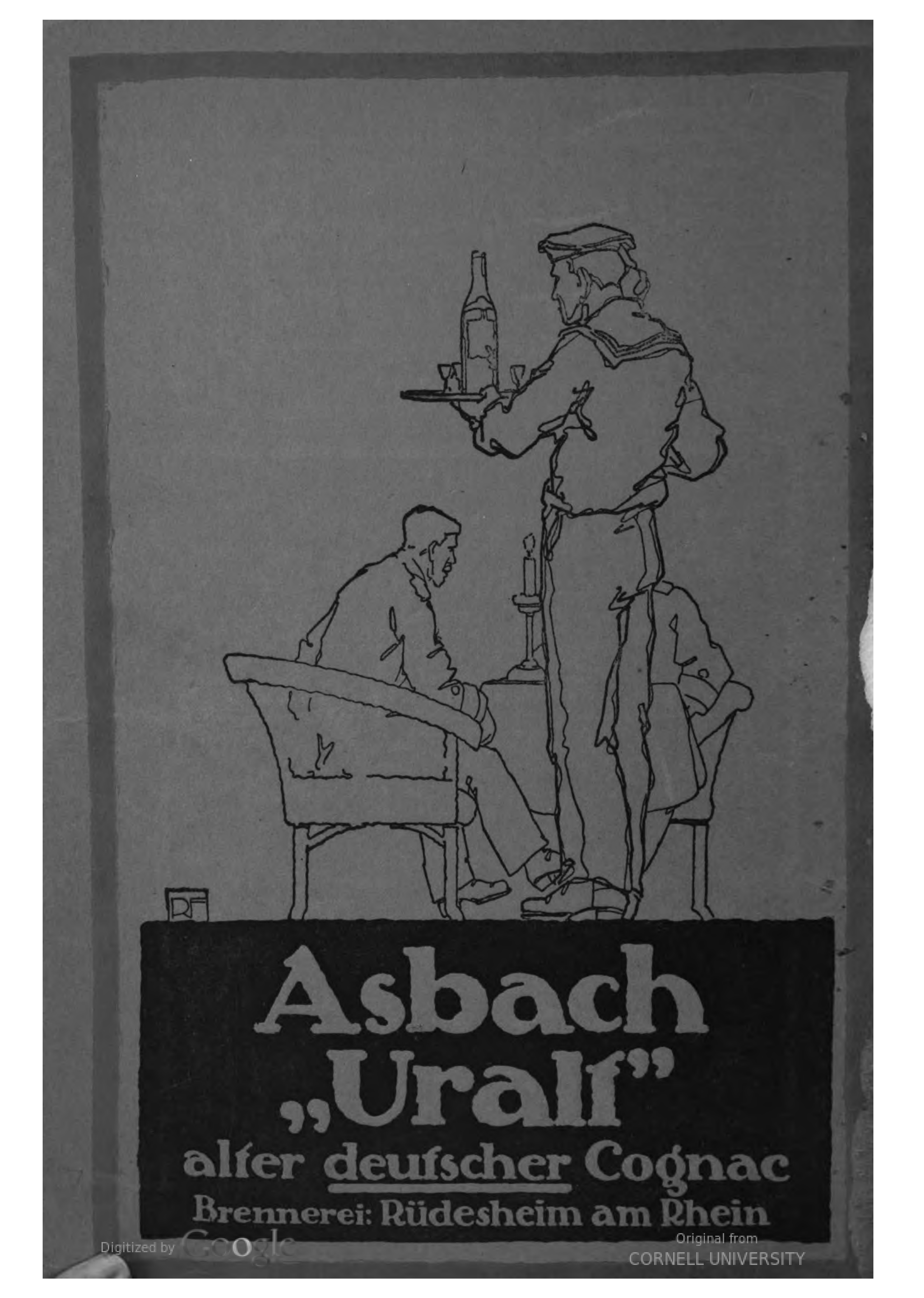
Westermanns Monatshefte



Februar 1916

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus


Verwendet „Kreuz-Pfennig" Marken
zu 1, 2, 5 u 10 Pfennig:
Wo am Orte nicht zu haben, wende man sich an
die „Kreuz-Pfennig" Sammlung:
Berlin. Abgeordnetenhaus Zimer 12.
Postscheckkonto Berlin 20997, Fernsprecher Zentrum 9041
KREUZ-PFENNIG
5
SAMMLUNG 1914
10


Asbach
„Uralt"
alter deutscher Cognac
Brennerei: Rüdesheim am Rhein

